Geſchichte
eines
bei Jena gefangnen
# preußiſchen Offiziers.

Mit
einem Gemälde von Berlin im Winter $180\frac{6}{7}$.

Von

Julius v. Voß.

Erſter Theil.

Berlin,
bei Ch. G. Schöne 1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

Einleitungs-Kapitel.

Ihr denen unſklaviſche Völker, das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, wie tödtet ihr ſie mit ihren eigenen Waffen?
Ihr Väter der Menſchen, begehrt ihr noch mehr glückſelige Kinder,
So kauft ſie doch ohne das Blut der erſtgeborenen, hört mich
Ihr Fürſten, daß Gott euch höre! Gebt ſeine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Roſſe zurück, ſpannt eure Segel dem Oſt auf,
Und ärndtet den Reichthum der Inſeln im Meer. Pflanzt menſchliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein, belohnt mit Anſehn und Ehre,

Die deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
Forſcht nach in den Hütten, ob nicht entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiſer ſich ſelber dort lebt, und ſchenkt ihn dem Volke zum Richter,
Er ſchlag im Pallaſte den Frevel, und helfe der weinenden Unſchuld.

Kleiſt.

Erhabner Apoſtroph, voll von den edelſten Erinnerungen ſchöner Weisheit! Seitdem der fühlende Dichter dich ſeiner Gegenwart zurief, treibt die Menſchheit ihr Entwicklungsgeſchäft ein halbes Jahrhundert länger fort, das Erkenntniß des Guten reifte an ſo manchen neuen herben Erfahrungen, aber dennoch ſucht man noch immer vergebens nach der allgemeinen Völker-Moral. Ihr Bild iſt das Eigenthum ſchöner Gemüther, ſie denken ſich gerührt die Möglichkeit eines Richterſtuhls der Nationen, wo die Zwiſte nach heiligen unblutigen Verträgen entſchieden würden, aber aus dem Gebiete des Traums, trat das Bild noch nicht in die Wirklichkeit. Immer wird das Schwert aufgerufen, wenn der Mächtigen Zorn entglüht; und in unſern Tagen erbitterter wie je.

Woher die unfreundliche Erſcheinung? Warum muß der Menſch für das was er ſeine Gerechtſame nennt, immer den Kampf auf Leben und Tod eingehn? Die Barbarei floh ja längſt vorüber, und — das befremdet noch mehr — keine Tyrannen beherrſchen die lebenden Völker des Welttheils. Ein prüfender Blick auf die Thronen Europens wird mit Liebe und Bewundrung gewährt werden.

Er hebe im Orient an. Selbſt bei dem Volke deſſen Kultus von dem unſrigen völlig getrennt iſt. Sultan Selim erwarb ſich die Achtung der Chriſtenheit. Die rauhe Deſpotenſtrenge, die in vorigen Zeiten das Serail bezeichnete, der abſondernde Turkomannenſtolz, wichen milderen Geſinnungen. Gern knüpft ſein Divan Freundſchaft mit den nachbarlichen Mächten an, und ſtrebt, im Drang verſchiedenartiger Anforderungen, jede nach Möglichkeit zu befriedigen.

Das Oberhaupt des weiten ruſſiſchen Reichs erfüllt die Welt mit gerechtem Ruhme. Freiheit der Meinungen, wohlthätiges Wirken auf die Sitten, durch milde Geſetze, Befördern der Wiſſenſchaft, und des Kunſtflors, in ſeinen Staaten, giengen von ihm aus. Wo er ſich auf ſeinen Reiſen zeigte, wallten dem edlen humanen Ausdruck ſeiner Geſtalt, die Herzen entgegen.

Ein heroiſches Feuer, ſeiner Ahnen werth, belebt den König von Schweden; und die Regierung in Dännemark, wenn ſie auch ihre Achtung des Zeitgeiſtes nicht ſchon ſo ehrte, hat den preiswürdigen Umſtand für ſich, unter allen, das Elend des Krieges von ihrem Gebiete am längſten entfernt zu haben.

In Deutſchland mag jede Schmeichelei verbannt ſeyn, und das billigſte Lob ſeiner Fürſten wird dennoch ertönen. Ueberall bietet ſich der Stoff dar. Wer Franz II. nur einmal öffentlich ſah, noch mehr, wer einer ſeiner Audienzen beiwohnte, kann das Gepräge ächter Leutſeligkeit nicht verkennen. Und wie oft bewährt es ſich, im Streben nach dem Heil des Landes, in einzelner Wohlthätigkeit, im einfachen Sinn, in hausväterlicher Tugend. — Der König von Preußen bedarf wahrlich des ſchriftſtelleriſchen Ruhmes nicht. Für ihn zeugen die Dinge. O wie gern hätte er ſeinen Unterthanen ewige Segnungen des Friedens verliehn! Aber die örtliche Lage des Staates, und überhaupt die Gewalt der Umſtände führten ihn an den Punkt, wo nur die traurige Wahl zwiſchen großen Uebeln blieb. — Die kleineren guten Machthaber Deutſchlands traf ein ähnlicher Fall.

Der Gebieter Frankreichs iſt ein Phänomen, das der Geſchichte ſeit einem Jahrtauſend fremd war. Aus dem Staub bis zum höchſten Rang in der gebildeten Welt empor geſtellt, müßen ihm ſelbſt offne Gegner einräumen, daß ſeine Erhebung nur unter dem Einfluße der ſeltenſten Eigenſchaften möglich war.

Ueber das Kabinet von St. James erhebt ſich zwar manche Klage, doch weiß jedermann, daß der Chef der brittiſchen vollziehenden Gewalt, unfähig iſt, etwas anderes als das Gute zu wollen. Und wenn fremden Völkern läſtig wird, was England ſeinen Vortheil nennt, ſo iſt mindeſtens dem der dort das Ruder führt, eifrige Anhänglichkeit an das Mutterland nicht abzuſprechen.

Dennoch aber, bei aller Güte der Gekrönten, wüthet die Zwietracht ſchon eine ſo bedauernde Jahrenreihe. Und am furchtbarſten leuchtet nun ihre Fackel, da die kampfgerüſteten Giganten, in deren Hand die Hauptgewalten des Kontinents ruhn, einander nahe traten. O wann tönt uns der Riegel des Janustempels wieder!

Noch Einmal: Woher die unfreundliche Erſcheinung? Soll man auf Günſtlinge ſchließen, die die Großen mit ihren Darſtellungen hintergehn? Hie und da betrügt ſich vielleicht ein ſolcher Argwohn nicht, aber im Ganzen mag das Unheil doch mehr aus der Vergangenheit keimen. Für die Väter in der Gruft büßen lebende Geſchlechter. Man blicke auf die meiſten Reiche hin, ob ihre Stellung nicht ſo iſt, daß das Geſchehene troſtlos auf die Gegenwart einwirkt. Iſt z. B. die Behauptung richtig, daß England durch ſeinen Druck auf Frankreich die Kriege dieſer Zeit entſtehen läßt, ſo befindet es ſich in einer Lage, wo nur Zuflucht zu unerhörten Mitteln, den zu ſeinem Daſeyn ſchlechterdings nothwendigen Staatskredit retten kann. Die Vorzeit aber bürdete ihm die quälende Staatsſchuld auf, die allein in ihrer Erweiterung die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen vermag. — Frankreich erbte diejenigen Mängel des Finanzſyſtems, welche die Revolution mit ihren ſchauderhaften Folgen herbeiführten.

Die Anſicht der groſſen Szenen des Schickſals, läßt freilich den Einzelnen, der auf keinen emporragenden Platz ſteht, wenig bemerken. Wo Millionen bluten, kömmt ſeine Wunde nicht in Anſchlag. Er gleicht der Welle des Ozeans, die nur für einen Augenblick vorhanden, über ihr Verſchwinden in der ungeheuren Maſſe, den Betrachter gleichgültig läßt. Aber neben der geſchichtlichen Betrachtung der Zeitereigniſſe, wohnt eine engere Theilnahme in uns, ein Kind des ſanften Gefühls, nicht der Wiſſenſchaft, das gern an den Begebenheiten eines Nebenbürgers der Erde weilt, der wenn nicht durch Rang, doch durch Züge des Charakters, der Aufmerkſamkeit werth erſcheint. Gern mißt man auch das eigene Verhältniß am fremden, und die Phantaſie, die holde Begleiterin durchs Leben, läßt willig das Mannichfache an ihrem innern Geſichtskreiſe vorüber gehn. Der Leſer, den man zu den fühlenden Gemüthern zählen darf, wird hier einen jungen Mann ſehn, welchen der Strudel des Geſchicks ungeſtüm hinabzog, und ihm vielleicht eine Thräne des Bedauerns nicht verſagen.

Erſtes Kapitel.

Cultivons notre champ!

Das Rittergut Feldheim liegt in einer anmuthigen Landſchaft Schleſiens, am Abhang der Gebirge nach den öſtlichen Ebenen hin. Vom Hügel den das ulmenbeſchattete Dorf krönt, ſieht man weit umher, und ſchweifte der Blick, an einer Seite, über Tauſend bunte Gegenſtände der lachenden Fläche, mit üppiger Freiheit, ſo ſieht er ſich an der anderen bald durch eine romantiſche charaktervolle Bergkette begränzt. Auf der Terraſſe des kunſtloſen Gartens gilt es nur eine Wendung, um die Natur in der wildeſten Kühnheit ihrer Geſtaltungen, oder in ſanfteren gefälligen Formen zu bewundern. Das Wohnhaus im Edelhof hat die dem Landbau gewidmeten Scheuren vor ſich, ſeine hinteren Zimmer liegen dem Garten zugekehrt, in den eine Rampe des Saals führt. Bequem und traulich lacht der Aufenthalt; ergiebiges Ackerfeld, Jagd und andre Benutzungen gewähren dem Beſitzer ein anſtändig Auskommen, wenn ſchon nach dem Maaßſtabe der meiſten Kavaliere dieſer Provinz, eben kein Reichthum daran geknüpft iſt.

Hier lebte ſeit einigen Jahren der wackre Major von Reinwehr. Wittwer und kinderlos, blieb ihm nur ein Gegenſtand ſeiner Liebe, Karl von Helm, preußiſcher Lieutenant des ***ſchen Regiments. Häufig aber lebten beide in Zwiſtigkeiten, deren Grund die Folge dieſer Blätter verkündigen wird. Doch im Sommer 1806 näherten ſich die Gemüther inniger als je, eine Ausſöhnung für immer ſchien beſchloſſen.

Eben traten beide, nach einem Spaziergange im kleinen Eichwald, durch die Hinterpforte des Gartens, als der Prediger, und des Majors Nachbar, der Amtsrath Stern, ihnen vom Hofe entgegen kamen. Willkommen meine Herren, willkommen von Berlin! rief der Major. Nun lieber Prediger iſt ihr Wunſch, die große Stadt zu ſehen, geſtillt? — Ich danke dieſen Genuß der Güte meines Freundes, antwortete dieſer. Ei fiel der Amtsrath ein, mir gebührt Erkenntlichkeit für die Geſellſchaft, und ſie glauben nicht Herr Major, wie ſchnell die Langeweile einer Reiſe getödtet wird, wenn man unterwegs ſeine politiſchen Partheilichkeiten entwickelt. Sie wiſſen, der Prediger und ich, ſind nie von einer Meinung, und die Zeitumſtände liefern Anlaß genug, um zwölf Poſtſtationen hindurch zu zanken. Reinwehr lächelte. Ich kenne der Herren Wortwechſel ſchon, er iſt ohne Leidenſchaft, und es bleibt immer Frieden dabei. Aber da werden wir ja viel Neues hören. Sie bleiben doch zu Mittag? — Ich habe freilich noch eine Meile nach Hauſe, erwiederte der Amtsrath. Meine Frau ward überraſcht, klang des Paſtors Antwort. — Ei ſie kömmt her, verſteht ſich, um von dem wiedergekehrten Gemahl nicht entfernt zu ſeyn. Lieber Neveu, ſie beſtellen wohl das Nöthige. Helm ſprang weg, nachdem er die Ankömmlinge umarmt hatte, und die übrigen dreie ſetzten ſich in das offne Gartenhaus, wohin bald ein Diener kam, den runden Tiſch zu decken.

Wohlan was bringen ſie mit? Was ſpricht die unterrichtetere und ſchöne Welt der Reſidenz? hub der Major wieder an. Doch muß ich ihnen beiden vorher berichten, daß es mir endlich gelang, meinen windigen Herrn Vetter ein wenig zur Raiſon zu bringen. Er will in meinen Plan mit der Baronin Steinring eingehn. Was das auch ein Geſperre war. Ein junger Patron der ſein bischen Zehntauſend Thaler, rein an den Mann gebracht hat, und noch wohl in zwölf Jahren an keine Kompagnie denken darf, wollte es nicht für ein großes Glück anſehn, wenn ein artiges, reiches, ſchönes Weib ſeine leere Hand annimmt! Doch wie geſagt, die Bekehrung iſt da. Er ſoll nun den Abſchied nehmen, wie ſeine Braut verlangt. Freilich willige ich eben nicht gerne ein, daß er ſchon im fünf und zwanzigſten Jahre der Thätigkeit entſage. — Ei mein Herr Major, unterbrach ihn der Amtsrath, kann ein junger Edelmann denn nicht euch als Landſtand dem Gemeinwohl ſehr nützlich ſeyn? Denken ſie an die Urbeſtimmung der ausgezeichneten Geſchlechter! An ihr eignes Beiſpiel. — Mein Beiſpiel, ſagte Reinwehr, iſt eigentlich für ihn noch nicht da. Doch immerhin mag er auf ſeinen Hufen leben, und zeitiger als ich, das: baun wir unſer Feld! rufen. Daß es mir Mühe koſtete, ſeinen ſtarren Sinn zu überwinden, begreifen ſie, Herr Amtsrath, nach den Auftritten, die ſie als ſein Vormund erlebten.

Ich verhehle meinen Wunſch nicht, trat der Prediger der Unterhaltung bei, daß Herrn von Helms Schickſal eine andre Wendung genommen hätte. Lieber hätte ich ſeinen muthigen ſchönen Ehrgeiz genährt geſehn. Er ſehnte ſich aus dem engen Kreiſe eines untergeordneten Offiziers weg. Ein Platz im Generalſtabe, oder als Adjudant eines Feldherrn, war der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, und ohne Zweifel hätten die in der letzteren Zeit fleißig geſammelten Kenntniſſe, und der ächte Werth ſeines Gemüths, ihn ſolchen Platz würdig füllen laßen.

Major. Nein, nein, mein Herr Seelenhirt, mein Vetter hat kein Recht, braven Leuten, die länger als er dienten, voran geſtellt zu werden.

Prediger. Sollten aber Talent und Wiſſenſchaft nicht vorzügliche Anſprüche geben?

Maj. Nein, Nein, ſag ich! Glauben ſie einem alten Veteran der ſechs Schlachten Friedrichs ſah, es iſt beſſer wenn man in einer Armee dergleichen ſchönlautende Worte gar nicht vernimmt.

Pred. (lächelnd) Ach erlauben ſie, über Begriffe der Art ſingte doch wohl die Zeit. Und wohl uns wenn ſie ihre Triumphe immer erweitert. Man hört jetzt häufig, daß nicht die Dienſtzeit, ſondern die erwieſenere Fähigkeit den Offizier befördert.

Maj. Ja das hört man.

Pred. Die Unterrichtsanſtalten für den jungen Adel vervielfältigen ſich, faſt jedes Regiment weiſt ſeinen Feldprediger an, den Fahnenjunkern Vorleſungen zu halten, gewöhnlich giebt es Ingenieure in den Garniſonen.

Maj. Ich habe das wenig mehr in der Nähe geſehn, aber ich wette, da wird man Lieutnante und Fähnriche ſehen, die es gleich verſtehen, wie ein General en Chef kommandirt, aber nicht wie ein Subaltern gehorcht.

Pred. Herr Major, es kann ihnen unmöglich ein Ernſt ſeyn, wenn ſie das Gute bekämpfen. Laune, Scherz —

Maj. Ich bitte ergebenſt. Wir wollen ſehn!

Amtsrath. Mein beſter Herr Major, diesmal muß ich auf des Herrn Paſtors Seite ſtehn.

Pred. Da ich zehn Jahr Feldprediger war, meine ich doch auch nicht ſo ganz unerfahren zu ſeyn. Ich beobachtete den Soldatenſtand, wohnte dem polniſchen Kriege bei. —

Maj. Ah von den ſchweigen ſie mir —

Amtsrath. Wirklich Majorchen, ſie werden ſich zum Nachgeben entſchließen müßen.

Maj. Im ſiebenjährigen Kriege war das Herz Soldat, nicht der Kopf. Was das Herz liebt, lernt es auch wohl. Und von unten auf, wenn man hübſch ſtrenge gehalten wird, geht es mit dem lernen am beſten. Und kein Offizier braucht ein Gelehrter zu ſeyn. Wenn ſie erſt ſo viel bei den Büchern ſitzen, werden ſie weichliche Stubenhocker, die der Teufel holen will, wenn ſie einmal eine naße Luft anweht. Wir hatten ſonſt ſo viele Offiziere, die kaum ihren Namen ſchrieben, aber wenn's eine

Redoute zu ſtürmen galt, oder eine Batterie zu nehmen, da war jeder der Mann. Jetzt ſchwatzen ſie von hundert Büchern — aber wird es einmal zur Sache kommen — der Himmel gebe, daß ich lüge — ich fürchte es geht verdammt ſchlecht.

Amtsrath. Nein, das fürchte ich nicht. Wir ſind Deutſche, Preußen!

Pred. Aber theurer Herr Major, blickt man auf die großen Männer Frankreichs, die in ſo vielen Schlachten ſiegten, und forſcht was ihren unſterblichen Ruhm begründete —

Maj. Doch wohl die Bücher nicht? Laßen wir das. So ſchön ihre Worte lauten, ich kann mir nicht helfen, ſie überzeugen mich niemals. — Aber ſie wollten von Berlin erzählen. Wovon ſpricht man, von Krieg oder Frieden?

Pred. Ich hoffe, wir werden die Segnungen der Ruhe noch lange genießen.

Amtsrath. Meine Vermuthungen ſind das nicht. Auch meint mancher Berliner, es werde dem Kampfe bald nicht mehr auszuweichen ſeyn.

Hier kam der Lieutenant wieder zurück.

Er hatte das letzte vernommen, und rief: aber lieber Onkel, ein naher Krieg hebt unſern Vertrag auf. Das verſteht ſich!

Zweites Kapitel.

Auſterliz.

Sie ſetzten ſich nun zu dem aufgetragenen Mittagemahl. Reimwehr kratzte hinter dem Ohr, und ſeufzte. Man fragte warum. Ach, hub er wieder an, daß Preußen nicht um den Zeitpunkt der Auſterlitzer Schlacht Theil an dem Kriege nahm Geben ſie Acht wir erleben verderbliche Folgen! Der Prediger nahm die Mäßigung des Kabinets, das weiſe Verfahren welches auch ſelbſt im Preſſen ſo verſchiedenartiger Umſtände, den freundlichen Oelzweig rettete, mit Wärme in Schutz.

Aber was Henker, mein Herr Prediger, entgegnete der Major wieder, wozu hält man denn Zweimalhunderttauſend Mann, wenn das Kapital nicht wuchern ſoll. Sie wiſſen, ich geſtatte mir es nie die Schritte unſerer liebenswürdigen Regierung beſtimmt zu tadeln. Allein ſie iſt ſo liberal, Freiheit der Meinungen zuzulaßen. Man ſchreibt ja ſo viel über den Gegenſtand, warum alſo kein mündliches Urtheil? Zum Frieden, zum dauernden iſt's bei uns noch viel zu früh. Die Armee, war Herzbergs Grundſatz, muß alle funfzehn Jahre Krieg haben. Vollkommen wahr, nur das erhält ſie in Athem. Es iſt ihre große Revüe, und ihr thätiges Studium, beſſer als die geprieſnen Bücher. Die Väter haben es einmal darauf angelegt, Preußen zu einem kriegeriſchen Staat zu erheben. Ihre mühvollen Arbeiten, ihre Siege tragen nur Frucht, wenn die Enkel das Feld wie ſie beſtellen. Noch hat die Monarchie nicht den Umfang, der ſie ſicherte. Noch iſt unſre Kraft eine künſtliche Spannung. Soll ſie weſentlich ſeyn, will ſie nicht nur große Uebung, ſondern dieſe muß auch immer Ertrag liefern. Die Natur der preußiſchen Politick iſt, ſollte vielmehr ſeyn: ein ſorgſamer Blick auf jede Gelegenheit, wo eine Vergrößerung winkt.

Helm ergriff das Wort mit Feuer. O welch ein Moment, das verfloſſene Spätjahr!

Indem Napoleon nach Mähren vordrang, gingen wir über die Donau und ſchnitten ihn von Frankreichs Gränzen ab. Mogte er ſchon ſiegen, Hunderttauſend Mann im Rücken würden der Angelegenheit bald eine andre Geſtalt gegeben haben.

Major. Nein, nein, nein! Nicht wider die Franzoſen. Wider Oeſterreich, den alten Feind. Böhmen weggenommen!

Pred. Wäre es zu entſchuldigen geweſen, vom Unglück des Nachbars Vortheil zu ziehn?

Maj. Aber ſeit wann iſt denn der Krieg moraliſch geworden? Wir beſäßen Schleſien nimmer, hätten wir nicht die Schwäche der Maria Thereſia genützt. Ich geſtehe ihnen, hätte ich 1740 gelebt, und wäre von Friedrich dem Großen zu Rathe gezogen worden: ob der Schritt, zu welchen der Kardinal Fleury, auf Veranlaßung der pragmatiſchen Sanktion, rieht, heilſam ſeyn dürfte, oder nicht? — ich hätte mich auch zu der Meinung des Fürſten von Deſſau geſellt, der neben den Bruch mit Oeſterreich, auch das geſtörte Verhältniß zur Reichsform betrachtete. Aber Friedrich wählte einmal den gefahrvollen Pfad zum Ruhm, zur Größe der

Monarchie, und deutete klar auf die Schritte der Zukunft. Oft ſchon wurde gezaudert, wo ein raſches Handeln nöthig war, allein ich fürchte die letztere Säumniß — wird die letzte ſeyn.

Helm. Aber lieber Onkel, da hätten wir ja Frankreich, das ſich ohnehin ſchon ſo erweiterte, noch unterſtützt.

Pred. Nun was Frankreichs Vergrößerung belangt, da geſtehe ich nichts zu fürchten. Ich bin hier ein Buchholzianer. Der Druck Napoleons auf den Kontinent, iſt das Reſultat eines anderen, den Frankreich von Groß-Britannien empfindet. Das neue Karthago ſtelle die unnatürliche Forderung, dem Weltmeere gebieten zu wollen, ein, und die Thätigkeit des Kabinets der Tuillerien wird einen andern Strebpunkt finden.

Amtsrath. Daß ſie gewöhnlich wider England eifern, iſt mir bekannt. Doch dieſer Muth, dieſe Kraft einen ſo ungeheuren Plan zu umfaſſen, verdienen ſie nicht Bewunderung? Die Moral dabei iſt freilich Moral des Krieges, wie — hier unſer gute Major ſie verlangt.

Maj. Wenn Preußen in dergleichen Dinge ſich miſchen will, ſo ſcheint mirs eben ſo wohl zu früh, als der Vorſatz, auf den Lorbeern der Ahnen zu ruhn. Blockire Häfen wer da will, kapre man, mache ſich die Spezereipflanzungen, die Goldminen Indiens ſtreitig, das liegt uns doch zu weit, wir dürfen gar nicht darauf hinſehn. Erſt muß Preußen Gebieter des halben Deutſchlands ſeyn, *) dann naht vielleicht der Zeitpunkt auch an eine Flotte zu denken, aber er iſt fern, fern. Drum erſt in der Nähe die Rolle durchgeführt. Aber — ich ſeufze!

Drittes Kapitel.

Die Weihe der Kraft.

Die politiſchen Unterhaltungen ſind meiſtens troſtlos, ſetzte der Major hinzu; laßen ſie uns einen andern Faden anknüpfen. Was gab es denn ſonſt in Berlin bemerkungwerthes?

Amtsrath. Wirklich, wir fanden die Stadt ſehr ruhig und geräuſchlos. Ein Be-

---

*) Man laße nicht außer Acht, daß der Major im Sommer 1805 ſpricht.

weis, daß es eben keine wichtigen Vorwürfe der allgemeinen Aufmerkſamkeit gab, mag die Erſcheinung eines Theaterſtücks ſeyn, welche die öffentlichen Blätter und Geſpräche mit regſamen Eifer beſchäftigte. Mein Freund hier, und ich, haben denn auch an dem Dafür und Dawider Antheil genommen, und ſind dabei, wie man denken kann, Gegner geweſen, aber auf eine Weiſe, die ſich vermuthlich ſo bald nicht errathen läßt.

Prediger. Dies iſt der Gegenſtand: Ein Schauſpiel, die Weihe der Kraft betitelt, enthält einen Theil der Reformationsgeſchichte, und ſtellt Luthern als Heros auf. Ehe man es auf die Bühne brachte, wurden über die Frage: ob es zuläßig ſei, den großen Mann darauf zu ſehn? viele Streitigkeiten gewechſelt.

Amtsrath. Und ich pflichtete denen von Herzen bei, die für die Ehrwürdigkeit der Religion eintraten. Die Berliner Geiſtlichkeit hatte Einſpruch gethan, es waren ihr aber Gründe entgegen geſtellt worden. Hier unſer Paſtor —

Pred. Sah den Stifter der Aufklärung mit hoher Rührung im dramatiſchen Gewande.

Die Religion an ſich, findet freilich nach unſrer Verfaſſung dort keinen Platz, wenn ſie ſchon einſt in Griechenland an die ſchönen Freuden der Poeſie geknüpft war. Allein Luther iſt auch nicht die Religion ſelbſt, nur ihr Diener, ihr Held. Soll das Erhabene nicht auf die Bühne, ſo würde ja das Andenken der vielen großen Männer die ſie aufgeſtellt, entheiligt.

Helm. Die Abſicht des Theaters ging durch, wie die Zeitungen belehrten. Wie fiel aber das Stück aus? Hat es Kunſtwerth?

Amtsrath. Ich muß geſtehn, daß es mich nur ergriff, wie ein hiſtoriſches Kollegium, unter prachtvollen Umgebungen vollzogen.

Pred. Nein, erlauben ſie! Es herrſcht eine ſehr gediegne poetiſche Sprache darin.

Amtsrath. Iſt ſie aber auch ſo populär, wie meiner Ueberzeugung nach, auch der kühnſte Flug des Dichters ſeyn muß, wenn er der Menge vorgetragen wird?

Helm. Und Liebe, wie iſt die Liebe geſtellt?

Maj. Ich wundre mich, daß die Frage ſo ſpät kömmt.

Helm. Sie werden mir geſtehn, lieber Onkel, daß ein Schauſpiel ohne Liebe vor der Trockenheit nicht zu retten iſt.

Pred. Das Verhältniß Luthers zur Bora wird mit vieler Zartheit behandelt.

Amtsrath. Zartheit wirklich, denn ich fühlte ſein Ergreifen nicht im mindeſten.

Pred. Das iſt ungerecht. Mehr als was geſchieht, ließ dieſe Form des Kunſtwerks nicht zu.

Amtsrath. Nun wohl, wohl!

Helm. Was ſagte die Kritick?

Amtsrath. Sie rühmte eigentlich mehr, wie das Publikum. Das letztere geſtand — ich hörte wenigſtens viele Einzelne als Organ — daß die ſtattlich geſchmückten Roſſe, und der weitere blendende Prunk, vorzüglich gelockt hätten. Wenn das Berliner geſtehn, ſo mögen ſie urtheilen wie es uns Landleute anzog. In der That wohnten wir auch drei Vorſtellungen bei, ſo nahe wir oft dem Erdrücken waren.

Pred. Sie verſündigen ſich am Schönen. Es verdiente die Ausſtattung, hätte aber auch ohne ſie gewirkt.

Amtsrath. Wer weiß! Was mir aber, gewiſſermaßen ein Epilog des Stücks, ſehr merkwürdig erſchien, war folgender Umſtand. Ein Rezenſent hatte in der gewöhnlichen Zeitung ſeine Anſichten des Kunſtwerks entwickelt. Es hieß unter andern darin: „rühmlich habe der Verfaſſer ſeinen Stoff geadelt. Luther ſei bekanntlich in der Wirklichkeit kein ſo poetiſcher Heros geweſen, als ihn das Bild zeichne.“ Dieſer Ausſpruch ſtörte die Illuſion der Verehrer ein wenig, die (manche der guten Berliner lernten wohl den Mann erſt in dem Muſentempel des Gensd'armenmarkts kennen) in eitel Poeſie ſchwelgten.

Pred. Und es war auch ein ſehr überflüßiger proſaiſcher Ausfall.

Amtsrath. Der ihm aber von Seiten des Großkanzlers ſcharf verwieſen ward.

Pred. Mit Recht!

Amtsrath. Man legte ihm dabei auf, ſeine Vertheidigung einzureichen. Er wies nun auf eine Stelle in den Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg —

Pred. Die aber, ſo hoch ihr Verfaſſer ſteht, nicht hieher gehört.

Amtsrath. Nun, wenn mir aber eine Vertheidigung aufgelegt wird, muß ich meine Waffen dazu aufſuchen. Uebrigens iſt es Ihnen aus der Kirchengeſchichte bekannter, als uns, daß bei der Reformation mehrere Umſtände zuſammentrafen, die ſie ans Ziel führten. Auch weiß jedermann von Luthers Derbheiten im gemeinen Leben zu erzählen.

Pred. Wozu aber in der Zeitung davon —

Amtsrath. Ich denke, wo Preßfreiheit beſteht, iſt alles zur Sprache zu bringen. Aber ich muß Ihnen ſagen, ich habe den Rezenſenten kennen gelernt. Er behauptete, aus Patriotismus, nicht mit in den Ton der Modehymnen zu Luthers Ehre, geſtimmt zu haben.

Pred. Patriotismus, ein ſonderbarer Patriotismus!

Amtsrath. Seine Erklärung war dieſe: „Wenn unſre Schriftſteller bei dem Impuls der Weihe der Kraft ſo einſtimmig Luthers Ruhm ertönen laßen, ſo wird dabei nicht überlegt, daß die Hälfte der preußiſchen Unterthanen aus Katholiken beſteht. Dieſe befinden ſich auf einer Stufe der Kultur, wo ſie es noch *kränkt*, und ſogar der Regierung abgeneigt macht, wenn der unaufhörlich gelobt wird, den ihre Ueberzeugung mißbilligt. Mir erſchien deshalb auch Luthers Monument von einer unpolitiſchen Seite, wobei es noch das unnöthigſte von der Welt ſeyn mag, das Andenken eines Mannes durch ein Standbild der Vergeſſenheit entziehen zu wollen, nach deſſen Namen ſich Millionen bezeichnen.“ —

Maj. So unrichtig nicht.

Amtsrath. Wenn mir aber bei jenem Schritte des Großkanzlers die Vermuthung erwacht, man wolle ſich vielleicht von Seiten der Regierung, der Religion unmittelbarer annehmen, als es bisher geſchah, dann ſchöpfe ich frohe Hoffnungen. Denn, wer widerlegt mich, daß nicht der Sittenverderb ſeit kurzem bedeutend überhand genommen habe. Mache jemand nur eine Howards-Wanderung durch die Gefängniſſe, er wird ſie ſtattlich bevölkert ſehn, die Zeitungen wimmeln mehr als je von Steckbriefen, und Anzeigen über Einbruch und Diebſtahl. Fürwahr Widerkehr der Religion thut uns noth, aber nicht auf dem Theater, in der polizeilichen Welt. Geben ſie aber nur Acht, wie mich mein Freund widerlegen wird, ob ihn ſchon ſein Kleid zu meinen Bundesgenoſſen weiht.

Pred. Ich bin ein Diener der Religion, vertheidige aber nichts lebhafter wie ihre Freiheit. Unſer geliebte Monarch iſt ihr Verehrer, ſein ſchönes Beiſpiel iſt jedoch ſchon genug. Und ich bin innig überzeugt, daß wenn es ſeinen Räthen auch einkäme, man ihm die Wöllneriana umſonſt empfehlen würde.

Maſ. Wohl wahr! Ich ehre die Religion gewiß aus innerem Gefühl, erkenne ihren Nutzen für den Staat, als moraliſchen Vertrag, und räume bei allem Enthuſiasmus für Friedrich den Großen ein, daß er bei dieſer Angelegenheit wohl dem Witz mag zu vielen Raum geſtattet haben, doch aber ſteht mir die Meinung feſt: es ſei am zuträglichſten, wenn ſich die Regierung hier nur duldend verhalte.

Pred. Dann blos geſchehe etwas für die Form, wenn die Stimme des Volkes es fordert. Dann ſage ich, und noch mit der behutſamſten Sorge, nicht zu viel zu thun. Hier wars, wo ſich die unendlich tiefe Weisheit

Napo-

Napoleons offenbarte. Ich bin Volkslehrer, kenne Mittel und Zweck, bei dem Erziehungsunterricht der Jugend, bei den Andachtsübungen der Menge. Gleichwohl frage ich: was bewirken denn die Wöllneriana? Ueberzeugung doch wohl nicht, vielmehr wird dieſe nur zeitiger untergraben, da ſich ſogleich die Streitſucht entflammt, die, das liegt in der Natur der Sache, ſelbſt an den Gegenſtand ihrer Anhänglichkeit irre wird. Des Gegners Einwürfe ſind immer gefährlich. — Dagegen aber wird ſogleich die Heuchelei aufſtehn. Sie wird, ſehr erklärlich, dann der Offenherzigkeit vorgezogen, und ob das Gemeinwohl bei einer ſo geſtellten Rangordnung gewinnen kann, dieſe Frage bedarf keiner Entſcheidung.

Amtsrath. Auf welchem Wege ſoll denn aber der Staat — —

Pred. Für die Tugend eintreten? O Rouſſeau ſprach darüber ein höchſt wahres Wort. Man vergißt den tiefblickenden Genfer zu ſehr.

Helm. Zählen ſie mich ja nicht dahin! Nie will ich den Dichter der neuen Heloiſe aus meinem Herzen entfernen. Nennen ſie uns das Wort!

Pred. „Hindert das Laſter, und ihr habt genug für die Tugend gethan!“ Das Laſter des gemeinen Volks iſt gewöhnlich, oder immer, ein Kind des Elends. Ihm alſo Thätigkeit, und wohlfeile Lebensmittel, damit die Thätigkeit auch nicht verloren gehe, und es wird gar nichts mit ſeinem Laſter zu ſagen haben. Der Sittenverderb der Vornehmern iſt an anderen Quellen aufzuſuchen, häufig aber hat das zu viel was aus dem Nationalreichthum auf das Individuum fällt, Schuld. Glücklicherweiſe hilft hier daſſelbe Mittel doppelt. Nicht zu viel Armuth unten, hindert zu vielen Reichthum der Einzelnen, oben.

Amtsrath. Aha, wohlfeile Kornpreiſe, und eine Hinderung der Ausfuhr. Dahin will der Herr. Großmüthig wird für die Religion Freiheit gepredigt, dem Handel will man ſie entziehn.

Pred. Betrachten ſie hier unſer Dörfchen! Wir beſitzen einen kleinen Thurm, einen kleinen Pranger, beide verfallen aber dem Himmel ſei Dank, und der Vogt muß ſich von

Holzfällen nähren. Allein der Gutsherr dachte auch ſo billig, dem Tagewerker, ſeitdem der Werth des Getreides aufs doppelte ſtieg, gerade noch einmal ſo vielen Lohn zu zahlen. Wo das aber nicht geſchieht, und wo wird es geſchehen? da beugt die Theurung den Nacken des Volks, und wahrlich ſie werden wir als die Lieferantin der Gefängnißbewohner anzuſehn haben. Schaudern mögte ich noch, wenn mir, wiewohl mit Widerwillen, der Argwohn aufſteigt, die Theurung ſei nicht durch Verſagungen der Natur hervorgebracht, ſondern planmäßig entſtanden.

Der Major und der Amtsrath wandten vieles ein, denn jener war Gutsbeſitzer, dieſer hatte Domänen in Pacht.

Viertes Kapitel.

Der Leſer nähert ſich dem Helden der Geſchichte.

Nach der Tafel ergriff Helm des Pfarrers Hand, und entfernte ſich mit ihm zu der Terraſſe. Auf dem luſtigen zauberiſchen Standpunkt ward ihm jedesmal der Buſen freier. Haben ſie ſie geſehn? lautete die preſſende Frage, mit einem ungeduldigen bebenden Händedruck begleitet.

Ehe man nun des Geiſtlichen Antwort erfährt, mag der Leſer einen Rückblick in das Leben des jungen Mannes thun.

Karl von Helm war der Sohn eines alten preußiſchen Offiziers. Der Vater war für ſein Zeitalter und ſeinen Stand eben nicht ununterrichtet, doch trugen ſeine Handlungen keineswegs das Gepräge eines lange abwägenden Urtheils. Gewöhnlich empfand er dunkel, was jedesmal zu thun ſei, eine Empyrie die neuere Weisheitlehrer zwar nie verzeihen, die aber doch immer ſo gefährlich nicht ſeyn mag, als man ſie ausgiebt; was um ſo anſchaulicher wird, wenn die Schritte und — Fehlſchritte der Philoſophen ein Gegenſtand ſcharfer Betrachtung ſind.

Oft widerräth ein Vater ſeinen Beruf dem Sohne. Entweder er hat nicht darin ſeine Hoffnungen beſtätigt gefunden, oder der Blick des Alters ſieht die Schattenſeite ſeiner Umgebungen vorzüglich an. So zählte der alte

Heim ſeinem einzigen Sohne auch gewöhnlich die harten Ungemächlichkeiten des Soldatenſtandes auf, wenn dieſer die Neigungen ſeines jugendlichen Sinnes dafür an den Tag legte. Allein wie gewöhnlich, ging der Knabe nichts weniger, als in die trockne ernſte Anſicht ein. Die ſchimmernde Uniform, die tönende Feldmuſik, das freierſcheinende luſtige Leben der Offiziere, der Stolz mit welchem ſie auf das bürgerliche Kleid herabblickten — alles das reizte ſeine Einbildungskraft. Alle ſeine Spiele bezogen ſich auf den Gegenſtand ſo tief gefühlter Wünſche, und kaum zwölf Jahre alt, lag er den Vater unaufhörlich an, ihn zu einem Regiment als Fahnjunker zu ſenden.

Jener rief mehrere Lehrer ins Haus. Sprachen, Mathematik, Tonkunſt, Leibesübungen mußten unſern Karl beſchäftigen. Erſtere meinte der Vater ſollten ihn beſonders nähren, und die Luſt zu einem Verhältniße erwachen laſſen, wo er ihnen weit mehr Anhänglichkeit, als im Kriegerſtande, zu widmen im Stande ſei. Allein nur die Leibesübungen zogen ihn an, und bildeten ſeine ſchöne und kräftige Körperanlage zeitig aus.

Die Mutter war auf ſeiner Seite, und endlich beredete man den Vater vereint, der leidenſchaftlichen Neigung des Sohnes nachzugeben.

Noch zählte Karl nicht volle vierzehn Jahre, als denn darauf gedacht ward, ihn in ein Regiment zu bringen. Dieſe Eile entſpringt immer aus der Abſicht, dem Dienenden die Vortheile des Ranges ſo bald wie möglich anzueignen. Gefährlicher Gebrauch, der ſchon tauſendmal das Grab der Jugend wurde, das Heer mit Offizieren die noch Kinder, und dereinſt als Männer gebrechlich ſind, verſorgt! Wie läße ſich vermuthen, man werde im vierzehnten Jahre bereits ſo charakterfeſt ſeyn, allen Verführungen zu widerſtehn, oder die Muße und Freiheit, die der Soldatenſtand giebt, nicht zu mißbrauchen!

Karl ſollte nicht das Regiment wählen, wozu der Vater gehörte, ein Schritt der auch aus manchen Gründen zu widerrathen iſt. Die Kameraden vermuthen leicht Günſtlingſchaft, auch erlernt ſich die Gewandheit des Lebens beſſer in der Fremde. Es wurde hin und her die Wahl überlegt. Die Reuterei hatte bei dem jungen Herrn den Vorzug, allein die Mutter entgegnete. Karl ritt ihr nemlich zu wild und ſie meinte, die häufigere Gelegenheit könnte ſeinen Gebeinen drohn. Dazu kam, daß ihr Bruder der Major von Reinwehr bei der Infanterie ſtand. Ihm ſollte die beſondere Obhut über ihren Liebling vertraut werden.

Der alte Helm ſchrieb an den Inhaber jenes Regiments, und bot ſeinen Sohn an. Der Major hatte auf eine vorher erlaßne Anfrage gemeldet, es ſei eben ein offner Platz da. Er wurde willig vom General verliehen, und Karl bekam die Uniform.

Kaum konnte der Knabe die Stunde erwarten, bis der Schneider die erflehte Dekoration brachte. Faſt erſchien er ſich vor dem Spiegel ein höheres Weſen, in dem buntſcheckigten mit Bandtreſſen verzierten Rock. Verächtlich ſchleuderte er ſeine ſonſt feineren und geſchmackvolleren bürgerlichen Kleider in einen Winkel, und gürtete den kleinen Säbel mit vollem Gefühl der Ritterweihe um. Der Mutter die dabei geſchäftig half, erklärte der kleine Naſeweiß ganz offen: Mama nun iſt das Schlagen vorbei!

Auch gegen den Vater ward eine andre Haltung angenommen! Karl blieb noch acht Tage (die ihm gewaltig lang wurden) daheim, denn die Mutter ſetzte erſt alle Nothwendigkeiten in Bereitſchaft. Während der Zeit trat ein Nachbarsſohn herein, der ihm früher Sprützen aus Flieder verfertigt hatte, und beim Ballfang ſein willkommener Geſell geweſen war. Nun wollte Karl nicht mehr mit jenem reden. Der, wie billig, zog den kindiſchen Hochmuth auf, und wurde auf einen anzüglichen Ausdruck, mit dem ſchnell entblößten Seitengewehre über die Hand verwundet. Geſchrei, Klagen der Eltern folgten. Helms Vater, höchſt aufgebracht, ſtürzte auf Karls Zimmer, obſchon die Gattin ihn am Kleide hielt, den Sohn zu züchtigen. Dieſer nahm aber den Hut ab, ſtellte ſich in der Gradheit eines Unteroffiziers auf, und rief: Herr Obriſtwachtmeiſter, den Stock verbitte ich mir! Der Vater in der That durch den dreiſten Ehrſinn betroffen, ergriff den Degen und ſtrafte Karln damit ab. Letzterer nahm den Zopf weg, und ſtand mauerfeſt. Wie man denken kann, ließ es die Mutter nicht zu übel werden.

Karl war weit davon entfernt, ſich über die empfangenen Fuchtel zu grämen, vielmehr war er ſtolz darauf. Im Triumph lief er zu der ihm ergebenen Ordonnanz des Vaters, und erzählte, was geſchehn war. Hatt' ich nicht recht, ſetzte er hinzu, daß ich dem Knotenjungen eins verſetzte? — Freilich, ſprach der Soldat.

Eine Stunde nachher erſchien er wieder, und gab der Ordonnanz auf, ſich doch einmal zu erkundigen, ob die Bleſſur des Nachbarſohns tief ſei. Die Antwort lautete: es hätte nicht viel damit zu ſagen. Ein wenig Vorſprung würde es wohl nach einigen Tagen wieder gut machen. Das iſt mir ſchon recht, rief Karl, ich wollte auch weiter nichts als nur Blut ſehn.

Da abermals eine Stunde vergangen war, kam Karl mit einer Pelzmütze gerannt, an der goldne Troddeln hingen. Oft war ſie ein Gegenſtand des Neides bei dem Spielkameraden geweſen. — Bring' ſie dem dummen Jungen, ſprach er, ich kann ſie doch nicht mehr brauchen. Aber, wird Papa nicht böſe ſeyn? erinnerte der Soldat. — Lauf nur, ein Paar

Fuchtel mehr oder weniger. Du kannſt ihm dabei ſagen, mein Herz hätte hier nicht gehandelt, ſondern mein Stand!

Fünftes Kapitel.

Karls Ankunft beim Regiment.

Werden ſie auch weinen, Herr von Helm, wenn ſie von der Frau Mutter ſcheiden? fragten Bekannte.

Ein alt Weib thut das!

Aber es fällt doch hart, den lieben Geburtsort zu verlaßen.

O das garſtige Neſt haß ich wie den Tod. Nein meine Garniſon iſt eine ganz andre Stadt! Er hatte ſich häufig danach erkundigt, und ſie war ihm denn mit Gefälligkeit beſchrieben worden. Die Fragen berührten aber meiſtens die Hauptwache, die Soldatenkaſernen, und dann die Kirchthürme. Von jenen mußte er die Fazaden, die Farben des Gemäuers, die beſonderen Einrichtungen wiſſen, von dieſen, die Höhe, die ſpitze oder ſtumpfe Geſtalt, ob eine Gallerie daran vorhanden ſei, ein Thürmer oben wohne u. ſ. w.

Wer in dergleichen Neugier nichts bedeutendes ſieht, prüfte den innern entwickelnden Sinn des Jünglings wenig.

Im allgemeinen aber frägt das lebhafte Kind nach den Gebäuden eines Ortes, der Jüngling nach den Vergnügungen, der Mann um die Lebensbequemlichkeit.

Wohl weinte die Mutter, da Karl endlich von dem alten Bedienten begleitet, den Wagen beſtieg; aber der Sohn hielt an ſich. Wenn ich Fähnrich bin, komme ich auf Urlaub, rief er, nun leben ſie wohl! Der Vater ſchlief noch, denn es war früh am Morgen. Für eine kleine Börſe, für Lebensmittel, war reichlich geſorgt.

Unterwegs hatte der Begleiter ſeine Noth mit dem neuen Martisſohn. In jedem Dorfe durch das man fuhr, in jedem Nachtquartiere übte er Neckereien. Warnte und verwies jener, ſo klang der Beſcheid: „er hat mir nichts zu befehlen!“

Der Fuhrmann lenkte die Pferde vom Sattel. Karl begehrte eines Morgens ſeinen

Platz zu beſteigen. Es ward bewilligt, mit der Ermahnung, vorſichtig und ſachte zu fahren. Der Mann ſetzt ſich nun auf den Wagen, und ſchläft neben dem Bedienten, der auch nickte, ein. Bald kömmt eine Krümmung des Weges, und Karl findet, daß über den Acker hin, weit kürzer an das vorliegende Dorf zu gelangen ſei. Die Saat dazwiſchen kümmert ihn wenig, denn er frägt in ſich: wer darf einem Fahnjunker gebieten? Friſch wird alſo eine Diagonale eingeſchlagen, und queerfeldein dahin getrabt.

Nicht weit davon befand ſich ein arbeitender Bauer. Unter groben Flüchen eilte er heran, das Pfandrecht zu üben. Flegel, wie dürft ihr euch unterſtehn, meinen Pferden in den Zügel zu fallen, rief Karl, indem er dem armen Teufel einen kecken Hieb mit dem Peitſchenſtock abreichte, dabei aber die Pferde ſchnell antrieb. Der Bauer taumelte zurück, und ließ die Leine. Demungeachtet erhub er aber ein lautes Geſchrei, welches rechts und links andre Landleute, die wie er auf den Hufen beſchäftigt waren, zuſammenlockte. Nun wäre Karl doch gern aus dem Handel geweſen, und feuerte deßhalb die Roſſe nach allen Kräften an. Das Schickſal aber wollte, daß dieſen Acker, der niedrig lag, ein Abzugsgraben mit weichen Ufern durchſchnitt. Unſer Fahnjunker meinte, mittelſt eines tüchtigen Peitſchenhiebes würden die Pferde Rath ſchaffen. Ehe man ſichs aber verſah, ſteckten ſie bis an den Bauch im Moder, indem auch der Wagen tief einſank.

Vergebens leitete er eine andere Wendung ein, umſonſt ſuchte er ſein erlahmtes Geſpann zu befreien. Das übelſte war, daß nun die Schaar der Nachfolger Zeit gewann, und auch bald den Wagen, unter Anwünſchung von epileptiſchen Zufällen, in verſchiedner Form, umringte. Die Schläfer waren indeß erwacht, und ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen.

Man mußte ſich mit Gelde aus dem Handel ziehn. Karls Mutterpfennige, die von Rechteswegen, dazu verwandt wurden, gingen meiſtens auf, und ziemlich kleinmüthig beſchloß der Fahnjunker die Reiſe. Doch ſagte er: wenn ich erſt Fähnrich bin, werde ich mich ſchon an dies Dorf rächen!

Es war ſpät am Abend, da man in der

Garniſon ankam. Wie ſtolz antwortete Helm dem fragenden Unteroffizier des Thors: Ich bin der Gefreitekorporal von Helm, ihres Regiments. Ihm mißfiel dabei, daß die Nachricht dem Kriegsmann ſowohl neu, als gleichgültig zu ſeyn ſchien, denn Karl hatte einige Spannung auf ſeine Ankunft erwartet.

Der Onkel, den Karl bis dahin noch nie geſehen hatte, nahm ihn freundlich auf, doch fand er eben des Neffen Beifall nicht. Viel anders war ſein Bild in des Knaben Einbildungskraft geweſen. Er hatte einen muntern ſcherzhaften Mann erwartet, ein Geſicht auf welchem Billigung luſtiger Streiche zu leſen war. Er hatte im väterlichen Hauſe immer einen beträchtlichen Grad von Freiheit genoſſen, doch eigentlich nichts wie läſtigen Zwang darin geſehn, in *** meinte er; würde ſeine Kette fallen. Der Major Reinwehr langte indeß die Brille heraus, und las der Eltern Schreiben. Mißfällig ruhte Karls Blick auf ſeiner etwas langen Weſte, und den nicht vortheilhaften Lockenbau.

Der Onkel war nicht verheirathet, hatte aber ſeit langen Jahren ein hübſches Mädchen ins Haus genommen. Zu Friedrichs II. Zeit war die Erlaubniß zum Heirathen ſchwierig zu finden, die Meinung, ein Soldat müſſe ohne Weib ſeyn, (ſie hat viel für ſich) herrſchte mehr, als ſpäterhin. Hier beſtand nun die Sache, wenn der Name vermieden ward. Wie alles, hatte dieſer Gebrauch zwei Seiten, von denen das Urtheil darüber ausgehen konnte.

Karolinchen, beſorge dem Junker was zu eſſen, rief der Major, legte die Briefe wieder zuſammen, und ſagte: die Eltern ſchreiben, der junge Herr ſoll ein flüchtiger Patron ſeyn. Das iſt hier aber nicht an ſeinem Platze. Unſer General iſt ſcharf, der Oberſt auch. Sie müſſen ſich ja recht auf den Dienſt legen.

Durchaus klang dieſe Anrede unſerm Neuling nicht angenehm ins Ohr. Es tönte ſo viel altväteriſche Strenge darin, doch über den Dienſt erwiederte er: das würde ſeine Luſt ſeyn, und er müße ihm dem Onkel auch nur ſagen, daß er ihn bereits aus dem Grunde verſtehe.

Jener lächelte auf. Ei wo hat ihn denn der Herr Vetter ſchon ſo früh erlernt? Zu Hauſe, ſprach Karl. Wie oft war ich nicht auf der Parade, und ſah dem Exerziren zu. In den Handgriffen unterwies mich die Ordonnanz. Des Vaters Reglement weiß ich faſt auswendig. Er nahm hier einen Stock, und machte mehrere Soldatenübungen mit dem Gewehre, oder die der Offiziere mit dem Sponton nach.

Bravo, rief der Onkel, die Luſt zur Sache gefällt mir, aber laßen ſie ſich nur nicht einkommen, zu jemand anders zu ſagen, ſie verſtänden den ganzen Dienſt. Das würde man für ein kindiſches Gewäſch ausgeben!

O tief verwundete Empfindlichkeit! — Der neue Junker dachte: wärs du nur nicht Major, und ich müßte aus Subordination ſchweigen! Der Onkel hatte übrigens ſeine Gunſt auf lange verſcherzt.

Am andern Morgen führte ihn der Major Reinwehr zum General, der wenig Notiz von ihm nahm, ein demüthigender Umſtand. Der Oberſt erinnerte gleich, daß der Junker mit dem Rocke, den er da trüge, nicht auf die Parade kommen dürfe. Der Rock hatte den Schnitt, welcher bei des Vaters Regiment eingeführt war, wo ein Prinz, der Einfluß hatte, die neueren Moden förderte. Auch dieſe Erinnerung gefiel unſerm Karl, der ſich mit der Wahl ſeiner Bekleidung viel wußte, keineswegs.

Die Neugier mit welcher er auf den Gaſſen umher guckte, war ungeſtüm. Aber ach, die Kirchthürme hatten bei weitem die gewünſchte Höhe und Form nicht, im Gegentheil ſtellten ſie ſich unmaleriſch, niedrig dar, und einer — das zermalmte — der der Hauptkirche, zeigte keine Spitze. Man hatte ihn, da er baufällig geworden war, abgetragen, und mit einem elenden Dache überdeckt. Der Umſtand verleidete dem Ankömmling faſt ſeinen neuen Aufenthalt.

Läugnet nur nicht, es iſt eine ſchöne ſeelenhebende Sache, um den höheren kühnen Bau! Die überwundne Schwierigkeit, das Himmelanſtrebende trifft das Gemüth. Schade daß man die gothiſchen Thürme an ſo vielen Orten eingehen läßt. Und wenn denn vollends die neueren Baumeiſter, mit ihren winzigen rhapſodiſchen Schöpfungen auftreten! Man will es nicht einräumen, weil man den Grundſatz der allgemeinen Entwicklung aufgeſtellt hat, der immer dem gegenwärtigen Augenblick ſeinen Optimismus zugeſteht, aber Tauſende fühlen es dennoch: die Baukunſt, ſie die ſtattliche, zu der Nachwelt redende, verſinkt in Erbärmlichkeit.

Karl tröſtete ſich aber mit dem Gedanken, unter den Kameraden Entſchädigung zu finden. Er überlief ſie, die grade verſammelt waren, mit einem Blick. Nicht alle behagten ihm, nach dem Aeußeren, nur Einige, und unter dieſen wieder ein gewiſſer von Traunberg, deſſen air dissipé wie es der Franzoſe unüberſetzbar nennt, ihn gleich anzog. Auch Helm mußte des andern Beifall finden, denn Traunberg kam ſogleich zu ihm heran, und ſagte einige Modehöflichkeiten in familiären Ton, die dann auch gleich lockeren Scherzen wichen. Helm bat artig um ſeine Freundſchaft, die mit einem Handſchlag, und einem hol mich der Teufel zugeſagt wurde. Traunberg kündigte auch auf den Nachmittag ſeinen Beſuch an, nahm aber das Wort zurück, als Helm berichtete, er würde bei ſeinem Oheim den Major von Reinwehr wohnen. Dann komme ich nicht zu ihnen, rief Traunberg, der iſt mir in den Tod zuwider. Ich aß einmal zu Mittag bei ihm, ſein ewiges Moralleſen wünſcht ich aber zum Teufel.

Die Erziehung könnte Wunder hervorbringen, wenn die Führer der Kinder — Kinder wären. Aber das Alter, für welches ſie eine natürliche Abneigung hegen, empfiehlt ihnen das Gute.

Traunberg wurde bald des jungen Helms Original. Ohne daß es grade beſtimmter Vorſatz geweſen wäre, ahmte er ihn nach. Seine Grundſätze gingen meiſtens auf ihn über. Und um ſo inniger kettete er ſich an den Jugendfreund, da der Major warnte. Weil ihm auch ſo vieles zu * * * mißfiel, ſeine Erwartung ſo häufig betrogen worden war, galt nun der eine Gegenſtand, durch den ſeinem freudigen Lebenstrieb, genugthuende Augenblicke bereitet wurden, um ſo viel mehr.

Die erſte Jugendausſchweifung worin Karl Unterricht empfing, war das Spiel. Die meiſten Fahnenjunker waren ihm leidenſchaftlich hingegeben, und gewöhnlich wurde die Verſammlung zu einem der die Wache hatte, abgeredet. Der Tag, wo die Löhnung ausgetheilt ward, hatte vor allen den Vorzug. Karl behielt die ſeinige als Taſchengeld, und genoß übrigens Wohnung, Tiſch u. ſ. w. beim Oheim, gegen des Vaters Vergütigung. Wohl wußten die Kameraden, daß es leicht fiel, hier alle fünf Tage die Summe von funfzehn Böhmen einzuſtreichen, denn Karl ſpielte nicht gewandt, hitzig, und meiſtens mit Unglück. Man ſetzte ſich auch über die Erinnerungen des Gewiſſens weg, da in Betracht kam, Helm beſäße ja Vermögen.

Mangelte dieſem eine oder die andre Nothwendigkeit, und das Geld war im Spiel verſchwunden, ſo ſchaffte ihm ſein Traunberg Rath. Juden der geringeren Klaſſe wurden geſucht, die ſich denn zu einem verhältnißmäßigen Darlehn bereit finden ließen. Langte nun von Hauſe ein außergewöhnliches Geſchenk an, ſo ſollten davon freilich die übernommenen Verbindlichkeiten getilgt werden, allein Helm ging dann wohl mit dem Friedrichsd'or oder Dukaten, an dem Quartier eines Kumpans vorüber; Geſelligkeit zog ihn hinein; er prunkte auch mit dem kleinen Reichthum, und die Looſung wurde Karten oder Würfel. Meiſtens kehrte er dann mit leerer Taſche zurück, und dringende Bitten, neue Zuſage von Zinſen, mußten die Gläubiger beruhigen. So gerieth der kleine Wüſtling bald in eine für ſeinen Zuſtand tiefe Schuld.

Der Oheim erfuhr dieſe Neigung, wiewohl noch nicht in allen ihren Folgen. Er verwies Karls Betragen ſehr ernſthaft, und ſchränkte die Gelegenheit der Zuſammenkünfte mit den Kameraden möglichſt ein. Sein Neffe mußte gleich nach der Parade ſich wieder zu Hauſe einſtellen, ſparſam geſtattete er ihm des Nachmittags auszugehn. Allein die Wachen gaben ihm doch Freiheit, und indem er ſich bei Traunberg über des Mentors Härte beklagte, gab ihm der den Anſchlag, ſich bei Nachtzeit zu entfernen. Der Garten des Hauſes, hatte eine gegen die Stadtmauer gekehrte Pforte. Wenn alles ſchläft, ſprach Traunberg, ſo verlaß dein Zimmer leiſe, ſchleiche über den Hof, und finde dich im Garten ein. Ich werde dich an der Mauer erwarten. Anfänglich zauderte der junge Menſch, ſpäterhin ward aber die Sache doch beliebt, und ein Winkelkaffeehaus gewährte Zuflucht.

Es herrſchten auch Sünden unter dieſen angehenden Jünglingen, wie man ſie nur den vormaligen Jeſuiterkollegien beimaß. Glücklicherweiſe rettete ein durch die erſte Erziehung tief eingepflanztes Schaamgefühl unſern Karl von der Theilnahme. Dagegen weckte die Stimme der Lockung den Geſchlechtstrieb bei ihm viel zu früh; noch nicht volle ſechzehn Jahre, und es ſcheiterte ſeine Reinheit, im Zirkel roher Genoſſen. Und, wie man wohl begreift, an den verächtlichſten Klippen.

Es beſtand eine Unterrichtsanſtalt für die Jugend des Regimentes, wo ſich aber die Lehrlinge nur gezwungen und mit Widerwillen einſtellten. Die meiſten gähnten bei dem Vortrag der Meßkunſt, und ſchliefen über die Kriegsgeſchichte faſt ein, wenige ausgenommen, die durch Eifer ſich einzuſchmeicheln ſuchten, aber aus Mangel an Talent, doch keinen wahren Fortſchritt erſtrebten. Helm, deſſen erſte Neigung nur an das Glänzende des Dienſtes gekettet war, hielt Gelehrſamkeit für Pedanterie, und wenn ſein natürlicher Verſtand ihm auch einräumte, er könne die Wiſſenſchaft dereinſt brauchen, ſo lag ihm dies dereinſt doch wie ein Jahrhundert entfernt, und er meinte, es ſei noch Zeit genug daran zu denken. Bei dem allen aber war er im Beſitz eines ſcharfen Gedächtniſſes, und brachte es, vermöge der inneren Anlage, die man Bildungstrieb nennt, bald weiter im Zeichnen, wie irgend einer der Lehrlinge. Deshalb wußte er beim Befragen die meiſten hiſtoriſchen Thatſachen, und ärndtete beim Vorzeigen der Plane das meiſte Lob. Da ihm das nun mehr und mehr ſchmeichelte, ſo nahm er ſich auch gegen die Examinationszeit immer etwas zuſammen, und es machte ihm unglaubliches Vergnügen, wenn er dann — ob er ſich ſchon der Unluſt und Unthätigkeit bewußt war — vor andern die ſich ängſtlich mühten, den Preis errang.

Der Onkel ſagte denn wohl: Sie haben zu Hauſe ſchon was gelernt, überhaupt einen offnen Kopf, und ein glücklich Naturell, ewig Schade, daß der junge Herr ſich der Liederlichkeit ergiebt!

Der letzte Tadel freute Karln mehr, als das erſte Lob. Das Wort ſchien ſchon männlich zu bezeichnen, das dem Moraliſten ſo gehäßige Wort Liederlichkeit, hieß bei ihm Freude. Sehnlich wartete er auch auf den Zeitpunkt, der ihn zum Offizier ernennen würde, dann hoffte er in der erweiterten Ungebundenheit das ſchönſte Lebensglück, zu finden.

Plötzlich lief aber, er ſtand zwei Jahre beim Regiment, die Nachricht vom Tode ſeiner Mutter ein. Sie warf ihn wirklich nieder, und er fühlte nun erſt, wie er ſie geliebt hatte. Die Trauer ging in ſeine Handlungen über, er zog ſich eine Zeitlang von allen Ausſchweifungen zurück. Traunberg wendete erſt Vorwürfe über unſoldatiſchen Sinn an, dann verſpottete er ihn bitter, und ſetzte hinzu: ich habe ja gehöre, deine Mutter hat Zehntauſend Thaler nachgelaſſen, die dir gehören, wenn du volljährig biſt. — Ich nenne dich einen H— rief Karl, wenn du meinſt, das könne nur hier in Betracht kommen. Das darfſt du nicht leiden, Traunberg, ſchrie ein andrer Junker, ſonſt thun wir keine Dienſte mit dir. Ich verbitte alle Erinnerung, ſprach jener, ich werde wohl ſelbſt meine Satiſfaktion nehmen. Allons heraus!

Traunberg beſaß mehr Körperſtärke, als Helm, denn er hatte einige Jahre voraus. Auch zeigte er bei ihren Fechtübungen, wenigſtens eben ſo viele, wo nicht größere Geſchicklichkeit. Aber die gute Sache, für die man ſtreitet, vermag bei einem Einzelnen, wie bei ganzen Heeren viel, wenn es freilich auch kein allgemeiner Satz gelten kann: die gerechtere Seite gewinnt. Genug Helm drang mit froſtigem Blute, und planvollem Zorn auf ſeinen Feind ein. Er wünſchte ein bleibendes Zeichen der Rache auf Traunbergs Geſicht niederzulegen, und erreichte ſeine Abſicht. Eine derbe Schmarre die des Gegners Backe empfing, endete den Kampf. Die Sekundanten riefen halt, und einer lief weg, den erſten beſten Arzt zu ſuchen, während andre Zuſchauer dem Verwundeten alle Hülfe leiſteten. Traunberg reichte Karln die Hand: „Ich bin nicht böſe auf dich, du biſt ein braver Kerl!“ — Dieſer Zug ſöhnte letztern nicht nur ſogleich, aus, ſondern erhöhte ſeine Freundſchaftsgefühle. Täglich beſuchte er ihn, und da Traunberg nicht vermögend genug war, um die Koſten der Herſtellung zu tragen, ſo ging Helm zu dieſem Behuf eine neue anſehnliche Schuld ein. Es iſt etwas Verworfenes und Romantiſches zugleich, in dem Leben der jungen Welt, im Militär, und auf hohen Schulen. Man verdirbt gegenſeitig die Sittlichkeit, man ſucht einander das Geld auf dem Wege des Spieles zu rauben, birgt aber dennoch das zarteſte Gefühl für Simbole, für oder gegen die Ehre. Verletzungen als Folgen des Zweikampfs ſtören die Anhänglichkeit nicht, knüpfen das Band gemeinlich noch enger.

Das Duell blieb im Regiment kein Geheimniß, denn Traunberg mußte ſich einen Monat einhalten, und machte den Vorfall hernach durch ſein Geſicht offenbar. Von Beſtrafung war aber die Rede nicht, denn die Obern fühlen wohl, daß ſich immer nur der Brave ſchlägt, und Erfüllung des Duellmandates der Vortheil des Feiglings würde. Auch der Moraliſt kann, wenn er Menſchenkenner iſt, nicht in Abrede ſeyn, daß die alte Ritterſitte ſo lange noch immer nützlich bleibt, wie nicht alle Reſte die uns noch von barbariſchen Jahrhunderten ankleben, ausgetilgt ſind. Und deren giebt es mehrere, als der erſte Anblick vermuthen ſollte. Wenn aber der Zweikampf wohlthätig im Allgemeinen ſeyn ſoll, warum ein Geſetz dagegen, weshalb nicht lieber dafür? So mögte vielleicht mancher fragen, dem das Detail der guten Wirkungen deſſelben geſchildert worden wäre. Nein, das gienge nicht! Auch die widerſprüchliche Geſtalt übergangen, in der dann das Geſetz auftreten müßte, ſo wäre hier gerade der Weg, das Duell bald geendigt zu ſehen. Denn der Menſch iſt immer geneigt, wider das Geſetz Tadel zu erheben. Will man aber eine der vorzüglichſten Barbareien, die noch unter uns wohnen, und denen der Stempel einer Vorzeit aufgedrückt iſt, welche einen Theil der Menſchen tief herabſetzte, wiſſen? Der Umſtand, daß unſre deutſchen Bürgerklaſſen nicht auch die Duellſitte angenommen haben! Man verfolge ſie nur, bei aller Härte in welcher die Außenſeite erſcheint, bis zum Urſprung. Sie iſt nichts als ein Zwangsmittel zur Rechtlichkeit, das weiter reichen ſoll, wie ſelbſt der geſellſchaftliche Vertrag. Nur indem man die Unzulänglichkeit des letzteren erkannte, durfte jene Billigung finden. Und ſichtbar iſt auch das Produkt der rauh ſcheinende Sitte: (wo ſie nämlich heilig iſt,) daß ihre Anhänger die gegenſeitigen Verhältniſſe am meiſten ehren. Wieviel dadurch für die Moral ſchon gewonnen ſei, ſpringt in die Augen, auch geht für ſie gleich eben ſo viel verloren, wenn die Sitte zu ſinken beginnt. Das wird nur dann eine Ausnahme haben, wenn einſt Ueberzeugung und reiner Wille hinlängliche Pfeiler der Geſellſchafts-Moral ſind. Dann iſt aber auch der Zeitpunkt gekommen, wo es faſt des Geſetzes nicht mehr bedarf. — Unſre Bürger, ahmten den Adel hier nicht nach, wogegen man in Frankreich anders handelte. — Die Folgen davon ſind aber läſtige Demüthigungen, die ſie vom Adel nur zu oft erfuhren, der ſie nun verhältnißmäßig immer noch ſo von der Höhe anſah, wie ehedem Edelinger die Knechte. Dagegen aber freilich baute der Bürger den Geiſt mehr an, und ſetzte dem Verfahren des Adels eine erdrückende Menge von philoſophiſchen und moraliſchen Argumenten entgegen. Es gelang ihm weniger, ſich dadurch geehrter zu ſehn, als er den Adel mit ſchön lautenden Grundſätzen anſteckte, und hie und da die Ur-Hochherzigkeit untergrub. Es müßte nothwendig um die germaniſche Freiheit beſſer ſtehn, wenn wir allgemein der Ehre ſo romantiſch gepflegt hätten, wie unſre Nachbarn jenſeit des Rheins.

Sechſtes Kapitel.

Karl von Helm wird zum Offizier befördert.

Schon drei Jahre ſtand Karl beim Regimente, und immer heißer ward die Ungeduld ſich noch nicht auf einem anderen Standpunkte zu erblicken. Zwar hatte verſchiedentlich Abgang ſtatt gehabt, und er war endlich der älteſte Fahnenjunker geworden. Nun zählte er aber auch die Tage, die Stunden, faſt die Minuten, die er in der traurigen Abhängigkeit vom vernünftelnden Oheim leben mußte. Auch war Traunberg ſchon Offizier, lebte mit ſeinen neuen Kameraden, und Karl gefiel ſich um ſo weniger in der alten Umgebung, da ſchon einiger Stolz des baldigen Fähnrichs ihn durchglühte. Das machte denn, daß er aus freiem Triebe öfters einſam war. Er las in einer Leihbibliothek, auch hatte der Major eine Büchersammlung. Es fielen ihm gute und nachtheilige Schriften in die Hände, gertheilten ihm mancherlei Richtungen, entwickelten aber doch ſeine Geiſteskraft. Die Dichter, gaben ihm, wie immer der Jugend, die meiſte

Nahrung, doch ſonderte er nichts weniger als kritiſch aus, die Empfehlungen des Verleihers beſtimmten allein die Wahl. Was auf ihn Eindruck machte, behielt er leicht auswendig, und vermogte lange Stellen aus dem Oberon, und Idris und Zenide herzuſagen. So wußte er Schillers ſchönere Gedichte faſt Wort für Wort, hatte aber weder auf den Namen Wieland noch Schiller Acht gehabt. Das erſte Buch bei welchem er Notiz vom Verfaſſer nahm, waren die Werke des Philoſophen von Sansſouci. Ein Buch von Friedrich, von dem er ſo viel Großes hörte, deſſen Bild, deſſen Thaten ihm mit Schauern der Ehrfurcht ins Gemüth geprägt waren, — hatte einen heiligen Reitz für ihn, ob er ſchon auch wieder als ſoldatiſcher Wüſtling nicht faſſen konnte, wie doch Friedrich gleich einem Profeſſor, zum Bücherſchreiben gekommen ſei.

Er ging mehrere Oden durch. Zwar ergriffen von dem Flug, waren ihm doch unendlich viele Beziehungen fremd, und das Ganze leiſtete ihm kein Genüge. In dem der Kriegskunſt geweihten Lehrgedicht fand er ſchon weit mehrere Ideen die ihn lebendig berührten, und heroiſche Träumereien, von künftigen bedeutenden Stellen, vom Gebieten über ein ganzes Heer, durchflogen ſeine Bruſt, und gaben dem Soldatenſtande in ſeinen Begriffen das Ideale und Poetiſche zurück, was er eingebüßt hatte, nachdem Karl ſo viel widriges darin ſah. Lange Fragmente des Gedichtes prägten ſich ihm ohne alle Mühe ein. Er kam nun auch an das Epitre à Keith, überſchriebne Gedicht, was von dem allerweſentlichſten Einfluß auf ſeine religiöſen Gefühle, und ſeine Denkweiſe von überſinnlichen Gegenſtänden, ward.

Man hatte ihn daheim allerdings in der Religion unterwieſen, und mehr als die Darſtellungen des Geiſtlichen, hatte ihn eines entſchiedenen frommen Glaubens Beiſpiel, an ſeiner Mutter, überzeugt. Sie hatte manchen Keim zum Streben nach innerer Selbſtbilligung in ſeinen Buſen gepflanzt, ſeine Einbildungskraft geübt, die erhabenſten Hoffnungen jenſeits des Grabes zu träumen. Wenn er nun aber ſo manches ſah und hörte, was ſeinem Sinnendrang reitzend ſchien, aber gegen die empfangnen Lehren ſtritt, peinigte ihn eine quälende widerſprüchliche Stimmung. Einen geheimen läſtigen Erinnerer los zu ſeyn, das hätte er wohl gewünſcht, wenn nur das Gewiſſen ſeine Befreiung davon zugelaßen hätte. Nun vernahm er aber des unſterblichen Friedrichs Meinung über Seelenunſterblichkeit. Unſinn, Pfaffentrug, hieß es da, ſind alle die Schimären. Welche Worte unter andern!

Erhabner Gott, ohnmächtig wird ſogar Dein Zorn,
Vergebens naht dein Blitzſtrahl meinem Grabe,
Vor ſeiner Rache waffnet mich Vernichtung!

Und ſchon früher hatten ihn die bedeutenden Worte in Schillers Reſignation ergriffen:

Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen,
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?

Das grauenvolle Verweſung ſtraft ſie Lügen malte der große König noch mit dem Detail eines Phyſikers aus; es lautete ſo überzeugend! welch Wunder wenn es den orthodoxen Bau eines Jünglings umwirft, deſſen Leichtſinn ohnehin vollen Raum für die Willkühr

kühr begehrt. Freilich mißte er von nun an, das ſchönere himmliſche Leben mit Schmerz, aber der Blick auf das alles Daſeyn endende Grab, ließ auch eine ſo heißere Aufforderung an den Genuß erwachen, und der kleine Epikuräer ſtand ſogar mit Rechtfertigungen da, wo er ſich ſonſt nur durch Betäubung gerettet hatte, warb auch ſelbſt Proſeliten um ſich her.

Um dieſe Zeit widerfuhr dem Oheim Reinwehr, eine empfindliche Begegnung. Er diente ſeit dem Anfange des ſiebenjährigen Krieges, und war jetzt einer der älteſten Majors im Heere. Das Regiment hatte eben kein raſches Avanzement gehabt, ſonſt würde ihn ein Zeitraum von einigen vierzig Jahren ſchon höher geſtellt haben. Sein Dienſteifer war lebendig, und er genoß bei dem Alter von ſechs und funfzig Jahren eine noch dauerhafte Kraft, und nährte den Entſchluß, ſich nur durch den Tod von ſeiner Stelle ablöſen zu laßen.

Der Chef des Regiments war ein ziemlich rauher Mann, und ſagte ſeine Erinnerungen im Dienſt mit weniger Artigkeit, weshalb er ſich denn keiner allgemeinen Liebe erfreute. Jedoch gabs Mittel ſeinen unfreundlichen Ausfällen zu begegnen. Die Kompagnie-Inhaber luden ihn nemlich meiſtens ein, und der, welcher ein beifallwürdiges Mittagsmahl gegeben hatte, konnte mehrere Wochen einer vollen Nachſicht auf dem Exerzierplatze verſichert ſeyn. Jüngere Offiziere machten dagegen ſeiner Tochter, die als Wittwe ſich bei ihm aufhielt, den Hof. Sie war an einen Offizier verheirathet geweſen, der den Degen mit dem Güterhandel vertauſcht hatte. Doch unordentliche Haushaltung ſowohl, wie falſchberechnete Unternehmungen, waren die Urſachen eines völligen Bankerotts geweſen, den er auch nicht lange überlebte. Selbſt der General hatte dabei einige Summen verloren, und ſtand überhaupt mit ſeinen Umſtänden ſchlecht.

Jenes Einladen zu Feſtlichkeiten übte der Major von Reinwehr nicht, wie er ohnehin der eingezognen Häuslichkeit ergeben war. Zudem war das Verhältniß mit ſeiner bei ihm wohnenden Freundin, ob er ſie ſchon wie eine Gattin liebte, von der Art, daß es dem bewirthend geſellſchaftlichen Leben hinderlich wurde. Er mogte die Genoſſin nicht verſtecken, hatte das auch nicht nöthig, da es derſelben gar nicht an wahrer Bildung mangelte, doch aber würden die durch Trauung an ihre Männer gefetteten Damen, gewaltig entrüſtet worden ſeyn, wenn hier von einer Annäherung die Rede geweſen wäre. Reinwehr hätte zwar den Ausweg gehabt, unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. wo man über den Fall nicht ſchwierig hielt, um die Heirathserlaubniß anzuſuchen, doch verlangte die Geliebte, der es um Prunk wenig zu thun war, dieſe Bewerbung nicht.

Des ausgeſchloßnen Lebens wegen, ſtand aber Reinwehr mit dem Regimentschef auf keinen freundlichen Fuß. Im Gegentheil mußte er öfters Tadel und Verweiſe hören, ſo treu und fleißig er auch ſeinen Pflichten vorſtand. Beſonders ging ſeine Noth an, wenn das Regiment zu den jährlichen groſſen Uebungen verſammelt war. Einreden duldet die Subordination nicht, Beſchwerden ſind mißlich, es iſt daher der Untergeordnete zu beklagen, den das perſönliche Mißfallen ſeines Obern trifft. Denn wohnen unreine Charakterzüge in dieſem, ſo giebt es bei den Tauſend Kleinigkeiten, die in der Friedens-Kriegskunſt ſo wichtig daſtehn.

nur zu viele Veranlaßungen, hart zu ſeyn. Daß dies Betragen dem General keinen Freund in dem Major Reinwehr erziehen konnte, leuchtet ein. Doch beruhte der Mißklang noch auf einem Grunde.

Es wurde oben geſagt, die jüngeren Offiziere hätten der Tochter des Generals den Hof gemacht. Der General ſah das ganz gern, und Frau von Hainthal pries ihm denn immer die jungen artigen Leute an, was er ſich auch merkte. Die jüngſten Fähnriche, und Fahnjunker, machten wieder ihr tiefes Kompliment, wenn ſie der Frau von Hainthal Tochter ſahen, die etwa ihr zwölftes Jahr zählte, und der Anlage nach, einſt ausgezeichnete Schönheit erwarten ließ.

Alle Zeichen von Ergebung für ſein Haus, ſah der ſtolze General, wie geſagt, mit Vergnügen, doch wiederholte er in Betracht der Damen oft ſcherzhaft: es giebt viele Adorateurs, aber wenig Epouſeurs! Dabei empfand er den Wunſch, ſeine Tochter bei ſeinem Leben wieder durch Heirath zu verſorgen, (an die Enkelin ward noch nicht gedacht) und warf ſeinen Blick auf die Staabsoffiziere und

Hauptleute des Regiments. Meiſtens waren ſie indeß mit Gattinnen verſehn, ſo wie ſich denn das Regiment überhaupt völlig in der Garniſon eingebürgert hatte. Reinwehr machte eine Ausnahme, denn von der Geliebten nahm man keine Notiz. Reinwehr wurde um ſo eher beliebt, weil ſeine guten häuslichen Umſtände bekannt waren. Der älteſte Adjudant, der außer dem Dienſt, für den Gebieter noch allerlei Nebengeſchäfte willig beſorgte, empfing den Wink, den Major zu bearbeiten. Er machte erſt einige Umwege, erklärte dann aber ſeinen Vorſchlag näher, pries ein ſo glückliches Verhältniß zu Sr. Excellenz, und trug noch den Rath vor, Karolinchen (ſo hieß Reinwehrs Hausfreundin) mittelſt einer Summe abzufinden. Der Major hörte ihn vollkommen aus, dann wurde aber der Freiwerber abſchläglich, und das mit ziemlich hitzigen Ausdrücken beſchieden. Von der Zeit an warf der General einen doppelt merklichen Haß auf Reinwehr.

Dagegen hatte der älteſte Staabshauptmann gemerkt, worauf es hingeſehen war. Aengſtlich harrte er auf die längſt gewünſchte Kompagnie. Es beſtand aber keine Ausſicht auf nahen Abgang, und ihn quälte die Furcht, daß der General, wenn ein ſolcher einträte, ſeinen Hintermann in Vorſchlag bringen, ihn aber zu einer ſchmalen Penſion empfehlen dürfte, denn das Gewiſſen über ſeine Aufführung war nicht lauter. Kläglich ſuchte er alſo das Auge der Frau von Hainthal auf ſich zu lenken, und nach einem Dutzend Bücklingen ſah er ſich zur Leibkompagnie verſetzt, und zu den Abendgeſellſchaften im Garten gezogen. Hier wurde geſchmachtet, geſeufzet u. ſ. w. und da ihn einmal der General in der Laube mit ſeiner Tochter allein ließ, ſtammelte der Hauptmann leis hervor: er wünſche nur erſt den Beſitz einer Kompagnie, um ſich die große Ehre, die große Gnade erflehn zu dürfen u. ſ. w.

Nun ſann der General darauf, dem Kapitän in deſſen Abſichten förderlich zu ſeyn. Er ſchlug nach dem Sprichwort gern zwei Fliegen mit einer Klappe, drum fiel ihm bei, es laße ſich hier zugleich Genugthuung an Reinwehr nehmen, und der Schwiegerſohn in spe befriedigen. Beim Depotbataillon war eben ein offner Platz, er trug alſo beim General-Inſpekteur darauf an, dieſen dem Major von

Reinwehr zu erwirken, deſſen Infirmität zum Felddienſt offenbar ſei. Es ward hinzugeſetzt, daß Reinwehrs Kompagnie, beim Regiment in keine beſſere Hände kommen könne, als in die des lange dienenden, mit den treflichſten Kenntniſſen, und dem edelſten Dienſteifer gerüſteten, Staabshauptmanns von W**. Da man bei Hofe den allgemeinen Berichten glauben muß, indem es zu weitläuftig wäre, das Detail zu unterſuchen, ſo wurden des Generals Wünſche beſtätigt.

Reinwehr fand ſich durch das Geſchehene aufs äußerſte beleidigt. In der erſten Aufwallung wollte er ſich an den König wenden, ſeine volle Geſundheit, und des Chefs Ungerechtigkeit darthun; er beſann ſich indeß wieder, ſcheute die Weitläuftigkeit, und forderte ſeinen Abſchied. Denn zum Depotbataillon wollte er durchaus nicht. Er beſaß etwas eignes Vermögen, und hatte, als ein ſtrenger Wirth, immer von den Einkünften der Kompagnie zurückgelegt. Deshalb war er im Stande, ein kleines Gut zu erkaufen, und dort der Ruhe des Alters entgegen zu ſehn. Vorher ſchrieb er aber noch an den General: er fühle ſich keineswegs invalid, freue ſich beſonders zweier ſehr ſcharfen Augen, was er bereit ſei, beim Abdruck ſeiner guten Lazarino-Piſtolen darzuthun, worauf aber keine Antwort folgte. Auch ließ er ſich, da er frei war, und ſich noch einige Zeit in *** aufhielt, mit Karolinen trauen, führte ſie überall in öffentliche Geſellſchaften, und gab ihr in Konzerten u. ſ. w. einen Rang über die Frau von Weil, wofür ihm dieſe gern den Tod geſchworen hätte.

Durch Reinwehrs Abgang ward übrigens ſein Neffe Offizier.

Siebentes Kapitel.

Jugendleichtſinn in üppiger Blüthe.

Reinwehr reiſte endlich ab, nachdem er dem neuen Fähnrich viele Ermahnungen nachgelaßen hatte, und bedung ſich einen häufigen Briefwechſel aus. Karl war bei dem Abſchiede gerührt, und trennte ſich beſonders mit Schmerzen von der Frau von Reinwehr, die ihm immer viel Güte erwieſen,und ihn durch Verheimlichungen vor des Oheims Unwillen geſchützt hatte.

So freudig Karl auch Offizier ward, ſo ſchmal ihm auch die Gaſſen zu * * * erſchienen, da er ſie zum Erſtenmale mit der blanken Uniform durchzog, ſo hatte er den neuen Stand doch unter dieſen Umſtänden nicht gern angetreten. Und ob er ſchon den Major mehr ſcheute als liebte, da ihre Anſichten der Dinge ſo weit von Einander lagen, ſo ging ihm nun doch herzlich nahe, was jenem widerfuhr.

Gleichwohl war er jetzt doch Offizier, o Jubel! Offizier. Und wie erhöhte es ſeine Freiheit, nicht mehr in dem Hauſe des Aufſehers wohnen zu dürfen. Dieſe Freiheit beſchloß er denn auch mit vollem Jugendungeſtüm zu umarmen.

Dem Vater ward ein Entwurf zur Equipirung übermacht, worin außer Kleidung aller Art, und Gegenſtänden des äußeren Prunks, auch von zwei Reitpferden, und einem halben Wagen mit Geſpann die Rede war. Der Vater ſtrich dort vieles, und ließ nur ein Reitpferd ſtehn. Karl dachte indeß: man hat Roßtäuſcher die Kredit geben; und da ihm der

Vater einen Klepper zuſandte, ward gleich dazu noch ein ſtattlicher Engländer geborgt, und ein nett und phantaſtiſch gekleideter Jokei in Dienſt genommen, ohne zu überlegen, daß ſeine Zulage zu dieſen Ausgaben nicht reichen würde.

Auch lud ihn der Vater zu einem Urlaub nach Hauſe ein, wobei aber der General gleich eine abſchlägliche Antwort gab, mit der Aeußerung: der junge Herr müße nichts im Dienſt verſäumen, um ſo mehr als er nur zu nachläßig ſei. Eigentlich war es aber der Haß, der vom Oheim auf den Neffen überging, und der wie man denken mag, durch Reinwehrs letzten Brief, ärger als je entflammt wurde. Karl mußte ihn bei allen Gelegenheiten empfinden. Auf der Parade immer Tadel seines Benehmens, immer beleidigende Härte, über den dem General zu modernen Anzug. Häufig wurde er in Arreſt geſetzt, auch Einmal bei einiger dreiſten Widerrede, mit einem Unteroffizier und zwei Mann dahin geführt.

Nicht aber ſuchte der Chef ſeine Geldverſchwendungen zu hindern. Keine väterliche Ermahnung, kein Auftrag an einen Staabsoffizier oder Hauptmann, bei dem jungen Menſchen auf Ordnung zu ſehn. War's in der Abſicht ihn deſto nachdrücklicher zu züchtigen, wenn einſt Klagen über Schulden, oder grobe Exceſſe einliefen, oder aus Indolenz, genug er bekümmerte ſich nur im Dienſt um ihn.

Gab der General ein Feſt, nie wurde der junge Helm dazu eingeladen, eben das galt beim Hauptmann Weil, wie ſich von ſelbſt verſteht. Die Anhänger beider Häuſer merkten die Geſinnung wider den jungen Menſchen, und nöthigten ihn auch nicht zu ſich. Er blieb alſo die meiſte Zeit ſich ſelbſt überlaßen.

Der ganze Eindruck den dies alles auf ein höchſt reizbares empfängliches Gemüth machte, läßt ſich auch ohne Schilderung begreifen. Dort oben nur Zeichen des übeln Willens, hier unter den Kameraden dagegen ſchmeichelnde Freundlichkeit, und Billigung des wildeſten Lebens. Wo ihn nicht ſchon die durch Verführung noch angefachtere eigne Neigung aufforderte, da ging er ein zügelloſes Thun ein, ſich gegen jenen Verdruß zu betäuben, und wider ſeine Gebieter trotzig zu ſeyn.

Er ſtand nun ſeinem Traunberg wieder näher, der wie er ſelbſt der Kaſſe gebot. Der

Kredit war nun um ſo leichter zu finden, da die Wucherer und Gaſtgeber nicht mehr durch Reinwehrs Warnungen bedenklich gemacht wurden. Traunberg, der das vielerklärende Bonmot hatte: ein Subalternoffizier welcher Zehntauſendthaler Schulden zu machen weiß, verdient den Orden pour le mérite, wußte auch in den ſchwierigſten Fällen Auswege.

Im ſiebzehnten, achtzehnten Jahre, wo alle höhere Kräfte des Jünglings aus dem Keim brechen, lebt auch der Trieb des Ehrgeizes reger als zuvor auf. Heil da, wo er eine günſtige Richtung empfängt. Die Umgebung dieſer Zeit, pflegt aber die Richtung gewöhnlich zu verſchieben, und daher gerathen die jungen Leute im Kriegsſtande ſowohl, wie auf hohen Schulen, in der Lebensperiode, wo ſich Glück und Wohlfahrt ſo leicht an uns ketten ließen, auf Abwege. Grade bei den feurigſten talentvollſten ſchwinden Vermögen und Geſundheit zum Theil, oder ganz hin.

Karls Ehrgeiz nahm (oder erhielt vielmehr durch die Umſtände) der luſtigſten Kameraden Lob zum Strebepunkt.

Hatte er die Wache, verſammelte er jedesmal einen Zirkel um ſich, der denn freigebig bewirthet ward, und trug den Ruhm davon, noch nie ſei es dort in * * * ſo hoch hergegangen. Im Arreſt ging er bei dieſen Bewirthungen am weiteſten. Da durfte die dampfende Punſchbowle nicht ausgehn.

Beim Spiele freute es ihn, wenn geſagt wurde: Niemand ſetze ſo kühn und dreiſt, verliere ſo mit Lachen, als Helm. Gewöhnlich hielt er auch nicht eher an, bis das letzte dahin geſchwunden war. Einmal hatte das Pharo Börſe und Uhr gekoſtet, und noch fühlte Helm Luſt weiter zu ſpielen. Er trug grade die mit Schleifen verzierte Staatsmontur. Wie hoch nehmen ſie eine Schleife an? fragte er den Bankier? Einen Gulden, erwiederte dieſer. Raſch ergriff Karl ein Federmeſſer und trennte ab. Eine, zwei, drei, bis keine mehr am Rocke haftete. Das erwarb ihm denn manches Bravo!

Die Gelage im Wirthshauſe endeten oft mit dem Zerſchlagen der Gläſer, Fenſter, Spiegel. Theuer mußte freilich am andern Tag der Schaden gebüßt werden. Aber man hatte doch die Luſt gehabt, und die Stadt ſprach drei Tage davon.

Für einen verwegnen Reuter gehalten zu werden, ſetzte er über breite Gräben, hohe Gehege, und das Glück bei manchem gefahrvollen Sturz, ohne bedeutende Verwundung davon gekommen zu ſeyn, ließ ihn immer neuere Wagſtücke unternehmen. Auch gingen in Jahresfriſt vier Pferde drauf.

Gegen die Damen war er zwar im Allgemeinen artig, doch ſuchte er eine Bravade darin, den feinern Umgang mit dem gebildeten ſchönen Geſchlecht, und beſonders alles was Liebe heißt, zu verlachen. Das kam zum Theil daher, weil er von der guten Geſellſchaft ausgeſchloſſen wurde, ſonſt war die Erziehung die er früher daheim genoß, ſehr anſtändig. Mit der leidigen ſogenannten Venus Vulgivaga ging er deſto nähere Verbindungen ein. Die Garniſonsſtadt war nicht groß genug, um dort eigne Wolluſttempel zu erwarten. Dagegen ſtanden viele geringere Bürgertöchter, und Dienſtmädchen, mit den Offizieren auf dem vertrauteſten Fuß. Helm ſuchte ſeinen Stolz in der aller ausgebreitetſten Bekanntſchaft, und heftete ein Namenverzeichniß ſämmtlicher Schönen an die Zimmerthür, welche ſich ſeiner Erfahrung nach, erbitten ließen. Jene erfuhren aber dieſe gehäßige Indiskretion, und bald konnte Helm nur die Zärtlichkeit derer davon trogen, welche auf die Publizität mit Philoſophie herabſahn. Er war auch das zufrieden.

Zog er denn im Halbdunkel eines ſpäten Sommerabends, ſo unverſchämt wie ein gewiſſer Prinz, mit einer verworfnen Nymphe über die Gaſſe, ärgerte die durch Gardinen lauſchenden Damen, ein ſolcher Greuel zwar nach Gebühr, doch beneideten ſie ins Geheim die glückliche Bajadere, denn Helm galt der ſchönſte Jüngling der Stadt.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung deſſelben Gegenſtandes.

Wenig über ein Jahr aber, ſo war Helm mehr als zweitauſend Thaler ſchuldig. Viele Termine waren unbezahlt verſtrichen, das Verlängern ging nicht mehr, die Gläubiger wurden unruhig. Sie wandten ſich jedoch mit ihren Klagen nicht an den General, weil ſie dort wohl Strafe des Schuldners, aber nicht Befriedigung erwarteten. Der Vater dagegen erhielt manchen unangenehmen Brief, und entſchloß ſich, nachdem er des Sohnes Betragen mehreremal verwieſen, und einige Schuldpoſten getilgt hatte, zu einer Reiſe nach * * *. Er wollte alles ſelbſt ſehen, und ordnen.

Die Strafpredigt, welche Karl hören mußte, da der Vater den ganzen Umfang, von ſeines Sohnes Ausſchweifungen erfuhr, gehörte nicht zu den ſanfteſten. Die Beredſamkeit welche der Alte in die Gründe legte, die den Verirrten zurückführen ſollten, trafen auch für den Augenblick. Es gebrach nicht an feierlichen Gelobungen. Ihn rührte es beſonders, ſeinen Vater kränklich zu ſehn, und die Aeußerung zu hören, der Gram habe hieran ſein Theil.

Wirklich hielt Karl nach des Alten Abreiſe mehrere Wochen an. Er widerſtand den Aufforderungen und verbat Spötterei. Das Leſen, zeither ganz vernachläßigt, ward wieder hervorgeſucht, und manches gute Buch traf ſeine immer offneren Gefühle. Er ſchrieb auch an den Oheim, der das Gut Feldheim in Schleſien gekauft hatte. Einige Briefe von dieſem

waren

waren eingelaufen, und er hatte ſie aus Zerſtreuung, und weil ihr Ton ihm mißfiel, gar unſchicklich, nicht beantwortet.

Unter den Büchern auf die er aufmerkſam ward, ſprachen mehrere über das phyſiſche Wohl des Menſchen. Er ſah ein, daß durch die zeitherigen Ausſchweifungen wenigſtens der Grund zu einer Zerrüttung ſeines Körpers gelegt worden war, und beſchloß feſt, durch regelmäßige Ordnung, kaltes Baden (was die Jugend, zum Trotz der ſonſt ſcharfblickenden Brownianer ſeys geſagt, immer ſtärkt,) und Leibesübungen ſeinen Nerven den vorigen Ton zurück zu geben. Die Memoiren Dümouriers unterrichteten ihn, daß dieſer General, um ſich beim Frieden auf den Krieg vorzubereiten, immer im Feldſtuhl geſchlafen habe; ſogleich ſetzte Helm auch ſein Bette weg, und unterzog ſich anderweitigen freiwilligen Strapatzen. In dem, Offizieren nicht genug zu empfehlenden Buche: Der militäriſche Sophron, fand er den Rath, gegen harte Obern, Höflichkeit und Zeichen des Verhältniſſes um ſo mehr zu beachten, für ihn ſehr paſſend. Bisher hatte er den Hut vor den General nur grade abgezogen, wie es der

Dienſt befahl, und den trotzigen Sinn wenig verbergen, der Familie deſſelben wich er aber möglichſt aus, aller Begrüßungen entübrigt zu ſeyn, oder that als ob er ſie nicht ſah. Jetzt wurde Sophrons Weiſung befolgt, ohne alles ſchmeichleriſche Benehmen zwar, aber doch dem vorigen ſo entgegengeſtellt, daß man es auch drüben bemerkte. Ja, als Helm einmal des Abends noch, einen Deſertionsfall beim General zu melden hatte, der ſich grade bei der Tochter befand, benahm er ſich dabei mit ſo feiner Ehrerbietung, daß Frau von Weil ihn erſuchte, beim Souper zu bleiben, wobei ihr Vater etwas zweideutig ausſah. Das machte denn neben der Steifheit, die dort herrſchte, ihn verlegen, und er gefiel ſich nicht im mindeſten. Ganz beſonders peinlich ward ihm aber, daß er neben der Wirthin Tochter zu ſitzen kam. Er wollte ſie höflich unterhalten, doch die ſtupideſte Blödigkeit befiel ihn, er begriff nicht warum. Mit zitternder Verwirrung nur, war er einiger Handreichungen beim Eſſen fähig, und wenn Joſephe das Wort an ihn richtete, fühlte er auf der Wange die Glut einer plötzlichen Schaam, die ihn nur betretner machte.

Er verwünſchte die Geſellſchaft, da er von dannen ging, weil er fühlte, ſich ſonderbar benommen zu haben. Zur Betäubung einer nie empfundnen Unruhe, lief er noch aufs Kaffeehaus, das er lange nicht mehr beſucht hatte. Traunberg ſchrie ihm vom Billard entgegen: wie verirrt ſich der Heilige in unſre Mitte? Alles war befremdet. Laßt mich ins Teufels Namen zufrieden, rief Helm, und gebt mir Punſch. Der Wirth, froh einen ſolchen Gaſt wieder zu ſehn, gehorchte eilig. Im Schwarm ward es Karln leichter. Er klagte Traunberg, daß er bei Weils den Abend hätte zubringen müßen. Ich habe mich ennuyirt, ſetzte er hinzu, ennuyirt zum Sterben. Nie wurde mir eine Geſellſchaft ſo zur Laſt! — Ich glaub's wohl, ſchrie Traunberg, das verdammte Volk hat deinen Onkel wegkabalirt. Und es war zwar ein Erz-Stieflettenknopf, aber dein Onkel doch. Werde nur kein Muskadin, und treib dich an Theetiſchen umher. Komm wieder dahin, wo man froh iſt. Du haſt dich die Zeit her eingeklauſt wie ein Mönch. Solchen Grillen weihe einſt dein Alter, und zolle der Jugend was ihr gebührt.

Der Punſch kam, Traunberg endete ſein Spiel, und ſetzte ſich zu Helm. Der Teufel breche mir den Hals, Herr Bruder, rief er, wenn ich nicht entzückt bin, dich wieder einmal unter uns zu ſehn! — Er ſtimmte Trinklieder und Grecouriana an. Helm nahm, wiewohl nur mit halber Gegenwart ſeiner Aufmerkſamkeit, an jenen Theil, mißbilligte aber dieſe hart. Das erregte Lachen. Traunberg hub wieder an: da haſt du ja auch die Hainthal geſehen. Gott verdamm mich, es wird ein ſchönes Mädchen! Helm fühlte über dieſe Worte einen feindlichen Zorn gegen Traunberg in ſich aufwallen, gab keine Antwort, verbat dieſe Wendung des Geſprächs endlich heftig. Ihr wißt, rief er unzuſammenhängend, ich haße — haße — dieſe Familie — mein Onkel — kurz wer ſie mir nennt, iſt mein Feind.

Er riß ſich endlich los, eilte nach ſeiner Wohnung, und brachte die Nacht ohne Schlaf zu. Das Bild des geſtrigen Abends tanzte ihm unaufhörlich vor der Phantaſie herum, und blieb am andern Morgen ſeine einzige Beſchäftigung. Er ging einen lebhaften Kampf mit dem Bilde ein, wollte es verdrängen, tilgen, alle Erinnerung daran tödten, nur lebhafter traten ſeine Farben hervor.

Bei aller dieſer Wärme, war dennoch etwas ſchwankendes, zweifelhaftes in den einzelnen Umriſſen. Der Tiſch an dem er geweilt, die Geſtalten herum, die Lichter — deutlich wurde die Vorſtellung davon nie, ſo unaufhörlich ſie ſich aufdrang. Oft fragte er ſich ſogar, ob er einem Schauſpiele beigewohnt, ob er geträumt habe?

Immer dachte er an die Worte Traunsbergs, wiewohl mit Entrüſtung gegen den Freund, mit einer peinigenden Entrüſtung. Dann wollte er ſich neugierig die Züge der jungen Hainthal zurückrufen. Er wähnte ſie immer noch neben ſich, ſagte ſogar laute Verbindlichkeiten, aber den Begriff ihrer Phiſiognomie rief er umſonſt wieder ins Gedächtniß.

Die Bewegungen ſeines Verſtandes hierbei wurden ihm am meiſten zur Quaal. Warum lud mich Frau von W il ein, fragte er, ſie von deren üblen Willen gegen mich, ich ſo viele Proben habe, die mich Reinwehrs halber, ewig haßt? Aus Satyre, aus Schadenfreude, man ſah voraus ich würde unter dem feindſeeligen Volke verlegen ſeyn! — Nun erbitterte ihm der Gedanke, man würde unfehlbar ſeine Linkheit an der Tafel verſpottet haben. Eine Beſchämung die er noch nie empfunden, gekannt, hatte, kam dann immer wieder über ihn.

Einige Tage verlor er ſich abgeſondert in dieſen leidenſchaftlichen Wallungen, dann mußte er ſich dagegen betäuben, zu laut ward das Bedürfniß. Allerdings öffneten ſich die Arme der Jugendfreunde, wiewohl er jetzt nicht mehr wie ehedem an Traunberg hing. Das machte ein einziges Wort.

Nach und nach riß ihn das vormalige wüſte Leben nicht nur wieder an ſich, ſondern er übertraf noch ſeine vorigen Ausſchweifungen. Das gilt aber nur vom Trunk, vom Spiel, und mancherlei leichtſinnigen Schwänken, diejenige Wolluſt aber, der er ehedem noch anderweitig ergeben geweſen war, ekelte ihn jetzt an.

Sonſt hatte er die Gaſſe, wo des Hauptmann Weils Quartier lag, ſorgfältig vermieden, nun aber ritt er dort häufig, faſt jeden Tag vorbei. Er bildete ſich ein, nach dem was vorgegangen wäre, müße ſein Trotz deſto mehr offenbare werden. Es wurde alſo kein Kompliment hinauf gemacht, wenn er auch von fern bemerkt hatte, daß die Bewohner des Hauſes ſich am Fenſter befanden. Doch war er bei dieſen Umſtänden immer netter als jemals geputzt, und ſein Pferd mußte in der Gegend die wildeſten Sprünge vollziehn.

Frau von Well fand ihren Stolz gewaltig beleidigt, und der General erfuhr, daß der junge Helm, ob man ihm ſchon neulich Artigkeiten erwieſen habe, wild und unhöflich in ſeinen Betragen ſei, wenn er bei ihr vorüber ritt. Der General ließ es den Verklagten, der ſeit einiger Zeit wirklich verſchont geblieben war, auch bald bemerken.

Joſephe — wollte des Offiziers Entſchuldigung übernehmen, gelangte aber nicht dazu.

Neuntes Kapitel.

Neue falſche Richtung.

Es giebt eine Art redſeliger Menſchen, die ſich als Anekdotenerzähler gefallen. Die Uebung bildet ihren Vortrag, und ſichtbare Zeichen des Eindrucks, freudige Stimmung und Gelächter lohnen ſie.

Es kam ein Offizier aus B** durch Helms Garniſon, und ward nebſt dieſem zu einem Kameraden der die Hauptwache hatte, geladen. Das Geſpräch drehte ſich um das luſtige ſoldatiſche Leben, und manchen coup de genie, durch den dieſer oder jener Offizier ſich bekannt gemacht hatte. Unerſchöpflich war hier der Fremde. Immer überbot er das, was von Wendungen des debauchirenden und excellirenden Charakters in *** bekannt war.

Unter andern theilte er folgende Anekdote mit: *)

„Herr von F— Lieutenant des —ſchen

---

*) Sie ſtand auch einmal in einem öffentlichen Blatte.

Regiments, liebte die Genüſſe zu feurig, um ſie ſeinen Einkünften genau anpaſſen zu können. Sie waren ihm willkommen um jeden Preis, und er verſchaffte ſie ſich auch, da die Ueberredungsgaben eines Anleihers und Vertröſters ihm nicht mangelten. Zuletzt aber kamen die Verhältniſſe über ihn, die verlaufne und wieder verlaufne Termine zur Folge haben. Seine Familie, die oft ſchon hinzugetreten war, wollten die Hülfe nicht wiederholen, und des jungen Mannes Lage war ſchlimm. Fürſprache bewirkte endlich aber doch eine freundliche Sinnesänderung, eine namhafte Summe ward aus der Heimath an die Regimentsgerichte übermacht.

Der Oberſt wollte die ſämmtlichen Gläubiger ſelbſt ſehn, um Vergleiche zu treffen, wo der Wucher zu arg war. Dienſtgravität und Pünktlichkeit nach der Uhr bezeichneten dieſen Mann. Er ſtellte einen Tag feſt, die Angelegenheit zu ordnen. Am vorhergehenden hub er im Ton des Kommandos an: Herr Lieutenant, morgen früh um acht Uhr mit allen ihren Kreditoren in meinem Quartier! F— empfing den Befehl in ſteifer Haltung, mit einem: *Ganz wohl!* Es wurde zugleich beſchloſſen, ihn rein ſoldatiſch zu vollziehn, und jeder dem er ſchuldig war, beſcheidet. Mit Einſchluß der Gaſtwirthe, Pferdeverleiher, Handwerker u. ſ w. reichte die Zahl an Hundert. Wie man Soldaten die zu einer gewiſſen Stunde irgendwo erſcheinen ſollen, um ſo viel früher auf den erſten Sammelplatz beſtellt, als noch Zeit gebraucht wird, den folgenden zu erreichen, ſie gehörig zu ſtellen und dergl. ſo mußten dieſe Leute auch um ein Viertel auf Acht bei F — ſeyn. Sie blieben nicht aus, da ihnen die Urſache bekannt war. F— hatte aber die Hausthür verſchließen laſſen, und die Verſammlung, die ſeine Zimmer ohnehin nicht gefaßt hätten, mußte auf der Gaſſe weilen. Mit dem Glockenſchlag halb Acht erſchien F— und gebot: *tretet an!* Niemand wußte was das bedeuten ſollte, da man jedoch bei guter Laune war, fand die Veranſtaltung Beifall. F — ordnete nun alles nach der Größe, die Chriſten rechts, die Ebräer links, in drei Gliedern, ſchwenkte mit dem Zuge ab, und brach mit Würde und Ernſt nach der Wohnung des Befehlshabers auf. Der Neuheit des Schauſpiels öffneten ſich die Fenſter, auch an Begleitern fehlte es nicht. Der Oberſt erblickte die ſonderbare Centurie, als F— halten und einſchwenken ließ. Ordentlich wurde gerichtet, und die Ankunft gemeldet. So gern der ſtrenge Mann geſchmält hätte, er konnte diesmal vor Lachen nicht, und F— wurde nun mit den Vorwürfen verſchont, die ihn ſonſt bei dieſer Gelegenheit ſicher würden getroffen haben."

Lebhaft wurde der Schwank belacht, und Heim hing mit immer offnerem Ohr an den Erzählungen, die der Fremde fortſetzte.

„Haben ſie wohl von dem Grafen C*** unter *** Küraſſier gehört, meine Herren?"

Niemand wußte etwas von ihm.

„Das glaub' ich wohl, er iſt ſchon lange außer Dienſt. Aber ganz B** wußte ehedem von ſeinem ächt genialen Humor zu reden. Denken ſie: einmal gab er eine Fete, auf den Dächern. Das Haus was er bewohnte, ſtand mit dem Giebel nach vorne, das nachbarliche auch. C*** läßt nun von einem Dachrücken zum andern Bretter legen, den luftigen Saal mit einer Gallerie verſehn, Muſiker, Wein, Fackeln hinauf, und dort wurde der Jubel einer fröhlichen Nacht gefeiert. — Ein andermal begegnet C*** ſeinem Tanzmeiſter auf dem M** kirchhof. Ich wollte eben zu Ihnen, Herr Graf, ſpricht der Mann. Ei, erwiederte C*** ſie können mir die Lektion auch hier geben. Natürlich will der Mann nicht, ſpricht von Auflauf, von Stadtgerede u. ſ. w. Da giebt's aber keinen Ausweg, C*** preßt ihn, die Violine ertönt, und der Lehrling vollzieht ſeine Pas. Hunderte ſtrömten bald zuſammen, die Stunde ward demungeachtet fortgeſetzt. Der Commendant der eine Bewegung auf den Gaſſen ſieht, und nicht gleich die Urſache erfahren kann, eilt endlich ſelbſt beſtürzt herbei. C*** läßt ſich auch jetzt nicht ſtören, bis die Zeit des Unterrichts um iſt, wo er dem Lehrer die Marke reicht."

Helm rief: Das hätte mir auch einfallen können! — „Aber der ſogenante tolle H** der vormals bei dem Regiment *** ſtand, iſt den Herren gewiß durch den Ruf bekannt?"

Die Offiziere verneinten.

„O von dem wäre ein dickes Buch zu ſchreiben. Hören ſie nur Einiges an! Die Geſchichte ſeiner Heirath."

„Er hatte ſein Vermögen rein verthan, und war bedeutende Summen ſchuldig. Da nennt man ihm eine ſehr reiche Wittwe in S*** und giebt ihm den Rath, ſich um ihre Hand zu bewerben. H*** wirft das nicht weg, vermuthet aber wohl, daß er auf dem gewöhnlichen Wege ſeine Abſicht nicht erreichen dürfte, da Stolz und Geiz Charakterzüge der Dame ſeyn ſollten. Was thut er? Eine General-Adjudanten-Uniform läßt er ſich anfertigen, und kauft einem Orden pour le mérite, auch ein Domherrnkreuz. Mit dieſen Dingen geſchmückt, fährt er durch das Gut jener Wittwe und macht, daß der Wagen eben brechen muß. Nun wird der Bediente auf's Schloß geſchickt, durch den der Oberſt, Graf von H*** königlicher General-Adjudant, um eine Nachtherberge bitten läßt, da erſt nach einen Schmidt der nächſten Stadt geſendet worden iſt, um die Reiſechaiſe herzuſtellen. Die Dame, welche eben die Rangliſte des Heers nicht hielt, wird durch die hohen Titel berührt, geht mit gaſtfreier Artigkeit entgegen, und ſieht in dem Oberſten einen intereſſanten hübſchen Mann. Sie äußert auch während des Abendeſſens ihre Befremdung, ihn ſo jung bereits auf einer ſolchen Ehrenſtelle zu erblicken. Ach was helfen Rang und Fürſtengnade, verſetzt H*** wenn im Herzen eine Lücke foltert, die noch das einzige reine Erdenglück, die Liebe nicht füllte. Der König achtet mich, es iſt wahr, ich war ſchon im zwanzigſten Jahre Oberſt, was unerhört bei unſrer Armee iſt, ohne Zweifel werd' ich gegen das dreißigſte Jahr Feldmarſchall ſeyn, ein Gouvernement, eine Inſpektion, einige Domprobſteien, Amtshauptmannſchaften, und mehr dergleichen Bagàtellen beſitzen, aber was frommt das alles. Nur Liebe kann dieſen Buſen heilen. — Die Wirthin verwundert ſich, daß Er in dem Punkt verlegen ſeyn könne. — Ich fand immer noch nicht was ich ſuchte, ruft H***. Was meinen ſie, gnädige Frau, ſoll ich einer unſrer eiteln verzierten Damen nahen? Nein, die Schönheit rührt mich nicht, ſie iſt zu vergänglich. Nur den Verſtand kann ich anbeten, ſonſt nichts, und da ward ich immer noch nicht befriedigt, wiewohl mein ahnend klopfend Herz nie ſo prophetiſch ſchlug, als gegenwärtig. — Die Wittwe die nicht wenig betroffen wird, ſtrengt ſich an, eine höchſt geiſtreiche Unterhaltung zu führen. Da wird H*** nun immer feuriger, und erklärt bald, ſie ſei die Gehoffte, wie Hüon Amanden, habe er ſie bereits im Traume geſehn. Jene glaubt in der That zu träumen, da gleich ein ungeſtümer Heirathsantrag erfolgt. Was ſoll der Stolz einem Manne entgegnen, der ſchon im dreißigſten Jahre Feldmarſchall ſeyn wird? Was der Geiz, wo Plutus ſelbſt die Goldquellen anzuweiſen ſcheint? Sie erbittet mit freundlichem Lächeln, nach Frauenart, Bedenkzeit. — Gnädige Frau, das geht nicht an. Rufen ſie gleich Leben oder Tod über mich. Morgen eil' ich zum Könige, und trage ihm meine Bitte vor. Eine günſtigere Gelegenheit als die jetzige, giebt es nicht, da ich ihm eben von London, wohin ich in einem geſandſchaftlichen Auftrag verſchickt wurde, die angenehmſten Berichte bringe. Ein andermal mögte er ſeinem Adjudanten die Heirathserlaubniß nicht zugeſtehn. Und hat er gnädig beſchloſſen, dann muß auch die Verbindung unfehlbar ſeyn, daher ſehen Ihro Gnaden, mit der Bedenkzeit gehts nicht. Er will Entſchluß auf der Stelle, doch ihr beſeeltes Auge ſpricht ſchon. — Genug die Alte konnte nicht widerſtehn. — Noch Eins, ſagt H*** laßen ſie Niemand, Niemand etwas wiſſen. Auch mit dem nächſten Verwandten wechſeln ſie kein Wort über unſer Vorhaben. Denn gegen die Vermuthung, könnte der König doch ſeine Einwilligung entziehn. Wozu dann der Verdruß eines Widerrufes? Die Braut fand die Vorſicht lobenswerth. H*** erklärte ihr zuletzt, daß im günſtigen Falle die Feierlichkeit ſehr eilen müſſe, denn er dürfte höchſtens acht und vierzig Stunden vom Monarchen entfernt ſeyn. Sie mögte ſich alſo bereit halten. Wie er den Conſens empfing, erſchien er ſogleich in des Feldpredigers Begleitung, und der Akt ginge vor ſich. Sie eilte ſodann mit ihm nach Potsdam, ſich dem Könige vorſtellen zu laßen, und reiſte ſpäterhin nach Bequemlichkeit zurück, um alle häuslichen Beſorgungen zu treffen. — Allerdings fand man das alles ſehr gepreßt, ſehr ſonderbar, doch H*** erwiederte, bei eines Königs Launen gälte nur die Fügung ohne Widerrede. Er ſchied endlich durchaus einverſtanden.

Wieder in der Garniſon, ſchrieb er an den König, und bat um die Erlaubniß Frau von

*** heirathen zu dürfen. Sie ward gewährt. Nun machte er ſich mit dem Feldprediger auf, den er erinnerte, bei der Trauung ſeiner Charge zu denken, und kam mit den erborgten Dekorationen bei der Braut an. Das Kabinetsſchreiben, geſchickt radirt und geändert, ward vorgezeigt, und die Dame, welche ſich in dem Gedanken behagte, dem Könige vorgeſtellt zu werden, und vielleicht Verbindlichkeiten von ihm zu hören, willigte in die ſchnelle Vollziehung des Beilagers.“

„Am andern Tag nahm H*** die beglückte Gattin in den Wagen. Statt nach Potsdam, fuhr man aber nach H***. Als der wachthabende Unteroffizier des Thores fragte, ſprach der junge Ehemann: ich bin der Lieutenant von H*** kehre von Urlaub zurück. Bei den Worten nahm er zugleich ſeine Orden ab, und ſteckte ſie in die Taſche. Frau von H*** war ſtarr vor Schrecken. Liebes Kind, hieß es, ich bin nur der Lieutenant von H***, was thut die Liebe nicht! Eine Ohnmächtige lag ihm in Arm!“

„Nachdem jedoch die erſten Stürme des Zorns ausgewüthet hatten, gab ſie ſich in ihr

Schickſal. Vielleicht wars die Ueberlegung, daß das Geſchehene einmal nicht zu ändern ſei, und ſie erſt verlacht würde, wenn ſie alles berichtete, oder fand ſie ſonſt Urſache, mit dem jungen Gemahl zufrieden zu ſeyn, genug ſie lebte als Frau Lieutnantin recht froh. H*** machte auch ſeine arge Intrigue dadurch wieder gut, daß er ein lobenswerther Ehemann wurde. Seine vormaligen Ergötzungen gab er auf, bis nach einigen Jahren die Alte ſtarb, und ihm Achtzigtauſend Thaler nachließ. Von dem Augenblicke, knüpfte er den zerrißnen Faden wieder an. Es war grade Winter, und der Gattin Leichenbegängniß wurde zu Schlitten gefeiert. Auf dem vorderſten ſtand der koſtbar beſchlagne Sarg. Trauerflor und ſchwarze Decken verzierten die Pferde. Ein zweiter Schlitten trug die Muſiker die ein Requiem anſtimmten. Die leidtragenden Freunde hinten nach. So gings im Gallop durch alle Straßen, und dann nach dem Todtengewölbe, wohin ſchon eine Menge Champagner getragen war.“

Zehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Der unſinnige Wunſch, durch wilde Unbeſonnenheiten, zu *** der tolle Helm genannt zu werden, loderte nun in Karl auf. Ein Vorbild zu beſitzen, dem er ſich nachſchwingen konnte, der Wunſch lag geheim in ſeiner Seele. Auch ergreift jeder, der ſich auf den Bahnen des Lebens tummelt, dergleichen, oder ſetzt es aus mehreren Originalen zuſammen, wie Praxiteles ſeine Göttin, der Kraftvolle holt es bald ein, und wird nun originell, der Schwache hinkt zeitlebens, eine mangelhafte Kopie, nach.

Ein ſehr übelgewähltes Vorbild, wird hier der Leſer ſagen Ja wohl, doch die Offenheit dafür, lag in früheren Eindrücken, dieſe, wie die Erſcheinung des fremden Offiziers, gab der Zufall. Helms Urtheil war weit von der Reiſe entfernt. Ihm dünkte trefflich, was Sinn der Ordnung mit Recht verdammt! Aber, der Menſch iſt ein Knecht des Verſtandes, ſagt Luther!

In den Geſetzen der Nothwendigkeit liegt es, daß, wäre bis dahin das Zufällige, für Helm vortheilhafter geweſen, ſeine Richtung auch in dem Grade gewonnen hätte. Und hier muß noch ausdrücklich erinnert werden, daß er dem Zuge zwar mit Empfänglichkeit folgte, aber doch mit reiner Hingebung nicht, ſondern mit einem noch aus dem Verſtande dazu gegebenen Vorſatz. Denn es galt ihm, eine beſchwerliche Unruhe, deren Grund ihm räthſelhaft war, niederzukämpfen. Er tauchte ſich in die thörigten Fluthen, einen ängſtigenden Feuerſtrahl, den er in die Tiefe des Buſens geworfen fühlte, löſchend zu tilgen. Wurde er beſſer begriffen, dieſer Feuerſtrahl, ſo hätte er ihn zur edelſten Flamme erheben können. Der Geſchichte Verfolg wird aber anzeigen, wann, und wie dies einſt geſchah. Noch müſſen wir bei dem Verirrten weilen!

Eben hatte er das wüſte Treiben eines höchſt falſchen Ehrgeitzes wieder begonnen, als er abermals eine Trauerpoſt empfing. Das Schickſal verhängte ihm eine frühe Verwaiſung. Sein Vater, ſeit mehrerer Zeit kränkelnd, war geſtorben. An ſich hinterließ er nichts weiter, Kompagnie, und Vermögen an Hausrath, Pferden und dergl. gingen mit dem, was er ſelbſt noch von den Summen rückſtändig war, die für des Sohnes Schuldenbefreiung aufgewandt wurden, hin; doch das Mütterliche, ein noch unangegriffenes Kapital von Zehntauſend Thalern, gehörte nun Karln ganz. Der Amtsrath Stein wurde ſein Vormund.

Der Sohn war nicht fühllos, aber unglücklicher Weiſe glaubte er auch die Beſchwerden, die ihm der Gram verurſachte, nicht wirkſamer, als mittelſt der Verdopplung ſeiner Ausſchweifungen bekämpfen zu können.

Das Geld hatte nun durchaus keinen Werth mehr für ihn. Mahnte ihn ein Bekannter an Haushaltung, und wies in eine traurige Zukunft, ſo war die Ausflucht: er würde ſich, wenn das Vermögen geſchwunden ſei, ſchon durch irgend einen kühnen Genieſtreich helfen, oder, ſetzte er hinzu, ich habe dann doch das Leben genoſſen, lade eine Piſtole, und ſchieße mich todt.

Des Onkels ſtrenge Briefe las er nicht mehr. Mit dem Vormund, der einen Theil des Kapitals nach dem anderen kündigen mußte, des Pupillen Ehre zu retten, lebte er im fortdauernden Zank. Die gewöhnlichen Mittel, eines Jünglings Verſchwendungen, durch Verbote an Darleiher zu hemmen, fruchteten im Ganzen nichts. Ja ſie ſchadeten nur, denn die Art und Weiſe, wie er ſich nun baares Geld verſchaffte, etwa durch Waaren die er auf Kredit nahm, oder bei Wuchrern die ihr Riſiko ſich deſto theurer bezahlen ließen, ward nur verderblicher.

So waren kaum drei Jahre ſeit dem Ableben des Vaters vergangen, und ſchon Achttauſend Thaler ſeines Vermögens hatten dieſe drei Jahre gekoſtet. Wer wilde Offiziere beobachtete, die dem Spiele ergeben ſind, mit Equipagen prunken, bei denen jeder luſtige Kamerad offnen Tiſch und offnen Keller hat, wird das begreiflich finden, wenn der Schauplatz gleich nur an einem kleinen Orte liegt.

Einige Thatſachen mögen hier Platz finden, um ſo mehr da eine darunter entſcheidend in die Geſchichte greift.

Eine fliegende Schauſpielergeſellſchaft kam nach * * *, und vor allen ſprachen die Offiziere fleißig zu. Traunberg verliebte ſich bei dieſer Gelegenheit in eine der Sängerinnen. Sie war nicht unempfindlich, aber ſie erwartete Geſchenke. Traunberg eröffnete ſich Karln, und dieſer, der zeither immer mit dem Freunde geſpannt geweſen war, verwandelte nun die Geſinnungen, und bot ſeine Börſe willig an. Das koſtete denn bald Seidenſtoff zu einem Kleide, bald einen Pelz, eine Spazierfahrt, ein Konto beim Wirth, bei dem und jenen Handwerker u. m. Es klingt zwar ſehr geringfügig, wenn man dagegen hält, was unter andern dem Grafen W** in Wien, oder dem Grafen P** in Berlin, ihre Liebſchaften mit Prieſterinnen Thaliens koſteten, man muß aber auch erwägen, daß Traunberg kein Vermögen beſaß. Immer wußte doch die Theaterfürſtin ihren Anbeter um Fünfhundert Thaler leichter zu machen, da hatte es noch mehr als daſſelbe Verhältniß. Doch dieſe Summe kam aus Helms Mitteln.

Es giebt drei Wege zu den Herzen der Klaſſe des ſchönen Geſchlechts, welche hold geſchmückt, auf den Brettern bezaubert, und in ihren reitzenden Umgebungen, die männliche Jugend leicht entflammt. Das Geld, nach Maaßgabe des Ranges ihrer Bühne, und ihrer ſelbſt, hat den Vorrang, dann folgt die Huldigung mittelſt welcher bisweilen das Geld zu erſparen iſt, die Huldigung durch Partheimachen (wobei noch öfter als der unmittelbare Weihrauch, die Kabale wider die Mitbewerberin um des Publikums Beifall, wirkt) Sonnette und Epigramme, und endlich der perſönliche Eindruck.

Das gute kleine Ding von dem hier die Rede iſt, machte die Madame N. N. in Miniatur. Alle Poſten waren beſetzt, und mit förderſamer Klugheit. Traunberg mußte zahlen, ein mitteljähriger Kandidat der Theologie, als Mitherausgeber eines dortigen Provinzialblatts, und bei verſchiednen Muſenalmanachsmanufakturen, angeſtellt, fertigte Sonnets an, und der junge Schreiber eines Rechtsgelehrten gefiel durch andre Gaben. Sie wurden ſo beſchieden, daß jeder ſich allein glücklich halten ſollte.

Das war denn aber nicht thunlich, und Traunberg merkte bald, daß er Nebenbuhler beſäße. Er bat ſeinen Freund Helm, ihn rächen zu helfen. Den Kandidaten traf die Reihe zuerſt. Die beiden Offiziere ließen mehrere Betttücher zuſammen nähen, und warteten unten am Hauſe, als der Poet einſt gegen die Nacht hinauf geſchlichen war. Da er nun wonnegeſättigt durch die Thür trat, wurde das breitausgeſpannte Tuch, mit Hülfe einiger Regimentsbuffons (die von Helm gerne beſchützt wurden, und ihm gewöhnlich auf den Wachen als Einholer dienten) an den vier Zipfeln zur Höhe gezogen, was bekanntlich in der Kunſtſprache prellen heißt. Der arme Liebesritter erſchrack ſo heftig, daß er auch zu keinem Hülfsgeſchrei fähig blieb. Mehreremal mußte er empor, die Zuckung wurde aber einmal mit Ungeſchicklichkeit wiederholt, ſo daß die eine Ecke glitt, und jener einen höchſt gefährlichen Fall aufs Steinpflaſter that. Noch kein Laut; den wilden Leuten ward bange, und ſie liefen davon, ſich zu verbergen.

Helm hatte aber keine Ruhe in ſeinem Quartier. Er fühlte deſto mehr Mitleid und Reue, da er nicht eiferſüchtig war. Nach einer Viertelſtunde begab er ſich wieder zum Wahlplatz. Dumpf wimmerte der verlaßne Unglückliche, kaum zur Beſinnung aufgedämmert. Es fand ſich neben mehreren Verletzungen, ein Beinbruch. Helm eilte zu einem

Kompagniearzte, und ſchaffte mit ſeiner und eines Bedienten Hülfe, den armen Teufel in die eigne Wohnung, wo zu guter Pflege jede Anſtalt getroffen ward. Man kann denken, daß troz deſſen, er von ernſter Rache und Klagen an den König ſprach. Helm war nämlich in der Verwirrung ſo unvorſichtig geweſen, ſich als Theilnehmer zu verrathen, ſonſt hätte jener, bei einem tiefen treuen Schweigen der anderen, immer nicht gewußt, woher das Unheil gekommen ſei.

Jezt mußte man aber alles aufwenden, ihn zu beruhigen. Bequemlichkeit, Arznei, Unkoſten der Heilung, alles das war nicht genug. Helm verhieß ihm Zweihundert Thaler. Der Kandidat war aber noch nicht zufrieden, ſondern erklärte: er würde nur ſtille ſeyn, wenn man ihm eine Pfarre verſchaffte.

Helm rief: aber Herr Kandidat, wie will ich ſie zum Prediger machen können? Dies ſind ſie ſehr wohl im Stande, verſezte der andre, ich wär es längſt, wenn es mir nicht am Gelde fehlte. Wirken ſie nur auf den Juſtiz-Commiſſarius L***, er iſt Gerichtshalter auf den

Gütern des Grafen * * *, wo eben eine ledige Stelle iſt, und hat Einfluß beim Conſiſtorium.

Es wurde jetzt der nemliche Schreiber, welchem man anfänglich auch irgend eine Pein hatte bereiten wollen, aufgeſucht. Er bekam eine goldne Uhr für ſich, und zwanzig Goldſtücke für ſeinen Patron. Der Kandidat hinkte noch, als er nun einen Ruf zur Probepredigt erhielt. Helm und Traunberg eilten hinaus, und hörten ſie an. Sie war in der That mit vielem Talent ausgearbeitet, Würde und herzlicher Ton ſchmückten ihren Vortrag. Die gräfliche Familie war entzückt. Für die beſten Zeugniſſe ſorgte jener Rechtsgelehrte, und der Kandidat war verſorgt. Er richtete mit den Zweihundert Thalern ſeine Wirthſchaft ein, und heirathete ſeines Vorgängers Tochter.

Aber das Summa Summarum welches Traunbergs Liebſchaft dem leichtſinnigen gutwilligen Helm koſtete, betrug weit über Tauſend Thaler, die noch dazu der Wucher hergab. —

In die Reihe ſeiner ausſchweifenden Jugendſtreiche gehört einer, den man nicht gern erzählen mag, da zu wenige Leſer Nachſicht fühlen werden. Helms Charakter, nach ſeinen frühſten Entwicklungen wurde auch ſchon hinlänglich ins Licht gebracht.

Die Ausſchweifung welcher er ſich hier ſchuldig machte, war ſehr ſträflich. Die äußerſte Duldung mußte zürnen. Helm ward beim General angezeigt, der ihn ſogleich ſchwer verhaften ließ, und furchtbare Ahndung zuſagte. Dem Könige ſollte der Vorfall gemeldet werden. Kaſſation und Feſtungsarreſt waren es, die der Schuldige erwartete. Vierzehn Tage hatte er in ſchwerer Sorge hingebracht, als ihn der Chef zu ſich fordern ließ. *Sie ſind frei*, rief er. *Ich würde dieſe Nachſicht nicht üben, ohne die dringende Vorbitte meiner Enkelin!*

Ende des erſten Buchs.

Zweites Buch.

Einleitungs-Kapitel.

Die zweite Schöpferin iſt Liebe.

Schiller.

Nehmen wir an, eine Mutter hätte Zwillingsſöhne geboren. Beide ſind ſich ſo ähnlich, der organiſchen Anlage nach, als es in der Natur nur Beiſpiele der Art giebt. Ihre Erziehung iſt auf das ſorgſamſte beſchloſſen, wozu beſonders günſtige Umſtände allen Vorſchub leiſten. Allein der eine von den Säuglingen wird noch in der Kindheit von Räubern entführt, und muß in einer höchſt nachtheiligen Umgebung aufwachſen. Nur der andre bleibt daheim.

Er empfängt nicht blos ausgebreiteten Unterricht in allem was Gut und Schön genannt werden darf, und ſich für ſein Verhältniß nützlich empſiehlt, ſondern die menſchenkundigen Lehrer wiſſen auch, gefällig auf Phantaſie und

Gemüth zu wirken. Es gilt dem Knaben Bedürfniß, nur einen reinen Willen zu hegen. Man übt ihn im Kampf wider erwachende Neigungen, die der geſellſchaftlichen Harmonie ſtörend werden können. Dieſe Uebungen ſind immer ſo angelegt, daß ſie ſeine Kraft nie überwinden, ſondern nach und nach ſtärken. Die Fertigkeit wird alſo immer beträchtlicher, und vermag zuletzt den Umſtänden zu trotzen. Hierzu kömmt, daß kein böſes Beiſpiel, in einem Gewande, welches Entſchuldigung, oder gar Reitz zuläßt, hier geſehen wird. Iſt nun wohl ein Zweifel vorhanden, daß der Säugling A. nicht einſt zum trefflichen Manne heranreifen werde?

Der Säugling B. hingegen, der Geraubte, erblickt vom zarteſten Alter an, Geſetzloſigkeit und Feindſchaft der Ordnung. Ihm wird es, ſo wie ſich ſein Begehrungsvermögen nur aufſchließt, nicht allein geſtattet, den roheſten Neigungen zu folgen, man ermuntert ihn ſelbſt dazu. Die Stimme ſanfter Menſchlichkeit wird hier nicht gehört, Ehrwürdigkeit der Tugend iſt ein unbekannter Begriff. Das Beiſpiel was hier vorhanden iſt, kann nicht anders als ſittenverderblich wirken. Der Schlechteſte unter den Schlechten, da er ſich auszeichnet, und Ruhm und Achtung bei ſeiner Horde erwirbt, kann der jugendlichen Natur ſich hier am erſten als ein der Nachahmung werthes Muſter empfehlen. Es liegt am Tage, der Säugling B. wird ein ruchloſer Böſewicht.

Wenn nun einſt A. mit den angenehmſten Huldigungen ſeines Vaterlandes ſich geehrt ſieht, und B. ein Opfer der beleidigten Gerechtigkeit fallen muß, ſo ruft die Welt: — ſie kann nicht anders — Beiden widerfährt die Gebühr!

Gleichwohl kam es nur auf den geringen zufälligen Umſtand an, daß die Banditen jenen Säugling ergriffen. Der Bube, welchen man jetzt zum Hochgerichte führt, trüge dann die Bürgerkrone, der Edle, deſſen Tugenden man nun erhebt, würde dem Tod der Schande übergeben.

Dies erträumte Exempel kann, wenn ſich ſeine Lehren ſchon durchaus empyriſch entfalten, manches bei der Willensfreiheit erörtern. Wir bleiben jedoch damit vom Gebiete der der überſinnlichen Philoſophie entfernt, es ſoll uns nur für das gemeine Leben mit der Frage vertrauter machen: was iſt Erziehung dem Menſchen?

Leicht beantwortet ſie ſich: Alles! Und was thun die Völker des Zeitalters für ſie? Unter den Völkern die Deutſchen? Unter den Deutſchen die Preußen? Nichts.

Schon recht, wenn ſie auch am Erndtetag nur das in die Scheuren zu füllen haben, was geſäet ward.

Nur in den Umſtänden liegt noch einige Erziehung, Tradition der Väter von dunklem kräftigen Gefühl; die Enkel welche an Tiefe verloren, ohne einmal daſſelbe Produkt an Umfang genommen zu haben, (was anderweitig die deutſche Nation charakteriſirt,) brauchen ſie bisweilen, ohne ſie zu verſtehn. Z. B. die preußiſchen Offiziere blicken mit breitem Stolz auf den Bürgerſtand herab, ſie ziehen ins Geheim den Krieger auf der unterſten Stufe, dem Miniſter vor, und bezeichnen alles was nicht Soldatenuniform trägt, mit einem verächtlichen Beinahmen. Wo liegt der Urſprung dieſes Stolzes? Aus ſich ſelbſt, ohne das Gefühl einiger Berechtigung, konnte er nicht hervorgehn. Die Berechtigung mußte auch anderen ſichtbar werden, ſonſt wäre er längſt zu Boden gedrückt. Allein die Männer welche einſt mit ihrem Friedrich aus dem ſiebenjährigen Kriege heimkehrten, ſtanden wirklich hoch, und empfanden es. Der große König hatte auch ſie groß gemacht. Die etwas rauhe Art, womit ihre Ueberzeugung von Eigenwerth geäußert ward, lag theils in der minder glattgeſchliffenen Geſellſchafts-Moral, theils auch in dem Umſtande, daß der Bürgerſtand ihre Achtung wenig zu gewinnen wußte. Dieſer fügte ſich dagegen in den Stolz der Männer, die ihn zur Achtung durch die That gezwungen hatten, und brachten ihm die Ehre als Dankopfer dar; der Weg auf welchem er auch der Unannehmlichkeit auswich, jenen Stolz unmittelbar zu empfinden. Den Stolz ſelbſt, das Simbol der vergangnen That, haben nun die preußiſchen Offiziere bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, und das Dankopfer der Ehre, gewiſſermaaßen als Pränumeration für die zukünftige, begehrt. Sie haben nur auf die vortheilhafte Umänderung des Bürgerſtandes, durch die Eindrücke der bildenden Zeit hervorgebracht, wenig geben wollen. Hierbei hätte nun aber der Stolz (der wirklich immer noch einiges Gute ausübte) die Rückwirkung vom Simbol zur That haben ſollen: daß man durchaus noch eben ſo hoch geſtanden hätte, als die Männer von 1740 bis 1763.

Aber, allein vermogten dieſe Offiziere das freilich nicht. Der Staat mußte erziehend hinzutreten. Der Major von Reinwehr in dieſem Roman hat auf einer Seite wohl recht, wenn er die Herzbergſche Behauptung wiederholt: Preußen hätte öfter müßen einen Krieg beſtehn. In der That iſt auch ein kriegeriſcher Friedens-Staat ein Unding. Und wollte man die durch Friedrich dem Staate ertheilte Richtung aufgeben, und den (an ſich ſehr liebenswürdigen) Mahnungen an die Schönheit des Friedens, Gehör verleih'n, ſo war nichts nöthiger, nichts erſprießlicher, wie der alte formale Anſchluß an Kaiſer und Reich. — Der Krieg, zur rechten Zeit (was immer das Auge der klugen Politik beſtimmen mußte, nicht unter andern ein kläglicher Biſchofswerder 1790 hindern, und 1792 beginnen u. ſ. w.) geführt, brachte dann wieder Helden und Thaten hervor.

Auf der andern Seite mußte ſittliche Pflege des Gemüths, da dem Zeitalter nachgeben lehren, wo es nothwendig geworden war. Aber, wie es uns Einmal geht, a priori erkennt die erhabene deutſche Weisheit alles, aber ſelbſt a posteriori handelt man nicht.

Die Erziehung des preußiſchen jungen Adels, welcher in das Heer zu treten beſtimmt war, konnte ſogar noch für weniger als nichts gelten. Ein eigentliches Nichts wäre viel wohlthätiger geweſen. Denn nicht genug daß für Gemüth und Verſtand keineswegs etwas der Gegenwart angemeſſenes geſchah, ſo wurde noch Etwas verſäumt, das ſelbſt der Handwerker bei ſeinem Lehrling oder Sohn wichtig hält, Vormundſchaft über den Knaben. Der junge preußiſche Edelmann wurde aber gemeinlich, ein vierzehnjähriges Kind, den roheſten Einflüſſen Preis gegeben.

Und wahrlich, die Zeit gab doch ſeit den Tagen jenes Fürſten von Deſſau viel von ihrer Roheit auf.

Es würde gleichwohl dieſer Sorgloſigkeit des Vaterlandes, mancher Nachtheil mehr entkeimt ſeyn, hätte die Natur nicht überhaupt eine Gegenwirkung vorbereitet, welche im Jünglingsalter die gefährlichere Leidenſchaft entwaffnet, um einer wohlthätigeren die Herrſchaft zu geben. Freilich wird ſie auch oft Zerſtörerin, aber im Allgemeinen veredelt ſie unfehlbar. Jeder fühlt daß hier die Liebe gemeint iſt.

Erſtes Kapitel.

Tagen des Schönen.

Den befremdeten, verwirrten, zu Boden gedrückten Zuſtand unſeres Freundes zu malen, erlaße man! Wen ſein Verhängniß je auf eine ähnliche Aetherhöhe des Lebens, neben die Schrecken eines ſchwindlichten Abgrunds ſtellte, der weiß was hier der Jüngling empfand, und ſicher iſt es keinem Leſer entgangen, daß bei jenem Abendfeſte Karls innerſtes Gemüth deutend und prophetiſch berührt wurde. Der ſchöne Keim trug die Kraft in ſich, einſt eine hochragende Krone gebietend empor zu drängen, noch aber war das Medium, welches die gebundne Kraft, ſchnell wie mit magiſcher Geiſterhand entfalten ſollte, nicht gereift, und eine unbemerkte edle Pflanze mußte verächtlichen üppigen Gewächſen nachſtehn.

Ein Glück, daß der General ſein Vorzimmer verließ, ſo gewann Helm einige Minuten Raum, ſich von der lähmenden Betäubung zu erholen, die das Wort über ihn gebracht hatte. Die Ankunft einiger Offiziere, die auch bei dem Chef etwas zu verrichten hatten, mahnte ihn erſt, daß er ohne Zweck ſäume. Er ſtürzte hinaus. Ueber den Hausflur kam eben Frau von Weil. Die geſchmückte Tochter folgte.

Wieder angewurzelt, das Antlitz Flamme, ſtand Karl da, ſammelte kaum die Faſſung ſich zu verbeugen, in der Ueberlegung, ob es wohl ziemend ſei, der Dame für ihr Vermitteln zu danken? Er blieb ſich ſelbſt die Antwort ſchuldig, blickte aber während dieſer Erſtarrung, das Mädchen feſter an, als je, auch war er ſeit Jahr und Tag nicht in ihre Nähe gekommen. Himmel welche Erſcheinung! Die bildende Hand der Natur, ſchien eben hier ihr Werk vollendet zu haben! So blüht die Roſe in Italien dem Mai entgegen! Ein eben verklärter Cherubim ſchien an den Staunenden vorüber zu ſchweben. Des Wagens Schlag war geöffnet, die Damen ſtiegen ein, er rollte hinweg.

Wie dem verlornen reichen Kinde, dem eine ſchönere Vergangenheit in dunkeln Erinnerungen aufbewahrt liegt, nach vielen Jahren die wieder empfangne Herrlichkeit, neu, köſtlich, doch immer geahnt, nahet, ſo lag in der Schönheit, in dem wunderbaren Ergreifen ſeiner Seele, da er jene in der Nähe von zwei Schritten ſah, in der ſtolzeſten Beziehung, wenn er ſchon nie ſo verwegen geweſen war, ſie zu träumen — gleichwohl etwas Erwartetes. Dieſe Geſtalt hatte in ſeiner Bruſt, der Skizze nach, gelegen, lange lange ſchon vor jenem Abend bei Weil. So meinte er.

Er blickte dem Wagen nach. So daurend war ſein Auge noch an keinen Gegenſtand gekettet geweſen. Die Damen fuhren nach der Hauptkirche, wo denſelben Nachmittag ein durchreiſender Virtuos ſich hören ließ. Die ſchöne Welt des Ortes ſtrömte hin. Ohne recht zu wiſſen, was er that, einem geheimen feſtlichen Zuge mit trunknem Herzen folgend, trat auch Heim in den düſteren Gothiſchen Tempel.

Seine Gemäuer machten diesmal hohe Anſprüche auf Ehrwürdigkeit bei ihm gültig.

Der Künſtler hub eine Fuge an. Ihr großer Styl, ihre fortdrängenden, ſchwungreichen Modulationen ergriffen mit unwiderſtehlicher Macht. Aber wie wurde Karl, hier — heute — bewegt! Ihm war, als ob ein neuer Sinn ſich dem Innern aufſchlöſſe, ein Sinn des Heiligen, wie ihn die Gewalt, der durch die widerhallenden Gewölbe ſtrömenden Töne, fortzog. Nein er hatte noch nie Muſik gehört!

Beſorgt ſein Geſicht mögte der nimmer empfundnen Wallungen Verräther ſeyn, flüchtete er in eine dunkle Loge des Chors, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß die Weilſche Familie ihm gegen über Platz genommen hatte. Wohl hatte ſein Blick umher geſucht — noch ſehnender während dieſer Entzückungen — er fand jetzt — da ſaß die holde Engelsgeſtalt, die Wange von höherer Freude geröthet. Lange heftete er wieder den Blick bewundernd an ſie, er durfte es aus dem Hintergrund ſeines dunkeln Aufenthalts kühner, ungeſtörter. Er ſah auch mit flüchtiger Neugier im Schiff der Kirche umher. Einige ſtattliche Herren und Damen äußerten einen kenneriſchen Beifall den er tief verachten mußte. Nur auf Joſephens Antlitz las er ſeine Gefühle wieder. Nicht weit von ihr hing ein heiliges Gemälde von vielem Eindruck, der himmliſche Gruß. Doch die ſelige Beſtürzung der Reinen, die Glorie des verkündenden Engels, alles ging in der Sterblichen Schönheit unter, die mit ſolcher Allmacht ihn berührt hatte. Joſeph lehnte ſich etwas über den Chorſtuhl, auch ſie ſchien mit einem leichtem Intereſſe umher zu ſpähen. Halb beſorgt halb mit bebender froher Weiſſagung trat Helm mehr vor. Die Trefliche — bemerkte ihn, — und — ſo erſchien ihm das ſtolze Ereigniß — zog ſich mit einigem Schrecken zurück. Nichts deutete er klar, aber er fühlte ſich wonneüberwältigt, und mußte aus der Kirche entfliehn. An der Thüre ſtanden zwei ſchäkernde Offiziere. Bleib, riefen ſie, wir wollen die Mädchen Revue paſſiren laßen. Helm glaubte wie ein Gott über die Unheiligen zu ſtehn. Er hätte den ermorden können, der die Beſchäftigung mit dem neuerkannten Weſen in ſeiner Bruſt, zu ſtören gefrevelt hätte.

Er drang hinaus vors Thor, den Himmel in der Seele. Die freie Natur nahm ihn liebkoſend auf. Der heiterſte Frühlingsabend brach an. Zwiſchen den blumigen Gärten der Vorſtadt, kam wieder ein Entzücken über ihn, mit dem er nie vertraut geworden war. Jede Jazinthe, jede Blüthe am Pfirſichſpalier, ſchien den neugebornen Lenz ſeines Empfindungsvermögens zu verſtehn. Das Arom der Lüfte umſpielte ſein jugendliches Haar; und goß ahnendes Vorgefühl ſchönerer Zeiten in den Buſen. Durch das hohe Gras der anmuthigen Wieſen ſchweifte er hin, während fern der Unken glockenähnlicher Ruf tönte. Ueber dem Waldgebirge glühte das ungetrübte Abendroth, und ladete zu Hymnen an den Urheber der Erde, des Lebens, der Liebe, ein. Helm erſtieg den Hügel, der die lächelnde Gegend weit überſchaut, und faſt jedes Gebäude der Stadt zählen läßt. Immer hatte er es gleichgültig überhört, wenn die Schönheiten der ländlichen Natur geprieſen wurden. Nun ſah er ſo viel bekannte Geſtaltungen, der waldigen Bergkette, des ſanftgekrümmten Stroms, mit ſeinem hohen Rande, der zerſtreuten Gebüſche am Wieſengrund, aber alles Bekannte, Gemeine ſchwaand davon, alles drang holde Dichteranſichten auf, ja der mattere Abendglanz der Landſchaft erſchien ihm, wie das Elyſium einer Opernbühne, hinter der Flordecke aufgeſtellt, den Sinn inniger zu täuſchen. Nur, wie groß die Kraft des Herzens war, die all das in ſich aufnahm, der Blick vermogte doch nirgends zu weilen, immer ſchweifte er von den Hügeln und Fluren weg, dem Dache des Hauſes zu, worin — ſie wohnte. Karl wich erſt mit der Dunkelheit.

Da er durch die Gärten heimging, flötete eine Nachtigall. Er lernte, heute auch ihren Geſang verſtehn. Welch ein Tag!

Die drei höchſten Feiertage des Lebens ſind wahrſcheinlich, der, an welchem die erſte Liebe gefühlt, der, wo ſie erklärt, und der wo ſie gekrönt wird. Nur ſelten aber gelangt die erſte Liebe ans Ziel. —

Doch in ſo großer ſeliger Haltung nun Karl auch daſtand, ſo durfte er doch blos mit ſeinen Gefühlen leben. Wie das Urtheil ihnen auch nur aus der Ferne nahte — dann quälte ihn jede Rückſicht, zu welcher ein Anlaß vor ihm lag. Er empfand die Wunder einer heiligen Liebe, die ihn mit orpheiſchem Zauber unterwarf. Von einer Schönheit, vor der jedes Weib und noch an ihr ſelbſt das Weib in Vergeſſenheit ſank, gingen die Wunder aus, und von dem Intereſſe welches dieſe Schönheit, an ihn, dem Stolzen, genommen, vielleicht noch mehr. Joſephe hatte ſich für ihn eingelegt! Für ihn, ihn! Aber ſie wußte denn doch was geſchehen war, und ſo wie er ſelbſt nach der plötzlichen Verwandlung ſeines Sinnes, jene leichtfertige Verirrung laut verdammte, ſo fürchtete er mit den tiefſten Schrecken, von ihr noch inniger mißbilligt zu ſeyn. Woher aber dennoch die Theilnahme? Die Theilnahme des Mädchens aus dem feindlichen Geſchlechte? Die Umſtände widerlegten immer ſein Gefühl. O es iſt eine bittre Rache, den, welchen man haßt, Großmuth empfinden zu laſſen. Sollte das hier der Quell ſeyn? Er durfte nicht weiter in dieſe Prüfungen eingehn.

Die erſte Liebe vermag nicht nach beſtimmten durchdachten Planen zu handeln. Was lag ſonſt näher, als ſich dem Mädchen von nun an in vortheilhafter Geſtalt zu zeigen, alles anzuwenden, um des Hauſes Gunſt zu gewinnen, was ja ſo ſchwer nicht ſchien; zu forſchen, für ſich aufgetreten u. ſ. w. Alles das geht nicht an. Allenfalls noch im Wirbel der großen Welt, doch am wenigſten in der Provinz. Dort wirft man ſich in die Arme der Einbildungskraft, und Wieland ſagt:

Sinds gleich nur Welten aus Ideen,
So baut man ſie ſo herrlich als man will.

Dieſem Bau einer erträumten Welt gab auch Helm ſich hin, während er alles in der Wirklichkeit, was ihn ehedem angezogen hatte, aufgab.

Damit aber der Leſer mit ſich einig wird, ob er jene leichtfertige Verirrung, deren öffentliche Strafe nicht hereinbrach, verzeihen ſoll oder nicht, ſo mag ſie hier nachgeholt werden.

Ein guter Theil der Bewohner des Städtchens beſtand aus ſtrenggläubigen Katholiken, und vor dem einen Thore lag ein Kalvariberg. Am Karfreitage fanden ſich hier immer noch Bußfertige ein, die in frommer Andacht den entblößten Rücken geiſſelten. Helm, dem damals noch das Prädikat: Der Tolle, ein Ruhm galt, ritt hinaus, mit anzuſehn, was ſeiner Anſicht freilich nur im Gewande der abgeſchmackteſten Lächerlichkeit erſcheinen konnte. Doch nicht genug, er rief: meine Herren wenn ihnen damit gedient iſt, ſo will ich ſie der Mühe überheben. Er nahm dem Einen die Geiſſel aus der Hand, und trieb nun alle ſehr thätig zum Bilde des Heilands hinan. Ihre Verwünſchungen beantwortete Muthwille.

Mit Recht klagten die Geſchmäheten über die grobe Unart. Volle Genugthuung wurde ihnen zugeſagt, und ſie würde ihnen unfehlbar geworden ſeyn, hätte ein Bericht nach Hofe ſtatt gefunden.

Man muß aber wiſſen, daß, ehe noch Joſephe mit ihrer Verwendung zutrat, ſchon ein katholiſcher Geiſtlicher beim Chef geweſen war, und aus wahrem Chriſtenſinn, (vielleicht auch aus derjenigen Klugheit, die unangenehmen Dingen gerne das Aufſehn verringert) geſucht hatte, der Jugend Nachſicht zu erflehen. Er erklärte dabei, ihm ſey bereits gelungen, durch Gründe der Religion, die Kläger zu verſöhnen.

Auch

Auch habe er von dem Vorfalle Gelegenheit genommen, künftig dergleichen Bußübungen daheim anzurathen, da die verſchiedenen Glaubensverwandten des Orts eine ſolche Vorſicht auferlegten. Der General änderte aber ſeinen Entſchluß nicht gleich, ſondern ſchwankte. Nur als die freundliche geliebte Enkelin noch drängte, konnte er nicht mehr widerſtehn.

Man erwäge aber, wie Helms Rückblick in ſeine Thorheit ihn ängſtigen mußte, da des Generals Haus ſelbſt dem Katholizismus ergeben war.

Zweites Kapitel.

Ein deutender lehrender Freund.

Wir finden nun unſern Helm meiſtens auf einſamen Spaziergängen. Das ſchönere Morgenroth iſt in ihm aufgedämmert, Herz und Geiſt drängen, das empfundene Kraftgefühl ins Leben zu tragen. Hier iſt der Punkt, wo der Dichter, der Künſtler, der Held beginnt. Oft geht er gleichwohl wieder verloren. Nicht aber wenn die weiſe Freundſchaft ihm naht. Der, welcher dann, einem leitenden Genius ähnlich, am Pfade erſcheint, darf nicht weit von uns im Lebensalter ſtehn, damit er die Jugend nicht zu begreifen vergaß; wohlthätig wird es aber, wenn er die Erfahrungen einiger Jahre auf den Liebling vererben kann, der, wenn er an der Fremdheit ſie zurück ſtieß, unter dieſen Umſtänden ihnen gerne huldigt.

Einige Wochen nach jener Geburtsfeier der Liebe, kam Helm durch den oben erwähnten Gang, zwiſchen den Gärten der Vorſtadt. Ihm begegnete der Feldprediger des Regiments. Wäre noch bei Zeiten ein Nebenweg einzuſchlagen geweſen, ſo hätte dieſer unſern Freund vermieden, denn er kannte ihn wenig, und was er von ihm gehört hatte, lud nicht zu Annäherungen ein. Ja, Helm ſaß einmal bei einem Gaſtmale neben dem Prediger, und beging die Ungebühr, ihm mit Witzeleien à la Voltaire läſtig zu werden.

Mogte das dem Offizier grade beifallen, und ſeine jetzige Stimmung darüber Vorwürfe erwecken, oder nicht, genug er erwiederte des Predigers Begrüßen verbindlich, indem er eine

Unterhaltung anknüpfte, die um ſo ausgedehnter ward, da beide in den Zweck zuſammen trafen, den Fußſteig, der über die Wieſen führt, entlang zu gehn.

Der Feldprediger war ein blühender noch unverheiratheter Mann, von etwa acht und zwanzig Jahren. Seine Gelehrſamkeit war groß, und ſeinen Geſchmack hatte er durch eine ſehr richtig geordnete Wahl in der ältern Litteratur, feſtgeſtellt. Die Muſik, ob er ſie ſchon als Nebenbeſchäftigung trieb, konnte ihn einen braven Meiſter nennen, wenn tiefe Kenntniß ihrer Theorien, und auch ſehr fertige und gefühlte Ausübung auf dem Inſtrumente, das die Gattungen der Klänge doch am vollſtändigſten vereint, nicht eben ſo zu dem Namen berechtigen, als die Ueber-Künſtelei mancher Virtuoſen, die in unſern Tagen längſt die Wendung nahm, ſtatt Rührung, Erſtaunen zu erregen. Der Mann hatte ſich eine ſeltne Beleſenheit zugeeignet, der er ſorgſam durch das gute Neue erweiterte. Beſonders hielt er mit der Philoſophie Schritt, hatte vormals die Subtilitäten Kants emſig verfolgt, und mindeſtens gymnaſtiſche Vortheile für den Verſtand daraus erbeutet. Ueberdem zeichnete ſich auf ſeinem Geſichte das reinſte Wohlwollen, das ihn neben ſeiner graden und mit Anſtand getragenen Körperlänge auf den erſten Blick empfahl. Seine Unterhaltung aber, die ſo geiſtreich, und doch von jedem Anſpruch entfernt war, machte ihn zur Seele aller guten Geſellſchaften der Stadt.

Indem Helm auf dem Wieſenſteige neben ihm herging, wandte Jener das Geſpräch unwillkührlich auf die Dinge, die ihm jetzt ſo nahe lagen, nur nannte er den Namen des Fräuleins Hainthal nicht. Von den Schönheiten der vor ihnen ausgebreiteten Landſchaft, von jenem Orgelkonzert, und in etwas ſcheuen Beziehungen, von Liebe, ward er laut. Immer aber konnte er den Ausdruck nicht treffen, der die Empfindung mit Wahrheit übertrug. Da hatte denn ſein Begleiter immer das richtige Wort, und half damit aus. Dies zog unſern Karl ungemein freundlich an. Er lernte hier ſo viel in kurzen Augenblicken, mit jeder Strecke des Spazierganges fühlte er den Kreis ſeiner Begriffe erweitert. Er ward glühender, viele Stellen aus Dichtern, im Gedächtniſſe aufbewahrt, fielen ihm bei, er ſagte ſie. Der Prediger lächelte mehreremal, und blickte auf ihn mit einiger Verwunderung hin. Sie kamen nun an den kleinen See, hinter welchem die romantiſche Anhöhe empor ſteigt. Am Fuße liegt der kleine Meierhof, die uralte Eiche beim Thorweg. Die Abendſonne glänzte eben von den Fenſterchen zurück, und die langen Schatten des Baumes und der Gebäude, dehnten ſich neben den Abhang hin. Die beiden Luſtwandler wurden durch des Anblicks Schönheit überraſcht. Der Prediger ſagte viel über die vortheilhafte Beleuchtung, und wünſchte für den gegenwärtigen Augenblick einen Zeichner. Wir haben oben geſehn, daß Helm wegen ſeiner militairiſchen Plane früher gelobt wurde. Als Offizier hatte er ſich mit dieſer Arbeit nicht mehr befaßt, doch aber bisweilen etwas zu Papier gebracht, irgend einer Phantaſie Anſchaulichkeit zu geben, oder aus Muthwillen, Karrikatur. Jetzt führte er grade ſeine Schreibtafel bei ſich, er zog ſie auf des Predigers Wort aus der Taſche, nahm ein Pergamentblatt, und fing an, den Meierhof mit der Umgebung zu ſchildern. Es war das Erſtemal, daß er einen Verſuch nach der

Natur wagte, aber ihm wurde, als ob das Gefühl ſelbſt in den Crayon träte. Göthe ſagt: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, macht den Dichter. Auch den Bildner, wenn nur einige mechaniſche Fertigkeit zu Gebot ſteht. Karl traf die erſten Umriſſe, in aller Aehnlichkeit die zu verlangen ſtand. Schnell und mit richtigem Lichte, mit täuſchender Perſpektive, wurden die einzelnen Theile ausgearbeitet. Die zerrißne Manier des fernen Hintergrundes, die langen Schatten, deuteten mit dem heimrudernden Kahn, den Abend vollkommen an, und machten daß der Betrachter die untergehende Sonne rückwärts ahnte. Ueber Karls Schultern blickend, ſtand der Prediger da, auf ſeinen Stab geſtützt, und äußerte Einmal um das Andre ſeine Befremdung, über die Schnelligkeit, und das Gelingen. Wo erlernten ſie das Landſchaftzeichnen? fragte er. — Ich hatte keinen Lehrer darin, nur mit einigen Karten und Abriſſen von Schlachtfeldern, ward ich beſchäftigt. — Ei, das ſcheint unmöglich. — Ich gebe mein Ehrenwort!

Nachdem Karl zu Ende war, bat der Prediger, ihm das Blatt auf einige Tage mitzutheilen. Es ſteht ganz zu ihrem Dienſt, rief jener, und trennte es aus dem Taſchenbuch.

Sie gingen noch um den See, blickten von der Anhöhe dem verſunkenen Phöbus nach, und ließen ſich dann vor der Meierei eine Milch reichen. Nun wirds aber auch Zeit nach der Stadt zu gehn, ſprach der Prediger, Arktur und die Leier zeigen ſich ſchon. Wo, wo? rief Karl. Sein Begleiter wies zum Himmel hinauf, und zeigte ihm die beiden funkelnden Sterne. Da ſie zurück durch das Wieſenthal kehrten, wurden auch nach und nach die größeren Geſtirne, des Schwans, des Adlers, des Bären ſichtbar, der helle Jupiter ging auf. Mit unnennbarer Begeiſterung entzündete es den Jüngling, da der auch mehr erwärmte Prediger ſie ihm zeigte, über die Hoheit des Weltgebäudes ſprach, und einige Fragmente von Klopſtock und Schiller, die die Hoffnung eines Daſeyns hinter den Gräbern aufriefen, mit fühlender Innigkeit herſagte. Karl ſchwieg, ihm mangelten die Worte, und im Innern erſtarb ihm der aus Friedrichs Werken geſchöpfte Glaube an Vernichtung.

Da der Prediger in der Stadt von ihm

ſchied, ſagte er: Sie werden mir verzeihen, Herr von Helm, wenn ich ihnen erkläre, daß ich eine Bekanntſchaft an ihnen gemacht habe, die ich nicht erwartete. — Helm ſchlug die Augen nieder.

Die Begriffe Studium und Pedanterie, lagen bis dahin bei Karl ſehr nahe, jetzt fühlte er, daß das Schöne in den Wiſſenſchaften wohnt, und der Wunſch damit vertrauter zu ſeyn, trieb ihn jetzt ſo ungeſtüm, wie Ehedem der, ein Wüſtling geprieſen zu werden. Er eilte in die Leihbibliothek, und forderte alles was von Klopſtock und Schiller da war. Nun erſt fing er an, die Autoren zu unterſcheiden. Durch Klopſtocks Meſſias fand er ſich freilich nicht, auch legte er die meiſten Oden unverſtanden und unbefriedigt weg, aber einzelne Schilderungen, und Flüge des Gemüths, trafen ihn unwiderſtehlich. Von Schiller hatte er mehrere Stücke geſehn, aber dabei meiſtens die (von den herumziehenden Thespiden ohnehin ſehr vernichteten) geiſtvollen Reden überhört. Jetzt nahm er das alles in ſich auf, und lebte in der Welt dieſer Schauſpiele. Daß übrigens Cydli, Amalia, Leonore, Luiſe, Eliſabeth, Maria, Beatrize u. ſ. w.

immer in Joſephens Geſtalt vor ihm daſtanden, verſteht ſich.

Gern hätte er den Feldprediger beſucht, doch fürchtete er den Ruf, welchen ihm ſein tolles Spiel, ſeine Trinkgelage, auch die Klopffechterei (denn es war zeither auch öfter duellirt worden) bereitet hatten, und er mogte dem ſanften Manne nicht häufig unter die Augen treten.

Unvermuthet erhielt er aber an einem Nachmittage ſeinen Beſuch. O ich muß ihnen etwas zeigen, Herr Lieutenant, ſprach er. Vielleicht iſt ihnen bekannt, daß ich einigen jungen Damen, die ſich beim Hauptmann von Well verſammeln, Vorleſungen über ſchönwiſſenſchaftliche Gegenſtände halte. Die meiſten zeichnen auch, jedoch bei einem andern Lehrer, da ich darin nicht geübt bin. Ich konnte nicht umhin, dort ihre Landſchaft vorzuweiſen. Fräulein Hainthal hat ſie nachgezeichnet. Sehen ſie hier, auch auf Pergament, die nämliche Größe. Sie müſſen geſtehn, daß beide Exemplare kaum zu unterſcheiden ſind. Nur halb mit Gewalt konnte ich von der Dame erlangen, daß ich dem Urheber des Originals, die Kopie ſehen laßen darf.

Helm wäre faſt vom Stuhl geſunken, da ihm die Landſchaft gezeigt ward. Er drängte aber das Geſpräch davon weg, denn die erſte innige Liebe iſt viel zu zurückhaltend, als daß ſie nicht vor dem Lautwerden ihres Geheimniſſes beben ſollte. Nur fragte er zuletzt hingeworfen, und mit abgewandtem Geſicht, ob es Fräulein Hainthal geſagt worden ſei, von wem das Original herrühre? Nein erwiederte der Feldprediger, das iſt nicht geſchehen, ich wies blos die Zeichnung vor.

Hierdurch fühlte ſich Jener wieder tief von der Höhe niedergeworfen, auf welche zu ſtehn er im erſten Moment gewähnt hatte.

Mit dem Feldprediger ward er von der Zeit an vertrauter. Er geſtand ihm die Begierde, ſich zu unterrichten, und bat um Rath. Drei Gegenſtände, ſprach er, ſind es, worüber ich vorzüglich Belehrung ſchöpfen mögte. Aſtronomie, Muſik, und die Dichter.

Der Feldprediger gab ihm zuerſt Fontenellens Geſpräche über die Mehrheit der Welten, dann die Werke Bodens. Wegen des unendlich erhabnen Genuſſes, den der Lehrling hier fand, gediehen die Fortſchritte bewundernswürdig ſchnell. Sein ſchon früher gerühmtes ſcharfes Gedächtniß (eine Natureigenſchaft, womit das Genie beginnt, aber ſelten endet) ließ ihn die Zahlgrößen leicht auffaſſen, und behalten, das hohe Intereſſe daran, führte ihn auch bald zu eignen Berechnungen hin. Bald ſchafte er einen Quadranten an, und maaß Sternhöhen. Manche unbewölkte Nacht ſchweifte er vor dem Thore umher, machte ſich mit dem Planetenlauf bekannter, und ſuchte immer mehr auf den Himmelskarten gefundne Fixſterne. Je vertrauter er mit dem Sternbildern ward, je heiliger ward ihm dieſe Beſchäftigung. Der Gedanke an das Ewige des Firmaments, führte den andern herbei, daß es das Einzige ſei, was die menſchlichen Geſchlechter unverändert erblicken. An der nemlichen Welten Geſtalt, die ich in dieſem Moment anſtaune, hing einſt auch Ptolemäus Blick, ſagte er ſich, und bei Finſterniſſen, oder anderen Merkwürdigkeiten, ward er immer darauf aufmerkſam, daß jetzt unfehlbar von Tauſend Punkten der Hemiſphäre, nach dem nämlichen Gegenſtand geſehen werde. Oft erinnerte er ſich wenn er zur Nachtzeit umher wandelte, zur Stadt zu gehn, aber da erwartete er etwa noch den oder jenen Planeten, deſſen Aufgang nahe war, oder ein merkwürdiges Geſtirn, den Gürtel Orions, Sirius, die Jungfrau u. ſ. w. dann ein anderes, bis ihn nicht ſelten der grauende Morgen überraſchte. Da wollte er denn die Schönheit des nun anbrechenden Schauſpiels nicht miſſen, und weilte noch und kam er nun mit dem Tage in der Wohnung an, ſo waren Hundert Ideen in ihm rege geworden, über die er noch in den Büchern forſchen, oder Berechnungen anlegen mußte, und ſo nahte die Paradeſtunde. Sein Freund mahnte ihn ernſthaft, bei den hochſinnigen Schwelgereien, der Geſundheit eingedenk zu ſeyn.

Die Sternkunde hatte großes Nebenverdienſt um ſeine Ausbildung. Den Schwung welchen das Gemüth empfängt, auch übergangen, ſo nähert ſie andern Theilen der Mathematik, die unſerm Helm zwar nicht fremd, aber doch zu unſchmackhaft geweſen waren. Dahin gehört höhere Rechenkunſt, Geometrie, Trigonometrie, Geographie, Chronologie u. ſ. w.

Nach der Friſt eines Jahres hatte er in

jeder ſehr ſchäzbare Kenntniſſe und Fertigkeiten gewonnen, ohne daß er ſich ihrer als beſondrer Zwecke bewußt worden war. — Noch läuterte die Aſtronomie ſeine Meinungen von überſinnlichen Begriffen, und pflanzte einen ächt philoſophiſchen Glauben an Gottheit und Fortdauer, in ſeine Bruſt. Liebende ahnen gewiß, daß das was hier ſonſt vorging, reichlichen Antheil an den Ueberzeugungen hatte, denn Liebe (hier iſt immer die wahreſte reinſte gemeint) nährt die Ideen von Unſterblichkeit mehr, als alle Ueberredungskraft eines Platon, Sokrates, Young oder Phädon. Und ſicherlich giebt es auch keinen ſo epiſchen Phantaſten, als einen liebenden Sternſeher. Das hat vielleicht auch mancher der Leſer dieſes Büchleins gefühlt. Der Feldprediger hütete ihn dabei, wie mit Minervens Aegide, vor den Gefahren der Kritik.

In der Tonkunſt hatte Karl ſchon als Knabe Unterricht empfangen. Sie war ihm aber damals nichts, er brachte es nicht weiter als zu einigen leichten Sonaten, und mehrere Jahre ſtand das Piano = Forte, das ihm die Mutter geſchenkt hatte, unberührt auf dem Zimmer. Zulezt ward es, in einem durch das

Spiel bewirkten Geldmangel, gar verkauft. Jenes Orgelkonzert hatte ihm die Gewalt der Harmonien erſt nahe an das Gefühl gebracht, und die Beſuche bei dem Feldprediger, wo dieſer ihm die Namen Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haidn verſtehen lernte, ſpornten den Eifer aufs kräftigſte an, theoretiſche Einſichten und Ausübung ſich zuzueignen. Sein Streben ward bedeutend. Er ſcheute die ungeheure Mühe des mechaniſchen nicht, und ließ nicht nach, bis er ein ſehr ſchwieriges Tonſtück des Sebaſtian Bach, wie man ſpricht, vollkommen rund in den Fingern hatte. Da war denn aber auch viel gethan, und was er nun wieder vornahm, ward ihm überaus leicht. Es war hier die Eitelkeit im Spiele, ſich bald einmal öffentlich hören zu laßen, und wer hören ſollte, daß weiß man ſchon.

Ueber ſchönwiſſenſchaftliche Werke ſagte ihm ſein Freund: Ich rathe, leſen ſie das Klaſſiſche. Es iſt doch kein verdächtiger Beweis der Güte, wenn Jahrhunderte oder ſelbſt Jahrtauſende für ein Werk ſprechen. Seit einigen Jahren ſtand bei uns eine Schule auf, die nicht nur im Vaterlande, ſondern auch in das Alterthum zurückblickend, die heftigſten Verdammungen ausſprach. Ich mag mich zwar mit keinen Partheigeiſt befaßen, doch meine ich, die Spitzfindigkeiten der Kritik, dürften dem gleichgültig ſein, der nur das Vergnügen in den Dichtern ſucht. Denn warum ſoll das Vergnügen an den Kunſtrichterurtheilen hangen? Molierens Spötterei iſt hier gar treffend. Leſen ſie vorerſt von den Griechen, Homer, Sophokles und Euripides, lachen ſie wenn etwa ein junger Herr es Hundert anderen nachſagt, der Erſte und letzte von den dreien wären nicht zu den Dichtern zu zählen. Platon mag ſpäterhin nachkommen. Von den Römern empfehle ich Horaz und Virgil, Ovid mag einſtweilen wegbleiben, Cicero, Seneka, Tacitus gehören einer ſpäteren Periode ihres Lebens. Dante, Taſſo, und Metaſtaſio heben wir von den Italienern aus, Racine, Corneille, Jean Jaques Rouſſeau, von den Franzoſen. Ein andermal mögen ſie ſich mit Voltaire, mit Helvetius, Montesquieu, Diderot, und den Neueren von Belang beſchäftigen. Unter den Engländern ſtrahlen hervor, der göttliche Shakeſpear, Milton, Young, und der edle Gral. Addiſon, Pope, Yorik, mögen nachkommen, ſo wie Loke, Hume Shaftesbury u. ſ. w. (Nur vergeſſen ſie Saunderſon nicht, wenn ſie ſich einſt mit den tiefen Mathematikern der Britten beſchäftigten). Den weitblickenden Romanſchreiber Fielding muß ich noch nachholen, wenn er ſchon jezt geläſtert wird. Leſen ſie das alles von den Fremden. Wo ihnen die Urſprache unbekannt iſt, da bedienen ſie ſich der Ueberſetzungen. Ein Mangel daran beſteht keineswegs. An dem Deutſchen Parnaſſus fällt die Wahl nicht grade leicht, doch wollen wir uns für den Anfang mit wenigen Namen begnügen. Kleiſt, ſcheint mir, gebührt vor allen der Erwähnung, wenn man mit einem Offizier ſpricht. Der Mann war Dichter im weiten Umfang des Worts, er ſtellte nicht nur ſeine ungemein zarten hochherzigen Empfindungen ſo dar, ſondern ſah auch das ganze Leben poetiſch an, wie ſeine heroiſche Hingebung auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf beweiſt. Mag Engel ſagen, ihm wie den Thomſon gebühre nur ein untergeordneter Rang, oder gar Auguſt Schlegel, das Sylbenmaaß ſeines Frühlings ſei einem

Knüp-

Knüppeldamm zu vergleichen, über den man mit zerbrochnem Wagen fährt, leſen ſie, ich fechte es bei der Kritik aus, mit Eifer den liebenswürdigen Kleiſt. Mit Klopſtock ſind ſie ſchon vertraut, werden ſie es auch mit Wieland. Die Zeit, welche ſeinen Werken geopfert wird, belohnt ſich. Schiller iſt ihnen nicht fremd, ihr Gefühl ſpricht da ſchon, ich darf nichts hinzufügen. Göthe gehört auch zu unſern beſten Köpfen. Ich weiſe am meiſten auf ſeine älteren Schriften hin. Leihen ſie dem Vortrefflichen ein offnes Herz, er wird es wärmen und füllen, aber geben ſie nichts darauf, ich warne aus gutem Grunde, wenn mancher, der ihn vielleicht kaum kennt, aus Modeſucht, Göthe, nur Göthe ruft. Dergleichen führt zu der armen Einſeitigkeit des Geſchmacks, die ſich jetzt ſo häufig offenbart, und umſonſt geprieſen wurde. Die Winke der Natur ſelbſt deuten auf das Mannigfache, wenn ſich ſchon zuletzt alles in der Einheit verſammeln muß. Dieſer Dichter hat ein beſonderes Schickſal in ſeinem Vaterlande gehabt. Werther, Götz, Clavigo, erwarben ſeinen erſten Auftreten, wie billig, ſchnellen und glänzenden Ruhm, aber nicht ohne allen Widerſpruch, wie denn das immer geht. Späterhin wurde das Publikum kalt und kälter, die Mode verbot ſeine früheren Werke ziemlich, und die neuern brachten bei weitem jene Wirkung nicht mehr hervor. Schon gewann es das Anſehn, man hätte Luſt, dieſen Dichter nach und nach mit Gleichgültigkeit zu behandeln, als die Rezenſionen der Jenaiſchen Literaturzeitung, (oft durch Freundſchaft und Abhängigkeit verfaßt,) ihm über alle Deutſchen, denen er auch bei ſeinen Verehrern hatte nachſtehen müſſen, einen entſchiednen Rang anwieſen. Ja man wollte zuletzt neben ihm, nur noch Sophokles und Shakeſpear als wahrhafte Dichter anerkennen. Das unbedeutendſte Epigramm, die geringfügigſte Xenie wurden vergöttert. Das war beſonders die Sprache der Brüder Schlegel, und ihrer Nachbeter. Wenn ſie Einmal Geſchmack an den äſthetiſchen Streitigkeiten finden, (gegenwärtig trete aber der Fall ja noch nicht ein) dann mögen ſie auch die ſo verſchiedenen und widerſprüchlichen Urtheile über, Göthe, in den von Zeit zu Zeit, zu Berlin, Leipzig, Gottingen, Jena u. ſ. w. erſchienenen kunſtrichterlichen Blättern aufſuchen. Mir leuchtet ein, daß keine Uebertreibung, alſo auch die des Lobes nicht, tauge. — Leſſing, den kräftigen Leſſing übergehen ſie ja auch nicht. Seine Emilia Galotti wird eines tiefen Eindrucks auf ihr empfängliches Gemüth nicht verfehlen; in Minna von Barnhelm hat er das Ideal eines preußiſchen Offiziers aufgeſtellt. Es wird ihnen theuer werden. Ich komme auf Kotzebue. Sie ſahen bereits mehrere ſeiner Schauſpiele, und geſtanden mir ihre Gefühle darüber. Dies iſt das allgemeine Genie für die Bühne. Zwar iſt Schillers Schwung poetiſcher zu nennen, doch dem Weinen und Lachen, gebietet Kotzebue faſt unumſchränkt. Die Gabe zum großen Publikum zu reden, (und was verſammelt ſich ſonſt vor den Brettern?) beſitzt keiner ſo wie er. Das fühlt man auch von Liſſabon bis Tobolsk, von Neapel bis Stockholm, denn in alle gebildete Sprachen iſt er überſetzt worden. Hier mögte wohl bei dem Fremden die Vermuthung entſtehn, der Deutſche erblicke ſeinen Nationalruhm in dem großen Manne, aber er würde nicht wenig ſtaunen, wenn er erführe, daß eine gewiſſe Modekritik dieſen Liebling Thaliens, noch unter den erſten beſten Sonnetdichter der neuten Muſenalmanache zu ſtellen ſich bemüht. Ob der Fremde ſich hierdurch zum Gelächter oder zur Verachtung bewogen fühlen dürfte, ſtehe dahin. Uebrigens vertheidigt ſich Kotzebue ſcharf. Bitter verwundet ſeine witzige Satyre die Feinde, und am verlaßenſten ſtehn ſie da, wenn ſie mit ähnlichen Waffen kämpfen wollen. Genung, leſen ſie ſeine dramatiſchen Werke alle, alle; man kann ſagen, die Bildergallerie der Welt geht dann an ihnen vorüber.

Ich würde vermuthlich Schmähungen erfahren, wenn mancher von dieſem Plane hörte. Der Mangel an vorausgeſendeten Grundſätzen fände vielleicht Rüge. Aber ſie wollen es ja nicht zum ausübenden Gelehrten bringen. Eine große, eine recht bedeutend große Summe von Wiſſen, werden ſie hier auf dem Wege des Vergnügens einſammeln. Gehe immer Erfahrung im Gebiet des Schönen, den Sätzen der Geſchmackslehre voraus. Ganz ohne Vorkenntniſſe ſind ſie nicht. Leſen ſie nebenher allgemeine Geſchichte, auch halten ſie einige Hülfswörterbücher zur Hand, eine wiſſenſchaftliche Enzyklopädie, einen Batteux oder Sulzer etwa, (zur Vorſchule des Jean Paul, ſo wie überhaupt zu den originellen Schriften dieſes polyhiſtoriſchen Dichters iſt es noch nicht Zeit) blos berichtende Götterlehren eines Damm, oder Ramler, noch keine, die das Symboliſche aufſucht, wie die von Moritz, oder die gar die reizenden Dichtungen der Vorzeit in chemiſche Prozeſſe auflöſen will. Zuvor erbaue ſich die Phantaſie Freudentempel, dem Lebensalter wo die Vernunft ihren Genuß im Zerſtören ſucht, (weil ſie ſtolzer auf Kräfte wird, wie auf Hingebungen) bleibe etwas aufgeſpaart.“

„Ich meine, ein Jahr wird, bei treuem Fleiße, ausreichen, die genannten Werke ziemlich kennen zu lernen, denn, ſie beginnen mit einem Willen der Ausdauer erwarten läßt. Leſen ſie in der Regel täglich ſechs Stunden. Eben ſo viel wird ihnen im Durchſchnitt der Dienſt abfordern, der aber den Vortheil körperlicher Bewegungen gewährt. Sechſe, mehr nicht opfern ſie dem Schlaf, und das übrigbleibende Viertel diene den Bedürfniſſen und unſchädlichen Zerſtreuungen. Ich denke, das Leben des Jünglings kann nicht zweckmäßiger und angenehmer abgetheilt ſeyn. Des Jünglings im

Offizierſtande nämlich, der beim glücklichen Frieden, ſich ſo vieler Muße erfreut. In ſechs Stunden aber lieſt man faſt ein Alphabet, das gäbe nach der Maſſe angeſchlagen, in dem Jahre, dreihundert fünf und ſechzig Alphabete, mehr als noch Einmal ſo viel, wie ich zu leſen vorſchlug. Doch werden — müſſen ſie freilich Ruhepunkte finden. Oft fühlt man ſich auch zu Wiederholungen hingezogen. Sie machen auch wohl hie und da einen Auszug. Alles das ſei eingerechnet."

„Nach dem Jahre denke ich ſie auch in unſre neuere Literatur einzuführen. Nachdem es ihnen ſelbſt Befriedigungen giebt, mögen ſie den Fehden eines Nikolai und Fichte, eines Merkel und Tiek, ihn Aufmerkſamkeit leihen. Ich hoffe, daß dann ſchon ihr Geſchmack zu feſt (einige werden verderbt ſagen) iſt, um durch das Modegepräge beſtochen werden zu können. Sie haben dann eher gefühlt, als ihren Verſtand mit Sophismen und kritiſchen Floskeln genährt. Die Mittelmäßigkeit im prunkenden Schimmer des Neuheitreitzes gewinnt ſie nicht mehr, wie, nach Rouſſean, der wahre Republikaner nicht verſchmitzt genug ſeyn ſoll, um Rebekünſteln weichen zu können. Das was die letzteren Anſtrengungen aber wirklich gutes ertrugen, werde nicht ungerecht verkannt. Prüfen ſie, und ſchenken dem Talent in jeder Form, ihre Achtung. Es wird ihnen auch nicht entgehn, wenn ſie das Aeltere und Jüngere in unſrer Literatur vergleichen, daß der bezeichnende Ausdruck, und die Wendungen der Sprache merklich gewannen.

„Dasjenige Vergnügen an der ſchönen Literatur, das von der reinen Theorie ausgeht, wie viele Aeſthetiker wollen, und wo wir denn auch zum Lobe gezwungen werden, wenn einmal in die Vorderſätze gewilligt ward, mögte ich faſt der Luſt vergleichen, die im Anſchauen einer Waſſerkunſt empfunden wird. Sehn ſie das Höchſte was in der Art durch Menſchenfleiß hervorgebracht wurde, und wahrlich die emporgetriebne Waſſerſäule, wird nach der erſten Verwunderung ſie ſehr kalt laßen, vielleicht bleibt auch die Wahrheit tief unter dem Bilde zurück, welches in ihrer Erwartung davon lag. Nur wenn ihnen die Lehrbegriffe der Hydroſtatik und Hydraulik bekannt ſind, werden ſie die überwundne Schwierigkeit an dem Kunſtwerke einſehn, und befriedigter ſeyn. Wenn aber jene Lehrbegriffe nicht ihren anderweitigen Werth hätten; um das Vergnügen, an Springbrunnen, und wären es ſelbſt die in den Verſailler Gärten, zu erſchaffen, lohnte ihr Studium doch nicht. Dagegen wird der Zackenfall, oder das große Schauſpiel des Rheines bei Schaffhauſen, die Bruſt mit Entzücken füllen, man kenne die Geſetze nach welchen die Waſſerſtröme dem Zuge der Tiefe folgen müſſen, oder nicht. Ja vielleicht iſt die Wirkung in jenem Fall die ſtärkere.“

„So, wenn ſie Shakeſpear der kühne wilde tiefe Maler der Natur beſchäftigt, wird der Erklärer ihres Entzückens ihnen ſehr überflüßig ſeyn, ja ſie hören ihn wohl mit Widerwillen. Geſetzt aber, der nämliche Erklärer böte ihnen eine Unterweiſung an, nach welcher ſie über die geſetzmäßigen Verhältniſſe eines Muſenkalenderprodukts, bei dem ſie jetzt nur gähnen, viel rühmendes würden ſagen lernen, fühlten ſie darum wohl einen Beruf, ſich vor des Mannes Lehrſtuhl einzufinden?“

„Noch muß ich ihnen ſagen: die Kritik übt allerdings eine große Gewalt im Reiche der Wiſſenſchaften aus, aber je nachdem ſie durch günſtiges Zuſammentreffen der Dinge in gute oder üble Hände kömmt, wird auch ihre Folgewirkung ausfallen. Es geht da, wie mit jeder anderen Regierung. Ein Fürſt von Willen und Einſicht, wird bald ein energiſches Volk leiten, iſt der Blick vom Throne aber ſchielend, ſchrumpft dieſes im kurzen ein. Diejenige Stimme der Kritik, welche ſich jetzt bei uns am gebietendſten erhebt, oder erheben will, zu loben, dazu, das muß ich geſtehn, regt ſich keine Mahnung in mir."

„Uebrigens — durch den Frühling ſchreitet die Zeit zum reifender Sommer, zur belohnenden Erndte — wenn ſie den Tempel des Schönen erſt durchwandert ſind, wollen wir ſchon ferner ſehen, wohin es nun rathſam wird, ſich zu wenden. Ich denke kommenden Winter in dem kleinen Zirkel beim Hauptmann Weil, neben anderen Vorträgen, auch einen über die Geſchichte der Philoſophie zu halten. Von Pythagoros bis Schelling denke ich wenigſtens das Wichtigſte nicht zu übergehn, wiewohl Kürze und Faßlichkeit auferlegt ſind. Vielleicht geſchieht auch etwas in der Chemie.

Ich führe ſie in den Zirkel ein, wenn es ihnen gefällig iſt, und es hängt dann von ihnen ab, den Lehrſtunden beizuwohnen.“

Drittes Kapitel.

Beherzigung.

Wie man denken kann, verſtand Helm wenig von dem was der Feldprediger ſagte, allein der Entſchluß Folge zu leiſten, ſtand ſogleich da. Und warum nicht? Jener verhieß Freuden, damit, wenn er nemlich an die Freuden glaubt, leitet man den Menſchen überall hin. Es gilt bei der Erziehung des Einzelnen, wie ganzer Völker, die Kunſt, Freuden zuzuſagen, und den Glauben daran zu erſchaffen. Der höhere Grad dieſer Kunſt iſt da, wo auch in der Mühſeligkeit die Freude geſehn wird.

Tauſend junge Leute können aber in den Anſtrengungen zu ihrer Bildung, nur den Zwang erblicken, welch Wunder, wenn der andre Weg, der ihren Hoffnungen Wort zu halten ſcheint, ſich durch die Mehrzahl betreten ſieht. Warum ſtehen wir doch den früheren Nationen der Erde ſo nach, wo es darauf ankömmt, dem Willen zu gebieten!

Daß Helm den Lehrer lieb gewann, mogte auch wohl neben anderen Gründen, in jener Landſchaft, und vor allen in der Einladung zum Winter-Zirkel zu ſuchen ſeyn.

Dem Frühling und Sommer, die dieſen Winter voran gingen, wurde eine Thätigkeit geweiht, deren die blühendſte Jugendkraft, auch nur dann fähig iſt, wenn eine Funke des hehrſten Gefühls im Buſen lodert. Schon bemerkten wir, daß die Sternkunde den wiſſensdurſtigen Jüngling um manchen Schlummer brachte. Nicht geringer iſt der Eifer anzuſchlagen, mit welchem er der Muſik ſich hingab. Die ſechs Stunden die dem Leſen zugetheilt waren, hielt er dennoch gewiſſenſchaft, überſchritt ſie noch. Er ſchafte die Gewohnheit an der Wirtstafel zu eſſen ab, und eilte gleich von der Parade heim, um die möglichſte Summe der Zeit zu erſparen.

Groß war aber des Fleißes Wucher. Er las kein Buch, ohne daß das Spiel der höheren Seelenkräfte nicht dieſe merklich geſtärkt hätte.

Die Ausbeute an Einſichten, die Rückwirkung auf das Urtheil begreifft jeder von ſelbſt, ſo wie der völligen glücklichen Umänderung Bild, die Frucht einer zarten Liebe, und des Umarmens der ſchönen Literatur, ſich jedem darſtellen wird, dem Beobachtung ihre Macht ſchon anderweitig wahrnehmen ließ.

Joſephen ſahe er ſelten während dieſer Friſt. Die Gelegenheit ward auch eben nicht eifrig geſucht. Er wollte dem gebildeten Mädchen in einer Geſtalt näher treten, die mehr wie die bisherige geeignet war — ihrer würdig zu heißen. Das iſt der Ausdruck, welchen die erſte Liebe wählt, und Heil dem Mädchen, wo ihn des Liebenden Zartgefühl noch nicht zu pflegen, verlernte.

Mit den Kameraden gerieht er in ſehr kühle Verhältniſſe. Die noch ſtrengere Abgezogenheit befremdete um ſo mehr, Helms ſogenannte Freunde bekümmerten ſich aber bald nicht weiter darum. Die jovialen Aufmunterungen waren ohne Wirkung geblieben, Satyre überhört worden, beleidigend in Anmerkungen zu ſeyn, wagte Niemand, den Karl hätte ſich durch einige Zweikämpfe, die für die Gegner nachdrücklich ausgefallen waren, in Achtung geſetzt.

Die Oberen ließen auch eben keine beſondre Zufriedenheit ſehn. Im Gegentheil gab es im Dienſt mehr Verweiſe als ſonſt. Denn in der That erſchien Karl oft zerſtreut auf der Parade. Er ſtand vor ſeinem Zuge, ſollte auf die Finger der Musketier ein wachſames Auge haben, und ſah vielleicht in dem Augenblicke den Kampf Hektors und Achills, oder die klagende Dido am Puniſchen Strande, da des Helden von Ilion ferne Seegel am Ozean ſchwinden. Da wars denn bald Einmal gethan, daß einem der Exerzirten der Daumen um einen Zoll zu hoch lag, oder beim Unterſuchen des Anzugs ein nicht glänzend genug abgeriebner Knopf überſehen blieb. Zudem, da für keinen edleren Antrieb zur Pflicht geſorgt wird, als der mit dem Stock niederfällt, ſo iſt es voraus zu ſehn, daß die Soldaten ihr Streben ſinken laßen, wenn das Reitzmittel ſparſamer angewendet wird. Des letzteren Fehlers machte ſich Karl häufig ſchuldig. Denn ein Fehler iſt es allerdings, da, wo nach den Geſetzen geprügelt werden ſoll, nicht zu prügeln. Niemand hat aber eine bewundernswürdigere Uebung, unter einer Reihe von Hunderten, urplötzlich zu entdecken, wo irgend eine kleine Infirmität ſtatt hat, wie ein preußiſcher Staabsoffizier. Wer ihnen von dieſer Seite nicht die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren ließe, beging einen Frevel. An einen Offizier von dem es heißt, er lieſt, wird es um ſo ſchärfer gerügt, wenn ſich eine Vernachläßigung der Art findet. Ausſchweifungen aber, bei den drei W, (Weiber, Wein, Würfel,) finden die meiſte Verzeihung. Folge der Erinnerungszauber!

Als der Winter da war, wurde der kleine wiſſenſchaftliche Zirkel beim Hauptmann Weil angeordnet. Er ſollte diesmal ziemlich erweitert werden. Der Feldprediger, welchem die vormaligen Plane mit dem Major Reinwehr, und die deshalb noch lange auf Helm geworfene Unzufriedenheit unbekannt waren, ſchlug dieſen ſogleich zum Beitritt vor. Joſephe entfernte ſich, da es geſchah, die Mutter zog aber mit einem lächelnden Kopfſchütteln eine Nadel aus dem Strickzeuge, und ſagte: nein, nein, den wilden Menſchen laßen ſie aus dem Spiele! — O meine gnädige Frau, das Ehedem iſt an ihm getilgt. Ich darf ihn mit Recht, als einen vorzüglich gebildeten Kavalier empfehlen. — Wenn auch! — Trügt mich meine Menſchenkunde nicht, ſo iſt etwas romantiſches bei der Umwandlung des — Ei, was geht mich das an, ich ſehe am liebſten, wenn er aus dem Hauſe bleibt!

Der Prediger ſchwieg, und entfernte ſich mit einigem Verdruß. Allein in der Dämmerung, ehe noch das Licht angezündet worden, fing Joſephe an: Liebe Mutter, wär ich wie du, ich gienge es doch ein, daß der Leutnant Helm unſern Zirkel beſuchen dürfte. Zwar iſt es ein fataler Menſch, aber grade um zu zeigen — —

Sie ſtockte. Die Mutter hatte noch ein Paar Einwendungen zur Hand, gab aber bald nach, da ihr der Umſtand doch gleichgültiger wurde.

Folgender aber nicht: Es war ſeit einiger Zeit ein polniſcher Edelmann nach * * gekommen, der ſich Graf nennen ließ, ohne es zu ſeyn. Da ihm der Ort gefiel, ſo beſchloß er den Winter dort zu verbringen. Die verbindliche Aufnahme beim General, und in den andern Häuſern trug das ihrige dazu bei. Sein

Vermögen war nicht unbeträchtlich, die ergiebigen vor kurzem geerbten Güter warfen ihm etwa dreitauſend Dukaten ab, die aber nicht zureichten, da er ſich ohne Zweck auf Reiſen umher trieb, und allenthalben die Rolle des Grand Seigneur geben wollte. Da das in Oertern wie Wien, Berlin, Hamburg u. ſ. w. denn doch nicht recht anging, ſo machte er in Mittel- oder kleinen Städten Halt, prahlte mit ſeinen Diamanten, und gab im vornehmſten Gaſthof theure Feſte. Zu den ſehr unterrichteten fein erzognen Polen, die das Ausland beſuchten, um zu lernen, gehörte dieſer Graf R — i keinesweges. Sein Aeußeres war ſchon zurückſtoßend, und verrieth gemeine Neigungen. Er ſprach ſchlecht deutſch, und noch ſchlechter franzöſiſch. Er wollte gewandte Artigkeit zeigen, und das Lob einer guten Unterhaltung ärndten, aber dort verfehlte er den Takt, und hier ermüdete ſein nichtsſagender Wortſchwall. Mit ſeinen Reiſen prunkte er gern. Paris, London, Petersburg wurden, wo es nur anging, eingewebt, bisweilen klang das auch gar lächerlich, wenn er die Provinzialſtadt in Vergleich mit jenen Hauptreſidenzen tadelte. Kaum

es

es irgendwo auf ein gründliches Wiſſen, ein gediegenes Urtheil an, ſo konnte bei ihm gar leicht das Andenken an jene treuherzige Fabel erneuert worden:

Der Kukkuk fragt die Lerche:
Wie kömmt es, ſage mir
Daß die gereiſten Störche
Nichts klüger ſind als wir?
Sie können uns beweiſen
Fängt jene an und lacht,
Daß nicht das viele Reiſen
Die Dummen klüger macht.

Dieſer Graf X — i ſollte alſo ins Haus. Warum errathen die Leſer. Da war es übrigens zweckmäßig, wenn ſich mehrere junge Männer einfanden. Der Plan leuchtete weniger hervor. Die gnädige Frau, welche ſonſt unſern Freund dennoch verworfen hätte, gab in dem erwähnten Betracht, um ſo eher nach. Auch der älteſte Adjudant, eine Satyre auf die Aeſthetik wurde in die Wintergeſellſchaft gezogen.

Da nach einem Mittagsmahle dem Grafen der Antrag gemacht wurde, antwortete er: Dobrze mein knädik Frau! J'en suis content! Lieb ick der Deutſchen Literaturen, und hab ick powoli viel gelernt. Wollen wir leſen Schiller? Sein Hamlet kann ick par coeur. Verwundern werd ſie ſick wenn ick deklamir den Monolok, Sein oder nicks ſeyn. In der Berlin waren die Damen enchantirt. u. ſ. w.

Da ſich Helm zum Erſtenmal dort einfand, war er wie man denken kann, zurückhaltend und einſilbig. Auf das was vorgetragen wurde, gab er nicht viel, er hatte gleich einen fernen Platz gewählt, von wo aus er gewöhnlich mit dem Blick auf Joſephen ruhte, ihn aber jähling zurückzog, wenn ſie, neben dem Grafen weg, der ihr gleich den Hof mit Geräuſch machte, auf ihn ſah.

Das jugendliche Paar hatte wirklich Recht, dies große Intereſſe an Einander zu nehmen? Joſephe — welche Säumniß noch ſo wenig von ihr geſagt zu haben — mußte ſchon in dem reingeſtimmten, wie viel mehr in dem verwandten Gemüth, einen Anklang hervorbringen, der dem einer ſeligen Harmonie glich, weil alles in dem Ebenmaaß ihrer Organe, und in den Farben, ſo voll der entzückendſten Uebereinſtimmung war. Ein etwas hoher junoniſcher Körper drang keineswegs über die Linie der zarteſten Weiblichkeit hinaus. Man konnte ſagen, die feinſte Sanftmuth unterwarf wieder die etwas gebieteriſche Länge, welche ohne jenen entſcheidenden Zug, etwas an die Amazonin würde gemahnt haben. Ein dunkelblaues, etwas mit ſchwarz durchbrochnes Auge, ſtrahlte beredſam, auch wenn der Mund ſchwieg. Ihr gelbes Haar zeigte den Trieb ſich in Locken zu ſchmiegen, am bildlichſten in der Vernachläßigung. Von blendender Reinheit war die weiße Haut, die Wange gewöhnlich nur leicht kolorirt. Aber die leiſeſte Gemüthsbewegung fachte das glimmende Feuer an. Der feuchte Glanz auf den reitzend gewölbten Lippen würde zu den Sinnen geredet haben, wenn nicht die anderweitigen edlen Formen zur keuſchen Verehrung gerufen hätten.

Helm zeigte eine ſchlanke und dennoch ſchön ausgerundete Geſtalt, die das Gepräge ächt teutoniſcher Abkunft trug. Leibesübungen hatten Adel und Anmuth in jede Geberde gebracht. Der Kleidung hätte man das Stutzerhafte freilich vorwerfen können, allein der Gebrauch beſtand einmal im Heere, Gewohnheit fand die zum Theil altmodiſchen und weibiſchen Zierrathen am Soldaten angenehm, und nur der

Fremde, der zu uns kam, ward dadurch empört. In dem vollblühenden freundlichen Geſichte lag ſonſt ein gewiſſes wildes Feuer, das für Exceſſe Verzeihung gebot, jetzt hatte ſich das aber zu einen ernſteren Charakterzug umgeformt, der die Damen mehr wie je einnahm.

Viertes Kapitel.

Verſtändniß.

Unter manchen anderen Annäherungspunkten, die die Beiden ſich klarer begreifen ließen, und jedem Theil, über das Glück geliebt zu ſeyn, die innigſte Ueberzeugung gaben, wenn gleich das Wort noch nicht ſprach, iſt folgender bemerkenswerth.

Es wurden, und zwar auf des Grafen Vorſchlag, Theaterſtücke vorgeleſen. Der Prediger behielt ſich vor, nach Endigung eines jeden, ein äſthetiſches Urtheil darüber anzulegen. Man begann mit Shakeſpears Romeo und Juliette, und komiſch genug, R — l las das

Trauerſpiel vor. Wie er die Götterſprache der Liebenden mißhandelte, nimmt wohl der Leſer ſchon von jenem Pröbchen ſeiner Ausſprache ab. Dennoch ging kein Wort verloren, denn laut genug war er, wie es die Zudringlichkeit immer iſt.

In der erſten Situation nun, wo Romeo und Juliette die Feindſchaft ihrer Geſchlechter anklagen, und der ſo entgegengeſetzte Zuſtand ihrer Herzen dargethan wird, wurde Helm, wurde Joſephe ſo getroffen, ſo hingeriſſen, daß ihre Blicke ſchnell und ohne alle Vorſicht ſich begegneten. Dies unwillkührliche Spiel wiederholte ſich oft während des Stückes, und bei den erſchütternden Scenen ward es unmöglich, das auf dem Antlitz des andern ruhende beſeelte Auge wegzuwenden. Beiden gab der Graf, gewiß gegen ſein Verlangen, die Rolle des gehaßten Paris. Oel goß es noch in das Feuer, da nach des Meiſterwerks Endigung, wie Beide ſo im tiefſten Innern bewegt da ſaßen, und keine andre Welt ihnen mehr vorhanden ſchien, der Feldprediger mit ſanfter Stimme die Schönheiten dieſer Tragödie zerlegte. Er zeigte, wie tief aus der Natur geſchöpft, des Dichters Schilderung wäre, ſprach viel über die Tiefe und Reinheit der Empfindungen, über den kräftigen Willen dieſer Liebe, der kein Hinderniß unüberſteiglich, ſelbſt das Grab nicht mehr furchtbar ſey, u. ſ. w. Alle übrigen fügten zuletzt Bemerkungen hinzu, tadelten auch wohl das zu Schaurige, Uebertriebne. Karl und Joſephe ſchwiegen. Nur da Erſterer ſich empfahl, ſagte er leiſe: ein göttlich Stück! — Und wie wahr! erwiederte das Fräulein ein wenig ſchnell.

Die vollſtändigſte Erklärung, oder eine Reihe umſtändlicher Briefe, hätte beide nicht lebendiger unterrichtet, als der heutige Tag. Indeß war es auch nur Beſtätigung eines ſchon frühergeſchöpften ſüßen Glaubens.

Helm wohnte auch dem Zeichenunterricht bei, und hier kam jene Landſchaft zur Sprache. Joſephe war nicht wenig überraſcht. Noch mehr ward ſie es, da Helm auch ihren Geſchmack in der Muſik theilte, und es entſtand ein unendlich frohes Verhältniß, da ihnen der Prediger vorſchlug, eine Doppelſonate einzuüben, um ſie im nächſten Privatkonzert zu vollziehn. Leicht ward ſie erlernt, doch Beide fanden immer noch Wiederholungen nöthig.

Wozu jeden Markſtein andeuten, bei dem die Liebe vorüber geht, bis ſie den Gipfel ihrer Höhen erreicht, oder — vor ihm ſtirbt! (Oben — beiläufig, wiewohl ſehr proſaiſch geſagt — hätte ſie auch den Tod gefunden.) Aus dem was ſchon erzählt iſt, geht die Folge nothwendig hervor. Die Schüchternheit mußte nach und nach thätiger werden, aus den Phantaſien, erzogen ſich Erwartungen für die Wirklichkeit. Das gegenwärtige Glück ſtreckte den Arm nach einem ſchöneren aus.

Helms Eiferſucht gegen den Grafen wallte heftig auf, und wurde Joſephen geäußert. Dieſe ſuchte ihn zu beruhigen, und erklärte: ſie erblicke in dem Polen nur den Buffon der Geſellſchaft. Helm werde ſie auch nicht ſo geſchmacklos halten. — Sie nahm übrigens eine froſtige Stellung, wenn jener mit ſeinen bizarren Huldigungen nahe trat, und erzürnte dadurch die Mutter, welche dauernd die Erwartung hegte, der reiche Mann würde um ihrer Tochter Hand werben. Das geſchah gleichwohl noch nicht. R — i machte nur großen Aufwand, ſchenkte Frau von Weil ein koſtbares Porzellänſervize, und beurlaubte ſich gegen den Frühling. Bei der Abreiſe machte er den Traurigen und Sentimentalen. Er ſagte, dringender Angelegenheiten halber, müſſe er auf ſeine Güter. Bald hoffe er jedoch wieder zurückzukehren, ſich vielleicht in der Gegend anzukaufen — und — und —. Er beſchloß räthſelhaft.

Frau von Weil war es nicht entgangen, daß Joſephe gegen den Grafen weit mehr wie gleichgültig, aber für Helm mit einer bedeutenden Leidenſchaft durchdrungen war. Hätte jener ſich kathegoriſch erklärt, ſo würde die mütterliche Gewalt ſchwer auf Joſephen gefallen ſeyn. Da es aber mit dem Polen vielleicht Windbeutelei ſeyn konnte, ſo handelte ſie nach weiſlicher Mütter Art, ſie wies keinen gradezu ab, der an der Tochter Intereſſe zu nehmen ſchien, da man doch immer nicht deutlich in die Zukunft zu blicken vermogte. Die ehemalige Feindſchaft war theils durch die von jedermann erkannte Liebenswürdigkeit Helms gewichen, theils lag auch der Anlaß dazu ſchon ſehr im Hintergrunde der Vergangenheit. Sie überſchlug daher den Werth des jungen Offiziers im Voraus, wenn der Graf etwa ausbliebe. Helm würde allenfalls geeignet befunden, dann vielleicht beachtet zu werden, wobei es aber noch vieles aufzuräumen und zu ebnen gab. Damit er bis zur nähern Entwicklung nicht hinderlich daſtände, beſchloß man, ihn nur ſehr ſparſam in Geſellſchaft zu ziehn, nachdem der Winterzirkel aufgehört hatte. Doch fiel das Begrüßen an öffentlichen Orten verbindlich aus. Joſephe bekam einige ernſthafte Weiſungen.

Helm, der es im vorigen Jahre wohl zufrieden geweſen war, ſie nur ſelten zu ſehen; der nach dem Begegnen auf einem Spaziergang, oder einem Blick in die Kirche, wenn Joſephe ſich dort befand die Meſſe zu hören, voll genug der ſchönen Träumerei, von dannen ging; auch ohne ſie zu ſprechen, in jeder Dichtung, jeder Harmonie, vor jedem ſinnigen Gemälde, ſich mit ihr unterhielt, vermogte nun die Entfernung nicht mehr zu ertragen. Das Leben trat in die Leidenſchaft, und mit regeren Stürmen der Sehnſucht.

Eine Dienerin ward gewonnen, und Joſephe empfing ein Billet.

Fünftes Kapitel.

Joſephens Antwort.

Hier folgt ſie:

Mein Herr von Helm!

Die Aufſchrift des Billets, vielleicht abſichtlich mit entſtellten Zügen geſchrieben, hinterging mich. Ohne die Vermuthung, es käme von einer Freundin, würde ich mir das Erbrechen unterſagt haben. Nun war es aber geſchehen, und der Uebereilung, daß ich las, folgt beinahe die Nothwendigkeit, antworten zu müſſen. Doch ſende ich gleich die Bitte voran, mich nicht wieder ähnlichen Verlegenheiten bloszuſtellen.

Ihr Brief unterrichtet mich von einer lebhaften Zuneigung. Mehrere Umſtände ließen mich bereits im vorigen Winter Vermuhtungen ſchöpfen, die dahin zu deuten ſind. Es würde die voreiligſte Unvorſichtigkeit ſeyn, wenn ich ſogleich offenbarte, wie Ihr Geſtändniß von meinen Empfindungen gewürdigt wird, die zarte Achtung welche ſie mir ſchuldig ſind, und mir auch, wie ich mit Recht hoffen darf, darbringen werden, legt Ihnen auf, dies nicht zu erwarten. Was ich überhaupt Ihrem Briefe erwiedere, darf allein vom Verſtande ausgehn.

Die Neigung der Männer, hat man mir geſagt, ſei oft Flatterſinn. Ohne Zweifel lehnt jeder Einzelne den Vorwurf ab, aber der allgemeine Glaube empfielt uns doch ſchon die genaueſte Behutſamkeit. Und, geſtatten ſie daß ich es freimüthig erkläre, die ſo beſtimmten Wendungen, welche an mich gerichtet ſind, liefern beinahe den Beweis, daß Herr von Helm nicht zu den Ausnahmen von der Regel gehört. Denn — vielleicht gehe ich ſchon zu weit in meinen Darſtellungen — mir ſcheint, ohne Flatterſinn könne man die ſtrenge Prüfung aller Verhältniſſe nicht übergehn.

Geſetzt, ich wäre unabhängiger, wie ich es bin, und zu wünſchen Grund habe, ſo würde ich — ja was würde ich — doch vor allen Dingen ihren Blick auf die unerläßige Klugheit zu lenken ſuchen, welche die Verhältniſſe ſtrenge zu prüfen, befielt. Ich würde jedoch hinzuſetzen: ſehen Sie in dieſem Schritte ja nichts, wie Wohlwollen und Freundſchaft.

Erinnerte ich nicht vergebens, ſo ſchöpften ſie immer Vortheile aus dem befolgten Rath. Denn unfehlbar leitete die Betrachtung zum Handeln. Ein Mann von Ihrem Talent, Ihrem Ehrgeitz, vor dem die freundlichere Hälfte der Jugend noch liegt, und ihn einladet, ihre Blüthen in einen Kranz zu winden — was vermag der nicht. Mich dünkt, es kann ihm [illegible] die eigne Aufmunterung koſten, und ſein Verhältniß ſteht günſtiger da.

Misdeuten Sie mich ja nicht, wenn ich ſogar noch einiges Detail anreihe. Wenn Sie die Zeit, welche den ſchönen Wiſſenſchaften geheiligt wird, mit eben dem Eifer Ihrem Beruf zuwendeten, die Kenntniſſe die man vielleicht erſt in einem bedeutenden Range an ihnen vorausſetzt und fordert, ſchon jetzt ſich zueigneten — ſo würden Sie ſich früher auf dem Wege zu einem ſolchen Rang ſehn. Mein Großvater dürfte ſich freudig für Sie einlegen. Vielleicht erhält er bald eine Inſpektion. Vielleicht nahte die Gelegenheit, Sie einem anderen General zum Inſpektions = Adjudanten vorzuſchlagen, oder zu einer Stelle im Generalſtab.

Ein ſolches Streben an ſich wäre gut und ehrenvoll, es tilgte in Ihnen, und bei Fremden, das Andenken an eine vielleicht bisweilen zu leichtſinnige Vergangenheit. — Dem Ziele wirklich zu nahn, hieße immer ein äußeres Glück, und würde es bleiben — auch wenn Sie ſelbſt durch die Beobachtungen der Zeit, nur als Flatterſinn erkennten, was ihnen jetzt innig mit dem tiefſten Gemüthe verwebt ſcheint, oder wenn die Umſtände — Ihr Aufgeben anderweitiger Hoffnungen forderten. Die Freundſchaft erblickte Sie gewiß immer mit Theilnahme auf einer Ihrem Verdienſt angemeſſenen Stufe.

Sie ſchreiben Eins und das Andere vom Grafen R — l. Wo iſt das Recht eine ſolche Saite zu berühren; wo meine Verpflichtung hier Rede zu ſtehn? Leicht könnte ich das Ungegründete ihrer Anſichten zeigen, aber es gnüge mir Ihnen darzuthun, daß ich nie, nie glauben werde, mir gebühre eine *lautere* Stimme als meiner Mutter, wenn ſchon Antheil oder Abneigung in mir lauter reden mögten. Ihre Güte gehört mir an, ihre Erfahrung blickt am weiteſten, warum ſoll ich nicht froh ſeyn, wenn ſie für mich entſcheidet.

Ich habe am Eingange erinnert, daß ich mich ähnlicher Verlegenheiten entübrigt zu ſehen hoffe — ich ſetze noch hinzu, daß meine Erwartung jede andre beſondre Aufmerkſamkeit einſchließt. Doch iſt die Freundin, ich wiederhole die Freundin vielleicht bereit, heute über ein Jahr — eher unter keiner Bedingung — Ihren zweiten Brief, mit gutgemeintem Rath zu beantworten.

Joſephe von Hainthal.

Helm hatte den Brief mit der ganzen bebenden Wonne eröffnet, welche über die erſte Liebe in dieſem Augenblicke der Weihe kömmt. — Aber ach, welch proſaiſcher, klügelnd abwägender, ſich allenthalben Schranken ſetzender Ton! Und die ſtummen Zeichen, die ſpäteren einſilbigen Aeußerungen, die letzten mittelbaren Ausſprüche, waren ſo himmliſch unbefangen, ſo wahr, ſo deutend geweſen. In welchem Widerſpruch ſtanden dieſe Phraſen mit jener hohen lebendigen Wärme. In einer Zauberwelt hatte er das Mädchen erblickt. In den Wogen der hehren Poeſie, von welchen die Aetheriſche umfloſſen war, meinte er, müſſe die niedre Welt mit ihren Tauſend verächtlichen Rückſichten untergehn, und nun hörte er dieſe enge, ſorgliche, ſchulmeiſterliche Sprache. Ihr Sinn ward umgewandelt, mein Argwohn wider den Grafen rechtfertigt ſich, ich muß die Meineidige fliehn, vergeſſen! So wüthete er, und ſchweifte von den widerſtreitendſten Empfindungen verfolgt, auf den Feldern umher. Keine ruhigere Wallung, kein Moment, wo ein partheilos richtender, vom Urtheil geleiteter Blick möglich geweſen wäre. Jede Kraft fürchterlich abgearbeitet, kehrte er gegen Mitternacht zurück.

In der Wohnung des Feldpredigers brannte noch Licht. Sein Ungeſtüm riß ihn hinauf. Der Mann war befremdet, über den ſpäten Einſpruch. Helm, der noch Niemand ſein Herz vertraut hatte, dem alle Kameraden nicht Hochgefühl genug zu haben ſchienen, ſeines Geheimniſſes werth zu ſeyn, vermogte hier nicht länger zu ſchweigen. Er berichtete, klagte alles, wies auch ſelbſt den Brief vor.

Der Prediger erfuhr, wie wir ſehen werden nichts Neues, ging aber des Fräuleins Brief Wort für Wort durch.

Ich fühle mich, hub er an, durch Ihr

Vertrauen ſehr geehrt, und muß ihm mit alle der Hochachtung, alle der Freundſchaft, wozu Sie mich ſchon lange verpflichteten, begegnen. Erwarten Sie aber nicht, daß ich die ſehr verſtändige Milderung eines Funkens, der hier immer noch durchſtrahlt, rühme, daß ich auf den feinen weiblichen Takt, auf das ernſte wahre Intereſſe an ihrer Wohlfahrt hinweiſe. Nein, ich will nur auf das Poetiſche der Antwort deuten.

Helm. Das Poetiſche!! Ich vermuthe, ſie wurde aus einem Briefſteller entliehn.

Prediger. Unterbrechen Sie mich nicht! Ihre Muße wurde zeither, und mit reichen Gewinn, den Wiſſenſchaften gewidmet. Selten iſt die Ausdauer während des verfloſſenen Jahres zu nennen, was ſie ſelbſt dadurch ſchon geworden ſind, ſagt Ihr Bewußtſeyn. Doch aber muß das Schöne immer einſt dem Nützlichen weichen. Ich mahnte Sie noch nicht an dieſe Wahrheit, denn mir war es nicht unbekannt, wie ſie ſich für den erſten Augenblick dadurch erſchüttert fühlen würden. Das Studium des Kriegers, zu welchem der tiefe Frieden wenig Aufmuntrung giebt, hat vielleicht, gegen das,

was

was Sie bisher ſo feſſelte, manches öde und zurückſtoßende. Gleichwohl liegt Ihnen nichts näher. Noch wagte ich nur ſehr entfernt, einen Uebergang zu ernſteren Gegenſtänden anzurathen. Aber was kann zu gelegnerer Friſt erſcheinen, wie dieſer Brief. Wahrlich wenn Minerva ſelbſt vom Olymp niederſtiege —

Unwillig ergriff Karl Hut und Degen, und eilte davon.

Sechstes Kapitel.

Löſung des Räthſelhaften.

Der Verfaſſer eilt Joſephen — zu rechtfertigen. Denn bei einigen ſchönen Leſerinnen dürfte dieſe kalte Vernunft einer Liebenden, Tadel finden.

Jene Zofe hatte nemlich das Billet zu übergeben verſprochen, aber gehofft, ein doppelt Geſchenk zu verdienen, wenn es auch der gnädigen Frau gezeigt würde! Frau von Weil verhörte nun die Tochter ſehr ernſt, entdeckte allerdings den Zuſtand ihrer Gefühle, fand aber noch in dem Betragen nichts, was ſie zum Zorn hätte waffnen können. Daß ſpäterhin nimmer dergleichen vorfiele, darüber beſchloß ſie zu wachen.

Sie machte nun ihren mütterlichen Ueberſchlag. Geſetzt, ſagte ſie ſich, die Erwartung mit dem Grafen ſchlägt fehl, es zeigt ſich auch eben keine vortheilhaftere Ausſicht für Joſephen, ſo iſt Herr von Helm als Eidam eben nicht zu verwerfen. Zwar vergeudete der Wüſtling ſein Vermögen, doch ſcheint ſein Betragen jetzt feſter. Er iſt jung; vielleicht finden ſich Mittel, ihm zu einer raſchen Laufbahn behülflich zu ſeyn. Der Oheim iſt ohne Kinder, er ſoll ſich mit Glück angekauft, und während der Bewirtſchaftung des Gutes ſeine Umſtände merklich verbeſſert haben. Helm wird ohne Zweifel einſt ſein Erbe ſeyn. Man muß ihn nicht abweiſen, aber noch nichts zuſagen.

Der Feldprediger kam denſelben Tag ins Haus. Nach Frauenart überlegte ſie gern mit einem Dritten. Dieſem Manne hatte ſie eben kein Geheimniß, da vorauszuſetzen war, er wiſſe zu ſchweigen. Sie vertraute ihm bei weitem mehr, in einer ſolchen Angelegenheit, wie ſelbſt dem Gatten, mit dem ſie überhaupt in keiner glücklichen Ehe lebte.

Was der Feldprediger hörte, mißfiel ihm nicht. Im Gegentheil meinte er, die Dinge könnten in jedem Fall eine vortheilhafte Wendung für ſeinen Freund nehmen. Er hatte demnach vielen Antheil an dem Briefe, welchen Joſephe zurückzuſchreiben angehalten ward, ja er konnte beinahe für den Verfaſſer gelten.

Man vermuthe immerhin, Joſephe würde als heimliche Briefſtellerin ſich wärmer ausgedrückt, und keinen ſo langen Termin beraumt haben.

Indeß wird man mit dem Betragen der Frau von Well auch ſo unzufrieden nicht ſeyn, ja vielleicht ſöhnt ſich mancher wieder mit ihr aus. Denn jener Plan bei ihrer eignen Heirath, hat, wie das vorige Verhältniß zu dem Major, ſicher mißfallen. Aber das iſt nun der weibliche Egoismus. Eine Wittwe, der für die Folge eben keine freundliche Ausſicht lächelt, wünſcht eine neue Heirath. Kann ſie auf eine verſteckte Art dazu mitwirken, ſo unterläßt ſie es ſchwerlich, und beſitzt ſie einigen natürlichen Verſtand, ſo wird dann leicht Verſchlagenheit daraus.

Aber die Unzartheit! Ja, ſo nennt es ein Anderer, wenn das Weib ſelbſt mit handelt; vor ihr, heißt es Pflicht gegen ſich. Man gehe nur in den Standpunkt der Getadelten ein, recht genau, und das was zuvor mit Härte beurtheilt wurde, zeigt ſich wenigſtens in einer milderen Geſtalt, wenn man auch nicht grade Rechtfertigungen wahrnehmen will. Der Major allerdings hatte Grund, auf das höchſte entrüſtet zu ſeyn, da er ohne ſich zum Dienſt untauglich zu fühlen, invalid angegeben wurde. Dort aber beſchönigte man die Sache ſo: Der Mann iſt alt, er verkennt ſich, wenn er noch an ſeine munteren Kräfte glaubt, ihm wird die Ruhe wohlthätig ſeyn. Und — das Rachgefühl that das Uebrige. Es ſpricht bei dem allen etwas für Frau von Weil, daß das letztere Kind ihres Egoismus nach und nach immer weniger gepflegt wurde.

Der General war ſchwach, in jedem Betrachte ſchwach, und in dem Charakter äußerte ſich wieder ſein Egoismus. Es war auch platt zu nennen, wie er im Gefühl ſeiner Autorität, und Wichtigkeit, ſich ſo berechtigt wähnte, jeden kleinen Verſtoß zu ahnden. So ſind aber dergleichen Menſchen. Es wäre gut, wenn der Staat zu hindern ſuchte, daß kleinliche Individuen auf hohen Poſten ſtehn, oder noch beſſer, wenn ſolche Einrichtungen getroffen würden, nach welchen keine innere Unwürdigkeit ſich im Gemüthe ſeiner Diener anſiedeln könnte.

Aber wo iſt die Volks-Intelligenz bei uns, die Einrichtungen ſo erhabner Art erklären würde. Volks-Intelligenz, der Ausdruck wird befremden, da ſchon Einigemal die Rede davon war, daß die Regierung geſäumt habe, Maasregeln nach dem Bedürfniſſe des Zeitalters zu treffen. Gleichwohl beſteht hier eine enge Verbindung. Gute Einrichtungen der Regierung würden auch verlohren gehn, wenn das Volk ſie nicht verſtände. Alle Schuld darf man immer nicht auf einer Seite ſuchen. Ich kann nicht umhin, hier einige Worte aus einem vortrefflichen Buche einzuſchalten.

„Ich behaupte, daß die Volks-Intelligenz einzig und allein die Macht beſtimmt, daß folglich Macht keine phyſiſche Größe, bis zu ihren Quellen und Urſachen nachgeſpürt, ſondern eine moraliſche Größe iſt.“

„Bei den Alten entſchied die höhere Volks-

Intelligenz, weil eine kleinere Zahl Römer z. B. eine größere von Aſiaten und Barbaren beſiegte. Dies geſchah durch beſſ're Diſciplin und Taktik, durch einen beſſern Geiſt, der die Krieger beſeelte, welches alles von beſſern Geſetzen und Einrichtungen hervorgebracht wurde, die wiederum eine Folge der größern Volks-Intelligenz oder Volks-Aufklärung waren. Denn wenn wir auch annehmen, daß ein Legislator oder ein großer Regent, das Volk mit ſolchen vortrefflichen Einrichtungen beſchenkte, ſo mußte dieſes Volk doch ſo aufgeklärt ſeyn, die Vortrefflichkeit dieſer Einrichtungen einzuſehen, und ſie zu erhalten, ſonſt wäre Alles nach ſeinem Tode in die vorige Barbarei, und in das vorige Nichts wieder zurückgefallen. Ein Volk muß ſelbſt empfänglich für das Gute ſeyn, um von guten Männern ſich gut regieren zu laſſen. Es muß ſelbſt weiſe ſeyn, um der Stimme der Weisheit zu gehorchen. Wir haben ſolche ephemere emporſteigende Völker geſehen, die nach dem Tode eines großen Mannes wieder in ihre ihnen zukommende Schwäche kraftlos und ſtumpfſinnig zurückſanken. Gute Einrichtungen erhalten ſich dann nicht, oder bringen keine Wirkungen hervor. Dauernde gute Verfaſſungen, Geſetze, Einrichtungen, Gebräuche, Diſciplin, Taktik, u. ſ. w. zeugen von Volksintelligenz und Volkstugend, und waren bei alten Völkern die einzigen Quellen der Macht.“

Wem hier die Luſt zu Anwendungen erwachte, der könnte ſich etwa folgende Fragen auflegen:

Machte Friedrich ſein Volk wirklich ſchon intelligent?

Wurden ſeine Krieger, die der Diſciplin und dem Muthe nach, wirklich große Krieger waren, auch intelligente Krieger?

Ließ die Spannung nach Friedrichs Tode nach, und wodurch?

Wenn es in der Folge verſäumt wurde, Einrichtungen im Geiſt des Zeitalters zu treffen, lag es nicht auch am Volke? Hebt der Monarch nicht die oberen Staatsbedienten, und die, denen er ſein engeres Vertrauen ſchenkt, aus des Volkes Mitte empor? Wenn dieſe nun die Nothwendigkeit erkannten, vorwärts zu gehen, ſo blieben die Erinnerungen ihrer Vaterlandsliebe ſicher nicht fruchtlos. Erkannten ſie aber nicht, ſo — — — —

Uebrigens machen einige Tauſend Bücher, die eine Nation jährlich mehr zu Tage fördert als die andre, oder die rüſtigere Kunſt, aus zehn Unterabtheilungen einer Wiſſenſchaft, binnen zehn Jahren Hundert neue zu erſchaffen, ſie noch nicht intelligenter, wie die, welche einfach und klar erkennt, und mit Entſchluß handelt.

Siebentes Kapitel.

Helm findet ſich durch die Leidenſchaft.

Es konnte nicht lange währen, daß Helm ſich in den phantaſtiſchen Irrgängen einer erträumten Welt verlor. Seine Liebe war ſtark und innig, der Wunſch des Beſitzes, mit den Annäherungen glühender herangewachſen. Nun wurde ſein Ziel ſo weit, ſo zweifelhaft noch, hinausgeſteckt, der Weg auf dem er dahin wallfahrten ſollte, wies einzig auf das dürre Alltagsleben.

Im erſten Augenblick war es das freudenmordende Erwachen aus einem lieblichen

Feentraum, aber die Vernunft fragte denn doch zuletzt: Wo giebts einen anderen Weg? Eine befriedigende Antwort war nicht da.

Nun aber lag auch der Entſchluß ſchon ganz nahe, und da es zum Ergreifen kam, hatte dieſes wieder den feurigen Charakter, ja einen noch feurigeren, wie alles was der heftige Jüngling ſtrebend begann. „Ein Jahr, welch unabſehbarer Zeitraum! Welche Oede dazwiſchen! Wohlan, die regſamſte Thätigkeit ſoll ſie füllen! Hoffnung röthet ja doch in der Ferne ihren Götterſtrahl!

Joſephens Brief enthielt bekanntlich auch das Wort Ehrgeitz. Es war hier von großer Nebenwirkung. In der That — ob ihm gleich die Begriffe von Ehre, die nächſten, wie ſie in den Offizieren wohnen, durch die Umgebungen vollkommen anerzogen waren — ſo hatte er vormals, unter dem wilden Treiben, dann mit Genuß der Dichtung und Liebe beſchäftigt, auf den eigentlichen Ehrgeitz des Standes nicht mehr hingeſehn. Der Keim dazu, der recht bedeutende Keim aber ſchlummerte in ihm, und erwachte nun vor den Erinnerungen der Liebe. Es war nicht ſeine Schuld, daß dieſe üben mußte, was von Seiten des Staates unterblieb. Genug daß es geſchah.

Aber wenn wir ihn nun auf der Bahn erblicken, wo er jede Kraft des Geiſtes und Willens aufbietet, um ſich zu der Stufe der Ausgezeichneteſten ſeines Standes zu erheben, ja wohl ſelbſt — dieſe Stufe, wenn ſie noch mangelte, zu erbauen — ſo kann man ſagen: Der Sporn iſt doch Eigennutz!

Und was bewegt denn den Menſchen ſonſt? Freilich ſcheint es, Liebe als Beweggrund, die hohe Ehre zu ſuchen, kleide grade den Soldaten am wenigſten. Das Wort Vaterland müſſe ihn mit einem reineren allgemeineren Zauber berühren. O ja, in Griechenland, Rom, gewiſſermaaßen auch im neueren England und Frankreich. Da iſt das Wort Vaterland auch kein bloßes Wort.

Montesquieus Ausſpruch: Ehre iſt die Stütze der Monarchie, ſollte nur mehr geehrt werden. Wie wirkt ſie denn in ihrer ſchönſten Anwendung? Unſtreitig republikaniſch. Sie giebt Selbſtgefühl, edlen Stolz, und macht der Mitbürger Billigung zum unerläßigen Geſetz der eignen Zufriedenheit. Das berührt alles in Tauſend Punkten, und erhebt das Herz.

Friedrich fand ein Heer, das nach einer Theorie gebildet wurde, welche die Zeit als die beſte empfahl. Mit dem Genie eines Helden trat er an ſeine Spitze. In ſeinen Kriegen bewährte ſich jene über alle Erwartung. Man ſchrieb ihr daneben noch weit mehr zu, als auf ihre Rechnung gehörte, denn die Kunſt, der Kriegsereigniſſe wahre Urſachen aufzuſuchen, war damals noch nicht weit vorgerückt.

Welch ein Stolz alſo, wenn man ſein Wiſſen als das Beſte erkannte, und erkannt ſah! wenn die That glänzenden Ruhm erworben hatte! In dieſem Wiſſen, und dieſer That, zu ſeyn, was man ſeyn ſollte, das erwarb Selbſtgefühl und Achtung von ſeines gleichen. Zudem war Friedrich II. (meiſtentheils doch) gerecht, ehrte den Rang nach Alter, und zog nicht ohne erheblichen Grund vor. Damals alſo war die Ehre Sporn genug.

Späterhin fing die Theorie, die hier im Ganzen genommen, immer die nehmliche blieb, durch Belehrungen des Nord-Amerikaniſchen Krieges, und der Franzöſiſchen Revolution, in der

Meinung an zu wanken. Zur That bot ſich ſelten die Gelegenheit dar, indem das friedliche Syſtem gar bald dem heroiſchen Beginnen folgte. Von manchen Seiten gingen außergewöhnliche Begünſtigungen, oder Anfeindungen aus, und dieſe Seiten waren, um es ſehr mäßig auszudrücken, nicht achtbar genug u. ſ. w. Da trat die Ehre leider nur zu ſehr von der Sache zur Form über. Dieſe Umſtände konnten, die Geſetze der Nothwendigkeit bringen es ſchon mit ſich, den treflichen Offizier ſchwerlich mehr erziehen, und die Folge hat auch gezeigt, wie ſehr dieſe Erſcheinung an der Saale, Elbe, Oder u. ſ. w. mangelte. Da blieb denn ein romantiſcher Schwung geeigneter ein großes Talent zu entwickeln. In den Ritterzeiten , wo von den Staaten wenig oder nichts geſchah, floß hier ja auch die Hippokrene der Helden.

Genug, über unſern Freund war der Impuls gekommen.

Achtes Kapitel.

Neuer Studien-Plan.

Ich bin entſchloſſen! rief Helm, in des Feldpredigers Zimmer tretend.

Prediger. Von Herzen meinen Glückwunſch!

Helm. Es iſt ihr Fach nicht, aber mein Vertrauen wünſcht dennoch Rath und Weiſung.

Prediger. Sie laſen die Klaſſiker dort. Es geſchehe auch hier. Ich habe mich auf ihre Frage vorbereitet. Der Offizier muß meines Erachtens vor allen Dingen ein guter Mathematiker ſeyn. Der frühere Unterricht den ſie hier genoſſen, ihre aſtronomiſchen Beſchäftigungen, machen, daß ſie ſchon kein Neuling in dieſer Mutter der Wiſſenſchaften ſind. Dennoch aber nehmen ſie ihren Euklid noch einmal zur Hand, und ſchöpfen ſeinen Geiſt. Vauban, und Folard, ſpäterhin wo ich nicht irre, Saldern ſind ihre Klaſſiker, ſie zeigen, wo der Soldat die Meßkunſt anzuwenden hat, und wie. Ich rathe erſt, wenn die Urmeiſter vollkommen begriffen wurden, zu den untergeordneten Erweiterern überzugehn. Sie haben ja auch das ganze Leben vor ſich, wollen ſich nicht ſogleich zum tüchtigen General, ſondern erſt zum tüchtigen General-Adjudanten bilden.

Die Geſchichte der Helden, begannen ſie ja ſchon Einmal. Polybius und Plutarch ſind ihnen nicht fremd, aber es gilt Wiederholungen die immer fruchtbringender ausfallen werden, jemehr der Blick an den Theorien geſchärft iſt. Ich ſuchte übrigens alle Jahrgänge der allg. Deutſch. Bibliothek, und der Jenaiſchen Literaturzeitung nach, und hob ein Verzeichniß der neueren militairiſchen Schriften aus, die am meiſten Lob fanden. Hier iſt es. Machen ſie aber erſt nach Jahr und Tag Gebrauch davon.

Helm entwarf ſich nunmehr eine noch viel ſtrengere Lebensordnung. Es wurden noch zwei Stunden dem Schlafe geraubt. Dieſe beſtimmte er dem Fortgang in jenen Gegenſtänden, die ihn ſeit einem Jahre ſo hold beſchäftigt hatten. Die ſechs ihnen ſonſt geweihten Stunden gehörten ausſchließlich dem, was nur im weiten Umfange Offizier-Wiſſenſchaft genannt werden darf. Er ging höchſt ſyſtematiſch zu Werke, er wurde anfangs faſt ein kleiner Pedant. Seine dichtende Kraft, im vorigen Jahre geweckt und bekräftigt, drang ſich ihm, im Gefolge reicher Ideenverbindungen überall auf, keine Anweiſung der Terränkunde, der Befeſtigungslehren, der Taktik älterer Art (die der Neueren berückſichtigte er vor der Hand auf den wohlbegründeten Rath ſeines Freundes noch nicht) wo er nicht ſelbſt auf erfinderiſche Abweichnungen gefallen wäre. Er gab ihnen aber noch keinen Raum, ſondern füllte zuvor ſein Gedächtniß haushälteriſch mit Elementen.

Da ihm auch nichts ſo widerſinnig vorkam, wie der Soldat als Weichling, (eine Karrikatur nach welcher er ſich nicht weit umzuſehen brauchte) ſo miethete er einen kleinen Garten in der Vorſtadt. Hier brachte er alle vom Dienſt übrige Zeit hin. Das kleine hölzerne Luſthaus enthielt ſeine Bücher und Schreibmaterialen. Meiſtens ſtudirte er aber im Freien, und ſchlief, das Wetter mogte beſchaffen ſeyn, wie es immer wollte, im Garten auf etwas Stroh, mit einem Mantel bedeckt. Ein Waſſer lief vorbei. Hier ſchwamm er jeden

Morgen eine Viertelſtunde. Während des Sommers härtete ihn das ſo ab, daß er auch völlig gleichgültig gegen die kalten Fluthen des Novembers wurde, ja er ſtellte die ſtählende Gewohnheit nur ein, als ihn das dicke Wintereis hinderte. Das dicke — denn durch das dünne brach er ſich mit ſtarken Armen eine Bahn. Auch den Winter ſchlief er nicht anders, wie unter freiem Himmel. Sein hartnäckiger Sinn ließ nicht ab. Kann der Hallor im halb gefrornen Strome herum plätſchern, der Franzos im Schnee bivuakiren, warum ich nicht auch? Dies war ſein Argument. Nur ſelten brannte ein dürftiges Kaminfeuer im Gartenhäuschen. Auf dieſe Weiſe, ſchwand nicht nur jeder phyſiſche Nachtheil, den er von früheren Ausſchweifungen erlitten hatte, ſondern er begegnete auch dem, welcher eine Folge des überhäuften Kopfanſtrengens ſeyn konnte. Ja, ſeine Kraft nahm dabei ſichtlich zu, und mußte es um ſo mehr, als er häufig zu Pferde und zu Fuße, ſich im militairiſchen Feldmeſſen übte. Das gehörte zu ſeinen Erholungen. Oft kam er in mehreren Tagen unter kein Dach.

Der Feldprediger warnte bisweilen vor

Ueber=

Uebertreibung, doch umſonſt. Dann verbergen ſie mindeſtens ihre Lebensweiſe, rieth er, ſie iſt zu ungewöhnlich, zu auffallend, man wird ſie misdeuten. — Der Mann hatte Recht, denn unter Helms Kameraden war man ſchon nicht weit mehr von der heimlichen Sage: er ſei auf dem Wege verrückt zu werden.

Hier müſſen wir noch Etwas nachholen. Gleich nach dem gefaßten Vorſatze, von welchem eben erzählt ward, hatte Karl an den Grafen N — i geſchrieben.

Herr Graf!

Vielleicht irre ich. Dann Ihre Verzeihung! Mir wollte aus Ihrem Betragen in ***, Plan auf ein gewiſſes Mädchen hervorleuchten. Der Weg zu ihr geht nur über mein Grab. Dies zur Nachricht.

Helm.

Antwort war nicht eingetroffen. Man hörte aber auch in *** weiter vom Grafen nichts, was mehrere Erklärungen zuläßt.

Neuntes Kapitel.

Das merkwürdige Jahr neigt ſich zum Ende.

Da Helm keine Geſellſchaft beſuchte, ihn auch der General ſo wenig als der Hauptmann Weil einlud, ſo war keine Gelegenheit vorhanden, Joſephen zu ſehn. Er ſuchte ſie auch nicht, um ihrem in jenem Briefe offenbarten Willen pünktlich nachzuleben. Nur bisweilen, wenn es ihm bei den vielen trocknen Arbeiten im Herzen zu winterlich ward, eilte er einmal nach der Kirche. Sah er dann die Einzige ihr Gebet verrichten, ſo nahm er gleich dem bononiſchen Stein, von welchem Göthe meldet, Licht und Wärme auf lange Zeit im Innern mit fort.

Joſephe war auch nicht unwiderſtehlicher, als wenn ſie betete, und beſonders — wenn ſie bemerkte, daß Helm ſie beten ſah.

Sie hatte genug geleſen, und gehört, um nicht erhabnere Begriffe vom Urheber der Welt zu nähren, als die, für unmündige Zeiten erdachte, Formen ihr gaben. Auch war ihr genug vom Mißbrauch des Pfaffenthums bekannt, der den urſprünglich ſchönen Katholizismus tauſendfach entweiht und entſtellt hat. Gleichwohl blickte ſie durch die beſtehenden Formen immer zur heiligen Gottheit hinauf, und ſie war auch der Ortodoxie des Großvaters, und dem halben Glauben der Mutter, Rückſichten ſchuldig. Das Sinnliche des Gebets, (faſt mögte man ſagen das Kokette) das maleriſche Hingießen vor dem Bilde, unter den Zaubern der Tempelharmonie, der Weihrauchdüfte, iſt auch ſo anziehend. Und wenn ſchon tiefe Ueberzeugung ſie an den Altar führt, ſo denken junge Damen doch ſicher daran, das Hinſinken, und Aufſtehen, mit Grazie zu vollziehn. Iſt der Geliebte in der Kirche, wird er das Schöne daran nicht unbemerkt laſſen, und — welche Verklärung, wenn neben Glut der Andacht, auch das Feuer der Liebe auf die zarte Wange, in den redenden Blick, um die liſpelnde Lippe tritt! —

Den Winter dieſes Jahres wurde der Zirkel bei Weil nicht gehalten. Manches Hinderniß trat in den Weg. Der Graf kehrte nicht zurück, womit Frau von Weil ziemlich unzufrieden wurde. Auch ſollte Helm während der anberaumten Zeit nicht erſcheinen. Endlich bekam der Feldprediger, welcher doch alles begonnen und geleitet hatte, gegen den Herbſt folgenden Brief.

Wohlehrwürdiger Herr!

Die Pfarre auf meinem Gute Feldheim iſt offen, und ich ſehne mich herzlich, ſie durch einen Bekannten beſetzt zu ſehn. Ich kenne E. W. noch vom Regimente her, als einen braven Mann. Wäre Ihnen mein Ruf willkommen? Die Stelle iſt nicht uneinträglich, da mehrere Dörfer hier eingepfarrt ſind. Eine bequeme Wohnung, und die Naturſchönheiten unſrer Gegend laden ſie ein. Mich würde Ihre Annahme dieſes Vorſchlags ſehr verpflichten, denn nachdem ich vor kurzem mein braves Weib begraben habe, fühlt mein Alter die Einſamkeit. Hochachtend.

E. W.
ergebendſter Freund und
Diener
Der Major von Reinwehr
außer Dienſt.

Der Amtsrath Stern, Helms Vormund, überbrachte den Brief. Schlagen ſie ein, Freund, rief er, ſie wiſſen ich wohne nahe bei Feldheim, wir wollen gute Nachbarſchaft halten.

Der Feldprediger hatte ſich immer einen Platz auf dem Lande gewünſcht, eine ſchöne Gegend, und das freundliche Vernehmen mit dem Gutsherren, glaubte er, würden Hauptbedingungen zu ſeinem ruhigen Glücke ſeyn. Hierzu kam, daß er ſich zu * * * mit einem guten doch armen Mädchen verſprochen hatte. Beim Regimente wollte er aber die Heirath noch nicht vollziehn, da ſeine Einkünfte zu gering ausfielen. So ein kluger und wackrer Mann er übrigens war, ſo mangelte ihm doch die Gabe völlig, für ſich etwas nachzuſuchen, (jenem Kandidaten der oben vorkam, ziemlich unähnlich) deshalb eröfnete ſich bisher eben keine frohe Ausſicht für ſeinen Zweck.

Man urtheile alſo, ob er nicht Reinwehrs Vorſchlag mit Zufriedenheit ergreifen mußte. Er ging zu Helm, der ihm von Herzen Glück wünſchte, aber die Trennung lebhaft bedauerte. Das iſt auch die bittere Seite für mich, rief der Prediger, aber wenn ſie fortfahren wollen, mich mit ihrer Freundſchaft zu beehren, ſo giebt es ja Briefe und Poſten. Auch wenn ſie den Herrn Onkel beſuchen —

Helm. Meinen Onkel? Nimmer! Er iſt zu entrüſtet auf mich. Zwar mögte das Recht auf ſeiner Seite ſeyn.

Prediger. O der würdige Major darf ſie nur kennen, und die Verſöhnung wird ein Glück ſeines Alters. Sie dürfen mich nicht erſt bevollmächtigen, Pflicht für beide fordert mich ſchon auf. —

Er reiſte bald nach Feldheim, und predigte vor der Gemeine. Hinderniſſe gab es weiter nicht. Seine Angelegenheiten wurden während des folgenden Winters zu Stande gebracht. Auf Oſtern ſollte er das Amt antreten. Er verheirathete ſich in der Stille, und nachdem er bei Frau von Weil alles was ihm möglich war, für den Freund gethan hatte, verließ er * * * auf immer.

Letztere gab ihm eine gute Zahl von Aufträgen mit. Sie fielen nach ihrer Art aus. „Noch iſt die Zeit nicht da, wo mein Vater den Lieutenant befördern könnte, ſprach ſie, aber ſuchen ſie nur den Oheim zu gewinnen, ſo ſoll dem Glück der jungen Leute doch nichts im

Wege ſtehn. Reinwehr verpflichte ſich nur, daß ſein Neffe ihn beerben ſoll. Dann, wiſſen ſie, das königliche ſehr weiſe Geſetz will, daß ein Subaltern-Offizier nicht heirathe, wenn er nicht ſechshundert Thaler Einkünfte zählt. Der Major iſt ohne Kinder, wie leicht kann er dem braven Jungen Fünfhundert ausſetzen. Das andere legt mein Vater zu. Da bleibt noch Helms Offiziergehalt übrig, und die Beiden können anſtändig leben. So bald es irgend angeht, wird ſchon weitere Sorge getragen werden.“ —

(Hier müſſen wir bemerken, daß wenn Helm ſein Vermögen ſparſam beieinander gehalten hätte, er nun aus eignen Mitteln, das Verlangte zu leiſten, im Stande geweſen wäre. Ohne Zweifel ein ſehr ſüßes Glück, aber auch gleich vom Anfang nichts wie Alltäglichkeit. Die Liebe ſelbſt, wenig Schwierigkeiten auf ihrer Bahn, hätte die hohe ſüße Kraft nimmer gewonnen, welche nun den Jüngling ſo mächtig, ſo ins äußere Leben wirkend, berührte. Man hätte ſich geheirathet, einen Monat in Wonne geſchwelgt, dann der unwillkührlichen Entſpannung des Leidenſchaftlichen, mit einem gewiſſen bequemen Behagen, gefolgt, die Wahrheit aller

Ausſprüche über Vergänglichkeit der Liebe gefühlt, endlich Gleichgültigkeit und Langeweile empfunden. Das Leben wäre nach Diners, Thees, Spazierfahrten u. ſ. w. abgemeſſen worden, die Plane auf weiteres Steigen, nach Täuſchung berechnet. So aber hatte das Verwerflichſte in Helms Leben, erfreuliche Folgen. Ach, das trift oft ein, nur zu oft! Das Böſe gebiert Wohlfarth, das Gute Unheil. Das Schickſal übt keine beſſere Gerechtigkeit, wie der Knabe am Lottorad!)

Der Jahrestag jenes Briefes nahte heran. Es war ein ſelig heitrer Frühlingsmorgen, als Helm unter einem Blüthenbaum des Gartens folgenden Brief ſchrieb:

Gnädiges Fräulein!

Heute iſt es ein Jahr, daß ich des Glücks gewürdigt ward, ein Schreiben von Ihrer Hand zu empfangen. Ich ſtrebte ſeine Winke zu deuten, aber — entfernt, nur zu entfernt bin ich noch von dem Ziele, wo ich den Glauben wagen dürfte, einer neuen Theilnahme Ihrer Freundſchaft werth zu ſeyn. Freiwillig banne ich mich abermals ein Jahr aus Ihrem Angeſicht, und flehe nur um die Erlaubniß, dann fragen zu dürfen, womit ich Ihnen — meine unendliche Wohlthäterin — je danken ſoll?

Helm.

Frau von Halnthal hatte auch den Tag angeſchrieben, und erwartete einen Brief von Helm, alſo konnte ihn Joſephe — was ſonſt vielleicht geſchehen wäre — nicht verheimlichen.

Ei, ei, rief Jene, der Liebhaber iſt ein wenig kalt. Freundſchaft — Freundſchaft? Wiederum ein Jahr entfernt? Aus eignem Antrieb? Iſt das etwa eine geſuchte Affektation? Iſt der junge Herr auch ein Flattergeiſt? Dann mag er ziehn. Ich rathe dir, du beantworteſt den Brief nicht.

Zehntes Kapitel.

Joſephens Tiefblick.

Daß jeder der irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt umarmen will, in dem Grade wo er ihr näher tritt, auch das alte Sprüchwort den Kürze des Lebens, und Länge der Kunſt wahr findet, iſt bekannt genug. Eben ſo, daß er um ſo beſcheidner wird. Nur ein Stümper ruft aus: ich verſtehe das und das! Der Meiſter dagegen klagt, daß ihm noch ſo viel zu lernen übrig ſey.

Wie gemein, wenn Helm jetzt hätte auftreten können: Wohlan, ich lernte, ich weiß, meinen Lohn! Nein er hatte im Vorhofe ſeines Athenäums einem zu reinen Schwung gewonnen. Er ſteckte ſich daher das eigne Ziel um ſo höher. Die ſtrenge Prüfung an dieſem Jahrestag, entzweite ihn eher mit ſich, als daß ſie ihm Genugthuung gewährt hätte. Er fand noch viele Zeit verſchwendet. Seine Geſundheit ſchien vollkommen zu geſtatten, daß abermals der Schlaf um eine Stunde verkürzt werde. Von den, der fortſchreitenden ſchönwiſſenſchaftlichen Bildung gewidmeten, zwei Stunden (wo er jetzt neuere Produkte, Journale u. ſ. w. las) meinte er um ſo eher, noch Eine ſeinem Hauptſtudium erübrigen zu können, da er ſo wenig befriedigt ward. Denn die dermalige Poeſie der Deutſchen, vermogte, auch ſelbſt wenn das Talent ſich damit befaßte, gar ſelten etwas über ſein innres Gefühl, die letzteren Syſteme der Philoſophie belehrten ihn nur über die mögliche Unendlichkeit der Syſteme. Drum fiel der Plan für das folgende Jahr noch weit umfaſſender aus. Die Körperabhärtungen gränzten ans Kartheuſermäßige. Er nahm ſich vor — da das alles im Kriege eintreten könnte — oft Wochenlang nur von Waſſer und Brod zu leben, auch hin und wieder einen Tag oder Zwei zu hungern, oder ſich mit Wurzeln zu ſättigen. Dazu wollte er verſchiedentlich bei böſer Witterung, wenn er von der Parade nach ſeinem Garten käme, ſich bekleidet ins Waſſer tauchen, und nun mit dem naſſen Zeuge Tag und Nacht aushalten, bis es am Leibe trocken ſei, und auch das Stroh, (welches er ſich bei ſeinem Bivuac noch immer geſtattet hatte) abſchaffen. Bisweilen dachte er einen Urlaub von einigen Tagen zu nehmen, und Strecken von zwölf, ſechzehn Meilen, zu Fuße zurücklegen, wobei er nur kärglich Lebensmittel bei ſich führen wollte, und gar kein Geld, um nicht verſucht werden zu können, unter Dach zu gehn. Nebenher ſollten dieſe Uebungsmärſche dienen, das Terrän mehr und mehr nach der Natur beurtheilen und aufnehmen zu lernen. Er konnte ſich dabei bald in den Fall ſetzen, zum Rekognoſciren verſandt zu ſeyn, bald einem Heer einen Kolonnenweg ſuchen zu müſſen, oder Angriffs- und Vertheidigungsplane entwerfen zu ſollen. Jetzt war er der Mann, welcher ſich ſein Wort zu erfüllen pflegte, was eine der weſentlichſten aber ſeltenſten Tugenden iſt. —

Sehr fruchtbringend wurde überhaupt, daß Helm (der Liebende) alles mit großer Liebe umfaßte. Friedrichs Kriegskunſt, die ihn ſchon ehedem poetiſch erwärmt hatte, hieß nun eine Art Evangelium für ihn, und jemehr er anderweitig mit den Wiſſenſchaften, die des Soldaten Theorie gebietet, bekannt ward, jemehr lernte er die Lehrſätze deſſelben würdigen. In Nebenſtunden hatte ihn im vorigen Jahre auch eine freie Ueberſetzung des heroiſchen Gedichts beſchäftigt, wovon hier eine Probe folgen mag. S. Den erſten Geſang.

Hellenen pflegten unſern Lorbeerkeim,
In Sparta prangte Mavors erſter Tempel,
Des Jünglings Ohr vernahm der Weisheit
Lehren,

Von Kriegerzucht, und Uebung vor den Kämpfen.
Zu Theben war es, wo ein tiefer Geiſt
Erfindend der Phalangen Kraft geordnet,
Miltiades, Epaminondas, Cimon,
Das muthge Urtheil habt ihr einſt erzogen,
Zum Helden ward Bellonens niedrer Knecht,
Und Pallas Kunſt vertrat der Menge Zahl,
So rächte edler Sinn das Vaterland
An Feindes Uebermuth — O Salamis!
O Marathon! Zur Nachwelt redet ihr
So lange noch der Zeiten Woge ſtrömt! —
Sieh den Heroen Mazedoniens,
Das Reich, die Güter theilet er den Freunden,
Doch kühn an Hoffnung, glaubend ſeinem Schwert,
Bricht er herein in Perſiens Gefilde,
Darius ſinkt, des Euphrat Rande beben,
Und bis zum Ganges huldigt Aſien. —
Vom Orient trug der furchtbare Gott
Ins Kapitol die hohe Siegerfahne,
Quirinus Enkel horcht dem Unterricht,
Es zwingt der Helden vielerfahrne Kunſt
Das Schickſal ſelbſt, das eiſerne, zum Lächeln.
Hetrurier und Numas alte Heimath

Empfiengen überwunden Roms Geſetz
Und mehrten das Gebiet der ſieben Hügel.
In Latium nicht mehr für Thaten Raum,
Nahm bald der Legionen Aar den Flug
Zu den Pänaten ferner Zonen hin,
In ſtarke Feſten wandeln Läger ſich,
Zum Kampfe ladet er die Völker vor
Der Tyberſohn, in jedem Raum der Welt,
Iberien weicht, das rohe Albion,
Die ſchönen Spiele dort in Griechenland,
Die Liſt des Puniers, des Pontus Kraft,
Sammt Galliens und der Bataver Schaaren,
Nur Roms Trophäen leuchten welterhöht!

Joſephe ſahe nicht mit den Augen ihrer Mutter. Ihr entging die Tiefe jenes Briefes nicht. Sie vermogte auch nicht dem Rathe der Mutter zu folgen, ſondern antwortete:

Mein theurer Freund!

Sie werden nicht nur erzogen, auch Sie erziehn!

Joſephe.

Ende des erſten Theils.

Geſchichte
eines
bei Jena gefangnen
preußiſchen Offiziers.

Mit
einem Gemälde von Berlin im Winter $180\frac{6}{7}$.

Von
Julius v. Voß.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Ch. G. Schöne 1807.

Einleitungs-Kapitel.

Ich weiß nicht, wie ich mit meinem geehrten Leſer ſtehen werde. Ob er ſich geneigt fühlt, die hier erzählte Geſchichte aufs Wort zu glauben, oder ob er nur einen erdichteten Roman darin erblickt.

In jenem Fall mangelt es immer nicht an wahren Zügen, die Charaktere ſind doch ziemlich natürlich, das Schickſal zieht nicht im hoch tragiſchen Kothurn vorüber, (was auch ein arger Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit wäre, da unſer Koſtüm ſo dem Alltagsdrama angepaßt war) es verſchlägt nicht nach wüſten Eilanden, führt durch keine Räuberhölen, läßt die Liebe weder von Tyrannen quälen, noch mit Flammen und Wogen kämpfen — die Zumuthung an den Glauben drängt ſich alſo immer nicht unverſchämt auf.

In dieſem dürfte es nicht entgehn, daß einige Kunſt nöthig war, bei allem Widerſtand der Umſtände, einen vortreflichen preußiſchen Offizier zu bilden, einen preußiſchen Officier — (da man doch ſo mancherlei hat, wie es ſeyn ſollte) wie er ſeyn ſollte, auch ſeyn könnte, wenn

Erſtens. Die dem Staate durch Friedrich angedeutete Tendenz nicht wäre aufgegeben worden.

Zweitens. Wenn man — obgleich Friedrich, dann nicht blos als ein königliches Phänomen, ſondern als Stifter betrachtet wurde — dennoch ſo viel dem Geiſte des Zeitalters nachgab, als nöthig war. (Hier heißt aber Nachgeben zugleich handeln. Was die Philoſophie ausgemittelt hatte, mußte zur Wirklichkeit gedeihn.)

Mit der Kritik wird aber das Büchlein um ſo eher zerfallen, wenn es Roman heißt, ſie nenne es alſo lieber Biographie, bei der ſchon mehr Nebenbemerkungen ernſter Art (wozu die ernſte Gegenwart ohnehin einladet) vergönnt ſind. Daneben übe ſie Nachſicht. Das Werk zeigt Spuren der Eile, und die dermaligen Umgebungen eines Autors ſind wenig geeignet den äſthetiſchen Sinn zu ſchärfen. —

Dies Einleitungs-Kapitel ſoll übrigens einige Aktenſtücke aus der Dunkelheit hervorziehn, die unendlich wichtig ſind, wenn man die preußiſche Monarchie als Geſchichts-Erſcheinung betrachtet. Unter Hundert Leſern ſind ſie vielleicht kaum Einem bekannt, *) und auch dieſer dankt vielleicht jetzt für die Erinnerung daran. Es ſind:

Herzbergs Briefe an Friedrich Wilhelm II im Jahre 1794, über die Verhältniſſe zu Frankreich, und die Theilung Polens, nebſt der Antwort des Monarchen.

Sire.

Je vois par les papiers publics, que la cour de Vienne prend déja poſſeſſion des

---

*) Sie wurden nemlich vor zwölf Jahren in dem Staats-Archiv von Häberlin abgedruckt. Aber wie lange iſt das her, wie bald wird ein Journalaufſatz vergeſſen. In den Briefen liegt

Palatinats de Sendomir, de Chelm et de Lublin; d'où j'infere, que celà ſe fait de concert avec V. M. et la Ruſſie, et que le plan des trois Puiſſances voiſines eſt celui, de partager entre elles ce Royaume en tout et en partie, ou que l'Empereur le fait de ſon chef. J'avoue, que ſelon mes idées c'eſt la plus grande faute politique, que les trois Puiſſances puiſſent faire, et ſurtout la Pruſſe, par les raiſons ſuivantes:

1) Les François, qui ont déja gagné une préponderance decidée ſur tout le reſte de l'Europe, ne feront jamais la paix ſans ſtipuler, que toute la Pologne ſoit rétablie dans ſon ancien état, après avoir pouſſé les Allemands jusqu'au Rhin; ils envahiront plûtôt les Etats Pruſſiens et Autrichiens au dela du Rhin.

---

zugleich manche Erklärung, über die Menſchen welche man in dieſem Werke handeln ſieht. Wenn ſie aber zu abweichend vom Faden vorkommen, der überſchlage ſie, und gehe zum erſten Kapitel über.

2) La Pruſſe en ſouffrira le plus et elle aura toujours le moindre lôt dans le partage de la Pologne; elle l'a eu dans le prémier partage, ce que j'ai fortement deconſeillé au feu Roi, lui ayant ſuggeré tout un autre lôt pour l'Autriche. V. M. a eu dans le ſecond partage un lôt quatre fois inferieur à celui de la Ruſſie, par lequel Elle eſt dévenue tout à fait dépendante de cette cour, et Elle en aura encore moins, ſi Elle continue à partager avec les deux Puiſſances ſur le même pied, et ſa puiſſance reſtera toujours inferieure et tellement ſubordonnée à celles de ſes copartageans, que celle qui aura une fois un ſouverain homme de tête, ne manquera pas de ſubjuguer et d'anéantir même la Pruſſe, qui ſelon toute raiſon devroit dans le partage s'approprier plûtot le Palatinat de Sendomir jusqu'à la Viſtule.

Le titre, dont les trois Puiſſances ſe ſervent, pour partager la Pologne, eſt ſi odieux et ſi decrié, qu'il ſera toujours un tort infini à la réputation des trois ſouverains et que leurs noms en ſeront flétris dans toute l'hiſtoire, et j'avoue, que je ne comprends pas, comment le concilier avec leur religion et leur conſcience. J'ai juſtifié le prémier partage par les titres les moins recuſables, pendant que la Ruſſie et l'Autriche n'en ont pu produire un ſeul. Je pouvois procurer à V. M. par la paix de Reichenbach les villes de Danzig et de Thorn, ainſi que le diſtrict entre la Netze et la Warthe, les ſeuls objets dont la Pruſſe a beſoin pour la ſureté, du gré de toutes les parties intereſſées, ſurtout de la république de Pologne, contre les équivalens quatrefois ſuperieurs à ces objets, que l'Autriche vouloit rendre à la Pologne, de la Gallizie, V. M. renonça à cette acquiſition legitime, malgré la grande dépenſe militaire qu'elle avoit fait, parcequ'on lui fit croire erronnément, que les Polonois n'y conſentiroient jamais et que le Sr. Ewart lui fit eſpérer, que l'Angleterre lui procureroit les mêmes villes, par un traité de commerce entre la Pruſſe, la Pologne et l'Angleterre, qui auroit pourtant été deſtructif pour le commerce et les fabriques de la Pruſſe. On me força de faire cette paix ſur le pied, d'obliger l'Autriche à rendre toutes ces conquêtes à la Porte Ottomane, d'où reſulte encore aujourd'hui cette animoſité invetérée de la nation Autrichienne contre la Pruſſe. J'ai encouru la diſgrace de V. M. je fus ſacrifié à la cour de Vienne, et je me ſuis retiré de la Politique, que je crois avoir bien pratiquée pendant 50 ou de moins 30 ans. Je ſuis encore aujourd'hui dans l'opinion, que le véritable interêt de la Pruſſe exige, que la Pologne reſte une republique independante et élective, ſur laquelle la Pruſſe aura toujours une influence préponderante et pourra ſ'en ſervir contre les vûes trop ambitieuſes de l'Autriche et de la Ruſſie. C'eſt auſſi par cette raiſon, que j'ai fort deconſeillé à V. M. non, de promettre aux Polonois une nouvelle Conſtitution, mais de faire plûtôt en ſorte qu'on éliſe toujours quelque Piaſte foible, de quelque maiſon qu'il ſoit, ou l'Electeur du Saxe, parcequ'il ne peut parvenir à cette couronne, ni ſ'y maintenir que par la protection de la Pruſſe et que dès, qu'il veut ſ'allier avec l'Autriche, l'ancienne rivale préponderante de la Pruſſe, celle-ci peut l'écraſer; mais il ne falloit pas en méler les Princeſſes Saxonnes, qui peuvent transférer la couronne à un Prince Ruſſe ou Autrichien. C'eſt ce Plan, que V. M. a une fois approuvé.

En ſuppoſant ces principes ſusdits, que je crois inconteſtables, je ſerois de l'opinion:

Que ſi V. M. parvenoit même à ſubjuguer la Pologne, Elle envoye pourtant tout de ſuite une grande partie de ſon armée ſubſiſtante ſur le Rhin, au ſoutien des alliés, dans les Pays-bas es pour arrêter les progrès des François vers la Hollande et le Rhin, afin de ſatisfaire à ſes nouveaux engagemens avec l'Angleterre, ſans lesquels Elle ne peut pas recevoir la continuation de ſubſide, ni entretenir l'armée, et qu'Elle laiſſe l'autre partie de l'armée ſur le Rhin, pour défendre l'Allemagne, qu'Elle faſſe paſſer en même tems une déclaration publique à la convention françoiſe, pour lui propoſer au nom des alliés, de la réconnoitre à condition que tout ſoit retabli entre les Puiſſances en guerre ſur le pied, qui a ſubſiſté avant la guerre; qu'on commenceroit par une trève ſur le pied de l'*uti possidetis* et qu'on aſſembleroit un congrès, dans lequel on régleroit le reſte des formalités, et nommément l'independance et la conſtitution de la Pologne, en lui faiſant entendre, que dans le cas contraire V. M. et ſes alliés employeroient tous les moyens poſſibles, pour lui faire paſſer toute l'idée des conquetes; qu'Elle declare à même temps ou auparavant à ſes alliés, l'Autriche et l'Angleterre, que ne pouvant plus eſpérer de rétablir la monarchie en France, Elle avoit imaginé ce moyen, pour parvenir à une paix honorable et ſolide, et qu'il eſperoit que l'Angleterre ne feroit pas difficulté, de ſacrifier ſes conquêtes mercantiles et non-eſſentielles au bien général de l'Europe, en les reſtituant à la France. Après l'avoir fait agréer aux François et aux Alliés, on pourroit convenir ſur le champ d'une trève, ſur le pied de l'*uti possidetis*, et aſſembler un congrès général, dans lequel on arrangeroit tout le reſte, et reconnoitroit la république françoiſe. On pourroit faire entendre aux François, que les Puiſſances voiſines de la Pologne s'arrangeroient dans ce congrès avec les Polonois, pour leur faire rétablir leur ancienne conſtitution, moyennant quelques ceſsions et ſacrifices, qu'elles ſeroient à la Pruſſe. C'eſt à cette occaſion et dans ce congrès, qu'on pourroit faire obtenir à V. M. ce que mon intention étoit, de lui faire avoir par la paix de Reichenbach, ſeul objet eſſentiel pour la Pruſſe, contre les grands avantages de commerce, et à titre de reconnoiſſance, pour avoir conſervé à la nation Polonoiſe le reſte du royaume. On pourroit auſſi tâcher de leur faire faire quelques légers ſacrifices à la Ruſſie et à l'Autriche, qui y conſentiroient par généroſité et pour le bien général de l'Europe. En général il ne convient nullement pas aux intérêts de la Pruſſe, que la Ruſſie s'aggrandiſſe du côté de l'Europe.

Voila, Sire, le ſeul et véritable moyen, que moi je conçois de pouvoir prévénir la ruine totale de Votre Monarchie, par des déclarations publiques, qui par leur publicité s'aſſureroient le ſuffrage et la confiance des deux partis et de toute l'Europe, et qui pourront mettre une prompte fin à la continuation d'une guerre auſſi deſtructive, ou juſtifier V. M. dans le cas contraire aux yeux de toute l'Europe et pour faire voir ce que Vous avés à attendre, ſoit de la part des François, ſoit de celle de Vos alliés, après quoi V. M. pourroit dans l'un ou l'autre cas prendre des meſures plus fermes et mieux calculées. Berlin, le . . . Juillet 1794.

Berlin, le . . . Juillet 1794.

Sire.

Je conjure V. M. de lire cette lettre d'un bout à l'autre. Elle ne regarde pas mon perſonnel, mais Votre état. Qu'Elle la communique, ſi Elle le juge à propos, à les Miniſtres et conſeillers actuels, pour voir, s'ils peuvent la deſapprouver ou Lui donner de meilleurs conſeils.

La monarchie Pruſſienne eſt ménacée d'un danger trop éminent, pour qu'un ancien miniſtre, qui l'a ſervi dans les tems plus heureux, pendant près de 50 ans, ne ſe croye pas obligé par ſa conſcience patriotique, de repréſenter à V. M. toute l'étendue de ſa deſtruction totale, ſi l'on ne change pas, ſans perdre de tems, les plans qui ont prévalu jusqu'ici, et ſi V. M. ne ſaiſit pas, avant la fin de la campagne, le ſeul moyen, qu'Elle a encore jusqu'ici, pour prévénir ſa ruine totale, que des miniſtres peut-être trop reſervés ou craintifs n'oſent pas lui faire enviſager.

Voici, Sire, ces dangers, qui me paroiſſent inévitables: Les François, en triomphant en Italie et en Eſpagne, ont tellement anéanti par leurs victoires continuelles dans les Pays-bas, les principals pays dont depend à préſent le ſalut de l'Europe, les forces Autrichiennes, ſurtout après la reduction d'Ypers et de Charleroy, que ne trouvant plus aucune place forte dans ce pays, ils en feront en peu la conquête totale et pouſſeront d'abord les armées alliées jusqu'au Rhin. Ils inonderont en même tems la Hollande, habitée pour les deux tiers par des patriotes françois. Ils ôteront ainſi à l'Angleterre toute connexion avec la Hollande et le continent de l'Europe, que V. M. lui a procuré par la révolution de la Hollande, et cette nation ne pourra plus nous envoyer des troupes ni l'argent néceſſaire, la maiſon d'Orange ſera chaſſée de la Hollande, et V. M. ſera privée de la facilité de ſes propres magazins par la perte d'Amſterdam et de la navigation du Rhin, et Elle ſera obligée, de ſe defendre derriere cette riviere prés de Weſel, place peu forte en elle même, par l'armée du maréchal de Möllendorf. Si V. M. n'envoye pas cette armée en toute ou du moins en grande partie au ſecours des alliés dans les Pays-bas et en Hollande, ou il ſera encore très difficile de ſoutenir le choc des immenſes forces françoiſes; l'Angleterre ne voudra pas Lui continuer le payement des ſubſides ſtipulé dans le dernier traité, et aprés cela V. M. ne pourra plus, aprés l'épuiſement total de ſes tréſors et de ſes provinces, ſoutenir les efforts de la guerre et même payer ſes troupes. Si V. M. n'envoye pas ſon armée dans les Pays-bas, les François inonderont toute la haute Allemagne, paſſeront le Rhin, réprendront Mayence et Francfort, envahiront les cercles de Souabe et de Franconie, de ſorte que les alliés de V. M. diviſés, mal gouvernés, n'ayant plus des forces ſuffiſantes, pour arrêter le torrent des François, V. M. ſera presque seule obligée, de faire face partout dans les Pays-bas, ſur le Rhin, et en haute Allemagne, et en Pologne, ce qui ſurpaſſe ſes forces et ſes moyens. Je crois bien, que V. M. pourra ſubjuguer la Pologne avec les Ruſſes, mais il faut du tems pour un païs ſi étendu; dans ce cas Elle ne pourra plus détacher vers le Rhin, pour arrêter les François. En général je ne vois pas, d'où V. M. pourra tirer les moyens, les frais et les ſommes pour une nouvelle campagne, n'ayant plus à eſperer rien de la part des Anglois, ni à tirer des ſommes ſuffiſantes de ſes états épuiſés, pendant que les François, victorieux partout ne manqueront jamais de reſſources pour continuer la guerre, et demanderont ſurement, que V. M. rende la Pruſſe méridionale, et retabliſſe le tout en Pologne ſur l'ancien pied. Ce ne ſont que les Anglois, qui auroient pû aiſément detruire leur republi-

bli-

blique naiſſante, en envoyant dans la Vendée les 14 mille hommes pour ſoutenir les Royaliſtes, qu'ils doivent à V. M. par l'alliance de 1788, et qui manquent encore à leur armée ſur le Rhin. Toutes ces prémiſſes, dont il n'y a pas une ſeule, qui par les chances de la fortune puiſſe tourner à l'avantage de la Pruſſe, ne laiſſent aucun doute, que V. M. ne peut pas continuer la guerre au delà et même dans la campagne préſente, ſans expoſer Sa monarchie aux dangers et aux revers les plus éminents.

On pourra m'objecter, qu'il eſt aiſé d'énoncer toutes ces dangers, mais qu'il faut faire quelque choſe ici, pour les detourner. J'avoue, qu'il eſt difficile, ſi non impoſſible de le faire, après toutes les fautes énormes, qui ont été commiſes de toute part; mais il me ſemble, que V. M. eſt la ſeule Puiſſance, qui peut prévenir la ruine totale de tout ordre ſocial en Europe, ſi Elle ſe hâte, pendant qu'Elle eſt encore ſur pied, et qu'Elle a une armée intacte pour la réputation des armes, et qu'Elle n'eſt pas deteſtée par les François, comme ſont les Autrichiens et les Anglois; ſi

Elle ſe hâte, dis-je, d'acheminer les meſures, qu'Elle a encore en mains, pour propoſer Sa mediation armée aux Puiſſances belligerantes, pour une trêve, ou pour une paix pleniere, ſur le pied *du status quo, tel qu'il a eté avant cette guerre.* Il ſemble, que pour y parvenir, V. M. devroit commencer par demontrer aux cours d'Angleterre et d'Autriche, l'impoſſibilité abſolue de detruire la nouvelle republique françoiſe, et de ne pas la reconnoitre, les dangers éminents de l'une ou l'autre cour, pour leur interieur et leur exterieur dans la continuatien de la guerre, et l'interêt égalemant abſolu que l'Angleterre a de ſacrifier et de reſtituer à la France ces conquêtes, pour ſauver le reſte l'Europe beaucoup plus important pour elle. Il y a toute apparence, que ſi V. M. faiſoit offrir à la republique françoise de la faire reconnoitre dans cette qualité, par toutes les Puiſſances de l'Europe, elle y donneroit les mains, avec des modifications peu eſſentielles, qu'elle en auroit toute l'obligation à V. M. et que dans le cas contraire, on pourroit la ménacer des derniers efforts de toute l'Europe, et des meſures plus juſtes dans une campagne future, V. M. pourra même en tirer quelque avantage eſſentiel, du côté de la Pologne, pour prix de ſa médiation. C'eſt de cette manière que V. M. n'abandonneroit pas Ses alliés, mais leur procureroit plûtôt une paix, qui leur eſt auſſi néceſſaire qu'à la Pruſſe.

On dit communément, *avec qui on doit ſaire la paix en France? C'est toujours avec celui, qui a le pouvoir en main et qui ne se laissera pas vaincre par toutes les Puissances coalisées, ſelon l'expérience de tant d'années.* Si V. M. goute cette idée, je me fais fort de l'exécuter avec cette activité, qui m'eſt propre, que je n'ai jamais dementie, par des gens, que je choiſirois, et par des memoires, que je compoſerois pour les Puiſſances belligerantes. Je leur propoſerois un *congrès général*, comme celui de la paix de Weſtphalie, qui ſera accepté, ſelon toute apparence, par la confiance que toutes les parties ont dans la rectitude reconnue de mes principes, et dans les quelles je me fais fort, de propoſer un plan de pacification, qui menagera les intérêts eſſentiels de toutes les Puiſſances, et ſurtout ceux de la Pruſſe et de la Ruſſie. Je ne prétends pas de rentrer pour cela dans le miniſtère du cabinet de V. M., je ne veux m'y arrêter que pour le tems néceſſaire, pour retablir le ſalut, la ſureté et la conſidération de ma patrie. J'ai vecu trop longtems, pour ne pas vouloir me repoſer, après Lui avoir rendu ce ſervice, et je n'en demande pas d'autre recompenſe. Il dépend de V. M. de communiquer cette idée à Ses miniſtres actuels et de la ſoumettre à leur cenſure. Je crois qu'ils auroient fait la même demarche, s'ils avoient le même courage, de repréſenter à V. M. les terribles dangers qu'Elle court et le ſeul moyen, qui Lui reſte pour en ſortir. Je prévois par le ſouvenir du paſſé, que V. M. me taxera d'une préſomtion outrée et que cela pourra augmenter Son mécontentement contre moi; mais j'aime mieux courir ce riſque, que de ne pas faire les derniers efforts, dont je me crois capable, pour ſauver ma patrie, et pour être utile à un monarque, qui m'a disgracié, mais auquel je n'en ſuis pas moins attaché et devoué.

Berlin, le . . . Juillet, 1794.

Sire.

J'ai oſé faire des répréſentations à V. M. ſur la ſituation critique, dans laquelle ſe trouve à préſent Sa Monarchie, et je ne ſais pas encore, comment Elle les aura accueillies. Dans cette incertitude et la ſituation des affaires ayant beaucoup changée depuis ce tems-là par la perte de la bataille de Fleuri, que le miniſtère Anglois voudra mettre à la charge de V. M. de n'avoir pas reçu le ſecours qu'il a crû avoir acheté par ſon traité de ſubſide et par l'échec que l'armée de V. M. vient de ſouffrir ſur le Rhin, ce qui ſera croire aux François, que les troupes Prusſiennes ne ſont plus invincibles et leur ſera hauter le ton, de ſorte qu'ils voudront peut-être garder et incorporer les Pays-bas et la Savoye à leur République; je crois devoir renouveller mes répréſentations, pour que S. M. n'abandonne pas plus long tems Sa Monarchie aux ſorts incertains des armes, et qu'Elle ne diſſère pas de faire les démarches, qu'Elle jugera les plus propres, pour ramener, ſitôt que poſſible, une paix tant ſoit peu ſupportable, d'autant plus, que le manque total des grains d'été ménace Ses états d'une famine et chéreté inévitable.

Si V. M. veut m'en croire, je compoſerai ſans perte de tems des mémoires aſſez forts en raiſons, pour engager les deux cours de Londres et de Vienne à reconnoitre la republique françoiſe et à faire la paix ſur le pied, que j'ai propoſé dans les deux rapports précédens, et j'ai auſſi quelque eſpérance de pouvoir y amener la convention françoiſe par la force des raiſons, que je pourrai lui faire valoir et auxquelles elle ſe fiera plûtôt, que ſi elles lui venoient de la part de tout autre miniſtre que moi, dont elle doit connoitre par le paſſé la fermeté et la véracité, Je tacherai de faire entendre en même tems raiſon à la cour de Ruſſie par la même force des argumens, auxquels elle ne pourra pas ſe refuſer. Si V. M. goûte ces idées, les memoires en queſtion ſeront compoſés dans un couple de jours, et il dependra enſuite d'Elle, ſi Elle veut me faire venir auprès de Sa perſonne, pour avoir ſoin des inſtructions journalières et préciſes pour les miniſtres étrangers, que j'ai expédié avec tant d'activité et de ſuccès dans les années heureuſes de 1786 jusqu'à la moitié de 1791. Il n'en coutera pas un ſou à V. M. Je ferai tout par le patriotisme le plus pur et je me retirerai dès que la préſente criſe ſera paſſée. V. M. ſaura par expérience, ſi d'autres ont ſervi mieux, plus vite et moins chèrement après mon expulſion du cabinet. — C'eſt auſſi une menſonge, qu'on Lui a fait à croire de mes fréquentes maladies. Je n'ai pas ceſſé d'être auſſi rigoureux et actif, que je l'ai été pendant toute ma vie, et je ne ceſſe pas de travailler pendant 16 ou 18 heures par jour. J'offre à V. M. mes ſervices patriotiques et gratuites et qui ont été heureux jusqu'en 1791. Je ne prétends pas de déplacer les miniſtres actuels; je me retirerai dès que V. M. le jugera à propos et que l'état ſera hors de danger d'après les plans, que je tracerai et dont V. M. ſera contente et les trouvera ſeul praticables.

Au Comte de Herzberg

à Berlin.

Il fût un tems, où vous rempliſſiez un devoir en me ſoumettant votre opinion ſur les affaires, que je confiois à votre zéle. Aujourd'hui que votre carriere diplomatique eſt finie, je vous euſſe tenu compte de la diſcrétion qui m'eut épargné des conſeils, dont je ne fais cas qu'autant que je les demande. Laiſſez aux miniſtres, que ma confiance prépoſe aux interéts autrefois commis à vos ſoins, celui de recevoir mes ordres et de les exécuter. Je ſais apprécier le patriotiſme et j'aime à croire qu'il a ſeul inſpiré vos offres. Il ſeroit poſſible cependant, que l'amour-propre en eut pris les formes à vos yeux, et vous eut abuſé ſur vos véritables motifs, et je ſerois charmé, que cette idée vous met aſſez en garde contre vous même, pour vous renfermer dans le cercle de vos devoirs actuels et me ſauver le déſagrément, de vous en répéter ſans ceſſe le

conſeil. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en ſa ſainte et digne garde.

Du camp d'Oppenheim le 20 Juillet 1794.

Frédéric Guillaume.

Nicht wahr, es bewegt — 1807 dieſe Briefe zu leſen?

Es leidet keinen Zweifel, das unermeßliche Kriegs-Elend welches ſeit 1792 Europa verheert, hat ſeinen Urſprung an dem Punkte, wo Friedrich Wilhelm II im Vertrauen zu Herzberg wankte, und den verfinſtrungsſüchtigen Räthen folgte, die im Beginnen der Franzöſiſchen Staatsumwälzung, nichts als den Sturz aller Throne ſahn. Denn dieſer Schritt führte die Pillnitzer Annäherungen, und den Angriff auf Frankreich herbei, der nun wieder andre Mächte zur Theilnahme reitzte, die Flammen des Jakobinismus entzündete u. ſ. w.

Wie aber wenn der Monarch noch dem Grafen Gehör geliehen hätte? Jetzt zeigt ſich erſt wie richtig der Takt dieſes Diplomatikers war, und wie prophetiſch er in die Zukunft zu blicken vermogte, wenn ſchon nicht mit Beſtimwung der Nebenumſtände, was nicht im Gebiete menſchlicher Gewalt liegt. Aber der nemliche Mann, der einſt wohlbedächtig ausgeſprochen hatte: Preußen muß alle funfzehn Jahre einen Krieg beſtehn, (wobei er die Zweckmäßigkeit deſſelben vorausſetzte) hatte, da er die Gefahren eines unzweckmäßig begonnenen, hereinbrechen ſah, doch noch einen Ausweg in der Theorie, die Preußens alte Bedeutſamkeit ſichern, die furchtbaren Alternativen, deren Keim jedem unbefangenen Blicke dalag, abhalten, und die Nachbaren noch ziemlich ausgleichen und befriedigen konnte.

Der Miniſter wurde viel getadelt über dieſe Briefe, welche, erkannt, Europa ein unabſehbar Elend erſparen konnten. Man ſetzte ſeinen prophetiſchen Gaben die Thatſache entgegen: Daß Frankreich ohne auf die Herſtellung Polens zu bringen, Frieden geſchloßen habe. Doch nach der Schlacht von Jena, traf da nicht ein, was Herzberg voraus ſah?

Man nannte es ſtolzen Egoismus, wenn der Graf meinte: des mémoires aſſez forts en raison verfaſſen zu können, pour engager les deux cours de Londres et de Vienne à reconnoître la république française. Damals ſtand auch die Meinung vom Berliner Hofe, und von ihm dem Grafen, anders in Europa, und Pitt hatte ſein Syſtem noch nicht erprobt; die Oppoſition wäre bei ſolchen Schritten des feſten Landes gewiß ſehr mächtig geworden. Ueberhaupt waren die Britten von 1794 andre Leute, wie die von 1807.

Und der Ton dieſer Briefe. Kömmt er nicht der edelmüthigen Verwegenheit eines Poſa nahe?

Erſtes Kapitel.

Joſephe.

Es iſt eine uralte Bemerkung, daß ſich das Weib im Ganzen früher erzieht, wie der Mann. Die Gründe ſind nicht weit aufzuſuchen. Der engere häusliche Kreis, die einfacheren Beſchäftigungen, geben zeitiger zum Nachdenken Raum.

Joſephe hatte von Kindheit auf manches

geſehen, was ſie zum Nachdenken über häusliches Glück, und Beſtimmung des zarteren Geſchlechts aufforderte. Ihr Vater war ein gutherziger angenehmer Mann geweſen, aber eine gewiſſe prunkende Eitelkeit, von der Mutter in jenen unbedachtſamen Jahren unterſtützt, hatte ſeinen Ruin bereitet. Die Landkavaliere ſeiner Gegend ſuchten ſich wechſelſeitig im Aufwand zu übertreffen, Hainthal wollte nun nicht zurück, vielmehr obenan ſtehn. Die Plane wodurch er ſeinen Vermögenszuſtand heben wollte, waren nur oberflächlich durchdacht, und viele davon dem Zufall anheimgeſtellt. Sie verſagten den Erfolg, und mit des Mannes frühem Tode, wo die Wittwe nicht mehr die vielbegonnenen Geſchäfte überſehen konnte, auch der Gläubiger Vertrauen nicht beſaß, war der Bankerott da. Seine zahlloſen Demüthigungen hatte Joſephe geſehn, und die Vorwürfe gehört, welche die Mutter ſich ſelbſt machte, nicht durch Erinnerungen an den Verſtorbenen, und Beſchränken im Haushalt, das Unheil abgewendet zu haben.

Sie wurde auch Zeugin der Schritte die ihre Mutter einer neuen Verheirathung entgegen that. Bei aller kindlichen Ehrfurcht konnte ſie nur mißbilligend darüber urtheilen, wenn ſie gleich die Wahl zwiſchen mehreren Uebeln der Zukunft, dabei begriff.

Ihr Stiefvater hatte nun Gehorſam, Achtung, Vertrauen von ihr zu fordern. Sie wollte das alles geben, aber es ward ihr unendlich ſchwer.

Dieſer Hauptmann Well war ein widriges verzerrtes Original, das ungemein viel von einem Schacherjuden an ſich trug. So auffallend mancher Leſer den Ausſpruch finden wird, ſo iſt er doch ſo unrichtig nicht, und die Erſcheinung war im preußiſchen Heere gar nicht ſelten. Sie wurde aber durch die mangelhaften Einrichtungen begründet.

Die Einkünfte des Offiziers der unteren Grade, waren nicht nur unter dem Stand, (dem man doch ſo delikate Ehrbegriffe auferlegte) nicht nur verhältnißmäßig weit unbedeutender als die des Musketiers, ſondern es ließen ſich auch die dringendſten Lebensbedürfniſſe nicht damit beſtreiten. Die Folgen für den Unbegüterten konnten nicht anders als übel ſeyn. Manchen ſonſt braven Mann drückten überhäufte

Schulden zu Boden. Andre geriethen auf ſehr nachtheilige Abwege. Sie trieben das Spiel als Erwerbzweig, oder machten ins Geheim den Liebesritter um Lohn. Einige ſuchten mittelſt einer ſtrengen Wirthſchaft die in verächtliche Filzigkeit entartete, durchzukommen. Dazu gehörte das Wachenbeziehn für vermögende Offiziere, eine Tagelöhnerei, die den Dienſt und den Mann offenbar herabſetzte. Dann ſannen ſie darauf, ihre Kleidungsſtücke nach Möglichkeit zu ſchonen, und machten ſich mit dem Ausbrennen alter Treſſen u. ſ. w. bekannt, um ja das Aeußerſte zu gewinnen. Da war denn der Judenſinn da, welcher mit dem heiligen Portepee ſeltſam kontraſtirte. Gelangte die letztere Klaſſe zu der lange erſehnten, lange nach jedem auszumittelnden Ertrag, berechneten Kompagnie, ſo war des Knickerns an dem Monturweſen der Soldaten, kein Ende. Alles zweckte darauf hin, ein Kapital bei Seite zu legen, um mit dieſem und einer Penſion, zu welcher die Dienſtlänge Anſprüche gab, ſich einſt in Ruhe ſetzen zu können. Steckten ſie dies Ziel allenfalls weiter hinaus, ſo that es der Geiz, von dem es heißen kann: l'appetit vient en mangeant. Der Krieg war ihnen ein Schrecken, weil es da keinen Sold der Beurlaubten mehr einzuſtreichen gab, und ſie zogen eben ſo unluſtig ins Feld, als die Subalternen froh, weil dieſen die Hoffnung früher empor zu ſteigen, winkte. Einer oder der andere diente auch nur ſo lange noch fort, als der goldne Frieden beſtand, und gab ſeine Invalidität in dem Augenblicke an, wo der Befehl ſich marſchfertig zu halten, mit Ueberzeugung vorauszuſehn war. Wer das Heer kennt, wiederlege.

Hätte man nun keine Kinder, ſondern Männer zu Offizieren gemacht, Männer welche eine zweckmäßige Erziehung zu ihrem Beruf vorbereitete, ihnen ein anſtändig Auskommen verliehn, was von dem Zuviel der Kompagnie-Inhaber ſich bequem beſtreiten ließ, dieſe in Kriegs- und Friedenszeit gleich bezahlt, und die Bekleidung der Soldaten wie in Oeſterreich, durch ein Hauptkommiſſariat fertigen laſſen, ſo würde das alles wohlthätig für den Geiſt ſämmtlicher Offiziere geweſen ſeyn. Aber man ließ die älteren Mißbräuche ſtehen, während ſelbſt das ältere Gute verloren ging.

Die Regierung welche ſäumend verfuhr, hier und anderwärts, hat zuletzt die drückenden Reſultate nur zu bitter empfunden. Aber die Saite wurde ſchon berührt: man kann die Regierung nicht allein anklagen. Alle die Generale, die wichtigen Männer im Kriegskollegium, im Generalſtabe, im Gefolge des Königs, warum ſahn ſie denn nicht? warum trugen ſie nicht den Rath des Beſſeren beſcheiden vor? Friedrich Wilhelm III hatte gewiß Empfänglichkeit dafür. Hätten ſich nur viele und bedeutende Stimmen, wie dort die des Grafen Herzberg im Gebiet der Politik, hier in den Angelegenheiten der Kriegskunſt, erhoben. Und konnte es denn bei den Beiſpielen aus Nordamerika, aus Frankreich her, entgehn, daß das Lenken der Gemüther einen wichtigen, wo nicht den wichtigſten, Theil der Kriegskunſt begreift?

Doch wieder zu unſerm Hauptmann. Er hatte nicht nur als Fähnrich und Lieutenant Lohnwachen gethan, und Treſſen ausgebrennt, ſondern die Gewinnſucht noch weiter getrieben. Offiziere die nicht ohne Vermögen, aber üble Wirthe waren, beſuchte er fleißig auf den Wachen,

chen, ließ ſich's dort ſchmecken, und erbot ſich in Geldverlegenheiten mit Rath. „Ich will Ihnen von einem Juden, auf Ihre Uhr, Ihre neue Schärfe, ein Sümmchen ſchaffen,“ hieß es dann wohl. „Der Kerl nimmt zwar teufliſche Zinſen, aber es bleibt dafür auch ſtreng verſchwiegen.“ Die jungen Leute hatten denn ein Effekt hingegeben, und es entweder zur umgelaufenen Friſt eingelöſet, oder ſich zu einer höheren Verſchreibung gezwungen geſehn, oft auch den Gegenſtand mit geringem Ueberſchuß fahren laßen. Da nun aber Weil den Wucherer niemals nannte, ſo war endlich der Verdacht rege geworden, er ſchöſſe das Geld ſelbſt her, und ſtriche die Zinſen ein. Man konnte es nicht beweiſen, doch bewirkte der Argwohn einer ſolchen Unwürdigkeit ſchon, daß ſich alles von ihm zurückzog. Als er ſpäterhin eines Stabsoffiziers Kompagnie befehligte, wollte verlauten, er habe von Landbeurlauten auf Umwegen, die der Feldwebel einſchlug, Geſchenke an Viktualien genommen. Es gelangte etwas davon zum Ohr der hohen Befehlshaber, die jedoch das Gehäßige einer Unterſuchung ſcheuten, und dafür beſchloſſen, wenn die Reihe zur Kompagnie ihn träfe, ihn ſtill zu entfernen. — Der erſte Theil berichtete ſchon, wie die Heirath mit des Generals Tochter, ihn, wie man zu ſagen pflegt, aus der Affäre zog.

Weil ward nun auch ein Ehemann darnach. Ihm konnt's nicht entgehn, daß er die Kompagnie eigentlich durch ſeine Frau erhalten habe, aber das Gefühl der Dankbarkeit lag nicht urſprünglich in ſeiner rohen Seele, und es ſich mit einem moraliſchen Grundſatze aufzulegen, daran war noch weniger zu denken. An Nachgiebigkeit in den Lebensplan der Gattin mangelte es zwar nicht, er wurde ſogar geleitet, doch das war nur ein Reſultat der Furcht vor dem General, oder der Hoffnung, dieſer könne ihm weiter durch ſeinen Einfluß nützlich ſeyn.

Er mußte mit in Geſellſchaft, mußte Geſellſchaft bei ſich geben, doch brachte er wenigſtens die engſte Knauſerei für die letzteren Fälle in Vorſchlag. Mit Unwillen gab er die Summen her, welche die Kleidung ſeiner Frau, und ſeiner Stieftochter forderte, er ſeufzte über die Lehrer, die zum Unterricht dieſer angeſtellt wurden. Nur die Abſicht, in den Grafen R — l einen Eidam anzuloſſen, unterſtützte er gern, und drückte ſich dabei ganz platt aus: dann ſind wir ſie los. Zu einem vertrauten Bekannten, von ähnlichen Schlag, pflegte er zu ſagen: iſt mein Schwiegervater einmal todt, ſoll mir das Weib ſchon zur Raiſon.

Frau von Well litt manches von ſeinem Widerſtande, von ſeiner Characterunähnlichkeit, doch wußte ſie es vor der Welt zu verbergen.

Josephen aber konnte die wahre Beſchaffenheit der Lage ihrer Mutter nicht entgehn, und früher als ſonſt in den nemlichen Jahren, mußte bei ihr Nachdenken über Verhältniße des Weibes erwachen. Die Ahnungen der Liebe, die ſie in der Bruſt trug, waren hoch idealiſch, ein natürlich feiner Sinn, und mehrere hold darſtellende Bücher hatten das erzeugt; diejenige Liebe aber, welche ſie im wirklichen Leben zu beobachten Gelegenheit fand, wich nur zu ſehr von jenen Bildern ab. Dort ein Ehemann, der zwar Zuneigung blicken ließ, aber über ſeine leichtſinnigen Verſchwendungen, doch das Wohl der Familie aus den Augen ließ, hier ein Gatte der überall das kalte egoiſtiſche Herz offenbarte.

Da ſie Helm ſah, Helm ihr mit Liebe nahte, ſpäterhin dieſer Liebe innige Wahrheit durch ſein ſtrenges Betragen ſo beſiegelte, ſchöpfte ſie zwar für ſich die ſeligſten Hoffnungen eines Glücks, das ſelbſt ihre kühnſten Entwürfe überſtieg — ein ſo ſchöner, ſo zartfühlender, der Liebe ſo rein hingegebner Mann, — aber eben weil die Hoffnung, eines ſolchen Mannes Gattin zu werden, ſo über das gemeine Leben erhöht war — fürchtete ſie wieder vor der Erfüllung. Die Verhältniße lagen noch ſo zweifelhaft da. Der Graf konnte doch vielleicht noch zurückkehren, und dann oder bei einer ähnlichen Gelegenheit, konnte ſie von ihrer Mutter, die ganz Konſequenz war, nur Zwang erwarten. Welche Maasregel blieb ihr? Sie mußte ſich gefaßt halten, dann den reitzenden Traum ſogleich aufzugeben.

Zwiſchen einem ſchmeichelhaften Vielleicht, und den geheimen inneren Weiſſagungen des Schrecklichen, war ihr Leben getheilt. In ihrer Einſamkeit — eine Liebende iſt immer einſam, wenn der Zuſammenhang mit dem Geliebten unterbrochen wird — beſchäftigte ſie nun ein doppeltes Streben. Einmal, in dem Falle, daß ihre Wünſche umarmt würden, ſolches Gatten würdige Gattin zu heißen und Andrerſeits, wenn das Schickſal mit trennender Hand dazwiſchen träte, — mit Kraft zum Entſagen gerüſtet zu ſeyn.

Dort wandte ſie alle Zeit, die ihr gehörte, und die noch anderen Beſchäftigungen abzugewinnen war, auf, um ihre ſchon erlangten Fertigkeiten in den ſchönen Künſten mehr auszubilden, und das Gebiet ihrer Kenntniſſe zu erweitern; wobei ſie aber einen richtigen Takt hatte, und das mit Recht verſpottete Bild einer eigentlichen Femme ſavante floh. Hier ſtählte ſie ihren Charakter durch ernſtes Prüfen der Irrgewinde des Lebens, welche gar nicht beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, das Glück der menſchlichen Natur zu begründen, ſondern — dies war die Sprache ihrer Religion — ſie vielleicht durch Kampf gegen Elend, zu Ertragung eines ſeligen Lebens zu ſtärken.

Wir haben oben geſehen, daß Joſephens Körperbau hoch und kräftig war. Den phyſiſchen Einfluß auf unſre Gefühle wird niemand leugnen. Jene cimbriſchen Weiber, die ihre Kinder und ſich ſelbſt mordeten, um nicht der Römer Beute zu werden, hatten ſicher nicht die Geſtalt weichlicher Empfindlerinnen.

Es mag aber deshalb nicht in Abrede ſeyn, daß Joſephe, wenn ſie mit Helm in engeren Verbindungen geblieben wäre, (mindeſtens durch einen phantaſtiſchen Briefwechſel,) auch Eindrücke des Gemüths empfangen hätte, welche das Urtheil unterwerfen. Sie hätte dann vielleicht auf romanhafte Ausflüchte geſonnen, wo ſie jetzt angemeſſene Entſchlüße nahm. Doch abgeſchieden wuchs mit der leidenſchaftlichen Gewalt auch eine ſtarkwollende Vernunft heran. Alles das liegt in der Natur der Sache.

Zweites Kapitel.

Blick nach Feldheim.

Der Feldprediger war nun Landprediger. Die Ruhe ſeines jetzigen Aufenthaltes that ihm innig wohl. Seine nicht beſonders ſchöne, auch ſonſt wenig bedeutende Frau, hatte die Tugend der Wirthlichkeit, und bei ſeinen bisweilen abſtrakten Arbeiten war es ihm lieb, nicht oft durch ſie geſtört zu werden. Er hatte ihr auch gleich beim Anfang der Ehe verkündigt, der Morgen werde immer ſeiner Studierſtube gehören, da gedächte er allein zu ſeyn, und wünſche ſich nur durch beſondre Veranlaßungen unterbrochen zu ſehn. Die Gattin des Gelehrten müſſe ſich in dieſe Einrichtung fügen. Zu den beſonderen Veranlaßungen ſollte indeß auch manche ſchöne Frühe gezählt ſeyn, der man die Feier eines vereinten Spaziergangs ſchuldig wäre.

Das Vernehmen mit dem Major war erwünſcht. Ein für allemal brachte man den Sontag, von Endigung des Gottesdienſtes an, zuſammen hin, beſuchte ſich aber wechſelſeitig auch manchen Tag der Woche. Mit den Nachbaren wurde Gaſtlichkeit gepflegt, beſonders mit dem Amtsrath Stern.

Was der Prediger meiſtens vermißte, war die Leichtigkeit, mit der er in *** das Neue leſen konnte, ohne es grade zu erkaufen. Er dachte deßhalb darauf, unter dem Landadel der Gegend, und den Beamten, einen Journal- und Zeitungs-Zirkel einzurichten, der auch bald zu Stande kam.

Sein Amt führte er nicht gleich mit Glück. Beim Regimente hatte er einen Ton der Predigten anſtimmen zu müſſen geglaubt, der hier fortgeſetzt, nicht an der rechten Stelle war. So überſieht auch ſelbſt ein geſcheuter Mann, oft einen Hauptumſtand. Er traute dem Landmanne mehr Empfänglichkeit für Sprache der Vernunft zu, als dieſer wirklich beſaß, und wurde verketzert. Der Major, welcher bisweilen den Schulzen oder einen andern der Bauern, gelegentlich gefragt hatte, wie ſie mit dem neuen Prediger zufrieden wären? und dem kopfſchüttelnd, und ausſtellend geantwortet worden war, erinnerte. Da galt es nun ein gewiſſes verdrießliches Zurückſchreiten, auch eben nicht geeignet, der Gemeine Vertrauen zu gewinnen, da das Wankende mißfiel. Dies Verhältniß miſchte denn Wermuth in ſeinen ſonſt frohen Zuſtand. Welchem Leben mangelte aber wohl ſolche Beimiſchung? In der That wäre das Loos eines Landpredigers zu beneiden, wenn er nicht entweder gegen ſeine Ueberzeugungen reden, (was doch die Selbſtachtung nicht billigen kann) oder, wenn er die Roheit zu ſich hinauf zu heben gedenkt, entweder mit den Conſiſtorien, oder mit der Heerde ſelbſt, in Hader gerathen müßte.

Unſern wackern Mann traf aber noch ein anderes Mißgeſchick an ſeiner neuen Stelle. Er hatte von jeher den materiellen Menſchen auch zum Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht, und die ſo rein vernünftig, ſo mathematiſch einfach ausgeſprochenen Lehren des großen Brown (ohne Zweifel eines eminenten Wohlthäters des Menſchengeſchlechts) mit Wärme umfaßt. Es war ein kleines für ſeine Lernbegierde, ſein Gedächtniß geweſen, die Sätze des ſchottiſchen Arztes ſich vollkommen zuzueignen. Das war ihm aber auch genug. Das Heer der Schriftſteller, welche wieder über das

Syſtem ſich verbreiteten, hatte er unbeachtet gelaßen, weil ihn das zu weit zu führen ſchien. Seine eigne Maſchine befand ſich ziemlich in der Regel, trat ihn aber eine Unpäßlichkeit an, ſo verfuhr er nach Brows Winken, und das hatte jedesmal nach ſeinen Erwartungen geglückt.

Da er nun zu Feldheim lebte, dachte er den Bewohnern des Dorfs, durch ſeine Einſichten in die Arzneikunſt nützlich zu werden und munterte alles auf, in Krankheitsfällen ſich an ihn zu wenden. Das geſchah denn auch. Er fand, daß ſolche Uebel gewöhnlich in einer durch zu unnahrhafte Speiſen, und übermäßige Anſtrengung erzeugten Schwäche, ihren Sitz hätten, und war von der Nothwendigkeit eines Reitzes für die Lebenskräfte überzeugt. Der nächſte, wohlfeilſte, einfachſte war ein geiſtig Getränk. Ob er ſich ſchon einen kleinen Vorrath von Opiaten und anderen offizinellen Stärkungen hielt, wollte er dieſe doch nur Fällen dringender Noth aufſparen, und rieth den Bauern bisweilen Brandtwein.

Nun ſoffen dieſen die Bauern von Herzen gern, im geſunden Zuſtande, ſoffen ihn auch um ſo lieber, da er ihnen oft von der Kanzel verboten, oder als nachtheilig geſchildert war, aber da ihn nun der neue Prediger empfahl, in Krankheiten empfahl — (welch abermahliger Kontraſt mit dem vorigen Seelenhirten) nun nahm erſt das Läſtern, und Verſchreien überhand. Unglücklicherweiſe ſtarb auch ein Weib, die den Verordnungen gefolgt hatte. Wahrſcheinlich wäre ſie auch unter der Behandlung des geſchickteſten Heilkünſtlers in Europa nicht geneſen, da ihre Uhr abgelaufen ſchien. Nun aber war des Gutsherrn ganze Autorität nöthig, einen Tumult in der Geburt zu erſticken.

Letztrer trat zu dem Tiefgekränkten herein. Mein lieber Herr Prediger, rief er, ſie ſind ſo gelehrt, und doch iſt ihnen Nikolas Klimms unterirdiſche Reiſe nicht bekannt.

Prediger. Wie ſo, mein Herr Major?

Major. Der Mann meint wohl weiter nichts, wie die Oberwelt, denk ich.

Prediger. Aber —

Major. Ich weiß nicht wers in Reime gebracht hat, doch aus meiner frühen Jugend noch, erinnere ich mich der Worte:

Die Ritterſchaft beſtehet hier,
Aus Straußen und aus Pfauen,
Das Oechslein und das andre Thier,
Läßt ſich als Bürger ſchauen,
Das Schaaf, der Hamſter, und das Schwein,
Sind Bauern oder könntens ſeyn,
Die ſich dem Lehramt weihen,
Sind trockne Papagayen.

Glauben ſie mir, da ich nach Feldheim kam, hatt' ich auch mancherlei Gutes mit dem Volke vor. Ich ſah aber bald, daß es damit nicht fort wollte. Die Wohlthat, wurde als eine Schuldigkeit ertrotzt, die Nachſicht erzeugte Faulheit. Ich dachte an Nikolas Klimm, und kehrte bei Zeiten um. Nein, ſprach ich zu meiner verſtorbnen Frau, ſoll die Feldarbeit nicht mit dem Reſpekt untergehn, ſo müßen wir die traulichen Ergießungen verbannen, und an Strauß und Pfau denken. Ich hob alſo den Kopf nach Gebühr in die Höhe, und ſie mußte ſich nach Erfordern brüſten. Da gings.

Prediger. Traurig!

Major. Wollten ſie ſich auch entſchließen, zu ſeyn, was das Lied beſagt, wie gut würden ſie mit den Thieren ſtehen. —

Prediger. Das muthen ſie mir im Scherze zu.

Major. Mancher Scherz hat einen verborgnen Ernſt.

Prediger. Ach ganz unwahr iſt jener beiſſende Witz nicht.

Major. Das wollt ich meinen.

Prediger. — Es giebt aber eine Mittelſtraße.

Major Recht, an ſo was ſoll der ſcherzhafte Ernſt auch erinnern.

Prediger. Der Herr Major ſchlägt ſie ſelbſt auch ein. Das Taglohn der Arbeiter wird nach Verhältniß der Theurung erhöht.

Major. Aber an der Arbeit nichts nachgelaſſen.

Prediger. Wohl, ich werde zu folgen ſuchen.

Major. Hoffen ſie aber auch nicht, daß ſie ſich auf der Mittelſtraße ganz wohl befinden werden. Es wird etwa nur die Hälfte der Anfeindungen geben.

Prediger. Vielleicht aber doch die Freude an halbes Gedeihen des Guten. — —

Von jetzt an gab der Prediger dem unſtändigen, bewölkten, harten Sinn der Bauern mehr nach, ließ die Sinnlichkeit in ſeinen Predigten mehr das Wort führen, behandelte die Kranken mit einer Art von Charlatansmiene, bediente ſich oft nur einer zweckmäßige Diät und eines Glaſes Wein, das der Major reichen ließ. Da aber der Leute Glaube Arznei forderte, ſo wurden allenfalls Pillen aus Mehl und Waſſer geknetet, mit einem unſchädlichen Goldſchaum überzogen, und fanden denn bei den Geneſenen hohen Ruhm. Doch konnte ſich der Prediger nicht enthalten, in ſolchen Fällen die Schachtel mit der Inſchrift zu verſehn: Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung.

Aber das veranlaßte ſpäterhin einen lächerlichen Auftritt. Der Schulz kam zu Markt in das benachbarte Städchen. Hier wohnte ein Chirurgus von welchem ſonſt in Krankheitsfällen Rath eingeholt worden war, und der nicht wenig zürnte, daß der Prediger zu Feldheim ins Handwerk pfuſchte. Er fand ſich in einem Bierſchank mit dem Schulzen zuſammen. Dieſer pries die vom Prediger erhaltnen Pillen, welche er bei ſich hatte, um bei noch nicht ganz gewichener Unpäßlichkeit ihren Gebrauch auch auf der Reiſe fortzuſetzen. Da der Bader die Schachtel ſah, verlangte er ſie in die Hand zu nehmen. Von der Inſchrift verſtand er die Wörter Mundus, vult, und ergo vollkommen, aber für das Uebrige mußte er ein Lexikon zu Rathe ziehen. Ihn verdroß jedoch der Gang nach Hauſe nicht. Wie ſtampfte aber der Schulz mit den Füßen als Jener zurückkam, und frohlockend ſchrie: das heißt: weil ihr Eſel betrogen ſeyn wollt, ſo betrügt man euch. — Die noch anweſenden Bauern aus Feldheim hätten gern den Schulzen ausgelacht, aber ſie hatten meiſtens auch dergleichen Schachteln aufzuweiſen, und ihr Zorn wurde mit entflammt.

Wer weiß was darin iſt, rief der Schulz, und warf die Arznei in eine Ecke. Der Chirurges griff ſie auf, Unterſuchungen damit anzuſtellen, die ihm die Erklärung abdrangen: es ſei gar keine Medizin.

Kaum waren indeſſen die Bauern wieder ins Dorf zurückgekehrt, als ſie auf den Edelhof ſtürmten. Der Major rief entgegen. Kerls ſeid ihr toll? Was giebts?

Alles ſchrie durcheinander: Der Paſtor hat uns zum Narren gehabt, angeführt, betrogen —

Major. Erſt die Hütte ab, ins Teufels Namen, ihr grobe Schlingel!

Die Bauern entblößten das Haupt.

Major. Nun ſpricht Einer nach dem Andern. Der Kuhhirt erſt. Was that euch der Prediger?

Kuhhirt. Meine Frau iſt acht Tage krank geweſen wie ein Hund. Da hat ſie Fliederthee getrunken, es hat aber nichts geholfen. Und da iſt der Paſtor gekommen, der hat ihr Pillen gegeben —

Major. Sonſt nichts?

Kuhhirt. Suppen hat er ihr auch geſchickt, und einen Pot Wein.

Major. Sie ward beſſer?

Kuh-

Kuhhirt. Ja das wohl, aber es ſoll keine ordentliche Medizin ſeyn.

Major. Sprecht ihr Martin!

Martin. Wie ich die Kopfſchmerzen hatte, und das Speien, machte er mirs auch ſo. Die Medizin taugt nicht.

Schulz. Und ich hab ſie auch gebraucht. Und habe gedacht, ſie hülfe mir. Der Balbier in der Stadt ſagt aber, es wäre nichts wie Mehl, und auf der Schachtel ſtände, wir wären dumme Eſel.

Major. Alſo kurirt ſeid ihr?

Martin. Ja.

Kuhhirt. Das wohl aber —

Schulz. Was hilft denn das, wenn wir doch keine ordentliche Medizin gekriegt haben.

Major. Und ihr wollt noch ſtreiten daß ihr dumme Eſel ſeid. Weg vom Hof, oder euch ſoll das heilige — —

Er wandte gewöhnlich ſolche Kraftſprache an, und behauptete bei deutſchen Bauern oder deutſchen gemeinen Soldaten käme man weiter damit, als wenn aller Schmuck einleuchtender Vernunftgründe angewendet würde. Vielleicht hatte er leider für die erſten zwanzig Jahre noch Recht, und als Ausnahmen von der Regel mögten einige Gegenden am Rhein, und in Thüringen gelten.

Vom Anfang ſeines Aufenthals zu Feldheim, hatte übrigens der Prediger geſucht, eine Verſöhnung zwiſchen dem Major und ſeinen Neffen einzuleiten, jenen aber weit erbitterter gefunden, als er es geglaubt hatte. Für das was der Prediger zu Helms Lobe anführte, hatte Reinwehr wenig Sinn. Ihm ſchien Gelehrſamkeit für den Soldaten nicht paſſend. Dagegen zählte er die vormaligen Ausſchweifungen des jungen Menſchen, jedesmal wenn von ihm die Rede war, auf, ſetzte freilich manchen mildernden Ausſpruch über Jugendſchwäche, und Reitz der Verführung zu, dennoch aber wollte der Unmuth nicht aus dem Ton der Rede ſchwinden.

Deshalb hatte der Prediger es immer noch nicht über ſich gewinnen können, das was

Frau von Weil ihm aufgetragen hatte, anzuregen. Er fürchtete des Majors Aufwallung mit Recht. Zudem kannte er Helm innig genug, um zu wiſſen, daß die Ausſtattung des Oheims, ihm bei aller Leidenſchaft nicht willkommen ſeyn würde. Daß er vielmehr ſein höchſtes Verdienſt, ſein höchſtes Glück darin ſetze, durch eignes Streben das Ziel zu umarmen. Dahin winkten auch alle Briefe deſſelben.

Viertes Kapitel.

In *** verändert ſich viel.

Helm blieb ſeinen Entſchlüſſen ſo redlich treu, wie im vorigen Jahre. Der Sommer und Winter verſtrichen abermals unter eiſernem Fleiß, eiſerner Abhärtung. Die Munterkeit, und das behende Kraftgefühl, welche ihm letztere gab, erzeugten ihm ſehr frohe und glückliche Empfindungen, doch mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft, ſo groß ſie wirklich waren, blieb er unzufriedner als je. Immer verſtrichen ihm die der Uebung gewidmeten Stunden zu ſchnell, immer hatte er gehofft, in dem Zeitraume mehr fördern zu können. Dieſer Geiz ſcharrte um deſtomehr ein.

Gegen des Jahres Ende war er mit den Klaſſikern der ſogenannten militairiſchen Wiſſenſchaften bis auf die Höhe hin, welche die Kriegskunſt unter Friedrich II gewonnen hatte, ſo vertraut als es die Theorie etwa ſeyn kann. D. h. ſein Gedächtniß hatte ſich die allgemeinen Regeln ſo zugeeignet, daß er ſich ſelbſt ſo leicht keine vergebliche Frage that, und war er irgendwo ungewiß, ſo ruhte er nicht, bis er dem Wiſſensdurſt Befriedigung erzwungen hatte.

Auch kam die beſchloſſene kleine Reiſe zur Ausführung. Er richtete ſie nach Gegenden von einiger Merkwürdigkeit, beſuchte die Feſtungen der Nähe, und nahm ihre Werke auf. Dies gab Gelegenheit einen Briefwechſel mit mehreren Ingenieur- und Artillerie-Offizieren anzuknüpfen, der nicht von geringem Nutzen war. Der handwerksmäßige Blick ſolcher Männer ſah mit Ruhe, wo Helm von ſeiner

Einbildungskraft, die ſich überall anſchmiegte, nicht ſelten irre geführt ward. Helm theilte ihnen mehrere erfinderiſchen Ideen (denn dieſe wurden ſchon immer häufiger) über Befeſtigung, Geſchütz u. ſ. w. mit, und die ſorgſame Kritik der Herren, diente zur Berichtigung manches überſehenen Umſtandes. Doch entdeckte er auch bald ihren Reichthum an Vorurtheilen, und kämpfte dagegen an. Seine meiſten Waffen lieferte ihm die Geſchichte, die Gegner liehen ſie mehr von ihrer Erfahrung. Es kam ſogar ein regſamer Streitgeiſt über Helm, der aber in den Tagen der Jugend wohl geeignet iſt, manche Schlacken des Geiſtes auszuſtoßen.

Joſephe hätte wahrlich dürfen eiferſüchtig ſein, über die gefährliche Nebenbuhlerin Wiſſenſchaft, die ſie ſich ſelbſt zur Seite geſtellt hatte.

Gegen den Ablauf dieſes Jahres trat ein ſehr unerwortetes Ereigniß ein. Der General verlor ſein Regiment. Gegen ſeinen Wunſch mußte er ſich in den Ruheſtand zurückziehn, und mit einer eben nicht anſehnlichen Penſion leben. (Schade, daß er keine Kommandantenſtelle erhielt!)

Das änderte in *** vieles ab. Der General wählte einen entfernten kleinen Ort zu ſeinem Aufenthalt. Wie er nun abgereiſt war, oder eigentlicher ſchon von dem Tage an, da der Befehl ankam, welcher ſein bisheriges Verhältniß aufhob, ſtellte ſich der Hauptmann Weil in ſeiner wahren Geſtalt dar. Die Maske fiel, da ſie ihm nicht mehr nützlich ſchien. Er kündigte ſeiner Gattin an, daß das koſtſpielige geſellſchaftliche Leben enden müſſe, und er die genaueſte Haushaltung einführen werde, um von den Kompagnie-Einkünften bei Seite zu legen. Ihre und Joſephens Beſchäftigung fiel nun, ſich mit dem kleinen Montirungsweſen der Soldaten bekannt zu machen, Leinwand vortheilhaft einzukaufen, und die viele Muße mit Zuſchneiden u. ſ. w. auszufüllen.

Natürlich behagte das Frau von Weil nicht. Doch hätte ſie ſich wohl noch darin gefügt, wenn nicht anderweitig des Mannes Umgang ſo lieblos geweſen wäre. Denn alle Verſtellung von Ehedem fiel jetzt weg. Ihr Zartgefühl duldete einige Zeit, dann mußten aber harte Dinge zur Sprache kommen. Man gab ſich gegenſeitig Vorwürfe zu hören, und die Ehe wurde unerträglich.

Es wurde bereits erzählt, daß Frau von Weil eine Verheirathung Joſephens mit Helm eben nicht als verwerflich angeſehen hatte, wiewohl unter den Bedingungen, daß vor der Hand keine vortheilhaftere Ausſicht ſich darſtellte, der junge Offizier außer ſeinem jetzigen Rang zu befördern ſei, oder der Oheim hinzuträte.

Jener polniſche Graf hatte immer noch umſonſt auf ſeine Rükkehr hoffen laßen. Für Helm war noch nichts zu thun geweſen, und dieſer hatte ſich auch neuerdings nicht mit großem ſichtbaren Eifer gezeigt. Vom Prediger aus Feldheim langte keine Nachricht über die mit dem Major geflognen Unterhandlungen an. Ja, des letzten Billets wegen, welches ſie ihrer Tochter, unbeantwortet zu laßen rieth, vermuthete ſie faſt Erkalten der Leidenſchaft, und meinte nun, nichts ſei wahrſcheinlicher, als daß der junge Mann den Gedanken aufgeben werde, da ihr Vater entfernt ſei.

Einige Tage nach der Abreiſe des letzteren war das Jahr wieder um. Helm ſchrieb abermals an Joſephe, aber der Brief war jenem von vorigem Jahre überaus ähnlich. Sehr zarte entfernte Ehrerbietung, kein deutlicher Antrag, abermaliges Hinausſchieben.

Frau von Well war zufrieden, daß der Brief erſchien, und war es wieder nicht. Einen Schwiegerſohn hätte ſie jetzt lieber in ihrer Nähe gehabt, als jemals, um als Vermittler zwiſchen ſie und den widrigen Gatten zu treten. Aber wie weit lag das mit Helm hinaus.

Sie fand dienlich an den Prediger zu Feldheim zu ſchreiben. Ohne Zweifel erinnern Sie ſich, hieß es, daß ich Ihnen bei Ihrer Abreiſe einige Aufträge gab. Ich habe keinen Bericht erhalten, und bitte noch darum. Es iſt natürlich, daß mir der Tochter Wohl am Herzen liegt. Könnte es auf dieſem Wege gegründet werden, ſo wäre mir es lieb, ſehr lieb. Verſagt aber der Oheim ſeinen Beiſtand, oder hat es den Geſichtspunkt des jungen Herrn verſchoben, wenn mein Vater jetzt nicht mehr in der Lage iſt, ihm nützen zu können, ſo wünſche ich auch, daß das gleich ins

Klare kömmt. Die romanhafte Spannung, in welcher meine Tochter erhalten wird, kann mir nicht anders wie mißfallen u. ſ. w.“

Wir haben ſchon geſehen, wie der Prediger trotz der Herzensgüte des Majors noch keine Zufriedenheit mit dem Neffen hatt bewirken können. Um ſo weniger wurde dieſe Saite berührt.

Der neuen Aufforderung konnte er aber nicht widerſtehn. Er betrachtete dabei, daß jener Stolz ſeines jungen Freundes, ſich zuvor durch eignes Verdienſt empor zu ſchwingen, zwar überaus ſchön ſei, aber bei dem ruhigen Frieden, und der Abweſenheit des Generals, welcher ein Familienintereſſe dabei hatte, für ihn gelegentlich wirkſam zu ſeyn, ſein Ziel doch ſehr weit hinaus rücken, und die entzückenden Jahre der Jugend verſtreichen laßen könnte. Des Mannes Charakter war auch ruhiger und weniger ſchwungvoll, als der des Herrn von Helm.

Die Unterhandlung mit dem Major begann alſo von fern. Ja von fern, denn bis zur Nähe gelangte es damit nicht. Der alte Reinwehr barg mitten unter den guten Eigenſchaften, die ihn achtungswerth machten, eine ſeltne Unverſöhnlichkeit mit dem der ihn einmal beleidigt hatte. Nichts war ihm im ganzen Laufe des Lebens empfindlicher geweſen, als jene Kabale (anders nannte er es nie) ſeines Chefs. Wenn er ſich ſchon ſpäterhin im geräuſchloſen Landleben ſehr wohl befand, ſo verzieh er doch nicht. Und als der General auf Penſion geſetzt ward, äußerte Reinwehr ſeine Schadenfreude unverhohlen und laut. Dieſe Schwachheit iſt nur auf die Rechnung eines tiefgefühlten und auf Eigenwerth begründeten Ehrgeitzes zu ſtellen.

Als daher nur des Predigers erſte Winke fielen, von einem zu vermuthenden (ſo behutſam nahete er) Liebesverſtändniß zwiſchen Helm und Fräulein Hainthal, ſprang der Major zornſchäumend auf, und erklärte: wenn ſein Vetter einen ſolchen Gedanken hegte, ſo könnte er ſicher ſeyn, nie, nie ihn zu beerben. Er verbat ſich zugleich alle weitere Unterhaltung über den Punkt.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung.

Helm empfing ein Schreiben vom Prediger, welches ihm dringend empfahl, nach Feldheim zu kommen, und die volle Ausſöhnung mit dem Oheim mit Eifer nachzuſuchen. Reinwehrs Aeußerungen über eine Leidenſchaft des jungen Mannes, die er zu Joſephen nähren mögte, wurden nicht geheimnißvoll behandelt, doch folgten Rath und Winke nach. Der Prediger meinte, die Grundlage im Charakter jenes Biedermannes ſei zu edel, um nicht die Ausſicht zu öffnen, ein etwas rachſüchtiges Gefühl werde Bitten und Gründen weichen.

Helm antwortete aber mit vielem Stolz. Joſephens Beſitz, ſagte er, iſt mein Ziel, mein hohes einziges Ziel, aber ich würde ſeine heilige Reinheit entweihen, wenn irdend etwas anderes wie meine eigne Strebekraft mich dahin führte. Ich zerſtörte mir ſelbſt das höchſte Glück, wenn ich noch irgend Jemand Antheil daran einräumte, darum muß ich bitten, geben Sie jede Sorge um mich auf. Oder wollen

Sie etwas thun, ſo waffnen Sie des Oheims Zorn, daß er meine Enterbung beſchließt. Es würde mich eben ſo froh machen, wie der Umſtand, daß Joſephens Großvater das Regiment verlor. Dann habe ich nur von mir, von mir zu hoffen, und muß thätiger ſeyn; wie der fechtende Römer die tapfre Streitkraft verdoppelte, wenn der Legionadler in den Feind geworfen ward.

Daß überhaupt Helms Stimmung gegen den Major ſeit einiger Zeit wieder kälter geworden war, hatte folgenden Grund. Letztrer antwortete nämlich auf diejenigen Briefe Helms, die er ihm denn doch aus Ehrerbietung ſchrieb, etwas kühl, und auf die Meldungen von ſeinem gegenwärtigen Treiben und Thun, wurde nicht viel gegeben. Der Alte lebte in der alten Zeit, ſie zeigte ſich ihm in ihrer (heroiſchen) Schöne, das Neue konnte ſeinen Beifall nicht gewinnen. Ob er Recht hatte? Nun, nach Fontenelle hat bekanntlich Jeder Recht.

Helm verfolgte ſeine Bahn. Bis jetzt hatte er ſich wie wir wiſſen, mit den ältern Lehren der Kriegskunſt bekannt gemacht, nunmehr warf er ſich mit gleichem Forſchergeiſt auf die Geſchichte der neuen Zeit, und ſuchte ſich die Begebenheiten der franzöſiſchen Revolutionskriege zu deuten. Freilich ſtanden ſie mit den Theorien, die ihn bis dahin von ihrer Trefflichkeit überredeten, in gewaltigem Widerſpruch. Die empfahlen, ja bedungen unerläßig die emſigſte Vorübung des Soldaten aller Grade, feſte Ordnungen, regelvolles Bewegen auf geometriſchen Linien, und beſonnene Pünktlichkeit. Die Kunſt war ſo vielumfaſſend dargeſtellt, daß man an den Glauben hängen mußte, nur ein ihr ausſchließlich gewidmetes und langes Leben könne endlich den Heerführer ausbilden, den gewiſſermaaßen der Nimbus einer geheimnißvollen Größe umzog. Frankreich hatte dagegen ungeübte Truppen aufgeſtellt, an ihre Spitze waren oft jugendliche Generale getreten, deren voriger Beruf entgegengeſetzt war, und dennoch hatten die Siege, welche ſie über alte wohldreſſirte Krieger und Feldherrn von bewährtem Ruhm erfochten, der Welt Staunen aufgelegt. Was er über dieſe Räthſel von preußiſchen Offizieren ausſprechen hörte, befriedigte ihn nicht. Da wurde gewöhnlich die

Schuld auf die Feinde Frankreichs geſchoben, man ſetzte Beſtechungen voraus, und endete gewöhnlich mit der Ueberzeugung, der preußiſchen Armee müſſe es ein Spiel ſeyn, dergleichen Kriegsneulinge über den Haufen zu werfen, wobei man denn viel von Pirmaſens und Kaiſerslautern ſprach. Das ſtolze Gefühl in ſolchen Behauptungen ehrte er hoch, theilte es auch mit hohen Vergnügen, doch ſein Wahrheitsſinn fand dabei keine Genugthuung.

Jetzt las er erſt die Schriften der Herren von Bähreuhorſt und von Bülow. Gleich Schuppen fiel es ihm vom Auge, ſo manche Ahnung die ihn hier und da durchflogen hatte, ſchien ihm erfüllt. Unendlich viel, was er bis dahin geprieſen hatte, mußte er als Irrthum erkennen. Er konnte nicht begreifen, wie doch das alles den weiſeſten Männern im Vaterlande entgangen ſei, ja er wunderte ſich über ſich, nicht ſelbſt die Urtheile ausgeſprochen zu haben, deren Konſequenz ſo nahe lag.

Aber der bittre Spott in den ſonſt ſo lehrreichen Schriften verwundete ſeinen Patriotismus. Er glaubte alle jene Berichtigungen und Entdeckungen ließen ſich mit Mäßigkeit ausſprechen. Auch müſſe das Vorurtheil welches immer eine ehrwürdige Seite behalte, nur mit ſorgſamer Schonung berührt werden. Manches kam ihm auch wie ungerechter Tadel vor.

Erfahrungen leiteten ihn freilich noch nicht, und die Geſchichtsſchreiber ſind ſelten wahr genug, um jene überflüßig zu machen. Noch hatte er ſogar keine fremde Truppen in der Nähe geſehn. Deshalb nahm er den Reſt ſeines Vermögens, bat ſich einen Urlaub von zwei Monaten aus, und trat eine Reiſe nach dem Elſaß an, die unterwegs möglichſt beſchleunigt werden ſollte, um troß der karggzugemeßenen Zeit ſo viel als möglich zu beobachten.

Sechstes Kapitel.

Helms Reiſe.

Nachdem er den gewünſchten Urlaub erhalten hatte, auch durch die Vermittelung eines Freundes die nöthigen Päſſe, ging er zum

Hauptmann Weil, und ließ ſich den Damen melden. Hier war man ungemein-überraſcht, daß der einſiedleriſche junge Mann eintrat, Joſephe am meiſten, wie man denken kann. Bei ihr konnte es Erſchrecken genannt werden.

Frau von Weil vermuthete, er werde eine freundliche Botſchaft vom Oheim erhalten haben, und käme um ſich zu erklären. Der Prediger hatte ihr geſchrieben, ihm ſei es nicht gelungen, ihre Wünſche bei dem Alten ins Werk zu richten, von den Bemühungen des jungen Mannes hoffe er dagegen viel.

Man ließ ihn vor, und er ſtammelte mit einiger Verlegenheit, er ſtehe im Begriff eine Reiſe zu machen, und bäte um die Ehre ſich beurlauben zu dürfen. Frau von Weil meinte, ihm würden einige Minuten des Alleinſeins mit Joſephen wohlthätig und erleichternd werden, ſie machte ſich alſo ein Gewerbe, und verließ das Zimmer.

Ein unnennbar zagendes und ſeliges Gefühl kam über unſern jungen Offizier, da er ſich allein dem Mädchen gegen über ſah, die ihm alles, alles war. Die Einſamkeit der Liebenden übt einen Zauber, an den kein andrer

Schwung,

Schwung, von welcher Kunſt, von welcher andrer Schönheit er ſich auch erhebt, reicht.

Helm ſagte ihr mit großer Verlegenheit, er werde um manches zu ſehen, wovon er nur den Begriff hätte, den Beſchreibungen gäben, verſchiedene Städte und Länder beſuchen. Zwar ſei an keine große Tour durch England, Frankreich und Italien zu denken, auch bände ihn Eil, doch würde ihm wohl manche Merkwürdigkeit der Natur und Kunſt zu Geſicht kommen. Er bäte ſie um die großmüthige Erlaubniß, ihr über Gegenſtände, die Intereſſe für ſie haben könnten, Einiges ſchreiben zu dürfen. Sie geſtand ihm die Erlaubniß mit großer Liebenswürdigkeit zu, und indem ſich das Geſpräch erweiterte, fand Helm mit ſüßer Bewunderung, daß Joſephe durch Lektüre ſehr vertraut mit dem geworden war, was er, ſie intereſſirende Gegenſtände, nannte. Sie bat ſich, nachdem er den Weg, den er zu nehmen gedachte, bezeichnet hatte, beſonders von den Rheingegenden, und von Dresden her, Briefe aus. Sie ſagte: beſchreiben ſie mir die Naturſchönheiten, und ihre Gefühle, bei ihrem Anblick, auch die Gemälde und andre Kunſtwerke, — wenn ich nicht über die Herrlichkeiten vergeſſen werde.

Helm rief: Vergeſſen! Wenn ich mit einem Peyrouſe die Welt umflöge — und ſetzte erwärmter hinzu, was jedem Liebenden unter den Umſtänden beifällt. Joſephe ſuchte ſich ihrer Verlegenheit am Klavier zu entziehn. Sie ſang mit bebender Stimme einige ſeelenvolle Lieder, die Helm begleitete. Die Muſik iſt ein uralter Dollmetſcher der Liebenden, aber wenn ſie die Empfindungen verbergen ſoll, betrügt ſie, indem ſie nur lebendiger durch ſie hervorgerufen werden. Das geſchah auch hier, und die Mutter blieb lange genug entfernt, daß die Sprache der Herzen ziemlich Worte erhielt. Helm ſprach mit Wehmuth von der nahen Trennung. Joſephe verhehlte nicht, daß das ziemlich paradox ſcheine, indem er ja zu * * * ſo entfernt lebe. Seine Erklärung hieß: ſich ihrer würdig zu machen, werde der ſeltſame Lebensplan befolgt. Dann warf er ſeine Blicke in ſchönere Zeiten der Hoffnung. Die Zärtlichkeit nahm in der That Ueberhand, und es war recht gut, daß die Mutter nun wieder herein trat, die denn die näheren Berichte über

Helms Reiſe mit einigem Froſt empfing. Endlich nahm Helm, den Himmel in der Bruſt, Abſchied.

Der Plan dieſes Werks geſtattet nicht, über die Reiſe ſelbſt ausführlich zu ſeyn. Helm gieng durch Heſſen, um die als treue Kopien der Preuſſen gerühmten Soldaten dort zu ſehn. In der That wimmelte es auf dem Paradeplatz zu Kaſſel, genug von buntem militairiſchen Prunk. Ein Kapitain, mit dem Helm Bekanntſchaft anknüpfte, machte die wichtige Bemerkung: die Heſſen unterſchieden ſich von den Preuſſen darin, daß ſie noch Locken trügen, was doch unſtreitig ein ſehr anmuthiger militäriſcher Zierrath ſei. Unſer Landesherr, ſetzte er hinzu, iſt bekanntlich Chef eines preuſſiſchen Regiments. Wenn er nach der Garniſon deſſelben reiſet, es zu beſehn, ſo wird für den Morgen das Haar nur durchgekämmt, doch gleich nach der Parade, die Locke wieder nach heſſiſcher Ordnung friſirt!

In Strasburg ſah er zum Erſtenmal franzöſiſche Krieger. Das Herz pochte ihm bei dem Andenken an ihre Heldenthaten, doch konnte der Preuſſe, von Jugend auf, an den äußeren militairiſchen Glanz gewöhnt, ſich erſt in die Vernachläßigungen von Uniform, Stellung nach der Größe u. ſ. w. nicht finden. Er meinte wenigſtens, das franzöſiſche Heer müßte, durch eine preußiſch genaue Beachtung aller, auch der kleinſten Rückſichten noch weit vollkommener werden. Um den Geiſt der Truppen näher kennen zu lernen, wurde Bekanntſchaft aller Art aufgeſucht. Die Annäherungen an Männer, welche den merkwürdigſten Kriegsbegebenheiten der neueren Zeit beigewohnt hatten, konnte nicht anders, als in jedem Betracht lehrreich ſeyn.

Nun ging Karl durch das Würtembergſche nach Baiern. Von da nach Böhmen. Endlich nach Sachſen. Auf dieſe Weiſe hatte er in kurzer Zeit die Armeen ſechs großer Herren, in ihren Eigenthümlichkeiten, flüchtig beobachtet. Daß er an Schlachtfeldern und Feſtungen nicht umſonſt vorüberging, verſteht ſich.

Mit einem durch die verſchiedenartigſten Bemerkungen angefüllten Portefeuille, kehrte er endlich heim. O wie reich an Hoffnungen! Und wie wurden ſie nicht getäuſcht! Dieſe Reiſe an ſich war vielleicht das letzte frohe

Glück was dem Armen wurde. Bald nahte das Schickſal feindlich.

Neben der Lehrbegier als Soldat, die ihn zu dieſer Ausflucht spornte, ſuchte und fand allerdings ſein Geiſt anderweitige Nahrung, ſein Herz Genüſſe. O wie feſſelte ihn die ſchöne Natur bei Manheim, bei Heidelberg, im ſächſiſchen Erzgebirge.. Die Kunſtſammlungen in verſchiednen großen Städten, beſonders in Dresden fanden einen zart vorbereiteten Sinn, und gewiſſermaßen ward die Liebenswürdigkeit ſeines Gemüthes hier der Vollendung nahe gebracht. Wenn es nur die Gränzen des Werks erlaubten, ſo würden wir gern ſeine Gefühlsart näher ſchildern.

Was dabei ſeine Glückſeligkeit auf den lichteſten Gipfel hob, war, daß er alles mit Josephen zu ſehen glaubte. Denn nichts, nichts, von allem Erhabnen und Schönen was ihr nicht in den wärmſten innigſten Schilderungen, worin der immer wahre Dichtergeiſt der Liebe athmete, in die Heimath geſandt wurde. Sie empfing mit jeder Poſt große Aufſätze, antwortete oft und in Briefen, deren zarte

Fülle weiblicher Hoheit, ſein Innres göttlich durchdrang.

Siebentes Kapitel.

Was Karl bei ſeiner Heimkehr vorfand.

Mehrere Veränderungen waren während der Abweſenheit von drei Monaten (denn einen Monat Urlaub hat er von München aus, ſich noch nach) zu *** vorgegangen. Die wichtigſte, die ihn mit großen Schrecken füllte, ließ ihn Joſephen nicht mehr dort finden. Es hatte nemlich das Weilſche Ehepaar, im Uebermaaß der Zwietracht, ſeine Verbindung aufgehoben.

Der Mann war nach der Scheidung gehalten, der Gattin ein Jahrgeld zu zahlen, welches freilich unbeträchtlich genug war. Sie hatte Gründe, weder in *** zu bleiben, noch zum Vater zu gehn, und wählte Berlin zu ihren Aufenthalt. Man hatte mit der Reiſe ſo geeilt, daß Helm ſie nicht mehr antraf. Zwei

Briefe waren für ihn zurückgeblieben. Einer von Joſephen, rührend und kurz, ein andrer von der Mutter, ernſt und ausführlich. Sie erklärte unter andern: „Ihre ſonderbaren Aufmerkſamkeiten für meine Tochter müſſen eine andre Wendung nehmen. Ernſte Zuneigung handelt.“

Er wollte das jetzt auch. Es war der ernſteſte Vorſatz. Seine Beſcheidenheit, die in dem Hinblick auf die Unendlichkeit aller Wiſſenſchaft, ſich nur noch vergrößert hatte, ſetzte ihn doch über das Gefühl nicht weg, ein vor Tauſend Anderen fähiger und unterrichteter Kopf zu ſeyn. Froh umgaukelten ihn die Erwartungen.

Allerdings warf es ihn ſchrecklich zu Boden als er zu * * * ankam, und erfuhr, Joſephe ſei entfernt. Er hatte noch bei ſeinem Aufenthalte zu Dresden einen Brief von ihr erhalten, in welchem nichts von der ganzen Scheidungsangelegenheit der Mutter gemeldet ward. Wirklich ſchwebte der liebende Geiſt des jungen Paares immer in hohen Regionen, (er muß es auch eigentlich) auf die läſtige Gemeinheit blickte er nur, unſanft erinnert, herab.

Nachdem ſich Helm einigermaaßen von ſeiner Beſtürzung geſammelt hatte, ſchrieb er an Joſephen, und an ihre Mutter. Der erſte Brief enthielt freilich nur — Poeſie des Grams, der andre aber (die Scheidung dieſer Frau, und die dadurch immer bewirkte, einſame und eingeſchränkte Lage, erinnerten an die gemeine Welt) erklärte ſein Benehmen, ſeinen Stolz nur ſich ſelbſt das äußere Glück verdanken zu wollen, und ſeine frohen Ausſichten. —

Auch war unterdeß dem Regimente ein neuer Chef, ernannt worden, und angekommen. Es war ein Mann jünger an Jahren, als der vorige, und geſchniegelter an Sitten. Er warf ſich mit Feinheit in die Bruſt. Reichlich würzte er die Rede mit franzöſiſchen Wörtern, ſagte mit Leichtigkeit Verbindliches, und war voll Dienſteifer. Militäriſche Wiſſenſchaften waren ſein drittes Wort, und er traf in der That beim Regimente viel verbeſſerte Unterrichtanſtalten. Sein Anzug war feſt und glänzend, er ſchien auch jünger als er wirklich war.

Dieſer Mann imponirte, und Helm meinte, er werde unfehlbar den Grundſtein zu ſeinem Glücke legen. Die Folge wird zeigen, wie er es that.

Helm, der über die Heere die er geſehn, wie man wohl vorausſetzen wird, auch das unterrichtendſte geleſen, und ihre Geſchichte ſich bekannt gemacht hatte, arbeitete nun eine Parallele zwiſchen ihnen und dem preußiſchen aus.

Es ward ein ſehr wichtiges Werk, bei welchem zu bedauern iſt, daß es ſich nicht durch den Druck bekannt machte. (Wie wohl andrerſeits Gutes und Wahres genug in Büchern erſchien, und nicht die mindeſte Beachtung höheren Orts fand.) Helm ſuchte darinn alle Fortſchritte in den verſchiednen Theilen der Kriegskunſt auf, die von den Fremden ſeit funfzig Jahren gemacht waren. Erſt hob er die aus, welche dem Vaterlande ohne Verletzung der alten Formen, nützen konnten, hielt ſeine Befremdung nicht zurück, daß man Anderen einen ſo einleuchtenden Vorzug laſſen konnte, und empfahl aufs dringendſte, mit dem Nachſtreben, und baldigem Zuvorthun, zu eilen. Andre, die freilich gegen das hier beſtehende ſtritten, ſuchte er zu modifiziren, bis ſie auch anpaßten. Er zeigte auch, daß das preußiſche Heer, ſeit dem ſiebenjährigen-Kriege einen nur äußerſt kurzen Weg zur Vervollkomnung zurückgelegt habe.

Philoſophiſcher Geiſt, Menſchenkunde und tiefblickende Würdigung der Geſchichte ſtatteten das Werk aus. Ein Vierteljahr der anhaltendſten Emſigkeit brachte er damit zu. Nachdem er ſelbſt, (man kennt ſein ſtrenges Eigenrichterthum) nichts mehr daran zu tadeln fand, ließ er es ſauber abſchreiben, und ſendete es ſeinem General zu. Der Brief welcher das Werk begleitete, war ziemlich weitläuftig, nahm den Ton des Reſpekts nach Gebühr an, drückte aber Vorausſetzungen des Urtheils und der Kenntniſſe des Chefs aus, von welchen dieſer ziemlich entfernt war; und redete doch auch ſehr kühn und mit einer Art Vertrauen, wie ſie etwa unter zwei Denkern, die ſich ihre Entdeckungen mittheilen, üblich iſt.

Ein Meiſter, der nach Jahren endlich das Kunſtwerk vollendet hat, woran ſeine Einbildungskraft mit väterlicher Wärme hing, und welches die leitende Vernunft raſtlos vervollkomnete, kann nicht froher ſeyn, als Helm. Wie einen ſolchen durchglühte ihn nicht allein der Schöpferſtolz, ſondern auch der Gedanke an den zu erſtrebenden Lohn. Unſer junge Offizier verhehlte ſich den Glauben nicht, der General würde ihn, nachdem er ihm ſo bekannt geworden ſei, als den Mann betrachten, von deſſen Verbeſſerungsplanen das Heer entſchiednen Nutzen ſchöpfen könne, und die Verbeſſerungsplane ſelbſt mit allem Eifer dem Monarchen empfehlen. Wie kann es anders ſeyn, meinte er, ſchon die zweckmäßigere Einrichtung der Junkerſchule, liegt ihm ſo am Herzen, was wird er nicht erſt fühlen, wo die Rede von der ganzen Armee iſt.

Es vergingen einige Wochen, keine Antwort langte an. Das iſt ein gutes Zeichen, dachte Helm, er ſtudirt das Manuſkript in allen Theilen genau. Er freute ſich um ſo mehr auf den Brief, welchen er vom General empfangen würde, denn es war zu vermuthen, er würde in die Sache dringend, ausführlich, und vielleicht durch Gegenargumente intereſſant ſeyn. Der junge Offizier las um ſo eifriger alles was zum Gegenſtande ſeines Manuſkripts gehörte, nun allenfalls mit dem Gebieter einen rüſtig gelehrten Streit zu beſtehn.

Was ihn um ſo mehr auf einen ſolchen Brief hoffen ließ, war folgender Vorfall. Einer ſeiner Kameraden, der älteſte Adjudant des Regiments, von welchem ſchon oben die Rede war, kam kurz nach der Ankunft des Generals zu Helm.

Er trug ein Papier bei ſich, mit einigen Entwürfen zu Manövern. Sie waren ungefähr von dem Schlage, daß ein guter Korporal ſie eben ſo verfaßt hätte. Helm ward gebeten, ſie ein wenig nachzuſehn, was denn geſchah. Letzterer fertigte auch einige kleine Zeichnungen daran. Hierauf ſchickte der Adjudant dem General die Arbeit zu, und erhielt ein höchſt verbindliches Dank- und Belobungsſchreiben. Helms Erwartung ſpannte ſich bei dieſem lebhaften Würdigen.

Allein er wartete mehrere Monate umſonſt auf Antwort. Und zu ſeinem großen Befremden ſchmälte beim Exerzieren der General mit ihm häufig, und das auf eine viel bittrere Weiſe, als der vorige bei ſolcher Gelegenheit. Einmal geſchahs, daß der Zug unſres

Freundes beim Schwenken den Zwiſchenraum um einige Fuß verloren hatte. Es lag eigentlich an dem vorderen Offizier, denn Helm war jetzt auch im kleinen Dienſt höchſt pünktlich. *) Nun kam aber der Chef heran geſprengt, und rief mit ſchneidendem Lachen: über ganze Armeen will man reden, und verſteht keinen Zug zu führen!

Wohl erſchrack Helm tief. Er wollte dies betragen nicht deuten, wie es in ſeiner Ahnung lag, denn von der Auſſenſeite des Generals verführt, hegte er von ihm hohe Be-

---

*) Friedrich II hielt auch mit Strenge auf den kleinen Dienſt, und zwar aus dem wohlerwogenen Grunde, daß aus der Maſſe des Kleinen das Große verſammelt ſein muß. Helm war auch mit ſeinen Ueberlegungen dahin gekommen, und ob er ſchon manches im preußiſchen kleinen Dienſt überflüßig und zwecklos fand, ſo vollzog er es dennoch genau, um ſein Verhältniß gebührend wahrzunehmen. — Es giebt bekanntlich aber eine Art Helden, die die Ehrfurcht für das Detail darum ſo weit treibt, damit ihr Mangel an Kenntniß des Großen verſteckt werde.

griffe. So gekränkt er ſich auch fühlte, ſo fand er doch Entſchuldigungen für den General im Dienſteifer.

Nachdem drei Monate verſtrichen waren, (die ihm lang genug dünkten, denn ſeine Rechnung aufs Emporſteigen war kurz hinausgeſtellt) beſchloß er, durch ein zweites Einſenden verſchiedner Manuſkripte, den Chef zu erinnern. Er hatte während deſſen mehrere ausgearbeitet. Das eine enthielt Angriffs- und Vertheidigungsplane für den Staat, in den verſchiednen Fällen, wo ſich ein Krieg mit dieſer oder jener Macht denken ließ. Die älteren und neueren Kriegsſyſteme waren dabei zu Rathe gezogen, wie eine Menge von Umſtänden, an die ſonſt der Soldat ſelten denkt, und die doch ſo großen Einfluß auf das Geſchick haben.

Der Chef antwortete abermals nicht. Helm welcher Ungeduld fühlte, ſandte ſchon nach einem Monate eine neue Arbeit ein. Sie betraf verſchiedne Vorſchläge, zur Verbeſſerung der Mechanik beim Heere. Erfindungsgeiſt und Sachkunde legten ſich deutlich darin an den Tag. Es wurden hier die Erſparniſſe ganzer Millionen einleuchtend angezeigt, daneben zweckmäßige Vereinfachungen, Mittel leichter und bequemer ins Feld zu ziehn, u. ſ. w.

Nun langte endlich eine Antwort an. Froh ſchlug Helm den Brief auseinander. Hier folgt er:

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzuehrender Herr Lieutenant!

Ob ich es ſchon gern ſehe, daß ein junger Offizier ſich applicirt, ſo muß ich doch Ew. Hochwohlgebornen bitten, mich künftig mit der gleichen Zuſchickungen zu verſchonen, indem meine Geſchäfte zu überhäuft ſind, um jugendliche Exercitia leſen zu können. Uebrigens recommandire denenſelben Gaudi und Tielke beſtens, verharre auch mit Hochachtung u. ſ. w.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung.

Wo ſind die Farben, um des armen Jungen Zuſtand lebendig zu ſchildern? Das hieß alſo die Frucht mehr als dreijähriger, ſo anhaltender eifrigen Anſtrengungen, von einem Genie unterſtützt, das ſo wohl berechtigt war, ſich ſelbſt zu erkennen. Wie durchbohrte dieſer Brief! Es giebt ein Ehrgefühl des Kopfes, wie des Gefühls und Willens. Jenes (in deutſchen Herren keine häufige Erſcheinung) will die eignen Ideen geachtet, geprüft wiſſen, und Helm erblickte alſo die tiefſte Beleidigung in jedem Worte dieſes kläglichen Briefes. Indem noch die zu Boden geſtürzte Hoffnung ſeiner Liebe dazukam, war es ihm unmöglich ſich gleich bis zur Verachtung zu ſammeln, er fühlte vielmehr alle Luſt, den General zu ermorden.

Ein gutes Schickſal mußte es lenken, daß grade der Amtsrath Stern, ſein Vormund, ſich in *** befand, um das Verhältniß mit ihm aufzuheben, da er volljährig geworden war. Dem Manne wurde nichts verhehlt. Er that alles um jeden Ausbruch der Leidenſchaft bei dem jungen Offizier niederzuſchlagen. Der Weg, den er dazu wählte, war höchſt beſonnen. Ohne nemlich einen Auftrag dazu empfangen zu haben, ging er zum General, und erbat ſeinem Mündel einen Reiſeurlaub von etlichen Wochen, nöthige Angelegenheiten und Eile vorſchützend. Der Chef willigte ein, und da ihm auch eben nicht daran gelegen war, den Lieutenant bei ſich zu ſehn, ſo hieß es: er kann gleich reiſen, braucht ſich nicht erſt bei mir zu melden.

In einer Art Betäubung zeigte Helm dem Oberſten und den anderem Staabsoffizieren, ſeinen Urlaub an, und warf ſich in den Wagen.

Es ging nach Feldheim. Zum Erſtenmal ſchlug ein tiefes Unglück ſeine Kralle in des jungen Mannes Leben; die Kraft die ſo viel Hoffnung erſchaffen, ſo viel Freuden in den Buſen aufnehmen konnte, mußte nun auch den Zorn der Schickſalsmächte deſto inniger empfinden.

Indeß waren freilich nicht alle ſchönen Ausſichten verloren gegangen. Er hatte ſich an ſeinen Chef gewandt, weil ihm der zunächſt durch Empfehlungen nützlich ſeyn konnte, und er mit anderen Generalen, vermögend ihn in Protektion zu nehmen, nicht bekannt war. Eine Bewerbung beim General-Inſpekteur, bei Männern im Kriegskollegium, im Generalſtabe u. ſ. w. blieb ihm noch immer, und nachdem die Zerſtreuung der Reiſe ſeinen Muth wieder ein wenig geſammelt hatte, entwarf er denn einen neuen Plan, und ſuchte ſich über die Zeit, die bei dem früheren, ihm ohne Ertrag hinſchwand, dadurch zu tröſten, daß er während derſelben, ſich wieder neuer und wichtiger Fortſchritte, in Kenntniß und Einſicht bewußt war.

Nein, ermannte er den Sinn, es wird nicht an weiſen Männern, nicht an Patrioten fehlen, deren Blick für die Wahrheiten die ich vortrage, für die einleuchtenden großen Vortheile, die ich dem Vaterlande entdecke, geſchärft ſei. Der Staat wird alles durch ſie kennen lernen, es zur Ausübung bringen, und dem Urheber einen Platz anweiſen, auf welchem er ferner nützen kann.

Vom Oheim hörte er aber wenig Worte des Troſtes. Dieſer Alte hatte keinen oder wenigen Sinn für Helms Anſichten, ſo ein geſcheuter Mann es ſonſt war. Auch die mit den beßten Gründen unterſtützte Beredſamkeit wirkte nicht auf ihn, ein Umſtand deſſen Sonderbarkeit durch ſeine hohe Ehrfurcht für die alte Verfaſſung des Heeres erklärt wird.

Die Zuſammenkunft mit dem Prediger ſchafte Karln dagegen viel Genugthuung. Dieſer Mann ſtaunte, über den unglaublich großen Weg, den ſein vormaliger Zögling im Gebiete des Denkens und Wiſſens zurückgelegt hatte. Er fühlte meiſtens, daß er nunmehr unter ihm ſtand, was der genialen Kombinationsgabe des Helm zuzuſchreiben war, doch empfand er darüber Freude, keinen Neid. Sein ruhig lebensphiloſophiſcher Sinn, konnte dagegen des Freundes wilden Ungeſtüm mäßigen. Er drang in ihn, ſeinen Unmuth zu entfernen, billigte von ganzer Seele den Entſchluß, anderweitig zu beginnen, und munterte zu neuen Hoffnungen auf.

Allerdings kam das Geſpräch bald auf Joſephen. Helm geſtand ihm, daß er mehrere Briefe von Frau von Hainthal empfange, worinnen von Vernachläſſigung ſeines Plans die Rede ſei, ein Vorwurf der ihm dem Buſen grauſam durchbore, bei einem ſo lebendigen Feuer. Um deſtomehr, erwiederte der Prediger, ſuchen Sie den Oheim zu gewinnen, und geben ihren hochherzigen Eigenſinn auf. Es iſt dem wackern Manne ein leichtes, ihren Einen Wunſch zu krönen, ſie dürfen hernach um ſo ruhiger abwarten, bis der Zweite in Erfüllung kömmt.

Nein, nein, rief Helm, darüber beſtehn meine Entſchlüſſe, und wanken nicht. Man erreicht den fernen Thurm unfehlbar, ſagt Göthe, wenn man nur nicht abläßt, und ich muß mir Joſephen ſelbſt erringen!

Die ſchöne Natur in Feldheim vermogte übrigens ſeine Schwermuth nicht aufzuheitern. Ihn marterte die Empfindung eines Schiffers, den nach langer Reiſe, ein Sturm, im Angeſicht des Hafens, zurückſchleudert. Zwar hing er keinem müſſigen Gram nach, er handelte; doch mehr unter ängſtlichen Beſorgniſſen, als freundlichen Ahnungen. Er hatte Abſchriften ſeiner Memoiren von *** mitgenommen, und ſchickte ſie von Feldheim aus, dem Inſpekteur ſämtlich zu.

Ueberaus quälend ward es ihm, nach Berlin an Frau von Hainthal ſchreiben zu müſſen. Er empfing immer öfter von dieſer vorſorgenden Mutter Briefe, und hatte dann ihre Erwartungen gewiegt. Jetzt war es ihr doch nicht zu verhehlen, daß der erſte Plan geſcheitert ſei. Die Anzeige koſtete ihm unendlich viele Ueberwindung, allein er ſuchte ſie ſo viel als möglich zu verſüßen.

Frau von Hainthal die hierbei ungeduldig ward, ſchrieb an den Major. Allerdings fiel ihr der Schritt nicht leicht, doch das zur That eilende in ihrem Charakter, und Liebe zu Joſephen drangen durch. Das Schreiben war wohlwollend und klar. „Ihr Neffe, Herr Major, liebt ſeit mehreren Jahren meine Tochter. An der Redlichkeit ſeiner Zuneigung iſt nicht zu zweifeln, das Mädchen ſchlägt den Geliebten, die Mutter den Eidam nicht aus. Nur die Verhältniſſe ſind entgegen. Würde Sie der Anblick des Glückes eines Liebenden der Ihnen ſo nahe ſteht, nicht erfreun? Und wie wenig würde es Ihnen koſten, ihn ſich zu bereiten.“,

Reinwehr wüthete. Wir ſahen ſchon, wie er über den Punkt dachte. Bitter und ſatyriſch ſchrieb er zurück: „er hätte ganz und gar nichts dagegen, wenn ſein Neffe ſich mit der liebenswürdigen Tochter einer ſo liebenswürdigen Mutter vermählen wollte, nur würde er ganz und gar nichts dafür thun.

„Das gefiele mir“ rief er dem Prediger entgegen, der ihn eben zu beſuchen kam, „wenn das Weib doch noch über mich triumphirte! Wunder daß ſie nicht hinzuſetzt, ich ſoll ſie noch heirathen, ſo entſtände eine Quadrupelallianz.

Jener ergriff die Gelegenheit, ſich mit ſanfter Beredſamkeit für den Freund einzulegen, doch mit ſo ſchlechtem Glücke als jemals.

Helm ging nun zurück in die Garniſon.

Neuntes Kapitel.

Weitrer Erfolg des ſchönen Strebens.

Ueberaus unglücklich befand ſich unſer junge Freund nunmehr in dem Verhältniſſe zum General. Die Vernunftgründe die er aufbot, den Haß wider den Mann zu tilgen, verfehlten zwar nicht in ſo fern ihren Zweck, daß ſie die lauten Ausbrüche der Leidenſchaft zurückhielten, aber es gab einen bittern Kampf, den jede Gegenwart des Chefs erneute. Ein hoher Vorgeſetzter hat über der Untergebnen Gemüth viele Gewalt. Er kann ſie mit Härte behandeln, oft mit Ungerechtigkeit, und ein freundlich Wort, ein Scherz gewinnt ſie doch wieder. Nicht ſo in dem Fall, wovon hier die Rede iſt. Die Kränkung, welche Helm empfunden hatte, ging nicht vom Verhältniſſe, ſondern vom Menſchen aus. Und nicht nur, daß ſie alle Hoffnungen zu Boden warf, ſie ſprach verächtliche Geringſchätzung wider das Urtheil, die Ideen, das Wiſſen eines Jünglings aus, der einen nicht gemeinen Stolz fühlte.

Der Inſpekteur ließ keineswegs lange auf Antwort harren. Mit umgehender Poſt hatte ſie Helm noch zu Feldheim empfangen. Sie hieß:

Hochwohlgeborner

Hochzuehrender Herr Lieutenant!

Ew. Hochwohlgebornen ſage ich den verbundenſten Dank, für die mir mitgetheilten

Aufſätze, welche ich mit Vergnügen leſen werde, und verharre u. ſ. w.

Es verſteht ſich, daß Helm hierauf gute Erwartungen ſtützte. Mit jedem Poſttage ſah er dem Briefe entgegen, welcher ſich nun über die geleſenen Memoiren verbreiten würde. Doch er hoffte umſonſt. Nimmer erblickte er von dieſem General noch eine Zeile.

Keine Zeit weiter zu verlieren, wurden die nemlichen Manuſkripte (wiewohl immer noch verbeſſert, und mit wichtigen Zuſätzen verſehen,) an einen bedeutenden Mann im Ober-Kriegskollegium geſandt. Die Antwort, welche gleichfals mit umlaufender Poſt erſchien, war der des Inſpekteurs an Magerkeit vollkommen ähnlich. Helm erfuhr ſpäterhin durch jemand der dabei geſtanden hatte, als der Held des Kriegskollegiums ſeinen Brief empfing; letztrer habe, da er die dem Werke beigefügten Zeichnungen erblickt, ausgerufen: Es weiß die Schw — n — th, alles ſchickt Plane, ſie müſſen wohl denken, wir hätten nicht ſchon genug.

Nun kam ein Officier des General-Stabs an die Reihe, der den Ruf eines ſehr unterrichteten Offiziers hatte. Dieſer antwortete ſpäter. Er hatte jedoch geleſen, da die Antwort eintraf. In einem eleganten, faſt äſthetiſchen Styl, legte er eine Kritik der Aufſätze an, lobte, ſetzte in Zweifel, tadelte, alles mit artigem blumenreichen Ausdruck, und verbindlichen Wendungen. — Das war es aber auch alles.

Helm war mindeſtens froh, jemand gefunden zu haben, der Rede ſtand. Er ſchrieb gleich wieder, vertheidigte ſich beſcheiden gegen die Einwürfe (welche beiläufig geſagt, ſeicht waren) und bat nun den Briefſteller, ſein Anſehn zu verwenden, daß, wo möglich, die Vorſchläge zur Ausführung gebracht würden. Hierauf ſchrieb jener Offizier in einen Ton zurück, der die größte Befremdung verrieth. Faſt behandelte er Helms Glauben, man werde dergleichen in die Wirklichkeit übergehen laſſen, höhniſch. Dann nannte er einige Gemeinplätze, von dem ganz anders auf dem Papiere, der nothwendigen Vorſicht nicht an das zu rühren, was durch die Erfahrung ſo vieler Jahre bewährt ſei u. ſ. w.

Wo möglich wurde Helm bei dieſem Briefe noch beſtürzter, wie bei jenem von ſeinem Chef. Denn eine neue ſehr lebendige Hoffnung ſchwand wieder. Er glaubte erſt, einen Mann gefunden zu haben, bei welchem Intereſſe für die Sache aufgeregt ſei, und nun fand ſich's, daß er nur mit einer Eitelkeit zu thun gehabt hatte, die ſich auf dem Tummelplatze der Theorie gefiel.

Er überwand indeſſen den Widerwillen gegen die Kühle, gegen die Vorurtheile des Mannes, und ſchrieb nochmals. Er ließ die Sprache der Vernunft gegen die unhaltbaren Sätze reden, doch mit nöthiger Beſcheidenheit. Freimüthig äußerte er dabei den Wunſch, ſich in eine Lage verſetzt zu ſehn, in welcher er mehr als in ſeiner gegenwärtigen beſchränkten, leiſten könne, und bat offen, ihm ſein Vorwort zu leihn, damit er in den Generalſtab verſetzt würde.

Mit ſehr artigem Froſt hieß es darauf: man danke dem Herrn von Helm verbindlich für die Ehre eines ſolchen Vertrauens, bedaure aber um ſo mehr ſich durchaus unvermögend zu ſehen, ihm zu begegnen. In ſolchem Fall müſſe ſich Helm an bedeutendere Männer wenden, z. B. an N. N. Uebrigens mangle ihm die Muße, noch länger wiſſenſchaftliche Streitigkeiten zu unterhalten, was aber die Hochachtung um nichts verminderte, mit welcher u. ſ. w.

An den N. N. wendete ſich der arme Junge freilich auch, da gabs aber einen der Briefe, die Dutzendbriefe heißen könnten, denn es iſt immer die nemliche Form.

Man wird den Zuſtand unſers Freundes begreifen. Von allen Seiten zurückgewieſen, nicht einmal eine ernſte Aufmunterung zum neuen Studium, vielweniger ein Lohn für das alte. Er wurde irr an den Umſtänden.

Ich fühle, rief er vor ſich, wie wenig ich bisher noch that, aber ich darf doch auch mit Ueberzeugung behaupten, daß ich auf meinen erreichten Standpunkt, eben nicht viele meines Gleichen, neben mir erblicke. Sollte denn das gar keinen Werth haben? Ich dem Vaterlande durchaus nichts mehr ſein, als jeder, eine Zahl? Hätte der Onkel recht, und ſtände das von Friedrich errichtete Gebäude in ſo vollkommener, der Zeit trotzenden Ehrwürdigkeit da, daß kein Zuſatz nöthig wäre? Iſt es über jeden Zweifel erhoben, daß wir beim nächſten

Kriege, die Szenen von Molwitz, Sorr, Prag, Roßbach, Leuthen werden erneut ſehn?

Sein Urtheil widerſprach der letzten Frage durchaus, aber der heilig glühende Patriotiſmus, der ſich das Bild Friedrichs, und der Schlachten jener Schleſiſchen Kriege, immer poetiſch darſtellte, verführte ihn zum Glauben. So ſtand er ungewiß da.

Mit Freuden hätte er allen Eigennutz reſignirt, wäre auf ſeiner unbedeutenden Stelle geblieben, bis die Anziennetät (deren hohen Werth er wohl kannte) ihm eine wirkſamere angewieſen hätte; auch das Verhältniß zu Joſephen, würde durch ſeinen Alltagsdrang nach Einkünften, dieſen Entſchluß nicht verrückt haben (indem der Liebe wäre auferlegt worden, in Regionen der Hoffnung auszuharren, bis das Ziel zu umarmen ſei, aber ein andrer Umſtand erſchütterte alle ſeine Geduld, entweihte ſeinen ſchönen Ehrgeitz, ließ ſogar die treue Liebe zum Vaterlande bisweilen wanken. Er ſahe nemlich ſo manchen ſeiner Bekannten außer der Reihe befördert, manchem alten wakkern Krieger voran geſtellt; ihn ſelbſt traf das Loos zweimal Einſchub durch Individuen zu leiden, und eine genaue Erkundigung ließ ihn ſonderbare Nachrichten über dieſe Männchen einziehn.

Die meiſten hatten ihre Fortüne in geſellſchaftlichen Zirkeln gegründet. Da waren ſie den Damen bekannt geworden, (beſonders den älteren) deren lüſterne Blicke vom Lombertiſch nach ihrer Jugendlichkeit trafen, und die denn in der frohgelaunten Phantaſie, den mitſpielenden alten Offizieren ſie empfahlen. Geſchmeidigkeit gegen General und Oberſt arbeitete dann weiter. Auf der Parade wurde nun Dienſteifer, durch raſches Laufen, oder Reiten, auf Befehlshabers Wink, gezeigt. Den kleinen Dienſt konnte man wohl bald auswendig wiſſen, da er auch ohne alle Mühe, durch die ewigen Wiederholungen, bald anklebt. Jetzt kams nur noch darauf an, dem General, oder dem Inſpekteur, oder einem einflußreichen Gönner weiß zu machen, man beſitze militäriſche Kenntniſſe. Das fing man verſchiedentlich an. Einige nahmen Lehrer, die aber ihre Marke meiſtens unbeſchäftigt empfingen, da der junge Herr keine Fete verſäumen wollte. Oder man tapezirte ſeine Zimmerwände mit militäriſchen

Zeichnungen, arbeitete auch wohl, mit Hülfe eines geſchickten Bombardiers dergleichen ſelbſt aus, und reichte demüthig ein. Hin und wieder ſtöberte man in Lehrbüchern, um einige oberflächliche Begriffe, und ein Paar Kunſtausdrücke zu gewinnen, die man am rechten Orte zu hören gab.

Selten wohnte ein anderes, wie das Talent der kleinlichen Intrigue in den Herren. (Dagegen iſt das Talent des Nützlichen ſelten zur Intrigue gewandt). *) Reichlich wirkte der Nepotismus mit. Der Monarch voll Herzensgüte und Zutrauen, glaubte den Empfehlun-

---

*) Ein Offizier, welcher eine Ausnahme machte, und im Gefühl des Talents und der Wiſſenſchaft, zu ſteigen ſuchen wollte, bewieß ſich ſo ſchlau, daß er die Ausarbeitungen, welche er einem gewiſſen General übergab, nur höchſt mittelmäßig einrichtete, (damit ſie dem Maasſtab deſſelben anpaßten,) auch einen groben Fehler ſtehen ließ, den Sr. Exellenz mit Selbſtgefühl verbeſſern konnten. Das gelang. Hätte ſich der Offizier aber gezeigt wie er war, der General, weit davon entfernt ihn zu verſtehn, würde ihn noch vielweniger empfohlen haben.

gen, das Unbedeutende gelangte an den bedeutenden Platz, und der Saame des Mißvergnügens wurde bei den Zurückgesetzten reichlich ausgeſtreut.

Alles das ſah Helm, und mußte ſich doch in Geduld fügen. Er würde andre Dienſte geſucht haben, dies gab aber ſeine Vaterlandsliebe nicht zu. Nur der Satz, (der Satz des unerwiesnen Glaubens) bei allen Säumniſſen und eingeſchlichnen Mißbräuchen, werde doch ein geheimes Etwas im preußiſchen Heere liegen, das den alten ſchönen Ruhm erhielt, brachte etwas Heiterkeit in ſeinen peinvollen Zuſtand.

Wohl bedurfte er eines Stabs, ſich auf ſeinem ſo unmuthigen Pfade daran zu ſtützen. Ach er litt viel! Das Verhältniß mit den Kameraden war überaus drückend geworden. In jener Zeit, da er ſich den wildeſten Ausſchweifungen hingab, zählte er nur frohe billigende Jugendfreunde; da er ſeiner ernſtlichen Bildung ſich hingab, hieß er ein Sonderling, alles zog ſich von ihm zurück. Sonſt entſchuldigten ihn die Obern, nun waren ſie bitter.

Er erfuhr unglaublichen Verdruß. Bisweilen ſprach er auf der Parade von den Feldzügen der Franzoſen, und zollte Bewunderung wo ſie gebührte. Da erhob man denn entweder einen jämmerlich durchgeführten Streit, oder ließ Karln wohl, ein ſatyriſches Lächeln auf ihn werfend, ſtehn. Traunberg, der denn doch das alte Verhältniß nicht ganz vergeſſen hatte, kam einigemal zu ihm, und rief warnend: Herr Bruder ich bitte dich um Gotteswillen, rühme die Franzoſen nicht, du heiß't im ganzen Regiment ein Jakobiner!

Einmal redete er von der öſterreichiſchen Armee, und merkte an, daß er auf ſeiner Reiſe, bei den flüchtigen Blicken der Beobachtung die ihm möglich geweſen wären, viele vortreffliche Einrichtungen, und manchen ſehr unterrichteten Offizier angetroffen habe! Alles lachte. Die Koſtbeutels mit ihrem grauen Kaput, rief Einer. Sie haben nicht einmal Schärpe und Ringkragen, ein andrer. Die meiſten ſind Schuſter- und Schneiderſöhne, ein Dritter. Helm ward ungeduldig. Meine Herren, erwiederte er, die geſunde Vernunft ergiebt, daß man auch ohne glän-

glänzende Dekorationen und Ahnen, ein höchſt achtbarer Mann ſeyn kann. Daß bei uns auf die prunkende Auszeichnung gehalten wird, ſtammt aus einer Zeit, wo man mehr wie jetzt ſinnlich war.

Man mußte auch mit des Staates geringer innerer Kraft koerzitiv haushalten, und ſo auch die kleinlichen Gemüther für ſich gewinnen. Aus dem richtigen Geſichtspunkt angeſehn, verdient dies Verfahren alles Lob. Allein beſäßen wir ſonſt nichts Großes und Gutes, den unerſchütterlichen Sinn für Ehre, die ſorgſame Diſziplin u. ſ. w. ſo würden uns doch die Litzen und Puſcheln keine Schlachten gewinnen. Ich meine auch, jeder Patriot müſſe um ſo mehr nach wahrem Verdienſte ſtreben, da bei ſeinem Mangel, den wir freilich nicht hoffen wollen, die Demüthigung namenlos wäre, ſich einſt von irgend einem Feind, der mit bequemen Ueberröcken einherzöge, und Bürgerſöhne unter ſeine Offiziere zählte, überwunden zu ſehn. „Herr Lieutenant, ſchrie ein Major der dabei ſtand, ich verbitte mir, daß ſie in meiner Gegenwart ſolch unnütz Zeug ſprechen, oder ſich gar über des Königs

Dienſt moliren!" — Aber Herr Oberſtwachtmeiſter, welche Mißdeutung! — „Ich habe es ſchon oft gehört daß ſie unanſtändige Diskurſe führen, und laſſen ſie es nicht, ſoll ihnen der Teufel auf den Kopf fahren!" — Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn mich nicht die Subordination zurückhielte — „Wie Herr Lieutenant, ſie unterſtehen ſich noch" — Meine Bemerkungen waren Patriotismus. Ich will den ſehen, der mich in dieſer Empfindung übertrift. — „Wiſſen ſie, daß ich ſie nach der Wache ſchikken kann!" — Es wäre mindeſtens neu, Vaterlandsliebe mit Arreſt zu büßen. *) — „Immer noch räſonniren? Herr Adjudant! den Lieutenant Helm gleich nach der Hauptwache gebracht!"

Der Major ſchäumte vor Grimm. Helm machte ihm ein ruhiges Kompliment, und folgte dem Adjudanten. Jener war nun zum General gelaufen, und hatte alles mit Zorn und Uebertreibung angebracht. Darauf erſchien

---

*) Der junge Menſch war noch ſehr unerfahren Als ob es neu ſei über Patriotismus verfolgt zu werden! Der Patriot ſei nur ein Denker.

bald der zweite Adjudant, und beſtellte des Generals Befehl, daß Helm kein Bette beſitzen ſollte. Sagen ſie dem Herrn General, erwiederte dieſer, das ſchärfe nicht, da ich immer ohne Bett ſchlafe. Der Adjudant dachte unkameradiſch genug, es zu hinterbringen. Nun wüthete der General noch mehr, und ſprach von Kriegsrecht halten, und an den König melden.

Helm konnte bei ſeinem Bewußtſein alles erwarten. Inzwiſchen geſchah weiter nichts. Mogte der General doch keinen Muth haben, die Sache weiter zu Sprache zu bringen, oder worin es lag, genug unſer Freund kam nach einem ſechswöchentlichen ſehr ſtrengen Haft los, und mußte vom General, da er ſich meldete, anhören: Herr Lieutenant, wenn ihnen denn andre Dienſte ſo gefallen, ſo dürfen ſie ja nur den Abſchied nehmen, und dahin gehn. „Er antwortete: „Herr General, Mißhandlungen könnten mich freilich zwingen, den Dienſt zu verlaſſen, aber zu glauben, ich wäre fähig zum Ausländer zu gehn, das verbitt' ich mir auch von ihnen." Der General that als hörte er dieſe Worte nicht, und entließ ihn.

Viel empfindlicher verwundete unſern Freund folgender Auftritt. Die Offiziere ſprachen von Bülow. Wenige hatten ihn geleſen, keiner verſtanden. Man krittelte die Lehrſätze oberflächlich und ſeicht, da aber die Satyre Bülows zur Sprache kam, und behauptet ward, er mache ſich über das Heer luſtig, da ertönten kräftige Schimpfworte. Helm urtheilte nun auch. Es bringt mich faſt zur Verzweiflung, hub er an, daß dieſer neüe Folard ſeinen muthwilligen Satyr nicht zu bändigen vermag. Welchen unendlichen Nutzen könnte er nicht dem Vaterlande ſtiften! Seine Klarheit, ſeine Evidenz entzücken mich!

Die Offiziere murmelten Unwillen. Einer bemerkte kopfſchüttelnd, man werde doch ſolchen Kerl nicht vertheidigen wollen, der ſich unterſtünde die Armee zu läſtern.

Wohl uns, rief Helm lachend, wenn das Publikum dabei nicht einſt an jenes: appeller un chat, un chat, denkt. Und der Genialität, dürfte man auch ſagen, kann man ſchon nachſehn, was an Tauſend Anderen zu rügen wäre. Doch warum wägt man die tadelnswürdige Form mit dem Guten nicht auf? Oder warum ahndet man jene nicht, wie es die Geſetze nur fordern mögen, ergreift aber die Wahrheit? Ach dieſe Wahrheit, die Beute einer mit großen Fähigkeiten angelegten Kombination über die neueſten Geſchichtserſcheinungen, ſoll ſie denn eine verlorne Beute ſeyn? Unſer Staat heißt ein militäriſcher. Soll er nicht die Fortſchreitungen der Kunſt nützen? Iſt ſein Charakter nicht, weiter zu gehn? Wollen wir ſchon auf den Lorbeern der Väter ſchlummern? Was wäre aus Rom geworden, wenn es ſich einen Stillſtand geſtattet hätte? Es hielt den Geiſt der Väter, den ſtrebenden feſt, nicht aber ihren mechaniſchen Standpunkt. Sonſt würden ein Porſenna, ein Pyrrhus, ein Mithridat, bald den neuen Kriegsſtaat vernichtet haben.

Ein Kapitän warf mit vielem Stolze hin: man könnte wohl manches Neue annehmen, das gut wäre, aber da müßte es von wichtigen Männern herrühren.

Helm lächelte, und gab zur Antwort: Wenn nun aber den wichtigen Männern grade nichts einfällt — das Genie iſt Einfall — ſo muß — Ein andrer Offizier fiel ein: Und was wäre denn auch von ihm anzunehmen?

doch nicht etwa die kurzen Jacken und weiten Hoſen, die ſeine Soldaten tragen ſollen? Das würde für einen Preuſſen ſchön ausſehn! Plotonfeuer, Richtung, Tritthalten, meint er, ſollen wegfallen. Es heißt: im Kartätſchenfeuer wärs doch nicht praktikabel.

Noch ein andrer rief: bei ihm muß es wohl unterm dritten Knofloch nicht richtig ſein, daß er denkt, es wäre nicht ganz egal, ob wir in der Bataille oder auf dem Paradeplatz manövriren! ha ha ha!

Und ſolch altes Weib will über uns ſchreiben, ha ha ha! verſetzte noch einer. *)

Helm, den dieſe Wendung des Geſprächs, in einiges Nachdenken hatte verſinken laſſen, wobei er auf die beſonderen Ausdrücke nicht acht gab, bemerkte: freilich ſagt auch Bährenhorſt, der Zeuge des ſiebenjährigen Krieges, daß in der Hitze des Kampfs, die Ordnung gewöhnlich zerrüttet worden ſei. Unſre Alten, mögen es wohl

---

*) Bei Jena warf ſich der eine dieſer Helden aufs Pferd, und eilte nach Magdeburg, der andre ſah auf eben dem Wege einen feindlichen Trupp, ritt hin, und ließ ſich gefangen nehmen.

nicht geſtehn, die Hiſtoriker lügen, der Menſch bleibt Menſch, und allerdings muß man deshalb einer Fechtart Aufmerkſamkeit ſchenken, die zugleich auf das Gemüth berechnet iſt. Von Poltronnerie braucht hierbei gar nicht die Rede zu ſein, aber der Soldat vom beſten Willen, der ſich auch kühn den feindlichen Batterien entgegen ſtürzt, wird, wo der Tod ihn aus Tauſend Röhren begrüßt, immer ein anderer ſeyn, wie der auf dem Exerzierplatz. Ich würde daher, wann ich zu gebieten hätte, hauptſächlich die einfachen Bewegungen üben, wie man ſie ſich etwa, durch die Natur des Schlachtgetümmels verwandelt, einbilden kann.

Die Offiziere zogen hier ſämtlich höhniſche Geſichter, blickten einander bedeutend an, und murmelten hie und da.

Helm, deſſen Ernſt heute eben eine Beimiſchung von Jovialität hatte, fuhr fort: Und wir Offiziere ſelbſt? Ah Reſpekt! da thut der Zauber der Ehre alles! Die Vorausſetzung iſt Pflicht. Nur würd' ich rathen, den Zauber heiliger zu erhalten.

Wie? — wie? fuhr alles auf.

Helm ließ ſich nicht unterbrechen. — Denn läßt ſich der Zauber nicht entweiht nennen, wenn die Wahrheit des Verdienſtes nicht rein ausgemittelt iſt? Wie ſoll ich denn mit dem herrlichen kräftigen Selbſtgefühl eines republikaniſchen Bürgers daſtehn, wenn mein Verhältniß nicht geachtet wird, und ein kürzre Zeit dienender lockrer Zeiſig, der nur die erbärmlichen Künſte eines feinen Anzugs, und feinen Geſellſchaftstons ſtudirt hat, mir vorangeſetzt wird. Es muß ja den Muth niederſchlagen, und Heuchelei, das dem braven Charakter ſo tödtliche Laſter, erzeugen. Man will die Wirkung, vernachläßigt aber die Urſachen! So wird der Mann ſich nicht über die gewöhnliche Menſchheit erheben. So ſchwindet das Große in des Staates Anlage, ohne Rettung dahin.

Ein Offizier nach dem andern entfernte ſich unwillig von unſerm Helden. Er bemerkte es nicht, denn er war in Gedanken verſunken. Nach der Parade kam aber der älteſte Staatskapitän, ein muntrer ſchlichter guter Kerl, zu ihm. Er fiel um ſeinen Hals. Helm, rief er, liebſter Helm, was haben ſie gethan! Ich bin ihnen außerordentlich gut, ſchätze ihre ſchönen Kenntniſſe, (ich wollte ich hätte auch was gelernt, mir fehlte nur die Gelegenheit) aber ſie machen ſich nichts als Feinde. Was Teufel haben ſie alles geſagt. Alles gährt, alles tobt. Ich habe es nicht mit angehört, aber es heißt: ſie hatten behauptet, unſre Offiziere würden im Felde keine Kourage haben.

Welche Auslegung um des Himmels Willen! rief Helm.

Sie meinen es wohl nicht ſo, fuhr jener fort, ich verſtehe ſie auch recht gut, ſie ſprachen neulich ſchon von Einſchub, wobei man das höhere Verdienſt des Vordermanns, nicht mit der Brille ſehen kann. Ich möchte auch des Teufels werden, wenn mir der N. N. vors Geſicht kömmt, der die Kompagnie welche mir zukam, erhielt, aber lieber Helm, es geht mit ihnen zu weit. Behalten ſie doch für ſich, was ſie wiſſen, und noch mehr was ſie denken. Kennen ſie denn die Fabel vom Tanzbären nicht, wo es heißt:

Sei nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt.

Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt
Je mehr nimm dich in Acht, dich pralend ſehn zu laſſen.

Und dazu auch zu *urtheilen*. Ich bitte ſie thun ſie etwas, damit die Spannung endigt. Denn, ich ſag es ungern, ſag es aber aus wahrer Freundſchaft, die Sache wird ſchlimm.

Helm. Mein Gott, was ich ſagte, war Patriotismus.

Kapitän. Ei was! Man fordert den Patriotismus auf Glauben. Wer hat ſie denn berufen, die Maasregeln die das Vaterland nimmt, zu beurtheilen! Und denn, ſo wider alles decorum zu ſündigen. Solche Saite zu berühren!

Indem trat Traunberg auch herein. Lieber Bruder, rief er, das Geſicht glühend, ich war immer dein Freund, aber ich kann dir jetzt keinen andern Rath geben, als nimm den Abſchied.

Helm. Den Abſchied? Wer will mich dazu zwingen?

Traunberg. Das Corps Offiziere. Man ſpricht davon, keine Dienſte mehr mit dir thun zu wollen.

Helm erblaßte. Das fürchterlich durchbohrende Wort, brachte den kräftigen Helm einer Ohnmacht nahe.

Es iſt ein Donnerwort für den Mann von Zartſinn der Ehre! Den Dienſt, den Dienſt mit ihm verweigern.

Nachdem Helm etwas zu ſich gekommen war, rief er aus: Bei Gott! es iſt aber ſchön, von unſerm Offizierkorps! Ich muß es ſelbſt ſagen.

Traunberg. Wir können das nicht leiden.

Der Kapitän. Helm, lieber Helm, ſich ſo zu vergeſſen —

Helm. Daß ich auf einem preuſſiſchen Paradeplatze philoſophirte —

Der Kapitän. Ei —

Helm. Sollte wirklich das Gefühl des preuſſiſchen Offiziers durch allen Widerſtand der Dinge dringen? Größer, hehrer, poetiſcher ſein, als —

Der Kapitän. Das iſt mir zu hoch. Sinnen ſie aber nach, wie ſie das Corps verſöhnen, Genugthuung geben.

Helm. Da man ſo zart fühlt, fühl ich mein Unrecht. Ich will abbitten. Wem das nicht gnügt, dem ſteh ich weiterhin zu Befehl.

Der Kapitän. Bravo! Folgen ſie mir!

Sie gingen mit einander weg. Die meiſten Offiziere waren noch auf der Hauptwache verſammelt. Helm trat herein. Meine Herren, ſprach er, ich bitte um Verzeihung. Wem das nicht genügt, dem ſteht mein Degen, ſtehn meine Piſtolen zu Befehl. Er habe die Güte und melde ſich.

Die Offiziere waren freundlich. Einige ſagten: ah das iſt genug! Dieſe Erklärung hebt das Vergangne auf.

Aber, fuhr Helm nun hitziger auf, wenn ſie durch meine Abbitte Genugthuung erhielten, ſo fordre ich ſie nun auch für mich. Ich höre, man hat davon geſprochen, mit mir keine Dienſte zu thun. Den H — der den Gedanken in Anregung brachte, fordre ich auf herauszutreten, und (hier hob er die Hand auf) meinen Dank in Empfang zu nehmen.

Man fuhr in einander. Unwille, Betretenheit lag auf allen Geſichtern. Hier und da ein Fluch zwiſchen den Zähnen. Doch trat Niemand vor. Helm hatte ſich ſchon Ehedem als Schläger geachtet gemacht. Seit mehreren Jahren war jetzt freilich bei ihm nicht mehr die Rede von einem Duell geweſen, doch auch im Regimente bekannt, daß er zur Uebung täglich mit einem Franzoſen focht, eine gewaltige Leibeskraft beſaß, und ſich daneben mit Erfolg auf das Piſtolenſchießen gelegt hatte. Derjenige welcher gemeint war, ſchwebte in einer gewaltigen Verlegenheit, denn es war grade ein Kerl ohne Kourage. Er entging Helms in die Runde prüfenden Blicken nicht. Sein plötzliches Bleichwerden verrieth — den älteſten Adjudanten.

Nach einer Minute von Spannung, warf Helm leicht hin: Oder verhörte ich mich? hat man geſcherzt? Ich weiß meine luſtigen Herrn Kameraden thun das bisweilen —

Mit Würde trat der gute Kapitän dazwiſchen. Freilich iſts nur Scherz geweſen. Auch im Scherz eine Uebereilung. Wir können ſie gegen ſo einen braven Offizier, als unſer Kamerad iſt, ohne allen Anſtand bekennen. So hat auch er Satisfaktion. Ich ſpreche im Namen aller, und wer etwas dawider hat, halte ſich an mich. Kommen ſie Helm, wir wollen einer Bouteille Champagner den Hals brechen! —

So endete zwar die gehäſſige Geſchichte, doch ließ ſie tief im Herzen unſeres Freundes einen Stachel zurück. Und drüben wahrlich keine wahre Verſöhnung, wie man wohl denken mag.

Frau von Hainthal hatte ihm während der Zeit von Berlin geſchrieben: ſie ſähe das Verhältniß zwiſchen ihm und Joſephen als aufgehoben an.

Und was konnte der Arme entgegnen?

Aber von Joſephen empfing er einen Brief, der ihn über die quälenden Nekkereien des niederen Lebens emporhob. Hier folgt er:

Ich höre, mein guter Karl, daß das Leben feindlich auf dich eindringt, doch was vermag das Leben über die Liebe. Ich hoffe dich nicht tröſten zu dürfen. Ich fürchte nicht, du wirſt um mich Sorge tragen. Unſre Liebe war ja immer Trennung, aber dieſe erzog ſie ſo heilig, ſo ſtark, daß auch das gewaltige Schickſal nichts über ſie vermag. Daß mein Bild in deinem Herzen lebt — leben wird, leben muß — ſoll ich bei dieſem Glücke noch ein höheres erflehen? Iſt mein tiefes inniges Bewuſſtſein, daß es mir nimmer geraubt werden kann, nicht ſelig genug? — Aber, Karl, du auf den Bahnen der Ehre, der thätigen männlichen Wirkſamkeit, du darfſt der ſchönen Liebe nicht den Raum geben, den das einfache häusliche Mädchen ihr giebt. Mißdeute nicht, daß ich dir verzeihen kann, dir mein Verzeihen ankündige, wenn du beſchließeſt, dich von der Liebe wegzuwenden.

Zehntes Kapitel.

Kriegsrüſtung 1805.

Er antwortete:

Ich glaube deinen Brief nicht zu verſtehen. Doch dringe ich in keine Erläuterung, denn das Geheimnißvolle an der Geliebten berührt mein Herz mit unendlichem Zauber. Sie ſagen von Romulus, eine Göttin oder Nimphe, habe ihm Rath und Weisheit geſpendet, zu ſeinen Schöpfungen. Die Mythe iſt hoch und zart. Ich meine aber, Herſilia war eine Geliebte, und der Stifter Roms barg Göttersinn genug, ſie in einem Tempel zu verehren.

Der Krieg von dem es lange verlautet hat, ſcheint ausbrechen zu wollen. Schon empfing mein Regiment den Befehl, marſchfertig zu ſeyn. Wohl mir, ich werde endlich ein Feld finden, alle Kraft die ich in mir fühle, mit Aufſchwung der Freiheit zu entwickeln. Ich werde hoffen dürfen, deiner würdiger zu werden.

Ach es liegt doch ein Himmel in der Vorſtellung, vor die Geliebte zu treten, den idealen Heroenkranz im Haar — ich muß davon ſchweigen, es reißt mich zu ungeſtüm hin.

Zage nicht! Wäre Herrmann gefallen, hätte Thusnelda nicht weinen dürfen, aus Furcht der Schatten würde zürnend von Wallhalla niederblicken.

Lächelſt du über den Flug der Rede? Wohlan beſcheidene Proſa, entgeiſtre den Sekondlieutenant! Wir rücken alſo ins Feld. Ein trefflicher Sinn lebt in unſeren Offizieren. Sie hoffen, daß ihnen die Ehre vorbehalten ſei, die Nation, welche Europa mit ihrem Ruhm füll-

te,

te, zu überwinden. Ich hoffe das auch mit altem Brennenmuth, und habe, die Politik ſchwatze was ſie will, immer gewünſcht, gegen Franzoſen zu fechten. Freilich, wenn die Vernunft prüft, ſind wir nicht gerüſtet, mit dieſen anzubinden, die Vernunft hat leider überall zu tadeln; doch ich baue auf Thaten von Ehedem, die einſt die Vernunft auch Lügen ſtraften. Friedrichs Geiſt, wunderbar durch die Zeit gerettet, wird, nun — — ja ja, ich glaube, und flehe, daß alle meine Beſorgniſſe, all mein Stückwerk von Wiſſen, unwürdig ſind.

Komme ich wieder — dieſer Gedanke erhebt den Fittig der Poeſie unwiderſtehlich — aber ich will ihn dennoch unterbrechen, faſt überfällt mich etwas, das ich trübe Ahnung nennen möchte.

Fall ich, dann denke:

Wort gehalten wird in jenen Räumen,
Jedem ſchönen gläubigen Gefühl,
Wage du zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.

Der Kriegsruf ertönte alſo. Nur als General-Adjudant konnte Helm daran denken, ſeine Kenntniſſe anzuwenden. Er warf ſein Auge auf den Chef. Den faſt tödlichen Haß, welchen er gegen dieſen Mann empfand, wollte er überwinden, und ſich ihm, um die Stelle bittend, nahn. Aber er hörte an dem Morgen wo der Entſchluß ins Werk gerichtet werden ſollte, ſchon, ſie ſei vergeben. Der älteſte Regimentsadjudant, von dem ſchon oft die Rede gieng — man erinnert ſich wie — hatte ſie weg.

Helm erfuhr die Neuigkeit durch den Kapitän, welcher bei jenem Vorfall thätig war. Was gilts, ſprach der Mann, Herr von Helm hat ſich geſpitzt. Ja, das gefiele mir auch, wenn ich General wäre, einen Adjudanten zu haben, der mich überſähe! Oft geſchieht es wohl, aber da ſind ſie beſcheiden, und cachiren ſich.

Ein neuer Plan ſtieg bei Helm auf. Mit Unternehmungsgeiſt ergriff er ihn. Er eilte an den Schreibetiſch und ein berühmter General im Heere, von welchem unſer Freund den Begriff hegte, den die Meldung des hohen Rufs

Tauſenden gab, erhielt von ihm dieſen Brief:

P. P.

Ew. Excellenz wage ich, mich zum General-Adjudanten anzubieten.

Es iſt Niemand vorhanden, der mich empfehlen könnte, ich muß es ſelbſt thun, doch wird dafür jedes Wort der Empfehlung wahr ſein. Ich beſchreibe mich genau, hafte mit meinem Ehrenworte für das, was ich ſage, Ew. Excellenz mögen dann auf meine Brauchbarkeit ſchließen.

Ich zähle fünf und zwanzig Jahr, bin ſehr geſund und ſtark, und habe ſeit mehreren Jahren des Friedens, mich ſo abhärtend auf den Krieg vorbereitet, daß keine ſeiner Strapatzen mir neu ſeyn kann, und ich im Entſagen und Ertragen, mit den kräftigſten gemeinen Soldaten wetteifere.

Störende Leidenſchaften, Trunk, Spiel und was ſonſt die Thätigkeit eines Offiziers gefährdet, kenne ich nicht mehr.

Was mein Wiſſen belangt, ſo kann es Viel und Wenig heißen. Viel in Vergleich mit dem großen Haufen meiner Kameraden, (ich fürchte bei dieſer Behauptung keine Unbeſcheidenheit) Wenig in Betracht der Kunſt ſelbſt.

Wo Sie mich bei Ihrer Korreſpondenz brauchen wollen, in deutſcher, franzöſiſcher, auch ſo viel es nöthig ſein dürfte, in der polniſchen Sprache, da wird mir es leicht fallen, Ihre Zufriedenheit zu gewinnen.

Bei den mancherlei Berechnungen womit Sie mich beſchäftigen könnten, hoffe ich zu beſtehn, auch wohl mittelſt mathemathiſcher Grundſätze alles Kalkuls, die Ueberſicht zu vereinfachen.

Ich ſchöpfte aus aſtronomiſchen Hülfsquellen, und wandte die Theorie des Waſſerzuges an, um die allgemeine Erdbeſchreibung Deutſchlands, und der angränzenden Länder, in eine militairiſche umzugeſtalten. Mindeſtens von der Eider bis zur Lombardei, von Warſchau bis Paris bin ich auf keiner Quadratmeile fremd, und zeichne jede, den Hauptgegenſtänden der Natur und Kunſt nach, aus dem Gedächtniß hin. Dies iſt die Beute eines raſtloſen Studiums, der beſten Spezialkarten, und des anderweitigen Forſchens. Hieraus folgt, daß ich nach Maasgabe des mehr oder weniger durchſchnittnen Terräns, binnen einer — zwei — oder drei Stunden an Ort und Stelle, im Stande bin, die geographiſche Zeichnung, in einen ſo ausführlichen Situationsplan zu verwandeln, daß auch die Rückſichten die der Weg einer einzelnen Patroll erfordert, nicht vergeſſen ſeyn dürften. Grundſätze, Einbildungskraft, und mechaniſche Uebung brachten mich hierin ſo weit, daß ich mich mit Selbſtvertrauen der Prüfung unterwerfe.

Mit dieſer Terränkunde hängen alle übrige militairiſche Wiſſenſchaften zuſammen, und wenn ich mit einiger Zuverſicht von jener rede, ſo ergiebt ſich auch, daß dieſe nicht verſäumt wurden. Wie leicht ſind ſie auch ſämtlich, gegen die Schwierigkeit, die Natur in den unendlichen Geſtaltungen ihrer Erdfläche kennen zu lernen. Es verſteht ſich daher, daß ich nicht den mindeſten Werth darauf lege, einem Vegez, oder Folard, oder Saldern, oder einem Vauban und Montalembert u. ſ. w. in ihren Syſtemen gefolgt zu ſeyn. Bei mathematiſcher Grundlage wird das Spielwerk. Wo daher der Ingenieur, oder auch der Artilleriſt mangeln, da bin ich immer bereit, an ihre Stelle zu treten; ſo wird es auch nur Ihres Winkes bedürfen, um Diſpoſitionen zu Märſchen, Lagernehmungen, taktiſchen Evolutionen u. ſ. w. nach der bekannten Regel zu entwerfen. Ich geſtehe dieſe bekannte Regel nicht beſonders hoch zu ſchätzen, da die neueſte Erfahrung ihr ſo häufig widerſprach; ohne auch weit mehr in der Kriegswiſſenſchaft, als daß ich von der Vortrefflichkeit des Vorhandnen mich überzeugen könnte. Ich wünſche jedoch mich hierin zu betrügen.

Meine Ahnungen, meine Vorſchläge und Erfindungen ſind in den Memoiren niedergelegt, die ich gehorſamſt beilege. Noch errang ich ihre Würdigung nicht. Vielleicht rechtfertigt der Krieg meine Anſichten, und das Vaterland nützt die Erſtrebungen eines fleißigen Patrioten, der allerdings erſt hofft, im praktiſchen Wirkungskreiſe ſeine Kenntniße berichtigen und erweitern zu können.

Was ich indeſſen von der Unvollkommenheit ſage, in welcher mir manches Theoretiſche erſcheint, beſeitigt im mindeſten die kühne Erwartung nicht, die ich vom Geiſt der Armee hege. Die

Allmacht der Ehre wird Preuſſens alten Ruhm aufs neue heiligen. Es wird den vorigen Flug zur Größe, zur Unſterblichkeit, glorreich wieder beginnen. Glücklich wer um dieſen Preis dem Vaterlande das Leben weihen darf.

Uebrigens u. ſ. w.

Es iſt dem Leſer ſchon bekannt, wie unglücklich Helm im Fach der Korreſpondenz war. Wer diesmal wieder keine Antwort erhielt, war er. Es mußte befremden, da doch die vornehmen Männer ſonſt ſehr freigebig damit ſind. Was koſtet es denn auch? Einen Wink an den Sekretär; und ob man hernach in der Unterſchreibe-Friſt den Namen einmal mehr oder weniger zeichnet, kömmt das wohl in Betracht? Gleichwohl erhielt Helm keine Antwort, und wir müſſen uns mit der Vermuthung begnügen, Sr. Excellenz haben nicht für gut gefunden, dem Sekretär ſeinen Brief ſehn zu laſſen.

Das Regiment brach nach Sachſen auf. Helm mußte demüthig ſeinen Zug führen, und diejenige, ohne Zweifel vernünftige Philoſophie zu ſeinem Troſt herbeirufen, die uns lehrt, auch den geringen Platz, auf den wir ſtehn, durch Wahrnehmung der Pflichten zu ehren.

Helm übte Reſignation, es iſt bereits angedeutet worden, daß nach ſeinem Urtheile über den Rang nach Alter, es ihm nicht ſchwer werden konnte. Nur wenn er bei der Verſammlung des Heeres, nun ſo manchen Müskadin, oder auch manchen knechtiſchen ſchmeichleriſchen jüngeren Pedanten, oder Nepoten, hin und her auch einen Parvenu der Freimaurerei ſahe, die wichtige Rollen ſpielten, aber durch ſchaale Räſonnements auf Halbwiſſerei und Seichtköpfigkeit ſchließen ließen, da wurde es ihm ſchwer.

Bei dem allen aber gab es Ausnahmen. Helm hatte früh auch manche ſchätzbare Bekanntſchaft im Heere gemacht, und fand deren neue. Er freute ſich von Herzen, wenn er auf ſo einen natürlich hellen Kopf ſtieß, dem es auch darum zu thun geweſen war, ſich zu unterrichten. Beſonders bei den Ingenieuren und der Artillerie (allein auch bei anderen Truppenarten) fand er manches ziemlich entwickelte Talent. Man hatte Wiſſenſchaft, ſuchte Grundſätze auf, und hatte rationelle Schwungkraft.

Nur — die Regel war faſt allgemein — ſobald es auf die Beurtheilung derjenigen Art von Kriegskunſt ankam, welche die Franzoſen üben, ſo trat das Vorurtheil in ziemlicher Stattlichkeit auf. Man ließ da gewöhnlich den Feldherren nur in der Strategie (Kriegskunſt aus der Ferne) Gerechtigkeit widerfahren, und lächelte bei der Taktik, und den übrigen Formen. Es ſchien, die blinkenden ſchnurgleichen preußiſchen Reihen, hätten ihre Phantaſie beſtochen. Eine franzöſiſche Tirailleurlinie war nur ein Gegenſtand ihrer Spötterei. Feſt wohnte in ihnen die Ueberzeugung, ein preußiſches Battaillon werde da gleich alles mit dem Bajonett zerſtieben; oder ein Dragonerregiment einige Tauſend jener leichten Infanteriſten ſcherzend zu Boden reiten. Von der franzöſiſchen Kavallerie hegten ſie herabwürdigende Begriffe, und ein neues Roßbach konnte ihnen im erſten Kampfe gar nicht fehlen.

Der Glaube als ſolcher war gut, (der Glaube ſoll ſtärker ſeyn als alle Vernunft) nur hätte man ſpäterhin im Charakter der Gläubigen handeln ſollen.

Eines Morgens während des Marſches, wo viele Regimenter zuſammengetroffen waren, befand ſich Helm bei ſeinem Zuge, und der Zufall wollte, daß der Chef nicht weit davon ritt. Siehe da, jener berühmte General kömmt die Linie herunter getrabt, geſellt ſich zu dem Chef, und knüpft mit demſelben eine laute Unterredung an, von welcher unſerm Freunde kein Wort entging.

Der berühmte General. Apropos, Herr General, ſie haben einen Lieutenant Helm im Regiment.

Der Chef. Zu Befehl Ihr Excellenz, es iſt ein naſeweiſer Patron.

Der berühmte General. Das kann ich mir denken. Stellen ſie ſich vor, ſchreibt der Menſch da ſans façon an mich und will General-Adjudant bei mir werden. Hat der Teufel ſolche Zudringlichkeit geſehn. Ich werde wohl ſelbſt einen zu finden wiſſen. Und einen Sammelſurius, eine Vanité, was er nicht alles verſtünde, in meinen Leben iſt mir ſo was nicht vorgenommen. Und das Ende hab ich nicht recht verſtanden, es iſt ſo kauderwelſch wie der ganze Brief, aber es kömmt beinahe ſo heraus, als wenn der junge Herr ſich herausnähme, die Armee zu kritiſiren. So ſchlag doch das Donner und Wetter drein! Eine artige Wirthſchaft würd es geben, wenn die Subalternen klüger ſeyn wollten, wie die Generale.

Der Chef. Ah Ihr Excellenz, ich werde ihn gleich nach der Wache ſchicken. Es iſt um die Schw — th zu kriegen, mit den jungen Leuten. Militäriſche Wiſſenſchaften ſind ſehr gut, das verſteht ſich. Ich halte ſehr darauf, habe meine Regimentsbibliothek, aber nur nützliche Werke darinn. Da leſen ſie aber anderes Zeug, was ihnen den Kopf verrückt. Philoſophiſche Schnurpfeifereien, und weiß der Teufel. —

Der berühmte General. Da liegt eben der Hund begraben! Nun, nach der Wache bitt ich, ſchicken ſie ihn nur nicht, aber erinnern ſie ihn, daß er vorerſt recht wohl thue, ſich um ſein Ploton zu bekümmern, und um weiter nichts. Ich empfehle mich gehorſamſt, Herr General!

Der Chef. Unterthäniger Knecht, Ihr Excellenz!

Nun kam der Chef zu Helm herangeſprengt. Eine Avanzirſucht, rief er, iſt in der Armee eingeriſſen, eine wahre Avanzirſucht, aber grade die, welche mit Gewalt außer der Tour ſteigen wollen, müſſen ihren Willen nicht haben. Durchaus nicht! — hier galloppirte er wieder davon.

Aus dem Kriege 1805 ward bekanntlich nichts. Alles ſprach Unzufriedenheit aus. Mit welchen Empfindungen Helm wieder nach der Garniſon ging, darüber iſt es nicht nöthig etwas zu ſagen.

Seinem alten Freunde, dem Prediger zu Feldheim, ſchrieb er noch aus der Cantonnirung.

Beiläufig kann hier bemerkt werden, daß die Gattin des Predigers mit Joſephen in Briefwechſel ſtand.

Eilftes Kapitel.

Proſa — Proſa.

Einige Wochen lebte Helm nun wieder zu * * * Jede Ausſicht ſeines heiligen Ehrgeizes war weggebrochen, jeder Fittig ſeines ſo kräftigen Geiſtes würde gelähmt geweſen ſein, wäre ihm nicht die Liebe geblieben.

Ihre himmliſche Aegide ſchützte ihn noch vor dem ſchlaffen Zuſammenſinken.

Doch es war beſchloſſen, er ſollte noch tiefer hinab, noch tiefer. Nahe an den Saum des dunkelſten Abgrundes, wo aller Genius untergeht. Er empfing einen Brief. Die Aufſchrift war Joſephens Hand. Traurig geſtimmt durchflogen ihn düſtre Ahnungen. Hier iſt der Brief:

Mein mir immer werther
Herr von Helm!

Erſchrecken Sie nicht über die Sprache dieſes Briefes! Das Geſchick will, daß die, welche bisher unter uns beſtand, geändert werde.

Ich enthalte mich aller Umſchweiſe, und eile zu dem Bericht, daß wider unſre Erwartung, der Graf N — i angekommen iſt, und förmlich um meine Hand geworben hat. Sie kennen meine Mutter, errathen ſie mithin.

Errathen Sie aber auch Joſephen, wie ſie daſteht zwiſchen Liebe und Pflicht? Ihren Kampf ohne Zweifel, doch auch ihren Entſchluß? Werden Sie ihn — alles zuſammenfaſſend, was hier Vermuthung und Ausſpruch leiten kann — errathen, verzeihen?

Feſt, mein guter Karl, wir gebieten nicht dem Leben, das Leben beherrſcht uns! Die Anſprüche der Vernunft werden geltender im Laufe der Zeit.

Sie geſtanden mir, durch unſre Liebe höher geſtellt, veredelt zu ſeyn, das nemliche Bekenntniß lege ich freudig ab. Dürfen wir klagen, wenn das Schickſal ihr keine Glückſeligkeit mehr zumeſſen will, da ſie ſchon ſo viel empfing. Nicht wahr, verlieren können wir das Gute und Schöne nimmer.

So trennen wir uns denn muthig von

der freundlichen Geberin. Inniger Dank töne ihr nach, für die zurückgebliebnen Gaben.

Feierlich ſpreche ich ſie los, von jedem zarten Bande. Auch Sie müſſen mir die volle Freiheit zurück geben. Keine Freundſchaft, nein, die Umſtände bedingen Gleichgültigkeit. Um meiner Ruhe willen, keinen, keinen Brief mehr, (ich beſitze den Muth ihn ſogleich den Flammen zu übergeben) um der Ihrigen willen, jede Erinnerung getilgt. Die Gräfin R — i iſt künftig kein Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit mehr.

Mit den Empfindungen allgemeiner Hochachtung.

Ihre ergebenſte Dienerin.
Joſephe von Hainthal.

N. S. Was mich in Beziehung auf den Herrn von Helm noch lebhaft erfreuen könnte, wäre die Nachricht — auch er häte ſich verheirathet.

Karl hätte nur vierzig Jahre zählen dürfen, und eine ſehr vernünftige Beruhigung über dieſen Brief würde Statt gefunden haben. Er hätte dem Mädchen das äußere Glück mit Freuden gegönnt, welches ihr ſelbſt zu bereiten, doch die Geſtirne ihm einmal nicht lächeln wollten. Er hätte dabei über die zwei Seiten des Eheſtandes, mit eines la Bruyere oder Knigge Menſchenkenntniß philoſophirt u. ſ. w.

Wir erfahren aber nicht, daß von dem allen jetzt die Rede war. Nur iſt bekannt, daß Helms Aufwärter in der nächſten Nacht, durch ein Getöſe ungewöhnlicher Art aufmerkſam gemacht wurde. Er eilt nach ſeines Herrn Zimmer, findet ihn im Kampf mit einem heftigen Fieber, und muß nach Aerzten laufen. Das Bewußtſeyn iſt verſchwunden, ein Delirium welches binnen neun Tagen wenig unterbrochen wurde, folgt nach.

Die Krankheitsform wurde als eine Hyperſthenie der bedenklichſten Art erkannt. Da bei dem körperlichen Zuſtande unſeres Freundes ſolche Unordnung der Lebenskräfte nicht ohne eine ganz beſondre Urſache zu erklären war, ſo müſſen wir annehmen, der Brief habe ſeine phyſiſche Natur überwältigt. Daß während ſeiner Irreden die Namen Joſephe und X — i

vor-

vorzüglich hörbar wurden, beſtätigt dieſe Meinung.

Die Heilkunde fand wiederhohlte Aderläſſe nöthig. Noch andre kraftraubende Mittel wurden angewandt, um die Gewalt der Krankheit zu brechen. Sie ſelbſt, eine furchtbare Ueberſpannung, mußte ohnehin nach ihrem Entweichen einen bedeutenden Grad von Erſchlaffung zurücklaſſen. Man begreift, daß unter ſolchen Umſtänden ein rekonvaleszirter Herkules oder Simſon, eine Zeitlang an Fleiſch und Geiſt, ziemlich matt umher wandeln muß.

Nach ſechs Wochen begann Helm am Stock zu gehn.

Zwölftes Kapitel.

Fortſetzung.

Er hinkte zuerſt nur im Zimmer umher. Da er am Schreibepult kramte, fand er jenen Brief, unter Papieren vergraben, wieder.

Wie an einen Traum, hatte er an denſelben zurückgedacht. Jetzt erinnerte es ihn an die Wirklichkeit.

Er ſetzte ſich, ihn zu leſen. Unglaublich verändert fiel ſein Betragen dabei aus. Einen Monolog hielt er darauf, den ſelbſt ſeine Großmutter, hätte ſie gelebt, nicht würde verdammt haben.

„So hab ich denn auch die letzte ſchöne Ausſicht verloren? — Ei nun, Hoffnung und Wirklichkeit ſind verſchieden. Jene hält dieſer ſelten Wort. — Daß alles eitel ſei — folglich die Liebe auch — mußte ſchon jener König erklären. — Doch eine Liebe wie die meinige! — Ach, wahrſcheinlich hält jeder dafür, nur er wiſſe ätheriſch zu fühlen. Wir gehorchen alle dem nemlichen Geſetz. — Nur die Eiferſucht quält mich. Verdammter R — l! Er ſoll ſie beſitzen, Gott, beſitzt ſie vermuthlich ſchon! Das iſt freilich um raſend zu werden, und da ich ihn ein Paar Piſtolen habe merken laſſen, muß ich ſchon zur That ſchreiten. Aber da ſtör ich des Mädchens Glück, das elende Geld iſt doch einmahl Glück. Und was ändert es, wenn er ſie ſchon beſitzt! Beſitzt, was heißt das? Wie ſpricht Poſa? „Was geht es König Philipp an, wenn ſeine Verklärung im Eskurial, den Maler der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet? Gehört die ſüße Harmonie, die in dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer, der es mit todtem Ohr bewacht? Er hat das Recht an ſich gekauft, in Trümmer es zu ſchlagen, doch nicht die Kunſt dem Silberton zu rufen, und in des Liedes Wonne hinzuſchmelzen.“ — Wie? — Gewiß ich thue am beßten, wenn ich mich zu beruhigen ſuche.“

Welche Sprache! Wie ruhig mußte er ſein, um Beruhigung beſchließen zu können! wie bewies er den Satz: die Seele liegt im Blute.

Nach vier Wochen trat er ſein Dienſtverhältniß wieder an. Die Kameraden, welche ihn zeither oft beſucht, und ihm den Sinn zerſtreut hatten, fanden einen ganz anderen Menſchen. Alle Sonderlingſchaft ſchien verſchwunden. Er wohnte in der Stadt, ſchlief im Bette. Wahrſcheinlich bekömmt Preuſſen jetzt nimmer Krieg, dachte er, wozu die Grille. Seine Bücher ekelten ihn an. Die Abſchriften der

Projekte lagen beſtäubt im Winkel. Er kam aufs Kaffeehaus, und ſpielte ein kleines Lomber. So hatten ihn die Offiziere gern, und alles wurde wieder freundlich.

Als die Kräfte nach und nach zurückkehrten, nagte der Wurm ſchärfer, wenn er an Josephen dachte. Da ward es aber wohlthätig, daß Treunberg ihm vorſchlug, mit ihm ein Quartier zu bewohnen. So nahten die Gefahren der Einſamkeit ſelten.

Wider Vermuthen kam der Amtsrath Stern nach *** Er bat den vormaligen Mündel, bei ihm im Gaſthofe zu ſpeiſen. Das Eſſen war auf die Stube gebracht worden. Hier entſtand folgendes Geſpräch:

Amtsrath. Herr von Helm, ſie ahnen gewiß nicht, was mich nach *** führt.

Helm. Wie könnte ich das auch.

Amtsrath. Wir Alten haben ihnen etwas in Vorſchlag zu bringen. Wenn es nur nach ihrem Geſchmack ſein wird. Doch ich hoffe ja —

Helm. Nach meinem Geſchmack! ha ha ha ha. Ich muß mich ordentlich beſinnen, ob ich irgend einen Geſchmack hege. Sie glauben nicht, wie gleichgültig ich für alles — für alles bin.

Amtsrath. Doch nicht für ihr Glück.

Helm. Mein Glück, ha ha ha ha! — Aber reden ſie.

Amtsrath. Wie ſie zu Feldheim waren, ſtatteten ſie doch in Geſellſchaft des Majors, dem Baron Steinring auf ſeinem Gute eine Viſite ab. Wurden dort gebeten. Der Major lud ihn auch wieder ein.

Helm. O ja, ich entſinne mich —

Amtsrath. Der reiche alte Mann ſtarb bald nachher. Die Wittwe — eine hübſche artige Frau in den beßten Jahren — hat ihn beerbt.

Helm. Meinetwegen!

Amtsrats. Beſinnen ſie ſich auf die Dame?

Helm. Halb und halb. Sie trug auf jeden Finger einen Brillanten. Ich fand das ziemlich geſchmacklos.

Amtsrath. Wenn's doch einmal Brillanten zu tragen gilt, ſo müſſen es die Reichen thun, die Armen vermögens nicht. Laſſen wir das. — Wiſſen ſie aber wohl, daß die Baroneſſe ſich ſeither beim Onkel häufig nach ihnen erkundigt hat?

Helm. Der Mühe hätte ſie ſich überhaben können.

Amtsrath. So häufig, daß der Major, deſſen Freimüthigkeit ſie kennen, ihr neulich gradezu geſagt hat: meine gnädige Frau, ſie ſind wohl gar in meinen Neveu verliebt?

Helm. Welche ſonderbare Einfälle hat doch der Onkel.

Amtsrath. Und ſtellen ſie ſich vor, die Baroneſſe hat dem Major, mit dem brillantirten Finger, auf den Mund geklopft und fi donc gerufen.

Helm. Recht! Er betrug ſich indezent.

Amtsrath. Demungeachtet iſt er weiter gegangen, und hat erklärt: ſie haben einen guten Geſchmack, Baroneſſe, das muß ich bekennen, allein der junge Menſch iſt zartſinnig wie eine Jungfrau. Ruchtbar darf mir nicht werden, daß eine Dame in ihn verliebt iſt, oder ich ſtehe für ſeinen unbeſcholtnen Ruf ein, und ſie muß ihn heirathen —

Helm unterbrach hier den Amtsrath ziemlich entrüſtet und wortreich. Er fand es ganz beſonders, daß ſich der Oheim herausnehmen wolle, auf ſolche Art über ihn zu ſcherzen. Wenn das etwa gar auf Anſpinnung eines Ernſtes hinauslaufen ſollte, ſo irre man ſehr. Er werde ſich nimmer von einem Weibe auf der Bärenhaut füttern laſſen. Die Begriffe die er von jeher, über Liebe und Ehe genährt hätte, wären zu heilig, um ſchnöde entweiht zu werden. Ueberdem ſei es beſchloſſen, nie mehr an eine Heirath zu denken —

Der Amtsrath fiel ein: ah ſie wollen als Hageſtolz ſterben, das iſt was anders. O da ſchweig ich gleich. Ich geſtehe, wir meinten erſt, es wäre ſpaßhaft, wenn Herr von Helm jetzt auf Urlaub käme, und der Spaß fortgeſetzt würde, bis er Hunderttauſend Thalern kommandirte. Wir meinten, es gäbe eine Philoſophie, nach welcher das beſſer ſei wie ſelbſt Hundert Tauſend Mann, um wie viel mehr einem Ploton. Wir meinten, eine flüchtige vorübergewichne Jugendleidenſchaft, könne wohl nicht hinderlich ſein. Wer hätte die nicht einſt gefühlt, und ſie durch Zeit oder Vernunft überwunden. Wir meinten, mit dem Stolze, einer reichen Frau, durchaus eben ſo viel Vermögen auf die Waage legen zu wollen, hätte es da nichts zu ſagen, wo der Mann zum Selbſtgefühle berechtigt iſt. Wir meinten, Herr von Helm würde berückſichten, daß er jetzt ohne Vermögen, ja ſogar, nach eignem Geſtändniß, etwas verſchuldet iſt, und was wir nicht alles meinten. Aber, da ich nun höre, Sie haben ihre Entſchlüſſe genommen, punktum! kein Wort mehr davon!

Jetzt ließ der Amtsrath das Geſpräch nicht mehr dahin, wenn ſelbſt Helm, um ſich zu rechtfertigen, es zu wenden ſuchte. Er redete nur über fremde Dinge, und entfernte ſich ſ bald als möglich.

Dann ſuchte er ſich aber den Lieutnan Traunberg auf, vertraute dem alles, und ba ihn, auf den Freund zu wirken. Hierauf reiſt der Amtsrath wieder ab.

Traunberg hatte nicht nöthig, erſt au Umſchweiſe zu ſinnen, Helm hub ſelbſt noch den Abend an: Denke, was man alles mi mir vor hat. Eine Heirath nach Geld, ein ſogenannte Glückspartie —

Traunberg. Die ſollte mir angebote werden.

Helm. Ich hoffe, du würdeſt ſie zurückweiſen, wie ſichs gebührt.

Traunberg. Den Teufel auch!

Helm. Tellheim, das ſchöne Ideal eines preuſſiſchen Offiziers, merkt ſehr richtig an, die Natur beſtimmte das ſtärkere Geſchlecht zur Stütze des ſchwächeren.

Traunberg. Tellheim ſpielt Komödie. Und ſtützt denn allein das Geld? Doch auch wohl —

Helm. Schweigen wir davon! Hier darf nur das Selbſtgefühl reden.

Traunberg. Nun zum Henker, das Selbſtgefühl will, daß man ſich nicht zu niedrig taxire. Ich ſtände gar nicht an, mich Hunderttauſend Thaler werth zu halten. Und du, viel hübſcher als ich, gelehrt und allen Teufel —

Helm lachte und brach das Geſpräch ab.

Der Amtsrath bemerkte vorher, daß Helm verſchuldet ſei. Er ſagte die Wahrheit. Denn obgleich die koſtſpieligen jugendlichen Ausſchweifungen, wie wir wiſſen, längſt eingeſtellt waren, ſo hatte dagegen der Ankauf vieler Bücher, mathematiſcher Inſtrumente, eines kleinen chemiſchen Apparats, die Reiſe u. ſ. w. den Reſt des Vermögens hingenommen. Späterhin war die Nothwendigkeit eingetreten, hie und da eine Summe aufzunehmen. Die Hoffnung bald empor zu ſteigen, hatte ihn ſogar über den Punkt etwas ſorglos gemacht. Nun waren aber manche Termine verlaufen, und die Gläubiger meldeten ſich.

Grade erſchien ein etwas ungeſtümer Iſraelit, den Tag nachher, als Stern in * * * geweſen war. Helm konnte zu ſeinem tiefen Aerger nur vertröſten, und das noch dazu auf ungewiſſe Zeit. Damit ward jener aber nicht beruhigt, und drohte zum General zu gehn. Unſer Freund fürchtete das mit Recht. Es blieb alſo kein Mittel, als durch eine neue Verſchreibung anſehnlicher Zinſen, den Wuchrer hinzuhalten.

Hier konnte Traunberg immer vortrefflich eingreifen. Auch wenn der General auf der Parade unſerm Freunde etwas kränkendes geſagt hatte, (das unterblieb immer noch nicht) nahm er Gelegenheit, von jenem Plan reden. Es wohnte eine unverſtellte gute Natur in dieſem Offizier. Die erſte rohe Wildheit war vorüber gegangen. Er konnte auch aus Mangel an Mitteln das vorige Leben nicht mehr fortſetzen. Obſchon unwiſſend, ſo gebrach es ihm doch nicht an geſundem Urtheil. Er hing aus Dankbarkeit wegen der alten Freundſchaft an Helm, und jetzt um ſo mehr, da ſich dieſer nicht mehr iſolirte. Neid hieß ihm fremd, deshalb drang er immer wieder, mit Gründen die ganz nahe lagen, ein.

Helm, den das Gutmüthige in der Abſicht rührte, vertraute ihm in einem Augenblick der Wallung, ſein ganzes Verhältniß zu Joſephen. Nun, rief Traunberg lachend aus, was willſt du denn noch, der Platonismus iſt immer zum Teufel. Biſt du zornig, daß ſie geheirathet hat, ſo heirathe ihr zum Poſſen auch. Bedauerſt du ſie, weil ſie heirathen mußte, ſo heirathe ihr zum Troſt auch. Sie bittet dich ja darum.

Ach ſie iſt eine Verrätherin, rief Helm. Kein Opfer der Nothwendigkeit, nein, ihr Wille handelte. Ihr Brief, der flache, alltägliche, offenbart alles. Gott, wenn ich ihn gegen die zarte himmliſche Sprache von Ehedem halte — — —

Ein Bote vom Onkel unterbrach die Unterredung. In dem mitgebrachten Schreiben, ward auf eine Reiſe nach Feldheim gedrungen. Traunberg feuerte an, und Helm — ſuchte ſich zu überreden, daß er ſich es ſchuldig ſei, auch die Landluft zu Herſtellung ſeiner immer noch nicht wiedergekehrten Kräfte anzuwenden.

Er bat um Urlaub und erhielt ihn. — Vom Wagen blickte er nach ſeinen Freund zurück. Ich ſchwanke nicht, rief er lachend.

Dreizehntes Kapitel.

Oheim und Neffe.

Welche Sprache zwiſchen den Major und unſern Freund geführt ward, läſſt ſich denken. Dort hieß es: Wenn ſie reich ſein wollen, ſind ſie auch nicht arm. Denn Feldheim gehört nach meinem Tode ihnen, und ſie können es dem Vermögen der Baronin entgegenſtellen. Wollen ſie aus Eigenſinn arm bleiben, empfangen ſie auch, wenn ich geſtorben bin, nichts.

Das Gefühl wußte wenig dagegen aufzubringen, und — es war auch immer noch durch die Folgen jenes heftigen Fiebers abgeſpannt. Außerdem, wenn nemlich jene Krankheit ſich nicht eingeſtellt hätte, glauben wir annehmen zu dürfen, Helm würde ſich, nach jenem letzten Briefe der Geliebten, eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Es war ein Gedanke, der bei den Preſſungen mancher Leiden ihm häufig aufgeſtiegen war. Auch betrachtete er den Selbſtmord gern, von ſeiner verführeriſchen idealen Seite.

Nun aber hat es der Leſer immer noch mit dem kraftgelähmten Helm zu thun. Zwar bekam der nach dem Fieber abgemagerte Körper allmählig ſeine Ründung wieder, aber noch nicht das Herz ſeinen alten Aufſchwung. Wer das unwahrſcheinlich findet, kennt die menſchliche Natur nicht.

Es gab nun geſellſchaftliche Veranſtaltungen, in welchen Helm und die Baronin ſich näherten. Letztre konnte man nicht mehr ſchön nennen (was ſie einſt wirklich geweſen war) aber immer noch intereſſant. Ein artiger Wuchs, eine feine Miene, ein belebtes Augenſpiel, in welchem etwas auf Gutmüthigkeit, etwas auf Geiſt der Intrigue deutete. Sie zeigte frohe Launen, oft Witz, ſie ſprach viele richtige Bemerkungen über das gemeine Leben aus. Einige Eitelkeit, einige Prunkſucht, die an ihr ſichtbar wurden, entſtellten ſie keineswegs, man fühlte ſich vielmehr geneigt, das mit ihrer Erziehung und den Umſtänden unter welchen ſie gelebt hatte, hinreichend zu entſchuldigen.

Helm empfand keine Liebe, doch auch keine Abneigung. Daß er vermuthen durfte, ſie habe eine Leidenſchaft für ihn gefaßt, konnte ihn, aus einem ſehr natürlichen Grunde, nicht mit Zorn erfüllen.

Schon lachte er über ihre ſcherzhaften Einfälle, ließ bald darauf ihrem Verſtande Gerechtigkeit widerfahren, gefiel ſich auch in der feinen, artigen, kleinlichen Form des geſellſchaftlichen Lebens, wo von keinen hohen Gefühlen die Rede iſt, aber von ſogenanntem Amüſement.

So ging es während einiger Wochen fort. Die Perpendikuläre des Gemüths (mit dem Philoſophen Jean Louis zu reden) ſenkte ſich unter einen immer größeren Neigungswinkel zur Horizontalität, die Begriffe der Gewöhnlichkeit fanden immer mehr Eingang.

Reinwehr feuerte immer mehr an, den Scherz durch Ernſt zu unterſtützen, und verpfändete ſein Wort, ein Billetchen in der Ordnung mit einem Herz- und Handantrag, würde ohne Grauſamkeit erwiedert werden. Noch hatte Karl Ausflüchte geſucht, aber bei einem Morgenſpaziergang durch den Wald, war der Alte eben mit ſeinen Anmahnungen durchgedrungen. Karl hatte eingewilligt, nur noch um einige Tage Aufſchub gebeten. Dabei hatte er erklärt, wenn er heirathe, gedenke er auch den Abſchied zu fordern, da ſein ſchlechtes Glück im Soldatenſtande nur zu entſchieden ſei. Des Majors Antwort hierauf war geweſen: ſo und nicht anders würde die Dame es auch wollen. (Im Grunde war mit dieſer ſchon nähere Abrede gepflogen worden, als es Helm ſelbſt vermuthete. Der Oheim hatte ſeinen Vetter blöde und verſchämt angegeben, eine den Weibern eben nicht unwillkommene Schilderung.)

Jetzt erſt iſt der Leſer an dem Punkte wieder angelangt, mit dem das Büchlein anhub.

Trift kritiſcher Tadel dieſe Manier, ſo muß es der Autor ſchon über ſich ergehn laſſen, giebts doch eine bewährte Trutzwaffe gegen den kunſtrichterlichen Angriff, — Geduld. Daß es etwas lange währte, bis der Zirkel ſich wieder ſchloß, räumt er ſelbſt ein.

Genug der Leſer wird, muß ſchon die Güte haben, ſich zu entſinnen, wie der Amtsrath und der Prediger von ihrer Reiſe nach Berlin heimgekehrt ſind, und man über das dortige Neue mancherlei Unterhaltung pflegt. Wie Helm den letzteren an die Hand nimmt, auf die Seite zieht, und frägt: Haben ſie ſie geſehn?

Denn da Helm zu *** anlangte, fand er den Prediger nicht, ſondern hörte, er ſei mit ſeinem ehemaligen Vormund nach der Hauptſtadt. Wir müſſen dabei nachholen, daß er ſogleich an jenen ſchrieb (die Adreſſe der Wohnung erfuhr er von ſeiner Gattin) und ihm dringend aufgab, ſich nach Joſephen zu erkundigen. Ob die Heirath bereits vollzogen ſei? Wie ſie mit dem Grafen lebe u. ſ. w. In *** hatte er darüber keine Erkundigungen einziehn können, denn Frau von

Weil ſtand dort mit Niemand mehr in Briefwechſel, das Jahrgeld vom Hauptmann wurde durch Aſſignationen übermacht.

„Haben ſie ſie geſehn?“

Der Prediger war ſehr verlegen. Er ſchlug die Augen nieder, ſtockte und ſchwieg.

Amtsrath Stern, welcher beobachtet hatte was vorging, kam nach, trat zu den beiden, und hub an: Ich wette ſie fragen nach der Gräfin R — l. Wir trafen ſie nicht mehr in Berlin. Sie iſt ihrem Gemahl nach ſeinen Gütern gefolgt.

Helm taumelte leichenblas zurück.

Der Amtsrath rief: Aber ich berichte ihnen ja nichts neues. Sie durften vermuthen —

Helm fiel ein: Allerdings, allerdings, ich wünſchte aber nur dieſe Beſtätigung noch! Nun will ich morgen den galanten Bewerber machen. Mit dem Jawort, ſchreibe ich um meinen Abſchied. O ich will ein Landjunker ſeyn, wie ihn der gute Ton nur fordern kann. Bald Füchſe hetzen, wie jener Weſtern, bald Triſet ſpielen, wie ein invalider Kammerherr.

Er fing allerhand närriſches Zeug an,

riß ſich von den beiden los, lief im Garten umher, dann wieder nach dem Pavillon wo man geſpeiſt hatte, und wo noch volle Weinflaſchen ſtanden, ſtürzte ein Glas nach dem andern hinunter, kurz betrug ſich wie ein Menſch um den man beſorgt ſein muß.

Der Prediger ſprach zum Amtsrath: Gott das geht zu weit. Ich kann dieſe Rolle nicht übernehmen. —

Amtsrath. So bleiben ſie davon weg, und laſſen mich allein handeln. Das Ziel iſt zu wohlthätig, als daß man bei der Mittel Wahl nicht manches überſehen dürfte.

Er ging nun dem jungen Offizier nach, und wandte alles an, ihn zu beruhigen. Auch die Gattin des Predigers erſchien: ſein ſie ein Mann, lieber guter Herr von Helm! rief ſie aus. — Helm tobte und lachte, verſchwand aber bald, und begab ſich auf ſein Zimmer.

Dieſe Rückkehr eines erſchütternden Gefühls warf ihn am folgenden Tage nieder. Ein neuer Fieberanfall ſchien zu drohn. Doch kam er nicht zum wirklichen Ausbruch. Alles drang mit Gründen ein, bereitete Zerſtreuung. Empfindlich war der Spott, welcher ſich einmiſchte. Helm mußte ſich Gewalt anthun. Mit der moraliſchen Gewalt erhob ſich auch der Körper wieder.

Er fand keine Ruhe in dem Kreis, bis er ſelbſt über ſeinen Rückfall von Sentimentalität (wie der Amtsrath ſich ausdrückte) lachte. Dann war er aber auch ganz ſo, wie die Herren es verlangen konnten.

Auf Morgen war ein Beſuch bei der Baronin abgeredet. Helm verſprach ſich comme il faut zu betragen, und beim Abſchiede ein Billet zurückzulaſſen, auch comme il faut. Man war ſehr zufrieden.

Den Abend dieſes Tages kam der Bote welcher von der nächſten Poſtſtation die Zeitungen und Briefe abzuhohlen pflegte. Er brachte auch einen an Helm mit. Dieſer las, und entfernte ſich.

In den Zeitungen, welche die Herren durchlieſen, ohne auf Karl Acht zu haben, fanden ſich bedenkliche Artikel. Der Major ſchüttelte den Kopf. Ei, ei, rief er, nur jetzt nicht Krieg. Hat man bei günſtiger Gelegenheit nicht zuſchlagen wollen, und —

Nun, fiel der Prediger ein, vermuthlich

gleicht der diplomatiſche Weg noch alles aus.

Der Amtsrath war entgegengeſetzter Meinung.

Es wurde noch einige Kannengießerei gepflogen, dann vermißte man Helm. Er hat ſich wohl zeitig niedergelegt, rief der Major, um Morgen friſch bei der Hand zu ſein. Alles ging darauf zur Ruhe.

Am andern Morgen um Fünf Uhr hielt der Wagen abgeredeter maaßen vor der Thür. Reinwehr war ſchon gekleidet, hatte die große Jagdpfeife angezündet, nahm Degen und Handſchuh, und rief: Jäger, allons hinauf zum Lieutenant! Er mögte doch kommen, wir wollen einſteigen.

Der Jäger kehrte bald zurück. Der Herr Lieutenant ſind nicht da.

Major. Ei nun wo ſteckt er denn? Etwa im Garten? Sucht!

Jäger. Das Frühſtück ſteht noch auf dem Tiſch, wie es ganz früh hinaufgetragen wurde. Den Koffer ſeh ich nicht. Im Bette hat, dem Anſcheine nach, niemand gelegen.

Major. Ei was Teufel, heißt denn das?

Er lief hinauf. Das Zimmer war leer. Getümmel der Befremdung im ganzen Hauſe. Der Amtsrath, eben aufgeſtanden, kam herzu. Man ſchickte zum Prediger, der auch bald in Morgenkleidern nach dem Edelhofe kam. Niemand wußte was er denken ſollte.

Nach einer Stunde ward das Räthſel gelöſet.

Ein Bauer brachte folgendes Billet:

Theurer Oheim!

Eben erhalte ich den Befehl, zum Regimente zu eilen, da die Armee ins Feld rücken ſoll. Es verſteht ſich, daß nunmehr nicht weiter vom Abſchiede die Rede ſein kann. Der Plan Ihrer Güte, darf auch nicht im Hintergrunde bleiben. Ich bin froh, daß es damit noch nicht weiter gedieh. So gehöre ich mir ſelbſt an. Da ich Einwendungen über den Punkt fürchtete, ſo habe ich mich in der Stille entfernt, und mich durch den Ueberbringer bei Nacht zur nächſten Station ſchaffen laſſen. Leben Sie wohl!

Helm.

Reinwehr ſtand wie verſteinert da. Er konnte nicht umhin es höchſt zu billigen, daß ſein Neffe dem Kriege freudig beiwohnen wollte. Anders ging es auch gar nicht an. Nur war er unzufrieden, daß deshalb das Verhältniß mit der Baronin, wie abgebrochen ſollte angeſehen ſein. Zu einem Beſuche hatte Helm doch noch Zeit, rief er aus. Ehe die Beurlaubten ſich alle in der Garniſon einfinden, wäre er längſt da geweſen. Bei dem Beſuche hätte ſich entſcheiden können, was ich ſo lange wünſche. Er wäre vielleicht als verlobter Bräutigam ins Feld gezogen. Vielleicht kömmt es wieder zu keinen Ernſt. Vielleicht währt der Krieg nicht lange. O über die jugendlichen Hitzköpfe! Ich beſorge dies Betragen wirft bei der Dame alles um. —

Er hatte Recht. Die Baronin war unverſöhnlich, und bald hörte man von einem jungen Landkavalier der Gegend, der ſich mit gekröntem Erfolg um ihre Hand bewarb.

Vierzehntes Kapitel.

Feldzug 1806.

Mit den Tönen des Generalmarſches, der bei anbrechender Morgendämmerung durch die Straßen wirbelte, wachte Karls Heroismus, in aller alten Herrlichkeit wieder auf. Thaten glühte ſein begeiſtertes Gemüth entgegen. Keine Spur jener entnervenden Krankheit war noch in ſeinen Kräften fühlbar.

Es hatte noch einige Beförderungen gegeben, dadurch bekam er zwei Premierlieutenants hinter ſich, und den Befehl über eine Staabskompagnie. Er fragte die Soldaten, ob ſie in der Schlacht ihm willig folgen würden? Ein muntrer Zuruf war die allgemeine Antwort.

Das Heer zog nach Sachſen, und ſtellte ſich nördlich vom Thüringerwalde in mehreren Korps auf. Man durfte diesmal dem Ernſt entgegen ſehn, obwohl, wie in ſolchen Fällen immer, die Gerüchte widerſprechend waren, und ſogar auf die friedliche Beilegung des Streites gewettet ward.

Pracht, Stolz, Ueberzeugung, Jubel, alles das iſt kaum in höherem Grade denkbar, wie man es bei dem preußiſchen jungen Adel antraf. Dieſer Adel war ehedem, bis auf wenige Ausnahmen, in beſchränkten Vermögensumſtänden, und gezwungen, auf den väterlichen Hufen einfach zu leben. Seit etwa dreißig Jahren aber, waren die Landgüter, durch Begünſtigungen des Hofes, Kreditſyſteme, und Getraidehandel ins Ausland, dreifach im Werthe geſtiegen. Schacher mancherlei Art, kam in Gang. Die Söhne dieſer nach und nach reich Gewordnen dienten vorzüglich bei der Reuterei. Sie verzehrten als Kornet oder Lieutenant in der Regel mehr, wie zehn franzöſiſche oder öſterreichſche Hauptleute. Gewöhnlich koſtete ihre Equipirung über tauſend Thaler. Sie ritten Pferde zu ſechzig, achtzig, hundert Friedrichsdor. Die Offiziere der Infanterie, meiſtens aus unbegüterten Geſchlechtern, konnten jene freilich im Luxus nicht erreichen, und wurden deshalb auch ein wenig du haut en bas behandelt, doch thaten ſie mit Hülfe der Anleihen was möglich war, und mindeſtens nahmen die Vermögenden, wie die Adjudanten bei den Generalen, den Kavallerieton an.

Wenn nun dieſe großentheils ſchöne, geſellſchaftlich gebildete Jünglinge, aus den Kantonnirungen in der nächſten Stadt zuſammen kamen, und beim mouſſirenden Champagner über den Feind ſpöttelten, ſo fielen unſerm Karl oft unwillkührlich die ſchimmernden Parther ein, doch unterſagte er ſich den Vergleich, und ſuchte zu glauben: all den heroiſchen Stolz wird die That rechtfertigen!

Angelegentlich ſtrebte er den Operationsplan zu erfahren. Er wandte ſich an Männer von denen ſich Auskunft erwarten ließ.

Was er hörte, befriedigte den denkenden Kopf freilich auf keine Weiſe.

Er konnte nichts Klares in dem objektiven Zweck erblicken, das Schwankende in den Maaßregeln ließ auf Uneinigkeit, und verwirrte Anſicht der Dinge, bei den oberen Rathpflegern, ſchließen. Unbegreiflich fand Helm die einleuchtenden Hauptfehler, das Zaudern vor den fränkiſchen Päſſen, die Vernachläßigung des linken Flügels, des Rückens, der Elbe. Mehr als einmal nahm er die Feder in die Hand, um Vorſtellungen aufzuſetzen; der ſchlechte Fortgang früherer Entſchlüſſe der Art, hielt ihn nur zurück.

Da aber die Nachricht vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand einlief, und von der ganz unerwarteten Wendung, die der Anfang der Kriegsauftritte nahm, da urtheilte er, zufolge der bekannten ſtrategiſchen Methode des Feindes, die preuſſiſche Armee würde ohnfehlbar in eine gefährliche Lage gerathen. *) doch dach-

---

*) Ich kann mich nicht entbrechen, hier etwas anzuführen, das ein Kameraliſt geſagt hat. Man nenne mir viele Soldaten in deren Verſtande eine beſſere Idee aufgekeimt wäre. Aber ſchon lange wurde das Militär durch den Civilſtand an Kenntniß der Kriegskunſt beſchämt. Dies iſt ſchlimm genug, aber leider wahr. In einem Buche, deſſen leichtfertige Sprache und Perſönlichkeiten übrigens nicht zu vertheidigen ſind, ſteht das merkwürdige Fragement. S. Vertraute Briefe über die inneren Verhältniſſe u. ſ. w.

„Dadurch, daß Napoleon das rechte Saalufer am 13ten bis Naumburg und die Defileen bei Köſen beſetzt hatte, war die preußiſche Armee ſchon von der Elbe abgeſchnitten, und ohne Kanonenſchuß geſchlagen. Sie ſollte auf gar keine te er an den Ausſpruch Grimoards: Schlachten geben und nehmen Kronen; die Hoffnung die nächſte werde ohnfehlbar gewonnen werden, und alle theoretiſchen Fehler gut machen, lebte ſeinem Patriotismus dennoch wieder auf.

Schlacht ſich mehr einlaſſen, ſondern ſchon von dieſem Tage über die Unſtruth theils nach Magdeburg ſich zurückziehen, theils ihren Weg nach Heſſen nehmen, den Churfürſten zwingen, Theil am Kriege zu nehmen; auf Frankfurt losgehen, um hier eine Diverſion zu machen, wodurch die linke Flanke der Franzoſen umgangen worden wäre; das verſtärkte Lecockſche Corps mußte gegen Düſſeldorf vorrücken.

Das Eugenſche Corps mußte hinter der Elbe poſtirt und durch alle Depots, die zu haben waren, verſtärkt werden.

Die oſtpreußiſchen Truppen mußten an die Oder vorrücken und ſich bei Cüſtrin concentriren. Die Armee bei Magdeburg mußte unter den Kanonen der Feſtung ſich mit Munition feſtſetzen, und vom Lande hinter ſich mit Brod durch Requiſition verſehen, und beſonders deshalb Mecklenburg und Braunſchweig herangezogen werden. Die heſſiſche Armee konnte dort auch Munition erhalten.

Der Tag vor der furchtbaren Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt, brachten Huſaren mehrere franzöſiſche Gefangene. Es waren junge Leute, von kleiner Leibesgeſtalt, hatten ihre grauen Ueberröcke umgeworfen. Sie

---

Wollte man ſchlechterdings bei Weimar ſchlagen, ſo mußte die ganze Armee Poſition auf dem Eckartsberge, im unglücklichen Fall aber obigen Rückzug nehmen, im glücklichen ihren Marſch an die Elbe forciren; denn weiter war nichts zu erreichen, nachdem die Franzoſen das linke Saalufer beſetzt hatten. Vor allen Dingen hätte man aber einen Pfuhl dem Eugenſchen Corps entgegenſchicken und dem Herzog befehlen laſſen ſollen, dieſem zu folgen, der dann Tag und Nacht marſchirt, und am 14ten dem Feinde bei Naumburg in den Rücken gekommen wäre.

Was geſchah dagegen? Nimm die Charte zur Hand: Am 14ten Oktober ſtand das Corps des Herzogs von Weimar bei Arnſtadt, Rüchel bei Weimar, Hohenloh zwiſchen der Jenaer Schenke und vierzehn Heiligen, die Hauptarmee bei Auerſtädt, das Würtembergſche Corps bei Halle; die Franzoſen waren im Beſitz des rechten und eines Theils des linken Saalufers ſtellten ſich gegen die preuſſiſchen Grenadiere, die alles ſpiegelblank putzen mußten, gar unanſehnlich dar. Die Offiziere von Helms Regiment ſpöttelten nicht wenig, da die lachenden Huſaren ſie die Linie herunter führten. Ein General von großem Ruf ſchrie: hol mich der Teufel, durch drei Treffen ſolcher Jungens geh ich mit dem Bajonnet!

Dieſe Sicherheit entzückte unſern Freund. Er ſchöpfte um ſo mehr die freudigſten Hoff-

---

und der Schluchten, die auf die Höhe über Dornburg, die Schenke und Kötſchau, führen.

War das eine in Maſſe aufmarſchirte Armee, wie der Herzog ſie aufgeſtellt wiſſen wollte? Nein, es war ein verwirrter, ohne Zweck und Plan aufmarſchirter Haufen, deren Generale keine Ordres, deren Soldaten kein Brod, keine Fourage, kein Pulver hatten; deren oberſter Feldherr nicht wußte, ob er ſchliefe oder wachte.

Es war wohl eine Idee in dem Herzog, über die Unſtruth zu gehn und die Schlacht zu vermeiden, die Franzoſen ließen es aber nicht dahin kommen; ſie griffen zwey Corps an, und ſchlugen ſie, ehe ſie eine Diſpoſition gemacht, noch weniger ausgeführt hatten.

nungen, als ſehr angenehme Gerüchte umher liefen. Die Unglücksfälle welche der Graf Tauenzien und der Prinz Louis erlitten hatten, ſchrieb man dort auf Rechnung der Uebermacht, hier auf ungeregelte Hitze, ſetzte aber hinzu, dafür ſei nun auch das Korps des Marſchall Soult eingeſchloſſen, und der Prinz Mürat für ſeine Perſon gefangen. Aus Mangel an guten Spionen, und der unvollkommenen Rekognoſcirungen halber, waren überhaupt alle Nachrichten über den Feind grundfalſch.

Wir werden, um allen Nachforſchungen zu begegnen, den Platz, wo Helms Regiment ſtand, nicht melden. Nur das was ihm in der angewiesnen Stellung ſelbſt widerfuhr, ſei erzählt.

Am dreizehnten marſchirte man bis zum Abend. Die Bewegung war rückwärts, (eine Folge der auf der linken Seite hereinbrechenden feindlichen) und der Umſtand erſchien eben nicht günſtig. Doch vermutheten, und verbreiteten die Offiziere, man wolle den Feind vorlocken, dann ihn aber wie einſt bei Roßbach bezahlen. Das richtete die gemeinen Soldaten, welche überhaupt den beßten Willen ſetzten, auf. Noch war alles voll Glauben: wir können nicht geſchlagen werden!

Die Nacht brach herein. Sie wurde unter dem Gewehre zugebracht. Die höheren Offiziere ordneten hier und dort an. Reuterei war in Bewegung. Kanonen wurden in verſchiednen Richtungen vorüber gefahren. Tauſend Wachtfeuer brannten. Alles das war geeignet, hochherzige Gefühle zu nähren.

Nur wenig Soldaten nickten auf dem Erdboden ein. Einige ſchmauchten ihre Pfeiſe ſtill hin, andre unterhielten ſich über die Schlacht, die Morgen unfehlbar erwartet wurde, andre ſangen, die Luſtigmacher boten ihren derben Witz auf. Die Franzoſen wollen wir ſchon in Tropp ſetzen, hieß es. Bisweilen unterbrach ein Kerl, der etwa in der öſterreichiſchen Armee gedient, und den letztern Feldzügen derſelben beigewohnt hatte, den Sanguinismus, und erinnerte wohl: Nehmts euch halt in Acht, die Franzoſen ſind Schw — thskerls! Aber da wurde einem ſolchen, wie billig das Maul verboten, ihm erwiedert: ihr habt es nur nicht verſtanden, Roßbach, Pirmaſenk, Kaiſerslautern u. ſ. w. u. ſ. w.

Das war alles ganz vortrefflich, leider aber gehörte zu den vielen groben Verſehen, welche in dieſen Tagen vorfielen, auch das, nicht um Lebensmittel beſorgt geweſen zu ſein. So litt der Soldat drückenden Mangel, was die gute Stimmung wieder nicht unterſtützen konnte.

Helm beſchäftigte ſich mit den Soldaten der Kompagnie, und mit ſich ſelbſt. An jene wandte er ſich mit einfacher ermuthigender Rede. Ihr dürft nur ſiegen wollen, ſprach er, und ihr ſiegt gewiß. Das Getümmel mag ſo verwirrt werden, als es wolle, immer merkt auf den Befehl, denn ohne Ordnung kann nichts gelingen. Keiner unterſtehe ſich Feuer zu geben, ehe es geboten wird. Dann aber ziele jeder genau, wenn er ſehen kann; iſt aber der Pulverdampf zu dick, ſo nehmt eine bedächtige Richtung auf halbe Mannslänge. Erwägt, daß der niedergeſtreckte Feind, euch nicht mehr verletzen kann. Einige Bataillonsſalven in der Nähe, müſſen, wenn alles gut anlegt, die feindliche Linie gegenüber meiſtens niederſtrecken. Und wer auch noch nicht getroffen wurde, wird er vor einem Feuer ſtehen bleiben, das

ſeine

ſeine Kameraden in den Staub legte? Ihr genießt den Vortheil ſchneller zu laden, als der Feind, ſchießt dazu gut, und er muß nothwendig die meiſten Todten zählen. Wird zum Handgemenge kommandirt, dann dringt raſch ein! Eure Körperkraft iſt überlegen, eure Gewehre ſind ſchwerer, da beſteht kein Zweifel mehr, daß ihr überwinden müßt. Leicht ſchlagt ihr ſolche kleine Flinte weg, und bohrt ihrem Träger das Bajonnet in die Bruſt. Auch ein Kolbenſchlag wirft ſeinen Mann zu Boden. In der Bataille gilt der Scherz nicht. Schont den Gefangnen und Verwundeten, aber was im Kampfe mit dem Gewehr in der Hand euch gegenüber ſteht, das ſtreckt hin! Jeder müſſe wenigſtens einen Feind erlegt haben. Wo möglich mehrere. Daß ihr tapfere Männer ſeid, weiß ich, ihr liebt euern guten König, und des Vaterlandes Ehre. Eine Wunde iſt Ruhm, der Tod hier, der ſchönſte, welchen ihr ſterben könnt. Die Religion überzeugt uns, daß die Pflicht drüben belohnt wird. Ich fürchte nicht, daß einer unter euch ſeine Ehre vergeſſen könnte. Wiche aber wider Vermuthen ein feiger Schelm zurück, ſtoß ich ihm ſogleich den Degen durch den Leib, doch hat ein jeder das Recht mich zu morden, wie ich nur einen Moment meine Pflichten verſäume. —

Mit ſich ſelbſt war er bald fertig. Er fühlte zwar, daß unendlich viel Poeſie aus ſeinem Gemüth gewichen ſei, da Joſephe nicht mehr für ihn lebte, doch der Zauber in den Namen Vaterland und Ehre, ſprach dennoch allmächtig darin an. Die Prüfung, dem Tode ins Antlitz zu ſchauen, wohl zu beſtehn, dafür war er nicht im mindeſten beſorgt, ja es beugte ihn gewiſſermaaßen, daß nicht mehr Verdienſt dabei ſei, indem ihm das Leben ja wenig Freuden barg. Ernſter mahnte er ſich an Geiſtesgegenwart.

Gegen Morgen erhob ſich ein dicker Nebel. Helms Regiment ſetzte ſich in Marſch. Hie und da hörte man Schießen. Es klang ziemlich furchtbar, da ſich nicht unterſcheiden ließ, woher es kam. Als daher die Linie des Korps ſich ordnete, waren die Generale in ziemlicher Verlegenheit, und ſandten die Adjudanten umher, welche ſich im Nebel ſchwer zurecht fanden.

Der Feind war näher, wie jedermann es

glaubte. Die Kanonade begann. Die tödlichen Bälle ſauſten durch die Luft, ſtäubten ins Erdreich. Der Nebel verzog ſich nach und nach, und die Blicke wurden freier.

Die Szene ward ernſthaft. Auf jedem Geſichte ließ ſich der Gedanke leſen, daß das Manövriren hier ganz etwas anderes ſei, wie auf den Gefilden von Templow, Pitzpuhl, Schalkau oder Graudenz. Helm blickte umher. Er erſchrack vor der weißen Farbe die jedes Antlitz trug, Folge der Ueberwachung, und ſehr natürlicher Gefühle. Die Furcht auch ſo blaß zu ſein, peinigte ihn, und in dieſer Furcht lagen Muth und Ehre.

Ein neues Schauſpiel wirkte übel auf die Gemeinen ein. Von der Reuterei nemlich, welche den Aufmarſch deckte, ward ein Theil unvermuthet angegriffen, und gerieth in Unordnung. Der Feind ſetzte ihr hitzig zu. Das Geſchrei, welches die franzöſiſchen Chaſſeurs beim Angriff zu erheben gewohnt ſind, das knakkernde Piſtolenfeuer, das Klirren der Schwerdter, das Getümmel der ſchnaubenden Roſſe, die zum Himmel empor wogende Staubſäule — alles das zog Ohr und Auge an, füllte den

Neuling mit glühender Theilnahme, ſpannte die höchſte Erwartung. Aber ach! die Staubſäule wälzte ſich rückwärts. Kaum traute jeder ſeinen Blicken. Wie hatte man auf die preußiſche Reuterei gezählt! Mit Schaudern ſah man dieſe Flucht!

Helm faßte ſich, und rief der Kompagnie zu: Es ward ſo befohlen, um den Feind anzulocken! Der Kommandeur des Bataillons hörte dieſe Worte, und wiederholte ſie dem Bataillon.

Mehrere Kanonkugeln ſchlugen ein. Der Eindruck war um ſo übler da die Linie eben ſtand. Dicht bei unſerm Freunde wurde einem Kerl das Bein weggeriſſen. Da lag er mit dem gräßlichen Stumpf. Ein Geſchrei des Entſetzens bei den Nebenleuten. Einen andern packte der Tod jähling. Durch die Mitte der Bruſt bahnte er ſich den Weg. Da der Leichnam mit den Waffen hinſtürzte, ſprang das Blut umher, Helms Uniform ward damit beſudelt, einige heiße Tropfen kamen ſelbſt auf ſeine Wange. Bei den andern Kompagnien ging es eben ſo ſcharf zu. Das Gerücht lief von der Mitte: es iſt ſchon ein Offizier todt! Der

Lieutenant N. N. Man rief nach Chirurgen für die Verwundeten. Keiner war da. Bringt doch die bleſſirten Kameraden zurück! ſchrieen manche. Dazu fanden ſich viele bereit, und verließen die Glieder. Wenig fehlte, daß dieſer Vorwand Unordnung, ja eine volle Auflöſung des Battaillons bewirkt hätte. Denn die Aufmerkſamkeit nach Befehl, ward immer fürchterlich zerſtreut. Bald gab es wieder einen Todten; bald durchſchnitt das Geſchrei eines Verſtümmelten die Luft, vom Wimmern des Mitleids begleitet; bald gerieth eine Kugel in die Gewehre, und ſchleuderte das zerbrochne Eiſen umher; bald fuhren mehrere Rotten auseinander, weil ſie aus der vor ihnen aufſprühenden Erde, auf einen neuen Ankömmling der Parze ſchloſſen.

Wohl müſſen es ſehr kampfverſuchte, mit der Todesgefahr vertraute Soldaten ſein, welche die Probe beſtehn, eine Kanonade müßig auszudauern. Wie viel leichter wird die Bruſt, wenn es vorwärts geht, die Getroffenen zurückbleiben, gebotne Thätigkeit die Aufmerkſamkeit an einen Gegenſtand feſſelt, und mit der Siegeshoffnung auch das baldige Vorübergehn des Schreckens freundlich winkt.

Noch ein Umſtand brachte Beſtürzung und Verwirrung. Es fiel nemlich ein Soldat mit dem Ausruf: ach meine Frau! meine fünf Kinder! Er traf alle Beweibten, und man empfand, wie übel es ſei, deren viele zu zählen. Zwar hat ſie in der Zeitſchrift Mars ein Schriftſteller hochherzig vertheidigen wollen, und geſagt: die Spartaner bei Thermopilä waren alle verheirathet. Dachte er ſich aber aber auch den Zuſtand einer lazedämoniſchen Wittwe, und den einer preuſſiſchen?

Helm konnte mit aller Wiſſenſchaft hier nichts anfangen. Auch ſtand er nur unter den Maſchinen als Maſchine da. Doch ſein Gemüth trug ihn höher, ließ ihn eher Faſſung gewinnen, als die übrigen, und mindeſtens theoretiſche Menſchenkunde anwenden. Er ſprang an den Major des Battaillons, der ein braver Kerl war, aber ſich nicht zu helfen wußte, und rief: Herr Obriſtwachtmeiſter, ich bitte um alles in der Welt! beſchäftigen ſie die Leute, Nehmen ſie die Flügemänner etwas vor und richten auf und nieder! Gehn ſie mit Schärfe zu Werk!

Der Mann welcher bisher ſich mit einzelnen, freundlichen Erinnerungen abgegeben hatte, die nichts taugten, da ſie Verlegenheit ankündigten, fand den Rath gut, flog das Bataillon hinauf, und fuhr mit kräftigen Flächen darein. „Aber ins drei Teufels Namen ſtille! Meine Herren, ſtoßen ſie den nieder, der nur ein Maul aufthut! Faßts Gewehr an! Richtet euch!“

Die Kraftſprache half. Andre Offiziere donnerten ſie nach, Korporale eiferten, die Gemeinen hielten ihren Platz.

Bald kam der Befehl zu avanziren. Alles war froh, hatte längſt darauf gehofft. Man kam gegen ein Gebüſch. Hier lagen Tirailleurs. Ihre wohlgezielten Schüſſe trafen häufig. Der Major verlor ſein Pferd. Während er ein anderes beſtieg, fingen die Leute an zu ſtocken, und ſchoſſen gegen den Befehl. Es war unmöglich ein Komandowort zu vernehmer. Indeſſen jagte der wackre Mann hinter der Fronte (vorne wäre er durch die eignen Leute erſchoſſen worden) auf und nieder, und trieb vorwärts. Das Bataillon warf die Tirailleurs zurück, wiewohl es großen Verluſt erlitt. Man traf auf dem Wege viele Todte und Bleſſirte, ein Beweis daß die preuſſiſche Artillerie ſehr wirkſam geweſen war.

Jenſeit des Buſches ging der Pulverdampf ein wenig vorüber, und man ſah eine Linie Infanterie, mit vieler Reuterei unterſtützt. Die Tirailleurs warfen ſich auf dieſe zurück. Helm der mit dem Major ſprach, ſagte: dieſe Linie iſt unfehlbar ſo weit ſchon vor uns gewichen. Von ihr ging das Kanonenfeuer aus. Die Tirailleurs deckten den Rückzug. Werfen wir ſie von der Höhe, iſt der Sieg unſer.

Der Brigadier kam geſprengt. Das unordentliche Schießen der Soldaten hatte nachgelaſſen. Er unterſagte es ernſtlich, und rief: das Gewehr gefällt! Marſch, Marſch!

Helm war entzückt über das wilde Feuer welches ſich in die Gemüther ergoß. Im regelloſen Sturmſchritt, mehr laufend als gehend, drangen die ſchon ziemlich dünn gewordnen Glieder vor. Man gerieht nun gleich ins Kartätſchenfeuer, welches mörderiſch wüthete, doch der Lebenden Eifer achtete nichts mehr. Abermals dicker Rauch, betäubender Kanonen- und Flintendonner.

Helm ſpornend, laufend, möglichſt Ordnung gebietend, wollte den rechten Arm aufheben, den Leuten die freilich nichts hören konnten, zu deuten, daß ſie ſich nach dem Richtungsbataillon der Brigade hielten, da ihm links eine große Lücke erſchien. Der Arm gehorchte nicht mehr, und ſein Degen lag am Boden. Er merkte die Urſache, bekümmerte ſich aber nicht weiter darum, ſondern nahm den Degen mit der andern Hand auf, und ließ den zerſchmetterten Arm nachſchlendern.

Da die Kompagnie, welche Helm befehligte, den linken Flügel des Bataillons hatte, ſo war es ſeine Pflicht, auf den Zwiſchenraum Acht zu haben, der bis an den rechten des nachbarlichen beſtehn muß, und nicht zu weit nicht zu eng werden darf. Bisher war das Erforderliche gethan worden, doch ſeit dem raſchen Anlauf kam ihm erſt vor, die Lücke ſei zu groß, dann ſahe er gar nichts mehr. Nun aber ging es wieder über Leichen hin, ihm ſchien es, als ob weniger Kugeln einſchlügen, und das erzeugte den Glauben, die feindliche Linie ſei abermals gewichen.

Höher entflammten trunkne Heldengefühle ſeine Bruſt, einen Augenblick dachte er wehmüthig: ach daß keine Geliebte mein iſt, der ich vom Wahlplatz mein Entzücken melden könnte! doch ſetzte er hinzu: das Vaterland iſt meine Geliebte!

Noch ging es vorwärts mit einem Drange wie ihn die menſchliche Kraft nur geſtattet. Aber ach! der Rauch ins Helms Nähe ging ein wenig auf, und ein Anblick des Schreckens und Entſetzens ſtellte ſich ihm dar.

Jener Rauch war beſonders durch das Feuer der zwei Battaillonsſtücke neben Helm entſtanden, deren Artilleriſten tapfer voraus geweſen waren, und noch ſogar bei dem Sturmlauf Linie gehalten, und geſchoſſen hatten. Endlich mußten ſie, wie es auch in der Regel war, zurück bleiben. Er ſah nach ihnen hin — und ein Haufe Chaſſeurs hieb die Kanoniere nieder. Mehrere Schwadronen derſelben ſtürzten, den Säbel hoch, vorbei, dem neben an befindlichen Bataillon nach, welches weit davon auf wilder Flucht begriffen war. Es hatte bei der Bajonetattake die Linie verlaſſen. Die Verwirrung hatte ſich auch den folgenden mitgetheilt. Die Franzoſen, gewohnt die koſtbaren Augenblicke zu nützen, verfolgten die Flüchtlinge ſchnell, und das Battaillon wobei ſich Helm befand, war in den Flügel, ja in den Rücken genommen.

Helm faßte in dieſem fürchterlichen Augenblicke Beſonnenheit. Der Major kam eben nach dem Flügel. Wir müſſen ſogleich einen Haken bilden, oder alles iſt verloren, ſchrie ihm Helm ins Ohr, aber um des Himmels Willen keine Verlegenheit gezeigt, ſonſt iſt die allgemeine Flucht nicht mehr aufzuhalten.

Der Major ritt dicht hinter den Leuten hin, und ſchrie: Halt! der Feind iſt hier geworfen, wir müſſen nach einen andern Fleck! Jeder Offizier bringe ſein Ploton in Ordnung!

Das war nun ſehr ſchwer, gelang auch nicht. Doch wurde der Reſt der Leute immer noch ziemlich zuſammen gehalten. Der Major ließ umkehren, antreten. Helm hatte einſtweilen mit ſeiner Kompagnie, die ihm treulich folgte, eine Bewegung zu den nahen Kanonen gemacht, die Chaſſeurs waren ihr gewichen und die Stücke wieder genommen. Mit den Kanonieren welche noch lebten, ſpannten ſich ſeine Soldaten vor, und ſchleppten ſie raſch zurück.

Das Battaillon mußte eilig ſchwenken, ſich an das folgende hängen, das ſich langſam zurücke zog. Man ſuchte dieſes auch in den Haken zu ziehen, um der Kavallerie des Feindes, die darauf loszubrechen drohte, eine deſto größere Fronte entgegen zu ſtellen.

Man wies dieſe Kavallerie zurück, das wollte viel ſagen. Weit mehr aber noch, daß ſogar einige Ordnung beim Marſch erhalten wurde, obgleich ein Ploton längſt ins andre gerieth, und ſchon ſo viele Offiziere und Gemeine fehlten.

Helm ſprach in jedem Augenblick wo es möglich war, mit ſeinem Major, der aus Mangel eigner Ideen, jetzt gerne Rath bei ihm ſchöpfte. Um ſo mehr, da kein anderweitiger Befehl eintraf.

Der Brigadier ließ ſich in einiger Entfernung ſehen. Er rang beim Anblick der Flucht und Verwirrung die Hände, man ſahe, er hatte den Kopf durchaus verloren. Herr Obriſt-

Wachtmeiſter ſuchen ſie ihn auf einen Augenblick hieher zu bringen, ſchrie Helm. Der Major flog hin, und brachte den General in der That zu unſerm Freund. Er war ſo konfus, daß er ſelbſt nicht wußte, was er that.

Herr General, rief Helm, jetzt iſts wohl erlaubt, zu rathen. Der Angriff ging bis jetzt vortreflich, nur durch das Fliehen jenes Bataillons ward er unterbrochen. Er kann ſogleich wieder beginnen, wenn die Lücke nur erſt gefüllt iſt. Schicken ſie geſchwind nach Kavallerie, die die verfolgenden Chaſſeurs dort angreift. Hier haben wir ſie bis jetzt zurückgetrieben. Nur aufs ſchnellſte einige friſche Bataillons hieher!

Ja ja, antwortete der General, ſie haben Recht. Er gebot ſeinem eleganten Adjudanten zum General N. N. und General N. N. zu reiten, dort das Nöthige zu requiriren, aber der elegante Adjudant ritt noch eher davon, als er die Weiſungen gehört hatte. Gott weiß wohin er irrte, denn er kam weder zurück, noch geſchah etwas von dem, was man ſo ſehnlich wünſchte. (Er hatte noch vor kurzer Zeit auf einem Ball zum Bewundern der Damen getanzt, war auch ſonſt ein ſehr lieber Junge, nur in der Battaille taugte er nicht.)

Der Haken hielt ſich gegen die erneueten Angriffe der feindlichen Reuterei, noch immer mit Muth und Faſſung, obſchon ſelbſt das Pulver zu gebrechen anfing. Da befahl Helm an Tambouren und Unteroffizieren, den Todten und Bleſſirten, die reichlich umher lagen, die Patronen aus den Taſchen zu nehmen, und ſie den Geſunden auszutheilen. So blieb man doch noch auf dem eingenommenen Platze.

Es nahte aber bald ein Schwarm Tirailleurs, warf ſich auf die Erde, und fing mit wohlgezielten Schüſſen an, das Battaillon zu behageln. Man nahm preuſſiſcher Seits die Schützen gegen ſie vor. Dieſe konnten aber, wie immer, nicht gegen die feindlichen aushalten. Sie ſind in zu geringer Zahl vorhanden, und ihre unzweckmäßige Kleidung iſt ihnen hinderlich. Bald waren ſie alle auf den Boden geſtreckt. Die Franzoſen ſchoſſen nun um ſo wirkſamer. Der Major blieb einer der erſten, da auf ihn beſonders gezielt ward. Leben ſie wohl! rief er Karln vom Pferde ſinkend, zu. Karl ließ das Pferd halten.

Der zweite Major, des Gebliebnen Nachfolger, mußte nun den Befehl übernehmen. Es war der nemliche, um welchen Helm einmal im Arreſt geſeſſen hatte. Noch ein junger Mann, außer der Reihe begünſtigt, ein Mann von ſogenanntem Verdienſt.

Dicke Schweistropfen vor der Stirn rief er: Herr Jeſus! wir ſind ja überflügelt, das hilft alles nichts, wir müßen zurück!

Dies unglückliche Wort ſteckte epidemiſch mit Muthloſigkeit an. Es ergriff den Haken, und die folgenden noch ſtehenden Battaillons. In der gräßlichſten Verwirrung lief man davon.

Helm, in wüthender Verzweiflung, warf ſich auf das Pferd jenes Majors, ritt unter die Flüchtlinge, bat, beſchwor, fluchte, ſchmähte, aber nichts ward gehört. Nur erſt an einem buſchigten Hügel gelang es ihm, einen Theil der treuen Kompagnie, und gegen funfzig Mann von verſchiednen Regimentern, die Ohr für ſein Rufen hatten, zu verſammeln. Eine Vertiefung ſchützte den Hügel einigermaaßen gegen Reuterei. Helm ſtellte ſeine Leute in ein Viereck. Seid ihr brave Kerls, rief er, ſo ſchwört mir, daß ihr hier alle ſterben wollt. Denſelben Eid hat ein franzöſiſches Battaillon in Italien geleiſtet, und gehalten! Sollten es Preuſſen nicht können? Ich wenigſtens, gebe mein Ehrenwort, ich überlebe des Vaterlands Unglück nicht!

Die Kerls wurden begeiſtert und ſchwuren.

Ein Unteroffizier ſagte, Herr Lieutnant, ſie ſehen ich bin ein tüchtiger Kerl, ſonſt blieb ich nicht bei ihnen, aber was ſoll unſer Tod helfen?

Ich hoffe, entgegnete Helm, die Flüchtlinge dort ſollen, wenn ſie zurückblicken auf dies Häuflein, das ſich dem Tode opfert, zu ihrer Pflicht wiederkehren!

Er hatte einem hingeſtreckten Junker die Fahne entriſſen. Haltet ſie hoch hoch empor, fuhr er fort, von einer Hand in die andre, nur mit dem letzten Mann darf ſie ſinken!

Thränen der Rührung rollten über der bärtigen Männer Wangen.

Helm wandte ſich wieder zu dem Unteroffizier. „Sie ſchwuren nicht, deſto beſſer. Ich ſehe daß der Feind in Verfolgung der Maſſe begriffen, uns nicht beachtet. Wir bleiben noch einige Augenblicke. Sagen ſie mir zu, alles

Mögliche zu thun, um zum Herzog von Braunſchweig durchzukommen, und ihm meine Schreibtafel zu überbringen. Iſt er todt, dem Feldmarſchall Möllendorf. Werfen ſie ſich hier auf dies Pferd! Dort iſt ein Raum von Feinden ledig. Noch iſt meine Abſicht zu erreichen.“

Der Unteroffizier leiſtete heilige Verſprechungen, beſtieg das Pferd, und ſprengte davon.

Funfzehntes Kapitel.

Weitrer Verfolg der Geſchichte.

Helm hatte den Tag zuvor, am 13ten Oktober, während einer ruhigen Stunde folgendes in ſeine Schreibtafel aufgezeichnet:

„Noch nie war ich beſorgter, als jetzt, da die große Stunde der Entſcheidung naht. Nur zu lebhaft drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß wir umgangen, von der Elbe abgeſchnitten, unſer Magazine verloren ſind, wenn wir ſchon mit ſüßen Täuſchungen genährt werden.

„Meine Memoiren die bei N. N. N N. und N. N. auch noch in meiner Wohnung zu *** liegen, beurkunden, wie oft ich rieth, ich ward aber nimmer gehört.“

„Noch heute früh, wagte ich es, an einen Mann, dem ich großen Einfluß beimeſſe, zu reiten, und ihm vorzutragen, wie die ohne Zweifel bei Köſen verſchuldete Säumniß, nach meiner Idee, durch eine kühne und raſche Bewegung wieder gut zu machen ſei. Er wies mich mit ſtolzer Härte ab, ja, fragte höchſt beleidigend: ob ich mich fürchte?“

„Ich kann alſo weiter nichts, wie meinen Poſten mit Treue wahren, und das ſoll geſchehn.“

„Wirkt aber die Tapferkeit nicht Wunder wie einſt in Preuſſens Alterthum, finden unſre Generale, die in der Theorie weit zurück, und in der Ausführung ungeübt ſind, nicht niegeahnete Hülfsquellen des Genies im geltenden Augenblick, ſo ſind wir verloren.“

„Ich kann nicht umhin, noch anzugeben was geſchehen muß, wenn der Feind die Schlacht gewinnt. Vorher konnte ich darüber nichts einreichen, wie dürfte ich wohl gewürdigt werden, wenn ich davon nur ſpräche! O Stolz wohnt genug in uns, gebe der Himmel, daß er morgen begründet ſei.“

„Geht die Schlacht verloren, ſo ende wenigſtens der Muth, das Selbſtvertrauen nicht. Aber gleich erkenne man die vierzig Jahre lang begangnen Fehler, und trete jedes elende Vorurtheil in den Staub. Dann — übrigens gefaßt, wie Friedrich nach den unglücklichen Tagen von Kollin, Hochkirch, und Kunersdorf — kann ſelbſt die verlorne Schlacht wohlthätig ſein. Denn ſie hat den traurigen Irrthum zerſtört, der bei uns lange geheiligt wurde.“

„Dann muß ſogleich, ſo viel es nur thunlich iſt, die beſſere Methode der Franzoſen angenommen werden. Iſt doch das alte auch meiſtens Nachahmung derſelben. Von Folard und Puyſegur haben unſre Väter geſchöpft.“

„Um des Himmels Willen kein voller Rückzug nach Magdeburg! Er kann bei der Klugheit unſrer Feinde, nicht anders, wie mißrathen. Das Ungewöhnliche verwirre ſie. Kühn, weſtlich hin eine Stellung genommen, die die franzöſiſche linke Flanke bedroht, wenn ſie gegen die Mark vorrücken wollen. (Eugen muß die Elbe decken, Magdeburg kann ſich lange halten, von Schleſien aus muß auf Dresden operirt werden.) Es wird ohne Zweifel ſo ſchlimm nicht, als wenn man gegen Magdeburg geht. Zur Vertheidigung der Elbe (ſie wird dann immer nur von einem kleinen Korps angegriffen werden) muß aber Schulenburg von Berlin her, alle Hülfsmittel aufbieten die nur in ſeiner Gewalt ſind, und man wird über ihre Menge ſtaunen, ſo wie nur die alltägliche Form weggeworfen iſt.)"

„Wenn ſich der gute vielbetrogene Monarch wieder beim Feinde in Ehrfurcht geſetzt hat, dann vor allen Dingen, prüfe er sein Kabinet. Was Preuſſens Politik thun muß, liegt ganz nahe. Jeder wahre Preuſſe weiß es, aber freilich giebt es deren gar wenig mehr. Der König ſuche."

„Der preuſſiſche Nationaltakt gieng verloren weil die wahre Ehre ſchwer, leicht aber die ſchimmernde, Achtung fand. Wer das zu erkennen weiß, beſitzt noch den Nationaltakt, ihm vertraue der gute Friedrich Wilhelm, es mag ein Mann von Rang ſein oder nicht, der Rang hat leider lange aufgehört, bei uns den Werth des Menſchen zu bezeichnen."

„Leiſten die alten Offiziere nicht morgen altrömiſche Tapferkeit, und wägen ſelbſt die großen Fehler des Plans auf, ſo hat das Mißvergnügen über die Günſtlingſchaft ihren Heldenſinn gebrochen."

„Stellen die Günſtlinge nicht wieder her, was jene verſäumten, ſo zeigen ſie, daß ſie der Gnade ihres Souverains völlig unwürdig waren."

„Sollten die jungen Offiziers — zum Theil mindeſtens — Beweiſe von Feigheit geben, ſo iſt es ausgemacht, daß Intriguengeiſt, Luxus, und Sittenverderb, alle Kraft der treflichen Einrichtungen Friedrichs zerrütteten."

„Beſteht die preuſſiſche Phalangenordnung nicht unter allen Umſtänden, ſo wird dadurch der Vorzug der Tirailleurlinien, Kolonnen u. ſ. w. den die Erfahrung in Frankreich längſt belegte, und den unſre nicht beachteten aber ſcharfblickenden und prophetiſchen Schriftſteller viel erwieſen aufs Neue beurkundet."

„Der Staat nehme dieſe ſinnigen Zeilen als ein Teſtament an. Denn lebend werd ich nicht in ſeinen Schooß zurück kehren. Geht die Schlacht verloren, ſo ſucht mein Schmerz den Tod, wenn ſie ihn mir nicht gab; gewinnen wir ſie (o wie gern will ich mein Leben dafür hinſchlachten) ſo treffen mich die Spöttereien über Manches, das ich weiſſagte, zu bitter, und ich ſterbe auch freiwillig. Immer iſt mein Tod kein Opfer, da das Leben keinen Werth mehr für mich hat.“

„Doch leider wird die Weiſſagung, zu meinem Entſetzen, wohl Recht behalten.“

Karl von Helm.

Kaum hatte ſich der Unteroffizier mit der Schreibtafel entfernt, als auch Fußvolk und Reuterei des Feindes, im Nachrücken begriffen, ſich dem kleinen Viereck nahte. Man glaubte, es wären zurückgelaſſene Gefangne hier, und rief ihnen zu, ſich zu einer Reſerve die angezeigt ward, zu begeben. Helm ließ mit Kugeln antworten. Die Verwundrung drüben ſtieg nicht wenig, man redete nach geſunder Vernunft, zeigte auf die Ueberzahl, und gebot, augenblicklich die Waffen niederzulegen. Flinten gaben die Antwort. Eine Kompagnie Voltigeurs rückte darauf verächtlich an. Sie ward zurückgetrieben. Jetzt erwachte der Feinde Zorn, von allen Seiten wurde angegriffen, lange hörten die Entfernten das Feuer, lange wehte die preuſſiſche Fahne, endlich aber ſchwieg jenes, und dieſe ſank langſam nieder.

Sechzehntes Kapitel.

Was in Feldheim vorgieng.

Die Nachrichten von dem Ungewitter, welches ſo feindlich über den preuſſiſchen Staat hereinbrach, trafen den alten Reinwehr hart. Seine Bemerkungen ergeben ſich aus früherer Anſicht der vaterländiſchen Stellung, die wir kennen, ſie brauchen daher nicht erwähnt zu werden.

Angelegentlich erkundigte ſich der Oheim nach dem Neffen, der Prediger nach dem Freund. Lange war nicht die mindeſte Auskunft zu erhalten.

Endlich erfuhr man, daß einige auf ihr Ehrenwort entlaſſene, gefangene Offiziere ſeines Regiments zu *** angekommen wären, und ein Bote wurde an dieſe geſandt. Die Antwort, welche er zurück brachte, warf den ohnehin kränkelnden Alten vollends nieder. Einſtimmig hieß es: Helm ſei auf dem Wahlplatze geblieben. Wohl ihm, rief der Major mit bebender Stimme, er ſtarb für ſein Vaterland, doch ich ſtehe nun ganz allein da, mein Alter wird völlig freudenlos, der letzte Stab, an dem ich mich ſtützte, iſt gebrochen. Der Prediger tröſtete mit Gründen der Vernunft, der Religion, allein der nagende Kummer ſchien des Greiſes Kraft zu untergraben.

Nach einigen Wochen hub er an: guter theurer Major, ſie klagen verwaiſt zu ſein. Ach ſie wären es nicht, wenn ihr Zorn ſich über Helms Grabe verſöhnte —

Der Major. Mein Zorn? Wie — wie —

Der Prediger. O es giebt ein Mädchen, ſo trefflich, ſo unglücklich, ſie iſt ihnen wahrlich nicht fremd, hat heilige Anſprüche auf Ihre Liebe. Rufen ſie ſie als Pflegerin ihres Alters zu ſich, ſie wird den Abend ihrer Tage erheitern, ſie einſt beweinen —

Der Major. Um des Himmelswillen von welchem Mädchem reden ſie?

Der Prediger. Von Helms Geliebte.

Der Major. Ich verſtehe ſie nicht! Helms Geliebte? Die Baroneſſe iſt Wittwe! Sie meine Pflegerin — hm —

Der Prediger. Nicht die Baroneſſe! Joſephe von Hainthal.

Der Major. Sie iſt an den Grafen R — t verheirathet.

Der Prediger. Mein Verſprechen zu ſchweigen, bindet mich nicht mehr. Auch ſogar wenn Helm noch lebte, da Frau von Steinring ſich anderweitig verlobt hat. Hören ſie die befremdende, die tief rührende Geſchichte.

Der Major. Sie ſpannen meine Neugier.

Der Prediger. Um die Zeit wo ſich der Plan einer Heirath, zwiſchen der Baronin und Herrn von Helm einleitete, ward meine Frau von jener eines engen Vertrauens gewürdigt. Meine Frau mußte zuſagen, mir nichts von dem was unter beiden vorgieng, zu eröffnen, ſie hielt das auch, bis man endlich gerathen fand, auch mich in das Geheimniß zu weihen.

Der Major. Geheimniß — Geheimniß —

Der Prediger. Die Baronin geſtand meiner Frau den Antheil an Herrn von Heim, erkundigte ſich näher nach dem jungen Mann, und allerdings wurde durch das, was meine Frau berichtete, jener Antheil vermehrt. Nun folgte die Bitte um Urtheil: ob der Scherz des Herrn Majors wohl in ernſtliche Berathung zu nehmen ſei? Meine Frau erwiederte die Offenheit der Dame. Sie erklärte: gewiß würde die Gattin des jungen Mannes zu preiſen ſein. Allein ſein Herz gehöre ſchon einem liebenswürdigen Mädchen. Die Baronin entgegnete nun: Davon habe ich gehört. Der Amtsrath Stern ſprach einmal in meiner Gegenwart darüber. Eine Verbindung unter den beiden Leuten ſoll aber ſo gut wie unmöglich ſein. Ja, dieſe Leidenſchaft, dem Lieutenant ſogar des Oheims Liebe rauben, ihn mit Enterbung bedrohn —

Der Major. O ich hätte doch — aber reden ſie weiter!

Der Prediger. Meine Frau räumte dieſe Umſtände ein, und die Baronin, durch Liebe und Geiſt der Intrigue geleitet, drang in meine Frau, einen Plan zu unterſtützen, nach welchem das Fräulein Hainthal zur freiwilligen Entſagung ſollte bewogen werden. Denn man ſahe wohl ein, daß nur ſo auf den jungen Schwärmer gewirkt werden könne. Sie iſt arm, ſetzte Frau von Steinring hinzu, ich bin erbötig, ihre Reſignation mit einer Summe von Tauſend Dukaten zu vergüten.

Meine Frau nahm die Sache in Ueberlegung. Etwas unmoraliſches fand ſie nicht darin, die Zufriedenheit des würdigen Oheims, das Glück des Neffen zu begründen, indem es eine jugendliche Leidenſchaft, deren Zweck ſich einmal nicht erreichen ließ, zu zerſtören galt. Man kam alſo überein, ſie ſollte vorerſt an das Fräulein ſchreiben, und von einem zu vermuthenden Plane des Herrn Majors reden. Dann ſollte Stern zu ihr nach Berlin, die Summe in Pfandbriefen mitnehmen, und ihre Unterſchrift für einen Aufſatz der den bedungenen Gegenſtand ausdrückte, erbitten. Zuvor ſollte der Amtsrath aber nach *** und auch Herrn von Helm vorbereiten.

Der Major. O mein Gott — nein das war — fahren ſie fort!

Der Prediger. Gern willigte der Amtsrath ein. Doch eine heftige Krankheit unſeres Freundes, die für ſein Leben fürchten ließ, verbot vor der Hand eine Gemüthserſchütterung. Allein nachdem die Geneſung erfolgt war, ſchritt man zum Werke. Man fand den Widerſtand bei dem jungen Manne geringer als er vermuthet worden war, und nun ſchickte ſich Stern zu jener Reiſe nach Berlin an, zu welcher ich unter dem Vorwand, einmal die merkwürdige Stadt zu ſehn, auch eingeladen wurde. Doch hegte Stern die Nebenabſicht, falls er bei dem Fräulein nicht durchdränge, auch ſich meiner Ueberredung zu bedienen.

Ich empfing jedoch gleich in Berlin einen Brief von Helm, worin er mir meldete, Fräulein Hainthal ſei entweder ſchon Gräfin R—l, oder werde es im kurzen ſein, ich mögte mich doch unterrichten, ob ſie auch glücklich ſei. Von dieſem Briefe ſagte ich dem Amtsrath nur eben etwas, da ich von ihm die Abſicht der Reiſe, und alles was zwiſchen der Baronin und meiner Frau vorgegangen war, erfuhr.

Stern hielt nun ſeine ganze Sendung überflüßig, wie bewegt wurden wir aber beide, da wir vernahmen, es ſei von gar keiner Heirath mit dem Grafen die Rede. Das Fräulein, der wir nun gleich aufwarteten, erklärte mit einigem Selbſtkampf, ſie habe auf den erſten Wink meiner Frau nöthig gefunden, Herrn von Helm ſeine Freiheit zurückzugeben. Es ſei zu erwarten geweſen, daß er ſie ohne den Vorwand mit dem Grafen, zurückgewieſen hätte. Dies hätte ſie beſtimmt, jene nothwendige Unwahrheit auszuſprechen. Das Fräulein ſetzte hinzu: wir wären es nun ihr und dem Glücke unſeres Freundes ſchuldig, die Unwahrheit zu ehren.

In einer Art Betäubung ſchieden wir. Stern übermachte am folgenden Tage, mit einem Briefe voll zarter Wendungen, jene Pfandbriefe. Sie wurden ſogleich zurückgeſchickt. Wir erſchienen aufs Neue vor ihr, redeten von ihrem edelmüthigen zartſinnigen Opfer — die ſchöne Hereine ſtand grade neben ihrem Pianoforte. Glucks Alzeſte lag am Pulte aufgeſchlagen. Das Fräulein — lächelnd, indem eine helle Thräne ſichtbar ward — zeigte auf die Worte des Schauſpiels: Non ce n'est point un sacrifice, und verſchwand!

Der Major. Prediger — Prediger — was machen ſie aus mir. Jedes Wort zermalmt mich.

Der Prediger. Wahrlich, ich hätte bei unſrer Heimkehr nicht beſtanden. Der feſtere Stern unterſtützte mich.

Der Major. O ihr gehäſſigen Intriguanten!

Der Prediger. Aber Herr Major —

Der Major. Und ſolch ein Band trennte ich Unglücklicher!

Der Prediger. Wo gab es eine reinere hochherzigere Liebe? Faſt immer war ihr Loos Trennung. Nur die ſchönen Seelen begegneten, erzogen ſich!

Der Major. Gott!

Der Prediger. Ich vermuthe, der Geliebten Brief hat den kräftigen Helm aufs

Siechbett geworfen. Da er erſtand, erblickten wir nur noch den Schatten ſeines Feuergeiſtes. Drum ging er mit Apathie in die Gewöhnlichkeit ein. Doch der Ruf des Vaterlands ermannte ihn wieder.

Der Major. Und hätte er nur vor ſeinem Heldentode gewußt — gewußt — er wäre freudig geſtorben! Dies Entzücken, ach ſelbſt der Greis hat noch ein Bild davon im Herzen, dies Entzücken hätte ihm noch gebührt! Da ſteht nun der graue Thor am Grabe, und verwünſcht ſeinen Groll, ſeinen Rechnungsgeiſt! Mann — ſo ſahen ſie mich nie.

Der Prediger. Halten ſie die gerechte Wehmuth nicht zurück.

Der Major. Ich leſe Strafe in ihren Blicken über die Vergangenheit. Aber hatte ich nicht Recht das Weib zu haſſen, ſagen ſie ſelbſt, und folglich jede Annäherung? Zwar, wie ſie auch oft anführen, der Menſch handelt nach Umſtänden —

Der Prediger. Frau von Well, obſchon ganz ohne Glücksgüter, und ſonſt gewohnt mit Konſequenz des bürgerlichen Lebens zu prüfen billigte dennoch Joſephens Entſchluß die Summe abzuweiſen, vollkommen.

Der Major. Brav! Brav! O ihre Tochter entwaffnet ohnehin meinen alten Unmuth. Wie, ſie rathen, ich ſoll mir eine Pflegerin in dem himmliſchen Mädchen herbeirufen? O ich bin ihrer nicht werth! Ich wage nicht ſie zu ſehn. Beſchämung würde mich tödten. Stern muß aber hin, muß ſie bitten, flehentlich bitten, daß ſie in der Entfernung meine Tochter, meine Erbin ſein will. Ihre Mutter drückt jetzt ohne Zweifel größere Verlegenheit, da Weil das Jahrgeld nicht auszahlen wird. Die Tochter muß es doppelt von mir annehmen, wenn ſie mir geſtattet ihr Vater zu ſein —

Der Alte vermogte nicht mehr. Thränen unterbrachen ihn. Der weiche Prediger freute ſich ſeines Werkes, und hoffte auf kummerlindernde tröſtende Tage.

Bald wurde der Amtsrath herbeſchieden. Er war von Herzen froh, über den Auftrag. In ſeinem Charakter lag es, wenn der erſte Eindruck des Gefühls vorüber war, jedes Ding dem kalten Verſtande zu unterwerfen. Was hin-

hindert den Major, ſagte er zum Prediger, ſich ganz mit Frau von Weil zu verſtehen? Er heirathe ſie, dann beſitzt er ein ſorgendes Weib, und hat die liebenswürdige Tochter um ſich. Und ihr trauert nun alle um meinen vormaligen Mündel. Wißt ihr, daß ich auch hier wieder andrer Meinung bin? So lange nicht jemand erſcheint, der ihn unter den Todten ſah, gebe ich noch die Hoffnung ſeines Lebens nicht auf. Er kann gefangen ſein, vielleicht ſchwer verwundet, und nicht im Beſitze der Mittel, um Nachrichten von ſich zu geben. Vielleicht ſpähe ich in Berlin etwas Näheres aus.

Siebzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Nach einiger Zeit ſchrieb der Amtsrath von Berlin an den Prediger.

„Hier iſt, mein lieber Freund, was ich Ihnen zu berichten habe, und was Sie dem guten Major wieder verkündigen mögen.“

„Ich kam hier vor einigen Wochen an, ging aber nicht gleich zu Frau von Weil, da ich erſt befriedigendere Nachrichten über unſern guten Helm einziehen wollte. Es hält unendlich ſchwer, und obſchon ein franzöſiſcher Offizier mir ſagte: ihm dünke, den Namen Helm auf einer Liſte von Geſangenen geſehen zu haben, ſo muß ich doch im Mangel näherer Beſtätigung, und zufolge der vergeblichen Anfrage bei andern, die davon mehr wiſſen konnten, leider ſchlieſſen, daß der Tod unſern jungen Freund geraubt hat.“

„Geſtern ließ ich mich nun bei Frau von Weil melden. Sie war unpaß, die ſchöne Tochter empfing mich. Ich bemerkte ein gewiſſes Beben, das die Erwartung ſchlimmer Notizen ſichtbar machte, und einen gewiſſen Kampf um Faſſung. Leider mußte auch das erſte, was ich vorzutragen hatte, eine Trauerpoſt ſein, doch hoffte ich einigen Balſam von der zweiten Anzeige. Aber ganz wider mein Vermuthen fiel der Eindruck aus, den ich hervorbrachte. Wie wenig habe ich noch das liebende, das hoch liebende Weib gekannt. Ich bitte, hören ſie!“

„Nach einigen Wendungen über Menſchengeſchick, und Kraft der Vernunft gegen überwältigende Schmerzen, fuhr ich fort: ohne Zweifel iſt Ihro Gnaden ſchon durch das Gerücht bekannt geworden — das Fräulein fiel ein: Sie wollen mir ſagen, daß die Heirath vollzogen iſt. Ich hörte nicht davon, weil ich mich nicht mehr um die Angelegenheit bekümmre. Gut, meinen Glückwunſch! Nein mein Fräulein, erwiederte ich raſch, der Krieg hat jenen Plan unterbrochen. Herr von Helm nahm den Abſchied nicht, aber leider ſetzen es die Umſtände außer Zweifel, daß er bei der Schlacht von Jena geblieben ſei.“

„Freund, ich erwartete eine Ohnmacht, und denken ſie: des Mädchens bleiches Antlitz erglüht wie der holdeſte Morgenſtrahl, Triumph im Ton der Rede, im plötzlich aufgelebten Blicke ruft ſie aus: Doch in keiner Andern Arm! Mit der idealſten Bewegung, die ich je ſah — wahrlich Raphael hätte von ihr lernen können — floh ſie auf, und davon.“

„Starr vor Verwunderung blieb ich ſitzen. Wo iſt ſie hin? fragte ich mich. Dankt ſie vielleicht Gott und ihrem Schutzpatron, daß der Geliebte getödtet ward??“

„Nach einer Weile erſchien ſie wieder. Sie mußte einige Verwirrung unterdrücken, ſchützte von vorhin Uebelkeit vor. Ich glaubte dem großen Mädchen, das ſo liebte, und doch einſt entſagen konnte, alles ſagen zu müſſen, was noch wohlthätig ſein konnte. Ich erzählte, wie hingeworfen, daß Herr von Helm, nach einer langen Krankheit (die ihm, wie man zu glauben Urſache hätte, wahrſcheinlich irgend eine üble Nachricht zugezogen) in Feldheim angekommen, aber nicht dahin zu bringen geweſen wäre, der Baronin von Steinring den Hof zu machen. Wie die Ordre zum Kriege ihn ſogleich entfernt habe u. ſ. w.“

„Ich beſchreibe es umſonſt, dies ſteigende Intereſſe, dies Horchen auf jeden Laut meines Mundes, dieſen auf mich immer inniger gehefteten Blick — ihre Vorſtellung davon wird dennoch unerreichend ſein.“

„Endlich weinte ſie, mit gefalteten Händen; ſie ſchien ein Todtenopfer zu bringen, ſo feierlich, ſo ſtill, daß ich zur leiſen Anbetung mit hingeriſſen ward. Doch nicht lange, da eilte ſie wieder aus dem Zimmer (ich weiß nicht, das Mädchen hat ſo was — geſpenſterhaftes mögt ich ſagen, wenn der Ausdruck nicht zu unedel wäre — wenn man glaubt ihrer habhaft zu ſein, iſt ſie verſchwunden) kam nach einiger Zeit wieder, und zeigte mir einen Brief Helms. Die Stelle worauf ſie deutete, hieß: — Zage nicht! Wäre Hermann gefallen, hätte Thusnelda nicht weinen dürfen, aus Furcht der Schatten würde zürnend von Walhalla niederblicken.“

„Und verſiegt waren ihre Thränen.“

„Nun brachte ich des guten Majors Anerbietungen zur Sprache. Mit der allerzarteſten Delikateſſe, wahrlich, denn das Fräulein gebot mir Ehrfurcht. Aber ſie hätten die Kälte ſehen ſollen, welche nunmehr angenommen ward. — Der Herr Major wünſcht ſich das Glück Ihro Gnaden ſeine Tochter nennen zu dürfen. — Wie kömmt der Mann dazu? Wende er ſich doch an Frau von Steinring. — Kurz ſie dankte für jede Ehre der Art, und brach ab. Es iſt alſo mit dieſer Angelegenheit noch nicht weit gediehen, doch werde ich mein Glück aufs Neue verſuchen. Leben Sie wohl!

Stern.

N. S. Das Kapital von Fünftauſend Thalern Gold, welches der Herr Major hier bei dem Hauſe N. N. ſtehen hatte, wurde von mir laut Auftrag in Empfang genommen. Da ich aber dieſes Geld der Poſt noch nicht übergeben wollte, auch in dieſer Zeit eine Uebermachung durch Wechſel nicht thunlich war, ſo lag es einſtweilen baar in meiner Wohnung. Sie kennen mich, wie ich die ſogenannten todten Summen haſſe. Und der Mangel des Geldes iſt hier ſo geſtiegen, daß Effekten deren Werth unbezweifelt iſt, um den halben Preis, ja noch geringer weggehn. Ich nahm es alſo auf mein Riſiko, die Fünftauſend Thaler ein wenig umzuwenden, ſo auch ein Kapitälchen, welches mir gehört. Erſt verwechſelte ich die Friedrichsd'or gegen Silber, an durchmarſchierende franzöſiſche Soldaten, und gewann gegen dreißig Prozent. Dann kaufte ich damit wieder Papier, wobei ein anſehnlicher Vortheil wer. Mit den Papieren erſtand ich auf Verſteigerungen und privatim, Pretioſen von gutem Gehalt, die ich nachher Gelegenheit fand, mit Sicherheit und Nutzen in Hamburg zu veräußern. Auch fiel mir eine gute Zahl brauchbarer Pferde um ein Spottgeld in die Hände, die mir bald darauf ein Lieferant um das Dreifache abnahm. Den Gewinn in der allgemeinen Noth ſtreicht man freilich mit Kummer ein, allein es gilt da das unglückliche Kriegsſprichwort: Nehm ichs nicht, nimmts doch ein Andrer. Genug Sie mögen dem Herrn Major ſagen, daß ich hoffe, ihn um zehntauſend Thaler reicher gemacht zu haben. Es iſt doch ein Erſatz für den Kriegsſchaden, der ihn jetzt nothwendig auch treffen wird, ſo wie mich.

Der Prediger hatte alles dem Major hinterbracht. Man kann denken, daß er keinen Sinn für Freude an äußeren Vortheilen hatte, ihn dagegen Joſephens Weigerung mit Schaam und Trauer füllte. Der Schmerz über den Neffen, über die Unfälle ſeiner Mitbürger, warf ihn ohnehin in einen der Melancholie nahen Zuſtand.

Stern ſchrieb bald wieder. Er hatte aber noch nichts ausgerichtet. „Frau von Weil“ meldete er, „überläßt ſich gegenwärtig durchaus der Leitung ihrer Tochter. Ich begreiſe beide nicht. Ihr drückender Mangel, unter den jetzigen Umſtänden, ſollte ſie doch vermögen — oder beſteht dieſer Mangel dennoch nicht? Ich bin ſchon auf den Gedanken gerathen, daß Fräulein Hainthal ſeit dem Aufenthalte in Berlin, ihre Talente des Zeichnens, der Stickerei, der Muſik, im Stillen zum Erwerb gültig gemacht hat, und daß die Familie auf dieſe Weiſe, neben ſtrenger Oekonomie ſo viel erſparen konnte, um die ſchlimme Zeit zu überdauern.“

Auch waren gute Wechſel aus Hamburg eingegangen, und Reinwehrs Gewinn in der That noch höher, wie ihn der Amtsrath angegeben hatte.

Der Major ſaß eben verdrießlich im Lehnſtuhl. Es war ein trüber Wintertag, den Bericht über die Schlacht von Eilau, hatte der Alte geleſen, und das Blatt welches ihn enthielt, in einen Winkel geworfen. Da trat der Bediente herein, und meldete einen Unteroffier. — „Was giebts, Einquartierung? Requiſition? Ruft den Schreiber!“ — Herr Major, es iſt ein preußiſcher Unteroffizier, er geht auf Krücken. — „So? ein Unglücklicher? Bringt ihm dieſen Thaler!“ — Er hat Sie nothwendig zu ſprechen. — „Mein Gott ich wäre ſo gern ungeſtört. Doch laſſt ihn vor!“ Der Hinkende erſchien.

Ei, ei, rief der Major, iſt das nicht Walter? Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich ſtand ja ſonſt bei Ihrer Kompagnie. — „Armer Teufel, invalid?“ — Die Knieſcheibe iſt entzwei, das Bein ſteif. — „Thut mir von Herzen weh. Vorerſt biete ich eine Zuflucht an. Doch eine Bedingung: mir nichts von dem Kriege erzählt! Ich hörte ſchon ſo viel, und jedesmal mögte ich des Teufels werden.“

Nur Herr Oberſtwachtmeiſter mögte ich Sie erſt um Rath fragen, was ich mit der

Schreibtafel anfangen ſoll, die mir der Herr Lieutenant von Helm gegeben hat.

Der Major: Nun?

Jetzt erzählte der Unteroffizier, was dem Leſer oben ſchon bekannt geworden iſt und ſetzte hinzu, daß ihn Huſaren eingeholt, das Pferd erſchoſſen, ihn am Knie bleſſirt und gefangen genommen hätten. Er ſei darauf im franzöſiſchen Lazareth hergeſtellt, und nunmehr entlaſſen geworden. Es wäre ihm geglückt, die Schreibtafel unter den Kleidern zu verbergen.

Reinwehr ſprang auf — las — fiel dem Krieger um den Hals — ſandte zum Prediger, daß er auf der Stelle käme.

Die Schreibtafel, guter Freund, rief er, laſſe ich nicht mehr von mir. Sie ſei meine Reliquie! Die Zeit iſt lange entflohn, wo ſie nützen konnte. Gehn ſie ins andre Zimmer! Man ſoll ſie mit Ungerwein bewirthen. Auf Lebenszeit finden ſie mit Weib und Kind hier ihre Verſorgung!

Der Mann gerieth ganz außer ſich vor Freude, er wollte immer noch etwas ſagen, der hitzige Major ließ ihn aber nicht dazu, ſondern ſchob ihn ins andre Zimmer hinaus.

Reinwehr konnte den Prediger nicht erwarten. Er rannte ſelbſt hin. Hören ſie, rief er mit einem verjüngenden Feuer, alle Runzeln aus der Stirn gewichen, wie mein Neffe geendet hat! Einen Haufen Braven ließ er ſchwören, auf dem beſetzten Hügel mit ihm zu ſterben. Hier iſt noch ein Aufſatz, der den kommandirenden Generalen beſtimmt war, ſein Ziel aber nicht erreichte. Ach, hätten ſie in dieſem Geiſte gehandelt, freilich ſtänd es Viel anders. Wohl eiferte ich ſonſt dagegen, wenn Subalternen ſchon Heerführern rathen wollten, doch meinte ich auch, die Feldherrn würden nicht ihre Rolle vergeſſen haben.

Dem Prediger glänzte eine Thräne im Auge. O laſſen ſie mich den Mann ſehen, der die Kunde brachte!

Er folgte dem Major. Der Unteroffizier ward hereingerufen, mußte wiederholen. Welch ein Tod! welch ein Tod! riefen beide.

Der Unteroffizier fiel ein: todt iſt Herr von Helm nicht, ich wollte es vorhin ſchon ſagen, ſie ließen mich nur nicht zu Worte kommen.

Wie, rief der Major mit gedämpfter

Stimme, nicht todt? Ich wüßte nicht, ſollt' ich mich nun freuen, oder — erzählen ſie um Gotteswillen was ihnen bekannt iſt!

„Ich hatte zwei Monate lang an meiner ſchwierigen Wunde, im Lazareth zugebracht, als ich erſt mein Lager verlaſſen, und mir von einem Zimmer ins andre helfen konnte, um hie und da einen Kameraden zu ſprechen, und was Neues zu erfahren. Da hörte ich denn von einem bleſſirten Franzoſen, der deutſch ſprach, erzählen: er ſei bei der Gelegenheit verwundet, wo der preuſſiſche Offizier ſich mit funfzig Mann gegen ganze Battaillone ſo toll gewehrt hätte. Ich ward hier neugierig, fragte, ob das nicht auf einem Hügel geſchehen ſei, und erhielt ja zur Antwort. Ich bat den Franzoſen inſtändig mir zu ſagen, wie die Affaire abgelaufen ſei. Nun, ſagte er, wir ſchoſſen und hieben endlich alles nieder, keiner rief Pardon. Und der Offizier? fragt' ich wieder. Der bekam einen Schuß am Kopfe, und lag für todt da, aber wie man die Leichen verſcharren wollte, hat man noch Leben in ihm entdeckt, und ihm nach dem Lazarethe gebracht. Ob er wieder hergeſtellt iſt, weiß ich nicht."

„Natürlich bat ich nun ſehr, um nähere Erkundigung. Der Dragoner war gefällig, und kam bald mit dem Beſcheid zurück: Herr von Helm läge in demſelben Orte, wäre aber ſehr ſchlecht, auch hätte ihm der rechte Arm bis an den Ellbogen müſſen abgenommen werden. Eine Kartätſchenkugel hätte ihn zerſchmettert, und der Brand gedroht.“

Reinwehr ſchauderte. Darum konnte er wohl nicht ſchreiben. — Weiter!

„Es dauerte noch wohl vier Wochen, bis ich ſo weit auf die Beine kam, daß ich mir Erlaubniß bitten konnte, zu ihm zu gehn. Die Wache ließ mich aber nicht hinein, ſo viel ich anlag. Mein Dragoner der auf mein Verlangen nun wieder Nachrichten einzog, ſagte mir darauf: der Herr Lieutenant wäre an der Kopfwunde wohl ſechs Wochen lang ohne Beſinnung geweſen. Da er endlich zu ſich gekommen ſei, habe er den Verband mehreremal losgeriſſen, und ſich überhaupt ſo wüthend betragen, daß man ihm die noch geſunde Hand habe binden müſſen. Er habe auch zu ſchreiben verlangt, und es ſei ihm verſtattet worden, dazu ein deutſcher Schreiber, dem er in die Feder hätte diktiren können. Allein die linke Hand ſei ihm lieber geweſen. Als man aber den Brief an ſeinen Herrn Onkel geöffnet hätte, wären lauter Anſchläge darinn geweſen, wie es die Preuſſen an der Weichſel anfangen ſollten. Nun hätte er eine Schildwache, und dürfte nicht mehr ſchreiben.“

„Ich hörte hernach auch, daß ihn die feindlichen Offiziere hart angegangen ſind, daß er ſich aus der Gefangenſchaft ſo was unterſtanden hätte. Er hat aber geantwortet: ich ergab mich nicht, bin kein Gefangner.“

„Bald darauf war er ſo weit geneſen, daß er nach N — in Frankreich transportirt werden konnte. Da paßte ichs ab, wie er auf den Wagen ſtieg. Walter! Walter! rief er aus, es iſt nicht gelungen? Gehn ſie nach Feldheim! Kann mein Oheim es möglich machen, mich noch einmal zu ſehn, ſo will ich das erwarten. — Der Wagen fuhr weg.“

„Ich habe nun meinen Paß erhalten, und den Befehl erfüllt.“

Anſpannen! anſpannen! rief der Major zum Fenſter hinaus. Er war ſo ungeduldig, daß der Prediger fragen mußte: aber Herr Major, was wollen ſie —

Der Major. Sie fragen? Nach Berlin. Um Päſſe bitten, das Mädchen in den Wagen nehmen, und ſie ihm nach N — bringen. Ich hoffe ſie wird den edlen Krüppel nicht verſchmähn. O er hat ſein Wort gelöſt! Er ergab ſich nicht, gegen ſeinen Willen ward er ins Leben zurückgerufen. Dies Geſchenk des Schickſals darf er mit voller Ehre zurücknehmen. So ſcheint mirs! Beſonders da ſo viele ſeiner Kameraden die Ehre — — — doch davon nichts mehr. Er iſt verſtümmelt. Der Staat hat keinen weiteren Anſpruch auf ihn. Hier ſoll er mir her, mit dem treflichen Mädchen! Ich übergebe ihnen das Gut, ſetze mich aufs Alttheil, und wiege ihre Kinder.

Da half nichts. Nach einer Stunde war er ſchon auf dem Wege zur Hauptſtadt.

Wer etwa in dem Charakter dieſes alten Offiziers etwas widerſprüchliches finden ſollte, laſſe nicht außer Acht, daß eine große Verſchiedenheit der Eindrücke auf ihn wirkte.

Achtzehntes Kapitel.

Ende.

Da der Major in Berlin eintraf, ſtieg er gar nicht erſt im Gaſthof ab, ſondern fuhr ſogleich zu Frau von Well. Auch zu keiner Meldung durch den Bedienten vergönnte er ſich die Zeit, kaum wurde an die Thür geklopft.

Verwundert, betreten, empfingen ihn die Damen. Aber was er vorzutragen hatte, der Ton mit dem er alles vortrug — o das hätte in die feindlichſten Mißklänge Harmonie geſandt. Rache, Stolz, und Kälte wichen, man theilte bald das innigſte Vertrauen.

Doch Joſephe trat der hohen Freude nicht entgegen, die Reinwehr erwartet hatte. Wie eine Traumerwachte ſtand ſie da, äußerte Zweifel über Zweifel, und mußten ſie der Ueberredung auch auf einen Moment weichen, ſo drangen ſie ſich im folgenden wieder auf. —

Die Mutter kränkelte, und wollte die Reiſe nicht theilen. Stern blieb aber nicht zurück. Man empfing bald Päſſe.

Mit jeder zurückgelegten Station wurden die Männer vergnügter, Reinwehr ſprach von ei-

einem erheiternden Abend ſeines Lebens, Stern genoß die Mitfreude bei ſeines vormaligen Mündels Glück, im voraus. Doch Joſephe zeigte ſich in dem Maaße, ſinnender, feierlicher. Man ſchrieb das aber auf Rechnung einer durch Unfälle bezeichneten Jugend, die Mißtrauen und Zweifel gegen das Schickſal erwachen läßt.

An den Gränzen von Frankreich nahm des Mädchens Trübſinn zu. Reinwehr ſagte: mein Fräulein, es gereuet ſie doch nicht, ihre Liebe einem Manne erhalten zu haben, dem ein Arm fehlt? — Lady Nelſon wußte ſich immer viel mit ihrem verſtümmelten Gatten, führte der Amtsrath den Scherz fort. Joſephe antwortete mit einer verweiſenden Thräne.

Endlich langte man in N — an. Helms Quartier wurde bald ausgemittelt. Ihm eine zu heftige Erſchütterung zu erſparen, ging der Major allein voran, Stern ſollte in einer Viertelſtunde mit der jungen Dame folgen.

Man hatte das Vaterland verlaſſen, da ſeine Fluren noch die winterliche Decke überzog, doch nahte der Frühling, und die Reiſe eilte dem milderen Klima entgegen. Bei Fulda verſchwand aller Froſt. Gegen Frankfurth zeigte ſich das neue Gras, und der hellgrüne Keim des Kaſtanienlaubes. Um N — prangten Floras Kinder ſchon im üppigſten Gewande, und aus wonneathmenden Blüthenzweigen flötete Prognens Schweſter.

Reinwehr, da er bebend nach dem Neffen fragte, ward vom Wirthe hinaus zu einem kleinen Luſtwalde gewieſen. Der preuſſiſche Offizier verbringt faſt den ganzen Tag dort ſagte der Mann. Morgens entfernt er ſich, ſein Bedienter muß ihm ein Brodt und einen Schoppen Wein nachbringen, dann ſehn wir ihn den Tag über nicht mehr. Mit keinem ſeiner gefangnen Kameraden geht er um. Einſilbig wie ein la Trappiſt; nur das nothwendigſte darf man mit ihm reden. Ein ſonderbarer junger Menſch, doch lieben wir ihn, und beklagen ſein Geſchick.

Der Major hatte keine Geduld um Schwätzereien zuzuhören, er nahm einen Boten an, der ihm kaum folgen konnte.

Bald erblickte er Helm, ſtand mit hochklopfender Bruſt ſtill, und ſammelte ſich erſt ehe er zu nahen vermogte. Er ſchauderte zuſammen, wie der herabhängende leere Rockärmel ihm ins Auge fiel. Eine ſchwarze Binde umwand die eine Seite der Stirn. Alle Roſen waren vom Antlitz des Dulders gewichen. An einen Stab ſtützte er die ermattete Kraft. Leiſe wie mit Geiſtertritt ſchlich er an den Oheim vorüber, und ward ihn nicht inne, ob er ihm bereits nahe ſtand.

Endlich rief der Major ſeinen Namen aus, und öffnete die Arme. Ohne Zeichen der Ueberraſchung, ohne freudigen Ausruf, wandte ſich der Neffe. Keinen Zorn, keinen Tadel, ſprach er, hören ſie mich zuvor! Sie werden mich eines unwürdigen Lebens anklagen, doch ich bin ſo fanatiſch, in meiner wunderbaren gewaltſamen Erhaltung, einen höheren Wink zu ahnen. Wie dieſem Wink gehorcht ward werden ſie mit mir zufrieden ſein. —

Reinwehr wollte einfallen, kam aber nicht zur Rede, und jener fuhr gelaſſen fort: Nach dem was ich auf dem Kampfplatze ſah, nach dem was ich ſpäterhin aus den öffentlichen Blättern erfuhr, darf mir kein Zweifel bleiben, daß ein raſtloſes Streben nach Einſicht mich höher ſtellte, als alle die, welchen der unglückliche Monarch vertraute. Meine letzten

Vorurtheile ſanken bei Jena, doch an Andern leben ſie noch, neben der tiefſten Unkunde, was ein Krieg mit Frankreich ſagen will, fort.

Der Mann, der nur mit gefetteter Hand abzuhalten iſt, die tödliche Wunde aufzureiſſen, iſt zu entſchuldigen, wenn er das ihm wider Willen aufgedrungene Daſeyn als eine Aufforderung des Schickſals anſieht, ſelbſt aus der Entfernung für ſein Vaterland zu wirken.

Genug, da ich wieder zur Beſonnenheit kam, ſterben wollte und nicht durfte, hörte ich (welche Dolche bohrten ſie mir in die Bruſt) meine Wächter, von den Szenen bei Prenzlow, Anklam, Lübeck, von den ſo ſchnell erfolgten Einräumungen der feſten Plätze, von dem ſo wenig gehinderten Uebergange über die Weichſel, reden. Da war mirs, als ſendete der Genius des Vaterlandes neue Ideen in meine Denkkraft nieder, und ich beſchloß die Zeit welche man mich noch vom Grabe entfernt hielt, zur Bildung eines Vertheidigungsplans der äußerſten Staatsgränze, mit Aufrufung aller noch möglichen Hülfsmittel, zu verwenden. Doch er mußte aufgezeichnet, mußte einem treuen Manne eingehändigt ſein, der ihn dem Monarchen überbringen könnte. Darum gab ich den Zeitraum bis hieher noch zu. Reden ſie und darf ich ihn verantworten?

In dieſem Buſche fand ich einen ſelten beſuchten finſtern Platz, dort hab ich auf wenige feine Blätter zuſammengedrängt, was Eifer, Wiſſenſchaft, und Urtheil entwarfen. Schwer ward mirs anfänglich, die linke Hand zum Schreiben zu gebrauchen, doch Vaterlandsliebe überwand das Hinderniß bald.

Hier iſt mein Plan! In allen Theilen ausgeführt, kann er den Ruhm Preuſſens noch aus den Trümmern retten. Kein Höfling darf ſich daran ſtoßen, daß ein Mann ohne Rang den Plan erſchuf, denn der Urheber athmet nicht mehr, wenn ſie leſen.

Ich händige ihnen die Blätter ein. Leicht werden ſie ſie verbergen. Eilen ſie damit auf Umwegen zu Friedrich Wilhelm!

Wenn ſie hinlänglich entfernt ſind, werde ich zum Kommandanten gehn, und meine Korreſpondenz mit dem Vaterlande, zum Nachtheile Frankreichs, ſelbſt angeben. Er muß das als den Kriegsgeſetzen zuwiderlaufend ſtrafen; ich werde arquebuſirt.

Reinwehr. Und treuloſen Verrath willſt du auf dich laden?

Helm. Regulus rieth auch dem Vaterlande.

Reinwehr. Offen! Vor dem Geſandten Karthagos! — Den Feind der ihr Leben ſchonte, dürfen ſie nicht heimlich hintergehn. Jemehr die Barbarei aus dem Kriege weicht, je zarter muß der Offizier über den Punkt denken. — Erwarten ſie ihre Auswechſelung. Dann rathen ſie!

Helm. Nein ſo weit darf ich das Leben nicht ausdehnen. Schon dieſe Wochen beunruhigen mein Bewuſtſein nur zu ſehr. Und wenn ich mich auch ſo weit vergeſſen könnte, wer wird mich, den Gebrechlichen löſen? Wer mich hören? Nur wenn ich die Schrift mit dem Tode ſiegle, meine Stimme aus dem Grabe tönt, iſt Hoffnung man wird darauf merken.

Reinwehr. Großer treflicher Junge. — Aber traue meinem Gefühl. Du darfſt aus der Gefangenſchaft nichts gegen den Feind unternehmen.

Helm. Gott ſo hätt' ich mich betrogen. Umſonſt gegen mein Wort gefrevelt! — Hier iſt das Papier. Handeln ſie damit nach ihrem Gefühl. — Mit mir handelt das Meinige. Leben ſie wohl!

Da rollte ein Wagen herbei. Der Major hob Joſephen aus dem Schlage. Die Gräfin N — l! rief Helm, und ſank faſt ohnmächtig nieder.

Nicht die Gräfin N — l, das Fräulein von Hainthal, die göttlich Liebende, ſprach der Amtsrath. Reinwehr, den hier einige Schaam traf, winkte dem andern. Sie gingen bei Seite. Helm und Joſephe waren allein.

Helm. Wie kömmt die Lebende zu dem Abgeſchiednen? O meine Ahnungen! Wiſſe, ich meinte gleich, da ich jenen Brief empfing, er enthalte eine Lüge, meine heftige Krankheit hielt mich von Unterſuchungen ab, und endlich bezeugten ſie mir alle — da ward ich verwirrt! — Und ſo was konnte Joſephe thun? Mich, der ich nichts beſaß, wie meine Liebe, und das Vaterland, mich ſo in den Strudel der Gemeinheit herabziehn? Doch es iſt ihnen nicht gelungen, Fräulein Hainthal. Da im

Kriege, wenn ich auch ihr Bild verbannen wollte, es verbannt glaubte, wich es doch nicht von mir. Noch auf jenem Hügel, unter den Sterbenden, vor dem hereinbrechenden Tod, ehe mich die ſinnraubende Kugel traf, hat es wie ein leuchtender Cherub neben mir geſtanden. Es erwachte mit mir zur Beſonnenheit. Ihre Mühe war umſonſt!

Joſephe. Ja Karl, ich verdiene Vorwürfe —

Helm. Und nun willſt du mich noch durch deinen Anblick tödten? Durch marternde Beſchämung? Erſpare das! Meine Stunden ſind ohnehin gezählt.

Joſephe. Karl — Karl —

Helm. Wenn ich nun — o Gott — wäre nicht die Lüge mein Verderben geweſen!

Joſephe. Aber gilt dir mein Entſagen nichts? Der ſo ſchwer erkämpfte Muth, die Nachricht deiner Heirath vernehmen zu können?

Helm. Mädchen — aber wie kömmſt du zu dem Gefangnen in Frankreich? Du mit dem Oheim? Wehe mir — wenn ich errathe —

Joſephe. O meine Ahnung!

Helm. Die Zeiten der Vergangenheit leben in mir auf. Denke daran, wie wir an jenem Frühlingstag unſrer Liebe, Romeo und Julie laſen. — Sie waren unglücklich, doch edel! Meine Theure! wir werden auch höher ſtehn, wie das zornige Schickſal.

Joſephe. Ja das wollen wir! Ich gelob' dir Kraft! Aber laß mich in das ſchöne Heiligthum deines Gemüths blicken. Da der Major zu mir trat, mich durch Reue und zarte Achtung verſöhnte, mich beſchwur zu dir zu eilen; da willigte ich ein, Entzücken durchſtrömte meine Bruſt bei dem Gedanken an Wiederſehn — doch ein trübes Gefühl von Schwermuth konnte ich nicht von mir trennen, es weiſſagte mir; unſre Liebe krönt das Leben nicht! Was mordet ſie denn grauſam hin? Offenbare es! Der Stolz doch nicht mehr, dem Oheim nicht verdanken zu wollen. Dies Leid, darfſt du es auf das Greiſenhaupt ſammeln? Auch nicht der Eigenſinn, mir keinen Krüppel zum Gatten zu überliefern. Du fühlſt in Joſephens Seele, wie ſie neben ihren Heros triumphiren würde. Aber Karl — nicht wahr hier errathe ich dich? — Dein Vaterland — — du magſt nicht allein glücklich ſein, nicht auf den Ruin ſeiner Hoheit, deine Freudentempel erbauen —

Helm. Schöne Seele! Hohe Unglückliche! Ah ich mußte von dir verſtanden werden. Doch du weißt den Eid meiner Ehre noch nicht. Das Leben gehört mir nimmer! Jeder Athemzug iſt Entweihung, denn von nun an rechtfertigt ihn nichts mehr. Allein du wirſt den Begrabnen lieben. In einer ſchöneren Welt erwartet dich der Märtyrer. Lebe wohl!

Helm warf noch einen Blick, in welchem alle Glorie der reinſten Erhabenheit, neben liebender Verzweiflung ſtrahlte, auf das Mädchen hin, und wollte nun in das Gebüſch enteilen. Haltet den Schwärmer! rief der Amtsrath, umfaßte den Entkräfteten bald, und brachte ihn zurück. Das iſt Gewalt, ſprach Helm mit bebender Stimme, wie mir die Freiheit widerkehrt, erfülle ich meine Pflicht!

Man brachte ihn in den Wagen. Der Major drang mit Ernſt in ihn, Stern bot Lebensphiloſophie und launigten Humor auf. Joſephe ſaß da mit einem feierlichen ſtillen Lächeln, einer Heiligen nicht ungleich, die der

Kampf gegen den Reitz irdiſcher Herrlichkeit im tiefen Buſen beſchäftigt.

Man kam zur Stadt. Der Abendtiſch wurde bereitet. Stern, meiſtens Wortführer, ſagte unter andern: man muß ein Vaterland auch nicht zu ſehr lieben, wenn es die Liebenswürdigkeit verloren hat. Wurde denn der wirklich brave Mann bei uns mehr geachtet, oder das Scheinverdienſt? Hat das letztre nicht alles ins Verderben gebracht, während Männer, wie dort unſer würdige Major, und unſer Helm ſich verſtoßen ſahn. Ich ſchlage vor, den Schauplatz des Krieges zu meiden. Wir wollen alles zu Gelde machen, und nach Luiſiana ziehn. Wir und unſre Freunde, es giebt eben eine artige Kolonie. Wir wenden uns in das neutrale Dännemark, und ſchiffen uns dort ein.

Ich alter Kerl gehe mit, rief der Major, ich mögte wohl meinen früherhin verſchmähten grauen Kopf dem Staate anbieten, aber es iſt ein ganz unnützes Opfer. Wider das größte Genie der Welt, an der Spitze von ſechzig Millionen, richtete auch Cäſar nichts mehr aus.

Helm warf hier einen ſehr ernſten Blick

auf den Oheim, den dieſer aber nicht bemerkte, ſondern, ſich an Joſephen wendend, fortfuhr: Fräulein Hainthal, ihre Mutter ſoll nicht zurückbleiben. Ich biete ihr meine Hand an, ſein ſie Freiwerberin!

Der Amtsrath nahm wieder das Wort: Eigentlich iſt, das fühlen wir alle, Weltbürgerſinn die Politik der Vernunft und Menſchlichkeit, nur wenn der Staat ſchöner zu ſein verſteht, wie die Welt, gebührt ihm Vorliebe.

Dieſe Vorliebe hat mein Neffe feurig gefühlt, ſagte Reinwehr, er hat ihr einen Arm geopfert, ſie mit ſeinem Leben beſiegeln wollen. Fräulein Hainthal belohnen ſie ſeine Heldenthat! Ein Lorbeer wird ihm ſchwerlich. Doch ein Druck dieſer ſchönen Roſen iſt ihm mehr werth.

Er zog das Fräulein hier von ihrem Sitze auf, und warf ſie in Karls Arme. Beide zitterten — ſchauderten — da zum Erſtenmale, ſo heilig, ſo glühend, ſich ihre Lippen berührten. Beklagenswerther Karl! ſtammelte Joſephe halblaut. Er antwortete nicht, preßte ſie noch einen Moment an ſeinen Buſen, und entwand ſich dann der innigſten hehrſten Seligkeit ſeines Lebens. Von nun an thronte Verklärung auf ſeiner bleichen Stirn.

Die beiden andern Männer glaubten alles in das erwartete Geleis, beſonders da der Pokal unter ihnen luſtig ertönte. Denn bis dahin hatte man immer noch auf dem Geſichte des Majors eine gewiſſe bange Sorge geleſen, ſeine Ueberredungen wurden auch mit einigem Zweifel der Stimme vorgetragen, und wenn ihn Karl darauf ſtumm anſah, ſchlug er die Augen nieder.

Noch redete man von den zu treffenden Maasregeln, den Offizier aus der Gefangenſchaft zu befreien, und ſeinen Abſchied vom Könige zu bewirken. Die Invalidität ließ keine Schwierigkeit mehr beſorgen. Endlich begab man ſich zur Ruhe. Helm wurde nicht zu ſeiner Wohnung gelaſſen. Man hatte auf Reinwehrs Zimmer ein Bett für ihn geſtellt.

Der Major erwacht am andern Morgen. Die fröhliche Stimmung von geſtern Abend iſt verſchlafen. Mit den erſten geſammelten Gedanken tritt ihn eine ängſtliche Unruhe an, und er blickt auf Helms Lager. Es iſt leer. Reinwehr ſpringt beſtürzt auf. Während er ſich in die Kielder wirft, ſieht er ſich, gleichſam auf eine geheime Erinnerung, nach ſeinen Reiſepiſtolen um. Gott! es fehlt die eine!

Ein kleines Papier fällt ihm am Tiſche in die Augen. Er lieſt darauf nur die Worte:

> Ne nous formons point ces indignes obſtacles,
> L'Honneur parle, il ſuffit, ce ſont là nos oracles!

Das Strafende der Worte entgeht ihm nicht. *) Er fühlt einen Augenblick den innern Vorwurf über die Beruhigung des geſtrigen Abends, aber tiefer, ſchrecklicher die Beſorgniß einer That, die — er nicht wird verdammen können.

Er läuft hinaus zum Amtsrath. Man frägt des Fräuleins Jungfer, ob ihre Herrſchaft erwacht iſt, und händigt ihr ein Billet ein, welches auch noch im Zimmer des Majors

---

*) Helm hatte ſie entliehen. In Racinens Iphigenia ſagt ſie Achill zu Agamemnon. S. Akt 1. Auft. 2.

jors, an Josephen überſchrieben, gefunden worden war.

Während beide ſuchen, rufen, bringt die Jungfer dem Major das eröffnete Billet zurück. Das Fräulein hatte die Stärke gehabt, es mit kaum veränderter Miene zu leſen, und ihr anzubefehlen, dem Major es auf einen Augenblick zur Durchſicht zuzuſtellen.

Das Billet war kurz, und ziemlich unvollkommen geſchrieben, vielleicht in der frühen Morgendämmerung.

„Beklagenswerther Karl! ſo nannteſt du
„mich? Mich den Seligen, den du Engel des
„Himmels liebſt? Aber nur der Tod kann
„mein unausſprechlich Glück bewahren, und
„ich eile in ſeinen Arm. Nein, du mutheſt
„mir nicht zu, mit Schande zu leben, mir, der
„jenen heiligen Schwur gelebt hat. Unwerth
„wäre ich deiner! Wir glauben mit Platon,
„und ſehen uns wieder!“

Reinwehr dachte an den Wald. Man ſuchte auf dem Lieblingsplatze nicht vergebens. Durch die Bruſt war die Kugel gedrungen. Schon kalt und erſtarrt, ein heitres Lächeln um das geſchloßne Auge, lag er da.

Wahnſinn! ſchluchzte der Amtsrath. Er konnte nicht anders! ſprach der Major mit feſter Stimme.

Nachdem ſie langſam mit dem ſchönen Leichnam in die Stadt zurückgekehrt waren, fand man Joſephen nicht mehr. Hier folgt ihr zurückgelaſſenes Schreiben:

„Ich fühle Kraft ihn noch zu ſehn, mich „an die todte Bruſt zu werfen, die einſt ein „ſo göttliches Herz verbarg. Aber nein, der „Abend, wo ich auf ewig mit ihm verbunden „wurde, zeichne mir ſein letztes Bild.

„Meine Mutter bedarf meiner Hülfe nicht „weiter, Sie leben Major!“

„Darf ich unter den Menſchen länger „weilen? Nein! — Nicht jedes Kloſter hob „man auf!“

Der Major erwog was mit dem Memoire zu machen ſei, und ſein Gefühl befahl ihm, es ungeleſen dem Kommandanten zu übergeben. Dieſer erklärte: es ſei bewundernswürdig.

Ende.

Druckfehler.

Erſter Theil.

Seite 16 Zeile 21 ſtatt euch lies auch.
— 18 — 9 ſt. ſingte l. ſiegte.
— 19 — 12 ſt. den l. dem.
— 25 in der Anmerkung ſt. 1805 l. 1806.
— 31 — 24 ſt. Widerkehr l. Wiederkehr.
— 52 — 14 ſt. ais l. als.
— 53 — 14 ſt. läße l. läßt.
— 56 — 12 ſt. gehöre l. gehört.
— 61 — 20 ſt. getheilten l. ertheilten.
— 63 — 8 ſt. Gattinuen l. Gattinnen.
— [illegible] — 5 ſt. Seliebten l. Geliebten.
— 81 — 20 ſt. genng l. genug.
— [illegible] — 25 ſt. vor den l. vor dem.
— 83 — 18 ſt. einig l. eilig.
— 87 — 14 ſt. ſeinen l. ſeinem.
— 96 — 17 ſt. laſen l. laſſen.
— 123 — 11 ſt. Joſeph l. Joſephe.
— 138 — 13 ſt. auf welche l. auf welcher.
— 153 — 3 ſt. keinen l. keinem
— 159 — 16 ſt. ihn l. Ihre.
— 155 — 13 ſt. gewiſſenſchaft l. gewiſſenhaft.
— 156 — 24 ſt. den Karl hätte l. denn Karl hatte.
— 161 — 5 ſt. zu einen l. zu einem.
— 201 — 5 ſt. Frau von Hainthal l. Frau von Weil und ſo einigemal.
— 223 — 10 ſt. einem l. einen.

Zweiter Theil.

Seite 46 Zeile 5 ſtatt zweckmäßige l. zweckmäßigen.
— 48 — 10 ſt. Hütte i. Hüte.
— 50 — 10 ſt. anſührte l. anführte.
— 62 — 9 ſt. hohen l. hohem.
— 83 — 22 ſt. dem l. den.
— 84 — 8 ſt. unſehlbar l. unfehlbar.
— 105 — 6 ſt. hatten l. hätten.
— 122 — 24 ſt. meinen l. meinem.
— 1 — 25 ſt. vorgenommen l. vorgekommen.
— 123 — 21 ſt. ſie l. Sie.
— 138 — 24 ſt. Plan reden l. Plan zu reden.
— 141 — 11 ſt. idealen l. idealen.
— 150 — 14 ſt. keinen l. keinem.
— 154 — 25 ſt. kline l. keine.
— 157 — 21 ſt. dte l. die.
— 159 — 23 ſt. vrrboten l. verboten.
— 160 — 1 ſt. vortreſlich l. vortreflich.
— 165 — 23 ſt. dte l. die
— 166 — 24 ſt. Flügemänner l. Flügelmänner.
— 168 — 4 ſt. prenſſiche l. preuſſiſche.
— 170 — 11 ſt. ins l. in.
— 171 — 17 ſt. einen l. einem.
— 174 — 6 ſt. anfing l. anfing.

NB. Der Roman iſt hier beendigt. Das Gemälde von Berlin enthält der dritte Theil, welcher in einigen Wochen geliefert wird.

Gemälde von Berlin

im Winter $180\frac{7}{8}$.

Mit
einem Anhange
von
dramatiſchen Szenen.

Berlin,
bei Chriſtian Gottfried Schöne 1808

Geſchichte
eines
bei Jena gefangnen
# preußiſchen Offiziers.

Mit
einem Gemälde von Berlin im Winter 1808.

Von
Julius v. Voß.

Dritter Theil.

Berlin,
bei Ch. G. Schöne 1808.

Kleines Journal

vom

1ſten Oktober 1806, bis zum 1ſten April

1807.

Oktober.

Fox war dahin — mit ihm die Ausſicht, Britannien dürfte Mäßigung üben.

Das Kabinet von St. Petersburg hatte Oubrils Grundlage eines Friedens nicht beſtätigt, und munterte Preußen auf.

Oeſterreich ſchien ſich nur auf eine parteiloſe Bewaffnung einzulaſſen.

Der Bund des Rheines — war gebunden.

In Italien trat das Widerſtreben gegen neue Ordnungen der Dinge, nur ohnmächtig auf. Die Rotten eines Fra Diavolo, die Landungen in Kalabrien — was vermogten ſie gegen die von Paris geleitete Kraft!

Preußen hat ſeit langer Zeit das urſprüngliche kriegeriſche Syſtem mit dem friedlichen vertauſcht. Allerdings liegen hier ſchöne Gefühle zu Grunde. Gefühle aber dauern dem Ungeſtüm des Zeitalters ſchwerlich. Nun iſt der Wechſelfall da, ſo häufig geweiſſagt, der bedenkliche.

Es gilt das Schwert zu ziehn, für oder gegen Napoleon. Wider die Gewalt des Süden, oder Norden. Perſönliche Anhänglichkeit entſcheidet.

Die Neutralität iſt am Ende. Lange, ~~mögte man~~ ſagen, galt bei ihr des Dichters anziehendes Wort:

Ein Wahn der mich beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt.

Doch dürfte Politik das Motto eines andern Poeten mit höherem Vortheil umarmen:

Herbe Wahrheit — wie zieh ich ſie vor, dem ſchmeichelnden Irrthum u. ſ. w.

Der Oktober iſt da. Thüringen verſammelt unſre Heere. Das Reſervekorps Eugens von Würtenberg rückte in die Hauptſtadt.

Seine nähere Beſtimmung ward noch nicht ausgeſprochen.

Hier folgen: die allgemeine — und beſondre Stimmung, die Nachrichten die uns zukamen, die Ereigniſſe die in dem merkwürdigen Monat an uns vorübergingen. —

Das große Publikum ſah den Glanz der durchziehenden Truppen, es blickte zurück auf die Thaten der Väter, und ſchwelgte in kühnen Erwartungen. Die Namen Braunſchweig — Möllendorf — Louis — Rüchel — Blücher — wirkten bei der Menge mit faſt epiſchem Zauber.

Die Zeitſchrift: der preußiſche Hausfreund, weiſſagte mit einer bewundernswürdigen Sicherheit, Triumphe. Nimmer war das Parterre ſo lebendig geweſen, als jetzt bei den Darſtellungen von Wallenſteins Lager, durch Offiziere fleißig begehrt. Ein Kriegslied drängte das andre hinweg. Will man die Anſichten dieſer Menge — freilich dachte ſie nicht — künftig noch begreifen, ſo behalte die Geſchichte folgende Stanzen eines Liedes auf, das ſogar ſchon auf die Rückkehr des Heeres verfertigt ward:

Ihr hattet Recht, auf unſern Muth zu bauen
es war der alte Muth

der feſt auf uns, im heiligen Vertrauen
auf Friedrichs Siege, ruht.

Wir hatten noch die Schlachten nicht vergeſſen
wo Er den Sieg errang,
wir brennten heiß, mit Heeren uns zu meſſen
die er gewaltig zwang.

Und Roßbach war das Feldgeſchrei von allen
wir ſahen Friedrichs Geiſt,
und ſtürzten zu, den Heldentod zu fallen,
wie Winterfeld und Kleiſt.

Da wichen ſie, die feilen Miethlingsſchaaren
und wie vor funfzig Jahr
die Väter kühn der Feinde Sieger waren
ward es der Enkel Schaar u. ſ. w.

Die denkenden Patrioten waren dagegen weit entfernt, der Menge Jubel zu theilen. Sie hatten die Zeitgeſchichte ſorgſam geprüft, wußten Urſache und Wirkung zu verknüpfen, beweinten den guten König den ſeine Räthe nur zu lange getäuſcht hatten *), beweinten in vor-

---

*) Man hat es mißdeuten wollen, wenn von einem Könige, und ſeinen Räthen geſprochen wird. Iſt es aber möglich, daß die geſammte Staatslenkung von einem Urtheile ausgehe? Hörten nicht

aus das Geſchick ihres Vaterlandes. Blendende Uniformen, gefällige Uebungen des Muſterungsplatzes, gewannen ſie nicht. Wie durften ſie es ſich verhehlen, daß unſre Kriegskunſt veraltet ſei, und die Kunſt *Gemüther zu unterwerfen*, nicht angewendet werde.

Sie brauchten einen Vergleich für unſre grauen Formen, der grade nicht überall hinke:

„Es giebt einen bejahrten Flötenſpieler, „den *Quanz* erzog, und der ehedem ein Mei„ſter der Meiſter galt. Seit den Tagen ſei„ner Jugendkraft aber, wo er jeden Neben„buhler hinwarf, übt er zwar täglich ſeine „Kunſt — doch faſt allein nach den Weiſun„gen des verſtorbenen Lehrers. Es traten jedoch „ſeitdem mehrere Virtuoſen auf, die die Bahn

---

die Alexander, Auguſte, ihre Parmenio, Agrippa u. ſ. w.? Sind Friedrichs und Napoleons *berückſichtigte* Staatsdiener unbekannt?

Das Verhältniß der Monarchen geſtattet ſparſam, ſich genau über das Ausland zu unterrichten. Die Pflicht ihrer nächſten Umgebung wird deſto heiliger, hier nach *bewährter* Kunde zu ſtreben.

„der Muſik erweiterten. Vor allen ein Jüngling
„von ſeltner künſtleriſchen Natur, durch
„Nothwendigkeit gedrängt, die Behandlung
„des Inſtruments der Vollkommenheit
„zu nähern. Die halbe Welt meldet ſeinen
„Ruhm.“

„Der Schüler jenes Quanz folgt aber
„keinem der neuen Fortſchritte, treu den Manen
„ſeines Lehrers kettet er ſich an den vorigen
„Standpunkt.“

„Gleichwohl gilt es nächſtens, mit dem
„Wetteiferer öffentlich aufzutreten. Wird dem
„noch das Bravo ertönen, der es vor einem
„halben Jahrhundert errang?“ —

Dieſe Männer verſanken in Schmerz, bei ihrer Liebe zu dem edelſinnigen Königspaar, und zu der in der Fremde — den Vätern gebührt der Dank — vielgeprieſ'nen Heimath. Sie ſchwiegen meiſtens.

Laut ward aber auch der Spott. Bülow, der geiſtvolle Bülow, der neuere Folard, hatte ihn ſich unvorſichtig geſtattet, und den Kerker verwirkt.

Man las in einem öffentlichen Blatte:

Der künftige Held.

Was fehlt zum braven Krieger mir?
Lieb' ich nicht Kugeln, Blut, Rauch, Pulver, Bücher, Karten? —
Ja künft'ger Held ich glaub' es dir;
Von dir läßt alles ſich erwarten,
Du liebſt die Karambol' wie ich;
Ein junges Blut bezaubert dich;
In Tabacksrauch hüllſt du dich ein,
Die Zähne hält das Pulver rein,
Ein Buch im Pharao, ein Pack Viſitenkarten: —
Von dir läßt alles ſich erwarten.

Freilich wandelten langer Friede und Müßiggang den Soldaten nachtheilig um. Hohe Kornpreiſe führten den üppigen Luxus des Adels herbei, und ihm gehören die Offizierſtellen. Die großen Garniſonen ſind mehr oder weniger ein Capua. Warum im Frieden dem Krieger nicht eine Beſchäftigung, die ihn auf das platte Land führt, ihn abhärtet? Allein:

Mancher fromme Wunſch iſt ſchon in die Lüfte entflogen
Weisheit die rieth — ihr ward ein verachtetes Loos.

Doch zur Chronologie.

Anfang Oktobers wurde ein Aufruf erlaſſen, die Armee mit Mänteln zu verſorgen. Man unterzeichnete reichlich. —

Ein Mißverſtand mit Baiern ward in dieſen Tagen laut, und nährte eben die Hoffnung nicht: dieſer Staat würde in kurzem zu unſerer Partei übergehen. Gleichwohl hatte ſie auf unſern Operationsplan Einfluß. —

Aus St. Petersburg trafen Eilboten mit freudigen Zuſicherungen ein. Wir laſen zugleich das von Alexander an den Senat erlaſſene Manifeſt, und die kräftige hochherzige Antwort welche die Deputirten Soltikow und Stroganow überbrachten. Der mächtige Beiſtand Rußlands, gewährte den Patrioten welche mit Ueberlegung in die Zukunft blickten, zwar Troſt, doch überſahen ſie nicht, daß Napoleons Heere ſo nahe ſtänden, daß nach einer unglücklichen Hauptſchlacht die Hülfe zu ſpät eintreffen dürfte. Die Menge aber vermuthete ſchon damals die Ruſſen zu Hunderttauſenden an der Weichſel, ſogar an der Oder. —

Bemerkenswerth iſt, daß die hieſige Ungerſche Zeitung dem Journal de Paris mit vielem Stolze geographiſche Unrichtigkeiten verwies. Die Bemerkung über die Franzoſen in dem Punkte, iſt alt. Daß ſie aber in der Ausübung die Wiſſenſchaft anzuwenden verſtehn, iſt wohl noch bekannter. Es bleibt wahr, wir beſitzen vortreffliche Lehrſchriften. Doch wenn es darauf ankömmt, das nahe vor uns liegende Praktiſche zu berechnen z. B. die Abſtände des Feindes, ſeine möglichen Marſchkombinationen, ſeine Terrainbenutzung — auf der andern Seite, wann den Alliirten Näherung denkbar ſei u. ſ. w. drängt ſich die Meinung auf: der Lehrſchriften Trefflichkeit wirke nicht immer nach den höheren Regionen. —

Eine Duellgeſchichte, von London berichtet, machte Aufſehn. General Hompeſch begegnet Herrn Richardſon, und ſtößt unverſehens ſeinen Hut ab. Dieſer wirft den General zu Boden. Nach dem erſten Wechſel der Piſtolen tritt Vermittlung ein. Hompeſch will ſich nur beruhigen, wenn ihm geſtattet wird, die Schulter des andern mit ſeinem Stocke zu berühren. Richardſon weiſt die Zumuthung zurück, und empfängt in dem fortgeſetzten Zweikampfe eine tödtliche Wunde. — Richardſon iſt weder vom Adel noch vom Militair. Demungeachtet zog er die Todesgefahr einer ſymboliſchen Beſchimpfung vor. Im preußiſchen Staate hat die zunehmende Kultur, den verfeinerten Bürger, noch nicht auf die Stufe der Gleichachtung mit Edelleuten in Ehrenſachen, gehoben. Ein ruſſiſcher Kavalier ſchoß ſich dagegen hier mit einem bürgerlichen Referendarius. Die alte Kluft zwiſchen den Ständen — im Widerſpruch mit der Zeit — bringt nothwendig Unheil. —

Am 5 Oktober ging Herr Laforeſt, der franzöſiſche Geſandte ab. So lange er ſich noch hier befand, glaubte ein Theil der Einwohner Berlins, mit Zuverſicht an die Erhaltung des Friedens. —

Jetzt erfuhr man auch, daß Lord Morpeth auf dem Wege zum Hauptquartier unſeres Königs ſei. Daß der Freyherr von Jakobi-Klöſt nach London eilen werde. Die Feindſchaft Englands wider Preußen, ſo drükkend unſrer Meerfahrt, ging alſo in der Feindſchaft gegen Frankreich unter. Der kaufmänniſche Sinn frohlockte, und wiederholte die Behauptungen des Herrn Genz, ein andrer Theil meinte: wir dürften unter mehreren Uebeln das ſchlimmſte erkieſet haben. —

Der franzöſiſche Operationsplan entwickelte ſich ſchon aus den Pariſer Blättern, die wenig geheimnißvoll ſind. Man ſahe deutlich, daß es auf den linken Flügel des preußiſchen Heeres angeſehen war, indem der Feind in mehreren Kolonnen nach Franken und den Theil der böhmiſchen Gränze, die ſich an die Oberpfalz lehnt, drängte. Es befremdete die Kenner der Kriegskunſt, daß man einen ſolchen Angriff nicht vorausgeſehn hatte, und noch von einer Diagonale nach der Mainſpitze hin, träumte, auf welcher man ſelbſt mit einer Offenſive aufzutreten gedachte.

Die Menge ahnete dagegen keine Gefahr. Man gab die preußiſche Armee an: 3 Feldmarſchälle, 7 Generale der Infanterie, 5 der Kavallerie, 28 General-Lieutenants d. J., 11 d. K., 100 General-Majors, 183 Oberſten, 62 Oberſt-Lieutenants, 666 Majors. S. S. 250000 Mann, die ſächſiſche: S. S. 35000, die heſſiſche einige 20000. — Hierzu bald 200000 Russen: wie will das erſchöpfte, menſchenarme Frankreich dieſer klaſſiſchen halben

Million widerſtehn! das waren der Menge Worte.

Sie ſetzte hinzu:

Von Plymouth lief vor kurzem eine Flotte nach Sicilien. Sie wird ruſſiſchen Transportſchiffen begegnen, beider Truppen ſteigen in Italien ans Land.

Das Ereigniß mit den Hoſpodaren der Wallachei und Moldau, zeigt den nahen Uebertritt der Pforte zum ruſſiſchen Bunde an. Auch dort wird ſich ein neuer Feind Frankreichs waffnen.

~~Oeſterreich ſetzt ſeine Heere~~ in Bewegung. Es wird die Larve fallen laſſen, und ein neuer Verbündeter tritt auf unſre Seite. Es kann von keiner Repreſſalie wegen 1805 die Rede ſein. Sorge um das eigne Wohl muß das Wiener Kabinet leiten.

Auf 40—50000 Schweden zählt der große Verein.

England ſetzt alles in Bereitſchaft, Holland wegzunehmen.

Vom rheiniſchen Bund iſt nicht mehr die Rede, wenn die Preußen dem Strome nahen, der ihm den Namen gab.

Die Verſtändigeren zählten aber zu viele Proben der Uneinigkeit, des Egoiſmus, auf einer Seite — auf der anderen, der wunderähnlichen Wirkungen des Genies im Beſitze der Kraft, und ahnten durchaus nichts als nahes Unglück.

Der Herausgeber des Freimüthigen miſchte jetzt feurige Politik in ſein Blatt. Da er nun auch wieder den Theater-Artikel in der Speneꝛſchen Zeitung verfaßte, ſo ward folgender Bericht über einige Darſtellungen bemerkungswerth: S. Speneꝛſche Z. vom 7. 8ber.

Den 5. Okt. gab man: **die Jungfrau von Orleans.**

Je nachdem der Gang der Begebenheiten ein anderes Licht auf die Werke des Genies wirft, wechſelt auch die Natur das Intereſſe, das ſie einflößen. Nicht mehr der dichteriſche Werth dieſes Trauerſpiels, nicht mehr die Vorzüge der Darſtellung, noch der Pomp des Krönungszuges ſcheinen es zu ſeyn, was ein Gedränge vor die Bühne ruft, wenn dies Stück gegeben wird. Die öffentliche Stimmung leiht ihm eine ernſtere, edlere Wichtigkeit. Seine Fabel iſt eine große Weltbegebenheit; ſeine

Handlung iſt das Fortſchreiten des wieder erwachenden Nationalgeiſtes in einem Staat, der in der höchſten Gefahr des Unterganges ſchwebte: die großen Geſinnungen, die hier geäußert werden, das Auflodern des wieder erwachten Muthes, die patriotiſche Anſicht, durch welche die Sache des Ganzen zur höchſten Angelegenheit des Einzelnen gemacht wird, das ſind die Reitze, welche die Jungfrau jetzt für das Publikum hat. Zu dieſer Stimmung können wir uns mit Selbſtgefühl Glück wünſchen.

Und:

Wallenſteins Lager (auf vielfaches Begehren). Das Unpaſſende dieſes kleinen Stückes für die Beziehung die man ihm giebt, wird jetzt ſo allgemein gefühlt, daß die Schauſpieler mit Unluſt zu ſpielen, und das Publikum mit Ungeduld zuzuhören, und dem Reiterlied entgegen zu ſchmachten ſcheint. — Iſt es denn ſo ſchwer, eine Form zu finden, in welcher man das Gewünſchte geben kann, ohne uns erſt die Folter der langen Weile ausſtehn zu laſſen? Warum genirt man ſich? u. ſ. w. —

Auch die Prediger erheiterten fleißig von ihren Kanzeln.

Am

Am 8ten Oktober erfuhr man durch Privatbriefe, Kaiſer Napoleon ſei in Bamberg angekommen. —

Der Bruch zwiſchen Spanien und Schweden ward bekannt. —

Wir erfuhren, daß die Pforte den preußiſchen Unterthanen die freie Schiffart auf dem ſchwarzen Meere bewilligt habe. —

Fürchterliche Gährungen im Königreiche Neapel wurden angekündigt. Falſche Gerüchte von begonnenen Feindſeligkeiten mit glücklichem Ausgang kamen in Umlauf. Man ſah ihrer Beſtätigung, und wichtigeren Nachrichten mit Ungeduld entgegen. So verſtrich das erſte Drittheil dieſes Monats.

Zeither waren die Pariſer Blätter, namentlich der Argus, bitter geweſen. Nun kam die Erfurter Zeitung nach Berlin, die unterm 7ten Oktober einen intereſſanten Artikel enthielt. Es hieß darin: „Wir haben hier mit großer Verwunderung in den franzöſiſchen Journalen verſchiedne Artikel geleſen, worin unter allerlei willkührlich gewählten Rubriken von Caſſel, Dresden, Hamburg u. ſ. f. die Verhältniſſe zwiſchen Preußen, dem Sächſiſchen und Heſſiſchen Hofe, in einer Geſtalt, in der Niemand, auch der nicht, der ſie nur mit halbem Lichte geſehen hat, ſie wieder zu erkennen vermag, geſchildert werden. Daß dieſe Artikel von keinem der in den Aufſchriften genannten Orte geliefert worden ſein können, geht deutlich genug aus ihrem Inhalte hervor. Denn, wenn es gleich an dieſen Orten noch einzelne, gewiß nur ſehr ſparſam ausgeſtreute Perſonen ~~gegeben haben ſollte, die eine enge Verbindung~~ zwiſchen den Hauptſtaaten des nördlichen Deutſchlands nicht gewünſcht hätten, ſo konnte es doch deren keine geben, die ſchlecht genug unterrichtet geweſen wären, um noch in der Mitte des Septembers von einem Widerſtande der Kurfürſten von Sachſen und Heſſen gegen jene Verbindung zu träumen, oder zu ſchreiben, da damals die löblichen Geſinnungen und vortrefflichen Grundſätze dieſer Fürſten ſchon allgemein bekannt und durch Thatſachen beurkundet waren u. ſ. w.

Es boten ſich hier mehrere Fragen dar:

Iſt dies ein bloßer politiſcher Kunſtgriff, von Paris aus den Hader unter die Verbündeten zu ſchleudern? Führen etwa —— ihre Lage iſt allerdings übel — zweierlei Sprache? Fürchten ſie, daß bei der jetzigen Gelegenheit geſchehen werde, was längſt zu Nutz und Frommen deutſcher Kraft hätte geſchehen ſollen? — — Detuſche Uneinigkeit wußte man übrigens ſchon zu Guſtav Adolphs Tagen, in Frankreich zu entflammen. — *)

Am 11ten und 12ten Oktober langten Nachrichten über die Gefechte von Schlaitz und Saalfeld an. Die veränderten Anordnungen des preußiſchen Heeres waren nicht recht bekannt, man wußte nur, daß der erſte Angriffsplan aufgegeben ſei, jedermann dachte ſich nun aber, das Heer würde, laut dem Kunſtausdruck, die Saale à cheval eingenommen haben, was ſich jedoch bald widerlegte. Unnennbar ſchlug der Tod des Prinzen Louis

---

*) Sollte vom Negoziren die Rede geweſen ſein, ſo hat der Erfolg an den Tag gelegt, daß einer der Fürſten mit großer Klugheit handelte, der andre durch Wanken in den Abgrund gerieth.

jeden Patrioten nieder. Der leichtgläubige Theil, lieh aber unmittelbar darauf, frohen Gerüchten das Ohr. —

Am 13ten waren Briefe widerſprechenden Inhaltes von Leipzig angekommen. Im Theater ward abermals die Jungfrau von Orleans gegeben. Das Parterre war unruhig, und ohne Aufmerkſamkeit, denn alles theilte ſich Neuigkeiten, Hoffnungen, Beſorgniſſe mit. Großer Enthuſiaſmus begleitete aber die Lieblingsſtellen, denen man zeither Deutungen gegeben hatte, und jeder Vers der irgend eine feindliche Idee vor die Seele rief, ward mit Pochen bezeichnet. —

In dieſen Tagen erwachte indeſſen die Beſorgniß, ein Streifkorps könne vielleicht Berlin heimſuchen. Es wurden dem Gouvernement Vorſchläge zu Vertheidigungsanſtalten in der Gegend gemacht. Auch wollten zwei Offiziere außer Dienſt, K.... und B.... Freiwilligen ſammeln, deren ſich unfehlbar eine große Zahl gefunden hätte. Das Gouvernement war aber der Meinung: dergleichen würde doch nicht wirkſam genug ſein, und der Stadt nur ein deſto härteres Geſchick bereiten. Die Sache hat ohne Zweifel mehr als eine Anſicht. Auch dem Könige war früherhin die Errichtung von Freibataillonen in Vorſchlag gebracht worden, der Begriff von Irregularität aber, der daran haftet, mißfiel vermuthlich. Es iſt ein anderes mit aufgeforderten Bürger und Bauernſöhnen, die ſich in einen ſogenannten Landſturm aufſtellen, und wieder mit eigentlichen Freikorps. Von jenen dürfte nicht viel zu erwarten ſein, wahrſcheinlich ermüdeten ſie bald Dienſt und Gefahr, da ihrem Verhältniſſe die Hoffnungen auf Lohn wenig zuſehen. Bekanntlich erklärte auch unlängſt Herr Windsham, daß die engliſchen Volontairs bei einer etwanigen Landung, unter den Linientruppen ſicher durch ihre Feigheit Verwirrung anrichten würden. (was dieſe zwar mit einem heftigen gedruckten Ausfall wider den Miniſter beantworteten) Allein eigentliche Freikorps gehen in den Soldatenſinn ein. Und das am meiſten, wenn man — ihnen beim Beutemachen nachſieht. Genug in Berlin erwachte dieſer Gedanke zuerſt, und mit vieler Lebhaftigkeit. Deſto unbilliger ſind die Seitenblicke, welche in dem Aufruf an die Schleſier, den der Baron Lüttwitz erließ, (S. vertraute Briefe 2ter Theil) auf die Hauptſtadt geworfen werden. —

Der preußiſche Hausfreund machte noch in dieſen Tagen den unvorſichtigen Brief eines Offiziers bekannt. —

Bis zum 17ten mangelten alle authentiſche Nachrichten von der Armee, der Gouverneur ließ zwar (da vor ſeinem Hauſe ſich täglich eine neugierige Menge einfand) einige gedruckte Nachrichten anſchlagen, die günſtig lauteten, doch nur auf den Grund von Privatſchreiben, denen Genauigkeit mangelte. Er ſandte einige Boten ab, um Erkundigungen einzuziehn, (unter andern einen jungen Kaufmann, Namens Blebſler, den hernach in Halle ein widriges Geſchick traf, wo er mitten in das Gefecht gerieth, und ausgeplündert wurde.) —

Endlich am 17ten langte der Kourier an, und berichtete die unglückliche Doppelſchlacht von Auerſtädt und Jena.

Die Kriegsverſtändigen erfuhren nichts neues. *) Denn da man von Leipzig ſo viel

---

*) Unter Kriegsverſtändigen muß man, wenn der Ausdruck hier öfter vorkommen ſollte, nicht gra-

wußte, daß ſich Franzoſen in der Gegend von Naumburg befanden, lagen der ſtrategiſche Plan Napoleons, und der ſchon errungene entſcheidende ſtrategiſche Vortheil, am Tage.

Jetzt waren alle Straßen mit Menſchen überfüllt. Man flüchtete die Kaſſen, Partikuliers entfernten ſich, nichts als Beſtürzung.

Bald aber erhob ſich die Stimme der Täuſchung wieder. Möllendorf ſollte ſich mit der Armee geſetzt, den Feind gänzlich geſchlagen haben, man nannte die Zahl der Todten, Gefangnen u. ſ. w. Es bleibt wirklich problematiſch, wer doch immer der erſte Erfinder ſolcher Sagen war?

Der Gouverneur ließ die Nachricht von der Schlacht, in einem kurzen Anſchlag bekannt machen, und gebot Ruhe. Das war nöthig, der Pöbel zeigte Ausgelaſſenheit. —

Man hörte bald, der König werde ſich nach der Oder begeben.

---

de immer Männer im Soldatenrocke verſtehn, ſondern ſolche, die die Geſchichte der Revolutionskriege genau verfolgt, und vor allen die franzöſiſchen Truppen in der Nähe geſehen hatten.

Die nähern Umſtände der Schlacht wurden nun bekannter. *) Man ſahe ein, daß nicht nur die weniger vortheilhafte Organiſation der Truppen, ſondern vor allen Dingen die Stellung Schuld war. Dieſe hatte in der That ſo ſchreiende Nachtheile, daß ich feſt der Meinung bin, auch Friedrich II. würde dort aufs Haupt geſchlagen worden ſein. Nur hätte er den Sieg theurer verkauft, und ſein Heer bald wieder geſammelt. —

Da man dem Herrn von Bülow, der in der Hausvogtei ſaß, von der Schlacht erzählte, ſagte er ein derbes Bonmot. Er wurde darauf nach einer Feſtung geſchafft. —

Am 17ten Oktober ward das 1ſte Stück des Telegraphen ausgegeben. —

Die Bank und Seehandlung ſchloſſen. Noch am Morgen ſah man einen alten General, ſeinen Bedienten mit zwei großen Geldſäcken neben ſich, aus dem Gebäude der Bank kommen. Er hatte geeilt, und es war vermuthlich in Anſicht ſeiner, eine Ausnahme ge-

---

*) Doch eben nicht alle. Manches davon liegt noch jezt im Dunkel.

ſcheh'n. Weit ſchlauer verfuhr aber ein bekannter reicher Jude, der ſchon ſeit einigen Tagen eine große baare Summe zurückzog. Man ſagt: 600,000 Thaler. —

Am 18ten Oktober berichtete die Berliner Zeitung die unglückliche Schlacht, und erſt am 21ten dem früher erfolgten Tod des Prinzen Louis.

An dem nämlichen Tage kündigte ſich auch der Fürſt von Hatzfeldt der Stadt als ihr proviſoriſcher Befehlshaber an. Der Graf v. d. Schulenburg, und die Beſatzung entfernten ſich. Die Ordnungsvorkehrungen des Fürſten waren zweckvoll, mit Recht empfahl er männliches Hingeben unter die Nothwendigkeit. Man ſah mit jedem Tage den franzöſiſchen Truppen entgegen. —

Die Thore beſetzten nun Bürger. Der Magiſtrat machte ſie aber zugleich bei Lebensſtrafe verantwortlich, nicht etwa Widerſtand zu leiſten. Dazu war es auch allerdings zu ſpät.

In dieſe Zeit fällt die etwas komiſche Flucht der Kriegslieder-Dichter. —

Alles Gewerbe erfuhr den nachtheiligſten Stillſtand, das baare Geld ſchien verſchwunden, ängſtlicher Egoismus auf den meiſten Geſichtern.

Es folgten einige Tage dumpfer furchtbarer Stille. Dem Feinde wurden Abgeordnete entgegengeſandt. —

Ein Gerücht von ängſtlicher Art peinigte nun die Bewohner. Dresden, Leipzig und und Berlin ſollten zu zweiſtündiger Plünderung verurtheilt ſein. Der Fürſt erließ einen beruhigenden Anſchlag. —

Am 23ſten kamen die Deputirten zurück.

Der Magiſtrat hatte ſich in ein General-Büreau und fünf Spezial-Büreaux vertheilt, Einquartirung — Verpflegung — Polizei — Schul- und Armenweſen — Kaſſen und Rechnungsſachen bearbeitend.

Viele verwundete preußiſche Soldaten gingen durch die Stadt.

Der Poſtenlauf war unterbrochen. —

Am 24ſten gegen Mittag traf ein Adjudant des General Hüllin mit einem Trupp leichter Reiterei, unter einem ungeheuren Volkszuſammenlauf ein. Er meldete die nahe Ankunft des Generals, als Kommandanten der Stadt, (ſie erfolgte noch an dem nämlichen

Tage) und mehrerer Korps. Einige Bürger ſahen dieſe Reuter, der grünen Uniform halber, für Ruſſen an.

Wie oft mag heute ein: das hätt' ich nicht gedacht! ausgeſprochen ſein!

Am Abend erſchien der Vortrab des Marſchall, Davouſt, vor dem Halliſchen Thore. Man verwandte zum Lagerfeuer das nächſte Holz, und Einzelne ermächtigten ſich der Viktualien. Die Bewohner der Vorſtädte, Mühlen, nahen Dörfer u. ſ. w. des Krieges nicht gewohnt, klagten beſtürzt in der Stadt.

Die Berliner ſtrömten hinaus, das neue Schauſpiel zu ſehn. Unmittelbar vor dem Thore befand ſich eine Feldwache. Die Soldaten ließen ſehr artig jedermann durch den Bivuac.

Am folgenden Tage zog Infanterie und Kavallerie durch die Stadt, ein groſſer Train um die Mauer. Die an ſoldatiſchen Prunk gewöhnten Berliner, gewannen dieſen Kriegern in dem grauen Kaput, Pantalon, einen Löffel auf dem verbogenen Hut, das Haar wild, keinen Geſchmack ab. Man hatte ſie ſich eleganter gedacht. Zufriedner waren die Weiber mit der Reuterei. —

Wir erfuhren daß ſich unſre zerſtreuten Truppen dicht in unſrer Nähe befänden. Vielleicht 50—60000 Mann. Unter einem kühnen Führer geſammelt, konnten ſie die Franzoſen noch auf dem Marſche anfallen, denn dieſe waren ziemlich getheilt. Oder wie, wenn ſie, da zur Oder die Wege verſperrt ſchienen, wieder zurück über die Elbe gegangen wären? (von dort wurden ſie eben nicht mit Ueberlegenheit verfolgt). Marſchall Nei, der mit wenigen Truppen vor Magdeburg ſtand, war um ſo eher zu überwältigen, als die zahlreiche Garniſon mitwirken konnte. Sie operirten nun der großen Armee im Rücken, oder gingen nach Weſtphalen zu. Was war noch zu verlieren? —

Von jetzt an hatten die Straßen ihre Phyſiognomie gewechſelt. Wenig Equipagen, doch Getümmel von Kriegsfuhrwerk aller Art. Die preußiſchen Soldatenuniformen verſchwunden, dagegen franzöſiſche Militärs überall.

Die Korps der Marſchälle Davouſt, Augereau, Lannes, rückten theils ein, theils bezogen ſie in der Gegend Läger. Die Verpflegung mußte im letzten Falle hinausgeſchafft werden. —

Am 25ſten erfuhr man, daß der Kaiſer Napoleon mit ſeinen 10,000 Garden in Potsdam angekommen ſei. —

Am 26ſten langte der Marſchall Davouſt ſelbſt an, ſchlug die ihm entgegen getragnen Schlüſſel *) aus, und befahl, ſie dem Kaiſer zu überreichen.

Heute erließ auch der neue Kommandant den erſten polizeilichen Befehl. Er betraf die Ablieferung der Waffen, Ordnung des Wachdienſtes u. ſ. w. und enthielt übrigens ſchonende Zuſagen. Den Königlichen Schlöſſern, den Geſandtenwohnungen (die ſich mit Aufſchriften bezeichneten) öffentlichen Anſtalten u. ſ. w. wurden Sauvegarden bewilligt, andre Königliche Gebäude, noch vorhandne Effekten, Kaſſen ꝛc. in Beſitz genommen, auch die Montirungskammern der Kompagnieinhaber. —

Der General von Zaſtrow ging von einem

---

*) Dieſer Akt iſt bei der preußiſchen Armee mit Bitterkeit gerügt worden, aber was blieb für Berlin übrig?

Trompeter begleitet, nach Charlottenburg durch zum Kaiſer Napoleon. —

Am 27ſten hatten einzelne Soldaten in entlegenen Gaſſen, wider den Befehl Unfug verübt, dies verbreitete bald die Plünderungsfurcht aufs neue. Der Kommandant endigte ſie durch eine Affiche von ſehr gemeſſenem Ton. Sie hub im franzöſiſchen an: Le Général Commandant etc. est instruit que des malveillans repandent le bruit, que la ville doit être pillée. Les habitans de Berlin doivent compter sur la fermeté de la garnison française, et sur celle du Général Commandant la place pour empêcher toute espèce de désordre. *)

Die Cenſur gerieth unter angemeſſene Aufſicht, die öffentlichen Blätter mußten offizielle Artikel aufnehmen. Die zwiſchen Talleyrand (Pr. v. Benevent) und Knobelsdorf gewechſelten Noten, machten den Anfang. Dann folgten franzöſiſche Bülletins.

An dem nämlichen Tage Nachmittags zog Kaiſer Napoleon ein. In einfach grüner

---

*) Der treffliche Mann hielt Wort. Berlin hat ihm unendlich viel zu danken.

Uniform, ſein Antlitz (deſſen Profil ganz römiſch antik iſt) in milder Haltung, die den Triumphator mehr idealiſirt, wie die berechnete Repräſentation — umgeben von der blendenden geſchmackvollen Pracht ſeiner kriegeriſchen Cortege, gefolgt von den Garden, deren Anſtand heroiſch, keineswegs militäriſch ſtutzerhaft iſt, (und worunter beſonders die Küraſſiere an das Ritteralter mahnen). Ihn zu ſehn, den Liebling des Schickſals, wie es vielleicht ſeit Cäſar keinen ſo traulich umſchlang, bei dem die Natur alle Züge zuſammen trug, die den Heldencharakter bauen, deſſen ſichre Intelligenz den Völkern des Zeitalters immer lauter den Takt angiebt, der immer fortſteigt auf ſeinen Höhen, den Raum der Einbildungskraft, in den ſie noch hinausdringen möchte, mit jedem Monate mehr verengt; ihn den Mann der furchtbaren Gewalt zu ſehn, unmittelbar nach einer Schlacht, deren Erfolg ans romantiſche gränzt, welche die länger wie ein halbes Jahrhundert bewunderte Schöpfung Friedrichs, faſt mit einem Schwertſchlag hinwarf — neben all den erwachenden Erinnerungen an Philipps Sohn, an Camills Zug zum Kapitol, an

Charlemagnes römiſcher Huldigung — es war ein Schauſpiel, das ſich langen Geſchlechtsreihen der Enkel nicht wieder darbieten wird. Die Exaltation hätte den Gipfel errungen, wenn — wir Patrioten, nicht von Scham und Trauer tief gebeugt geweſen wären.

Die Volksmenge rief, ſie erleuchtete am Abend — freilich mit blutendem Herzen, aber Erſtaunen ihr um ſo mehr auferlegt, als der Preuſſe ſonſt den eignen Namen mit Selbſtgefühl ausgeſprochen hatte. —

Der Kaiſer nahm Deputationen an, ließ ſich Behörden vorſtellen, ſtattete bei dem Prinzen Ferdinand einen Beſuch ab, und lenkte von Berlin aus die Fortſetzung des Feldzuges.

Frohe Meldungen liefen ihm bald von allen Seiten ein. Die Kapitulation des Fürſten von Hohenlohe eine der erſten. —

Der Fürſt von Hatzfeldt wurde am 28ſten einer Correſpondenz mit dem Fürſten von Hohenlohe wegen, verhaftet, erhielt aber durch die Vorbitte ſeiner Gemahlin die Freiheit. —

Das Verbot keine Briefe über die Linie der franzöſiſchen Armee zu ſenden, wurde bekannt gemacht. —

Sämt-

Sämtliche Zweige der Landesverwaltung gingen in die feindliche Hand über. Wir hatten uns bis zur Oder, im Verhältniß der Eroberten, anzuſehn.

November 1806.

Die zu Potsdam erlaſſene Proklamation des Kaiſers an ſeine Truppen wurde bekannt gemacht. Man muß die harmoniſche Kraft der franzöſiſchen Sprache einräumen. Täuſchung, wenn unſerm Idiom der Vorzug zuerkannt wird. Soldats! Vous avez justifié mon attente, et répondu d'ignement à la confiance du Peuple français. Vous avez supporté les privations, et les fatigues, avec autant de courage, que vous avez montré d'intrepidité et de sangfroid au milieu des combats etc. Es iſt hier keine geſuchte Redekunſt, und dennoch dringen die Worte ſo ein. Auch der glücklichſte unſrer Proſaiker würde dieſen Aufruf nicht mit dem Feuer und der Gewalt des Originals übertragen.

Von jetzt an laſen wir die franzöſiſchen Tagesbekanntmachungen entweder an den Ekſen, oder in öffentlichen Blättern. Der Herausgeber des Telegraphs, wie laut er zuvor gegen die Franzoſen geeifert hatte, huldigte nunmehr ihrem Panier. Die Leichtigkeit, womit dieſer Schritt geſchah, fand unerhörte Mißbilligung, und zog ihm, Sarkaſmen ohne Ende zu. Gleichwohl nährte ihn der Telegraph, bald das geleſenſte der Blätter, reichlich. —

Am 1ſten November erfuhren wir die näheren Umſtände des unglücklichen Tages bei Prenzlow. Die Vertheidigung des Fürſten iſt bekannt, eben ſo die Vorwürfe, womit man ihn hernach ſo freigebig überlud. So wenig ich geneigt bin, das Verfahren im Allgemeinen zu vertreten, ſo überzeuge ich mich dennoch, jenes Urtheil ſpricht zu hart. Welches Problem, *geſchlagene* Truppen auf einer Bogenlinie zu flüchten, deren Sehne dem Feinde zu Gebot ſteht! Man hat die Klagen, die Hohenlohe über den Mangel erhob, eitel gefunden, und ſich auf den Verfolger berufen, der hinter ihm noch Lebensmittel fand. Doch welch ein Unterſchied! Auch davon abgeſehn, daß beim preußiſchen Heere das Requiſitionsweſen noch nicht eingeübt war, ſo hatten die Franzoſen, weit ſtärker, wenig Hinderniſſe vor ſich, von Thüringen bis ins Herz der Mark Ueberfluß ſich verſchaffen können. Dazu der frohe Muth des Siegerganges. Unſre Truppen dagegen, für welche ſchon in Thüringen ſchlecht geſorgt worden war, befanden ſich immer auf der Flucht, gewannen die Zeit nicht, ſich zu verpflegen, ich glaube daher wohl an ihre Entkräftung in der Gegend von Prenzlow. Von dort bis Stettin iſt viel offenes Terrän, der Feind beſaß überlegene Reuterei, zog täglich mehr Verſtärkungen an ſich, die letzten Gefechte hatten einen entſchieden unglücklichen Ausgang gehabt. Was mit den zerſtreueten, umzingelten, überall abgeſchnittenen und gedrängten Korps geſchah, das haben wahrlich ihre einzelnen Befehlshaber weniger vor Bellonens Richterſtuhl zu verantworten, als der obere, welcher den in der Geſchichte nimmer auszutilgenden Verſtoß beging, keinen übereinſtimmenden Rückzug vorzubereiten. Inſofern es einzelnen Theilen noch gelang, die Oder zu erreichen, ſo hatten dieſe günſtigere Umſtände vor ſich, ſie waren noch nicht umfaßt, konnten einen Vorſprung gewinnen u. ſ. w.

Der Prinz Auguſt von Preußen langte an.

Da ſein perſönlicher Muth ſich bewährt hatte, ſo wurde ihm die allgemeinſte Achtung, und das innigſte Bedauern. —

Die Einquartierung fiel jetzt den Einwohnern um ſo mehr zur Laſt, als die Franzoſen von den Palläſten Berlins, irrig auf ihrer Bewohner Wohlhabenheit ſchloſſen. Die Garden vor allen wollten ſich auf die zeitherigen Entbehrungen gütlich thun. Sie meinten: man würde ſie hier mindeſtens bewirthen, wie bei den Reſtaurateurs im Palais Royal. Aber das baare Geld war theils geflüchtet, theils lag es in den Kiſten einiger Wechsler verſteckt. Wer ein Kapitalpapier beſaß, mußte es dem Wucher überliefern. Des Bürgers Geſchäfte ſtockten. Die Noth riß fürchterlich ein. —

Daß Stettin und Küſtrin ſich dem Sieger ohne Schwerdſchlag hingegeben hatten, wurde am 1ſten und 2ten November bekannt gemacht. Befremdung und Unmuth wurden überall laut, und die immer genährte Hoffnung eines baldigen Friedens (Zaſtrow's Sendung hatte ſie erzeugt) ſchwand deſto herber. Aber der Egoiſmus verleugnete ſeinen Charakter dabei nicht. Von dem Augenblicke, als die Franzoſen hier eingerückt waren, fürchtete man nichts mehr, als einen Kampfplatz in der Nähe. Da nun die Ruſſen unaufhörlich angekündigt wurden, ſo entſtand die Vermuthung, ſie mögten über die Oder gehn, und die Franzoſen in der Mittelmark befehden. Was wird dann aus Berlin, hieß es, wenn die letztern genöthigt ſind, zu weichen? Sie werden die Stadt auf ihrer Flucht zerſtören. Den Leuten, die dieſe Sprache führten, wurde nun das Herz recht leicht, da ſie den Fall jener Feſtungen vernahmen. Jetzt, riefen ſie, dringen die Franzoſen in Preußen ein, und von uns entfernt ſich die Gefahr.

Die preußiſchen Befehlshaber in Stettin und Küſtrin ſind ſchon ſattſam geläſtert worden, es lohnt nicht, auch hier noch ein gelegentliches Verdammungsurtheil auszuſprechen. Noch weniger freilich etwas zu ihrer Rechtfertigung aufzuſuchen. Jedoch läßt das Geſetz auch dem ſchwerſten Miſſethäter einen Vertheidiger zu, nicht ihn von ſeiner Schuld zu waſchen, ſondern einen richtigen Geſichtspunkt anzuweiſen, aus dem das Verbrechen in ſeinen Urſachen begriffen werden kann.

Wie begann man dieſen Krieg?

Verſtand muß leiten,
Glaube ſtreiten.

Das wußten ſchon Moſes und Joſua.

Wenigſtens von der einen Seite ganz umgekehrt, leitete bei uns der Glaube.

Unſre Generale meinten: es könne gar nicht fehlen. Sie waren ſo wenig intelligent, ſich durch die roheſte Sinnlichkeit beſtechen zu laſſen. Der Begriff von den Vorzügen des preußiſchen Heeres vor dem franzöſiſchen, beruhte theils auf den glänzenden Evolutionen des Uebungsplatzes, theils auf das Andenken an Roßbach, theils auf einige vorübergehende Vortheile, die man über die Neufranken bei Pirmaſens und Kaiſerslautern erfochten hatte, und die man ſehr uneigentlich gewonnene Schlachten nannte *). Der Name Schlacht (damit die Begriffe Rangordnung erhalten) muß nur den Hauptkämpfen bleiben, durch welche Großes entſchieden wird, ein Heer zerſtreut oder weit aus dem Felde gedrängt, der Weg zu Er-

---

*) Zu geſchweigen, daß die Franzoſen damals am Rhein mit wenigem Nachdruck, mit deſto größerem in Belgien auftraten.

oberungen gebahnt u. ſ. w. Was dort vorfiel, waren nur Wendungen des Streites, man hielt ſich die Franzoſen eher nur einige Zeit vom Leibe, als man dem eigentlichen Zwecke nahe kam. Dieſer ging dennoch verloren, man mußte ſich zu dem demüthigenden Frieden von Baſel entſchließen. Alſo die Sache mit beſſerm Blicke angeſehen, beſaß man nicht mehr Recht, zu praslen, als ein einzelner Fechter haben würde, der ſeinem Gegner im Rückwärtsgehn einige Hiebe parirt, ihn auch etwas blutrünſtig gemacht hätte, ſich doch aber gezwungen geſehn: um Aufhebung des Kampfs zu bitten. Der ſinnliche Blick ſieht das aber nicht, und beruft ſich immer auf jene Tage *).

Alſo keine Ahnung von dem, was Napo-

---

*) Die Brüder Schlegel hatten wohl Recht, da ſie in ihren faſt vor zehn Jahren herausgegebenen Fragmenten ſcherzhaft vorſchlugen, den Witz des Herrn Käſtner in den ehrenvollen Penſionszuſtand zu verſetzen, weil er damals immer noch von Roßbach ſprach. Daß aber noch itzo das Wort Roßbach in Preußen als Simbol, Maaßſtab, Horoskop u. ſ. w. gebraucht werden ſollte, wer hätte das gedacht.

leons Leitung aus dem franzöſiſchen Heere erzogen hatte, keine Würdigung der letzteren Begebenheiten, nur Wiederholung der Märchen von Unzufriedenheit und Erſchöpfung in Frankreich, vom verſchwundenen republikaniſchen Geiſt, vom bisherigen alleinigen Gelingen durch Ungeſchicklichkeit des Feindes, oder Beſtechungen, und allein ſeligmachender Glaube an heimiſche Unfehlbarkeit.

Hätte man noch ſo räſonnirt: Wir werden zwar die Feinde unfehlbar ſchlagen, allein um doch der Kriegsregel zu entſprechen, ſoll Dresden befeſtigt ſeyn, wir wollen feſte Punkte an der Elbe erſchaffen, und ſogar die Feſtungen an der Oder halten ſich in vorläufige Bereitſchaft! ſo konnte das Unheil nimmer ſo allgemein werden, aber man armirte kaum Magdeburg, und ſprach ſchon im Hauptquartiere von einer nahen Belagerung von Mainz.

Bei dieſer gränzenloſen Zuverſicht, bei dem Ton unſrer öffentlichen Blätter, dem Ton in den Briefen der Offiziere, welche von der Armee zurückſchrieben, hätten ja wohl die unglückſeligen Gebieter von Stettin und Küſtrin eine Gottesläſterung auszuſprechen geglaubt, wenn ſie die

Erwartung dargethan hätten, einen gewaffneten Feind vor ihren Wällen zu ſehn. Auf nichts konnten ſie ſich anſchicken, als die Schaaren der Gefangenen aufzunehmen, die man ihnen nächſtens ſenden würde.

Da traf jähling die Hiobspoſt ein. Sie hörten von einer verlornen Schlacht, man flüchtete, ihnen wurden Effekten aus der Reſidenz angeſagt, ſie empfingen Befehle, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Aber alles ohne gehöriges Licht über die Ereigniſſe zu empfangen, überall Dunkelheit und Verwirrung.

Jedermann weiß, daß es nicht die Sache einiger Tage iſt, eine Feſtung mit allem Kriegsbehör zu verſehen, am wenigſten in unſerm Staat, wo Kammern, Landräthe u. ſ. w. einen bemeſſenen Geſchäftsgang einzuſchlagen gewohnt ſind.

Unfehlbar mußten ſie auch glauben, das Heer würde, wenn gleich eine Schlacht verloren ſei, ſich wieder ſetzen. Ueber die eigentliche Stellung deſſelben waren ſie ſo wenig unterrichtet, als die Einwohner der Reſidenz. Sollten ſie annehmen, der Feind würde bald bis zu ihnen dringen, ſo konnte es nur mit den Vorausſetzungen geſchehen: es müſſen beim Plane zur Schlacht unerhörte Fehler verwirkt worden ſeyn, die Unordnung nach der Niederlage iſt bis zu einem unerhörten Grade geſtiegen. Dieſe Vorausſetzungen erlaubte ihr Patriotismus nicht.

Es drangen auch von Berlin aus Gerüchte zu ihren Ohren, nach welchen die Scharte aufs glorreichſte ausgewetzt ſei. Fanden ſie doch hier Glauben genug, warum in der Provinz nicht, wo man ja immer auf die Nachrichten und Urtheile der Hauptſtadt ſchwört.

Gleichwohl hatten dieſe Offiziere etwa den 18ten und 19ten Oktober die Kunde von dem Unglück bei Jena erhalten, und ſchon zehn bis zwölf Tage darauf forderte ſie der Feind zur Uebergabe auf.

Je luſtiger man ſonſt im Wunderglauben geſchwärmt hatte, je tiefer mußte nun die Faſſung ſinken. Dieſe Kommandanten ſollten jetzt mit ihren Depotbataillonen den Strom aufhalten, der faſt 200,000 Streiter mit ihren Feldherren, denen die Phantaſie faſt einen Heiligenſchein lieh, fortgeriſſen hatte. Wars ein Wunder, wenn im Uebermaaß der Beſtürzung der

Gedanke aufſtieg: es iſt doch alles verloren, bei unſrer unvollkommenen Vorbereitung das Unglück Einzelner umſonſt? *)

Alles das entſchuldigt den Soldaten nicht. Er muß taub ſeyn gegen die Gründe, welche ſeine Pflicht modifiziren, ſich wehren mit den Hülfsmitteln, die er beſitzt, und ſo lange er es vermag. Dieſe Männer werden auch ihrer Strafe nicht entfliehn — ſo gewiß als manche andre, die bei weitem ſtrafwürdiger ſind, (da durch ihre Trägheit, ſich Einſicht zu erwerben, ihren Eigenſinn, fremde Einſicht nicht zu hören, weit mehr verloren gehen mußte) keine treffen wird. Mancher wird den Stab über jene brechen, daß ſie ſich nicht gegen die Laſalle und Gudin vertheidigten, der nicht Muth noch Kraft beſaß, ſich wider feindliches, nur zu feindliches elendes Vorurtheil zu ermannen, vielleicht

---

*) Das Publikum ſpricht immer gleich von Feigheit bei den Kommandanten. So unrichtig wie Tauſend ſeiner Geſchwätze ſind. In der Feſtung giebts Mittel genug, ſich vor perſönlicher Gefahr zu ſichern. Damit hat es in den meiſten Fällen die erſten ſechs Wochen wenig zu ſagen. Aber pflichtwidriges Mitleid handelt hier oft.

auch jetzt nicht, nach ſo ſchauderhaften Erfahrungen. — Die Kommandanten von Stettin und Küſtrin kann man übrigens mit jenen mancher ſchleſiſchen Plätze nicht zuſammenhalten. Letztere gewannen bei weitem mehr Zeit und Hülfsmittel. —

Am 3ten ward die Kapitulation des Bilaſchen Korps bei Anklam bekannt. —

Der Kaiſer ließ die Paraden fleißig aufziehen. Die Neugier trieb wie man denken kann, immer eine große Menſchenzahl herbei. Oft befand er ſich im Gedränge, war aber dabei ſehr unbefangen. Er ritt ebenfalls mit geringer Bedeckung aus. Von den ängſtlichen Vorſichten um ſeine Perſon, wovon das Gerücht meldete, wurde man in Berlin nichts gewahr.

Viel Aufſehn erregten die gelbbraunen Mammelucken in dem egyptiſchen Anzug. Es befinden ſich aber auch mehrere Franzoſen darunter.

Des Kaiſers Gefolge, wenn er ausritt, erinnerte durch äußerliche Zeichen, an ſeine Feldzüge. Nächſt dem Turban vom Nil, erblickte man die ungariſche Mütze und Beinkleider, und hier nahmen manche ſeiner Offiziere den großen Hut und ſteifen Stiefel an. Vermuthlich werden ſie auch ruſſiſche und polniſche Moden zurückbringen. —

Der Prinz Jerome, und der Marſchall Lefebure gingen nach Frankfurt. Marſchall Davouſt war bereits durch dieſe Stadt gezogen. —

Der Prinz von Benevent, und der General Clarke kamen in dieſen Tagen an. Letzterer ward General-Gouverneur der Brandenburgſchen Provinzen. —

Es wurden viele eroberte Fahnen eingebracht, und dem Kaiſer mit hoher Feier überreicht. Das Religionähnliche, was von dieſen Feldzeichen ausgeht, machte, daß uns Patrioten nichts tiefere Wunden ſchlug, als der Anblick, wenn Fahnen und Standarten über die Straße gebracht wurden. Ich mindeſtens hielt es nimmer aus, ſondern floh in die erſte Nebengaſſe. —

Der Telegraph enthielt den bekannten Brief eines Bürgers in Berlin an den Herzog von Braunſchweig. Den Eindruck zu beobachten, den er auf die große Klaſſe vernunftgefangener Denker (die auch Denker nach der Ordre heißen könnten) machte, das erweiterte die Menſch[illegible]kunde. Vielen ſchon ziemlich hoch ſtehenden Staatsbeamten, galt durch ihr ganzes Leben der Herzog von Braunſchweig der erſte aller Feldherrn. Wenn alle Helden Plutarchs erſtanden wären, kaum hätte man ihnen die Ehre einer Hauptmannsſtelle unter dieſem Fürſten zuerkannt, es gab Köpfe, ſo durch ihn entflammt, daß ſie ſeinen Namen mit einer Art Myſtik ausſprachen, er allein war ihnen der ſiegreichſte Beweis, daß Frankreich vor unſerm Schwerdte fallen müſſe — und dieſer platte, erzplatte Brief, der die argen Verſtoße gegen die Feldherrnkunſt, ſo trocken, gleichſam an den Fingern herzählte. — Man muß die Fanatiker ſchlecht kennen, wenn man ſie durch die Thatſache überwunden wähnt, ſie wird ihnen vielmehr Glaubensprüfung, ſie erſchöpfen nun ihren Witz in Rettungen des Heiligen. Hätte Trauer nicht zu ſehr das Gemüth gebeugt, ſo würde es der Effekt der Komödie gethan haben, wie einigen dieſer Herren der Herzog auch nach der Schlacht von Jena ſeine volle leuchtende Glorie behielt, und ſie allem Augenſchein nichts wie ihr treues Credo entgegenſtämmten. Andre aber, wurden von ihrer Orthodoxie bekehrt, wütheten gegen den Herzog, und riefen: Möllendorf, Möllendorf hätte nur befehligen müſſen, und uns gehörte der Sieg!

Es entſteht die Frage: iſt der Subordinationsglaube, den keine Vernunft irre macht, nützlich? Die Antwort liegt nicht ſo nahe wie man denkt. Freilich wird des Untergebenen blindes Vertrauen an der Stelle, wo es Handeln gilt, dem Gebieter willkommen ſeyn, und es knüpft unleugbar ein Band der Ordnung mehr.

Auf der anderen Seite iſt Mangel an Aufklärung in Zeiten, wo man es mit höchſt verſtändigen Gegnern zu thun hat, denn wohl im Allgemeinen ſehr nachtheilig. Wir haben jetzt Grund genug, die Säumniß im Streben nach Unterricht zu beweinen.

Man wird am Ende in den Punkt zuſammentreffen, daß der Glaube zwar heilſam und rühmlich ſey, aber daß der, welcher ihn einärndten will, auch nach dem Charakter der Zeiten, nicht nur dem Gemüthe, ſondern auch der Vernunft zu imponiren habe *). —

---

*) Wenn er das nicht vermag, und dennoch den Glauben auferlegt, ſo iſt die Folge, daß das Volk in Finſterniß verſinket.

Es erſchien eine Bekanntmachung, daß auch die Miether ſich auf Einquartierung anzuſchicken hätten. —

Von dem meiſtentheils gefangnen Gensdarmenregiment wurden viele Offiziere eingebracht. Sie erlitten einige Demüthigung vom Feinde, und das mußte ſeinen Grund haben, da der Franzos in der Regel, gegen den der die Waffen ſtreckte, billig iſt. Man nannte den Umſtand, daß einige unter ihnen, in einer Aufwallung von ſoldatiſchem Muthwillen die Degen vor der Wohnung eines ſichern Geſandten wetzten. — Viel tadelnswerther war es aber, daß mancher Einwohner laute Schadenfreude äußerte. Und wenn ſelbſt einige dieſer Offiziere

ehedem

Ad vocem der Finſterniß wird manche hieſige Erſcheinung dem Auslande unbegreiflich ſein, da wir gewohnt ſind, unſer Berlin, unſern Staat, den Sitz der Aufklärung zu nennen. Aber man kennt auch den ſcharfen Spruch Leſſings: man redet nicht von der Tugend — die man hat. — Ein witziger Kopf machte auch vor einiger Zeit die verzweifelte Bemerkung, daß der Schwur: auf Ehre! unter den franzöſiſchen Offizieren nicht gebräuchlich ſei. Doch mit ihr habe ich nichts zu theilen.

ehedem den Bürger durch Anmaßung kränkten, ſo mußte jetzt doch davon die Rede nicht ſein. Dem Patrioten ziemte allein, dergleichen Auftritte mit Wehmuth anzublicken. Uebrigens — ich weiß freilich nur zu wohl, daß alle Entſchuldigungen des überwundnen Soldaten nicht eindringen, der Arzt im Hogarth, neben den erblaßten Patienten, ruft ſich dabei ins Gedächtniß, allein man muß dennoch hören, ehe man richtet — iſt es ausgemacht, daß das Regiment Gensdarmen, mehrere ſehr brave Verſuche wagte, ſich vor der Gefangenſchaft zu retten. Es war aber durch Entſendungen geſchwächt, die Pferde durch Futtermangel entkräftet, ein deutlicher Befehl war nicht da, und nun ſah es ſich plötzlich von einer weit überlegnen Reuterei, deren Pferde Ruhe und Pflege genoſſen hatten, umringt. Man brach auf dieſe ein, allein im offnen Felde gingen ſogleich beide Flügel verloren. Es war Nacht, und kein Ausweg mehr offen. Der Mangel einer richtigen Diſpoſition zum Rückzuge, gleich vom Anfange an, fiel auch auf dies Regiment. Daheim, das Zeitungsblatt in der Hand, laſſen ſich die Anmuthungen bequem ausſprechen. Wenn es einigen Truppen gelang, die Oder vor dem Feinde zu erreichen, oder nur ein geringfügiger Widerſtand ihnen aufſtieß, ſo hatten die vermöge der Ordnung des Marſches, einen Vorſprung gewonnen, ſich als die Erſten auch noch leicht mit Lebensmitteln verſehn u. ſ. w. —

Das Schreiben des Fürſten von Hohenlohe an den König, wurde bekannt gemacht. Dieſer General hatte bisher in hoher Achtung beim Publikum geſtanden. Auch jetzt glaubte man der feſten, deutlich hinlegenden Sprache ſeines Berichts, und klagte nur ſein widriges Schickſal an. Allein viele gefangene Offiziere ſtritten gegen die Wahrheit des Berichts, und nun ward der Fürſt bitter verläumdet. Schwer mittelt ſich die eigentliche Beſchaffenheit aller Umſtände aus. Mir ſcheint aber immer, bei allem was links der Oder, als Folge der Fehler in Thüringen, geſchah, haben die Vorwürfe, welche dieſen und jenen treffen, viel Aehnlichkeit mit denen, die man dem Blute, den Nerven, der Reſpiration eines ſchweren Fieberkranken machen könnte: über Wallung, Schlaffheit, Unordnung. Hängen die Organe nicht an der allgemeinen Erregbarkeit? Und hattet ihr euer altmilitäriſches ſteifes ceremoniöſes Syſtem nicht ſo abgeſchloſſen, daß man es wahrlich dem Körper mit ſeinem obern Lebensprinzip und den gehorchenden Organen gleichen kann? Was am Bilde hinkend bleibt, fühlt ſich wohl, dennoch aber komme ich darauf zurück: Wenn die Hohenlohe, Weimar, Bila u. ſ. w. das Strafgericht der Menge verfolgt, daß ſie keine Wunderthaten von ſich vernehmen ließen, ſo geht man über die erſte Hälfte des Oktobers mit einer ungerechten Schonung hinweg. —

Die Berliner Straſſen gewannen ein buntes Anſehn neuer Art. Waren zeither die preußiſchen Uniformen verſchwunden, ſo kamen ſie durch das Bürgerkorps, welches auf des Kaiſers Befehl errichtet ward, wieder zum Vorſchein. Man hatte blau mit roth, nicht ohne Geſchmack, erwählt. Das Tuch war fein. Der Säbel artig gearbeitet. Wohlhabende junge Leute von hübſcher Figur kokettirten ſogar, und ſetzten manches zu. Es wurde eine militäriſche Muſik angeſchafft, und man bezog mit Pomp die Wachen. Allein es zeigte ſich bald, daß die großſtädtiſche Weichlichkeit ſich mit ſoldatiſchen Verrichtungen übel verträgt. Alle Augenblicke war einer erkrankt, und die Familie klagte denn das ungeſunde Schildwacheſtehn im Zugwinde, an. Einer ſtarb plötzlich, durch eine beim Patrouilliren erlittene Erkältung.

Man darf die Nützlichkeit dieſer Garde nicht läugnen. Von Seiten der meiſten Bürger galt es hier auch Aufopferung. Das Korps erwarb ſich im allgemeinen Achtung.

Die gefangnen preußiſchen Offiziere, welche nach Berlin kamen, waren zum Theil ſehr unzufrieden mit der Uniform.

Franzöſiſcherſeits ſchätzte man dieſe Garde aber mit Ernſt.

Das durch Dombrowski und Wybicki unterzeichnete Manifeſt an die Polen, ward in die Berliner Zeitungen gerückt. Eine der weſentlichen Folgen der Verwirrung nach jener Schlacht, und übrigens eine Rechtfertigung des prophetiſchen Herzberg. —

Am 9ten November langte die Nachricht an, daß der brave General v. Blücher endlich bei Lübek habe kapituliren müſſen. Man athmete gewiſſermaßen wieder von der beſchämten Niedergeſchlagenheit auf, da man Einmal von einem Manne hörte, der Ideen mit Willenskraft verband. O wären viele geweſen wie er! rief alles, ich meine aber vor allen Dingen Einer, Einer, ehe noch das geſchlagne Heer in die Winde verſtreut war. Weit lieber weſtlich der Elbe alle Korps vereint, und gar nicht über den Strom gegangen. Blücher hatte übrigens die Auszeichnung, daß die Franzoſen hier ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Man hängte auch gleich ſein (wie wohl nicht getroffenes) Porträt an den Fenſtern der Bilderläden aus, und es ward nicht unterſagt.

Hier muß ich die Meinung eines meklenburgſchen Landkavaliers anführen, des Rittmeiſters v. A außer Dienſt. Dieſer behauptet: der General v. Blücher hätte, da er ſich in der Gegend von Wahren befand, die Enge zwiſchen dem Müritz- und Malchower See verſchanzen, und mit einigen Bataillons beſetzen können.

Während ſich dieſe, was mit Vortheil anging, vertheidigten, konnte das Hauptkorps unten um den See, und über Fürſtenberg gegen die Oder dringen. Jene Bataillons zogen ſich zuletzt als Arriergarde nach. Alle Verfolger befanden ſich mehr vorwärts. Indeſſen würden ſie den Plan bald inne geworden ſein, und die Oder, vor oder mit den Preußen zu erreichen geſucht haben. Auch ſah es um die Uebergangsmittel ſchwierig aus. Zudem war auch Blüchers Abſicht, wo möglich wieder über die Elbe zu kommen, das beſte was zu thun blieb.

Gleichſam aber, um die Patrioten wieder zu demüthigen, (denn ging das Korps leider ſchon verloren, war man doch ſtolz auf den Befehlshaber) lief auch am 9ten die Nachricht von der Uebergabe Magdeburgs ein. Man ſagte anfänglich, die Bürgerſchaft hätte den Gouverneur durch einen Aufſtand gezwungen, wogegen aber der Magiſtrat öffentlich proteſtirte, und was auch keine Glaubwürdigkeit fand, denn wie viele Mittel ſtanden dem Herrn von Kleiſt dagegen zu Gebot!

Magdeburg, Magdeburg! dieſer Hauptplatz auch verloren, rief alles, nun iſt es um Preußens Selbſtſtändigkeit geſchehn!

Unmittelbar wirkte er freilich nichts mehr. Napoleon war getroſt an ihn vorübergegangen, hatte vorerſt nur ein Blokadekorps dahin geſchickt, und würde das nöthige Belagerungsgeſchütz haben nachkommen laſſen.

Der Gouverneur hatte ſich ohne Zweifel in folgende Betrachtung verſtrickt:

Es iſt dieſſeits der Oder alles zerſtreut, und aufgerieben. Was noch in Meklenburg umherirrt (Blüchers Kapitulation konnte ihm nicht bekannt ſein) wird mit Ueberzahl verfolgt, der Gefangenſchaft nicht entgehn, der Feind beſitzt Stettin und Küſtrin, ſpielt den Feldzug an die Weichſel. Die Ruſſen ſind vermuthlich noch nicht in großer Zahl angerückt, auch wenn ſie ſtark genug herbeigeeilt wären, und ſelbſt eine Schlacht wider den franzöſiſchen Kaiſer gewonnen hätten, wird ſich dieſer an der Oder ſetzen, und großen Vorſchub durch die dort eroberten Feſtungen ge-

gewinnen. Es iſt nicht denkbar, durchaus nicht, daß die Franzoſen in der Zeit, wo es möglich iſt, Magdeburg zu halten, wieder bis in die Marken zurückgetrieben ſind. Und auch dann würde noch bei weitem nicht auf Entſatz zu zählen ſein. Die Tauſende von Soldaten, welche alſo während der Belagerung bleiben, werden fruchtlos hingeopfert, die Einwohner umſonſt ruinirt.“

Völlig richtig war das alles, die Folge hat auch den Herrn von Kleiſt, ſeines Blickes in die Zukunft halber, vollkommen gerechtfertigt — die Kriegsregel unterſagt aber das Philoſophiren!!!

Die Berliner thun es den Bewohnern des alten Athens an Geſchwätzigkeit gleich. Wohl dem, den ſie erheben, wehe dem, der in ihrer Meinung ſank! Wie man gar nicht endete, Blüchern zu preiſen, ſo fand Kleiſt nunmehr durchaus keine Barmherzigkeit. Die Anekdoten, zu ſeiner Herabwürdigung erzählt, nahmen kein Ende.

Er erklärte: dem Publikum ſei er keine

Rechenſchaft ſchuldig. In weſſen Händen iſt denn ſein Ruf? Mir ſcheint immer, es wäre ſehr zweckmäßig geweſen, die Gründe, welche ihn bewogen, in einer Druckſchrift bekannt zu machen. Gegen die Verläumdung zu kämpfen, iſt man ſich doch ſchuldig, und die Verläumdung bricht roh den Stab, und am unerbittlichſten über den Schweigenden. Wenn bei einem ſolchen Fall das Herz zur Unzeit mitſpricht, ſo iſt es gegen die Dienſtpflicht zu verantworten, aber es iſt darum gar nicht nothwendig, daß gehäſſige Beweggründe Statt gefunden haben. Ich geſtehe, daß ſie mir von dieſem Manne unglaublich vorkommen, er hatte zu viel Ehre, und war in der That einer der unterrichtetſten Generale des Heers.

Der 9te November war übrigens auch der Tag, wo die Eidesleiſtung Statt hatte. Ich entlehne die Erzählung des Vorgangs, welcher in dieſem Journal eine Stelle gebührt. Voran geht ihr die Bekanntmachung, die Eintheilung der bisher eroberten Lande in vier Departement betreffend, als:

1. Das Departement von Berlin.
2. — — — von Cüſtrin.

3. Das Departement von Stettin.
4. — — — von Magdeburg.

Es blieb übrigens bei der alten Eintheilung in Kreiſe. Hier folgt die Eidesformel der preußiſchen Offizianten:

„Ich ſchwöre, die Gewalt, die mir von „Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen, und „Könige von Italien, anvertrauet iſt, mit der „größten Loyalität auszuüben, und ſie nicht „anders als zur Erhaltung der Ordnung, und „der öffentlichen Ruhe anzuwenden, auch aus „allen meinen Kräften beizutragen, um die „Maaßregeln und Anordnungen, welche mir „für den Dienſt der franzöſiſchen Armee vorgeſchrieben worden, auszuführen, und weder „Briefwechſel noch irgend eine andre Art von „Verbindung mit den Feinden derſelben zu unterhalten. So wahr mir Gott helfe!“

Die General-Adminiſtration der vier Departements wurde, unter dem Oberbefehl des General-Intendanten der Armee, Herrn Darû, dem General-Adminiſtrator der Finanzen und Domänen, Herrn Eſteve, und dem Oberſteuereinnehmer Herrn Labouillerie übertragen.

Zum Kaiſerlichen Kommiſſarius in Berlin wurde Herr Bignon ernannt.

(Die Bekanntmachung nannte auch die in den Provinzen ernannten Kaiſerlichen Offizianten.)

„Vorſtehender Bekanntmachung gemäß war hier der 9te dieſes Monats zu Ableiſtung des vorgeſchriebnen eidlichen Gelübdes angeſetzt. Zu dieſem Endzweck wurden die öffentlichen Beamten der verſchiednen Zweige der allgemeinen Landesverwaltung, die Vorgeſetzten der Stadt, und die Deputirten der Bürgerſchaft, auf das Königl. Schloß zuſammen berufen. Der zu dieſer Handlung gewählte Saal war auf folgende Art eingerichtet. Im Hintergrunde deſſelben befand ſich eine mit ſcharlachrothem Tuch beſchlagne Erhöhung von vier Stufen, auf welcher ein rothſammtner, mit goldnen Treſſen verzierter Lehnſeſſel ſtand, und über dieſem bildete eine karmoſinrothe atlaßne mit Treſſen beſetzte Drapperie, die zwiſchen den vier am Ende des Saales, im Halbzirkel befindlichen Säulen ausgeſpannt war, eine Art von Thronhimmel. Auf der unterſten ſehr breiten Stufe ſtanden, für die Chefs der franzöſiſchen Verwaltung, ſechs Seſſel, und vor der Erhöhung ein mit grünem Tuch behangener Tiſch für den Kaiſerlichen Kommiſſarius. Längs den Wänden des Saales waren mehrere Reihen Stühle und Bänken für die Chefs und Mitglieder der verſchiednen Landesbehörden, ſo wie für die Magiſtratsperſonen und für die Deputirten und Repräſentanten der Bürgerſchaft, hingeſtellt. Die hier anweſenden Königlichen Staatsminiſter, die dermaligen Vorgeſetzten und Mitglieder der oberſten Landesbehörden befanden ſich zur rechten, die verſchiednen Kollegia der Staatsverwaltung und die Repräſentanten der Bürgerſchaft zur linken der vorgedachten Erhöhung. Um 12 Uhr Mittags erſchienen die Chefs der franzöſiſchen Adminiſtration des Handels, und nahmen auf der der unterſten Staffel der Erhöhung die für ſie beſtimmten Plätze ein; zur rechten nehmlich Sr. Excellenz der Diviſions-General Clarke, General-Gouverneur von Berlin, und den eroberten Provinzen u. ſ. w., Kommandant der Mittelmark, links Sr. Excellenz der General Hülin, Kommandant von Berlin u. ſ. w., und der

Chef ſeines General-Stabes, der Oberſt Lauderdiere; ferner der Ober-Intendant der Armee, Herr Daru, der Ober-Finanz- und Domänen-Adminiſtrator Herr Eſteve, und der Ober-Steuer-Einnehmer, Herr Labouillerie. Sobald dieſe Platz genommen hatten, ſetzten ſich auch alle Anweſende: darauf erhob ſich der General-Gouverneur und eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Anrede. Er ſtellte der Verſammlung vor, daß Sr. Majeſtät der Kaiſer den Einwohnern von Berlin dadurch einen großen Beweis Seines Zutrauens ertheilt, daß er die Landesbehörden bei ihrer Amtsführung gelaſſen, und der Bürgerſchaft einen aus ihrer Mitte gewählten Verwaltungsrath bewilligt habe. Durch die Geſinnungen und durch das Betragen der Bürgerſchaft ſei das Zutrauen des Kaiſers vollkommen gerechtfertigt. Er hoffe, daß dies auch in der Folge ſtets der Fall ſeyn werde, und daß ſie, um dies eidlich zu verſprechen, jetzt hier zuſammen berufen worden wären. Die Aufrechthaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe wären ſo weſentliche Pflichten des Bürgers, daß ſchon ihr eigner Vortheil und das Glück ihrer Untergebnen es erfordern, daß ſie ſich dazu anheiſchig machten, daß dies unter den vorhandnen Umſtänden zwiefach nöthig ſei, und daß, bei getreulicher Befolgung dieſer Vorſchrift, Er, als Gouverneur gewiß alles, was von ihm abhangen würde, gern beitragen würde, um die Laſt des gegenwärtigen Augenblicks ſo erträglich zu machen, als nur immer möglich.

Der Kaiſerliche Kommiſſarius, Herr Bignon, las nunmehro das Protokoll über die bisherige Verhandlung, und zugleich die (in vorſtehender Bekanntmachung wörtlich vorgeſchriebne) Formel des eidlichen Verſprechens in franzöſiſcher Sprache vor, dieſe ward hierauf von den anweſenden Königlichen Miniſtern, von jedem einzeln, in deutſcher Sprache wiederholt, und ſie ließen dieſelbe alsdann auch ihren reſpektiven Untergebnen, nach allen einzelnen Zweigen der Adminiſtration leiſten. Eben dieſen Eid legten ſodann auch die neu errichtete Verwaltungs-Committee, der Rath der Sechziger, nebſt der Bürger-Garde und die Repräſentanten der übrigen Bürgerſchaft ab." —

Daß man ſich zu Berlin in alle dieſe Einrichtungen gefügt hat, ſoll, wie es ſpäter verlautete, in Preußen Tadel gefunden haben. Einige haben gemeint, die Stadt ſei franzöſiſch geſinnt. Schärfe des Urtheils legten dieſe Tadler wenigſtens nicht an den Tag. —

Da viele Mißbräuche mit der Einquartierung einriſſen, ſo erließ der Kommandant am 20ten November einen geſchärften Befehl wider dieſelben. Er blieb nicht ohne Wirkung. —

Die Profeſſoren Erhard und Braſſe aus Leipzig, die hieher an den Kaiſer abgeordnet waren, rühmten von ihrer Audienz nicht nur den milden Empfang, ſondern äußerten ihre höchſte Befremdung, daß Napoleon von Hindenburgs kombinatoriſcher Analiſis, von Leibnitz, Kant, den philoſophiſchen Modeſchulen der Deutſchen, von Gall, dem Zuſtande des chemiſchen Studiums in Deutſchland u. ſ. w. mit der geläufigſten Kunde, und dem treffendſten, reifſten Urtheile ſprach. —

Am 20ten traf auch der Großherzog von Berg ein. —

Der Kaiſer erfuhr, daß in der Stadt Mangel und Hungersnoth befürchtet würden. In der That quälte dieſer Schreckensgedanke die Einwohner nur zu ſehr. Man hatte die vorige Erndte als nicht ergiebig angegeben, und die Kornpreiſe ſtanden hoch, der Krieg hatte nun viele Lieferungen in die Magazine nöthig gemacht, (welche meiſtens verloren waren,) ein ziemlicher Theil des preußiſchen Heeres zog zweimal ſeit kurzem durch die Mittelmark, jetzt war das große franzöſiſche Heer eingedrungen. Alles das ſchien die Furcht weſentlich zu begründen. Allein der Kaiſer unterzog ſich ſelbſt einer genauen Unterſuchung dieſes Gegenſtandes, ließ nach Vorräthen ſuchen, nahm ſogar in eigner Perſon Rückſprache mit den Beckern, und zog die Grundlinien einer heilſamen Getreidepolizei. Die Wirkung mögte man faſt mit dem Wunder jener fünf Gerſtenbrodte, vergleichen. Statt ſeit mehreren Tagen ſich vor den Beckerläden ein Aufruhr ähnliches Getümmel zeigte, ward nunmehr jedermann befriedigt; ſtatt man erwartet hatte, der Roggen würde auf 10 Thaler ſteigen, kam er bald in Ueberfluß zu den Märkten, und ſank unter 3 Thaler herab. Die Stadt wurde vorerſt auf drei Monate mit Einemmale verſorgt, und man berechnete auch bis zur künftigen Erndte ein ſicheres Auskommen. Unſtreitig wurde dies

eine

eine nicht genug zu preiſende Wohlthat für den Bürger, obgleich der Landmann ſcheel genug dazu ſah. Allein die Behauptung: der Landmann ſei ſchon ſeit mehreren Jahren, bei uns auf Koſten des leidenden Städters, bereichert worden, fand hier neue Belege. Auf jeden Fall, empfingen wir hier eine deutlichere Lehre, über den Kornertrag der Churmark, und der Staat wird nach dem Frieden, die ſo wichtige Angelegenheit der freien Ausfuhr, aufs neue, und mit Berichtigungen, prüfen können. Auch außerdem kann uns dann der einfache, ſchnelle, und doch einer ſo klaren Ueberſicht fähige Geſchäftsgang der Franzoſen, Wink oder Vorbild ſein. —

Am 14ten hatte der Kaiſer ein kleines Konzert befohlen. Der Kapellmeiſter Himmel, Signora Marchetti, und einige gewählte Virtuoſen, machten das ausübende Perſonal. —

Am 19ten November lud die comité administratif (der die Herren de la [illegible], Hotho, Meyer, Ritze, Zelter, [illegible]guier, Wibeau vorſtanden) ein, Bettücher in das zu Spandow angelegte Feldhoſpital zu liefern. —

Auch erſchien die erſte Anzeige über die zu erlegende Kontribution. Drei Kaſſen wurden zum Empfang eröffnet, bei den Gebr. Schickler, dem Bank. Sal. Moſ. Levy Erben, und dem Bank. Ruben Sam. Gumperz.

Das Geſchäft der Kontributionserhebung war hier neu, man konnte nicht recht damit aufs Reine kommen. Eine Menge Rückſichten legten Schonung, eine Menge Rückſichten Strenge auf. —

Da ſo viele gefangene Offiziere von ihren Familien getrennt waren, entſtand der Gebrauch, in den Berliner- (auch Hamburger-) Zeitungen, Anfragen zu machen. Gewöhnlich ſtanden nur die Anfangsbuchſtaben der Namen da. —

▪

Unterm 15ten November erſchien folgende merkwürdige Aufforderung:

„Der Muſterungs-Inſpektor des 4ten Korps, Offizier der Ehrenlegion, Kommiſſär-Ordonnateur, mit der Militär-Dienſtverwaltung und den Militär-Anſtalten beauftragt; erwägend, daß um dahin zu gelangen, daß alles zum

Vortheile der Armee angewendet werde, was von den Früchten ihrer Siege herrührt, es unſre Schuldigkeit iſt, alles ausfindig zu machen, was dem Könige von Preußen, oder ſeiner Armee gehört; und in Gemäßheit der Befehle Seiner Kaiſerl. Königl. Majeſtät, welche Uns durch den General-Intendanten der Armee ertheilt worden ſind; thun Wir hiermit kund: daß jeder welcher ein Magazin, Haus, Fabrike, Schiff oder Werkſtätte entdeckt, worin Effekten, Lebensmittel, oder andre Gegenſtände enthalten ſind, die dem Könige von Preußen, den Regimentern, oder den Hauptleuten von der preußiſchen Armee zugehören, eine Belohnung erhalten wird, die dem vierten Theile des Werths der vorgefundnen Sachen gleich kömmt, dieſelben mögen ſich belaufen auf welche Summe ſie wollen. Die Anzeigen müſſen bei den Kriegs-Kommiſſarien der Städte Berlin, Magdeburg, Stettin und Küſtrin gemacht werden, welche ſich ſogleich an den Ort begeben werden, wo ſich dieſe Magazine, Häuſer, Fabriken, Werkſtätte oder Schiffe befinden; daſelbſt werden ſie die darin vorräthigen Effekten, Lebensmittel, oder ſonſtige Gegenſtände beſichtigen, ihren Werth durch Sachverſtändige abſchätzen laſſen, und ein Inventarium darüber anfertigen. In demſelben muß von dem Tag und der Stunde, da die Anzeige gemacht wurde, Meldung geſchehen. Gedachtes Inventarium muß Uns in dreifacher Abſchrift zugeſchickt werden, um es dem Herrn General-Intendanten zu übergeben, welcher alsdann auf der Stelle den Betrag der Belohnung wird auszahlen laſſen. Die vorgefundnen Gegenſtände ſollen, durch die Fürſorge der Kriegs-Kommiſſarien, in die Militär-Magazine der obbenannten Städte gebracht werden.“

Im Kaiſerlichen Hauptquartier zu Berlin, den 15ten November 1806.

Lambert.

Der Feind handelte nach Konſequenz. Was hätten wir gethan, wenn wir nach *Frankreich* gedrungen wären? Daß aber Eingebohrne *gehorchten*, konnte von den feinfühlenden Franzoſen nicht anders als mit tiefer Verachtung gewürdigt werden.

Hart fiel dieſe Maasregel den Kompagnie-Chefs, die bekanntlich ihr eigen Vermögen in den Waffen- und Kleiderbeſtand ſtecken müſſen. Ich vermuthe, dieſer Umſtand ward dem Feinde nicht von der richtigen Seite gezeigt. Uebrigens hätte das Pfründhafte der Kompagnien ſchon längſt enden müſſen. Die öſterreichiſche Intendantur iſt der unſrigen bei weitem vorzuziehn. Dem Hauptmanne einen beſtimmten, reinen, im Kriege unverkürzten Gehalt, damit er nicht an der Garniſon und den Leinenhandel klebe. Bisher genoß er Einkünfte, bei denen er erröthen muß. —

Man beſtimmte jetzt die Geldverhältniſſe. Z. B. ein Friedrichsd'or, der an Gewicht 1 Grat 54 Grän, oder 6 Grammes 691 Milligrammes, und an Feinheit 6 Grammes 22 Milligrammes enthält, und zu 21⅔ Karat gerechnet, gilt 20 Franks 80 Centimes.

Außer dem Münzperſonal, einigen Metallurgen, Wechslern u. ſ. w. verſtand ſich wohl ſelten jemand auf dieſe Berechnung. —

Der Fürſt von Iſenburg begann jetzt die Errichtung ſeines Regiments. Herr v Marconnai, Lieutenant des Reg. v. Möllendorf, und ſein Bruder beim Departement der auswärtigen Affären, gehörten zu den erſten die der Aufforderung folgten. Da Bekannte ihnen ihre Unzufriedenheit nicht verbargen, gaben ſie zur Antwort: es entſteht doch eine Univerſalmonarchie. Herr von Lagerſtröm, vom Reg. Ferdinand, v. Schack, vom Reg. Fulda, und andre folgten. Manche entſchuldigten ſich mit dem fühlenden Mangel.

Dagegen erſchoß ſich ein junger gefangner Offizier, ein Südpreuße von Geburt, den die Angelegenheit ſeines Vaterlandes traf, der aber nicht von ſeinen Intereſſe für das Haus Preußen laſſen konnte. Leider weiß ich ſeinen Namen nicht. —

Am 18ten, 19ten und 20 November erſchienen im Telegraphen und den Berl. Zeit. lauter Notizen von wohlthätigen Verordnungen, über das Brennholz, Armenweſen, die Gehaltauszahlung der Offizianten, die Befriedigung der Penſionärs u. ſ. w. —

Die Herren François de Neufchateau, Colchen und Abremberg, Mitglieder des Erhaltungs-Senats, kamen aus Paris an, dem Kaiſer von Seiten des Senats Glück zu Seinen letztern Siegen zu wünſchen. Er ließ ihnen 340 Fahnen und Standarten übergeben, dazu Friedrichs II. Schärpe, Degen und Ringkragen, um ſie nach Paris zu bringen.

Viele dieſer Fahnen waren Trophäen des ſiebenjährigen Krieges, in der Garniſonkirche gefunden. Die ſchönſten Erinnerungszeichen an unſer Heroenalter ſind alſo dahin. Man beging die Nachläßigkeit, dieſe Gegenſtände nicht zu flüchten. O warum muß der Patriot ſo vieles rügen, was ſein Gefühl durchbohrt! —

Am 21ſten rückte das Armeekorps des Marſchall Soult hier ein. Die Soldaten, welche zum Theil in Lübeck reiche Beute gemacht hatten, überſchwemmten die Weinkeller und Mädchenhäuſer. Die Wechsler gewannen anſehnlich, da jene für die ⅔Stücke, (deren mancher den halben Torniſter voll gebracht haben ſoll) Gold verlangten. —

Auch trafen die Erbprinzen von Weimar, und Hohenzollern-Hechingen ein.

Einige Tage nachher auch der regierende Herzog von Weimar. —

Der Poſtenlauf, die Sicherheit der Straßen für Reiſende und Fuhrleute u. ſ. w. wurden immer mehr ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Die franzöſiſchen Gensdarmen (ſehr bei der Armee reſpektirt) hatten die Wege rein gemacht. Es war auch nöthig, man hörte zeither von vielen groben Exzeſſen in der Gegend. Die franzöſiſchen Kriegsgerichte verurtheilten ſtrenge. —

Man ſprach von des Kaiſers Abreiſe. Eh ſie erfolgte, wurde das bekannte wichtige Dekret, Englands Handel betreffend, erlaſſen. —

In der Nacht vom 24—25ſten ging der Kaiſer mit ſeinem Hauptquartier von hier ab. —

Am 25ſten folgten die Garden zu Fuß und zu Pferde, imgleichen das Korps des Marſchalls Soult, wodurch zu Berlin plötzlich eine ungewohnte Stille eintrat.

Se. Majeſtät waren einen Monat lang hier geweſen. Außer ununterbrochnen Kabinetsgeſchäften — währten die Truppenmuſterungen oft bis zur Dunkelheit. —

Wir ſahen jetzt, (außer den durchziehenden) nicht ſo viel franzöſiſche Soldaten mehr, dagegen rückten Truppen vom rheiniſchen Bund zur Beſatzung ein. Einſt war unſern Vätern die Reichsarmee ein Gegenſtand der Satyre geworden! Als Gleim ſang:

> Dem Würtemberger der ſein Pferd
> Aus dem Geſchwader riß,
> Mehr flog als ritt, Piſtol und Schwert
> Zum Teufel von ſich ſchmiß.
> Dem Schwaben der erbärmlich ſchrie
> Wie eine Katz im Fang,
> Geberden macht, als macht er ſie
> Auf einer Folterbank u. ſ. w.

Wo ſind die Zeiten? Jetzt geboten ſie uns mit den Waffen in der Hand: Fuimus Troes! —

Der Oberſt v. der Oſten vertheidigte ſich in öffentlichen Blättern, gegen einen Vorwurf den die Relation des General Blüchers gegen ihn enthielt, in einer männlichen ehrenvollen Sprache. —

Von außen liefen Beſchwerden über die Schwierigkeit des Landvolks, unter den jetzigen Umſtänden, ein. Das Kammergericht ergriff Maasregeln dagegen. —

Die Zahlenlotterie hatte wieder ihren Fortgang, nicht aber die Klaſſenlotterie, da Herr Liepmann Meier erklärte: die Gelder ſeien mit der Bank geflüchtet. —

Unterm 26ſten November erſchien eine ernſte Verordnung, gegen den Aufenthalt gefangner preuß. Offiziere in Berlin. So ſollte durchaus auch kein gemeiner Soldat beherbergt werden. Bei dem allen gab es Ausnahmen. Ein gut Wort fand eine gute Statt, und es wohnten theils in Berlin, theils in den nächſten Dörfern viele Militärs, doch gingen ſie nicht in Uniform. —

Wir hörten, daß der Kaiſer Napoleon (der mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Weichſel vordrang) jetzt bei Mainz (man bedenke, jenſeits des Rheins) drei neue Werke anlegen läßt, dergeſtalt daß künftig die Belagerung dieſes Platzes 100,000 Mann koſten würde. Wie beſchämend! —

Zu Ende des Monats langte der Churfürſt (die neue Würde war noch nicht bekannt gemacht) von Sachſen in Begleitung ſeines Oberſtallmeiſters Grafen Markolini hier an, dem Kaiſer aufzuwarten. Letztrer war indeß ſchon abgereiſet. Ohne Zweifel iſt dieſe Aufmerkſamkeit geneigt empfunden worden. Der Churfürſt ging übrigens nach einigen Tagen wieder zurück, ohne die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein genommen zu haben.

Dezember.

Es iſt ohne Zweifel ein unglücklicher Entſchluß mit der Größe Krieg zu führen. Man verdirbt die eigne Nation. Denenjenigen darin, welche Sinn für die Größe bergen, wird nun eine feindliche Abneigung auferlegt, die kaum der ſchwierige Selbſtkampf erringt, und ſie bleiben dennoch mit Gemüth und Verſtand in Widerſpruch. Wenn Jenes dem Aufruf des Vaterlandes gehorcht, und die alte Bewunderung hoher Thaten des Gegners zu vertilgen ſtrebt; ſo läßt dieſer wieder an den Erfolg verzweifeln, am meiſten wenn er die Waffen nicht erblickt, die hier Sieg verheißen. Von dem Theil der Nation, der das Wort

Größe nicht verſteht, wäre ein beſſrer Geiſtesanbau zu wünſchen, aber der nun begonnene Kampf beſtärkt ſeine Dumpfheit, hält die Bildung vielleicht noch nun einige Jahrzehend mehr zurück. Schon im Erwägen dieſes ſchwerlaſtenden Umſtandes hätte längſt ein Bund mit Frankreich nachgeſucht werden müſſen, dem jede andre Einrede ſchwieg. Er hätte auch unſtreitig reiche Früchte getragen. Ein preußiſcher Offizier, bei einem der ziemlich unrühmlichen Ereigniſſe gefangen, ſoll geſagt haben: Mit Frankreich alliirt, träge mancher von uns das Kreuz der Ehrenlegion, nun tragen wir das Kreuz der — — legion. —

Nach der Abreiſe des Kaiſers erhielt die Stadt ein ungemein ödes Anſehn. Auch das ſoldatiſche Gewühl verminderte ſich beträchtlich, da nur noch einige Durchmärſche ſtatt fanden, und blos eine geringe Beſatzung von rheinländiſchen Truppen vorhanden war.

Welch ein Abſtand gegen ſonſt um dieſe Winterszeit! Von den Feſten, die in den Geſandtenhäuſern, und reichen Familien des Adels hergebracht waren, ſah man nichts, da die noch anweſenden fremden Botſchafter ſich eingezogen verhielten, und der ſonſt um dieſe Jahrszeit in der Reſidenz lebende Adel, durch die Umſtände auf ſeinen Gütern zurückgehalten, oder auch in manche Bedrängniß geſetzt ward. Keine Konzerte, keine öffentlichen Bälle.

Zu den Erholungen und Luſtbarkeiten, die noch fortwährten, oder ſelbſt ſich erweiterten ſind zu zählen:

Erſtens: das deutſche Theater. Die Direktion deſſelben, welche der unvergleichliche Iffland — wenn das ſchon von der Menge nicht immer erkannt iſt, und es auch durchaus unmöglich wird, ſo mancherlei Begehr zufrieden zu ſtellen — überaus rühmlich führt, hatte ſich weislich in die Lage der Sachen gefügt. Man ging mit höchſt richtigem Takt zu Werke, that nicht zu viel, nicht zu wenig. Daß ein mögliches Begegnen des Geſchmacks der fremden Gäſte nothwendig wurde, liegt am Tage. Man gab viele Stücken aus dem franzöſiſchen überſetzt, und brauchte das Balletperſonal der italieniſchen Oper fleißig. *) Stücke

---

*) Die Franzoſen beſuchten das Theater häufig, ungeachtet die abweichende deutſche Manier, und

in welchen irgend ein Anlaß des Mißvergnügens wäre aufzufinden geweſen, wurden unter-

---

die Treue, womit bei ihnen dem hergebrachten Geſchmack gehuldigt wird, den Genuß ſchmälern mußten. Bei dem allen empfand die Kaſſe der Bühne beträchtliche Ausfälle, und ſoll, wie man ſagt, in einige Schulden verſunken ſein. Man redete auch von Verkürzungen der Gagen, die aber doch nicht ins Werk geſezt wurden. Der Direktor allein hat auf einige Zeit nur die Hälfte ſeines Gehalts erhoben.

Einige Zeit darnach fand die Direktion Urſache zu glauben, die verringerte Theilnahme des Publikums, dürfte auch wohl durch erkalteten Eifer mancher Mitglieder verſchuldet ſeyn. Alt iſt freilich die Klage, daß die Schauſpieler vor wenig gefüllten Häuſern ſich gern zu vernachläſſigen pflegen, (ein Fehler in den der verſtorbne Fleck oft, faſt gemeiniglich verfiel, Iffland dagegen nimmer.) Sie erließ alſo ein Zirkular an die Mitglieder, dem ſeiner lehrreichen Merkwürdigkeit, und des Gemeinnutzens für alle Bühnen halber, wohl der Druck zu wünſchen wäre. Unter andern hieß es darin: „Die Schauſpieler dieſer Bühne ſind in dieſen Zeiten, mehr als je verpflichtet, dem hieſigen Publikum durch präziſe, gute, lebendige und gefällige Darſtellungen, die wenigen drückt, dagegen aber auch durchaus keine Schmeichelei gegen den Sieger, oder irgend

---

Stunden, wo man im Theater ſeine Lage zu vergeſſen ſtrebt, angenehm vorübergehen zu machen. Sie ſind um ſo redlicher dazu verpflichtet, da die Adminiſtrationen ihnen Antheil bewieſen haben, und die Schauſpieler unter allen, welche von den gegenwärtigen Zeitumſtänden leiden, grade die Klaſſe ausmachen, welche am wenigſten gelitten hat, rückſichtlich behandelt worden iſt, und nun weniger die Nachtheile der Zeitgeſchichte empfindet, als die Schauſpieler der vielen Städte in Deutſchland, ihn tragen und getragen haben, wohin der Krieg gekommen iſt. — — Die möglichſte Anſtrengung ſollte um ſo mehr jezt von dem eignen Ehrgefühl erwartet werden, da wir jezt größtentheils vor einem fremden Publikum ſpielen, welches bei ſich zu Hauſe, einer ſehr ſorgfältigen Bühne, der größten Pünklichkeit, Dezenz, und Lebhaftigkeit gewöhnt iſt. Da dieſes Publikum, ungeachtet es in der großen Mehrheit, unſrer Sprache nicht kundig iſt, gleichwohl die Rückſicht beweiſet, kein Theater ſeiner Sprache hieher kommen zu laſſen, und alſo dadurch unſre Erhaltung möglich macht: ſo iſt es die erſte Schuldigkeit, ihm in vernehmlicher Sprache, und faßlich genauer Mimik verſtändlich zu werden.“

eine unpatriotiſche Wendung geduldet. Man gehorchte lediglich der Nothwendigkeit. Daß übrigens in einer Periode, die den Künſten überhaupt ungünſtig war, hier eben keine glänzende neue Erſcheinungen Aufſehn machten, auch der Prunk vermindert ward, darf nicht befremden. Während dreier Monate ward kein einziges neue Stück zur Aufführung gebracht. *)

Ferner fanden Reſtaurateure und Weinhändler ihre Rechnung. Von den letztern ſiedelten ſich manche mit gutem Fortgang an, und richteten ihre Geſellſchaftszimmer mit Aufwand und Geſchmack ein. Den Maasſtab für das Allgemeine hier angelegt, hätte der Fremde auf blühende Zeiten ſchließen müſſen. Aber einmal fanden ſich die Franzoſen hier beſonders ein (ſelbſt die Soldaten des letzten Grades, bei denen eine artig gefüllte Börſe nicht ſelten war) und dann ſuchten auch viele Berliner,

---

*) Dies änderte ſich erſt bei den Benifizvorſtellungen, und da ſah das Publikum neuere, und mitunter Produkte denen viel Beifall zugetheilt ward.

liner, die ſonſt häuslich geſellſchaftliche Zirkel geſucht, und gehalten hatten, hier Zerſtreuung oder Entfernen ihres Unmuths. Daß die politiſchen Geſpräche hier Tagesordnung wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Einige Wirthe verbaten ſie, um Veruneinigungen zuvorzukommen, in angehefteten Papieren, doch meiſtens umſonſt. —

Wo ſich übrigens noch das Verkehr gemehrt hatte, das war in den Tempeln der Wolluſt. Oft fand ſich hier eine ſo ſtarke Frequenz, daß die Zahl der Prieſterinnen — in Berlin gewiß eine ſeltne Klage — zu gering erfunden ward. Nachfrage vermehrt den Artikel. Deshalb ſowohl, als auch wegen der in den unteren Klaſſen fürchterlich eingeriſſenen Armuth, nahmen nun ſpäterhin die feilen Dirnen mehr Ueberhand als je. Die Schamloſigkeit mit welcher ſie auf den Gaſſen die Vorübergehenden einluden, glich vollkommen jener im Palais-Royal zu Paris. Mit Abſcheu muß man hier einer gehäſſigen Ausſchweifung denken, die der Stadt Berlin in manchen anſtößigen Schriften vorgeworfen iſt. (Die ſogar ärgerliche Details davon lieferten). Sie mag ehedem mehr beſtanden haben, als in den letzten Jahren, immer aber flüchtete ſie ſich in die Verborgenheit. Dagegen hörte man nun, ſie ſei rückſichtsloſer als je erwacht. Ob Provenzalen und Italiener darauf einwirkten, oder die mehr als je gegründete Furcht angeſteckt zu werden, die Leidenſchaft in die Arme der Unnatur führte, ſei dahin geſtellt. *) —

Anfangs Dezember wurde die vom 25ſten Novbr. ausgeſtellte Aufforderung der Verwal-

---

*) In einem allgemeinen Gemälde ſind ſchwerlich lauter gefällige Züge zu entwerfen. Man übe alſo Nachſicht gegen folgende, die ich mit Abſcheu niederſchreibe:

Ein geringer Polizeibedienter meldete einem Vorgeſetzten: „Unter den Linden und bei der Stechbahn, treiben ſich des Abends immer Jungen herum, die ſogleich weglaufen, wenn ſie unſer Einen anſichtig werden. H—n, das laß ich mir noch gefallen, doch Jungen, das iſt zu arg.“

Einer von dieſen gerieth unter der Kolonnade der Stechbahn, in Zank mit einem Mädchen von höchſtens zwölf Jahren. Es hörten Vorübergehende mit an, daß er ihr mit Schimpfworten vorwarf, daß ſie ums Geld — — — „Und was thuſt du?“ klang ihre Antwort. Schauderhaft!!!

tungs-Committee, zu Anleihen, bekannt gemacht. Man ſuchte auf Obligationen von 50 bis 7000 Rthlr. 2½ Millionen. Das geſammte Vermögen der Stadt wurde als Unterpfand geſtellt, und 5 Prozent Zinſen zugeſagt. Die Anleihe hatte aber keinen raſchen Fortgang, und die Committee konnte deßhalb bei den Requiſitionsgegenſtänden ſelten baare Zahlung leiſten. Sie bediente ſich dagegen ihrer eignen Obligationen, die aber ſogleich fielen. Der Geldmangel erklärt das zum Theil, andrerſeits auch der Umſtand, daß während des Krieges, wie er heut zu Tage geführt wird, den Bedürfnißſtellungen für ein Heer kein Ende abzuſehn iſt. Auch meinten wohl die noch übrigen Summenbeſitzer, unter der jetzigen ungeſtümen Nachfrage, ihr Geld vortheilhafter anlegen zu können. Es ſteht dahin, auf welchem Wege die Stadt, nach wiedergekehrtem Frieden ihre Verbindlichkeiten löſen kann. Ohne Zweifel werden die Nachwehen hart empfunden werden, um ſo mehr als der Preis unſrer hieſigen Grundſtücke, um dieſe Zeit faſt zur Hälfte geſunken, ſchwerlich wieder zu dem Standpunkt von Ehedem empor ſteigt. Denn nur zu beſtimmt iſt wohl vorauszuſagen, daß viele Quellen des Wohlſtandes von Berlin, für die Zukunft als verringert oder auch ganz verſiegt anzuſehn ſind. Sicher ſetzt eine kleinere Zahl von Staatsbeamten, und eine verminderte Garniſon ihr Einkommen in Umlauf. Vermuthlich wird der Zufluß des Landadels, und der Fremden, dem in vorigen Zeiten nachſtehn. — Mir ſcheint, eine proviſoriſch erhöhte Acciſe, auf alle Lebensbedürfniſſe ohne Ausnahme gelegt, hätte auf eine minder fühlbare Art, wie die künftigen Einziehungen der Stadtſchuld ausfallen werden, die Beſtände für den Zeitbedarf liefern können. Acciſeoffizianten ſind ohnehin bereits vorhanden, die Erhebung hätte alſo keine, oder wenige Koſten verurſacht. Auch hätten alle Fremden dann mit beigeſteuert. Es gab mehrerlei Vorſchläge, die Stadt in Beſitz von baaren Geldern zu ſetzen. Unter andern wollte Jemand das ganze Kapital der Klaſſenlotterie (ſie hatte die Looſe veräußert, war nur mit der Ziehung in Rückſtand) der Verwaltungs-Committee überliefert wiſſen, die dagegen in Papier zahlen ſollte. Wahr iſt es, daß der Gewinner, nach dem Sprichwort vom geſchenkten Gaul, wohl am ruhigſten die Obligation genommen hätte. —

Die Zahlenlotterie, ſeit dem feindlichen Einmarſch unterbrochen, hatte, wie ſchon geſagt, ihre — ſegensreichen Geſchäfte wieder angehoben. Es durften nun doch die Einwohner mindeſtens hoffen, ſich durch Ternen oder Quaternen aus ihrer Verwirrung zu ziehn. —

Der Herzog von Weimar hielt ſich einige Tage hier auf, ward aber nicht im großen Publikum geſehen —

Man hatte ſchon im vorigen Monate, nachdem die Herren ꝛc. von Zaſtrow und von Luccheſini zu Charlottenburg mit dem General Düroc in Unterhandlung getreten waren, von einem Waffenſtillſtand geredet, den das Publikum als Vorläufer eines nahen Friedens anſah. Die Bedingungen deſſelben wurden aber erſt jetzt durch das 33ſte Bülletin bekannt und die Nachricht beigefügt, daß Sr. Majeſtät der König von Preußen ihn nicht ratifizirt habe. Lebhaft war die Theilnahme an dieſem wichtigen Gegenſtand. Die größere Parthei war froh, dieſen Waffenſtillſtand zurückgewieſen zu ſehn, da er die demüthigende Forderung enthielt, einſtweilen Hameln, Nienburg, und noch einige andre Plätze in franzöſiſche Hände zu liefern. Die kleinere ſagte dagegen: gar leicht kann der Friedenſchluß, welcher nun einſt dem verweigerten Waffenſtillſtande folgt, uns noch demüthigender werden, und die feſten Plätze fallen ohne Zweifel doch in kurzem. (Hameln und Nienburg machten das am erſten wahr.) Offiziere riefen: nein die Ehre der Armee muß erſt gerettet werden! (Ein ſchwierig Problem, ihr kleiner Reſt in Preußen vermag allein es nicht, und ſchlügen Rußlands Krieger die Franzoſen zurück, würfe ihr Triumpf auf die unſrigen nur noch bitterere Schmach.) — Der König handelte indeß hier nach ſeinem immer ſich gleichen biedern Privatcharakter. Er wollte ſeinem Bundesgenoſſen keinen Anlaß zur Klage geben, hoffte auch wohl von Oeſterreich eine Diverſion im Rücken des Feindes. *)

Von einer ſolchen Diverſion ſprach man um dieſe Zeit hier allgemein. Verſchiedentlich tönten die Gerüchte ſo vorlaut, daß man den

---

*) Ihre Möglichkeit hätte der Gouverneur von Magdeburg vor Augen haben müſſen.

Erzherzog Karl ſchon in Dresden, ſeinen Vortrab ſogar ſchon in Baruth verkündigte. Dazu hieß es, würde in Schleſien und Pommern ein Geſammtaufſtand bewirkt, und ſonach der Feind völlig abgeſchnitten, und, mit Hülfe der durch Britten verſtärkten Schweden, durch überlegne Angriffe umringt werden. Daß ſeine Lage dann kritiſch geworden wäre, wer läugnet es? Gleichwohl zählte die neuere Geſchichte, der Beiſpiele von Uneinigkeit und Fahrläſſigkeit genug auf, um an ſolche kräftige Zuſammenwirkung nicht zu glauben. Bei dem allen iſt wohl nicht klar auszumitteln, ob es allein der Widerſtand der ungriſchen Nation war, der Oeſterreichs Schwert in der Scheide hielt, oder ob Frankreichs kluge Negoziationen eindrangen. Genug, Oeſterreich erſchien wie die Folge lehrte, nicht, in Schleſien und Pommern wurde wenig oder nichts gethan, was in der Hauptſache entſchieden hätte. —

Auf die Banknoten und Treſorſcheine, ſo wiederholt auch die Verordnungen zu ihrem Vortheil erſchienen, hatte der zurückgewieſene Waffenſtillſtand einen bedeutend mißlichen Einfluß. —

Am 2. Dezember wurde bekannt gemacht, daß der Großherzog von Berg in Warſchau eingetroffen ſei. Auch laſen wir die aus Poſen erlaſſene Proklamation des Kaiſers an die Truppen. Unter andern war die Stelle bemerkenswerth: C'est envain que les Russes ont voulu défendre la capitale de cette ancienne et illustre Pologne; l'aigle français plane sur la Vistule Le brave et infortuné Polonais, en vous voyant, croit revoir les légions de Sobieski de retour de leur mémorable expédition. In der That mußte die Befremdung immer mehr anwachſen, da es ſich zeigte, daß die traurigen Erfahrungen von der Elbe, am Ufer der Weichſel ſo wenig zu warnenden Lehren gediehen waren. Wenn die Oder keine Vertheidigungslinie ward, ſo lag dies noch mit in den früheren Säumniſſen, und in dem Betragen einiger Kommandanten: aber wahrlich, den Uebergang der Weichſel ſtreitig zu machen, dazu gab es Zeit und Mittel genug, wenn eine ernſthafte Thätigkeit beide weislich verwandte. Warſchau wurde faſt ohne Schwertſtreich geräumt. Und warum? Einmal auf den hergebrachten Aberglauben ge-

geſtützt: ein Ort von großem Umfang ſei nicht zu behaupten, und ferner, da man von den Einwohnern fürchtete. Aber jenen hat Kosziusko 1794 an Ort und Stelle über den Haufen geworfen, da er, obgleich bei Raſſka geſchlagen, und auf dem Fuße verfolgt, dieſe Hauptſtadt mit Erdwerken umgab, und ſo ſie ſechs Wochen mit großem Erfolg vertheidigte. Hier galt es demnach keine Erfindung, nur Nachahmen des Geſchehenen. Wahrſcheinlich ſind ſelbſt die Spuren jener Anlagen noch ſichtbar, und die Gewalt konnte Menſchenarme genug hinzunöthigen, um die Werke zu erneuen. **Eine große Feſtung gewährt** ſehr beträchtliche Vortheile. Einmal kann die ſtarke Beſatzung, die ſie aufzunehmen im Stande iſt, viel auf einen Punkt ausrichten, und der Feind muß wegen der Ausdehnung ſeiner Linien, eine nur deſto größere Macht vor ihr beſchäftigen, da eben dieſe Linien durch einen kräftigen Ausfall deſto leichter zu durchbrechen ſind. Es leuchtet ein, daß Warſchau ſich nicht eben Monate lang halten konnte, allein Anfangs hatten die Franzoſen immer kein grobes Geſchütz zur Hand, und nach Maaßgabe wie die ruſſiſchen Verſtärkungen, über Grodnow heran eilten, konnte es immer mehr Truppen entweder unmittelbar einnehmen, oder unter ſeinem Schutze konnte die Heeresmacht ſich zuſammenſtellen, Entſatz bewirken, und in Südpreußen angreifend auftreten. Auf den ſchlimmſten Fall bereitete man einen geſicherten Rückzug über die Weichſel vor, und vertheidigte nun Prag mittelſt unter der Zeit dort angeordneter Werke. Ferner mußten ſogleich, als man nur von den Wendungen des Krieges in Sachſen unterrichtet war, bis Thorn und Graudenz hin, an den ſchicklichen Orten Brückenköpfe erbaut werden, oder wenigſtens gute Poſitionen am rechten Ufer des Stroms, von wo aus, es den Uebergang zu behindern galt. Leicht ward er gewiß nicht, da die Weichſel ſehr breit iſt, große Strecken unzugangbarer Ufer hat, und während des Winters $180\frac{6}{7}$ das Waſſer ausgezeichnet hoch ſtand. Thorn und Warſchau befeſtigt, ſtark beſetzt, und gegen Plock ein Armeekorps, das Seitenkorps nach Dobrzin, Bobrovnik, Wiszogrod, Zakroczim u. ſ. w. ſtellte, ſo hatte ein Uebergang Schwierigkeiten, die ſich mindeſtens nicht eher überwältigen ließen, bis ſchon die ruſſiſche

Armee zu großer Ueberzahl angewachſen war, ihre Magazine an die Weichſel gebracht, und ſich in den Stand geſetzt hatte, dieſen Strom ſelbſt in Weſtpreußen zu paſſiren. Wandten ſich etwa die Franzoſen dorthin, ſo ging man dagegen nach **Kujavien** zu, über, und bedrohte dem Feinde, Seite und Rücken. Vertheilte er ſich aller Orten, konnte er um ſo weniger mit einem kleinen Korps ſich nach dem rechten Ufer wagen. Allein es ſchien, als ob das Glück Napoleons, an manchen Punkten die Vertheidiger mit einer moraliſchen Blindheit geſchlagen hätte, ſo regellos und ohne alle Vorausſicht ſchritten ſie zu Werk. So fand unter andern, der Marſchall Nei bei Thorn, hinreichende Fahrzeuge auf der Weichſel, *) um ſeine Truppen überzuſetzen. Waren dieſe nicht da, ſo mußte er doch lange Zeit ein müßiger Zuſchauer daſtehn, denn daß er Pontons bei ſich geführt habe, die faſt eine Viertelmeile reichten, (ſo breit iſt hier der Strom,) läßt ſich doch wohl nicht annehmen. Eine Brücke ſtatt der zerſtörten zu bauen, daran würde man ihn doch wohl mittelſt Batterien gehindert haben. Er mußte alſo erſt Fahrzeuge anfertigen laſſen. Noch iſt es unbegreiflich, daß den zuerſt Uebergeſetzten, die Thorner Sackträger und Fiſcher ſollen zum Landen behülflich geweſen ſein. Weshalb unterließ man denn jede Anſtalt, ſich dieſes unzuverläßigen Pöbels zu verſichern? Im Kriege wende man doch Gewaltmittel an, führe Geiſſeln weg, ſperre ſolch Geſindel in große Gebäude, den Eingang ſcharf bewacht, zuſammen, nehme ihre Frauen und Kinder in Gewahrſam, was einſt Benjowski bei den Sibiriſchen Koſaken mit Erfolg that. Aber es ward alles verſäumt. —

---

*) Vielleicht wurden ſie auch von dem Bromberger Kanal herbeigeführt. Aber auch dort, ſelbſt auf der Netze und Warthe mußte der Feind kein Fahrzeug finden. Was nicht ans rechte Weichſelufer in gute Verwahrung zu bringen war, mußte verſenkt werden. Eine Kriegsregel die den Anfängern ſchon eingeſchärft wird.

Das politiſche Journal legte die Berechnung an, daß in Folge der Schlacht von Jena die franzöſiſchen Truppen binnen einem Monate, eine Landesſtrecke eroberten, die 10 Millionen Einwohner, und über 1000 Städte enthält. —

Ueber die Berg= Hütten= Salzwerke u. ſ. w. erſchienen Verordnungen. Der Feind wußte die Landeseinkünfte mit Genauigkeit einzuziehn. —

Wir erfuhren, daß der Kaiſer Napoleon von Poſen aus, die Errichtung eines Monuments zu Ehren des franzöſiſchen Heeres, auf dem Magdalenenplatze zu Paris, geboten habe. Die Idee dieſes Monuments iſt in der That mehr als altrömiſch groß. Die Statüen aller Marſchälle in Marmor, die Basreliefs der Bataillonsoberſten, die Namen aller Gebliebenen in Tafeln von gediegnem Gold gegraben, das alles an einem Orte vereint — wo fand man was ähnliches? Wer vermag auch anderswo ſolche hohe Reitzmittel anzuwenden? Und da man Einmal Geſchmack an dieſen ſublimen Aufſtellungen gewann, ſo wird es allerdings fortgehen, und aus Paris dereinſt ein Schönheitsinbegriff werden, wovon die Vorſtellung jetzt noch keine Ahnungen nährt. Das kühnſte Denkmal muß ohne Zweifel einſt entſtehn, wenn Englands Ueberwindung — die einmal eingeleitet, und ſo ſchwierig ſie ſein mag, ſo nothwendig wie jene des puniſchen Reichs iſt — vollendet ſein wird. Noch ſtreben die Franzoſen, den Quiriten bis zu Szipio Afrikanus gleich, zur Höhe, dann werden ſie beten: Laß Jupiter uns ſtehn! Doch wozu will man Blicke in die Folgezeit ſenden, beſchäftigt uns die Gegenwart nicht genug? —

Der Friede zwiſchen Frankreich und Sachſen wurde bekannt gemacht? —

Die Comité administratif ſchrieb eine Abgabe auf alle Hauseigenthümer und Miether aus. —

Je näher die Zeit rückte, wo ernſthafte Auftritte an der Weichſel zu erwarten ſtanden, je mehr war das Publikum geſpannt, und debattirte für und wider den Erfolg. Einige ſahen in den polniſchen Oeden das unfehlbare Grab des franzöſiſchen Ruhmes, andre weiſſagten einen fortlaufenden Siegeszug bis St. Petersburg. Die Lügenverbreiter wurden wieder thätiger als je. Es war ekelhaft, ſich an öffentliche Oerter zu begeben, wegen der ſo unerhört abgeſchmackten Mährchen, die man dort in Umlauf brachte. Auch ward es oft ſchwer, Verdrießlichkeiten zu entgehn. Denn wenn da ſo ein Kannengießer hintrat, und 5 malhunderttauſend Ruſſen an der Weichſel, eine Million am Pregel u. ſ. w. verſammelte, und man machte einen beſcheidnen Einwand gegen die Möglichkeit, mindeſtens zur Zeit, ſo waren Inſolenzen zu erwarten, denn der beſcheidne Geſellſchaftston hatte ſich in brauſende Rechthaberei und Bitterkeit aufgelöſt. Ging jemand aus der Thür, der eben nach Anſichten der geſunden Vernunft über die Lage der Dinge ausgeſprochen hatte, ſo tönte ihm nicht ſelten der Ausruf nach: das iſt auch ein ſchlechter Patriot! oder wohl gar: das iſt ein Franzöſiſchgeſinnter!

Unglaublich lächerlich klang es, da einmal ein Queerkopf etwas recht patriotiſches zu ſagen glaubte, indem er ausrief: wartet nur ihr Herren Franzoſen, mit den Ruſſen werdet ihr nicht umſpringen, wie mit uns! —

Da der Prinz Auguſt, und der General von Tauenzien nach Frankreich abgeführt wurden, hielt man das faſt allgemein, für ein Reſultat von Ereigniſſen, die für die Franzoſen in Polen widrig ausgefallen waren, welche man uns aber verſchwieg. Der Telegraph, gewandt im Erklären, ließ ſich darüber folgendergeſtalt aus:

„Der Prinz Auguſt von Preußen iſt, begleitet von zwei franzöſiſchen Offizieren, den 24ſten nach Frankreich abgereiſt.“

„Dieſer Umſtand hat nicht verfehlt, die Aufmerkſamkeit des Publikums zu erwecken, und den Vermuthungs-Fabrikanten einen reichhaltigen Stoff zu gewähren. Nach dem, was wir davon erfahren haben, theilen ſich dieſe Vermuthungen in verſchiedne Arten, vorzüglich aber in zwei Haupt-Gattungen; ſie ſtimmen in einem Hauptpunkte überein, nämlich, daß ſie darauf hinzielen, dieſe Sache, woraus einige Perſonen gern ein großes Ereigniß machen möchten, mit Urſachen zu verbinden, die, nach dem Ausſpruche dieſer geſchickten Beobachter, in einem ſehr hohen Grade bedenklich, wichtig, ernſthaft wären. Man ſieht, daß dies eine gute Gelegenheit iſt, deren ſich dieſe Herren erfreuen, um ihre ſchönen Hypotheſen darauf zu bauen. Ihre Ideen ſind wunderbar, und ihre Schlüſſe würden unterhaltend ſein, wenn ſie minder lächerlich wären. Es iſt, wenn man

man ſie hört, von nichts geringerem die Rede, als von Siegen, die die Ruſſen gewonnen, oder von gefährlichen Anſchlägen, die die Preußen angelegt haben. Um den Einwohnern das Vertrauen zu beweiſen, welches man in den guten Geiſt ſetzt, der ſie beſeelt, kann man ihnen ſagen, daß man den heimlichen Anſchlägen von ihrer Seite eben ſo wenig Glauben beimißt, als den vorgegebnen Siegen der Ruſſen.“

„Da ſich ein jeder damit befaßt, Thatſachen nach ſeiner Art zu erklären, dürfte es uns wohl nicht erlaubt ſein, auch unſre Auslegung zu verſuchen? Der Prinz Auguſt iſt von Sr. Kaiſerl. Majeſtät ſeinem Vater zurückgeſchickt worden, und in dieſem Betragen des Siegers erkannte man die Großmuth, die ſeinen Charakter bildet; aber damals beſtanden noch Unterhandlungen zwiſchen Sr. Majeſtät dem Kaiſer, und dem Könige von Preußen; der Friede ſchien ſich zu nähern. Weiterhin ſah man den Kaiſer einen Waffenſtillſtand bewilligen, den der König von Preußen verweigerte. Der König, der ſeine Abhängigkeit von Rußland bekannte, hat in der Folge die Weigerung ſeiner Ratifikation auf dieſe Abhängigkeit gründen wollen, während von der anderen Seite die Ruſſen erklärten, daß, als Alliirte, ſie ganz ſeiner Verfügung überlaſſen wären. Die Sachen haben alſo in dieſem Augenblick eine ganz andere Geſtalt, als ſie zu der Zeit hatten, da der Prinz Auguſt in Berlin zu bleiben, authoriſirt wurde. Dieſe Veränderung ſcheint eine natürliche Auslegung einer Thatſache darzubieten, die keiner andern Beweggründe bedurfte.“

„Man könnte hier ſogar noch eine wohlthätige und großmüthige Abſicht entdecken. Es giebt in allen Ländern unſinnige Menſchen, die unaufhörlich bemüht ſind, ſich ſelbſt und andre zu kompromittiren. Es muß wohl deren in Preußen eben ſo, als an andern Orten geben; wäre es nicht möglich, daß nach und nach Menſchen von gemeinem Schlage, betrogen durch ihre Vorurtheile, durch die Milde der franzöſiſchen Regierung erdreiſtet, darauf verfielen, allerlei abgeſchmackte Ideen ſich einzubilden, welchen um ſie geltend zu machen, ſie bekannte und unbekannte Namen unterzuſchleben ſuchten? Dies iſt die Gefahr welcher der Prinz Auguſt mehr als irgend jemand anders ausgeſetzt ſeyn konnte, und es iſt ohne Zweifel ſehr glücklich für ihn, ſich außer der Berührung der übelgeſinnten Dummheit und der blödſinnigen Uebelgeſinntheit zu finden. Dieſe Anſicht der Sache, wovon hier die Rede iſt, ſcheint um ſo vernünftiger zu ſein, da man verſichert, daß auch der General Tauenzien nach Frankreich abgereiſt iſt, und da man annehmen kann, daß der Beweggrund, in Hinſicht dieſes Generals, der nämliche, wie bei dem Prinzen Auguſt iſt. Die tiefen Politiker, die für ſo einfache Thatſachen, andre Urſachen ſuchen wollten, würden, nach unſrer Meinung, in eitle Träumereien verfallen.“

Der diesjährige Weihnachtsmarkt fiel armſelig aus. Viele Verkäufer hatten ihre Buden nicht aufgeſchlagen, und deshalb ſtanden die Stellen leer. Oft hat man den Berlinern es zum Vorwurf machen wollen, daß an dieſer, eigentlich nur den Kindern ziemenden, kleinlichen Luſtbarkeit, auch das erwachſene Publikum ſo ernſthaften Antheil nimmt. Indeſſen iſt es ſehr harmlos, ſich an die Freude der Kindheit zu ſchließen, dabei einmal der eignen Frühe eingedenk zu ſein. Zudem wirken hier Gewohnheit, Ton. —

Die letzten merkwürdigen Nachrichten, womit das Jahr ſchloß, waren die vom Einzuge des franzöſiſchen Kaiſers in Warſchau, und von den Anſtalten, wodurch die Marſchälle Davouſt, Soult, Lannes u. ſ. w. die eben genommenen Stellungen an der Weichſel zu decken wußten. Warum that man dergleichen nicht? Warum erblickt man bei den Kriegen mit Frankreich immer auf der einen Seite ſo viele Blößen? Hier meine Vermuthung darüber: Seit der franzöſiſchen Staatsumwälzung, ſind beſonders viele ſogenannte médiocre et rampant bei den Heeren geſtiegen, und mancher gute Kopf wurde des vernünftigen Urtheils halber entfernt, oder unterdrückt.

Jenner 1807.

Das neue Jahr iſt da, die Hoffnung es friedlich zu begrüßen wurde betrogen. Die Kämpfe an der Weichſel entſcheiden unſer Geſchick.

Es iſt hergebracht, daß unſre öffentlichen Blätter den 1ſten Jenner mit Poeſien feiern. Gewöhnlich reden dieſe vom — Gewöhnlichen. Diesmal ſollte der Gebrauch denn doch grade nicht abgeſtellt ſein, und die Dichter haben ein Troſtwort an.

Wahrlich wenn man den Ton unſrer gegenwärtigen Geſellſchaften prüfte, und wieder Reſultate der Begebenheiten zog, wurde man auf manche Ueberzeugung geleitet, die, wenn ſie geäußert werden ſoll, bitter klingt, dennoch aber dem Gebiete der Wahrheit nahen mag.

Freimüthig zähle ich Eine davon auf, doch wünſche ich von Herzen, zu irren. Ein übler Wille wird mir dabei nicht angedeutet werden können, es wäre ein Thor, der etwas übles wollte, ein verächtlicher Thor. Wahrheit, wenn ſie es wirklich iſt, ſchadet nimmer. Daß wir ſie oft nicht erkannten, laſtet ſchwer auf uns.

Nämlich: Es wird immer deutlicher, daß man im Volke den Grund unſrer Unfälle aufſuchen muß. In dieſem, wenn gleich (titulär) aufgeklärten Volke fand ſich wirklich ein Ideenumlauf, der mindeſtens geſagt, für Zeiten wo ein Frankreich, ein England, ihre geiſtigen Kräfte, im ſo unendlich regſamen Wettkampf übten, dürftig zu nennen war. Und was iſt mit einem dürftigen Ideenumlauf unter ſolchen Umſtänden zu beginnen?

Nicht als ob die Natur hier nicht ſowohl wie an andere Orten Fähigkeiten erzeugt hatte, nicht als ob hier keine glänzenden Köpfe aufzuzählen wären, allein das Genie wandte ſich nur mit ſeiner Strebekraft grade dahin nicht, wo die Zeit ihr winkendes Ziel emporſtellte.

Der eine ergab ſich mit Leidenſchaft dem Leidenſchaftloſeſten, der ſpekulative Philoſophie, der andre zerſtörte ſein Vergnügen, um ja das Vergnügen nach den ſublimſten Theorien der Geſchmackslehre zu umarmen; hier ſtieg ein Geſchichtsforſcher in den Born der Vorzeit, und erklärte mit tiefem Scharfſinn die Begebenheiten — entſchwundener Jahrhunderte; dort verfolgte ein Sohn der Themis liebend ſein höchſtes Ideal der Geſetzgebung; der gelehrte Arzt erwarb ſich Ruhm, indem er die Widerſprüche Browns gegen die Alltagserfahrung zu berichtigen wußte; der Naturkundige prüfte bald die Urſtoffe am chemiſchen Tiegel, bald überbot er die Lavoiſier und Dolomieu an wiſſenſchaftlichen Reiſen — — — aber Politik und Kriegskunſt???

Zwar blieben wir eben nicht müßige Zuſchauer vor der großen Weltbühne, wir debattirten über die Debatten, aber — lernten wir etwas ab? Welche Politik herrſchte da, wo man ſich noch vier Wochen vor Ausbruch des Krieges, über des Feindes Nationalkraft die erbärmlichſten Sagen aufheften ließ?

Wir trieben theoretiſche Kriegskunſt, auf den Uebungsplätzen nach — bequemen Vorausſetzungen, wir hielten auf Artillerie und Ingenieurſchulen (beiläufig geſagt, blickte man aber auf Artilleriſten und Ingenieure von der Höhe herab) — doch den Lehrern mangelte Wahrheitsmuth, ſie redeten immer vom ſiebenjährigen Krieg, und würdigten die neuern Kriegsthaten der Franzoſen ſo — cavalièrement hin, allenfalls wurde Moreaus Rückzug im Vorbeigehn ein wenig gelobt. Wir ſchrieben Bücher über die Kriegskunſt, o ganz unvergleiche ſcharfſinnige Kompilationen, immer neu wieder errichtete Denkmäler der Wunder von Roßbach und Leuthen, ja ja — aber ein Werk worin die Sprache des Zeitbedürfniſſes ertönte, traf der Stempel der Verachtung.

Liegt das am Volke? hör' ich fragen. Ich ſagte es bereits oben: nach meiner Anſicht: ja!

Es gab wohl hie und da einen Einzelnen der beſſer unterrichtet war, doch die Regierung hätte, da ſie ſo ſparſam verſtreut lagen, nur mit einem Glück, das ein Ternenglück heiſſen mögte, einen davon zur höheren Wirkſamkeit erheben können. Und ſchwerlich hätte der ſich im Strudel der Verfolgung erhalten.

Geht das etwa den Regierungen in England und Frankreich ſo? Da würde, es iſt wahrlich nicht zu viel geſagt, der Mißgriff ſelten ſein. Jeder Britte kennt das Intereſſe ſeines Vaterlandes, eben ſo jeder Franzoſe, und das ſind Produkte des Ideenumlaufs, der, was wohl zu bemerken ſteht, nicht blos durch Schriſten ſeine Lebhaftigkeit empfängt.

Wäre der Ideenumlauf im Preußiſchen geläutert geweſen, dann konnte doch wahrlich noch im Herbſt 1806 kein hoher Staatsbeamter ausrufen: „es iſt mit Frankreichs Kraft vorüber. Nur Weiber, Greiſe und Kinder erblickt man dort, das Heer iſt nicht mehr zu rekrutiren,“ oder um dieſelbe Zeit ein berühmter General ſchreiben: „es ſind noch die alten Franzoſen von Roßbach.“ Sie würden doch wohl in ihren Umgebungen zu vielen Widerſpruch gehört haben.

Wer leugnet, daß die Umſtände unſre Nachbaren mehr über ihr Wohl unterrichteten, deſto mehr aber hätte man hier, in den unteren Regionen ſtreben — und freilich oben auch erweiſen müſſen.

O man höre nur noch jetzt, nach ſo herben Erfahrungen, das öffentliche Urtheil an!!!

Die Nachrichten aus Polen waren es jetzt immer, welche die öffentliche Unterhaltung beſchäftigten. Auch kamen manche Neu-Polen hier in ihrer Nationaluniform an. Das Emblem der Mütze iſt ganz artig gewählt: eine aufgehende Sonne — halb ſtrahlt ſie über den Horizont hervor. —

Niemand war jetzt regſamer, als unſre Kupferſtecher. Theils ſah man an allen Bilderläden Napoleons Bild, bald im Bruſtſtück, bald ganz in Figur, bald zu Pferde, bald in eine Gruppe gebracht, nach den verſchiedenſten Manieren; theils hingen dort die übrigen Großen des Schauplatzes der Zeit aus. Kaiſer Alexander, die Könige von Preußen und Schweden, Großfürſt Konſtantin, u. ſ. w. Von dem gebliebenen Prinzen Louis ſah man eine ſehr gelungene Zeichnung. Viele franzöſiſche Generale u. ſ. w. wurden ebenfalls dargeſtellt. —

Am dritten Jenner traf der Kronprinz von Baiern hier ein.

Eben ſo aus Neapel die Herzoge von Carignano und Monteleone, auch der Prinz von

Angel um dem Kaiſer die Glückwünſche des dortigen Hofes zu überbringen. —

Der Telegraph lieferte die bekannten Siegesnachrichten vom Ufer des Bugs und der Narew. Auf Privatbriefe geſtützt, wollten viele aber gegen dieſe und ähnliche Berichte ſtreiten, und raunten ſich ins Ohr: die Franzoſen können in den ſchlechten Wegen nicht fort, Krankheiten und Mangel raffen ſie hin, die Ruſſen ſind überaus ſtark, und haben die Franzoſen geſchlagen — Hier boten ſich dem unbefangenen Urtheile folgende Ausſprüche dar: Daß die Natur des Landes, beſonders im Winter, der Kriegsführung hinderlich ſein würde, war vorauszuſehn, notoriſch aber, daß der Kampf mit den vorhandenen Hinderniſſen ruſſiſcherſeits der Gewohnheit wegen, leichter zu beſtehn ſei. Da hätte man wahrlich die der Franzoſen mehren können. Warum vertheidigte man die Weichſel nicht? Warum räumte man ihnen mehr Terrän ein, auf welchem ſie Bedürfniſſe fanden? Wie geſagt, der Feldzug in Preußen begann auf der einen Seite wieder mit Hauptfehlern. Die ruſſiſche Tapferkeit wurde ſelbſt von den Franzoſen gerühmt, wozu führte ſie aber? Und in der That, wenn ein härterer Winter einfiel, ſo machten ohne Zweifel die leztern gewaltige Fortſchritte. Denn das mußte geſchehen, weil die Strategie hier ſo überlegen iſt, und man dort auch die taktiſch errungenen Vortheile wenig benuzt ließ. Am Bug und Narew unter andern, mußten die Ruſſen gar nicht vom Gefecht laſſen, ſie ſtanden ja auf fremden Boden, ihr Rückzug war offen, man konnte hinterwärts alles zu ihrer Aufnahme vorbereiten; was wäre dagegen aus dem franzöſiſchen Heere, jenſeits der Weichſel geſchlagen, geworden? —

Die vorjährige Geburts- und Sterbeliſte, welche in dieſen Tagen bekannt gemacht ward, fiel niederſchlagend aus. Wahrlich das verborgne hämiſche Uebel, welches der Krieg neben ſeiner offnen gewaltigen Verheerung ſtiftet, iſt wenig erkannt. 1776 Perſonen in dieſem Jahre mehr geſtorben, als geboren. Das war hier unerhört, obgleich die Zeiten vorüber ſind, wo wir uns alljährlich einer anſehnlichen Geburtsüberzahl freuten. Ein ſcherzhafter Mann ſagte einmal: ſeitdem ſo große Aerzte in Berlin leben, ſterben mehr Menſchen als geboren werden. In dem Ausſpruche liegt übrigens mehr Sinn, als der Witzling ſelbſt vermuthete. Denn allerdings iſt die Generation, bei der große Aerzte nothwendig ſind, ſchon ſehr kraftzerſtört. In den ſibiriſchen Steppen iſt keine Nachfrage um Erregungstheoretiker. —

Man nannte jetzt die Gefechte von Czarnowo, Naſielsk, Kurſomb, Lopaczin, Golymin und Pultusk, in denen die Franzoſen wollten geſiegt haben. Die Ruſſen wollten es dagegen auch. Welch ein Stoff für die gegenwärtigen langen Abende, die Fälle pro und contra zu überſchlagen! —

In einem Londner Blatte hieß es: „Obgleich Bonaparte ſich des Sundes zu bemächtigen ſucht, um für uns das Baltiſche Meer zu verſchließen, ſo wird ſein Zweck jetzt, da die Fahrt über den großen Belt ſo bekannt iſt, nicht erreicht werden.“ — Dieſe Worte laſſen einigermaßen in die Zukunft ſehn. Die Zeit dürfte nahe ſein, wo Dännemark ſeine Neutralität bereuen wird. Machiavell hat ſchon bemerkt, daß wenn die ſtärkeren Nachbaren kämpfen, die Partheiloſigkeit gemeiniglich die übelſte Maasregel ſei. Man muß dann lieber mit zu erwerben, und ſich dadurch, daß man Einen verbindet, zu verſtärken ſuchen. — Sonderbar iſts aber, daß der brittiſche Journaliſt ſagt: „jetzt, ſeitdem die Fahrt über den Belt ſo genau bekannt iſt.“ Wann wäre ſie es wohl nicht geweſen? Die Dänen ſtationirten nur eine Fregatte dahin, die jedes Fahrzeug nach dem Oreſund weiſen mußte. Dieſe Maasregel galt dem Zoll. *) —

Unterm 7ten ward ein geſchärfter Befehl der Fremden halber, bekannt gemacht. Auch

---

*) Uebrigens ſagte die Kopenhagner Zeitung vom 2ten Jenner: „Die Nachrichten aus Kiel in Hinſicht unſrer politiſchen Verhältniſſe ſind vollkommen beruhigend.“ — — Ei, ei, das haben wir auch hieſigen Ortes oft geſagt. Unſre Krug, u. ſ. w. betrachteten in ihren ſtatiſtiſchen Werken Preußens Gränzen für immer abgeſchloſſen. Sein Sie auf Ihre Huth, meine Herren Dänen! Unter andern auch, wenden Sie wo möglich die Schmach von ſich ab, einſt, wenn es gilt, zwar Küraßiere, Dragoner, Huſaren, Grenadier, Füſiliere, Jäger, aber — keine Soldaten zu beſitzen.

ward es immer rathſamer, der Geſpräche wegen vorſichtig zu ſein. Und dennoch ſo viele Einladungen dazu. Bald kam ein Schleſier nach Berlin und verſicherte leiſe: bei uns geht alles trefflich. Daß Glozau und Breslau verloren ſind, hat gar nichts zu ſagen, der Fürſt von Pleß bekömmt ſie nächſtens in ſeine Gewalt. Ein Landſturm wird unter der Hand vorbereitet. Dann vernichten wir die 10,000 Baiern und Würtemberger, und nehmen den Franzoſen, Magdeburg, Stettin und Küſtrin, die ja alle ſehr ſchwach beſetzt ſind, im Rücken weg. Auch glaubt nur: die Oeſterreicher erſcheinen doch noch. Ganz dick ſtehn ſie an unſrer Gränze u. ſ. w. Bald langte wieder ein Ukermärker oder Meklenburger an, und verkündigte einen neuen Guſtav Adolph von Stralſund aus, oder ein ehrlicher Pommer erblickte in dem Partheigänger Schill einen Herſteller der alten Ordnung.

Der letzte ward beſonders die Hoffnung des Tages. Wehe dem, der zwar der Muth des Offiziers der ſich auszeichnete, mit Freuden rühmte, doch aber der Meinung war: die kleinen Streifzüge könnten auf das Ganze nur wenig Einfluß haben; er mogte nun ſeinen Nicht-Patriotiſmus verantworten. —

Unterm 11ten wurde durch den Herrn Eſteve bekannt gemacht, daß die Frankfurter Meſſe nach wie vor Statt haben, doch diesmal vom 16ten Jenner auf den 9ten März verlegt werden ſolle. Auf die inländiſche Induſtrie wirkte dieſe Maasregel leider wenig. —

Unſre Kanzelredner, beſonders die Herren p. p. Hanſtein und Ribbeck miſchten die Zeitläufte fleißiger in ihre Vorträge, als dergleichen ſonſt gebräuchlich war. Ihre Freimüthigkeit, die Aeußerungen warmer Anhänglichkeit an das Vaterland, und manches andre ließ ſich dabei mit Recht loben. Nur, ſcheint es, wurden unſre Unfälle dabei auf eine gewiſſe die Individuen und Mißgriffe ſchonende, Art dargeſtellt, die ganz geeignet iſt — — Sünder verſtockt zu machen. Das Kriegsglück iſt ſchwankend, das Schickſal mißt bald dieſem bald jenem frohen Erfolg zu; o wie haſſ' ich ſolche Floskeln! Sagt doch lieber: Pater peccavi! aus reuigem Herzensgrund, damit ihr in Zukunft

Zukunft — — — — ach es lag ja nirgends blindes Unglück, alles alles hat unſer Betragen verſchuldet. —

Da aus Preußen her, ſowohl durch Briefe, als auch gedruckte Blätter, welche Reiſende heimlich mitbrachten, Nachrichten über die Gefechte der Franzoſen und Ruſſen in Umlauf geſetzt wurden, welche anders lauteten, wie die in unſern öffentlichen Blättern, ſo bekämpfte ſie der Telegraph unterm 16ten und 18ten folgendergeſtalt:

„Jedermann weiß es, daß, in dem Augenblicke der Schlacht von Jena, in der Abſicht, die Preußiſchen Truppen zu begeiſtern, das Gerücht verbreitet wurde, daß anfänglich die Preußiſche Armee 10,000 Franzoſen gefangen genommen hätte. Menſchen ohne Ueberlegung brachten zu jener Zeit dieſe falſche Nachricht, in der Geſtalt eines glänzenden Sieges, ſelbſt bis nach Berlin. Wenn man einigen Verbreitern von Siegesnachrichten von dieſer Gattung Gehör geben dürfte, die ſeit zwei oder drei Tagen auszuſtreuen ſich beeifern, bald, Zeitungen aus Danzig und Königsberg, dann wieder

Briefe aus dieſen Städten erhalten zu haben, ſo müßte man glauben, daß die Franzoſen geſchlagen worden wären, da es doch zuverläßig iſt, daß ſie glänzende Vortheile, wie wir ſchon früher berichtet, erhalten haben, und zwar beſonders in Golynim und in Pultusk gegen die Ruſſen, und in Neidenburg und Willenberg gegen die ſchwachen Ueberbleibſel der preußiſchen Armee, unter dem Kommando des Generals Leſtocq. Aber mögen dieſe Zeitungen, worin die Franzoſen geſchlagen ſeyn ſollen, gedruckt oder nicht gedruckt ſeyn; mag ſelbſt ihre vorgegebene Niederlage in Danzig und in Königsberg gefeiert worden ſeyn: ſo iſt es doch nicht minder unwiderſprechlich, daß die Franzoſen in allen Gefechten, die Statt gefunden, geſiegt haben. Die ruſſiſche Armee war genöthigt, Oſtrolenka den Franzoſen zu überlaſſen, um ſich gegen Grodno zurück zu ziehen. Die Jahreszeit hat es erfordert, Winterquartiere zu beziehen; der Kaiſer iſt ſeit dem 1ſten Januar nach Warſchau zurückgegangen; man hat täglich Nachrichten von ihm in Berlin erhalten; man hat ſelbſt am 16ten dieſes deren erhalten. Seit dem Einzuge der Franzoſen in

Oſtrolenka iſt nichts Merkwürdiges vorgefallen. Man kann nicht alle Tage Details von intereſſanten Begebenheiten aus Warſchau erhalten, weil dergleichen Ereigniſſe nicht Statt haben."

Und:

„Obgleich die Gerüchte, die wir geſtern ſchon berührten, kaum mehr Glauben finden, ſo kann es doch nicht ganz unnütz ſeyn, noch einmal darauf zurück zu kommen. Man verſichert uns, daß einige Uebelgeſinnte eingebildete Auszüge aus eingebildeten Zeitungen, voll von eingebildeten Siegen der Ruſſen in der Stadt verbreitet haben. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie ſie ſolche abgeſchmackte, fabelhafte Erzählungen umhertragen dürfen. Sie ſagen . . . . . was ſagen ſie nicht? Seitdem der Kaiſer wegen der Strenge der Jahreszeit es für nöthig erachtete, ſeinen Siegeslauf einen Augenblick zu unterbrechen, und ſeine Armee die Winterquartiere beziehen zu laſſen, ſo müſſe man daraus ſchließen, daß die Franzöſiſche Armee geſchlagen worden wäre, und daß die Ruſſen Sieger wären? Sie wären Sieger, die Ruſſen, die von allen Ufern der Weichſel vertrieben, die aus allen ihren Poſitionen an dem Bug und an der Narew verjagt worden ſind; die in Pultusk, in Golynim in Unordnung gebracht, die endlich auf allen Punkten gezwungen worden ſind, ſich vor der Franzöſiſchen Armee zurück zu ziehen! Sie wären Sieger, dieſe Ueberbleibſel der Preußiſchen Armee, die über Neidenburg und Willenberg zurückgedrängt, zerſtreut, in die Gehölze und in die Moräſte geworfen worden ſind! Und die Armee, die den Uebergang aller Flüſſe erzwingt, die den Feind von einer Stellung zur andern verfolgt, die überall ſeine Verſchanzungen, ſeine Bagage, ſeine Artillerie wegnimmt, und ihn hinter Oſtrolenka und gegen den Niemen wirft: dieſe Armee wäre die geſchlagene Armee! O, ihr leichtgläubigen Geiſter, die man irre führt, erklärt uns doch dieſe Widerſprüche! Würdiget die Lächerlichkeit der Fabeln, womit man euch unterhält. Man ſagt euch, daß man in Königsberg Illuminationen und Feſte gegeben hat. Wie ſehr muß man die Einwohner Königsbergs und alles, was dieſe Stadt einſchließt, bedauern, wenn ſie nie andere Feſte kennen, als die, wovon hier die Rede iſt, und wodurch ſie ihr eingebildetes Glück gefeiert hätten. Feſte und Erleuchtungen in der Stadt der Trübſal und der Trauer! Beſchimpft nicht ſelbſt das Unglück, das zu achten euch zuerſt die Pflicht gebietet.“ —

Folgende nähere Nachricht über die zwei Fahnjunker welche bei Halle ſich in die Saale geſtürzt haben, wovon man bisher, ohne doch genau unterrichtet zu ſein, ſprach, lieferte der Feldprediger **Krüger** des Zengeſchen Regiments:

„Unterzeichneter iſt ein Augenzeuge der blutigen Auftritte geweſen, die ſich am 17ten Oktober v. J. bei Halle ereignet haben; ungeachtet er das außerordentliche Schickſal des braven Regiments von Treskow, als welches jenſeits der Saale an der dortigen Papiermühle faſt gänzlich aufgerieben worden, nicht ſelbſt mit angeſehn hat. Indeſſen Augenzeugen, und namentlich Herr Keferſtein, Eigenthümer gedachter Papiermühle haben ihm verſichert, daß zwei Junker des Regiments von Treskow, ein Herr von Kleiſt, und ein Herr von Platen, nachdem ſie nichts als Tod oder Gefangenſchaft vor ſich geſehn, ſich mit ihren

Fahnen heldenmüthig in die Saale geſtürzt, und dabei geſagt haben: „„Ehe der Feind die Fahnen haben ſoll, ſtürzen wir uns lieber in die Saale!““ Möge dieſe beſtimmte Nachricht die Angehörigen der beiden jungen Helden zu einiger Beruhigung gereichen!“

Krüger.

Die Szene ward auch in Kupfer geſtochen, wiewohl nicht eben vorzüglich. Man ſollte übrigens den Umſtand noch näher ermitteln, und dann ja ſein Andenken nicht untergehn laſſen. —

Der wohlthätige Geiſt welcher ſonſt Berlin vorzüglich ehrte, zeither aber — das wird unſer Zuſtand leicht erklären — ein wenig vermißt ward, erwachte zu neuem Daſein. Das Armendirektorium ſuchte neue Hülfsquellen auf, um ſeine unverhältnißmäßigen Ausgaben zu leiſten; mitleidige Geſellſchaften traten zuſammen, die Speiſung dürftiger Familien zu übernehmen; Brennholz, Kleider u. ſ. w. wurden vertheilt. Ohne dieſe Maasregeln hätten Tauſende den Hungertod gefunden, oder die Landſtraßen als Räuber überſchwemmt. —

Es kamen jetzt immer mehr preußiſche Offiziere nach Berlin. Die Erlaubniß des Aufenthalts fand weniger Schwierigkeit, und die Generale Clarke und Hülin (deren Andenken Berlin einſt ſegnen wird) waren auch gefällig, wo es ſich nur thun ließ. Immer aber mußten ſich die preußiſchen Offiziere hier übel befinden. Des Feindes Triumphe in ihrer Fülle zu ſehn, verwundet den Krieger, und dann gab es oft unangenehme Bemerkungen zu hören, wiewohl jeder billige Mann ſich in ihrer Gegenwart entweder Stillſchweigen gebot, oder bei ſeinen Aeußerungen an die Pflichten gegen das Unglück dachte. Nur betrugen ſich einige dieſer Offiziere ſelbſt auf eine unvorſichtige Art. Den allernachtheiligſten Eindruck mußte es machen, wenn der Feind durch ſie in ein verächtliches Licht geſetzt ward. Es fühlt jeder der das hört, daß Jemand der von einem verächtlichen Feind überwunden wurde, doch an ſich ſelbſt unmöglich hoch ſtehn kann. Weit vortheilhafter klingt es, ja dem Sieger nach ſeinen Vorzügen Gerechtigkeit zuzuerkennen. Nur dadurch hebt ſich der Ueberwundne empor. Manche davon thaten das aber auch.

Die Frage: aus welchem Geſichtspunkt hat ein preußiſcher Staatsbürger, der nicht Soldat iſt, gegenwärtig einen Soldaten des Vaterlandes anzuſehn? iſt meines Wiſſens noch nicht aufgeworfen und beantwortet worden, und doch iſt ſie wichtig genug. Mögen hier einige Worte darüber ſtehn:

Allerdings genoß hier der Soldaten- beſonders der Offizierſtand höhere Auszeichnungen als jeder andre, und auch als ſelbſt in Frankreich. Denn wenn dort freilich der vornehme Militär in den letztern Zeiten durch Belohnungen aufgemuntert ward, die nicht in der Macht eines kleinen Staates ſind, ſo darf doch keiner dem Bürger wegwerfend begegnen, (was auch ohnehin die Verſtandeskultur des Franzoſen nicht zugiebt). Hier wurde das jedoch in etwas überſehn, die ſonſt ſo gleichmeſſende Billigkeit des Geſetzes, machte ſich ein wenig der Partheilichkeit ſchuldig, und ſtrafte, wenn Perſonen aus den beiden Ständen ſich beleidigten, die eine übergelind, die andre überſtrenge. Es lag hier die Abſicht verborgen: den Kriegerſtand üppig mit Stolz zu nähren, da von ihm dann deſto höhere That zu erwarten ſei. Man wollte darum alles für den Soldaten thun, um alles wieder vergolten zu ſehn. Auch war er die ganze Stütze der Monarchie, und eine ſo geprieſene, daß eine von Friedrichs dichteriſchen Hyperbeln heißt: Der Erdball ruht nicht ſo ſicher auf Atlas Schultern, wie Preußen auf ein ſolches Heer. Der Bürger ſollte das auch fühlen, und auf dem Wege zuvorkommender Ehrenbezeugungen ſich der etwanigen Unannehmlichkeiten entziehn. *)

Nun kam aber der Krieg, und die Anſpannung des kleinen Staates, ein ſo zahlreiches Heer zu unterhalten, die allerdings auf den Einzelnen laſtete, das zurückgeſtellte Ver-

---

*) Dem Militär wurde allerdings auch beſcheidnes Verfahren gegen den Bürgerſtand eingeprägt, und die beſſeren darunter übten es. In Alt-Brandenburg lebte aber ein gewiſſer Syndikus Engelmann, der das gewünſchte Verhältniß begreifend, zu ſagen pflegte: rede mich doch ein Offizier Er an, nenn' er mich einen Gnoten, dafür thut er auch im Kriege mehr für mich, wie irgend ein Soldat in Europa.

hältniß, alles umſonſt! Unſer Heer, ein Ganzes betrachtet — entſprach ſo wenig der hohen Erwartung, daß ohne die Ruſſen, der König binnen ſechs Wochen keinen Bauerhof mehr beſeſſen haben würde.

Wenn jetzt der Einzelne die vorige Conſideration fordern will, ſo iſt es freilich ſonderbar genug, allein doch auch lieblos, ſehr lieblos ſie zu verſagen, denn dem Unglück gebührt Schonung (ſogar dem verſchuldeten) und wer kann wiſſen, ob der Mann mit dem man grade zu thun hat, nicht vom beſten Willen beſeelt, und nur durch die allgemeinen Fehler mit ins Verderben gezogen wurde?

Das Geſchick des Bürgers der die Laſten des Krieges in ihrem ganzen Umfang empfinden muß, iſt gemeiniglich ſehr hart, aber auch wahrlich jenes der Offiziere. Sie büßen nach Verhältniß meiſtens eben ſo am Vermögen ein, verlieren ihre Ausſichten auf die Zukunft größtentheils, und werden von dem gekränkten innern Gefühl, ihnen einmal ſo ſcharf erzogen, gemartert.

Der Bürger erwäge das!

Aber der Offizier denke auch über ſeine Anſprüche, im Verhältniß zur Zeit, nach.

So wird man dem billigen Mittelpunkt nahe ſtehn, und endlich auch die widerſinnige feindliche Trennung der Stände, die nur im preußiſchen Staate bekannt war, enden.

Februar 1807.

An der Weichſel ſchienen die Waffen zu ruhen, und man glaubte, nur das Frühjahr dürfte den Feldzug wieder eröffnen. Da beſtand nun für unſre Reſidenz die Ausſicht, noch lange in feindlicher Hand zu ſein. Immer trauriger ward der Bürger, welcher ſeine patriotiſch genährten Wünſche, durch eine raſche Wendung des Kriegsglücks befreit zu werden, vereitelt ſah.

Die menſchliche Phantaſie hängt gern an freundlichen Wünſchen, und tauſendmal betrogen, hebt ſie ihr Lieblingsſpiel wieder an. Hier aber gerieth das Herz des Patrioten oft in den Fall, daß der Verſtand ihm ſeine Wünſche unterſagte, obgleich das Widerſtreben gegen ſeine Gründe nicht unterblieb. Der Patriot von Liebe zu König und Vaterland beſeelt, konnte nicht anders, als für die Waffen Preußens, und ſeines Bundesgenoſſen, die wichtigſten Vortheile von Geſchick erflehen, was ließ ſich gleichwohl für die Provinzen vorausſagen, über welche Rückzug und Verfolgung ſich hinwälzten? Ohne Zweifel die traurigſte Verheerung. Dabei gewann der König auf der anderen Seite nichts. Und durch den Beſitz ſo mancher feſten Punkte an der Oder, zog ſich, wenn die Franzoſen auch in Polen eine Niederlage traf, der Krieg hier gewiß in die Länge. Deſto ſchlimmer! Es beſtand ein Lotto, aus welchem nur Schlimmes vertheilt ward. —

Da auf dem Schauplatze bei Stralſund größere Lebhaftigkeit herrſchte, und das Gerücht die Ereigniſſe von dorther mit den gewöhnlichen Uebertreibungen meldete, ſo ſehnte ſich auch ein großer Theil der Einwohner Berlins, die Schweden hier zu ſehn, und man verkündigte ſie oft ſchon in Oranienburg, wollte ſogar ihre Streifpatrouillen nahe bei den Thoren geſehn haben.

Es gehörte in der That nicht unter die Unmöglichkeiten, um dieſe Zeit ſich von Schwediſch-Pommern aus, Berlins zu bemächtigen. Das franzöſiſche Korps dort war noch zu keiner beträchtlichen Stärke angewachſen, die Garniſon von Berlin unbedeutend.

Was würde aber in dem Falle geſchehen ſein? Das Volk unſrer Stadt hätte ſich einer trunknen Freude hingegeben, dieſe den Schweden auf eine Art, welche die Franzoſen unwillig machen mußte, bezeugt, ja es würde nicht an Ausſchweifungen gegen einzelne gemangelt haben. Lange hätte indeß ein ſolcher Zuſtand nicht gewährt, die Militärſtraßen wurden bald mit Verſtärkungen und Konſkribirten angefüllt, ſchon nach wenigen Tagen hätten die früheren Eroberer der Stadt ſich ihrer aufs Neue bemächtigt, und da dürfte das eben geäußerte Frohlocken hart beſtraft worden ſein. Es iſt ſeit Jahrhunderten ohne Beiſpiel, daß ſich die Hauptſtadt eines mächtigen Staats in einer ſo mißlichen Lage befunden hätte, wie Berlin, während dieſes Winters. —

Im Kleinen erblickte man jetzt einen lebhafteren Geldumlauf, wie bisher, denn es wurden anſehnliche Beſtellungen für die Truppen gemacht. Dadurch bekamen vielerlei Handwerker Arbeit. Dem allgemeinen Uebel half das aber wenig ab. Immer tiefer ſanken die Staatspapiere, die Grundſtücke bot der Bedrängte mit funfzig Prozent Verluſt feil, ja ſie gingen in Subhaſtationen wohl noch niedriger weg. —

Der hieſige Feuer-Bau-Inſpektor, Herr Jachtmann zeigte eine Erfindung vor, vermittelſt der man bei entſtandnem Brande, ohne Gefahr, von außen durch die Fenſter zu dem Urſprunge des Feuers gelangen, dort das Waſſer unmittelbar darauf hinleiten, und zugleich die Menſchen, wenn kein andrer Ausweg mehr offen ſteht, bequem und ſicher herabſteigen laſſen, auch ihre Sachen retten, kann. Man hat an andern Orten bereits etwas ähnliches angewandt, doch iſt dieſe Maſchine gewiß das vollkommenſte in ihrer Art. Sie koſtet fertig 196 Thaler, und es wäre zu wünſchen, daß die Kammereien beträchtlicher Orte ſie anſchafften. —

Das Armendirektorium kündigte am 7ten

an wie es zwei Konzerte im italieniſchen Opernhauſe, zum beſten ſeiner Kaſſen geben werde. So menſchenfreundlich als klug. Vergnügen für die Wohlthat.

Der Hauptmann von Neander machte ſich zu eben dieſer Zeit, unendlich verdient um die Wittwen und Waiſen des Soldatenſtandes. Seine eröffnete Subſkribtion für dieſe Unglücklichen, mit einer Art Erwerbſchule verbunden, hatte auch bald einen ſegensreichen Fortgang. —

Wir erfuhren gegen die Mitte dieſes Monates, (die Nachrichten langten ſpät an) daß die Winterquartiere der Franzoſen wieder verlaſſen wären, und das ſehr verſtärkte ruſſiſche Heer gegen die Nieder-Weichſel vorzudringen willens ſei. Indem erſtere das hindern, und ſich wo möglich Meiſter von Königsberg machen wollten, hatten mehrere ſcharfe Gefechte Statt gehabt. —

Endlich langte die Nachricht von der blutigen Schlacht bei Eilau an.

Herr v. Bülow klagt mit Recht, daß die Darſtellungen der Schlachten ſo unvollkommen ſind, und bei beiden Theilen ſo weit von einander weichen. Beides erklärt ſich jedoch bald. Die Anſicht einer Schlacht iſt täuſchend, in der Entfernung, und in der Nähe weiß oft der Theilnehmer nicht genau, was auf funfzig Schritt von ihm vorgeht. Der Feldherr ſelbſt empfängt undeutliche Rapports, und verändert ſeinen anfangs beſchloßnen Plan nach den Umſtänden. Uebrigens erzählt jeder den Verlauf zu ſeinem Vortheil.

Widerſprüchlicher iſt indeſſen wohl nimmer eine Schlacht erzählt worden, als die von Eilau. Wenn man einige darüber mitgetheilte Relationen zuſammenhält, ſo iſt faſt nur eine Stelle da, welche, außer den Ortsnamen, erinnert, daß von derſelben Sache geſprochen wird.

„Den folgenden Tag ſetzte die Armee ihren Marſch nach Eylau fort, und beim Rekognosciren fand man den Feind in Stellung hinter dieſer Stadt. Drei ruſſiſche Regimenter, auf der Anhöhe aufgeſtellt, die den Eingang zur Ebene hinter der kleinen Stadt Eylau vertheidigt, wurden vom 46. und 18ten Linienregiment geworfen. Der Feind hatte in einer Kirche,

che, und deren Kirchhof mehrere Regimenter poſtirt, die daſelbſt einen hartnäckigen Widerſtand leiſteten. Nach einem mörderiſchen Gefechte wurde die feindliche Stellung genommen. Der folgende Tag begann mit einer lebhaften Kanonade von beiden Seiten; die ruſſiſche Armee, in Kolonne auf halbe Schußweite aufgeſtellt, litt beträchtlich. In dem Augenblicke, wo Marſchall Augereau manövrirte, um ſich mit dem Corps des Marſchall Davouſt zu vereinigen, hüllte der häufig fallende Schnee beide Armeen in eine ſolche Dunkelheit, daß man ſelbſt die Richtungspunkte aus den Augen verlor. Das dauerte eine halbe Stunde. Als die Dunkelheit ſich aufklärte, fielen der Großherzog von Berg und der Marſchall Beſſieres durch ein kühnes Manöver in die feindliche Kavallerie, und richteten ein fürchterliches Gemetzel darin an. Zwei Linien ruſſiſcher Infanterie wurden gebrochen, und die dritte widerſtand nur, indem ſie ſich an ein Gehölz anlehnte. Eskadrone von der kaiſerlichen Garde durchſprengten zweimal die ganze feindliche Armee. Mehr als zwanzigtauſend Mann Infanterie wurden geworfen, und genöthigt, ihre Kanonen zu verlaſſen; und ohne das Gehölz und einige Schwierigkeiten des Erdreichs, wäre der Sieg auf der Stelle entſchieden worden. Auch der Schnee, der mehrere Male während der Schlacht den Tag verdunkelte, verzögerte den Marſch und das Zuſammenwirken unſrer Kolonnen. Marſchall Ney brach über Altdorf vor, und faßte Stand in Schmoditten. Der Feind in der Klemme zwiſchen den Korps der Marſchälle Ney und Davouſt, verſuchte des Abends vergeblich den Ort wieder zu nehmen. Er wurde mit Verluſt zurückgetrieben. Der Feind ward den folgenden Tag bis an den Fluß Friſchling verfolgt. Er zieht ſich über den Pregel zurück. Auf dem Schlachtfelde ließ er ſechszehn Kanonen und ſeine Verwundeten. Alle Häuſer der Orte, durch die er zog, ſind voll davon. An dieſem einzigen Tage hatte er wenigſtens ſiebentauſend Todte. Zwölf bis funfzehntauſend Gefangene, eine eben ſo große Zahl außer Stand geſetzt Dienſte zu leiſten; achtzehn Fahnen, fünf und vierzig Kanonen, ſind für uns die Trophäen der verſchiedenen Gefechte, die ſeit dem 1ſten Februar ſtatt hatten. Da der Feind geſchlagen und auf hundert Stunden von der Weichſel zurückgetrieben iſt, ſo nimmt die franzöſiſche Armee wieder Winterquartiere.“

Die Vortheile des Erfolgs waren indeß, wie die Zeit lehrte, unwiderſprechlich auf Seiten der Franzoſen. Sie hatten die Abſicht auf die Nieder-Weichſel, welche ſo gefährlich werden konnte, vernichtet, ſetzten ſich ruhig zu einen neuen Angriffe, wenn die günſtige Witterung eintreten würde, in Bereitſchaft, und belagerten Danzig.

Wäre es richtig, daß die Ruſſen 300,000 Mann und die Franzoſen nur 70—80,000 ſtark geweſen, ſo zeigte ſich Napoleon während ſeines ganzen Heldenlaufes nie größer als hier.

Das rückwärts ſchreiten des General Benniaſen, beweiſt auch wohl zur Genüge, daß die ruſſiſche Armee dermaßen zugerichtet war, daß ſie vor der Hand an keine weitere Operation denken durfte.

Die Tapferkeit des ruſſiſchen Soldaten geſtanden übrigens die Franzoſen, welche von der Schlacht kamen, vollkommen ein. So ein nahes, erbittertes, ungeſtümes Handgemenge, iſt vielleicht ohne Beiſpiel in neuen Zeiten. Ich kann nicht umhin, eine ſehr ausführliche Schilderung des ruſſiſchen Soldaten, aus einen nicht unbekannten Werke, (das aber anderweitig manchen Tadel verdient) hier einzuſchalten. Dies Bild wird bei dem Gedanken an Eilau um ſo lebendiger, und empfängt durch den Kontraſt, den der franzöſiſche Krieger dagegen macht, um ſo größere Merkwürdigkeit.

Soit en exerçant les arts, soit en guidant la charrue nourricière, soit en maniant le fusil destructeur, le Russe est enchaîné et tremblant sous le bras d'un maître: toutes les qualités de son ame sont flétries, et les plus doux sentimens du coeur outragés. Chose étonnante! c'est avec ces hommes avilis, arrachés de force à leurs familles, comme l'agneau à sa bergerie, et dont la plupart meurent de douleur et d'effroi avant d'arriver à l'armée où ils sont conduits à coups de gaules, c'est, dis-je, avec de pareils guerriers que la Russie a remporté tant de victoires sur ses voisins! On pourroit pourtant trouver des raisons de ces contra-

dictions apparentes. Le Russe qui a pu supporter les misères de sa vie, jusqu'à ce qu'il fût façonné au métier de soldat, doit être regardé comme un être invulnérable, ou du moins insensible, trempé dans le Styx. Un tiers à peine échappe à ces épreuves, mais il demeure infatigable et dur comme un métal battu sous le marteau. Du fastueux prince moscovite qui ronge une rave ou un concombre cru, après s'être goinfré de mets exquis à une table somptueuse, jusqu'au sale Sibérien qui se nourrit de poissons pourris, et qui invite ses voisins à se régaler avec lui de l'arrière-faix de sa femme en couche, tous les peuples russes semblent avoir un tempérament de fer et supporter également les excès du froid et du chaud, de la gourmandise et de l'abstinence. Les vieux soldats écrouis sur l'enclume du despotisme sont les plus durs des hommes. Ils sortent d'une étuve, se roulent dans la neige, et s'endorment sur un glaçon. Ils passent des travaux les plus rudes au repos le plus fainéant: après le jeûne le plus long et le plus austère, ils se gorgent impunément de viandes, et, avec un soukaré (biscuit) et un oignon dans la poche, ils feront soixantes verstes par jour pour suivre Souvorow.

Lassant la faim, la soif et la fatigue,
Le soldat russe affronte les revers,
Brave la mort et franchit les déserts.
Fier et soumis, de soi-même prodigue,
Guidez son bras, il détruit l'univers.

En un mot, si, pour être bon soldat, il ne falloit qu'être la plus exacte machine, ainsi qu'on la cru long-tems, le Russe seroit à coup sûr le meilleur soldat du monde entier. Sa valeur est si machinale et si docile, qu'il craint davantage la canne de son officier que le canon de l'ennemi: l'on pourroit dire de lui qu'il est brave à force de lâcheté. Au rebours de bien d'autres nations, le soldat russe est plus intrépide que son officier. Il a pour véhicules puissans son instinct féroce, l'ardeur du pillage et son propre désespoir. L'officier n'a point les mêmes stimulans, et manque souvent de ce point d'honneur qui tient lieu de patriotisme et de valeur. Catherine y substitua l'appas des récompenses de toute espèce, qu'elle prodigua en toute occasion. Chaque officier qui s'étoit trouvé à un combat recevoit un grade: ceux dont les généraux faisoient mention honorable dans leurs rapports recevoient des croix et des épées d'or; et ceux qui étoient blessés, des paysans ou des pensions. J'ai vu des officiers qui, pour une seule campagne, avoient reçu deux croix, une épée d'or et deux grades. Il y a loin de la valeur de ces soldats-là à celle de ces guerriers, dont une feuille de chêne, ou une simple approbation de leur patrie, paie les exploits héroïques.

Malgré sa barbarie et son abrutissement, le soldat russe a conservé des vertus, et il en donne souvent des preuves au milieu des excès où il se livre trop souvent; car, malgré l'horreur et l'effroi qu'inspire au paysan l'état de soldat, on a vu de jeunes gens se jeter aux pieds des recruteurs, et les supplier de les prendre au lieu de leur frère qu'on enlevoit à sa famille. Il ne faut pas comparer un pareil dévouement à celui d'un Français qui s'offroit à remplacer un de ses

parens: il ne sacrifioit que huit ans de sa liberté; mais le Russe sacrifie sa vie entière. Une fois enlevé à sa cabane et à tous ceux qu'il peut chérir, il doit vieillir sous la discipline la plus dure, ou tomber sous le fer de l'ennemi. S'il est marié, à peine aura-t-il quitté sa femme que son maitre peut la donner à un autre, et, s'il a des enfans, il ne les reverra jamais. Il est perdu, mort pour sa famille: il devient égorgeur, et parvient enfin à se plaire à ce métier.

März 1807.

Nach grade verhallte die kriegeriſche Stimmung vieler Berliner, die immer noch gewünſcht hatten, der Kampf mögte fortgeſetzt, hartnäckig fortgeſetzt werden. Bisher gab es einige, die ſich ſogar auf das poetiſche Pferd ſetzten, und ausſprachen: der König müſſe nicht anders Frieden ſchließen, bis ihm auch das letzte Dorf am Rhein, wieder erſtattet ſei, jetzt aber ließen ſie allenfalls ihre Forderung bis an die Weſer nach.

Dergleichen patriotiſche Gefühle wären rühmlich geweſen, hätte man ſie (d. h. ſchon ſeit Jahren her) mit klaren Begriffen, und nicht mit lächerlichem Vorurtheil gepaart. —

Die Univerſität Frankfurt machte bekannt: daß die kriegeriſchen Auftritte, nicht, wie man im Publikum glaubte, eine Störung der dortigen Lehranſtalten zur Folge hätten. — Es wandten ſich auch viele Studirende von Halle dorthin. — In Berlin lief das Gerücht um: die hohe Schule von Halle, würde ſammt dem Waiſenhauſe zu uns verlegt werden. Das wäre einerſeits freilich, für den Verluſt an Geldumlauf, den die Reſidenz ohne Zweifel erleiden wird, einiger Erſatz, doch möchte auch manches, als die Theurung, die dem Jüngling gefährlichen großſtädtiſchen Lüſte, einzuwenden ſein. Indeß läßt ſich aber auch die Verminderung beider, aus ſehr einleuchtenden Gründen, vorausſehn. —

Die an die Herren von Saher und Wilhelmi, Lieutenants, zu Küſtrin vollzogene Todesſtrafe erregte großes Aufſehn. Das Mitleid, wollte die Verirrung, als aufs Ehrenwort entlaſſene Gefangne dennoch wider den Feind gefochten zu haben, mit dem drückenden Mangel entſchuldigen; das iſt aber unhaltbar, nichts iſt in der Monarchie nothwendiger als Heiligkeit des feierlichen Ehrenwortes. Gegen den Mangel blieb dieſen Offizieren der Ausweg, nach Frankreich zu gehn. Und wozu nützten am Ende all die Plänkereien? Noch mehr Plage auf das platte Land zu häufen. Weiter zu nichts, und es iſt doch faſt nicht zu glauben, welche feurige Verfechter und Bewunderer ſie in Berlin fanden. Wenn mancher Einzelne dabei lobenswerthe Eigenſchaften entwickelte, ſo zog immer das Allgemeine keinen Vortheil davon. —

In der Hofbuchdruckerei ward ein Ausgleichungs-Reglement wegen der Einquartirungslaſt verkauft, es umfaßte jedoch bei weitem nicht alle vorhandne Schwierigkeiten.

Des ungriſchen Landtags wegen, erneuten ſich die Geſpräche über den Beitritt Oeſterreichs zum Kriege. Mancher Thor nannte mit funkelnden Augen all die Hoffnungen her, die er aus ſolcher Verſtärkung des Bundes wider Frankreich ſchöpfte. Als ob er nicht, kräftiger ſchon, gegen das, damals um die Hälfte ſchwächere

Frankreich beſtanden hätte. Was wäre wohl die Folge geweſen? Tiefere Noth, regelloſere Verwirrung, am Ende nur demüthigende Geſetze, aus Paris datirt. —

Auch zu Breslau wurde die militäriſche Todesſtrafe über den Fähnrich von Wenſierski, Alvenslebenſchen Regiments, verhängt. In Berlin aber durch eine niedergeſetzte Kommiſſion der holländiſche Kaufmann Bernard Edinger, wegen verbotenen Ankaufs von ſoldatiſchen Effekten, zum Erſatz, und fünfjähriger Kettenſtrafe verurtheilt. —

Herr Auguſt Zeune eröffnete jetzt ſein in der Gypsgaſſe angelegtes ſo wohlthätiges Blinden-Inſtitut, welches zu Ehren des Menſchenfreundes der an der Spitze ſteht, bekannter zu ſein, verdient. —

Der Königl. Spaniſche Geſandte, Herr General Pardo de Figueroa beſchäftigte ſich mitten unter dem Kriegsgetümmel mit der griechiſchen Poeſie. Hier folgt einer ſeiner ſchönen Geſänge, in einer, nach Kennerurtheil, wohlgerathenen Ueberſetzung:

Idyllium

auf den Erlauchten Godoi, Oberbefehlshaber der
Spaniſchen Land- und See-Macht.

(Aus dem Griechiſchen.)

Im Tagos, deſſen Wellen goldreich fließen,
Liegt eine Inſel mitten in dem Strome,
Der zartes Gras und Frühlingsblüth' ihr nähret.
Hier wehen ſchmeichleriſche, kühle Lüfte,
Und, wenn des Sommers Glut die Fluren ſenget,
Verbreiten hohe Bäume milden Schatten: —
Wo aus dem Laube ſtets bald Klaggeſang
Der Nachtigallen tönt, bald ſüßes Wirbeln;
Nie ſah der ferne Wand'rer ſchön're Haine,
Und ſie beſchauend ruft er voll Entzücken:
Hier hat Adonis ſich, der Götterjüngling,
Mit Kypris, der Holdſeligen, vermählet!
Jüngſt kamen an den Ort die holden Nymphen
Iberiens, die immerreizenden,
Mit lieblichen und lebenvollen Augen,
Und auf den Altar, mit des Lorbeers friſchem
Gezweig' umwunden, und mit zarten Roſen
Geſchmücket, ſetzten ſie dein Bildniß hin,
Erhabner, edler Führer der Iberer!
Das Haar gelöſt mit flatterndem Gewande
Umtanzten ſie den Altar, Hand in Hand
Geſchlungen, ſchön und kunſtvoll ſich bewegend,
Sie prieſen in ſüßtönendem Geſang'
Hoch deinen Ruhm, und in der Gegend hallte

Ringsum die Echo deinen Namen wieder.
Indeß vernahm der Ströme Herrſcher, Tages,
In der Kryſtall-Behauſung ruhig liegend,
Der keuſchen Nymphen Tanz und Feſtgeſang.
Er richtete ſich auf, der hehre Gott,
Und hob ſich freudig aus des Stromes Tiefe:
Zuerſt erſchien er über dem Gewäſſer
Gleich einem Nebel; einem Manne dann
War er vergleichbar, göttlich anzuſchau'n
Dicht floß ſein bläulich Haar den Nacken ihm
Hinab, und eine goldne Krone ſchmückte
Das Haupt des Göttlichen, und ſeine Glieder
Umwallt' ein nektarduftendes Gewand,
Die Nymphen ſtaunten, als ſie ihn erſah'n;
Sie unterbrachen ſchnell Tanz und Geſang,
Und gingen ehrerbietig ihm entgegen. —
Doch zum Altare ſchritt der raſche Gott,
Worauf das ſchöne Bildniß ruhte, der ſchönſten
Geſtalt, fürwahr des meiſterhaften Werks
Von irgend Einem aus den ſel'gen Göttern.
Als ſeyeſt du, ruhmvoller Führer, da
Zugegen, redet' er dich an und ſprach:
Was ſoll ich wohl, verkündend deinem Ruhm,
Zuerſt erwähnen, größter Godoi?
Wie holde Mädchen ſcherzend an mein Ufer,
Um ſchöne Blumen dort zu pflücken, kommen;
Wenn ſie dann viele mühelos gefunden,
So ſtehen ſinnend ſie und zweifelnd da,
Von gleicher Luſt zu allen hingezogen.

So zweifele auch ich, im Geiſt' erwägend,
Die Fülle deiner glänzend-großen Thaten.
Wohl wußt' ich dich den Beſten längſt von Allen;
An meiner Flut, der lieblichſtrömenden,
Vernahm ich oft die Männer, dich erhebend
Als Trefflichſten und Würdigſten der Bürger.
Die rühmten, wie du kundig ſey'ſt des Krieges,
Die deine Mäßigung, und andre deine
Geprieſ'ne Tapferkeit; noch andre rühmten
Den frommen Sinn an dir, die milde Sitte.
Und alle ſprachen wahr, weil du allein
Die Kronen aller Tugenden vereinſt.
Doch nun erglänzet herrlich erſt dein Ruhm,
Da dir der große König, der den Scepter
Im Land' der muthigen Iberer führt,
Allein der Seemacht höchſte Leitung gab.

Leicht ſinkt, entnervt im Glück der Männer Kraft:
Dir aber, Herrlicher, lebt ſtets im Sinne
Des hohen Nachruhms edeles Verlangen;
Zu ihm erhebſt du immer dein Gemüth,
Und unverdroſſen, unermüdet mehreſt
Du meines Vaterlandes Ruhm und Glanz.
Schon lange zürnte der tiefgründ'ge Ozean
Auf jene Inſel, die von Recht nichts weiß,
Ob der Gewalt, die er von ihr gelitten;
Und laut aufrauſchend, wie ein muthiger
Iber'ſcher Kriegsgenoß, verkündet' er
Krieg, und ernannte dich zum Heeresführer.
Wohlan! So hauche Muth ein, mächt'ger Held,

Den fürchterlichen Kriegesſchaaren: treibe
Der Feinde raſche Schiffe auf den Strand!
O daß der Feinde ganzes Heer unrühmlich
Zur Flucht gewendet würde, ihre Flotte
Zerſtreuet heimwärts kehrte, und das Meer,
Jetzt Sklave, frei ſich wieder fühlete!

O du des weiten Meeres ungerechte
Beherrſcherin, Britannia, rauhe, wilde!
Hat Poſeidaon etwa dich allein
Zur Königin der See beſtellet, oder
Willſt du vielleicht der ganzen Erde Gold,
Und aller Nationen dir erobern?
So wie an Reichthum, ragſt du vor Allen
An Ungerechtigkeit hervor. Du regſt frech
Bei allen Völkern grimme Zwietracht auf
Und thränenvollen Krieg. Es litt durch dich
Der Europäer Noth und Hunger. Wehe!
Jetzt ſchau' ich Kämpfe, Schlachten, allverderbend,
Und blutgefärbt den großen Weichſelſtrom.
Entſteige bald, o Friede, dem Olympus,
Und ſtürze in des Tartarus grau'nvolle Tiefe
Den blut'gen Zwiſt hinab, gewähre Ruhe,
Wie eh', und ſegenvolles Heil den Völkern!
O möchten alle Nationen gleicher
Glückſeligkeit ſich freuen! Wandle nie,
O Göttin, wieder von der Erde fern!
So ſprach der Gott, und tauchte in die Tiefen
Des glanzerfüllten Stromes ſich hinab;

Als den Beherrſcher ſie erkannten, theilten
Die Fluten ſich mit freudenreichem Rauſchen. —

Die von den rheiniſchen Bundesſtaaten zu leiſtenden Kontingente gaben unſre öffentlichen Blätter auf 87800 Mann an. Daß ſich das künftig verdoppeln werde, läßt ſich ziemlich vorausſehn. —

Während des verfloſſenen Monats wurden die öffentlichen Vergnügungen, in ſo weit ſie die Kunſt befördert, wieder lebhafter als ſeit langer Zeit. Mehrere ſehr gut ausgeführte Konzerte, ältere und neuere (als Grauns Tod Jeſu, Haidns Schöpfung, die Auferſtehung und Himmelfahrt mit einer ſchönen Kompoſition des Herrn Zelter) wurden unter Mitwirkung der Königl. Kapelle und der berühmten von Faſch geſtifteten Singeakademie, gegeben. Auch das Nationaltheater lieferte *) Neuigkeiten, als Cherubinis Faniska, wo

---

*) Die kleine Truppe des Herrn Butenop hatte ſich unter Vergünſtigung des braven Iffland, hierher geflüchtet, und ſtellte auf einer Privatbühne kleine Farzen dar.

wo der herrlichen Muſik, ein mehr theatraliſcher Stoff zu wünſchen wäre, Herrn Werners Söhne des Thales, die aber bei allem poetiſchen Werth, mehr Intereſſe im Leſekabinette, wie auf dem Theater erwecken. Mehrere Produkte aus dem franzöſiſchen, als die Marionetten, unter andern auch Molier's alter George Dandin von Herrn Zſchokke moderniſirt, erwarben lebhafteren Beifall. Die Griechheit, vom Verfaſſer dieſer Blätter, ward einſtudirt. —

In der Mitte dieſes Monats ſagte der Telegraph: „Da die Kriegsoperationen Sr. Majeſtät den Kaiſer und König weit von Warſchau entfernt halten, ſo wird das Korps Diplomatique, welches ſich in dieſer Stadt befand, nach Berlin begeben. Man glaubt, daß es nicht unmöglich ſein dürfte, daß, wenn erſt die Winterquartiere ihren feſten Stand angenommen haben, Sr. Maj. der Kaiſer und König Sich Höchſtſelbſt nach dieſer Hauptſtadt begeben würden.“ — Es geſchah aber nicht. —

Ein bösartiges Scharlachfieber wüthete in Berlin, und bald darauf eine Fieberepidemie, die man von den ruſſiſchen Gefangnen, welche durch die Stadt transportirt wurden, herleiten wollte. Ein Glück, daß wir zeitiges reines Frühlingswetter bekamen, ſonſt würde ihre Verwüſtung unfehlbar weit trauriger geweſen ſeyn.

Berlin

während des letztern merkwürdigen Jahres,

in kleinen dramatiſchen Szenen,

nach

dem Leben geſchildert.

Szene I.

Die Stadt.

September 1806. Privatgeſellſchaft.

Alter Architekt.
Junger fremder Architekt.
Schöner Geiſt.
Entwicklungsphiloſoph.
Dame.
Däniſcher Offizier.
Preußiſcher Offizier.

Alter Architekt.

Sie ſind aus Thüringen hör' ich, und wollen für einige Zeit ihren Aufenthalt hier nehmen?

Junger Architekt.

Das heraufgrauende politiſche Ungewitter verjagte mich. Ich floh in die Arme der Ruhe.

Schöner Geiſt.

Mir winken noch freundliche Hoffnungen. Unſre vorſichtige Diplomatik wird das Schwert —

Preußiſcher Offizier.

Um Gottes Willen! Wir werden doch einmal Krieg bekommen!

Junger Architekt.

In Thüringen deuten die Anſtalten auf Ernſt.

Preußiſcher Offizier.

Dem Himmel ſei Dank, endlich! Ich hoffe auch bald nachzumaſchiren.

Entwicklungsphiloſoph.

Ei nun, der Menſch muß die Kräfte tummeln.

Dame.

Ach, ach!

Preußiſcher Offizier.

Und ſie ſeufzen meine gnädige Frau?

Dame.

Es muß doch was ſchauderhaftes um den Krieg ſein.

Preußiſcher Offizier.

Verzeihen ſie, und ich denke mich königlich zu amüſiren.

Alter Architekt.

(zum Fremden.)

Und ſie ſind zum Erſtenmale in unſrer Stadt? Wie gefällt ſie ihnen?

Junger Architekt.

Bis auf die langweilige ſteife Anlage, und die unzweckmäßige proſaiſche Baukunſt, beſonders die aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeit, recht artig.

Alter Architekt.

Aha — auch ein Tadler deſſen, was Berlin ehedem ſo berühmt machte, ihm den Namen: neues Palmyra, erwarb.

Junger Architekt.

Wer würde aber Palmyra zum Vorbilde des Geſchmacks wählen?

Alter Architekt.

(ärgerlich.)

Unſer trefliches Schloß, unſer Zeughaus, Opernhaus, von Künſtlern erbaut, die alles was ein Vitruv, ein Palladio, und andre große Männer in ihrem Fach erfanden und ordneten, wohl begriffen haben, die Meiſterwerke, die ſonſt ſo lebendig die gerechte Bewunderung feſſelten, jetzt tadelt ſie jedermann.

Schöner Geiſt.

Ab geſtatten ſie — Vitruv, Palladio huldigten dem geſunknen, üppig wie ihre Sitten verzerrten, Geſchmack. Nur was das Zeitalter Perikles aufſtellt, macht gerechten Anſpruch auf Schönheit. Sollte Berlin eine lobenswerthe Architektur aufzuweiſen haben, ſo galt es, die Muſter dorther zu entlehnen. Das Bürgerhaus niedrig und einfach, wie es ziemt. Des Reichen Wohnung verzierter. Dem öffentlichen Gebäude ſinnige Embleme. Die Tempel heiter, freundlich, keine koloſſale Höhe. Die Griechen bauten menſchlich, angemeſſen.

Dame.

Ja ja, aus dem Zeitalter Perikles. Man ſollte unſre Plätze und Straßen ſämtlich umformen. Ich ſchwelge in dem Begriffe.

Junger Architekt.

Ach — der Hellenen Baukunſt, eignet ſie ſich wohl für des Nordens Klima? Und finden wir denn nicht bei anderen Völkern das höhere, kräftigere? Was liefert die griechiſche Form? Die Horizontallinie, und wieder die Horizontallinie, folglich das menſchliche. Aber blicken ſie auf die erhabnen Gothenthürme hin, die noch aus frühen Jahrhunderten ſich durchretteten. Immer die Perpendikuläre, das Himmelſtrebende, Göttliche. An des Münſters Herrlichkeit, am St. Stephan ſind die unpoetiſchen Horizontalen faſt durchaus vermieden, die beiden Perpendikulären des Thurms dringen kühn hinauf, ſie neigen ſich der menſchlichen Endlichkeit eingeſtändig, zwar zur Piramide zuſammen, aber doch mit einem verwegnen Widerſtande, den alle Verzierungen in ihrem Emporarbeiten theilen. Denken ſie auch an die gothiſchen Kirchengewölbe, des runden Aethers Abbild. Welche traurige platte Decke hatten die Tempel Athens, wenn ſie nicht glücklicherweiſe offen waren. Salomos vielgepriſner Bau war ſicher unausſtehlich. Nein, an des Konigs von Preuſſen Stelle, wollte ich meine Auguſta ganz anders geſtalten. Gothiſche und nur gothiſche göttliche Schöpfungen. Prämien dem Studium. Bald würden wir die Erwin von Steinheime wieder erſtehn ſehn.

Dame.

Ah — ſie haben recht — ihre Beweiſe dringen ein. Im Gothiſchen wohnt das Göttliche.

Schöner Geiſt.

Ah — ich weiß doch nicht. Das Chr=

würdige mogt ich dort ſuchen, das Schöne nicht.

Entwicklungsphiloſoph.

Das Dunkel dieſer Baukunſt iſt eine Analogie des geheimnißvollen Chriſtenthums. Ihr Hinausdeuten, Simbol der Seelenunſterblichkeit. Bravo! doch ſeh ich etwas von Rückgang darin, daß man alles den Formen unterwerfen will. Nein! Entwicklung immer weitre Entwicklung. Jedem Jahrzehend ein Charaktergepräge. Mir würde nur die Stadt ſchön gelten, wo ich hier auf ein ungefärbtes, mit ſpitzem Dache verſehenes Rathhaus, dort auf einen Triumphbogen, aus der römiſchen Kaiſerzeit, weiterhin auf einen altgriechiſchen Kynoſarges, und wieder auf ein nettes holländiſches Häuschen, auf eine liebliche Rotunde, und wieder eine Kirche mit ſechs ſpitzen Thürmen, auf ein Palais mit Manſarden, eine türkiſche Kioske, einen chineſiſchen Pavillon, ſtieß. Das wäre Buntheit, Darſtellung der ſo unendlichen kombinatoriſchen Möglichkeit, Winke ins Gebiet des weitern Fortſchreitens.

Schöner Geiſt.

Doch welcher Verſtoß wider die Schönheitsregel.

Dame.

Warum? Das Mannigfache in der Einheit fehlte nicht.

Entwicklungsphiloſoph.

Was Regel! Jede Regel will die Zeit fixiren. Das iſt gegen ihre flüchtige Natur. Die wahre Regel, durch die Zeit ſelbſt ausgeſprochen, heißt: bewege dich von der Stelle!

Junger Architekt.

Es iſt etwas wahres in dem Räſonnement, aber mein Ideal bleibt dennoch — alles gothiſch.

Schöner Geiſt.

Das meinige ſucht ſeine Eurythmien in Hellas.

Entwicklungsphiloſoph.

Die Mehrheit, das Unbegränzte fordre ich.

Dame.

In der That, meine Herren, man ſchwebt im Zweifel, welcher Fahne hier zu huldigen ſei. Niemand iſt zufrieden.

Alter Architekt.

(eifernd.)

Wir wiſſen nur nichts Großes aus dem Alterthum feſtzuhalten. Es geht mit mehr als einem Gegenſtande ſo.

Schöner Geiſt.

L'Amour descend, mais il ne remonte pas. Der Natur Wille giebt Vätern auf, das friſche jugendliche Geſchlecht zu lieben, ob es ſich ſchon nicht zurückwendet.

Alter Architekt.

Die Väter waren keine Thoren.

Entwicklungsphiloſoph.

Darf es noch befremden, wenn verjährte Meinungen vor der prüfenden, kräftigen, ſtrebenden Gegenwart zuſammenſinken? Ohnehin ſchwebt des Deutſchen Eigenheit in einem Ideenmeere. Seinem Hochſinn gnügt kein Vorhandenes, der Entwürfe Flug überholt unaufhörlich das Daſein. Der Zufall giebt, daß ich eine vor kurzem erſchienene Schrift bei mir trage, deren Urheber, wohl rühm' ich ihn, auch nie zufrieden iſt. Er hat diplomatiſche Plane für das Haus Brandenburg dargelegt, will das Reich Nord-Germanien gründen, und redet nun von einer Hauptſtadt. Ich trage ſeine Worte vor, wenn die Geſellſchaft einwilligt. (lieſt:)

„Noch Eins habe ich vergeſſen. Es wäre nöthig, eine neue Hauptſtadt zu ſchaffen. Eine Hauptſtadt muß ſo nahe als möglich am Mittelpunkte des Staates liegen, damit die Regierung nach jeder Gränze hin, mit gleich langen Radien wirken kann. Die Hauptſtadt iſt überdem der Mittelpunkt des moraliſchen Lichtes der Aufklärung, ſie müßte auch der übereinſtimmende phyſiſche Mittelpunkt ſein. Die Hauptſtadt muß das Bild und Beiſpiel der Kultur ſein, wenn ſich Kultur über das Volk verbreiten ſoll. Vielleicht müßte alles, ausgenommen der Seehandel in der Hauptſtadt konzentrirt werden, auch die Hauptnational-Erziehungs-Anſtalt, wenn nach dem äſthetiſchen Geſetz der Einheit im Mannichfaltigen die Nation gebildet werden ſoll. Der Seehandel würde nur durch grobe animaliſche Züge, das ſchöne Vorbild äſthetiſcher Kultur verunſtalten.“

Dame.

Der Ausdruck dieſes Schriftſtellers ſcheint vorübergegangen zu ſein.

Schöner Geiſt.

Aeſthetiſche Kultur — es klingt nicht mehr.

Entwicklungsphiloſoph.

Von der Seite bin ich auch nicht zufrieden mit ihm, (wie ich es denn eigentlich nie zu ſein, entſchloſſen bin) nur die Unzufriedenheit ſelbſt, ſtelle ich zur Nachahmung auf. Ich fahre fort:

(lieſt:)

„Eine ſolche Stadt muß aber im nördlichen Deutſchlande erſt angelegt werden, damit dieſer ſchöne Nationalſitz nicht ſo wie die jetzigen Hauptſtädte, die Pandora-Büchſe des Laſters, und der ekelhafte Wohnplatz des verworfenſten Pöbels werde. Vortreffliche Polizei-Anſtalten müßten phyſiſch, und vortreffliche Lehranſtalten moraliſch verhindern, daß das Muſter der Tugend nicht durch den Schmutz des Laſters entſtellt würde. Es müßte erlaubt ſein, allenthalben laſterhaft zu ſein, nur nicht in der Hauptſtadt, und ein Paar Meilen um die Hauptſtadt.“

Dame.

Enden ſie! Unzarte Bilder.

Schöner Geiſt.

Grob iſt der Mann, grob!

Entwicklungsphiloſoph.

Ich wiederhole, daß mir nur ſeine Unzufriedenheit anziehend wird.

Schöner Geiſt.

Die Hauptſtädte laſterhaft zu nennen. Wie hart! Berlin, wenigſtens in den höheren Ständen, erzog ſich in den letzten Jahren immer allgemeiner zur Tugend.

Dame.

Der Meinung trete ich bei.

Schöner Geiſt.

Denn unter allen Erklärungen der Tugend, ſeit Platon, iſt mir die eindringendſte: Tugend heißt freie Achtung vor Sozialverhältniſſen. Man durchdenke den Stoff dieſes Organons: es iſt erſchöpfend.

Entwicklungsphiloſoph.

Ah, wir haben ſeitdem andre, genauere, ſchärfere Grundbegriffe der Moral, und man wird immer weiter darin gelangen.

Schöner Geiſt.

Was darf aber der Menſch vom Menſchen noch fordern, wie Achtung vor Sozialverhältniſſen? Mit ihr iſt das bürgerliche Glück, ſo weil die Natur der Natur es möglich macht, auf immerdar hingeſtellt.

Dame.

Wahr, gefällig, ſinnig!

Schöner Geiſt.

Und beſteht dieſe freie, ſchöne, herrliche Achtung bei uns nicht? Gedeiht ſie nicht mit jedem Tage mehr? Sind wir Berliner alſo nicht tugendhaft?

Alter Architekt.

Fertigen ſie eine Satyre an? Die heiligen Feſte dieſer Tugend, werden der Neujahrstag, die Geburtstäge vornehmer Patronen, ihre Erhebung zu Würden ſein, Viſitenkarten ihr Katechismus.

Schöner Geiſt.

Und **warum nicht**? **Sehen ſie hier** meine Viſitenkarte, und ihre bedeutende Vignette. Es iſt eine ſich mit Billigkeit neigende Tugend.

Alter Architekt.

Ah — doch auf die Stadt zurückzukommen. So viele Millionen ſie koſtete, wenn ſie dieſem oder jenen Projektanten nicht mehr behagt, und ſein Geſchmack den ihrigen trifft, oder ſie ſelbſt

ſelbſt angeben dürften — ſie wanderten aus, und ließen auswandern.

Schöner Geiſt.

Warum ſoll man das Verjährte nicht muthig wegwerfen?

Junger Architekt.

Weg die Horizontale! zur Perpendikuläre gegriffen!

Entwicklungsphiloſoph.

Nur nicht Einſeitigkeit. Die Entwicklung nimmer vergeſſen.

Preußiſcher Offizier.

Nein, ich mögte unſre ſchönen langen graden Straßen nicht meiden. Wären nur die Häuſer mehr egal. Keins höher wie das andre. Durch die ganze Stadt Harmonie im Anſtrich. Der Häuſer Fuß blau und dann viertelweiſe, oben roth, weiß, gelb, couleur de chair, orange, püce, chamois, damit Gleichförmigkeit entſtände. Das iſt nun einmal in der Anlage verſehn worden. Aber die Straßen, beſonders der Friedrichſtadt, was kann herrlicher ſein! Ein Regiment, das darin aufmarſchirt, rückt nur an den Mittelſtein und der Major hat weiter nicht nöthig zu richten.

Däniſcher Offizier.

Aber Herr Kamerad! es ſcheint mir doch nicht zweckmäßig, daß Berlin ſo nahe an der Gränze liegt. Ein militäriſcher Staat meine ich, müßte eine große Feſtung, an einem ſchiffbaren Strome zum Mittelpunkt der Geſetzgebung, und der Kriegsmanufakturen haben. Geht eine Schlacht verloren, ſo wird jetzt die Reſidenz leicht bedroht.

Preußiſcher Offizier.

(hitzig.)

Eine Schlacht verloren? —

Däniſcher Offizier.

Ich erwarte den Auftritt nicht. Doch liegt er im Gebiet der Möglichkeit.

Preußiſcher Offizier.

Der Herzog von Braunſchweig eine Bataille verlieren? Der größte aller Helden in Europa, an der Spitze der erſten Armee der Welt?

Däniſcher Offizier.

Selbſtvertrauen iſt ſchön, für unſern Stand nothwendig, Herr Kamerad. Aber alle Fälle zu beachten, auch die ſchlimmen welche die Umſtände herbeiführen könnten, das galt ja von jeher als Kriegsregel. Ihr großer König empfiehlt ſie mit Wärme in ſeinem berühmten Lehrgedicht, und in den Inſtruktionen an ſeinen Generale. Der große König, den auch das Loos traf, Schlachten zu verlieren.

Preußiſcher Offizier.

Und ſelbſt den Fall, der nicht eintreten wird, nicht kann, ſupponirt, ſo iſt die Elbe da.

Däniſcher Offizier.

Gleichwohl erfährt man nicht, daß dort Anſtalten einem Rückzug zu decken, getroffen werden.

Preußiſcher Offizier.

Ei was Rückzug, Herr, es wird zu keinen Rückzug kommen.

Däniſcher Offizier.

Wie kommen Sie zu dieſen Ton? Ich bitte mir Artigkeit aus.

Dame.

Mais Messieurs —

Preußiſcher Offizier.

Was iſt das? Wollen ſie was von mir?

Däniſcher Offizier.

Dieſe Frage nicht noch Einmal.

Dame.

Mais Meſſieurs —

Preußiſcher Offizier.

Ich ſtehe zu Befehl, wo Sie wollen.

Däniſcher Offizier.

Auch ich, auf der Stelle wenns beliebt.

Preußiſcher Offizier.

Gut gut! Nur fort!

(beide nehmen Degen und Hut, und eilen hinweg)

Dame.

Mais Meſſieurs —

(eilt ängſtlich nach.)

Junger Architekt.

Das Duell iſt eine gothiſche Sitte, aber edel.

Schöner Geiſt.

Folgen wir von ferne, ob ſie ſich mit Grazie ſchlagen!

Entwicklungsphiloſoph.

Eine Anſicht tadelt, eine Anſicht lobt, ſo recht, ſo muß es ſein! Die Menſchheit bildet ſich als ein Ganzes fort.

(alle drei gehen nach.)

Alter Architekt.

(der zurückbleibt.)

Mein ſchönes Berlin. Welch ein Ideal der Stadt wohl Friedrich geträumt hat, wenn man nach ſeinen Planen fortbaute. Ja die Stadt ſteht noch da, aber nichts als Tadel, und neue Phantaſien, die den Eindruck dennoch verfehlen. Nein nein, man hält nichts Großes feſt. Entwicklung, Entwicklung, wie oft empfängt dieſen Namen Entartung. Das iſt ja eben der hohe Adel des Genies, für die Folgezeit mit zu leben, ein Vorbild in der Geſchichte dazuſtehn, dem Enkel zu rathen, als ob Orakel auf dem Grabe des Helden heraustönten. Soll man aber deshalb ſtill ſtehn? Ei nein: Nur wird eben, wenn der Geiſt des Großen treu bewahrt iſt, auch der wahre Fortſchritt des Genies ſich an dem alten Maaßſtabe prüfen laſſen. Wo man ihn dann erblickt, da nicht geſäumt, ihn angeeignet, übertroffen. O Berlin! die Zeit deiner ſchönen architektoniſchen Höhe iſt vorüber, Kleingeiſterei waltet in den neuen Bauten — hm — hm — hm —

(geht.)

Bemerkung.

Wer kann wider dieſe Männer etwas haben? Die Deutſche Poligraphie liefert Jedermann, der darnach ſucht, ein beſonderes Steckenpferd, das denn weidlich getummelt wird. Ein Vereinigunspunkt mangelt.

Der preußiſche Offizier, welcher hier auftrat, fühlt ganz trefflich.

Szene II.

Oktober 1806. Würdigung des Krieges.

Ein vornehmer Civilbeamter.
Ein Diplomatiker.
Ein Kavalier der ſeit kurzem von
Reiſen kam.

Vornehmer Civilbeamter.

Nun, ich hoffe, wir werden bald gute Nachrichten von der Armee hören.

Diplomatiker.

Vielleicht bleiben die Schwerter auch in den Scheiden, Ihr Excellenz. Ich parire, Napoleon lenkt ein. Es giebt zu viele Rückſichten, die ihn vor einem Kriege mit uns warnen. Einmal ſind wir ſeine ganz natürlichen Alliirten. Des Kabinets von Petersburg halber, muß er uns durchaus zu Freunden zu behalten ſuchen. Und das Wiener Kabinet iſt nur auf den Augenblick geſpannt, wo die Feindſeligkeiten losbrechen —

Vornehmer Civilbeamter.

Allerdings! Frankreich wird von allen Seiten umfaßt werden. Das ſpringt in die Augen. Die Kalabreſen machen gewaltige Fortſchritte. Eine brittiſche Landung in Neapel iſt inévitable. Die volkreiche Hauptſtadt ſchlägt ſich gleich auf ihre Seite.

Diplomatiker.

Et ces gueux ſont à craîndre.

Vornehmer Civilbeamter.

Ganz Italien ſteht auf. Und pour couronner l'oeuvre ſtehn die Sachen in Frankreich bedenklich. Herr von *** ſie waren vor kurzem in Paris.

Kavalier.

Zu Befehl, Ihr Excellenz!

Vornehmer Civilbeamter.

Wie fanden ſie den Ton?

Kavalier.

Eine Unzufriedenheit die ſich nicht darſtellen läßt. Alle Saiten aufs Höchſte — aufs Allerhöchſte geſpannt Es bedarf nur eines geſunden Auges um die unendlich mißliche Lage des franzöſiſchen Staates zu überſehn. Ich machte mir ein Geſchäft daraus, mich von allen zu informiren. Ich weiß, was mir die fremden Geſandten ins Ohr raunten, wovon mich mehrere Staatsräthe au fait ſetzten. Einmal in der Oper belauſchte ich von Ungefähr das Geſpräch zweier Generale die ſich in der Loge neben mir befanden. Sie waren au desespoir. Die Sache kann unmöglich länger Beſtand haben.

Diplomatiker.

Und das Defizit. Man muß nur die engliſchen Journaliſten hören. Die Leute ſind unterrichtet.

Vornehmer Civilbeamter.

Ich weiß auch, daß man die Rekruten geſchloſſen zu den Regimentern bringt. Sie verſtümmeln ſich, hauen die Däume ab, brechen die Zähne aus —

Kavalier.

Erlauben Ihr Excellenz gütigſt. Ich meine daß man bald gar keine Subſcribirten mehr finden wird. Ich kann mein Ehrenwort geben, daß in den Städten und Dörfern der Provinzen, die ich auf meinem Wege berührte, mir — wenn ich die wenigen Gensdarmen und Poſtknechte ausnehme — faſt nur Weiber und ohnmächtige Greiſe zu Geſicht gekommen ſind. In Mainz und Straßburg ſah ich nur ſehr wenige Soldaten, und Knaben, mitleiderweckende Knaben. Zu Chalons sur marne fand ich Kavallerie. Mich verdroß die Mühe nicht, ihren Evolutionen zuzuſehn. Ich kann nicht die Ehre haben, Ihr Excellenz ein Bild von der üblen Tournüre dieſer Leute zu entwerfen. Und ihr Reiten — nein ihr Reiten. Ihr Excellenz verſäumten eine opera buffa um dies Reiten zu ſehn.

Vornehmer Civilbeamter und Diplomatiker.

Ha ha ha ha ha ha!

Kavalier.

Ich habe mir überhaupt manche genaue Anſicht über dieſe Gegenſtände verſchafft, auch ein kleines Journal meiner Beobachtungen aufgezeichnet. Unterwegs, in Paris, aller Orten prüfte ich. Auf Bällen, in den Bühnen, bei Gelegenheit einiger großen Diners, auf Bällen, in Fraſcati, bei den Reſtaurateurs im Palais Royal, immer ſtudirt ich den phiſiognomiſchen Ausdruck, der immer den Zuſtand der Gemüther offenbart. Sogar die Populace entging meiner Aufmerkſamkeit nicht.* Man miſcht ſich ſchon einmal ins Gewühl des Haufens, um Menſchenkunde einzuſammeln.

Vornehmer Civilbeamter.

O hören ſie — das iſt wichtig — könnten ſie ihr Memoire nicht gemeinnützig machen?

Kavalier.

Mit Vergnügen, Ihr Excellenz.

Vornehmer Civilbeamter.

Es iſt ſehr rühmlich wenn Männer von Geiſt und Beobachtungsgabe — — händigen ſie mir eine Abſchrift ein. Ich denke ſie Ihr Durchlaucht dem Herzog von *** zu ſchicken. Es läßt ſich vieles von den avis benützen.

Kavalier.

Ich werde Ihr Excellenz Befehl morgen erfüllen.

Diplomatiker.

Uebrigens Herr von *** iſt das mit Ihrer Erlaubniß nichts neues. Ich beſitze den ganzen Etat des franzöſiſchen Heeres, weiß auch wieviel davon nur auf dem Papiere vorhanden iſt. Auch ſchrieb mir vor kurzen der Legationsſekretär *** in Chiffern über die Truppen, welche bisher noch in Deutſchland blieben. Drum weiß ich, das Kabinet der Thuillerien giebt nach. Es muß nachgeben. Die Verlegenheit drängt zu ſehr. Nur verſteht ſich von ſelbſt, daß wir nun ohne eine weſentliche Indemniſation nicht mehr zurücktreten werden. Allenfalls Hamburg, Lübeck und Bremen. Und einige vortheilhafte Austauſchungen.

Vornehmer Civilbeamter.

Man will nicht mehr tauſchen.

Diplomatiker.

Nun Ihr Excellenz, wenn es mit Avantage ſein kann. Z. B. Die Lauſitz, und die Anhaltſchen Fürſtenthümer für die fränkiſchen Beſitzungen. Und mit Meklenburg hätte ich meinen eignen Plan. Wir nähmen es, und die Herzoge bekämen dafür Kurland und Semigallen. Rußland ſetzte ſich zum Aequivalent in den Beſitz der Moldau und Wallachei. Das intime Verhältniß der Kabinetter von Petersburg und Berlin würde dem Plan leicht Eingang verſchaffen. Ich weiß, was mir darüber aus Rußland geſchrieben wurde. Und dem Stockholmer Kabinet hätte ich dann noch einem Vorſchlag zu thun, wenn ich mich an unſeres Königs Stelle befände. Man braucht in Schweden Geld. Jetzt würde ich vom Kriege nicht abſtehn, wenn ich nicht neben der erwähnten Indemniſation auch 20 Millionen Thaler für die aufgewandten Kriegskoſten empfinge. Dieſe 20 Millionen böt ich für Schwediſch-Pommern an, und was gilts, man ſchlüge los. Denn das Kabinet von Stockholm, muß den Beſitz ſeines Pommern immer prekär anſehn, Heute oder Morgen wird er doch durch die Waffengewalt bedroht. Und der Einfluß von Petersburg her, hebt jede Schwierigkeit. Zum Ueberfluß kann man darlegen, daß — — — — — — —

— Ich bin bereit ein Memoire darüber auszuarbeiten. Mort de ma vie! das wäre eine Abrundung! Eine ganz andre, wie jene die der Graf Herzberg, diplomatiſchen Andenkens träumte. Ihr Excellenz entſinnen ſich. Er nennte ſie: mon grand projet, ha ha ha ha! mon grand project.

Vornehmer Civilbeamter.

Der gute Herberg hatte ſich ſelbſt überlebt.

Diplomatiker

War nicht mit der Zeit fortgerückt. Kannte kein Kabinet mehr. War immer déboutonné. Jeder Geſandte erfuhr ſeine innerſten Heimlichkeiten. Wurde mir doch einmal von London etwas in Chiffern geſchrieben, worüber ich erſtaunte. Es betraf eine Depeſche die an den Grafen L — in Petersburg gegangen war. Wort für Wort mußte man ſie in England. Es war einige Zeit nachher, wo Fox mit der Oppoſition durch drang, die Flotte abgetakelt wurde, und das Kabinet von St. James uns fallen ließ. Man mußte in Petersburg durch L — manches wieder kalmiren. Genug den Inhalt der Depeſche kannte jedermann in London. Und wie? wodurch? Malheureusement war der Graf Herzberg mit au fait geſetzt worden, und E — der alle Augenblick zu ihm lief, hatte ihn richtig aufgeknöpft.

Vornehmer Civilbeamter.

Unbehutſam vom Grafen, mais c'étoit

pourtant un trait d'indiscrétion, du Sieur k —.

Diplomatiker.

Aſſurement, mon Dieu! mais faut-il s'afficher? Nein zum Departement der auswärtigen Affären war der gute Mann nicht berufen. Und Krieg, Angriff, ſein ewiger Refrän. Aber gute Diplomatiker haben gezeigt, daß man ohne die exorbitanten Summen welche der Krieg verlangt, reuſſiren kann. Was hat das Kab. von Berlin nicht pouſſirt?

Vornehmer Civilbeamter.

Nur an die letztere Indemniſation, zu denken. Was für ſchöne Provinzen fielen dem Staat anheim! Und nun Hannover dazu. Denken Sie, das Herzogthum Bremen zählt 90 Quadratmeilen, Kalenberg 78, Grubenhagen 24, Hildesheim 54, Lüneburg 178, Oſnabrück 56, Paderborn 54, u. ſ. w. Das nun alles nach unſerm Syſtem bewirthſchaftet. Die Konſumtionsſteuer eingeführt, unſtreitig die beſte unter allen.

Diplomatiker.

Und koſtet nichts als ein Tâter le pouls aux affaires. Die ſublimſte aller Staatskünſte bleibt ein gewandtes Negoziren. Man muß ſich in alle Perioden, in alle Wendungen der Dinge fügen. Wie jener geſcheute Mann ſagt: A quelques emplois, il faut de la valeur, à d'autres de la ſubtilité, quelques uns requièrent ſeulement de la probité, et quelques autres de l'artifice.

Vornehmer Civilbeamter.

Ja ja, kann es beim Frieden bleiben, und der Staat vergrößert ſich dennoch, tant mieux! Man pflegt auch zu ſagen: le mal vient à cheval, et s'en retourne à pied.

Kavalier.

Aber es würde mich doch kränken, wenn nicht einmal Ernſt aus der Sache würde. Aus Patriotismus wünſchte ich doch unſern alten Kriegsruhm wieder brilliren zu ſehn. Und damit den Herren Oeſterreichern gezeigt würde, wie man Krieg führen ſoll. Sie liefern nur Beiſpiele, wie man ihn nicht führen ſoll.

Bemerkung.

Und urtheilte man wohl in den höhern Ständen (einzelne Ausnahmen mogten Statt finden, allein ſie bewirkten auch nichts) richtiger?

vergaß man nicht gewöhnlich in der Freude über eine kleine Aquiſition, das viel gefährlicher gewordene Verhältniß mächtiger Feinde gegen uns? War man über Frankreich unterrichtet, troß der Flut von Schriftſtellern die dieſes Staates Kraft, und tiefkluges Verfahren zur Gnüge dargeſtellt haben? Galt nicht der Ausſpruch eines ſeichten Kopfes wenn er nur in der bonne Societé figurirte, weit mehr, als der eines logiſchen Denkers? Wurden nicht die, welche im Stande waren richtige Anſichten zu geben, weggedrängt? Durch die Mittler zwiſchen König und Vaterland? Antwort!

Szene III.

Oktober 1806. Die rohe Produktion.

Erſter Kameraliſt.
Zweiter Kameraliſt.
Graf Wind.
Junker Pflug.
Amtmann Sperrnicht.

Graf.

Ah bon jour Meſſieurs! Wie gehts? Ich habe allerlei chagrin mit meinen Pächtern, und will mich da doch einmal von der Lage der Dinge informiren. Wie iſt es denn mit den Lieferungen?

Erſter Kameraliſt.

Der Krieg macht ſie nothwendig, Herr Graf!

Junker Pflug.

Gott! wenn das beibleibt — wir müſſen umkommen.

Amtmann Sperrnicht.

Der verzweifelte Krieg! Lieferungen! das iſt ja der Ruin des platten Landes.

Junker Pflug.

Wenn man liefern ſoll, für das Spottgeld, dann iſt das Getreide auch auf den Märkten nicht für den alten Preis zu geben.

Amtmann Sperrnicht.

Friede und keine Kornſperre, das iſt der eigentliche Seegen. Da kömmt das Geld ins Vaterland geſtrömt, da breitet Wohlhabenheit ihre Zweige aus, da kann man bei den ſchweren Gaben, die auf den Grund und Boden haften, doch noch beſtehn.

Junker Pflug.

Freilich, das ſag ich nur.

Graf Wind.

Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Ich machte im vorigen Sommer eine kleine Badetour über Altwaſſer, Warmbrunn, Töplitz, Karlsbad, Nenndorf, Pirmont und Doberan. Die nemliche Reiſe hatte ich bereits vor ein Jahrer acht zurückgelegt, denn es iſt ſo mein Gebrauch, den Sommer durch Bäder, den Winter bald hier bald dorthin, zum Karneval. Eben war ich herum, ſag ich, denn vor zwei Jahren beſucht ich Eger und das Schlangenbad, vor drei Jahren, Spaa und Aix la chapelle, vor vier Jahren befand ich mich in Baden bei Wien, und kam nicht weiter, da die nahe Reſidenz mit allem ihren Enchantement, mich zu lebhaft anzog. Vor fünf Jahren waren Piſa und andre Bäder mein ſéjour, vor ſechs Jahren befand ich mich blos in Lauchſtädt, und vor ſieben Jahren, gewiſſer Gründe halber, ſogar nur in Freienwalde. Und ich will nur ſagen, da ich die Tour kannte, und überhaupt ein Gedächtniß beſitze, ein Gedächtniß à merveille, ſo mußt ich mich recht deutſch patriotiſch erfreuen, wie ich die vielen kürzlich aufgeführten Bauten der Landkavaliere, die lieblichen Erſcheinungen, die wie durch Zauber hervor getretenen Parks, ſahe. Gärten des Alzinous, der Kalypſo, wenn man will. Ich wollte, ſie machten ſämtlich einmal dieſe Tour Meſſieurs. Wirklich es kömmt nichts über Badreiſen. Nun, ich will nur ſagen, dieſe ſchöne Verfeinerung, all der Geſchmack, es belegt den Satz, daß die Handelsfreiheit — o mein Gott, ſie verſtehn mich wohl.

Amtmann Sperrnicht.

Mein Herr Graf! Belieben ſie nur dieſen groſſen Gelehrten zu fragen. Das iſt ein Kopf! Das dringt ein. Taucht in die Tiefe unter.

Er hat zum Exempel, unumſtößlich erwieſen, daß der Staat alle Sorge, alle Vorliebe der Agrikultur zuwenden müſſe.

Erſter Kameraliſt.

Davon bin ich auf das lebendigſte überzeugt. Der Ackerbau iſt die Wurzel des Staates. Fabriken, Künſte u. ſ. w. Zweige. Ich beziehe mich auf das, was ſchon Rainal, und Mirabeau ſagten. Ein Thaer, ein Normann, ein Krug, viele reſpektable Mitglieder der märkiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft gelten meine Gewährsmänner. Wir wiſſen, daß eine Provinz durch bloßen Ackerbau reich ſein kann. Unſer Oſtfrießland liefert das Beiſpiel. Was der Staat auf Fabriken wendet, iſt meiſt verloren. Was haben denn die großen Opfer, die dem Aufkommen der Städte gewidmet waren, hervorgebracht? Man blicke nur auf die Dürftigkeit unſrer niedern Fabrikanten, auf die Unmöglichkeit der Fabrikherren, mit den Engländern Preis zu halten, auf den nicht zu vernichtenden Schleichhandel. O die Agrikultur liefert ein ganz anderes Produkt! Das wahre einzig ächte Einkommen. Den einzigen Quell durch den Geld zu uns geleitet wird. Ein Scheffel Weizen ausgeführt, ſchafft oft mehr klingenden Vortheil, wie die Arbeit eines ſtädtiſchen Tagwerkers von einem Jahre. Ich nehme allenfalls unſre Linnenmanufakturen aus, die aber mit dem Ackerbau ganz nahe verwandt ſind.

Amtmann Sperrnicht.

Das heißt mir profunde Gelehrſamkeit!

Junker Pflug.

Das ſag ich nur.

Graf Wind.

J'en suis charmé, j'en suis charmé! Braver Mann, Freund der billigen Sentiments, Feind der Vorurtheile! Wollen ſie darüber eine Pieze in Druck geben, Gott verdamme mich, ich ſchaffe ihnen Pränumeranten in allen Bädern, von Wißbaden bis Landeck.

Zweiter Kameraliſt.

Alles hat zwei Seiten. Der Ackerbau iſt das Fundament des Staatsgebäudes, aber doch auch nicht Alles in Allem. Das Fabrikenſyſtem, durch Friedrich II mit großer Weisheit beſchützt, befördert die intellektuelle Kultur, der die Menſchheit doch einmal entgegen gehen ſoll. Iſt Wohlhabenheit das Ziel, ſo darf man ſich auf Genf, auf das vormalige Lion, das induſtriöſe Sachſen berufen, ja ſelbſt England dankt ſeinen hohen Reichthum den Fabriken. Denken ſie nur an Polen, in ſeinem alten Zuſtande. Wohin hat es ſein Ackerbau gebracht? Bei aller Ergiebigkeit deſſelben empfand der Staat drückenden Geldmangel, der gemeine Sklave hatte ſich in der Geiſteskultur noch nicht weit über den Wilden erhoben.

Amtmann Sperrnicht.

Nun ſo laſſe man Fabriken. Ins Himmels Namen! ob ich ſchon ein überzeugter Anhänger der Thaerſchen Hypotheſe bin: England könnte noch einmal die einzige Fabrikſtadt des Welttheils ſein, und der geſamte Kontinent nur Ackerbau treiben, worauf ein allgemeines Wohlbefinden folgen würde. Doch immerhin, nur keine verblendete Getreidepolizei, mit ihren widerſinnigen Einſprüchen.

Junker Pflug.

Ja, das ſag ich nur —

Graf Wind.

Nicht wahr mon cher Pflug? Doch à propos! Wann werden Sie ſich denn einmal ein neues Wohnhaus aufführen? Es iſt doch eine rebütante alte Rummelei.

Junker Pflug.

Für mein Gütchen iſt es groß genug. Und die Jungen koſten mir gar zu viel. Hätt' ich ſie nur nicht unter die Kavallerie gegeben.

Graf Wind.

Ah das ſchwarze Käſtchen daheim. Ich habs wohl geſehen. Und die Pfandbriefe die darin ſind —

Junker Pflug.

Denken der Herr Graf! Da ich neulich des Aelteſten Schulden bezahlte, ſtanden 15 Rthl. in Gold, für einen Federbuſch auf der Rechnung. Vor dieſen galt er einen Gulden.

Graf Wind.

Ha, ha, ha, ha! Nun, wenn ein Federbuſch drei Friedrichsdor koſtet, ſo muß ja durchaus freie Exportation beſtehn. Wie wollten denn die Väter es möglich machen?

Amtmann Sperrnicht.

Ha, ha, ha! Der Herr Graf bemerken völlig richtig. Nein, keine Getreidepolizei!

Zweiter Kameraliſt.

Friedrich II übte doch dadurch viele Wohlthat. Es iſt in jedermanns Munde —

Junker Pflug.

Aber wiſſen Sie auch was? Zu der Zeit ſchämte man ſich zu ſagen, was man für das Korn bekam.

Graf Wind.

Was wollen Sie! Meine Güter, die jetzt zu vierzehntauſend Thaler verpachtet ſind, hat mein verſtorbener Vater allein bewirthſchaftet, und ſich genöthigt geſehn, auf das ängſtlichſte zu ökonomiſiren. In ſeinem ganzen Leben war er nur Einmal in Polzin, denken Sie, in dem ennuyanten Polzin.

Zweiter Kameraliſt.

Die Herren haben, ſo bald Sie von ſich ausgehen, das vollkommenſte Recht, hohe Getraidepreiſe zu wünſchen. Allein auch der Städter verdient die Rückſicht des Vaterlandes. Der Handwerker, der nothwendige Handwerker —

Alle Uebrigen zugleich.

Der ſchlägt auf ſeine Arbeit!

Zweiter Kameraliſt.

Er kann das nicht im Verhältniſſe des geſtiegenen Kornpreiſes. Ein Paar Schuhe, Ehedeſſen mit einem Thaler bezahlt, gilt etwa einen

Thaler und acht Groſchen, wobei noch das theurere Leder inbegriffen iſt. Ferner der Soldat —

Alle Uebrigen.

Bekömmt ja mehr Traktament.

Zweiter Kameraliſt.

Zwei Groſchen alle fünf Tage. — Er beſitzt aber großentheils Weib und Kind. — Der königliche Offiziant im feſten Gehalt —

Alle Uebrigen.

Kann ja um Zulage einkommen.

Zweiter Kameraliſt.

Soll ſie der Staat nach dem Verhältniſſe gewähren, ſo iſt dieſe große Ausgabe keinesweges durch die Vortheile, welche die Getraideausfuhr ihm abwarf, gewonnen worden. Schlägt er ab, darbt ein Theil ſeiner Unterthanen. Nein, nein, geſtehen es die Herren mir ein: Sie wurden auf Koſten Ihrer vaterländiſchen Mitbrüder begünſtigt. Es kann ſchwerlich ſo bleiben.

Amtmann Sperrnicht.

Mein Gott! Sie wollen dieſe veralteten Einwendungen wieder hervor ſuchen, nachdem alles ſchon einig iſt. Machen Sie doch lieber

Vorſchläge, daß uns die Laſt der Lieferungen abgenommen wird.

Junker Pflug.

Ja, das ſag ich nur.

Graf Wind.

Um des Himmelswillen! Wiſſen Sie denn, daß meine Pächter in Rückſtand ſind? Ma foi! In Berlin giebts dieſen Winter vielleicht kein Karneval. Nach Paris erhält man keine Päſſe. Ich könnte Einmal nach London gehn, allein ich ſcheue das Meer. Wo ſoll ich hin? Was bleibt mir übrig? Petersburg oder Wien. Eh bien, j'en suis content! Aber wenn es ſo bleibt, werd' ich ein Tauſend Luidor aufnehmen müſſen, und das koſtet verdammte Zinſen, die ein guter Wirth, wie ich bin, nicht gern unnöthig hinwirft.

Zweiter Kameraliſt.

Ei, mein Herr Graf, mit gütiger Erlaubniß —

Erſter Kameraliſt.

Herr Kollege, Sie werden ſich Feinde machen.

Amtmann Sperrnicht.

Nun, müſſen wir liefern, ſo liefern wir. Nur iſt es denn um ſo nöthiger, daß das Korn anderweitig was gilt.

Junker Pflug.

Ja, das ſag ich nur.

Graf Wind.

Eh bien! man muß kluge Arrangements treffen.

Amtmann Sperrnicht.

Vor allen Dingen nicht die inländiſchen Märkte überführt.

Junker Pflug.

Ja, das ſag ich nur.

Graf Wind.

Iſt wo ein Kavalier, der nöthig Geld braucht, zum Karneval, aufs Frühjahr zu Badereiſen, zum Bau, zu einem Park, zu Equipirungen der Söhne, ſo muß man lieber zuſammentreten, daß er nur nicht en hate losſchlägt, und miſerable Preiſe macht. Da muß patriotiſcher Gemeinſinn unter uns ins Leben gerufen werden.

Junker Pflug.

Ja das ſag ich nur.

Amtmann Sperrnicht.

Der Herr Graf erwerben ſich ein glänzendes Verdienſt um das Vaterland.

Graf Wind.

Bitte ergebenſt! Geben mir die Herren

Freitag die Ehre, ſammt und ſonders bei mir zu diniren, wir wollen die wichtige Materie weiter unterhandeln.

Wer darf es den Herren verdenken! Angenehme Hypotheſen, in tönende Phraſen gekleidet, unterſtützten den Eigennutz. Sollte auch wohl, wie es häufig verlautet, der Vortheil der Großen mitgehandelt haben? Vielleicht täuſcht man ſich, allein ſchon ſolch Gerücht iſt zu beklagen. Es bringt bei einem zahlreichen Theile der Staatsbürger Unzufriedenheit hervor.

Bereits im Januarſtück 1806 des preußiſchen Staatsanzeigers wurden mehrere Behauptungen des Herrn Krug, ſehr einleuchtend beſtritten. Unter andern:

> Wenn man die Ausfuhr der rohen Produkte verbietet, ſo ſetzt man voraus, daß man die Ausfuhr der Fabrikate für einträglicher hält, als die der rohen Produkte. Wenn eine Provinz im andern Fall für 30000 Rthl. Wolle ins Ausland verkauft,

ſo erhält man etwa für die daraus verfertigten Fabrikate höchſtens 34 — 35000 Thlr. Man würde aber für die nämliche Quantität Wolle vielleicht 38000 Thlr. erhalten haben, wenn die Ausfuhr nicht verboten wäre, da dieſes Zwanggeſetz die Produktion hemmt u. ſ. w.

„Welche gewaltige Irrthümer! Wie unkundig.“

„Ein Pfd. Wolle koſtet von der feinern Sorte in Schleſien 12 Gr. daraus wird eine Quantität Garn geliefert, die mit 1 Thlr. 1 Gr. bezahlt wird, mithin mehr als noch einmal ſo viel durch das Geſpinnſt gewonnen. Wollte der Verfaſſer doch einen Anſchlag von einem Stück des feinſten Tuchs machen, dann würde er nur ganz anders Verhältniß zwiſchen dem Werth von 30 Zentner Wolle zu den daraus gefertigten Tüchern finden.“

„Ein Pfd. Flachs koſtet nur 3 Gr. daraus ſpinnt man 3 Strehn Garn, welche wenigſtens mit 9 Gr. bezahlt werden, die hieraus gefertigte Hausleinwand à 4 Ellen koſtet die Elle 5 Gr. macht 20 Gr. Die Veredlung bringt alſo 7 fach ein, was man für das rohe Produkt einfach bekommen hätte. Wie die Königinn in Schmiedeberg war, wurde ihr ein Stück Leinwand vorgelegt, ein Werk der höchſten Kunſt, das auf 200 Thl. geſchätzt wurde."

Ich kann mich nicht entbrechen, noch etwas aus jenem Journal hier anzuziehen. Denn nach dieſem Kriege, wird, er laufe ab, wie er immer wolle, dieſer große Gegenſtand neue Aufmerkſamkeit verdienen. *)

Von den Sperren.

„Alle Welt, beſonders Stuben- und Catherderphiloſophen ſchreien jetzt:"

„Gebt frei ihr Regenten, die Ausfuhr roher Produkte, öffnet die Häfen! Dies wird den Ackerbau beleben, den Ueberfluß herbeyführen."

„Es wird nicht in allen Theilen der Welt Mißwachs ſein, und ihr werdet bald hier oder

---

*) Und jezt nach ſeinen unglücklichen Ausgang wird, die Wunden des Staates zu heilen, es um ſo mehr nöthig ſein, den Blick mit dem entſchloſſenſten Wahrheitsſinn darauf zu heften.

dort durch Handel und Schiffahrt neue Bedürfniſſe erhalten."

„Alle Schulkameraliſten und Dekretenſchreiber ſind das Echo, und der Widerſchall dieſer neuen Lehre, und glauben ſie annehmen zu müſſen, weil ſie neu, und daher Mode iſt."

„Wer wird es leugnen:"

„Daß Europa unter dem Druck des Handelsdeſpotismus ſeufzt? Wer wird es nicht wünſchen; daß alle Länder frei, ihre rohen, ſo wie die Produkte der Kunſt dahin verkaufen können, wo ſie am höchſten geſchätzt, am theuerſten bezahlt werden? Dann würde die Nation die wohlhabenſte, derjenige Staat der mächtigſte ſein, wo die höchſte Intelligenz, der höchſte Kunſtfleiß exiſtirte."

„Sprechen wir daher vom Allgemeinen ſo iſt es keine Frage, daß auf der ganzen Erde die Aufhebung der Sperren der Ein- und Ausfuhr, eine weit größere Kultur aller Nationen hervorbringen würde."

„Wie liegen aber die Sachen jetzt?"

„England hat, ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution allen Handel an ſich geriſſen, alle Seemächte einem von ihm erſchaffe nen Viſitationsrechte unterworfen. Was ſeinem Handelsintereſſe zuwider auf neutralen Schiffen gefunden wird, nimmt es weg. *) Oſtindien ſeufzt unter dem Druck der Compagnie, die mehrſten Artikel des Luxus erhalten wir von den engliſchen Monopoliſten. Es befolgt auch immer ſein altes fiskaliſches Ein- und Ausfuhrſyſtem, und wo ihm freie Hand gelaſſen wird, kauft es alle rohen Produkte auf, veredelt ſie, und bringt ſie als Artikel des Kunſtfleißes wieder zurück."

„Frankreich welches durch ſeine Revolution manche Freiheit im Handel erhielt, iſt bald davon zurückgekommen, und hat das alte Syſtem wieder bei der Ein- und Ausfuhr angenommen."

„Wir Preuſſen allein ſollten alſo den Handel frei geben? Wir allein ſollen unſere rohen Produk-

---

*) Man findet jedoch auch Mittel, das Londner Admiralitätsgericht gewaltig zu übervortheilen. S. War in disguise, or the frauds of the Neutral flag, London, Hatchard 1805.

Produkten einen Ausgang verſtatten, um unſre Tirannen damit zu füttern?"

„Man hat gegen die Sperren angeführt, daß ſolche in Holland nicht üblich ſeien, wo aber nie Mangel wäre. Iſt das nicht natürlich da Holland keinen Ackerbau treibt, und wäre es nicht lächerlich die Ausfuhr von Produkten zu verbieten, die man nicht hervorbringt?"

„Wer ſchimpft immer über Ausfuhrverbote? Die Gutsbeſitzer und Kornjuden! und doch ſagen ſie: Nur durch erlaubte Ausfuhr kann es wohlfeiler werden!"

„Beim Himmel! ſie würden nicht darauf dringen, ſie würden nicht das Kabinet und Direktorium belagern, und beſtürmen, die Ausfuhr zu erlauben, wenn das wahr wäre!"

„Unſre Gelehrten, unſre Staatsökonomen ſagen:"

„Wenn die Ausfuhr erlaubt wird, dann wird man mit aller Kraft die Ackerkultur emporbringen, wir werden mehr produziren, es werden ſich viele Conſumenten in Produzenten verwandeln u. ſ. w."

„Seit 10 Jahren ſind die Preiſe roher

Produkte ſchneller wie andre Gegenſtände, ſelbſt wie die des Luxus geſtiegen, ohne daß man ſagen könnte, die Agrikultur ſei gefallen, und das Steigen rühre von der Vernachläßigung des Ackerbaues her.“

„Im Gegentheil haben ſich im Preußiſchen eine Menge von Kapitalien zu der Agrikultur in Südpreußen gedrängt, und ſind dem Handel entzogen.“

„Die Ausfuhr-Verbote haben jene Hypotheſe nicht realiſirt.“

„Auf der andern Seite iſt nicht zu leugnen, daß die Provinzen jenſeits der Oder die freie Ausfuhr erfordern, wenn ſie in der Kultur zunehmen ſollen, da ſie bloß Ackerbau treibend ſind, und ich glaube nicht, daß der Staat etwa in außerordentlichen Fällen (wie im Kriege, und bei Hungersnoth ausgenommen) das Recht hat, oder vielmehr weiſe handeln würde, auf Koſten dieſer Provinzen, ihren Gutsbeſitzern und Kaufleuten, die Ausfuhr zu verbieten, beſonders da die Weichſel herab, eine Menge von öſterreichiſchem Getreide als Tranſitoartikel geht, und ſich, in dieſem Fall, in die Donau und ins ſchwarze Meer ziehen würde.“

„Da der Staat von Polizeiwegen aber verbunden iſt, für die Proviantirung des Militärs, und für den Bedarf großer Städte, und Fabrikengegenden zu ſorgen, ſo ergreife er ohne Zwang die Mittel welche dahin führen.“

„Er benutze ſeine Domainen- und kontribuablen Stände zu Naturallieferungen, und bedinge ſich allenfalls in den Seeſtädten, das Verkaufsrecht aus! Statt des Ausfuhrzolls, nehme er Getreide in die Magazine. In den getraitearmen Provinzen, impoſtire er den Brandtwein hoch, in den getraidereichen Gegenden ſehr niedrig, dann wird ſich bald ein Handel mit dieſem Artikel unter beiden eröffnen.“

„Bis jetzt iſt nicht einmal die Ein- und Ausfuhr, in dem Innern des preuſſiſchen Staates, aus einer Provinz in die andere frei, was mir ſehr fehlerhaft zu ſein ſcheint. Wollte man einen Staat von der Freiheit der Ein- und Ausfuhr ausſchlieſſen, ſo wäre es England, da es mit ſeinen Monopolen und Oſtindiſchen Produkten einen Alleinhandel treibt, ſonſt ſollten alle Staaten des Kontinents, dieſe Einſchränkung aufheben, und zwar ſowohl wegen der Aus- als Einfuhr.“

„Wenn die Lobredner der freien Ausfuhr roher Produkte ſagen:“

„Es wird nicht in allen Theilen der bewohnten Erde Mißwachs ſein, und daher ein Staat nicht nöthig haben aus Aengſtlichkeit ſich auf dieſen Fall Vorräthe aufzuheben!“

„So iſt dies im Allgemeinen richtig! Aber jetzt iſt es unter den vorhandenen Conjuncturen unrichtig.“

„England würde es wegen ſeines neuen Seerechtes nicht zugeben, daß wir z. B. aus Egypten Getraide holten, in ſo fern es dabei verlöre, ſondern es würde ſich dieſen Handel auch anmaaßen.“

„Sagen uns die Gegner:“

„Die Ausfuhrverbote machten es theuer, und führen ſelbſt darüber Thatſachen aus den Häfen der Oſtſee an, wo das Getraide fiel, wie die Ausfuhr erlaubt, und ſtieg, wie ſie verboten wurde.“

„So iſt es thöricht dergleichen zu behaupten, und ſollten die angeführten Erſcheinungen, als Beweiſe dienen, ſo iſt dies eben ſo ſehr

Beweis, daß man von den Umſtänden nicht unterrichtet war.“

„Auf alle Fälle würde eine mit Frankreich verabredete, von Memel bis Bordeaux gehende Sperre der Küſten, und aller Aus- und Einfuhr, die rohen Produkte wohlfeiler machen; wollte man das Verbot der Einfuhr engliſcher Fabrikate damit verbinden, unſer Erwerbfleiß wieder ſteigen, und ein großer Theil engliſcher Macht zu Grunde gerichtet werden.“

„Jetzt wird die Ausfuhr, der Verbote ungeachtet, durch den Schleichhandel getrieben, und auf dieſe Art eine Menge von Getraide aller Art ausgeführt.“

„Was die zuletzt angeführten Erſcheinungen anlangt, ſo erfahren die Kornhändler 14 Tage vor dieſer Publikation, daß das Verbot kommen wird, ſie ſchaffen alſo alles in See, verkaufen um jeden Preis, und ſagen die Beſtellungen ab; kommt nun das Verbot, ſo iſt Mangel, und der Preis ſteigt.“

„Wird die Ausfuhr erlaubt, ſo wiſſen es die Kornhändler wieder früher, alles will daran profitiren, und macht Beſtellungen, kommt dann das Edikt, ſo iſt der Markt überfahren, und der Preis fällt.“

Es ſcheint, hier findet man Stoff genug, über dieſen Gegenſtand, ſowohl mit Billigkeit für den Landmann, als Städter zu urtheilen. Gleichwohl entdeckt ſich immer der Mittelweg ſchwer.

Szene V.

Oktober 1806. Vorausblick.

Ein Veteran.
Ein Soldat ſavant.
Ein wüſter Reuteroffizier.
Ein Schriftſteller.

Veteran.

Ei meine —

Soldat ſavant.

Da ich Morgen marſchire, habe ich nicht unterlaſſen wollen, mich dem Herrn * * * ganz unterthänigſt zu empfehlen.

Wüſter Reuteroffizier.

Ich habe ebenfalls meinen ſchuldigen gehorſamſten Reſpekt beim Abſchiede —

Veteran.

Ganz ergebenſter Diener, meine Herren! Ich wünſche von ganzem Herzen eine glückliche Kampagne, und daran wird auch kein Zweifel ſein. Nicht wahr Herr von * * *

Soldat ſavant.

Bitt' unterthänigſt — die Sache wird wohl reuſſiren.

Wüſter Offizier.

Wenn wir nur nicht etwa unverrichteter Sache wieder zurückgehn müſſen. Gott verdamm mich! ich wüßte nicht, ob ich mir nicht eine Piſtole vor den Kopf ſetzte —

Veteran.

Nun nun, es ſieht ja diesmal ernſthaft aus.

Soldat ſavant.

Und ein Muth lebt in der Armee, ein Schwung, ein Heroismus, ich glaube, man ſah bei Griechen und Römern nichts ähnliches.

Wüſter Offizier.

Wir wollen ſie ſchon zuſammenhauen, mein Herr ***.

Veteran.

Bravo! Nun ſind es bald funfzig Jahr ſeit Roßbach.

Soldat ſavant.

Der Herr *** waren bei Roßbach?

Veteran.

(feurig.)

Was wollt ich nicht. Wir ſtanden im

erſten Treffen. Ich ſeh es noch immer, wie der Prinz Heinrich, und Fürſt Moritz die Front herunter ritten, und 's Gewehr in die Hand! riefen. Seidlitz attakirte ſchon.

Soldat ſavant.

Von der Roßbacher Bataille bin ich ſehr orientirt. Ich habe fünf Plane davon, die aber ſehr abweichen. Einer iſt noch ganz im antiken Styl, wie man etwa zu Balbis Zeiten zeichnete, jede Erhöhung mit denſelben Bergcharakteren, die Gradationen der Abſchüſſigkeit faſt gar nicht bemerkt. Unter den andern iſt der Müllerſche noch erträglich. Ich gab mir aber die Mühe den champ de bataille noch einmal zu krokiren, weil wir im vorigen Jahre in der Nähe Ruhetag hielten, und da verfuhr ich denn zum Theil, nach der Darſtellung einer neuen Theorie der Bezeichnung der ſchiefen Flächen im Grundriß, die 1799 heraus kam, theils nach Schneider, theils nach andern neuen Angaben. Auf meinem Plane ſind nun die ovalen Bogen und ſchlangenförmigen Bergrücken alle nach der Natur aufgenommen, wiewohl ſie gewiſſermaßen nicht Bergrücken zu nennen ſind, vielmehr Erdwälle, Erdkämme, Platten mit anſtem Abhange, Eminenzen. Wenn der Herr *** befehlen, ſo werd' ich ganz unterthänigſt mit eine Kopie aufwarten.

Veteran.

Sie ſind ſehr gütig. Bitte gehorſamſt!

Wüſter Offizier.

Aber der General Seidlitz muß recht unter ſie gefahren ſein, Herr ***.

Veteran.

Das glaub ich, mein lieber Freund! Ein Staub ſtieg Ihnen in die Höhe —

Wüſter Offizier.

Heiland Sak — wenn ich doch den General Seidlitz geſehn hätte! Er ſoll einen erſtaunt brillanten Anzug gehabt haben. Und ſein Reiten! Aber er ſollte unſre Kavallerie auch jetzt nur ſehn.

Veteran.

Ach Seidlitz —

Soldat ſavant.

Nun der General *** hat vor kurzem geſchrieben: Die Franzoſen ſind noch ganz dieſelben, die ſie bei Roßbach waren.

Schriftſteller.

(der bereits da war, doch ſich noch nicht in die Unterredung mengte.)

Wie? Dieſelben? Das iſt doch wohl nur Scherz?

Beide Offiziere.

(fixiren den Schriftſteller und rümpfen die Naſe.)

Schriftſteller.

Eine leichte ſelbſt frohe Vorſtellung von der Gefahr, gehört zum kriegeriſchen Muth, und iſt rühmlich. Doch man ſoll auch den Feind kennen, mit dem man es zu thun hat. Wenn es heißt: Die Franzoſen der Gegenwart ſind noch jene von Roßbach, ſo entſteht beinahe der Verdacht: man habe die Geſchichte ſeit der Revolution nicht beachtet. Ich bekenne, daß mich dieſer zu ſpäte Krieg ſchon traurig macht, aber dies Wort des Generals *** läßt mich ſogar für mein Vaterland zittern. — Doch ich überlaſſe mich einer unzeitigen Aufwallung. Sie gehörte hieher nicht. Verzeihung meine Herren!

Wüſter Offizier.

Ich muß die Ehre haben zu ſagen, Herr *** daß ich im Reiche auf Werbung ſtand, Ich habe ſie Anno 1799 und 1800 geſehen. Ha, ha, ha! Auf meine Ehre, etwas ſkandalöſeres iſt mir noch nicht vorgekommen. Die Infanterie lauter Jungens, die Kavalerie kann nicht reiten. Kein Air auf dem Pferde, kein Schluß, die Pferde keine Dreſſur. Alle Augenblick fällt einer herunter, wenn ſie ſetzen — ha ha ha!

Schriftſteller.

Das hör' ich oft wiederholen. Wie erklären ſich demungeachtet die Siege von Lodi, Marengo, Ulm, Auſterlitz, und viele andre.

Soldat ſavant.

Und ſie ſind noch um Erklärungen verlegen?

Schriftſteller.

O nein, das bin ich gar nicht, gar nicht! Die Urſachen der Wirkung liegen nur zu deutlich da. Doch ich bitte —

Soldat ſavant.

Einmal Beſtechungen der Generale.

Schriftſteller.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Daran glaub ich unter Hundert Fällen noch nicht Einmal.

Soldat ſavant.

Und dann die ganze üble Verfaſſung der öſterreichiſchen Armee. Es iſt gar keine Theorie darin, gar keine Theorie!

Schriftſteller.

Wenn ich Ihnen das zugeſtände, (wovon ich aufrichtig geſagt, weit entfernt bin) ſo hat ſie die vieljährige Ausübung für ſich, und der würden Sie doch immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Und in der That, die Ausübung trug Früchte. Was man von der altfränkiſchen Steifheit der Oeſterreicher ſagt, iſt ſo wie manches Andre ein Märchen. Gleich den Römern, die die beſſere Fechtart ihrer Feinde gern annahmen, wurde vieles nach der franzöſiſchen Manier umgeändert. Viele Einrichtungen des Erzherzogs Karl ſtammen daher, und —

Soldat ſavant.

Sie wollen die Oeſterreicher vertheidigen, die ſo viel geſchlagen wurden.

Schriftſteller.

Deſto bedeutender mußte die Ueberlegenheit dort ſein, deſto nothwendiger wird die Prüfung.

Wüſter Offizier.

Ha ha ha! Ich ſah die Herren Halters auch, als ich auf Werbung ſtand. Der gemeine Mann iſt recht gut dreſſirt, o ja, aber die Offiziere mit ihren grauen Kaputs, ha ha ha! Ich aß einmal mit einem Major zuſammen, der erzählte, ha ha ha! ſein Vater ſei ein Bürger in Wien, und der Major machte ſich gar nichts daraus.

Schriftſteller.

Es giebt Umſtände, unter denen es allerdings ganz vortrefflich iſt, nur adliche Offiziere zu beſitzen. Verſteht man es aber, den Ehrtrieb allgemein zu machen, ſo ſehe ich nicht mehr —

Wüſter Offizier.

Ha ha ha! Schöne Kerls! ſagen ſich —

Veteran.

Nein, nein, das muß ich auch ſagen: ein nobel Offizierkorps iſt die Hauptſache. Wenn ich noch bedenke, was damals am Rhein vorging.

Soldat ſavant.

Das Point d'honneur hat etwas religiöſes, etwas myſtiſches, nur der Beſitzer fühlt die Helligkeit. Es iſt wunderbar in ſeinen Wirkungen. Man muß jedoch nicht davon reden, noch weniger darüber ſchreiben, in der ſchönen Hülle des Geheimniſſes, in der Frömmigkeit des Glaubens, wallte ſeine Zauberei.

Schriftſteller.

Vortrefflich!

Soldat ſavant.

Ich ahne, was ſie allenfalls ſagen könnten. Sich auf die Franzoſen berufen. Aber freilich kann man mit Feinden, wie die welche ſie fanden, auch wohl ſo fertig werden.

Wüſter Offizier.

Uns ſollen ſie aber kommen!

Soldat ſavant.

Sehen Sie nur: ein vollkommener Ideal einer Armee wie die unſrige, liegt gar nicht in Ihren Vorſtellungen. Denn Erſtens: daß uns die größten Generale in Europa anführen, leugnen Sie doch nicht!

Schriftſteller.

Ich — würde — fühle — daß es nicht ziemt, dieſem Ihren nützlichen Glauben — Fragen entgegen zu ſtellen.

Soldat ſavant.

Hier bleibt keine Frage. Erſtens: die bewährteſte Theorie. Dann: noch die Schule Friedrichs. Und endlich: die benutzten Erfahrungen bis auf die laufenden Zeiten. Oft wendet man wieder das hohe Alter etwas ein. Doch mit Unrecht. Grade das kaltabwägende Urtheil iſt eine edle Feldherrntugend. Und nun erwägen Sie, wie inſtruirt unſre Offizier gegen Ehedem ſind. Wenn im ſiebenjährigen Kriege, mit wenigen Ausnahmen nur Empirie Statt fand, (die doch auch ſo viel leiſtete, daß der Staat, Rußland, Oeſterreich, Frankreich, Schweden, und dem Deutſchen Reiche widerſtand) ſo ſein ſie überzeugt: wir blicken jetzt auf die Kunſt — mit Kunſtgeiſt. Unſer Generalſtab, unſre militäriſche Geſellſchaft, zählen Männer von einer Vorbereitung, die Sie ſicher umſonſt in Frankreich ſuchen würden; wie denn bekanntlich der Deutſche weit tiefer als der Franzoſe iſt. Was hat denn die neuere militäriſche Literatur Frankreichs, bei alle den Kriegen aufzuweiſen? Einige Compilationen, ſonſt nichts. Sie werden doch einen Mathieu Dumas, nicht unſerm Scharnhorſt oder Venturini an die Seite ſtellen wollen? Ehedem war man doch weit reicher. Man kann aus früheren Zeiten, die Vauban, die Folard, Püyſegür, Feuquieres, Türpin, Grimoard, Brezé und viele andre nennen. Den Grafen von Sachſen nenne ich nicht, da er ein Deutſcher iſt. Alles was ich von neueren Sachen der Franzoſen geleſen habe, zum Exempel, die: Inſtruction concernant les manoeuvres de l'infanterie, donnée par l'inſpecteur général de l'armée du Rhin, an 8, das Reglement concernant l'exercice et les manoeuvres de l'infanterie, das: Reglement proviſoire sur le service de l'infanterie en campagne, die Remarques sur les circonſtances de la guerre etc., die Werke des Mathieu Dümas, andrer Neueren, und mehrere Sachen; es iſt alles nichts, wir wiſſen das beſſer, ſind lange darüber weg. Nun, Moreaus Campagnen nehme ich allenfalls aus, doch über die Biographie des Hoche habe ich gelacht. Pichegrü machte einige Affären, aber die Schwäche der Feinde unterſtützte ihn auch hauptſächlich. Sehen Sie da, es iſt ein ganz andres mit einem wahrhaft militäriſchen Staat, der ſeinen feſten Schritt zur Reife geht.

Wir benutzen alles, alles, und konſerviren unſre alte kernhafte Eigenthümlichkeit dennoch. Wir haben in jeder Waffe große Männer, und jeder Zweig wird immer ſorgſamer kultivirt. Unſre Artilleriſten, unſre Ingenieurs, das ſind in der That Eukliden und wirkliche Gelehrten. Wollen Sie das wohl ſtreiten? Von Bernhard Fronſperger aus dem ſechzehnten Jahrhundert an, und dem veralteten Adam Freitag, bis auf Montalembert und Cordes, examiniren Sie nur, ich bitte Sie! Die Vorleſungen ſind von überaus zweckmäßiger Tendenz. Erwägen Sie auch, was dem Subaltern-Offizier ſonſt für Hülfsmittel zu Gebote ſtehen. Er kann Kollegia beſuchen, wo nicht, ſo giebt es ja die trefflichen Lehrbücher eines Nikolai, Mauvillon, wenn Sie wollen, Santa Cruz, Struenſee, Knoblauch, Meinert, und vor allen Scharnhorſt. Der höhere Taktiker hält ſich an Friedrichs Inſtruktionen, an Saldern, an die Tempelhoff, die Lloyd. Sehen ſie, für den leichten Krieg iſt vorzüglich geſorgt, da haben wir den Ewald, Klipſtein, Brenkenhof, Bolſtern, Heinrichs, und wie viele andre. Nichts iſt in der Theorie vergeſſen. Wie komplett iſt unſre Literatur. Ueber die

Pontonlehre ſchrieben ein Hoyer, ein Krebs, über das Signalement im Felde, ein Buchenröder, auch Burja, wenn Sie wollen; auch von den Kriegsſpitälern giebt es wichtige Notizen. Eine immer ſehr weſentliche Sache, denn allerdings ſind die Feldkrankheiten ein Objekt, das man ernſthaft ins Auge faſſen muß. Wedekind ſchrieb darüber recht durchdacht. Jenes Chemikers Luftreiniger, verdient Lob. Auch Auguſtin hat über die Anwendung der Säuren viel Gutes geſagt. Ich hoffe, wir werden künftig von dem Uebel wenig zu leiden haben.

Schriftſteller.

(mit einem Kompliment.)

In der That ein reiches Magazin von Theorien.

Soldat ſavant.

Meinen Sie etwa, das ſei immer noch keine Praktik? O ſie mangelt doch unſern Alten nicht. Den Kampagnen am Rhein und in Polen wohnten unſre Offiziere zur Hälfte noch bei. Und was iſt Praktik? Bei einer richtigen Theorie kann ſie ja nicht fehlen. Es iſt Nothwendigkeit des Gelingens da. Werke wie das: Verſuch einer Logiſtik, oder zur Berechnung des Raums und der Zeit taktiſcher Stellungen und Bewegungen, tragen ihre Unfehlbarkeit in ſich. Wie unſre Armee manövrirt, iſt ihnen ohne Zweifel bekannt. Glauben ſie ja nicht an den Traum, das franzöſiſche Geſchütz werde beſſer bedient. Jedermann weiß, was franzöſiſche Artilleriſten ſelbſt darüber ſagten. Die preußiſche Kavallerie iſt außer allem Zweifel die erſte der Welt. Ihrem Chok widerſteht nichts. Aber auch die Infanterie vermag den Chok anzuwenden, und er führt unfehlbar zum Siege. Venturini hat das in einem eignen Werke dargethan. Mehrere neuere Schriftſteller, die nichts von der Sache verſtehn, haben die franzöſiſchen Tirailleurs furchtbar geſchildert. Glauben Sie mir, es wird ein Spaß damit ſein. Unſre Jäger übertreffen ſie gewiß bei weitem. Der preußiſche Füſelier, nach eines Pelets Methode dreſſirt, läßt ſie weit hinter ſich. Auch unſre Regimentsſchützen ſind jetzt unübertreffbar. Uebrigens legt man den Herren Tirailleurs, durch Reuterei ſogleich das Handwerk. Warum vermogten ſie denn am Rhein nichts gegen uns? Leſen ſie nur die Beſchreibung der Schlacht von Pirmaſens, von Grawert, unter andern. Und damals impulſirte die Herren Neufranken noch Freiheitsſchwärmerei. Das iſt jetzt auch vorüber. Ha ha ha!

Wüſter Offizier.

Ha ha ha ha ho ha!

Schriftſteller.

In der That mir bleibt nichts übrig, als den Herren mein gehorſamſtes Kompliment über ſo ſchöne Ueberzeugungen zu machen.

Soldat ſavant.

Bitte ergebenſt! Und nun nehmen Sie dazu den entworfnen Operationsplan! Ich kann Ihnen ſagen, daß ich etwas davon weiß. Er iſt ſo, daß er platterdings nicht misglücken kann.

Schriftſteller.

(Der wieder aufwallt.)

Ah erlauben Sie gütigſt! Von geſchickten taktiſchen Bewegungen, vom Esprit de corps der Offiziere, und ihrer Ehrliebe, vom Muth der Gemeinen will ich mit Freuden das Aeuſſerſte hoffen, nur von keinem vortheilhaften Operationsplan. Denn nachdem man die Dinge hat dahin kommen laſſen, wo ſie ſtehn, liegen faſt alle Vortheile auf des Feindes Seite. Er hat eine Doppelbaſis. Wir müſſen unglücklicherweiſe — zwiſchen den Schenkeln eines

Triangels vordringen. Nach einer verlornen Schlacht bleiben dem Feinde überall Hülfsmittel, uns bringt ſie dagegen in die ſchlimmſte Lage von der Welt. —

Soldat ſavant.

Baſis? Das Wort läßt mich faſt vermuthen, daß ich mit einem Bülowianer ſpreche —

Schriftſteller.

Ich läugne nicht, daß die mathematiſche Klarheit ſeiner Schriften, ſein philoſophiſcher Blick, ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft mich ergriffen.

Wüſter Offizier.

Iſt das der Bülow, der auf der Hausvogtei ſitzt?

Schriftſteller.

Den Aufenthalt zog er ſich durch Unvorſichtigkeit zu. Er iſt von der Seite nicht zu entſchuldigen. Das kann aber, ſcheint mir, den Wahrheiten ſeiner Lehrbegriffe, keinen Eintrag thun.

Veteran.

Ich kenne ihn gar nicht, habe nie was von ihm geleſen.

Schriftſteller.

Meine Herren! erlauben Sie daß ich mich gehorſamſt empfehle. Nehmen Sie mir ja nicht ungütig was ich ſagte. Ich wünſche von Herzen eine glückliche Kampagne, und es verſteht ſich, daß ich voll von den gerechteſten Erwartungen bin.

(empfielt ſich und geht ab.)

Wüſter Offizier.

Was war das für ein Kerl?

Veteran.

Pſt pſt! er iſt auch einmal Offizier geweſen. Er ſoll auch ſchreiben.

Wüſter Offizier.

Jetzt iſt er doch immer ein Knote. Wie kann er denn über den Krieg mitſprechen!

Soldat ſavant.

Ein wiſſenſchaftlicher Kopf ſchien er mir doch nicht. Es ſcheint, ihm fehlt Beleſenheit.

Wüſter Offizier.

Aber Herr Bruder wenn du mir auch mit alle deinen Büchern kömmſt — ich frage den Teufel danach. Ich halt es mit Ziethen. Auf dem Fleck die Diſpoſition, und drauf los!

Veteran.

Ei nun, es ſchadet immer nicht, wenn ein Soldat was gelernt hat, aber er muß erſtlich Gelegenheit finden, wo er es anwenden kann, dann wird ihm auch auf dem Fleck das beifallen, was er grade braucht. Ich empfehle mich ihnen ganz ergebenſt.

Bemerkung.

Dieſe Männer haben in ihrer Art alle Recht. Der Schriftſteller am wenigſten. Wozu ſeine Beſorgniſſe den Offizieren äußern?

Szene V.

Oktober 1806. Kaffeehaus. Colloquium über die Kriegslieder.

Herr Vershold.
Herr Grad.

Herr Vershold.

Waren ſie dieſen Abend im Schauſpiele?

Herr Grad.

Ach Gott — ja!

Herr Versbold.

Und wie gefiel ihnen das kräftige trefliche Kriegslied? Der allgemeine Jubel, mit welchem das Publikum einſtimmte?

Herr Grad.

Hm — hm —

Herr Versbold.

Das Lied war von Merkel. Ich hätte ihm in der That den poetiſchen Schwung nicht zugetraut. Ich ſöhne mich über vieles mit dem kleinen Manne aus.

Herr Grad.

Und ich mögte mich mit ihm entzweien. Er galt mir immer ein höchſt achtungswerther Gelehrter. Tauſend ſenden in Deutſchland Bücher zur Meſſe, denen keine Ahnung ſeiner Kenntniſſe, ſeines muthigen, friſchen, eindringenden Urtheils ward. Man darf ihm vielleicht mit Recht, häufige Bitterkeit zur Laſt legen, doch reitzten ihn die Anfälle der Schlegelſchen Parthei, welche ihren Modetand vergöttert wiſſen wollte, dazu. Genug, der Freimüthige gilt mir ein Blatt, von vielſeitigem Intereſſe, deſſen Anſichten, grade in ihrer kalten Unbeſtechlichkeit, unſrer ſich ſo leicht in Manien verbildenden Literatur heilſam ſind. Nur frag ich: was bewegt den Herausgeber gegen die Urbeſtimmung ſeines Blattes, die Politik zu berühren? Wozu will er plötzlich ein Tyrtäus ſein? Meint er die Franzoſen ſind durch Lieder zu ſchlagen? Man kann denn doch immer nicht ahnen, wie es kömmt. Der Himmel gebe, daß meine Bedenklichkeit grundlos ſei. Allein, machte ſich der Feind zum Meiſter von Berlin, ſo wäre Herr Merkel genöthigt zu fliehen, und ſein Blatt ginge ein. In der That, um einem dichteriſchen Paroxismus Raum zu geben, viel gewagt.

Herr Versbold.

Und ſie würdigen vaterländiſchen, treuen Sinn ſo herab? Dieſe Poeſien ſollen ja den Krieger begeiſtern, wenn er wandelt zur Schlacht. Schöne Hochgefühle dem tiefen Gemüth zuſtrömen, des Pulſes Wallung erhöhn, und in der Bruſt Löwenmuth entzünden.

Herr Grad.

Ah — ſie nehmen ſelbſt den Flug zum Aether. Da ſollte mir die Bewunderung den Mund verſiegeln, oder mein ehrerbietig Lob ertönen, etwas anderes darf die gebeugte Proſe nicht, wo der Lyra Saiten erklingen. Doch da unſre freundſchaftlichen Verhältniſſe Offenheit gebieten, will ich Ihnen meine Meinung über dieſen Gegenſtand mit Freiheit darthun:

Allerdings überzeuge ich mich von der Möglichkeit, einer wundervollen heroiſchen Wirkung der Poeſie im Kriege. Will man ſchon nicht nach den nationalen Kampfliedern der Griechen zurückblicken, auch die Oſſianſchen Barden ins Gebiet der Fabel verweiſen, ſo ſteht der Marſeiller Hymnus als ein redender Beweis da, und Klopſtocks Wort zu Rouget de Lille: *ſie erſchlugen Funfzigtauſend!* ergreift mächtig.

Herr Vershold.

Vortrefflich! Fahren ſie fort! Sie werden mich unterſtützen.

Herr Grad.

Dieſer Hymnus iſt vielleicht auch der ächteſte lauterſte poetiſche Ausfluß, in der ganzen franzöſiſchen Literatur, wenn nemlich von Schwung und Kraft die Rede iſt.

Herr Vershold.

Sollten denn aber Schwung und Kraft nicht des Deutſchen Dichtertalents Eigenthum ſein? Ich hoffe doch nicht, ſie werden unſre Muſen, nur durch einen Vergleich mit den galliſchen, demüthigen.

Herr Grad.

Ohne mich auf etwas einzulaſſen, das nicht zur Sache gehört, wende ich mich zu den Urſachen hin, welche dem Marſeiller Hymnus ſeine Entſtehung gaben. Allgemeine hochherzige Schwärmerei. Bruderbund des Vaterlandes. Nothwendiges Ermannen zum Heldenſinn. Gerechtes Daſtehn in der Heimath, und ungerechter Gewaltangriff von Außen. Alles das traf eine Bruſt, in der das Hohe zu widerklingen vermogte. Daher der gewaltige Redner zur Menge, die Flammenworte, die Feuer in jedes Herz gießen, die lebendige kräftige Darſtellung, die Fremdheit aller Künſtelei. Jahrhunderte können hingehen, ehe ein ſolch Gedicht wieder empfangen und geboren wird. — Hier, mangelt durchaus der Stoff zu etwas Erhabenen. Schon im vorigen Jahre kamen dergleichen Lieder zum Vorſchein, aus dem gewöhnlichen Material, von Lorbeern, Trophäen, Feindesblut, zuſammengeſtellt. Das wirkt nicht mehr. Eins zeichnete ſich darunter durch eine mächtige Sprache und Originalität aus. Herr von Held, deſſen Dichterfeuer anerkennt werden muß, war der Urheber. Doch empfand man gleich des Liedes Verlegenheit. Es ſprach Zorn aus, gegen den Feind der unſre Ruhe unterbrechen will. Es heißt dabei: was geht euer Kampf uns ſtille Preußen an? Nun fühlt aber jeder, daß der ſtille Charakter, der ganzen Staatsanlage, nicht zuſteht. Jetzt iſts noch übler, da wir immer nur Säumniß zu bekennen haben. Zudem griff man Frankreich einſt zuerſt an, und verwickelte es in die drückenden Händel mit Brittannien. Sehen Sie, da mangelt der Stoff zu einem gerechten Liede und —

Herr Vershold.

Aber der Dichter rufe den Zeiten der Väter! Bellona ziehe den Vorhang weg, von den Schlachtgefilden bei Prag, Leuthen, Roßbach. Der Dichter mahne ſich ſelbſt daran, was in der Periode ſtrahlender Glorie, ein Ramler, Gleim, Kleiſt ſangen.

Herr Grad.

Sie ſangen, da die Heldenthat, und mit ihr der Dichtung Vorwurf, bereits da waren. Allein ihre Kunſtwerke gehörten der Literatur, man darf ſich nicht einbilden, daß der gemeine Soldat ſie genoſſen und gewürdigt habe.

Herr Vershold.

Hätten die Krieger jener Zeit nicht auf Märſchen, im Lager, vor dem Kampfe, Geſänge ertönen laſſen?

Herr Grad.

Ich zog darüber genaue Erkundigung ein, da der Gegenſtand mir denkwürdig iſt. Sie ſangen, aber was? die Regimenter aus Pommern und Preußen, geiſtliche Lieder, die, welche in Potsdam und Berlin in Garniſon lagen, Skurrilitäten, und Leichtfertigkeit. Ich habe mir ſagen laſſen, beim Anmarſch zur Bataille von Leuthen, habe ein Regiment der Provinz einen Kirchengeſang angeſtimmt, ſei aber von dem Garderegiment, welches in ſeiner Garniſon ſchon näher mit der lieben Aufklärung vertraut geweſen, derb ausgeſpottet, und ſeinem erbaulichen Liede, eine laszive Wachenzote entgegengeſetzt worden. Beide Regimenter fochten übrigens gleich kühn, und die Verſe zeigten keinen Einfluß. Ueberhaupt muß das was der deutſche Soldat begreifen, und lieb gewinnen ſoll, einmal ſehr populär ausfallen, wozu die Gabe unſern

Dichtern eben nicht beſonders eigen iſt, und dann müſſen auch angemeßne Wendungen und Beziehungen vorhanden ſein. Mir iſt ein Soldatenlied bekannt, welches in der preußiſchen Armee vom ſiebenjährigen Kriege an, häufig iſt geſungen worden, welches man ſogar noch bisweilen hört, es hat aber auch ziemlich die erforderlichen Eigenſchaften.

Herr Vershold.

Wiſſen ſie dies Lied nicht?

Herr Grad.

Ich habe es ſogar auswendig behalten.

Herr Vershold.

Gewähren ſie einem Verehrer aller Poeſie das Anliegen —

Herr Grad.

Hören ſie:

Ein preußiſcher Huſar
Fiel in franzöſ'ſche Hände,
Soubiſe der ihn ſah
Befragt ihn wohl behende:
Sag an mein Sohn wie ſtark
Iſt deines Königs Macht? —
Wie Stahl und Eiſen! ſprach
Der Preuße mit Bedacht.

Mein Sohn verſtehſt mich nicht,
Verſetzt Soubiſe wieder,
Ich meine ja die Zahl,
Die Menge deiner Brüder,
Drauf ſtutzte der Huſar,
Und ſchaute in die Höh,
Und ſprach: ſo viel wie Stern'
Am blauen Himmel ſtehn.

Es wollte doch der Prinz,
Den rechten Grund erfahren,
Erwiederte nochmals
Und fragte den Huſaren:
Hat denn dein König noch
Viel Männer ſo wie du?
O ja ſprach der Huſar,
Und beſſer noch dazu,

Ich bin der ſchlechteſte
Von ſeinen Leuten allen,
Sonſt wär' ich euch gewiß,
Nicht in die Händ' gefallen
Drauf gab Soubiſ' ihm gleich,
Ein'n harten Thaler hin,
Auch du mein Sohn biſt brav,
Nimm dieſen für dich hin!

Der Preuße ſah von fern
Ein' Schildwach die war hager
Die Backen im Geſicht

Ganz abgezehrt und mager
Derſelben gab er gleich
Den harten Thaler hin
Und ſprach: bei meiner Ehr,
So wahr ich preußiſch bin,

Ich hab noch Geld genug,
Für mein Pferd Heu und Hafer,
Und wenn ich nichts mehr hab,
Was frag ich nach ein'n Thaler,
Der **König Friedrich** lebt,
Der für uns ſorgen thut,
Drum geben wir für ihn
Den letzten Tropfen Blut.

Herr Vershold.

Dem Inhalt nach artig, doch übler Verston, ein Widerſpruch des Gefangnen. —

Herr Grad.

Dieſe Unbeholfenheit läßt mich glauben, daß es das Werk eines Soldaten iſt. Seine Beliebheit offenbart ſich übrigens in dem Umſtande, daß auch die öſterreichſchen Soldaten es ſingen. Nur mit der Umkehrung:

Ein ungerſcher Huſar
Fiel wohl in preuß'ſche Hände
Der König der ihn ſah ꝛc.

Die öſterreichiſche Armee ſingt häufiger wie die unſre. Unter andern iſt da noch ein Lied von der Belgrader Schlacht im Gange, die bekanntlich vor hundert Jahren geliefert ward. Es hebt an: Prinz Eugenius der edle Ritter, und hat, wie der ganze Ton ergiebt, wohl auch einen Soldaten zum Verfaſſer. Daſſelbe glaube ich von zwei anderen, die im bairiſchen Kriege beim preußiſchen Heere viel gehört wurden:

Unſer Friedrich zieht ins Feld
Nun zum viertenmale u. ſ. w.

und:

Kaiſer Joſeph willſt du noch
Eines mit mir wagen u. ſ. w.

Mindeſtens haben die Verfaſſer die Empfänglichkeit des gemeinen Mannes richtig berechnet.

Herr Versholb.

Ah — ſie ſprechen zu hart ab. Ich las manche der Lieder des Herrn Müchler, von rundem Bau, zartem Wohlklang, lieblicher Darſtellung, ſchön entworfnen Bildern der erinnernden Vorzeit —

Herr Grab.

Kommen ſie aber vom Herzen und gehn zum Herzen? Am Sopha verfertigt, am Sopha geleſen, vom Kritiker im Ton der berlinſchen Monatsſchrift gebilligt, von dem aus Jena verſpottet — da iſt das Geſchick dieſer Sachen, und andrer der Art.

Herr Versholb.

Mein Gott! ich vermag nicht von der Meinung zu weichen, es ſei heilſam, vielleicht nöthig ſogar, den Krieger zu inſpiriren.

Herr Grad.

Gut, gut! ich erklärte ihnen aber, daß ich nicht fühle, von wo die Inſpiration herkommen ſoll. Dichtet denn ein grauer Feldmarſchall, der noch Friedrichs Thaten ſah, oder meinetwegen, nur ſelbſt ein gemeiner Veteran aus der Heldenzeit? Alle Kunſt, alle poetiſche Tradition iſt hier am unrechten Platze, kein Soldat ſingt ſo was, er müßte denn durch Trinkgelder, oder Brantwein dazu bewogen werden.

Herr Versbold.

Es kömmt mir vor, ſie ſind ein Feind des Herrn Müchler.

Herr Grad.

Ei wie kommen ſie darauf? Im Gegentheil, ich ſeh ihn überaus gern. Er iſt allezeit fertig, man iſt gewiß, ein Epigramm, ein Bonmot, eine Anekdote von ihm zu hören. Oft hat er mir ſchon hypochondriſche Anfälle verjagt. Seine Liedchen von Farben, Blumen, Spaziergängen, ſind ſo niedlich, ſo niedlich — daß ich dem Freunde der Niedlichkeit gar nichts beſſers zu empfehlen weiß. Nur wenn er die erhabne Tuba ergreift, den Patriotismus hören läßt, da — da leuchtet Einmal das Streben nach Gehaltsvermehrung, nach Avanzement ſo überaus ſichtbar durch, und dann vermißt man das Urtheil über die Dinge, von denen die Rede iſt, ſo ganz und gar. Denn (aus einer übrigens ſehr löblichen Subordination vielleicht) Müchler urtheilt niemals, ſcheint es ganz verlernt zu haben. Kurz allen Aufſchwung ſtelle Müchler ein, er ſchadet ſeiner Niedlichkeit ſonſt unwiderbringlich.

Herr Vershold.

Ich ſehe, ſie wollen einmal von keiner Begeiſtrung der Soldaten hören.

Herr Grad.

Bin ich denn noch nicht verſtanden? Freund, ich hoffe auf Inſpiration unſerer Krieger, aber aus andern Dingen wird ſie hervorgehn müſſen. Sollen ſie ſie bei unſern Dichtern holen, prophezeie ich ihr eine Operationslinie — der Himmel gebe, daß ich lüge — von Thüringen nach Memel.

Szene VI.

Oktober 1806. Toilettenviſite.

Frau von Roſenduft.
Fräulein Perlkamm.
Kammerherr Arom.

Kammerherr.

Eilig flog ich hieher, meine Gnädigen! Gott! ſie erfuhren doch nicht ſchon — ich werde doch der früheſte geflügelte Eilbote ſein — ah! das iſt aber ein ganz origineller Parfüm hier. — Ich meine von unſern Truppen die ſo viel Lorbeern brechen. — Fräulein Perlkamm, dieſe Löckchen deuten, deuten! Wiſſen ſie wie man ſie auch nennt? Tire-bouchon, ha ha ha! Tire-bouchon. Im Deutſchen wär es platt, franzöſiſch darf mans ſagen, da gehts an. Genug, Napoleon iſt geſchlagen, Soult gefangen, Augereau todt, Myrat verwundet oder vermißt, das weiß ich ſelbſt nicht — iſt dies artige Toilettendintefaß von Evory? Mein Traum wiegt ſich zu dem Glücklichen hinüber die — die — ſinnige Züge — aus dieſem Quell des Schönen, denn was die ſchöne Hand, der ſchöne Sinn darſtellt — Aber iſts nicht göttlich, daß wir geſiegt haben?

Frau von Roſenduft.

Nun, ich ſagte zuvor — nehmen ſie Madera oder Chokolade, Kammerherr? Werden die Gefangnen durch Berlin gehn?

Fräulein Perlkamm.

Auf den Anblick bin ich geſpannt. Eine Erleuchtung ſehn wir ja wohl auch.

Frau von Roſenduft.

Gemeine Dinge! Was liegt mir auch an all den Triumphen. Sank Louis doch, die liebenswürdige Natur.

Kammerherr.

Wie laut hab ich das Geſchick verklagt! Doch: qui meurt pour son Roi, ſie kennen den Vers des Voltaire — aber bei Gott, Mesdames, die Parfüms hier gleichen denen von glücklichen Inſeln. Ah — mein Louis! Warum rufen ſie ein Trauerbild vor mein Gemüth, das nur Wonne entfaltete. — Iſt der Aufſatz von Nitze, liebe Perlkamm? das Heer ſollte dem Prinzen ein Monument errichten; doch nicht ſo ſteif, ſo proſaiſch, wie die am Wilhelmplatz. Ich habe da allerlei — wie nennt mans — äſthetiſche Ideenmagazine im Gedächtniß gehäuft — noch von der Vorleſung — ſie wiſſen ja.

Beide Damen.

O laſſen ſie hören.

Kammerherr.

De tout mon coeur. — Auch geleſen hab ich —

Beide Damen.

Sie geleſen Kammerherr? ha ha ha!

Kammerherr.

Sie wiſſen noch nicht, daß ich leſe? Von ihnen iſt es auf mich übergegangen.

Frau von Roſenduft.

Arom lieſt! Am Ende wird er ein Dichter. (lacht laut).

Fräulein Perlkamm.

Ha ha ha ha! Aber Louis Louis! (weint.)

Frau von Roſenduft.

(weint auch.)

Kammerherr.

Das römiſche Heer ließ dem Imperator Valentinian auch eine Statue erhöhn. Schikken ſie zu Hirt, er wird mehr davon ſagen. Ich bin zu gerührt, verſtumme. — Mais die Kämme in dem ſchönen Haar ſind nicht mehr recht Ton, meine Damen, Blumen —

Beide Damen.

Blumen ſind doch immer gemein.

Kammerherr.

Aber man trägt ſie in Paris. Der Kamm iſt verbannt.

Beide Damen.

Ah!

Kammerherr.

In Genf fand man — denken ſie ich bin ein Archiolog —

Frau von Roſenduft.

Il faut dire, chambellan — Archäolog. Mais il existe un mot: Archi-fou! ha ha ha!

Fräulein Perlkamm.

Ha ha ha ha!

Kammerherr.

Bravo, bravo! Mais écoutez! Man fand

eine Opferſchaale, Patera genannt, darauf iſt das Monument gebildet. Valentinian mit der Lichtwolke. Divus —

Fräulein Perlkamm.

Aber die Erudition nimmt wirklich bei ihm überhand —

Kammerherr.

So einen Divus Ludovicus ſollen mir Bildner darſtellen. A révoir, meine Damen! Ich fliege noch zu vier — ſechs — acht Toiletten, das Heroiſche zu verkünden.

Szene VII.

Der nemliche Tag. Kaffeehaus.

Erſter Gaſt.
Zweiter Gaſt.
Dritter Gaſt.

Erſter Gaſt.

Ah, hol mich der Teufel! ich freue mich ganz raſend, daß die Franzoſen geſchlagen ſind. Nun, ſoll einer nur ſehn, bricht auch Oeſterreich los. — Punſch, Punſch! heut beſauf ich mich aus Freude!

Zweiter Gaſt.

Doch lieber Freund, iſt es auch gewiß? Die Gerüchte lauten widerſprechend. Offizier iſt beim Grafen Schulenburg noch nichts eingelaufen.

Dritter Gaſt.

Der Herr da iſt ein bekannter Zweifler.

Zweiter Gaſt.

Nun, ich kann mir nicht einbilden, daß es ſo leicht ſei, ein ganzes franzöſiſches Heer zu vertilgen, wie denn doch erzählt ward.

Erſter Gaſt.

Ein guter Patriot glaubt!

Zweiter Gaſt.

Mein Herr das iſt unartig! Der Glaube iſt ſchön, aber —

Dritter Gaſt.

So glauben ſie auch wohl nicht, daß in Stettin 80,000 Ruſſen über Meer angekommen ſind? Man hat ſie ſogleich auf 10,000 Wagen geladen. Morgen Abend ſind ſie in Berlin, und werden die Nacht durch weiter zur Armee geführt. Das glauben ſie auch nicht?

Zweiter Gaſt.

In Wahrheit — 80,000 Mann tranſportiren ſich ſo leicht nicht, wie ſie meinen —

Dritter Gaſt.

Mir hat es aber jemand erzählt, der direkte Nachrichten aus Stettin hat.

Erſter Gaſt.

Ich hab auch davon gehört. Es hat mir ein guter Freund zugeſchworen, der einen guten Freund bei der churmärkiſchen Kammer hat. Dort arbeitet man unaufhörlich, die Wagen und Pferde aus der Gegend beizutreiben.

Zweiter Gaſt.

Meine Herren! Entweder haben ſie die Güte, und theilen mir nichts unglaubliches mit, oder geſtatten ſie auch, daß ich zweifle.

Erſter Gaſt.

Nehmen ſie mir nicht übel, ſie ſind kein Patriot!

Dritter Gaſt.

Ein ſchlechter Patriot! Ein ſchlechter Patriot!

Zweiter Gaſt.

Es iſt das klügſte, meine Herren! eine Geſellſchaft wie die ihrige, auf immer zu meiden.

Szene VIII.

Richtige Ahnung. Comptoir eines Juden.

Herr.
Buchhalter.
Hernach der Vetter.

Herr.

Hm — hm — von Leipzig ſchreibt man mir, daß dort eine franzöſiſche Patroll geweſen ſei? Kein Wort davon geſagt!

Buchhalter.

Es mögen ſich ein Paar hundert Verſprengte dahin geworfen haben.

Herr.

Verſprengte? — Fordern Geld? — So dreiſt? — Warum kömmt denn kein Kourier? — hm — Wiſſen ſie was? Verkaufen ſie die churmärkiſchen Pfandbriefe, die wir haben, an der Börſe. Wenn wir auch Ein — auch Zwei — auch drei Prozent verlieren. — Nach der Bank hab ich ſchon geſchickt. Alle Kapitalien müſſen mir ins Haus.

Buchhalter.

Aber, was wollen ſie denn all das baare

Geld da todt liegen laſſen? Sie wiſſen doch nicht gleich wohin damit.

Herr.

Laſſen ſie nur —

Buchhalter.

Und zwei — gar drei Prozent wollen ſie verlieren?

Vetter.

(tritt ein)

Haben ſie ſchon gehört? Die Franzoſen ſind geſchlagen! Total geſchlagen!

Herr.

Freilich! Es iſt mir von Leipzig eine Staſette geſchickt.

Vetter.

Eine Staſette? Nun da hat die Sache gewiß Grund. Manche wollens noch nicht glauben. Was werden wir nun ſpekuliren?

Herr.

Erzählen ſie nur erſt an der Börſe, in den Komptoiren überall, daß wir einen großen Sieg gewonnen haben. Sagen ſie aber nicht, daß die Nachricht von mir kömmt. Hernach wollen wir weiter denken.

Vetter.

Ich will ſchon erzählen (ab.)

Herr.

Er plaudert gern. Jemehr er plaudert, je beſſer ſind noch die Papiere. Geſchwind! Alles was ich geſagt habe. — Ich merks, es ſteht nicht gut, ich merks!

Bemerkung.

Wie wollte man aber den Umlauf ſo vieler Lügen, deren Planmäßigkeit ſich nur zu deutlich erwies, begreifen, wenn man nicht auf Komptoirgeheimniſſe ſchlöſſe.

Szene. IX.

Beſtürzung. Vorzimmer eines hohen Staatsbeamten.

Hoher Staatsbeamter.
* * * rath.
* * * rath.

Hoher Staatsbeamter.

Da haben wir die Hiſtorie, da iſt ſie! Was ſagt ich immer? Wenn die andern fertig ſind, kommen wir nach. So gehts denn!

***** rath.**

Gott im Himmel! Wer hätt' es geglaubt! Vielleicht ſetzt ſich aber die Armee wieder.

Hoher Staatsbeamter.

Schwerlich! Sie werden nicht ruhn, bis alles aufgeräumt iſt, und in kurzem ſind ſie da.

***** rath.**

Hier in Berlin? Schon bald? Könnte die Stadt nicht vertheidigt werden? Alle Straßen ſind voll Volk. Sie wollen die Waffen ergreifen.

Hoher Staatsbeamter.

Zu ſpät! die Stadt wird geplündert, und angeſteckt. Das kann dabei herauskommen, ſonſt nichts. Nein das Volk muß ſich ruhig hingeben, und mir bleibt nichts, als — ſchnell abzureiſen.

Szene. X.

Markt. Pöbel.

Verwirrt Geräuſch. Beſtürzung. Aengſtlich hin und her laufen.

Höckerweib.

Du lieber Gott! Wie wird es uns nun

gehn. Meine Mutter, Gott hab ſie ſelig! hat immer davon erzählt, wie die Ruſſen in Berlin waren!

Holzhacker.

Ja im ſiebenjährigen Kriege! Ich habe auch davon gehört. Kein Menſch hat ſich dürfen auf der Straße ſehn laſſen.

Alter Soldat.

Nun, ſo weit iſts noch nicht. Was iſts denn, wenn man Einmal eine Bataille verſpielt? Der Alte Fritz hat auch bisweilen Schläge gekriegt, aber er theilte bald wieder welche aus. Ihr Berliner thut nur gleich als wolltet ihr die — — — kriegen.

Alter Bürger.

Ich beſinne mich auch noch aus dem ſiebenjährigen Kriege her. Anno 1757 kam ich in die Lehre, Du lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht, da kauften wir Jungen immer Lieder an der Gertraudten-Brücke. Wie die Leuthner Bataille geweſen war, da hatten ſie auch Verſe — ach wie hieß es doch drinn — o ich habe ein gut Gedächtniß, ich!

Fritz tanzte neulich bei Kollin,
Und fiel im Tanzen nieder,

Doch

Doch Fritz fällt ſo geſchwind nicht hin
So kommt und tanzt er wieder,
Bei Roßbach tanzt er Menuet,
Bei Leuthen tanzt er ein Ballet,
Da fiel Thereſia nieder,
Sie tanzt ſeitdem nicht wieder.

Höckerweib.

Je, das hört ſich ja recht hübſch an.

Holzhacker.

Ach Herr Jeſus! Was werden wir eine Theurung kriegen! Und da drin im Eckladen haben ſie ſchon geſagt: Leipzig, Berlin, und Dresden werden drei Stunden geplündert.

Bürgerfrau.

Du liebe Zeit! du liebe Zeit! da wirds auch über uns Frauenzimmer — — ach ich ſpringe grade in die Spree.

Köchin.

Das laß ich wohl bleiben! Es ſollen recht ſchmucke Leute ſein, die Franzoſen. Meine Muhme in Bernau hats geſagt. Da ſind vor dreizehn Jahren die Gefangnen durchgekommen.

Bürgerfrau.

Rede ſie nur nicht ſo dumm Jungfer!

Geſell.

Ja, wären ſie nicht ſolche hübſche Jungfer, ſie kriegten Eins, daß ſie die verdammten Franzoſen loben.

Andrer Geſell.

Nun mit dem Schimpfen iſt doch auch nichts gethan. Unſre Leute ſchimpfen immer. Wenn das hülfe, ja, da wären die Franzoſen verloren. Wie ich auf Wanderſchaft war, ſah ich ſie auch. Es ſind Kerls, und haben Grütz im Kopfe, haben ſie. Ich dachte gleich, es würde nicht ſo gehn. Man hätte ſollen zuſchlagen, wie die andern auch ſchlugen.

Erſter Geſell.

Der Kerl hält es mit den Franzoſen!

Zweiter Geſell.

Ei, warum nicht. Schäme dich!

Die Uebrigen.

Haut ihn doch! haut ihn, daß er das Aufſtehn vergißt.

(Der arme Teufel bekömmt für ſeinen Wahrheitsſinn entſetzliche Prügel.)

Szene. XI.

November 1806. Urtheile über das Geſchehene. Privatgeſellſchaft.

Alter Offizier.
Dame.
Politiker.
Junger unterrichteter Offizier.

Alter Offizier.

Iſt es möglich? Kann ich alles das überleben? Warum hat man ſich nach der Bataille nicht wieder geſetzt? Ein Korps nach dem andern gefangen! Von Ueberlegenheit reden alle. Sonſt nannte man uns eine Wachparade, und wir ſchlugen. Seidlitz hielt ſich bei Gotha mit wenigen Schwadronen gegen die ganze Reichsarmee. Wunſch, mit einigen Freikorps, griff bei Torgau den Pfalzgrafen von Zweibrück an, und ſchlug ihn total. In welchen künſtlichen Märſchen wanden wir uns, in Schleſien Mähren, Böhmen, Sachſen! Wie mußten wir uns durch Entſendungen gegen ſo viele Feinde ſchwächen! So manchen Unfall wieder gut machen! Und jetzt — alles alles verloren!

Junger Offizier.

Mich befremdet es nicht!

Dame.

Aber Meſſieurs! Gewiß ich hätt es auch nicht geglaubt. Und da ich die Franzoſen erſt hier ſehe. Die Infanterie, ſo kleines Volk, faſt Kinder.

Alter Offizier.

(in Feuer.)

Ein preußiſcher Grenadier ſollte ſechſe davon auffreſſen! — Ah verzeihen ſie Madam —

Dame.

Gar nicht die Eleganz, welche ich erwartete.

Junger Offizier.

Schlimm genug, daß wir bloß an den äußeren, und nicht an den innern Soldaten dachten. Da iſt des Unheils Quell!

Politiker.

Ich verſtehe ſie! Aber die Frage iſt dennoch aufzuſtellen: fielen wir durch kranke Politik, oder durch kranke Kriegskunſt?

Junger Offizier.

Das Uebel war komplicirt.

Alter Offizier.

Und ſo ein trefflicher Geiſt auch diesmal in der Armee! Verrätherei mußte im Spiel ſein.

Junger Offizier.

Ein trefflicher Geiſt? Was betrog der Schein. Wir ſahn auch, wie ſich die Kerl der Unordnung bedienten, nach Hauſe zu Weib und Kind zu eilen. Den trefflichen Geiſt zu erſchaffen, das grade war uns fremd. Und auch alle Mittel dazu angewendet, blieb ihre Summe weit unter der franzöſiſchen.

Alter Offizier.

Nach der Anſicht wäre es unvermeidlich geweſen, überwunden zu ſein.

Junger Offizier.

Unvermeidlich! Oder —

Politiker.

Politik hätte früher hier —

Junger Offizier.

Mein Gedanke! Doch Wunder Wunder hätte Politik thun müſſen! Das immer Getrennte vereinen! An ſolch Wunder glaubt ſichs auch ſchwer. Es blieb daher keine Rettung vor dem Genie, und dem Beſitz der Gewalt.

Szene XII.

Dezember 1806. Markt.

Preuß. Küraſſier.
— Dragoner.
— Huſar.
— Grenadier.
— Füſelier.
— Kanonier.

Küraſſier.

Daß uns der Teufel bei Jena holte, daran iſt Niemand Schuld, wie die ſchock — Infanterie!

Dragoner.

Wir hauten ein, ritten alles in Grund und Boden, aber das Donnerwetter führte die Grenadier zurück, da fielen ſie uns in die Flanke.

Grenadier.

Das lügt ihr Tauſendſakkermenter! Wir ſind darauf losgegangen wie Blitz und Hagel.

Füſelier.

Die Millionhunde die Huſaren haben nicht gut rekognoszirt. Wir wurden überfall'n, und es dachte noch niemand an den Feind.

Huſar.

Da ſollen mir Neun Donnerwetter den Hals brechen, wenn das wahr iſt! Aber die Artillerie taugt den Teufel nicht.

Artilleriſt.

Entweder wir haben alle nichts getaugt, oder ſind alle nicht gut kommandirt worden.

Szene XIII.

Mitte des Winters. Folgen des Krieges.

Gutsbeſitzer. Agent.

Gutsbeſitzer.

Um des Himmelswillen, ſchaffen ſie mir zu einigen tauſend Thalern Rath!

Agent.

Wie wär das möglich? Die Fonds ſind weg, das baare Geld aus dem Umlauf geſchwunden.

Gutsbeſitzer.

Ich muß Zinſen abtragen.

Agent.

Berufen ſie ſich auf die Zeit!

Gutsbeſitzer.

Das mag ich nicht, will ein ehrlicher Mann ſein.

Agent.

Tauſend ehrliche Männer können jetzt nicht zahlen.

Gutsbeſitzer.

Ich will meinen Kredit erhalten.

Agent.

Kredit haftet jetzt nicht an der Redlichkeit allein.

Gutsbeſitzer.

Das wäre traurig. — Ich muß große Lieferungen thun. Für das Getraide, welches ich noch zu Markt ſenden kann, löſ' ich den halben Preis gegen ſonſt. Wo wird ſich Rath für die Kontribution finden?

Agent.

Allenfalls könnt' ich mit Obligationen aufwarten.

Gutsbeſitzer.

Nach dem Kours?

Agent.

Verzeihung! Ich nahm ſie ſelbſt voll.

Gutsbeſitzer.

Sie verlieren jetzt — —

Agent.

Nicht meine Schuld! Anders weiß ich nicht zu helfen.

Gutsbeſitzer.

So muß ich ſonſt — doch wie viel Nachfragen bereits.

Agent.

Sie finden kein baar Geld.

Gutsbeſitzer.

Ich wirthſchafte fleißig, verwende nichts, aber wie ich gekauft habe, nach vernünftiger Berechnung kaufen konnte — bin ich, wenn die Kornpreiſe nicht bald wieder in die Höhe gehn, verloren!

Agent.

Das bedaur' ich von Herzen!

Bemerkung.

Die Frucht erkünſtelter Preiſe! Druck und Verwirrung in den Städten, und endlich auch doppelte Plage über den Landbewohner. Denn die Frage drängt ſich allerdings auf: würde die feindliche Kontribution ohne den ſich ſo blühend darſtellenden Wohlſtand der Ländereien, ſo hoch auferlegt worden ſein? Und dieſer Wohlſtand, auf Mitbürgers Koſten gehäuft, war prekär, denkende Patrioten weiſſagten ihm immer keine lange Dauer.

Szene XIV.

Alter Offizier.
Offizierdame.
Zwei junge Offiziere.

Alter Offizier.

Gott was wird daraus werden? Meine Kompagnie iſt hin. Ich ſuchte bei Freunden ein Darlehn, umſonſt! Ich wandte mich an Wucherer. Mit großer Mühe fand ich eine geringe Summe, und mußte unerhörte Verpflichtungen eingehn. Du haſt bereits deinen Putz verkauft —

Offizierdame.

Wir müſſen auf freundlichere Zeiten hoffen.

Alter Offizier.

Dank dir, daß du mit ſo vieler Faſſung trägſt! Was machen wir nun mit dieſem

Gelde? Der Sohn ſchrieb, daß er verwundet und gefangen in * * * liegt.

Offizierdame.

Wir ſchicken es ihm. Er muß ſich pflegen, und ſobald als möglich zu uns kommen. Wir ſehn, wie wir uns hier weiter helfen.

Alter Offizier.

Wohlan!

Junger Offizier.

(tritt ein.)

Herr Hauptmann! ich komme, für alle ihre Freundſchaft zu danken — und mich — zu empfehlen —

Alter Offizier.

Wie ſo? Wohin lieber N.? Ich meinte, ſie wollten die Zeit ihrer Gefangenſchaft, bis zur Auswechslung, hier weilen.

Junger Offizier.

(ſeufzend.)

Freilich mein Entſchluß — doch Umſtände —

Alter Offizier.

Welche Umſtände?

Junger Offizier.

Dieſe Unthätigkeit zu der ich verdammt bin —

Alter Offizier.

Geht es uns allen beſſer? die Zeit wird ſchon kommen, wo der Staat ſie wieder raſen kann. Jetzt iſt einmal bitter Unglück unſer Loos! Wir müſſen es männlich tragen.

Junger Offizier.

Ich daure hier nicht aus! Welch Leben! Wohin man hört, Läſterungen der Armee. Komm ich in eine Geſellſchaft, ich mögte wünſchen, den erſten beſten vom Bürgerſtande niederſtoßen, wie dem Offizier begegnet wird.

Alter Offizier.

Das thun doch nur Leute ohne Zartgefühl. Deren Geſellſchaft ſoll man vermeiden. — Und das alles, wenn man billig erwägt, darf nicht befremden!

Junger Offizier.

Nein, mein Blut iſt zu heiß. Ich erhielt ein Paar Hundert Thaler von Hauſe, die nehm ich, und eile zu den Partheigängern.

Alter Offizier.

Ihr Wort?

Junger Offizier.

Man brach es mir. Ich erhalte keinen Sold.

Alter Offizier.

Nichts in der Welt darf ſie zu dem Schritte bewegen. Meiden ſie jetzt alle Verhältniſſe, die Erbitterung bringen. Kommen ſie alle Tage zu mir. Wir wollen leſen, oder ſonſt ſehen, wie wir die unfreundliche Zeit hinbringen.

Junger Offizier.

Sie haben Recht. Ich danke für ihre richtige Weiſung und bleibe.

Zweiter junger Offizier.

(tritt ein)

Meine Herren es thut mir unendlich leid, mich bei ihnen beurlauben zu müſſen — auf immer. Ich trete in fremden Dienſt.

Alter und erſter junger Offizier.

In fremden Dienſt? Jetzt?

Zweiter junger Offizier.

Ich muß!

Alter Offizier.

Bei unſern Feinden?

Zweiter junger Offizier.

Ich muß!

Erſter junger Offizier.

Nein lieber N. das ſind ſie nicht im Stande.

Zweiter junger Offizier.

Ich weiß, was man ſagen kann. Allein ich verlor bei meiner Gefangennehmung alles. Ich bin ohne Vermögen, beſitze nichts mehr. Niemand gibt mir Kredit, ich bin ſchon funfzig Thaler ſchuldig. Mein Wirth hat mir ſogar das Quartier aufgeſagt.

Alter Offizier.

Ei — ſchlimm — ſchlimm — aber ſie dürfen das doch nicht.

Zweiter junger Offizier.

Aber welche Wahl bleibt mir —

Alter Offizier.

Ich habe da das Nebenzimmer — mein Sohn ſoll es zwar beziehn — doch werden ſie ſich ſchon zuſammen behelfen. Ich biet' es ihnen an. Und nehmen ſie bis zum Frieden an meinem Tiſche vorlieb.

Erſter junger Offizier.

Ich ſchließe ihnen die funfzig Thaler vor, ihre Schuld zu bezahlen.

Zweiter junger Offizier.

Wie darf ich das annehmen! [illegible] beide ſelbſt in Verlegenheit —

Alter Offizier.

Die Zeit wird ſich ändern. Sie können erſtatten. Nur bleiben ſie!

Erſter junger Offizier.

Ohne Umſtände. Nehmen ſie unſre Hülfe an. Doch bleiben ſie!

Zweiter junger Offizier.

Ich bleibe!

Szene XV.

Um die Zeit des Tilſiter Friedens.

Oeffentlicher Ort.

Ein Königlicher Offiziant. Ein Offizier.
Ein Privatmann.

Offizier.

Ah — hier kömmt unſer gute B***. Der wird mich wieder aufrichten, wo ihr Geſpräch mich niederſchlug. Der Mann iſt noch feſt im alten Glauben.

Privatmann.

O ſie glauben nicht, wie gern ich das auch wäre.

Offizier.

Kömmt denn das nicht auf den Wiſſen eines Jeden an?

Privatmann.

Werden die Ueberzeugungen ſchweigen? — Da iſt z. B. Herr D***. Bis zur Schlacht von Friedland und noch drüber hinaus, behauptete er ſteif und feſt, alle unſre rückgängigen Bewegungen wären Liſt, man wolle den Kaiſer Napoleon nur tiefer in die Schlinge lokken, nun hat ihn aber wohl der Tilſiter Frieden überwieſen — —

Offiziant.

Ueberwieſen? das nicht. Man macht auch bisweilen einen Frieden, der dem Anſchein nach, unvortheilhaft iſt, birgt aber dabei eine tiefe weiſe Abſicht, die in der Zeitfolge erſt entwikkelt wird. Wie ſtand es um den letzten Frieden welchen Pitt mit Frankreich ſchloß? Er lockte blos Flotten in See, und Truppen nach den Kolonien. Ueber beide fiel man nun her, und ſie geriethen ins Verderben.

Privatmann.

Bravo, bravo!

Offiziant.

Und haben wir denn auch grade ſo viel verloren? Preußen ſteht noch in der Kraft da, womit einſt Friedrich begann.

Privatmann.

Doch die Umſtände damals und nunmehr —

Offizier.

150 bis 200,000 Mann können wir immer noch halten.

Privatmann.

Da mögt ich fragen wozu? Ein ſtarkes preußiſches Heer würde mir jetzt vorkommen, wie der Torſo des Herkules, mit der Keule des Herkules angethan. Doch zu etwas anderm! Wiſſen ſie, daß ich in K — war, und jetzt erſt, einige wichtige nähere Umſtände erfuhr, welche die ſo merkwürdig gewordne Uebergabe dieſes Platzes betreffen?

Offizier.

So?

Privatmann.

Wie eine gewiſſe Perſon ſich dort ſo durch tapferen Sinn ausgezeichnet hat, daß ich, wenn mir ein Befehl zuſtünde, ihr augenblicklich eine

Bildſäule aufſtellen ließ, um ſo mehr, als der Verbrauch von karrariſchem Marmor nach dieſem Kriege ohnehin nicht groß ſein dürfte.

Offizier.

Das war nun wieder ein Seitenblick in ihrer gewohnten Manier.

Offiziant.

Nennen ſie uns die Perſon!

Privatmann.

Es iſt die Frau von J — .

Offizier und Offiziant.

Wie — Frau von —

Privatmann.

J — — — ! Denken ſie! Da ihr Mann nach gepflognem Rath mit einigen Staabsoffizieren, der dahin ausfiel: man könne ſich nicht halten; der Oder zuging, um ſich auf einen Kahn einzuſchiffen, und zu dem franzöſiſchen Offizier zu gehn, der drüben befehligte, erfuhr die würdige Frau ſein Vorhaben, und eilte voller Beſtürzung nach. Am Waſſer erreicht ſie ihn. Wie, rufe ſie, du willſt eine Feſtung übergeben, die ſich im ſiebenjährigen Kriege mit einigen Invaliden ſo brav gehalten hat? Eine Feſtung, der es an keiner

Nothwendigkeit gebricht? Auf die jetzt ſo viel ankömmt? deren Vertheidigung bis auf den letzten Mann, du dem Monarchen ſo feierlich zugeſagt haſt? Soll ich mich ſchämen, dein Weib zu ſein? — Schon ſoll die kräftige Rede gewirkt haben, doch jene Offiziere, die das Wanken ihres Gebieters bemerkten, führten die gnädige Frau galant nach Hauſe, mit dem gehorſamſten Bedeuten: dies ſei keine Damenangelegenheit. — Ich meine, die Statue würde Affekt, Lebendigkeit und Grazie darſtellen können. Von der Anekdote übrigens: Relata refero.

Szene XVI.

Kaffeehaus.

Ein Theaterfreund. Ein Jude.

Jude.

Apropos, apropos! Sind ſie heute geweſen in der Komödie?

Theaterfreund.

Heute nicht!

Jude.

Werde ich ihnen was erzählen. Zu todt wundern ſie ſich. Zu todt ärgern ſie ſich.

Theaterfreund.

Da bitte ich lieber zu ſchweigen.

Jude.

Was der Schwadke *) gethan hat.

Theaterfreund.

Welch Stück wurde den vorgeſtellt?

Jude.

Das miſerable Ding, das erbärmliche Ding, die Griechheit.

Theaterfreund.

Sie eifern ſo? und man giebt es doch häufig, das Haus iſt meiſtens voll —

Jude.

Nun die Leute haben doch keinen Geſchmack —

Theaterfreund.

Sie wollten aber von Herrn Schwadke erzählen.

Jude.

Nun hören ſie! Es kömmt doch einer von unſern Leuten drinn vor, und den ſpielt der Schwadke.

---

*) Ein bekannter Schauſpieler, der kurze Zeit darauf nach Bremen gieng.

Theaterfreund.

Ah, nun merk ich, warum ſie ſo auf das Stück zürnen.

Jude.

Was, was? Man kann uns auch aufs Theater bringen. Warum nicht? Aber man muß es verſtehn. Man muß auch ein Leſſing ſein! Nathan der Weiſe, das iſt ein Stück, das iſt ein Stück —

Theaterfreund.

Kritik führt uns zu weit. Berichten ſie mir lieber die Thatſache!

Jude.

Nun da kömmt doch auch ein Baron vor, und der iſt dumm, und verthut all ſein ſchönes Geld, und da ſpricht der Schwabke von dem Baron, und will er machen einen Witz, ſagt er mehr als in ſeiner Rolle ſteht, ſagt er: Der Baron wird ſchlecht wie ein Treſorſchein!

Theaterfreund.

Wenn doch die Schauſpieler das Extemporiren ließen.

Jude.

Aber ſagen ſie: wie ſchickt ſichs, den Treſorſchein auf der Bühne zu nennen, und daß man anſpielt, daß er fällt? Greift es nicht den ganzen Staat an? Beleidigt es nicht die ganze Regierung?

Theaterfreund.

Hm hm — Herr Schwadke mag wohl von einer Seite Unrecht haben, doch — von einer andern — könnte man — ſein Vertheidiger auftreten.

Jude.

Vertheidiger — o weh — Vertheidiger!

Theaterfreund.

Daß er eine Sache öffentlich zur Sprache brachte, die das Kriegsunglück noch bitter erhöht, die Agiotage. Bisweilen wirkt die Bühne auf die Sitten. Vielleicht geht mancher Wuchrer, der das hörte, beſchämt nach Hauſe. Und da wäre immer etwas gewonnen.

Jude.

Aber wie kommen ſie mir vor?

Theaterfreund.

Beleidigung? Ich weiß nicht, wo ich die finden ſoll, wenn etwas genannt wird, das doch leider nur zu ſehr vorhanden iſt. Die aber beleidigen wohl den Staat, welche ſeinen gelobedürftigen Bürgern die Papiere um den Halbwehrt abpreſſen. Die beleidigen wohl die Regierung, welche durch allerhand Verabredungen, falſche Nachrichten und andre Wucherkünſte, ihren Kredit ſchmälern.

Jude.

Wie kommen ſie mir vor, wie kommen ſie mir vor?

Theaterfreund.

Ei! nun, ſie geben mir da einen Fall zur Beurtheilung —

Jude.

Pochen ſoll man dem Schwabke, wie er nur aus der Kuliſſe tritt. Immer pochen, immer pochen, ich bin der erſte, aus lauter Patriotismus.

Theaterfreund.

Nun wenn ſie ein großer Patriot ſind — wie ich gar nicht zweifle — hier iſt eine Bankobligation von 500 Thalern. Ich muß ſie verſilbern. Geben ſie mir gütigſt baar Geld dafür!

Jude.

Warum denn nicht? Nach dem Kours —

Theaterfreund.

Ei — ich bitte um 500 Thaler Kourant.

Jude.

Was meint der Herr? — Wiſſen ſie nicht, wieviel ſie heute auf der Börſe verloren haben?

Theaterfreund.

Doch es zu bewähren, wie ein inniger Patriot ſie ſind. Ihre hohe Achtung für den Staatskredit an den Tag zu legen. Den Agioteurs ein beſchämendes Vorbild zu geben. Wahrlich, ein ganz andrer Akt der Vaterlandsliebe, wie einem Schauſpieler pochen. O ich zweifle gar nicht, mein guter Stern führte mich zu einem hochherzigen Manne. Ich bitte um das Geld, ich habe Eile —

Jude.

(läuft zur Thür hinaus.)

Szene XVII.

Buchladen.

Buchhändler. Schriftſteller X. Schriftſteller Y. Schriftſteller Z.

X.

Da iſt auch der zweite Theil von den vertrauten Briefen erſchienen. Mehrere folgen nach.

Iſts nicht zu arg, nichts geht in dieſer Zeit, und die Briefe müſſen ſolch Aufſehn machen?

Y.

Und was iſt es damit? Jeder hätte etwas ähnliches ſchreiben können. Es gehört gar keine Gelehrſamkeit dazu.

Z.

Aber Kühnheit!

X.

Und iſts nicht zu toll, die bedeutendſten Männer, ſo ohne alle Schonung zu behandeln?

Y.

Der Verfaſſer übt nicht die mindeſte Diskretion.

Z.

Aber Wahrheitsſinn!

X.

Dergleichen Wahrheit muß man verſchweigen.

Y.

Sie macht den Bürger nur muthloſer.

Z.

O mit nichtigem Vertrauen hinterging man ihn genug. Es fehlt auch an Schmeichlern nicht, die dem vornehmen Taugenichts immer huldigen. Wozu die Freiheit der Meinungen, der Preſſe, welche der Staat bewilligt? Nein, ein ſolcher Schriftſteller kann nur wenig ſchaden, doch großen Nutzen ſtiften, wenn man nämlich empfänglicher für das Gute wird, als man es bisher war.

X.

Doch wie viele Feinde wird ſich der Mann machen!

Y.

Wie viele zählt er bereits. Man höre nur, was an öffentlichen Orten von ihm geſprochen wird. Und alle die, welche er ausnannte, ihre Blößen aufdeckte —

Z.

O deren Zorn — —

X.

Es iſt auch eine ganz verteufelte Kritik gegen ihn aufgetreten.

Y.

Freilich. Eine der bitterſten heftigſten die ich je ſah!

Z.

Dagegen aber auch mehrere höchſt vortheilhafte Beleuchtungen. Und was hier weſentlich iſt, von guten Autoritäten, als einem Archenholz — —

X.

N. N. wird auch zu Felde gegen ihn ziehn.

Y.

Auch N. N. hat etwas unter der Feder.

Z.

Wenn doch die guten Männer erwägen wollten, daß ihre Abſicht gewiß nicht erreicht wird. Nur ſich ſchaden ſie, vermehren aber des Gegners Triumph. Der Erſte wird ohne Zweifel ergrimmt läſtern. Das iſt man an ihm gewohnt, es wirkt nicht. Der andre nach Bonmots haſchen. Die ſind bei einer ſo ernſten Angelegenheit nicht an ihrer Stelle. Ueberhaupt iſt es undankbar, der Advokat gehäſſiger Gegenſtände zu ſein. Was wird der Leſer ſagen? — „Autorneid!“

Buchhändler.

Es iſt mir auch Etwas gegen die vertrauten Briefe angeboten worden. Ich glaubte aber, es würde nicht gehn, nahm es alſo nicht.

X.

Genug der Verfaſſer hat aber oft Unrecht.

Y.

Ja wohl. Manchem thut er zu viel. Manchen lobt er, der es wahrlich nicht verdient.

Z.

Sollte er nicht ſo gut irren können, wie jedermann? Die Weitläuftigkeit, der Reichthum des Inhalts! Die Eile! Oft mußte er freilich nach der gemeinen Sage gehn. Ohne Zweifel wird er ſelbſt ſpäterhin manches berichtigen.

X.

Es ſoll mich nur wundern, ob die Feuerbrände auch ſolchen Fortgang haben werden.

Buchhändler.

Die erſten Hefte frißt man beinah. Wenn ich doch auch ſolchen Artikel bekäme. — Ah der Teufel, was fällt mir ein. Wenn man ſuchte, die Feuerbrände zum Schweigen zu bringen.

X. und Y.

O ſuchen ſie das!

Buchhändler.

Ich habe da eine Idee, eine glückliche Idee. Ich verlege ein Journal: Die Feuerſprütze betitelt, darin ſollen die Feuerbrände raſend mitgenommen werden.

X. und Y.

Charmant! Der Einfall iſt neu, ſcherzhaft, unvergleichlich.

Buchhändler.

Ich lade einige Autoren dazu ein. Herr X. Herr Y. liefern ſie auch Beiträge?

X.

Von Herzen gern.

Y.

Ich ſtehe zu Dienſt!

Z.

Meine Herren — ich riethe: ſie gäben den Plan auf. **An Waſſer dürfte es freilich nicht mangeln, doch das Feuer ſchwerlich ausgehn!**

Bemerkung.

Herr v. C. verſcherze ja die Achtung nicht, die rechtliche Leute für ihn fühlten.

Szene XVIII.

Pächter vom Lande. Fleiſcher. Bäcker. Poſamentier. Schumacher.

Fleiſcher.

Na nun iſt der Frieden ja mit einem Male da.

Schumacher.

Ich glaubs nicht.

Fleiſcher.

Gevatter, ihr habt immer nichts glauben wollen.

Bäcker.

Ja, wie die Bataille bei Jena verloren war, da wars 'ne Lüge, und nach der Bataille von Eilau, ſollte der Kaiſer gefangen ſein, und nach der Bataille von Friedland meint' er, 's war nur 'ne Finte, ſie wollten die Franzoſen in die Falle locken. Ich habe ganz anders geſprochen, ich, und ich habe Recht gehabt.

Schumacher.

Ihr ſeid beide franzöſiſch geſinnt!

Bäcker.

Wenn man Verſtand hat, heißt man franzöſiſch geſinnt.

Poſamentier.

Ihr habt gut reden, ihr Fleiſcher, bei euch gehn die Geſchäfte wohl noch. Aber wir.

Fleiſcher.

Den Teufel! Wo ich ſonſt die Woche zwanzig Braten abſetzte, jetzt drei, vier. Kunden, die ſonſt alle Tage drei Pfund Rindfleiſch brauchten, jezt ein Pfund.

Schumacher.

Aber die Bauern verderben gewiß nicht. Freſſen muß alles.

Becker.

Aber das Korn, das Korn! Es iſt nichts am Backen zu verdienen.

Pächter vom Lande.

Gott gebe nur, daß wir mit dem Frieden wieder gute Kornpreiſe kriegen.

Poſamentierer.

Aha! Nein, wir haben nun wohl geſehn, wieviel Korn das Land hat. Es wird nicht mehr ſo gehn.

Pächter vom Lande.

Aber ihr Herren, wie wirds denn mit der Bank und Seehandlung werden?

Schumacher.

Der frägt noch! Muß alſo doch noch nicht ſo mager geworden ſeyn.

Pächter vom Lande.

Geht, geht! Unſre Lieferungen. Das ſei Gott geklagt!

Poſamentierer.

Und unſre Einquartirung.

Schumacher.

Kurz, ich glaubts noch nicht, daß Friede iſt. Und wenns Friede wär, der Schwede führt doch noch ein Stückchen aus, gebt Acht.

Fleiſcher.

Mit dem Schweden iſts ſo gut wie vorbei.

Schumacher.

Das verſteht ihr nicht. Ich will euch vorausſagen; wies gehn wird —

Becker.

Schweigt! Alles was ihr phophezeit habt, ſind Lügen geweſen. Da lob ich mir den ſeligen Gevatter Sauerbrei. Was der ſagte, traf alles aufs Haar ein.

Szene. XIX.

Ueber die Einflüſſe des Tilſiter Friedens.

A. und B.

A.

Von Europa iſt hier die Rede nicht, ob er da auf die Wiederkehr eines Arkadius und Honorius deutet, muß die Zeit lehren, hier iſt nur Berlin gemeint.

Auf die prächtige Reſidenz hat er nun den Einfluß:

Daß ſie für den Staat mehr als um die Hälfte zu groß iſt.

Was wird dies Mißverhältniß erleichtern können? Schwere Frage! Einigermaßen das Projekt der Univerſität, das aber nach andern Nachrichten wieder aufgegeben iſt. Vielleicht die Entwöhnung von engliſchen Gegenſtänden des Luxus, welche Berlin, in ſo fern es eine Fabrikſtadt iſt, emporheben können.

B.

Immer wird es dennoch leiden! Die große Schuld muß einſt durch beſondere Abgaben getilgt werden. Wenn die fremden Truppen die Stadt verlaſſen haben, endet der durch ſie noch immer bewirkte Geldumlauf.

A.

Dafür neue Zuflüſſe! Wir müſſen uns fügen. Mir ſcheint: es wird darauf ankommen: ob wir uns das verringerte Staatsverhältniß glücklich anzupaſſen verſtehn. Ehedem überſpannten wir unſre Kraft, die unnatürliche Rolle einer Macht des erſten Ranges zu geben und befanden uns nicht wohl; gnügt es uns nunmehr an der untergeordneten, ſtellen wir Kraft und Zweck ins Gleichgewicht, ſo kann dem Bürger neue dauernde Wohlfahrt erwachſen. Ich las darüber manches Gute in einer vor kurzen erſchienenen Brochüre vom Freiherrn Eggers.

B.

Gut das ſie darauf kommen. Sagen Sie mir ihr Urtheil über die kleine Schrift.

A.

Ich tadle nur daran, daß ſie zu klein iſt.

B.

Was halten ſie von dem Werke: Preuſſens Zukunft?

A.

Ich tadle daran, daß das Werk nichts tadelt. Ein aufrichtendes Wort iſt ehrenwerth, allein wenn es alles übertüncht, ſo finden Schwäche und Uebelthat daran einen Stützpunkt.

B.

Rom und London laſen ſie ohne Zweifel auch?

A.

Eine hohe poetiſch-politiſche Schöpfung! Sie gehört nicht dem Vaterlande, ſondern dem Welttheil.

B.

Stimmen ſie mit dem Verfaſſer des Werks über den Adel ein?

A.

In mehr als einem Punkt.

B.

Doch aber wohl nicht mit dem Herausgeber der neuen Feuerbrände.

A.

Dieſer helle Kopf mit ſeltener Kühnheit gerüſtet hätte viel nützen können, wenn er das, was er als Wahrheiten ſagt, immer vorher genau unterſuchte. So aber ſchreibt er Verläumdungen leichtſinnig hin, und die rechtlichen Patrioten, deren Achtung er ſchon zu gewinnen begann, entziehn ihm dieſe wieder. Jetzt hat er ſich mit einem Menſchen verbunden, dem auch die erſten Prinzipien des richtigen Denkens mangeln. Er ſoll der Verfaſſer eines Aufſatzes ſein, welcher viele redliche Berliner auf eine niedrig verläumderiſche Weiſe angreift. Der Menſch will über Berlin abſprechen, und man ſagt, er ſei bald Muſketier, bald Lakei geweſen, er ſah nichts als Wirthshäuſer. Zudem lauft ein gewaltig entehrendes Urtheil über ihn herum. Beſudelt H. v. C. da nicht ſein Blatt?

A.

Das mag er verantworten. Aber Freiheit der Meinungen gehört einmal zu den beſten Wünſchen, die man für die gelehrte Republik thun kann. Mögen die Sanskülotten ihr Weſen treiben. Nur das Gute wirkt.

Anecdoten und Epigramme, zur letzteren Geſchichte Berlins gehörig.

1.

Als die Nachricht von dem Verluſt bei Jena in Berlin ankam, befand ſich Herr von Bülow noch daſelbſt im Gefängniß. So gehts, rief er aus, wenn man die alten Weiber vor die Armee, und die Soldaten in die Hausvoigtei ſetzt!*)

---

*) Jetzt ſoll H. v. Bülow in Riga verſtorben ſein.

2.

Auf die Schlacht von Jena.

Verſtand ſoll ordnen, Glaube ſtreiten,
So wird das Heer der Feinde unterjocht,
Bei Jena mußte Glaube leiten,
Und — Klugheit focht!

3.

Der Befehlshaber einer gewiſſen Feſtung welcher ſehr gefällig bei den feindlichen Aufforderungen geweſen war, wollte kurz nach der Uebergabe an einem andern Orte ein Geſpann Pferde verkaufen. Der Roßtäuſcher, ein Jude, bot wenig, der Inhaber wollte um keinen geringen Preis losſchlagen. Ei, hub endlich der Jude an, **Ihr - - — haben ſich ja doch in *** handeln laſſen, werden wir doch auch fertig werden.**

4.

An gewiſſe Kommandanten.

Wenn ſie tobet die Schmach, verhüllet euch nur in die Tugend,
Hohe Naturen ſeid ihr, übet auch Märtirerſinn.
Weſenloſen Lorbeer, ihr wiſſet ihn glorreich zu opfern
Daß der Befreieten Dank, laut in den Feſten ertönt!

5.

Als die Franzoſen Berlin einnahmen, mancher Dichter ſich zur Auswandrung entſchloß, manche Zeitſchrift ins Stecken gerieht, unter andern der ſpäterhin zu Riga fortgeſetzte Freimüthige, wand ſich der Beobachter an der Spree mühſam um ſeine Exiſtenz, und dann brüſtete er ſich nicht wenig. Schon vor Jahren hatte er mit Kotzebue und Merkel im Streit gelegen, und wie ihn dieſe auch du haut en bas traktirten, hatte er bisweilen dennoch die Lacher auf ſeiner Seite. Unter andern, wie der Freimüthige mit der Zeitſchrift: Scherz und Ernſt: vereinigt ward. Damals erklärte er in den Zeitungen, zu Rettung ſeiner Ehre, wie er ſich ausdrückte: daß das Gerücht auch ſein Blatt würde dem Bunde ſich zugeſellen, und das Ganze unter dem Titel: Der ſcherz- und ernſthafte, auch freimüthige Beobachter an der Spree, erſcheinen, falſch ſei. Wie nun der Doktor Merkel jetzt entflohn war, enthielt er folgende parodierende Elegie:

Fragender.

Sagt wo iſt der M***l hin
Im geſperrten Sitze,

Ach der Kritiker voll Sinn,
Und ſo regem Witze?

Antwort.

Freund du biſt umſonſt bemüht,
Unſer Doktor M***l flieht.

Fragender.

Wer wird nun im Zeitungsblatt,
Von Theaterhelden,
Dem der Luſt zu leſen hat,
Alle Geſten melden?

Antwort.

Ach die Zeitung iſt jetzt leer,
M***l rezenſirt nicht mehr.

Fragender.

Wer wird im Freimüthgen nun
Züchtigen die Amoren?
Ariſtides willſt du ruhn
Gingſt du uns verloren?

Antwort.

Ein Kleinmüthger ward daraus,
M***l lief zum Thor hinaus.

6.

Dem franzöſiſchen Kommandanten wurde bekanntlich, bürgerliche Adjudanten, Mitglieder der Schützengilde, Polizeibedienten ꝛc. zugeſellt, welche ſeine Befehle, welche die Stadt angingen, ſchnell befördern konnten. Man wählte Perſonen, denen die franzöſiſche Sprache nicht fremd war. Unter andern einen Offizianten der Polizei, * * *. Einmal trägt der General Hülin dieſem auf, dem Magiſtrate etwas zu beſtellen. Herr * * * will ſich das Geſchäft kurz machen, nimmt eine der gedruckten, mit Grande Armée und Place de Berlin bezeichneten Ordern, giebt dem Magiſtrat auf, und unterzeichnet * * *.

7.

Zu einer Hebamme wurden Soldaten ins Quartier gelegt. Sie war entrüſtet, und erklärte: ſie könne am wenigſten ſich zu ihrer Aufnahme verſtehn, da ihre Geſchäfte ſie oft ganze Tage lang, bei den Kindbetterinnen aufhielten. Einer davon ſprach etwas deutſch, und ſuchte die Frau mit den Worten zu beruhigen: Under Jahr werd ſie ſein bien content, daß die Français ſind gekomm nach der Berlin.

8.

In der Nachbarſchaft langten an einem dunkeln Winterabende zwei Soldaten an, forderten Bedienung, und wiederholten im Unmuthe ſich hier nicht verſtanden zu ſehn, fleißig das Lieblingswörtlein F —. Des Gaſtwirts Sohn trug nun Hexel, Hafer und Heu in den Stall, kam aber befremdet zurück, dort kein Pferd zu finden, denn er hatte Fußjäger vor ſich. Der Teufel! ſagte er zum Vater, ſie haben wohl zehnmal Futter gefodert.

9.

Man erzählt ein .... Offizier ſei auf ein Kaffeehaus gekommen, wo er einen Offizier der Bürgergarde, der Profeſſion nach ein Schuſter, getroffen habe. Jener ſagt: Apropos Herr Hauptmann oder Lieutenant, ſie werden mir ein Paar neue Stiefeln machen müſſen. Sind die alten entzwei? iſt die Antwort, kein Wunder, es iſt auf der Retirade wohl nicht ſo viel Zeit übrig geweſen, ſie zu ſchmieren. — Das mag eine Erfindung ſein. Gewiß iſt aber, daß manche unſrer Offiziere ſo unvorſichtig, und ohne alles Nachdenken, waren, über den nicht-adlichen Stand der franzöſiſchen laut zu ſpotten. Durch das tant pis forderten ſie gewiſſermaaßen zu

Sarkaſmen auf. Es hieß dann auch wohl: der Grund weshalb wir überwunden ſind, iſt kein andrer, als daß unſre Cavaliers ſich nicht ſo wegwerfen wollten, das bürgerliche Pack zu ſchlagen.

10.

Da der Kriegsſchauplatz an die Weichſel verlegt wurde, glaubte ein ehrlicher Handwerker etwas recht patriotiſches zu ſagen, indem er ausrief: wartet nur ihr Herren Franzoſen, mit den Ruſſen werdet ihr nicht umſpringen, wie mit uns, das ſind andere Kerl!

11.

Da die vertrauten Briefe erſchienen, und ſo viel geleſen wurden, wollte ein Gegner des Verfaſſers den Witzling machen, und wandte einen Ausſpruch Leſſings, über ein Buch deſſen Wahres und Neues man ihm empfohlen hatte, darauf an: Das *Wahre* iſt nicht neu, und das *Neue* nicht *wahr*! Ein Jude ſagte aber: *Wenn das Wahre nicht neu iſt, warum hat man es denn nicht lange erkannt? und iſt das Neue nicht wahr, warum widerlegt man es nicht?*

Uebrigens war es poſſierlich, daß die grimmigſten Tadler, welche Feuer und Flammen gegen den Autor ſpieen, am Ende immer nur zwei *Lobſprüche* deſſelben angriffen, auf die Grafen S. und H.

15.

Der zornige Rezenſent, welcher (ſich beliebt zu machen) in der Zeitſchrift des Herrn Voß zu Halle, ſich ſo heiſer gegen die vertrauten Briefe ſchrie, ward wider ſeinen Willen zum Satiriker. Da er nemlich die Generale und Miniſter Sub alarum nimmt, meint er: Wie doch der Verf. der vert. Br. über dieſe Männer abſprechen dürfe? *Sie hätten es doch wohl verſtehen ſollen!* Das *ſollen* iſt ihm recht in der Unſchuld entfahren.

14.

Ein Schriftſteller zog auch in einer Geſellſchaft gegen die vertrauten Briefe los, und der gar auf keine artige Weiſe. Unter andern eiferte er über den hingeworfenen Stil: das findet nun Intereſſe, und die wichtigſten Dinge ſind ganz leicht behandelt. Er empfing aber die freilich unartige Antwort: Und ſie behandeln die unwichtigſten ſchwer, und intereſſiren doch nicht.

15.

Im Sommer 1807 ſtarb der berufene Schwertfeger Sauerbrei. Ohne alles Wiſſenſchaftliche, hatte der Mann einen wirklich ſehr richtigen Takt, des geſunden Verſtandes. Häufig traf zu, was er prophezeite. Man machte ihm die Grabſchrift:

Ihr ſollt nicht Kannengießer mehr
Politiſcher Schwertfeger ſagen,
So wird dem Mann doch eine Ehr,
Den wir hier in die Gruft getragen.
Auch mögt ihr euern Spott beklagen.

Der Mann war ohne Zweifel, der Anlage nach, mit einem Nikolaus Rienzi, oder Maſaniello zu vergleichen. In einer Republik, bei unruhigen Zeiten, hätte er ohne Zweifel eine wichtige Rolle geſpielt. Er war ungemein muthig, und äußerte ſeine Urtheile vor jedermann, und das in einer markigen Sprache, ob er gleich Warnungen der Polizei empfing. Auch der Schuſter Kilinſki, der an der Warſchauer Revolution von 1794 ſo großen Antheil hatte, mag dieſem Manne ähnlich geweſen ſein. O, rief er oft, mehrere Jahre vor dem Kriege aus: wenn ich nur Kabinetsminiſter wäre, es ſollte wohl klüger gehn!

16.

Ein Offizier der — Armee, führt noch bis jetzt fort, die unverkennbaren Vorzüge ſeines Heeres, vor jedem andern zu preiſen. Hört er nun ein Huſten, ein hm hm, ein: Gleichwohl — ruft er ſehr naiv: Ei, nach dem Erfolg kann man ſo was nicht beurtheilen.

17.

Jemand ſagte: die — Armee beſtände (zeither wenigſtens) aus Männern, von Greiſen und Kindern angeführt.

18.

Mit den Kokarden hat es Scherz; und auch Unfug gegeben. Ein Jude ſteckte die franzöſiſche an, und wollte mit ihrer Hülfe bei einem Viehmäſter Rinder — wohlfeil einkaufen. Er wurde aber ertappt, durch die Straßen zum Haft gebracht, und das eben nicht unter dem Bravo des Pöbels. — Zwei Schneidergeſellen, die aus Preuſſen bequem nach Berlin reiſen wollten, verfuhren auf die nehmliche Art, gaben ſich für franzöſiſche Offiziere aus, und forderten Quartier und Vorſpann. Auch ſie wurden erkannt, und bekamen mindeſtens freies Quartier.

19.

Im Herbſt 1807 verfertigten die Poſamentirer zu Berlin, eine Art weiß und ſchwarzer Kokarden, und legten ihnen den Namen bei: Preußiſche National-Kokarden. Man fragte zwar, wie billig: ob es denn eine preußiſche Nation gäbe? Und was denn die Veranlaſſung dieſer Auszeichnung ſein könne? Ein Epigrammatiſt ſagte:

Ihr könnt nach dieſer Zeichen Sinn
An unſern Hüten, fragen?
Wohl mag der Preuße immerhin,
Die halbe Trauer auf Zeitlebens tragen.

Erinnerung.

Wenn in den Szenen Züge nach dem Leben zu finden ſind, darf man deshalb kein Portrait hier ſuchen. Davon iſt die Rede keinesweges.

Freilich aber wird man in dem Gemälde von Berlin vieles vermiſſen. Wer aber die Umſtände erwägt, begreift ohne Zweifel den Grund dieſes Mangels.

Den Leſer, wo möglich mit Lachen zu entlaſſen, folgt hier noch ein kleines Luſtſpiel, freilich von etwas leichtfertigem Inhalt. Wer das nicht verzeihen mag, beliebe es zu überſchlagen.

Die

Sauvegarde.

Poſſe

in einem Akte

nach einem wirklichen Ereigniß, in der Nähe von
Berlin.

Perſonen:

Henoch, ein reicher Jude.
Delila, ſeine Frau.
Rahel, ſeine Tochter.
Scholem, ſein Sohn.
Leib, Rahels Bräutigam.
Ein Soldat.
Ein Nachbar. Mehrere Soldaten ꝛc.

Die Handlung geht in einer brandenburgiſchen, am Havelſtrom belegnen Stadt vor.

Die Sauvegarde.

Szene: Henochs Wohnung. Das Zimmer iſt leer, bis auf ein ſchlechtes Kanapee, da die meiſten Sachen vergraben, oder in entfernte Winkel gepackt ſind.

Man hört draußen auf der Gaſſe kriegeriſchen Lärmen aller Art.

Erſter Auftritt.

Henoch. Delila. Rahel. Soldat.

Henoch (am Fenſter.)

Soldaten, nichts als Soldaten! — Kommen immer mehr, wie die Fröſche über Egiptenland. — Schöne Mäntel, was rares von Mäntel, hübſch kurz, das Tuch dünn, recht dünn, daran kann was verdient ſeyn! — Weh, was wird das Volk Iſrael leiden! — Schlechte

Hüte! So groß, ſo guter Filz, ſo guter Filz, die mögt ich nicht liefern! — Nichts ſieht man, wie Himmel und Soldaten. Das Herz weint mir Blut, Blut! — Aber handeln mögt ich was mit den Offizieren. Ob ſie wohl alt Gold verkaufen? —

Delila.

Geh aus! müh dich! vielleicht haben ſie Schabaracken, Epaulets. —

Henoch.

Ich zittre doch ſo!

Delila.

Scholem — haſt ſo heut noch keinen Tropfen Waſſer gelöſ't. Frag nach bei die gemeinen Leut'! Sie blaſen in die Hände, ſie friert. Wir haben noch weiße Tanzhandſchuh, ſind verſtockt, ſieh daß du ſie anbringſt, aber ſprich du, die *Waare* kann nicht reden.

Scholem.

Ich hab' Sorg', ich kriege Schläge!

Delila.

Will man was verdienen, läßt man ſich was gefallen.

Scholem.

Sie drücken mich doch todt!

Henoch.

So laß ihn noch da! — Mein! Ganz dicht am Hauſe marſchiren ſie hin. Herr Salvegarde! verbiet ers!

Soldat.

Die Züge ſind ja ſo breit.

Delila.

Gott! wenn ſie uns nur nichts thun!

Soldat.

Dofür haft ich.

Henoch.

Ich muß den Herrn auch ſchwer bezahlen.

Delila.

Wenn ſie uns nur nicht plündern!

Soldat.

Iſt denn was hier?

Die ganze Familie.

(ſchnell.)

Nichts, nichts!

Scholem.

Wir ſind arme Leut'!

Rahel.

Recht arme Leut'!

Delila.

Bettelarme Leut'!

Henoch.

Im Auge kann mans leiden, was wir haben!

Soldat.

(Klopft Henoch an die Binde.)

Wie aber —

Henoch.

(Schreit erbärmlich.)

Er greift mich an den Hals!

Delila. Rahel. Scholem.

(Schrei'n noch ärger.)

Herr Salvegarde! — Herr Salvegarde! würg er ihn nicht!

Soldat.

Behüte! Nur die dicke Binde — was gilts, da ſind Goldſtücke verborgen? Immerhin! Wer verdenkt es euch, zu der Haabe zu ſehn;

Henoch.

Es iſt doch eine Pracht, daß der Herr Salvegarde deutſch ſpricht, kann man doch mit dem Herrn Salvegarde reden.

Die drei andern.

Eine Pracht! Eine Pracht!

Zweiter Auftritt.

Zwei Soldaten von außen am Fenſter. Die Vorigen.

Beide Soldaten.

Hola!

Soldat.

(Oeffnet das Fenſter.)

Plait il?

Die ganze Familie.

(Schreit.)

Herr Salvegarde! geb er Feuer! geb er Feuer!

Erſter Soldat von außen.

Peut on avoir quelque chose à manger?

Zweiter Soldat.

B—e! As tu nicks ſu eß'?

Die Familie.

Wir verhungern doch ſelbſt!

Soldat.

Allez vous en, camerades! il n'y a rien ici!

Erſter Soldat.

(Von außen.)

Eh bien! respectons la propriété! — Mais f—e! une belle fille!

Zweiter Soldat.

Mort de ma vie! Uebſch Tokter! Augen ſchwars. Un morceau friant — ma foi! je me sens amoureux!

Henoch. Delila. Scholem.

(Halten Rahel mit groſer Angſt.)

Henoch.

Herr Salvegarde, ſchieß er ſie todt!

Delila.

Herr Salvegarde, hau er ſie mit dem Degen!

Scholem.

Herr Salvegarde, ſtech er ſie mit dem Bagnet!

Soldat.

Mes amis, ne tourmentez pas ces pauvres gens! Il est defendu.

Erſter Soldat.

(Von außen.)

Vous avez raison, camrade!

Zweiter Soldat.

On punit tout perturbateur du repos publique. Je vous salue, camerade! Adieu, ma petite!

(Entfernt ſich mit dem andern.)

Delila.

Einen Kuß hat er ihr hergeſchmiſſen, einen Kuß, und Herr Salvegarde, er leidet das? Gibt nicht Feuer?

Soldat.

Nun davon ſtirbt die Tochter ja nicht.

Henoch.

Herr Salvegarde!

Soldat.

Und nehmen es die artigen Mädchen denn übel, wenn man ihnen ſagt, daß ſie ſchön ſind?

Rahel.

(Platzt heraus.)

Nein, lieber Herr Salvegarde!

Henoch. Delila.

’s Maul halten!

Soldat.

Anmuthiger Wuchs, feine Haut, bedeutende dunkle Locken — hol mich der Teufel, ich ſah während des ganzen Krieges kein ſo niedlich Mädchen!

Henoch. Delila. Scholem.

Weh, weh, weh!

Henoch.

Herr Salvegarde! Er iſt ein guter Her Salvegarde! Ich lob ihn, ich lob ihn! Aber zu jung iſt er.

Delila.

Herr Salvegarde! Seh er ſie nicht an, ſeh er weg!

Scholem.

Dreh dich um, Rahelchen! dreh dich um!

Rahel.

Der Mann iſt ja höflich. Soll ich denn grob ſeyn?

Henoch.

Wollen ſie in die Kammer ſperren!

Delila.

Da bricht Einer ein!

Henoch.

Auf den Boden!

Delila.

Da ſteigt Einer mit der Leiter hinauf.

Henoch.

In den Kamin.

Delila.

Da rutſcht Einer durch den Schornſtein herab! Wir müſſen ſie feſt halten, ich an einen

Arm, du an den andern, Scholem geht immer rund herum. Herr Salvegarde — ich bin im Stande, und geb ihm was, aber ſeh er nicht her!

Soldat.

Ihr bewirthet mich ohnehin ſchmal. Raubt mir nicht noch die ſchuldloſe Augenweide. —

Henoch.

Da haſt du's mit deinen Kuhpocken! Hätt' ſie ein Geſicht gekriegt wie ich, hätt' man nun keine Sorge —

Delila.

Herr Salvegarde! Es iſt 'ne Braut. Sie hat in vierzehn Tagen Hochzeit.

Soldat.

Da mögt ich dem Bräutigam die Mühe der erſten Nacht erleichtern.

Henoch. Delila. Scholem.

(ſchreien.)

Wie wird mir denn!

Soldat.

Gemach — ich treibe Scherz! Nicht ſo haaſenmäßig furchtſam! Nur freche Roheit wird die Süßigkeiten der Liebe mit Gewalt rauben. Doch bietet eigner Wille, erwachte

Neigung dem Soldaten eine holde Schäferſtunde dar, wird er ſie nicht ausſchlagen.

Henoch. Delila. Scholem.

Wir gehn kapores!

Soldat.

Wie heißen ſie denn Mamſel?

Rahel.

Rahel!

Soldat.

Wohl ein paſſender Name für die Schönheit! — Und ſie heirathen, mein holdes Kind? Ihr Liebhaber iſt zu beneiden. Doch gewiß iſt er ihrer werth. Ein einnehmender Jüngling, mit liebenswürdigen Eigenſchaften —

Rahel.

Bewahre, Herr Soldat! Es iſt wie unſre Leute ſprechen, ein ſchofler Bocher, *) ſperrt den Mund immer von einander, und trägt lange Nägel an den Fingern. Würd ich nicht gezwungen —

Henoch. Delila. Scholem.

(halten ihr den Mund zu.)

---

*) ekelhafter Bengel.

Henoch.

Du ſollſt nicht mit dem Herrn Salvegarde ſprechen.

Delila.

Hol dem Ganef Gain Soref, *) kenn er ſchasgenen, **) läßt er ſein die Schickſe! ***)

Soldat.

Ich unterſagte euch, jüdiſch zu reden. Ich muß alles verſtehn.

Henoch.

Gut, lieber Herr Salvegarde! Woll'n auch nicht mehr löſchen kaudeſch dibbern. †) Da, da! Trink der Herr!

Soldat.

Eure Furcht zu enden, will ich ſie nicht mehr anſehn. Ich ſtelle mich zum Fenſter.

---

*) Hol dem Spitzbuben Brandtwein. **) Trinken. ***) Mädchen. †) Hebräiſch reden.

Dritter Auftritt.

Der Nachbar. Vorige.

Nachbar.

Herr Henoch, haben ſie baar Geld, ſo ſchießen ſie mir funfzig Thaler vor!

Henoch.

Weh geſchrien!

Nachbar.

Zwanzig Prozent. —

Henoch.

Als mir der Herr gibt Einundzwanzig Prozent, ich kann doch nicht.

Delila.

Wir ſind rein ausgeplündert, nackt ausgeplündert.

Nachbar.

Der Feind ſchonte uns doch, mit Ausnahme zweier Schiffe, die an der Brücke genommen wurden. Dort aber verkaufen Soldaten die Güter ſpottwohlfeil. Linnen, Tücher, Gewürze, und was ſonſt geladen war. Darum ſuch ich eben Geld — doch man muß wo anders ſehn. (ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige ohne den Nachbar.

Henoch.

(ſehr lebhaft.)

Weh mir, weh mir! — Thun's andre, kann ichs doch auch thun! Kann ich einmal ein Glück machen, mach ich kein Glück. Spottwohlfeil verkaufen ſie, weh! weh!

Delila.

Riskirs, Henoch, riskirs! Die Gaſſe iſt nun doch leer!

Henoch.

Soll mir Gott! — Ich riskirs! Die Tüchel, die Leinwand — kann man liefern. —

Delila.

Ich und der Scholem bleiben da. Geh, geh, geh!

Henoch.

(läuft eilig hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Henoch. Gleich darauf der Nachbar.

Delila.

Aber Herr Salvegarde, lieber Herr Salvegarde.

Soldat.

Ha ha ha ha!

Nachbar.

(Klopft ans Fenſter.)

Herr Henoch!

Delila.

Nun was iſt? Er iſt doch nicht da.

Nachbar.

Mit der Bagage kamen Damen an, und fragen nach Batiſt und Petinet. Man kann ohne Anſtand zu ihnen gehn. Sie ſind artig zahlen gut. (ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorige ohne den Nachbar.

Delila.

(läuft ängſtlich umher.)

Petinet! Batiſt! *Mein* Handel. Kann ich die Waare vom Boden holen — aber die Rahel! Wär ſie doch häßlich, der Leib machte ſich gar nichts draus. — Weh, was könnt ich verdienen. Spring ich hin? ſpring ich hin?

Scholem.

Geht Memme! Aber ihr müßt von meinem ſeidnen Band mitnehmen. Bin ich doch da. Als er ihr was thut, will ich ſchreien, daß es der Herr Geheime General-Feldmarſchall hört.

Delila.

(wankt.)

Ein guter Gewinn, ein guter Gewinn!

Scholem.

Geht! Aber betrügt mich nicht! Was ihr an dem Band verdient, iſt mein.

Delila.

(läuft hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Delila. Hernach der Nachbar.

Scholem.

Aber Herr Salvegarde, ich ſchreie! Rachelchen, ich bring dich um!

Soldat.

Ha ha ha ha!

Rahel.

~~Was iſt das? Machſt den~~ Herrn Soldaten furchtſam! Fürcht ſich der Herr nicht, der Bruder wird ihm nichts thun.

Soldat.

Ha ha ha ha!

Nachbar.

(der wieder ans Fenſter klopft.)

Kinder, habt ihr Gold? Die Soldaten, welche die Waaren verkauften, ſetzen die viele Münze um. Sie geben vier Thaler für den Dukaten, ſieben Thaler für den Friedrichsdor.

(ab.)

Scholem.

(in hoher Unruhe.)

Ich habe doch Elf Dukaten, Elf Dukaten! (leiſer) Acht hab ich mit dem ſeidnen Band verdient, um zwei hab ich den Vater betrogen, um einen die Mutter. (laut:) Könnt ich Elf Thaler Profit machen! (leiſer:) Noch mehr, ſie ſind alle, nicht drei Thaler werth, ich hab ſie beſchnitten. (laut.) Weh mir! Muß ich hier ſitzen ſtill, kann die Dukaten nicht verwechſeln!

Rahel.

Nun, wer hält dich, geh!

Scholem.

Das wär dir wohl Recht? Ha ha? Mit dem Herrn Salvegarde allein. Verſchwarzen will ich, Gras ſoll dem Vater wachſen vor der Thür, wenn ich geh! Aber verdienen mögt ich doch die Elf Thaler.

Soldat.

Zu toll! Der Schweſter ſo wenig Vertrauen zu zeigen —

Rahel.

Der Herr ſpricht noch gut!

Scholem.

Du ſollſt doch nicht mit dem Herrn Salvegarde reden. Ich bringe dich doch um!

Soldat.

Ein Mädchen vertheidigt ſich wohl allein.

Und ſollte ſie aus Rache gegen erzwungne Heirath, einem flammenden Triebe Raum geſtatten wollen — o dann wäre —

Scholem.

Was hat denn der Herr auch immer zu reden? Der Herr iſt nicht zum Reden da. Wenn uns wer plündert, dann rede der Herr, jetzt rede der Herr nicht. Wir bezahlen den Herrn, daß er der Herr Salvegarde iſt, nicht daß er reden ſoll. Reden können wir doch allein, als wir wollen reden. — Weh das Agio! (blickt auf die Gaſſe) Mein — wer iſt das? — der Leib, ſoll m'r Gott, der Leib — Leibchen, hörſt du Leibchen!

Leib.

(draußen.)

Laß mich gehn, ich verwechsle Friedrichsd'or.

Scholem.

(zornig.)

Komm rein! Komm rein!

Leib.

Was ſoll ich drinn? Drinn verdien ich nichts. Hier kann ich was verdienen.

Scholem.

(wüthend.)

Die Schw — — th auf dich! Du willſt verdienen, ich ſoll hier ſtehn Schildwach!

Leib.

Schlingel, laß mich gehn!

Scholem.

Nekel, ich will doch nicht!

Leib.

Laß mich nicht gehn, geh ich doch.

Scholem.

Du betriegſt mich um den Profit, den ich kann machen.

Leib.

Ob du mir ſagſt, ich betrüg' dich, ob du du mir ſagſt, ich betrüg' dich nicht, iſt mir doch gleich.

Scholem.

Aber als dir die Zarfes *) ſchl— —n bei der Kalle, **) iſt dir das auch gleich?

Leib.

Was — was iſt das?

---

*) Franzoſen. **) Braut.

Scholem.

Nun kömmt er doch! Kann er dich hüten. Du gehſt ihm doch mehr an, als du mich angehſt.

Achter Auftritt.

Vorige. Leib im Zimmer.

Leib.

Wo denn? — Wo denn? — Es iſt doch nicht wahr!

Scholem.

Nun hüt'ſt du ſie! Geh ich und verdiene! —

Leib.

(ſtellt ſich an die Thür.)

Du ſollſt doch nicht!

Scholem.

Was iſt das?

Leib.

Soll ich nichts verdienen, ſollſt du auch nichts verdienen! (Packen einander in die Haare. Man bringt ſie auseinander.)

Scholem.

Nun, ſo iſt mirs recht! So will ich

auch nichts verdienen, wenn du nur nichts verdienſt!

Soldatenſtimme auf der Gaſſe.

Wer at Dukat? Quatro écus, douze gros —

Andre Stimme.

Vier Thal, ſeckſehn Groß!

Scholem.

(nimmt ein Stück Kreide und rechnet ängſtlich.)

O weh, o weh!

Stimme draußen.

Frederikdor! Sieb Thal, douze gros!

Andre Stimme.

Akt Thal!

Leib.

(reißt die Kreide weg und rechnet auch.)

Scholem.

(entwindet ſie ihm wieder, und rechnet.)

Leib.

(den Kopf mit beiden Händen kratzend.)

Hab ich doch funfzehn Ligidor, und vier ſind dazu leicht.

Stimme draußen.

Fünf Thal vor Dukat.

Scholem.

(ſtampft wüthend mit dem Fuß.)

Ich muß doch hin, ich muß doch hin!

Andre Stimme.

Fünf Thal, zwölf Groß.

Scholem.

Fordr' ich ich ſechs Thaler. Krieg ich ſie auch. (entläuft.)

Stimme draußen.

Akt ~~Thal, ſechzehn Groß, vor~~ Frederikdor.

Leib.

(ſtampft mit beiden Füßen.)

Ich bleib doch nicht, ich bleib doch nicht.

Rahel.

Nun ſo bleib nicht, werd ich mich doch nicht grämen!

Leib.

Der Herr kann dich doch hüten!

Soldat.

Von Herzen gern!

Stimme draußen.

Neun Thal!

Leib,

(außer ſich.)

Krieg ich zehn auch! Nimm ſie der Herr

in Acht! — Zehn Thaler für den Friedrichsdor, ich bleib doch nicht, ich kann doch nicht bleiben. So hoch ſtehn ſie nicht wieder in hundert Jahr. Kann ich mich auf den Herrn verlaſſen. Er ſoll auch was verdienen. Thue er ihr nichts zu leid, ich bin ihr gut, ich bin ihr gut! (rennt davon.)

Soldat.

(ſpricht zum Fenſter hinaus.)

Camrades! Retenez ces deux Juifs! — Ne laissez pas entrer personne ici!

Stimme draußen.

Fort bien!

Neunter Auftritt.

Soldat. Rahel.

Dieſer Auftritt ſteht der Phantaſie des Leſers anheim.

Letzter Auftritt.

Leib. Scholem. Die Hüte, worin die Münze geſchüttet iſt, feſt an die Bruſt drückend. Vorige.

Leib und Scholem.

Ein guter Rebbes!

Scholem.

Wollten mich gar nicht wieder fortlaſſen. Der fragt mich das, der fragt mich das. Sind mir recht gut geworden. Brave Leut.

Leib.

Mich hielten ſie auch feſt. Untern Arm haben ſie mich genommen, ſind mit mir herum ſpazirt. Brave Leut! — Nun, Herr Salvegarde! Hat er ſie gehütet?

[illegible]

Kein Auge von ihr verwandt.

Leib.

Rachelchen! hat er dir nichts zu leide gethan?

Rahel.

Nein — nein!

Leib.

Nun daß er ſieht, ich bin auch räſonnabel, ich, da hat der Herr Salvegarde einen harten Thaler für ſeine Müh.

Bei Johann Wilhelm Schmidt in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Begebenheiten
einer
Marketenderin.
Mit
ihren kritiſchen Anſichten der Feldzüge
1806 bis 1807.
Als Anhang Pax vobiscum.
2 Theile. Mit Kupfern und Vignetten. 8vo. 1807.
geheftet 2 Rthlr.

„Was mich ſo herzlich zu lachen macht, das „hat auch ſeine ernſthafte, ſehr ernſthafte Seite, „wie alles in der Welt;“ ſagt Leſſings Orſina. Und ſo iſt der Satz oft umzukehren. Der vielbeweinte traurige Krieg, der über das nördliche Deutſchland kam, hat auch manche drolligte Szene veranlaßt. Hier wird eine der abentheuerlichſten Biographien geliefert, in der dennoch alle Charaktere nach der Natur gezeichnet, alle ſich aneinanderreihende Auftritte bei der ſeltſamſten Ueberraſchung im Gebiet der Möglichkeit liegen. Der Stand unſerer Heldin darf nicht auf Rohheit ſchließen laſſen, denn Einmal iſt ihr Geburtsort — Weimar; ferner tritt ſie auch hin und wieder als theoretiſche Kriegskünſtlerin auf, und fällt ihre Urtheile ſo gut als manches namhafte Blatt; doch darf man ſie deshalb nicht fürchten. Sie fühlt zu zart, jemanden, dem das Leben ſchon weh thut, noch mit Bitterkeit zu nahe zu treten. Sie ſah manche, nennt aber nimmer einen Namen. Im Anhange ein Pax vobiscum, das ein Wort zu ſeiner Zeit ſeyn mag.

Voß, Julius von, Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des Preußiſchen Staats zu thun? Eine kriegskünſtleriſche Unterſuchung. gr. 8. 1807. Zweite vermehrte Auflage. 8 gr.

— derſelbe. Eingetroffene Weiſſagungen und prophetiſche Irrthümer der Herren von Archenholz, von Bülow und Fr. Buchholz, mit neuen Anſichten der Zukunft. gr. 8. 1807. 8 gr.

— derſelbe. Fragmente über Deutſchlands Politik und Kriegskunſt. In Blicken auf Vergangenheit und Gegenwart. gr. 8. 1807. 1 Thlr.

Heinrich von Bülow.

Nach ſeinem
Talentreichthum ſowohl, als ſeiner ſonderbaren Hyper-Genialität, und ſeinen Lebensabendtheuern geſchildert.

Nebſt
authentiſcher Nachricht
über die
Verhaftung dieſes merkwürdigen Mannes
und den
Gang ſeines Kriminal-Prozeſſes.

[illegible]

Kölln,
bei Peter Hammer.

[illegible]

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Sçavoir joüer de la verité.

Elle est dangereuse, mais pourtant l'homme de bien ne peut pas laisser de la dire; et c'est là qu'il est besoin d'artifice. Le habiles Médecins de l'ame ont essayé tous les moyens de l'adoucir; car lors qu'elle touche au vif, c'est la quintessence de l'amertume. La discrétion develope là toute son adresse: avec une même verité elle flate l'un, et assomme l'autre. Il faut parler à ceux, qui sont présens, ſous le nom des absens, ou des morts. A un bon entendeur, il ne lui faut qu'un signe, et quand cela ne suffira pas, le meilleur expédient est de se taire. Les Princes ne se guérissent pas avec des rémedes amers; il est de l'art de prudence de leur dorer la pillule.

Balthasar Gracian
traduit par le Sieur Amelot
de la Houssaie.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.

Gothe.

Jeder Erdenſohn gleicht der Laterna-magica, er nimmt Ideen auf, und ſtrahlt ſie wieder aus. Die Größe des Fokus, die Lebendigkeit, Fülle, und Klarheit der Farben hängen an der Vollkommenheit des Inſtruments, (organiſche und intellektuelle Anlage) die Geſtaltungen an dem Bildervorrath im Gemüth. (Erziehung und Eindrücke des äußeren Lebens ſammeln ihn auf.)

Wir ſtellen jedoch neu zuſammen. Die Phantaſie iſt die ordnende Künſtlerin. Sehr einfach können die Formen des Stoffs ſeyn, und dennoch die veränderte Progreſſion in die Unendlichkeit dehnen, wie die Muſik aus ſieben armen Grundtönen einen unerſchöpflichen Born ſchöner, und immer wieder überraſchender, Harmonien ſtrömen läßt; oder man aus der in zehn oder neun Sätzen gepreßten Skizze des moſaiſchen Syſtems der bürgerlichen Wohlfahrt, eine ſtets noch weiter zu vollendende Lehre entwickeln kann.

Wer kurze ideenaufregende Theſen aufſtellt, und wieder von fremden Blättern und Zweigen, zum Mutterſtamm, * zum innerſten Kern zu dringen weiß, das iſt der ſelbſtdenkende außergewöhnliche Mann.

Die Köpfe, welche am kürzeſten und doch vielſeitigſten zuſammenſtellen, reduziren auch wieder am ſchärfſten. Eins geht aus dem andern hervor. Sie grade ſind ſich der Einfachheit ihrer Elemente am innigſten bewußt, wogegen mancher bejammernswerthe Litterat, dem Spiegel, der nur das Empfangne wieder giebt, ähnlich, ſich in ſeiner aufgehäuften Armuth ein Cröſus wähnt.

Einen vielſeitigeren Ideenbildner und ſchärferen Reduzenten als Heinrich von Bülow, trift man ſo leicht in der jetzt lebenden Generation nicht an, ſo befremdende und exzentriſche Selbſtheiten auch das ziemlich ſonderbare Zeitalter hervorbringen mußte. Herr von Bülow iſt dem Menſchenbeobachter eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, und deshalb ſowohl, (als ſeltnes Phänomen für die Seelenkunde nemlich) wie auch, weil er jetzt die allgemeine Neugierde durch ſeine Kataſtrophe geſpannt hat, wollen wir uns in dieſen Blättern mit ihm beſchäftigen, und unterſuchen: auf welchem Wege, und durch welches beſondre Zuſammentreffen gewöhnlich getrennter Umſtände, dieſer intereſſante Sonderling wurde was er iſt. Wir wollen indeß weder den vollſtändigen Lebenslauf des Privatmanns, noch eine ausführliche Kritik des Schriftſtellers liefern, ſondern mit biographiſchen und litterariſchen Notizen verſehn, das flüchtige Konterfei ſeiner Individualität zeichnen.

Zeichnen — nicht ausmalen, dies würde ein Werk größeren Umfangs abdringen. Vielleicht künftig mehr, jetzt nur ſo viel als zu einem oberflächlichen, aber nicht unrichtigen Begriff nöthig iſt.

Vorher aber folgende von der ſtaatsbürgerlichen Rückſicht auferlegte Erklärung:

Herr von Bülow hat die Ahndung der Geſetze verwirkt. Dieſe allerdings in jedem Fall zu mißbilligende Inkonſequenz nur aufs leiſeſte rechtfertigen zu wollen, ſey fern vom Inhalt dieſes Werkchens. Eben ſo das Beklagen unſeres Helden, wegen der Folgen ſeiner Handlung. Wozu dergleichen Elegie? Er ſah die Folgen ja voraus, es bedurfte nur des Willens, ſie zu vermeiden. Von philoſophiſcher Nothwendigkeitslehre, die den Beſitz der Willkühr ſtreitig macht, ſey gar nicht die Rede. Und begreifen wir auch an der geſchichtlichen Thatſache alles als nothwendig, dehnen wir dieſe Beſtimmtheit auch wieder auf der Urſache Folgewirkung aus. Man darf Herrn von Bülow als Patriot nicht beklagen, und auch der Geſichtspunkt des Kosmopoliten mildert den moraliſchen Tadel wenig, zudem er berechtigte. George Dandin vous l'avez voulu — und wie Rochefoucault meint, daß der Stolz ſich immer ſchadlos halte, wird Bülow's Egoismus ihm wohl das Läſtige ſeines Kerkers verſüßen. Wer zweifelt!

Gern mögte der Verfaſſer dieſer Brochüre überhaupt allem polizeilichen Tadel ausweichen: Wie kann ihn aber dieſer treffen, wenn er blos betrachtet? Das Betrachten unterſagte ja noch kein Geſetz.

Heinrich von Bülow, ward auf dem Rittergute Falkenberg in der Altmark Brandenburg geboren. Sein Vater war ein ziemlich wohlhabender Landkavalier *). Dabei gebildeter, als ſeines Gleichen in der Regel. Folglich geeignet, ſeinen Kindern eine gewählte Erziehung zu beſorgen. Auf der andern Seite war er aber ein höchſt exzentriſcher Mann. Er ließ ſeinem Hang zu Vergnügungen ſo ſanguiniſch den Zügel, daß den Kindern nur ein ſchmales Erbe blieb. Er lebte auf hohem Fuß, und übte eine ſo glänzende Liberalität, daß er ſeinen Freunden Geſchenke von tauſend Thalern und mehr machte. Dieſer Emporflug zur Fürſtlichkeit untergrub ſeinen Wohlſtand, daneben auch Prozeſſe, deren er oft ſonderbare einging, und ſie mit launiger Chicane und

---

*) Jezt, wo ich nicht irre, iſt Falkenberg zweimalhunderttauſend Thaler werth. Doch kam es ſchon vor der Zeit der hohen Güterpreiſe in fremde Hand.

Beharrlichkeit verfolgte. Einſt ward eine Unterſuchungskommiſſion zu ihm geſandt, die er gewaltſam und ſcurriliſch mißhandelte, was ihm große gerichtliche Strafſummen raubte.

Es wird erzählt: (ich verbürg' es jedoch keinesweges) der alte Herr v. B. ſey ſo ungenirt mit ſeinen Söhnen umgegangen, daß er, wenn er nach Berlin kam, (wo ſich während einer gewiſſen Zeit einige derſelben befanden) wohl zu fragen pflegte: habt ihr keine H—? und dergleichen anzuſchaffen gebot.

Ein ſolcher Vater, kann doch ſowohl den Geiſt der Ausſchweifung, als der Verſpottung des Hergebrachten, oder der Paradoxie wecken! Auch klebt von den Aeltern die Regelmäßigkeit bei weitem nicht ſo leicht an, wie ihr Kontraſt. Oft wirken aber die Verhältniſſe entgegen. Z. B. bei einem entſchiedenen in phyſiſchen Urſachen begründeten Pflegma, oder wenn der Sprößling zeitig unter harten Zwang geräth, und lange in ſolcher Lage bleibt, oder ihm eine neuumarmte ruhige Lieblingsfreude den Blick verrückt, u. ſ. w. Bisweilen aber ſchießt das Saamenkorn nur mit zu ſchneller Ueppigkeit auf.

Unſer Heinrich ward nach Berlin in die Akademie militaire geſchickt. Sein Vater hielt ihn dort als Penſionär, und gab ihm ein anſehnliches Taſchengeld. Dieſe Erziehungsanſtalt war zu der Zeit ſehr franzöſirt, und die Eleven bekamen eine gewiſſe gewandte geſellſchaftliche Form, die ihnen lebenslang anklebte, und vorherrſchend ward, wenn nichts außergewöhnliches ſie wieder vertilgte. Man darf ſagen, ſie ſey bei unſerm Bülow aus dem Kopf und dem Mittelkörper geſchwunden, doch im Fuße ſtecke ſie noch. Wer ihn gehen ſah, wie er, (gewöhnlich in Nankingſtifletten) ſo graziös die Spitzen niederſenkt, und mit dem Knie kokettirt, ſtreitet das gewiß nicht. Den Körper trägt er jetzt aber engliſch, den Kopf nordamerikaniſch, und das rudernde und ſtrebende Tragen der Arme (von denen es immer ſcheint, ſie wollen einem Genieblitz an's Pult fördern) iſt ganz originell.

Herr von Bülow verließ die Akademie militaire, und ward in das jetzige Regiment von Thiele, welches damals zu Berlin in Garniſon ſtand, und welches einer ſeiner Verwandten, der General von Bülow als Chef beſeſſen hatte, als Fahnenjunker geſtellt. Seinem regſamen Gemüth behagte der Dienſt des Fußvolks nicht, er ſehnte ſich in ein raſcheres Leben, und ging unter das Kavallerieregiment welches jetzt Reitzenſtein heißt. Seine Zeit war zum Theil dem Genuß jugendlicher Vergnügungen, zum Theil dem Studium mancher Wiſſenſchaft geweiht. Erſtere konnten in den kleinen Quartieren der Altmark, meiſt Ackerbürgerſtädtchen, nur dürftig ſeyn, und letztre gewannen deshalb um ſo mehr Aufmerkſamkeit. Bülow ſtrebte nach dem Ungewöhnlichen, darum behagte ihm der Alltagsoffizier nicht, der Morgens bis zur Parade ſchläft, dann in einen Riemen ſpringt, daß die amerikaniſch-wildlederne Hoſen eng ſitzen, und den Contour der genitalia (dem, wenn Natur karg formte, oft durch Baumwolle nachgeholfen wird) hübſch ausſprechen, dann zum Escadronantreten geht, bemüht, daß das Klirren ſeines Rolandsſporns durch das halbe Städtchen wiederhalle; dann auf dem Kaffeehauſe Treſchak oder Grobhaus ſpielt, bis die Tiſchzeit naht*); nach derſelben, entweder um die gothiſche verfallne Mauer einen Spazierritt macht, um auf demſelben der rothwangigen Tochter des Stadtſyndikus, Poſtmeiſters, oder Oberpredigers, zu begegnen, und beim Courbettiren des Pferdes verſchämt- (dort iſt man's noch ein klein wenig) verliebte Redensarten zu wechſeln; oder ſich auf's Land verfügt, um bei eines Dorfkavaliers blödem Fräulein Tochter es auf eine Heyrath mit ſo und ſo viel tauſend Thalern anzulegen; am Abend denn hinterm Rathhauſe oder in den Winkelgäßlein umherſchleicht, um die Magd Katharina oder Margarethe zu einem Beſuch auf eine halbe Viertelſtunde, oder Spatziergang hinter der Stadtmauer, oder auf dem dunkeln Kirchhofe zu bewegen u. ſ. w.: alles das gefiel unſerm Bülow nicht genug. Es ſollte höher mit ihm hinaus. Er fühlte Schwingkraft des Geiſtes, Phaetons- und Ikarosſinn, und jenen genialen Trieb zur Originalität und Auszeichnung, der, wenn das Glück günſtig dazu tritt, den großen Mann erzeugt, im

---

*) Rouſſeau ſagt, von den Offiziers ſprechend: (nemlich

---

beim Frieden) quils paſſent leur vie, à attendre le midi, et le ſoir.

Gegenfall aber gar in den Kerker führen kann.

Wie konnten denn auch alle dieſe Kavalleriegarniſonsfreuden etwas Anziehendes für Bülow haben? Was hatte es denn mit dem Sporenklirren vor Handwerkerdirnen auf ſich? Sein Vater hatte ja zu Falkenberg den Kaziken en miniature gemacht. Dieſe Margarethen und Katharinen, was waren ſie dem, der in Berlin, von feinen Kennern angewieſen, den Hautgout an den erleſenſten Hetären geſchärft hatte? Zudem konnte Bülow ſowohl durch Organiſation, als intellektuelle Kultur nicht glänzen. Es gab bei dem Regimente Offiziers von viel dickeren Schenkeln und beaux fesses (eine Hauptzier des Küraſſiers) als ſie Bülow vorzeigen konnte, auch machten jene eine willkommenere Konverſation mit den Provinzialdamen, denen Bülow viel zu gut franzöſiſch, und viel zu geiſtreich ſprach.

Er floh alſo zur Lektüre, dem Aſyl manches im Haufen nicht Glänzenden, der aber deshalb tiefern Gehalt bekömmt, und bald den Haufen unter ſich erblickt. Bülow las mit unendlich großem Ertrag für Gedächtniß und Urtheil.

Freundes Rath und ein gewiſſer Inſtinkt ließen ihn treflich auswählen, und vor allen wurden Tacitus, Polybius und Rouſſeau ſeine Männer. Geſchichtsanſicht aus dem hohen Geſichtspunkt, Nachdenken über Gegenſtände der Kriegskunſt, und Verehrung der Freiheit, wurden ihm dadurch zeitig eigen.

Die letztre entflammte die Zeit überdem. Schon im väterlichen Hauſe hörte Bülow immer über die Loßreißung der weſtlichen engliſchen Kolonien reden, und einem Waſſington, Franklin u. ſ. w. Bewundrung zollen. Der Friede welcher dem engliſchen Nordamerika die Unabhängigkeit gab, erhöhte dieſen Enthuſiasmus. Die Vorbereitungen der franzöſiſchen Revolution, die erſten Auftritte von 1789 in Paris, und das was um dieſe Zeit in den Niederlanden geſchah, ſpannten die Einbildungskraft unſeres Helden noch mehr.

Es ward ihm zu eng, zu kleinlich, zu proſaiſch in der Garniſon, unter dem Oberbefehl mürriſcher Stabsoffiziere, im Kreis ſeiner einſeitigen fluglosen Kammeraden. Für eine freie Nation fechten, im Lande der Freiheit ein ſeliges Leben leben, das war der immer wiederkehrende Sehnſuchtsklang ſeiner Bruſt. Er theilte ihn mit der Mehrzahl edler Individuen, ward aber freilich in der Folge, wie dieſe betrogen. Das iſt ſchon einmal ſo in einer Welt, von der man immer ernſtlicher argwohnen mögte, es habe ſie nur ein Halbgott gemacht.

Hiezu geſellte ſich der Trieb zum Reiſen, der auch jederzeit das Erbe beßrer Gemüther war. Nur Reiſen heißt leben, ruft Jean Paul; Coriat der Britte gerieth beim Schall eines bloßen Poſthorns in paradiſiſches Entzücken. Wem's beſonders nicht ans fluthende Meer, und über's Meer zu den freundlich elyſiſch geträumten Küſten fabelhafter Eilande, oder glücklicher mit ſchöneren Früchten prangender Kolonien verlangt, das iſt eine gemeine Seele, eine Analogie der Schnecke, Eule u. ſ. w. Er hat auch gewöhnlich etwas im Antlitz das an ſolche Thiere mahnt, wogegen ein Reiſeluſtiger, irgend einem weitſchweifenden Geſchöpf, einem Storch, einer Fledermaus (mit der hat Bülow viel Analogie) u. ſ. w. gleicht.

Bülow forderte den Abſchied. Er ging nach den öſterreichiſchen Niederlanden, die damals wider Kaiſer Joſeph in einen Aufſtand ohne Energie begriffen waren. Der Traum für die gute Sache zu ſtreiten, und Hoffnung zum Steigen, der Köder freiwilliger Krieger, ließen ihn Dienſte ſuchen. Man nahm Leute gern auf, die vom Heer der Preußen kamen, im Glauben, der Soldat wie er ſeyn muß, könne nur im Preußen ſtecken. Die franzöſiſchen Revolutionskriege hatten ihr Beiſpiel noch nicht aufgeſtellt, drum herrſchte auch noch der blinde Köhlerglaube an die ſteife Taktik, und kein Menſch ahnete anders, als daß der taktiſche Superlativ den taktiſchen Komparativ nothwendig bezwingen müße. Drum reihte auch General Schönfeldt ſeine Inſurgentenſchaaren in preußiſche Linien, und ahmte um ſo mehr alles von Friedrich dem Großen nach, als Friedrich Wilhelm II. ihn heimlich aus Haß gegen Oeſterreich aufmuntern ließ. Man war in der Erfahrung noch nicht weit genug vorgerückt, um die Zeiten, und die Wirkung derſelben auf die Völker, gehörig zu würdigen. Doch hätte man es durch die Geſchichte ſchon ſeyn können. Die Krieger bleiben ſich nicht gleich. Diejenigen Schweden, welche bei

Narva einſt mit achttauſend Mann achtzigtauſend Ruſſen ſchlugen, wurden in der Mitte deſſelben Jahrhunderts von einem ukermärkiſchen Landſtand, Herrn von Stülpnagel, der ein paar hundert ſogenannte Provinzialhuſaren befehligte, verſpottet, indeß die vormals ſo leicht überwundnen Ruſſen, Friedrich den Großen in die meiſte Verlegenheit ſetzten.

Bülow ward in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Doch ſcheint ihm dies Herumtummeln unter Abendtheuern aller Art, und das Kriegführen der Nicht-Uebung gegen die Uebung, lehrreich geweſen zu ſeyn. Wenigſtens beklagt er ſich in einem ſeiner letzten Werke, daß man ihm keine Praktik einräumen wolle, und eifert: was wiſſen die Herren von meinen Kampagnen! Wahrſcheinlich erfahren wir ſpezielle Umſtände, wenn er ein neues Werk ſchreibt. (?) Genug er verfügte ſich wieder in die heimathlichen Gegenden, ſtudirte fort, und da der Krieg ihm intereſſant geworden war, vorzüglich Lloyd.

Indeſſen gab er ſich noch mit andern Dingen ab. Auch die Schauſpielkunſt ward ihm lieb. (Wem von den lebendigen Einbildungskraftvollen jungen Leuten iſt ſie's nicht einmal?) Er ſetzte ſich aufgeklärt über das Standesvorurtheil weg, und beſchloß, die Mißbilligung mögte einreden was ſie wollte, eine Theatergeſellſchaft zu verſammeln, und ihr Direkteur zu werden. Es mangelte ihm grade nicht am Gelde, deshalb war bald eine Anzahl von Jüngern Thaliens um ihn, und ein Vorrath von Dekorationen angeſchaft. Zu Tangermünde in der Altmark ſollte der Debüt dieſer neuen Truppe beginnen. Allein der Magiſtrat legte Schwierigkeiten in den Weg. Er forderte die Vorzeigung eines Privilegiums. Da Bülow nun hierin nicht Folge leiſten konnte, verlor er die dramatiſche Leidenſchaft eben ſo ſchnell wieder, als ſie begonnen hatte, lohnte die Geſellſchaft ab, und verkaufte die Geräthe, wie man denken kann, mit Verluſt, an den Schauſpielunternehmer Butenop, demſelben, der vor kurzem zu Berlin in der Stadt Paris ſpielte.

In Europa iſt nichts zu thun, dachte Bülow, hier iſt die Menſchen-Raſſe zu entweiht, fort in's ſchöne Nordamerika! Dort thront die heilige Freiheit. Dort wandelt römiſchen Sinnes voll der beſſere Bürger unter ſeinen Platanen und Katalpen. Da nur blüht der unverdorbnen Menſchheit Adel, dahin winkt das heitre Glück! — Er vergaß aber nicht, auch dabei an die baaren Vortheile zu denken, die ein Europäer dort gewinnen kann.

Er mußte wohl keinen geſpannten Vorbegriff von den nordamerikaniſchen Schönheiten hegen, drum verſorgte er ſich ſchon daheim mit einem ſolchen Utenſil, der Demoiſelle W . . . s, worüber er bei ſeinem ſpäteren literären Zwiſt mit dem Verfaſſer verſchiedner harter Schriften gegen Bonaparte, derbe Injurien anhören mußte. Was wollte aber der Gegner? Hätte es dem Schickſal gefallen, ihn in eine — — verliebt zu machen, ſo würde doch wohl die Moralität ſothane Leidenſchaft nicht getödtet haben. Die Allgewalt der Liebe, und ein ſo ephemeriſches zerbrechliches Ding wie Moralität!

Die erſte Reiſe nach Nordamerika (denn Bülow machte zwei dergleichen) zerſtörte die holden Ideale, von dem Paradieſe unſeres Globen, ſchon ziemlich. Er fand allerdings politiſche Freiheit die Menge. Man räſonnirte, man ſchrieb. Aber die Freiheit in Nonchalance, in Sittenrauheit, in Verachtung der Konvenienz, an die der Europäer ſich einmal gewöhnt hat, konnten ſeinen Beifall dort nicht finden, wenn ihm gleich bei ſeiner Heimkehr manches davon anhängen blieb. Dazu trat das Entbehren mancher Bequemlichkeiten der Heimath.

Indeſſen ſteckte die Hauptlandespaſſion, der Handelsgeiſt ihn an. Er fand daß zu Neu-York, Philadelphia u. ſ. w. das Glas (aus Mangel an inländiſchen Hütten) gegen Europa in ſehr hohem Preiſe ſtand, und berechnete, daß ein großer Vortheil, wohl ein alterum tantum damit zu gewinnen ſey, wenn man von Hamburg eine Ladung dahin beſorgte. Sehr thätig ſchiffte er alſo wieder zurück, er und ſein einer Bruder warfen die Reſte ihres Vermögens zuſammen, und vereinigten ſich zu einer Glasſpekulation.

Nun gings zum zweitenmale nach Nord-Amerika. Um kurz zu ſeyn, berichte ich nur im Allgemeinen, daß die Firma Gebrüder Bülow und Comp. unglücklich war. Die Herren zu voll von europäiſcher (?) Ehrlichkeit, in einem ſo freien Staate (bekanntlich reitzt die Freiheit häufig, die Geſetze, wo es thunlich ſcheint, zu umgehen) gaben liberal Kredit, und wurden von ſcharfſinnigen Bankrottirern betrogen. Die Ausſicht auf Reichthum ſchwand alſo dahin.

Was unſer Held ſonſt alles in jenem Welttheil begonnen habe, iſt wohl ſeinen Freunden wenig bekannt, denn obgleich redſelig genug, theilt er doch die näheren Umſtände ſeines Lebensromans ſelten mit. Inzwiſchen erzählen Reiſende von mancherlei bunten Abendtheuern, und verſchiedentlich geſpielten Rollen. Mir wollte jemand in Hamburg verſichern: Bülow habe unter andern in Nordamerika gepredigt.

Bülow gepredigt! Wer ihn ſo im Privatleben ſah, etwa in London, Paris, Berlin, beſonders wenn er ſich, wie man zu ſagen pflegt, gehen ließ; der muß ſich wohl kein paradoxeres Bild entwerfen können, als ihn, im Koſtüm eines Geiſtlichen, von der Kanzel das Evangelium vortragend. Doch kann es leicht ſo ſeyn. Denn einmal iſt's bekanntlich gar nicht ſelten, daß auch ein Nicht-Theolog dort bei den deutſchen Gemeinen predigt. Wo ſollten bisher, vorzüglich in entfernten Kolonien, die Gottesgelehrten von Profeſſion alle herkommen? Statt alſo Matrikel, oder Zeugniß des Examens vorzuzeigen, giebt man ſich auf gut herrenhutiſch, inſpirirt an, und erbietet ſich da oder dort Probe abzulegen. Das Publikum verſammelt ſich denn, die heiligen Kritiker ſprechen in der Taverne, über den Werth oder Unwerth des Debütanten ab, und man unterzeichnet ihm nach Umſtänden einen Ehren-Sold für die Predigt, oder engagirt ihn für immer.

Auf beides ging wohl Bülow nicht aus, wenn er predigte, war's Liebhaberei *), denn man muß wiſſen, daß der geniale, freiſinnige, mathematiſche Bülow, durch einen ſonderbaren Charakterwiderſpruch ein eifriger Chriſt iſt. Und zwar ein im Geſchmack Schwedenborgs ſchwärmender Chriſt. Nach ſeiner heftigen Manier ſich auszudrücken, belegt er die Zweifler gewöhnlich mit den gröbſten Injurien,

---

*) Die Liebhabereien ſind verſchieden. Bekanntlich kam zu Damiens Hinrichtung ein Engländer nach Paris, und miethete für eine große Summe einen Platz auf dem Schafot. Die verſammelten Scharfrichter ſahen ihn für einen Kollegen an, der Pariſer aber, mit dem der Kontrakt eingegangen war, bedeutete ſie mit den Worten: Monsieur n'est qu'un amateur.

woraus ſich ſchließen läßt, daß er, zu Karl des Großen Zeiten geboren, ein wüthender Heidenbekehrer geweſen ſeyn dürfte, oder wo Religionszwiſte ſtatt gehabt hätten, allemal ein thätiger Fanatiker. Religioſität überhaupt ehrt das Gemüth, ohne allen Zweifel, da ſie mit dem moraliſchen Sinn zuſammenhängt. Hang zum Glauben an die Legenden einer rohen Zeit, oder gar zum Myſtizismus beweiſt für den Bildungstrieb der Phantaſie; aber ſchwer begreift ſich's immer, wie der Verſtand eines Mathematikers hier nichts einredet. Man führe nicht Newtons Apokalypſen-Ueberſetzung an, das war Alterſchwäche, und Newtons Zeit nicht die unſre. Aber ein junger Mann, ein ſcharfer Mathematiker, der alſo über die Gegenſtände der Sternkunde richtig nachzudenken fähig iſt, zu einer Zeit wo Herrſchel ſeit dreißig Jahren unaufhörlich an der immer winzigern Würdigung eines Sonnentrabanten arbeitet, wo man ſchon vor vier und zwanzig Jahren Poeſien wie folgende las *)!

---

*) Schillers Anthologie auf 1782. oder auch die neueſte Aufgabe ſeiner Gedichte. Leipzig. Cruſius. II. Theil.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf' wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen,
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltſyſteme Fluthen im Bach
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller was ſuchſt du hier?"
„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade,
Segle hin wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!"

„Steh! Du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!"
„Steh! Du ſegelſt umſonſt — Pilger auch hinter mir!"
Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder,
Kühne Seglerin, Phantaſie,
„Wirf ein muthloſes Anker hie."

Ich ſchweifte hier aus, um den Blick auf die Sonderbarkeit zu lenken: daß Bülow ein Pietiſt iſt; nicht vielmehr ſeine Begriffe vom Urheber der Dinge, und von Weltregierung erhabner, reſignirter ausfallen, wie ſie von Träumern erfunden ſind, die noch wähnten, die Geſtirne wären blos ein blanker Zierrath des Firmaments. Müßte der Strom der Zeit nicht den Theismus immer mehr von aller Sucht nach Begriffen reinigen? Aber umgekehrt, ruft man, da kein Anſchein iſt, noch vordringen zu können. Die Jakob Böhm, die Schwedenborg u. ſ. w. wieder hervorgeſucht!

Urſprünglich iſt's damit Geiſt des Widerſpruchs, Paradoxie, Sucht nach Auszeichnung. Aufklärung war ihm, in den Zeiten der Aufklärung, eine zu gemeine Koſt; er wollte auf einem andern Wege ſeyn, wie ſeine Bekannten. Voraus zu ſpringen gab's nichts mehr, er ſprang alſo zurück. Nähme der Pietismus dagegen in den höheren Ständen einmal recht überhand, ſogleich würde ihn Bülow der Alltäglichkeit wegen verlaſſen. Dieſe Schwäche iſt an Bülow in der Eitelkeit zu ſuchen, ſo wird das Problem am beſten erklärt. Auch möglich ſey, daß Gewohnheit ihn bisweilen überzeugte: überzeugt zu ſeyn!

Doch genug hiervon. Bülow kehrte nach Europa zurück, und trat als Schriftſteller auf. Staatsökonomie, Politik und Kriegskunſt zogen ihn an, doch warf er ſich beſonders auf die letztere.

Und daß wohl, einmal weil die ſonderbaren Erſcheinungen im franzöſiſchen Revolutionskriege, die ſo diametral den prophetiſchen Lehren, welche ihm einſt in der Berliner Akademie, und beim Regiment zu Ohren gedrungen waren, (die außer Deſſau und Saldern kein Heil geſtatteten) entgegen liefen, einem Geiſte wie dem ſeinigen, unerſchöpflichen Stoff zum Nachforſchen darboten, und zweitens, weil ſeine ſchwungreiche Eitelkeit voraus ſah, hier würden die meiſten Schriftſteller-Lorbeeren ohne beſondre Anſtrengung zu ärndten ſeyn.

Dieſe Eitelkeit ſprach wahr. Denn, wie auch das Zeitalter die Literatur fördert, und ihre Stämme, Aeſte, Zweige und Laubſtängel über den ſpeciellſten Vorwurf ausbreitet, dergeſtallt, daß wir bald hoffen dürfen, naturphiloſophiſche und äſthetiſche Abhandlungen über das Beſenbinden zu leſen, ſo wird doch alles was militairiſche Wiſſenſchaft heißt, noch gar dürftig gepflegt. Es iſt nicht allein kein Sporn zum Gegentheil da, ſondern es iſt auch noch ein ſchlüpfriges Geleis, es giebt manches da zu bedenken, zu fürchten. Das erfuhr der gute Folard ſchon. Wer ſollte ſich mit der Kriegswiſſenſchaft ausſchließlich beſchäftigen als der Offizier? Allein der fühlt in der Regel zum ernſten Beſchäftigen nichts weniger als Luſt. Es liegt in ſeiner Erziehung, an der eingeriſſenen Sitte. In der Akademie, im Kadettenhauſe lehren ihn freilich Profeſſoren mancher Art manches, aber herzlich gähnt der Knabe bei der trocknen Materie, der ſeine unerfahrne Einbildungskraft noch kein Leben leihen kann. Er ſehnt ſich ſeufzend in das glückliche Offizierleben hinaus, wo eine prunkende Schärpe ſeinen Bauch umgürten wird, und kein Federfuchſer (das iſt der hergebrachte Terminus) ſich noch unterſtehen darf, ihn irgend worin unterrichten zu wollen. Denn das iſt ſein logiſcher Schluß, wer die Schärpe um den Bauch gegürtet trägt, weiß alles, was auf dieſem Erdball nur wiſſenswerth iſt. Die

Aufmerkſamkeit hat blos nöthig, ſich für Höhe oder Breite der Federbüſche, Form der Hutkrempen, und was der wichtigen Dinge weiter ſind, zu ſpannen. Es giebt zwar höhere Unterrichtsanſtalten, Artillerieſchulen, Vorleſungen für Offiziers der Infanterie und Kavallerie, allein ſämmtliche Lehrer müſſen ihre Lehrbegriffe nach Winken von Oben beſcheiden ſubordiniren, (werden auch ſchon ſo erkohren, daß der Wähler keine Ueberflüglung fürchten mag,) und die Schüler ſubordiniren ſich auch mit ihrem Erlernen um ſo williger, als die dem ganzen Menſchengeſchlecht von Natur anklebende, und von J. J. Rouſſeau geprieſene Trägheit, gar nichts dagegen einzuwenden hat. Ingenieur- und Artillerieoffiziere, die in der Ordnung nothwendig mehr wiſſen müſſen, als Infanterie- und Kavallerieoffiziere, werden von letztern immer mit froſtigem Blick gemuſtert, und unter jenen ſind die ausgezeichnet wiſſenſchaftlichen Köpfe, von den übrigen wieder nicht gerne geſehn. Zudem hat kein Offizier zum ernſten Fortſtudiren Zeit, die ſchönen Morgenſtunden muß er dem Paradiren opfern, und Nachmittag, wenn nicht auch eine

Dienſtverrichtung einfällt, als Gewehrviſitiren und dgl., denkt er an das plenus venter etc. und haſcht den Freuden nach.

Unſerm Bülow war das nicht entgangen. Er wußte, wie die Sache ſtand. Er kannte die Kraft ſeines Geiſtes. Ernſtes Studium von fünf ſechs Morgenſtunden, ein Jahr oder zwei lang, mußte dem, der ſich ſchon Kriegsgeſchichte zugeeignet hatte, große Ausbeute der Kunſt liefern. Widerſpruch der Begebenheiten gegen die Lehren der Kunſt, reizt zur Kritik. Die Kritik führt das Talent am erſten zur Erfindung.

Ob ſich Bülow das alles dachte, oder ob ihn genialer Inſtinkt darauf geführt hat, gilt für die Ausbeute gleich, genug er trug ſie reichlich davon.

Man muß aber, ſein hohes Verdienſt um die Kriegskunſt zu würdigen, einige Blicke auf die Theorie derſelben werfen, wie ſie zu ſeiner und vor ſeiner Zeit daſtand.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war man zwar auf's eifrigſte beſchäftigt, die edle Kriegskunſt (Mord- und Raubkunſt eu gros mit anderen Worten) auszubilden, ging aber im Charakter der Zeit, höchſt pedantiſch zu Werke. Bei dem Feſtungsbau, und dem Vertheidigungs- und Angriffsſyſtem derſelben, ſchadete dies eben nicht, weil es da allerdings auf Genauigkeit ankömmt, die ſogenannte Taktik ward aber verworren in ihren Begriffen. Ueber den Vorzug der verſchiedenen Waffenarten ſtritt man lebhaft. Das Feuergewehr, noch nicht allgemein, (da ein Theil des Fußvolks Piken trug) erhielt immer mehr Verehrer, und die Erfindung ſann unaufhörlich, ihm neue Vollkommenheiten zu geben. Bedeutend ſchritt man fort, da die ſchwere Gabelmuskete, die man gar unbequem mit einer Lunte abbrennen mußte, mit der Flinte vertauſcht ward, welche wieder durch das franzöſiſche Schloß, (erſt bediente man ſich des ſogenannten deutſchen, mit der zirkelförmigen Schlagfeder) an Schnelligkeit der Behandlung gewann. Die Patrone die an den Platz des Pulverhornes trat, erſchuf neue Vortheile, und das geprieſne Bajonnet, welches Flinte und Pike gattete, krönte endlich das Werk, beſonders da der Ladeſtock aus Eiſen verfertigt ward, was der Fürſt Leopold von Deſſau ſoll erdacht haben.

Außer dem Waffenweſen gab man ſich angelegentlich mit der Stellung ab. Die viel beförderte Fortifikation hatte den Soldaten mit geometriſcher Zeichnung vertraut gemacht, das erzeugte die Sucht nach Linien und Winkeln in der Taktik. Um dieſe nun beliebig auf dem Felde nachbilden zu können, mußte der Menſch möglichſt Inſtrumentalität werden; deshalb, nicht weil der Krieg es in dem Grade forderte, ward die ſo überaus abgemeſſene Subordination erdacht. Ohne Schrecken verſtehn ſich Tauſende nicht dazu, Naſe, Auge, Schulter, Daumen, großen Zäh, u. ſ. w. ſo zu rümpfen, zu werfen, zu ſtrecken, zu biegen u. dergl. wie es Einer verlangt.

Die Inſtrumentalität aber, da ſie bei den Uebungen, der Willkühr ſo wunderbaren Spielraum gab, ließ den Menſchen im Soldaten faſt vergeſſen; was bei den Alten nach tiefen Beobachtungen der Natur durch feinere gemüthliche Erregungen gelenkt ward, und in ſeinen Wirkungen der Uebungsfertigkeit weit voranging, das verſäumten die neueren Exerziermeiſter um ſo mehr, als ſie das Gemüth durch rohe Gewalt ſich unterthan ſahen *). Die Vorausſetzung, daß das Inſtrument ſich im Schlachtgewühl keineswegs verſtimmen könne, richtete die Entwürfe im Großen eben nach dem Maaßſtab der kleinlichſten Genauigkeit ein, und wenn man betrogen ward, ſetzte man es auf fremde Rechnung.

---

*) Die Alt-Römer exercirten zwar auch genau und viel, waren aber unüberwindlicher, als der Soldat noch vom Pflug und der Werkſtatt abgerufen ward. Nur bei den ſtehenden Legionen erſt, ward die Theorie der Uebungen vollkommener. In wie fern man dabei den heutigen Methoden ſich näherte, oder davon abwich, das iſt jedem Soldaten höchſt lehrreich, und da ich über einen eminenten militäriſchen Schriftſteller ſchreibe, und das Zeitalter überhaupt jede Kriegsangelegenheit uns näher zum Auge rückt, ſo kann ich mich nicht entbrechen, darüber laut Vegez Nachrichten, eine Abſchweifung zu machen, die nur zu ſehr beherzigt zu werden verdient. —

Die jüngern Soldaten und die Rekruten, werden, ſagt Vegez, früh und Nachmittags im Gebrauch aller Waffen geübt, die alten und geübten hingegen nur einmal des Tages, aber ohne Ausnahme, denn weder Jahre noch Waffenzahl machen den dienſtkundigen Soldaten. Ein ungeübter Soldat bleibt, wenn er noch ſo viel Feldzüge mitgemacht hat, immer noch Rekrut. Ehemals bekam nicht nur, der unter dem Uebungsmeiſter ſtehende Rekrut, ſondern die Korporalſchaften ohne Unterſchied durch tägliche Uebungen Fertigkeit in allen den Wendungen und Handgriffen, welche man jetzt nur noch an Feſttagen als eine Art von Schauſpiel im Circus ſieht. Ueberhaupt körperliche Gewandtheit, Geſchick beim Angriff des Feindes, und beſonders die

Von der Feldherrenkunſt gab's platterdings keinen eignen Lehrbegriff. Bis zum Aufmarſch, Stellen, Angriff, ging die Richtſchnur. Marſchordnung, Proviantirung, Geſchütz,

---

Kunſt, ſich im Handgemenge, wo mit dem Degen in der Fauſt gefochten wird, gehörig zu decken, wird blos durch Uebung erlangt. Der wichtigſte Vortheil aber beſteht darin, daß ſie ſich zu einer geſchloſſenen Ordnung gewöhnen, und auf dem Uebungsplaze gelehrt, bei aller Mannigfaltigkeit der Entwicklungen beſtändig der Fahne zu folgen, verirren ſie ſich nie unter einer ſolchen Menge von Menſchen. Sehr gut iſt es auch, die ganz jungen Rekruten vor dem Pfahl oder der Stange in der Abſicht zu üben, damit ſie in der Schlacht denjenigen Punkt des Körpers, Kopfs, oder Fußes zu treffen wiſſen, nach welchem ſie hauen oder ſtechen wollen. Man gewöhne ſie nur zur Fertigkeit, Stöße mit einem Wurf anzubringen, bald auf dem Schilde mit Schnellkraft ſich zu heben, bald hinter demſelben niedergeduckt zu lauern, dann mit Herzhaftigkeit vorzuſpringen, dann wieder ſich mit Vortheil zurückzuziehen; ſie müſſen lernen (den Pfahl) auf einer gewiſſen Entfernung mit dem Wurfſpieß zu treffen, und die Arme zu der dazu nöthigen Richtung und Kraft zu gewöhnen; die Bogenſchützen und Schleuderer pflegten ſonſt zu dieſer Abſicht eine Welle oder ein Strohbund zum Ziele aufzuſtellen, von demſelben ſtellten ſie ſich in einer Entfernung von ſechshundert Fuß, und trafen es gleichwohl, wo nicht mit dem Pfeile, doch wenigſtens mit den aus den Stockſchleudern geworfenen Steinen. Und ſo kam es denn, daß ſie in der Schlacht das nemliche ohne alle Aengſtlichkeit thaten, woran ſie auf dem Uebungsplatz gewohnt waren. Die Schleuderer mußten ſich gewöhnen, die Schleuder nur einmal um den Kopf zu ſchwingen, wenn ihr der Stein entfliegen ſollte, aber aus freier Hand Steine zu werfen, mußte der Soldat ſich

Feſtungsweſen u. ſ. w. hatten beim Heere (wie auch noch) beſondere Aufſicht, der Feldherr handelte denn nach Rathserholung und nach Umſtänden. Männer von Genie, wie Türenne,

---

um deſto lieber üben, je weniger er dann der Schleuder ſelbſt bedurfte. Ueberhaupt hielt man die beſtändige Uebung mit Wurfſpießen oder verbleitem Geſchoß für ſo nothwendig, daß man in Winterszeit Reitbahnen für die Kavallerie mit Ziegeln, Schindeln oder in Ermangelung derſelben, wenigſtens mit Rohr, Binſen, oder Stroh gedeckt, und für die Infanterie, große Säle wie in den Baſiliken errichtete, worin ſich ein Korps bei ſchlechtem oder ſtürmiſchem Wetter unter einem Obdach üben konnte. Außerdem, wofern nur kein Schnee lag, oder kein Regen fiel, mußten die Uebungen auch im Winter im freien Felde geſchehen, damit durch Unterlaſſung derſelben der Soldat weder am Körper noch am Geiſt entkräftet würde. Sehr gut war es auch, daß der Soldat öftere Anleitung bekam, Wälder auszuhauen, ſchwere Laſten zu tragen, über Graben zu ſpringen, im Meere oder in Flüſſen zu ſchwimmen, und eine Strecke Weges mit allem Gepäck und in voller Rüſtung zu durchlaufen, welches ihnen daher im Kriege nicht ſchwer ward, wenn ſie im Frieden dazu gewöhnt waren. Man übe deshalb den Soldaten unaufhörlich, er mag zur Legion, oder zu einem Kontingent der Bundesgenoſſen gehören. Ein geübter Soldat ſehnt ſich in eben dem Grade nach dem Kriege, als ein ungeübter ihn fürchtet, überhaupt iſt es eine allgemeine Regel, daß Gewandheit in der Schlacht mehr ausrichte als körperliche Stärke. Weiß der Soldat nicht geſchickt mit ſeinen Waffen umzugehen, ſo iſt zwiſchen ihm und einem Bauer kein Unterſchied. Vegetius Buch 2. Kap. 23. Man ſehe aber noch Buch 1. Kap. 9. bis 20. Einen Auszug, mögen die chronologiſchen Bemerkungen hierbei überlaßen bleiben, der Beobachter

Conde, Montecuculli dienten wider den Luxemburg, Eugen u. ſ. w. zum Vorbilde; Karl XII. führte nur blos den Krieg der Bravour, nicht der Verſchlagenheit, und handelte wie viele andre nach dem Urtheil des Augenblicks. Die Alten wurden noch wenig beherzigt.

Folard ordnete die Taktik nach Grundſätzen, die ſehr auf die menſchliche Natur begründet waren, doch fand er während ſeines Lebens keinen großen Beifall, auch gingen ſeine Lehren nur auf das Schlagen, nicht auf die Vorbereitungen dazu. Moritz von Sachſen, Friedrich II. und andre ſtudirten die Alten, und fügten eigne Ideen bei. Das ergiebige Genie des letztern führte ihn auf vortrefliche Maxi-

---

der neueren Kriegskunſt überſehe aber nicht, wie ärmlich und einſeitig die Uebungen jetziger Zeit ſind, wie wenig eigentliche Vorbereitung zum Krieg darin liegt, wie Kraft und Sinne faſt gar nicht dadurch erhöht werden, ja durch Verſteifung wohl noch vermindert. Er bedenke dabei, wie weit man es mit der letzteren bringen kann, wenn römiſche Soldaten auf ſechshundert Fuß Steine werfen und mit Pfeilen zu treffen vermogten. Möge dies auch um die Hälfte übertrieben ſeyn, welcher gewöhnliche Soldat unſrer Zeit, ja ſelbſt Schütze oder Jäger hat denn viele Sicherheit auf dreihundert Fuß? Mögte man mit ſolcher Fertigkeit ſich nicht bei Pfeilen und Steinen beſſer befinden als bei den Flinten, wenn man nur Artillerie behielte? Gewiß eine intereſſante Frage.

men in der höheren Kriegskunſt, doch hing er dabei der von dem Fürſten von Deſſau und ſeinen Vater eingeführten ſteifen Stellungs- und Bewegungskunſt an. Lloyd, Herzog Ferdinand, und Prinz Heinrich von Preußen ahnten aber der letztren Unzulänglichkeit, und huben zum Theil an, leiſe zu revolutioniren. Im amerikaniſchen Kriege führte die Noth auf eine Fechtart, die die beßre war, in den franzöſiſchen Revolutionskriegen fand man ſie nur zu bewährt. Die Feldherren, durch Schulpedanterie nicht gebunden, und durch ein wahrhaft großes Talent (Carnot) geleitet, bewirkten, was bis dahin unglaublich war.

Getroffen von dieſen Erſcheinungen, ſtand ein alter Veteran der preußiſchen Armee auf, Herr von Bährenhorſt zu Deſſau. Er ſchrieb das merkwürdige Buch: Betrachtungen über die Kriegskunſt u. ſ. w. Dies Buch ſagt ungefähr:

„Ich bemerkte es ſchon im ſiebenjährigen Kriege, daß die Kriegskunſt in ihren Theorien irrt, und daß ſie an der Praktik erliegen. Es giebt eigentlich gar keine Kriegskunſt." In der That ging Herr von Bährenhorſt mit kantiſcher Zermalmungsmethode zu Werk, und warf faſt alles bis dahin tief Verehrte nieder.

Bülow, einerſeits ſein Anhänger, andrerſeits ſein Gegner, gab ſeinen Geiſt des neuern Kriegsſyſtems heraus. Er ſprach: „die bisherige Kriegskunſt führt nicht zum Zweck, doch gibt's eine beſſere. Ich ſtelle hier ihre Grundlinien auf."

Mit dem elementariſchen Scharfſinn eines Newton verfuhr er hier. Er ſtellte die Begriffe, Strategie und Taktik feſt, die bisher geſchwankt hatten, wodurch die Ueberſicht an Deutlichkeit gewann. Die bloße Triangelform reichte ihm hin, die beſtmöglichſte Operationsweiſe zu verſinnlichen. Der Grundſatz der Baſis, und ihr Verhältniß zur Objektivlinie; ſo wie die des konzentriſchen Angriffs und der excentriſchen Vertheidigung, ſind ſo klar, ſo neu, ſo Beziehungsreich, daß ſie den Strategen in jedem Fall, den nur die Möglichkeit herbeiführen kann, auf das Bündigſte leiten können. Seine Anweiſungen zur Taktik (d. h. Gefechtkunſt auf dem Kampfplatz ſelbſt, wie Strategie die Vorbereitung dazu aus der

Ferne bezeichnet) ſind voller Rückſichten auf die menſchliche Natur, und der Erfahrung aller Zeiten. Man muß das, zugleich mit der ſchneidendſten geometriſchen Schärfe, und kühner wahrhaft poetiſcher Einbildungskraft (ein ſeltner Verein) geſchriebne, und zugleich eine ungeheure Beleſenheit, und das üppigſte Feuer des Witzes offenbarende Werk, geleſen haben, und es iſt unmöglich, nicht durch das Wahre, Gute, Anmuthige, Lehrreiche und Pikante deſſelben getroffen zu ſeyn. Jeder Unbefangne wird ihm auch ſeinen Rang unter den oberſten literariſchen Erſcheinungen, unter den Produkten des ächten Genius, nicht ſtreitig machen.

Nachdem Bülow ſeinen Geiſt des neuern Kriegsſyſtems vollendet hatte, war er berechtigt, ſich als einen wichtigen Erfinder anzuſehn. Seine Vertrautheit mit der Geſchichte, unterſtützt durch ein höchſt glückliches Gedächtniß, ſein ſchneller Ueberblick, ſetzten ihm ſeine Entdeckungen in ein ſo bedeutendes Licht. Freiheitsſinn und poetiſcher Aufflug der Ideen, erhoben ihn gleich mächtig über jene furchtſame Beſcheidenheit, die, man muß es geſtehen, wenn ſie Ernſt iſt, gemeinlich durch Mißtrauen in die Eigenkraft begründet wird. Was Wunder, wenn er ſich nunmehr, im geheimen Urtheil der Selbſtkritik, einen theoretiſchen Alexander, oder Cäſar nannte. Oft auch die glänzendſten Helden in Gedanken zurecht wieß, und ihren Geiſtern zu verſtehen gab: wie viel größer wär't Ihr geweſen, hättet Ihr bis zu meinen Grundſätzen zu bringen vermogt! Die franzöſiſchen Revolutionskriege hatten nur unvollkommene Erklärer gefunden, Bülow errieth den Takt, nach welchem ein Carnot die Urſachen ſo überraſchender Wirkungen anlegte; den Takt ſag' ich, den des Talents der inſtinktartig auf das Beſſere führte; und welch ein Triumph aber noch, wenn der Errather ſtatt des dunkeln Gefühls, lichtvolle Theſen erſchuf; oft den Mann, durch deſſen Plane Frankreichs Feldherren halb Europa beſiegten, meiſterte, oft auch die Zukunft glücklich antizipirte *)!

---

*) Bisweilen betrog er ſich dagegen in ſeinen kecken Weiſſagungen, z. B. bei Gelegenheit der Landung, die im September 1804. erfolgen ſollte, und der Beſtimmung der Toulonner Flotte. Allein dieſe Irrthümer haben viel glänzendes, und mußten die egoiſtiſche Schmeichelei eher erheben, als niederſchlagen, da immer die Frage aufzuwerfen bleibt: wäre das

Mit dem aufgeregten Egoismus ſind natürlich Erwartungen verbunden. Wir alle lieben den Beifall, wer wird es läugnen, und der allgemeinſte iſt uns der willkommenſte. Jeder freut ſich auch der Wirkſamkeit, und jemehr Zeichen eines Impulſes auf das Zeitalter uns zu Geſichte kommen, je befriedigter fühlt ſich der Stolz. Jeder ſtrebt zugleich nach Wohlfahrt, zwar mehr oder weniger, nach Maaßgabe des Charakters. Das Bild der Wünſche, welches ein ſanftes Phlegma entwirft, das ſich oft in einer ruhigen Entfernung vom Weltgeräuſch beſchränkt, iſt freilich ein anderes, wie die Staffelei eines kräftigen Feuerkopfs, der nicht glaubt, daß irgend ein Erdenſohn zu höherem Glück berechtigt ſey, als er, und der ſich die Genüſſe der Eitelkeit und des Sinnenkitzels mit raffinirendem Pinſel bildet.

Leuchten wir einmal in Bülows geheimſtes Gemüth, es iſt durchaus ſo ſchwer nicht, und

---

was Bulow (im Geiſt einer kühnen Kombination) vorausſah nicht beſſer geweſen, als das was wirklich geſchah? — Uebrigens hat der erſte Fehlwurf dem Propheten von einigen Juden, den Spottnamen Landungskapitain zugezogen, weßhalb er ſie in Aufwallung von Rache arg grattenauiſirte.

fragen: Welchen Grad des Beifalls mogte der Verfaſſer des Geiſt's des neuern Kriegsſyſtems wohl träumen?

Ein Kolumbus im Gebiet einer wiſſenſchaftlichen Dunkelheit, der den Schlüſſel zur oft unerklärlichen Vergangenheit darreichte, und ſeinem Schüler faſt die Unfehlbarkeit zuſicherte, wollte er angeſehen ſeyn. Da hätten nun alle vorhandene Lehrſäle plötzlich müſſen geſchloſſen, und mit ſeiner alleinwahren Doktrin wieder geöffnet werden; außer vielleicht einem Dutzend geretteten, alle übrigen Bücher die die Kriegskunſt behandeln, verbrannt; jede Kritik ein Hymnus, jedes Gegenargument undenkbar, und nur für den der es wagte, ein Stempel der Ignoranz; aufgeſtellte Büſten, die man beim gelegentlichen Innewerden, mit verächtlicher Großmuth zertrümmern; Konvolute zugeſandter Diplom die man beim Empfang ungeleſen zerriß u. ſ. w. Wie konnte es anders ſeyn? Er lebte ja im Zeitalter der Aufklärung und Wahrheit.

Ja freilich, wenn man will, aber auch der Diſputirſucht, des Afterphiloſophirens, der allgemeinen, wenn ſchon größtentheils winzigen

Eigenſucht, der ſtarreſten Obſtination des Alters, wenn der frühweiſen Jugend nichts verwegen genug fliegt, die ſich leichtfüßig auf des Giganten Schulter ſchwingt, und ruft: ſie ſtehe höher als er ſelbſt, ob ſie ſchon jeden Moment zu fallen beſorgt, und was der Prädikate mehr ſind. So übergroß die Zahl der Bücher iſt, leſen doch Tauſende von Männern in bürgerlicher Bedeutung gar nicht, Tauſende verdauen das Geleſene ſchlecht, Tauſende leſen ohne Gedächtniß, andre ohne Wiederhall gereitzter Ideen, und der wahre wiſſenſchaftliche Forſcher wird nicht ſelten von ſogenannten Menſchlichkeiten verführt, die Bewunderung vor dem Werk zu unterdrücken, um etwa dadurch, daß er das Große zu tadeln vermag, ſelbſt Größe des Blicks darzuthun. Jedes Genieprodukt verführt auch bekanntlich zu der Meinung: das würde ich auch leicht haben erfinden können, und ſetzt ſich herab. Und was der neckenden Ungethüme mehr ſind, die der neuere Amphitryonide zu bekämpfen hat, um freie Bahn zu bekommen.

Was geſchah wirklich von alle dem was die Hoffnung hier geträumt hatte?

Allerdings ließen mehrere Schriftſteller dem Verfaſſer des G. d. n. Kr. große Gerechtigkeit widerfahren, aber doch ziemlich Bedingungsweiſe, und Gerechtigkeit, Lob unter gewiſſen einſchränkenden Bedingungen, das bleibt denn doch gewaltig weit von dem idealiſchen Ziele entfernt, das wir vorhin berührten.

Der General von Tempelhof ſchrieb eine kurze, jedoch mit ſeinem Namen unterzeichnete Rezenſion, die viel Lob, offnes wahres, jedoch mit Bewußtſeyn des älteren Meiſters ausgeſprochen, enthielt.

Kritiſche Schriften lobten mit mehrerer Wärme, die Jenaiſche Literatur-Zeitung ſogar feurig, doch mit eingeſtreutem Zurechtweiſen; einige tadelten aber auch, unter andern die allg. deut. Bib. heftig, worüber der entrüſtete Bülow ausſprach: ein Depotbataillons-Unteroffizier habe die Rezenſion gefertigt.

Der preußiſche Ingenieurmajor von Müller kämpfte in ſeinen Vorleſungen gegen Bülow's Hauptſatz, über Baſis und Operationswinkel ſcharf. Dagegen ward ihm aber die Freude, daß der däniſche General von Binzer ein eignes

Werk über ihn ſchrieb *). Auch huldigten ihm die jüngeren ihr Fach ſtudirenden Offiziere häufig, und das wohl hauptſächlich, wegen der Klarheit und Kürze ſeines Vortrags, die gegen die weitſchweifigen, ſich bogenweis um Unerheblichkeiten drehenden, älteren Lehrbücher, freilich ſehr vortheilhaft abſtachen; dann auch wohl, weil Bülow's Werke mit Imagination geſchrieben ſind, und niemals die Materie trocknen laßen. Aber war ihm das genug?

Der Impuls auf das Zeitalter, fiel in Bülow's Hoffnungen wohl nicht geringer aus, als daß die Heere Europens ſich um die Wette nach ſeinen Vorſchlägen reformiren, alle ehemaligen Uebungen einſtellen, und nur die ſeinigen ergreifen, ihn von allen Seiten dabei zu Rath ziehen würden, u. ſ. w. u. ſ. w.

Allein anfangs bemerkte man nichts in die Wirklichkeit übertretendes, wiewohl aber ſpäterhin, nach Beherzigung ſeiner einleuchtenden Lehrbegriffe, wohl mancher General oder Kriegsrath (wirklicher) dadurch mag geleitet worden

---

*) Ueber die militairiſchen Schriften des Herrn von Bülow, Kiel, in der königl. Schulbuchdruckerei, 1803.

ſeyn. Daß dies künftig noch öfter der Fall ſeyn werde, da er ſich offenbar zum Klaſſiker erhoben hat, (Binzer nennt den Geiſt des neueren Kriegsſyſtems ein Buch der Bücher) leidet wohl keinen Zweifel. Aber für die Gegenwart geſchah doch immer wenig oder nichts.

Was endlich das perſönliche Glück betrift, das der durch die Glorie ſeiner Genialität erhitzte Entdecker träumte, ſo mogten vor der Bühne ſeiner Phantasmagorie, wohl freundlich einladende, um die Ehre, die Gunſt, ihn in ihren Dienſt treten zu ſehn, eifrig buhlende Kaiſer und Könige vorübergehn; beſcheidne Feldherrn, die aus Patriotiſmus den Kommandoſtab niederlegten, und ihn in die beßre Hand gaben; dann ſo ein gelegentliches Kap Sunium, oder ein mäßiger Peruanerkux, um, wenn der neuere Agrippa von Eroberungen und Staatsreformen ruhte, ſich à la Pococurante zu amüſiren*). — Ich fürchte keineswegs zu weit zu bringen, vielmehr (wie Herr Feßler vom D. Merkel behauptet, daß dem der Fittig mangle, ſich auf ſeines Abelards Höhen zu ſchwingen) noch ziemlich lahm einher zu ziehn, denn nach den zwei oder drei Blicken, die ich in Schwedenborgs Schriften warf, begreife ich wohl, daß dem, der die Flugkraft bei dieſem Seher übte, nicht zu folgen iſt.

---

*) Das heißt, alles zu beſitzen, und doch mit nichts zufrieden zu ſeyn. Quel grand Genie, rief Candide, que ce Pococurante! Rien ne peut lui plaire. Bülow würde, wäre er ein Bedford, in dieſem Jahre einen Luſtpallaſt bauen, und im folgenden ſeine eignen Ideen abſcheulich finden, eine Gallerie mit florentiniſchen Kunſtwerken füllen, und bald

Bülow, nachdem er das beſte vorhandne militairiſche Werk, (das Buch der Bücher) vollendet hatte, ging von Altona, wo er ſich einige Zeit aufgehalten hatte, nach der Haupt-

---

dieſe Schule tief verachten, und zur niederländiſchen übergehn, ſich mit den ſchönen Geiſtern der Zeit umgeben, und ihnen nichts als Sottiſen ſagen, eine Cirkaſſerin mit Diamanten behangen, und ſie nicht weiter anſehn. Ihm iſt nichts recht, immer tadelt er den Ort wo er ſich aufhält, den Gegenſtand welchen er ſieht. In London ſpottete er über das lumpigte inſulariſche Flüßchen, die Themſe, nannte die Engländer ein Webervolk, in Paris über die erbärmlichen Einrichtungen des Invalidenhauſes, das ſchlechte Aeußere der Soldaten, in Berlin über die geſchmackloſe Architektur u. ſ. w. Das iſt aber weder Sättigung nach Erſchlaffung, ſondern Folge des ungeheuern Verarbeitens von Ideen, des Kriegs mit dem Vorhandnen, der Sucht jeder Wirklichkeit ein vollkommneres Ideal zu dichten. Es führte ihn aber ſicher zum melancholiſchen Trübſinn, wenn nicht der Wein ſeinen Gemüthshorizont wieder erhellte. Davon unten mehr.

ſtadt desjenigen Staates, den man einen militairiſchen nennt, und wartete — wartete — wartete —

Schlimmes Zeichen! Er erinnerte. Aber noch übler. Cicero in Puteoli. Man wußte nichts — da nemlich wo er erinnerte — von ſeiner Autorſchaft. Er that wirklich ernſtlichere Schritte zu einer Anſtellung, doch umſonſt. Launig ſagt er davon in der Vorrede zu dem Werk; Taktik der Neuern wie ſie ſeyn ſollte. Leipzig bei Barth 1805. S. XII.

„In den Denkwürdigkeiten des Revolutionskrieges hat ein Herr v. D. ſehr weitläufig über das unglückliche Schickſal der militairiſchen Schriftſteller räſonnirt und lamentirt. Freilich hat man von ihnen nie geſagt, daß ſie, wie die unglücklichen Poeten, keine Hoſen hätten, und in Dachſtuben wohnten — (wirklich habe ich oft in Dachſtuben, nie aber in Kellern, Tugend und Talent gefunden) — allein über Zurückſetzung bei Beförderungen, blos weil ſie ſchreiben, über Verfolgungen haben ſie geklagt, und Folard's Beiſpiel beweiſt, daß dieſe Klagen nicht ungegründet waren.“

Meine Hoſen ſind nun zwar immer in beſchaulichem Stande geweſen, ſo daß ich ohne Mantel ausgehen konnte; allein ich wollte doch durch die Erfahrung die Beſtätigung meiner Ueberzeugung erhalten, daß ſchon wegen meinen militairiſchen Schriften, die bereits in ziemlich gutem Ruf ſtanden, ich in keinem Dienſt angenommen werden würde, wenn ſonſt, ohne meine Autorſchaft, es auch ſollte leicht geweſen ſeyn!

„Zu dieſem Experement ſuchte ich mir zum Spaß mehrere kleine deutſche Fürſten aus; blos um ein pſychologiſches Experiment zu machen, und um Materialen zu meiner Lebensgeſchichte zu ſammeln, die ich gewiß ſchreiben werde, zu welcher es aber noch nicht Zeit iſt. — Die Schilderung der Charaktere, mit denen ich nahe und entfernt zu thun hatte, wird, wie ich hoffe, gar nicht unintereſſant, und die Offenheit und Freimüthigkeit des Vortrags vielleicht Beiſpiellos ſeyn!“

„Ich verſorgte mich noch mit Empfehlungsſchreiben eines ſehr ausgezeichneten Generals, des Fürſten von Hohenlohe, Gouverneurs von Breslau, um das pſychologiſche Experiment recht vollſtändig zu machen. Daß ich nichts Ernſtliches beabſichtigte, (?) wird man mir doch glauben; denn was hätte mir ein ſolcher Fürſt jährlich geben können, daß ich nicht mit Oekonomie in drei Monaten verbracht hätte? Und welchen Nutzen hätte ich ſtiften können, da, wo man mir nicht die ganz neue Organiſation des Militairs, die Wiedergeburt deſſelben, überlaſſen hätte."

„Ich hatte eine Unterredung mit Seiner Durchlaucht dem Prinzen ***. Dieſer Feldherr ſchlug mir nicht allein jede Anſtellung ab, bemerkte mit Unwillen, der Fürſt von Hohenlohe habe ihm zu meinem Vortheil geſchrieben, ſondern machte mich noch capot oder ſchachmatt durch die naive Aeuſſerung: er kenne meine Schriften gar nicht, er habe nie davon gehört."

„Ein eben ſo freimüthiges, und in dieſer Hinſicht wirklich liebenswürdiges, offenherziges Geſtändniß wurde mir von dem Chef des Generalſtabes eines andern Staates unſchuldsvoll abgelegt: er kenne meine militairiſchen Schriften nicht, er wiſſe nichts davon!! Da bin ich doch wahrlich reputationsbankerutt, wenn ſolche Feldherren nichts von meinen Werken wiſſen. — O Himmel! wie ſchwindet mir der goldne Traum des literariſchen Ruhms! — Weder die Gunſt des jüngern leſenden Publikums, noch die neuen Auflagen, ſind vermögend, mich über dieſes Mißgeſchick zu tröſten. — Unglücklicher Schriftſteller! ſenke dich demuthsvoll in den Staub; verhülle dein Haupt in Sackleinwand, da du nicht vermogteſt, dich aus der Dunkelheit, zu der du vom Schickſal beſtimmt biſt, bis zur Kenntniß ſolcher Männer zu erheben, wie der Durchlauchtigſte Prinz *** und ein Chef des Generalſtabes eines berühmten Staates!! — — — —

„Da wäre ich trefflich in mein eigen Netz gefangen worden, wenn einer dieſer Fürſten mich beim Worte gefaßt und angeſtellt hätte. Dann hätte ich doch wirklich die Lacher nicht auf meiner Seite gehabt; denn was für eine Figur würde ich im ***ſchen Dienſt ohne Sold, und im ***ſchen mit geringem Sold, in beiden aber ohne Beſchäftigung die meiner würdig geweſen wäre, gemacht haben? Wahrlich die Vorſehung hat mich hiebei mächtig in Schutz genommen! Ich geſtehe ſelbſt, daß das Experiment zu kühn, und äußerſt gefährlich war; denn ſeine Reputation muß man nie ſo auf's Spiel ſetzen. Noch einmal was wäre aus mir geworden, wenn man mich anſtellte? Wahrlich ich erröthe noch jetzt! Der Himmel hat mich beſchützt; ich werde ihn aber nie wieder verſuchen."

„In dieſer Vorrede iſt alles ſyſtematiſch, und jetzt komme ich auf die Nutzanwendung dieſer meiner hier erzählten Begebenheiten, welche iſt: eine Beſtätigung, daß militairiſche Schriften, wenn ſie wirklich **Wahrheit**, **Selbſtgedachtes** und **Neues** enthalten, wenn irgend Genialität ihnen anzumerken iſt, durchaus ihren Verfaſſer von allen militairiſchen, bürgerlichen und diplomatiſchen Aemtern in allen Staaten, und auf immer ausſchließen; darob ich für meine Perſon, weil die Aemter mir doch zu klein wären, mich herzlich freue." U. ſ. w.

Welche Empfindung hier eigentlich ſpricht, fühlt jedermann. Denn mag gleich Schiller ſagen: **Dem ächten Himmelsſohne Genie gebühre es als ein Fremdling auf die Erde zu ſchauen**, er liegt ſo gut wie alle Erdenſöhne auf der groſſen Heerſtraſſe, in der Sklaverei des Egoismus!

Aber grade der Egoismus, der das groſſe Genie beſeelt, muß ja, nach ſehr einleuchtenden Regeln, den gewöhnlichen, weit überragen. Sicher blutet er auch um ſo ſchmerzlicher an ſeinen Verletzungen. Die Waffen der Philoſophie ſind Prunkwaffen, ſonſt nichts, und bis ein heftiges Gemüth alle ſeine Wünſche durch Reſignation gemordet hat, erfolgt gewiß manches nagende Wundfieber.

Da Bülow die angezegnen Worte niederſchrieb, war der Sturz von der Höhe ſeiner Hoffnungen, aber ſchon ſeit mehreren Jahren geſchehen; er hatte ſie ſchon beſcheidner, viel beſcheidner entworfen, und dennoch trafen ſie nicht ein.

Vermogten ſie es aber wohl? Schien Bülow der Mann, der von deutſchen Monarchen dienenden alten Offizieren, als ein Profeſſor, dem ſie ſich willig als anfängeriſche Lehrlinge unterordnen, und nur ſeinen Unterricht Folge leiſten ſollten, anzuſehen war? Gab er nicht vielmehr, nicht nur dem obſtinaten Vorurtheil, ſondern auch ſelbſt dem unbefangenen, aber nur die Formen ſeines Standes ehrenden Soldaten, unendlichen Stoff zum Mißfallen? Ich will über ſein leichtſinniges Privatleben hinweggehen, und nur an den Styl ſeiner Werke, an die Manier, in welcher er ſeine allerdings trefflichen Entdeckungen und Lehrſätze vorzutragen pflegt, erinnern.

Alte Offiziers ſind an Subordination (auch der Ideen) gewöhnt. Sie leiſteten ſie meiſt, und fordern ſie jetzt. Mit Ergebung nur wagt der Untergebne einem Obern einen Vorſchlag anzutragen, mit ängſtlicher Ungewißheit, überhaupt nur ſeine Kenntniſſe ſehn zu laßen; die Autorität iſt da heilig.

Bülow aber, (es muß Generale immer an das Arquebuſiren erinnern) fängt ſein Kollegium gewöhnlich an, daß es in Hausmannsſprache überſetzt, ungefähr lauten würde: Meine Herren, nur ich bin klug! Bährenhorſt, Folard, Ziska, Sertorius und noch einige andre, wären etwa der Ehre würdig meine Schuhriemen zu löſen, alles andre aber iſt — — — —! Wie mag das wohl in dem delikaten Ohre tönen, beſonders, ja beſonders, wenn Wahres und Gutes folgt, was die Eingangsderbheiten noch ſtachlichter macht? Wenn nur ein General folgenden Sarkasmus der Einleitung des zweiten Theils, vom vorgenannten Buche lieſt:

„Ich beſchäftige mich mit einem idealiſchen Heere, welches in Friedenszeiten etwa zum Kriege abgerichtet, oder mit einem Worte vorbereitet würde. — Ich geſtehe, der Einfall iſt etwas originell, und es iſt die Frage, ob das militairiſche Publikum eine ſo ſonderbare Idee nicht zu anſtößig finden dürfte. Indeſſen habe ich mich doch nun einmal in dieſes gewagte Unternehmen eingelaſſen, und da ich dieſes Paradoxon — deutſch Grille — nun bis hierher durchgeführt habe, ſo iſt weiter nichts zu thun, als fortzufahren, und ich ſage mit Macbeth:

I have waded so far in blood that to
return would be as tedious as to proceed.

welches noch überdies wegen des Watens in Blut auf dieſen Fall paßt, weil ich darauf ausgehe, eine mörderiſche Taktik an die Stelle der ſo ſchuldloſen unſrer Tage zu ſetzen.“ Wird dieſer General, ſage ich, fortleſen, oder das Buch wegwerfen? Die meiſten das Letztre, weil ſie an die Stimme der Schmeichelei gewöhnt, nicht einmal höfliche Wahrheit, vielweniger die ſo böotiſch rauhe vernehmen mögen.

Man muß das Genie durchaus zu würdigen wiſſen, ſelbſt Schriftſteller, und in dem Grade aufgeklärt ſeyn, daß die Phraſen der Konvenienz nur todte Laute ſind, um (als Soldat nemlich) aus Bülows Mund die Wahrheit mit Ruhe anzuhören. Ein Tempelhof, Binzer, Ewald, vermogten es, dieſe fanden jedoch auch hie und da Anſtoß, und konnten oder wollten wohl keinen Privateinfluß für Bülow geltend machen.

Mit einem Wort, es darf nicht befremden, daß Bülow kein Glück machte. Wer empfahl ſich noch durch Satyren und Epigramme! Wer durfte auf Gunſt zählen, der kränkend beleidigte!

Auf der anderen Seite aber denke man ſich einen Feuerkopf mit dem Bewußtſeyn eines ganz ungemeinen Talents, den bei ſeiner Erziehung nimmer ein Zwang band, der ſeinen Freiheitsſinn durch Unabhängigkeit nährte, der, ein Geſchichtsforſcher und aufmerkſamer

Reiſender, die Welt à vue d'oiseau ſah: ſollte der fähig ſeyn, ſeinen Vortrag, mit der unterwürfigen Beſcheidenheit eines an ſeinen preſſenden Gängelband gewöhnten Dienſtmanns, zu ordnen.

Bülow iſt ein ſchöner Geiſt im vielbedeutenden Sinn des Worts:

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt,
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht!

Er iſt ſich dieſer Leichtigkeit bewußt, mit Triumph bewußt; ſoll er ſtatt der Hermesſandale den Fuß mit Blei verſehen, ſeine halbe Kraft lähmen, das Waſſer der Alltäglichkeit über ſeinen prometheiſchen Funken ſtürzen? Die Wahrheiten, die er entdeckte, von deren Evidenz er innig überzeugt iſt, ſoll er ſie erſt zitternd der Prüfung von Leuten übergeben, denen weder Forſcherſinn angeboren war, noch an ihnen geſchärft wurde. Der Witz ſtrömt ihm aus reicher Ader zu, ſoll er ſie verſtopfen dieſe Ader? Welche Forderungen! Wer würde das alles in ſeiner Lage (man ſuche ſie ſich ja nach gigantiſcher Geiſtesanlage, freier Erziehung, ungebundnem Leben, und dem Stolz in einer gewiſſen Wiſſenſchaft, als Primas dazuſtehn, begreiflich zu machen) thun?

Ich, und Tauſend andere würden wohl eine Mittelſtraße vorzuſchlagen wiſſen, die vom Kanzleiſtyl, und Beleidigung der Formen in monarchiſchen Staaten, ſich gleich entfernt hielt; wo die Entdeckungen mit feſter Männlichkeit doch ohne Pralſucht genannt werden; wo keine ſcholaſtiſch-ſyſtematiſche Ordnung, aber doch Planmäßigkeit herrſcht; ein blühender kräftiger Styl den Leſer anzieht, ohne doch überwürzt zu ſeyn u. ſ. w., aber ich und Tauſend andre lernten auch die Trunkenheit der Selbſtanſchauung nie kennen, von der man auf Bülow's Standpunkt befallen wird.

Genug Bülow machte mit ſeinem Geiſt des neuen Kriegsſyſtems kein (wirkliches) Glück, und das wird höchſt begreiflich, wenn man das deutſche Militair auch nur halb kennt. Auch bei mündlichen Unterredungen geht's mit ihm nicht. Welch ein Mann er einem Laudator temporis acti ſeyn müße, der denn nicht aus der Stelle will, läßt ſich denken. Allein auch hellſehende, unterrichtete, und für das

Fortſchreiten der Kriegskunſt ſehr erwärmte Generale oder Staabsoffiziers, (es giebt deren allerdings doch auch) fliehen ihn nach einer oder einigen Konverſationen, gewiß. Denn, obgleich der erſte Eindruck ſeiner Perſon recht angenehm iſt, er (neben einem, wenn er will, ſeinen Anſtand) überaus geiſtreich unterhält; mit allem genialen Degagement, bald durch eine ganz neue Idee, durch eine tiefſinnige Sentenz des Tacitus, durch einen den Gegenſtand treffenden Kernſpruch Shakespears, durch ein pironiſches Bonmot überraſcht, ſo iſt doch der andre keinen Augenblick ſicher, daß er nicht auf ſeinen Stand, oder gar ſeine eigne Individualität die derbſten Satyren hört. Durchaus kann Bülow ſeine Meinungen nicht verſchließen, und wie wenig er ſeine Ausdrücke mit Vorſicht wählt, iſt ſeinen Freunden bekannt. Der Prinz * * * von * * * hatte einmal Geſchmack an ſeiner Geſellſchaft gewonnen, und lud ihn öfters ein, bald aber entſchleyerte ihm Bülow doch die Göttin der Wahrheit zu plaſtiſch; vor kurzem traf letztrer mit einem Offizier eines gewiſſen Generalſtabs, der das Gute ſeiner Schriften innig ſchätzt, am dritten Ort zuſammen; Bülow hub oder bald eine Beleuchtung deſſelben Generalſtabs an, worauf jener Offizier, ehe noch der Kritiker tief in den Text kam, Degen und Hut ergriff, um ſich zu empfehlen.

Wir berührten ſchon den Eindruck, den es nothwendig auf den Verfaſſer des Geiſt's des n. Kr. machen mußte, ſich für die Leiſtungen ſeines Genies ſo wenig gelohnt zu ſehn. Zwar ließ ihn der Stolz nicht unmittelbar ſehn, aber nur zu oft entfuhren ihm in ſpätern Schriften Aeußerungen, wodurch ſein inn'res Herzgefühl offenbart ward.

Nach dem Geiſt d. n. Kr. folgte der Feldzug von 1800., ein Werk von großem Umfang, unendlich lehrreich für das militairiſche Urtheil, die theoretiſchen Sätze Bülows herrlich erläuternd, voller neuen Winke über die Strategie, vorzüglich den Terraingebrauch, aber auch voll bittrer Inſektiven gegen die deutſche Nation, und die deutſchen Heere, ſo voll, daß es in den höheren Sphären weit mehr Feindſchaft gegen den Schriftſteller als Gehör für ſeine Lehren bewirken mußte.

Noch ſchrieb Bülow bei ſeinem damaligen

Aufenthalt ein Werk über Staatsökonomie, worin viele Gedanken des Schweden Wadſtröm erweitert ſind, doch hat er hernach manche darin aufgeſtellte Grundſätze widerrufen. Die Tugend übt er, einen gehegten Irrthum ohne Umſchweif einzugeſtehen, wie er denn oft Meinungen durchaus umändert.

Er wollte in dieſer Zeit, da für die preußiſchen die Ausſicht verſchwunden war, pfalzbairiſche Dienſte nachſuchen, da er zufolge vieler neuen Anordnungen des jetzigen Regenten den Reformator in ihn erblickte, und ſich für ſeine Projekte Spielraum träumte. Der Oberſt von Z . . . empfahl ihn demſelben, doch der Kurfürſt (er war es damals noch) ſchrieb höflich kühl zurück, und vertröſtete auf die Zukunft.

Nun ward unſern Bülow Deutſchland verhaßt, er ſchlug dem verſtorbenen Buchhändler Frölich die Unternehmung eines Journals über England vor, welches an Ort und Stelle geſchrieben, ein beſonderes Intereſſe haben würde, und erbot ſich als Herausgeber deſſelben nach London zu gehn.

Frölich ſchlug ein, und verſprach nach den erſten Lieferungen von Manuſcript, ihm einen Wechſel von hundert Pfund Sterling zu übermachen. Die Zeitſchrift begann auch wirklich unter dem Titel: Das Neueſte aus England. Indeſſen entſprach das Aufſehen, was ſie erweckte, der ſpekulativen Erwartung Frölichs nicht, (wiewohl es ſchon viel Gutes enthielt, aber der Autor mußte ſich erſt vertrauter mit den Gegenſtänden machen, als es bei ſeiner früheren Anweſenheit dort geſchehen war, bis das Blatt den davon zu hoffenden Gehalt bekam) und er hielt mit dem Wechſel nicht Wort. Bülow der ſich unterdeß die Beef-Stecks und den Portowein hatte ſchmekken laſſen, konnte nunmehr die Wirthsrechnungen nicht tilgen, und wanderte nach Newgate. Im Zorn verwünſchte er die ganze Schriftſtellerei, doch ſcheints er hätte gerade durch eine Schilderung der damaligen Bewohner dieſes Stäätchens im Staat, nach dem Leben, eine merkwürdige Pſycholo-Topographie liefern, und ſich mittelſt des gewiß erklecklichen Gewinns dafür, die Befreiung erzielen können. Nachdem dieſe auf andern Wegen beſorgt war, wollte er in die Dienſte der oſtinbiſchen Kompagnie gehn, auch entwarf er den Plan zu einer Koloniesation in Afrika, wobei ihm wohl neuerdings die Viſion goldner Berge zu Geſicht kam. Aber er ſetzt nichts durch, der Faden, wenn ſchon mit Ueberlegung angeknüpft, reiſt ihm immer wieder unter der Hand.

Er ging nach Dover, ließ ſich nach Calais überſetzen, und wanderte mit einigen Gefährten zu Fuß nach Paris. Eine Zeitlang wohnte er zu Verſailles. Grade zu der Zeit wurden ſeine beiden Werke: der Geiſt des n. Kr. und der Feldzug von 1800 in's Franzöſiſche überſetzt, was ihm denn, da die Franzoſen ſie zu würdigen wußten, große Achtung und die Bekanntſchaft der beſten Köpfe, erwarb. Unter andern hing ihm der alte Mercier (wohl mit aus verwandſchaftlicher Exaltation) ſehr an.

Man ſollte glauben, in Frankreich hätte Bülow ſich am erſten empor zu ſchwingen vermogt, da man dort bekanntlich am aufgeklärteſten über militairiſche Angelegenheiten denkt, (und ſeine Lehrſätze daher den leichteſten Eingang finden könnten,) auch (wenigſtens eine Zeitlang, was wohl dieſem Staate ſeine Obermacht verſchaft hat) das Genie mit offnem Arm empfangen und ſchnell an ſeinen gebührenden Platz geſteckt ward. Ob er gleichwohl, und in welcher Art, er ſich darum bemühte, darüber will er nicht mit der Sprache heraus. Zu Verwundern iſt's aber wieder nicht, wenn ſeine Abſichten auch dort fehlſchlugen. Denn, ſo räthlich es auch war, ſo ſchränkte er doch ſeine Sucht, über alles den erſten aufwallenden Gedanken auszuſprechen, nicht im mindeſten ein. Obgleich vor Mouchard's gewarnt, urtheilte er über Bonaparte (der damals zum Konſul auf Lebenslang gewählt ward) auf jedem Kaffehauſe leichtſinnig hin. Er ging gewöhnlich noch vom ſtrengen Republikanismus aus, nach dem ihm Waſſington viel zu ariſtokratiſch geweſen war, und nun läßt ſich's denken, mit welchem Maasſtabe er die Umgebungen Napoleons maß.

Es kann immer ſeyn, daß, wie einige behaupten, ein kleiner Avis au lecteur vom Polizeiminiſter ſeine Abreiſe von Paris bewirkt hat, allein um deſto eher iſt er gegen die von ſeinen Feinden oft wiederholte Sage in Schutz zu nehmen: als ſey er ein franzöſiſcher Emiſſair. Sicher iſt das die ungegründeſte Verleumdung. Bülow iſt gar der Mann nicht, welchen man (geſetzt er verſtände ſich auch dahin, was ich doch immer bezweifle, da er zu viel Stolz dazu hat) zum Erſpähen wird brauchen wollen. Man ſieht's ihm auf den erſten Blick an, daß er viel zu indiſcret zu einer ſolchen Rolle iſt.

1803 kam er wieder nach Berlin. Sicher hatte er nun den Entwurf gefaßt, auf zweckmäßigere Weiſe irgend eine Gunſt beim Monarchen nachzuſuchen, die ihn ein bequemeres Leben als die merkantiliſche Schriftſtellerei ſicherte. (Die immer vermöge des Schwungs den er durch ſeine ſplendide Erziehung bekam, unendlich viel demüthigendes für ihn hatte, und bei allem hohen Talent, doch nicht ſehr einträglich werden konnte, da das militairiſche Leſepublikum nicht groß iſt, und überhaupt wegen vieler in Deutſchland jetzt beſtehenden Dinge, des Schriftſtellers Acker ſparſame Halmen trägt.)

Vorerſt aber verſöhnte er ſich mit Frölich trotz des kleinen Newgater Mißverſtändniſſes, und ob er gleich nach Scheiterung des Londoner Journals Stein und Bein geſchworen hatte, nimmer wieder einen Buchſtaben zum Druck zu geben. Er ſchrieb nun bei Frölich das 751 Seiten lange Werk: Lehrſätze des neuern Krieges, oder reine und angewandte Strategie aus dem Geiſt des neuern Kriegsſyſtems hergeleitet u. ſ. w. Es iſt allein hinlänglich den höheren Offizier (mit Vorausſetzung der Vorkenntniſſe) auszubilden, und, vielleicht funfzig Hors d'oeuvres à la Martial, Swift, Foote, Piron, nebſt der ruhmredigen Vorrede weg, und er konnte vielleicht dadurch manchen früheren üblen Eindruck tilgen, und allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſeine Syſteme lenken, aber trotz Freundes Rath gewann er's nicht über ſich. Für das große Publikum hat indeß wohl diejenige Form, wo jeder geniale Auswuchs in üppiger Keckheit prangend daſteht, den meiſten Reitz, und ſeine Schriften würden ſich, wenn ſie ſtrenge bei ihrem Gegenſtand blieben, nicht ſo verkaufen; aber nützlicher dem Verfaſſer (und ich hoffe es) dem Vaterlande ſelbſt hätten ſie in reiner Geſtalt können ſeyn. So iſt Bülow vielleicht Schuld, daß manche beſtehende Mißbräuche grade nun um ſo weniger ausgerottet werden, weil er ſie zu unartig gerügt hat.

Vor dieſem Werke, oder vielleicht während des Drucks, ſtellte er aber bei Himburg eine Brochüre ans Licht: Napoleon Bonaparte betitelt, in welcher er die Nachſicht der preußiſchen Regierung wirklich ſchon auf eine ſchwere Probe ſtellte. Seine Freunde erſchraken über die genialen Zügelloſigkeiten die er ſich herausnahm. Bonaparten, für den er ſich, im Gegenſatz ſeiner Urtheile über ihn zu Paris, jetzt leidenſchaftlich erklärte, wünſchte und weiſſagte er darin Unternehmungserfolge, die ich hier nicht wiederholen mag.

Es war tiefer bittrer Unmuth, Melancholie über ſein widerwärtiges Geſtirn, was ſich hier entlud, wenn er ſchon das Gewand ſcurriliſcher Laune darum hing. Die nächſte Urſache mögte wohl ſeyn, daß er eine Forderung an den König, die aber in einer Gnadenzuſage, von einem der verſtorbenen Regenten ſeinem Vater (oder Großvater) gethan, beſtand, umſonſt wieder angeregt hatte. Es war vorauszuſehn. Der Ton in Bülows Werken konnte am Berliner Hofe nicht gefallen. Dieſer Hof nahm indeß eben ſo wenig, wie von ſeinen Vorſchlägen *), von ſeinen literariſchen Ausfällen Notiz.

Ich meine immer, es wäre vielleicht heilſam für Bülow geweſen, wenn er ſchon damals irgend eine ernſthafte Weiſung, auf ſeiner Hut zu ſeyn, empfangen hätte. Er würde aufmerkſam geworden ſeyn. So aber glaubte er, ſeine Lizenz kenne keine Schranken, man werde vielleicht vor ſeinem wilden Satyr beben, und ihn mit goldnen Ketten feſſeln. Er wartete aber auch darauf vergebens, und nun ſchärfte er die Feder immer ausgelaßner zum Nachſchwerdt **). In dem Werke Taktik der Neuern iſt es wieder viel ſpitzer, und in eine verdammt kauſtiſche Lauge getaucht, obgleich andrerſeits darin überaus hochherzige Plane für die Erziehung des Soldaten zum ſittlich veredelten Staatsbürger, und andre für Truppenorganiſation in beſonderem Betracht, enthalten ſind, denen der philoſophiſche Patriot ſeine Bewunderung nicht verſagen kann. Nur wiederholt er ſich in ſeinen Lieblingsideen zu oft.

---

*) Er entwarf deren mehrere. Einen an den Grafen Schulenburg zur Umlaufſetzung eines Papiergeldes, einen zur Vertheidigungsweiſe gegen Rußland, von dem es 1805. hieß, es würde Preußen angreifen u. ſ. w. Doch artige ablehnende Antwortsbriefe waren alles, was er erlangte.

**) Doch liefert er durch die Beſchreibung der Feldzüge des Prinzen Heinrichs auch einen Beweis, daß er planmäßig und ohne das, was vulgo Seitenhiebe genannt wird, zu ſchreiben vermag.

Es fehlte nicht an Leuten, die an ſeiner Hyper-Genialität Wohlgefallen fanden, und ihm Komplimente wegen der regelloſen Epiſoden in ſeinen Werken ſagten, dieſe gingen auch dadurch immer mehr; alles das zog ihn vielleicht noch ſchärfer an, durch Wegbrechung aller Gehege die Blicke auf ſeine Kühnheit zu lenken.

Sein Privatmißvergnügen ſtieg dabei täglich höher. Er darf es nicht leugnen. Es blickt nur zu deutlich aus den Stellen ſeiner Werke hervor, wo er beim Mißlingen mancher Angelegenheiten Deutſchlands ausbricht: So geht's, wenn man Leute von Genie nicht braucht! oder dergl. Begreiflich iſt ein ſolches Mißvergnügen wohl. Wenn man irgendwo exzellirt, wahrhaft exzellirt und keinen Lohn erndtet, es muß ſchmerzen! Einem Göthe, einem Kotzebue, einem Kant wurden doch Ruhm und baare Vortheile in ganz anderm Maaß. Undankbare theoretiſche Kriegskunſt, auch mit dem Ruhme kargt ſie. Der graue Feldherr iſt zu ſtolz, ihn zu ertheilen, der jüngre Martisſohn zu ſehr an ſein Verhältniß gekettet. So iſt für den Urheber eines neuen Moments in der Kunſt gar keine Entſchädigung da. Voller Ruhm würde noch über Entbehrung des goldnen Preiſes tröſten, und Bülow müßte an John Brown den Reformator der Arznei denken, aber ſo iſt's wirklich hart.

Was frommten jedoch die zügelloſen Ausbrüche dieſes Mißvergnügens! Sie reitzten die geſetzlichen Folgen zur Rache auf, und wenn ſie gleich ſpät traf dieſe Rache, wenn ſie lange ſchonend ſäumte, ſo konnte ſie nicht umhin, ſie mußte thätig ſeyn, Bülows Aufforderungen riefen zu laut.

Sah ers denn nicht voraus, der vielkundige Menſchenbeobachter? Il ne faut pas écrire contre ceux, qui peuvent proſcrire, ſagte ihm der witzige Baron Rolle oft. Aber freilich, wenn er ſolchen Warnungsſtimmen, hätte Gehör geben können, denn wäre er nicht, das ſonderbare, durch nichts gebundne, phantaſieglühende Individuum Bülow geweſen, die Richtung ließ ihn einmal das Mißgeſchick nehmen, ſeine verwegne Ideenfreiheit (welche ihn aber auch mehr Wahrheit enentdecken ließ, als allen ſeinen Nebenbuhlern in derſelben Wiſſenſchaft, die nur das Zeitalter aufzählt) hängt mit dem ungeſetzlichen Sinn zuſammen, der ihn jetzt in den Kerker warf. Und preiſen mag er ſich noch, daß er ſein Wagſtück unter dem milden großmüthigen Zepter Friedrich Wilhelms begann. Was wäre aus ihm unter ähnlichen Umſtänden zu Paris, Wien, Madrid, geworden. Was hätte wohl ein Paul I., ein Ferdinand IV. über ihn verhängt!

Er apellirte in ſeinen letzteren Schriften an die Poſterität. Es iſt zum Erſtaunen, welchen epiſchen Schwung die Injurien anſtimmen, welche er ſeiner Generation ſagt, wenn es z. B. heißt: daß ihr's wißt, ich ſchreibe für die Nachwelt, nicht für die Zeitgenoſſen, ich mag meine Perlen nicht vor die * * * werfen. — Sammelte man eine Chreſtomatie ſeiner Hyperbeln, wahrlich ſie müßte ſehr merkwürdig ſeyn. Dahin gehörte auch der Ausruf: *Ich habe nichts gelernt, als Völker regieren, und Heere führen!* und andre mehr. Der Gewohnheitsmann nennt das Unſinn, und hat aus ſeinem Geſichtspunkte Recht, aber es iſt auch als das Straucheln eines hochkräftigen aber dem Gebiß entſprungnen Roſſes anzuſehn. Uns Gewohnheitsmännern (und wir wollen uns zufrieden geben) fällt dergleichen Unſinn nicht bei.

Bülow fiel noch ſeit einiger Zeit auf einen Ausweg ſeinen Unmuth zu betäuben, der auch wieder nur der Kraft eigen ſeyn kann, ($\frac{99}{100}$ der deutſchen Gelehrten ſind zu marklos und ſchlaff dazu) der ihm aber für die öffentliche Meinung großen Nachtheil brachte; er trank.

Waren nun ſeine ohnehin immer lodernden Lebensgeiſter noch dazu von dem bachanaliſchen Wärmſtoff erhitzt, da nahm denn ſein Rauſch nothwendig auch einen ganz eignen Gang. Nicht nur daß nach dem: In vino veritas auch ſein verborgenſtes Urtheil, (wie er's denn doch nicht niederſchrieb) durch das Sprachorgan in die Lüfte flog, ſondern er produzirte auch die ſeltſamſten Ideenaſſociationen. Oft docirte er höchſt unvorſichtig und unpaſſend der erſten beſten Kaffeehausgeſellſchaft ſeine Politik, und das mit ſo beleidigenden Ausdrücken über die Parthei, die ihm ſeinen Tadel zu verdienen ſchien, daß es befremden muß, wie er noch immer den ſchlimmſten Händeln entging. Oft ergab er ſich der roheſten Zotenreiſſerei, die ihn dem Mann von ſittlichen Gefühl verhaßt machte, und in gar poſſierlichem Kontraſt gegen ſeine gelegentlichen Vertheidigungen des Chriſtenthums *), der Keuſchheit, u. ſ. w. ſtand. Alles, die Formen ſeines Rauſches überhaupt, ſeine darin entworfenen gigantiſchen Plane, ſeine ausgeſprochenen Injurien, ſeine religiöſe Seherei, ſeine Zote ſelbſt; trug den Stempel der Genialität, und wurde dem Beobachter der alles an ſeinen Ort zu ſtellen fähig war, gar merkwürdig: wie viele verſtanden ihn denn aber unter den gewöhnlichen Kaffeehausbeſuchern? Bülow regte ihren patriotiſchen Unwillen auf, (denn er als ein

---

*) In dem nun konfiszirten Buche, der Feldzug von 1805., ſchimpft er jeden, der kein gläubiger Chriſt iſt, einen ſchlechten Kerl.

vernünftiger Mann um ſo mehr hätte ſchonen ſollen, als er ehrenvoll iſt) oder er gab Anlaß, daß Leute denen alle Vorbereitung mangelte, den Grund ſolcher widerſprechender ſeltſamer Symptomen zu enträthſeln, die Korrektheit ſeines Verſtandes bezweifelten.

Auch die Schriftſteller Berlins verfeindete er ſich; denn er ſchlug wohl jubelnd auf den Tiſch, und ſchrie: nur ich kann ſchreiben! Alles andre iſt dummes Zeug! Es liegt wie Blei im Buchladen! Wenn die Autoren, denen er ſolche Beſcheidenheit zum beſten gab, nun gar die Wahrheit der Pralerei empfanden, ſo läßt ſichs denken, in welcher Manier ſie ſich denn beſtrebten, dem Tempel ſeines Ruhms noch neue Säulen unterzubauen. Kurz, die Rede ward gangbar: Bülow ſey halb verrückt. Sie kam ihm zu Ohren, warnte ihn aber auch nicht, ſondern hieß ein Gegenſtand ſeines Scherzes.

Hierzu kam, daß er wirklich, bei ſeiner ungeregelten Art zu Arbeiten, manches Blatt ſeiner letzten Werke, vom Wein erglüht niederſchrieb. Auf einer Seite mogten ſie dabei vielleicht hin und wieder einen gewagten Einfall gewinnen, aber der Leſer empfand doch an dem wüſten Periodenbau, an dem Durcheinanderwerfen, Abſpringen vom Gegenſtand, dem Vergeſſen der Rubrik *), und ſo fortan, daß keine kalt rationelle Ueberlegung hier zu Werke gegangen war. Dergleichen Dinge kamen denn der Regierung zu Ohren, führten ſeine Kataſtrophe mit herbei, und ſetzten ihn nach derſelben gehäßigen Demüthigungen aus, die niemand verſchuldet hatte, als er ſelbſt.

Ich glaube, daß man die Meinung hegen darf. Bülow würde dennoch nicht zur Verantwortung gefordert worden ſeyn, wenn er ſich nicht über fremde hohe Perſonen ſtrafbar ausgelaßen hätte. Denn die Langmuth der preußiſchen Regierung iſt in ſolchen Fällen ohne Beiſpiel. Aber ſie hat es den Cenſoren vor allen Dingen unterſagt, anſtandloſe Urtheile über die Machthaber des Auslands zum Druck gelangen zu laßen, und ahndet nunmehr das Umgehen der heimiſchen Cenſur, mit den Uebertretungen ihrer Willensmeinung zugleich.

---

*) Im vorgenannten Werke iſt in dem Abſchnitte Seekrieg von hundert Dingen die Rede, nur nicht vom Seekrieg.

Die höhere Celebrität iſt's nun vielleicht, die unſern Bülow tröſtet.

Setzt man voraus, daß er mit ſeiner großen Anlage, von Kindheit auf in enge ſociale Formen gerathen wäre, ſo hätte dadurch vieles (wohl die Hälfte) an ſeiner Kraft können verloren gehn. Aber auch der Reſt hätte ſeinem Vaterlande eminente Dienſte zu leiſten vermogt. Doch das Schickſal ſtieß ihn hinaus in der Fremde unruhiges Treiben, entband ihm zwar Pſyches Fittig mehr, aber er rauſcht nun, wie ihn der Heimath Regel nicht hören darf.

Wahnſinnig iſt Bülow nicht. Wem der Schein lügt, der denke an Opheliens Worte: „O welch ein edles Gemüth ward hier zu Grunde gerichtet u. ſ. w." Unter allem was Bülow jemals niederſchrieb, kann vielleicht für ſein Vaterland nichts mehr zu benutzen ſeyn (entweder in gegenwärtiger Zeit oder ſicher doch künftig einmal,) als ſeine Beurtheilung des Kriegs-Schauplatzes im nordweſtlichen Deutſchland. Ich kann nicht umhin, dieſe hier einzuſchalten. Sie wird dadurch manchem Leſer, der ſie in früheren Zeiten (wo ſie freilich das nahe Intereſſe von jetzt noch nicht hatte) vielleicht überſah, wieder erinnerlich, und es bekommen dadurch dieſe Blätter ſchon einen Werth. Dieſe Beurtheilung findet ſich in dem Werke: Lehrſätze des neueren Krieges, und iſt auch, zufällig kann man ſagen, nur mit dem Gegenſtande, wovon die Rede iſt, beſchäftigt. Ich werde ſie mit einigen kleinen Bemerkungen, die die Zeit erheiſcht, begleiten.“

„Von Ehrenbreitſtein geht die Baſis der Franzoſen den Rhein hinunter bis Nimwegen über Düſſeldorf, und von dort längſt der Gränze von Gröningen und Ober-Yſſel bis zur See *).“

„Wenn die Franzoſen ſo wie damals im Beſitz des ſüdlichen Deutſchlands ſind, ſo iſt ihre Baſis konkav gegen das nördliche Deutſchland. Sie umfaßt letzteres in einem Halbzirkel oder vielmehr in einem Winkel von 90 Graden. Die Eroberung von Holland ver-

---

*) Nemlich 1805. Jetzt ſpringt ſie ſüdlich mittelſt des Großherzogthums Berg u. ſ. w. weiter vor. Die Gränzlinie ſcheint, wenn man auf die Karte blickt, gewiſſermaßen den Wunſch auszudrucken: die Weſer zu erreichen;

ſchafte den Franzoſen dieſen Vortheil, die Baſis vom Fichtelberg an, bis zum Rhein bei Ehrenbreitſtein iſt gradlinigt und parallel mit derjenigen der Heere des nördlichen Deutſchlands *)."

„Da nun die Baſis der Franzoſen diejenige der norddeutſchen Mächte in einem Winkel von 90 Graden umfaßt, ſo iſt letztere ſo nachtheilig gegen erſtere geſtaltet, als es nur ſeyn kann; denn wäre der Winkel bei Ehrenbreitſtein, wo beide Schenkel deſſelben zuſammenſtoßen, noch ſpitzer, ſo würde ſich gar nicht darin ausdauern laßen."

„Dies würde nun bei weitem nicht ſo nachtheilig ſeyn, wenn die Franzoſen keine Feſtungen, wohl aber die Deutſchen deren auf ihrer Gränze hätten **). Allein auf der deutſchen

---

*) Allerdings wuchſen durch den Preßburger Frieden, und den neuen rheiniſchen Bund dieſe Vortheile noch beträchtlich. Man hoft freilich (überhaupt iſt man in Deutſchland ſtärker im Hoffen als im Handeln) unter gewiſſen Umſtänden kann das alles bald eine andre Geſtalt gewinnen, aber dieſe Umſtände erſt herbeizuführen, wird ſo leicht nicht ſeyn. Deswegen ſcheint es, kann man nicht Vorkehrungen genug treffen, um die bei einem Kriege mit Frankreich anzuwendende Kraft zu ſtählen.

**) Oder beſäßen wir deren wenigſtens eben ſo viel gegen-

Seite wurden zufolge des Friedens, die Feſtungen geſchleift, und auf der franzöſiſchen wahrſcheinlich immer noch neue erbaute. Indeſſen muß man geſtehn, daß Düſſeldorf für die Franzoſen wichtiger iſt, als alle Feſtungen auf dem linken Rheinufer, weil ſie von Düſſeldorf ſogleich in das deutſche Gebiet voroperiren können. Es iſt alſo für die Zukunft ein Vortheil, daß ſie ſich zur Räumung dieſes Platzes verſtanden haben *)."

„Die Deutſchen haben aber nur wenige und meiſt unbedeutende Feſtungen entgegen zu ſetzen. Emden iſt unbedeutend. Es könnte außerordentlich wichtig ſeyn, wäre es hinlänglich befeſtigt. Weſel iſt zwar wie ich von einem franzöſiſchen Ingenieur erfahren habe, ein wichtiger Platz, aber es verliert ſeine Wichtigkeit, wenn die Franzoſen im Beſitz von Düſſeldorf ſind, und auf der andern Seite Arnheim

---

über. Schon da Vauban ſeine Feſtungskette bildete, hätte der deutſche Föderalismus aus gemeinſchaftlichem Aerar eine ähnliche entgegenſtellen müſſen. Daran, daß es unterblieb, hängt das Übergewicht Frankreichs.

*) Dieſe Bemerkung gilt natürlich nicht mehr. Im Gegentheil beſitzen die Franzoſen jetzt noch durch Weſel einen wichtigen Vorſchub zum Angriff Norddeutſchlands.

ſie baſirt. Es iſt ſchwer zu ſagen, warum Friedrich der Große die weſtphäliſchen Feſtungen demoliren ließ *).“

„Die übrigen weſtphäliſchen Feſtungen ſind jetzt ſehr unbedeutend, jedoch können ſie noch baſiren, das heißt, ſie können noch Magazine bergen, und vor dem erſten Anlauf ſchützen. Münſter und Lippſtadt ſind zur Behauptung Weſtphalens außerordentlich wichtig. Kaſſel und Hameln ſchützen die Weſer. Bremen kann auch vielleicht einigen Widerſtand leiſten. Alle dieſe Plätze liegen aber hintereinander und baſiren folglich nicht beim Anfange des Krieges, wovon hier die Rede iſt.“

Nur Münſter, Weſel, und Kaſſel baſiren, und dieſe Plätze ſind nicht ſo ſtark, wie die obengenannten, welche in den Händen der Franzoſen ſind, oder es doch leicht ſeyn können; denn im ſüdlichen Deutſchland können ſie ſich leicht ausbreiten, da ihnen dann Würz-

---

*) Der Grund heißt Roßbach. Die dort geſammelten Trophäen brachten überhaupt ſpätes Unheil, ſie machten, daß Preußen die Franzoſen geringſchätzte. Möge aber jetzt das Andenken daran ſie mit einem ſo glücklichen Muth wie damals entflammen, und der Erfolg immer wie dort gekrönt ſeyn!

burg und Frankfurt zur Baſis dienen werden."

„Münſter, Weſel, Kaſſel, das iſt die ganze erſte Baſis beim Anfange des Feldzuges. Münſter und Weſel, da ſie faſt ganz hintereinander liegen, decken nur einerlei Raum, Welch' ein großer Raum von der See bis Münſter, der unbedeckt bleibt*)! Wäre Emden befeſtigt, ſo würde es nebſt Münſter dieſen ganzen Raum gleich zwei Baſtionen eine Kurtine decken."

„Gegen Weſel und Münſter haben die Franzoſen Arnheim, Nimwegen und Düſſeldorf, alles ſtärkere Plätze wie jene, und fähig größere Magazine zu faſſen. Weſel und Münſter werden von dieſen überflügelt. In Gröningen und Ober-Yſſel ſind noch mehrere befeſtigte, wiewohl kleinere Plätze. — Auf der weſtlichen Seite iſt alſo die Baſis der Franzoſen ſtärker, wie diejenige der Deutſchen. Auf der ſüdlichen iſt ſie es ebenfalls. In dem ganzen Raume zwiſchen der Saale und dem Rhein liegt nur eine einzige Feſtung, nemlich Kaſſel *). Ein großer Strich, der ganz unbedeckt bleibt. Es ſind in Heſſen noch kleine Feſtungen, die man kaum ſo nennen kann, als Ziegenhayn und noch andre, wenigſtens waren ſie es im ſiebenjährigen Kriege, allein man macht im Lande was man will, ohne auf ſie zu achten. Sie liefern [illegible] Beweis von dem geringen Nutzen kleiner Feſtungen. Wäre Kaſſel eine Feſtung, wie Lille in Flandern, ſo würde ſie vielleicht allein das ganze Deutſchland weſtlich der Weſer zu decken, fähig ſeyn **)."

---

*) Weſel fällt bekanntlich jetzt aus. Sollte man aber nicht einige Oerter mit Erdwerken raſch befeſtigen können? Menſchenhände in hinlänglicher Zahl, fördern dergleichen Arbeit ſchnell, und ein ſolcher Platz kann ſich immer lange halten.

„Kaſſel iſt aber ſelbſt durch mehrere Feſtungen auf der Baſis der Franzoſen beobachtet oder umfaßt, das heißt, es laufen mehrere Operationslinien aus mehreren Punkten der feindlichen Baſis auf daſſelbe zu, und konzentriren ſich bei Kaſſel in einem Winkel, der nicht klein iſt. Dieſe befeſtigten Punkte in der Baſis der Franzoſen ſind jetzt Düſſeldorf, „(und

---

*) Kaſſel iſt nicht beſonders feſt.

**) Dies iſt wohl überſpannt, wie ſelbſt aus dem folgenden, wo die holländiſchen Plätze berührt werden, hervorgeht.

Weſel nunmehr).“ Da Düſſeldorf zugleich die Operationen in Weſtphalen baſirt, ſo iſt es für die Franzoſen in einem Kriege mit dem nördlichen Deutſchland von der äußerſten Wichtigkeit.“

„Die Franzoſen haben noch Kaſſel, Ehrenbreitſtein, Frankfurt, Mainz und Würzburg. Der Regel aber nach muß man einer jeden Feſtung auf der Baſis des Feindes eine andre entgegenſetzen können.“

„Wenn wir nun alſo auch eine gleiche Anzahl Truppen vorausſetzen, ſo haben die Franzoſen doch, wenn ſie das ſüdliche Deutſchland beſitzen, das Uebergewicht der Baſis. So wie das ſüdliche Deutſchland durch die Schweiz flankirt wird, ſo wird es das nördliche vielleicht ebenfalls bis zur Elbe und Saale.“

„Bis zur Saale ſag' ich, denn in Sachſen läuft die Elbe zu weit öſtlich einer Linie, die man perpendikulär von der öſtlichen Gränze Graubündens bis zur Nordſee ziehen kann. Nur derjenige Theil, welcher neben einem vorſpringenden Lande liegt, kann beſtrichen werden, jedoch nur bis zu einer gewiſſen Entfernung, ſo wie bei einem Baſtion alles, was beſtrichen werden ſoll, in der Verlängerung der Schußlinien liegen muß *).

„Allein die Schweiz ohne Holland würde nicht den Franzoſen dieſes ſtrategiſche Uebergewicht bis zur Elbe und Saale geben. In Rückſicht der franzöſiſchen Baſis gegen Nord-Deutſchland, iſt der Beſitz Holland's das Wichtigſte. Durch den Beſitz dieſer beiden Republiken an den Enden des Rheins, ſind die Franzoſen ſtrategiſch beſſer ſituirt als die Mächte dieſſeits des Rheins."

„Ohne den Beſitz Hollands würden alle Operationen der Franzoſen im nördlichen Deutſchland, in Belgien, von Holland aus in den Rücken genommen werden. Ich ſetze nemlich voraus, daß Herzogenbuſch, Breda, Bergen op Zoom, Nimwegen u. ſ. w. nicht von den Franzoſen erobert ſind, denn ſonſt iſt es allerdings unmöglich, von Holland aus gegen Belgien etwas zu unternehmen; weil letzteres dann durch die Waal und eine Reihe Feſtungen gedeckt wäre."

---

*) Es iſt hier nicht genug auf das Terrain Rückſicht genommen, (beſonders die Lage der Gebirge.)

„Selbſt wenn auch nach Belgien von Holland nichts gegen die Franzoſen vorzunehmen wäre, würden ſie dennoch vom Rhein nicht weit in Norddeutſchland vordringen können, ohne ihren Rücken denjenigen, welche in Holland ſtehen, Preis zu geben. Die Eroberung von Holland müßte alſo immer derjenigen von Weſtphalen vorangehen.“

„Von Belgien kann man nicht Holland erobern, weil es dort durch Feſtungen und breite Gewäſſer gedeckt wird. Dieſe Eroberung kann nur von der weſtphäliſchen Seite geſchehen. Pichegrü eroberte nicht Holland, ſondern die Holländer übergaben es ihm. Ludwig der XIV. griff Holland von der weſtphäliſchen Seite an.“

„Wie könnten die Franzoſen aber Weſtphalen erobern und zugleich auch Holland? Wie könnten ſie die Deutſchen vor ſich hertreiben, während ſie im Rücken eine andre Armee zu bekämpfen hätten? Ohne den Beſitz von Holland könnten alſo die Franzoſen nie glücklich im nördlichen Deutſchland ſeyn.“

„Wir wollen nun unterſuchen, warum der Beſitz von Holland für die Franzoſen ſo wichtig iſt. Wir wollen aus der Zahl der Kolonnen, mit welchen ſie operiren können, nicht unwichtige Schlüſſe für die Strategie überhaupt aus dieſem Beiſpiel ziehn."

„Die Natur des Landes muß die Zahl der Kolonnen beſtimmen. Die Objekte der ſtrategiſchen Operationen geben die Kolonnenzahl."

„In der Gebirgskette, welche Norddeutſchland vom ſüdlichen trennt, entſpringen die Weſer und Saale. Die Fulde iſt die Hauptquelle der Weſer."

„Man hat immer dafür gehalten, daß es vortheilhaft ſey, einen Fluß hinab zu operiren. Dies iſt wahr, wenn der Fluß ſchiffbar iſt. Iſt er dies nicht, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß es leichter iſt, bergab als bergauf zu gehen. Denn der Transport aller Dinge iſt leichter bergab. Ein Fluß läuft aber immer bergab *)."

„Dies gäbe alſo eine Kolonne, welche ſich bei Frankfurt ſammelte, und deren ſtrategiſches Objekt Kaſſel wäre, die Natur des Landes ſchreibt dieſe Operation vor, ſie erleichtert den

---

*) Friedrich des Großen Operationen gingen immer die Oder, Elbe, Mulde, Saale, Bober u. ſ. w. hinauf.

Vormarſch, und der Rückzug iſt immer ſicher nach Frankfurt. Die Defileen begünſtigen ihn. Dies iſt alſo die Kolonne des rechten Flügels.“

„Eine zweite müßte von Düſſeldorf vorgehen, und längs der Lippe, auf dem ſüdlichen oder nördlichen Ufer dieſes Flußes operiren.“

„Dies faßt alle Korps der Deutſchen, welche ſüdlich von Kaſſel ſtehen, im Rücken. Sie müſſen ſich ſogleich von Kaſſel zurückziehen. Man erblickt hier den Vortheil einer konkaven Baſis, die den Feind umfaßt. Dieſes iſt die Kolonne des Centrums der franzöſiſchen Armee.“

„Die dritte franzöſiſche Kolonne iſt die nördliche. Sie dringt aus Holland in Weſtphalen vor. Sie macht den linken Flügel. Sie ſucht Münſter wegzunehmen, und ſich über Osnabrück der Weſer zu nähern. Sie treibt diejenigen vor ſich her, welche grade von der Waſſerſeite ihr entgegen ſtehen. Sie nimmt diejenigen in die rechte Flanke, welche der Düſſeldorfer Kolonne entgegen ſtehen. Dieſe nördliche Kolonne iſt die wichtigſte, ſie muß die ſtärkſte ſeyn. Aus Mangel einer ſolchen Kolonne, konnten die Franzoſen im ſiebenjährigen Kriege nie mit der Eroberung des nördlichen Deutſchlands zu Stande kommen. Sie hatten zwar eine Kolonne, welche vom Niederrhein von Weſel und Düſſeldorf her, längs der Lippe operiren ſollte, da aber keine andre aus Holland nach Weſtphalen vorging, ſo war das Vordringen der erſtern längs der Lippe immer vergebens. Das ganze Land nördlich der Lippe, blieb gewöhnlich im Beſitze der Alliirten. Daher konnten ſie beſtändig der an der Lippe operirenden Kolonne im Rücken kommen. Sie konnten ihr immer die Verbindung mit Düſſeldorf abſchneiden. Der Herzog Ferdinand that dies durch den meiſterhaften Marſch bei Vellinghauſen.“

„Dies iſt die wahre Urſache des unaufhörlichen Mißlingens aller Feldzüge der Franzoſen, in jenem Kriege, ungeachtet der geſchickten Entwürfe des Herzogs von Choiſeul *).

---

*) Darf man ſie geſchickt nennen, wenn ſie ſolchen weſentlichen Gegenſtand überſahn? Doch hatte man freilich vor fünfzig Jahren noch nicht ſolche ſtrategiſche Urſätze wie gegenwärtig.

Es iſt bemerkenswerth, daß ſowohl in Frankreich wie in Oeſterreich häufig die Entwürfe für die Feldzüge, und die fernere Weiſung des Feldherrn in der Reſidenz ausgearbeitet wurden. Dort aber bei weitem mit mehrerem Glück, wogegen

Sie konnten ohne den Beſitz von Holland nicht gelingen. Denn operirten ſie von Weſel und Düſſeldorf nach dem nördlichen Weſtphalen, ſo gingen ſie vor ohne Baſis, oder in einem

---

hier gewöhnlich die Klage ertönte, der Hofkriegsrath binde dem General die Hand. Indeſſen ſtammten die Ideen dort gewöhnlich aus einer Intelligenz, hier aber durchkreuzten ſich die Meinungen, und bald erhielt dieſer bald jener Rathgeber die Präponderanz. So nahm der Krieg wider die Türken, von 1736 bis 1738 eine unglückliche Wendung, weil bald der Graf Seckendorf, bald der Staatsſekretär Bartenſtein, bald ein andrer dem Kaiſer Karl VI. eine Unterſchrift abgewannen. Während des ſiebenjährigen Krieges herrſchte zwar zu Paris in dem Betracht auch Verwirrung genug. Dagegen aber bewährten ſich neuerlich Carnots Plane um ſo mehr.

Iſt die Intelligenz, welche in der Hauptſtadt den Gang des Krieges vorſchreibt, achtbar, ſo mögte dagegen nicht ſo viel einzuwenden ſeyn, als man oft hört. Sie überblickt die Dinge mit kälterer Ruhe, als der Feldherr ſelbſt, auf den täglich ſo viele abwechſelnde und ſtürmiſche Erſcheinungen wirken. Auch der geſchickteſte Arzt, pflegt von einer Krankheit befallen, ſeinen Kollegen rufen zu laſſen. Daß aber der General immer der Mann ſeyn müſſe, der für den Augenblick zu handeln weiß, verſteht ſich von ſelbſt. Man hört im gemeinen Leben oft über Theoretiker der Kriegskunſt ſpötteln, und es heißt: wenn er es nur ausführen ſollte, da würden wir ſehn u. ſ. w. Allein es iſt auch gar nicht nothwendig, daß einem Theoretiker zugleich das vollziehende Talent eigen ſey. Er hat genug gethan, wenn er tief durchdenkend und erfindend, dem Heerführer die Praktik leicht machte, für jeden möglichen Fall Winke gab, und gegen das Unglück Hülfsmittel bereit hielt. — Die Telegraphie leiſtet hier großen Vorſchub.

ſehr ſpitzen ſtrategiſchen Dreieck. Düſſeldorf und Weſel, dieſe beiden ſie ſubjektirenden ſtrategiſchen Subjekte (ich ſpreche abſichtlich ſo) lagen dann für ſie beinahe in einer Linie hinter einander; ſie konnten alſo leicht abgeſchnitten werden. Wenn ſich alſo die Armee ſüdlich wendete, oder wenn ſie dorthin detachirte, und mit dem Reſt die Weſer deckte, ſo mußten die Franzoſen übereilt wieder nach Weſel zurück, oder über die Lippe nach dem ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes gehen. Operirten ſie ſüdwärts der Lippe, ſo begegnete ihnen wiederum was ich vorher geſagt habe, und welches im Jahr 1761. durch die Stellung der Aliirten bei Vellinghauſen ihnen widerfuhr."

„Dies rechtfertigt größtentheils die damaligen franzöſiſchen Generale. Allein es vermindert keineswegs den Ruhm des Herzogs **Ferdinand**, denn verſtand er nicht die Umſtände ſo geſchickt zu benutzen, ſo würden doch die Franzoſen, wegen ihrer Ueberlegenheit, ihre Abſicht erreicht haben."

„Wenn alſo auch die Franzoſen am Niederrhein eine Armee aufſtellten, ſo könnte dieſe immer durch ein Beobachtungskorps im Zaum gehalten werden. Der Reſt der aliirten Armee konnte immer, ohne für ſeinen Rücken und rechte Flanke beſorgt zu ſeyn, in Heſſen nach dem Main operiren. Denn die Unternehmungen der franzöſiſchen Armee am Niederrhein konnten nie gefährlich für ſie werden. Das ſie beobachtende deutſche Korps, konnte immer durch Bewegungen entweder rechts, in der linken Flanke, und dem Rücken der franzöſiſchen Armee, wenn dieſe ſüdlich der Lippe ging, oder links in der rechten Flanke, wenn ſie nördlich dieſes Fluſſes o[illegible]irten, um Münſter und nachher Osnabrück wegzunehmen, alle ihre Unternehmungen vereiteln. Dies konnte (damals) geſchehen, ohne eine Schlacht zu liefern, in welcher der Regel nach die Franzoſen wegen ihrer Ueberlegenheit ſiegen mußten. Es konnte durch ganz leichte ſtragetiſche Operationen auf die Subſiſtenz bewerkſtelligt werden.“

„Aus dieſem Grunde war alſo die Eroberung des nördlichen Deutſchlands damals für die Franzoſen, ungeachtet ihrer zahlreichen Heere unmöglich. Sie operirten in einem zu ſpitzigen Dreieck. Die franzöſiſche Armee am

Niederrhein war ſo wenig gefährlich für die Deutſchen, daß ſie nie etwas beträchtliches ausführen konnte, ungeachtet die ſo eben angegebenen ſtrategiſchen Bewegungen nicht gegen ſie gemacht wurden, ungeachtet man ſie in der Fronte bekämpfen wollte, welches ſehr fehlerhaft war. Der Herzog Ferdinand konnte nicht allenthalben ſeyn, er führte gewöhnlich die Armee in Heſſen. Als aber die Franzoſen im Jahre 1761 vom Niederrhein her ihre Hauptſtärke anwenden wollten, ſo verfuhr dieſer große Feldherr nach den ſo eben angegebenen Grundſätzen. Er ging in die linke Flanke und den Rücken der Franzoſen, indem er ſich bei Vellinghauſen ſetzte, weil ſie ſüdlich der Lippe operirten. Wären ſie nördlich gegangen, ſo hätte er mit eben dem Erfolg das Gegentheil gethan.“

„Der geringe Nutzen einer Armee am Niederrhein ließ ſie im Jahre 1760 ohne eine ſolche zu Werke ſchreiten. Wenigſtens kam ſehr ſpät im Jahre erſt eine ſolche zum Vorſchein. Dies hatte aber die üble Folge, daß die linke Flanke und der Rücken der Haupt-Armee den Unternehmungen der Alliirten offen ſtand. Denn der Herr von Bülow, Befehlshaber der Legion britanique, nahm durch ſehr kühne Märſche im Rücken der franzöſiſchen Armee, ihr ein Magazin und die Kriegskaſſe in Marburg weg. Die linke Flanke der franzöſiſchen Hauptarmee war alſo nicht geſichert.“

„So wie alſo damals die Franzoſen aus Mangel einer umfaſſenden Baſis nichts ausrichten konnten, weil ſie nicht im Beſitz der ehemaligen vereinigten Niederlande waren, ſo kann ihnen dagegen eben dieſes Beſitzes wegen, jetzt eine Operation gegen das nördliche Deutſchland gelingen, wenn dagegen nicht die gehörigen Maaßregeln getroffen werden*).“

„Neben den drei Kolonnen, mit welchen die Franzoſen den eigentlichen Angriff ausführen, müſſen ſie noch eine vierte haben, um die Aufmerkſamkeit zu theilen. Mit drei Kolonnen kann man jede Operation durchſetzen, man zertheilt ſich zu ſehr, wenn man mehrere macht. Man ſchwächt ſich bei dem Hauptobjekt und beſchäftigt ſich mit Nebendingen.“

---

*) Ein weſentliches Glück dabei iſt immer, daß die Franzoſen im Herbſt 1805 Hannover räumten, was in der That eine Uebereilung Napoleons war. Er hätte eher Holland von Truppen entblößen, und dieſe bei den operirenden Armeen brauchen ſollen. Wie ſtänden dann die Sachen jetzt für das nördliche Deutſchland! Noch einmal ein großes Glück, dieſe Räumung.

„Dieſe vierte Kolonne der Franzoſen müßte an der Saale operiren, und gehört folglich nicht zu dieſer Operation im ſtrengſten Sinn. Ihr Zweck iſt, um den drei andern Kolonnen die Flanke zu decken, der Zweck dieſer letzteren iſt zu erobern. Die vierte Kolonne begünſtigt dieſen Zweck, nur ohne direkt dabei mitzuwirken. Dieſe Kolonne geht längs der Saale hinab, Leipzig iſt ihr ſtrategiſches Operations-Objekt. Bei Saalfeld muß ſie ſich in zwei Kolonnen theilen, die andere geht über Jena und Naumburg nach Halle. Der erſte Zweig dieſer Kolonne operirte alſo auf dem rechten Ufer der Saale, der andere auf dem linken.“

„Die Länge der Operationslinie iſt aber für dieſe Kolonne, wenn man ſie mit der geringen Breite ihrer Baſis vergleicht, ſehr nachtheilig. Wenn ſie bis Halle und Leipzig gekommen wäre, und ein feindliches Korps näherte ſich Saalfeld, ſo müßte ſie zurückkehren. Denn ſie wäre durch die Päſſe des Thüringer Waldes gekommen, welche ihre Baſis machen *)."

„Eine andre Unbequemlichkeit wäre dieſe Theilung in zwei Kolonnen. Diejenige Kolonne, welche Halle zum ſtrategetiſchen Objekt ihrer Operation machte, müßte eben ſo ſtark ſeyn, wie die nach Leipzig vorrückende. Denn operirte dieſe Kolonne ganz nach Sachſen, ſo könnte ſie durch ein feindliches Korps in Thü-

---

*) Das Raſonnement über dieſe vierte Kolonne hat wenig Klarheit. Bülow ging dabei zu flüchtig zu Werke, und ſezt zugleich voraus, daß an der Oberſaale kein ernſter Widerſtand geleiſtet wird.

Gleichwohl iſt gar nicht zu leugnen, daß gegenwärtig der Beſiz von Würzburg u. ſ. w. die Operation an der Saale viel erleichtert. Dieſe Kolonne kann auch mehr wie eine demonſtrirende werden, und Zweige nach Dresden und Torgau dehnen.

Es wäre ungerecht, wenn man Bülow darum des Nicht-Patriotismus halber anklagen wollte, daß er drucken ließ, wie die Franzoſen uns nach ſeiner Meinung am vortheilhafteſten bekriegen konnten. Im Gegentheil war das ſehr nüzlich, und weckte vielleicht manchen Gedanken, deſſen Heilſamkeit ſich bei der Ausführung bewähren wird. Auch gibt Bülow Gegenmaasregeln an, deren Güte ſich dadurch bewährt, daß wirklich preußiſcher Seits gegenwärtig (September 1806.) mancher Schritt geſchieht, der auf etwas ähnliches, wie Bülow vorſchlägt, deutet. Z. B. die Aufſtellung des Korps bei Sagan, deſſen Zweck ſich gar wohl errathen läßt, wie der des großen Korps bei Magdeburg. Ueberhaupt ſind die jezigen ſtrategiſchen Vorkehrungen Preußens ſcharf durchdacht.

ringen abgeſchnitten werden, bliebe ſie auf der andern Seite ganz auf dem linken Ufer der Saale, und wollte nach Halle und Magdeburg gehen, ſo würde das von der ſächſiſchen Seite geſchehen, was vorhin von der thüringſchen geſchah*).“

„So geht es allezeit, wenn man auf einer Seite eines Fluſſes operirt, deſſen beide Seiten der Feind inne hat. Es bleibt alſo nichts übrig, als ſich zu theilen.“

„Wird nur eine halbe Entſchließung genommen, das heißt, ſchickt man nur einen geringen Theil ſeiner Macht über den Fluß, ſo wird das Uebel noch vermehrt. Eine überlegene Macht würde das hinübergeſchickte Korps zu Grunde richten. Man muß alſo die Hälfte ungefähr hinüberſchicken. Der Nachtheil hierbei aber iſt, daß der Feind mit dem größten Theil ſeiner Macht auf einem Ufer die eine Hälfte angreifen und ſchlagen kann. Indeſſen iſt der Feind eben dieſer Gefahr ausgeſetzt. Allein der Feind, welcher in ſeinem eigenen Lande Krieg führt, iſt mehr baſirt.“

---

*) Iſt man ſtark genug, ſo ändert ſich das ab. Auch wird das, was grade in Heſſen vorgeht, darauf wirken.

„Dieſe Kolonne iſt alſo gar nicht zum Erobern geeignet. Sie kann nur Progreſſen machen, wenn die drei Angriffskolonnen links glücklich geweſen ſind.“

„Die Beſtimmung dieſer Kolonne an der Saale iſt alſo nur, einen Theil der Feinde auf ſich zu ziehen, und dadurch den drei angreifenden Kolonnen die Arbeit zu erleichtern *).“

„Was müßte alſo dieſe Kolonne thun? Strategiſch längs der Saale auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes aufmarſchieren, und zwar in mehreren Korps, die gegen Sachſen Front machen, nach Maaßgabe als die drei Angriffskolonnen Progreſſen machen, wodurch denn die linke Flanke der Saalkolonne in Thüringen von Feinden frei werden würde.“

„Das Vorrücken dieſer Kolonne könnte alſo nur langſam ſeyn. Gegen diejenigen, welche grade vor derſelben ſtänden, müßte ſie allerdings Front machen. Ein Korps derſelben würde alſo grade nordwärts längs der Saale

---

*) Wie die Dinge jezt obwalten, könnte es ſehr gefährlich ſeyn, wenn man preußiſcher Seits von dem Armeekorps des gefürſteten Generals, der jezt am Ober-Main ſein Weſen treibt, nur dieſe Abſicht vorausſezte.

hinabgehen und mit demjenigen, welches nach Sachſen hingekehrt ſtände, einen Haken bilden *).“

„Wenn dieſe Kolonne in drei Korps die Saale beſetzte, ſo müßte die erſte bei Halle, die zweite bei Naumburg, die dritte bei Saalfeld ſtehen.“

„Wenn die drei Angriffskolonnen im weſtlichen Deutſchland glücklich ſind, ſo könnte eins dieſer Korps vielleicht tiefer wie Halle die Saale hinabrücken, allein die Belagerung von Magdeburg könnte es nicht unternehmen. Dieſe könnte nur unternommen werden, wenn man Meiſter des öſtlichen Ufers der Elbe iſt; denn eine Feſtung, die an einem Fluſſe liegt, kann man nur belagern, wenn man Meiſter von beiden Ufern iſt.“

„Alle deutſchen Korps, die derjenigen Kolonne entgegen ſtehen, welche vom Main her operirt, werden durch die, welche aus Holland vorgeht, im Rücken genommen. Die Kolonne von Düſſeldorf bedroht ihre rechte Flanke und auch ihren Rücken.“

---

*) Kaſſel müßte aber wohl zuvor erobert ſeyn.

„Dieſe Kolonne geht längs der Lippe. Die Kolonne aus Holland nimmt Emden und Münſter weg, und geht dann entweder über Osnabrück nach der Weſer, oder in die rechte Flanke desjenigen deutſchen Korps, welches der Kolonne von Düſſeldorf entgegen ſteht.“

„Der Regel nach müßte die holländiſch-franzöſiſche Armee die ſtärkſte ſeyn.“

„Alle ſüdlich ſtehende Korps der Deutſchen müſſen äußerſt für dasjenige beſorgt ſeyn, was in ihren Rücken in Weſtphalen vorgeht.“

„Es wäre alſo ungereimt, wenn die Deutſchen die Franzoſen aus dem ſüdlichen Deutſchland vertreiben wollten. Je weiter ſie das Unglück hätten ſüdwärts forzurücken, deſto länger würde ihre Operationslinie, deſto mehr entfernten ſie ſich von ihrer Baſis.“

„Daher taugen alle Stellungen ſüdlich von Kaſſel nichts für die Deutſchen, wenn die Franzoſen immer nordwärts der Lippe ihre Hauptſtärke hinbringen, um ſich zu Herren von Weſtphalen und der Weſer zu machen, ohne etwas für ihre Baſis zu beſorgen. Denn geſetzt ſie würden ſogar von Düſſeldorf abgeſchnitten, durch Siege der Deutſchen, ſüdwärts der Lippe, ſo bliebe ihnen doch immer noch Holland als Baſis."

„Die Siege der Deutſchen in Heſſen würden zu nichts führen, denn ſie könnten ſie nicht verfolgen, indem ſie ſich dann immer mehr von der wichtigſten Gegend, welches Weſtphalen nordwärts der Lippe iſt, entfernen würden."

Hieraus folgt alſo, daß ſie in Heſſen nur einen Vertheidigungskrieg führen können *). Die Schlachten in Weſtphalen würden alles entſcheiden. Die franzöſiſche Kolonne in Heſſen muß aber raſch angreifen. Die Armee, welche nördlich der Lippe operirt, kann nicht durch die Progeſſen der Deutſchen an der Lippe abgeſchnitten werden. Denn geſetzt, die Deutſchen rückten hier nach wiederholten Siegen vor, ſo gäben ſie ja ſelbſt ihren Rücken und die Weſer blos, wenn ſie bis an den Rhein dringen könnten. Sie müſſen alſo entweder

---

*) Aber dieſer Vertheidigungskrieg, iſt er nicht im Zuſammenhange mit Thüringen zu führen, dergeſtalt, daß man durch Beſetzung der Päſſe, und Aufſtellung eines Obſervationskorps von hinlänglicher Kraft das Eindringen in die ſächſiſchen Herzogthümer und die Operation längs der Saale vereitelt? Ohne Zweifel, das Lokal begünſtigt es, allein freilich muß man bei Zeiten auf dem Waffenplatz ſtehen.

dieſes Vordringen gegen die Armee von Düſſeldorf aufgeben, und der franzöſiſchen Armee im nördlichen Weſtphalen in die rechte Flanke fallen, oder ſie geben ſelbſt ihre rechte Flanke und ihren Rücken blos. Sobald ſie ſich rechts wenden, rückt die franzöſiſche Armee an der Lippe wieder vor, während diejenige in Heſſen offenſiv operirt. Wenn die Operation der Franzoſen glückt, ſo beſteht ſie in einer ſtrategiſchen Rechtsſchwenkung der Kolonne in Heſſen und an der Saale, deren Drehpunkt das Korps bei Saalfeld iſt. Die Rechtsſchwenkung der heſſiſchen Kolonne fängt an, wenn ſie Kaſſel eingenommen hat. Sobald dieſes geſchehen iſt, geht ſie über Göttingen nach Braunſchweig, und von dort wäre ihr nächſtes Operations-Objekt Magdeburg. Die Armee an der Lippe, welche von Düſſeldorf ausging, operirt nördlicher, etwa über Lippſtadt, Minden und Hannover, dann aber nördlich von Magdeburg an der Elbe."

„Der durch Heſſen vordringenden franzöſiſchen Kolonne, wird (wie ſchon geſagt) die rechte Flanke durch die drei an der Saale aufmarſchirten Korps gedeckt."

„Die franzöſiſche Armee aus Holland gibt den Deutſchen den Ort zu erkennen, wo ſie den Hauptangriff machen müſſen. Holland müßte alſo von einer Armee angegriffen werden, an deren Spitze ein General, welcher den Ungeſtüm eines ſchnellen Angriffs, der Bedachtſamkeit einer furchtſamen Klugheit vorzieht, ſtehen müßte [*].“

„Nicht die Dämme und Ueberſchwemmungen in Holland, ſondern der Andrang der Franzoſen von Süden her, würden dieſer Unternehmung die einzige Schwierigkeit entgegen ſetzen, denn bei exzentriſchen Bewegungen, ſo wie hier, muß immer die größte Kraft nach den Flanken hin verwandt werden; und in eben dem Verhältniſſe ſchwächt man ſich auf der Fronte. Wenn der Feind ſtark gegen dieſe andringt, ſo wird es ihm gelingen, ſie zurück zu werfen, um den Rücken desjenigen Theils der exzentriſch wirkenden Armee, welche ſeitwärts operirt, um ſich die Flanken frei zu machen, zu bedrohen. Hierdurch wird die Flanken-Operation gehindert, es ſey denn, man könnte in der neuen Eroberung unabhängig baſiren *).“

---

[*] Rüchel? — Blücher? — oder beide zuſammen. — Den Weg nach Holland wiſſen die Preußen ſchon ſeit 1787. Daß er nicht ganz mehr ſo eben ſeyn dürfte, ſchreckt keine Preußen zurück.

„Letzteres könnte in Holland geſchehn. Wenn alſo auch die Korps in Heſſen und Thüringen zurückgeworfen würden, ſo müßte doch die Armee gegen Holland eifrig ihren Plan fortſetzen, ſtatt umzukehren, wodurch die Baſis nur deſtomehr verkürzt, und die Stellung alſo deſtomehr flankirt würde.“

„In Weſtphalen und Holland alſo weſtlich von Kaſſel und der Weſer, muß die Hauptmacht der Deutſchen ſtehen, und dann auf dem entgegengeſetzten Flügel an der Ober-Saale, ganz dem Grundſatz gemäß, ſich neben den Feind zu ſtellen, und nicht demſelben gegenüber. Wie könnten die Franzoſen zwiſchen dieſen beiden Korps nach dem Hannöverſchen vordringen. Das Korps an der Ober-Saale

---

*) Dieſer ganze Abſatz iſt ohne Noth dunkel geſchrieben. — Meine Meinung iſt: (da man bei einem Kriege wie der von dem die Rede iſt, das Bündniß Engellands allerdings vorausſetzen kann) in Holland wird nur dann viel zu hoffen ſeyn, wenn der Angriff darauf von Weſtphalen aus, durch eine brittiſche Landung unterſtützt iſt. Das läßt ſich ja aber leicht bewerkſtelligen.

würde ſie abſchneiden. Wäre die Kolonne von Düſſeldorf durch glückliche Gefechte wieder dahin zurückgeworfen, ſo könnte dieſes Korps allenfalls den Franzoſen in Heſſen in die Flanke kommen. In allen dieſen Fällen iſt Kaſſel ein wichtiger Platz, denn er deckt Deutſchland von der Elbe bis zum Rhein. Ein Korps müßte hinter Kaſſel ſtehen, um die franzöſiſche Kolonne des Centrums zu beobachten. Die Eroberung von Holland wäre jedoch das Wichtigſte."

Ich frage ob einem der Leſer ſchon eine ſo lichtvolle Prüfung der wahrſcheinlichen Umſtände bei einem Krieg zwiſchen Frankreich und Norddeutſchland (das heißt, wie ſich von ſelbſt verſteht, Preußen und ſeine Aliirten) zu Geſicht kam. Ich mag nicht beſtreiten, daß man in den Generalſtääben wohl noch köſtlichere Memoires darüber beſitzt, aber in den Druck iſt nichts gekommen. Bülow ahmt Lloyd nach, aber er iſt genauer und ausführlicher als ſein Vorgänger in den Lokalbeurtheilungen, und ſtützt ſich daneben auf bleibendere Grundſätze.

Die angezogne Stelle, die für die jetzige Zeit ſo merkwürdig iſt, hat noch die in den

Bülowſchen Werken ſeltne Tugend der Reinheit; auch in keiner Zeile ſchweift er aus. Zu dem kürzlich erſchienenen Werk: **Blicke auf zukünftige Begebenheiten, aber keine Prophezeihungen** u. ſ. w. wird ſie wiederholt und erweitert, iſt jedoch übrigens ſo angethan, daß kein General ſie leicht zu Ende bringt.

Dergleichen Räſonnements über künftige mögliche Kriege von großen Köpfen entworfen, (mittelmäßige mögen nur ja davon weg bleiben) können von unendlichem Nutzen ſeyn. Denn wie wenig man ſeine Lokalitäten u. ſ. w. oft ſelbſt kennt, bewies Oeſterreich im ſiebenjährigen Kriege, wo es die vortheilhaften, mit weniger Zahl gegen die Ueberlegenheit zu vertheidigenden böhmiſchen Defileen unbeſetzt, und den Preußen den Einmarſch offen ließ. Nachdem Lloyd darauf aufmerkſam gemacht, und auch die Punkte zu zwei Feſtungen angegeben hatte, folgte man 1778. ſeinem Wink, und **Friedrich** II. richtete nichts aus. Warum auch nicht einem großen Kopf folgen? Daß ihn das goldne Vließ nicht macht, wiſſen wir.

Eben ſo dürfte es, ich wiederhole es aus Patriotismus, für Preußen ſehr vortheilhaft ſeyn, Bülow's Winke über Holland zu benutzen, beſonders über Holland.

Es giebt Federhelden im beſſern Sinn des Worts, die höchſt achtbar ſind; und warum ſollte auch der Erfinder eines ausführbaren großen genialen Plans nicht ſeinen Lorbeer verdienen. Die Intelligenz macht doch den Helden, brav iſt auch ein Grenadier.

Man würde Bülow'n, (dem großen Federheld) wahrſcheinlich keine Heeresführung vertrauen, des wüſten konfuſen Pli's wegen, den er im gemeinen Leben oft annimmt. Es bedarfs auch deſſen nicht, wenn nur der Geiſt ſeiner Schriften beherzigt wird, und bei alledem mögt' ich doch die ſo oft gehörte Meinung, er würde zum Ausführen ſeiner Plane unbrauchbar ſeyn, nicht unterſchreiben. Die Schnelligkeit ſeines Ueberblicks, ſein Weiterſehen als man gewöhnlich ſieht, ſein Andersſehen als man gewöhnlich ſieht, ſein Charakter Ungeſtüm, wären das alles nicht trefliche Feldherrngaben?

Daß an abſolute Unfehlbarkeit ſeiner Vorherſehungen zu glauben ſei, wem wird das beifallen. Wie oft verrechnet ſich die Weis heit! Wo rinnt der Born des ewig Wahren? Ein (ſogenannter) Zufall, verrückt in einem Augenblick das Ziel, nach welchem die Klugheit durch Jahre ſtrebte. Eine leidenſchaftliche Wallung, ein Uebereilen des Urtheils, ein Idiotism, eine Albernheit, ein paniſcher Schrecken, ein enges Kleid, und o was gibt's nicht alles das die Wage des Geſchicks zu verrücken fähig iſt. Bülow ſagt ſelbſt, er ſetze einen gewiſſen Optimismus von beiden Theilen voraus. Wie ſteht es aber in der Wirklichkeit oft damit? Schiller läßt ſeinen ſterbenden Talbot kräftig klagen:

Unſinn, du ſiegſt und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet, und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft!

Auch Lloyd irrte, in der Vorherſagung: man würde von Weſten her die öſterreichiſche

Monarchie ohne Erfolg angreifen. Allein man vertheidigte auch die Gränzen nicht nach Lloyds Vorſchlag. Ein Beweis, daß man wohl zu Kaiſer Joſephs Zeiten, nicht aber 1805. zu Wien las.

Bülow irrte verſchiedentlich, aber es lag nicht an ſeinem Scharfſinn, ſondern an den ganz unerwarteten Fehlern der einen Parthei.

Bülow's Widerſprüche iſts bereits oben gedacht worden. Man leſe die Blicke auf zukünftige Begebenheiten, im Vergleich mit anderen ſeiner Schriften. Die Gegenſtände, über welche er beſonders zweierlei Meinungen ausſprach, ſind namentlich: Der Kaiſer Napoleon.

Ferner: England.

Dieſes erblickte er einmal im erſten kräftigen Aufblühn, durch die doppelt vermehrte Produktion des Ackerbaus in zwanzig Jahren, die Manufakturen, der Lizenz des Miniſters, Exchequer-Bills nach Belieben ausgeben zu können, und ſah in einem Nationalbankerot nur die unnützgefütterten Stockhalters untergehn. Ein andermal gab er das eigenſüchtige, alle Nationen des Kontinents befeindende Webervolk mit ſeinem Schwindelkredit und ſeinen Turnips ſo gut als verloren an, und ſchrieb dem Hofe und dem Reichen des Landes, ſchon die Marſchroute nach Kalkutta vor.

Ferner: die Kraft Dännemarks. Dieſe ſchätzte er einmal ſo leicht ab, daß bei dem Entwurfe der Monarchie Germanien, die ſich nach ſeiner Meinung Preußen unterwerfen ſollte, Hollſtein, Schleswig, und Jütland gleich erobert waren. Ein andermal meinte er, die Linie von der Eider könne gegen 300000 Mann Stand halten.

Ebenfalls: Die ruſſiſchen Soldaten. Dieſen ertönte einmal das originelle Lob: „Ein Ruſſe iſt tapfer, feig, ehrlich, betrügeriſch, weiſe, thörigt, witzig, dumm, alles auf Geheis ſeiner Obern. Er betet, er nothzüchtigt, er hört auf, er mordet, er ſpießt Kinder, er iſt mitleidig, großmüthig; alles wie ſeine Herren es haben wollen. Er hat Talente, wenn ſie es befehlen. Von welcher anderen Maſchine kann man das behaupten? Vortreffliches Volk, von der Vorſehung abſichtlich für die unumſchränkte Monarchie geſchaffen.“ —

Ein andermal klang das Urtheil ganz verſchieden.

Gleichermaßen: Friedrich der Große. Auch das Papiergeld und andre Dinge.

Aber wo iſt die Wahrheit? Demokrit hat Recht, Heraklit hat Recht, Fontenelle hat nicht unrecht, wenn er ſpricht: jedermann hat Recht! Die ganze Natur iſt in zwei Hälften getrennt, aber nur der ſchärſere Blick unterſcheidet gleich deutlich im Schatten wie im Lichte. Der Satz: das Individuum A iſt ein großer Geiſt, iſt eben ſo wohl zu vertheidigen, als der: daſſelbe Individuum iſt ein Dummkopf. Beide ſind ja objektiv und hypothetiſch, wer kann da Beweiſe der Mathematik anlegen! Möge das Individuum auch Voltaire ſeyn, ſo wird ein beredter Feind bald das thörigte ſeines ganzen Strebens darthun.

---

*) In der Chreſtomatie, die oben vorgeſchlagen ward, verdient folgende Schilderung auch ihren Platz: „Denn obwohl der fleiſcherne Katapult, Muſe genannt, in Gefechten gradeaus ſehr wohl zu gebrauchen iſt, und die Klügern gar oft beſiegen kann, ſo muß er doch da, wo die Operationsanlage früh oder ſpät entſcheidet, unterliegen, weil bei denſelben das Licht des Verſtandes, Maſſen von Knochen und Fleiſch, die von drei oder vier Begierden, vom Verfaulen gerettet werden, beſiegen muß."

Wo wäre wohl der Mann, der ſich des richtigen Antizipirens der Zukunft rühmen könne. Archenholz weißagte zwar den Rückmarſch aus der Champagne von 1792, und Wieland Bonapartes Erhebung: beides lag aber auch ziemlich am Tage, und ſie haben ſich dagegen hundertmal betrogen *). Bülow hat vielleicht (neben manchem falſchen Kalkül) die mehreſten Thatſachen verkündigt.

Mit allem Reſpekt gegen die europäiſchen Miniſter möchte ich doch fragen: ob man bei den Koalitionen gegen Frankreich wohl den Tempel der Wahrheit betrat? Wie viele prophetiſche Lügen tiſchte Pitt während ſeines öffentlichen Lebens wohl dem Parlamente auf!

Genug, jedes Ding hat zwei Seiten, und jede dieſer Seiten iſt wahr, wenn man nur in den erforderlichen Geſichtspunkt tritt. Bülow tritt aber gewöhnlich in den Nichtvermutheten.

Z. B. iſt man es gewohnt bis zur Er-

---

*) Poſſelt und Friedrich Buchholz wollten ſich früher auch immer auf Blicke in die Zukunft einlaſſen, die mißlichen Erfahrungen aber ließen ſie ſpäterhin ihren prophetiſchen Anſichten recht artig die ſogenannten wächſernen Naſen drehen.

müdung wiederholen zu hören: Berlin ſey das neuere Palmyra. Wer Unterſtützungen des Ausſpruchs verlangte, den konnten die Enthuſiaſten bedienen. Nun ſpricht Bülow aber in den Blicken u. ſ. w. Berlin iſt eine Satyre des guten Geſchmacks, und weckt jetzt alle Vergleiche auf, die dieſe Kontroverſe wieder beſtätigen können *). So was erinnert freilich oft an die Kunſt der Rabuliſten und Apemanthe in Athen, allein was iſt's denn, wenn ich in dem Buche eines ſonſt treflichen Schriftſtellers ſchon immer an dieſem Blatte das folgende errathe!

Noch einige kleinere charakteriſtiſche Züge:

Im Jahre 1805 wallfahrtete Bülow nach Deſſau zu jener großen Autorität der kriegskünſtleriſchen Aufklärung, theils das Rauchfaß ein wenig zu ſchwenken, theils es ſich ſchwenken zu laſſen; daneben wohl ein Consilium

---

*) Der jetzige Monarch macht ſich und die Gegend von Berlin durch Chauſſeen und Anpflanzungen, und um die Stadt durch Bequemlichkeitsanſtalten mehr verdient, als es mittelſt formwidriger Façaden, (durch heraushängende Musketiergarderoben oft derb profanirt) geſchehen wurde. Bei dem allen hat er ihm auch ſchöne Prachtgebäude geſchenkt.

imperatorium zu halten, wie den Saldernſchen Philiſtern fortan wohl die Saat zu verderben ſey. Allein der alte Bärenhorſt, der zwar ſeine Betrachtungen kühn genug geſchrieben hat, iſt in der Unterhaltung kalt und bedächtig, ſtimmte gegen Bülow kein Konzert, ſondern vielmehr den dozirenden Ton an, der mit keinem ſonderlichen Behagen gehört ward; kurz Bülow erbaute ſich wenig an dieſer Entrevue.

Da Friedrich Buchholz ſeinen neuen Leviathan herausgegeben hatte, las ihn Bülow. Das letzte Blatt war kaum beendigt, als er zu dem Verfaſſer, den er noch nicht perſönlich kannte, eilte. Ich habe den neuen Leviathan geleſen, rief er in die Thür tretend. Buchholz, dem nun ein gewaltig vornehmer Autorſtolz eigen iſt, nahm die Huldigung ſo eben an, und fing an zu reden. Er ſpricht ſehr blühend und geiſtvoll, aber langſam, man muß bon entendeur ſeyn; und auf das, was erwiedert wird, gibt Buchholz in der Regel gar nicht Achtung. Bülow kann nun jedoch nichts weniger als Rede ſtehen, er wirft den ſublimſten Gedanken wie ein Bonmot hin, und hört des andern Rede auch nur mit halbem Ohr. Er machte alſo daß er aus dem Zimmer kam, hat aber des Leviathans wegen hernach Fr. Buchholz einen Mann von Genie genannt, eine Ehre die er ſelten ausſpendet *).

Einmal ging Bülow zu einem bedeutenden Offizier, ihm ein Projekt mitzutheilen. O Himmel! wieder Cicero in Puteoli. Man kannte den Geiſt d. n. Kr. nicht. Da hab' ich weiter nichts mit Ihnen zu reden! Fort war er.

Vor kurzem faßte er den Entſchluß, ſich keiner ſtarken Getränke mehr zu bedienen, und hielt ihn einige Tage. Während der Zeit kam er zu einem Bekannten mit den Worten: Stellen Sie ſich vor, ich ſaufe nicht mehr! und entfernte ſich.

Es kam ſchon im Anfang eine ſchrift-

---

*) Solche luſtige Anekdoten von Beſuchen der Schriftſteller, wie in der Vorzeit der deutſchen Literatur, hört man nicht mehr. So kommt vor mehr als dreißig Jahren Claudius nach Berlin, und eilt den Dichter Burrmann kennen zu lernen. Herein! ruft dieſer, als an die Thür des Dachzimmers geklopft wird, wer ſind Sie? — Ich bin der Wandsbecker Bote! — Sogleich wirft ſich Burrmann auf die Erde, Claudius will im Freudenausbruch nichts ſchuldig bleiben, und ſo walzen ſich die beiden Narren jubelnd um den Tiſch.

ſtelleriſche Fehde zur Sprache. Da Bülow nehmlich die Brochüre, Napoleon Bonaparte, ſchrieb, hatte kurz vorher ein anderer Autor ſeine Anſichten des Korſiſchen Helden bekannt gemacht. Bülow, der bereits auf Tauſende ſeine epigrammatiſchen Pfeile geſchleudert hatte, ohne daß von Vertheidigung die Rede geweſen war, nahm auch keinen Anſtand dieſen Autor damit zu bewirthen. Aber hier widerhallte das Echo. Der Gegner war kampfbereit, und Bülow empfing nicht ein Paroli, ſondern ein Soixantleva. Nun ſprach er von nichts als Todtſchießen und Todtſtechen, allein ſeine Freunde ſtellten ihm vor: er möchte doch Spaß verſtehen, er, der Hauptſpaßvogel*). Da beruhigte er ſich denn nach und nach, und da er jenen nachher zufällig in einem Buchladen traf, ging er mit einem Friede! auf ihn zu. Beide hatten wohl näher überlegt, daß ihre Talente ſie aufforderten, ſich wechſelſeitig zu ſchätzen.

---

*) Wenn jeder, den eine Injurie Bulows getroffen hat, ihn zum Duell forderte, ſo müßte er ſich nicht allein mit den meiſten Heeren, ſondern mit jedem Nordamerikaner, und jedem Europäer ſchlagen. Doch hatte er dabei die ganze kalmuckiſche Nation zu Sekundanten.

Dem ſey wie ihm wolle, Bülow der Denker und Erfinder hat eine Epoche in der theoretiſchen Kriegskunſt begründet, durch die er nothwendig auf die Nachwelt wirken muß. Man kann es auch ſchon der lebenden Generation mit allem Recht empfehlen, mit Vernichtung aller Vorurtheile gegen die Form, vom Inhalt der Bülowſchen Lehrſätze den Nutzen zu ziehen, den das partheiloſe Urtheil evident davon verſpricht.

Das Rezept zu einer heroiſchen Kur für den ſiechenden deutſchen Staatskörper ſchrieb er längſt nieder, und zwar überzeugte unter allen Hippokraten die Heilmittel vorſchlugen, ſeine Prognoſis am lebendigſten. Mögte er an einem Platz geſtanden haben — — — —

Wir haben vorhin die Frage aufgeworfen: ob der Intelligenz eines Helden nicht eben das Maaß von Ruhm, welches jetzt ſymboliſch Lorbeer heißt, gebühre, als der beſtallten Vollziehung; ſollten nun die mit dem Kommandoſtab geſchmückten Herren hierbei zu unwillig ſeyn, ſo darf doch ſeiner philantropiſchen Ideen wegen, unſerm Bülow die Bürgerkrone nicht vorenthalten werden. Alle Konſiſtorien ſollten beherzigen, was er zur Beförderung wahrer Religioſität vorſchlägt, alle Erziehungs-Inſtitute (beſonders die militairiſchen), was er mit tiefer Menſchenkunde, und ſcharfem neuen Ueberblick, von den Mitteln zu früher ſittlicher Veredlung ſagt. Ob ſeine Ideen über das Geld ſo ausführbar ſind, als ſie hochherzig klingen *), entſcheidet ſich wohl ſchwer, aber vollkommen leuchten ſeine Winke zur Reform des Landbaues in Deutſchland ein, und man mögte ſchon darum wünſchen, daß die Furcht vor einer künftigen Tatareneroberung allgemeiner würde, um unſre Gefilde durch lebend'ge Hecken abgehegt zu ſehn, hinter welchen ſpäte Enkel denn, (mit uns wird's wohl nichts zu ſagen haben) die Mongolen zu Boden tiraillirten.

Doch wie die Bürgerkrone, gebührt ihm auch die Berliner Hausvogtei. Selbſt im Cynoſarges zu Athen hätte ſchwerlich ein Neuerer einen ähnlichen Ton anſtimmen dürfen.

Wir kommen auf die Geſchichte der Verhaftung unſeres Helden.

---

*) Nach ihnen müßte der Fleißigſte und Thätigſte allein der Reichſte ſeyn können.

Der jetzige König von Preußen, der humanſte Monarch in Europa, bewilligte als ein Freund der Aufklärung bei ſeinem Regierungsantritt ſeinen Staaten um ſo lieber eine weitausgedehnte Preßfreiheit, als der allgemeine Wunſch darum bat. Wie ſehr auch der Mißbrauch dieſer Milde ſichtbar ward, blieb man doch am Hofe bei dem einmal feſtgeſtellten Grundſatz.

Indeſſen weiß die ganze Welt, daß die Umſtände, unter denen Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, keineswegs beſonders günſtig waren. Ein während der vorigen Regierung übereilt begonnener Krieg mit Frankreich hatte zwar durch den Baſeler Frieden ein Ende ohne Verluſt gewonnen, doch war er die Grundlage eines merklichen Uebergewichts Frankreichs geworden. Des Königs Vater hatte zwar die Grenzen gegen Oſt mehr wie irgend ein Regent des Hauſes erweitert, dafür war aber auch der mächtige nordiſche Nachbar um ſo näher gerückt, und erregte oft Beſorgniſſe. Die Liberalität deſſelben Fürſten hatte die Finanzen in einen Zuſtand gebracht, der mit den Hülfsquellen und Ausgaben im Mißton lag.

Intenſive Vermehrung der Staatskraft, vor allen die Erſparung eines dem Preußiſchen Syſtem ſo nöthigen Schatzes, war demnach das erſte Augenmerk des jungen Königs. Was konnte weiſer ſeyn!

Die Veranlaſſungen zum Krieg boten ſich häufig dar. Mehrere Mächte buhlten um ſeine Bundesgenoſſenſchaft. Glänzende Verſprechungen begleiteten manche Einladung. Friedrich Wilhelms heroiſcher Sinn iſt bekannt. Er hat im franzöſiſchen und polniſchen Kriege ſtolze Beweiſe des Heerführertalents, und der perſönlichen Tapferkeit abgelegt, allein er ließ ſich nicht von ungezähmter Eroberungsſucht fortreißen, ſondern überſah die Dinge mit mäßiger Ruhe. Das baare Geld zu einem weitausſehenden Kriege mangelte; das Land durch auſſerordentliche Kriegsſteuern anzuſtrengen, war hier unrathſam, und lief ſeinem landesväterlichen Wohlwollen entgegen. Immer erſchien der Ausgang ungewiß, er mochte ſich zur öſterreichiſchen oder franzöſiſchen Parthei ſchlagen. Die tiefſte Ueberlegung, das reiflichſte durchdachteſte Erwägen, legten immer zuletzt Neutralität auf. Seine Völker ſegneten den edlen Monarchen, der ihnen während in der Nähe Zwietracht wüthete, die ruhigen Segnungen des Friedens verlieh.

Das Schöne in den Abſichten des Monarchen liegt außer dem Gebiete alles Streits. Ob das Geſchick ſeine Mäßigung rechtfertigen wird, oder er es einſt bedauern muß, nicht früher das Schwerdt gebraucht zu haben, das wird die Zukunft darthun. Aber wie mißlich, auch ſelbſt für ein Heldenvolk, bleibt der Krieg gegen die Ueberlegenheit, wie wenig iſt auf Allianzen zu bauen! Was errang Oeſterreich durch ſeine Schlagfertigkeit? Das Schickſal lächelt dem Beſſeren nicht immer, ſogar ſelten!

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen,
Auf dem hohen Himmelsthron.
Ohne Wahl vertheilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Therſites kehrt zurück.

Genug dem Edelmuth blühe ſein Kranz, auch wenn das Geſchick feindlich endete.

Während des weiſen Zauderns des preußiſchen Kabinets, (welches freilich nimmer vorausſehn konnte, daß an einer Seite, ein ſo ſeltner Verein von Talenten, an der andern ſo unbegreifliche Fehler, die Waage des politiſchen Gleichgewichts ſo ſtörend berühren würden) ſtand nun ein tapfrer Autor nach dem andern auf, und rief zum Gewehr. Dabei wollte alles die jetzigen militairiſchen Formen (an die doch der ganzen preußiſchen Verfaſſung halber, nur mit behutſamer Vorſicht zu rühren iſt) raſch umgemodelt haben. Einer ſchrie Tirailleurs! einer Piken! einer Senſen! bald ſollte man alle Kanonen abſchaffen, bald ſie wie Sand am Meere herbeiziehn u. ſ. w. Die Rolande des Schreibtiſches wurden unwillig, ihre Plane nicht realiſirt zu ſehn. Der Stand, welchem die preußiſche Tendenz einmal hohe Achtung zuſichern muß, wurde oft ein Gegenſtand des Spottes. Je duldender die Cenſur war, je bittrer, je ſchamloſer dieſe Herren Autoren. Es übertrift bei weitem Josephs und Friedrichs Gleichgültigkeit bei jenen Libellen, was die jetzige preußiſche Regierung alles nachſah.

Doch die Preßfreiheit ward auch zu Ausfällen gegen das Ausland gemißbraucht. Einige Herrſcher zeigten zarte Empfindlichkeit über den Punkt. Die Geſandten trugen öftere Beſchwerden vor. Da ließ es nun das Neutralitätsſyſtem nicht anders zu, man mußte ſolchem Unfug Einhalt thun, und zur Genugthuung klagender Botſchafter, wies die Regierung die Cenſoren zur genauen Strenge, über alles was fremde Höfe betrift, an.

Bülow prangte nun an der Spitze derjenigen Schriftſteller, von denen hier die Rede iſt. Der Fähigkeit die er dabei offenbarte, haben wir hier ſchon volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Gewiß hat man dieſe Fähigkeit auch höhern Orts nicht verkannt, denn daß das literariſche Verdienſt geſchätzt wird, beweiſen die Beiſpiele eines Kotzebue, Johannes v. Müller und anderer. Vielleicht wurde es ſelbſt bedauert, daß Bülow's Fähigkeit, durch die Art wie er ſich gab, für den Staat unbrauchbar ward. So aber konnte man nur ignoriren, und hohe Großmuth war es, daß dies ſo lange geſchah.

Jetzt erſchien im Sommer 1806 das Buch: der Feldzug von 1805. Man verſichert, der Verfaſſer ſey erſt darüber mit Ungers Erden einen Kontrakt eingegangen, da aber kein Imprimatur zu erhalten geweſen ſey, habe er das Manuſkript nach Leipzig verkauft. Höchſt unvorſichtig hat er ſich auf dem Titel angegeben, (Verfaſſer des Geiſt's d. n. Kr.) und im Werke auch ſeinen Namen ausgenannt, da wo er nemlich ſagt: er werde machen, daß man von Bülowianern ſpreche.

Wer das Buch vor der Confiſkation las, (wohl vierzehn Tage lang war es in den Berliner Buchläden zu kaufen), wird geſehen haben, wie es die Toleranz erſchöpft.

Die preußiſche Regierung konnte nicht länger gleichgültig ſeyn. Mehrere Umſtände beſtimmten ſie dazu. Ein Monarch, dem es ja nur einen Wink koſtet, die ſchriftſtelleriſche Turbulenz zu vernichten, der ſogleich nach dem Geſetz, ja durch einen Machtſpruch beſtrafen kann, darf freilich, eben ſeiner Gewalt willen, über den Tadel eher lächeln, als der Privatmann, und Friedrich Wilhelm III. übte ſolche Schonung lange Zeit, ohne alles Prunken. Allein die Meinung iſt wichtig. Das wiederholte Läſtern des Heeres darf in Preußen ſo wenig geſtattet ſeyn, als etwas ähnliches in

Spanien in Betracht des Klerus. Und wäre das alles nicht; man war einem gewiſſen Geſandten Satisfaktion ſchuldig, vielleicht auch dem Schriftſtellerſchwarm ein Warnungszeichen. Genug die Polizei bekam Befehl den Herrn von Bülow zu arretiren.

Das Reſkript wurde weder beſonders raſch, noch geheim ausgefertigt. Acht Tage lang ſprach man ſchon in der Stadt von dem was geſchehen würde. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß man zufrieden geweſen wäre, wenn der Herr Inkulpat ſich entfernt hätte. Seine Bekannten riethen ihm wiederholentlich, den Stab weiter zu ſetzen. Er antwortete aber: ein wackrer Schiffskapitain müſſe das Fahrzeug nicht im Sturme verlaſſen. Ob dieſe Bravour von dem Verlangen herſtammte, durch eine Belangung nur noch mehr Aufſehn zu erregen, oder ob er nicht daran glaubte; genug er blieb in Berlin, und äußerte viele Zufriedenheit ſein Buch überall begierig leſen zu ſehn.

Anfangs des Auguſt empfingen zwei Polizeikommiſſarien die Ordre, ihn zur Hausvogtei zu liefern. Man wählte zu ſeiner Aufhebung die Nacht. In ſeiner Wohnung ward er vergebens geſucht, er übernachtete bei einem hübſchen Mädchen. Die Kommiſſarien, die davon Wind hatten, ſtanden denn gar nicht an, die Freuden Amors zu ſtören. Der Wirth mußte das Haus öffnen, man pochte im Namen der Obrigkeit an das Zimmer, und bat den Verfaſſer des Geiſts des neuen Kriegsſyſtems, ſich anzukleiden und zu folgen. Was war zu thun? Ein exzentriſcher Rückzug ließ ſich nicht machen; die Flanken waren ſchon umfaßt. Mack in Ulm.

Er benahm ſich anfangs ſtolz und ſtoiſch; da aber die Schöne, welche Leidenſchaft für ihn fühlte, eine neue Andromache, zärtlich klagte und weinte, ſchien der Hektor, (welcher zwar nicht zum Kampf mit einem Achill, aber mit der Themis abgerufen ward) doch etwas erſchüttert. Das Weib zieht der männlichen Kraft häufig einen Strich durch die Rechnung; aber es iſt ſchön, rein menſchlich, durch die Thräne gerührt zu werden.

Unterwegs ſammelte ſich ſeine Faſſung, er ſtritt, ward heftig, tadelte was geſchah aus mancherlei Gründen. Am unwilligſten betrug er ſich, da es über die finſtern Höfe des Gefängniſſes ging.

Er mußte die Nacht ſehr unbequem vollbringen, indem er erſt am andern Morgen die nothwendigſten Bedürfniſſe erhielt.

Das Zimmer was er bewohnen mußte, war klein und unbequem, und die Aufſicht (wie es in der Regel während der erſten Tage des Arreſtes zu ſeyn pflegt), ſtrenge. Er durfte keine Beſuche annehmen, nicht ſchreiben u. ſ. w. Nach den erſten Verhören ward ihm jedoch ein anderes Zimmer angewieſen, das beßte dort vorhandene. Es liegt auf dem hintern Hofe, links parterre. Es hat es einmal ein Franzos Schuldenhalber (voller neun Jahre, wie es heißt) bewohnt, und die Wände ganz artig ausmalen laſſen. Dieſe Augenweide genießt Bülow nun umſonſt. Es wurden ihm auch Bücher zugelaſſen, und wer ihn nöthig zu ſprechen hatte, konnte es, wiewohl nur in Gegenwart des Inſpektors.

Die Demüthigung von welcher vorhin die Rede war, und die er ſich durch ſeine etwas weitgetriebene Sonderlingſchaft zugezogen hatte, trat nun ein: es wurden auf höheren Befehl zwei Aerzte beauftragt, ſeinen geiſtigen Geſundheitszuſtand zu unterſuchen. Ich geſtehe, daß mich eigentlich dieſer Umſtand zu gegenwärtiger Schrift bewogen hat. Damit der Leſer ihn in ſeinen Urſachen begreifen möge, erzählte ich mehrere Thatſachen aus Bülow's Privatleben, was ſonſt, ich geſtehe es ein, tadelnswerthe Indiſtretion wäre.

Dieſe Thatſachen jedoch, die wahrſcheinlich mittelſt der gewöhnlichen Vergrößerungen des Rufs, nach obenhin lautbar wurden, rechtfertigen die getroffene Maaßregel, und höchſt unrichtig würde derjenige von Bülow's Anhängern deuten, der darin eine beſondere Härte ſuchte; vielmehr liegt es in der Natur des Herzens des Königs, gern einen Grund zur Verzeihung zu finden.

Aber daß ſich ein Mann, der, wie ſeine erbittertesten Feinde auch einräumen müſſen, mit Recht zu den erſten Köpfen Deutſchlands gezählt wird, in den Fall ſetzt, eine ſolche Unterſuchung über ſein Haupt verhängen zu ſehen; iſt's nicht zu arg? Unſelige Hyper-Genialität!

Doch nicht allein die äußern Zeichen der ſogenannten Hyper-Genialität, welche auch vorlängſt einen Hölty, Schubart, Moritz, Barth, Hagemeiſter, bei dem ſich nur im alltäglichen Hausmannskreiſe drehenden Haufen, den Verdacht des Unheimlichen erregten, ſind es, die den Blick an ein gewiſſes Individuum irre machen. Zwei Philoſophen haben darüber einige gar merkwürdige Urtheile gefällt.

Der eine iſt Maimon. Er ſpricht: „In ſo fern Wahnſinn, durch eine oder mehrere fixe Ideen begründet wird, gibt es gewiß ſo viel Wahnſinnige, daß, ſollten ſie alle an Ort und Stelle gebracht werden, man nicht ſo viele Bedlams erbauen könnte.“ Wer hat nicht Sinn für irgend einen Wahn, den er ſich auch durch die überzeugendſten Argumente nicht ausreden läßt? Es forſche nur jeder im Innern nach. Nur aber wenn die fixe Idee bedeutend iſt, und oft zur Sprache kömmt, wird ſie bemerkt, von Andersſehenden heftig beſtritten, das Gehirn mattet ſich in dieſem Kampfe ab, und die ſichtbare gefährliche Tollheit kann herannahen. — Ein Lügner, der eine oft wiederholte Unwahrheit ſelbſt glaubt, iſt in dem Falle auch ſchon wahnſinnig. Lebhafte

Phantaſie und kräftiges Gedächtniß können den Wahnſinn gewiß ſehr unterſtützen. Bei der Liebe iſt man auch jederzeit wahnſinnig. Die Gewohnheit läßt es nur überſehen. Handelte der Liebende aus einem andern Grunde als dem ſeinigen, wie er oft handelt, würde ihn die Geſellſchaft ſicher einſperren. Genug die Phantaſie herrſcht in dem Punkte vor der Vernunft.

Dem Liebenden iſt jedoch ſein Wahn wahr. Das macht das Medium, wodurch er ſchaut.

Wie es nun aber mit aller Wahrheit ein zweifelvolles Ding iſt, ſo auch mit der welche der Liebende erblickt, oder der in einer gewiſſen Wiſſenſchaft tief forſchende.

Letzterer ſieht immer auf die Wiſſenſchaft, und bildet ſich ein Medium der Eigenliebe, wodurch er ſeine Entdeckungen wahrnimmt. Er vertheidigt ſie um ſo lebhafter, als man ihrer Beherzigung widerſteht. Die Entdeckung, in ſo fern ſie der gemeinen Meinung widerſpricht, (beſonders wenn derſelbe Gegenſtand wenige Forſcher zählt, und die gemeine Meinung viele Autoritäten) kann nun öfters als Wahn erſcheinen, wenn ſie es auch nicht iſt.

So z. B. verwirft Bülow in ſeinen militairiſchen Schriften das Bajonnett. Die Soldaten ſind große Lobredner dieſer Waffe. Bülow, hitzig in dem Streite, braucht denn, nach vorherigem vergeblichen Beweiſe, Injurien, meint: ein * * * habe dies Inſtrument erfunden u. ſ. w.

Ein Offizier braucht nun bei ſeiner Beurtheilung des Bülowſchen Urtheils vorerſt die Sinnlichkeit. Er fühlt die Spitze des Bajonnets an, nimmt das Gewehr in die Hand, verſucht einen Stoß damit, findet in dem Scharfen, Schweren, Schwuchtenden allerdings denn doch keinen Spaß. Er weiß daß Friedrich II. ein großer Freund des Bajonnets war; er las hundertmal in den öffentlichen Blättern, da oder dort ſey eine Schanze mit dem Bajonnet erobert, man habe den Feind damit aus dieſer oder jener Stellung vertrieben; die Uebungsmanövers ſind darauf berechnet; die Männer welche ſie anordnen, gaben ihm Gewicht; er iſt alſo gleich mit dem Ausſpruch da: wer ſo was behaupte, müſſe nicht bei vollem Verſtande ſeyn. Bis zu der Anſicht, die Bülow nach einem weiten Wege faßte, drang er nicht vor. Nur wenige philoſophiſche Forſcher gibt's in der militairiſchen Wiſſenſchaft.

Ich will hier den Begriff von Schein-Wahnſinn überhaupt wecken, mit deſſen Schein es ſich aber wieder verhält, wie mit der Wahrheit überhaupt.

Es gibt aber auch eine gar ehrenvolle Wahnſinn-Erklärung. Wenn jemand nemlich dem Zeitalter ſo weit voraus wäre, daß letzt'res ihn durchaus noch nicht begriffe, oder bei wahrer Tugend mitten in der Verderbniß.

Nun komme ich auf Hegewiſch. Der behauptet, die Zahl der Tollen mehre ſich mit den Fortſchritten der Kultur, in der höchſten Kultur würde man aber keine Tollheit mehr unterſcheiden, da alsdann alles toll ſeyn würde.

Ich glaube hier darf man nicht Wahnſinn ſagen, der iſt in der Einbildungskraft zu ſuchen, aber auch nicht Raſerei, welche eine phyſiſche Zerrüttung vorausſetzt, Tollheit iſt auch wohl noch nicht recht, das dürfte eigentlich die heftige Melancholie ſeyn: Aberwitz iſt das beſſere Wort.

Welche Erſcheinung wird denn aber die

höchſte Kultur herbeiführen? Eine Ideen-Sündfluth, mein' ich. Hätte Rouſſeau daran gedacht, würde er hinzugeſetzt haben: zur letzten Strafe für die Entfernung von der Natur. Vermöge dieſer wird es endlich gar kein Ja oder Nein mehr geben, und dann iſt das menſchliche Geſchlecht aberwitzig *). —

Man verzeihe die Abſchweifung. Zurück zu den Galenusjüngern. Es verſteht ſich, daß ſie mit allem Reſpekt vor der Intelligenz zurückkehrten, in der ſie das Krankhafte ſuchten. Der eine ſoll in ſeinem Bericht geſagt haben: Dieſer Mann ließe ſehr heftige Lebensgeiſter wahrnehmen; (ja das glaub' ich) würde er durch langen Arreſt gepeinigt, ſo könne das freilich von üblen Folgen ſeyn, er riethe alſo unmaaßgeblich, ihm ſobald als möglich die Freiheit zurück zu geben, mit der Verwarnung: künftig behutſamer zu ſeyn. Doch kann ich für die Wahrheit nicht einſtehn.

Bülow ſoll (auch das weiß ich nicht ge-

---

*) Die Etymologie des Worts iſt ſehr bedeutend.

wiß) aber dabei geſagt haben: Jetzt bin ich nicht verrückt, aber da meine Freunde mir die Flucht riethen, und ich nicht folgte, war ich es ein wenig.

Gewiß iſt's aber, daß ihm nun um ſo ernſtlicher ſein Prozeß gemacht ward. Der Kammergerichtsrath E . . . bekam die Leitung deſſelben, mit dem Befehl über alle Stellen des konfiszirten Werks (der Feldzug von 1805) die Verantwortung des Verfaſſers zu Protokoll zu nehmen.

Mit dieſen Verhören fährt man nun bis jetzt (Mitte Septembers 1806) fort. Bülow hat ſich allerdings ohne Weiteres zum Verfaſſer des Buchs bekennen müſſen, was die Weitläuftigkeiten abgekürzt hat. Nächſtens werden die Akten geſchloſſen ſeyn, und zum Spruch vorgelegt werden. Bis zur Konfirmation können wohl einige Monat verſtreichen.

Bülow's Verſtoß gegen die Geſetze beſteht in den Stellen des erwähnten Buchs, die einer ſtrafbaren Auslegung fähig ſind. Deren mögten ſich eine ziemliche Zahl finden, und in Sophismen der Rechtfertigung iſt er eben nicht ſtark. Nimmt man das Landrecht zur Hand, und urtheilt nach den Paragraphen die die nächſte Beziehung auf den Fall haben, ſo läßt ſich allerdings ein ſtrenger Rechtsſpruch erwarten. Indeſſen hat es viele Wahrſcheinlichkeit, daß Herr von Bülow zum Feſtungsarreſt auf Königs Gnade verurtheilt werden dürfte. Bei der Denkungsart des gütigen Monarchen, (die man ſchon aus der Leipziger- und Zerboniſchen Angelegenheit kennt) darf er dann die Hoffnung nicht zurückweiſen.

Uebrigens genießt er jetzt die Bequemlichkeit von zwei Freiſtunden des Tages, in welchen er ſich im Hofe ergehen kann. Freilich ein dürft'ges Vergnügen für jemand, der nichts gelernt hat, als Völker regieren, und Heere führen. Er tröſte ſich unter andern auch mit dem König Theodor.

Er iſt übrigens jetzt ruhiger und bedachtſamer in der Unterhaltung als ſonſt, ein leicht zu erklärendes Phänomen. Das Schickſal des Buchhändler Palm hat einigen Eindruck auf ihn gemacht. Da ein Bekannter ihn vor einigen Tagen ſah, und ihn an die Vorherſagung ſeines Arreſts erinnerte, antwortete Bülow: Wohin hätte ich gehn ſollen? Etwa nach Frankfurt am Main? Ich will doch lieber, daß hier zwanzig Stellen meines Buchs mißfallen, als dort Eine!

Wenn er einſt wieder in Freiheit iſt, und neuerdings ſchreibt, um Fürſten Winke über Kriegskunſt und Politik zu geben, ſo ſey ihm dabei zwar nicht der ſteif-feine Gracian empfohlen, doch erinnre er ſich wenigſtens, was Tacitus von jenem Kaiſer ſagt. Es gilt von den meiſten Gekrönten dieſer Zeit.

Adulationem oderat, libertatem metuebat!

Und hiemit genug! Vielleicht nach der Entſcheidung mehr.

Sonett.

Laß göttlicher Erzeuger deinen Sohn
Einmal am Aetherplan die Strahlenroſſe lenken,
Hehr glüht die Kraft, ſie ruft Gefahren Hohn,
Leicht heb' ich das Geſpann und ſicher will ichs ſenken —

So fleht verwegen Phaeton.
Umſonſt mahnt Phöbus ihn der Parze Stahl zu denken,
Ein Eid gebot der Bitte Huld zu ſchenken;
Der Kühne iſt Himerens Schoos entflohn. —

Da winkt der Tod, entfernt von allen Rettern,
Der Zügel reißt, zur Erde ſtürzt der Held,
Wahnſinniger! verſpottet ihn die Welt.

Recht daß du fielſt, nicht meſſe dich mit Göttern,
Allein der Genius winkt nur zum Sternenzelt,
Und keiner fällt wie du, von allen Spöttern!

Eingetroffene

Weißagungen

und

prophetiſche Irrthümer

der Herren

Archenholz, Bülow und Fr. Buchholz,

mit

neueren Anſichten der Zukunft.

---

von

Julius von Voß,

vormals Lieutenant in Königlich Preußiſchen Dienſten, Ritter vom Verdienſtorden.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei Johann Wilhelm Schmidt.
1807.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bibl. Acad. Lund.

[illegible]

Universitäts-Bibliothek München

[illegible]

[illegible]

Und ſie ſchelten meine Klagen,
Und ſie höhnen meinen Schmerz,
Einſam in die Wüſte tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott,
Schweres haſt du mir beſchieden,
Pythiſcher, du arger Gott.

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfeſt du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeſchloßnen Sinn?
Warum gabſt du mir zu ſehen,
Was ich doch nicht wenden kann,
Das Verhängte muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Frommts den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod,
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Nimm vom Aug' den blut'gen Schein,
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſeyn.

Schillers Kaſſandra.

Archenholz.

Bei jenem unſeligen Bunde wider Frankreich 1792, dem Quell, aus dem ſo reichliches Elend über die Welt ſtrömte, dem Quell, deſſen endliches Verſiegen leider erſt ſpät zu hoffen ſeyn wird, ſahe Archenholz deutlich zuvor, daß der Vorſatz, Frankreich in ſeine alten Verhältniſſe zurück zu weiſen, das Ziel verfehlen würde. Er kannte die Stufe der Geiſtes-Bildung, auf welche das Jahrhundert der Voltaire, Rouſſeau u. ſ. w. das lebhafteſte Volk erhoben hatte; als Pſycholog, deſſen Stoff glücklich aus der Geſchichte erbeutet war, ahnte er die nur furchtbareren Flammen, in welchen hier der ins Leben gerufene Funke des Freiheitsgefühls durch Widerſtand auflodern mußte, und warnte vor Ludwigs Geſchick, wenn das Ausland, dieſem König beizuſpringen entſchloſſen ſey. Er behauptete mit kühner Ueberzeugung, daß weder das gerühmte Feldherrntalent des Herzogs von Braunſchweig, noch die nur kürzlich in Holland neu bewährte taktiſche Kraft der preußiſchen Heere, auslangen würden, Frankreich dem fremden Willen zu unterwerfen, und daß es ein eitler Traum ſey, wenn man hoffe, bald den Meiſter in Paris zu ſpielen.

Die Zeitſchrift, Minerva, hatte ihren hernach ſo lange beſtandnen Ruf hauptſächlich dem Umſtande zu danken, daß der Rückzug aus der Champagne darin ſo beſtimmt voraus geſagt ward.

Der nehmliche Verfaſſer wog bei den folgenden Kriegen, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, die Vortheile der neuern Kriegskunſt gegen die ältere richtig ab, und erklärte nur zu oft, daß Frankreich auf dem Continent bekriegen, lediglich es vergrößern heiß.

Da jedoch 1805 und 1806 Preußens Rüſtungen auf einen Kampf mit dem Kaiſer Napoleon deuteten, änderte Archenholz die Sprache. Er glaubte plötzlich wieder an eine unverlorene Tradition des Heldengeiſtes, der ſich einſt in den Gefilden von Prag, Rosbach, Leuthen, Torgau u. ſ. w. vielwirkend gezeigt hatte. Die Bilder der in der preußiſchen Monarchie ſo geheiligten Ehre, der ſo ununterbrochen geübten militairiſchen Fertigkeit, des hohen Ernſtes der Kriegszucht, lebten vor ſeiner Einbildungskraft auf, und nährten ihm die volle Hoffnung, Preußens Phalangen, von einem Carl, Möllendorf, Kalkreuth geführt, würden da widerſtehn, wo Oeſterreich mit ſeinen bei weitem reicheren Hülfsquellen des Kriegs, und durch ſeine Länderlage ſtrategiſch geſicherter, ſo manchen Unfall erfuhr. Oeſterreich, das doch im ſiebenjährigen Kriege oftmals Preußen mit Erfolg widerſtand.

Wie er ſich betrog, lehrte die Zeit.

Sein Betrug ruhte indeß unfehlbar auf den

Erinnerungen von Ehedem, da er, ſelbſt preußiſcher Offizier, die Treflichkeit des Heeres fühlte, und erkannte. Allein die Urſachen, welche jene Erſcheinungen hervorbrachten, beſtehn ſie noch, können ſie noch beſtehn? Iſt im jetzigen Zeitalter überhaupt ein ſolcher Soldatenſinn, als der ältere preußiſche, noch möglich? Sein Weſen beſtand in einem gewiſſen rohen Stolz, den die Macht der Aufklärung nach und nach überwand. Auch ward ihm das vielfache Befördern nach Gunſt verderblich. Einbürgerung in den Garniſonen, Weichlichkeit durch langen Frieden genährt, die vielen Ehen, alles das trat hinzu. Man blieb in den Fortſchritten der Zeit zurück. Und, wozu das alles weiter aufzählen? Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß die Kriegskunſt in Frankreich eine höhere Stufe erreicht haben mußte. Der mächtige Impuls der Revolution, mit ſeinem Gefolge von Schwärmerei, Schrecken, Hoffnung, Reſignation, Emporſtellungen des Genies, Kräftereibung, raſtloſer Thätigkeit, ununterbrochnem Prüfen der Theorien u. ſ. w.; drückt alles nieder, was der ganze Kontinent an Mitteln, den geiſtigen und körperlichen Menſchen anzureitzen, auf die Gegenſchaale legen mag.

Wie ſah doch Archenholz dieſe Wahrheit nicht ein? Sie entging tauſend minder unterrichteten Männern nicht. Und lohnte ſichs auch wohl, um Machthabern zu ſchmeicheln, es ohne Ueberzeugung auf eine prophetiſche Lüge ankommen zu laſſen? Es iſt in der That dem Denker, der im Beſitz der Autorität ſteht, um ſo weniger zu verzeihen, wenn er in einem ſo wichtigem Falle ſeine Ueberzeugungen nicht ausſpricht. Denn bisweilen mag doch wohl ein oder der andre Offiziant eines Kabinets, wenn ihm — vulgo: der Verſtand ſtill ſteht, ein wenig in geachteten Schriften ſtöbern.

Genug, wir ſahen, daß das preußiſche Heer im Beginnen des Kampfes, der großen Erwartung, die ein Theil von Europa ſchöpfte, keineswegs entſprach. Es giebt auch keine Entſchuldigung, die triftig wäre. Denn bürdet man auch dem Herzog von Braunſchweig, die Säumniß, durch die fränkſchen Päſſe zu gehen, die fehlerhafte Stellung bei Jena, die Sorgloſigkeit des Köſenſchen Paſſes, und überhaupt des linken Flügels wegen, das Hinwegſetzen über alle Regeln auf den möglichen Fall eines Rückzugs, und mehrere Fehler in Thüringen auf; die Art und Weiſe, wie man ſich bei der Flucht verhielt, das Betragen in den Gefechten bei Zehdenick und Prenzlow, das der meiſten Kommandanten u. ſ. f., deuten auf mehr als die Mißgriffe des Einzelnen, und in einer ſo zahlreichen Armee, die durch eine Niederlage ſo aufgelöſet werden konnte, daß troß mancher günſtiger Terrainabſchnitte, und andrer vortheilhaften Umſtände, dennoch kein ernſtlicher neuer Kampf mehr möglich ward *), muß ſchon vor der Schlacht Etwas gelegen

---

*) Wie, wenn die Trümmer der bei Jena geſchlagnen Armee, ſtatt über die Elbe zu gehn, und ſich einzeln aufreiben, gefangen nehmen, oder zerſtreuen zu laſſen, einen Streich im Geſchmack der Bülowſchen Vorſchläge ausführeten; nemlich ſich irgendwo im Braunſchweigiſchen ſammelte, und, um die Mark, die ſie doch aus Mangel an Vorkehrungen nicht mehr vor einer Zu-

haben, das der Vorwürſe in der Geſchichte nicht entgehen wird. — Nur Blücher und Thile machten ſich zur Ausnahme einer unglücklichen Regel.

Noch einmal, Archenholz ſah falſch!

Wenden wir uns zu einem Schriftſteller, der dagegen viel Uebles von dieſem Kriege prophezei't hat. Der Mangel an Dezenz in ſeinen Vorträgen, half ihm aber zu einem Freiſitz auf einer Feſtung. In der That er hätte können artiger reden.

Les Princes ne se guérissent pas avec des remedes amers; il est de l'art de prudence, de leur dorer la pillule. S. die kleine kurzweilige Schrift: Heinrich von Bülow, nach ſeinem Talentreichthum u. ſ. w. u. ſ. w. geſchildert.

Bülow.

Bülow hat 1801 den Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen, in der Vorausſicht, ſeinem wahrſcheinlichen Gange nach beurtheilt. Es iſt doch (wenn wir gleich das Ueberwürzte ſeines Stils verdammen, ohne welches kauſtiſche Ingredienz ſeine Talente dem Vaterlande vielleicht — vielleicht ſage ich nur — wohlthätig geworden wären,) geſtattet, die wichtigſten

---

vaſion retten konnten, unbekümmert nach Weſtphalen und der holländiſchen Gränze gingen? Uebler als es ſchon war, konnte es nicht werden, und die verwegne Diverſion hätte doch die Fortſchritte nach Polen etwas gehemmt.

Sätze jener Schrift *) ins Gedächtniß zurück zu rufen, da das Aneinanderhalten derſelben mit den wirklich eingetretenen Begebenheiten, für Politik und Kriegskunſt gleich unterrichtend wird.

Das Werk hebt an:

„Man kann zwar, da ich dieſes ſchreibe, noch keinen Krieg zwiſchen Frankreich und dem nördlichen Deutſchland, das heißt, mit Preußen vorausſehen; es ſind zwar pſychologiſche und politiſche Gründe vorhanden, welche dies ziemlich unwahrſcheinlich machen; allein es wird doch erlaubt ſeyn, die Vorausſetzung einer ſolchen Begebenheit zu machen, um ſie militäriſch zu unterſuchen, theils weil ſie denn doch nicht ganz unmöglich iſt, theils weil die Kriegswiſſenſchaft dadurch bereichert werden könnte, weil durch Anwendung die Regeln verſinnlicht werden.“

„Ein ſolcher Vorfall iſt nicht ganz unmöglich, wenn nemlich die Franzoſen ſo große Fortſchritte gegen die Oeſterreichiſche Monarchie machten, daß dieſe entweder agoniſirte, oder wirklich ſchon geſtorben wäre, Denn alsdann würde die Eiferſucht Preußens gegen Oeſterreich, durch die Vernichtung deſſelben, und durch die Furcht vor Frankreich verdrängt ſeyn. Sollte ſelbſt der König von Preußen dennoch den Frieden beibehalten wollen, ſo würde Rußland in dieſem Fall, in dieſer friedlichen Stimmung wahrſcheinlich eine Aenderung bewirken. Dann alſo wäre der

---

*) Blicke auf zukünftige Begebenheiten oder keine Prophezeihungen, geſchrieben im April 1801 u. ſ. w. von dem Verfaſſer des Geiſts des neuen Kriegsſyſtems. 1806.

Krieg mit dem nördlichen Deutſchland gewiß. Denn man könnte doch nicht ruhig die Oeſterreichiſche Monarchie aus der Reihe der Europäiſchen Staaten verdrängen laſſen? Was würde aus dem Gleichgewicht in Europa dann werden, welches ſolchen Mächten, wie Preußen, Dännemark und Schweden ſo nothwendig iſt? Würde Frankreich nicht den Reſt des Europäiſchen feſten Landes unter ſeiner Macht erdrücken, wenn ſelbſt England durch Meer und Flotten von ſeinen alles überſchwemmenden Heerſchaaren ſollte geſchützt werden.“

Dieſer Eingang bringt zwei Betrachtungen auf.

Eine, über das ſo lange Hinausſchieben des Kriegs, als es immer möglich war, von Seiten Preußens. Entging es denn unſerm Kabinet, daß er doch am Ende, auf einer oder der anderen Seite, unvermeidlich wurde? Und während deſſen ward der Feind immer furchtbarer, und das eigne Heer, nach nothwendigen Geſetzen, die in der phyſiſchen Eigenthümlichkeit des Menſchen begründet ſind, von Jahr zu Jahr, unkriegeriſcher. Die Ausſicht, durch Erſparung eines Schatzes, vielleicht mehrere Kraft zum Kriege zu ſammeln, wog jene Nachtheile bei weitem nicht auf, zumal, da unſre Finanzmaaßregeln den Werth des Geldes ungemein ſinken ließen, ſo ungemein, daß man bei der emſigſten Anhäufung des Geldes, doch den Staatsreichthum, als im Vermindern begriffen, anſehn mußte. Wem dies Paradoxon nicht einleuchtet, der weiß die Folgen der unverhältnißmäßigen und übel geleiteten Kornausfuhr nicht zu würdigen.

Aber es ſcheint, man glaubte wirklich, dieſe Neutralität immer fortſetzen zu können. Eine bei allen Völkern des Welttheils vorausgeſetzte paniſche Furcht vor unſerer Armee, erzeugte den traurigen Irrthum. Hätten die Miniſter, oder die Perſonen in der Umgebung des Königs, nur im Auslande Beobachtungen anzuſtellen gewußt, ein ſolcher Nebel wäre ſchnell geſunken. Um furchtbar zu bleiben, wenn man vor funfzig Jahren ſich dazu gemacht hat, muß das Andenken daran alle zehn Jahre, auch wohl in kürzeren Zeiträumen, aufgefriſcht werden. Und das jedesmal mit Ländergewinn, wozu es nicht an günſtigen Gelegenheiten gebrach.

Zweitens iſt hier noch (1801) vom Europäiſchen Gleichgewicht die Rede. 1806 iſt der Ausdruck von komiſcher Wirkung. Ja, wenn unſre Väter nicht ſchon ſo viel geſündigt, (auch die Groß- Aelter- u. ſ. w. Väter) und uns die ſchweren Strafen als Erbtheil vermacht hätten! Zum Gleichgewicht gehört ein Wagepunkt. Der mußte in Deutſchland ſeyn. Hier aber, wo man nicht aufhörte, die Urverfaſſung zu preiſen, und bei Formalitäten mit kindiſchem Eifer daran hing, ward die Gemeinkraft unaufhörlich zerſtückelt. Sollte ein europäiſches Gleichgewicht ſtatt haben, mußte vor allem in Deutſchland Einigkeit gegen das Ausland beſtehn. Und wie das Herz mußte auch Deutſchland ſuchen den Kopf Europens zu ſpielen, denn Spanien eignete ſich nicht dazu, und

Frankreich brauſ'te früherhin zu ſehr. Deutſchland mußte den Ueberblick des Großen erwerben. Wenn Frankreich ſeiner monarchiſchen Verfaſſung eine Richtung der Billigkeit zu geben ſuchte, (denn nichts weiter war die erſte Idee der Revolution) ſo mußte, ſtatt dieſem Staat höchſt unklug die Kraft der Verzweiflung zu erregen, es lieber Holland, Dännemark und Schweden im Bunde unterſtützen, wenn England den Zeitpunkt zum Erbeuten der Meerherrſchaft, ergreifen wollte. Polen zu erhalten, ſeine politiſche Schwäche zu verbeſſern, das war Deutſchlands Vortheil, es mußte bei Zeiten dem ruſſiſchen Einfluß dort begegnen, und zwar ſchon da Stanislaus den Thron beſtieg. An Deutſchland mußte die Pforte einen Stützpunkt finden. Ehe die Krimm in ruſſiſche Hände überging, hätten Polen und Deutſchland lieber mit Kriegsheeren am Pontus Euxinus auftreten müſſen. Aber unſre Väter ſprachen von vielen Dingen, die ſie nicht begriffen, und indem das durch ihre Afterweisheit erzeugte Uebel, drückend auf uns liegt, können wir unmöglich Ehrentempel über ihren Gräbern erbauen. Man forſche nur zurück, das geſammte Weh dieſer Generation hängt an Säumniſſen unthätiger Vorfahren *).

Wir Preußen ſind zwar mit hohem Recht, und mit Anerkennung des Ausländers auf unſern unſterb-

---

*) Wer nicht ſelbſt nachforſchen will, dem erleichtert ſeine Mühe, das Buch: der Krieg der Deutſchen mit Frankreich. Berlin bei Schmidt 1806.

lichen Friedrich ſtolz, allein die Zeit hat bei dem allen doch entwickelt, daß die von einigen aufgeſtellte Behauptung: er habe zum Ernſt zu wenig, zum Scherz zu viel gethan, nicht ganz ohne Gründe iſt. Dreiſter iſt indeß wohl nie über dieſen König geurtheilt worden, als in dem Werke, das uns gegenwärtig beſchäftigt. Mag auch Ungerechtigkeit in den Behauptungen liegen, ſo mögen ſie uns doch hier zur Erinnerung wiederholt ſeyn. Die merkwürdige Stelle ſteht S. 6.

„Selbſt der große Friedrich dachte nicht auf große Vergrößerungen. Er war mehr Philoſoph als Held. Er ſchien nie auf die Erhebung ſeines Reiches bis in die Reihe erſter Mächte zu denken *). Er war nicht unempfindlich gegen den wollüſtigen Genuß der Ruhe. Er eilte zu genießen, nachdem er erworben hatte. Kein raſtloſes Feuer, gränzenloſe Entwürfe des Ruhms zu realiſiren, ſtörte dieſen Genuß. Er war mehr ein Mann von Talenten als ein Mann von Genie; und die geſunde Vernunft eines Epikuriſchen Philoſophen war mehr ſein Geiſteseigenthum als die Hoheit der Seele eines Alexanders **).“

---

*) Doch ſprach er davon, als man ihm 1756. rathen wollte, bei der franzöſiſchen Allianz zu bleiben, und zufolge der Erzählung des Hauptmanns Grafen von Schmettau, ſoll Schwerin geſagt haben: Nur einem gekrönten Poeten könne es einfallen, auf dem preußiſchen Throne, ſich unter die erſten Mächte zu ſtellen.

**) Die Unterthanen haben freilich ſelten Urſache, ſich einer ſolchen Hoheit ihres Beherrſchers wegen, zu preiſen, aber freilich — die Hälfte davon frommt in ihren Folgen noch weniger.

„Seine Eroberungsſucht war ſehr eingeſchränkt. Er hatte nur einen Anfall davon in ſeiner Jugend, als er Schleſien eroberte. Mit dieſem Erwerb war er zufrieden, ſeine übrigen Kriege wurden geführt, um ihn zu behalten, nicht zu vermehren. Seine übrigen Vergrößerungen wurden ihm vom Glücke in die Hände geſpielt, faſt ohne ſein Zuthun. Er duldete ſogar aus Liebe zur Ruhe, daß die andern Mächte mehr von Polen nahmen, wie er. Seine Ungeduld, den ſiebenjährigen Krieg zu enden, machte, daß er die Gelegenheit entwiſchen ließ, ſich wichtig in Weſtphalen zu vergrößern. Nie nährte er erhabnere Entwürfe, als die, einen mittelmäßigen Staat zu ſtiften, und ſeiner Familie ein größeres Erbtheil zu hinterlaſſen, als er bekommen hatte. Er dachte die Dinge mit zu vieler Klarheit, um ein Held zu ſeyn *)! Jene Illuſion der Leidenſchaft, welche große Seelen zu großen Thaten hinreißt, mangelte ihm. Das Nützliche, nicht das Schöne, war die Triebfeder ſeiner Handlungen; und der Schimmer des Ruhms erbleichte vor ſeinem kalten philoſophiſchen Blick.“

---

*) Dieſe kühne Phraſe ſoll das Poetiſche im Heldencharakter, in ſeiner Obergewalt andeuten. In ſofern ſie auf Wahrheit gegründet iſt, kann man ohne im mindeſten Schmeichler ſeyn zu wollen, nicht umhin, mit befremdender Bewunderung an Napoleon zu denken. Seine cäſariſchen Thaten ſcheinen gewöhnlich im kühnſten Schwung der Einbildungskraft entworfen, und wo gab es eine kältere alles erwägendere Intelligenz? Die Größe der letzteren läßt vermuthen, daß die ſogenannte Poeſie im Charakter, ihr ganz untergeordnet ſey.

„Eilig machte er ſeinen Separatfrieden nach der Eroberung Schleſiens, da er doch noch mehr erobern, und vielleicht das Haus Oeſterreich ſtürzen konnte, wenn er die Sache auf das Aeußerſte trieb. Allein er eilte zu genießen, und zog eine gewiſſe Mittelmäßigkeit einer ungewiſſen zukünftigen Größe vor. Es iſt die Frage, ob Friedrich mit Alexanders Geiſt nicht Herrſcher von ganz Deutſchland geworden wäre [*])? Allein wenn ſein Kopf auch gigantiſche Plane zu faſſen vermochte, ſo war ſein Herz zu ſchwach, um ſie zu wollen.“

„So wenig nun Erobrungsbegierde ein herrſchender Zug ſeines Charakters war; eben ſo wenig ließ er ſich die Veredlung des von ihm beherrſchten Volks ſeine Hauptangelegenheit ſeyn [**]). Erhabene Entwürfe der moraliſchen Legislation, ſind nie in ſeine Seele gekommen, entweder weil er die Menſchen, ſonderlich die von ihm beherrſchten Menſchen ihrer nicht würdig hielt, oder weil ſie ſeinen Abſichten, und ſonderlich ſeiner Art zu regieren, geradezu entgegen gearbeitet hätten. Bei ſo vielem Verſtande müßte man keine erhabene Seele bei ihm vorausſetzen, wenn nicht ſeine tiefe Menſchenverachtung ſeine Seelengröße rettete.“

---

[*]) Wer zweifelt, wenn man alle Umſtände, die 1740. zuſammentrafen, erwägt.

[**]) Das iſt zu hart. Man darf nicht fordern, daß ein König das folgende halbe Jahrhundert antizipire. Friedrich umfaßte die Ideen ſeines Zeitalters in einem ſo hohen Grade, als je vor ihm ein Fürſt. Hinreichend genug, ſeine Unſterblichkeit zu ſichern. Manche erkennen kaum die des nächſten Jahrhunderts — hinter ihnen.

„Seiner Ueberlegenheit über die ihn Umgebenden ſich bewußt, durften ſie nur die unbedingten Inſtrumente ſeines Willens ſeyn. Dieſe Art zu regieren war nicht geeignet, geſchickte Staatsmänner zu bilden. Wenn ein andrer für uns denkt, und will, ſo ſchlummern aus Mangel der Uebung die Fakultäten des Denkens und Wollens. Wir ſind, dann gleichſam nur Waſſerleitungen, welche von der Quelle her das befruchtende Fluidum durchlaufen laſſen, ohne es zu ſäubern. Die Vergleichung mit einem Siebe würde paſſend ſeyn, wenn ein Sieb nicht ſäuberte. Menſchen, gewohnt blos paſſiv ſich bearbeiten zu laſſen, werden wenig geſchickt ſeyn, ſelbſt als aktives primum mobile den erſten Stoß zu geben *).“

„König Friedrich ſchien der Meinung zu ſeyn, daß in einer Monarchie der Monarch an Geiſtes-

---

*) Indeſſen iſt ja der eigne erſte Stoß das wahre Palladium der Souverainität. Hier iſt der Herr Tadler nicht mit ſich einig. Andre impulſiren laſſen, iſt das Werk ſchwacher Fürſten. Und wenn ſolche nicht im Gefühl richtiger Selbſtkenntniß Einen, und zwar einen intellektuell über ſie ſtehenden, an die Regierungsmaſchine ſtellen (wie es in frühern Zeiten wohl in Frankreich geſchah), ſo geht alle Centralkraft verloren. Von dem, der Größe fühlt, iſt dagegen ſchwer etwas Aehnliches zu erwarten. Die größte Lähmung entſteht, wo der Fürſt Viele impulſiren läßt, und dazu noch in ſeinen Wahlen auf die Mittelmäßigkeit ſtößt. Die Lähmung ſchreitet aber nur unmerklich fort, und wird dann erſt ſichtbar, wenn es Kraftäußerung gilt.

ſtärke eben ſo über ſeine Diener hervorragen müſſe, als er ihnen an Macht überlegen iſt. Ich glaube, er hatte Recht, wenn die Monarchie eine ſolche bleiben ſoll. König Friedrich regierte einzig und allein nach ſeinem Kopfe und aus dem Kopfe, in ſofern ſeine Regierungsart originell war. Dies hatte eine vortreffliche Folge: Einheit in der Regierung. Alles in ſeiner Art zu herrſchen, war aus einem Stücke. Alles war ſyſtematiſch und zuſammenhängend, denn Konſequenz war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er gieng nie wieder von einem erkannten Irrthum zurück, und zwar mich dünkt, zufolge einer ſehr richtigen Staatsklugheit, weil Schwanken in den Maaßregeln, der Regierung die Achtung raubt, und das ſonderbare Schauſpiel des Aufbauens und Wiederniederreißens nicht ihrer Klugheit das Wort redet, und die Staatskräfte verzehrt."

„Da nun eminente Köpfe nicht ſo gute Waſſerleitungen, wie ich oben geſagt habe, ſind, als höchſt mittelmäßige Menſchen, ſondern gern ſich einmiſchen, und von dem ihrigen hinzuſetzen, ſo mogte er ſie nicht gern um ſich haben, und bei den Staatsſtellen waren ſie nicht diejenigen, welche er hervorzog. Wenn es hin und wieder geſchehen wäre, ſo würde es eine Ausnahme ſeyn, welche bewieſe, daß ſelbſt die konſequenteſten Charaktere nicht immer konſequent ſind *)."

---

*) Zu den Ausnahmen gehörte unſtreitig Herzberg. Manche, denen das Genie nur immer glänzen und rauſchen ſoll, oder denen eine oder die andre Altersſchwäche dieſes Miniſters in der

„Zur geſellſchaftlichen Beluſtigung wählte er ſie zwar in ſeinen jüngern Jahren. Aber auch dies wurde er überdrüſſig, denn er mogte doch bei dem Allen gerne hervorragen, welches in ſolcher Geſellſchaft nicht wohl angieng. Daher ſtand er nur zuletzt durch Briefe mit Männern von Genie in Verbindung, und wählte ſich Geſellſchafter von gewöhnlichem Schlage. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß, da er ſo unausſprechlich viel ſprach, er die Leute, welche er nicht zu Worte kommen ließ, nicht recht kennen lernen konnte.“

„Da er nun im Allgemeinen nur gewöhnliche Menſchen zu Werkzeugen ſeines Willens wählte, und ſie noch obendrein ſelten für ſich ſelbſt urtheilen und handeln ließ, ſo wird man doch wohl leicht erachten können, daß er keine Baumſchule der kühnſten Staatsmänner, fähig die rieſenhafteſten Entwürfe im Verſtande zu empfangen und auszuführen, bildete und hinterließ. Da ferner dieſer Monarch kein exzentriſches Genie war, und von keiner unbegrenzten Ehrſucht, und erhabenen Planen die Geſtalt der Welt zu verändern, und zu verbeſſern, in ſeinem Innern beunruhigt wurde, ſo konnte er noch weniger ſeiner Monarchie ein Geiſtesgepräge eindrücken, welches

---

Erinnerung liegt, mögten das vielleicht bezweifeln; aber man denke nur an Herzbergs Ausſpruch: Preußen muß wenigſtens alle funfzehn Jahr einen Krieg beſtehn; der die Tendenz unſeres Staates ſo deutlich ausſprach, und an den Umſtand, daß, ſobald Herzberg in der Politik nicht mehr gehört wurde, auch gleich Preußen in der Achtung des Welttheils ſank.

nicht das ſeinige war. Folglich hinterließ er eine genügſame Monarchie, die es verdiente, von ihren Nachbarn mehr geliebt zu werden, als es der Fall iſt, weil ſie wohl ſchützen, aber ihrem Charakter zufolge, nie verwunden kann; weil ſie, indem ſie die Unabhängigkeit keines Staates in Deutſchland gefährdet, ſie ſelbige allen zuſichert.“ —

Keine Bemerkungen weiter bei dieſer bedeutenden Reihe ſeltner Ausſprüche über einen ſeltnen Mann. Sie ſind hier aber aufs Neue abgedruckt worden, weil ſie den Leſer in gegenwärtiger Zeit durchaus auffordern, über das Verhältniß eines Fürſten zu ſeiner Zeit, und zur Nachwelt nachzudenken. Allerdings gehört er den Jahren, in denen er lebt, und herrſcht vorzüglich da doch aber ſoll der Fürſt die Natur ſeines Staates ſo prüfen, daß er dabei auch auf die Söhne und Enkel blickt. Er beſondees hat das nöthig, da die Geſchichte ſeine Richterin iſt. Zwar wird er durch ſie vertreten, wenn ſeine Nachfolger die bezeichnete Bahn nicht zu verfolgen wiſſen, jedoch immer nur bis auf einen gewiſſen Grad. Diejenige Eitelkeit, der einer Dame gleich, die ihre Reitze durch eine mißgeſtaltete Geſellſchafterin um ſo mehr zu heben ſucht, die ſich vielleicht in dem Gedanken gefällt, einſt die Nachfolger um ſo eher zu verdunkeln, je wahrſcheinlicher ſie unter der ihnen aufgebürdeten Laſt erliegen, findet jetzt wohl ihren Ruhm nicht mehr, da man nicht allein auf den Repräſentanten eines Volks, ſondern auf das Volk zugleich ſieht.

Nun zu dem Kriege, deſſen Gang der Verf. d. G. d. n. Kr. voraus gezeichnet hat.

Er behauptet, wenn Frankreich und das nördliche Deutſchland (d. h. Preußen mit Sachſen, Heſſen u. ſ. w. im Bunde) auf den Kampfplatz träten, ſo müßte der franzöſiſche Angriff zufolge der beſſeren Regel, mittelſt dreier Kolonnen geſchehn. Nachdem er über die Lage der Gebirge, Ströme, Feſtungen u. ſ. w. viel richtiges geſagt hat, drückt er ſich über die Richtung der drei Kolonnen folgendergeſtalt aus:

„Wir würden eine Kolonne bekommen, welche ſich bei Frankfurt am Main verſammelte, und deren ſtrategiſches Objekt Kaſſel wäre. Die Natur des Landes ſchreibt dieſe Operation vor. Sie erleichtert den Vormarſch und den Rückzug, der immer im Fall des Mißlingens bis zum Main ſicher iſt. Die bergichte Gegend, die Defileen begünſtigen dieſen Rückzug. Dies iſt alſo die Kolonne des rechten Flügels.“

„Eine zweite Kolonne müßte von Düſſeldorf aus vorgehen, und längſt der Lippe, auf dem nördlichen oder ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes operiren, je nachdem es die Umſtände erforderten.“

„Dieſe Kolonne faßt alle diejenigen Korps der Deutſchen, welche ſüdlich von Kaſſel ſtehen, im Rükken. Sie müſſen ſich ſogleich bis Kaſſel zurückziehen. Man ſieht hier den Vortheil einer konkaven Baſis, die den Feind umfaßt. Dies iſt die Kolonne des Centrums der Franzöſiſchen Armee.“

„Die dritte Franzöſiſche Kolonne iſt die nördlichſte. Sie dringt aus Holland in Weſtphalen vor. Sie macht den linken Flügel. Sie ſucht Münſter wegzunehmen, und ſich über Osnabrück der Weſer zu nähern. Sie treibt diejenigen Truppen vor ſich her, welche grade von der Weſerſeite ihr entgegen ſtehen. Sie ſucht denjenigen, welche der Düſſeldorfer Kolonne entgegen ſtehen, in die rechte Flanke zu kommen. Ich halte dafür, daß dieſe nördlichſte Kolonne die wichtigſte iſt, und den Schlußſtein des ganzen ſtrategiſchen Gebäudes macht. Sie muß die ſtärkſte ſeyn."

Nach einigen Rückblicken in den ſiebenjährigen Krieg, fährt er fort:

„Die Franzoſen müßten aber noch eine vierte Kolonne haben. Da ſie aber nicht einerlei Zweck mit den drei angreifenden Kolonnen hat, ſo gehört ſie nicht zur Operation im ſtrengſten Sinn; denn ihr Zweck iſt nur, den andern drei Kolonnen die rechte Flanke zu decken. Sie befördert nur mittelbar die Operation. Sie begünſtigt ſelbige, ohne direkt dabei mitzuwirken."

Die Vorausſagung eines Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen überhaupt, hat ſich nun nicht allein gegen die Träumereien einer möglichen Neutralität bis ins Unendliche, vollkommen beſtätigt, ſondern der Krieg ſelbſt iſt von Seiten Frankreichs auch ziemlich in dem Geiſte begonnen worden. Wir erblicken zwar die Kolonnen am Main, und an der Lippe nicht, doch die in den Rheindepartementern geſammelte Reſerve würde ſie haben bilden können, wenn es nöthig geweſen wäre. Daß gerade umgekehrt die holländiſche Kolonne nur eine untergeordnete Rolle ſpielte, und der Hauptſchlag an der Saale geſchah, lag an den veränderten Umſtänden. Als Bülow jenes Werk ſchrieb, beſtand der rheiniſche Bund noch nicht. Die Bequemlichkeit, jetzt die große Maſſe nach der Ober-Saale zu bringen, lud dazu ein. Wären freilich die Preußen bei Zeiten durch den Thüringer Wald vorgerückt, hätte das die Operation ſtören müſſen. Der Vorwurf, das unterlaſſen zu haben, trifft jetzt die Generale häufig. Es ſcheint faſt, man habe mit einem ſolchen Entſchluß gezaudert, weil die Lage der Armee, wenn ſie jenſeits der fränkiſchen Paſſe hätte ſollen geſchlagen werden, überaus mißlich geworden wäre, deſtomehr befremdet jedoch, daß man nicht auch dieſſeits an den Fall des Unglücks dachte.

Hören wir nun den Entwurf für die Operation der Kolonne des rechten Flügels.

„Dieſe Kolonne muß längs der Saale hinab operiren. Sie verſammelt ſich bei Würzburg oder Koburg in Franken. Sollte ſie nun aus Franken nicht nach Thüringen vorgeſchickt werden, ſo müßte ſie doch bei Koburg als ein Beobachtungskorps ſtehen bleiben. Ich halte aber das Vorſchicken für das Beſte.“

Kaiſer Napoleon war gleicher Meinung.

„Von Koburg rückte alſo dieſe Kolonne vor auf der Straße nach Leipzig. Leipzig müßte eigentlich ihr ſtrategiſches Operationsobjekt ſeyn. Der

Marſch müßte dann über Saalfeld, Jena, Zeitz nach Leipzig gehen. Die Kolonne müßte ſich bei Saalfeld in zwei Theile theilen. Der andere gienge über Jena, Naumburg, Merſeburg nach Halle. Der erſtre Zweig dieſer Kolonne operirte alſo auf dem rechten Ufer der Saale, der andre auf dem linken, oder vielmehr, er bliebe immer längs derſelben."

Ohne Zweifel lag eine ähnliche Idee bei dem franzöſiſchen Anrücken zu Grunde. Sie ward auch größtentheils ausgeführt. Spaltete man ſich in mehrere einzelne Korps, ſo lag das an der größeren Stärke, und an dem umfaſſenderen Zweck; gieng eine Kolonne vom rechten wieder nach dem linken Saalufer (unter Davouſt), ſo brachte das die preußiſche Stellung mit ſich. Weiter:

„Hiebei wäre nun ein Umſtand, der alle Eroberungen dieſer Kolonne faſt unmöglich machen müßte, wenn die Deutſchen ihr nur einigermaaßen etwas Beträchtliches entgegen zu ſetzen hätten. Dieſer Umſtand iſt die Länge der Operationslinie dieſer Kolonne, wenn ſie bis Leipzig und Halle gekommen wäre, verglichen mit der geringen Breite ihrer Baſis. Denn ſie hätte den Thüringer Wald hinter ſich, durch deſſen Päſſe ſie gekommen wäre. Dieſe machten ihre Baſis. Wenn ſich alſo ein feindliches Korps Saalfeld oder Jena näherte, ſo müßte dieſe Kolonne wieder zurück, und würde in den Vertheidigungszuſtand geworfen."

Die Deutſchen ſtellten nun allerdings etwas ſehr Beträchtliches entgegen, doch war auch wieder die franzöſiſche Kolonne weit beträchtlicher, als ſie Bülow annahm. Dagegen aber beſtritt es dieſes Theoretikers Satz der Baſis durchaus, daß die Franzoſen ſogleich eine lange Operationslinie, auf den hier verhältnißmäßig ſchmalen Thüringer Wald ſtützten. Allein zum Verwerfen dieſes Satzes können ſolche Thatſachen noch nicht bewegen. Man muß erſt die Umſtände unterſuchen. Napoleon hatte die Oberpfalz und Franken im Rücken, deren Plätze und Hülfsquellen ihm zu Gebot ſtanden. Das Erzgebirge ſchützte ſeinen rechten Flügel vor dem Umgehen, und mit dem Siege von Jena konnte er über Heſſen eine vollendete Willkühr ausüben, was auch geſchah. Dadurch trat er mit dem Rhein wieder in eine nahe Verbindung. Und nach der franzöſiſchen Art den Krieg zu führen, kömmt es bei dem Begriff Baſis, nicht auf Zufuhrlinien von Magazinen an, daferne man nur in einem mit Lebensmitteln verſehenen Lande kriegt. Er deutet hier nur auf Sicherheit für die Flügel, und für mehrere Militairſtraßen. Daß endlich die Franzoſen nördlich des Thüringer Waldes vorſchreiten konnten, dieſen Vortheil bereiteten ihnen auch freilich die merkwürdigen Fehler ihrer Feinde vor. Wie konnten ſie ihren Rücken bedroht fürchten, da die preußiſche Armee, ſo wie ſie unter allen Stellungen, die faſt in der Gegend nur möglich waren, die unglücklichſte genommen hatte, (unter Räumung des rechten Saalufers und Nichtbeachtung des Köſenſchen Defilees) ſie auch unter allen möglichen Rückzügen wieder den unglücklichſten einſchlug, und vorwärts ſo viel Platz machte, als nur immer verlangt ward. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß ein excentriſcher Rückzug nach Bülows Syſtem, von viel wohlthätigeren Folgen geweſen wäre, beſonders aber, wenn man, was ſich ja als augenſcheinliche Regel darbot, mit einem hinlänglichen ſtarken Korps auf dem rechten Saalufer ſtand. Der Feind konnte dann immer nicht mit ſolcher Einheit wirken, und im ſchlimmen Fall zog ſich das preußiſche Heer zur Hälfte unter die Kanonen von Magdeburg, zur Hälfte nach Dresden zu, wo das durch Daun berühmt gewordene Lager bezogen werden konnte, während man dem Herzog von Würtemberg, die Elbe von Deſſau bis Torgau, zur Vertheidigung übergab. Nahm man zugleich in Churſachſen dem Feinde die Mittel ſeiner Subſiſtenz weg, ſo konnte er, da der Winter nahte, wo aus Franken und Heſſen nur mit vielen Schwierigkeiten Lebensmittel herbei zu ſchaffen ſind, vielleicht ſo gut nach ſeinem Siege zum Rückweg gezwungen werden, als einſt das ruſſiſche Heer nach jenem von Kunersdorf. Doch der Leſer gönne noch folgendem Fragment aus dem angezogenen Werk ſeine Aufmerkſamkeit:

„Eben ſo“ (man ſehe die vorige Stelle) „wenn ſich von der Sächſiſchen Seite ein Korps über Chemnitz, Zwickau, Gera oder Zeitz näherte, oder über Plauen gegen Rudolſtadt und Saalfeld anrückte, ſo müßte dieſe Kolonne gleichfalls zurück gehen. Sie würde ſogleich von beiden Seiten gegen Oſt und Weſt Front machen, und ſich zuletzt in einem konvexen

Halbzirkel von Korps ſtellen müſſen,) welches gar keine gute Form zum Erobern iſt. Letzteres könnte dann nur durch Operationen nach divergenten Linien geſchehen, deren Unwirkſamkeit in einem eigens ihnen gewidmeten Hauptſtück des Geiſtes des neuen Krieges erwieſen iſt. Erſtere Operation dieſer Kolonne nach Leipzig und Halle, könnte aber nicht gelingen, weil ſie nach einer Operationslinie, ohne Baſis vorwärts gehen würde. (Man ſehe G. des n. Kr.) So werden denn alle meine dort entwickelten Grundſätze durch Anwendung beſtätigt.“

„Eine andere Unbequemlichkeit wäre aber die Nothwendigkeit dieſer Kolonne, ſich in zwei Hälften ohngefähr zu theilen; die eine auf dem rechten Ufer der Saale, die andre auf dem linken. Dies iſt allezeit eine Unbequemlichkeit, wenn man links einem Fluſſe hinab operirt. Hier iſt nicht die Rede von detaſchirten Korps, (daran iſt nichts gelegen) wohl aber von einer beinahe gleichen Halbtheilung. Denn diejenige Kolonne, welche Halle zum ſtrategiſchen Objekt ihrer Operation machte, müßte eben ſo ſtark ſeyn, wie die nach Leipzig gehende. Ich will dies beweiſen.“

„Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß in Sachſen ein ſtarkes Korps auf dem rechten Ufer der Saale ſtand, und ein anderes in Thüringen auf dem linken. Angenommen, dieſe Kolonne hätte ſich ganz auf das rechte oder öſtliche der Saale verſetzt, und es rückte auf der weſtlichen oder thüringiſchen Seite ein Korps dagegen an, es ſey von unten auf dieſem Fluſſe nordwärts her, oder von der Gegend von Eiſenach ſeitwärts, ſo würde ja dieſe Kolonne ganz in Sachſen von ihrer Baſis abgeſchnitten, und hätte einen Feind hinter ſich, während ein anderer vor ihr ſtand. Sie würde dann nicht einmal über Plauen und Hof nach Franken, nach Baireuth wieder zurück gehen können, denn das im Rücken operirende Korps von Thüringen her, würde auch dieſe Straße gar leicht abſchneiden, wann die franzöſiſche Kolonne auch nicht nach Leipzig, ſondern nur bis Altenburg vorgedrungen wäre.“

„Auf der andern Seite operirte dieſe Kolonne ganz auf dem linken Ufer der Saale, und wollte ganz nach Halle, und von dort nach Magdeburg gehen. Um die das weſtliche Deutſchland vertheidigenden Preußen zum eiligen Rückmarſch nach der Elbe durch eine ſolche Diverſion zu zwingen, welche ihnen drohete, ſie von ihrer Monarchie abzuſchneiden; ſo würde das von der ſächſiſchen Seite her geſchehen, was vorher von der Thüringiſchen geſchah.“

„Dieſe Kolonne würde dann von ihrer Baſis durch ein ſächſiſches Korps gänzlich abgeſchnitten, während ſie einen Feind gerade nordwärts vor ſich hätte.“

„Man könnte zwar ſagen, wenn zu eben der Zeit die andern franzöſiſchen Kolonnen Kaſſel erobert hätten, ſo wäre an dem Abſchneiden der Baſis von der fränkiſchen Seite her, von Baireuth und Koburg nicht ſo viel gelegen. Ich bin nicht dieſer Meinung; denn aus Heſſen von Kaſſel, könnte ja dieſe Kolonne nichts beziehen, wegen des großen Zwiſchenraumes, den ſie hinter ſich ließe, wenn ſie bis Halle gekommen wäre, und der dann zu Operationen und Zufuhren, aus dem weſtlichen Thüringen und Heſſen von Sachſen her Gelegenheit geben würde. Ueberdem hätte dieſe Kolonne dabei noch Feinde nördlich; und ſüdlich könnte ein Korps von Sachſen über die Saale gehen, und ſich ohne Gefahr gerade im Rükken dieſer franzöſiſchen Kolonne bei Halle ſetzen. Oder es wäre auch genug, wenn es ſich zu Pferde auf die Saale ſetzte (à Cheval), welchen Kunſtausdruck ein jeder verſteht. Die Kolonne bei Halle wäre alſo eingeſchloſſen."

„So geht es allezeit, wenn man auf einer Seite eines Fluſſes, mit der ganzen Maſſe ab- oder aufwärts operirt, welches letztere noch ſchlimmer iſt. Ich will ſagen eines Fluſſes, deſſen beide Ufer der Feind inne hat. Dieſes Beiſpeil kann dies hinlänglich zeigen. Es bleibt alſo nichts übrig, als ſich zu theilen."

„Wird nun hiebei eine halbe Entſchließung genommen, das heißt, ſchickt man nur einen geringen Theil der Macht auf das entgegengeſetzte Ufer, ſo wird das Uebel noch vermehrt. Denn halbe Entſchließungen ſind immer die ſchlechteſten, wie dieſes Beiſpiel hier lehren kann. Das hinüber geſchickte Korps wird höchſtwahrſcheinlich von einer überlegenen Macht geſchlagen, und durch unglückliche Gefechte vermindert, wenn nicht gar aufgerieben, und der zurückgebliebene Theil der Kolonne iſt geſchwächt, und kann nicht mit derjenigen gehörigen Energie ſeine Operationen betreiben, als wenn alles zuſammen geblieben wäre."

„Denn man muß doch vorausſetzen, daß in Sachſen ein beträchtliches Korps ſtehen würde, und in Thüringen ebenfalls. Läßt man in Thüringen ein kleines Korps, und geht mit der größten Macht auf die ſächſiſche Seite, ſo kann der Feind in Thüringen allezeit das kleine Korps aufreiben, und das große in Sachſen vorgehen laſſen, um es dann deſto ſicherer abzuſchneiden. Im entgegengeſetzten Fall, wenn das Hauptkorps in Thüringen bleibt, iſt es gerade umgekehrt."

„Es bleibt alſo nichts übrig, als ſich auf den Fluß zu Pferde zu ſetzen, ſeine Macht ohngefähr halbiren, und auf beiden Ufern zu operiren. Hiebei iſt nun ſogleich das Nachtheilige, auch wenn man ſtehen bleibe, und nicht vorwärts geht, daß der Feind mit dem größten Theil ſeiner Macht auf einem Ufer, den er in Geheim hinüber gezogen hätte, die eine Hälfte angreifen und ſchlagen kann, ehe ſie Hülfe von der andern Seite erhalten könnte. Jedoch muß man geſtehen, daß der Feind eben dieſer Gefahr ausgeſetzt iſt, und daß die Dinge hierin gleich ſind; mit dem Unterſchied, daß der Feind, der auch à Cheval auf dem Fluſſe ſteht, mehr baſirt iſt, als der Angreifende, oder offenſiv Operirende, denn es iſt in ſeinem eigenen Lande."

„Aber hier tritt noch ein anderer Fall ein. Denn hier ſind zwei Hauptobjekte, auf welche zugleich los operirt werden muß, wenn etwas erobert werden ſoll, nemlich Halle und Leipzig. Man kann keines von beiden außer Acht laſſen, wie wir geſehen haben. Ein anderes iſt, wenn man ein Objekt mit der größten Macht angreift, und dieſe durch Seitenkorps deckt. Dann bleibt es doch nur eine ſtrategiſche Operation. Allein hier kann das nicht ſeyn. Beide Objekte verlangen gleichviel Aufmerkſamkeit. Man muß ſich alſo ohngefähr in zwei Hälften theilen. Es iſt klar, daß dies eine nachtheilige parallele Operation wird. (Man ſehe G. d. n. Kr. von parallelen Operationslinien). Sie iſt ſogar noch ſchlechter. Denn hier ſind zwei parallele Operationslinien ohne Baſis. Die Operation nähert ſich alſo einer divergenten. Denn genau genommen, iſt längs der Saale nur eine Operationslinie, die ſich am Ende in zwei theilt, weil zwei Objekte am Ende einer langen Operationslinie ſind. Rechts und links auf Thüringen und Sachſen könnte dieſe Armee keine Zufuhren erhalten, weil feindliche Korps ſie wegen der einzigen langen Operationslinie auffangen würden. (Man ſehe G. d. n. Kr.) Es ſey denn, ſie nähme die Stellung eines Parallelogramms an, oder ſetze beide Flügel an den Thüringer Wald, und das Gebürge zwiſchen Thüringen und Franken. Dies wäre denn eine konvexe Stellung, die zum Erobern nicht gar tauglich iſt.“

Hier macht ſich nun allerdings unſer Seher einer argen prophetiſchen Lüge ſchuldig, wenn er ſo viele Schwierigkeiten voraus ſieht, die einer an de

Oberſaale erſcheinenden franzöſiſchen Kolonne, würden in den Weg gethürmt werden. Sein gläubiges Vertrauen iſt aber Patriotismus, und ferne ſey deshalb aller Tadel. Uebrigens hat er ſich auch noch durch eine kleine Klauſel geſichert, dergleichen die Aerzte wohl anzubringen pflegen, wenn es die Prognoſis einer Krankheit gilt. Bülows Klauſel heißt:

„Daß ich hiebei eine Art von Optimismus in Rückſicht der Feinde dieſer Kolonne, welches hier die Deutſchen ſind, annehme, verſteht ſich. Denn wenn man einen Operationsplan entwirft, muß man unterſuchen, was der Feind dagegen unternehmen kann. Sonſt kann man freilich leicht fertig werden. Wenn alſo die Deutſchen alles verkehrt machten, ſo könnte dieſe Kolonne leicht erobern, ſonſt nicht."

Und weiterhin; nachdem er erwieſen hat, nur nach vielen Hinderniſſen erſt, würden die Franzoſen bis zur Elbe dringen können, heißt es auch:

„Es kommt ganz anders, wie man vermuthen kann, wenn der Krieg gegen die Regeln der Kriegskunſt geführt wird."

Aber — wie weiſe hätten Kriegs-Rathgeber gehandelt, wenn ſie Bülows gläubiges Vertrauen durch Studium belohnt hätten. Das Werk, obſchon 1801 geſchrieben, war im Manuſcript dem Verfaſſer durch Verleihen abhänden gekommen, erſt 1806 erhielt er es zurück, und es erſchien im Sommer kurz vor dem Ausbruch des Krieges im Druck. Wie ein Sanſkritt hätte man es ehren ſollen. Es überhob der Mühe, alle Fälle ſelbſt klar zu durchdenken, (ein

Geſchäft, das doch immer ſchon ein gewiſſes Maaß von Talent, Kenntniß des Terrains, des Feindes mit dem man es zu thun hat, und dies und jenes erfordert), eine Bequemlichkeit, die denen Perſonen, deren Rath im Kriege gehört ward, immer willkommen ſeyn durfte.

Oder empfand man einen Abſcheu gegen die Ideen des Verfaſſers des G. des neuen Kr., weil dieſer eben zur gefänglichen Haft gefördert war, und unartiger Form halber, einen Prozeß dulden mußte? O das hieß weit hinter den Höhen der nur ganz gewöhnlichen Aufklärung zurück geblieben. Was hatte das Gute und Wahre in der Wiſſenſchaft mit jener Form zu thun? Dieſe werde immer verdammt, kein Bedauern dem Manne, der ſich einen gehäßigen Akt der Juſtiz über den Hals zog; er konnte die Folgen vorher berechnen; aber ganz von dieſem Umſtand getrennte Dinge, ſind des Mannes Wiſſen, des Mannes Genie. Es iſt doch wohl zu hoffen, daß jeder der Herren, von denen hier die Rede iſt, wußte: daß Bülow mindeſtens im Entwickeln der theoretiſchen Kriegskunſt, unſrer Zeit ſo viel gilt, als Folard der ſeinigen; denn wenn ihm ſchon ein vornehmer Offizier ſoll geſagt haben: *ich habe von Ihren Schriften noch nichts gehört*, ſo geſchah das vor fünf bis ſechs Jahren; nun da viele jüngere Offiziers in den Generalſtab gelangt ſind, die leſen, konnte das doch wohl nicht mehr ſo ſeyn. Oder dennoch? Wahrlich ich meinte ſchon, da Bülow verhaftet wurde: man würde ihn im Kerker zu ſchreiben zwingen, mir fiel dabei das Bonmot ein, das Mercier von einem pariſer Buchhändler erzählt: Je voudrois bien tenir dans mon grenier, Voltaire, Jean Jacques Rousseau et Diderot, tous trois sans culotte, je les nourrirois bien, mais je les ferois travailler.

Hätten die Herren geleſen und beherzigt, konnte es wohl ſo übel in Thüringen gehen? Hat der Verfaſſer nicht vorher geſagt, wie an der Saale angegriffen werden dürfte? Nur die Wendungen des Kampfs, die die Umſtände veränderten, mußten ihm freilich entgehn. Es wird auch gar ſelten eine Prophezeihung nach dem Buchſtaben ausgeſprochen werden können; wer aber nur ſo in die Folgezeit zu blicken vermag, wie vormals eine delphiſche Pythia, oder kumäiſche Sybille, die auch die Worte in Dunkel hüllten, aber ſicher durch Weisheit ihren Ruhm gewannen — (ſo wie auch der jüdiſchen Propheten Autorität, die ihnen aus dem Umſtande erwuchs, daß ſie die Zerſtörung Jeruſalems richtig vorausgeſagt hatten, blos ein Kind der geſunden Logik dieſer ehrlichen Leute war. Sie ſtellten ſehr richtig feſt: Eine Stadt, die ſich erhalten ſoll, muß gute Mittel zu ihrer Erhaltung anwenden. Nun ſahen ſie aber klar: Jeruſalem wendet ſchlechte Mittel an. Und ſchloſſen, Ergo wird ſich Jeruſalem nicht erhalten), — der iſt warlich in ſolchen Zeiten viel werth, wo Feldherrn und Miniſter ſo wenig Geſchicklichkeit in dieſer nützlichen Kunſt blicken laſſen.

Es war noch ein Grund da, weshalb man die

Schriften des Verfaſſers des G. des neuen Kr.[illegible]te — (man weiß, welche Herren gemeint ſind) leſen ſollen. Und zwar auch ein recht logiſcher. Fielding giebt ihn in einem Anfangskapitel ſeines Tom Jones an. Er ſagt nehmlich im Allgemeinen, wenn man irgend eine Sache treiben wolle, ſo ſey es gar nicht ſchädlich, wenn man davon Etwas verſtände. Nun wollte man doch Krieg treiben, und zwar mit den vielgeübten, von vielerfahrnen Helden geführten Neufranken. Ein Krieg ganz andrer Art, als der, den einſt Friedrich gegen die Heere dreier Damen beſtand, worunter ſich nicht einmal eine energievolle Katharine befand, ſondern eine Beterin, ein weibliches wollüſtiges Phlegma, und eine Courtiſane (die Marquiſin Pompadour), welche alle nicht ſonderlich impulſirten. Es war alſo, laut Fielding, gar nicht ſchädlich, wenn man den neuern Krieg verſtand; und für Leute, die weder anderweitig als Volontärs dienen, noch reiſen, war Bülow mittelſt ſeiner Schriften ein reicher Quell des Erkenntniſſes.

Doch ernſter — wenn nun die preußiſchen Generale nach richtigeren ſtrategiſchen Anſichten gehandelt hätten, wenn ſie ſelbſt den Plan, ohne Zweifel den beſſeren, eingegangen wären, Holland anzugreifen, und auf den übrigen Punkten weislich Schritt vor Schritt vertheidigungsweiſe zu gehn — was würde es denn auch gefrommt haben. Bis zur ſtrategiſchen Ueberlegenheit brachten ſie es doch nimmer, auch von den Köpfen abgeſehn, das bringt die Lokalität ſchon mit ſich. Sie war für Frankreich ſchon früherhin durch Vaubans Feſtungskette ſo reich an Vortheilen, daß (das einzigemal, wo es durch deutſche Waffenkraft in Verlegenheit gerieth) als Eugen bis zur Belagerung und Einnahme von Lille gelangte, doch kein weiteres Vordringen thunlich war.

Und jene Zeit, jene Umſtände, und die gegenwärtigen!

Man mußte aber nicht nur ſtrategiſch, auch taktiſch überlegen ſeyn, um in Gefechten den Meiſter zu ſpielen. Darauf war man wieder durchaus nicht vorbereitet. In der Schlacht von Jena zeigte ſichs, ſobald das franzöſiſche Tirailliren anhob. Es ſollte wirkſam erwiedert werden, die Schützen mußten vor, aber der ſteife Anzug, die Gewehre, deren Güte zurückſtehe u. ſ. w. vereitelten den Erfolg bald. Die Schriftſteller ſagten bereits ſeit vielen Jahren, daß es taktiſch gar ſchlimm gehen würde, aber die Militairs glaubten es nicht, und träumten ſich in ihrer altmodiſchen Geſtalt unfehlbar.

Und wenn nun auch Gefechte, Hauptſchlachten ſelbſt, gewonnen wurden, (es liegt im Gebiet des Möglichen, da nicht immer nur Geſchicklichkeit den Kriegserfolg entſcheidet, denn ſo weit iſt die Kunſt noch nicht, daß ſie dem Zufall gebötet), was wäre dann geſchehn? Wie lange würde denn die Kraft Preußens ausgedauert haben? Hätte denn wohl Napoleon die Hände in den Schooß gelegt, oder ſich zu einem baldigen und für Frankreich nachtheiligen Frieden bereit gezeigt? Das glaubt wohl kein Menſch, der noch die Geſundheit ſeiner Sinne nicht verlor. Aber gegen ſeine neuen Heere, gegen die furchtbare Rheinlinie, gegen Frankreichs Feſtungen, deren es jetzt ſo viel mehrere als zu Ludwig XIV. Zeiten zählt, langte die Menſchenzahl, die der preußiſche Staat ins Feld ſtellen kann, nicht auf, denn wenigſtens würden doch die Franzoſen ihre Schlachten und Feſtungen nicht wohlfeil verkauft haben.

Aber, tönte die allgemeine Stimme, dann würde Oeſterreich aufs Neue losgebrochen ſeyn, die Fürſten des rheiniſchen Bundes auf Preußens Seite getreten, u. ſ. w.

In der That beſtehen eben ſo viel Gründe für das Gegentheil. Oeſterreichs Finanzen ſind bekanntlich nicht in dem Zuſtande, daß ſie zu einem neuen Krieg einladen, und welchen Seegen es bei den brittiſchen Subſidien fand, hat ſich auch erwieſen. Die Erinnerung des letzten Feldzuges konnte doch auch wohl abſchreckend ſeyn, um ſo mehr, da es in Geſellſchaft Preußens Einmal und in der ruſſiſchen zweimal erfahren hatte, wie leicht die Politik ſich in Berechnungen der Feſtigkeit irgend eines Bündniſſes betrügt. Ueberdem, da Leidenſchaft noch nicht aus den Kabinetten verbannt ward, konnte auch Preußens Verfahren 1805 Oeſterreich leicht beſtimmen, durchaus unthätig bei dieſem Kriege zu bleiben, denn es vergißt es gewiß nicht, daß ſogar ein Erzherzog vergeblich nach Berlin geſandt ward. Ja ich meine ſogar, wenn wider Vermuthen das Kriegsglück Preußens eine ſehr glänzende Wendung genommen hätte, ſo dürfte das Wiener Kabinett ſich wohl ſelbſt gegen uns, im Bunde mit Frankreich, erklärt haben, um vielleicht auf dieſem Wege, ſein Tirol u. ſ. w. gütlich zurück zu bekommen, und der preußiſchen Monarchie ſchädlich zu ſeyn.

Aber auch angenommen, was jene allgemeine Stimme träumt: mögte Oeſterreich bei ſchwächeren Kräften wieder ſein Heil haben verſuchen wollen, Baiern das Verhältniß der Königin von Italien vergeſſen haben, und da ſeine Größe ihm Einmal Abhängigkeit auferlegt, ſich beſſer in der vom heiligen römiſchen Reiche gefallen, ſo ſchauderhaft ihm das Andenken daran ſeyn muß — genug denken wir uns, daß Oeſterreich, Preußen, und das Reich in ſeiner alten Geſtalt gegen Frankreich im Bunde aufgetreten wären. Aber vertheidigte ſich Frankreich nicht ſchon Einmal wider dieſen Bund, damals ſogar noch durch Spanien, Sardinien; ſpäterhin durch Holland, Toskana u. ſ. w. verſtärkt? Und zwar, da Frankreich noch in ſeine ehemaligen Gränzen eingeſchloſſen, da es durch innere Faktionen zerrüttet, dem äußerſten Geldmangel blosgeſtellt, und in dem gefährlichſten aller ſeiner Kämpfe, in dem mit der aufrühreriſchen Vendee, begriffen war; und welchen Ausgang nahm der Krieg?

Schlagen wir neben Frankreichs unmittelbaren Vergrößerungen, die durch die Lage der neuen Länder und Bundesſtaaten bewirkte kriegeriſche Konzentration, und die Regierungseinheit (die in ihren Wirkungen auf den Geiſt der Nation weit mächtiger iſt, als der erſte Ausbruch der Freiheitsſchwärmerei; denn ſind die — Stimoli, welche ſie braucht, ſich der Gemüther zu verſichern, nicht ganz ſo ungeſtüm, ſo beleuchtet ſie die Fackel menſchenkundiger Philoſophie mehr. Der Satz beweiſt ſich überhaupt aus dem Umſtande, daß die Franzoſen als Republikaner oft noch Schlachten verloren, ſeit dem Konſulat und der Imperatur jedoch niemals. — Der Seekrieg und die Expedition nach St. Domingo gehören einer andern Anſicht.) nach Gebühr an, ſo iſt die Kraft Frankreichs 1806. mindeſtens gegen 1792 verdoppelt. Gegen das doppelte Frankreich meinte man alſo auszurichten, was wider das einfache mißlang? Hat man denn etwa ſeine Stärke verdoppelt oder verdreifacht? denn nur das könnte Hoffnungen gewähren. Phyſiſch ſicher nicht, und wo ſind die moraliſchen Anordnungen in Geſetzgebung und Erziehung, die mit einem Zauberſchlage die Völker hätten veredeln können? Im Gegentheil hat die Güte des preußiſchen Heeres ſeit 1792. beträchtlich verloren. Damals würde eine mißlungne Hauptſchlacht doch nicht ſo ſchrecklich in ihren Folgen gewüthet haben. Damals hätten ſich auch unſtreitig die Feſtungsbefehlshaber anders betragen als jetzt. Inzwiſchen iſt dieſe Erſcheinung leicht erklärt. Wer ſtill ſteht, geht zurück, und um ſo mehr, wenn die Fortſchreitung anderwärts ungewöhnlich iſt. Zudem hat ſeit jener Zeit das Befördern nach Gunſt überhand genommen, das verderblichſte für den Geiſt der preußiſchen Offiziere. Er konnte nur durch die

Anciennität in ſeinem alten Werth erhalten werden. Derjenige der brittiſchen Seeoffiziers gienge auch unter, ſobald die Damen ſich in das Vergeben der Stellen miſchen könnten. Der Charakter der Heere iſt in dem Betracht verſchieden. Was in dem franzöſiſchen, polniſchen und auch ruſſiſchen angehe, darf in keinem deutſchen ſtatt finden. Dort iſt man gewandter, und bildet leicht mehr als eine Fertigkeit aus. Der Deutſche vermag das ſelten. Macht er mit Leichtigkeit die Cour, ſo iſt er in der Regel als Soldat verdorben, wovon ich, wenn mir nicht das alte Exempla etc. beifiele, aus dem Kriege von 1806. die Exempel Dutzendweis beibringen könnte.

Wenn jedoch ein Fanatiker der Bündniſſe nicht weiter kommen kann, ſo nennt er nun als freundliche Rettunzgötter die Ruſſen. Allein auch nicht berechnet, daß Deutſchland doch in einer ziemlich unwürdigen Geſtalt erſcheint, wenn es die eigne Schwäche eingeſtehen, und fremde Hülfe erheiſchen muß, daß auch (wenn es glaublich wäre, daß Rußland uns wirkſame Hülfe leiſten würde) die Abhängigkeit von der Newa her, die doch unfehlbar erfolgte, uns eben ſo drückend werden dürfte, als einſt den Polen; das alles nicht beachtet, ſo darf man ja nur bedenken, daß Rußland ſchon zweimal auf dem Kampfplatz gegen Frankreich ſtand. Selbſt da es unter Suwarow in Italien mit Glück focht, (was aber allerdings die elende Direktorialverfaſſung erleichterte), ward die Armee meiſtens in den Kämpfen aufgerieben, und von dem, was nicht in Gefangenſchaft gerieth, kam wenig zurück. Von einer Ueberlegenheit kann wahrlich die Rede nicht ſeyn.

Aber es iſt ſchon ſeit dem Jahre 1792 her, eine Modethorheit deutſcher Politiker geworden, Frankreich zu entvölkern, während man die Ruſſen zu Hunderttauſend gleichſam zuſammen tanzen läßt. Und von jeher hat doch, wie es ja natürlicherweiſe nicht anders ſeyn kann, ſich die Schwierigkeit beim ſchnellen Rekrutiren, und Heerverſammeln gezeigt. Unſtreitig iſt es eine höchſt läſtige Anſtrengung für Rußland, hunderttauſend Mann bis nach Deutſchland zu ſenden, oft würde dies Reich ſie nicht wiederholen können. Und wahrlich, für Frankreich, wie es dermalen daſteht, drücken hunderttauſend Mann mehr, die Schaale ſeiner Feinde noch nicht beträchtlich nieder. Frankreich gebietet faſt der halben Volkszahl von Europa, hat die glücklichſte Lage für die Vertheidigung, und ſeine Heere mehr eingeübt als je.

Genug, es gibt keinen Entwurf mehr, zu einem Bunde wider Frankreich, der (ſelbſt wenn ſich die diesſeitigen Krieger aus braven Leuten, was wir gern zugeſtehn wollen, daß ſie es ſind, auch in Kriegskünſtler nach der jetzigen Höhe der Wiſſenſchaft verwandelten, ſelbſt wenn die Verbündeten, was noch undenkbarer iſt, einig blieben), haltbar wäre. Was Frankreich dagegen thun könnte, vereitelte ihn unſtreitig. Dies ſieht jeder, der über die Hülfsmittel, in deren Beſitz es iſt, mit partheiloſer Sachkunde nachdenkt. Nur die Nachbeter eines gewiſſen Miniſters, welcher ſchon ſeit vielen Jahren Kontrerevolutionen, Hungertod, und gänzlichen Mangel an Männern, in Frankreich vorausſetzte, und erwartete, die Franzoſen würden aufhören, ihrer Ehre und ihrer Kraft eingedenk zu ſeyn, wenn ſie Sr. Exzellenz Zorn fühlten, können ihren Blick vor dieſer Wahrheit verſchließen *).

Und Einmal auch das Unwahrſcheinlichſte der Welt eingeräumt: ein Bund gelinge nach jeder Erwartung, man demüthige Frankreich, theile es gleich Polen, was wird aus dem Kontinent? Nicht viel mehr wie eine Provinz Englands, das, wenn ſchon mittelbar, dennoch ſein beſtes Mark ausſaugen, und Geldmangel, Erlahmen aller Induſtrie, wo nicht Rückkehr der tiefſten Barbarei über ſie bringen wird. Denn nichts anders könnte das Produkt der auf Seeherrſchaft gegründeten Univerſalmonarchie ſeyn. Und wir könnten uns nimmer gegen unſre Unterdrücker auflehnen, wie einſt das nördliche Amerika. Das neuerſonnene Blokadeſyſtem bürgte dafür. Für uns gäbe es nirgend mehr einen Beiſtand. Aus dieſer Sklaverei wäre keine Rettung, es müßte denn ſelbſt auf den brittiſchen Inſeln eine innere Staatsumwälzung ausbrechen, und gleich jenen Hengiſt und Horſa, Vermittler vom feſten Lande herbeirufen.

Was ſollte aber Deutſchland, das vielbedrängte, thun? hör' ich fragen. So leicht fällt die Antwort

---

*) 1799 war vielleicht durch ein weislich angelegtes und ſo vollzogenes Bündniß etwas auszurichten. Man mußte aber Landungen machen, um der Feſtungskette auszuweichen. Schwerlich noch 1805. Nach dem Presburger Frieden nicht mehr.

freilich nicht. Einige mehr von Leidenſchaft, als von Einſichten geleitete Schriftſteller, haben von Aufſtänden in Maſſe wider Frankreich geſprochen. Ich muß geſtehn, ich liebe meine deutſchen Landsleute, fühle mich auch von einigen Seiten dazu berechtigt, indeſſen bringt mich doch der Gedanke an ſo was zum Lachen, ich kann mir nicht helfen. Unſer polyarchiſcher Bockesbeutel hat uns das, was Nationalkraft heißen kann, vorlängſt gelähmt. Unabſehlich wäre das Elend, in welches ſolcher Verſuch ſtürzen würde, und — die Ueberwinder werden auch zu wachen wiſſen.

In der That, wollen wir nur unpartheiiſch ſeyn, ſo dürfen wir uns über die Franzoſen nicht beklagen. Sind wirs nicht, die den erſten Funken des hernach ſo anhaltend wüthenden Kriegsfeuers entzündeten? Daß Frankreich neuere wirkſamere Methoden der Strategie und Taktik erfand, daran ſind wir Schuld, da wir ihm die Noth, die größte der Erfinderinnen, aufdrangen, und dennoch waren wir nicht einmal aufgeklärt genug, das Beſſere auch zu nützen. Daß Frankreich den Krieg auf ſeiner Feinde Unkoſten zu führen weiß, iſt in der That eine ſehr glorreiche Kunſt, die wir gern übten, wenn wir nur einmal ſo weit kämen. Daß der Einzelne oft hiebei untergeht, iſt ſo unzertrennlich in dieſer Kriegführung, als die Ausſchweifungen einzelner Soldaten, vom Kriege überhaupt. Daß wir Deutſchen auch eben das Syſtem der Milde nicht befolgen, wenn wir Sieger ſind, davon erzählt uns die Geſchichte des Huſſiten- des dreißigjährigen Krieges; und die bejahrten Männer in Sachſen, in Bamberg, in Meklenburg, in Holland, u. ſ. w., die ſich noch erinnern, Oeſterreicher oder Preußen bei ſich geſehen zu haben. Es dürfte wirklich nichts als Wahrheit in der Behauptung liegen, daß der Neufranke der rechtlichſte und humanſte unter den Ueberwindern ſey, ob man gleich vorausſehen darf, daß ein ſolcher Ausſpruch von Leuten, die eine einzelne Thatſache, die ſie drückt, nicht vom Blick auf das Allgemeine trennen können, heftig getadelt werden wird; und daß ſchon vom herzlichſten Patriotismus durchdrungen iſt, man ihnen ein Anhänger der Feinde gelten kann.

Doch zurück zu jener Frage: Was ſoll Deutſchland thun?

Ich will einige Ideen zu ihrer Beantwortung wagen.

Vorerſt muß nur nicht vergeſſen werden, daß Strafe, in der Regel, den Sünden nachfolgt. Deutſchland hat nun ſchwer wider die geſunde Politik geſündigt, es iſt alſo Regel, was uns dermalen trifft.

Sich einer verwirkten Strafe erledigen wollen, bewirkt gemeiniglich ihre Verdoppelung, wenn man der ſchwächere Theil iſt.

Es gibt aber Etwas, das auch die Religion als abwendend oder lindernd empfiehlt. — Buße.

Was wäre ſie wohl unter den Umſtänden, welche jetzt auf uns laſten? weiſliche Fügung in eine Abhängigkeit, die zu vernichten wir doch einmal zu kraftlos ſind.

Vielleicht aber dürfte dieſe Buße ſo hart nicht ſeyn, wenn ſich die Regierungen nur verſtänden, und man überhaupt mehr die Triebfedern des immer wieder angefachten Krieges erkennen wollte. Daß dies in Deutſchland nicht der Fall iſt, geht nur zu deutlich aus den Urkunden der Kabinette hervor. Darin ſind wahrlich die Schriftſteller beſſer unterrichtet. Generale und Miniſter haben ſich jene über den Kopf wachſen laſſen *). Hätten Erſtere einen Bülow, Bährenhorſt u. a. gewürdigt, und die letzteren einen Poſſelt, Friedrich Buchholz u. ſ. w. **) ſo ſtünde es um unſre Kriegskunſt und Politik beſſer.

Was ſind denn nun eigentlich jene Triebfedern?

Friedrich Buchholz.

Erinnern wir uns, was der neue Leviathan ſchon vor mehr als einem Jahre darüber ſagte. Sollte wohl jemand ſo tief in dieſen Gegenſtand gedrungen ſeyn, als Fr. Buchholz? Wahrlich, ich zweifle! Für den, der das goldne Buch nicht bei der Hand hat, mögen einige ſeiner kernhaften Stellen hier abgedruckt werden. Z. B. S. 301.

„Wenige Perſonen haben Kenntniß des Zuſammenhanges des politiſchen Lebens genug, um ſich einen deutlichen Begriff von der unwiderſtehlichen Nothwendigkeit zu machen, welche die ungeheuren Staatsſchuld Englands mit ſich führt. Daher die große Zahl der Anhänger Englands auf allen Punkten Europens; daher zugleich auch die große Zahl der Feinde Frankreichs. Man glaubt an Frankreichs Ehrgeiz, weil man nicht weiß, daß die ganze engliſche Verfaſſung zuſammenſtürzen muß, ſobald die Regierung nicht mehr im Stande iſt, die Intereſſen der Staatsſchuld zu bezahlen; und weil man keine Idee von der Colliſion hat, in welche Frankreich mit England durch dieſe Staatsſchuld geräth. Frankreich, ſo wie es gegenwärtig daſteht, hat kein weſentliches Intereſſe, ſeine Gränzen zu erweitern; denn abgerundet und von allen Seiten beſchützt, wie es einmal iſt, würde es durch die Ausdehnung ſeines Gebiets, nur ſeine Conzentrizität, d. h. den weſentlichſten Theil ſeiner Kraft verlieren. Aber Frankreich hat das allerbeſtimmteſte Intereſſe, ſein Colonialſyſtem nicht zu Grunde gehen zu laſſen; denn ſobald dies der Fall iſt, iſt und bleibt es abhängig von England, bis dieſes in ſich ſelbſt verſinkt, welches nicht eher geſchehen kann, als bis die Freiheit der ganzen Welt in England untergegangen iſt. Auf dieſe Weiſe iſt der gegenwärtige Krieg entſtanden, durch welchen die engliſche Regierung einen Bürgerkrieg abzuwenden ſucht, der von dem Augenblick an ausbricht, wo die Regierung ihre Verheißungen nicht erfüllen kann, und ihre bisherigen Freunde (die Kapitaliſten Englands) genöthigt werden, zu ihren Feinden (der arbeitenden Klaſſe der Bewohner Großbritanniens) überzugehen.

---

*) Man kann durchaus nicht ſagen, daß ein ähnlicher Fall in Frankreich obwalte.

**) Der Mann dieſer Herren ſcheint meiſtens der verſtorbene Herr von Schirach geweſen zu ſeyn.

Was Ehrgeitz oder wohl gar Heroismus ſcheint, iſt reine Nothwendigkeit und Wirkung des Selbſterhaltungstriebes. Der Kaiſer der Franzoſen iſt vollkommen vorwurfsfrei, wenn man ihm kein Verbrechen daraus machen will, daß er einſieht, Frankreich könne eine politiſche Unabhängigkeit nicht ohne ſein Colonialſyſtem behaupten, und daß er dieſer Einheit gemäß handelt. Und auf gleiche Weiſe iſt der engliſche Premierminiſter vollkommen vorwurfsfrei, wenn man zugiebt, daß er die Pflicht auf ſich habe, eine Revolution abzuwenden, welche von dem Augenblick an für England eintritt, wo das Reich genöthigt iſt, der Alleinherrſchaft zur See zu entſagen."

Dies iſt der Schlüſſel zu dem Geheimniß des Kriegs, gewöhnlich nimmt man die Wirkungen für die Urſache. Viele überſehen ganz und gar, daß es immer nur der Krieg zwiſchen England und Frankreich iſt. Was ſonſt kämpft, iſt immer nur die Auxiliarmacht Britanniens. Entweder wirkt das Kabinet von St. James unmittelbar auf die Höfe durch Ueberredung, oder Frankreich überträgt den von dort empfangenen Druck wieder ſeinen Nachbaren. Und St. Domingo, behauptet Buchholz, ſey eigentlich die Achſe des großen politiſchen Schwungrades von Europa. Man höre S. 282.

„Die ganze Tendenz des gegenwärtigen Krieges (nehmlich desjenigen zwiſchen England und Frankreich, doch ſind ſo wohl jener, dem der Presburger Frieden ein Ziel geſetzt hat, als der gegenwärtige, ſeine Filialkriege zu nennen, denn die Nothwendigkeit zwingt Frankreich zu Erweiterungen auf dem feſten Lande, und die engliſchen Miniſter gebrauchen dieſe, um der Monarchen Leidenſchaft zu erregen.) „iſt von Seiten Englands keine andre, als die Kultur von St. Domingo für immer zu verhindern. England will lieber eine Neger-Republik auf dieſer Inſel ſehen, als irgend einen geſellſchaftlichen Zuſtand, wodurch ſein Kreditſyſtem beunruhigt würde; denn wenn auch die erſtern ihm im Verlauf der Zeit gefährlich waren, ſo ſieht es in den letztern ſich jeden Augenblick gefährdet. Die wichtige Inſel ſelbſt zu erobern, hat es alle Hoffnung aufgeben müſſen, da es ſeinen Zweck mehrere Jahre hindurch nicht hat erreichen können.“

„Man ſpricht zwar noch immer von Malta, als dem wahren Objekte des gegenwärtigen Krieges. Allein was iſt denn Malta? Eine Feſtung im Meere. Hat aber eine Feſtung noch den mindeſten Werth, wenn das ganze Land, worin ſie gelegen iſt, nicht mehr ſtreitig gemacht werden kann? Gewiß eben ſo wenig, als eine Feſtung im Meere, wenn die Herrſchaft zur See einmal erobert iſt. Malta hat für Frankreich nur eine bedingte Wichtigkeit; ohne St. Domingo iſt dieſer Felſen für Frankreich nicht mehr werth als das Rieſengebirge. Wollte alſo die franzöſiſche Regierung ihre Anſprüche auf St. Domingo aufgeben, ſo würde der gegenwärtige Krieg ſogleich beendigt ſeyn. Allein die franzöſiſche Regierung kann dieſe Anſprüche nicht fahren laſſen, wofern Frankreich nicht alle die Vortheile verlieren ſoll, die es in und durch die Revolution erworben hat. Den ſogenannten Zwiſchenhandel haben die Franzoſen zu allen Zeiten den Engländern und Holländern überlaſſen, unſtreitig weil er dem Genius der Nation nicht entſprach. Soll Frankreich ſich für immer auf den innern Handel beſchränken, ſo müſſen die Franzoſen entweder auf die Befriedigung mehrerer Bedürfniſſe Verzicht leiſten, oder ſie bleiben in einer ewigen Abhängigkeit von England, das in dieſem Falle, über Frankreichs Staatskraft, nach Belieben ſchalten und walten kann. Da nun nur noch diejenige Art des Handels übrig bleibt, die Frankreich bisher getrieben hat, und da von der glücklichen Betreibung derſelben die Nationalfreiheit abhängt; ſo iſt es ſehr natürlich, daß die franzöſiſche Regierung den Verluſt von St. Domingo nicht verſchmerzen kann, und die ganze Staatskraft aufbietet, dieſe wichtige Inſel im Kampfe mit England wieder zu gewinnen."

„In der That, vermöge der Entwicklung, welche die europäiſche Welt in den letzten drei Jahrhunderten in ihren Bedürfniſſen erhalten hat, giebt es auf dem ganzen Erdball keinen Erſatz für St. Domingo. Wundern wir uns alſo nicht, wenn alles, was ſeit Jahr und Tag in England und Frankreich vorgeht, ſich auf das allerbeſtimmteſte um die ewige Entziehung und um die Wiedereroberung dieſer wichtigen Inſel dreht. Um nicht einmal für allemal von der Liſte der Seemächte getilgt zu werden, will Frankreich alle ſeine Kräfte anſtrengen, und ſogar eine Landung in England verſuchen; um ſeine Verfaſſung zu behaupten und ſeinen Staatspapieren dauernden Kreheit zu geben, will England lieber das Aeußerſte befürchten, als eine Wiedereroberung dieſer Inſel geſtatten, deren ruhiger Anbau von Seiten Frankreichs ſein unabtreibliches Verderben ſeyn würde. Könnte ſich Frankreich entſchließen, eine Neger-Republik auf St. Domingo zu dulden, ſo würde England dem Kaiſer Napoleon zu jeder Unternehmung auf dem feſten Lande von Europa willig die Hand bieten; denn die Verhältniſſe der Continental-Mächte intereſſiren England nur, in ſofern ſie ſeine Seemacht beſchützen, und es kennt ſeinen Vortheil allzu gut, um nicht einzuſehen, daß es das Uebergewicht über die allergrößte Continental-Macht hat, ſo lange der Alleinhandel mit Colonialprodukten in ſeinen Händen iſt. Doch Frankreich wird ſchwerlich ein ſolches Opfer bringen, weil das ganze Continent keine Entſchädigung für St. Domingo iſt *). Durch Errichtung einer Univerſalmonarchie verlöre Frankreich nur ſeine Conzentrizität; es würde nicht nur in eben dem Maaße ſchwächer werden, als es an Umfange gewönne, ſondern auch

---

*) So ausſchweifend dieſe Behauptung auf den erſten Anblick manchem ſcheinen mag, ſo wird man doch, je ſchärfer man den Gegenſtand ins Auge faßt, je lebhafter überredet werden. Doch giebt es treuherzige Deutſche genug, welche meinen, dieſe oder jene deutſche Provinz, ſey das lockende Ziel, welches Napoleon das Schwerdt ergreifen ließe. Es kann freilich nicht anders wie ihm ſchmeichelhaft ſeyn, das Reich, durch deſſen Stiftung ſich Friedrich der Große unſterblich machte, mit einer Berührung in ſeinen Grundfeſten erſchüttert zu haben, allein es iſt immer nur ein gelegentlich geſuchter Nebengewinn. Den größten Kranz, den ihm ſein Volk, den er ſich ſelbſt zuerkennen wird, kann er nur im Ueberwinden Englands gewinnen.

in eine ewige Sklaverei und Abhängigkeit von England gerathen.“

„Denkt man ſich St. Domingo hinweg, ſo giebt es keinen Gegenſtand des Haders zwiſchen England und Frankreich, ſo ruhen die Waffen auf allen Punkten Europa's, ſo iſt jeder Antagonismus für den Augenblick ausgeglichen. England kann dieſe Inſel entbehren; denn England hat kein Intereſſe, eine noch größere Fülle von Waaren des Luxus produzirt zu ſehen, ſo lange diejenigen, die es zu liefern im Stande iſt, für die europäiſchen Bedürfniſſe ausreichen. Frankreich hingegen kann dieſe Inſel nicht entbehren, ohne auf das allerweſentlichſte in ſeiner Macht zu leiden. So wie die Sachen ſeit Jahr und Tag liegen, kann aber St. Domingo nur dadurch wieder erobert werden, daß England in England ſelbſt angegriffen wird. Die Aufgabe, welche der franzöſiſche Staatschef in dieſer Hinſicht zu löſen hat, iſt vielleicht die ſchwierigſte, welche je gelöſt worden iſt. Eine Landung iſt weniger leicht, als diejenigen glauben, welche mit Geläufigkeit davon ſprechen *). Sie wird nie zu Stande kommen, ſo lange ſich das engliſche Kreditſyſtem behauptet; denn hierin liegt die ungeheure Macht Englands verborgen. Kann Bonaparte dies

---

*) Vielleicht ſoll dies Bülow treffen, welcher bekanntlich nur geringe Schwierigkeiten in dieſer Unternehmung ſah. Reinhardt (der Schauſpieler, jetzt in München) hat auch ſchon gegen ihn geſchrieben. Man ſehe deſſen bei Rauck erſchienene kleine Schrift.

Kreditſyſtem von Frankreich aus über den Haufen werfen, ſo hat er gewonnenes Spiel; denn alsdann reinigt ſich der Kanal von ſelbſt von den feindlichen Schiffen, welche die franzöſiſchen Häfen blockiren. Verminderung des Abſatzes derjenigen Waaren, welche das Fundament alles politiſchen Lebens im engliſchen Staate ſind, ſcheint fürs Erſte das allerwirkſamſte Mittel zu ſeyn, in ſofern nämlich nicht ſowohl die Engländer ſelbſt, als die ſämmtlichen europäiſchen Nationen die Zinſen der überſchwänglichen Nationalſchuld entrichten müſſen *). Um aber dieſer Maaßregel einen unwiderſtehlichen Nachdruck zu geben, würde die franzöſiſche Regierung vor allen Dingen auf die Wiederherſtellung des franzöſiſchen Kredits Bedacht zu nehmen haben. Ohne dieſen Hebel wird die franzöſiſche Induſtrie nie werden, was ſie werden kann, und der franzöſiſche Staatschef nie im Stande ſeyn, den Engländern weſentlichen Abbruch zu thun."

Wäre dies letztere Fragment in den politiſchen Konſeils von Petersburg, Wien, Berlin u. ſ. w. vorgeleſen worden, und die Perſonen, mit denen die Souverains beratheten, hätten ſo tief geblickt, als redlich gefühlt, durchaus würden die Ströme Bluts, welche neuerlich auf dem Kontinent, entweder als Opfer der Unkunde, oder des einzelnen unlautern Intereſſe. floſſen, größtentheils erhalten worden ſeyn?

Um

---

*) Es iſt wunderbar, wie ſehr man ſich ſeither in Deutſchland bei dieſem Verhältniß gefallen hat, und wie ſich gewiſſe Miniſter ſeine Verewigung angelegen ſeyn ließen.

Um nun die Wichtigkeit, welche der Verfaſſer des neuen Leviathans der Inſel St. Domingo gibt, nicht überſpannt zu finden, wollen wir auf eine nähere kurze Beſchreibung derſelben hinſehn. Wählen wir die von Schlözer. Sie wurde zwar vor der Revolution entworfen, doch ſind die nach derſelben erſchienenen, höchſt unzuverläſſig; auch kann das Gemälde des verwüſteten St. Domingo hier in keinen Betracht kommen, ſondern nur ein Bild deſſen, was es war, und wieder werden kann.

Die Inſel Hiſpániola, oder St. Domingo, wurde von Colon auf ſeiner erſten Reiſe im Jahr 1492. entdeckt, und von ihm Hiſpaniola genannt. Da er aber nachher eine Stadt baute, die er zur Ehre ſeines Vaters, Dominic, St. Domingo nannte: ſo wurde dieſer Name erſt auf das Viertel, und endlich auf die ganze Inſel ausgedehnt, ſo daß ſie unter dem Namen St. Domingo eben ſo gut, als unter dem von Hiſpaniola bekannt iſt.

Dieſe Inſel, wovon ein Theil den Spaniern gehört, iſt nächſt Cuba die größte unter den Antillen. Sie erſtreckt ſich vom 17° 37′ — 20° Nördlicher Breite, und von 66° 35′ — 74° 15′ Weſtlicher Länge, und iſt von O. nach W. 426 Meilen (Engl.) lang, beinahe 124 Meilen breit. Sie liegt in der Mitte zwiſchen Cuba und Jamaika gegen NW. und der Inſel Porto-Rico, von der ſie nur durch einen Kanal abgeſondert iſt, gegen O.

Das Klima iſt außerordentlich heiß; wird aber durch Seelüfte abgekühlt und erfriſcht. Da einige von den Einwohnern über 100 Jahr alt werden ſollen, ſo hält man die Luft für geſund, und ſchreibt ſolches großen Theils der ſchönen Abwechſelung der Hügel und Thäler, Waldungen und Flüſſe zu, die ſich überall dem Auge darſtellen.

Man hält dieſe Inſel für die fruchtbarſte und anmuthigſte in ganz Weſtindien. Die Wälder beſtehen aus Kohlbäumen, Palmen, Ulmen, Eichen, Fichten und andern Bäumen, die höher und größer ſind, und ſchönere und ſchmackhaftere Früchte tragen, als in den meiſten übrigen Inſeln. Vornemlich gehören zu den letztern: Ananas, Bananas, Orangen, Lemonen, Citronen, Limes, Weinbeeren, Datteln und Aprikoſen. Hier giebt es auch alle Weſtindiſche Vögel. In den Savannas oder Wieſen, ſieht man unzählige Heerden Hornvieh, die wild im Lande herumlaufen. In dem Franzöſiſchen Antheil ſind ſo viele Pferde, daß alle ihre benachbarten Kolonien damit verſehen werden können, und außerdem noch eine Menge wilder Pferde und Schweine, die von der Zucht, die die Spanier hinüber gebracht haben, übrig ſind. Die Jäger ſchießen die Ochſen wegen ihrer Häute, was auch in Cuba geſchieht. Kaum ein Land in der Welt iſt beſſer gewäſſert, ſowohl durch Bäche als ſchiffbare Flüſſe, die von Fiſchen wimmeln, ſo wie die Küſten von Schildkröten. In dem Sande dieſer Flüſſe findet man Goldſtaub; und ſonſt hatte die Inſel Gold-, Silber- und Kupferbergwerke.

Die vornehmſten Waaren der Inſel ſind: Häute, Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Caffee, Ingwer, Taback, Salz, Wachs, Honig, Ambra, und verſchiedene Arten von Arzneiwaaren und Färbeholz; aber es giebt hier wenig Korn. Die Franzoſen ſollen den Spaniern an Zahl gleich kommen, oder ſie gar übertreffen *); doch beide zuſammen genommen, ſind lange nicht ſo viel, als die Größe und Fruchtbarkeit der Inſel ertragen könnte.

Dies Land wurde von den Spaniern mit der äußerſten Grauſamkeit behandelt, indem ſie in Schlachten und mit kaltem Blute nicht weniger, als 3 Millionen an Männern, Weibern und Kindern niedermachten, und auf die Art die ſämmtlichen Einwohner, von denen ihnen doch viele bei ihrer erſten Niederlaſſung auf dieſer Inſel ſehr freundſchaftlich begegnet hatten, vertilgten.

Die Spanier machten einſt den Verſuch, die Kolonien auf St. Chriſtoph zu zerſtören, als dieſe Inſel zwiſchen den Franzoſen und Engländern getheilt war. Dieſe Unternehmung zog ihnen aber eine ſehr ſtrenge Rache zu. Denn verſchiedne von den franzöſiſchen Einwohnern, die aus St. Chriſtoph vertrieben, und dadurch in ſehr kümmerliche Umſtände gerathen waren, fingen an, auf verzweifelte Unternehmungen zu denken. Sie vereinigten ſich mit einigen Engelländern, Holländern und andern entſchloſſenen Leuten, und fiengen einen Seeräuberkrieg gegen Spanien an. Anfangs begnügten ſie ſich mit der Wegnahme der

---

*) Das iſt allerdings von jetzt nicht zu verſtehen.

Spaniſchen Schiffe und Vernichtung ihres Handels. Nachher aber landeten ſie, durch ihren guten Fortgang angefeuert, und verſtärkt, auf dem feſten Lande und Neuſpanien, und ſengten und plünderten das offne Land. Ihre Zahl und Kühnheit wuchs mit ihrem Glücke; vereint nahmen ſie einige der ſtärkſten Feſtungen und reichen Städte der Spanier, wie Portobello, Compeachy und Maracaibo, ein. Selbſt die Stadt Panama eroberten ſie mit Sturm, und verbrannten ſie, nachdem ſie eine Armee geſchlagen hatten, die ihr zu Hülfe kam. In allen dieſen und andern von ihnen eroberten Oertern fanden ſie unglaubliche Beute, und begiengen die unerhörteſten Grauſamkeiten. Eine andre Bande von dieſen Seeräubern gieng durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee, und machte die ganze Küſte von Peru, Chili und Mexiko zu einem Schauplatz der Verwüſtung. Denn das Glück begleitete ſie überall, weil ſie ſich ſtets ſo tapfer und geſchickt betrugen, daß ſie bei einer gerechten Sache die größte Ehre verdient hätten.

Dieſe Seeräuber, die wir uneigentlich Buckanier heißen, werden von den Franzoſen Flibuſtier *) von den holländiſchen Jagdſchiffen (Flyboots), worin ſie ihre erſte Expedition unternahmen, genannt. Buckanier ſind Leute, die wilde Thiere in Amerika, ihrer Häute und ihres Talgs wegen, jagen; von dieſen vereinigten ſich einige mit den Flibuſtiern bei

---

*) Man ſehe Archenholz eigne Schrift über ſie.

deren erſten Unternehmungen, und davon gaben die Engelländer dem ganzen Corps den Namen. Dieſe Leute brachten, wie ſchon angezeigt worden, oft ihre Priſen und Beute nach Jamaika, und bereicherten dadurch dieſe Inſel. Andere, die da fanden, daß die Spanier zu Hispaniola ſo ſchwach waren, daß ſie einen beträchtlichen Theil dieſer Inſel auf gewiſſe Art verlaſſen hatten, machten ſolche zu ihrem Sammelplatz. Die, welche Thiere jagten, fanden an den durch ſpaniſche Tyrannei entſtandenen Wüſten einen ſehr geſchickten Ort, ihr eigentliches Handwerk zu treiben. Zu dieſen zwei Arten von Leuten kam noch eine dritte, nämlich einige Franzoſen von den kleinen Antillen. Dieſe ſahen ein, wie viel zu gewinnen wäre, wenn ſie Leute, die ausſchweifend in ihren Ausgaben, und nicht ſehr genau in ihrem Handel waren, mit dem Nöthigen verſähen; ſie erfuhren nächſtdem, daß dieſe Inſel den beſten Boden von Amerika hatte: daher begaben ſie ſich dahin, und lebten daſelbſt wie Pflanzer und Kaufleute. Dieſe drei Arten von Leuten, die einander wechſelſeitig nützlich waren, lebten ſehr einig mit einander. Oft wurden ſie zwar von den Spaniern vertrieben, allein verſtärkt kehrten ſie immer zurück, und kaum konnten jene nur einen Theil dieſer Inſel noch behaupten.

Der franzöſiſche Hof ſahe anfangs mit Stillſchweigen dem Fortgang dieſer Leute zu, und wenn Klagen einliefen, ſo mißbilligte er bloß. Als aber nachher die Franzoſen in Hiſpaniola zahlreich, mächtig, und reich wurden; ſo erkannte er ſie für Unterthanen, und ſchickte ihnen einen Gouverneur und regelmäßige Truppen, um ſie bei dem, was ſie erworben hatten, zu beſchützen. Der alten Sitte, Seeräuberei zu treiben, wurde immer noch nachgeſehn, bis ſich der Häutehandel vermehrte, und die Pflanzungen ſich ausbreiteten. Endlich erhielt Frankreich ein geſetzmäßiges Recht, indem die Spanier in dem Ryswicker Frieden 1697. den nordweſtlichen Theil der Inſel an daſſelbe abtraten. Dies iſt der feſte und fruchtbarſte Theil derſelben, und zugleich die vornehmſte Kolonie der Franzoſen in Weſtindien und ganz Amerika. —

Dieſe Kolonie, wenn ſie ſo genannt werden kann, iſt ſeit der Zeit von Frankreich ſehr aufgemuntert worden, und enthielt ſchon im J. 1726. nicht weniger als 30000 Weiße und 100000 Neger *). Es wurden 60000 Oxhöfte Zucker, jedes zu 500 Pfund, daſelbſt gemacht; der Indigo betrug an Werth halb ſo viel als der Zucker; und eine große Menge Baumwolle, Kakao und Ingwer wurde nach Frankreich ausgeſchafft. Seitdem hat ſie auch ſehr vielen Kaffee zu bauen angefangen, und alle andre Zweige ihrer Handlungsprodukte ſind zu einer erſtaunlichen Höhe angewachſen. Ein ſpaniſcher Schriftſteller von vieler Beurtheilungskraft und Einſicht, der vor mehr als 30 Jahren ſchrieb, rechnet die Produkte der Pflanzungen nahe bei Cap Fran-

---

*) Kurz vor der Revolution zählte ſie 42000 Weiße, 44000 farbige, bunte und 600000 Schwarze.

çois, der Hauptſtadt vom franzöſiſchen Hiſpaniola, und die aus dieſer einzigen Stadt exportirt wurden, auf 50000 Tonnen Zucker, Indigo, Toback und Kaffee, die nach der geringſten Schätzung, nicht weniger als 600,000 Pf. Sterling an Werth betragen können. Rechnet man nun hierzu die Exportation der zwei beträchtlichen Häfen, Petit, Guaves und Leogane; und der andern geringeren Häfen, die zuſammen wenigſtens eben ſo viel, als die Hauptſtadt, ausführen ſollen; ſo beläuft ſich der Werth der Exporten des franzöſiſchen Antheils dieſer Inſel jährlich auf 1,200,000 Pf. Sterling. Noch einen andern Handelszweig von großem Vortheil für das Mutterland giebt es hier, und dieſer wird mit den Spaniern ganz mit franzöſiſchen Manufakturen, wofür dieſe Silber geben, geführt. Dieſer Artikel allein ſoll Frankreich nicht weniger, als zwei Millionen Piaſter jährlich einbringen.

Mit dieſem Begriff von der Wichtigkeit jenes weſtindiſchen Eilands, kann man kaum anders als Buchholz Meinung beipflichten, daß es der Hauptvorwurf des Streits jener beiden — man mögte ſagen: Erz-Nationen ſei, den ſo viele — Alltags-Nationen mit fühlen müſſen. Da der Verfaſſer des neuen Leviathans nun dieſer unſeligen Fehde kein Ende abſehn kann, ſo empfiehlt er für England Eroberungen von amerikaniſch-ſpaniſchen Beſitzthümern durch Gold- und Silberminen, durch engliſchen Fleiß auf höheren Ertrag als bisher gebracht, geeignet, die Zinſen der ungeheuren Nationalſchuld zu beſtreiten und auch wohl nach und nach das Kapital zu amortiſiren. Ob die Minen auslangen würden? Wir wollen wenigſtens annehmen, für die Zinſen. Reichten ſie auch zum Kapital zu, ſo würde alsdann das Geld nothwendig tief in ſeinem Werth gefallen ſeyn. Das wäre aber gleichgültig.

Buchholz hatte im Jahr 1805, alſo in Betracht Amerika's eine ſehr richtige Ahnung. Nicht lange darnach erfolgte die Expedition nach Rio de la Plata. Es ſcheint jedoch wieder verloren.

Jetzt iſt die ſtolze Britannia, durch die neueren Siege Napoleons, die ihr allen Zuſammenhang mit Deutſchland abſchneiden, und leicht auch auf nördliche Häfen wirken können, mehr gedemüthigt worden, als je es auf dem Kontinent geſchah. Noch ein oder zwei Siege des Helden, der der Welt ein Staunen um das andre abdringt, in ſeinem glorreichen Geſchmack, und es iſt nahe daran, daß kein engliſches Fahrzeug mehr einen europäiſchen Hafen beſuchen darf. Nach Buchholz Weiſſagung würden dann der Nationalbankerot, und mit ihm die gräßlichſten Volksempörungen entſtehn, wogegen aber Bülow meint: es hätte damit wenig zu ſagen, England könne ſeinen Handel auf andere Welttheile in dem Maaße vermehren, als er hier unterging; die Baſis der engliſchen Kraft ſey ohnehin der Ackerbau; dieſer in ſeinem Produkt ſeit zwanzig Jahren um das Doppelte geſtiegen, (man habe alſo gewiſſermaßen ein zweites England erobert,) und einer Vervollkommnung fähig, die ſich gar nicht berechnen ließe.

Wäre das richtig, ſo iſts doch aber immer noch eine andre Gefahr, die England bedroht. Wer weiß, welche Entwürfe der Heros des Zeitalters noch nährt! Er empfing einen Geſandten von Perſien. Wahrſcheinlich iſt der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei. Die letzte muß die äußerſte Kraft aufbieten. Die äußerſte iſt immer furchtbar. Geſetzt der Gott der Schlachten entſchiede ſo, daß durch Podolien und nördlich um das ſchwarze Meer herum, ein Weg für ein Heer frei würde. Wie, wenn dies Heer durch die heißen Ebenen Perſiens nach dem Ganges vordränge? Was dem Sieger von Arbela möglich war, iſts dem von Auſterlitz und Jena auch; ſchon tödtete er wichtigere Schwierigkeiten, als Hannibal. Und mindeſtens dürfte er immer ſo zurückkehren, daß ihn nichts mehr bei den Anſtalten zu einer Landung unterbrechen wird.

England fühlt alles das ſicher, und bereut vieles, aber zu ſpät. Es muß nun auch alles auf das Spiel ſetzen.

Rußland kann in den Fall gerathen, mit drei, wohl vier mächtigen Feinden anbinden zu müſſen.

Können unter dieſer politiſchen Spannung, in den neueren Jahrhunderten beiſpiellos, die Völker wohl einen Blick der Hoffnung nach den Tempel der Friedensgöttin ſenden? Schwere Frage. Der Verfaſſer des neuen Leviathans entwarf im vorigen Jahre den Plan zu ſolchen Traktaten zwiſchen den Regierungen Europa's, wobei die Ehre und Macht keiner gefährdet würde, Harmonie und Ruhe wiederkehren könnten, und nur eine Familie ein Opfer brächte. Es war eine erhabne Diplomatik, dieſer Entwurf, und ſein Andenken erneuert das Bedauern, daß nicht Schriftſteller (jedoch von ſolchem Rang) da gehört ſind, wo ihre Ideen der Menſchheit heilig werden könnten. Wiederholen wir den Entwurf, erwärmen uns wenigſtens an den ſchönen Phantaſien, deren Erzeuger er nothwendig wird.

Der neue Leviathan S. 369.:

Vorläufige Beſtimmung der Hauptartikel desjenigen Traktats, durch welchen die Welt die Segnungen des Friedens zurück erhalten ſoll.

Der Weltfriede kann nur zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſen werden; und da es bei dieſem glorreichen Geſchäft vorzüglich auf die Ausgleichung des finanziellen Antagonismus, in welchem beide Reiche gegeneinander ſtehen, ankommt, ſo werden folgende Artikel als unverbrüchlich feſtgeſetzt werden müſſen *).

I. Zwiſchen beiden kontrahirenden Mächten ſollen alle Feindſeligkeiten von dem Augenblick der Ratifikationen dieſes Vertrages an, für immer aufhören.

II. England bleibt im Beſitze des von ihm eroberten Vicekönigreichs Peru, und Frankreich garantirt den Beſitz deſſelben unter der Be-

---

*) Man mißverſtehe nicht, es iſt eine politiſche Phantaſie, kömmt etwas davon zu Stande, wird es zur Weiſſagung erhoben.

dingung, daß England ſeine Anſprüche nicht auf die übrigen Beſitzungen Spaniens in Amerika erſtrecke.

III. Frankreich tritt zurück in den Beſitz ſeiner in Weſtindien verlornen Kolonien; und da die Inſel St. Domingo förmlich wieder erobert werden muß, ſo macht England ſich anheiſchig, Frankreich mit Geld und Lebensmitteln zu unterſtützen, und ſo den Schaden zu vergüten, den Frankreich im Laufe des Jahres 1803. durch den Verluſt dieſer Inſel erlitten hat.

IV. Portugall und Spanien bilden forthin nicht mehr zwei Königreiche, ſondern werden auf immer mit einander vereinigt. Da aber der bisherige König von Spanien, vermöge des Verluſts der Gold- und Silberminen im Königreiche Peru, dem Regierungsgeſchäfte nicht länger gewachſen iſt, und Europa's Ruhe es erfordert, daß die ſpaniſche Nation nicht ihrem Schickſal überlaſſen werde; ſo verbinden ſich beide kontrahirende Mächte, Se. Majeſtät den König von Spanien zur Entſagung der ſpaniſchen Krone zu bewegen, welche nicht auf ſeine Deſcendenz, ſondern auf den bisherigen Prinzen Regenten von Portugall und deſſen Deſcendenz ſo übergehen ſoll, daß dieſer als Staatschef der Spanier beide Königreiche zu einem vereinigte, und Braſilien den Spaniern eben ſo ſehr zu ſtatten komme, als den Portugieſen.

V. Das Meer iſt von jetzt an frei, weil es ſeiner Natur nach eine Allmende iſt. Was nur immer Meer-Despotismus genannt werden konnte, hört auf. Alle Navigationsakten werden dadurch annullirt, daß ſie allgemein werden, was ſchon ſeit 150 Jahren der Fall ſeyn ſollte.

VI. Von Kommerztraktaten iſt von jetzt an nicht mehr die Rede, weil ſie weſentliche Verletzungen der Nationalgleichheit ſind und nur als Beeinträchtigungen des Handels und der Induſtrie angeſehen werden können.

VII. Damit Spanien ſeine volle Freiheit wieder erhalte, wird Gibraltar von England zurückgegeben, als wozu es bereits durch den Inhalt des V. Artikels dieſes Traktats verbunden iſt.

VIII. Auf gleiche Weiſe und aus dem nämlichen Grund, wird Malta der Welt wiedergegeben. Um künftigen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, ſoll zu Malta ein Kongreß errichtet werden; der, zuſammengeſetzt aus den Abgeordneten aller europäiſchen Nationen, welche Theil an den Welthändeln haben, ſich der Abfaſſung eines Seekodex nach Maaßgabe des gegenwärtigen Traktats unterziehen, und nach Vollendung deſſelben, als oberſter Richter, in allen Marineſachen entſcheidet. Jede einzelne Seemacht iſt verbunden, ſich dieſen Entſcheidungen zu unterwerfen, wofern ſie nicht durch die vereinigte Macht aller dazu gezwungen werden will.

will. Es iſt endlich Zeit, daß Laune und Willkühr dem Geſetz und der Regel weichen.

IX. Der Maltheſerorden, deſſen Beſtimmung bisher im höchſten Grade ſchwankend war, erhält eine ganz neue Beſtimmung, dadurch, daß er von jetzt an zur Beſchützung des zu Malta niedergeſetzten Kongreſſes vorhanden iſt, und folglich der Aufrechthaltung des Völkerrechts dient. Die ehrenvollſte Beſtimmung, welche ihm jemals zu Theil werden konnte.

X. Von dem Augenblicke an, wo dieſes große Inſtitut zu Stande gebracht iſt, giebt es für Gegenſtände des Seerechts kein anderes Forum, als dieſes, und alle egoiſtiſche Entſcheidung des engliſchen Admiralitätsamtes hören de facto auf, indem ihm nur diejenigen Sachen übrig bleiben, welche die engliſche Marine allein angehen.

XI. Die Auswechslung der Kriegsgefangnen erfolgt von beiden Seiten ohne alle Anſprüche auf Vergütung.

XII. Holland tritt gleich Frankreich in den Beſitz ſeiner Kolonien zurück, und erhält Ceilon wieder als einen Erſatz für die großen Aufopferungen, die es in dem letzten Kriege gemacht hat.

Was fehlte hier noch, als daß die Mächte, welche Polen einſt theilten, es ohne Blutvergießen großmüthig herſtellten, vom Sieger auf dem Wege des Unterhandelns billige Entſchädigungen nachſuchten, und ſtatt dem Gedanken an Eroberung Raum zu geben, durch innere Staatsverbeſſerungen ſich verſtärkten.

Anhang.

Was konnte das preußiſche Heer nach den Gefechten bei Schlaitz und Saalfeld thun?

Es frägt ſich, ob für die preußiſch-ſächſiſche Armee, nachdem ſie überzeugt war, daß ihrem Angriffsplan durch raſches Herannahen feindlicher Uebermacht ſehr große Hinderniſſe entgegen ſtanden, nicht ein weit vortheilhafterer Entſchluß zu ergreifen war, als das Anbieten einer Schlacht, zwiſchen Weimar und Jena. Denn mit dem Verluſt dieſer Schlacht war doch vernünftigerweiſe ein überſchwenglich Unglück abzuſehn, ſo wie die Früchte ihres Gewinnſtes doch meiſtens auf äußerſt ungewiſſen Hoffnungen geſammelt werden ſollten.

Eine Maaßregel, die unendlichen Verluſt erſparen, und noch einen leidlichen Frieden (bei dieſem Kriege Einmal ſchon das kleinſte Uebel) erzielen konnte, war folgende:

Das Heer theilte ſich in zwei Hälften, von denen eine nach Magdeburg, eine nach Dresden zog. Hiervon waren zehntauſend Mann ausgenommen, welche dem Herzoge von Würtemberg noch zugetheilt wurden, der denn noch die in der Mark zerſtreuten dritten Bataillone zu ſich nahm, und jetzt mit einem Korps von dreißig tauſend Mann die ſächſiſche Elbe vertheidigte. Es verſteht ſich, daß jede Regel der befeſtigenden Kriegskunſt, was die Brücken und zum Pontonſchlagen bequemen Plätze betrifft, auf das ſchnellſte und nach ihrem ganzen Umfange ins Werk geſetzt werden mußte.

Die Eine Heerhälfte ſetzte ſich unter die Kanonen von Magdeburg feſt, und ſchlug bei der Stadt noch eine Schiffbrücke, um eine ſehr vollkommne Verbindung mit der Mark zu unterhalten. Sie detaſchirte am rechten Elbufer nach Hamburg hinunter, um auch dorthin einem Uebergang jedes Gegenmittel vorzukehren. Auf dem Wege nach Magdeburg hin, und von dort aus, in den Harzgegenden, im Braunſchweigſchen, Hannöverſchen, in der Altmark u. ſ. w. wurden, ſo viel wie immer anging, Vieh und Lebensmittel entfernt, damit es dem Feinde unmöglich fiel, in jenen Gegenden auf Requiſition zu leben, und er mit Anlegung von Magazinen die Zeit tödten mußte. Dergleichen Gegenſtände wurden auf dem rechten Elbufer angehäuft, um ſich ihrer theils zum Vortheil der Heere zu bedienen, theils ſie den Eigenthümern, denen Empfangſcheine darüber ausgeſtellt wurden, in günſtigern Zeiten zurückzugeben. Wenn man erwägt, daß der Feind doch vollzieht, was man unterließ, ſo verliert ſolche Maaßregel den anfänglichen Schein von Strenge. Daß ſich auch Landleute mit Vieh und Haabſeligkeit viele Meilen weg nach einer ſicherern

Zuflucht begeben, iſt nicht beiſpiellos. Man denke unter andern an das Bunzelwitzer Lager Friedrichs II.

Daß das Korps bei Magdeburg vielfache nützliche Dienſte leiſten konnte, leuchtet jedem ein, der in den Anſichten der Kriegskunſt kein völliger Fremdling iſt. Es hinderte den Feind an einer Belagerung der Hauptfeſtung des Staats; die Churmark wurde unmittelbar und mittelbar dadurch gedeckt. Wollte der Feind das Korps zur Schlacht zwingen, ſo hatte man es nach den Umſtänden in ſeiner Gewalt, ſie anzunehmen, oder nicht. Erſchien der Feind mit zu großer Ueberzahl, ſo ging das Korps auf das andre Ufer. Ward die Schlacht angenommen, ſo gewährte der Platz ſolche Vortheile, daß im ſchlimmen Fall die Aufgabe, welche Friedrich II. für eine der ſchwerſten in der geſammten Kriegskunſt hielt, nehmlich der Rückzug eines geſchlagnen Heeres, über einen Strom in Feindesnähe, durch den Schutz der Feſtung mit Bequemlichkeit zu löſen war. Schlug man den Feind, ſo verfolgte man ihn von einer wohlgelegnen Baſis aus, konnte ſich vielleicht bald, mit dem, was noch in Weſtphalen, Hannover u. ſ. w. ſtand, vereinigen, und an der Weſer Fuß faſſen. Doch mußte es freilich denn auf andern Punkten auch günſtig ſtehn.

Die andre nach Dresden beſtimmte Hälfte, traf mit den Lebensbedürfniſſen dieſelben Maaßregeln (ſo wie auch die Verſtärkung des Herzogs von Würtemberg), ſo daß ſich für den Feind in Churſachſen kein Unterhalt finden ließ, und bezog das nehmliche Lager, in welchem der Graf Daun 1759 dem preußiſchen Heere unangreiflich erſchien, und wo die hinter demſelben unternommene Diverſion des Generals Fink, einen ſo mißlungnen Ausgang nahm. Es iſt ohne Zweifel eine der ſtärkſten Stellungen in Deutſchland.

Dresden mußte in den weſentlichſten Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Und zwar nicht die eigentliche Stadt mit Hinwegſchaffung der Vorſtädte, ſondern dieſe ſelbſt durch eine Cirkumvallation, deren Enden in die Elbe ſtießen. Diejenigen, die an der Möglichkeit einer ſolchen Arbeit verzweifeln, verweiſ ich ſtatt einer Auseinanderſetzung deſſen, was Thätigkeit im Gefolge zureichender Hülfsmittel vermag, grade auf das Beiſpiel Koszinskos, der, obſchon bei Raſſka geſchlagen, das offne Warſchau binnen wenig Tagen ſo befeſtigte, daß das preußiſche Belagerungsheer nach ſechs Wochen unverrichteter Sache abziehen mußte.

Man ſchlug hier auch noch eine Schiffbrücke, oder lieber noch zwei unterhalb und oberhalb der Stadt, vortheilhaft mit Werken, und Batterien jenſeits unterſtützt. Die Vorkehrungen bei Meißen, wohin des Herzogs Linie reichte, die von dort bis Dresden, auch wieder bis zur böhmiſchen Gränze, verſtehen ſich von ſelbſt.

Man ſieht ein, daß vorerſt durch ſolche Stellungen das feindliche Heer gezwungen ward, ſich zu theilen. Dadurch gewann das preußiſche. Denn dem Angriff galt es immer weſentlichere Einheit als bei der Vertheidigung.

Aber in welche Verlegenheiten gerieth jenes Heer, wenn es Gegenden betrat, aus denen man alle Subſiſtenz entfernt hatte. Durch die fränkiſchen Päſſe Zufuhren herbringen zu laſſen, war unbequem, und nicht wohl thunlich, da im ſüdlicher Deutſchlande ſich eben kein Ueberfluß befand. Mit Heſſen gab es in dem Betracht auch Schwierigkeiten genug.

Wollten die Franzoſen ſich nicht theilen, und mit ganzer Kraft auf eine Stellung fallen; ſo konnten die Truppen der anderen ihnen höchſt gefährlich in den Rücken gehn. Beide Stellungen waren aber auch ſtark genug, ſich gegen eine ſehr beträchtliche Uebermacht zu vertheidigen. Die Nähe Magdeburgs, oder die jähen Felsrücken des plauenſchen Grundes bieten große Vortheile dar. Das Umgehen der letzteren würde zwar von dem Feinde verſucht worden ſeyn, aber wer hinderte die Preußen und Sachſen, Danns Bewegung gegen Fink zu wiederholen. Immer würden ſie jeden Schritt hier ſehr theuer haben verkaufen, und die Preußen unter den angeordneten Vorkehrungen, ihren Rückzug über die Elbe ſicher haben antreten können. Dann vereinigte man ſich mit der Reſerve, die am nördlichen Ufer des Stromes von Deſſau bis Torgau und Meißen aufgeſtellt war, und verhinderte bis zur böhmiſchen Gränze dem Feinde das Nachdringen.

Leicht nahte unter weiſer zaudernder Vertheidigung der Winter, und der Mangel allein drängte vielleicht den Feind zurück. Hinter der Elbe aufgeſtellt, konnte man nun die Regimenter aus Oſtpreußen an ſich ziehn, Freikorps errichten, (eine Maaßregel, die höchſt fehlerhaft unterblieb) und — die Ruſſen erwarten, wenn ſie anders bald eintreffen wollten, und ihre Erſcheinung überhaupt dem berliner Kabinette zuträglich ſchien. Denn der König von Preußen ſoll anfangs heroiſch geäußert haben: er leiſte auf fremde Hülfe Verzicht; wobei er vermuthlich das häufige Mißlingen der Allianzen im Auge hatte.

Ende.

Bei dem Verleger dieſes ſind vor Kurzem erſchienen:

Ignaz von Jalenski, oder die Liebenden in der Tiefe der Weichſel. Eine wahre Geſchichte aus den Zeiten der franzöſiſchen, polniſchen und Neger-Revolution auf St. Domingo. Von Julius von Voß. Zwei Bände. 8. . . . . . 3 Thlr. 8 gr.

Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preußiſchen Staats zu thun? Eine kriegskünſtleriſche Unterſuchung von J. v. Voß. 8. 8 gr.

Mediziniſch-chirurgiſches Taſchenbuch für Feldwundärzte, oder Anweiſung die, im Kriege vorkommenden, Verletzungen und plötzlichen Zufälle zweckmäßig zu behandeln. Von F. L. Auguſtin, der Medizin und Chirurgie Doktor ꝛc. 8. . . 1 Thlr. 8 gr.

Dieſes Taſchenbuch liefert einen Inbegriff alles deſſen, was dem Feldwundarzt bei Hieb-, Schuß- und Stichwunden und übrigen im Felde vorkommenden Verletzungen und ihrer Heilart zu wiſſen nöthig iſt. Der Vortrag iſt allgemein faßlich, und das Heilverfahren neben den beſten ältern, auch auf die neueren Syſteme gegründet, und daher jedem von dem oberſten bis zum unterſten Feldwundarzt zu empfehlen.

Farcen der Zeit

von

Julius von Voß.

Berlin,
bei Johann Friedrich Weiß.
1808.

Der

Proceß in Südpreußen.

Poſſe von einem Akt.

Vorerinnerung.

Was war, ging vorüber. Gebrechen von Ehedem ſatyriſch zeichnen, waffnet den Unmuth der Gegenwart nicht.

Der Verfaſſer geſteht, in dem Buche *Preußens Zukunft*, die erſte Anregung, gegenwärtige dramatiſche Kleinigkeit aufzuſetzen, gefunden zu haben. Doch den Stoff an ſich betrachtet, hatte er ſelbſt in früheren Jahren Gelegenheit, manches darüber an Ort und Stelle zu prüfen.

Daß durch Einzelheiten nichts gegen ein ganzes Volk geſagt werden ſollte — deſſen anderweitige, kräftige und edelmüthige Züge, der Verfaſſer oft berührt hat — liegt am Tage.

Perſonen.

Staroſt Faroski.
Edelmann Fiſski.
Mulomski, ſein Vetter.
Conſulent Schelmowitz.
Conſulent Rakrowitz.
Jude Abraham.
Ein Bauer.
Ein Strunz.
Ein Dieb.
Eine Bettlerin.
Gäſte.

Erſter Auftritt.

Fiſkis Gut.

Fiſöki

(allein.)

Böſe Zeit! Unheil! Da gab ich nun das Gütchen auf ſechs Jahre, um ein Lumpengeld weg, die Pacht für drei Jahre voraus zu empfangen. Jetzt bekäm' ich noch Einmal ſo viel. Und das Geld ſchwand mir unter den Händen, daß ich nicht weiß, wo es blieb. Ich muß mir das gute Herz abgewöhnen. — Muß wieder borgen, und das will Zinſen. Ich wär' ſchon ruinirt, wenn nicht der hohe Wechſel, den ich ausgeſtellt hatte, bei der Feuersbrunſt in dem Städtchen verbrannt wäre. Noch eine Gnade vom Himmel! — Wüßt' ich nur, wo ſich etwas erwerben ließ! — Die Lotterien ſind falſch. Ich rechne, rechne, was ich mit dem, mit jenem Gewinn anfangen will, da kömmt die Liſte, eine Niete. Proceſſiren mögt' ich, aber ich weiß nicht um was?

Zweiter Auftritt.

Mulomski, taumelt ins Zimmer. **Voriger.**

Mulomski.

Ich küſſe dem Herrn Vetter die Hand.

Fiski.

Ich küſſe dem Herrn Vetter wieder die Hand. Der Herr Vetter ſind ſchon beſoffen?

Mulomski.

Wer dem Herrn Vetter das geſagt hat, iſt eine Beſtie. Steh ich nicht aufrecht?

Fiski.

Wie eine Sichel.

Mulomski.

Geh' ich nicht gradaus. Seh der Herr Vetter!

Fiſski.

Leg ſich der Herr Vetter ſchlafen.

Mulomski.

Die papiernen Deutſchen kriechen gleich ins Bett, wenn ſie ein Paar Quart frühſtückten. Gottlob, ich kann meine Vernunft dann erſt recht brauchen.

Fiſski.

Ich nähre den Herrn Vetter nun zwölf Jahr.

Mulomski.

Richtig, ſo lange hab' ich meinen Dienſt verloren.

Fiſski.

Der Herr Vetter bringt mir nichts ein.

Mulomski.

Labt den Herr Vetter nicht meine angenehme Geſellſchaft?

Fiſski.

Beglücke der Herr Vetter einen andern damit!

Mulomski.

Der Herr Vetter kömmt auf Piſtolen.

Fiſski.

Wenn der Herr Vetter ein Paar haben wird.

Mulomski.

Auf meinem Säbel!

Fiſski.

Der Herr Vetter hat ihn lange verkauft.

Mulomski.

Ich leihe mir einen.

Fiſski.

Ha ha ha! Wo hat der Herr Vetter einen guten Freund? Wo Stiefeln zu ihm zu gehn? Wo Papier an ihn zu ſchreiben? Nehm' es der Herr Vetter nicht übel!

Mulomski.

Der Herr Vetter ſpaßt gern, ha ha ha ha! (ab.)

Dritter Auftritt.

Fiſski. Hernach Conſulent Schelmowitz.

Fiſski.

S' iſt doch immer mein lieber Verwandter, auf die Landſtraße kann ich ihn nicht werfen, und wo das andre herkömmt, muß ſich auch noch Rath zu den Paar Tonnen finden.

Conſulent

(beugt das Knie, und macht eine Bewegung, dem Edelmann den Rock zu küſſen.)

Gnädiger Herr, ich lege mich ihnen unterthänig und demüthig zu Füßen.

Fiſski.

Ihr williger, ergebner Diener, mein hochgeehrter Herr, mein gar lieber Freund! Mein Tokaier iſt mir am Sonntage all geworden, befiehlt der würdige Mann Brandwein?

Conſulent.

Wenn der gnädige Herr mich mit ſo viel Huld überſchütten wollen.

Fiſski

(ruft hinaus.)

Ein klein Fäßchen! Ein groß Glas!

Conſulent.

Werden der verehrte Herr Patron, nicht auch einen kleinen Rechtshandel beginnen? Alles proceſſirt ja, es war ſeit den Tagen der Jagellonen nicht in Polen ſo Mode, wie unter der preußiſchen Regierung.

Fiſski.

Prozeſſe rauben Geld.

Conſulent.

Bringen Geld!

Fiſski.

Theure Sporteln.

Conſulent.

Muß der Gegner zahlen.

Fiſski.

Daran gedacht hab ich wohl.

Conſulent.

Eine Wonne jetzt zu proceſſiren. In Jahr und Tag kömmt man durch alle Inſtanzen. Ehedem, ja wer erlebte da eine Sentenz?

Fiſski.

Ich kenne — etwa den alten Weg —

Conſulent.

Was, was iſt das gnädiger Herr?

Fiſski.

Nach dem Gute des Staroſten Faroski zu — aber man wird ſagen, die Sache ſey verjährt.

Conſulent.

Da ſinnt man auf Einwand. Wie Herr von Faroski noch ſeine Staroſteien hatte, konnten Ew. Gnaden, und Ew. Gnaden wohlſelige Ahnen, nicht gegen ihn oder ſeine Voreltern auftreten, da iſt alſo Negligenz des Rechtes kein Vorwurf. Was hat es denn mit dem Wege?

Fiſski.

Eine Kleinigkeit.

Conſulent.

Eine Kleinigkeit kann durch Zeit und Umſtände fluthend heranwachſen. Nennen mir doch der hohe Gönner —

Fiſski.

Der allerbeſte Freund beliebe zu vernehmen: Zwiſchen Warkorow, das dem Staroſten gehört, und Libonize, meinem Gute, zog ſeit mehr denn funfzig Jahren, der Weg die Gränze. Vorher — o das mag nicht lange nach König Stephan Bathori geweſen ſeyn — führten die Beſitzer einen langen Proceß. Darüber ſah mein Großvater Documente, die verloren gingen.

Conſulent.

Schade!

Fiſckl.

Aber gleich nach Sobieskis Tode, kam ein Erkenntniß: die Gränze ſollte gehn, wo bei Anfang des Proceſſes der Commiſſarius geritten wäre. Doch lebte Niemand mehr, der ſich darauf beſinnen konnte — drüben haben ſie Zeugen gebracht, die von ihren Vorfahren gehört haben: er ſey auf einem Schimmel den Sumpf lang geritten. Hier iſt ausgeſagt: die Alten hätten ihn auf einem Fuchs längſt dem Walde reiten ſehn. Zuletzt einigten ſich die Nachbarn: der Weg ſollte die Gränze ſeyn. Darüber iſt ein Protocoll, funfzig Jahre alt, da. Mit Bewilligung von beiden Seiten abgefaßt, wird es immer nicht umzuwerfen ſeyn.

Conſulent.

Hm — hm! Haben Ew. Gnaden noch was Näheres —

Fiſski.

Der allerbeſte Freund höre: Etwa Hundert Schritte lang, geht der Weg durch eine Vertiefung, wo im Winter gemeinhin Waſſer ſteht. Da fuhren die Wagen denn links aus. Nach und nach blieb man aber im Sommer auch auf dem Nebenwege. Ehe das Korn galt, achtete Niemand ein ſo winzig Stücklein Acker, blieb doch die Hälfte unbeſtellt. Dann aber geitzte man, und da ein Deutſcher Warkorow pachtete, ward in die Vertiefung mit herein gepflügt, wenn Sommergetraide auf die daneben liegende Hufe kam.

Conſulent.

Bravo, bravo! Das iſt ja ganz vortrefflich. Ich gratulire meinen hochgebietenden und gnädigen Herrn!

Fiſski.

Ich danke meinem vielgeehrten Freund verbindlich! Was will das aber ſagen?

Macht der Weg die Gränze, gehört er zur Hälfte dem Staroſten, zur Hälfte mir. Vierundzwanzig Schuh kann er breit ſeyn, da verlör ich zwölf. Iſt darauf zu klagen! Oder wenn er nun nicht weiter hineinpflügen darf, wie zwölf Schuh, was gewinn ich? Die andern zwölf Schuh müſſen doch brach liegen, denn über den neuen Weg hin, das kleine Stück zu beſtellen, lohnte nicht. Auch genöſſe nur mein Pachter den Vortheil.

Conſulent.

Der hochverehrte Herr Patron erlaube zu bemerken, wie das angeſehen werden muß. Den Ertrag von zwölf Schuh haben Ew. Gnaden verloren, aber nicht ein Jahr, ſondern funfzig. Denn es geht Ew. Gnaden nichts an, ob die zwölf Schuh dort wenige Zeit, und abwechſelnd ſind genutzt worden; Ew. Gnaden hätten ſie alljährlich nutzen können, würden, ein ſorgſamer Landwirth, ſie genutzt haben. Hier wird alſo nicht nur auf die Abtretung der zwölf Schuh geklagt, ſondern vor allen Dingen auf den Schadenerſatz. Zwölf bis vierzehn Schuh funfzig mal, thut Siebenhundert Schuh. Die Intereſſen von Siebenhundert Schuh nur zu fünf, in funfzig Jahren fünfunddreißig, giebt Eintauſendſiebenhundertund funfzig Schuh. Mit jenen Siebenhunderten: Zweitauſendvierhundert und funfzig! Nun pflegt aber die preußiſche Juſtiz gern zu theilen, und die Apellation iſt vergeblich. Daß auf dieſen möglichen Fall Ew. Gnaden nicht ihr billig **Recht einbüßen, können ſie mit** reinem Gewiſſen auf **das Doppelte einkommen**. Das iſt Viertauſennennhundert. Aber der Tauſend, wir nahmen ja erſt die Breite, nun kömmt die Länge der Vertiefung —

Fiskl.

Gegen Hundert Schritt.

Conſulent.

Alſo Zweihundert Schuh. Mit Viertauſendneunhundert multiplicirt, ein Quadrat von Neunmalhundert achtzigtauſend. Schlagen ſie nun den Quadratſchuh nur auf einen preußiſchen Pfennig Ertrag an, ſo haben wir die Summe von Eintauſendſiebenhundert ſechs und dreißig Thalern und zwei Groſchen.

Fiskl.

Der geehrte Herr, der vielgeliebte Freund, iſt ein vortreflicher Rechner!

Conſulent.

Ich bin Ew. Gnaden in Demuth verbunden. Doch noch nicht genug, mein hoher Herr Gönner. Ew. Gnaden büßen in der Vertiefung zwölf Schuh ein. Aber indem auf Dero Feld ſich der neue Weg bildete, der — das iſt ein Hauptumſtand zu Ew. Gnaden Vortheil — durch das Pflügen in der Vertiefung ſanctionirt wurde, ſind reichliche Vierundzwanzig bis dreißig Schuh Acker Denenſelben entwendet. Das liefert eine Nebenklage. Zuſammen etwa auf Fünftauſendzweihundertacht Thaler ſechs Groſchen.

Fiskl.

Der geehrte Herr und beſte Freund iſt ein Gott! Aber werde ich den Proceß auch gewinnen?

Conſulent.

Wenn alles richtig gelenkt wird; im ſchlimmſten Fall die Hälfte.

Fiſski.

Der hochgeehrte Herr und allerbeſte Freund, verdient entweder Hundert Dukaten, oder Funfzig.

Conſulent.

Ich lege mich Ew. Gnaden auf das allergehorſamſte und demüthigſte zu Füßen. Womit werden Ew. Gnaden Dero Beweiſe zu führen geruhen?

Fiſski.

Beweiſe? — Hm — mir ſchien, wie ich neulich vorüberritt, alles ſo. —

Conſulent.

Deutliche Spuren eines alten Weges ſind nicht vorhanden?

Fiſski.

Hm — nein!

Conſulent.

Verwitterung! Kam es Ew. Gnaden ſo vor, bürgt Dero hohe Sachkunde. Die

Zeugen ſind nur beizubringen, welche beeiden: es noch geſehn, oder von Verſtorbnen gehört zu haben.

Fiſski.

Ja — hochgeehrter Herr —

Conſulent.

Legten auch ſolche Zeugen ihre Ausſage nur aus tiefer Ergebenheit für Ew. Gnaden ab, kann nichts ihre Gewiſſen beflecken, da durch des gnädigen Herrn, über jeden Zweifel erhabne Glaubwürdigkeit, die Wahrheit mehr als klar iſt.

Fiſski.

Da wäre mein Vetter — (hinaus rufend) He! He! Der liebe Herr Vetter!

Vierter Auftritt.

Mulomski. Vorige.

Fiſski.

Beſinnt ſich der Herr Vetter nicht, daß der Weg an der Markorower Gränze, ſonſt in der Vertiefung gegangen iſt.

Mulomski.

Vertiefung — damit hab ich nichts zu thun — man fällt hinein —

Fiſski.

Davon iſt die Rede nicht. Ob ſich der Herr Vetter beſinnt?

Mulomski.

Denkt der Herr Vetter gar — ich ſey betrunken — daß ich mich nicht beſänne?

Fiſski.

Nicht einmal zu einen Zeugen kann man den Herrn Vetter brauchen.

Mulomski.

Das ſag der Herr Vetter nicht — das beleidigt meine Ehre — meine Freundſchaft! Hat der Herr Vetter einen Proceß, ich zeuge was er will, wie ein braver Verwandter. Ich bitte es mir aus!

Fiſski.

So denkt der Herr Vetter redlich. Der hochgeehrte Herr Conſulent, wird dem Herrn Vetter das Weitere bekannt machen.

Mulomski.

Jetzt kann ich mich nicht länger aufhalten, ich habe zu viel Durſt. (taumelt hinaus.)

Conſulent.

Seine Gnaden der Herr Vetter, werden ſich gewiß edelmüthig benehmen.

Fiſski.

Da hab ich *einen* Kerl — war ſonſt Struz *) *in* Warſchau — ſoll wenn er ſich gut aufführt, Kammerdiener werden — he, Poleck!

Fünfter Auftritt.

Struz. Vorige.

Struz

(fällt auf beide Knie, und umfaßt die des Edelmanns.)

Fiſski.

Nicht wahr, der Weg an der Warkorower Gränze, ging ſonſt beſſer hinüber?

---

*) Ungefähr mit den Lazzaroni in Neapel zu vergleichen.

Strunz.

Der Weg —

Fiſski.

Kanaille, ich habe einen Proceß!

Strunz.

Ja ja, mein geſtrenger, großer, gnädigſter Herr, Fünfhundert Schritt, Tauſend, ich lege einen Eid ab, auf's Evangelium.

Fiſski.

Nicht ſo viel, Thier, du wirſt es ſchon hören. — Wer iſt draußen?

Strunz.

Der alte Bauer Iwan, bittet um einen Scheffel Roggen Vorſchuß, ſonſt muß er verhungern. Soll ich ihn wegprügeln?

Fiſski.

Laß ihn herein.

Strunz

(rennt hinaus.)

Conſulent.

Das ſind ſchon zwei. Wenn Ew. Gnaden noch Einen auszumitteln geruhen wollten —

Sechſter Auftritt.

Iwan. Fiſski. Conſulent.

Iwan

(wirft ſich die Länge lang aufs Geſicht nieder.)

Fiſski.

Steh auf, altes Vieh! Sollſt das Korn haben, mußt mir aber beſchwören, daß ſich der große Weg vor dieſem mehr rechts zog.

Iwan.

Jeſus Maria! Wo ſchwöre ich?

Fiſski.

In der Stadt.

Iwan.

Geſtrenger, barmherziger Herr, ſechzig Jahr beſinn ich mich, wie der Weg jetzt läuft, lief er immer.

Fiſski.

Du alter nichtswürdiger räudiger Hund!

Iwan.

Auf meines gnädigen Herrn Erde ſchwör ich, wie mein gnädiger Herr will, das iſt meine Schuldigkeit. Muß ich aber nach der Stadt kommen, da iſt meines gnädigen

Herrn Erde nicht, und meine arme Seele kommt nimmermehr aus dem Fegefeuer.

Fiſski.

Dummes Vieh! Schütt' einen halben Spaten von unſrer Erde in die Stiefeln, dann ſtehſt du überall auf deines gnädigen Herrn Grund und Boden!

Iwan.

Da kann ich's auf mein Gewiſſen nehmen, da werde ich aus dem Fegfeuer erlöſt. Ja in Gottes Namen! (ab.)

Fiſski.

Komme der würdige Mann, wir wollen alles zu Papier bringen. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Gut des Staroſten.

Staroſt allein.

Die verdammten deutſchen Aerzte! Leid ich an Vollblütigkeit, daß mir faſt der Kopf ſpringt, doch kein Aderlaß. Nicht einmal Rhabarber kennen ſie. Von der Tinktur, wo ich ja nicht mehr wie zwölf Tropfen nehmen ſollte, hab ich einen großen Löffel voll verſchluckt, ich ſchlief ein Paar Stunden darnach, weiter nichts.

Achter Auftritt.

Jude Abraham. Staroſt.

Jude

(umfaßt des Staroſten Knie, und küßt ihm dann mit Geräuſch und Zärtlichkeit die Rockzipfel.)

Staroſt.

Was willſt du Jude?

Jude.

Ich wollte Ew. Excellenz den gnädigen Herrn Staroſten recht bitten, recht bitten, mir ein Paar Kiehnbäumchen zu ſchenken.

Staroſt.

Eh!

Jude.

Wenn's auch nur ein Funfzig oder Hundert ſind.

Staroſt.

Wozu?

Jude.

Zu Aſche, zu Aſche, Ew. Excellenz! Es iſt mein Handel.

Staroſt.

Vordem gab man den Bettel wohl ſo weg, jetzt nicht.

Jude.

Was thun denn Ew. Excellenz damit? Ja, wenn die Weichſel hier vorbei ginge, oder die Warte. Aber ſo haben ſie zu weit aus Waſſer, werden das Holz nicht gut los. Ich bitte recht, ich bitte recht! Ich laß es doch ſelbſt weghauen, dann haben Sr. Excellenz der gnädige Herr Staroſt, den Acker ſo rein, als hätt' ihm geleſen eine Taube.

Staroſt.

Sonſt war'ſt du ja Doktor!

Jude.

Die Deutſchen nehmen mir's Brot. Und ſagen der gnädige Herr Staroſt ſelbſt, ſagen ſie, verſtehn die Deutſchen was?

Hörte man ſeit Menſchengedenken, daß ſo viele Kranke ſtarben?

Staroſt.

Daß du in der Medizin geſchickt biſt, muß wahr ſeyn. Du gabſt mir einmal einen Trank, da rang Tod und Leben darnach, aber ich war gleich geſund. Greif mir doch an den Puls!

Jude.

Krieg ich auch die Bäumchen, Ew. Excellenz?

Staroſt.

Wollen ſehn! — Ich habe ſo verteufelt Kopfweh.

Jude.

Werd' ich doch Ew. Excellenz von meinen Pillen geben, ſoll's doch gleich weg ſeyn. Aber das biſchen Holz gnädigſter Herr Staroſt!

Staroſt.

Wo ſind die Pillen?

Jude.

In der Stadt, Ew. Excellenz, ich habe es nicht gewußt, ſonſt hätte ich ſie mitgebracht. Ich will aber gleich laufen wie der Wind.

Staroſt.

Ich fahre ſo nach der Redoute. Kannſt mit. Geh derweil hinaus, laß dir ein Glas Wein, und ein Stück Speck zum Frühſtück reichen.

Jude

(küßt alle Ecken des Rocks, und entfernt ſich.)

Neunter Auftritt.

Bettlerin Anna. Voriger.

Anna.

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!

Staroſt.

In Ewigkeit, Amen! Was will das nichtswürdige Bettelmenſch?

Anna

(wirft ſich in der Stellung einer Anbetenden in den Staub.)

Ich bitte Ew. Excellenz um des Jeſuskindes Willen, Gnade! Ew. Excellenz kannten mich vor zwanzig Jahren in Warſchau, ſie fuhren einmal nach Mariemont mit mir im Schlitten.

Staroſt.

Der Teufel! Du biſt doch nicht Anna?

Anna.

Ja wohl, gnädiger Herr!

Staroſt.

Und du arme Canaille bettelſt?

Anna.

Ich bettle grade nicht, ich ſuche nur meine alten Bekannten auf, und da bleib ich hier ein Paar Tage, dort ein Paar Tage, an einem Ort krieg ich ein Läppchen Kleidung, an dem andern ein Paar Dukaten auf den Weg.

Staroſt.

Wo blieb denn die dicke Brigitte?

Anna.

Die hatte Glück, ging mit einem wallachiſchen Herrn.

Staroſt.

Und die kleine Agathe?

Anna.

Die nahm Gott zu ſich, ſie ſtarb bei den Barmherzigen.

Staroſt.

Ich merke woran. — Und deine Schickſale?

Anna.

Bunt, bald gut, bald übel! Einmal hatt' ich das Unglück, ſechs Jahre unſchuldig nach dem Zuchthauſe zu kommen.

Staroſt.

Wo zum Teufel haſt du denn die halbe Naſe gelaſſen?

Anna.

Ich that einen Fall von der Treppe, der Brand wollte dazu ſchlagen, da nahmen ſie ſie mir ab.

Staroſt.

Ha ha ha ha! Um alter Zeiten ſollſt du ein vier Wochen gefüttert werden.

Anna

(empfiehlt ſich mit tiefen Reverenzen, zieht einen Roſenkranz hervor, und ſagt mit Weinen.)

Ich will auch recht für Ew. Excellenz beten.

Staroſt

(allein.)

Ach, wenn die ſchöne Zeit immer dauerte! Was lärmt denn da ſo?

Zehnter Auftritt.

Bedienten, die einen Kerl gebunden führen. **Staroſt.**

Bediente

(wild durcheinander.)

Wir haben ihn gnädiger Herr. — Ich ſah ihn zuerſt! — Ich fing ihn! — Nein ich! —

Staroſt.

Ein Dieb?

Bediente.

Bei hellem Tage, da wir draußen waren, ſchlich er ein, wollte mit dem Silber davon.

Dieb.

Nun, wie könnt ihr Schuſte euch unterfangen, mich zu mißhandeln? Mein Herr ich

ich bitte mir aus, daß ich losgebunden werde! Klagen ſie in Form Rechtens, beweiſen ſie, ich werde meine Vertheidigung führen.

Staroſt.

Iſt er ein Deutſcher?

Dieb.

Ja mein Herr! Ich bin ſtolz darauf!

Staroſt.

Die Juſtiz macht euch Buben ſo übermüthig, ſtraft euch zu gelinde, darauf wagt ihr's hin. Ich werde ihn aber für mich in ein Hundeloch werfen, und ihm alle Tage Dreihundert mit dem Kantſchuh geben laſſen.

Dieb.

Ha ha ha ha! Dazu ſind ſie zu klug!

Staroſt.

Wie ſo?

Dieb.

Erſtens würde es ihnen Tauſende vor Gericht koſten, dann retteten mich auch meine treuen Kameraden, und zündeten bei der Gelegenheit Schloß und Dorf an.

Staroſt.

Hm — bindet ihn doch los, aber bewacht ihn genau.

(Bediente entfernen ſich mit dem Diebe.)

Elfter Auftritt.

Staroſt. Conſulent Rakrowitz.

Conſulent.

Ich bin der tiefſte, demüthigſte und unterwürfigſte Knecht Ew. Excellenz.

Staroſt.

Treu ergebner und verbundner Diener! Was bringt mir die Ehre —

Conſulent.

Ich habe nicht unterlaſſen wollen, meinen gnädigſten Gönner unterthänigſt zu benachrichtigen, wie Hochderſelbe in einen Rechtshandel mit dem Herrn Gränznachbar verwickelt ſeyn wird.

Staroſt.

Mit Jiſski?

Conſulent.

Durch einen Schreiber hab' ich es gewittert.

Staroſt.

Mir ſehr verdrießlich. Ich fühle einen Schauder, wenn ich nur von der lieben Juſtiz höre.

Conſulent.

Der Herr Gränznachbar will eine Forderung von Sechs bis Siebentauſend Thaler an Ew. Excellenz machen.

Staroſt.

Wofür zum Teufel?

Conſulent.

Das konnt' ich nicht erfahren. Ohne Zweifel aber eine Gränzbeſtreitung. Schelmowitz iſt ſein Conſulent, an Zeugen wird es nicht mangeln, und am Ende iſt doch zu befürchten, daß die Hälfte gezahlt werden muß, wozu noch große Gerichtskoſten kommen.

Staroſt.

Das wäre ein verdammter Streich. Sage mir doch der hochedle Herr, was man dabei thut?

Conſulent.

Darum eben wage ich es, mich Ew. Excellenz ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen. Man muß vor allen Dingen eine Gegenklage im Hinterhalt haben, die jene überſteigt.

Staroſt.

Ich proceſſire nicht gern, bin ich aber gezwungen, nun ſo —

Conſulent.

Ew. Excellenz hohe Milde iſt durch die ganze Welt bekannt. Wüßten Hochdero nicht irgend eine alte Forderung an Herrn von Fiſeki oder deſſen Eltern —

Staroſt.

Nein, nein — halt! Mir fällt bei — doch das iſt nicht der Rede werth.

Conſulent.

Theilen mir Ew. Excellenz großmüthig mit —

Staroſt.

Eh Poſſen!

Conſulent.

Bitte doch unterthänig, zu erfahren —

Staroſt.

Lumperei! Fiſkis Vater — es ſind ſchon ſechsunddreißig Jahr, ich war noch ein Knabe — jagte einmal, verfolgte ein Reh bis auf unſere Trift, und ritt ein Füllen nieder; das krepirte.

Conſulent.

Gut, gut!

Staroſt.

Es war von guter Race, mein Vater ſehr erzürnt.

Conſulent.

Treflich!

Staroſt.

Er konnte von Fiſki Bezahlung verlangen, da es aber ein armer Teufel war, ließ er ihm nur ſagen: er ſollte ein andermal auf der eignen Feldmark bleiben.

Conſulent.

Unvergleichlich! Die gerechteſte Forderung.

Staroſt.

Man könnte doch, wie die Pferde damals im Preiſe ſtanden, kaum ſechs Dukaten verlangen.

Conſulent.

Erlauben Ew. Excellenz — es war ein Stutfüllen?

Staroſt.

Das weiß ich nicht mehr. Ich ſage nur was mir bekannt iſt.

Conſulent.

Ohne Zweifel! Ein Hengſtfüllen, muthiger, gewandter, wäre bei Zeiten aus dem Wege geſprungen. Von arabiſcher Zucht, man hat ſogar eine alte Stammtafel geſehn; Bajazeth wie er dem Tamerlan entgegen zog, ſoll einen Hengſt dieſer Linie geritten haben.

Staroſt.

Ha ha ha ha!

Conſulent.

Das beweiſen wir nicht. Thut keine Noth. Nur giebt es der Klage ein gewichtig Anſehn, und imponirt dem Richter.

Staroſt.

Wenn nun auch —

Conſulent.

Ew. Excellenz wohlſeliger Vater wollten ein arabiſch Geſtüt anlegen. Das Füllen gab den Stamm, um einen köſtlichen Beſchäler war man in Handel. Nach vier Jahren konnte das Zuchtpferd werfen. Nehmen wir nun an, daß zwei andere Stuten davon gefallen wären, ſo gaben dieſe nach vier Jahren vier. Dieſe nach einer gleichen Friſt Achte. Von den Achten ließen ſich Sechzehn, von dieſen Zweiunddreißig, nun Vierundſechzig, Hundertachtundzwanzig, Zweihundertſechs und funfzig, endlich Fünfhundertzwei und dreißig erziehn. Neun Generationen in den Sechsunddreißig Jahren. Nun müſſen wir das letzte Produkt mit den vorigen addiren, giebt ein Total von Eintauſend und zwei und vierzig. Schweigen Ew. Excellenz auch großmüthig und ſelten uneigennützig, von den Hengſten die auch erzeugt wären, und begehren für jede Stute nur Zehn Dukaten, was für morgenländiſche Zucht ein Spottgeld iſt, ſo beträgt das Zehntauſend und zwei und vierzig Dukaten: ſo viel iſt des Gegners liegende und fahrende Haabe nicht werth, er muß von Haus und Hof.

Staroſt.

Auf dieſe Weiſe dürfte ich nur behaupten können, vor Fünfhundert Jahren ſey Jemand meinem Ahn einen Poltrak ſchuldig geblieben, und ich forderte jetzt eine Provinz dafür.

Conſulent.

O ſchon zum rechtmäßigen Herrn von ganz Polen, erhübe ſie dieſe Scheidemünze, und falls ſich Ew. Excellenz ein Vier bis Fünfmalhunderttauſend Mann anſchaffen, ihren Anſprüchen Kraft zu geben, ſorg' ich für das bündigſte Manifeſt.

Staroſt.

Wird aber das Gericht eine ſo unſinnige Klage annehmen?

Conſulent.

Das Gericht muß alles annehmen, ſey es noch ſo abentheuerlich, thut es gern, je dunkler, ſchwieriger und weitläuftiger, je mehr Sporteln. Des Herrn Nachbars Klage iſt ſicher auch ſpitzfindige Chikane. Maaß um Maaß! Zuletzt theilt der Richter.

Staroſt.

Gut — wenn man mich hämiſch angreift, zur Repreſſalie, ſonſt nicht.

Conſulent.

Aber nun Zeugen. Wirken Ew. Excellenz durch Dero Anſehn auf ihren Willen. Was ſie beſchwören ſollen, ſchärf' ich ihnen ein.

Staroſt.

Pfui, das ſollen meine Leute nicht! Ich behielt keinen, der mir zur Liebe Unwahrheit ſagte.

Conſulent.

Aber wenn man Ew. Excellenz mit vergifteten Waffen angreift, wollen ſie die ihrigen in Balſam tauchen.

Staroſt.

Freilich — durch falſche Eide um Sechstauſend Thaler zu kommen — und das ärgerlichſte wäre noch, daß die Schelme mich hinterdrein auslachten. — Dennoch ſchone ich meine Unterthanen. Will ſich verworfen Pack verdingen, meinetwegen! Da iſt ein Jude, der im Kriege den Spion gemacht hat, für Freund und Feind.

Conſulent.

Der wird brauchbar ſeyn. Aber wo mir recht iſt, hat ein Jude vor der preußiſchen Juſtiz nur halben Glauben. Er müßte noch einen Mauſchel bringen, dann wär's ein ganzer Zeuge.

Staroſt.

Eine invalide H*** ohne Naſe, kam heute betteln.

Conſulent.

Gut!

Staroſt.

Dann — aber das geht wohl nicht — der eingefangene Dieb — ich ließ ihn ſo lieber laufen, weil mir vor Mordbrennerei graut.

Conſulent.

Wer weiß dann, daß es ein Dieb iſt?

Staroſt.

Ich rufe die edle Sippſchaft. Hier naht eben einer. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Jude Abraham. Conſulent.

Conſulent.

Hat der Herr Luſt, für ſeine Excellenz zu zeugen? —

Jude.

Weh — weh! Ich ſchwöre nicht, daß zwei mal zwei vier iſt. Die Haare ſtehn mir zu Berge, hör' ich von einem Schwur.

Conſulent

(vor ſich.)

Ich werde viel verſprechen. Man hält doch nichts. Sie dürfen nicht plaudern.

Jude

(vor ſich.)

Ich führ' ſie an, dreh' mich mit dem Rücken nach Jeruſalem, da gilt der Eid nicht.

Conſulent.

Habt ihr beim Staroſten was zu ſuchen?

Jude.

Er will mir ein Dreihundert Bäumchen geben, wenn ich ihn kurire.

Conſulent.

Seyd ihr ihm gefällig, und bringt noch einen ehrlichen Mann dazu mit, giebt euch der Staroſt noch einmal ſo viel, und wenn ihr ſchlagt, wer zählt die Bäume?

Jude.

Kann ich mich darauf verlaſſen, daß es wahr iſt, was ich zeugen ſoll?

Conſulent.

Der Staroſt und ich bürgen.

Jude.

Da iſt's gewiß wahr, gewiß, da will ich's dem gnädigen Herrn zu Gefallen thun, wenn er mir Zweihundert Bäumchen mehr giebt. (ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Anna. Conſulent.

Anna.

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!

Conſulent.

In Ewigkeit, Amen! Willſt du dem Staroſten gefällig ſeyn?

Anna.

Maria und Joſeph! Warum nicht! Ich bin ihm vor zwanzig Jahren oft gefällig geweſen.

Conſulent.

Du legſt nur einen Eid ab.

Anna

(zieht den Roſenkranz hervor.)

Mit Vergnügen! Eine fromme Chriſtin ſoll dem Nächſten dienen. Iſt's denn wahr oder falſch, worauf ich ſchwören ſoll? Ich frage nur, weil ich bald beichten will, da wart ich allenfalls bis hernach.

Conſulent.

Es iſt wahr, da kannſt du uns glauben. Nur ſollſt du ſagen, du hätteſt erlebt, gehört — hernach mehr

Anna.

Ja nur eine kleine Gefälligkeit. Doch ein zwanzig Dukatchen —

Conſulent.

Der Staroſt giebt dir wohl mehr.

Anna.

Aber vorher muß ich bitten. Das halt ich ſeit meinem vierzehnten Jahre ſo. — Ihre demüthige fromme Dienerin! (geht und begegnet dem Dieb.) Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! (ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Dieb. Conſulent.

Dieb

(zu Anna zurück.)

In Ewigkeit! Dieſer Gruß ſollte allenthalben ertönen, denn das Chriſtenthum ſchreitet an der Philoſophie Hand, den alten Formen wieder zu.

Conſulent.

Höre er, die Karre iſt ein ſchlimm Ding.

Dieb.

In der **empyriſchen Beziehung. Der** Karrende thut wohl zu ſchrein, beim Homer ſchreit Laokoon auch. Sonſt gehört die Karre der Freiheit. Auf den Ketten zu Genua lieſt man die ſinnige Inſchrift: Libertas.

Conſulent.

Seht einmal! Doch könnt er frei von der Freiheit der Karre ausgehn, wenn er einen Zeugeneid, wie man ihn verlangt, leiſtete.

Dieb.

Aha! Einen falſchen!

Conſulent.

Woher weiß er das?

Dieb.

Sonſt würde man mich nicht fordern. Man glaubt, mein Verhältniß trenne von

Grundſätzen. Nein mein Herr, ich hörte, ein deutſcher Jüngling, auf der hohen Schule, Moralphiloſophie. Zwar unſre äſthetiſchen Räubergemälde, die mir den Sinn für Romantik entflammten, das innere muthige Herz mit Willen ſtählten, brachten mich in einen antiſocialen Kreis, doch hier iſt der ſociale! Achtung vor dem geſellſchaftlichen Verhältniß, iſt Tugend. Erſchöpfender wird ſie nicht definirt.

Conſulent.

Ha ha ha ha! Nun die Unwahrheit iſt auch ein geſellſchaftlich Verhältniß, und kein ſeltenes. Achte er ſie einmal.

Dieb.

Nein, in der Geſellſchaft muß ich ſocial fühlen. Sehn wir uns auch nach Kant um, der ſpricht: **Handle, daß deine Maxime allgemein gültig werden könne.**

Conſulent.

Ha ha ha ha! Wollte der Himmel falſche Eide würden allgemeingültig, dann verbannte man den Schwur ganz und gar

vor

vor Gericht. Alle Rechtsgelehrte wiſſen, wie viel Nachtheil er bringt.

Dieb.

Erfüllte ich ihr Gebot, würde mich keine Beredſamkeit vermogt, keine Ueberzeugung gelenkt haben, nur ein reiner kathegoriſcher Imperativ!

Conſulent.

Wohl! Geb er ſich den, fällt er ſchon damit aus der Mode. — Aber ſag er mir nur, wie es ihm einkömmt, von Moralphiloſophie zu reden.

Dieb.

Mein Herr! fehlt ihnen denn aller Takt für Unterſcheidung? Ich bin ein romantiſcher Menſch, unter dem Status in Statu meiner Brüder, mit der Geſellſchaft in Krieg begriffen, und Kriegsbrauch giebt mir dort die Grundſätze. Doch miſch ich mich in ihre Angelegenheiten, gehöre ich der gemeinen Menge, das Romantiſche hört auf, ich muß nach dem bürgerlichen Tugendprincip handeln.

Conſulent.

Ha ha ha ha! Nur vorerſt wieder ins Hundeloch, da kann er Moralphiloſophie und Romantik ausgleichen. (ab von einer Seite, der Dieb von der andern.)

Funfzehnter Auftritt.

Gaſthof in der Stadt.

(Vorzimmer. Hinten ein Redoutenſaal wo Tanz, Jubel der Trinkenden und Streit der Farospieler ein betaubendes Getoſe machen.)

Fiſski und Conſulent Schelmowitz, aus dem Saale.

Fiſski

(taumelt.)

Daß ich heute ſo munter bin, wie damals — in Kaminiec Podolski — wo mir der Armenier Bethel zu kauen gab — das macht mein Proceß!

Conſulent.

Still ſtill davon, mein hochgebietender theurer Herr! Sr. Excellenz der Herr

Staroſt ſind hier, Ew. Gnaden mögten in der Beſoffenheit geruhen, unſre Abrede zu verrathen.

Fiſski.

Strunz! Geh zum Wirth, hol mir noch Ungarwein! Die Muſikanten ſollen den alten Kosciusko ſpielen, und das Lied aus der Cracowina! Vivat!

Conſulent.

Pſt — pſt! Es ſind Deutſche da.

Fiſski.

Löſt die Kanonen! Vivat! Nicht wahr ich habe getanzt, wie ein blutjunger Kerl?

Conſulent.

Was waren es denn für Damen, mit denen Ew. Gnaden zu tanzen beliebten?

Fiſski.

Erſtens die Gräfin Palatinow, dann ihre Kammerjungfer, dann zwei preußiſche Damen, die Frau Thoreinnehmerin und die Frau Schulmeiſterin.

Conſulent.

Welchen Lärmen gab's denn vorhin beim Maſurek?

Fiſski.

Ein Deutſcher hatte Schuld. Der Herr Proviſor vom Herrn Apotheker. Er wollte nicht, daß der Gräfin Kammerjungfer mit tanzte — er ſagte: das wäre ſeiner Ehre zu nah. Teufel! Allen Reſpekt vor des Herrn Proviſors Ehre, er iſt ein großer gelehrter Mann, das glaub ich recht gern, aber die Kammerjungfer iſt von altem Adel. — He! Ungarwein! — Sprechen immer von Aufklärung, die dummen Deutſchen, ſagen in Polen ſieht man Tiranney — und — Ungarwein!

Conſulent.

Ja nicht mehr, der hochgebietende Herr trinken am Ende, Hochdero ganze Vernunft unter den Tiſch.

Fiſski

(zieht den Rock aus, und hängt ihn über einen Stuhl.)

Nun was iſt denn daran gelegen? — Wirth, Beſtie, bring Wein!

Conſulent.

Ich meine, wenn Ew. Gnaden mit dem Herrn Staroſten ins Geſpräch kämen, und wären nicht nüchtern, plauderten Hochdieſelben einfältigerweiſe alles aus.

Fiſski.

Iſt denn der Staroſt hier?

Conſulent.

Freilich! Dort ſpielt er ja Faro. Ich hatte ſchon die Ehre, es Ew. Gnaden unterthänig anzuzeigen.

Fiſski.

Bruder du haſt Recht! Küß mich, du biſt ein kluger Mann! Komm in den Hof, und ſchütte mir einen Eimer Waſſer über den Kopf!

Conſulent.

Da haben der hochgebietende Herr einen köſtlichen Einfall. Da werden Hochdieſelben gleich wieder bei Sinnen ſeyn! (führt Herrn von Fiſski hinaus.

Sechzehnter Auftritt.

Staroſt Faroski und Conſulent Rakrowitz, kommen aus dem Saal.

Staroſt

(taumelnd.)

Er iſt geſprengt! Die franzöſiſchen Parolis machten ihn todt. So eine Lumpenbank von Zweihundert Dukaten, das iſt ja nichts. (wirft das Geld auf den Tiſch.) Ich mag den Quark nicht! — Hätt ich nur Luft, Luft! Es will mir die Bruſt ſprengen. Bin ich ſonſt krank, und trinke ein ſechs oder acht Flaſchen Champagner, fühl ich mich wieder wohl, aber heute wird's noch toller danach.

Conſulent.

Ew. Excellenz ſehn gewaltig roth aus. Aber mit hochgnädiger Erlaubniß, was ſollen die Dukaten hier?

Staroſt

(zieht den Rock aus, und hängt ihn auch auf eine Stuhllehne.)

Kann vor Hitze nicht ausdauern. — Die Dukaten? Herr, König Friedrich Auguſt von Polen, war auf dem Karneval zu Venedig, ſpielte incognito, ſprengte eine Bank auf den König. Weiß er, was er ſagte?

Conſulent.

Nein, Ew. Excellenz!

Staroſt.

Er ſtieß den Tiſch mit dem Fuß um — die Bank beſtand aus Zehntauſend Zechinen — und — alle Teufel der Hölle, welch' ein Kopfweh überfällt mich! — Und da ſagte Friedrich Auguſt: Pour la Servante! Ich bin aber doch klüger, ich ſtreiche die Zweihundert Dukaten wieder ein, und ſtecke ſie in die Taſche. (nimmt das Geld mit Mühe zuſammen.)

Conſulent

(bei Seite.)

O weh! Er iſt doch nicht ſo betrunken, wie ich wünſchte.

Staroſt.

Ich ſchwindle ſo, daß ich nicht auf den Füßen ſtehen kann.

Conſulent.

Ich werde Ew. Excellenz in Unterthänigkeit helfen. (iſt geſchäftig.)

Staroſt.

Ah — da fuhr der Herr in die Taſche. Meinetwegen, er muß nur nicht denken, daß ich betrunken bin. Schon wieder. Ein funfzig Dukaten werden wohl fehlen. — Nun — nur den Proceß gut gelenkt — ah — Freund! mit mir geht's zum ſterben! Da glüht es die Bruſt herauf, wie lauter Flammen — bringt mich hinaus — an die Luft —

Conſulent

(führt den Staroſten ab.)

Um Gottes Willen! Ew. Excellenz geruhen mir zu folgen.

Siebzehnter Auftritt.

Jude Abraham

eine Semmel in der Hand.

Wo iſt denn der Staroſt? Ich ſoll ihn kuriren, und find ihn in keinem Winkel. Nun knet ich Pillen aus der Semmel, lege Goldſchaum darauf, verordne dabei ein entſetzlich Aderlaſſen, und vier Wochen Haferſchleim. Wird ihm die Vollblütigkeit ſchon vergehn. Und gelingt mir das alles, da will ich mir auch einmal einen Schabbas machen! (ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiſki. Conſulent Schelmowitz.

Fiſki

(deſſen Haare träufen.)

Nichts über das kalte Waſſer. Gleich hat man die volle Beſonnenheit wieder.

Conſulent.

Sollte das ein Deutſcher thun, meinte er auf dem Fleck ſterben zu müſſen.

Fiſski.

Nun tanz' ich noch ein wenig. Aber halt! Ich muß ja erſt den Rock wieder anziehn. (kleidet ſich, und geht in den Saal.)

Neunzehnter Auftritt.

Staroſt Faroski. Conſulent Rakrowitz. Hernach Jude Abraham.

Staroſt.

Viktoria! Nun iſt mein Uebel weg. Das fehlte mir lange, hat mich oft hergeſtellt.

Conſulent.

Gratulire unterthänigſt!

Staroſt.

O wie mir leicht wird, froh, verjüngt, auch das Räuſchchen iſt weg, bin wie neugeboren.

Jude.

Ew. Excellenz, Ew. Excellenz, hier ſind meine Wunderpillen!

Staroſt.

Ich brauch' ſie nicht. Die Natur hat ſich durch einen Blutſturz geholfen.

Jude.

O weh, das iſt doch ſchlimm!

Staroſt.

Du biſt ein Narr! Das half mir oft. Nun ein Paar Flaſchen Champagner darauf, da ſoll mir erſt wohl ſeyn. (zieht den Rock wieder an.)

Jude
(vor ſich.)

So iſt's doch für mich ſchlimm, verdien' ich nichts mit den Pillen! Er hat eine zu gute Natur. (ab.)

Staroſt.

In den Saal! Vielleicht iſt eine neue Bank da. (ab mit Ratowitz.)

Zwanzigſter Auftritt.

Fiſski kömmt allein aus dem Saal.

Ich will doch das Papier noch einmal leſen. (langt einen Bogen heraus.) Wie — wie — ein Füllen todt geritten? Klage gegen Herrn von Fiſski? Zehntauſend und zweiundvierzig Dukaten. Teufel, wie kömmt das in meinen Rock? Ah — kömmt da nicht der Staroſt? — Die Hälfte ſchon ruinirte mich. — Ei, der Staroſt trägt ja wohl mein Kleid?

Letzter Auftritt.

Staroſt. Fiſski.

Staroſt

(vor ſich leſend.)

Wie kam dies Papier in meine Taſche? Aha, da ſteht die vermaledeite Rechnung. Ein guter Freund muß mir das zugeſteckt haben.

Fiſski

(vor ſich.)

Er hat mein Papier, ich das ſeinige. Wir vertauſchten die Kleider. (laut.) Ergebner, gehorſamer, unterthäniger Sklav, mein theurer Herr Staroſt.

Staroſt.

Unterwürfiger, tief unterwürfiger Knecht, mein geliebter Freund und Nachbar. Wir verwechſelten wie ich ſehe unſre Kleider. Nun — und ſie wollen gegen mich klagen?

Fiſski.

Nimmermehr, mein edler, vortreflicher Nachbar. Ich prüfte nur einen Schelm von Conſulenten.

Staroſt.

Und mir bot ſich ein Schurke zum Beiſtand an.

Fiſski.

Ich bin zu ehrlich, achte Ew. Gnaden viel zu hoch, mit denenſelben zu proceſſiren.

Staroſt.

So zerreiße ich das Blatt. Champagner ſey der Friedensrichter. Ich zahle ſechs Dukaten für das Stücklein Feld, ziehn ſie aber für das Füllen ab, ſo bleiben wir gute Freunde. Vivat Fiſski, Pereant die Conſulenten!

Fiſski.

Pereant! Vivat der edle Staroſt!

Ende.

Die
Muſen im Kriege.
Ein traurig Luſtſpiel in zwei Akten.

Perſonen.

Guido Lahn, Maler.

Kaſſandra }
Emma } ſeine Tochter.

Fertig, ein Journaliſt.

Schwindel, ein Buchhändler.

Bleicher Taps.

Mutter Lebrecht, eine Bilderhändlerinn.

Gottlieb, Fertigs Dienſtjunge.

Catharina, Magd in Lahns Hauſe.

Ein feindlicher Officier.

Ein Regimentstambour.

Ein Wagenmeiſter.

Soldaten u. ſ. w.

Erſter Akt.

Ein Vorzimmer in Lahns Sommerwohnung. Man ſieht ein großes umgekehrtes Gemälde, und eine Bildſäule.

Erſter Auftritt.

Gottlieb von einer, **Catharina** von der anderen Seite.

Gottlieb.

Pſt — pſt Trinchen! Ich habe reelle Abſichten!

Catharine.

Wie meinen ſie das?

Zweiter Auftritt.

Fertig. Vorige.

Fertig.

Was Teufel macht er hier?

Gottlieb.

Ich folge dem Zuge der Liebe.

Fertig

(prügelt ihn hinaus.)

Der Gewalt! Will er nach der Stadt, die Aufſätze zu kopiren.

Gottlieb.

Ich trage ein Märtyrer des Schönen — trage um dich! (ab.)

Catharina.

Der gute Junge! Der böſe Herr! (ab.)

Dritter Auftritt.

Fertig allein.

Die elfte Nummer des Sublimen wurde verſandt! In dieſer Zeitung gehn alle Nebenbuhlerinnen unter! Welche Conſequenz der Anlage! Wo bleiben da die Spazier, Merkel, Kilian! Welcher Titel! Welche Vignette, das ſtrahlenverklärte Apollonshaupt? Wollte ehedem alles zur eleganten Welt gehören, wer wird nun nicht eilen, in den Lichtraum des Sublimen aufgenommen zu ſeyn! Die beſten Köpfe werden ſich an mich drängen, ich verbinde ſie, den eignen Geſchmack ehrend, durch Lob, dafür iſt jedermann empfänglich; wer meiner Fahne nicht huldigen will, den ſtraf ich durch bittern Spott und Pironswitz. — O was werd' ich nicht noch alles zu Tage fördern! Der genialiſche Zeugungstrieb wüthet in reicher Ueppigkeit, nichts wie Stoffe, und neu verarbeitete Ideen. Jede Wiſſenſchaft mir gleich. Die Politik wird mir wohl hohe Verbindungen bringen, da meine Ausſprüche über den Zuſtand von Europa, die Blicke der Miniſter und Geſandten an den Höfen auf ſich lenken müſſen. Dankbarer aber mag noch die dramatiſche Arbeit ſeyn. Wie mir Iffland, aus Berlin, den Tag der Aufführung meldet, eile ich ſelbſt hin, mein

Stück zu ſehn. Die Huldigung eines großen Publikums, hat denn doch ihr Anziehendes, und wie wird der Ruf davon ertönen? Gut, daß die Archives litteraires vorhanden ſind, ſo wird doch dergleichen auch außer halb Deutſchland bekannt. Ob ich doch, wenn ſie mich in Berlin rufen, nur aus einer Loge mich beſcheiden neige, oder auf die Bühne heraus trete? Nun nach Umſtänden!

Vierter Auftritt.

Kaſſandra. Fertig.

Fertig.

O meine Geprieſene! Lange mußt' ich mit hoher Liebe ringen, leiſe Hoffnung durchwallte mich nur, von ihrem inneren Ich verſtanden zu werden. Doch nun erquicke mich der Wonnelaut — ſprechen ſie ihn aus — lieben ſie mich?

Kaſſandra.

Wenn ich mit Menſchen und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wär' ich ein tönend Erz, und eine klingende Schelle.

Fertig.

Dies Erz wird Himmelgeſang tönen, die Schelle Seraphmelodien klingen. Engelzunge laß dich vernehmen, offenbare, verkünde!

Kaſſandra.

Das Mägdlein liebe fein ſtill und andächtig in Herzens Grund, ohne eitel Gepräng.

Fertig.

Das Gepräng labte aber ſelig. Und wäre Lieben Miſſethat?

Kaſſandra.

Lieb' iſt eine Hiacinth in Saron, doch nicht des ganzen Lebens luſtig Gärtlein, ein Kranz aus Mondſchein gewunden, nicht das Feuermeer, das aus dem Bronn der Sonnen quillt.

Fertig.

Ah — ſie wollen ſagen, der Liebe Flug ſoll ſich nicht zu ikariſch empor ſchwingen, daß er den Fittig nicht verletze? Warum? Iſt Liebe nicht eine Perpendikuläre? —

Doch ich ehre der hohen Jungfrau karges Wort. — Welchen glückſeligen Autor leſen ſie da?

Kaſſandra.

Pater Cochem.

Fertig.

Seltſam! Neulich fand ich Benjamin Schmolks Geſangbuch, Arndts gülden Schatzkäſtlein, und Müllers göttliche Liebesflamme bei ihnen.

Kaſſandra.

Fundgruben der herzigen, warmen, kindlichen, tiefpoetiſchen Sprache.

Fertig.

Cochem liefert ihnen vermuthlich Stoffe der Dichtung.

Kaſſandra.

Sein Brünnlein nimmer ſiegt.

Fertig.

Iſt's gefällig zu ihrem Herrn Vater hinein zu gehn.

Kaſſandra.

Ein billig Anſinnen, das Mägdlein züchtig ehrt. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Schwindel tritt auf.

Bisher trafen mich herbe Unfälle mit meinen Verlag. Schlau kaufte ich immer nur von Autoren die in Noth ſtaken, die ich lange hinhielt, die Vorſchüſſe empfingen, welche ſie nicht erſtatten konnten, wo ſie endlich jeden Preis eingehn mußten. Einige hatten zuletzt keine Beinkleider mehr, deſto fleißiger mußten ſie ſeyn. Ich erſtand Waarenläger bankrotter Handlungen, verſah alte Werke mit neuen lockenden Titeln, fertigte ſelbſt lobpoſaunende Recenſionen an — dennoch das meiſte zurück, die Auslage verloren. Allein der **Sublime** wird mich der Verlegenheit entziehn. Er giebt mir Anſehn auf der Meſſe, ich trete mit Schriftſtellern von Ruf in Bekanntſchaft, und bekomme gute Manuſcripte um ein Geringes. Auf den Nachdruck will ich auch Bedacht nehmen. Konnte Trattner davon ein Haus erbauen, das für das ſchönſte in Wien gilt, warum ſoll ich nicht auch auf dieſem Wege Gewinn ſuchen? Ah, ihr zärtlicher Bräutigam, meine ſpröde Emma!

Sechſter Auftritt.

Emma. Voriger.

Emma.

Guten Morgen, lieber Schwindel! Wollen ſie den Vater ſprechen?

Schwindel.

Welche Frage! Hernach, hernach, zuvor ſie, meine Innig geliebte.

Emma.

Schwindel, kein eitel Wort. Sie lieben nicht innig, können nicht innig lieben. Der Plan mit der neuen Zeitſchrift gab ihnen den Gedanken, mir ihre Hand zu bieten, vielleicht, ha ha ha ha! Auch die Körbe anderer Mädchen.

Schwindel.

Schmähen ſie mich nach Belieben, nur ſich bringen ſie in den gebührenden Anſchlag.

Emma.

Ich bin einmal eine unglückliche Wahrheitsfreundin.

Schwindel.

Alſo darf ich auf ihre Liebe nicht zählen?

Emma.

Schon habe ich ihnen alles freimüthig bekannt. — Ich bin arm, muß einſchlagen, will ein redlich Weib ſeyn, und um Neigung ſtreben.

Schwindel.

Sie ſind reich, wenn ſie nur in meine Entwürfe greifen. Da iſt die Schweſter Kaſſandra. Welchen göttlichen Vers dichtet ſie! Ganz nach Ton und Mode. Lauter Myſtik.

Emma.

Daß mir nicht Poeſie zugemuthet werde, hab' ich bedungen.

Schwindel.

Wie wenn ſie ſich in's Romanfach würfen, zarter Frauen ſchönen Wirkungskreis? Sie fühlen tief, beobachten fein. Wohl eher wucherten Buchhändlerinnen ſo dem Gatten, und er hielt Equipage und Landhaus.

Emma.

Ihre Wirthſchaft verheiß ich wacker zu führen, doch auf Erwerb durch meine Feder zählen ſie ja nicht.

Schwindel.

Fertig lenkt das neue Blatt mit Univerſalität. Des Kunſtſinns Gefilde, bearbeitet ihr Vater, Kaſſandra trägt Blüthen der Poeſie zu, ich werde Anekdoten und Recenſionen einſtreun; wenn ſie nun noch romantiſche Skizzen lieferten, gewänne die Mannichfachheit, alles müßte der *Sublime* verſchlingen.

Emma.

Solls ja geſchrieben ſeyn, will ich ein Kochbuch verſuchen.

Schwindel.

Wohl, mir gelten die Artikel gleich, wenn ſie nur gangbar ſind.

Emma

(lachend.)

Freilich müßte ich viel noch ſelbſt üben, eh' ich Theorien davon aufſtellen will. Mein guter Vater redet gern von hohen Dingen, doch ziemlich bürgerlich raucht unſere Küche.

Schwindel.

Ich gebe nach Prag Commiſſion auf böhmiſche Faſanen, nach Leipzig auf Lerchen, nach Bayonne auf Schinken, nach Riga auf Kaviar, nach Hamburg auf Rauchfleiſch und Auſtern; Wildprett ſenden Forſtmänner der Gegend, feine Gemüſe und getriebene Früchte, Kunſtgärtner. Von allem Delikaten das frühſte —

Emma.

O enden ſie —

Schwindel.

Der Sublime muß alles abwerfen.

Emma.

Nicht zu weit den Arm —

Schwindel.

Der Vater.

Siebenter Auftritt.

Guido Lahn. Kaſſandra. Fertig. Die Vorigen.

Lahn.

Die Verlobung eile. Wo, hänge von dem Paaren ab. In der Stadt, oder hier auf der Sommerwohnung.

Beide Freier

(komplimentiren die Braute.)

Kaſſandra.

Die Religion des Aktes, will Salbung. In der Stadt, im grünen Zimmer, umhängt die Beterinnen das Ave Maria, die Hochzeit zu Canaan, und mein Lieblingsbild, das ſie kennen, mein Ich der Vorzeit. Denn wie Lavater meinte, Joſeph von Arimathia geweſen zu ſeyn, glaub' ich andächtig, ich war Jairi Töchterlein.

Emma.

Es iſt draußen aber ſo heiter.

Lahn.

(zeigt auf's Fenſter.)

Wohl! Die Landſchaft hat Charakter. Der Baumſchlag der Pappeln an dem Thor, iſt von leichter, freier Zeichnung, die Lindenzweige gut geſpalten, die Ausſicht hat Optik.

Kaſſandra.

Gleichwohl wenn Vöglein ſangen, und der Bäume Geiſt ſprach, tönte mir kein Herzenslied, der Blick auf des Angers flache Linnenſtreifen, trank Proſa.

Lahn.

Der Bleicher, dem das Haus gehört, kann das Gewerb nicht einſtellen. — Nun meine Söhne, da wir traulich die Hände ſchlangen, zum Verein an der Zeitſchrift, und der überall geſchäftige Amor ſich auch einfand, wähnten ſie, mein Bischen Ruf durch Europa, und die künftige Achtung der Welt von Vaters Nachruhm, würde der Töchter ganzes Erbe ſeyn. Nein, ſo iſt's denn doch nicht.

Fertig und Schwindel

(herausfahrend.)

Nicht?

Lahn.

Ihr wißt, wie die Philoſophie der Kunſt mir häufig den Pinſel entwindet. Meine Werke bleiben oft halb fertig liegen, weil die Hand dem Denkerflug nicht nachzueilen vermag, und ich lieber in kunſtſinnigen Abhandlungen verkünde, wie ſie ſeyn ſollen. Dennoch wurde eine große Arbeit vollbracht. Hier (dreht das Gemälde um.) meine Auferſtehung! Ich bitte dieſe Compoſition zu würdigen. Vom hohen Styl der Schönheit, kann ich mich nun einmal nicht trennen. Nicht darf ich erläutern, denn in meinem Gemälden lieſt man Gedanken. Hier dieſer Lazarus, wie er dem Grabe entſteigt. Ich bin ſo weit der Verwegenheit eines Rubens gefolgt, als meine ſanfte Empfindung mich nicht, wie Correggio, zum abgeſagten Feind alles Harten und Rauhen macht. Ganz wußte Rubens dieſe Klippe nicht zu umgehen. Man blicke nun auf die Umſtehenden, das

das freundliche hohe Weib, den gerührt bewundernden Apoſtel. Das iſt Natur, eine Wahrheit, ein Fleiß, ſogar wie an Paul Denners Köpfen; und dennoch wieder keine Natur, da die Kunſt in ihrer Schönheit, weit darüber hinausgeht. Aber ich arbeite ſo, daß nicht meine Werke eine Kopie der Natur zu ſeyn ſcheinen, vielmehr die Natur eine Kopie meiner Werke. Nun hefte ſich das Auge an den Erlöſer. Reichhaltige Größe, und anziehende Liebenswürdigkeit. Hier galt es noch einen Preis in der Malerei zu erringen! Gewöhnlich iſt Chriſtus jüdiſch, kalt, untheilnehmend. Die Meiſter wußten die Göttlichkeit nicht zu rufen, es beſtand der Glaube: Idealität der Formen im griechiſchen Ebenmaaß, wirke nur im Marmor; gemalte Götter und Göttinnen, erſchienen wie edle Menſchheit. Nun wurde hier aber neben der idealen, feſten, correkten Form eines Raphael, der Mangel ſeiner Pallette vermieden. Man erblickt in dem Kolorit, Titians wahre Farbengebung, und ſeine wollüſtige Vollendung. So wird Gottheit auch im Gemälde erreicht. Sie ruht auf dieſem Antlitz, winkt, ruft, ſegnet zugleich, in dieſer Hand. — Kaſſandra bekömmt die Auferſtehung als Mitgift. Sie iſt nach meinem Tode unſchätzbar, jetzt werde ſie um Zweitauſend Piſtolen losgeſchlagen.

Fertig

(ſchnell.)

Wer wird ſie zahlen?

Lahn.

Lord Dummwarth, der ſie ſah, mit dem ich in Unterhandlung trete.

Fertig.

Iſt's auch gewiß? Ward ein Vertrag gezeichnet? (bei Seite.) Ich verſteh mich zwar nicht auf Gemälde, mir kömmts aber vor, wie eine Stümperei.

Lahn.

Emma ſoll meinen Apoll überkommen. Wie Benevenuto Cellini und Michel Angelo, üb' ich mehr als eine Kunſt. Man prüfe dieſe Verhältniſſe. Die treffende Sicherheit womit der Meiſel geführt ward. Leſe an dieſer Stirn —

Schwindel

(der ihn ungeduldig unterbricht.)

Wer kauſt die Statue? (bei Seite.) Ich gebe nicht fünf Thaler dafür.

Lahn.

Vermuthlich auch der reiche Britte. Um denſelben Preis.

Schwindel.

Wie wenn ſie vorgäben, es ſey eine Antike, von Phydias oder Praxiteles?

Lahn

(lächelnd.)

Sollte ſie nicht zu erreichen ſeyn?

Fertig.

Ich würde auch das Bild, einen Raphael, Julius den Römer, oder Paul von Verona, nennen.

Lahn.

Wir kamen weiter als die. Das Vorurtheil beginnt endlich zu ſinken. — Wohlan, noch etwas über unſeren Sublimen! Der Satz ſteht alſo feſt, daß wir Dreie gemeinſchaftlich die Koſten tragen, und den Gewinn theilen.

Schwindel.

Gebräuchlicher wäre es immer, dem Verleger das Ganze zu überlaſſen, und für Redaktion und gelieferte Beiträge, den Ehrenſold zu empfangen.

Fertig und Lahn.

Nein, nein, nein!

Lahn.

Wir theilen. Mein Eidam Fertig, kann für die Mühe der Herausgabe nichts im Voraus begehren, denn ich will die ſchwierigere Mühe übernehmen, zum Nutzen des Unternehmens, nach **Italien**, Frankreich, Hiſpanien und England zu ziehn, um den Kunſtſinn an dem Vorzüglichſten zu ſchärfen, was die Kunſtwelt darbietet. Die Briefe von dieſer Reiſe, geben allein dem Blatte einen Vorrang.

Schwindel

(bei Seite.)

Ich gehe alles ein. Heimlich drucke ich doch Fünfhundert Exemplare für mich, und gewinne am Rabatt.

Lahn.

Zehn Thaler jährlich, ſtellten wir den Preis; nicht zu hoch für ſolche Tendenz. Nun will ich mäßig anſchlagen: in Deutſchland, Rußland, Dännemark, Schweden, Holland, Nordamerika und ſo ferner, werden ſich doch Zweitauſend Pränumeranten finden. Vielleicht mehr, doch nehm ich nur einen niederen Satz an. Das giebt jährlich Zwanzigtauſend Thaler Einnahme. Ein Drittheil ziehen die fremden Buchhändler oder Poſtämter, rechnen wir noch auf Papier, Druckerlohn, Spedition ſo viel ab, daß Zwölftauſend Thaler bleiben, ſo zieht jeder Viertauſend. Davon kann man anſtändig leben.

Kaſſandra.

Wo bleibt meiner Poeſie klingender Lorbeer?

Lahn.

Du bekömmſt für den Bogen drei Louis'dor, aus der Kaſſe.

Fertig.

Richtig. Das wird ihr Nadelgeld, Kaſſandra.

Achter Auftritt.

Bleicher Taps. Die Vorigen.

Taps.

Schönen guten Morgen!

Lahn.

Dank Herr Wirth! So geputzt? Was ſteht zu Dienſten? (bei Seite.) Will mahnen.

Taps

(ſieht die anderen an.)

Hm — ich hätte wohl den Herrn Lahn ein Wörtchen allein zu ſprechen.

Lahn.

Töchter und Freunde! Ich hab' ihnen keine Heimlichkeit.

Taps

(zeigt mit dem Finger auf Emma.)

Die da kann bleiben, aber ſie Dreie gehn doch unbeſchwert ein Biſchen raus.

Lahn.

Seltſam — nun. (giebt ihnen einen Wink ſich zu entfernen. Sie weilen aber neugierig im Hintergrunde.)

Taps.

Lieber Herr Lahn, ich habe da meine Bleiche vom Vater geerbt.

Lahn.

Und finden, wie es ſcheint, gute Nahrung.

Taps.

Ei, Haus und Hof, Garten und Acker ſind rein, ich gebe ſie um Zwölftauſend Thaler nicht. Etwas Kundſchaft hat man, rühren ſoll ſich der Menſch, der Garnhandel geht auch ziemlich.

Lahn.

Gratulire!

Taps.

Nun ſagt die Mutter: Jakob verändre dich, ſagt' ſie. Ich ſagte: meinetwegen! Da iſt hier ihre Jungfer Tochter, die macht alles ſo flink hintereinander weg, das hab' ich oft geſehn. Die Mutter meint auch: es wär' eine perfekte Wirthin. Schmuck und nett hat ſie der liebe Gott obenein gebaut. Bin ich ihnen alſo nicht zu ſchlecht, halt ich in Zucht und Ehren an.

Lahn

(den Unwillen mit Mühe bergend.)

Wie — hör' ich recht — mein guter Herr Taps —

Taps.

Sagen ſie's rund heraus, wenn ſie was an mir auszuſetzen haben!

Fertig, Schwindel und Kaſſandra

(lachen.)

Emma.

(gegen jene.)

Was ſoll das?

Taps.

Eh — die horchen wohl. Wem geht's denn was an? Sprechen ſie Beide!

Lahn.

Manches könnt' ich ſagen, von abweichender ſittlichen Bildung, von der Nothwendigkeit, daß Gatt' und Gattin auf einer Stufe der Cultur ſtehn — doch' —

Schwindel

(mit den übrigen vortretend.)

Wäre es unnöthig. Ich bin der Demoiſell Bräutigam.

Taps.

— Iſt's wahr Jungfer?

Emma.

Ja!

Taps.

Blitz, es verdrießt mich! — Nun — was nicht iſt, das iſt nicht. — Nehmen ſie's ja nicht übel, Jüngferchen.

Emma.

Nein!

Fertig.

Wie konnte —

Lahn.

Stille — ſtille!

Schwindel.

Ha ha ha ha!

Lahn.

Aber wie kann er denn den Leuten in's Geſicht lachen? Hat er Lebensart? Wenn das Jüngferchen ihn nimmt, ſey er froh.

(will gehen, jener lacht noch.) Nu, nu, nu, nicht ſo dick gethan. Iſt aller Tage Abend? Wir haben Krieg. Wer weiß, ob die Bücher ſo gehn, wie die Leinwand.

Fertig.

Das groſse Entwicklungsgeſchäft vermag Bellona nicht zu ſtören.

Taps.

Ihn verſteht der Teufel. Wir wollen das Beſte hoffen, käm aber der Feind her, ſprächen wir uns wieder.

Lahn, Schwindel, Fertig und Kaſſandra

(lachen laut.)

Taps.

Potz Lachen und kein Ende! Die Stadt liegt an der Gränze. Verſpielen unſre Leute eine Bataille, iſt's Unglück da. Ich bete alle Abend, daß es Gott abwenden ſoll, aber die drüben haben ja auch Aerme —

Fertig.

Aber —

Taps.

Er verſteht das nicht. Ich bin gewandert, ich weiß es. Sie fangen ihre Sache klug an, hier wird mir gar zu viel geſprochen —

Fertig.

Zwerge ſind ſie! Nur mit der Schwäche beſtanden ſie rühmlichen Kampf. Unſrer Mannhaftigkeit müſſen ſie erliegen, wie mürbe Rohrhalmen dem Gewitterſturm. Das zeigt ich in meiner politiſchen Brochüre.

Taps.

Ha ha ha ha!

Kaſſandra.

Mein Schlachtruf im Sublimen, zündet dem Waffenknecht Joſuaswuth.

Taps.

Ha ha ha ha! Nun muß ich ſelbſt lachen.

Schwindel.

Ich verlege einen patriotiſchen Kriegsmuſenalmanach mit Liedern, vor, unter und nach dem Siege.

Taps.

Ha ha ha ha! Da kennt ihr ſie, daß ſie vor allerhand Papier davon laufen werden.

Fertig.

Wär' er ein Patriot, lachte er nicht.

Schwindel.

Er haßt ſein Vaterland.

Taps.

Wenn's ihm wohl geht, geht mir's ja mit wohl. Wie kann er denn ſo dumm ſeyn, und denken, daß ein anſäßiger Bürger nicht das Vaterland liebt. Nehm er's nicht übel, auf den groben Aſt gehört ein grober Keil.

Lahn

(zeigt einen Kupferſtich.)

Sehn ſie! Meine Carrikatur auf die Feinde.

Taps.

Nun Herr Lahn, da ziehn ſie aus meinem Hauſe, recht bald, verſtehn ſie mich.

Lahn.

Wie — der Contrakt iſt noch nicht um.

Taps

(lacht.)

O der Contrakt — nein, ſehn ſie, der Firlefanz hilft nichts, und man kann nicht wiſſen, wie's geht, da kommen andere Leute mit in Schaden und Malheur. (ab.)

Lahn.

Mir ſo ein Affront? Dem Benevennto Cellini des Jahrhunderts? — Doch — laßt ihn ziehn.

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Taps.

Schwindel.

Ich halte den Bauch.

Emma.

Lachen ſie doch über den ehrlichen Mann nicht!

Fertig.

Der Kerl iſt ein feindlich Geſinnter. Man mache ihn verdächtig, daß ſeine Papiere durchſucht werden.

Emma.

Pfui Herr Fertig!

Lahn.

Die Miethe iſt noch nicht abgetragen.

Schwindel.

Ich argwohne, die kleine Emma war dem Liebesantrag nicht ganz abhold.

Fertig.

Arbeiteten ſie mit am Sublimen, würden ſie ſich hochfliegende Empfindung erziehn.

Kaſſandra.

Poeſie läutre dein Gemüth!

Emma.

Aber Kinder, ſchwatzt doch nicht baaren Unſinn.

Zehnter Auftritt.

Mutter Lebrecht. Vorige.

Mutter Lebrecht

(einen Korb am Hals.)

Nehmen ſie's doch nicht übel! Ich bin Catharinens Muhme, trage gedruckte Waare und kleine Bilder auf's Land. Catharine ſagt: die eine Mamſell hier im Hauſe, kann hübſche Lieder machen, da wollt' ich fragen ob ſie was abläßt?

Kaſſandra

(ſinkt bleich in einen Stuhl.)

Die Uebrigen ohne Emma.

Kaſſandra?

Emma

(lachend.)

Schlag ein Schweſterchen, vielleicht wird's am Ende einträglicher, wie deine Lieferung zum Sublimen.

Kaſſandra

(mit bebender Stimme.)

Spott der Ungeweihten! Wer hat dich gedungen, ſchwarze Alrune?

Schwindel.

Treffender Gedanke! Stehen Illuminaten auf?

Fertig.

Sendet dich die rohe Parthei Nicolais?

Lahn.

Enthülle die Satyre!

Mutter Lebrecht.

Mein Gott, Kinderchen, warum ſind ſie denn alle ſo böſe? Ich mein's ja noch gut. Will gerne gehn. (ab.)

Fertig.

Hülfe für Kaſſandra! Sie wird ohnmächtig! (alle ſpringen bei.)

Zweiter Akt.

Schwindels Wohnung in der Stadt.

Erſter Auftritt.

Schwindel

allein. Ordnet Manuſcripte.

Was nehm ich davon? Angebotne Manuſcripte genug, aber die Autoren — o weh! — (lieſt Titel.) „Philoſophie des Roſenkranzes, nach Schelling.“ Vor einigen Jahren hätte ich es genommen, jetzt nicht. „Das blutige Viſier, eine haarſträubende Rittergeſchichte.“ Es giebt ſchon einen blutigen Helm. Weg! — „Die Kunſt in zwei Stunden ein großer Feldherr zu werden, von einem Offiзier.“ Hm — wenn's ein anderer geſchrieben hätte. Weg! —

„Apologie des Cynismus, oder der faſelnackte Buſen, von Hans Unverſchämt.“ Nun das will ich verſuchen. — Die Gränzen der Preßfreiheit.“ Ei, das muß gar nicht in Anregung kommen. Weg! — „Der tugendhafte Vatermörder, ein Roman.“ Den nehmen höchſtens die Leihbibliotheken. Weg! — „Ueber die Nichtswürdigkeit des literariſchen Lumpengeſindels in Deutſchland. Ein Pasquill, doch wahr.“ Ha ha ha ha! Das verleg' ich ohne Bedenken. Aber darf alles der Art laut werden? Nun, es nimmt's doch ein Anderer. Der Titel verkauft. (ein Hausknecht bringt viele Pakete und Briefe.) Sind die an Herrn Fertig dabei? Ja!

Zweiter Auftritt.

Fertig. Schwindel.

Fertig.

Nun mein lieber Freund, es iſt Poſttag. Sandten ſie nach den Briefen? Gewiß ſchrieb der Leipziger Commiſſionär, er wird die geſammelte Vorauszahlung für den **Sublimen** übermachen.

Schwindel.

Eben kamen die Briefe, doch mit Geld ſah ich keinen.

Fertig.

Wäre ein verdammter Streich. Was ſäumt denn der Mann. Ich bedarf einiger Hundert Thaler ſo nöthig.

Schwindel.

Hier ihre Addreſſe.

(Jeder erbricht mehrere Briefe.)

Schwindel.

Ei — ei — der Commiſſionär ſchickt kein Geld —

Fertig.

Was? Liegt es noch in Leipzig? Wird er Wechſel ziehn?

Schwindel.

Hm — es fanden ſich noch keine Pränumeranten.

Fertig.

Ich erſtarre! — Nun — gleich — gleich kömmt das nicht in Gang.

Schwindel.

Es iſt hohe Zeit. Die Auslagen —

Fertig.

Ah — mir ſchreibt jemand darüber: Herrn Schwindels Verlag habe ſich nie empfohlen.

Schwindel.

Verläumdung! Ich brachte gute Artikel. — Aber hier ſteht: der Name Fertig ſey obſcur.

Fertig.

Er wird groß, ich bürge! Auch Göthe mußte die Bahn ſchwierig ebnen. — Mein Brief klagt über ungefällig Format, ſchlechte Lettern, unſaubern Druck, voller Fehler und Spieße; und findet deshalb den Preis des Blattes um ſo ausſchweifender. Da tragen ſie Schuld.

Schwindel.

Der Brief lügt. — Hier wird ihnen aber ein flüchtiger, incorrekter, übellautender Styl vorgeworfen; Trockenheit, Widerholung bekannter Dinge, Reminiſcenzen. Ueble Wahl der Materie. An wem liegt das?

Fertig.

O ich ſehe ſchon. Neid und Kabale waffnen ſich. Da wird es rüſtigen Kampf gelten.

Schwindel.

Des Kunſtgeſchwätzes dieſer Art ſey man lange müde.

Fertig.

Das zielt auf Lahns Abhandlungen.

Schwindel.

O mein Gott! Wenn ich da ſcheiterte! Auf meinen Kredit nahm ich das theure Papier. Nahm eine Summe für Druckerlohn, Cenſurgebühren, Spedition auf. Die Termine ſind da. O ich ahnte es, war mit ihrer Leitung von Anfang her nicht zufrieden. Mit den ſelbſtſüchtigen Verſicherungen von Genie und Eigenthümlichkeit iſt nichts gethan.

Fertig

(trocknet den Schweiß von der Stirn.)

Wer kann eine vielſeitigere Tendenz anordnen. Aller Wiſſenſchaften Gebiet wurde in den Nummern berührt. Auch die Politik zog ich an.

Schwindel.

Seichte, unvorſichtige Kannengießerei, wird ſie hier genannt.

Fertig.

Ah, hier iſt von den Anekdoten und Recenſionen die Rede. Vademecumsbeute nennt man jene, tadelt, daß dieſe nur des Verlegers Maculatur —

Schwindel.

Sie recenſirten auch! Dahin geht der Ausſpruch: das Blatt könne eher der Skorpion heiſſen.

Fertig.

Correſpondenten warb' ich in Wien, Berlin, Leipzig, Weimar, überall.

Schwindel.

Ah, nun wird der Nachrichten gedacht. Teufel! — Wer hat ihnen denn von Wien über Truppenmärſche geſchrieben?

Fertig.

Ein Freund, in Geſandtenhäuſern bekannt.

Schwindel.

Bei den Bedienten riecht er umher. Sehn ſie, da iſt ein Brief aus Wien. Man hat ſich erkundigt, die Lakaien machten ſich den Spaß, ihm aufzuheften. So kann der Sublime Zutrauen gewinnen. Und von Berlin — mein das iſt zu toll, die weitläuftige Theaterkritik — und das Stück wovon geredet wird, iſt Krankheitshalber an den Tage gar nicht gegeben worden. Ihr Correſpondent [illegible] demnach aus der Luft.

Fertig.

Nun, es läuft wohl ein Irrthum unter. Aber ärgerlich iſt's. Ich reiſe jetzt nicht hin, wenn ſie mein Schauſpiel darſtellen

Schwindel

(in groſſer Bewegung.)

Da ſitz' ich nun auf den Grund. — O man warnte mich. — Denken ſie nur ihrer Pralereien: „Wie ich Shakeſpear las, entdeckte ich den in mir wohnenden Götterfunken, in dem Gefühl, ich könnte das alles auch geſchrieben haben. Meine genialiſche Selbſtbildung ſchreitet rieſenhaft vor. Ich ließ die Höhen der Zeit längſt unter mir.“ Ha ha ha ha!

Fertig

(ihm nachſpottend.)

O, und: „Ich ſtrebe über Cotta hinaus. Nur das Gewählteſte ſchmückt meinen Verlag. Den gebildeten Buchhändler nennt man mich. Die Gelehrten von Rang werden die neue Zeitſchrift emporheben. Gingen das Athenäum, die Horen, die Propyläen unter, der Sublime ſchon um den Verleger nicht.“ Ha ha ha!

Schwindel.

Die Augen gehn mir auf. Ich hab' es

wieder mit einem literariſchen Chévalier d'industrie zu thun.

Fertig.

Ich mit einem Markſänger der Autoren, einem Nachdrucker — aber lieber Freund, wohin führt unſere Zank? Lehnen wir uns muthig auf den Anker der Hoffnung, verdoppeln die Strebekraft!

Schwindel.

Sie ſtellten keine Wechſel aus. Ich Thor ließ mich beſchwatzen. Kommen ſie nur in mein Comptoir, ich lege ihnen die Rechnung vor. Kommen ſie!

Fertig

(folgt unmuthig.)

Nimmt nur der Krieg eine gute Wendung, gedeiht der Sublime dennoch.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Gottlieb, Catharinen am Arm.

Gottlieb.

Hier muß mein Herr ſeyn. Ich leid' es nicht, daß er mich geprügelt hat, fordre meinen Rückſtand, und verlaſſe ihn.

Catharine.

Mir ſagten ſie um der Muhme Lebrecht willen, Knall und Fall den Dienſt auf. Ich habe aber noch keinen Lohn.

Gottlieb.

Er ſoll dir ſchon werden. Vielleicht treffen wir Herrn Lahn. Sey ruhig, wir heirathen uns.

Catharine.

Nun, wenn du's ehrlich meinſt, iſt mir's recht. Aber wir ſind beide Volontairs, das Geſinde kömmt jetzt ſchwer wieder an. Wovon wollen wir uns denn ernähren? Strümpfe kann ich ſtricken, Wolle ſpinnen auch, willſt du etwa mit Stiefelblöcken oder Neunaugen herum gehn?

Gottlieb.

Nein, ich etablire mich als privatiſirender Gelehrter.

Catharine.

Was iſt denn das?

Gottlieb.

Wirſt bald erfahren. Du weißt ja, daß ich ſchreiben kann. Ich war bei drei Schriftſtellern im Dienſt, da hab' ich ſo viel kopirt, ſo viel Bücher und Journale geleſen, ſo viel Kunſtgriffe aufgeſchnappt, daß ich denke, es wird mit Gottes Hülfe ſchon gehn. Genie hab' ich abſcheulich. Die Liebe bläſt in den Funken daß er kniſtert und knaſtert. Ich liebe ja, Tauſend Sapperment! was ſoll mir noch fehlen?

Catharine.

Es iſt aber kein Menſch da.

Gottlieb.

So komm nach dem Weinhauſe. Da finden wir ſie gewiß. Sey nur getroſt, edle Dirne, geht es ja mit der Gelehrſamkeit nicht, laufen die Stiefelblöcke und Neunaugen nicht weg. (Beyde ab.)

Vierter Auftritt.

Schwindel. Fertig.

Schwindel.

Sie ſehen, wie übel die Dinge ſtehn.

Fertig.

Ruhig! Die Kunſtwerke unſrer Bräute —

Schwindel.

Ja, wäre von daher Hoffnung, das zöge aus der Verlegenheit.

Fertig.

Zahlt der Lord auch nur Acht oder Sechstauſend Thaler. Dann wollen wir's erſt mit dem *Sublimen* durchſetzen.

Schwindel.

Was ſagen ſie denn von der ſchlimmen Kriegspoſt, die mein Buchhalter hatte? Es ſoll eine Schlacht verloren, der Feind im Anzuge ſeyn.

Fertig.

Aber da iſt ja noch ein vergeſſen Paket an mich. (öffnet.)

Schwindel.

Sie erblaſſen?

Fertig.

Aus Berlin! Von Iffland! Welcher Hohn! Iſt's möglich? Er weiſt mein Drama ab.

Schwindel.

Nichts ſetzen ſie durch.

Fertig.

O, das iſt reiner Autorneid! Nur er allein will in rührend und wahr geführter Handlung, im treffenden Sittengemälde, ein Stern erſter Größe ſtrahlen! Er hat Recht. Duldete er die Nebenſonne, wär's um den eignen Glanz gethan.

Schwindel.

O Anmaßung, Anmaßung! Machen ſie ſich doch weniger lächerlich.

Fertig.

(ſtampft wüthend mit dem Fuße.)

Was könnte ihn ſonſt bewegen —

Schwindel.

Alle ſchlechte Autoren ſchmähn Iffland. Das iſt nichts Neues, und rühmt ſeine Leitung.

Fertig.

Ich breche ihnen den Hals!

Schwindel.

Muß doch dabei ſeyn. Welcher Zuſammenlauf draußen! (ab. Fertig eilt nach.)

Fünfter Auftritt.

Lahn mit ſeinen beiden Töchtern.

Lahn.

Die ſtürzten wohl auf die Gaſſe hinaus? Gut, da werden wir hören, was es giebt. Eure Heirath meine Kinder werd' ich beſchleunigen, mir dann Tauſend Thaler von den Pränumerationsgeldern abreichen laſſen, und nach Italien ziehn. Meine Kunſtbriefe richt ich an dich Kaſſandra. Dann will ich die Fresquen des Raphael noch im Vatikan ein wenig ſtudiren, um noch meiner Heimkehr einen vaterländiſchen Saal, zum ewigen Andenken meines, Namens nachzubilden.

Kaſſandra.

Leinwand, Farben, Wände nagt Chronos.

Dichtkunſt ruft zur Nachwelt, giebt wahre Unſterblichkeit!

Lahn.

Gern rühmt mein poetiſch Töchterlein ihre Lyra, doch Malerei iſt die edelſte der Schweſtern. Leonard von Vinci ſtarb in Franz I. Arm, Carl V. pries mehr wie ſeine Siege, von Titian dreimal konterfeit zu ſeyn. Polygotes zog im Triumph durch Griechenlands Städte.

Kaſſandra.

König René ſtellte die Dichter neben den Thron, Charlamagne ließ Angilbert nicht von ſich, Alexander ſchloß ſeinen Homer in Darius Juwelenkäſtlein, Davids Harfe tönte Pſalter, Salomon ſang das hohe Lied.

Lahn.

O holder Wettkampf!

Emma

(am Fenſter.)

Wenn's nur nicht unhold wird. Die bleichen Geſichter der Leute auf der Gaſſe. Ei, ei, ich werde bange —

Lahn.

Der Henker! Sollte doch an den Gerüchten Wahrheit ſeyn. Wäre nur mein Handel mit dem Lord erſt geſchloſſen. So eben ſchrieb ich ihm.

Sechſter Auftritt.

Schwindel. Fertig. Vorige.

Schwindel.

Weh weh dem Buchhandel! Der Krieg kömmt über die Provinz.

Fertig.

Blitzes Schnelle zeigt der Feind! Man hat ſeine Patroullen ſchon vor der Stadt geſehn.

Lahn.

So muß ich eilig zum Britten!

Schwindel.

O ihr Billet kam zurück. Mit Courierpferden ging der Lord ſchon geſtern Abend davon.

Lahn.

Gott mein Handel! — Doch des ächten Kunſtwerkes Werth bleibt.

Fertig.

Flüchten ſie nur die Sachen!

Kaſſandra.

Entflammte mich Götterkraft der Seherin Johanna, ich ſtürzte hinaus in die Schaar der Feinde. Komm mein Bräutigam!

Fertig.

O das liegt nun in der Ferne. — Erſt die Auferſtehung —

Emma.

Sind ſie auch ſo zärtlich, mein Erwählter?

Schwindel.

Ich denke an den Apollon Theure.

Lahn.

Auferſtehung! Apollon! Und wir zaudern. Eidam Schwindel, zahlen ſie mir nur gleich Einige Hundert Dukaten.

Fertig.

Er hat nicht Hundert Groſchen in Kaſſe, und der Papierhändler droht mit Wechſelarreſt. Nur zu den Kunſtwerken geſehn!

(Alle beſtürzt ab.)

Siebenter Auftritt.

Draußen auf der Sommerwohnung.

(Wildes Getümmel einquartierter Soldaten. Bleicher Laus und ſeine Leute tragen auf.)

Ein Soldat.

Das heißt ein forcirter Marſch! Nun ſoll auch die Ruhe ſchmecken.

Zweiter Soldat.

Der Bürger iſt gut auf uns eingerichtet. Da thut ihm auch nichts.

Erſter Soldat.

Ich muß mein Lederzeug anſtreichen. Kein großer Tiſch da? Der Boden iſt unſauber. Ah ich nehme das. (breitet das große Gemälde aus, und bedient ſich deſſelben zu ſeinen Zwecken.)

Zweiter Soldat.

Sieh den ſteinernen Kerl. Soll meinen Tſchako tragen. (ſetzt dem Apoll ſeine Mütze auf.)

Noch ein Soldat

(zieht den Säbel.)

Ob ich die Naſe treffe? Paff, da liegt ſie.

Alle Soldaten.

Ha ha ha ha!

Erſter Soldat.

Aber du machſt die Klinge ſchartig.

Alle Soldaten

(ſingen. *)

So lange als der Krieg noch währt,
Luſtig bei dem Bürger zehrt,
Trinkt ſeinen Wein,
Küßt Töchterlein,
Juchhei juchhei trallala!

---

*) Uniſono nach der Melodie von: Tant que la guerre durera etc.

Achter Auftritt.

Lahn mit ſeinen Töchtern. **Fertig.**

Lahn.

Um aller Muſen Willen! Was ſeh ich!

Soldaten.

Ah ſchöne Mädchen! Horniſt und Pfeifer ſpielt, wir machen einen Walzer.

Lahn.

(ringt die Hände.)

Römer würfelten im rohen Alter auf Gemälden. Sie zerſtören das meinige im gebildeten. Als Demetrius vor Rhodus zog, durfte Protogenes ruhig unter dem Belagerungsgetümmel arbeiten. Hier wird das Heiligthum der Kunſt nicht geehrt. O meine Schöpfungen.

Fertig.

Es iſt alles verloren.

Kaſſandra.

Heil mir, das poetiſche Gemüth kann der unfreundliche Mars nicht plündern.

Soldaten

(ſchäkern mit dem Mädchen.)

Emma.

Freunde! Rettung!

Fertig.

Soll ich mich in Gefahr begeben?

Kaſſandra.

Sennig iſt des Buhlen Arm. Der Trotz des Auges wird mild in Mägdleins Nähe.

Lahn.

Weicht mir von den Töchtern, ſonſt verzweifle ich ganz!

Neunter Auftritt.

Taps mit Wein. **Die Vorigen.**

Taps.

O meine Herren, ich bewirthe ſie nach Verlangen, aber die honetten Mädchen laſſen ſie gehn. Wie ziemt das?

Ein Soldat.

Hat recht. Ein vernünftiger Mann. Weg von den Frauenzimmern!

Lahn.

Aber wo blieb denn mein Eidam Schwindel?

Fertig.

Sahn ſie es in der Betäubung nicht, daß er zum Wechſelarreſt geführt wurde?

Lahn.

Alles bricht über unſre Häupter herein.

Emma

(zu Fertig.)

Pfui mein Herr!

Lahn.

Ah — es iſt wahr. Ihre Braut wird Mißhandlungen blosgeſtellt, und ſie wagen keinen Schritt, ſie zu befreien. Der Bleicher dagegen, wirft ſich unaufgefordert und kühn unter die wilden, trunkenen Soldaten.

Fertig.

Der *Sublime* geht unter, die Auferſtehung iſt dahin, was mach ich mir noch aus Kaſſandra!

Lahn.

So platt offenbaren ſie ihre Gemeinheit?

Fertig.

Nicht grob, Sudler!

Lahn.

Elender Scriblifax!

(Wollen auf einander los, die Mädchen wehren.)

Kaſſandra und Emma.

O wir Betrognen!

Zehnter Auftritt.

Officier. Die Vorigen.

Officier.

Welch' Getümmel!

Lahn

(fällt ihm zu Füßen.)

Herr Officier, meine Kunſtwerke ſind einer corinthiſchen Zerſtörung preisgegeben.

Officier.

Dies Bild? Jene Statue? Soldaten händigt ſie aus.

Ein Soldat.

Wo ſoll ich nun die Riemen putzen?

Ein anderer.

Den Tſchako geb ich doch aber nicht mit.

Officier.

Mein Herr ſtehn ſie doch auf! Ich beklage. Der erſte Anlauf im Kriege iſt ſchlimm, nicht alles abzuwehren. — Ich ſah in Italien und Flandern viele Gemälde. Nun — ha ha ha — an dem wäre nicht viel zu verderben, und es iſt auch noch unverſehrt. Irre ich nicht, die ſehr ſchlechte Kopie eines Otto Venius, der in Gent hängt.

Fertig.

Da haben wir's.

Officier.

Des Apolls Naſe muß freilich reſtaurirt werden. Bei einem guten Werke gäbe das ein klaſſiſch Anſehn, hier aber mögt es des Stück Marmors nicht werth ſeyn.

Fertig.

Ah, da hört man einmal Kennerurtheil.

Lahn

(wüthend.)

Schweig Bube!

Officier.

Aber mein Herr, ſie ſind doch wohl nicht ſelbſt Urheber eines dieſer Werke? 'Da bitt' ich ſehr um Vergebung. — Doch Apropos! Hier ſoll ja ein Schriftſteller leben, der beleidigende Spottlieder auf uns gemacht hat. Schreibe man mit Gründen für des Vaterlandes Recht, frivoler Spott verdient Züchtigung.

Lahn

(in Rache ausbrechend.)

Der, der iſt der Mann!

Officier.

Sie?

Fertig.

Aber er ſtach Carricaturen und Kupfer von noch ärgerer Tendenz.

Officier.

Sie?

Lahn.

Wenn aber Ew. Excellenz befehlen, bin ich gleich zu einer Carricatur auf das Vaterland erbötig.

Officier.

Corporal, die Beiden auf die Wache.

Kaſſandra und Emma.

O Gott!

Taps.

Ich bitte, Ihr Gnaden!

Officier.

Fort!

(Soldaten führen Lahn und Fertig ab.)

Taps.

Darf ich die Sachen wohl an mich nehmen? Kann meine Mutter nicht die jungen Frauenzimmer nach der Stadt bringen?

Officier.

Ein Soldat geleite ſie ſicher.

(Taps, Kaſſandra und Emma ab.)

Officier.

Kameraden, wir bleiben einige Tage hier. Ihr findet Pflege auf die Anſtrengung. Betragt euch aber geſittet und rechtlich. Der ruhige Einwohner hat an den Krieg nicht Schuld.

Soldaten.

Wohl, wohl, Herr Oberſt!

(Muſikanten ſpielen auf, die Soldaten ſingen und tanzen noch einige Zeit fort.)

Elfter Auftritt.

Offne Straße.

(An einer Seite ſteht ein Zug Proviantwagen, die man ausliefert. Wachen dabei. An der anderen übt ein Regimentstambour ſeine Leute.)

Ein Korporal.

Herr Regimentstambour, der Oberſt will ſie auf der Hauptwache ſprechen.

Regimentstambour.

Wohl! (geht.)

Korporal.

Ein Wagenmeiſter ſoll auch kommen.

Wagenmeiſter.

Wohl! (geht)

Zwölfter Auftritt.

Kaſſandra und Emma.

Emma.

Wie unglücklich ſind wir! Der arme Vater!

Kaſſandra.

Fluch über Fertig! Strafe ſeinem Theſeusſinn!

Emma.

Mein Liebesband wird auch getrennt ſeyn. Darüber wär ich ſchon gleichgültig, wie wird es aber dem Vater ergehn! Was beginnen wir? Wie fangen wir's nur an, ihm eine Labung zu bereiten, wie er, von Gelde entblößt?

Kaſſandra.

Wir wollen das Ave Maria, oder die Auferſtehung verſetzen.

Emma.

Jetzt leiht kein Pfandjude was darauf. — Schwindels Wohnung iſt wie ich höre verſiegelt. Wir werden alle in den tiefſten Mangel ſinken.

Dreizehnter Auftritt.

Mutter Lebrecht. Die Vorigen.

Mutter Lebrecht.

Schöne neue Lieder von dieſem Jahr. Wer kauft? Allerhand bunte Bilderchen. Nett und wohlfeil. Wer kauft?

Soldaten

(ſammeln ſich um ſie, ſchäkern und kaufen.)

Vierzehnter Auftritt.

Gottlieb. Catharine. Die Vorigen.

Catharine.

Aber Gottlieb, du biſt noch zu jung zum heirathen.

Gottlieb.

Auf meine Ehre nicht.

Catharine.

Sieh, was die Muhme für Geld löſt.

Gottlieb.

Höre, was mir beifällt. Ich ſcheere mich den Teufel um die Aeſthetik, ſo lange der Krieg tobt, wende das Genie nach einem andern Punkt.

Catharine.

Wie meinſt du denn? Guten Tag, Muhme!

Gottlieb.

Guten Tag, Mutter!

Mutter Lebrecht.

Schönen Dank, Kinderchen!

Gottlieb.

Wie, wenn ich Belagerungsgeſchichten mache, und Battaillengeſchichten, die Städte mit ihren Thürmen darauf, und baute Soldaten —

Mutter Lebrecht.

O die Waare ginge gewiß. Schaffet das an, ich will's räſonnabel bezahlen.

Gottlieb.

Topp! Komm Trinchen, da iſt unſre Exiſtenz! (ab mit Catharinen.)

Funfzehnter Auftritt.

Vorige ohne die Abgegangenen.

Kaſſandra

(welche aufmerkſam bei Gottners Rede war.)

Madam — Madam Lebrecht!

Mutter Lebrecht.

Nu — ei ſeht mir doch.

Kaſſandra.

Sie ſuchten mich heute auf —

Mutter Lebrecht.

Die Mamſell war aber ſehr grob.

Kaſſandra.

Nun, die Illuminaten tragen die Schuld. Verſöhnen wir uns. Begehren ſie Liedlein? Wie honoriren ſie das Dutzend?

Mutter Lebrecht.

Ah, heute Morgen trug ſie die Naſe noch ſo hoch, jetzt iſt ſie wohl in der Klemme, jetzt ſoll Mutter Lebrechten gut genug ſeyn. Ja profit die Mahlzeit! Mein künftiger Schwiegerſohn kann mir Lieder genug machen.

Kaſſandra.

Zerbrochen auf ewig ſey meine Lyra!

Emma.

Nimm einen Stickrahmen dafür.

Sechzehnter Auftritt.

Bleicher Taps. Die Vorigen.

Taps.

Aber liebe Mamſells, was thun ſie denn hier? Sollten ja mit meiner Mutter zu ihrer Schweſter.

Emma.

Zu viel Güte, braver Mann! Sie büßen wohl ſchrecklich ein?

Taps.

Nun, man muß denken, daß in guten Jahren was erübrigt iſt. Es kömmt eben wieder ein Erwerb. Ich ſoll eine große Leinwandlieferung übernehmen. Wo iſt denn der Bräutigam?

Emma.

Ich habe keinen mehr, Gott ſey Dank!

Taps.

Taps.

Gott ſey Dank? — Je potz Hundert und Eins! Gott ſey Dank? — Hören ſie — aber ich habe die Courage verloren — wiſſen ſie was? Bleiben ſie derweile bei der Mutter Schweſter. Es ſoll ihnen an nichts fehlen. Aengſtigen ſie ſich auch nicht zu ſehr wegen den Vater. Ich habe den Officier viel gebeten. Er will ihm nur eine kleine Lektion geben, ſagt er. Nun warum macht auch der Vater ſolchen einfältigen Streich? Genug, kommen ſie nur mit, und wenn ſie durch den Krieg erſt ganz ruinirt ſind, dann werde ich ihnen was ſagen. (ab mit den beiden Mädchen.)

Siebzehnter Auftritt.

Wagenmeiſter mit Guido Lahn, dem er eine Schürze vorbindet, und einen großen Pinſel reicht.

Wagenmeiſter.

So! Farben ſind da. Die Räder doppelt übergeſtrichen, daß es tüchtig hält. Pfuſcherarbeit nützt am Kriegsgeräth nicht.

Lahn.

Wer, ich — den ſein Vater, im Vorgefühl des eigenthümlichen Talentes, Guido nannte, wie man jenen Mengs, prophetiſch Raphael hieß, ich ſoll Trainwagen färben?

Wagenmeiſter.

Nun raſch, raſch! Nicht lange Reden. Uebermorgen brechen wir auf.

Lahn.

Der den Praxiteles und Zeuxis, auf ihren heiligen Pfaden nachwandelt?

Wagenmeiſter.

Allons! Was ſoll das? Der Oberſt hat's befohlen. (ſchüttelt ihn unſanft.)

Lahn.

Ich vermags nicht.

Wagenmeiſter.

Lügen! Der Oberſt wird doch wiſſen, daß er malen kann. Früge man im Kriege nach dem Wollen, käm nichts zu Stande.

Lahn.

Pallas Athene, ſchütze deinen Liebling.

Wagenmeiſter.

Will er den Pallaſch flach im Rücken koſten? (zieht.)

Lahn

(ſtreicht geſchwind an.)

Wohlan! Philoſophie lehrt: man ſoll das Nothwendige mit Freiheit vollziehn.

Letzter Auftritt.

Der Regimentstambour mit Fertig, dem eine Trommel umgehängt iſt.

Fertig.

Ich trag es nicht, ſinke vor Schaam zu Boden.

Regimentstambour.

Es iſt ſo ſchwer nicht. Erſt die beiden Stöcke hin und her gedreht, das macht die Arme gelenk. Dann die Hand fleißig herüber und hinüber gebogen. Dann mit jedem Stock zweimal auf's Fell, erſt langſam, dann geſchwinder. So lernt ſich der Wirbel, und der iſt daß Fundament der edlen Trommelkunſt.

Fertig.

Sehn ſie den Zug der Gaſſenbuben, die des Unglücklichen ſpotten.

Regimentstambour.

Die fehlen bei keinen Zapfenſtreich. Was gehn ſie uns an.

Fertig.

Furchtbare Sterne!

Regimentstambour.

Fort, fort! Lange Geduld iſt nicht meine Sache. (hebt den großen Stock auf.)

Fertig.

Gott, dieſer Knopf zerſchmettert mein Haupt. Ich füge mich in des rohen Schickſals Tücke. (trommelt.)

Regimentstambour.

Ei, das geht ja ſo fertig, als hätte man's ſeit Jahren getrieben.

Fertig.

Genialität, Herr Regimentstambour, Genialität.

Regimentstambour.

Der Herr war gewiß ſchon einmal Regimentstambour. Geſteh der Herr!

Fertig.

Das gehört in den Roman meines Lebens. — Sieh da, kunſtſinniger Guido! Es wird uns tröſten, wenn wir übereinander lachen.

Lahn.

So geht's den Muſen im Kriege!

Ende des traurigen Luſtſpiels.

Triumph der Schreibewuth.

Ein luſtig Trauerſpiel.

Fortſetzung
der Muſen im Kriege.

Perſonen.

Guido Lahn.

Kaſſandra.

Emma.

Fertig.

Schwindel.

Gottlieb.

Bleicher Taps.

Catharine.

Erſter Auftritt.

Guido Lahns Wohnung in der Stadt, mit wenigen Mobilien.

Lahn, meißelt an den verſtümmelten Apoll. **Kaſſandra** und **Emma** arbeiten am Stickrahmen.

Kaſſandra

(weinend.)

Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.
Den Kometen ſteckt er wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenſter aus,
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche ſchwimmt im Blute:

Emma.

Ich denke du haſt dein Saitenſpiel zerbrochen.

Kaſſandra.

Ich citire ja nur einen Kapuciner.

Emma.

Und auch gleich mißrieth die Arbeit. Acht auf die Stiche!

Kaſſandra.

Wir ſind ein ſchmählich Denkmal der gefallnen Größe.

Emma.

Dachten auch wohl nicht beſcheiden genug von uns ſelbſt. Was wirklich groß iſt, wird ſo leicht nicht ſinken.

Kaſſandra.

Durch ſeine Schwere eben, drückt es in die Tiefe.

Emma.

Es ſtellt ſich früh auf ſichern Boden.

Kaſſandra.

Des hohen Künſtlers Töchter am Stickrahmen.

Emma.

Nährt er uns nicht, bei kargem Bedürfniß, ſchon ein Jahr. Hatten wir andere Hülfsquellen? Miethrückſtände und Kriegslaſſen warf er freilich nicht ab, da mußten die Gemälde zum Trödler.

Kaſſandra.

Zum Trödler!

Emma.

Nun, bis jetzt gewann der Mann an ihnen auch nichts, ich gieng neulich vorüber, ſie hängen ſämmtlich noch zur Schau.

Lahn.

Die erſte Begeiſterung iſt ſchwer zurückzurufen, wie man die Phantaſie auch zu erwärmen ſtrebt. Des Gottes Naſe will mir nicht wie zuvor gelingen. Das Unſterbliche ſchwand aus dem Profil. Hätt ich nur den Petrus Camper zum Studium, ſo fänd ich die rechte Linie bald wieder. Auch ein ſo geringes Hülfsmittel fehlt. Wäre doch meine Bibliothek nicht veräußert! O Zeit, harte, harte Zeit!

Emma.

Beruhigen ſie ſich, lieber Vater! Auf einige Tage iſt die Wirthſchaft verſorgt, dieſe Arbeit bald vollendet. Strengen ſie ſich nicht an. Gelänge ihnen auch das

Werk, ſo würden ſie immer nur einen Verkauf treffen können, der ſie ſchmerzte.

Zweiter Auftritt.

Gottlieb. Vorige.

Gottlieb.

Guten Morgen, mein Herr Lahn!

Lahn.

Ganz ergebner — worunter kann ich —

Emma.

(leiſe zu Kaſſandra.)

Kommt dir der Mann nicht bekannt vor?

Gottlieb.

Beſchäftigen ſie ſich auch mit Holzſtichen, mein Herr Lahn?

Lahn.

Mit Holzſtichen? Pfui — wie ſo mein Herr?

Gottlieb.

Verzeihen ſie die Anfrage. Ich brauche

deren. Können ſie mir vielleicht Jemand zuweiſen? —

Lahn.

Ich kenne auch keinen Holzſtecher.

Gottlieb.

Schwierig dürfte die Arbeit nicht ſeyn, und ich ſollte meinen, wer in Kupfer ſticht — — doch ich empfehle mich.

Lahn

(Hält ihn zurück.)

Erlauben ſie doch — Tous les genres sont bon, excepté le genre ennuyeux. Es haben ſich auch hier Meiſter hervorgethan, der Kunſtſinn kann ſich überall offenbaren.

Gottlieb.

Ich muß ihnen ſagen, daß ich kleine Schlacht- und Belagerungsnovellen ſchreibe. Mit Stadtproſpekten und kämpfenden Soldaten verziert, gehen ſie am beſten. Der Mann, durch welchen ſie mir bis jetzt geliefert wurden, ſtarb.

Lahn.

Ei — doch wohl nicht — in der ſkizzirten Manier, und illuminirt, wie ſie an den Brücken hängen?

Gottlieb.

Die meiſten braucht die Provinz.

Lahn

(auffahrend.)

Herr, und ſie wagen, mir mit ſolchen Vorſchlägen zu nahn? Wollen den Gluck zum Strohfiedler, den Sophokles zum Bänkelſänger machen, den Phydias beim Nürnberger Tand anſtellen?

Gottlieb.

Nun nun nun, nicht ſo in Eifer! Ich meinte, wer ſich herabließ, Proviantwagen zu färben —

Lahn.

Das war Hohn der Gewalt. Ich wurde auch zeitig wieder entlaſſen. Die Krieger fühlten, daß es Römerſinn anzeige, griechiſche Kunſt zu ehren.

Gottlieb.

Verzeihen ſie! So wend' ich mich an jemand anders. (will gehn.)

Lahn

(hält ihn zurück.)

Aber ſagen ſie mir nur — finden die Dinger denn noch Abgang?

Gottlieb.

Abgang? Ha ha ha ha! Ich kann nicht genug fertigen.

Lahn

(bei Seite.)

Ich muß ſo verzweifelt frugal leben. Seit zehn Monaten kam kein Tropfen Wein über meine Zunge. (laut.) Ja mein Herr — da ſuchen ſie nur einen andern — Apropos! Wie wird die Arbeit vergütet?

Gottlieb.

Wie es das Verhältniß geſtattet.

Lahn.

Setzen ſie ſich! Ich weiß nicht — wie iſt doch der werthe Name? Sollt ich ſchon die Ehre haben —

Emma.

Doch wohl nicht — nein, nein!

Gottlieb.

Kein Irrthum. Ich hatte mich eine

Zeitlang Herrn Fertig als Sekretair zugeſellt, den praktiſchen Griff der Literatur aufzufaſſen. Der frühere Zeitraum meiner Entwickelung.

Lahn.

Ah — und ſo ſauber gekleidet.

Gottlieb.

Kein Ton mehr, daß Gelehrte den Anzug vernachläſſigen. Dies Geniezeichen ward unächt erfunden.

Lahn.

Artige Sprache des Umgangs.

Gottlieb.

Ein Pedant antwortete mit dem Dedicisse fideliter artes, ich nicht. Kultur iſt ja eine der lauteſten, unerläßlichſten Forderungen des Zeitalters.

Emma.

In der That, ſie umwandelten ſich vortheilhaft.

Gottlieb.

Bitte, Madmoiſell! — Und mein Herr Lahn, ſehen ſie Werke im Volksidiom, nicht herab. Da wird der ſchlummernde

Patriotismus aufgerüttelt, des Troſtes Balſam in die blutende Wunde geträuft, der Hoffnung Funke wärmt das erkaltete Herz wieder. Tugendlehre wird, ein ſinnig Gewebe, in die Erzählung der Thatſachen verflochten.

Lahn.

Wohlan! Um hohen Zweck will ich mich an das Niedere ſchließen. Ich bin ein junger, glühender Patriot! Wie duldet das Ganze, wie duldet der Einzelne! Mußt ich nicht die Kunſtwerke, die hohen, um nichts dahin ſchlendern? Hört' ich nicht meinen Pinſel, meinen Meißel ſchmähn!

Kaſſandra.

Mich floh mein Kreteuſer, doch von der Rache Erynnen gefolgt.

Emma.

Er wollte immer Lärm in der Welt machen. Jetzt wird es ihm vergönnt! — Ich klage nicht, was hülf es!

Gottlieb.

Doch ich! Wer mag der billigen Thräne gebieten!

Lahn.

Sie rühmten doch ihr Geſchäft.

Gottlieb.

Mein Herz nagt Jammer. Ich hatte eine Braut, jung, hold, edelſinnig —

Emma.

Wo ich nicht irre — Catha —

Gottlieb.

Sie iſt dahin!

Kaſſandra.

Todt — todt?

Gottlieb.

Ach ſchlimmer noch.

Kaſſandra.

Hm — davon ſpricht Leſſings Odoardo.

Gottlieb.

Ein Grenadier zu Pferde, mit ungeheurem Bart — ſtahl mir ihre Liebe. Da ſein Regiment aufgebrochen war, fehlte das Mädchen.

Kaſſandra.

Freventliche Entführung?

Gottlieb.

Ich ſchwang mich auf ein Miethroß,

eilte mit Liebesfittig nach. O! Catharine ſchritt wohlgemuthet mit einem Marketenderkorb einher, die Bärenkappe hatte ihr den Sinn gefangen. Sie kehrte nicht. Ich mußte den Drohungen der Krieger entfliehn.

Kaſſandra.

Aehnlich ſtrahlen unſeres Schickſals Sterne. Saturn regiert unſere Liebe, und der tückiſche Mars.

Gottlieb

(ergriffen, tritt ihr näher.)

Weihen ſie mir eine Thräne. Noch ſchlimmere Kunde hab ich zu berichten. Die Muhme —

Emma.

Ah, Mutter Lebrecht!

Kaſſandra.

Zerreiß mit dieſem Mißlaut nicht mein Ohr!

Gottlieb.

Nicht Hekabe klagte lauter um Polyxena, wie das zartempfindende Weib um die Nichte. Sie konnte den Schmerz über des Hauſes befleckte Ehre nicht tragen, wählte heldenmüthig freien Tod.

Lahn.

Das erhebt ſie! Mein Pinſel ſtifte ihr ein Denkmal.

Kaſſandra.

Nahm ſie den Giftkelch, den Stahl, oder waren Ino und Sapho ihre Vorgebilde?

Gottlieb.

Ja — das Koſtum ihrer Parce konnte freilich idealer ſeyn.

Lahn.

Ich ahne —.

Emma.

Ah —

Kaſſandra.

Doch nicht das Proſaiſch = Grell = Entſetzliche?

Gottlieb.

Richtig!

Lahn.

Nein, damit kann ſich die Pallette nicht befaſſen. Zu unmaleriſch iſt der Vorwurf.

Gottlieb.

Sollte das Zeitalter noch nicht weit genug zur Höhe geſchritten ſeyn, dem Vorurtheil wider den Strang, Krieg anzukündigen?

Kaſſandra.

Nein, es iſt ein ewiges Geſetz, man muß äſthetiſch ſterben.

Lahn.

Das brachte den Gladiator auf die Nachwelt.

Gottlieb.

Hier bin ich unglücklicher wie Kaſſandra.

Lahn.

O was erlebte die am Vater! Die Quaal entweihter Kunſt, fühlt keine Erhängte.

Dritter Auftritt.

Schwindel. Vorige.

Alle.

Wie? Herr Schwindel!

Schwindel.

Es befremdet ſie, mich hier zu ſehn.

Lange mußt ich im Wechſelarreſt ſchmachten, doch hab ich accordirt, bin frei. Hätt ich eine geringe Summe zum neuen Beginn, würde es mir nicht an Artikeln fehlen, die ſtolzes Glück machten.

Alle.

Wie ſo? Wie ſo?

Schwindel.

Wiſſen ſie, daß Fertig mir ſchrieb?

Kaſſandra.

Fertig? Hu!

Schwindel.

Er mußte bekanntlich mit dem Heere, doch ließ man ihn bald wieder laufen, und er wanderte nun über die Felder des Krieges, Notizen der Tagesgeſchichte an Ort und Stelle zu ſammeln. Er behauptet: da jetzt ein vielgeleſener Nichtſoldat den Feldherrnrichter macht, ſo müſſe ihm, der ſelbſt ein Schwert trug, das doch vollkommener gelingen. In kurzem wird er hier ſeyn. Vielleicht in dieſen Tagen. (zu Gottlieb.) Ich höre, ſie machen mit Volksſchriften Glück, gehen ſie doch zu einer höheren Tendenz über. Ich bin ihr Verleger.

Gottlieb.

Mich kühner zu erheben — daran mahnt mich ein neues Gefühl.

Kaſſandra.

Ein neues —

Gottlieb.

Das vermögte, was ich nicht zu nennen wage.

Kaſſandra.

Wagen ſie keck! Die Zeit will Verwegenheit.

Gottlieb.

Der plötzlich neugebornen Liebe warmer Himmelsathem!

Kaſſandra.

Ihn haucht die Jungfrau gern aus Buſens Tiefe,
Und wenn in trauter Bruſt das Fünklein ſchliefe,
Es gläubig fromm das Liebesflämmlein rieſe,

Und prometheiſch hell erzogen,
Nun fluteten zwei Feuermeere Wogen.

Emma.

Schweſter, du flickſt die Lyra wieder?

Schwindel.

O wo ſich ein Genie entzünden kann, zaudere es nicht! Was bleibt uns, wie das Genie? Es winde durch die düſteren Labyrinthe der Zeit.

Gottlieb.

So bannen wir die Trauer von den
Wangen!

Kaſſandra.

Des Herzens Pſalter luſtig widerklangen.

Lahn.

Am Eidam iſt dem Vater wohl gelegen,
Drum ſpreche ich, wie Thibaut, raſchen
Seegen.

Vierter Auftritt.

Fertig. Die Vorigen.

Fertig.

Bravo Kaſſandra! Wieder Braut? Das freut mich. Unſere Ehe wäre nur mißrathen. Verſöhnung, Feind Lahn!

Schwindel.

So ſchnell hätte ich ſie nicht vermuthet.

Fertig.

Mich trieb die Eile, meine neue Zeitſchrift anzuheben. Wohlan Freund, Papier herbei, den Drucker gedungen! (ſieht Papiere nach.)

Schwindel

(kratzt hinterm Ohr.)

Ginge das nur ſo bald!

Fünfter Auftritt.

Taps. Die Vorigen.

Taps.

Mit Verlaub! Ich mögte wohl mit Herrn Lahn und der Jungfer ein Wörtchen reden. (wird Schwindel gewahr.) Eh —

Lahn

(bei Seite.)

Der Mann iſt immer noch nicht bezahlt.

Taps.

Ich ſehe ſchon, es ſoll nicht ſeyn. Ehen werden einmal im Himmel geſchloſſen.

Lahn.

Deutlicher, mein lieber Herr Taps deutlicher.

Taps.

Warum ſoll ich nicht deutlich ſeyn, bin ich doch auf rechten Wegen. Vor'm Jahre hielt ich um die Jungfer da an, ſie fertigten mich aber vertrackt hochmüthig ab, ausgenommen die Jungfer ſelber. Sie ſagte: ſie nähm mir's nicht übel. Hernach hieß es, es wäre vorbei mit dem Bräutigam, da hatt' ich nicht gleich wieder das Herz, aber ich dachte ſo, dacht ich, vielleicht fällt den andern der Nagel ein Bischen herunter. Da kann man ja wieder anfragen. Aber der Bräutigam iſt wieder da, es ſoll nicht ſeyn —

Emma.

Verhältniſſe der Art, kamen ſeit Jahr und Tag nicht mehr zur Sprache.

Taps.

Ei, das wär der Teufel?

Lahn

(bei Seite zu Emma.)

Du wirſt doch nicht einen ſo alltäglichen Sinn bergen.

Emma.

Aber lieber Vater, wem gaben ſie Kaſſandra?

Lahn.

Ah — ein Litterat!

Emma.

Denken ſie, wie uns der Mann beiſtand, in der erſten Noth, wie ſie ſeiner Vorbitte danken, nicht mit der Armee fortgeführt worden zu ſeyn.

Lahn.

Doch die verſäumte Bildung des Geiſtes.

Emma.

Daß er mehr Verſtand hat, wie alle drei Herren, wag ich zu behaupten.

Taps.

Sagen ſie, Herr Lahn, wie iſt's?

Lahn.

Ich ſtelle es der Tochter anheim.

Taps.

Nun da wett ich, Jüngferchen, ich kriege ſie.

Emma.

Die Wette iſt gewonnen!

Kaſſandra.

Eine Meſſallianz!

Gottlieb.

Welche gemeine Verwandſchaft!

Lahn.

O meine Künſtlerwürde!

Fertig.

(eben von ſeinen Papieren aufblickend.)

Noch eine Heirath? Wird gar dramatiſch.

Schwindel.

Halt, halt! Ich darf Einſpruch üben!

zugleich.

Taps.

Sapperment, was iſt das für ein Geſchrei?

Schwindel.

Ich bin bereit, meine Rechte um Tauſend Thaler Entſchädigung aufzugeben.

Emma.

Kein Anſpruch, keine Verpflichtung!

Schwindel.

Nur Fünfhundert.

Emma.

Ihr Eigennutz will den Augenblick ergreifen.

Schwindel.

Dreihundert, nur als Darlehn, meine Geſchäfte wieder anzufangen.

Taps.

Nun, er läßt ja flink ab. — Man ſoll ſich in der Noth helfen. Ah — was hab ich geſagt? Sind die Geſchäfte gut, kann zu ein Paar Hundert Thalern Rath werden.

Emma.

Die Beſtellungen nach Bayonne, Riga, Hamburg, aber vergeſſen.

Fertig

(ſpringt raſch zu.)

Fangen wir gleich die Zeitſchrift an!

Gottlieb

(eben ſo.)

Nein! Das Blatt, wozu ich eben den Entwurf kreiſe!

Fertig.

Wer ſind ſie denn mein Herr?

Gottlieb.

Der Verfaſſer gangbarer Volksblätter.

Fertig.

Seh ich recht? — Was Henker — Gottlieb?

Gottlieb.

Ich unterſage des Vornamens Gebrauch.

Fertig.

Mein Himmel, wie biſt du herangewachſen!

Gottlieb.

Herr Comiliton, ich warne, kein Rachgefühl der Vergangenheit zu wecken.

Fertig.

Was Teufel, er will den Autor machen?

Gottlieb.

Herr Tambour, drei, vier Auflagen meiner Schriften weiſ' ich nach.

Lahn.

Die Litteratur iſt ein Freiſtaat. Jedes Talent übt Bürgerrecht.

Fertig

(die Achſel hebend.)

Talent! — Hören ſie Herr Taps! Wir erfuhren doch in dieſem Kriege unermeßlich Leid. Nun geb ich eine Zeitſchrift heraus, die genau beleuchtet, in welcher Schuld des Uebels Grund zu finden ſey. Deshalb ſah ich die Kampfgefilde, ſtudirte in aller Geſchwindigkeit, Polybius, Cäſar, Vegetz, Folard, Lloid, Bülow und Cölln.

Taps.

Hm — ließ ſich das ſo leicht aus ein Paar Büchern lernen, wüßtens Andere wohl auch.

Fertig.

Das man die Lehren nicht würdigte, baute unſer Verderben.

Taps.

Das klingt ſo übel nicht.

Gottlieb.

Sehr übel! Es macht nichts ungeſchehn, erbittert die Menge, ſtört künftiges Vertrauen.

Taps.

Ei — wenn ich mich verirrt habe, dank ichs dem, der mir den rechten Weg zeigt, ich kann ihn doch ein andermal nehmen, und iſt der große Wagen zerbrochen, hab ich nur noch einen Einſpänner, iſt's um ſo nöthiger, der guten Straße kundig zu ſeyn.

Fertig.

Kühn will ich reden, der Wahrheit huldigen, ohne Anſehn der Perſon.

Taps.

Nun, da wär er ein tüchtiger Kerl!

Gottlieb.

Ha ha ha ha! Wer darf Wahrheit wagen?

Taps.

Nun, da hat er keine Courage.

Gottlieb.

Ich ſchreibe dagegen ein Blatt, das gegen allen Tadel kämpft, jeden Bedeutenden vertheidigt, und den böſen Erfolg dem Schickſal aufbürdet.

Taps.

Hm — das gefällt mir nicht.

Kaſſandra.

Licht blendet nur, im Dunkeln hauſet freudiger Glaube. Im Mangel an Religion keimte Schrecken. Gebetlein füg ich bei. Fromm myſtiſch ruf ich: ſtreut Aſche auf die tiefgeneigten Häupter!

Taps.

Liebes Jüngferchen, beten iſt gut, recht ſehr gut. Aber wie ich in der Schweitz wanderte, hört ich von einem Bauer, dem der Wagen im Sumpf ſteckte, es war noch in den Heidenzeiten; da betet der Bauer zum Herkules, es hilft aber nicht, und der Bauer betet immer mehr. Endlich ruft eine Stimme vom Himmel: Treibs Vieh, ſtell dich unters Rad, heb was du kannſt,.

Und ruf den Herkulem dann an,
Da wird er kräftig bei dir ſtahn.

Gottlieb.

Ich lobe alles was geſchah, alles was geſchah!

Taps.

Hör er, was nicht zu loben iſt, da ſchweige ich mäuschenſtill. Geb er Acht, die Leute lachen! Wie ich noch in die Schule ging, mußten wir ſo kleine Geſchichtchen aufſagen. Da war eine drunter, von einem Maler — der hatte ein Bild, das wollte Leuten, die's verſtanden, nicht gefallen. Das verdroß den Maler. Nun kömmt aber ein Narr, und lobts ihm durch ein eichen Brett. Wutſch ſtreicht er mit dem Pinſel darüber. Das Geſchichtchen werden ſie auf ihn deuten.

Fertig.

Ich ſammelte auf meiner Reiſe unzählige kleine Notizen, in Freimäurerlogen und Dorfſchenken, in feinen Zirkeln und réverence parler Bordellen, ſo ward mir eine ausgedehnte Ueberſicht, und vom Generaliſſimus

liſſimus bis zum Beckenſchläger der Janitſcharen, kann ich alles meiſtern, und jeden nennen, der nicht das Glorreiche that.

Taps.

Hör er, das gefällt mir nicht! Was Hans, Kunz und Peter unten verſehen haben, ob man das weiß oder nicht. Hans Kunz und Peter ſind doch ſchon übel genug dran. Wenn der Steuermann falſch ſteuert, machens die Matroſen nicht wieder gut. Und wo er alles geweſen iſt, da werden ſie ihm Lügen genug aufgeheftet haben. Attrapirt man ihn nun dabei — ſieht er, da fällt mir wieder ein Schulhiſtörchen ein. Ein unnützer Junge hat immer Feuer geſchrien, die Leute liefen zu, und es war nicht wahr. Als nun wirklich Feuer ausbrach, kam auch Niemand. Geb er acht, mit dem unnützen Jungen werden ſie *ihn* vergleichen.

Gottlieb.

An mich ſchließt ſich ohne Zweifel jeder, der vertheidigt ſeyn will. Mein Anhang wird ſehr groß werden. Immer wiederhole ich: die Vornehmen müßten es doch beſſer verſtanden haben, wie die richtenden Theoretiker! Was wird mir das Freunde erbuhlen! Immer kann ich mich einſt rühmen: ich habe mich doch des Frevels nicht erkühnt, Männer von Rang **anzuklagen.** Sinkt er, werde ich ſtehn!

Taps.

Wenn der da aber Recht hätte — weiß der Geier wie ich auf all' die Mährchen komme — könnten ſie nicht auch an jenes Pferd denken? Das iſt muthig, feurig und ſtolpert. Ein Eſel lacht es aus. Da ſagt das Pferd: zu meinem Uebermuthe biſt du Wicht zu miſerabel! Sieht er, den Eſel münzen ſie wohl gar auf ihn. (will gehn.)

Fertig.

Mein Muſter iſt ein gewiſſer Kriegsrath.

Gottlieb.

Mein Muſter iſt auch ein gewiſſer Kriegsrath.

Fertig

(ſchnell.)

Geben ſie das Geld zu meiner Zeitſchrift her, lob ich ihren prophetiſchen Takt, der alles vorherſah!

Gottlieb

(eben ſo.)

Dann ſag' ich: ſie wären ein Verräther, daß ſie kein Zutrauen gefühlt hätten. Zahlen ſie für mich, laß ich ſie in Kupfer ſtechen, wie ſie Kranken, Gefangnen, Verarmten mildthätig helfen.

Fertig.

Dann kommen ſie auf meinem Umſchlag in Karrikatur, daß ſie Feinden Leinwand lieferten, ob ſie ſchon mußten.

Taps.

Meinte immer: die Herrn Buchmacher müßten recht klug ſeyn, und wacker. Giebt auch wohl ſolche. Allen Reſpekt! Daß man aber mitunter auch Keſſelflickerpack dabei findet, glaub ich mein Seel! (ab.)

Emma

(folgt ihm, da er ſie am Arm nimmt.)

Vater, wer iſt der *Verſtändigere*?

Fünfter Auftritt.

Vorige, ohne Tavs und Emma.

Lahn.

Aber ihr Herren, vergleicht euch doch, ſchreibe jeder in ſeiner Manier! Ich will zu beiden Blättern Zeichnungen liefern.

Schwindel.

Vater Lahn ſpricht ein kluges Wort. Ich verlege Beides. Läſtern ſich die Herrn tüchtig, das macht Aufſehn, macht das Für und Wider geleſen.

Fertig.

Wohlan! Nehmen ſie mir es nicht übel, wenn ich ſie einen Dummkopf, einen Speichellecker, einen Buben ſchelte?

Gottlieb.

Auf Ehre nicht! Sie müſſen aber auch nicht zürnen, wenn ich drucken laſſe: ſie wären Prügel und Staubbeſen werth.

Ferrio.

Nein, ſo wahr ich ein honetter Mann bin! Soyons amis, Cinna! (umarmen ſich.)

Schwindel.

Fänden wir aber nur das Geld zur Doppelunternehmung! — Wer pocht? — Herein!

Letzter Auftritt.

Catharine. Die Vorigen.

Catharine.

Mein Gottlieb!

Gottlieb.

Wie Treuloſe, Entehrte, du wagſt noch —

Catharine.

Lieber Junge, laß es gut ſeyn!

Gottlieb.

Nachdem du faſt Jahr und Tag im Lager gewellt.

Catharine.

Wirſt mir ja wohl dem kleinen Jugendfehler vergeben.

Gottlieb.

Hier ſteht meine Braut!

Catharine.

So?

Fertig.

Im Lager wohl Seltſames erfahren?

Catharine.

Mein Herr, ich war Markedenterin, hatte vier Männer, diente fünf Herren, ward bleſſirt, gefangen, ſah Wahlplätze, wohnte Treffen, Scharmützeln und Stürmen bei.

Fertig.

Wollen ſie *mich*? Ihr Roman iſt ja eine ganz andere Mitgift, wie jene Auferſtehung, die ich eben beim Trödler ſah. Ich bringe ihn in einem Almanach für Damen, in einer Prachtausgabe mit Kupfern von Jury, in einer kleinen auf Druckpapier, und verhandle im Voraus Fragmente, nach zehn Flugblättern.

Catharine.

Der Herr gefällt mir! Ich bin auch nicht arm. (ſchnallt unter dem Korſett eine Katze mit Gold los.) Mein Erwerb.

Gottlieb.

Erſte einzige Liebe!

Schwindel.

Sink an meinen Buſen.

zugleich.

Lahn.

Von Pſeudomuſen hat man bei uns geredet, o Hohn, das Schickſal wendet uns den Rücken! Die Rohheit triumphirt! Mamſel, iſt ihnen ein vierzigjährger Wittwer nicht zu —

Schwindel.

Ich bin ein dreißigjährger Junggeſell, nehmen ſie meine Hand!

Fertig.

Ich der Glückliche, bekam das Jawort. Zum Druck ſoll ſich Vorſchuß finden.

Catharine.

Aber erſt alle zum Grabe meiner Muhme!

Fertig.

Wohlan, ihr werde ein Todtenopfer!

Dann:

Greifet zur Feder wohlgemuth,
So ſchwimmen wir ſicher auf Unheils Flut,
Wir laufen keck mit den großen Autoren,
Und rühmen den Genius uns angeboren.
Wer immer nur unverdroſſen ſchreit,
Auf den merkt endlich die horchende Zeit.
Und wiſſen wir freilich nichts ſelbſt zu treiben,
Vermögen wir über Alles zu ſchreiben!

Ende des luſtigen Trauerſpiels.

Geſchichte
eines
# öſterreichiſchen Partheigängers
im Jahre 1809.

Ein Roman

von

Julius v. Voß.

Mit eingeſtreuten Bemerkungen über den letzten Krieg.

Berlin, 1810.
Bey Chriſtian Gottfried Schöne.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Das Gebiet der Dichtung will Freiheit, enggezogene Schranken würden den lebendigen Eindruck hemmen. Doch Wahrſcheinlichkeit macht jeden Roman anziehender, und wird die Erfindung an wirklich erfolgte Dinge geknüpft, ſtrebt der Verfaſſer einem Zwecke, der ihm nicht wichtig genug ſein kann, entgegen. Ungewöhnlich darf man dies auch nicht nennen, ſchon Fielding verwebt Tom Jones Begebenheiten mit Thatſachen aus dem Kriege Georgs II. mit dem Prinzen Eduard von Schottland. Doch Romane in welchen die Verbindung zwiſchen Phantaſie und Geſchichte ſo gewagt behandelt wurde als in dem gegenwärtigen, finden ſich wohl ſelten, der Verfaſſer geſtehe es ein, und in ſofern dieſe Behandlung ein Fehler genannt zu werden verdient, klagt er ſich deſſen früher als die Stimme der Kunſtrichter, an. Doch nennt er auch wieder die Gründe, in welchen vielleicht einige Entſchuldigung für ihn liegt. Einmal hat er ſchon mehrere Romane gefertigt, bei welchen ſeine Freunde ihm keine Vorwürfe über ein ähnliches Verfahren machten, und dann bietet es zugleich die Gelegenheit dar, Urtheile über die Zeitthatſachen anzuhängen. Wären dieſe nicht ganz unrichtig, könnte ja alsdann aus dem Buche ein Nebenvortheil hervorgehn, der den Hauptzweck überwöge. Wenigſtens ſoll man ſich von einer ſolchen Hoffnung nicht trennen, hätte man ſie auch in anderen Fällen nicht erfüllt geſehn.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.
Ball in Lemberg. . . . Seite 1.

Zweites Kapitel.
Beſuch. . . . . — 9.

Drittes Kapitel.
Juliens Angelegenheiten. . . — 25.

Viertes Kapitel.
Nähere Kunde über Herrn von Jazy. — 33.

Fünftes Kapitel.
Graf Bannalys Tod und ſeine Folgen. — 38.

Sechſtes Kapitel.
Jazys Entſchlüſſe . . . — 49.

Siebentes Kapitel.
Wien. . . . . — 57.

Achtes Kapitel.
Wien. . . . . — 71.

Neuntes Kapitel.
Marſch an die Gränze. . . — 78.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Eröſnung des Feldzuges. . . Seite 91.

Zweites Kapitel.

Vorfälle am Inn. . . . — 101.

Drittes Kapitel.

Zuſammenſtellung des Freiwilligen-Korps. 111.

Viertes Kapitel.

Fernere Einrichtungen. . . — 117.

Fünftes Kapitel.

Thätigkeit der Freiwilligen. . — 128.

Sechſtes Kapitel.

Neuer Partiſanſtreich. . . — 138.

Siebentes Kapitel.

Unerwartete Dinge. . . — 153.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 166.

Neuntes Kapitel.

Kernings Stratagem. . . — 177.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Tirol. . . . . Seite 151.

Zweites Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 195.

Drittes Kapitel.

Jazys anderweitiges Beginnen. . — 202.

Viertes Kapitel.

Neue Unternehmungen. . . . — 203.

Fünftes Kapitel.

Die aufgefangene Feldpoſt. . . — 215.

Sechſtes Kapitel.

Wallfelds Unternehmungen. . — 225.

Siebentes Kapitel.

Weitere Meldung der frohen Botſchaft. — 232.

Achtes Kapitel.

Weggenommener Artilleriezug. . — 234.

Neuntes Kapitel.

Unternehmung gegen Lindau. . — 254.

Zehntes Kapitel.

Rückzug nach Tirol. . . . — 279.

Eilftes Kapitel.

Gefahr. Verwirrung. Widerwärtigkeiten. 284.

Zwölftes Kapitel.

Jazys Flucht. . . . . — 293.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Wohin nun? . . . Seite 303.

Zweites Kapitel.

Die Reiſe. . . . . — 319.

Drittes Kapitel.

Die Meerfahrt. . . . — 321.

Viertes Kapitel.

Landung zu Gibraltar. . . — 357.

Fünftes Kapitel.

Marſch nach Talavera de la Reyna. — 364.

Sechstes Kapitel.

Schlacht bei Talavera de la Reyna. — 372.

Letztes Kapitel.

Beſchluß. . . . . — 387.

Erſtes Buch.

H
n
ch
ſu
a
d
v

B
v
M
S

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ball in Lemberg.

Im Anfang des Jahres 1809 langweilte ſich Herr von Jazy, ein junger öſterreichiſcher Uhlaenlieutenant, in dem kleinen unfreundlichen Städthen, dermalen ſein Friedensquartier. Er beſchloß ch einige Tage in Lemberg zu zerſtreuen, wo ngenehme Wintervergnügungen die wohlhabenen Einwohner und den Adel der Nachbarſchaft erſammelten.

Er beſuchte unter andern einen öffentlichen Ball. Dieſer war glänzend. Anſtand und Freiheit erbanden ſich hier. Einige Theilnehmer trugen asken vom guten Geſchmack oder feinſinnigen cherz erwählt, andere hatten den gewöhnlichen

Anzug. Das Hazardſpiel, ſtreng verboten, ließ keine gehäßigen Leidenſchaften aufwallen, doch den Freuden des Tanzes gab man ſich mit offener Empfänglichkeit hin. Die kräftigen Naturen übertrieben auch wohl dieſe Luſt ein wenig. Beim Pokal gebot eben kein Cornaroſinn, die hier auftretenden Männer vermochten das erhöhte Nervenſpiel, wenn das Rebenfeuer die Adern durchglüht, den kühnen Aufflug über das gemeine Leben, den glücklichen Wahn, der jede Sorge um ſich verbannt ſieht, noch zu empfinden.

Zwanzig Jahre alt, von entnervenden Wollüſten nicht vergiftet, geſtählt durch einfache Erziehung und frühes Kriegleben, trat Jazy hier ein. Die feſtliche Erleuchtung ſtrahlte ihm Wonne entgegen, die Töne die Muſik goſſen Trunkenheit in ſeine Bruſt, entzückt rollten ſeine Augen in den hellen Kreis umher, die holden Blüthen der Schönheit prüfend.

Jazys Leidenſchaft war bisher nur der Soldatenſtand. Die Trompete, der Waffenglanz, das Tummeln wilder Roſſe und die Kriegesübungen ergötzten ihn, kam er aber einmal zu einem Freudengelag im Zimmer, brachte er auch den vollen

Willen dahin, mit den Fröhlichſten im Luſtgefühl zu wetteifern. Bei den Damen war er verbindlich wie ein Ritter der Tafelrunde, ob er ſich ſchon an keine noch ausſchließlich kettete. Deſto zarter empfand er aber die Ehrerbietung vor dem ganzen Geſchlecht, welche den an Liebeleien gewöhnten Schmetterlingen bald nichtiger Wortkram iſt.

Er ſah liebliche Geſtalten, prangende Jugendfülle, reiche Gattinnen und Töchter, von ihren Diamanten angekündigt. Unter allen zog aber eine edelgeformte Schönheit jähling ſeine Blicke an. Keine Juweelen blinkten in ihrem lichten Haar, doch mit einem antiken Geſchmack aufgebunden; nur ein weiſſes Kleid umgab ihren hohen bezaubernden Wuchs, aber es drappirte ſie mit Idealität. Mehr als alles traf ihn der Umſtand, daß die Züge im Geſicht, das dunkelblaue geiſtvolle Auge, ihm bekannt ſchienen. Er fragte ſeine Erinnerung, trat näher an ſie. In dem Augenblick brach die Dame mit ihrer ältlichen Begleiterin auf, und wollte den Saal meiden. Jazy fragte einen Anweſenden, der ſich zuvor mit ihr unterhielt, um ihren Namen.

„Es iſt ein Fräulein Wielinska.“

O Gott, ich muß ihr nach!

Der Offizier ſprang zu der Thür, wo Jene eben ankam, verbeugte ſich mit Anmuth und ſagte: Mein Fräulein, darf ich mich unterſtehn zu fragen, ob nicht ein Bruder von ihnen im franzöſiſchen Dienſt —

Das Fräulein fiel ihm etwas verlegen ins Wort, indem ſie zurück nach einem Fenſter ging: Ich wünſchte wohl, daß dies hier nicht eben verlautete.

Jazy, der gefolgt war, entgegnete leiſe: Das Geheimniß wird ihr Befehl ſein, doch ich konnte nicht umhin, mich nach meinen Freund zu erkundigen, und daß es ihr Bruder ſei, ſagte mir ſchon dieſe Aehnlichkeit, die treffendſte die ich jemals ſah.

Dies findet man allgemein, verſetzte die Dame mit niedergeſchlagenem Blick. Ich höre, fuhr ſie etwas ſtammelnd fort, mit großem Vergnügen, daß mein Bruder die Ehre genießt —

O ſagen mir Ihro Gnaden, wie es ihm jezt ergeht. Sie vermuthen nicht, welchen innigen Antheil ich daran nehme, noch weniger welchen heißen Dank ich ihm ſchuldig bin. Ich habe ihm zweimal geſchrieben, doch keine Antwort erhalten. Der Poſtenlauf iſt ohne Zweifel Schuld, ſonſt begreif ich ihn hierin nicht.

Das Geſpräch ward lebhafter, die Dame vergaß ſich zu entfernen, berichtete über den Bruder nur kurzhin, daß er ſich wohl befinde, und ſagte mit Erröthen beſcheidene Artigkeiten, wenn Jazy ſich in ſeinem Lobe ergoß. Er ſetzte hinzu: Ich faſſe dieſe wunderbare Aehnlichkeit nicht. Nur etwas höher ſind ſie mein Fräulein, ſonſt gleichet Zug für Zug.

Sie verbinden mich, fing Jene wieder an, wenn ſie mein Bruder nicht weiter nennen. Seinem Freunde kann ich gleichwohl die Familienangelegenheit vertrauen, welche mich hieher brachte.

Ihro Gnaden wohnen alſo nicht in Lemberg, auch nicht in der Nähe?

„Ich halte mich in Frankreich auf. Noch ein Kind, mußte ich meinem Vater dahin folgen, der nach der letzten Theilung Polens dort Dienſte ſuchte. Hier, Madame St. Val aus Straßburg iſt meine Erzieherin. Mein Vater hat jetzt in

Galizien eine Erbſchaft zu heben, doch mochte er nicht ſelbſt hieher reiſen, da ihm, einem ehemaligen öſterreichiſchen Vaſallen, ſein dermaliges Verhältniß Vorwürfe bringen könnte. Er ſandte mich alſo, Madame St. Val erbot ſich zu meiner Begleiterin. Indeſſen dürfte meine Reiſe nicht glücklich ſein. Ich ſtoße auf manche Schwierigkeiten. Vielleicht muß ich nach Wien gehen, was unter den jetzigen politiſchen Umſtänden auch nicht viel für uns verſpricht. Nun, am Ende iſt die Erbſchaft nicht von Belang.

Jazy gab allerhand Rath, ſuchte ihre Hoffnungen zu beleben, ließ ſie nicht von dannen, als ſie abermal Miene machte, ſich nach ihrem Gaſthofe zu begeben. Er ſagte der Duenna viele Artigkeiten, bat den Aufenthalt hier zu verlängern; dieſe redete dem ſchönen Fräulein, das ſich ernſter ängſtlicher zu ſträuben begann, zu. Weshalb kamen wir denn hieher, fragte ſie, wenn wir ſo bald entfliehen wollen?

Jazy flehte um einen Tanz. Die Schweſter des Freundes wollte auch da ausweichen — holde Gewalt. Der Maſurek klang. Das Paar ſtellte ſich in die Reihen. Süßes Dahinfliegen nach dem Minore, daß durch chromatiſche Töne ging, und etwas ganz eigenthümlich Bezauberndes hatte.

Aus dem einen Tanz wurden mehrere, Jazy dachte nicht daran, eine andere Dame aufzufordern, und nahte ein anderer Kavalier Julien — ſo hieß Fräulein Wielinska — empfand ſie gemeinhin Uebelkeiten, die ihr für den Augenblick alle Bewegung unterſagten.

So blieb man bis zum Morgen, blieb das letzte Paar im Saale, und wunderte ſich, daß ſich alles ſchon ſo früh entfernt habe. Es mußte ja noch weit von Mitternacht ſein. — Da aber Jazy das Fräulein nach Hauſe führen wollte, und ſie auf die Gaſſe traten, ging eben röthlich die Sonne auf. — Der Offizier lächelte, die Dame nahm die Farbe der Sonne an.

Man trennte ſich am Gaſthofe. Jazy's Bitte, ihr dort aufwarten zu dürfen, ging ſehr natürlich vorher. Sie hatte ſie mit einer Verbeugung beantwortet.

Jazy hätte in dieſem Augenblick alles thun können, nur nicht ſchlafen. In ihm klang, tönte, rauſchte es, obgleich die Muſik lange verſtummt war. Er mußte hinaus aufs Feld. Die Morgenluft wehte ſchneidend über die vom Nachtfroſt ſtarren Fluren. In ihm glühte eine ſo empfindliche Wärme, daß er ſich genöthigt ſah, die Uniform weit zu öffnen. Vor ihm lag nur eine öde Landſchaft, in ſeiner inneren Welt bildeten ſich aber Gemälde ab, deren bunte himmelathmende Kolorite auch ein Tempe verſpottet hätten.

Die glückſeligſte Nacht meines Lebens, der freundlichſte Zufall der mich je traf, ſagte er ſich, den erſten Anblick Juliens, jedes Wort von ihrem lächelndem Munde, jede ihrer Bewegungen beim Tanz ſich wiederholend. Der Arm welcher umfangen hatte, ſchien ihm ein anderer, ätheriſche Feuer, wähnte er, durchſtrömten ihn.

O göttliche Freundſchaft! rief er begeiſtert, denn durch Freundſchaft und Simpathie wollte er die Wunder der Umwandlung erklären, die er in ſich fühlte, die neue Welt von der er ſich umgeben ſah.

Zweits Kapitel.

Beſuch.

Jazy hatte die Thürme von Lemberg aus dem Geſicht verloren, und mußte um den Weg fragen, der ihn dahin zurück führte. Am hohen Mittag langte er wieder in ſeiner Herberge an, ordnete Haar und Kleidung, zum Fräulein zu gehn.

Wohl noch zu früh, ich ſtöre, ſie wird noch ruhen von der durchwachten Nacht, klüger ich eſſe zuvor.

Er ging an die Wirthstafel, gab aber die Teller weg, ohne ſie geleert zu haben, und ertheilte ſeinen Nachbarn, die ein Geſpräch mit ihm anknüpfen wollten, verwirrte Antworten. Oft ſah er nach der Uhr und floh endlich mit klopfendem Herzen davon.

Fräulein Wielinska hatte auch ſorgſam den Anzug gewechſelt.

Wie ruhten ſie mein Fräulein auf die Ermüdung?

„Ich habe gar nicht geſchlafen.“

Aber Gott! dieſe Aehnlichkeit! Am Tage erſt recht bemerkbar —

„Wollen ſie nicht Platz nehmen, Baron?"—

Jazy that es betreten. Er fing immer wieder von der Aehnlichkeit an, wie oft auch Julie ablenkte. Denn ſie gab ihm einen Vorwand, der Dame grade in das ſchöne Angeſicht zu blikken, und die Züge genau zu prüfen, was ſonſt der Anſtand würde unterſagt haben. Gefahrenvoll war aber die Muſterung, er ſog ein ſchleichend ſüßes Gift immer tiefer in den Buſen, nur zu ſehr ſchon durch ſeinen ſtheniſchen Reiz entzündet.

Nach einer langen, nichts ſagenden Unterhaltung, fiel ihm endlich bei, er habe ja dem Fräulein die Begebenheit erzählen wollen, die ihn mit ihrem Bruder ſo eng verband.

Sie mögen wiſſen mein Fräulein, fing er an, daß ich eben eine Offizierſtelle bei meinem Reglmente empfing, als wir unter dem unglücklichen Befehle Mack's gegen Ulm zogen. Bekanntlich traf dieſer General nicht die beßten Vorkehrungen wider ein Umgehen des Feindes, oder, was man auch ſagen kann, der Feldherr drüben übertraf ihn bei weitem an Planmäßigkeit. Genug, da unſer Heer verſammelt war, mußten die leichten Truppen ihre Poſtenkette ziehen und Patrouillen ſenden. Auch mich traf die Reihe, mit zwanzig Uhlanen, einen fernen Hohlweg zu durchſuchen. Ein Neuling im Felddienſt und auf meinem Wege durchaus keinen Feind erwartend, ging ich etwas ſorglos zu Werk, und fiel, eh ichs verſah, in einen Hinterhalt, den die bei den Franzoſen befindlichen Polen in einem Gehölze gelegt hatten. Plötzlich ſprengte Uebermacht zu beiden Seiten daher, mein Kommando war im Hohlwege eingeengt.

Ich hörte davon reden, ſagte das Fräulein.

Jazy fuhr fort: Man rief mir zu, mich zu ergeben, ich wollte meine Laufbahn nicht ſo unwürdig anfangen, befehligte meine Leute ſich durchzukämpfen. Die Lanzen eingelegt, den Sporn an Roſſes Seite, drangen wir kühn vorwärts, tödteten manchen Feind. Doch der Hauſe vor uns war zu dicht, bald konnten wir nicht mehr über die todten Pferde und menſchlichen Leichname von beiden Theilen, die den Weg ſperrten. Ich gebot umzukehren. Es ging mit genauer

Noth in der zuſammengepreßten Lage. Wir erneuten den Verſuch rückwärts, während die Piſtolen und Karabiner unſrer vorigen Gegner mörderiſch wütheten. Aber auch hier fanden wir die alten Hinderniſſe. Ein feindlicher alter Offizier rief: Junger Menſch, deine Tollkühnheit gegen die Uebermacht iſt vergebens. Lieber geſtorben, als euer Gefangener, war meine Antwort, indem ich über ein im Wege liegendes Pferd ſetzte. Ich ſprengte aber allein dahin aufs Freie, Niemand hatte mir folgen können, und nun ſah ich mich ganz umringt. Haut ihn nieder, ſchrie der alte Offizier ergrimmt, er hat unnützer Weiſe unſre Leute tödten laſſen. Sein eigner Säbel ſchwebte ſchon über meinem Haupte, während mir der meinige aus dem ſchwer verwundeten Arm entfallen war. Da wandte ſein Sohn, ein junger Kadet, dem Alten zur Seite reitend, die Streiche von mir ab, beſänftigte den Vater, warf die wüthenden Soldaten zurück. Dem Tapfern gebührt Ehre, ſagte er, den Entwaffneten dürfen wir nicht tödten. So ward ich gerettet, mein Fräulein, durch ihren großmüthigen, edelſinnigen Bruder.

Mein Vater erzählte davon, fiel ihm das Fräulein ins Wort, wie können ſie doch eine That der Pflicht ſo rühmen?

„Sie wollen ihren Bruder mit Beſcheidenheit vertreten, wie ich ſehe, der Edelmuth iſt in ihrer Familie einheimiſch. Genug, ich war gefangen. Ein trauriger Troſt, daß ohne dies Ereigniß, ein gleiches Loos mich würde getroffen haben, denn bekanntlich ließ unſer Feldherr die meiſten Truppen das Gewehr ſtrecken, aber ich konnte doch eine Wunde zeigen, unverletzt hätte ich mein Mißgeſchick unendlich tiefer empfunden.“

Dies bezeichnet den Offizier vom hohen Geiſt der Ehre durchdrungen, rief Julie ein wenig aufflammend.

Der Offizier fuhr fort: Gleichwohl hätte meine Wunde, eine mich für immer zum Soldaten untüchtig machende Lähmung, zur Folge haben können, wäre nicht der nämliche Kadet eilig bemüht geweſen, einen Wundarzt herbeizuſchaffen, und mich, auf dem Transport in die Gefangenſchaft, nach Lothringen, welchen zufällig auch ſein Regiment verſah, ſelbſt brüderlich zu pflegen. So trat die gute Vorſorge mit meiner jugendlichen Natur in Bund, und ich ſah mich vom Tode und vor der Verſtümmelung geborgen, denn die Feldärzte erklärten, daß ohne einen frühen Verband, mein Arm, dem Brande bloßgeſtellt, hätte abgenommen werden müſſen. Urtheilen ſie nun von meinen Dankgefühlen!

„O ſie würden im umgekehrten Falle das nämliche gethan haben.“

Nicht klein wäre meine Verlegenheit, ohne dieſen wiederhergeſtellten geſunden Zuſtand geweſen, denn der Säbel iſt mein einziger Reichthum.

Mit großem Feuer fiel Julie ein: Der köſtlichſte in dieſen Zeiten wüthender Kämpfe. Wer iſt ſeines Eigenthums jetzt gewiß, welcher Reiche müßte nicht fürchten, Morgen am Bettelſtab zu gehn? Wo wohnten noch Sicherheit und Ruhe? Der Säbel allein kann noch erwerben, wo nicht Gut, doch Ehre, kann vor ſchmählichen Tod ſchützen, ein ruhmvoll Grab bereitend.

Ei meine Gnädige, erwiederte Jazy lachend, der Heroismus iſt in ihrem Geſchlechte auch auf die ſchöne Hälfte übergegangen. Aber ſagen ſie mir nun ausführlicher, was iſt aus dem edelmüthigen Kadet geworden?

Ich berührte den Umſtand ſchon, daß er meine Briefe nicht beantwortete, das Einzige warum ich ihm zürnen möchte, wenn meine Erkenntlichkeit nicht jede andere Rückſicht überwöge.

Er ward bald darauf Lieutenant, entgegnete Fräulein Wielinska. Die Briefe mag er nicht empfangen haben, er folgte dem Regiment zum Feldzuge nach Preuſſen, befand ſich in den Schlachten von Eilau und Friedland.

„Das weiß ich, auch wie das Regiment nach dem Tilſiter Frieden ſeinen Weg zu den Niederlanden nahm. Dorthin war mein letztes Schreiben gerichtet.“

Kein Wunder wenn es ihn nicht ereilte. Der Marſch nach Spanien ward gleich darauf angetreten.

„Steht er noch dort?“

Nein, jetzt iſt das Regiment wieder in den Elſaß eingerückt. Die Bedrohungen Oeſtreichs ließen dort Truppen ſammeln. Doch, wird aus dem neuen Kriege nichts, oder iſt er zu Ende, möchte es leicht wieder nach Spanien gehn. Man braucht die Polen fleißig, was ſie hoch freut.

„Hm — da kann ich abermal in den Fall kommen, wider ihre Nahverwandten fechten zu müſſen. O warum ſchwuren ſie auch den franzöſiſchen Fahnen! Bewegen ſie ſie, o mein Fräulein, wenden ſie ihre holde Beredſamkeit auf, daß ſie in unſers Kaiſers Dienſt treten. Sie finden hier auch tapfere Brüder, hohen Sinn für Ruhm, und Lohn für Verdienſte. Und was das Beſte iſt, ſie ſtreiten hier für das Recht.“

Hitzig wallte Julie auf: Wie mein Herr, für das Recht? Wer hat Frankreich, das ja mit aller Welt Frieden wollte, zuerſt feindlich angefallen? Sind nicht alle ſeine Eroberungen nur Vertheidigung? Wer trat immer wieder in den handelſüchtigen Bund Englands? Wenn dieſer neue Krieg ausbricht, wer hat ihn veranlaßt? Oeſterreichs ungemeſſene Rüſtungen. Bot nicht Napoleon ihrem Kaiſer freundliche Verhältniſſe und Garantien an?

Eben ſo warm erwiederte der Uhlanenlieutenant:

tenant: Oeſterreich muß angreifen, ehe es hernach deſto gefährlicher angegriffen wird. Man weiß ſchon wie auf Frankreichs Freundſchaft zu bauen ſteht. Nur um den Preis der Sklaverei, die ſeinem nie erkaltenden Ehrgeitz, ſeinen unerſättlichen Vergrößrungsplanen huldigt, iſt ſie zu gewinnen. Und unſer altes Kaiſerhaus, auf dem Thron der Auguſte —

Auf dieſem Thron ſitzt Napoleon, rief Julie, auf die Franken ging er von den Römern über.

Allein meine Gnädige —

„Heldenkraft vindizirte das alte Recht.“

O wir wollen keinen politiſchen Streit anheben. Wohin ſollte er führen? Artigkeit verlangte, die Meinung der Dame nicht zu bekämpfen, und das geſtattete meine Ueberzeugung nicht.

Keine Galanterie! Laßen ſie die Wahrheit reden!

„Ei Fräulein — die Wahrheit mag ſchweigen, doch den Wunſch, daß eine ſo liebenswürdige Dame ſie erkennen möchte, halte ich nicht zurück.“

So wenig als ich den meinigen, einen ſo ausgezeichneten Offizier von ſeinen Irrthümern geheilt zu ſehen.

„Iſt's möglich? Sie nennen meinen Patriotismus Irrthum?"

Nicht den, ihre allgemeine Anſicht. Ihrem Vaterlande können ſie nichts treuer vom Schickſale erflehn, als Frieden, Ausſöhnung ohne Rückhalt mit Napoleon, völligen Bruch mit England, bis dieſes ſeine Uſurpationen der Rechte des Kontinents einſtellt.

„O da müßt ich — — doch wozu mich mit einer Dame in einen Wortwechſel der Art verflechten? Verzeihung mein Fräulein! Ich hatte Unrecht. Nur konnt ich dieſen eifrigen Sinn für Politik, und noch dazu für unwahre Politik — ach, abermals Verzeihung, dies unartige Wort ſagte mein Eifer, nicht mein Wille — bei einer Dame nicht ſuchen" —

Aber geht die Politik nicht unſer Geſchlecht an? Wirft ſie nicht das Loos über uns Alle?

„Und neben dem warmen Partheigeiſt, ſcheint ſo viel Heroismus in ihnen zu glühen, daß ich meine, wenn wir noch in den Zeiten der Amazonen lebten —

Julie fiel ihm heiß und erröthend ins Wort: O man ſtelle mich vor eine ſolche Schaar —

Jazd fiel ein: Iſt das rauhe Handwerk die Beſtimmung zarter Weiblichkeit? Des Hauſes ſoll ſie pflegend warten, die Blume der — Liebe erziehn —

„O mein guter Baron, ſie nennen rührende Worte, nur haben wir beide eine Zeit anzuklagen, oder vielmehr einige irregeleitete Kabinette, die ſie zum ſchneidenden Mißton umwandeln.“

Eine Thräne ſank hier auf ihre Wange, und ſie fuhr fort: Was ſoll jetzt eine ſanfte Empfindung in der Frauen Bruſt? Eine Liebende — hätte ſie nicht jeden Augenblick vor der Nachricht zu beben, den Gegenſtand all ihrer Wünſche, habe die Schlacht gemordet? Die Gattin mag auf dem Ruin ihrer zerſtörten Wohnung jammern, die den verwaiſten Kindern kein Obdach mehr gewährt; dem geplünderten Vater folgt die Tochter, vielleicht entehrt, am Bettelſtab. Wär's nicht beſſer mit ins raſende Getümmel — dort zu vergeſſen — oder“ —

Fräulein!

„Was man von jenen Frauen der Cimbern vernimmt, gefällt mir, doch nur halb. Wenn ſie alle — ſtatt edel zu ſterben — ihre Kraft, die ganze Kraft die zu ſterben vermochte, ihren Gatten noch zur Seite ſtellten, o dann erlag ihr Feind!"

Meine Gnädige! Dieſe Kraft — ziemt dem Manne.

„Wohl, mein Herr, allerdings! Sie iſt es, die das Weib am Manne bewundern ſoll, gern bewundert. Doch — o was ſoll ich ſagen" —

Alles was ich von ihnen höre — läßt mich bedauern, daß ſie in Frankreich leben. Das nämliche geſchah auch bei ihrem trefflichen Bruder.

Julie lächelte, und gab ihm hierauf zu Antwort: Wenn dieſer Bruder nicht im franzöſiſchen Dienſt ſtände, hätte er ihnen ja damals nicht nützlich ſein können. Denn mein Vater ertheilt Oeſterreichern, die ſich hartnäckig wehren, ſelten Pardon.

„Von dieſem Nationalhaß hörte ich. Wiſſen ſie auch, daß ich nicht begreife, wie er einen ſo ehrwürdigen Mann entflammen kann?"

Ei, und ſie brennen von einem ähnlichen gegen Frankreich.

„Ah — das iſt ein Anderes.“

Jeder meint, der ſeinige wäre gerecht.

„Ohne uns auf's Neue zu verwickeln, führe ich nur an, wie ihrer Familie Vortheil mit einem richtigeren Erkenntniß zuſammen hängt. Vermögen ſie Vater und Bruder ins Land zu kommen, und ihrer Erbſchaft wird nichts mehr entgegen ſtehn.“

Und ſie können hoffen, Jene würden um Zwanzigtauſend Gulden willen, ihre Grundſätze umwandeln?

„Hier iſt zuletzt doch immer ihr Vaterland.“

O wir hoffen auch einſt dahin rückzukehren. Wenn Polen hergeſtellt iſt, wozu polniſche Arme wacker helfen.

„Auch ſie nähren dieſe träumende Hoffnung? Zugegeben, wovon die Unmöglichkeit ſo am Tage liegt, es zugegeben, würde Polen nicht all das Gute wieder entbehren, was ihm durch ſeine Veränderung zufloß? Ehedem glichen weite Strecken Wüſteneien, wo Oeſterreichs verſorgender Szepter waltet, ſind ſie freundlich angebaut.

Der Zuſtand jener alten Sklaven iſt verbeſſert, ſie ſeufzen nicht mehr unter der Willkühr kleiner Tirannen, gerechte und weiſe Geſetze haben die Verhältniſſe ausgeglichen, vor ihnen gilt kein Anſehn. Bequeme Wohnungen, nützliche Handwerke ſieht man in den Städten, die Ländereien ſind überall doppelt im Preiſe geſtiegen, ein Beweis des zwiefach erhöhten Wohlſtandes."

Mein guter Baron, dies iſt die Sprache ihrer Beamten, welche ſie hörten und nachahmen, ohne die Dinge genau zu kennen. Verzeihen ſie mir die Bemerkung.

Dies muß wohl Jedermann beobachten und einräumen, rief Jazy.

„Aber Schein und Wahrheit zu unterſcheiden, iſt nicht Jedermanns Sache. Hatte die Zeit in Polen Veränderungen nöthig gemacht, ſo war es ſeine eigene Angelegenheit, dafür Sorge zu tragen. Wohlthaten, von Fremden gewaltſam aufgedrungen, beglücken nicht, am wenigſten, wenn der Preis hingegebener Freiheit dafür verlangt wird. Und dann iſt erſt zu unterſuchen, ob es wahre Wohlthaten ſind? Mit fremden Künſten erlangt ein einfaches Land oft

Bedürfniſſe, die es zuvor nicht kannte. Was hilft es da reicher werden, wenn dieſe Bedürfniſſe wieder mehr koſten, als man gewann? So iſt ja im eigentlichen Sinne Verarmung, was Andere erhöhten Wohlſtand nennen. Mit den fremden Künſten wird auch meiſtens die alte unſchuldige Väterſitte zerrüttet. Und, was ſetze ich das erſt auseinander, nie, nie kann die Kette Wohlthat ſein, wäre ſie auch golden, und das iſt ſie wahrlich nicht. Polen übte einſt Wohlthat gegen Oeſterreich, da Sobieski die Ottomanen von ſeiner Hauptſtadt ſchlug. Oeſterreich vergalt mit Unterjochung."

Hier konnte nur kluge Politik beſtimmen. Sollte es gleichgültig anſehn, daß Rußland und Preußen ſich einen Antheil zueigneten?

„Dankbar hätte es vielmehr Polen gegen jene Mächte beſchützen ſollen. Mit Oeſterreichs Hülfe konnte Polen ſelbſtſtändig bleiben, dann hatte Oeſterreich wieder einen treuen Bundgenoſſen wider ſeine Feinde. Schwerlich hätte es dann die Niederlande und die Lombardei verloren. Oder vielmehr es hätte auch Frankreich nicht bekriegen ſollen. Man büßte es mächtige Länder ein, und was es an der anderen Seite gewann, wird es nicht mehr lange behalten."

Dafür haftet das Schwerdt ſeiner Krieger! Glauben ſie, der nächſte Kampf wird andere Wendungen nehmen als zuvor. Man hat eingeſehn, was hie und da unſere große Macht lähmte. Dem Helden Karl iſt der Truppen Obergewalt vertraut. Auf ihn blickt alles mit gerechten Hoffnungen. Einmüthige Liebe, einmüthiger Sinn, einmüthiger Drang die alten Scharten zu tilgen, und die verlornen Provinzen wieder zu erobern, entflammen unſere Heere. Zu jedem Opfer bereit iſt das treue Volk, willig ſtolze Reihen bildend. Die Landwehr vertheidigt den eigenen Heerd, während furchtbare Armeen über die Gränze hinausdringen. Jene wird ihre ganze Natur ſo kräftig machen, als die einſt geprieſenen Nationalgarden, dieſe verbeſſerten die Kriegskunſt, wie der Zeitfortgang es auferlegt.

„Wie ehr ich dies ſchöne Feuer! Wer zweifelt daran, daß Oeſterreich viele Männer von Kraft zählt! Ein Mann von der ihrigen, Baron, ein ſolcher Mann ſollte in Frankreichs Herren dienen."

Wie — mein Fräulein —

„Was ſie meiner Familie anmutheten, dazu fodere ich jetzt ſie auf. Verlaßen ſie ihren Dienſt, Herr von Jazy, kommen ſie nach Frankreich!"

Fräulein, von dem Manne, der das wagte, würde ich ſtrenge Genugthuung erbitten. Nur eine Dame — eine ſo liebenswürdige Dame durfte dies — ungeahnt ſagen. Leben ſie wohl!

Er eilte davon, mit dem Entſchluß, ſie nimmer wieder zu ſehn. Doch ihn zu halten — vermochte er nicht.

Drittes Kapitel.

Juliens Angelegenheiten.

Das Fräulein ſah von ihrer Mühe um die Hebung jener Erbſchaft keinen Fortgang. Ihr Vater, Nikolaus von Wielinski, hatte zu der Zeit als Polen zum letztenmal getheilt wurde, im

Sendomirſchen ein kleines Gut beſeſſen, es aber ſchnell verkauft. Denn dem alten Republikanismus nach anerzogenen Grundſätzen zugethan, wollte er nicht ferner in Polen leben, verkaufte ſeine Habe in Eil und ging nach Frankreich. Nun warf man ihm Einmal die Auswanderung vor. Ferner verlautete die Klage: Wielinski habe die gewöhnlichen Abzugprozente damals nicht entrichtet, ſich mithin nicht ganz von der neuen Landesherrſchaft befreit. Um ſo ſträflicher, folgerte man, ſei es nun, daß er die Waffen gegen Oeſterreich getragen habe.

Demnächſt wollte man jetzt überhaupt nicht gern Vermögen aus dem Lande laſſen, weil ein neuer Krieg drohte. Es hieß dagegen: Fräulein Wielinska könne vielleicht hoffen, das Erbe für ſich allein zu empfangen, wenn ſie denn aber, eine Vaſallin des Kaiſers, im Lande bliebe, und ſich, mehr Vertrauen zu gewinnen, an einen Eingebornen verheirathete.

Sie erhob gegen ſolche Vorſchläge, als gegen Ungerechtigkeiten, ihre Beſchwerden, wollte, vom Vater bevollmächtigt, neben dem neuen Zins, auch den noch ſchuldigen alten, von der Summe abziehen laſſen, das Uebrige jedoch baar nach Frankreich nehmen dürfen. Hiegegen erhoben ſich Schwierigkeiten, welche ihr Anwald nicht zu beſiegen vermochte. Man wechſelte unterdeſſen Bitten und Dekrete.

Jazy ging nach ſeiner Garniſon zurück, von Zorn gegen die ſchöne Julie durchdrungen. Unaufhörlich beſchäftigte ſich ſeine Phantaſie, ihre verkehrten Grundſätze zu widerlegen, es fiel ihm nun ſo viel bei, was er noch hätte entgegnen können, er bereute lebhaft, ihr es nicht geſagt zu haben, weil er meinte, dann wäre ſie unfehlbar eines Beſſeren überzeugt geweſen. Noch nichts in der Welt hatte er ſo innig beklagt, als daß dies Mädchen von irrigen gehäſſigen Meinungen eingenommen ſei. Denn ohne dieſe, wie liebenswürdig, wie unwiderſtehlich, dachte er, müßte Julie ſein!

Er trug ſich immerwährend mit ihrem Bilde im Herzen. Schon hatten ihn die Geſtalt, die einnehmenden Geſichtzüge des polniſchen Kadets, ſo wunderbar hingeriſſen, und neben allem Dank, den er ihm ſchuldig war, einen unerklärlichen Eindruck auf ihn gemacht, wiedergefunden in einer geiſtvollen Schweſter, mußten ſie um ſo kräftiger auf ihn einwirken. Doch auf der anderen Seite wieder, jene Worte, jene frevelnde Worte gegen ſein Vaterland geſprochen! Wie war es möglich, daß ein ſo ſchöner Mund dieſen Frevel verſchulden konnte!

Bald fiel ihm aber bei, es werde vielleicht nur einige ernſtere Unterredungen koſten, einige lichtvollere Darſtellungen der Wahrheit, um ſie davon eindringend zu überzeugen. Es wäre ſo heilvoll für das Mädchen, ein Verdienſt für ihn ſelbſt, ein patriotiſches, das Geſchäft der Bekehrung ſo angenehm — das überlegte Jazy einige Tage, und — konnte nun dem Drange nicht widerſtehen, abermal Urlaub nach Lemberg zu erbitten.

Die Reiſe ward eilig zurückgelegt. Dort angekommen, flog er, nach einem ſorgfältigen Ordnen ſeiner Kleidung, zu Julie. Die Verſicherung: Sie ſehen mich nicht wieder, war vollkommen aus ſeinem Gedächtniß entflohn.

Julie trug den alten Zorn des Partheigeiſtes eben nicht an ihrer Stirn, da Jazy in ihr Zimmer trat.

Er hatte von Dienſtverrichtungen zu erzählen, die ihn wieder nach Lemberg rieſen, und wandte dann ſeine Fragen zuvor auf ihren Prozeß.

Sie erzählte ihm, der Wahrheit nach, wie es damit ging. Als ſie an den Umſtand kam, man hätte ihr vorgeſchlagen, ſich im Lande zu verheirathen, ſtockte ſie verwirrt, von einer hohen Röthe das Geſicht überzogen.

Der Andere fühlte ein heiſſes Brennen auf dem ſeinigen, wußte nicht, ſollte er bleiben oder gehn, und ſchnitt endlich ſeinen Beſuch kurz ab, ohne der Politik weiter zu denken.

Auf einem einſamen Spaziergange wiederholte er ſich erſt genau, was er erfahren hatte. Verheirathen, Fräulein Wielinska ſich verheirathen? Er empfand eine unendliche Glückſeligkeit in der Vorſtellung, mit Julien verheirathet zu ſein, und einen wüthenden, zum Vertilgen aufgelegten Neid gegen den, dem das Götterloos fallen könne. Es war nun erſt klar in ihm geworden, das Bewußtſein, er liebe.

In jedem Jüngling wohnt das Verlangen nach einer Geliebten, die ſüße hohe Ahnung des

Weſens, das ſein durchdrungenes Herz erfüllen wird — von niemanden reitzender gemalt, als von Klopſtock, in der Ode an die künftige Geliebte — beſchäftigt ihn mehr oder weniger, nachdem ſein Leben ruhiger iſt, oder ſchöne Litteratur den Gedanken wecken und ausbilden hilft; iſt ſie aber gefunden, die Erträumte, o dann duftet und tönt der Frühling voll Blumen und Nachtigallen, weit eliſiſcher als ihn der wogende Buſen vorempfinden konnte.

Jazy wußte es nun alſo ſtaunend froh, daß er liebe, die Räthſel dieſer Tage hatten ihre Löſung gefunden, und mit aller Kraft eines in trunkner Götterfülle ſchlagenden Herzens, umfaßte er ſeine Liebe. Er fühlte die Wahrheit aller Wunder, die ihm jemals von dieſer allmächtigen Leidenſchaft genannt würden, ja er meinte, in Niemand habe ſie noch geflammt wie in ihm.

Aber dagegen immer — das gegen ſein Vaterland feindliche Gemüth, in Juliens himmelvollen Buſen. Grauſamer Mißklang durch die ſchönen Harmonien, welche ihn ſo zu entzücken begannen! Warum, rief er klagend, muß das Mädchen über den Streit der Könige ſinnen? Aber ſie hängt mit ihrem Geſchlechte, mit ihrem ganzen Schickſale daran. Sie erklärte mir ja die Nothwendigkeit ihres Antheils. Der zart weibliche Sinn, blickte nur zu holdſelig durch ihre Worte. Gewiß beweint ſie heimlich, daß kein ſanfter Kreis der Häuslichkeit ſie aufnahm, daß ein wildbewegt Verhängniß ſie zwingt, dem unſtäten Vater zu folgen, dem Bruder nachzuweinen, die freilich von ihr immer in die Todesgefahr gehn, wo ſie jedesmal zu fürchten hat, jetzt den letzten Abſchied zu nehmen. O ſo muß ſie freilich anfeinden, was Krieg bereitet, mag er gleich gerecht ſein, ſo muß ſie ihr Herz gegen zu innige Empfindungen verhärten, um nicht ganz unterzugehn, ſo iſt ihr auch auferlegt, ihren Blick der Wahrheit zu verſchließen, denn noch peinigender würde die Qual foltern, ihre Nahverwandten in einen Kampf ziehn zu ſehn, deſſen Ungerechtigkeit ſie erkennte. O, wenn denn ſo viel Schönes durch Bellonens Hand zertrümmert wird, ſollte da nicht zuletzt der Soldat ſelbſt ewigen Frieden erflehn?

Jazy wunderte ſich befremdet, daß dieſer letzte Gedanke ihm hatte aufdämmern können, ihm der ſonſt dem neuen Kriege mit frohlockenden Jubel entgegen ſah, nichts als Heldenthat und Lohn des Ruhmes träumte. Schon wollte er die Liebe haſſen, die ſo umwandeln könne, aber er hing ihren Phantaſien, deren Süßigkeit einmal unwiderſtehbar anlockt, dennoch weiter nach.

Heirathen, ſich verheirathen! Wie, wenn ich mich darböte!

Es galt ein Wagſtück für ihn, den Gedanken dreiſt zu umfangen, wie vielmehr bebte er vor der That! Die erſte Liebe begleitet immer eine Furcht, die grade der Stärkſte am bangſten fühlt.

Er mußte eben darum folgern: Wie, wenn ich mich erkühnte, dieſen Wunſch über meine Lippen zu bringen, müßte ſie nicht annehmen, die Abſicht ihr Vermögen zu theilen, leite mich? O pfui, der Niedrigkeit! Und, in ſofern es ihr auf die vorgeſchlagene Bedingung ausgeantwortet würde, übervortheilte ſie ja Vater und Bruder. Wie könnte ich mitwirken, daß dies ſelbſt dem wirklichen Feinde geſchähe, dieſe Menſchen ſind nur politiſch die meinigen, ſonſt empfinde ich hohe Ehrfurcht vor dem ſtattlichen Greis, und Lieutenant Wielinski rettete mein Leben. Nein, nein, dieſer Entſchluß ſoll mir ewig fremd bleiben!

Dem ungeachtet überlegte er noch, wie ein Eheband mit Julien, die nächſte Gelegenheit geben könne, jene politiſche Irrthümer zu heilen. Und dies erſchien ihm ein Verdienſt von wichtigem Belang, denn er war in Patriotismus und Liebe zu fanatiſch, um einzuſehn, daß das Intereſſe eines Mädchens, möchte es auch noch ſo liebenswürdig ſein, nichts auf die Waage der Macht Oeſterreichs lege.

Viertes Kapitel.

Nähere Kunde über Herrn von Jazy.

Er endete damit, zum Erſtenmale ein Geſchick tief zu betrauern, das ihm keine Reichthümer gab. Denn ſie zu Juliens Füßen zu legen, ſie auf ihren ganzen Prozeß verzichten zu laſſen, und dennoch den Ihrigen alles zu erſetzen, dies erſchien ihm nun das ſüßeſte Glück, welches im Gebiet des Lebens für ihn möglich wäre.

Wie ſollte er aber daran denken! Nicht nur beſaß er, außer einer nicht beträchtlichen Zubuße am Dienſtgehalt, welche ihm ein Graf Banaly in Siebenbürgen anwies, kein Vermögen, ſondern auch über ſeine Herkunft ſchwebte ein räthſelhaftes Dunkel.

Man hatte ihn ſeit dem vierten Jahre in einem Piariſtenkloſter erzogen, wo er übrigens gut gehalten, und in einigen Elementarkenntniſſen gründlich unterrichtet ward. Früh erkundigte er ſich dort, aus kindlicher Unwiſſenheit, nicht nach Vater oder Mutter, wenn es ſpäterhin, indem die Reden und Beziehungen der Schulkameraden ihn darauf führten, geſchah, hieß die Antwort: ſeine beiden Eltern wären nicht mehr am Leben. Einſt ſagte der Prior, in den er lebhafter drang: Beruhige dich mein Sohn, forſche nicht um deine Geburt, ſorgt doch ein gütiger Wohlthäter für dich. Andere Geiſtliche im Kloſter waren indeſſen auch neugierig über dieſen Umſtand, und Jazy behorchte einſt ein heimliches Geſpräch, in welchem der Eine urtheilte: Da Jazy ſeinen Namen von einem dem Grafen Bannaly gehörigen Dorfe führe, möchte er vielleicht ein Fündling ſein, dem aber Zeichen einer adlichen Geburt beigelegt worden, vielleicht gar die Frucht einer verbotenen Liebe in des Grafen Geſchlecht. Der Knabe verſtand das alles damals nicht klar, doch immer trug er ſich mit einer traumähnlichen Erinnerung, von der fernſten dämmernden Gränze ſeiner Vorzeit her. Es ſchwebte ihm da wie in Nebeln eine eilige Reiſe vor, Pferdewiehern, Peitſchenknall, Toben, und dann wieder ein ſchönes lautweinendes Frauenzimmer. Er wußte nicht, wie er von dieſem Frauenzimmer gekommen ſei, glaubte aber, auch viel um ſie geweint zu haben, und trug ihre Züge bei dem Allen ſo lebhaft im Gedächtniß, daß er, wenn er hätte fertig malen können, ſie, ohne irgend etwas Hauptſächliches daran zu vergeſſen, würde dargeſtellt haben. So vollkommen hatte ſich der Geſammt-Eindruck ihrer Geſtalt erhalten.

In frühen Zeiten, wenn ihm dieſe Erinnerung beigefallen war, hatte er ſie mit einem Traumgeſicht verwechſelt, doch in der Folge ließ ihn reiferes Nachdenken vermuthen, dieſe ſchimmernden Bilder hingen mit ſeinem Urſprung zuſammen. Daher friſchte er ſie fleißig auf, und mochte es am Ende nur Andenken des Andenkens bleiben, es ging nichts weiter davon verloren.

Als er aus dem Kloſter nach der militäriſchen Erziehungsanſtalt zu Weneriſch-Neuſtadt gebracht werden ſollte, mußte er zuvor eine Reiſe zum Grafen Bannaly in Siebenbürgen thun. Dieſer nahm ihn leutſelig, wiewohl finſter auf, entließ ihn nach einigen Tagen, doch mit den Nothwendigkeiten hinreichend beſchenkt.

Nachdem die Erziehungsjahre im Kadettenhauſe entflohen waren, folgte auf des Grafen Bannaly Verlangen, eine neue Reiſe zu ihm. Der Alte bezeigte ſich diesmal vergnügter mit Jazys Fortſchritten in mancher Wiſſenſchaft und ſeinem kecken Reiten, da einige der in Siebenbürgen üblichen Bärenjagden veranſtaltet wurden. Es ſchien diesmal, als hätte der Jüngling des Grafen Zuneigung beſonders gewonnen, wie er es mit einer Frage bei ihm verdarb. Jazy äußerte ihm nämlich, wie die Umſtände vermuthen ließen, dem Grafen ſei ſeine Herkunft kein Geheimniß, und drang mit artigen, doch etwas ungeſtümen Bitten in ihn, um Aufklärung. Von dem Augenblicke an ward Jener finſtrer und karglauter als je, machte, daß Jazy bald in einem Regimente Anſtellung fand, und ſchränkte alle weitere Theilnahme für ihn, auf zwanzig Gulden ein, die er ihm jeden Monat auszahlen ließ.

Jazy hatte über dieſen Gegenſtand anfänglich mit Schwermuth nachgedacht. Es war ihm ganz unmöglich, ein Licht in dieſem Dunkel zu finden. Hätte er auf die Vermuthung kommen wollen, er ſei ein heimlicher Sohn des Grafen, ſo widerſprach da zum Theil die wenige Zärtlichkeit des Mannes, zum Theil ſein bereits ſehr hohes Alter, in welchem er übrigens ſich oft beklagte, kinderlos zu ſein. Wozu hätte der Graf, in ſeiner ſo unabhängigen Lage, ihn verläugnen ſollen? Immer dennoch blieb es merkwürdig, daß er ihn den Namen nach einem ſeiner Güter führen ließ. Endlich gelangte aber Jazy im Kreiſe jugendlicher Kameraden dahin, alle Unruhe über ſeine Geburt zu verbannen; genug, ſagte er zu ſich, daß ich verhanden bin, wie, ſei mir einerlei.

Jetzt aber, einer heftigen Liebe hingegeben, dachte er nur zu oft und zu ängſtlich wieder an ſeine zweifelhafte Herkunft.

Groß aber war ſein Erſtaunen, als ihm bei ſeiner jetzigen Anweſenheit zu Lemberg, ein Eilbote aus der Garniſon nachgeſprengt kam. Er brachte ein Schreiben vom Haushofmeiſter des Grafen, welches die Nachricht enthielt: ſein Herr läge am Todtbette, und verlange aufs Schleunigſte, Herrn von Jazy bei ſich zu ſehn.

Dieſer konnte nicht umhin zu gehorchen. Die Erlaubniß vom Regimente, von Lemberg aus gleich nach Siebenbürgen zu gehn, war vom Grafen erbeten worden, und lag bei. Jazy empfahl ſich Fräulein Wielinska alſo mit großer Wärme, verhieß, ſie bei ſeiner Rückkunft ſogleich wieder zu ſehen, und flog auf Kourierpferden davon.

Fünftes Kapitel.

Graf Bannalys Tod und ſeine Folgen.

Daß Julie, bei der Ankündigung ſeiner ſchnellen Reiſe mühevoll einen Schrecken verborgen, im letzten Augenblick eine tiefe Rührung nicht zurückgehalten hatte, half ihm den Schmerz der Trennung wacker tragen. Demungeachtet lehrte ihn die Entfernung erſt, wie mächtig die Liebe in ihm gebot. Er wollte anfangen, darüber zu vernünfteln, ſich vorſtellen, daß in ſeinen Jahren, ſeinem Stande, ſeiner Lage, durchaus unrathſam ſei, an eine ernſte Neigung zu denken, doch eine ganze Rhetorik der Art, war verſtummt, ſobald ein erinnernder Gedanke ihr letztes Lächeln wiederholte. Schnell gab er dann allem Urtheil den Abſchied, den Entzückungen eines lieblichen Wahnes nachzuhängen. Meiſtens endete er aber mit der herben Klage: daß ihm ſein Geſchick keine Reichthümer zugewendet hätte. Der Grund dieſer Klage bewegte ſein Gemüth ſo tief, daß ſogar dem männlichen Auge Thränen entſanken.

Bisweilen zeigt das Glück wohl ſeine freundliche Launen, ſendet einem Unbegüterten nie gehoffte Schätze. Es ſteht aber in den meiſten Fällen gar ſehr dahin, ob dann das Glück auch wahrhaft beglückt. Mancher Erbe im greiſen Haar empfängt mit dem glänzenden Vermögen, ſtatt Freuden, nur die Angſt es zu verlieren und verliert, ein leidenſchaftlicher Harpagon, die ſonſt genoſſene Achtung. Mancher Günſtling des Zufalls iſt ſo an Verſtand und Gefühl beſchränkt, daß das Gold unter ſeinen Händen ſtirbt, denn die Kunſt das Leben durch ſeine Macht zu verſchönen, bleibt ſeinem Beſitzer fremd. Ein Anderer gewinnt mit dem reichen Haabe die Neigung, ſchädlich, unnütz, geſchmacklos zu verſchwenden. Sie bringt ihm nur zerſtörte Geſundheit, Reue, und ein nach dem Ueberfluß peinigender empfundenes Darben zu Wege. Nur der iſt zu preiſen, der ein empfangenes Glück hohen Genüſſen zu widmen vermag, Keiner mehr als der Liebende, deſſen Hoffnungen zeither Mangel vernichtete, und der nun plötzlich die Bahn geöffnet ſieht, auf der es möglich wird, ſeine Wünſche beſeligend zu umfangen.

Als Jazy auf dem Schloſſe des Grafen Bannaly ankam, warteten Diener im Vorhofe und bezeugten eine auffallend vergrößerte Ehrerbietung. Der Wagen hielt vor dem mit Stroh beſtreuten Eingang, gebückt beſchäftigte ſich der Haushofmeiſter den Offizier herauszuheben und flüſterte ihm im Hausflur zu: Herr Baron, der letzte Wille iſt gemacht, irr ich nicht, begrüßen wir ſie unſern neuen Herrn. Jazy erſtaunte, dachte aber kaum über die Worte nach, eilte zu ſeinem Wohlthäter zu kommen, der wie Jener auch ſagte, ſchon in den letzten Zügen lag.

Tief ward er von dem ſchauderhaften Anblick der bereits halbgebrochenen Augen getroffen. Eine unnennbar feierliche Empfindung kam über ihn, da er des Sterbenden Antlitz, das ſonſt voll Fremdheit geweſen war, ihm auf eine Weiſe zulächeln ſah, in der ſich ſo viel Inniges, Nahes, die engſte Theilnahme ausſprach. Stumm, voll unbegriffener Rührung, kniete er am Bette nieder. Der Alte ſammelte die letzte Kraft zu einem dankenden Gebet, daß der heiſſe Wunſch erfüllt ſei, den Jüngling noch zu erblicken. Dann legte er die matte Hand ſegnend auf Jazys Haupt. Eine Pauſe folgte. Jener mußte ſich erholen, Jazy weinte laut, ſeine Wehmuth verbannte anfangs alle Neugier, die Räthſel um ſich gelöſt zu ſehn. Dann nahm der Graf mit ſchwacher Stimme das Wort: Ich habe dich fern von mir gehalten — Karl — nicht hätte es ſollen geſchehn — doch mein Haß, mein Haß gegen die Polen, — iſt er nicht gerecht? Mein Bruder, o mein Bruder — — doch ich ſeh ihn nun wieder — —

Jazy begriff dieſe Worte nicht, ſtarrte den Greis ſprachlos an.

Dieſer fuhr fort:

Ich mache wieder gut — ſei bis auf einige Legate für treue Diener — Erbe meines geſammten Vermögens —

Jazy unterbrach ihn: Herr Graf, ſterben ſie nicht! O ihr Leben gilt mir mehr! Wie aber iſt es möglich, woher dieſe hohe Großmuth?

„Pflicht — Pflicht —“

O dann werden ſie mir auch ein Geheimniß enthüllen, das mich quält, ſeitdem ich denke. Graf, ich beſchwöre ſie, wer bin ich? Wie verhält es ſich mit meiner Geburt?

Der Greis mühte ſich zu ſprechen, die Kraft verſagte ihm.

Jazy erhob die Stimme: Sollte wohl, o mein theurer Wohlthäter, ſollte wohl eine Ahnung, die ſich bisweilen ſüß mir aufdrängte — —

Mit einem großen Blick ſah ihn der Sterbende an.

Sollt ich — ſollt ich — ihr Sohn ſein?

Er ſank wieder bei den Worten am Bette hin. Der Graf legte die zitternde Hand auf ſein Haupt, und ſprach mit einer immer mehr verhallenden Stimme:

Nein — nein — das biſt du nicht. — Nie kränkt ich mein Weib — das ich vor ſechzehn Jahren begrub, durch Untreue — nein — doch nahe — nahe meinem Herzen — ach, wenn ich dich fern hielt — es war mein Haß gegen die Polen — —

Erſchöpfung an Kraft ließ ihn einige Minuten ſchweigen. Er wollte dann fortfahren, ſtrengte ſich mühevoll, doch umſonſt an, endlich vernahm Jazy die leiſen Worte:

In einem Kloſter bei Talavera — in Spanien — findeſt du deine Mutter —

Es folgten noch einige, doch durchaus nicht mehr hörbare Worte. Dann kam ein erſtarrender Krampf über den Grafen, der nach wenigen Minuten ſeinem Leben ein Ende machte.

Jazy hatte den Tod auf dem Schlachtfelde walten ſehn, vom Schlachtgetöſe betäubt, doch noch nie am ſtillen Krankenlager. Nimmer ſah er auch jemand erblaſſen, an den ihn zärtlichere

Gefühle banden — kannte er doch nicht Vater, Mutter, oder Geſchwiſter — hier aber ſtarb ein Greis vor ſeinem Anblick, der zeither ſein einiger Wohlthäter geweſen war, ihm Fülle der Liebe in ſeinem letzten Willen bewies, und eine ähnliche Empfindung in des Jünglings Bruſt hervorrief. Mit Ungeſtüm warf ſich dieſer über den Todten, keinem Gedanken an Eigennutz Raum gebend, nur fürchterlich ergriffen von dem Schmerz, den entſeelt zu ſehn, den er kurz zuvor erſt heiß lieben lernte.

Man mußte ihn gewaltſam entfernen, nach einem anderen Zimmer bringen, der anweſende Arzt traf ſogar einige Vorkehrungen der Heilkunde.

Am anderen Tage erſt konnte er Beſonnenheit ſammeln, doch nun quälte ihn auch das Andenken der letzten ſeltſamen Worte des Grafen um ſo mehr. Er jammerte, nicht noch den Aufſchluß eines Geheimniſſes vernommen zu haben, das an der ſterbenden Lippe hing, und ihn ſo nahe berührte. Ich bin des Grafen Bannaly Sohn nicht, rief er, und dennoch ernannte er mich zum Erben. Bei Talavera in

Spanien ſoll ich meine Mutter finden? O Gott, wann werden die Zeitumſtände mir geſtatten, dahin zu eilen, und wie heißt das Kloſter? Nach welchem Namen ſoll ich fragen?

Er rief den Haushofmeiſter, nahm ihn bei Seite, forſchte dringend, ob er nicht mehr zu ſagen wiſſe, ihm nimmer von Familienheimlichkeiten des Grafen etwas zu Ohr gekommen ſei, beſchwur ihn, alles ohne Rückhalt zu nennen.

Der Mann erwiederte: Gnädiger Herr, ſeit den funfzehn Jahren, wo ich dem ſeligen Grafen diente, war nimmer die Rede von dergleichen.

Jazy rief: Haß gegen die Polen — Haß — Haß, ſollte in dieſen Worten nicht eine Deutung zu ſuchen ſein?

Darüber weiß ich ſo viel, gab der Haushofmeiſter zu Antwort, daß der verſtorbene Graf einſt einen Bruder hatte. Dieſer ging im Jahre 1773 nach Gallizien, hatte Aufträge vom Hofe bei Uebernahme des Landes. Hier entzweite er ſich mit einem polniſchen Kavalier, bei Gelegenheit eines Streites über das Recht Oeſterreichs, ſich die neue Provinz zuzueignen. Man forderte einander, und Graf Bannaly fiel.

Ha, nahm der Offizier wieder ſinnend das Wort, vor ſechs und zwanzig Jahren? Schon vor ſo langer Zeit? Lange vor meiner Geburt? Und dieſer aus Bruderliebe auf die ganze Nazion geworfene Haß, in welcher Beziehung ſteht er zu dem Umſtande, daß ich immer fern von meinem Wohlthäter leben mußte? Nichts als peinigende Zweifel, ängſtliche quälende Dunkelheit. Alſo jener Bruder verlor das Leben um Partheigeiſt? Traurige feindliche Leidenſchaft! — Doch, hatte Graf Bannaly keine anderweitige Geſchwiſter?

„Nie! Das hörte ich aus ſeinem Munde, wenn er oft den Verluſt des Einzigen beklagte!"

Von Kindern hörte ich auch nicht. Ob er niemals deren beſaß?

„Gnädiger Herr! Seit ich ihm diente, ging kein Wort davon über ſeinen Mund. Auch ließ ſich darüber ſchwer etwas erfahren, er bewohnte nur ſeit dem Tode der Gemahlin dies Schloß, wogegen er ſonſt ſeinen Aufenthalt in Wien hatte. Die vorige Dienerſchaft war verabſchiedet. Bei Gelegenheit einer Reiſe auf den Gütern, hörte ich aber von einem alten Pachter: Der Graf habe einſt eine Tochter gehabt.“

Eine Tochter! Eine Tochter!

„Doch ein ihr zugeſtoßenes Unglück — der Mann wollte über den Gegenſtand nicht recht mit der Sprache heraus — ſei der Grund von des Vaters langjähriger trüber Laune, von dem Entſchluß, nicht wieder nach der Reſidenz zu gehn. Die Tochter, wollten Einige, ſei todt, andere behaupteten, ſie ſei am Leben.“

Wo iſt dieſer Pachter? Schaffen ſie ihn zu mir! Ich flehe —

„Seit einigen Jahren iſt er verſtorben.“

Jazy wüthete bei dieſer Nachricht, ſann, ſtrebte einen Faden durch dies Labyrinth hingeworfener dunkler Zeichen zu finden, und beſchloß heilig, um jeden Preis nach Spanien zu gehn.

Die Glückwünſche der Pfarrer, Beamten und Unterthanen von den Gütern, die ſich um ihn verſammelten, zerſtreuten, betäubten ſeinen Schmerz, ſein Hinbrüten über die geheimnißvollen Räthſel, die ſein Gemüth beſtürmten, in Etwas. Auch gab es ſo mancherlei anzuordnen.

Das Begräbniß ſeines Wohlthäters ließ er mit würdiger Pracht vollziehn, und faßte zugleich das Vorhaben, keine Koſten ſcheuend, bei einem Künſtler in Wien ihm ein glänzendes Monument zu beſtellen. Er hatte, mit Hülfe eines Curators, Rechnungen zu prüfen, ſich von dem Zuſtand der Güter zu unterrichten, Anſchläge neuer Verpachtungen zu vollziehn. Alles dies mußte eilig geſchehn, denn ſein Urlaub war kurz, und das Regiment ſah, als er abging, dem Befehle zum Aufbruch mit jedem Tage entgegen.

Der ſonſt arme Offizier war nun plötzlich in glänzende Umſtände verſetzt worden. Ueber Zwanzigtauſend Gulden reiner Einkünfte warfen die treflichen Güter ab. Einem Aufenthalt dort winkten noch die Vortheile, eines, in der angenehmſten Gegend liegenden, von reizenden Gärten umgebenen, Schloſſes. Die innere Einrichtung zeugte von Glanz und Fülle. Reiche Silbergeſchirre, koſtbarer Hausrath in den Zimmern, treffliche Pferde, ſchöne Wagen im Hofe. Baare Summen und Kapitalbriefe fanden ſich auch noch vor.

Der Erbe war gleichwohl zu durchdrungen von Kummer und Zweifel, als daß die Freude über ſein Glück hätte Raum gewinnen können.

Edle Gemüther läßt ohnehin der innere Vorwurf nicht dazu kommen, die Wohlfahrt, welche ein Todesfall über ſie bringt, froh zu umfaſſen. Auch rief Jazy immer wieder: O daß der Graf noch lebte! Wie gern mißt' ich den eitlen Reichthum! Warum mußt ich, eben da ich den Wohlthäter innig lieben lernte, ihn verlieren! Ach, und nicht erfahren, wie nahe der Mann, den ich begrub, mir angehen mag.

Von vielen Seiten hörte er den Rath, ſeinen Abſchied zu fordern, ſich ſelbſt auf den Gütern zu leben. Die Zuträglichkeit ſeiner Gegenwart dort, ward aus manchem Grunde erwieſen. Wie, rief er, jetzt da ein Krieg droht? Nimmermehr!

Sechstes Kapitel.

Jazys Entſchlüſſe.

Unſer Freund eilte, ſo bald es nur anging, von dannen. Ihm ward freier, als das Schloß hinter ihm lag; das Todtenbett, das brechende Auge, das Hinſcheiden, ſtanden nicht mehr ſo oft vor ſeiner Einbildungskraft, da er ſich von der erinnernden Umgebung entfernte. Das Andenken des Grafen Bannaly lebte milder, freundlicher in ihm, er dachte ſich den edlen Wohlthäter mehr, wie er ihn einſt, den noch ſtattlichen Mann, ſah. Die immer wechſelnden Anſichten auf einer Reiſe, noch mehr, wenn ſie, wie dieſe, ſchnell vollzogen wird, lindern ohnehin manchen Kummer, legen wenigſtens die erſte Hand an der inneren Wunden Heilung.

Zeither konnte der Jüngling nicht an die Geliebte denken. Stand ihr Bild — einem Blitze gleich, der durch tiefe Nacht ſtrahlt — vor ihm auf, enteilte es ſchnell wieder, verdrängt von einer warnenden Stimme des Zartgefühls. Den Tempel ſeiner Glückſeligkeit an einem Grabe zu bauen, dies widerſprach ihm, ſchauderte ihn an, die Zeit mußte erſt Ruhe und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, in Jäzys Gemüth zurückführen. Bei Alledem — lag nicht viel Zeit vor ihm. Alles drängte jetzt, der Augenblick machte ſich gültig — man hätte ſagen können: die Umſtände mahnten die Zeit an, diesmal ſchneller zu vollbringen, woran ſie ſonſt zaudernd baue.

Ganz ſo war es demohngeachtet nicht. Das

Herz half ſich mit einer gewiſſen Schlauheit, die Wünſche der Liebe zu rechtfertigen. Allerdings, wenn ſich der Emporkömmling zum Glücke nun ſagen konnte: Jetzt kann, darf ich kühn vor Julien treten, ihr mit meiner Hand ein reiches Erbe anbieten, ſie ſieht dann die Wahrheit meiner innigen treuen Liebe — ſo trug dieſer Gedanke himmelvolle Entzückungen in ſich. Gleich aber wandte das ſtrafende Gewiſſen ein: Pfui, lachender Erbe — — und Jazy trauerte.

Je näher er jedoch an Lemberg kam — denn dorthin ging die Reiſe — je mehr gelang es, den rauhen Mentor zum Schweigen zu bringen. Denn das Herz ſprach kläglich: Zum Troſt in meinem Kummer, in den peinigenden Zweifeln über meine Geburt, ſandte mir das Schickſal die Liebe. Ohne ſie ging ich vielleicht in jenen unter, mit ihr kann ich gerettet werden, und es iſt Pflicht der Selbſterhaltung, daß ich mich rette, es unterſtützt den männlichen entſchloſſenen Kampf gegen meine Schmerzen, wenn ich liebe.

Nach einem ſolchen Argument kam es denn bald zu klaren Entſchlüſſen. Allerdings wollte er ſich Julien zu Füſſen werfen, Liebe verkünden, das reiche Erbe der Geliebten zum Opfer bringen. Einige Zeichen — für welche die erſte Liebe, wie bekannt, ſcharfe Blicke hat — ließen ihn Erhörung hoffen. Demnächſt ſollte alles angewandt werden, mit Julien auch ihr Geſchlecht an das Vaterland zu ketten. Der alte Wielinski nicht nur ſein Erbe nehmen, ſondern ihm noch die Wahl eines Gutes in Jazys Eigenthum bleiben, dort eines ſorgenfreien Alters Ruhe zu pflegen. Juliens Bruder, dem er für die Lebensrettung verpflichtet war, dem er folglich auch ſein Lebensglück dankte, ſollte das Recht einer Theilung der übrigen Haabe empfangen.

Alles das hoffte er, müſſe Fräulein Wielinska bewegen, um ſo mehr, wenn die Gegenneigung, womit er ſich ſchmeichelte, noch ihren lebendigen Antrieb auf die Waage legte. In dieſem Fall, glaubte er auch, könnten die Männer nicht widerſtreben. Sie würden die Tochter, die Schweſter nicht allein ziehen laſſen. Juliens Glück, das Glück, was ihnen ſelbſt winke, müſſe die politiſche Vorliebe beſiegen. Dann hatte aber unſer Freund dem Gegner ein wackres Geſchlecht entzogen und dem Staate gewonnen. Dieſe patriotiſche Handlung, bei welcher es ohnehin kein Säumen galt, dachte er, würden auch die Manen des Grafen Bannaly, der ebenfalls einſt ein warmer Anhänger des Hauſes Habsburg-Lothringen war, verſöhnen, wenn ſie etwa zürnten, daß ſchon wenige Wochen nach der Begräbnißfeier Jazy ſeine Vermählung einleitete.

Zudem ſollte dieſe nicht gleich erfolgen. Einmal fehlte ihm der Muth, ſo hohe Glückſeligkeit bald zu umfaſſen. Dann ließ ſich vorausſehn, Julie werde, auch im Fall ihrer Gegenliebe, auf des Vaters Einwilligung beſtehn, die weitläuftigen Aufſchub nöthig mache. Endlich legte der Krieg Hinderniſſe.

Die Zuſage von Juliens Hand, wünſchte er jetzt nur, und die Ausſicht auf dieſe Zuſage füllte ihn ſchon mit höherer Wonne als kaum ſein Herz trug. Würdig, glorreich ſchien es ihm, dann in dem Kamf zu gehn, und erſt, wenn ihn der Ruhm genannt habe — wozu er mehr Hoffnung als je in ſich fühlte, da Liebe jede Heldenkraft verdoppelt, und unter allem Ehrgeitz es der flammendſte iſt, die Tapferkeit von einer Geliebten preiſen zu hören — wenn nach glänzenden Siegen dem Vaterlande ein glücklicher Friede blühte, in dieſer Hand den Lohn der Ehr und Treue zu empfangen.

Julien wollte er einſtweilen einladen, nach ſeinem Schloſſe zu gehen, und ſie, wenn das Verhängniß ihn etwa am Bette der Ehre fallen ließ, zuvor durch einen letzten Willen zu ſeiner Erbin beſtellen.

Doch, wenn ihn im nahen Kriege die Parzen ſchonten, o dann leuchtete das göttliche Ziel im Hintergrunde, dann flog er mit ſeinen Trophäen zur Braut, ſtellte ihr nun anheim, über ſein folgendes Leben zu entſcheiden, ob er es unter den Waffen enden, oder ihr in jenen lachenden Beſitzungen widmen ſollte, dann wollte er, da auch, vermuthlich, dann in Spanien wieder die Ruhe wohnte, mit Julien nach Talavera eilen, die Mutter zu ſuchen, ihr, in einer Szene des Entzückens, ſich und die Gattin vorſtellen, und endlich den Schlüſſel zu dem großen Geheimniße ſeines Lebens finden.

Dies waren frohe, hochſinnige, erhebende

Träume, doch die Wirklichkeit zerriß, umwandelte ſie furchtbar.

Die Thürme von Lemberg winkten endlich in blauer Ferne, Jazy konnte die Zeit nicht abwarten, trieb den Poſtknecht unaufhörlich den Sprung ſeiner Pferde zu verdoppeln, wie es bei dem eigenen Pulsſchlag geſchah. Endlich war die Stadt ereilt und Juliens Gaſthof. Ihm war keine weitere Vorbereitung möglich, er ſtürmte gleich an das wohlbekannte Zimmer, pochte an. Es ward Innen nicht gerufen, die Thür fand ſich geſchloſſen. Mit bänger Ahnung eilte Jazy den Wirth zu fragen.

Fräulein Wielinska reiſte vor drei Tagen ab, klang die Antwort.

Wohin, wohin? erkundigte ſich unſer Freund beſtürzt.

Hierüber konnte er keine Auskunft erlangen, auch nicht einmal die Wahrſcheinlichkeit, ſie auf der Poſt zu finden. Mit einem gedungenen unbekannten Lohnkutſcher hatte ſich das Fräulein auf dem Weg gemacht, von Madame St. Val und dem alten Diener begleitet, der mit aus

Frankreich gekommen war. Entſetzliche Nachrichten für das liebende Gemüth!

Der Vorſprung dreier Tage, mit einem Lohnkutſcher, der die Pferde nicht wechſelte, war gleichwohl nicht von großem Belang. Es galt dabei nur mit Kourierpferden zu eilen, für einige Nächte den Schlaf zu entrathen. Leichte Mühe, ſüßes Opfer für den liebenden Jüngling, allein man mußte auch wiſſen, wohin die Reiſende ſich gewandt habe. Sie ſprach ja einſt, daß ſie vielleicht nach Wien gedenke. Sehr wahrſcheinlich, daß ſie dieſe Richtung genommen hat, ſagte ſich Jazy, nachdem er von ihrem Anwald erfuhr, kein günſtiger neuer Spruch habe für ihre Abſicht entſchieden. Dieſer Anwald ſetzte hinzu: er habe ihr ſelbſt wiederholend den Rath ertheilt, nach der Reſidenz zu gehn, ob ſie ſchon bei den immer lautern Kriegsgerüchten wenig Luſt dazu bewieſen habe.

Siebentes Kapitel.

Wien.

Jazy erfuhr auch in Lemberg, ſein Regiment habe während ſeiner Abweſenheit, den Befehl zum ſchnellen Aufbruch nach Oeſterreich empfangen, und befinde ſich ſeit einigen Tagen auf dem Marſch. Ihm, da er neulich den Urlaub nahm, war von Seiten des Oberſten angedeutet worden, ſich in einem ſolchen, leicht zu erwartenden Fall, gleich wieder einzufinden, oder, wenn das Regiment ſchon ausgerückt ſei, es ohne Verzug einzuholen. Dies mußte nun geſchehn, jede Reiſe nach einer anderen Gegend war eigentlich pflichtwidrig. Doch die auf der Richtung nach Wien, konnte beiden Abſichten gnügen. Er holte dann ſein Regiment noch vor dieſer Stadt ein, konnte vorgeben, eine Verrichtung, die ſich auf eine Erbſchaft bezöge, mache ſeine Gegenwart dort für einige Tage nöthig.

Kaum geſtattete er ſich, einige Nahrung zu nehmen, dann eilte er hinweg. Seine Garniſon durfte er nicht weiter berühren, er wußte, ſein Diener hatte ſich mit dem geringen Feldgeräth und den Pferden an das Regiment geſchloſſen, denn die Befehle dazu hinterließ er. Der gradeſte Weg ward genommen, die Reiſe Tag und Nacht fortgeſetzt, unter der peinlichſten Unruhe ſein Ziel zu verfehlen. Unweit Presburg traf er ſein Regiment. Die Kameraden wünſchten ihm freudig Glück, denn ſeine Erbſchaft hatte bereits verlautet und er zählte ſo viele Freunde als Mitbrüder. Deſto geneigter zum Glauben und willfähriger fand er auch ſeinen Oberſten, als er dieſem ſagte: er habe eine Familienangelegenheit in der Reſidenz zu ordnen und müſſe bitten, dorthin auf einige Tage beurlaubt zu werden. Das Regiment ging wenige Meilen an Wien vorüber, Jazy konnte ſich, jetzt vorauseilend, dann in der nächſten Kantonirung wieder einfinden.

Nach erlangter Bewilligung ſeines Anſuchens eilte er wieder fort. Auf der großen Landſtraße wurde fleißig nach zwei reiſenden Damen gefragt. Niemand wollte die Bezeichneten geſehn haben. Jazy hoffte, ſie hätten einen Nebenweg genommen.

Endlich zu Wien eingetroffen, zog er ſogleich auf dem Polizeiamte Erkundigungen ein. Man ging gefällig die Verzeichniſſe aller Ankömmlinge ſeit vielen Tagen durch, die Namen Wielinska und St. Val fanden ſich nicht. Jazy konnte die peinigende Unruhe keineswegeſ verbergen. Er fragte angelegentlich, ängſtlich, auf welchem Wege es wohl zu erfahren ſein werde, ob dieſe Damen aus Frankreich gekommen und vermuthlich dahin zurückkehrend, etwa Krakau oder Mähren berührt, und welche Richtung ſie weiter genommen hätten? Da müßte man dorthin ſchreiben, antwortete man, und maaß dabei den Offizier ein wenig, der bei einem nahen Kriege mit Frankreich, ſo heiße Theilnahme für Damen dorther zeigte.

Er rannte weg, ihm blieb noch der Troſt, Julie und ihre Begleiterin könnten für gut gefunden haben, fremde Namen anzunehmen, und gegen die Erwartung, welche der Anſchein gäbe, hier ſein. Da galt es alſo, die Gaſthöfe, die öffentlichen Vergnügungsörter zu durchſpähn, bei dem Landesgericht zu fragen, wo vielleicht jener Prozeß in höherer Inſtanz entſchieden werde.

Der Uhlanenlieutenant ſparte nicht Zeit nicht

Mühwaltung. Bis in die tiefe Nacht und an den folgenden Tagen vom frühſten Morgen an, eilte er umher und ſandte Lehnlakaien aus. An den Wirthstafeln, im Augarten, im Prater, im Apollonſaal, in den Schauſpielhäuſern, wurde vielfältig geforſcht, doch umſonſt. Eben ſo eitel endete auch das Bemühn bei jenem Tribunal. Keine Dame hatte dort eine Bitte eingereicht. Jazy machte dagegen zweideutiges Aufſehen mit ſeinem Drang die auswärtigen Frauenzimmer zu erkunden.

Wenn jedoch an einer Seite tiefe Bekümmerniß über ſeine Gefühle kam; gewannen dieſe dagegen eine reiche Nahrung, in den Aeußerungen des vaterländiſchen Sinnes, um dieſe Zeit in Wien überall laut und offenbar. Die letzten Eilboten, von Paris angelangt, hatten die ſparſamen Gerüchte, die etwa noch über eine mögliche Ausſöhnung umliefen, vollend zerſtreut, alles ſah dem nahen Ausbruche der Feindſeligkeiten entgegen, und Alles hatte dabei die Miene der Freude — oder nahm ſie an. — Alles athmete Krieg.

Die öffentliche Blätter und politiſche Flugſchriften ſtellten mit warmen Eifer die gerechte

Nothwendigkeit der Fehde dar, die Gunſt des Augenblicks, riefen zum Gemeingeiſt auf. Sie berichteten zugleich patriotiſche Handlungen, Bewunderung und nachahmenden Geiſt aufregend. Hier hatte ein Magnat ſich erboten, eine Zahl Bewaffneter zu rüſten, dort ein Wechsler Summen am Altar des Vaterlandes niedergelegt. Man nannte Jünglinge, die ſich ungefordert zum Kriegsdienſt ſtellten, Geſellſchaften die ſich vereinten, allerhand Bedürfniſſe den Heeren zu liefern. Flammende Kanzelvorträge trafen die Verſammlungen der Andacht und bewegten die Gemüther, der Heimath große Sache mit Religion zu umfaſſen. Dichter — am gelungenſten der edle Collin — ſtrebten, im Geſang den Flug tapferer Schwärmerei zu beſiedern. Im Schauſpiel nahm jubelnder Enthuſiasmus in Logen und Parterre jede vaterländiſche oder heroiſche Beziehung auf. Die Toaſts bei frohen Malen verkündeten einmüthigen Bürgerſinn. Plätze und Gaſſen wimmelten. Hier waren Arbeiter mit Kriegsnothwendigkeiten beſchäftigt, dort kam ein Rekrutenzug vom Thore herein, ein Wagentransport drängte ſich hinaus. Landwehrbattaillone folgten wohlgemuthet dem klingenden Spiel, ſich auf dem Glazis muſtern zu laſſen. Die neugierige Menge klopfte in die Hände, das ſchöne Geſchlecht winkte mit wehenden Tüchern Beifall. Ueberall veränderte Anſicht, und dennoch der nämliche beſeelende Wille, der gleich ausgeſprochene Geiſt.

Unſer Freund beobachtete jedoch auch folgenden gehäßigen Vorfall, konnte ſelbſt dem Antrieb, Theil zu nehmen, dabei nicht ganz widerſtehn. -

Er ſetzte ſich an eine Wirthstafel, das jugendliche Herz warm und froh erfüllt von patriotiſchen Empfindungen, denn er hatte eben — durch edle Vorbilder zur Nachahmung entflammt — eine Stafette nach Siebenbürgen geſchickt, und auf ſeinen Gütern die vollkommene Aufſtellung von zwölf Freiwilligen zu Pferde geboten, die er auch während des Krieges beſolden wollte. Dieſe That gab ihm eine Selbſtbilligung, die ſeinen liebenden Gram ziemlich zerſtreute, mindeſtens einen Eindruck durch den andern ſo bekämpfte, daß ein innres Gleichgewicht unſern Freund an der Unterhaltung offenen, unbefangenen, herzigen Antheil nehmen ließ.

Patriotiſmus und wieder Patriotiſmus gab dieſe Unterhaltung. Alles redete von den Bedrängniſſen der Franzoſen in Spanien, den neuen wichtigen Vortheilen welche die Engländer dort errungen hätten, dem Mangel an Truppen unter welchem das erſchöpfte Frankreich, von einer Macht, wie dermalen die öſterreichiſche ſei, angegriffen, erliegen müſſe, den Unterſtützungen, welche man von den Portugieſen, Neapolitanern, Lombarden, u. ſ. w. hoffen dürfe u. ſ. w. Wer irgend einen Grund, aus welchen Frankreichs naher Untergang zu folgern war, nannte, konnte ſicher ſein, ihn durch zwanzig andere, noch kräftiger und überzeugender lautend, beſtätigt zu hören. Dieſer Tauſch angenehmer Ideen, freundlicher Hoffnungen, erwärmte die Verſammlung, die Geſichter glühten, die Geſundheiten des Kaiſer Franz, des Erherzog Karl, des Heeres, der Landwehr, goſſen um ſo lebhafteren Frohſinn in jede Bruſt, als ſie auch die Gelegenheit darboten, dem feurigen Ungarwein emſiger zu huldigen.

Nur ein ältlicher Mann, ſchlicht gekleidet, ein Bürger nach dem Anſchein, ſaß ganz ſtill da-

und verzehrte ſein Mahl, ohne den lauten Jubel zu theilen. Dies bewog ſeinen Nachbar, einen jungen Kavalier, ihn zu fragen: ob er kein Oeſterreicher, kein Deutſcher ſei?

O ja, gab der Mann zur Antwort, ich bin zu Wien geboren.

„Und zeigen ſolche auffallende Kälte, wo Vaterlandes Wohl zur Sprache kömmt?"

Hm — ich denke halt, entgegnete der Bürger treuherzig, zum Jubeln wärs immer noch Zeit, wenn die Franzoſen geſchlagen ſind.

Eine elende engherzige Anmerkung. Soll man nicht Freude und Hoffnung theilen, den Muth beleben und ſteigern im Tauſch edler Hochgefühle? fragte Jener.

Aus ihrer Rede blickt Zweifel vor, fiel ein Offizier der Landwehre in blinkender Uniform ins Wort, und das iſt nichtswürdig.

Ein Student, von denen, die auch ein gewaffnet Korps bilden wollten, rief gelehrt: Die Römer ſetzten Todesſtrafe auf den Frevel, nicht an Vaterlandes Glück zu glauben.

Sagen ſie klar, rund, nett, was ſie meinen, fieng der Kavalier wieder an.

„Pah — pah! Laß mich der Herr zufrieden. Ich ſpeiß halt für mich, ſpeiß der Herr auch. Was geht mich all das Gered an?“

Es geht ſie nicht an? mengte auch Jazy ſich in die Unterredung, ſo ſtellen ſie ihre Denkart ziemlich blos, mein Herr.

Der Geſellſchaft iſt es nicht gleichgültig, einen kühlen Patrioten unter ſich zu ſehn, rief der Kavalier.

Kühl und ſchlecht, ſind Sinonimen, der Student.

So gings vor jedem Krieg mit dem Franzoſen, ſagte der Bürger, und wie liefs noch jedesmal ab?

Ins Exil, ins Exil ſandten die Griechen, was das Andenken eines Nationalunglücks erneute, ließ ſich der Student wüthend vernehmen.

Jazy legte ſich mehr Ruhe auf, ſagte mit billigerm Ton: dem guten Manne ziemt Belehrung, da ſie ihm fehlt. Wie können ſie die vorige Zeit mit der Gegenwart vergleichen, mein Herr? Erwägen ſie wie viele Truppen Oeſterreich jetzt auf den Beinen hat. Sehen ſie dieſe kernfeſten Grenadiere, dieſe trefflich berittene Reuterei, dieſe muthigen Ungarn und Kroaten.

„O daran hat es ſonſt auch nicht gefehlt.“

Aber, jetzt beſteht der Unterſchied, daß wir unſere Kriegskunſt, wie es die Zeit fordert, umwandelten, manches von dem, was unſern Feinden ſonſt Vortheile über uns gab, nachahmten.

„Manches? Nun warum denn nicht gleich alles? Sie werden halt in der Zeit auch nicht ſtill geſeſſen haben. Daß ſie's verſtehn, haben ſie doch gezeigt.“

Es iſt ein Franzoſenfreund, ſchrien die Andern vom Wein erhitzt.

Der Bürger nahm Taback und entgegnete ganz ruhig: Ich will den Herrn halt was ſagen. Sie, ſie ſind Franzoſenfreunde, wiſſens nur nicht.

Die ſchwere Injurie, welche Männer, die ſich als glühende Patrioten gaben, in dieſen Worten empfinden mußten, brachte ſie außer ſich. Der Kavalier hob einen Stuhl auf, der Landwehroffizier ergriff den Bürger an der Bruſt, ihn zum nahen Fenſter hinaus zu werfen, der Student zog den Säbel. Es ſchien um den Bürger gethan. Doch Jazy, obgleich ſo empört und erbittert wie die Uebrigen, wollte doch nicht zugeben, daß Drei, einen wehrloſen alten Mann mißhandelten, er riß ihn weg, trat vor ihm, und mahnte Jene zur Ruhe an. Man blickte mit großen Augen auf Jazy, wollte aufs Neue eindringen. Er ſoll ſich zuvor näher erklären, ſagte dieſer, und dann übergeben wir ihn der Obrigkeit.

Wohlan, Herr, was unterſtand er ſich zu ſagen? Widerruf! Abbitte! Zur Stelle!

Der Bürger entgegnete: Was ich geſagt habe, iſt wahr. Die Franzoſen haben keine größeren Freunde im Lande als die Herren Großſprecher, ſie mögen nun ſein wer ſie wollen. Denn die bringen vor jedem Krieg im Lande aus, ſie hätten nur noch Kinder, wären alle unzufrieden, es wär aus mit ihnen. Derweile können ſie halt ihr Pfeifel beſſer drehn, und wir kommen überall zu ſpät.

Laßt den Kerl laufen, rief Jazy, es meint es ſo übel nicht, es iſt nur Dummheit! Fort, fort! Er ſchob ihn zur Thür hinaus und hielt die Uebrigen ab, ihn zu verfolgen. Dieſe bezeigten ſich aber ſehr unzufrieden mit dem Uhlanenlieutenant.

Was wollen ſie, meine Herren, verſetzte dieſer, der Menſch hat allerdings Unrecht, ſich in dieſer Manier auszulaſſen, doch können wir ja ſeine Beſorgniſſe nicht beſſer widerlegen, als wenn jeder auch handelt wie er ſpricht. Laſſen wir das!

Er mied die Geſellſchaft. Unterweges dachte er doch hin und her über des Bürgers Zweifel. Schon oft, ſagte er ſich, betrogen uns unſre kühnen Hoffnungen, wir haben wahrlich Urſache, auf unſerer Hut zu ſein, unſere Kriegskonſequenz eben ſo anzuſpannen als unſere Tapferkeit.

Die Ausſicht, Fräulein Wielnska zu finden, war übrigens nun dahin. Ohne allen Zweifel hatte ſie den Weg grade nach Frankreich genommen und es gieng auf keine Weiſe an, ihr zu folgen. Er entſchloß ſich alſo zu einem Briefe an ſie, den er in einem Umſchlag an Madame St. Val nach Straßburg ſenden, und wegen der in Baiern und Schwaben zu vermuthenden nahen Störung des Poſtenlaufs, über Prag, Caſſel und Frankfurt am Main gehn, laſſen, auch der Aufſchrift die Bemerkung anhängen wollte, der Brief möchte, falls Madame

St. Val ſich noch nicht wieder in Straßburg befände, bis zu ihrer Heimkunft liegen bleiben.

Er fertigte nun dieſen Brief, erklärte Julien darin ſeine Liebe in Ausdrücken der wärmſten edelmüthigſten Zärtlichkeit, meldete ihr den Umſtand ſeiner Erbſchaft und beſchwur ſie, nach Siebenbürgen auf ſeine Güter zu kommen. Da er bedacht hatte, es könne über ihren Vater und ihren Bruder große Nachtheile verhängen, wenn dieſer Brief etwa auf franzöſiſchen Poſten geöffnet, und eine Einladung für ſie, nach Oeſterreich zu kommen, darin gefunden würde, ſo hielt er rathſam, davon zu ſchweigen, meinend, Juliens guter Verſtand, und die Erinnerung an ſeine Geſpräche, würden ſie von ſelbſt darauf führen, ihr Geſchlecht mit zu bringen. Wer weiß, ſagte er ſich, ob ſie es nicht ſchon, der eigenen Forderung willen, beabſichtigt.

Doch ſchlimm, daß nun ein ſolcher Brief, vielleicht im Vaterlande geöffnet, auf ihn ein zweideutig Licht werfen konnte. Wir wiſſen nicht, ob es geſchehen ſei, nur fiel es ſicher auf, wenn gerade jetzt, wo man täglich dem Anfang der Feindſeligkeiten entgegen ſah, ein Offizier nach

Straßburg korreſpondirte. Und Jazy lieferte unbefangen ſeinen Brief ſelbſt zur Poſt. Die Familie Wielinski ſtand vermuthlich nicht gut verzeichnet. Irgend ein Zuſammenhang mit ihr, konnte einen Oeſterreicher ſchwerlich gut empfehlen. Denn von Liebe iſt die Politik wenig geneigt, Notiz zu nehmen, wohl eher zu den Verdacht, Liebe diene andern Planen zum Deckmantel. Jazy hatte ſo manches in Wien, bei ſeinen Nachforſchungen um die Farnzöſinnen gethan, was Gelegenheit geben konnte, ihn genauer zu beobachten. Geſchah das, empfing auch wohl ſein Vertreten jenes Bürgers an der Wirthstafel, ſogar eine üble Deutung.

Manche Zeitumſtände haben es da und dort auferlegt, eine geheime Polizei in Thätigkeit zu bringen. Nur traurig, daß dieſe, ihrer ganzen Natur nach, öfter nach dem Schein als nach der Wahrheit urtheilt, daß auch ihre Agenten, ſich durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen zu empfehlen, mit ſtarken Farben auftragen, und nicht ſelten die Weitläuftigkeit, auch das, mit genauen Unterſuchungen verbundenen, Aufſehen geſcheut wird. So kann denn oft der redliche Patriot in das ſchwarze Regiſter eingetragen und wo nicht unmittelbar geſtraft, doch ſein Gedeihen zerſtört werden. Und er weiß nicht warum, kann das Geheimniß nicht durchdringen und ſeine Unſchuld offenbaren. Genug, wir werden ſehn, wie ſpäterhin Unfälle über unſern Freund kamen, gegen welche die vollkommene Reinheit ſeiner Geſinnungen ihn nicht ſchirmte, und die aller Wahrſcheinlichkeit nach, an einem dunkeln nur zu ungerechten Verdacht hingen.

Achtes Kapitel.

Wien.

Jazy erkundigte ſich auch zu Wien nach alten Bekannten des Grafen Bannaly, aus jener Zeit, wo der Verſtorbene noch hier lebte. Es war ſchwierig dergleichen zu finden, ſie hatten ſich entweder entfernt oder lebten nicht mehr. Doch gelang ihm zu erfahren, wie von der Familie ſeiner Gemahlin, ſchon zu der Zeit, da Oeſterreich noch mit Spanien zuſammenhing, ſich ein Zweig nach dem letzteren Lande gewandt habe, und vor vielen Jahren weitläuftige Verwandte dorther in Wien beim Grafen zum Beſuch eingetroffen geweſen. Was er hieraus weiter folgern wollte, ſtand bei ihm. Es blieb aber das alte undurchdringliche Dunkel vor ſeiner Geburt, doch der Vorſatz es einſt aufzuhellen, ward nur lebendiger in ihm.

Die Zeit, Wien zu verlaſſen, war da. Er mußte zum Regiment. Eben als er die Pferde beſtellen wollte, begegnete ihm jener Student auf der Gaſſe, den er an der Wirthstafel geſehen, und der ihn durch jugendliche Lebhaftigkeit und an den Tag gelegte Kenntniſſe, für ſich eingenommen hatte.

Sie ſcheinen verdrießlich, redete ihn unſer Freund an.

Sollt' ichs nicht ſein? entgegnete der junge Menſch. Es ſind unſrer Zwanzig, die als Volontairs beim Heere dienen wollen, wir haben uns bewaffnet, und nun lehnt man unſern Antrag ab. Wir ſollen bei den Wiſſenſchaften dem Vaterlande nützen, zum Teufel, das können wir hernach, jetzt wollen wir ihm mit unſerm Armen beiſtehen. Wenn doch jemand ein Freiwilligenkorps errichtete, daß wir dabei Dienſte fänden, aber zu

Pferde, dazu fühlen wir alle Neigung, und nicht mit den Landwehren auf der Gränze, vorn beim Heer, an der Spitze der Gefahr.

Jazy ward plötzlich von einem Einfall durchdrungen, der ſein Gemüth froh erwärmte. Wo ſind ihre Kameraden? fragte er.

„Alle nicht weit von hier in einem Weinhauſe, wo ſie den Unmuth zu vertrinken ſuchen. Eben will ich auch dahin.“

Ich folge, muß ſie ſehn.

Jazy nahm den Studenten unter den Arm, man eilte zu dem benannten Ort.

Hier ſaßen die Jünglinge, alle kräftig gewachſen, blühend in Fülle der Geſundheit, das Herz flammend, den Mund voll Klage und Verwünſchung, daß ihnen nicht vergönnt werden ſollte, in den Krieg zu ziehn.

Jazy blickte ſie mit Freude und Theilnahme an, ließ mehr Wein geben, trank mit ihnen. Dann rief er: Ich bin begütert, meine Herren, gleich erbötig ſie mit Pferden zu verſehn. Zwanzig Reuter werden ſchon auf meine Rechnung in Siebenbürgen ausgerüſtet, ſuchen wir noch hier Zehne zu werben, ſo iſt eine Kompagnie von funfzig Mann beiſammen. Dazu denke ich Hundert Mann zu Fuße zu ſammeln, mit dem Ganzen kann man ſchon als Partiſan auftreten. Wollen ſie mich zu ihrem Anführer?

Die Studenten jubelten ihm entgegen, tranken auf ſein Wohl, auf ihre künftigen Thaten unter ihm.

Jazy loderte eben ſo auf. Ein Korps Freiwilliger zu leiten, ſagte er, hieß ſchon lange mein Wunſch, die Gelegenheit winkt ihn in Erfüllung zu bringen. Nun bedarf es nichts weiter, als daß der Feldherr einwilligt. Mögen mir Funfzig, mögen Hunderttauſend Gulden darauf gehn, ja mein halbes Vermögen. Im Lande erhalte ich mein Korps aus eignen Mitteln, jenſeit der Gränze ſuchen wir Razionen à la Wallenſtein.

Er vergaß die Reiſe, blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht mit ſeinen Jünglingen beiſammen. Der Entwurf zur Organiſation des Partheigängerhaufens ward gemacht. Alles ſollte aus Jägern beſtehen, für die Reuter und Fußgänger treffliche Kugelbüchſen angeſchafft werden. Der bequemſte Anzug, die leichteſte Geräthſchaft.

Im Dienſt die ſtrengſte Unterordnung, ſonſt brüderliche Gleichheit. Die beßten Lehrbücher über den kleinen Krieg, von Grandmaiſon, Ewald, und Anderen wollte man bei ſich führen, ihre Grundſätze ſich ſelbſt und den zu werbenden Leuten fleißig einprägen.

Man zweifelte gar nicht, die zehn Reuter noch unter den Studenten zu finden, und wenn jeder von ihnen ſich die erforderliche Mühe gäbe, hoffte man auch, müßten die hundert Fußgänger bald beiſammen ſein. Denn es gab in Wien noch genug herrnloſe Bediente, Handwerkgeſellen oder Arbeiter, deren Geſchäft jetzt danieder lag, und die ſolchem Ruf freudig folgten. Es ward aber feſt beſchloſſen, nur junge, dauerhafte, unverheirathete Männer zu nehmen. Traten wir erſt mit Glück auf, ſagte Jazy, gelang es uns, das Korps in Ruf zu bringen, dann wird es ſich anwachſend vermehren, und vielleicht zählen wir einſt Tauſende in unſeren Reihen.

Wer war glückſeliger bei dieſen Planen als unſere Jünglinge. Die Toaſts, das Abſingen patriotiſcher Lieder, unterbrachen oft die Feſtſtellung ihrer Entwürfe, und endlich am Morgen, da Jazy eine artige Zeche zu tilgen hatte, rieth Erfahrung dem Wirth, den Taumelnden die Praktik eines guten Schlafes nach ihren Theorien zu empfehlen, wozu er in einem obern Saale ihnen auf einer langen Streu bettete. Nothwendigkeit ergriff das Anerbieten.

Gegen Mittag dämmerte einer nach dem andern auf. Der gereichte Thee und andere Mittel mußten die Beſonnenheit zurückrufen, und das hie und da empfundene Kopfweh fernen.

Das Feuer für die genommenen Entſchlüſſe war keinesweges erkaltet, nur fand man, wie mancher Widerſtand erſt hinwegzuräumen wäre, ehe die goldenen Träume in die Wirklichkeit niederſteigen könnten.

Beſonders überlegte Jazy, daß er weder zu Betreibung dieſer Angelegenheit nach Willkühr in der Hauptſtadt bleiben, noch die Erlaubniß dazu höhern Ortes nachſuchen könne. Denn, wie man auch eilte, wie günſtig auch das Verlangte ſich darbot, immer floh doch wohl ein Monat hin, und während dieſer Zeit konnte ſein

Regiment ſchon mit dem Feinde kämpfen. Dies konnte er nicht verſäumen.

Er beſchloß alſo, jenem Studenten von der Wirthstafel, einſtweilen alles zu übergeben, ihn mit Geld, Anweiſungen und Vollmachten zu verſehn. Kerning nannte er ſich, war, wenn ſchon voll Leichtſinn — der im Kriege auch ſeinen Preis gilt — verſtändig, thätig, eifrig, zeigte eine offne Seele und zartes Ehrgefühl, Jazy meinte ihm vertrauen zu dürfen.

Er theilte ihm ſein Vorhaben mit, händigte ihm eine nicht unbedeutende Summe ein, und ging zu einem Wechsler, durch Remiſſen von den Gütern ihm Kredit zu machen. Mit einem Büchſenſchmidt ward eilig ein Vertrag über die Gewehrlieferung abgeſchloſſen. Nach Siebenbürgen ging ein Brief, mit der Weiſung, jene Aufſtellung der Reuter ſo viel als möglich zu beſchleunigen, und ſie nach Wien an Herrn Kerning zu ſenden.

Als dies alles geordnet, und noch die Abrede mit Kerning getroffen war, ihm mit jeder Feldpoſt den Fortgang zu melden, eilte der Uhlanenlieutenant davon. Es war hohe Zeit.

Neuntes Kapitel.

Marſch an die Gränze.

Sein Regiment war bereits über Linz hinausgekommen, da Jazy es einholte. Der Oberſt empfing ihn bei ſeiner Meldung mit Verweiſen.

Der Lieutenant, theils um eine Entſchuldigung von Gewicht darzuthun, theils weil ihm die neuen Plane ſein Herz viel zu ſehr füllten um lange davon ſchweigen zu können, geſtand ohne Rückhalt die wahre Urſache der Säumniß ein.

Der Oberſt hörte ihn geduldig an, dann ſagte er aber ernſthaft: Ei, ei, Herr Unterlieutenant, und das alles für ihren Kopf? Ohne Anfrage?

„Ich meine, Herr Oberſt, die Behörden ſind jetzt doch mit Arbeiten überladen, ohne daß meine Briefe ſie ſtören. Die Bitte um Erlaubniß, ein Freiwilligenkorps anzuführen, dachte ich, könne folgen, wenn meine Anſtalten weit genug vorgerückt wären. In dieſem Augenblick würde mir, bis eine Antwort anlangte, zu viele Zeit entfliehn."

Der Staat hat leichte Truppen und Freiwilligen genug. Braucht er neue, wird er ſie zu finden wiſſen. Will er ſie zum Partiſan, wird ihnen der Befehl zukommen.

„Aber, ich möchte dem Vaterlande nicht nur mit meiner Perſon, auch mit meinem Vermögen dienen. Hier fände ſich zum letzteren die günſtige Gelegenheit.“

Sie ſind noch ſehr jung. Zu Anführern von Freiwilligen wählt man Offiziere von höherem Rang, von reiferer Erfahrung.

„Meine Jugend, Herr Oberſt, wird dem Geſchäft, welches ich mit Wunſch und Neigung umfaſſe, aus manchem Grunde zuträglich ſein. An die Stelle der Erfahrung ſetzte ich zeither Bücher, und denke in doppelter Thätigkeit ſchnell von der wirklichen, einzuſammeln.“

Gut, lobenswerth, aber doch vielleicht vergeblich. Solche Vergünſtigungen erlangt man nur empfohlen.

„Herr Oberſt — ich bekenne in dieſem Punkt auf ihre Gnade gezählt zu haben.

So mein junger Mann? Nun ich will dies nicht zuſagen, nicht ablehnen. Was ich verſprechen kann, iſt, ihnen beim Regimente, (ſo viel es angeht, ohne einem Andern Urſache zum klagen zu geben,) Gelegenheit zu Auszeichnungen zu bereiten. Erfolgt, was ich vorausſehe, dann kann ich ihren Hoffnungen willfahren und zugleich meine Empfehlung verantworten.

Hiermit mußte ſich Jazy zufrieden geben. Jeder Aufſchub peinigte ihn zwar, doch meinte er auch, da das Regiment, ſeiner ganzen Beſtimmung nach, immer bei den Avantgarden und Vorpoſten ſtehn werde, ſo könne auch gar leicht ſich fügen, was der Oberſt ihm ſelbſt wünſche. Uebrigens war ſein Selbſtvertrauen, wie wir ſchon bemerkten, ſeitdem Liebe in ihm herrſchte, hoch angewachſen.

Seine Kameraden, denen die Entwürfe auch mitgetheilt wurden, bezeigten ſich im Allgemeinen noch weniger zufrieden damit, als der Befehlshaber. Sie wollten ihn ungern aus ihrer Mitte verlieren. Einzelne von den Jüngeren aber kamen heimlich zu ihm, und baten: falls das Freikorps wirklich ſeiner Leitung vertraut würde, ſie mit dahin zu nehmen. Unter dieſen gefiel aber ein gewiſſer Wallfeld unſerm Jazy am meiſten.

Er

Er ſtand mit ihm bei derſelben Eskadron und war ſein inniger Freund. Zudem auf dem Thereſianum in Wien erzogen und voll guter Kenntniſſe.

Man fragte auch wohl: Wie aber, wenn ſie nicht erhalten, was ſie nachſuchen wollen. Wo bleiben dann ihre Geworbene?

So ſchenke ich ſie dem Kaiſer, antwortete Jazy. Er brauche ſie wo er will.

Der Marſch ging nun an die bairiſche Gränze, wo Truppen aller Art auf verſchiedenen Wegen anlangten und in die Kantonirungen verſammelt wurden. Das Uhlanenregiment kam in die äußerſten Dörfer. Seine vorgeſchobenen Wachtpoſten ſahen drüben die bairiſchen, konnten allenfalls mit ihnen reden.

Man empfing den Befehl, auf den erſten Wink ſich bereit zu halten, die Feindſeligkeiten anzufangen, der Soldat harrete ihm mit brennender Ungeduld entgegen.

Es iſt in öffentlichen Blättern viel von der glücklichen muthigen Stimmung geredet worden, welche damals die öſterreichiſchen Heere auszeichnete. Dieſe wird nun freilich wohl allenthalben beim Anfang eines Feldzuges kund, am meiſten bei jungen der Gefahr noch nicht kundigen, durch Veränderung und Bewegung erheiterten, in frohen Hoffnungen trunkenen Kriegern, doch diesmal war in der That von Oben her noch viel geſchehen, den muthigen kräftigen Sinn zu beleben. Manifeſte und Proklamationen, wie bei den Franzoſen, ſollten dahin wirken, und es gelang auch zum Theil.

Zum Theil — denn hätte ein Ganzes daraus werden ſollen, mußten die Klarheit, die Energie, die eindringende Sprache daran, ihre Vorbilder erreichen, und auf der anderen Seite auch die Empfänglichkeit für ſchöne Redekunſt, wie bei dem Gegner vorhanden ſein. Zwei ſehr wichtige Bedingungen. Und dann frommte auch das Erreichen nicht genug, man mußte übertreffen. Noch ſchwieriger, da Köpfe, die dergleichen wohl zu beurtheilen fähig ſind, geſagt haben; Die glänzendſte Proſe dieſer Zeit ſei in Napoleons Zuſchriften an ſein Heer zu finden.

Einige haben auch geſagt: Es ſei unmöglich, die Franzoſen an Redekunſt zu übertreffen, denn nur von wohlbegründeter klaren Politik gehe die eindringende Gnade aus. Wenn aber auch nicht Jeder, dem in Hinſicht der neuen Ereigniſſe und Lagen beitreten ſollte; ſo dürfte es doch ſchwerlich eine ächte Politik geweſen ſein, nach welcher der Krieg im Jahre 1792 angefangen wurde

Doch das folgenſchwere Uebel jenes Mißgriffes iſt geſchehn, auch die Politik ſpäterer Zeiten ſäumte es wieder gut zu machen, was blieb da zuletzt noch übrig, um dem an Kraftgefühl immer mehr anwachſenden Frankreich dergeſtalt Widerſtand zu leiſten, daß Deutſchland ſeine Unabhängigkeit rettete?

Drei Dinge: die Betrachtung Deutſchlands, in Beziehung auf Frankreich, als einen heilig geehrten, nie getrennten Föderalismus. — Genievolle Entwicklung der Streitkräfte. — Ergreifen des Augenblicks.

Was in Hinſicht ihrer geſchehn, liegt eines Jeden Beurtheilung vor.

Auf den Punkt, wohin Oeſterreich im Jahr 1809 gekommen war, handelte es ohne Zweifel ſehr energiſch in ſeinen Rüſtungen, und die Art, in welcher die Pflicht ſeiner Selbſterhaltung in ſeinem Manifeſte auseinandergeſetzt wird, kann allerdings wohl meiſterhaft genannt werden. Nur ſchlimm, daß es zugleich auch ein ſchweigendes Bekenntniß gefährlicher Säumungen ablegt, es doch nach ſeiner Auseinanderſetzung keine ſchonende Rückſichten von Frankreich erwarten zu können glaubt!

Genug, bei den öſterreichiſchen Heeren beſtand wenigſtens im Frühjahre 1809 eine höhere Meinung von eigner Kraft, und eine geringere, von der des Feindes, als je. Zu jener ſchienen die anſehnliche Vermehrung der Truppenzahl, und manche treffliche neue Anordnung, zu dieſer alle Sagen zu berechtigen, welche damals von dem Zuſtande des Feindes umliefen. Jazy hoffte, wie viele ſeiner Kameraden, es werde nur wenig Hinderniſſe bis zum Rhein geben, das Heer bald dieſen Strom überſchreiten. Julie iſt dann gewiß in Straßburg, dachte er, wohl ſüß romantiſch wäre es, wenn der Zufall mich bei der Einnahme dieſer Feſtung ſein ließe, ich etwas thun könnte, was die Geliebte ſchirmte, ihre Angſt fernte. Ein neues Recht auf dankbare Liebe.

Es floh eine Woche nach der andern hin, ohne daß der Befehl in Baiern einzudringen, angekommen wäre. Die Offiziere waren ſehr ungeduldig bei dieſer Zögerung, die erfahrneren unter ihnen theilten einander auch die Beſorgniß mit, man werde ſäumen, bis Napoleon Truppen genug zu einem nachdrücklichen Empfang geſammelt habe, ſtatt um einige Monate früher der Erfolg kaum hätte ausbleiben können. Jazys natürlicher Ungeſtüm litt indeſſen mehr von unbefriedigter Sehnſucht in den Kampf zu fliegen, als von irgend einer Bedenklichkeit. Was ihn einigermaßen tröſtete, war der Umſtand, daß während dieſer Zögerung, das Ausrüſten ſeiner Freiwilligen mehr vorrücken könne. Denn er empfing poſttäglich Briefe von Kerning, worin dieſer ihm erwünſchte Zeitungen meldete. Die zehn Reuter hatten ſich ſchnell gefunden, dreißig Pferde waren in Ungarn angekauft. Von den Fußgängern hatte man ſchon die Hälfte geſammelt, und übte ſie fleißig. Der Waffenlieferant konnte zwar nicht alles neu herbeiſchaffen, hatte aber Gelegenheit gefunden, gute Büchſen und

Säbel einzukaufen, und Kerning glaubte, um die Zeit wenn jene Mannſchaft aus Siebenbürgen anlangen könne, auch in Wien mit Allem zu Stande zu ſein.

So weit war dieſe Angelegenheit gediehen als endlich am neunten April, der Held Karl über den Inn zog.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Eröffnung des Feldzugs.

Die Oeſterreicher brachen mit mehreren Heerabtheilungen in Baiern ein. Einen eben ſo beſcheidenen als nachdruckvollen Brief ſchrieb der Generaliſſimus an den König des letztern Landes, auch in einen ſehr geiſtigen Stil war dieſer Brief abgefaßt. Er wurde bei der Armee bekannt.

Reſcripte von Oben her, die öffentlich mitgetheilt werden, verſehen den Soldaten, der meiſtens daran keinen Reichthum hat, mit Ideen, läutern ſeine Geſinnungen. Bei dem rohen Haufen glühte zeither viele Rachluſt gegen den Nachbar, der ſich vom deutſchen Reichskörper getrennt, die Waffen gegen das Haus Oeſterreich getragen hatte, er dachte ſie dem platten Lande ohne Schonung empfinden zu laſſen, und vernahm die Befehle, welche jede Ausſchweifung hart unterſagten, mit Verdruß. Doch des Erzherzogs Brief, einen unglücklichen Drang der Umſtände, der auf Baiern läge, edelmüthig berührend, veranlaßte den Krieger zur Beherzigung, und er fügte ſich williger in die ſtrenge Mannszucht. Die Bürger und Landleute hatten das Schrecklichſte von den Oeſterreichern gefürchtet, Karl wendete die Kriegsübel, ſo viel es immer thunlich war, ab.

Dagegen leitete man die Angriffe auf den Feind mit weiſerer Strategie als jemals, zeigte in den Gefechten mehr Tapferkeit als jemals. Alles dies konnte die Ausbeute der durchdachteren Theorien angeſehen werden, Theorien, die eine Reihe von Jahren früher, jenes Dikaſterium, Hofkriegsrath genannt, vielleicht verlacht hätte, die aber der kräftige Karl, einer Umgebung von Denkern Gehör leihend, in Ausübung brachte.

Ein Kriegsrath würde bei dem Allen hohen Nutzen gewähren können, wenn er — mindeſtens die Kammer, welche den Gang des Feldzugs zu leiten hätte — aus Theoretikern beſtände. Die gute Theorie muß ja immer entſprechen, und ſie gut zu geſtalten, müßte auch das reine Streben ſein, am ſicherſten erreichbar, wenn genievolle Männer dazu berufen würden. Wie viel hatte Frankreich einſt ſeinem Carnot zu danken. Doch die Praktiker wollen gemeinhin alles nach der Vorzeit modeln, ihnen ſoll heute gelten, was vor zwanzig Jahren galt, und ihre Logik heißt: dies gelang, alſo muß es gelingen.

Ein Kriegsplan, daheim, nach guter Theorie ausgearbeitet, iſt auch dem anerkannt größten Feldherrn hülfreich. Denn Einmal gehört zu einem ſolchen, daß die einzelnen Truppengattungen, für den Krieg, den man gegenwärtig zu vollziehen hat, und nicht für einen gegen verſtorbene Geſchlechter, angelehrt werden, ferner, daß man Vorbedacht auf jeden möglichen Unfall nimmt, und wenn Rückzüge nothwendig werden, das Heer deckende Gegenſtände und geſicherte Stellungen findet. Der Feldherr hat das alles, wenn er nicht Monarch iſt, zu wenig in ſeiner Gewalt, bei ſchlimmen Wendungen des Kampfes mangelt ihm, wenn auch nicht die Einſicht, die Zeit zu vielen Vorkehrungen.

Wie heilſam wäre ſo ein ſtrategiſcher Kriegsrath 1806 in Preuſſen geweſen, der Armee, während ſie nach Thüringen vorgedrungen wäre, Rückzüge bahnend. Ein zurückgebliebener Chef, wenn er Geiſtesgegenwart hatte, konnte vielleicht noch in der Mitte des Oktobers ſeine Stelle vertreten, und den Feind mindeſtens an der Elbe ſo lange aufhalten, bis die Korps Hohenlohe, Blücher, Bila, u ſ. w. die Oder erreichten, Stettin und Küſtrin verſtärkt waren.

Man könnte auch dem Feldherrn einen Senat zugeſellen, der aus Strategen mit alter Vorliebe und Bewanderung, Strategen mit neuer Vorliebe und Bewanderung, Geſchichtkundigen, Geographen und Statiſtikern beſtände. Er könnte, Senatuskonſult mit ihnen haltend, ſich bald unterrichten von dem was das Gedächtniß des Augenblicks ihm nicht treu bewahrt hätte, bald Einzelheiten erkunden, die nie darin aufgenommen worden, bald ſich erinnern, warnen, erwärmen, erkühlen, ohne daß jedoch dieſer Feldrath nur im mindeſten in das Recht ſeiner ausübenden Gewalt zu greifen hätte. Der unumſchränkte Wille, den hier die Natur der Sache fordert, blieb, als lebendige Enzyklopädie, allenfalls wo es Noth ſchiene, als wörtliche, doch nimmer thätige Oppoſition könnten Jene bedeutenden Nutzen ſtiften. Der eine Adjutant, gemeinhin zum Inſpiriren gebraucht, iſt nicht hinlänglich.

Doch zum Faden des Romans zurück. Es bedarf keiner weiteren Erzählung, wie unſer Jazy glühte, da die Trompete zum Erſtenmal auf feindlichen Boden tönte. Dies iſt dem jungen Soldaten immer ein feierlicher Augenblick, der erſte Tritt über die Gränze bringt das Herz in eine ſchwellende trunkene Bewegung. Bei den erſten Schüſſen, welche der dieſſeitige Vortrab mit den Rückzugsplänkern des Gegners wechſelt, wird ſie noch ungemein erhöht. Sie geben gewiſſermaaßen das Zeichen, den Vorhang wegzuziehen um das heroiſche Trauerſpiel beginnen zu laſſen.

Hiezu kam, daß unſer Uhlanenoffizier ſich bei der Avantgarde und zwar an der Spitze befand. Er genoß die Ehre, bei ſeinem Korps den erſten Kampf zu beſtehen. Und dieſer Kampf war glücklich. Es gelang ihm mehrere Einzelne gefangen zu nehmen, und zurückzuſenden. Der Feind wich auch allenthalben der Uebermacht; und wo er ſich vertheidigte, ſchlug man ihn in den folgenden Tagen zurück. Schöne Genugthuung, treffliche Vorzeichen, Anlaß die glorreichſten Hoffnungen zu ſchöpfen!

Man wollte gleich hernach ein Dorf nehmen, das ein Bataillon Baiern beſetzt hielt. Da vorauszuſehen war, dieſe Truppen möchten bald abziehen und man ſie nicht gern entkommen laſſen wollte, wurde ein Hinterhalt angeordnet. Jazy, ſein Freund Wallfeld und funfzig Uhlanen, mußten auf einem Umwege nach einer rückwärts vom Dorfe belegenen Waldung eilen, von welcher die Feinde zu hoffen ſchienen, ſie ſollte ihren Rückweg ſichern. Bis der Hinterhalt an ſeine Beſtimmung gelangt ſein konnte, ward der Angriff verſchoben, dann aber mit Nachdruck vollführt. Das Erwartete traf ein, die Baiern wichen zeitig in das Gehölz, die Abſicht, welche ſie im Dorfe aufgeſtellt hatte, war eine Deckung des ſchon weiter entfernten Nachtrabs ihrer Heerabtheilung geweſen.

Kriegskundig ließen ſie nun freilich erſt im Walde ſpähn, ehe ſie ſich hineinzogen, allein die Patrouille, welche den Auftrag dazu erhalten hatte, glaubte nicht, daß im Rücken ſich ſchon Oeſterreicher befänden, und ſtreifte unachtſam nur den großen Weg entlang, während ſich Jazy in der Tiefe des Gebüſches verborgen hatte.

Das Bataillon folgte nun, hinterwärts gedrängt. Doch nicht lange, ſo ſprengten die Uhlanen unter ihrem tapfern Anführer zu, dem Feinde ſeinem Pfad verrennend. Es gab ein hitzig Gefecht, die Baiern wurden aufgelöſt, zerſtreut, und ohne die, welche auf dem Platz geblieben waren, nahm Jazy deren gegen Hundert gefangen. Freude und Ruhm vergrößerte dabei noch, daß ein Major und mehrere andere Offiziere zu dieſer Zahl gehörten.

So wie Liebe die ſchaffende Kraft im Jüngling vielfach erhöht, mißt ſie ihm auch den inneren Lohn, für jedes Gelingen reicher zu. Der junge Künſtler, der ein trefflich Werk darſtellte, der junge Dichter, dem ſein Genius ein hohes Lied eingab, dachten bei ihren Ausarbeitungen mehr an die Geliebte, als an die Kritik, und das Lob der Meiſter wird ſie nimmer ſo freuen, als jenes, das von den ſchönen Lippen ſtrömt. Jazy, ſich bewußt, mit beſonnener Klugheit ſeine Verrichtung geleitet, den Tod verachtend ſich in die Gefahren geworfen zu haben, ſah, indem ſeine Ueberwundenen das Gewehr vor ihm niederlegten, Juliens Bild vor ſeiner innern Seele. Die Hoffnung, Tagesberichte würden ihn rühmend nennen, war ihm vorzüglich ſüß, weil er dachte, Fräulein Wielinska würde davon in den Zeitungen leſen; die noch glorreichere, vielleicht das Thereſienkreuz für ſeine That zu empfangen, entflammte ihn höher in dem Vorgefühl, ſich ihr einſt in dieſem Schmuck zu zeigen. Zwar trübten ſich an einer Seite die hellen Ausſichten, wenn Jazy erwog, die Geliebte, mit den Ihrigen an den Vortheil Frankreichs geknüpft, würden Oeſterreichs Siege und jede Erinnerung daran verwunden, doch überlegte er auch wieder, der Fortgang der vaterländiſchen Waffen könne auch bis an den Punkt dringen, daß im franzöſiſchen Dienſt für Einzelne kein Heil mehr zu finden wäre, und die Wielinski — auch wenn die anderweitigen von ihm aufgeſtellten Gründe, wenn Liebe und Wink der Freund-

ſchaft

ſchaft ſie nicht bewögen — gern eine Zuflucht in Oeſterreich ſuchen müßten. Julien wollte er freilich durch ſich ſelbſt gewinnen, allein Vater und Bruder hätte er am liebſten auf jene Weiſe unterworfen geſehn. Indem er alles das träumte entfaltete ſich eine ſtrahlende Zukunft von Liebe und Ruhm vor ſeinen Erwartungen.

Er erntete übrigens Lob und Beifall der Befehlshaber, da er ſeine Gefangenen ablieferte, vergaß auch nicht, den Oberſten wegen des Freikorps an ſein Wort zu mahnen. Dieſer antwortete gütig: Sie haben Talente eines Partiſans bewieſen, ich bin berechtigt, dem Brigadier ihre Entwürfe zu empfehlen.

Man drang indeſſen weiter vor. Auf dem Wege vom Inn zur Iſar ging alles glücklich, auch München ward von den Oeſterreichern eingenommen. Die Meinung, man werde bis zum Rheine hin, nur auf eine unbeträchtliche Feindeszahl ſtoßen, fand ſich im Heere immer mehr beſtätigt, und wenn verlautete, Kaiſer Napoleon habe eilig neue Truppen zum Lech geſandt, werde nächſtens in Perſon auf dem Kampfplatz erſcheinen, nannte

Bayeriſche

man es entweder leere Gerüchte, oder jubelte Viel gegen ſich zu finden, um Viel zu ſchlagen.

Gleichwohl umwandelte ſich die Scene bald. Nur zehn Tage lang freuten ſich die Oeſterreicher ihrer Fortſchritte, dann mußten ſie, obwohl nach ruhmvoll tapfern Widerſtande, zurückweichen. Das Siſtem, in vielen Korps zu fechten, ward ihnen verderblich, daneben die Säumniß, nicht für ſchlimme Fälle Vorkehrungen getroffen zu haben.

Ehe noch die Treffen von Abensberg und Eckmühl dem großen Kampfe eine ſo ſchlimme Wendung gaben, hatte Jazys Oberſt in der That mit dem Brigadier, über den Wunſch des Uhlanenlieutenants, Partheigänger zu ſein, geſprochen. Er kam jedoch unzufrieden von dieſer Unterredung wieder. Sie müſſen — ſagte er zu Jazy, ihn zweifelhaft anblickend — Feinde haben, ich richtete nichts aus. Man ſchlug alles ab.

Eine ſchnelle Dienſtverrichtung rief ihn weg. Jazy empfing keinen andern Beſcheid. Feinde, Feinde? Warum? Wen beleidigte ich, mit wem hätte ich es nicht redlich gemeint?

Die Nachricht brachte ihm viele Unruhe, die Verweigerung ſeiner Abſicht traf ihn um ſo empfindlicher, als Kerning am vorigen Tage gemeldet hatte, die Pferde aus Ungarn ſowohl, als die Mannſchaft aus Siebenbürgen, wären angekommen, der vermehrte Zulauf, ſeit den Nachrichten vom wirklichen Anfang der Feindſeligkeiten, habe bereits die feſtgeſetzte Zahl voll gemacht. Jazy dachte aber bei nächſter Gelegenheit irgend einen der höchſten Generale in Perſon anzutreten. Es gab gleichwohl in jeder Stunde ſo viel zu thun, daß ſich dieſe Gelegenheit nicht fand.

Auch die Hoffnung für jenen kühnen Partiſanſtreich Belohnung zu finden, ward eben nicht genährt, da Jazy, außer dem an Ort und Stelle empfangenen allgemeinem Lobe, keinesweges davon hörte, höheren Behörden empfohlen zu ſein. Ohne den einen Grund welchen ſeine Eitelkeit aus liebender Rückſicht hatte, würde ſein Bewußtſein ihn erinnert haben, um der That und nicht des Glanzes wegen zu handeln, allein — Julie ſollte von ihm hören. Bei dem allen war erſt kurze Zeit ſeit jenem Tage verſtrichen, ſeine Hoffnungen konnten immer noch in Erfüllung gehn.

Wer empfindet aber des armen Jünglings tiefen Schmerz, als die Angelegenheiten ſo ſchnell eine üble Wendung für Oeſterreich nahmen. Sein Regiment focht tapfer, doch die Uebermacht welche darauf kam, war zu groß. Es ward durchbrochen, umgangen, zerſprengt, der größte Theil davon fiel in die Gefangenſchaft. Dies geſchah an jenem Tage, als die ſechszehn franzöſiſchen Reuterregimenter, in eine Kolonne geſammelt, den zweifelhaften Kampf zum Vortheil der ihrigen entſchieden, und die öſterreichiſche Hauptmacht vermochten, über die Donau zu ziehn.

Jazy, ſein Freund Wallfeld und zwanzig Uhlanen, obgleich umzingelt, bahnten ſich einen Weg durch die Feinde, entkamen dem Loos der Gefangenſchaft. Aber ſchauderhaft zerriſſen im Anblick des allgemeinen großen Unglücks, war ihr Gemüth. Sie gaben ſich demungeachtet keiner unnützen Verzweiflung hin, ſammelten vielmehr Beſonnenheit und ſuchten das Heer bei Regensburg zu erreichen. Dies war aber unmöglich, des Feindes dichte Haufen ſperrten überall den Weg. Es blieb ihnen, aufs Neue entdeckt und verfolgt, nichts übrig, als ihren Rückzug nach dem Inn zu nehmen.

Zweites Kapitel.

Vorfälle am Inn.

Fünf Tage nacheinander hatte der heiße mörderiſche Kampf gewährt, an manchen Punkten mit Glück, oft die Hoffnung auf einen frohen Ausgang belebend, endlich aber ſank Napoleons alte Waage, von der Freundin Fortuna milden Hand nieder gedrückt.

Unſer Offizier war alſo verſprengt mit ſeinen wenigen Leuten, es gelang ihm nicht Regensburg zu erreichen, und dort mit über die Donau zu gehn, überall ſah er ſich gepreßt, verfolgt, durch die Uebermacht angegriffen. Dennoch wollte er um keinen Preis ſich ergeben, ſondern beſchloß zu ſterben oder bis an den Inn zu gelangen. Die Güte der Pferde, die Kunde des Landes, machten, daß er endlich den Feinden aus dem Geſicht kam, und durch verborgene Wege ſeiner Abſicht nahen konnte.

Wie beklemmt war ſein Herz, welche innige Gefühle der Wehmuth kam über ihn. Oft dachte er an jenen alten Bürger zurück, der zu dem

Kriege keine Hoffnung nährte. O, rief er aus, hätten wir um einen Monat früher losgeſchlagen, unſere Sachen müßten beſſer ſtehn. Da mochte er wohl Recht haben.

Er wollte ſich nach Paſſau wenden, hörte aber daß ſchon Franzoſen dahin einen Vorſprung hatten. Es galt alſo einen andern Punkt zu ſuchen, wo er über den Inn gehen konnte.

Dieſer fand ſich, auch ein Fahrzeug zum Ueberſetzen. Schon gegen hundert Flüchtlinge von verſchiednen Infanterieregimentern, bei Abensberg und Eckmühl zerſtreut, hatten ſich dort eingefunden. Allein eben da man ſich des Fahrzeugs bedienen wollte, erſchienen Baiern und Würtemberger in großer Zahl, die Einſchiffung zu hindern. Jazy übernahm es, ſie ſo lange abzuhalten, bis jene Infanterie ſich gerettet habe. Dies war freilich ſchwer, da der überlegene Feind hitzig andrängte.

Zu Jazys hoher Verwunderung fielen aber vom jenſeitigen Ufer mehrere Büchſenſchüſſe. Schon glaubte er, auch dort befänden ſich ſchon Feinde, und dann wäre er ohne Zweifel verloren geweſen. Allein er merkte bald, daß die Schüſſe nicht auf ſeinen Trupp, ſondern die ihn überflügelnden Verfolger gerichtet waren. Sie zielten auch ſo gut, daß ſie Mann auf Mann erlegten, mehrten ſich zudem bald, er glaubte einen ununterbrochenen Donner zu hören.

Es mußten alſo Oeſterreicher ſein, wenn Jazy gleich nicht begrif, wie deren jetzt nach dem Punkte kämen. Erkennen konnte er ſie auch nicht gut, denn ſie lagen auf den Boden, wo ſie, das Gewehr über ihre Ranzen gelegt, in Sicherheit Feuer gaben.

Weſentlich aber war dieſe nicht gehoffte Hülfe. Die feindlichen Eskadrone litten viel, wurden verwirrt, ihre Pferde ſcheu. Manche davon prallten rückwärts, andere verdoppelten ihren Eifer, ſchwuren ihren getödteten Brüdern laut Rache, munterten einander auf, von Jazys Leuten nicht Einem Pardon zu geben. Dieſer wehrte ſich mit kalter Faſſung, ließ die Piken vorlegen, zugleich mit Piſtolen ſchießen, daß Niemand in ſeine Linie, deren Flügel ſich an das Waſſer ſtützten, brechen konnte. So konnte jenes Fahrzeug nach und nach die Infanteriſten hinüberbringen, von denen die, welche noch Flinten und

Munizion hatten, ſich am andern Ufer auch zu den beiſtändigen Freunden geſellten und das Feuer mehrten.

Nun ließ Jazy von den Flügeln zwei Reuter ins Waſſer ſetzen, um durchzuſchwimmen, während die übrigen noch Stand hielten. In der Art ſollte fortgefahren werden, Jazy wollte, ein anderer Kokles, der letzte ſein. Die Feinde aber, ſeine Abſicht merkend, griffen aufs Neue mit ſchnaubender Wuth an, und da, indem von beiden Seiten ſchon mehrere Reuter abgebrochen waren, der Halbkreis ſich nicht ſo ſchnell an das Ufer preſſen konnte, ſo ſprengten einige verwegene Feinde in den gebliebenen Zwiſchenraum und Jazys Leute ſahen ſich vorn und im Rücken zugleich angegriffen.

In demſelben Augenblick gewahrten ſie aber auch, wie etwa funfzig Reuter, die ſich am jenſeitigen Ufer noch nicht gezeigt hatten, in den Strom geſetzt waren, Hülfe zu bringen. Sie langten bald am Strande an, hieben die Eingedrungenen nieder, breiteten ſich aus, die übrigen Feinde abzuhalten. So verſtärkt gelang ein Chok vollkommen, die Feinde wurden geworfen, litten bedeutenden Verluſt und wichen in die Ferne.

Dies war nun der günſtige Zeitpunkt in vollem Rennen wieder an den Strom zu eilen und ſich hineinzuwerfen. Es geſchah. Jene kehrten zwar auch verſtärkt um, kamen jedoch zu ſpät an und wurden mit mörderiſchen Büchſenſchüſſen empfangen. Jazy und alle ſeine Reuter, bis auf zwei, welche todt zurückblieben, und einen, der, weil er unvorſichtig ſein ſchwimmendes Pferd am Zügel geriſſen hatte, im Inn ertrank, langten glücklich drüben an, die Feinde wagten es nicht, ſich ebenfalls der Flut zu vertrauen, würden dann auch unterwegs meiſtens von den Schützen erlegt werden ſein.

Niemand, auf einem Brette dem Schiffbruch entronnen, kann froher ſein, als Jazy. Getümmel, Staub, Pulverdampf, hatten ihn nicht Acht haben laſſen, wie die Retter an ihrer Seite nur Oeſterreicher erkannten, welchen ſie zu Hülfe eilten, keineswegs aber ahnten, wer darunter ſei.

Nun, da ſich Jazy, vom Waſſer triefend, genauer umſah, jedem Einzelnen dankte, fragte zu welcher Landwehre ſie gehörten, (denn gewöhnliche Soldatenuniform trug keiner darunter,) ihm eben auch einige Geſichter unter den Reutern auffielen, hörte er hinter ſich eine wohlbekannte Stimme rufen: Ah, dies ſind Uhlanen von Jazys Regiment, wo mögen wir den Lieutenant finden, wir wollen ihm unſer Probeſtück melden.

Jazy wandte ſich nach der Stimme — welche Verwunderung, welche ſüße Freude! Es war ſein Kerning.

Dieſer, ihn entdeckend, gerieth in den ausſchweifendſten Wonnetaumel, warf ſich ihm an die Bruſt, und berichtete, wie er mit den vollzählig gemachten Freiwilligen, auf die erſte ſchlimme Nachricht, ohne weitere Meldung oder Anfrage, von Wien aufgebrochen ſei, entſchloſſen ihn zu ſuchen. Bei Paſſau wäre es unmöglich geweſen durchzudringen, nun habe ihn der Zufall auf dem Wege nach Salzburg an dieſen Punkt geführt, und ihn am andern Ufer, bedrängte Landsleute gewahren laſſen. Sehn ſie, Baron, ſchrie er jubelnd, ihre eigenen Leute eilten ihnen zum Sukkurs, dieſe Wunde trug ich für ſie davon.

Man ſchließe auf Jazys frohe Empfindungen, ſeinen ſtürmiſchen Dank gegen den braven Kerning. O, rief er, dies wäre die glücklichſte Stunde meines Lebens, wenn wir nicht Alle des Vaterlandes Unglück zu betrauern hätten. Doch auf, unſere ganze übrige Kraft ihm zu weihn!

Kerning ließ die Freiwilligen ſich ſammeln, aufſtellen, bat Jazy ſie zu muſtern. Dies geſchah. Es waren funfzig ſtattliche Reuter. Geſunde Pferde, treffliche Bewaffnung. Viele von Jenen bluteten an den empfangenen, doch nicht gefährlichen Wunden, verloren war kein Mann von ihnen. Die hundert Jäger zu Fuße, lauter junge, fertige, muthige Leute, zum Theil ehmalige herrſchaftliche Jäger oder Söhne von Forſtbedienten, hatten aus einer vollkommen ſichern Lage an dem Kampfe Antheil genommen, und nicht einen Bleßirten, worüber ſie unwillig waren. Jazy begriff kaum, wie ſich das alles in ſo kurzer Zeit hatte zuſammenfinden und ordnen können. Sein Erſtaunen mehrte ſich aber, da Kerning die Geworbenen vor ſeinen Augen verſchiedene Waffenübungen vollziehen ließ, die an Präziſion manche alte Soldatenkorps beſchämten, dazu auch zum Theil gedachter, auf die Wirklichkeit mehr berechnet waren, als ſie der Dienſt ſonſt wohl vorzuſchreiben pflegt.

Die Infanterie ſtand nur aufrecht, wenn ſie ſich nicht im Schuß befand. War dies aber der Fall, dann warf ſich alles auf den Boden, den Ranzen (Torniſter) vor das Haupt, fertig geübt, darüber hin zu ſchießen und im Liegen zu laden. Statt ſonſt dem kleinen Gewehr eine Zielhöhe von fünf bis ſechs Schuhen darzubieten, gab man ihm jetzt nur eine von ſo viel Zollen, hatte auch von den Kanonkugeln viel weniger zu fürchten, da dieſe entweder auf halbe Mannshöhe über den Boden ſtreichen, oder hüpfen. Alle Bewegungen in Feindes Nähe ſollten im vollen Rennen geſchehen, und mit gekrümmten Leibe, um auch da des Feindes Zielſcheiben zu verringern. Kerning hatte die Zeit her ſo fleißig üben laſſen, die Leute welche er aufgenommen, waren auch ſo reich an Athem und gelenkig, daß ſie faſt einem Pferde gleich liefen. Von einem Bajonnet oder etwas ähnlichem, war bei dieſen Jägern nicht die Rede. Man hielt einen Schuß beſſer als einen Stich, meinte, daß von letzteren im Kriege mehr geredet würde, als ſie in der

That vorkämen, dachte ſich dem Bajonnetkampf entweder durch Laufen, bei welchem aber fleißig geſchoſſen werden ſollte, zu entziehn, oder im unvermeidlichen Fall, mit der linken Hand in des Gegners Flinte zu greifen, und mit der rechten die Büchſe zum Kolbenſchlag zu erheben. Dagegen hatte Kerning jeden Fußgänger mit einem ſcharfen Spaten verſehn. Er glaubte die ganze Natur des Jägers lege ihm auf, in durchſchnittener Landſchaft zu fechten, wo ihm Reuterei nichts anhaben könne, ſollten aber dennoch die Umſtände ihn auf Ebenen bringen, ſo würde es kräftigen flinken Burſchen nicht ſchwer ſein, mittelſt der Spaten, den Boden vor ſich, ſchnell für Reuterei ungangbar zu machen. Kerning hatte in Cäſars Kommentarien geſehn, daß der römiſche Imperator einſt in Afrika Gräben um ſein Heer ziehen ließ, es gegen die gefürchteten Numidiſchen Reuter zu ſichern, und hielt dafür, was ehemals geſchah, ſei auch in der Gegenwart möglich. Zudem bedürfe man nicht eigentlicher Gräben, ſondern Reihen von kleinen Höhlen, über welche, und die aus geworfenen Erdhügel, die Pferde ſtürzen müßten, und ſo mehr wenn die Kugeln dicht auf ſie hagelten.

Jazy wunderte ſich hoch, als Kerning einen Verſuch die Art machen ließ. Die Reuterei mußte ſich zur Probe auf fünfhundert Schritt entfernen, dann im vollen Sprung anreiten. Ob ſie nun gleich nur wenige Minuten gebrauchte, dieſen Abſtand zurückzulegen ſo war doch in dieſer Zeit der Boden auch ſchon ſo ungleich gemacht, daß es unmöglich fiel, weiter zu dringen. Jazy vermehrte die Erfindung noch dadurch, daß er den Jägern gebot, Mann für Mann einen ſpitzen Pfahl von drei Schuhen Länge bei ſich zu führen, welche man auf dieſe Erdwürfe ſtecken und ſo die Hinderniſſe mehren könne. Auch Vierecke ließ Kerning auf dieſe Art ſichen.

Die Reuter hatten ſämmtlich die Pferde in ihrer Gewalt und das Schießen aus dem Sattel trefflich eingeübt. Dabei mußten ſie auf Kernings Weiſung den Mantelſack vor den Leib nehmen, wodurch ſie gegen Flintenkugeln und Degenſtöße gedeckt waren. Uebung machte, daß ſie ſich deswegen in ihren Verrichtungen doch nicht gehindert fanden.

Man hatte Zeit genug, dies alles zu prüfen, vom Feinde war nichts mehr als die zahlreich nachgelaſſenen Todten zu ſehn.

Drittes Kapitel.

Zuſammenſtellung des Freiwilligenkorps.

Nachdem Jazy alles mit hoher Zufriedenheit beſichtigt hatte, fing er an:

Mein Regiment iſt vielleicht größtentheils gefangen, das Geſchick läßt mich glücklich mit euch zuſammen treffen, ich bin euch meine Rettung ſchuldig, wie ihr mir eure Organiſation, die Gelegenheit, am heutigen Tage Lohn der Ehre errungen zu haben. Kein Band iſt inniger. Treu mit Liebe, werden wir unſerm Monarchen und einander ergeben ſein.

Ich ſtelle mich froh an eure Spitze. Die Erlaubniß kann ich nicht weiter nachſuchen, der Generaliſſimus zog ſich über die Donau, mit Wien iſt nächſtens alle Verbindung unterbrochen. Doch hoffe ich mich ſo zu betragen, daß man, zufrieden mit meinen Dienſten, mich beſtätigen wird.

Die Uhlanen, welche ich mitbrachte, ſchließen ſich einſtweilen an die Reuter, die zerſtreute Infanterie, welche auch ihre Regimenter vor der

Hand nicht abreichen kann, wird ſich zu den Fußjägern geſellen. Wir müſſen ſehn, wie ſich Waffen für die finden, welche um die ihrigen kamen, oder noch beſſer, ihnen Gelegenheit bereiten, ſich deren zu erobern.

Wallfeld nimmt das Kommando über die Infanterie und ſucht tüchtige Leute zu Korporalen aus. Wenn ſie ſich durch Tapferkeit hervorthun, ſoll ihnen bei uns der Offizierrang werden und mein Ehrenwort, einſt alles zu thun, daß er ihnen bleibe.

Kerning ernenne ich auf meine Gefahr und Verantwortung zum öſterreichiſchen Lieutenant. Schlüge man es mir ab, ihm ein Patent zu reichen, gebe ich ihm ſelbſt meine Stelle, oder lebenslang aus meinen Einkünften das Gehalt eines Hauptmanns.

Mein Lieblingswunſch fand alſo freudige Erfüllung. Ich ſehe mich von tapfern Brüdern umringt, über die ich mit Freiheit zum Dienſt des Vaterlandes walten kann. Dieſer herrliche Stamm eines Partheigängerhaufens ſoll bald anwachſen und in ſeinem Namen dem Feinde Schrecken tönen. Schwört hier alle dem Kaiſer

Treue, betheuert zugleich, daß ihr das nichtige Gut des Lebens nimmer achten, die Ehre euer Kleinod, der Tod euch das höhere Leben gelten ſoll.

Der Schwur ward mit rührender Feierlichkeit vollzogen. Auf mancher Wange glänzten Thränen. Jazy hielt das Schwert empor.

Iſt es erlaubt bei Kleinem an das Große zurückzudenken, ſo wollen wir hier den jüngeren Scipio ins Gedächtniß rufen, wie er, als die eben verlautende Niederlage bei Cannä, Rom in Trauer und Beſtürzung ſenkte, ſtill das Schwert zog, es über die Häupter quiritiſcher Ritter breitete, und mit einem Eid gelobte, das Vaterland zu retten. O von ähnlichem Willen iſt wohl mancher kühne deutſche Jüngling entflammt geweſen; nur Germanien war nicht Rom. Wo lebte der Held, dem es zuvor gelungen wäre, allen Zwieſpalt, Irrwahn, läßigen Sinn und rohen Unverſtand Daheim auszutilgen, fürwahr ein größerer Sieg, als über jeden fremden Feind! Und wie mochte ein Volk Sieg hoffen, das die ſchlimmſten Widerſacher Daheim erzog?

Jazy fragte hierauf ſeine Mannſchaft, wie es zeither um ihren Unterhalt geſtanden hätte? Alles was mit Kerning angelangt war, bezeugte durch Vorſchuß eines Bankiers in Wien Löhnung empfangen zu haben. Eben ſo hatte der bisherige Anführer von jener — auf Jazys Rechnung erhobenen — Summe, Futter für die Pferde gekauft, nun war er indeſſen auch mit der Summe am Ende. Die übrigen Soldaten dagegen, mehrere Tage von ihren Regimentern, litten an allem Mangel. Wohlan, rief Jazy, der gute Partiſan muß ſich alles ſelbſt erwerben. Deswegen haben wir doch nicht zu vergeſſen, wie wir hier auf vaterländiſchem Boden ſind. Vom Feinde allein dürfen wir unſern Unterhalt nehmen. So viel Geld, auf heute Brot und Hafer zu kaufen, trage ich noch bei mir. Dann dürfte es vor der Hand ſchwer fallen, von meinen Gütern welches zu beziehn. Wir ſind alle dann arm, recht gut, das machte eben im Anfang der Revolutionskriege die Franzoſen furchtbar.

Man ſandte nach einen Pachthof in der Nähe. Der Beſitzer zeigte ſich deſto williger, ſeine Vorräthe zu verkaufen, da er doch Plünderung zu fürchten hatte. Ein junger Student ſchlug vor, auch in einem Kloſter, deſſen Thürme daher winkten, ebenfalls um Wein nachzufragen, und ſetzte hinzu: ihm ſei die Gegend bekannt, die ehrwürdigen Väter hätten ihre Keller gefüllt. Nein, mein junger Herr, entgegnete Jazy, zum Wohlleben iſts jetzt nicht Zeit, nur den Nothbedarf, daran haben wir uns zu gewöhnen.

Es wurden Poſten auf Bäumen ausgeſtellt, damit man nicht etwa überfallen würde. Bald darauf langten einige Wagen mit Haſer an, Gras ward auf der Wieſe geſchnitten und die Pferde zur Hälfte gefüttert. Die andere blieb geſattelt und die Reuter dabei. Späterhin ſchickte der Pachter auch Brot und einiges Gemüſe, mehr wollte Jazy nicht, da ſetzte ſich die Hälfte der Mannſchaft zum Mahl ins Gras nieder, während die Uebrigen in die Reihe traten, damit man nicht unbereitet wäre.

Indem Jazy Platz nahm, fragte er: Kameraden, welche ſind unter unſeren Schützen die fertigſten? Kerning nannte einige von denen die im Gewehr blieben. Gut, ſprach der Anführer, verſucht euch einſtweilen, und hieb an den Bäumen, welche die Gelagerten beſchatteten, in

Mannshöhe die Rinde ab, damit ſie ein Ziel hatten. Die Jäger zauderten bedenklich. Nun, fragte Jazy, der ſich ſetzte, wieder, ihr fürchtet doch nicht uns zu treffen, da müßtet ihr eurer Sache ziemlich ungewiß ſein. Sie mochten Luſt haben oder nicht, ſie mußten dicht über der Speiſenden Häupter weg ihre Kunſtfertigkeit üben, während manchem von den Kameraden der Genuß eben nicht munden wollte, ſchämte er ſich ſchon Furcht einzugeſtehn.

Kerning ergötzte ſich über den Einfall. O wir haben keine Schützen bei uns, ſprach er, wie Jener, dem Diogen vor die Scheibe trat, weil er ſich da am ſicherſten glaubte. Jazy, während die Schüſſe fleißig einſchlugen, ſagte: Ich las von einem preußiſchen Oberſten, der zu Anfang des Krieges von 1778 ein Freibattaillon geworben hatte, und zuerſt damit in Böhmen auftrat. Hinter einem Hügel war ihm ſein Poſten angewieſen. Vor demſelben ſtanden mehrere unſerer Kanonen. Der Oberſt, ſtatt zu bleiben, wo er ſich gedeckt befand, rückte in Feindes Angeſicht, auf den Hügel. Die Folge war, daß die öſterreichiſchen Kanonen ihn ſogleich zu begrüßen anfingen, und bald manche ſeiner Leute danieder lagen. Sein General ſchickt einen Adjutanten, frågt, warum ſich der Oberſt den Gefahren ohne Noth Preis gegeben habe? Dieſer låßt antworten, er gewöhne nur ſein Bataillon ein wenig ans Feuer. Wir hingegen können davon jetzt nicht ſagen. Die Schützen ſind fertig, wir ſo ſicher wie Tells Knabe.

Viertes Kapitel.

Fernere Einrichtungen.

Jazy ſah einen kleinen Wagen, mit zwei Pferden beſpannt, der in weniger Entferung hielt, und deſſen Knecht auch Fütterung zu holen kam. Er fragte Kerning, was dies bedeute? Dieſer gab zur Antwort: es iſt der Bagagewagen unſers Korps, den ich von Wien mitbrachte. Der Anführer entgegnete lächelnd: zwar auf unſere Mannszahl beſcheiden genug, doch iſt es beſſer, wir dulden nicht Wagen, nicht Packpferd um uns. Jeder ſeinen Bedarf im Mantelſack, was drüber iſt, iſt vom Uebel.

Für dieſen Wagen möchte ich dennoch eine Bitte einlegen, verſetzte Kerning.

„Wie ſo? Er wird uns immer zur Laſt ſein, nicht auf engen Fußwegen folgen können, bei einem Rückzug verloren gehn."

Alles das fürchte ich nicht bei ſeiner ganzen Einrichtung.

„Nun, die bin ich begierig näher zu ſehn."

Jazy ſtand auf, ging mit Kerning zu dem Wagen. Dieſer machte ihn zuvor mit der überaus leichten, durch ihn angegebnen, Konſtrukzion deſſelben bekannt. Er hatte keine Achſen, die Räder drehten ſich um Spindeln, bei einer höchſt geringen Reibung, wodurch, zufolge mechaniſcher Geſetze, die Laſt ſich mindert.

Vorn zeigte Kerning ein Felleiſen von Leder, mit Büchern gefüllt. Ich habe, ſagte er, einen möglichſt kurzen Auszug der Autoren gemacht, welche über die Partheigängerei ſchrieben, ihn zu Wien mit ſehr kleinen Lettern drucken laſſen. Die Exemplare von wenigem Umfang, ſind an unſere Leute ausgetheilt worden, hier iſt noch ein guter Vorrath für die künftigen Rekruten. Ich meine, von einem Geſchäft, das man zu treiben denkt, kann man ſich die Grundſätze nie zu bekannt machen.

Jazy rief lachend: Mancher wird freilich nicht leſen können.

„So hilft ihm der Kamerad.“

Viele alte Offiziere würden ſie der Pedanterie beſchuldigen, einwenden, der Soldat habe im Kriege Wichtigeres zu thun, als zu leſen, doch iſt ihre Meinung ohne Zweifel nicht, daß er auf Schildwachen über ſein Buch die Achtſamkeit vernachläßige.

Kerning wies nun auf einen andern Beutel in der Mitte des Wagens und öffnete ihn. Er war mit Kleidungen bunter Art gefüllt. Einige franzöſiſche und bairiſche Uniformen, Bürger- und Bauernanzüge, auch der eines Frauenzimmers, dann auch eine Kapuzinerkutte, der Talar eines Landpfarrers und dergleichen mehr. Vielleicht können wir von Maskeraden guten Gebrauch machen, ſagte er.

Jazy lobte die kluge Vorſorge.

Nun wurden noch mehrere Strickleitern vorgewieſen, um damit über Stadtmauern zu ſteigen, auch einige kleine Petarden, Thore zu ſprengen, Pechkränze und Pulver. Im Hintertheile des Wagens befand ſich aber eine kleine Haubitze, das Rohr aus Kupfer, bis zu der Stärke, die zum Widerſtand gegen das Pulver nöthig iſt, mit Stricken und gebranntem Leder umgeben, und auf einen kleinen Block gelegt. Die Munition zu funfzig Schüſſen fehlte nicht. Ich weiß, ſagte Kerning, wie dies kleine Stück nicht von bedeutender Wirkung ſein kann, doch zähle ich auf den Schrecken. Ob ich ſchon nie im Felde war, ſo kann ich mir vorſtellen, daß man mit Artillerie ſich immer mehr Reſpekt verſchafft, als ohne dieſelbe. Ein ehmaliger Kanonier ſtand mir bei der Anfertigung zur Seite, iſt auch unter unſern Fußgängern und wird die kleine Haubitze, wo es angeht, mit zweier Kameraden Hülfe bedienen. Uebrigens wirft ſie eine Granate gegen funfzehnhundert Schritt, eine gute Zahl kleiner Kartätſchen auf fünfhundert.

Wahrlich, rief Jazy, ich hätte an das alles nicht gedacht, ich ſehe meine Erwartung übertroffen. Der Wagen enthält viel Nützliches. Gebe der Himmel, daß wir ihn nicht in Wäldern oder Gebirgen müſſen ſtehn laßen.

Dafür iſt geſorgt, entgegnete der Andere. Im Nothfall legt man den ganzen Wagen auseinander, und die Reuter theilen ſich in Alles, indem einer ein Rad, einer einen Theil des Korbes, einer die Stange, einer dieſen oder jenen Beytel, aufs Pferd nimmt. Sogar die Haubitze, kann, das Rohr auf einem, der Block auf dem anderen Pferde, weggeſchafft werden.

Jazy konnte ſich nicht enthalten, den ehemaligen Studenten zu umarmen, der mehr Ideen zum Kriegshandwerk mitbrachte, als manchem alten Offizier während zwanzigjähriger Dienſte nicht durch das Gehirn liefen. Ach, rief er, Anwendung aller Wiſſenſchaften, die dem großen Zweck entſprechen können, Walten des Genies, und vor allen Dingen Jugendlichkeit, ſollten mehr Einfluß auf die Kriege der Deutſchen empfangen —

Kerning, froh Jazys Beifall zu gewinnen, und gern ſich auf die Litteratur beziehend, fiel ein:

Ad vocem Genie! Ich weiß nicht, las ich in einem verbotenen oder nicht verbotenen Werke von Göthe: die Urſache, weshalb der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, in hohen Fluthen hereinbrauſt und unſere ſtaunende Seele erſchüttert, ſei — weil man ſo beſorgt mit Ableiten und Dämmen wäre. Ich glaube immer, bei dieſem und jenem Heere wird zu viel abgeleitet — eingedämmt — kein Wunder, daß man dann wohl Tapferkeit, aber herzlich ſelten Genie findet.

Und die Deutſchen, fuhr Jazy verdrießlich auf, ſollten am wenigſten zerrütten, wovon ſie ganz und gar keinen Ueberfluß haben. Was möchte aus den Neufranken geworden ſein, wenn ſie beim Anfang der republikaniſchen Kriege, ſich nicht hätten entſchließen können zu den Waffen zu greifen, weil die Generale, mit dem alten Vertrauen beliehn, ausgewandert waren; wenn man den kühnen Heldenlauf der friſchen Jugend durch Formen gehemmt, und keine andere Bewegung hätte ausführen wollen, als wovon die Geſchichte Catinats oder Luxemburgs erzählte. In ihrem freien Aufflug verachteten ſie das gute Alte darum nicht, aber ſie bahnten auch einen neuen Weg, der von Erfolg zu Erfolg führte. Nach wiederholten ſchauderhaften Unfällen will man darauf folgen, aber immer langſam genug, ſie haben einen abermaligen Vorſprung — o Geſchick, Geſchick! oder ſoll ich ſagen —

„Baron, Baron, ſie reden wie der alte Bürger zu Wien.“

Zum Henker, der Kerl hatte Takt der geſunden Vernunft, darum litt ich auch nicht, daß ſie ihn mißhandelten.

„Ich wallte auch nur gegen ihn auf, weil er ſo öffentlich ſeine Meinung ſagte. Dies kann den guten Geiſt ſchwächen.“

Es ließe ſich da Manches erörtern. Wo man den Tadel unpatriotiſch findet, von Jedermann nur Lob hören will, kann die Wahrheit auch nicht zur Sprache kommen. Wer darf es läugnen, wir ſchickten uns zu dieſem Feldzug thätiger an als je, viel Gutes ward angeordnet, o ja, viel — aber wie jene Tage bei Abensberg, Eckmühl und Regensburg bewieſen, nicht genug.

Ei, rief Kerning, eine ſchlimme Wendung des Kampfes —

Verſteht ſich, fiel ihm Jazy ins Wort, darf uns nicht den Muth rauben.

„Um ſo mehr, als in Italien die Sachen erwünſcht gehn."

Gleichwohl iſt die erſte Wendung ſchlimm genug. Nicht allein, daß wir aus dem Angriff in die Vertheidigung geworfen ſind, der Feind dringt auch ins Herz des Staates, geht nach Wien vor. Wer kann es hindern, da unſere Hauptmacht ſich am linken Donauufer befindet.

„Vielleicht iſt der Erzherzog Karl früher bei Wien, als der Feind, und macht es ihm ſtreitig."

Keine Hoffnung dazu. Der Feind dringt auf der Sehne des Bogens weiter, den Jener beſchreiben muß. Der Feind wird bei ſeiner gewohnten Schnelligkeit den kürzeren Weg ohne Zweifel vor ihm zurücklegen.

„Nun, Wien muß ſich tapfer vertheidigen. Hat es nicht treffliche Feſtungswerke. Die Ungariſche Inſurrektion kömmt ohnehin zu Hülfe."

Eine Stadt von Dreimalhunderttauſend Bewohnern vertheidigt ſich ſchwer. Schneidet der

Feind die Zufuhren ab, wird der Hunger ſein treuer Bundesgenoße. — Aber ich glaube, man ſollte nunmehr Wien ganz aufgeben, oder grade um es zu retten, ſich weit davon entfernen. Nicht nach Böhmen, nicht nach Oeſterreich, nach Franken, nach Aſchaffenburg, nach dem Rhein! Unmöglich wird der Feind da eine andere Armee haben, oder ſchnell verſammeln können, er muß dann, die eignen Staaten ſicher zu ſtellen, umkehren, wieder eine Schlacht annehmen. Fällt ſie glücklich für uns aus, können wir die Vortheile an der Gränze Frankreichs verfolgen, wo nicht, haben wir immer den Kriegsſchauplatz fern von den unſrigen verlegt.

„Die höhere Taktik verſtehen ſie beſſer als ich, Baron, ich dachte nur beſcheiden an die niedern. Sehen ſie aber, was ich in dieſem Betracht noch bei unſerm Häuflein anordnete: Sie überzeugten ſich, daß unſere Reuter ſchnell und wohlbehalten durch den Inn ſchwammen, was ihre Uhlanen nicht ganz ſo fertig bewerkſtelligten, mindeſtens einen Mann dabei verloren. Dies iſt die Frucht unſerer täglichen Uebung, dazu iſt jeder Reuter mit zwei bockledernen waſſerdichten

Schläuchen verſehn, die vorne am Sattel hängen, unbeträchtlich an Gewicht. Will man nun ins Waſſer ſetzen, werden die Schläuche aufgeblaſen, helfen ſo dem Pferde, daß es leichter über dem Waſſer bleibt. Die Idee gehört eigentlich dem Herrn von Puyſegur, deſſen Werke ich las."

Wo man das Gute findet, bemächtige man ſich deſſelben.

„Allein ich ſann auch darauf, wie die Fußgänger bequem und ohne Gefahr über einen Strom gelangen könnten. Mir fiel da ein Mittel bei, einfach, Baron, bis zur Lächerlichkeit einfach, aber — probatum est. Auf Fußjäger! Ueber den Inn!"

Sogleich nahm jeder aus dem Tſchako, (Hut nach Ungariſchem Geſchmack) deſſen eine inwendige Hälfte abgetheilt war, ein Netz, worin ſich ſechs große, mit Oel wohlgetränkte — Ochſenblaſen befanden. Dafür legte er ſeinen Vorrath an Pulver und Blei hinein. Dann verſah er die Kugelbüchſe eilig mit einem wachstuchenen Ueberzug, und ſteckte ſie dergeſtalt in eine Kapſel am Patrontaſchenriem, daß Kolbe und Schloß hinter dem Kopf zur Höhe ſtanden. Nun wurden die Blaſen mit Luft gefüllt, das Netz um die Bruſt gebunden und wohlgemuthet vertrauten ſich die Jäger den Wellen.

Ihr Chef bebte für ſie, bis er den gelungenen Erfolg ſah. Keine Sorge, rief Kerning, was in der Donau erprobt iſt, wird im Inn nicht mißglücken.

Sie waren hinüber, eigneten ſich manche Beute, von den dort noch liegenden Todten zu, und traten den Rückweg an.

Seltſam, ſeltſam! brach Jazy aus. Wie mancher General würde die Naſe bei einem Vorſchlag der Art rümpfen, ich geſtehe ſelbſt, ich würde ihn als kindiſch und nicht zur Ausführung geeignet, verworfen haben, wenn ich dies nicht geſehen hätte. Wie leicht, wie wenig koſtſpielig!

Und ein Antrieb mehr, fiel Kerning lachend ein, Rinder zu erbeuten.

Die Jäger ſtiegen wohlbehalten ans Land. Weder Munition noch Gewehr fanden ſich unbrauchbar.

Jazy fragte: Wird euch aber die Näſſe nicht ſchaden.

Die Jäger antworteten einmüthig: Wir ſind davon gewöhnt, übten es täglich.

Erkältung iſt bei ſchwerer Strafe verboten, ſagte Kerning. Die jugendliche Natur erträgt alles, womit man ſie nach und nach vertraut macht. Sie werden ſich geſtärkt auf das kalte Bad fühlen.

Treffliche Einrichtungen, rief Jazy, in dieſem Geiſt ſollen alle ſein, die wir fernerhin treffen.

Fünftes Kapitel.

Thätigkeit der Freiwilligen.

Brechen wir auf, rief nun Jazy, des Korps in Reihen ſtellend. Die Unbewaffneten müſſen Gewehr erobern.

Von einem Landmanne war in Erfahrung gebracht, bei Paſſau ſei der franzöſiſche Uebergang bereits erzwungen worden, und die groſſe Straße nach Wien mit Truppen bedeckt.

Da man dorthin nur wenige Meilen hatte, wurde beſchloſſen, irgend einen Streich auszuführen. Jazy trug gute Karten bei ſich, man nahm den Weg, unentdeckt zu bleiben, durch

Waldungen, oder wo man den Marſch ſonſt verbergen konnte.

Viele Landleute, die aus den Ortſchaften geflohen waren, durch welche der Feind zog, begegneten den Partheigängern und gaben ausführlichere Nachricht. Bald aber zeigten ſich auch feindliche Seitenpatrouillen, welche zur Sicherheit ihrer Kolonnen die Gegend erſpähten. Jazy war mit einigen Reutern ſeinem Korps eine Viertelmeile vorangeeilt, und er ſah Jene zuerſt. Er eilte nun zurück, legte von kleinen Haufen klüglich Verſtecke, hob eine Patrouille nach der andern auf. In kurzer Zeit waren zwanzig Pferde und eben ſo viele Gefangene mit ihren Waffen beiſammen.

Kerning mußte eben ſo viel von jenen neuen Ankömmlingen beritten machen, und ſie mit dem eroberten Gewehr verſehn. Jazy dagegen ließ ſich durch die Gefangenen vollſtändig über alles was ſie nur wiſſen konnten, unterrichten, verglich die verſchiedenen einſeitigen Ausſagen, um daraus richtige Schlüſſe zu ziehen. Dann ließ er, nachdem ihnen die Uniformen waren abgenommen worden, ſie nach einem Kloſter rückwärts bringen, und dort bewachen.

Sie waren ſämmtlich von der Reuterei, welche die Seitenkolonne des Herzogs von Montebello bildete, dieſe ſelbſt zog etwa eine halbe Meile davon hin.

Der Abend brach an, Jazy ſchlich abermal vor, bemerkte, wie dieſe Reuterkolonne anhielt und den Bivouac bezog. Dort wurden Feldwachen und Poſten in gewöhnlicher Art ausgeſtellt, man war ſich dazu bewußt, auf eine halbe Meile Seitenpatrouillen verſchickt zu haben, und glaubte um ſo mehr Sicherheit zu genießen, als die Oeſterreicher, welche den Uebergang am Inn ſtreitig gemacht hatten, überwältigt waren.

Fouragierer, ſchon vorher nach den Dörfern geſandt, kamen mit Fütterung und Lebensmitteln zurück, die Franzoſen verſorgten die Pferde, zündeten Feuer an und ließen es ſich dann ſo wohl ſein, als die Umſtände erlaubten.

Jazy ließ die mitgenommenen Leute, in der Entfernung, wo ſie nicht von den Poſten entdeckt werden konnten, zurück, ſtieg vom Pferde und ſchlich zu Fuße näher, indem er zuletzt auf dem Bauche kroch und ſich ſelbſt durch die Poſten, bis nahe an den Bivouac wagte. Die durchſchnittene Landſchaft begünſtigte ſeine Unternehmung.

Er hörte nun, indem einige Patrouillen zurückkamen, an der Poſtenkette das Looſungswort, merkte dazu ein Lied, das fröhliche Soldaten im Lager ſangen, den Worten und der Melodie nach, ſo genau, daß er es vollkommen im Gedächtniß bewahrte. Zudem ſah er die ganze Lage der Dinge, zählte drei leichte Reuterregimenter, an dieſem Platz, denen er aber trotz ihrer großen Ueberlegenheit etwas anzuhaben dachte. Nun ſchlich er zurück, warf ſich wieder auf ſein Pferd und eilte zu ſeinem etwas über eine halbe Meile davon befindlichem Korps.

Er fragte, wer der franzöſiſche Sprache kundig ſei? Es fanden ſich etwa Zwölfe unter den ehemaligen Studenten. Dieſen ſagte und ſang er das erhorchte Soldatenlied vor, ſie mußten es ſo lange üben, bis ſie es fertig und mit dem erforderlichen Akzent begriffen hatten.

Dann theilte er ſeine ferneren Diſpoſitionen aus, und ließ die Leute, bis eine Stunde nach Mitternacht, ruhen, wo er aufbrechen wollte, doch ohne die nöthige Vorſicht in Ausſtellung von Wachen hintenanzuſetzen.

Nachdem die Zeit da war, mußten zwanzig berittene Jäger (unter dieſen jene Zwölfe) die den gefangenen Franzoſen abgenommenen Uniformen anlegen. Sie machten den Vortrab. Die anderen dreißig folgten in einiger Entfernung. Nun marſchirte die Infanterie unter Wallfelds Leitung. Kerning mußte mit den noch übrigen Uhlanen und den Neuberittenen ſchließen.

Der Zug ging in der möglichſten Stille durch die Nacht. Zu wohl hatte Jazy die Gegend gemerkt um ſich nicht wieder zurecht zu finden. Er trug zudem eine Buſſole bei ſich, wo man die Hauptlinie immer nicht verfehlen kann. Endlich dienten ſelbſt die Feuer im Bivouac zur Richtung.

Unterwegs mußte man über einen kleinen Fluß, bei deſſen Brücke zwanzig Fußgänger zurückblieben, denen eine Petarde gegeben wurde, mit der Weiſung, ſie unterwärts an die Bohlen zu ſchrauben, auch wenn das Korps wieder anlangte, eine brennende Lunte bereit zu halten.

Nach etwa anderthalb Stunden langte man

Tauſend Schritte von den Feldwachen an. Jazy ſchlich abermal für ſeine Perſon vor, bemerkte wie im Lager alles ſchlummerte, hörte auch, wie bei den Feldwachen davon geredet wurde, daß von den Patrouillen verſchiedene nicht zurück gekommen wären. Es ging auch aus den Reden hervor, daß ihnen andere nachgeſchickt worden, und es war ein Glücksfall, dieſen nicht begegnet zu ſein. Glück begegnet aber den Kühnen oft.

Jazy kehrte zurück, theilte ſeine Diſpoſitionen aus, wies jedem den Punkt an, auf welchen er zu wirken hatte. Darüber floh etwa noch eine halbe Stunde hin. Die günſtigſte Zeit, gegen Tagesanbruch, wo ſowohl der Schlaf am feſteſten zu ſein pflegt, als man ſich auch beim Rückzuge, mit Hülfe der Morgendämmerung, ſchnell wieder zuſammenfinden kann, war da.

Nun mußten ſechs von den verkleideten Reutern, an einer Stelle, ſechs an einer anderen, gegen die Vedetten, das franzöſiſche Lied ſchon in der Entfernung ſingend, vorrücken. Die Vedetten riefen an, forderten die Looſung, empfingen ſie, und tadelten die vermeinten Kameraden, beim Patrouilliren zu ſingen. Was ſoll es ſchaden, gab man ihnen zu Antwort, iſt doch weit und breit nichts vom Feinde zu ſehn.

Er war jedoch nur zu nahe. Indem die Vedetten, zu zwei und zwei Mann, in ihre Mäntel gehüllt, unbeſorgt die Reuter herankommen ließen, warfen dieſe ſie vom Sattel, ohne ihnen Zeit zu laßen, zur Piſtole zu greifen, und die Fußjäger, die unmittelbar hinter ihnen ſchlichen, tödteten ſie mit den Kolben.

Während deſſen ſprengten die übrigen Reuter im vollen Gallop auf die Feldwachen, die zur Hälfte ſchliefen, Alles ſprang zwar eilig auf und warf ſich in den Sattel, allein die vorderen Reuter waren auch gleich heran, riefen: der Feind kömmt! Da ihre Uniformen, beim Schimmer der Wachfeuer, ſie als Franzoſen ankündigten, wurden ſie aufgefordert, ſich an die Reihen zu ſchließen. So nahten ſie ganz, hieben nun mit Hülfe der nacheilenden Kameraden ein.

Nun drang, gleich einem Furienſchwarm, die rennende Infanterie, in drei verſchiedene Haufen getheilt, nach den drei Bivouacs ein. Die Pferde waren ſchon losgeſchlungen und durch Flintenfeuer auseinandergejagt, als die auftaumeinden Schläfer ſich ihrer bemächtigen wollten. Je verwirrter es bei ihnen zuging, je leichter fiel es, zu morden, zu zerſtören.

Wie aufmerkſam auch die Wachen geweſen waren, der kühnen Liſt gelang es, in den Bivouac zu kommen; wie ſchnell man jetzt zu den Waffen eilte, wie tapfer man ſich vertheidigte, die an Zahl weit geringeren Angreifer hatten zu wichtige Vortheile auf ihrer Seite, als daß ſie das Glück nicht hätte krönen ſollen. Die Franzoſen mußten auch vermuthen, es mit der Ueberlegenheit zu thun zu haben, und zogen ſich, nach muthigem Widerſtande zu ihrer Infanteriekolonne.

Das glänzende Reſultat war: die Pferde dreier Kavallerieregimenter zerſprengt, ihnen einige Hundert Mann getödtet, eine große Menge von Waffen und Sattelzeug, in die Lagerfeuer geworfen zu haben. Zu Gefangenen hatte man verſchiedene Offiziere gemacht und darunter vornehme, mit gemeinen Soldaten wollte man ſich nicht befaſſen, da ſie zu ſchwer fortzubringen waren. Auch ein Wagen, der eine Regimentskaſſe enthielt, fiel den Siegern in die Hände. Mit den eignen Pferden beſpannt, fuhr man ihn eilig mit der abziehenden Avantgarde davon, die gefangenen Offiziere darauf gelegt, ein anderer noch gefundener Wagen diente, die eigenen ſchwer Verwundeten wegzubringen.

Nur etwa eine Viertelſtunde hielt ſich Jazy auf, dann tönte das Zeichen zum Rückzuge, alles jedoch, was man vollbringen wollte und konnte, war um dieſe Zeit ſchon vollbracht.

Der etwas mehr grauende Morgen begünſtigte das Zuſammenfinden. Die Infanterie eilte mit den Wagen voraus, die Reuter bildeten deckend den Nachtrab. Etwa zwanzig Mann und einige Pferde waren todt zurückgeblieben. Der, gegen den des Feindes gehalten, ſo unbedeutende Verluſt, erklärt ſich vollkommen, wenn man bedenkt, daß die Feinde meiſtens im Schlaf überfallen, mit Piken durchſtochen, oder mit den Büchſen erſchoßen wurden.

Von den verſprengten Pferden fanden ſich unterwegs manche. Man nahm einige davon, welche die verlorenen erſetzten, tödtete andere, damit ſie der Feind nicht wieder erlangen möchte.

Zwar blieb dieſer nun auch nicht müßig. Auch in der Infanteriekolonne war Lärm entſtanden. Einige Bataillone traten ins Gewehr, rückten nach, doch viel zu ſpät, Jazys Trupp war ihnen bereits aus den Augen gekommen. Mehrere Reuter, denen es gelungen war, ihrer Pferde wieder habhaft zu werden, ſetzten auch nach und kamen näher. Man war jedoch ſchon über die Brücke hinaus, wo Halt gemacht und mit jenen ſcharmuzirt wurde. Man ließ den Feind abſichtlich bis an die Brücke, wo denn die Petarde angeſteckt ward. Der Zünder, dazu eingerichtet, brannte ſo lange, daß die mit ihm Beſchäftigten, ſich noch retten konnten. So gelangten etwa dreißig Reuter über den Fluß, dann zerſtörte das Pulver die Brücke. Jene waren abgeſchnitten, wurden gefangen oder getödtet. Von den Uebrigen welche noch folgten, verſuchten Einige in den Fluß zu ſetzen, büßten jedoch ihre Verwegenheit mit dem Leben, da die Jäger am Ufer mit ihrem Geſchoß bereit lagen. Ungeſtört konnte nun der weitere Rückzug angetreten werden.

Sechstes Kapitel.

Neuer Partiſanſtreich.

Einige Meilen davon, geſchirmt durch Waldungen, hielt Jazy an. Das Geld vom Regimentswagen theilte er zur Hälfte unter ſeine Leute aus, die andere Hälfte blieb zu den allgemeinen Bedürfniſſen. Es wurden Anſtalten getroffen, Fütterung und Lebensmittel für die Freiwilligen gegen Zahlung zu finden, ein Theil um den andern pflegte der nöthigen Ruhe. Aus einem Städtchen langten Wundärzte an, die Bleſſirten zu verbinden. Die es ſchwer waren, ſandte er mit den Gefangenen vor der Hand nach jenem Kloſter und behielt einen der Wundärzte bei ſeinem Korps.

Viele junge Leute aus der Gegend, welche von dem glücklich vollzogenen Ueberfall gehört hatten, meldeten ſich Dienſte zu nehmen. Manche darunter brachten auch Pferde mit. Dazu fanden ſich neuerlich öſterreichiſche Soldaten, auf der Flucht von ihren Regimentern gekommen, ein, darunter zwei Offiziere. So konnte Jazy nunmehr Hundertundfunfzig Mann beritten machen, die freilich nicht alle gleich geübt waren, zu denen er aber die älteren als Gefreiten theilte. Seine Infanterie wuchs in kurzem gegen Dreihundert an.

Nicht lange hielt man ſich auf. Jeder mußte auf ſechs Tage Brot nehmen, einige Bauerwagen fuhren Hafer nach und ſo ging es weiter.

Jazy hatte erfahren, daß auch bei Mühldorf ein Korps der Feinde über den Inn ginge, und wandte ſich nach dieſer Gegend. Kerning hatte das Anliegen, bald eine Rolle zugetheilt zu bekommen, bei welcher er, mehr als neulich, ſich allein hingegeben wäre. Jazy verſprach ihm, darauf zu ſinnen.

Unterdeſſen begegneten ihnen mehrere öſterreichiſche Regimenter von dem Korps, das bei Stetten den Feind tapfer geworfen hatte, nun aber, um nicht durch die Ueberlegenheit erdrückt zu werden, ſich nach dem linken Donauufer zu wenden dachten.

Jazy meldete ſich bei den Generalen, und erhielt den Befehl, ſich an das Korps zu ſchließen. Wenn er ihm ſchon gehorchen mußte, geſchah es keineswegs mit frohem Willen. Theils hoffte er nicht bei dieſem Korps den Grad von Freiheit zu erlangen, der ihm zur Partheigängerei nöthig ſchien, theils wollte ihm die Güte des Plans, über die Donau zu gehn, keineswegs einleuchten. Ueber den letzten Punkt konnte er ſich nicht entbrechen, den Generalen Vorſtellungen zu machen. Er ſagte freimüthig: Je mehr unſere Truppen am rechten Donauufer die Bahnen räumen, je bequemer wird der Feind ſeine Operazionen vollbringen, je ſicherer in ſeinen Seiten und im Rücken ſein. Dagegen werden alle ſeine Unternehmungen ſchwierig gemacht, wenn ſich ein 20 oder 30,000 Mann in die Gebirge von Salzburg und Tirol werfen, und von da aus, Flanke und Rücken des Feindes unaufhörlich beunruhigen. Da die alte Anhänglichkeit für Oeſterreich bei den Tirolern erwacht iſt, ſie bereits den treuſten Willen offenbarten, ſo würde dieſer glückliche Umſtand alles erleichtern.

Zu einer andern Zeit würden die Generale ſich vermuthlich in gar keine Diskuſſionen mit einem Uhlanenlieutenant eingelaſſen, ſondern ihm das Nec ſutor ultra crepidam erwiedert haben, itzt war es aber etwas anders. Doch geduldig hören, freundlich erwiedern, heißt noch nicht die Kraft zu feurigen, ungewöhnlichen, kühnen Unternehmungen anſpannen. Oft mangelt auch allenfalls der Muth dazu nicht, von welchem man bei dieſem Korps ohnehin bewährte Proben abgelegt hatte, aber das Genie, einen großen neuen Plan ſchnell zu entwerfen und mit Feſtigkeit zu verfolgen. Es giebt auch alte gediente Männer, die ohne Befehl ſich in der peinlichſten Lage fühlen. Sie werfen ſich gerne in die Todesgefahr, wenn ſie nur geboten iſt, doch ſich durch Willkühr in Verantwortlichkeit zu bringen, dazu können ſie ſich nicht entſchließen. Wie es nun dieſe oder irgend eine andere Bewandniß haben mochte, auch hier wandte man ein: Der Erzherzog Karl bedürfe auf alle Weiſe der Verſtärkungen, da Einmal ſein Heer bei den Schlachten in Baiern anſehnlich gelitten habe, und ferner auch zu beſorgen ſei, der Feind könne nach der Einnahme von Wien über die Donau rücken und ihn abermal angreifen. Man würde ſich auch am rechten Ufer nicht halten können, da der nämlichen Ueberlegenheit, durch welche der Generaliſſimus gezwungen worden ſei, den Weg nach Böhmen einzuſchlagen, unmöglich dieſe Truppen widerſtehn könnten. Was die braven Tiroler anlange, ſo ſei zu ihrer Hülfe General Chaſteller in ihr Land gerückt, das ohnehin durch ſeine Natur trefliche Vertheidigungsmittel darbiete.

Alles dies leuchtete nun unſerm Freunde nicht ein. Er entgegnete: Erzherzog Karl werde in Böhmen und durch die ungariſche Inſurrekzion, ſich dennoch verſtärken, und, den Feind abzuhalten, daß er ihn vor der Hand nicht angriffe, dazu möchte es gar kein zweckdienlicheres Mittel geben, als Diverſionen. Der Feind habe auch in Baiern großen Abgang erlitten, werde Konſkribirte nacheilen, Aushebungen in den Bundesſtaaten anordnen laßen. Jene könne man unterwegs aufheben, dieſen Hinderniſſe bereiten. Der Feind werde ſich durch ein anſehnliches Korps ſchwächen müſſen, und im Gefechte mit demſelben, werde man ſich immer der weſentlichſten Vortheile erfreun, da man von den Höhen in die Thäler ſtiege, und bei den Rückzügen durch ſchirmende Felſen aufgenommen würde. Auch fänden die Franzoſen, gegenwärtig im Frühling, nicht Lebensnothwendigkeiten genug in Oeſterreich, müßten Provianttransporte nachkommen laſſen. Dieſe zu ſchwierigen, wegzunehmen, gäbe es mannichfache Gelegenheit, wenn man ſich in viele Streifkorps ſpalte, und die Lage der Gegner würde ſehr bedenklich dadurch werden. Ich bringe, endete er, ſo weit in meinen Vorausſetzungen, daß ich hoffe, 30,000 Mann, zu den Tirolern und dem Korps des General Chaſteller geſellt, können die Feinde zwingen, aus Oeſterreich zurückzukehren. Wie der Generaliſſimus davon vernimmt, kann er wieder umkehren, entweder das ſchwache Korps bei Regensburg überwältigen, oder an einem anderen Orte wieder am rechten Donauufer Platz nehmen, die Offenſive abermal zu beginnen. Sind ſeine Bewegungen ſchnell, gelingt es ihm wohl, ſich mit dem Tiroler Korps die Hand zu bieten, den Feind vom Rheine völlig abzuſchneiden und ſeine Siege in Baiern, haben, indem ſie ihn verführten, das Ausſchweifende zu beginnen, ſeinen Untergang gebaut.

Dies Räſonnement des Uhlanenlieutenants ſcheint nicht unrichtig zu ſein, auch wird es durch manche Umſtände, in der Folge eingetreten, gerechtfertigt. Wenn alle Truppen unter Hiller und Jellachich, die wohl gegen 50,000 Mann betrugen, ſich nach Tirol wandten, ſtatt über die Donau zu gehen, ſo war das Korps unter dem Kronprinzen von Baiern und dem General De' roi, bei weitem nicht ſtark genug, dagegen aufzutreten. Es mußte von dem Heere, das nach Wien verdrang, noch anderweitige Hülfe geſandt werden, und das ging eben nicht mit Bequemlichkeit an, man war ja jener Baiern ſo benöthigt, daß ſie ſchnell wieder von Inſpruck zurückeilen und Linz beſetzen mußten. Auch die Korps des Herzog von Auerſtädt und des Prinzen von Pontecorvo empfingen nicht lange danach Befehl, ihre frühere Beſtimmung aufzugeben und die große Armee zu unterſtützen, indem ſie zum Theil den Uebergang bei Linz deckten, zum Theil jene auch wirklich verſtärkten.

Wenn dagegen Hiller und Jellachich nach Tirol rückten, mußten wenigſtens jene Korps auch noch mit ihnen beſchäftigt werden, und die Truppen, die bei Wien Platz nahmen, eine ihnen gleiche Zahl für ihre ſonſtigen Obliegenheiten detachiren. Dies hob an einer Seite den

Abgang, welchen der Generaliſſimus durch Hiller und Jellachich empfand, wieder auf, an der andern wurde aber unglaublich viel gewonnen. Denn haben jetzt die Inſurgenten, zuletzt kaum durch einen Major Teimer unterſtützt, ſo glückliche Neckereien auf den Verbindungslinien zwiſchen Elſaß und Oeſterreich geübt, was würde nicht bei ſo kräftigem Beiſtande geſchehen ſein. An eine Eroberung des Gebirglandes war jetzt nicht zu denken, und wollte ſich der Feind begnügen, einen großen Halbkreis zu ziehn, um den Ausgang zu hindern, ſo ſchwächte er ſich dadurch theilweiſe, konnte an einzelnen Punkten von der Ueberlegenheit durchbrochen werden, welche ſodann, kleine Partheien in verſchiedner Richtung ausſendend, ihre Zwecke dennoch erreichte. Wir möchten auch wohl behaupten, der Erzherzog Johann, glücklich an der Piave, hätte keinesweges den Befehl erhalten ſollen, zurückzukehren. Empfing durch ihn die öſterreichiſche Hauptmacht eine Verſtärkung, ſo war doch zugleich vorauszuſehn, daß eben nun die franzöſiſche auch durch den nachrückenden Vizekönig von Italien anwachſen werde. So ſtanden die Dinge im Herzen des Staates ja wiederum im Gleichgewicht. Dadurch aber, daß der Erzherzog Johann in Italien freiwillig ſo viel neugewonnenes und altes Feld weggab, räumte man ja auf dieſer Seite dem Feinde einen ſo wichtigen Vortheil ein, als ihm immer nur ein Hauptſieg zuwenden konnte. Beſſer, Erzherzog Johann verfolgte ſeine Vortheile, durch den Grafen Giulai, der Talent zeigte, unterſtützt. Dann konnten auch die Inſurrektionen im ſüdlichen Ungarn, in Kroatien und dem Littorale, weniger gehindert, lebendiger ermuthigt, einen gedeihlicheren Fortgang nehmen. Es war bei ſolchen Umſtänden gar nicht unausführbar, daß die italieniſche öſterreichiſche Armee, in bequeme Verbindung mit jener in Tirol gebracht, ein Korps von 60 bis 70 Tauſend Mann nach der Schweitz entſenden, ſogar ſpäterhin, damit den gegenüber liegenden Theil Frankreichs, der ohne Feſtungen Invaſionen offen ſteht, bedrohen konnte. Mochten die Franzoſen ſich dann mehr in Ungarn ausbreiten, ſie ſpalteten und ſchwächten ſich zugleich auch um ſo mehr. Dagegen gewannen die Truppen unter Bellegarde und Kienmeier deſto freieren Spielraum, konnten nach

Franken und gegen den Main operiren, der Herzog von Abrantes trat erſt ſpäterhin dort auf, und bekanntlich mit geringer Zahl.

Wenn alles dies erfolgte, blieb es doch wohl nicht denkbar, daß die Feinde hätten im Herzen von Oeſterreich weilen können. Man mußte dann auch, wenn ſie bei Wien über die Donau ſchritten, dem Kampfe ausweichen, lieber mit der großen Armee Bewegungen vollziehn, die Jener Subſiſtenz auf alle Weiſe erſchwerten, (was vollkommen thunlich war) oder, noch beſſer, nach dem Rhein eilen, das Garn zugleich, in Verbindung mit Voralberg, in Schwaben zuziehend. Wien ging doch, nach den einmal vollzogenen Mißgriffen, verloren, hauſte der Feind ſchlimm im Vaterlande, ſo drohte man dem ſeinigen mit Vergeltung. Schlimmer konnte es auf dieſe Weiſe nicht ausfallen, wohl aber vortheilhafter. Ob ſo, wie es wirklich kam, nach Mancher Hoffnung, dem Kontinent ein dauernder Friede eher blühen werde, als in einem anderen Falle, davon iſt hier die Rede nicht, ſondern nur von dem was die Kriegskunſt vorgeſchrieben hätte. Da finden wir aber, faſt nach jedem Siege der

Neu-Franken, in der Konſternazion ihrer Gegner, gleichſam ein Beſtreben, die glücklichen Folgen des Sieges für Jene zu erweiten. So giebt ein Melas, nach der Schlacht von Marengo, die bei einem, an beiden Seiten ziemlich gleichen Verluſt, die Franzoſen nur wenig Feld gewinnen ließ, willig eine Menge Feſtungen und einen bedeutendem Landſtrich hin, ſtatt er rückwärts vortheilhafte Stellungen genug fand, wo er abermal ſchlagen konnte. So läßt ein Mack das Gewehr niederlegen, ſtatt ihm Zeit genug blieb, nach der Schweitz oder nach Tirol zu gehn, und, aus feſten Lägern den rechten Flügel der Franzoſen bedrohend, ihr weiteres Vordringen zu hemmen u. ſ. w.

Jazy empfing die Antwort: Wie ſollen wir in Tirol Lebensmittel finden?

Er entgegnete: Die Umgebung muß ſie liefern. Machen wir es in dem Betracht, wie unſere Feinde, muß es uns, wie ihnen gelingen.

Seine Vorſtellungen blieben jedoch eben ſo fruchtlos, als die, an anderen Orten wohl von denkenden Köpfen den Autoritäten gemacht. Man wollte über die Donau.

Dies war nun aber auch ſchwierig genug, da jene von Paſſau nach Wien dringende Kolonne den Vorſprung hatte. Jazo erbot ſich indeſſen, ſie aufzuhalten, damit die Oeſterreicher vor ihnen bei Krems anlangen könnten. Man glaubte nicht, er werde mit ſeiner geringen Zahl dies ins Werk richten, er ſchritt aber gleich zur That.

Seine Leute waren geeignet, ſchnelle Märſche zu vollziehn. Die Gefangenen und ſchwer Verwundeten aus jenem Verwahrungsorte, bat er, mit dem Bagagezug fortzubringen, die leicht Verwundeten, worunter auch Kerning ſich befand, trennten ſich nicht von ihm. Er kündigte gleich an, wie er zwei Tage und eine Nacht hindurch ununterbrochen vorwärts eilen, und nur ſo viel anhalten werde, als die Fütterung und nothdürftige Ruhe der Pferde gebiete. Seine jungen flinken Burſche — einige bejahrteren, unter den ſich angefundenen Soldaten, hatte er die Gefangenen verwahren laſſen, und nahm ſie jetzt auch nicht zu ſich — waren das vollkommen zufrieden, bedurften auch keine andere Nahrung als das ihnen vertheilte Brot. Nun ging es gleich durch verdeckte Umwege fort, und zwei Tage nachher befand ſich der Freiwilligenhaufe in der That eine halbe Meile vor der feindlichen Avantgarde. Durch dieſen ſchnellen Marſch, den jenes große Korps, mit allem ſeinen Troß beladen, nicht ausführen konnte, war viel gewonnen.

Jazy ging nun ſchnell daran, dem Marſch des Feindes alle nur erdenkbare und in der Umgebung aufzufindende Hinderniſſe zu bereiten. Die Brücken über kleine Flüße und Bäche wurden vernichtet, die Heerſtraßen durch Gräben, umgehauene Bäume, hinein gewälzte Steine und dergleichen, unwegſam gemacht. In den Dörfern oder Städtchen, durch welche der Zug mußte, ſchob man mit Dünger oder Holz beladene Wagen ineinander, ſperrte Thore oder Schlagbäume mit Balken. Alles Landvolk, das noch nicht entflohn war, ward zuſammen getrieben und mußte treulich helfen.

Es verſteht ſich, daß der Feind, wie ſeine Avantgarde anlangte, kräftig die Hinderniſſe wegräumen ließ. Seine Sappeure arbeiteten mit aller Macht, die Pfade wieder zu bahnen. Allein es ging dadurch Zeit verloren, hier nahm eine herzuſtellende Brücke, trotz aller Eile zwei

Stunden hin, dort konnte man den Zugang durch eine verhauene Waldung erſt in mehreren öffnen. An einer anderen Stelle entſchloß man ſich zu Umwegen, wodurch ebenfalls Jazys Abſicht Unterſtützung fand. Dazu ließ dieſer Ueberall, die ſchwierig gemachten Punkte, nachdrücklich vertheidigen, ließ die Feinde, welche Hand an die Aufräumung legten, durch ſeine Jäger, die hinter Erdaufwürfen, in Gräben, in Häuſern verſteckt lagen, beſchießen, oder fiel mit ſeinen Reutern auf ſie. So mußte denn immer erſt eine Uebermacht de[illegible] Poſten bezwingen, ehe die Sappeure ihre Arbeit vollenden konnten.

Bei den hitzigen Angriffen der Feinde konnte es allerdings nicht fehlen, daß unſer Partiſan viele Leute verlor, gleichwohl immer nicht eine ſolche Zahl, wie diejenigen würden eingebüßt haben, die ſich der gewöhnlichen Fechtart bedient hätten. Allein die große Abſicht, den Vorſprung der Kolonne zu vereiteln und jenen öſterreichiſchen Truppen Zeit zu verſchaffen, die Donau bei Krems früher zu erreichen, gelang dafür auch vollkommen. Denn, wiewohl mit beträchtlichen Opfern und unter faſt erſchöpfender Abmattung ſeiner Leute während eines dreitägigen Gefechtes, hatte er es dahin gebracht, daß die feindliche Kolonne, während eben dieſer dreien Tage kaum, einen halben Tagemarſch vordringen konnte, um ſo mehr, als das öſterreichiſche Korps, nach genommener Abrede, ſie durch entſandte anderweitige leichte Truppen in der Seite beunruhigen und aufhalten ließ. Sie konnte dies auch nur unvollkommen abwehren, denn drei Kavallerieregimenter, hatte Jazys neulicher Ueberfall zerrüttet und ſie mußten zuvor wieder in Ordnung gebracht werden. Das öſterreichiſche Korps ſandte unter der Zeit Gepäck voraus, folgte dann auf dem Seitenwege und ſtieß glücklich zu den übrigen bei Krems verſammelten Truppen, wo man denn, nach einem harten Kampfe im Stande war, über die Donau zu gehen. Ohne den leichten Partiſanhaufen würde dies jedoch nimmer thunlich geweſen ſein, man wäre zwiſchen das benannte feindliche Korps und jenes, das von Mühldorf herkam, gerathen und dadurch in die übelſte Lage verſetzt worden.

Jazy erbot ſich, wie das öſterreichiſche Korps an dem feindlichen vorüber war, nun ſeinen

Nachtrab zu blicken und ſammelte deshalb ſeine zerſtreuten Leute. Hier bekam er es denn wieder mit einer großen Ueberlegenheit zu thun, mußte die härteſten Kämpfe beſtehn. Allein die Landſchaft war ſchnellen vortheilhaften Rückzügen günſtig. Er ward demungeachtet von jenem Korps abgedrängt, da ſich viel Reuterei in den Zwiſchenraum warf. Nun konnte er nicht über die Donau, wie ihm anbefohlen war. So wie er indeſſen, bei ſeiner Abneigung über den Strom zu gehn, und bei dem feſten Glauben an die Nützlichkeit aller Unternehmungen im Rücken des Feindes, an dieſer Seite, im jetzigen Falle wohl nicht die nöthige Anſtrengung aller Kräfte bewieſen haben mochte, deren er fähig war, ſo bezeigte er ſich auch ſehr zufrieden damit, nun wieder in eigner Freiheit walten zu können.

Siebentes Kapitel.

Unerwartete Dinge.

Man entzog ſich durch raſche Bewegungen, ſüdlich, und von Bergen und Wäldern unterſtützt, den Verfolgungen des Feindes. Genug war in dieſen mühevollen Tagen geſchehn, vor der Hand auch nichts von Belang zu unternehmen. Die menſchliche Natur hält die übergroße Anſtrengung nicht lange aus, einige Erfriſchung und Ruhe war Leuten nöthig, die neben Gewaltmärſchen und ununterbrochenem Kampf, in vier Nächten des Schlafes entbehrten.

Die Muſterung des Häufleins, nachdem Zeit dazu gewonnen war, fiel niederſchlagend genug aus, nur die Betrachtungen über die Kriegsgeſchicke im Allgemeinen, neben der frohen Ueberzeugung, man habe durch die Opfer weſentliche Vortheile erkauft, konnten Troſt gewähren. Zwölfe jener braven Jünglinge aus Wien waren gefallen. Die Hälfte von denen, die Zapy auf ſeinen Gütern hatte ſtellen laſſen, eben ſo die Hälfte von den Uhlanen ſeines Regiments und den anderen Reutern. Die Infanterie vermißte in allem gegen Hundert Mann, die entweder todt oder in die Gefangenſchaft gerathen waren. Bei dem allen ein mäßiger Verluſt, denn man hatte Tauſenden widerſtanden.

Verwundete gab es in ziemlicher Menge,

einige darunter ſtarben in der folgenden Nacht, die Pferde, auch ſehr verringert an Zahl, hatten viel gelitten.

Es wurde eine Berathung gehalten, wie man ſich Lebensnothwendigkeiten verſchaffen könne. Geld fehlte nicht, dagegen war zu fürchten, daß aus den Dörfern in der Gegend, die Bewohner entflohn, oder ſie ſchon durch Requiſizionen erſchöpft wären. Das Glück legte ſich aber ins Mittel.

Denn während man auf der Karte unterſuchte, wohin etwa zu ſchicken wäre, und nach den Pferden und Leuten forſchte, die noch Kräfte für einen Zug übrig hätten, meldete die ausgeſtellte Wache eilig, in der Ferne vor dem Wald zeige ſich allerhand Fuhrwerk und zuſammengetrieben Vieh, von Soldaten begleitet.

Jazy überzeugte ſich davon, ſchloß richtig auf eine Requiſizion für die Avantgarde des Korps, welches von Mühldorf herkäme und ordnete die Anſtalten, ſie ſelbſt im Empfang zu nehmen.

Die Bedeckung enthielt funfzig Chaſſeurs zu Pferde, eben ſo viel Infanterie. Der Zug mußte durch den Wald, bequem ließ ſich ein Verſteck zu beiden Seiten des Weges legen. Die Hoffnung in Beſitz labender Erfriſchungen zu gelangen, munterte alles auf, ſtählte die noch übrigen Kräfte.

Die Feinde ſandten einzelne Jäger voraus, den Wald zu durchſpähen. Jazy hatte ſeine Leute aber weit von der Straße zurückgezogen. Jene meinten auch, hier nichts von Oeſterreichern anzutreffen, gingen alſo nicht mit der gewohnten Sorgſamkeit zu Werke und entdeckten nichts. Die mit Wein, Gemüſen und Hafer beladenen Wagen folgten nun, die Hälfte der Reuter an ihrer Spitze, hinter ihnen wurden etwa dreißig Stück Rindvieh durch gezwungene Landleute getrieben, welche die Fußſoldaten begleiteten, die übrigen Reuter ſchloſſen.

Die Partheigänger waren genau unterrichtet, hatten ſich auf einen zweckvollen Angriff bereitet. Mit dem gegebenen Signal ſtürzte man zugleich auf den Vor- und Nachtrab, fiel von beiden Seiten auf die Infanterie der Bedeckung. Jeder mußte einen wohlgezielten Schuß thun, deſſen Erfolg auch nicht ausblieb, und dann mit vollem Ungeſtüm eindringen. Alles geſchah in dem nämlichen Augenblick, die überraſchten Feinde gewannen kaum die Zeit, ſich zu vertheidigen, was nicht zu Boden lag, ſah ſich entwaffnet, mußte ſich ergeben. Nur einigen Reutern gelang es, ſich durch die Flucht zu retten.

Ein ſchneller Anfall, nach einem guten Plan, im Einklang und mit Kühnheit ausgeführt, mißglückt ſelten, man erfreut ſich zu bedeutender Vortheile dabei. Auch hatten die Partheigänger nur einen einzigen Verwundeten, dagegen viele von den Gegnern erlegt, und gegen Funfzig Gefangene gemacht. Vierzig ſtattliche Pferde und viele Waffen wovon ſie guten Gebrauch machen konnten, wurden auch ihre Beute. Zudem war die Verlegenheit wegen ihrer Bedürfniſſe, in dem reichen Vorrath an Lebensmitteln, gehoben.

Die entwaffneten Gefangenen bewachte man von Jägern umſtellt, nahm an Vieh, Wein und Fütterung, was der Bedarf auferlegte. Das Uebrige konnten die befreiten Landleute wieder zurücknehmen, nachdem ihnen, den öſterreichiſchen Unterthanen, was Jazy behielt, mit franzöſiſchen Gelde bezahlt worden.

Die Gefangenen wurden gefragt, wie weit ihr Korps zurück wäre? Um einen Tagemarſch, hieß die Antwort. Der Umſtand, daß ſchon ein anderes Korps voraus war, und man ſich keiner Oeſterreicher mehr in der Gegend verſah, hatte gemacht, daß die Requiſizionen hie und da zeitig zuſammengetrieben wurden.

Luſtig ſchlachteten die Freiwilligen nun Rinder und brieten ſie an Feuern im Wald. Jazy ließ den Wein vertheilen, im Geſchmack Homeriſcher Helden das eroberte Mahl halten. Man that für die Verwundeten was immer anging, pflegte die Thiere ſorgſam. Vierundzwanzig Stunden, rief er, Labung und Ruhe, dann wird es wohl wieder zu thun geben. Bei dem allen ſäumte die Vorſicht mit ausgeſtellten Wachen nicht.

Die Gefangenen bekamen ihren Theil. Es waren zwei Offiziere und ein Kommiſſair darunter. Dieſe ſchlug ihr Unglück nieder, um ſo mehr als ſie dereinſt ſchwere Verantwortung fürchteten. Jazy ſuchte ſie zu erheitern. Getroſt, meine Herren, rief er, es iſt Kriegers Loos, heute dir, morgen mir!

Die Offiziere erklärten ihm, nie einen Ueberfall geſehn zu haben, der ſo wohl berechnet, ſo ſchnell ausgeführt wäre. Ich bitte um Verzeihung, entgegnete Jazy, ſie verſtehen das auch meiſterhaft, es iſt mir ſelbſt im vorigen Kriege begegnet, mit allen meinen Leuten gefangen worden zu ſein. Es geſchah durch Polen, die bei ihrem Heere ſtanden.

Da von den Polen die Rede iſt, fiel der Kommiſſair ein, denke ich eben daran, daß mir von einem ihrer Offiziere, ein Brief an einen öſterreichiſchen mitgegeben wurde. Ich ſoll ihn ſuchen, bei den Vorpoſten abzuliefern, oder, wenn allenfalls ein Parlementair ins feindliche Lager geſchickt würde, ihn mitgeben. Vielleicht wiſſen ſie, mein Herr, wo das Regiment ſich befinden mag, finden Mittel ihn an ihren Kameraden gelangen zu laſſen.

Der Kommiſſair ſuchte in ſeinem Taſchenbuch. Jazy geſpannt aufmerkſam, fragte eilig: Wie nannte ſich der Offizier, mein Herr?

„Wielinski.“

Wielinski! Um des Himmelswillen!

„Hier iſt der Brief.“

Jazy nahm ihn mit zitternden Händen, blickte ſtumm nach der Aufſchrift — brach.

Den Kommiſſair ſchien das beſorgt zu machen. Erlauben ſie, mein Herr —

Ich bin es, an den der Brief ſoll.

„Wahrhaftig? Ein höchſt ſonderbarer Zufall.“

O Gott! Ja wohl! Wundern ſie ſich nicht über meine Bewegung. Dieſer Offizier iſt mein Freund — rettete mein Leben — und — und ſeine — Doch wo iſt er jetzt, wo ſteht ſein Regiment?

Es ging nicht mit nach Baiern vor, blieb in Schwaben, die Verbindungen zu decken. Man ſagt aber, es wird nächſtens wieder nach Spanien aufbrechen.

Jazy ſammelte ſich, richtete die Offiziere möglichſt auf, verſprach, ſie auf ihr Ehrenwort frei zu geben, auch, wenn ſie es verlangten, ihnen ein Zeugniß der tapferſten Vertheidigung auszufertigen, ſagte dem Kommiſſair, er dürfe über alles entſcheiden, was in ſeiner Gewalt ſtände, gab Wallfeld und Kerning auf, mit den

Fremden zu trinken, ſie freundlich zu unterhalten. Dann ging er bei Seite, den Brief ungeſtört zu leſen. Sein Herz wogte, das Papier bebte in ſeiner Hand. Bis gegen die Vorpoſten wankte er, ehe er ſich ermuthigte, es auseinanderzuſchlagen.

Endlich geſchah es. Der erſte Blick fiel auf die Unterſchrift. Frohe ſüße Beſtürzung! Julie Wielinska. — Alſo nicht vom Bruder? Dieſer hatte nur die Beſorgung. O da wird er auch ſonſt für den Freund handeln.

Jazy ging noch weiter in den Wald, damit ihn Niemand beobachtete, dann las er:

Mein guter Baron!

Ihr Brief kam in meine Hände. Da jedoch die Antwort auf der Poſt ſchwerlich zu Ihnen gelangen dürfte, will ich verſuchen, ob Herr N. M. ein Mittel findet, dies Schreiben an Sie zu fördern.

Sie bekennen mir Liebe, zarte edelmüthige Liebe. Ich darf nicht fürchten, eine Aufwallung des Augenblicks leite Ihre hohen Betheurungen, der Ihnen eigne Biederſinn, andere Umſtände reden für das Gegentheil. Es iſt auch kein Grund vorhanden, Ihnen ganz und gar abzuleugnen, was meine geſchmeichelte Weiblichkeit empfinden mußte, da Sie mir ſo herzig bekannten, was ich — Aufrichtigkeit lohne Ihnen wenigſtens — ahnte.

Doch, unterhielten wir, mein theurer Freund, uns auch in Lemberg ſchon, von dem rauhen Widerſpruch, in welchem dieſe Zeit mit allen ſchönen Gefühlen ſteht. Was damals aus der Ferne drohte, iſt furchtbar in die Wirklichkeit übergegangen. Das Schickſal rief Sie, rief mein Geſchlecht zu den Waffen, unter feindlichen Monarchen, keinen Wunſch, keine Anſicht der Urſachen des erneuten Kampfes theilend. Darf man da Liebe fühlen, bekennen, entgegnen? —

Sie werden ſagen: Was geht uns der Zwiſt Napoleons mit Franz II. an?

Ach — zu viel! Wenn ich Sie liebte — und Sie endeten in der Schlacht! Wenn Sie mich liebten, und — theurer Freund! unſere Lage gebietet, dieſe Empfindungen muthig zu verbannen. Glauben Sie mir, es iſt Wohlthat für Ihr

Herz, wenn Sie ſich von dem holden Wahn trennen. Fliegen Sie zu den Höhen des Ruhms hinan, die Ehre ſei Ihre Geliebte. — —

Soll ich von den Tagen des Friedens reden, die vielleicht bald nahen? Da verwunde ich Ihre von Vaterlandsliebe glühende Bruſt. Dieſer Friede wird den Niederlagen Ihrer Heere folgen, wäre das nicht, würde ihn dann Europa in Zehn Jahren ſehn? Und bei einem ſolchen Frieden, iſt Ihr Gemüth zu gebeugt, um der frohen Minne zu denken, wie ich denn wahrlich — ich geſtehe es — möchte die Flamme der Liebe noch ſo göttlich in mir leben, auf den Trümmern von Frankreichs Ruhm ihre Kränze nimmer wände. Sehn Sie, Baron, ſo ſtrebt uns alles entgegen. Und der alte Wielinski — bei ihm müßten Sie doch um mich werben — iſt ſo von altem, im Hochgefühl erzeugten, durch Ueberlegung befeſtigten Nationalhaß durchdrungen, daß er meine Hand nie, nie einem Oeſterreicher zuſagt, darauf bauen Sie! Oder — dieſer Oeſterreicher müßte — doch ich nenne es nicht.

Was frommte es Ihrem Glück, wenn anter ſolchen Umſtänden Ihnen Gegenliebe bekannt würde?

Leben Sie wohl!

Ihre
gerührte Freundin
Julie Wielinska.

Man denke ſich, welchen Sturm dieſer Brief in einem liebenden Herzen anfachen mußte! Jazys kriegeriſche Thätigkeit in den vergangenen Tagen, hatte die Liebe ziemlich niedergehalten, jetzt mangelte nicht viel, daß die Liebe, über ſeinen hohen Trieb dieſe Thätigkeit fortzuſetzen, die Obergewalt errungen, ihn in zerſtreuende, den Fittig des Geiſtes lähmende Träumereien, verſenkt hätte.

Denn Widerſtand und Hoffnung mußten in den Worten dieſes Briefes gleich entflammen. Er irrte mehrere Stunden im Walde umher, zur nicht geringen Befremdung ſeiner Leute, die nicht wußten, was mit ihrem Anführer vorging.

Wallfeld ſuchte ihn endlich auf, fand ihn. Er mußte ſich ermannen und einen Vorſchlag anhören, den ihm Jener machte. Wir haben viele Gefangene, ſagte Wallfeld, ſie werden uns läſtig ſein. Wie, wenn wir einen Parlementair an die feindliche Kolonne ſendeten, welche vermuthlich bei den letzten Kämpfen auch öſterreichiſche Gefangene machte, die noch nicht rückwärts abgeführt ſind? Wir laſſen vorſchlagen, eine mit den unſrigen gleiche Zahl davon auszuwechſeln, dann wird unſer Korps um dieſe Zahl verſtärkt.

Eine Kolonne wird nicht mit unſerm Häuflein unterhandeln wollen, entgegnete Jazy.

Warum nicht? fing der Andere wieder an. Wir haben Gebirge hinter uns, die vor der Hand eine ſichere Zuflucht darbieten. Wir drohen, alle Gefangene niederzuhauen, wenn man nicht auswechſelt.

Wohl, rief der Anführer, es gelte einen Verſuch!

Einen Trompeter hatte man noch von den Uhlanen, Wallfeld erbot ſich den Parlementair zu machen, und ritt mit jenem der feindlichen Kolonne, welche von Mühldorf her anrückte, entgegen. Jazy aber brach mit den Partheigängern und Gefangenen, nach einer, mit Wallfeld abgeredeten, mehr rückwärts liegenden Stellung auf, die Berge und Gehölze vortheilhaft deckten.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung.

Wallfeld langte bei dem feindlichen Vortrab jener Kolonne an. Man führte ihn zum Kommandanten deſſelben, der, wie es die Umſtände hier ergaben, aus einem hohen Ton ſprach. Wie kömmt man dazu, fragte er, hier eine Auswechſelung anzubieten? Wir ſind in dieſen Gegenden Sieger, verlangen vielmehr, daß man vor uns das Gewehr niederlege. Auf die Drohung, die Gefangenen würden niedergehauen werden, folgte ſtolze Zuſage ſchwerer Repreſſalien. Doch indem der junge öſterreichiſche Offizier Verbindlichkeit im Benehmen zeigte, gewann er den anderen Theil, der endlich auf den Vorſchlag einging, doch mit dem Zuſatze: nach dem abgemachten Geſchäfte, würden ſogleich ernſte Feindſeligkeiten gegen das Partheigängerkorps beginnen; es könne auch darauf zählen, in jeden Schlupfwinkel hartnäckig verfolgt zu werden.

Hierauf hatte Wallfeld nichts zu antworten, benachrichtigte dagegen ſeinen Chef, wie eine ſeinen Gefangenen gleiche Zahl Oeſterreicher nach einem nahen Thale würde abgeführt, und dort gegen die Franzoſen umgetauſcht werden.

Jazy hatte, während der über dieſe Angelegenheit entflohenen ruhigen Stunden, bald ſüßen Liebesträumen nachgehangen, bald ſich durch wehmüthige Blicke in die Zukunft, und furchtbare Ahnungen gequält. Dann hatte er aber einen Brief an Julien gefertigt, worin er unter andern ſagte:

„O mein Fräulein! Warum tritt der Patriotismus feindlich zwiſchen uns! Der kleine Strahl einer aus weiten Fernen ſchimmernden Hoffnung in Ihrem Briefe, würde mich zum glückſeligſten der Menſchen erheben, wenn nicht grauſame Zweifel ihn wieder verhüllten. Ich darf meine Vaterlandsliebe ja nicht wägend an die hohe unſterbliche Liebe halten, die für Sie in meinem Buſen glüht. Tirannei der Ehre, die mir aber heilig bleiben muß, wenn ich nicht in Selbſtverachtung untergehen will, unterſagt es.

Es gab eine Zeit, wo wir einander unbefangene Vorſchläge machten, unſere politiſchen Anſichten zu wechſeln, doch auch unſere zarte Empfindlichkeit über den Punkt entdeckend, kann davon nicht mehr die Rede ſein. Traurig, traurig!

O daß ich mich für Sie in die offene Gefahr werfen könnte, daß über Leichname hin ein Weg zu Ihrem Herzen führte! Aber durch die Schmach, nein theure Julie, werden Sie ihn ſelbſt nicht bahnen wollen, und es wäre mein Tod, wenn Sie darum an eine mindere Gewalt dieſer Liebe glaubten! Religionen wurden um Liebe aufgegeben, die Ehre darf es nicht.

Allein Ihr Geſchlecht — in dieſe Behauptung muß jedes fühlende Herz ſtimmen — wird nicht durch Bande, wie ſie Staaten knüpfen, eingeengt. Jenen Grafen von Gleichen folgte eine Sarazenin in das fremde Vaterland und die Geſchichte konnte das edle Gemüth nicht tadeln. Ihr Vater, o Ihr Vater iſt zu hart, wenn er hier ausſprechen will! Ihm ziemt Gleichgültigkeit, an Ihr Herz muß er die Angelegenheit weiſen, und mein Fräulein — ich hoffte von dieſem Herzen, verzeihe Ihre Milde dies ſtolze Wort, ich hoffte davon, ſeit den himmelvollen Augenblicken wo ich Sie in Lemberg ſah!

Sie würden aber, erklären Sie — o Himmel! was bewegt die Dame zu einem ihr billig fremden Antheil! — die Roſen der Liebe, nicht auf Frankreichs Trümmern ſammeln — alſo da, wo mir, die höchſte der vaterländiſchen Erwartungen blüht — nein, nichts weiter davon, der Ihrigen halber, da Sie doch edelmüthig mir ähnliche Gefühle zutrauen — dennoch Fräulein, bis zum Zertrümmern kömmt es vielleicht an keiner Seite, ein, beiden Theilen zuträglicher, Friede, endet vielleicht dieſen Streit, dann — o Julie?

Ich vermag nichts mehr zu ſagen.“

In einem zweiten Brief, der an Juliens Bruder gerichtet war, hieß es:

„Hätte ich eine Schweſter, mein theurer Freund, und ein franzöſiſcher Offizier, nicht unwerth ihrer Gegenliebe, liebte ſie, ſo würde ich glauben, für dieſen reden zu dürfen, ob ich ſchon nicht den mindeſten Vorwurf, über Patriotismus nicht richtig zu empfinden, in mir fühle. Hieraus entwickelt ſich eine Bitte an Sie, der einſt mich rettete! Wenn ich ſie an dieſen Mann zu bringen wage, hoffe ich um ſo ehe, ſie muß unſträflich ſein! Ohne Zweifel wiſſen Sie ſchon, daß ich Julien anbete. Sollten Sie dieſer Leidenſchaft zürnen können? Ich fürchte es nicht, denn, daß ich die Züge, welche die Freundſchaft in mein Herz grub, auf dem Antlitz Juliens wiederfand, hat, in ſüßer Wonne der Erinnerung, meine Flammen um ſo höher angefacht. Sie wiſſen nun alles. An den Vater ſchrieb ich nicht. Ich begreiſe nicht, weshalb ich kein Vertrauen zu ihm faſſen konnte. Es war, als ob ein ungewohntes Uebermaß einer nie empfundenen — Ehrfurcht will ichs nennen, meine Hoffnungen niederhielt. Genug für die Korreſpondenz zweier feindlichen Offiziere."

Der Kommiſſair hatte unſerm Freunde zugeſagt, den Brief an den Lieutenant Wielinski zu ſchaffen. Der an Julien war eingeſchlagen, und jener ſchied, da die Auswechslung der Gefangenen, in dem ſo lange neutral bezeichneten

Thale vor ſich ging, mit einem erneuten Verſprechen.

Noch befand ſich Jazy immer in einem zerſtreuten betäubten Zuſtande. Die Offiziere walteten für ihn, er vermochte nichts, theilte auch das allgemeine Frohlocken, ſich durch die Gefangenen verſtärkt zu ſehn, wenig. Auch andere Selbſtranzionirte ſtellten ſich ein, wie Rekruten vom Lande, ſo daß das Korps über Fünfhundert Mann zählte.

Die Feinde erfüllten aber auch ihr Wort. Kaum zwei Stunden waren ſeit der Auswechslung entflohn, da ſahe man Chaſſeurs, Huſaren und Infanterie anrücken.

Neuntes Kapitel.

Kernings Stratagem.

Der Anblick des Feindes, von waldigen Höhen, worauf jetzt die öſterreichiſche Partheigänger ſtanden, gab unſern Freund ſich ſelbſt wieder. Er trat mit den Offizieren zuſammen, Rath zu pflegen.

Alle vereinigten ſich in der Meinung, ein Gefecht mit dem an ſich ſchon weit überlegenen Feinde, der ſeinem Korps nahe, in jedem Augenblicke Unterſtützung empfangen könne, ſei nicht rathſam. Man müſſe ſich lieber tiefer in die durchſchnittene Gegend ziehn, um jene Entſendung weit von der Hauptmacht abzulocken.

Der Feind hatte ſeine Infanterie in zwei kleine Treffen getheilt, die, etwa Tauſend Schritte von einander entfernt, anrückten. Die Reuterei bildete dieſen Treffen, noch weiter entfernte Flügel, und die Abſicht leuchtete ein, man wolle Jazys Häuflein, wo möglich, umzingeln. Dieſer brach jedoch, dies zu vereiteln, bei Zeiten auf.

Kerning, ſeine alte Bitte wiederholend, einmal etwas nach eignem Plan auszuführen, bat ſich die Ehre aus, dem Nachtrab zu gebieten, der wegen der ſchwierigen Landſchaft, diesmal nur aus Fußjägern beſtehen ſollte. Man geſtand ſein Verlangen zu.

Er hatte die Landſchaft vorher durchſpäht, wußte, daß hinter den Bergen eine Ebene vorhanden ſei, durch welche ein Hohlweg lief, den als unbedeutend, gewöhnliche Karten nicht angaden, der deshalb vermuthlich auch dem Feinde nicht bekannt war. Auf dieſen gründete er folgenden liſtigen Anſchlag:

Seine Jäger mußten die Tirailleurs des Feindes abwarten, welche das Gefecht, nach ihrer üblichen Manier anfiengen. Schnell und entſchloſſen warfen ſich dieſe in die Büſche, kletterten die Berge hinan, und zielten, ſich durch natürliche Gegenſtände deckend, ſcharf. Jene antworteten, räumten doch immer das Feld, und zogen die beiden Partheien, denen ihre Treffen abgebrochen folgten, dergeſtalt nach der Ebene hin, daß der Hohlweg, in ihrer Mitte liegen blieb. Der Erfolg war auf den ſchon hereingebrochenen Abend berechnet, und da die Ebene über eine Meile von dem Punkte entfernt lag, wo man ſich herumzuſchießen anfieng, die Jäger den Feind auch ſo lange als möglich aufhielten, war es nunmehr dunkle Nacht.

Die Treffen folgten den vorausgeſandten Tirailleurs immer nach, die Jäger waren unterdeſſen gewichen, man befand ſich zu beiden Seiten des Hohlwegs. Doch hier aber hatte ſich Kerning, mit dreißig von den beßten Schützen verſteckt. Wie er ſich überzeugt hielt, die feindlichen Treffen befänden ſich da, wo er es wünſchte, gebot er der einen Hälfte von ſeinen Leuten rechter Hand zu feuern, und der andern, daſſelbe linker Hand zu thun. Sogleich ſtutzten die Treffen, jedes glaubte verirrt zu ſein, nicht mehr die Befreundeten, ſondern den Feind neben ſich zu haben. Die Schüſſe folgten dicht auf einander, ihr Getöſe machte, daß man ſich nicht durch Rufen verſtändigen konnte. Es wurden viele Leute in den Reihen niedergeſchoſſen, die Treffen ſtellten ſich gegen den Hohlweg auf, feuerten hitzig dahin, wo die Schüſſe herflogen, rückten näher, den Gegner mit dem Bayonnet zu werfen. Dies eben hatte Kerning gewünſcht, er gab nun ſeinen Leuten ein Zeichen, ſich gebückt und in aller Eile durch den Hohlweg davon zu machen. Es gelang ihnen um ſo eher, als die Tirailleurs, Feuer hinter ſich hörend, auch zu ihren Treffen zurückeilten. So ward die Bahn deſto freier.

Jene Bataillone dagegen wütheten aufeinander. Je ſchärfer das Feuer an der einen Seite zunahm, je nachdrücklicher ward es an der anderen erwiedert. Tapferkeit richtete beide Theile faſt zu Grunde, denn als ſie ſich nahe kamen, die Spitze des Gewehrs brauchten, und die Offiziere den unglücklichen Irrthum erkannten, ließ ſich ihrer Wuth faſt kein Einhalt mehr thun.

Kerning eilte Jazy nach, bewog dieſen zurückzukommen, was auch geſchah, als eben der Tag graute. Die Ebene lag voller Leichname und Sterbender. Aufgegeben hatte man die Verfolgung. Die Oeſterreicher fanden hingegen dieſen Zeitpunkt günſtig, den Feinden ihre Kavallerie auf die Ferſe zu ſenden. Viele von Jenen wurden noch auf der Ebene ereilt und niedergehauen. Bei den Todten fand man gute Beute.

Die feindliche Reuterei hatte ſich während der Nacht zerſtreut, vereinzelt, auf den Umwegen. Jetzt konnte man ſich ehe mit ihr einlaſſen, ihr hie und da Abbruch thun. Und ehe ſie ſich wieder auf einem Punkt ſammelte, hatten ſich die Partheigänger einer neuen vortheilhaften Stellung bemächtigt, wo jene, ohne Fußvolk, den Angriff nicht beginnen konnte. Sie mußte alſo nach einem nicht unbeträchtlichen Verluſt abziehn. Wie frohlockte Kerning über den wohlgelungenen Einfall, der übrigens nicht ohne Beiſpiel iſt.

Denn ein franzöſiſcher Hauptmann, Namens Damiens, vollbrachte 1700 bei Weiſſenburg etwas ähnliches. Warum ahmte man in den letzten Kriegen, die den deutſchen Heeren, nicht öfter das Gute nach? Die kecken und liſtigen Verſuche mißglücken bisweilen, doch häufig auch gelingen ſie. —

Jetzt warfen ſich unſere Freiwilligen durch einen Umweg auf die feindliche Arriergarde und thaten dieſer empfindlichen Abbruch, an genommenen oder zerſtörten Fahrzeugen. Zwar büßten ſie auch manchen wackern Streiter ein; neuer Zulauf, durch den Ruf ihrer Thaten angelockt, machte ihre Reihen aber wieder vollzählig. Ihr Ruf drang auch bis in das nicht ferne Tirol; eine Gemeine aus dem Puſterthal ſandte einen Abgeordneten an Jazy, mit der Einladung nach ihren Bergen zu kommen und ihnen in der Sache des alten Vaterlandes beizuſtehn.

Jazy hatte, wie wir ſchon wiſſen, Tirol immer als einen unvergleichlichen Punkt betrachtet, von wo aus die Verbindungslinien des Feindes zu beunruhigen wären; für die muthige alte Treue des Bergvolkes ſchwärmte er hoch, allein

es

es verlautete grade, Tirol hätte ſich den Baiern ergeben.

Und ſo befand es ſich in der That. Denn nachdem am 11ten Mai durch die Baiern der Strub-Paß erobert, das mit den Tiroler Inſurgenten vereinigte Korps des Feldmarſchall-Lieutenants Caſteller zwei Tage darauf, durch die Diviſion des General Wrede, in der Stellung von Vörgel geſchlagen, bis über Rattenburg verfolgt, auch die eingeſchloſſene Feſtung Kufſtein durch die Diviſion des General Deroi entſetzt worden war, öffnete Inſpruck ſeine Thore. Dem Beiſpiel der Hauptſtadt folgten die übrigen Theile von Tirol, indem ſie dem Könige von Baiern aufs neue den Eid der Treue ſchwuren.

Dies wandte er dem Boten ein, empfing aber die Antwort: Ueberraſcht, noch nicht hinlänglich geſammelt, ſei ein Scheinvergleich, den Tirolern nothgedrungen auferlegt geweſen, die Larve werde aber in dieſen Tagen fallen, nachdem das baierſche Korps meiſtens abzöge.

Jazy war nun entſchloſſen. Er brach zur Stelle auf. Höchſt romantiſch wand man ſich durch unwegſame Gebirge, und nach manchem hartnäckig beſtandenen Kampf, gegen Salzburg, und von da, Kufſtein vorüber, gegen Inſpruck zu. Doch ward das Ziel glücklich errungen, von den Felsgipfeln her, tönte das Willkommen der gewaffneten Hirten, Hofer ſchickte eine begrüßende Sendung.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Tirol.

Nicht leicht machte eine Begebenheit unſerer Tage ſo allgemeines Aufſehn, als die Kühnheit eines Bergvölkchens, das nur eine, im Verhältniß zu ihren Abſichten, geringe Zahl wehrhafter Männer aufzuſtellen vermag, und dennoch gegen den größten der Feldherrn, wovon die Geſchichte Meldung thut, zu kämpfen wagte. Dieſe Begebenheit liefert uns Stoff zu ſehr wichtigen Betrachtungen, lenkt den Blick in die Vergangenheit zurück, das Aehnliche und Abweichende hie und da zu prüfen.

Merkwürdig iſt auch, daß man zwei ſehr verſchiedene Stimmen, über den Aufſtand in Tirol hörte, eine, die ihn poetiſch mit Beifall ſchmückt, eine, die ihm, mit recht proſaiſchen Anmerkungen, das Glänzende beſtreitet.

Jene ſagt: Auf den Bergen fühlt der Menſch erhabneren Sinn, auf höherm Standpunkte fühlt er ſelbſt ſich höher, ſein Herz wird weit, ſeine Gedanken hell, hehr umfaſſend wie ſein Geſichtkreis. Daher die edle Anhänglichkeit Tirols für den Monarchen ihrer Väter und was in ihrem Gefolge iſt.

Herr von Kotzebue, in ſeinen Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom und Neapel, entwarf auch ſchon vor fünf Jahren ein ſehr reizendes Bild dieſes Landes, und die hingeworfenen Volkszüge weiſſagten gewiſſermaßen die Zukunft. Rufen wir Einiges davon in unſer Andenken.

„Warum reiſet denn Alles,“ ſagt H. v. K. „was reiſen kann, immer nur nach der Schweitz? Warum beſuchen ſo wenige Menſchen Tirol? Warum ſchreibt denn Alles was ſchreiben kann, Bücher über die Schweitz? und warum leſen wir ſo ſelten etwas über Tirol? — Ich habe die Schweitz auch geſehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen, daß die Naturſchönheiten Tirols mir jenen in der Schweitz in nichts nachzuſtehen ſcheinen.“

„Das Einzige, was ich vermißt habe, ſind Waſſerfälle, die freilich in Tirol nur ſparſam und unbedeutend ſind, aber auch ohne Waſſerfälle wage ich zu behaupten, daß man Tirol vielleicht zufriedner verlaſſen werde, als die unaufhörlich hochgeprieſene Schweitz. Welche romantiſche gewaltig ergreifende Ausſichten — gleich wie man aus einem ſentenzenreichen Autor, die beßten Stellen auszuziehen und zuſammengedrückt ſeinen esprit zu nennen pflegt, ſo möchte ich zum Exempel, den Weg zwiſchen Fueſſen und Reitl einen esprit de la nature nennen, denn es ſcheint in der That, die Natur habe ihre ſchönſten erhabenſten Gegenſtände aus der ganzen Welt zuſammengeleſen, und hier auf einem engen Raume wieder ausgeſchüttet. Fahre doch ja kein Reiſender dieſe Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den ſüßeſten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht es bergunter, von Lermos nach

Naſſereit, ſo ſteige er aus und gehe ganz gemächlich zu Fuße, die ſchroffen Felſen, die ihn zu erdrücken drohn, die herabrieſelnden Quellen, die durch Vitriol ſo herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberisſträuchen, das alte zerſtörte Schloß auf einem Hügel mitten im dunkelgrünen See, dann wieder der herrliche Lechſtrom, bald ſchäumend und murrend im engen Felſenbett, bald ſtill und majeſtätiſch durch blühende Ebenen ſich wälzend — nein! ich habe ſchon öfters erklärt, daß ich Gegenden nie beſchreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabenſten Dekorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieſer Reiſe die Thränen mehr als einmal unwillkührlich ins Auge ſich drängen.“

„In der Schweitz muß man ſich gefallen laſſen, mit vorgeſpannten Schnecken, die ſie dort Pferde zu nennen belieben, fein langſam herumzukutſchen, und die koſtbare Zeit an den eigenſinnigen Schlendrian eines theuern, ſehr theuern Fuhrmanns zu vergeuden, denn Poſten giebt es dort nicht; hier hingegegen trabt man immer raſch mit muntern Poſtpferden durch, ſpricht und ſchläft, verweilt oder zieht fürder, alles nach Belieben. Und iſt es nicht ein großer Vorzug den Tirol vor der Schweitz behauptet, daß alle ſeine unendlichen Schönheiten an der Landſtraße liegen, daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen und mühſam herumzuklettern, um die verſteckten Reitze der Natur zu belauſchen? Hier kömmt ſie Dir überall mit majeſtätiſchem Ernſt, und doch wieder ſo freundlich entgegen, und wo findeſt du wie in Tirol, dieſen erſchütternden Kontraſt, zwiſchen der wildeſten Natur und den lieblichen Bildern des regſten menſchlichen Fleißes? Sieh, wie dort die zackigten Felſen Dir die Welt und den Himmel zu verſchließen ſcheinen. Ein Erdbeben hat dieſe Maſſen ſo eigenſinnig ineinander geſchoben, der brüllende Strom ſtürzt aus ihnen hervor, ſie beugen ſich auf ihn herab, als wollten ſie den Weg ihm ſperren, und er ſprützt ſeinen Schaum, ſie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Elemente, ein ſtilles Hüttchen, von Weinreben umrankt, blökende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt ſich ſorglos über die tobende Flut und ſchöpft ſich einen Becher voll Waſſer.

Man möchte ihm ängſtlich zurufen: falle nicht, Kleiner! aber er verſteht das nicht, er ſieht hier keine Gefahr. — — So iſt es überall; wie Blüthen auf den Wellen ſchwimmen, ſo überall in Tirol das Bild wohlthätigen Fleißes, gemahlt auf den Grund einer ſcheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkiſchen Korn bebaut, breiten eine goldene Decke über die Thäler, mehr als dreihundertfältig lohnt dieſe ſegenreiche Frucht, und hat der Landmann ſie geerntet, dann erſt erſcheinen die Kohlköpfe, die dazwiſchen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als ſei es bloß dazu beſtimmt geweſen, mit der Hoffnung reicher Ernte. — Bunter geſchmückt als in Tirol findeſt Du nirgend die ländlichen Hütten. Legenden mit welchen die Wände bemalt ſind, werden überſchattet von aufgereiheten türkiſchen Kornähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichſam zur Begrüßung des im Triumph vorbeiziehenden Herbſtes."

„Doch was ſind die reichſten Gaben der Natur, wenn ſie ihr Füllhorn nicht über gute, fröhliche Menſchen ausſchüttet? Auch dieſe findeſt du hier, ein biederes, treuherziges Volk, das feſt an Gott und den Kaiſer hängt, auch ein wenig ſtolz auf den letzten Landſturm iſt; und mit Recht. Denn es verwehrte den Franzoſen das Eindringen in ſeine Gebirge, indem es die Vaterlandsliebe gegen die neue Freiheit abwog, und das Zünglein mächtig zu ſich herüberriß.„

— — — — — — —

„Die Tiroler ſind leidenſchaftliche Liebhaber von der Jagd. Ehe ich nach Inſpruck kam, wurde mir erzählt, man habe ihnen zwar die Jagdfreiheit nicht ausdrücklich zugeſtanden, aber, da man in Zeiten der Gefahr ihrer Hülfe bedurfte, habe man den unbefugten Jägern durch die Finger geſehn und thue das auch noch jetzt, um ſie für ihre Wohlverhalten zu belohnen. Ja man verpachtete deshalb die Jagd nicht mehr, wodurch es denn aber freilich geſchähe, daß die Menge des Wildes ſich täglich verringere. Mich erfreute das Benehmen der Regierung, die treue Dienſte, in Zeiten der Gefahr geleiſtet, nach wiederhergeſtellter Ruhe nicht vergißt, und ſie auf eine Weiſe belohnt, die dem Volke am angenehmſten, für jene ſelbſt zugleich am wohlfeilſten iſt. Aber in Inſpruck wurde ich bald eines andern belehrt. Nur damals, als der kecke Feind vor den Tiroler Gebirgpäßen das Ziel ſeine Siege fand, und die muthige Treue von Schützen, die nie Soldaten waren, der zitternden Hauptſtadt zur Vormauer diente, nur damals geſtand man vel quasi den Tirolern die Jagdfreiheit zu. Jetzt aber heißt jeder jagendn Tiroler wieder ein Wilddieb, wird ergriffen und ohne Gnade unter die Soldaten geſteckt. Es iſt aber nun einmal ihre Leidenſchaft, der ſie mit mehr Wuth anhängen, als ein Spieler den Karten und Würfeln. Daher ſchrecken weder Drohungen nach Strafen ſie ab. Einer der ſchon mehrmals ertappt worden war, bekannte laut: und wenn ich gleich wüßte, daß der nächſte Baum ein Galgen für mich ſein werde, ſo müßte ich doch jagen. Eigennutz kann ihn nicht antreiben, ſeine Freiheit zu wagen, denn eine geſchoſſene Gemſe, die höchſtens funfzig bis ſechzig Pfund, oft weniger wiegt, trägt ihm, mit ſammt der Haut, die nur im Herbſte brauchbar iſt, etwa zehn bis zwölf Gulden ein. Um dieſen elenden Preis ſetzt er ſich Tauſend halsbrechenden Gefahren und noch obendrein dem Schimpf und einer harten

Beſtrafung aus. Um dieſen elenden Preis bringt er die kälteſten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt ſich in Schnee, und lauert ſchlaflos. Mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verſehn, ſchweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebirgen umher, hungert und durſtet, und findet dennoch ſein höchſtes Glück in dieſer Lebensart. Die Beute kann er überdies nur mit ängſtlicher Vorſicht verkaufen"

„Einem Jäger allein kömmt ſelten oder nie eine Gemſe zum Schuß, mehrere müſſen ſich vereinigen, und das Wild umkreiſen. Eine Gemſenheerde ſtellt immer eine Schildwache aus. Auf einer Felſenſpitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa der fünf Fingerſpitzen wenn man ſie zuſammenpreſſt, ſteht dennoch die Gemſe mit allen vier Füßen. Schon in weiter Ferne wittert ſie den Menſchen, augenblicklich giebt ſie einen lauten pfeifenden Ton von ſich, und huſch iſt die ganze Heerde mit entſetzlichen Sprüngen verſchwunden. Außer den Gemſen giebt es, doch ſeltner, auch Hirſche, häufiger Bären, Wölfe, Füchſe, Dächſe, Märmotthiere und ſo weiter."

„Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehn, oder ſonſt auf eine Weiſe ihre Geſichter unkenntlich zu machen. Erblicken ſie von ferne einen Jäger, ſo winken ſie ihm mit der Hand, ſich ſchnell zu entfernen, rufen ihm auch wohl zu: geht, oder man wird euch bedienen. Thut er es nicht, ſo legen ſie an, und ſucht er ſein Heil nicht bald in der Flucht, ſo drücken ſie auch wohl los, doch nur wenn ſie ſich ſelbſt nicht anders mehr zu retten wiſſen. Erkennt der Jäger dennoch einen unter ihnen, und giebt ihn an, ſo mag er ſich vor der Rache hüten. Es giebt davon traurige Beiſpiele. Ein Wilddieb, der viele Jahre unter einem entfernten Regimente hatte dienen müſſen, kam endlich in ſein Vaterland zurück, kletterte ſogleich wieder auf die Jagd, begegnete ſeinem Angeber und ſchoß ihn todt. Ich weiß doch nicht, ob die Regierung nicht beſſer thäte, dieſem unbezwingbaren Hange nachzugeben. Einem Volke, das im Nothfall ſeine Gränzen vertheidigen muß, ſollte es immerhin erlaubt ſein, ſich im ſtäten Kriege mit wilden Thieren zum Kriege mit wilden Menſchen vorzubereiten. Ich möchte doch wiſſen, ob die Tiroler ſich ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt haben würden, wenn ſie nicht lauter geborne Wilddiebe wären."

H. v. K. erzählt fernerhin, wie er einem Scheibenſchießen beigewohnt und dort bemerkt habe, daß der Mann, welcher den Schuß bezeichnete, ſich nur ſelten hinter ſeinen Erdaufwurf zu ſtellen pflegte, vielmehr meiſtens dicht an der Scheibe ſtehn blieb.

Hier hätten wir alſo Erklärungen genug, warum ſich die Tiroler als vortrefliche Kriegesmänner bewieſen. Edler Hochſinn, erzogen durch die göttliche Schönheit die Natur in ihren Umgebungen, Fertigkeit im Schießen, Geduld, Ausdauer, Liſt, Abhärtung, alles das auf den gefährlichen Jagden erlangt; ſind Eigenſchaften die den vorzüglichen Krieger darſtellen.

Andere ſagen dagegen von den Tirolern: Von Naturſchönheiten empfinden ſie nichts, Gewohnheit hat ſie dagegen abgeſtumpft, es verhält ſich mit ihnen anders, als mit den Nachbarn in Helvezien, wo Litteratur den Sinn dafür weckte. Die Tiroler ſind an Aberglauben und Stumpfſinn, gegen alle andere Deutſchen um drei volle

Jahrhunderte zurück. Sind ihnen manche gute Kriegerfähigkeiten nicht abzuſprechen, ſo muß man doch ja ihre Erfolge, einmal auf den Vorſchub der engen, leicht zu vertheidigenden Päße, und dann auf den Umſtand ſetzen: daß ſie nicht mit gar beträchtlicher Gewalt angegriffen wurden. Was auch das Lob anlangt, das man ihrer Bewaffnung zutheilen kann, ſo müßte, wenn alle Zweideutigkeit daraus ſchwinden ſollte, erſt durch einen Satz des Völkerrechtes feſtgeſtellt ſein: was Nationen, denen durch Traktaten auferlegt wird, einem anderen Oberhaupte zu gehorſamen, eigentlich zu thun haben? Vorliebe gegen das Alte kann ihnen nur den Namen Rebellen und ſchweren Zorn des neuen aufbürden. Die Polen, noch nicht einmal ganz in dem Fall der Tiroler, wurden einſt heftig getadelt und mußten drückende Strafe tragen.

So giebt es denn für die Beurtheilung aller Gegenſtände mehr als eine Anſicht, man thut wohl die äuſſerſten Punkte zu meiden, in der Mitte pflegt die meiſte Wahrheit zu liegen.

Wenn aber auch einige geſagt haben: der Tiroler Aufſtand, bei welchem die Gaſtwirthe die Hauptrolle gaben, ſei eigentlich durch die Unzufriedenheit letzterer mit der baierſchen Regierung ins Leben gerufen worden, denn dieſe habe ihnen, die ſonſt den Reiſenden willkührliche unmäßige Forderungen auflegten, eine billige doch ſtrenge Taxe gegeben, ſo ſcheint dies unwahr. Die Reiſenden, auch H. v. K. bezeugen, in Tirol bei weitem wohlfeiler als in der Schweitz davon gekommen zu ſein. Wurde aber die Schweitz vorzugsweiſe beſucht, ſo thaten dies nicht allein die Gegenden, ſondern auch die berühmten Männer, welche jene wieder deſto berühmter machten.

Ein Haller, Bodmer, Bonnet, Lavater, Voltaire und Rouſſeau nicht zu vergeſſen, die wieder veranlaßten, das ſo Viele über die Schweitz, um ſie ſchrieben, bewirkten wohl in der Hauptſache, daß ſich der reiſende Zug dahin wandte.

Uebrigens hat ſich auch gezeigt, wie der Kriegsgeiſt des Tiroler Volkes ſich nicht allein auf fertige Handhabung der Kugelbüchſen einſchränkte. Man hat dort Gedanken ausgeführt, die von Sinn zeugten. So bedienten ſie ſich vollbeladener Heuwagen, welche zwanzig oder dreißig Mann an den Deichſeln vor ſich hinſchoben, von anderen gefolgt, um den Baiern eine Batterie zu nehmen. Dies wäre an vielen Orten ausführbar, im platten Lande noch bequemer als im Gebirge, und Faſchinen dem Heu vorzuziehn. Auch ſollen ſie ſich, nach öffentlichen Blättern, hölzerner Kanonen bedient haben. Vermuthlich hatten dieſe aber ein Rohr aus Kupfer, wie die ſogenannten ledernen Guſtav Adolphs, oder etwas ähnliches. Auf Wällen, Bergen, oder überhaupt in Stellungen, welche man nicht ſo bald zu melden gedenkt, könnte dieſe Erfindung immer nützen. Ein ausgehöhlter Eichenblock, mit Eiſen gefüttert, mit Eiſenringen verſtärkt, iſt bald vollendet, wenn auch nicht auf bedeutende Dauer zu rechnen iſt. Er kann ſtatt der Eiſenkugeln Steine werfen, am beßten Ziegel, die ſich leicht für ſein Kaliber anfertigen. Sie werden freilich nicht ſo weit bringen als jene, doch wird ſich aber Niemand gern davon erreichen laßen. Im Frieden lachen die Kriegsgelehrten über dergleichen, ob ſie ſich ſchon in Deutſchland eben nicht, durch neue vorzügliche Erfindungen, berühmt machten.

Zweites Kapitel.

Fortſetzung.

Dem ſei wie ihm wolle, unſer Held befand ſich nun mit ſeinen Leuten in Tirol. Der Wiederaufſtand begann; um ſeine politiſche Seite hatte ſich Jazy nicht zu bekümmern, er wollte Oeſterreich Vortheile bringen.

Er hatte bald eine Unterredung mit dem bekannten Hofer, der an Maſaniello, Rienzi und jenen Klinski zu Warſchau erinnert. Oft ſchon hat ſich eine leitende Kraft aus dem Pöbel erhoben, wenn die vornehm Erzogenen an Rath Bankerott machten. Freilich aber ſind die Beiſpiele ſelten, wo ſie ſich lange auf der Bühne groſſer Weltbegebenheiten erhalten hätten, da will es denn doch mehr weitausſehenden Plan und reichere Mittel. Dieſer ſogenannte Sandwirth konnte indeſſen für den Augenblick als der Mann angeſehen werden, der am meiſten geeignet war, das Volk, das man entflammt wiſſen wollte, zu entflammen. Sittengleichheit erwirbt beim Haufen das meiſte Zutrauen und die ſtudirteſte Beredſamkeit muß oft da unverrichteter Sache abziehn, wo rohe Herzensſprache unterwirft.

Hofer glaubte ſich berechtigt, eine Art Revue über Jazys Korps halten zu dürfen, und dieſer ließ es um ſo eher geſchehn, als er den langbärtigen Machthaber im grünen Hut, für ſich gewinnen wollte. Dies gelang, Hofer erwärmte ſich beim Anblick der Partheigänger, und noch mehr, als er hörte, Jazy habe ſie auf eigne Koſten und aus Neigung zum leichten Krieg, zuſammengebracht. Er ließ reichlich Wein von Treviſo unter ſie vertheilen, mittelte auch Gefälle aus, die ihnen Brot und Löhnung verſicherten.

Jazy betrachtete die Anordnungen der Inſurgenten mit Theilnahme. Gemeinhin pflegen ſolche im Allgemeinen ihre Muſter, bei den ihnen bekannten, befreundeten Heeren, zu ſuchen. Wie dort, inſofern es ſich thun läßt, ſtellen ſie ihre Reihen auf, theilen ihre Mannſchaften ein, beziehen ihre Wachen und ſenden ihre Runden aus. Allein ſie liefern, eben durch den Feuerwillen womit ſie den Gegenſtand ergreifen, auch wieder Beiſpiele, die jene mit allem Fug nachahmen könnten. So übertrafen die Tiroler ihre Vor bilder bei weitem in den Märſchen. Unglaublich ſchnell, faſt ihren Gemſen gleich, wußten ſie ſteile Berge hinanzuklettern, wie ſie dieſen wachſamen Thieren auch in Ausſtellung der Poſten auf den höchſten Klippenſpitzen ähnlich waren. Ihrem ſcharfen Jägerauge entging nichts. Sie bedienten ſich kleiner mit Stroh umwundenen Lärmſtangen, von denen, nach Umſtänden, eine oder mehrere angezündet wurden, und wo ſich das abgeredete Signal in unglaublich kurzer Zeit auf viele Meilen fortpflanzte. Auch wußten ſich dieſe Schildwachen auf Andern unzugangbare Höhen im Geſträuch zu verſtecken. Der Gegner bemerkte ſie nicht, ſie erforſchten ihn genau in der Nähe, ſchlichen bei Nacht davon und überbrachten ausführliche Kunde. Auf das klügſte machten ſie von den natürlichen Gegenſtänden Gebrauch, und es bleibt zweifelhaft, ob ein Reichthum an gewöhnlichen Kunſtmitteln ſie weiter geführt hätte. Dahin ſind beſonders die Verhaue an engen Wegen zu rechnen, wo herabrollende Baumſtämme, denen gar kein Widerſtand zu leiſten war, denen verderblich wurden, welche ſich hindurch zu wagen dachten. Zu dem nämlichen

Behuf wurden auch Felsſtücke losgebrochen, oder große Steine auf Anhöhen gewälzt. Liſtig geſtattete man oft dem Feinde, der ſich an einem ſolchem Punkte nichts Arges verſah, und Niemand gewahrte, eine Strecke vorwärts zu kommen, und nun ſanken die tödtenden Laſten furchtbar nieder. Fürwahr, ein ſchrecklicher Krieg in ſolchen Gegenden! Das Umgehen ſo ſchwieriger Päße, iſt oft nicht anders möglich, als wenn man noch gefahrvollere Stellen berührt.

Die gute Landeskenntniß gab den Tirolern auch wichtige Vortheile. So konnten ſie Pfade einſchlagen, die dem Feinde ganz unbekannt waren, ihm oft unvermuthet in den Rücken fallen, und ſich bald wieder zurechtfinden. Jägerei erzieht überhaupt einen geographiſchen Takt, mit welchem man ſich in Landſchaften, die man auch noch nicht ſah, bald einheimiſch macht. Daß übrigens die Tiroler, auch nicht zu dem theoretiſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft, ohne Anlage ſind, hat ein dortiger Bauer, Namens Peter Honig bewieſen, der, blos durch Hülfe ſeines Genies, eine vortreffliche Spezialkarte des Landes verfertigte. Auch ein Paar ſchöner Globen von ihm werden zu Inſpruck gezeigt.

Wären die erhöhten Karten, wie der General Pfiefer eine von Helvezien lieferte, nicht ſo unbequem fortzubringen, ſo würden dieſe im Kriege dem Soldaten den vorzüglichſten Nutzen gewähren. Dies gilt am meiſten vom bergigten Lande. Allein man könnte doch anderweitig für die militäriſche Erdkunde weit mehr thun, als zeither leider bei den deutſchen Truppen geſchah. Die Bergzeichnung auf den Planen iſt noch ſehr unvollkommen, das Genie ſollte ermuntert werden, anſchaulichere Formen als die gewöhnlichen, zu erdenken. Die Vervielfältigung der Spezialkarten der Länder, wohin der Krieg das Heer wohl führen könnte, wäre überaus heilſam. Jetzt ſind ſie kaum in den Händen einiger Perſonen vom General-Stab oder den Ingenieuren. Und doch ſollte jeder Offizier deren beſitzen, hier müßte der Staat zutreten, die Ausgabe kömmt in keinen Betracht, gegen den Vortheil, womit ſie wuchern kann. Junge Offiziere ſollten auch, weit mehr als es der Fall iſt, auf Reiſen während des Friedens geübt werden, die Zeichnung mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Die militairiſchen Karten dürften vielleicht auch mit Nutzen einen Gebrauch nachahmen, der bei den Seekarten eingeführt iſt. Dort ſind am Rande die Anſichten gewiſſer Küſten, Vorgebirge, Meerengen, dargeſtellt, damit man um ſo weniger irre. Dies ſollte hier auch von Gebirgen und anderen Landſchaften, ſogar von Städten geſchehn, es würde die ſchnelle Kenntniß einer fremden Gegend ungemein erleichtern.

Noch thäte man wohl, einige Kupferſtecher und eine Kupferdruckerei bei dem Hauptkommando mitzuführen. Wie man vordränge, müßten die Zeichner bei der Avantgarde, ein Stück der Gegend nach dem anderen aufnehmen. Wenn man noch ſo gute Spezialkarten beſitzt, ändert ſich in einer Reihe von Jahren immer etwas in der Wirklichkeit. Hier iſt ein Wald umgehauen, dort eine Kolonie angelegt, eine Brücke erbaut u. ſ. w. Dies fordert Berichtigung, und die beſte Spezialkarte iſt noch nicht ausführlich genug bei Kriegsoperazionen. Die neuen Plane würden nun, nicht auf Zierlichkeit ſondern auf Richtigkeit dabei ſehend, in Kupfer geſtochen und durch die Preſſe vervielfacht. Dies könnte ſehr ſchnell geſchehen, wenn die Künſtler theilweiſe arbeiteten. So könnte nach wenigen Stunden jeder Offizier, auch die Unteroffiziere der Jäger, Huſaren u. ſ. w. einen Abdruck empfangen.

Der Vorſchlag iſt ſo übel nicht, wie Schreiber dieſes ganz gewiß behauptet, doch noch inniger iſt er überzeugt, daß Niemand thätige Rückſicht darauf nehmen werde. *)

---

*) Oder wäre dies nun anders? Dann Verzeihung — Dem Verfaſſer dieſes Schriftchens widerfuhr vor einigen Wochen eine — verdrießliche Ehre. Er that 1805 den Vorſchlag — da beim neuen Kriege ſo viel auf das gute Rekognoszieren und auf ſchnelle Nachrichten über den Feind ankömmt, ein eignes dazu angelehrtes Korps zu errichten. Der Plan wollte, daß auch Uhlanen dazu gehörten, deren Flaggen auf den Piken zur beweglichen Telegraphie eingerichtet wären. Der Zweck leuchtet wohl ein. Der Vorſchlag wurde in den, bei Himburg zu Berlin, damals erſcheinenden Annalen des Krieges, abgedruckt, und vollſtändiger in den Zuſätzen zu dem Werke: Der leichte Krieg u. ſ. w. Berlin bei Schmidt 1809. Der Erfinder hatte Grund ge-

Drittes Kapitel.

Jazys anderweitiges Beginnen.

Daß die Naturſchönheiten in Tirol auch auf unſern Freund einen hohen Eindruck machten, verſteht ſich, da er liebte. Doch eine Flamme bekämpfte in ſeinem Herzen die andere, und es bringt ſeinem Pflichtgefühl ſchöne Ehre, daß es, für den Augenblick, den Sieg davon trug. Er blickte die reitzenden Gegenden nur mit dem Au-

---

nung, zu klagen, daß ſeine Idee nicht anfangs Beherzigung gewann. Denn, daß in Thüringen 1806 die Dinge eine ſo überaus unglückliche Wendung nahmen, lag guten Theils daran, daß man ſo unvollkommen über den Feind unterrichtet war. Nun aber, im Herbſt 1809, meldeten öffentliche Blätter, wie man ſich in Schwaben ſolcher beweglichen Telegraphenlinie bedient habe. Zufolge der Nachrichten, welche der Verfaſſer darüber einziehen konnte, beſteht die größte Aehnlichkeit mit ſeinem Vorſchlage. Zwei Dinge ſind nur möglich. Entweder iſt ge des Soldaten an, prägte ſich alles davon möglichſt genau ein, um zu ſeiner Zeit Gebrauch davon zu machen. Nur bisweilen dämmerte der Wunſch in ihm auf, einſt hier mit Julien leben zu können, und tief fühlte er ſich dann gerührt. Bei dem Glauben ſeiner politiſchen Wünſche, Tirol werde nicht wieder vom Szepter Oeſterreichs getrennt werden, und der keineswegs in ihm ſterbenden Hoffnung, er könne die Geliebte noch einſt als Braut heimführen, war ja die Ausführung auch weder unmöglich, noch ſeinen alten Grundſätzen entgegen. Er konnte dann ſeine

---

die Idee aus ſeinem Buche genommen, und das wäre eben die verdrießliche Ehre, denn dieſer Gebrauch erinnerte an den Nichtgebrauch; und für das Vaterland wurde ja der Entwurf gedruckt — gedruckt, weil er bei mündlicher Meldung keinen Eingang fand und vielleicht allgemeiner bekannt, eher zur Ausführung gelangen konnte. Oder auch — ein Glaube bei dem kein Schein von Anmaßung wohnt — die Franzoſen kamen zufällig auf den nämlichen Gedanken. Das ſpricht denn aber doch für ihn.

Güter in Siebenbürgen verkaufen und ſich hier anſiedeln. Das Volk, in ſeinem wackern Biederſinn, in ſeiner Unverdorbenheit, ihn oft an Mathiſſons, auf die nachbarliche Schweitz bezogene Worte mahnend:

Wo Redlichkeit in Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

zog ihn auch ſehr lebendig an. Er hätte mit den neuen Kriegsgefährten gern immer zuſammen gelebt. —

Dreihundert Tiroler wurden ihm zugetheilt, ſchloſſen ſich an ſeinen Haufen. Sie bewieſen ſich thätig, geſchickt, verwegen, als man gleich darauf mit den Truppen unter dem General Deroi in Kampf gerieth. Nur ihre rohe Grauſamkeit empörte das menſchliche Gefühl ihres neuen Anführers, und es fiel ſchwer, die Gefangenen welche man machte, vor grauenvollen Mißhandlungen zu ſchützen.

Viertes Kapitel.

Neue Unternehmungen.

Wollten gleich die baierſchen Truppen den Tirolern das Handwerk legen, und bewieſen ſie ſich ſchon tapfer und kriegskundig, ſo betraten ſie doch den Kampfplatz in nur geringer Zahl, und jene hatten die überwiegenden Vortheile des Bodens für ſich. Es geſchah ein Einbruch über die Scharnitz in Oberbaiern, wo Schrecken und Verwüſtung verbreitet wurden. Selbſt München, von hinlänglicher Beſatzung entblößt, zitterte. Die Tirol nahen ſalzburgiſchen Thäler, die waldigen Gegenden von Kempten und Wangen, wurden die Schauplätze blutiger Gefechte. Jazy befand ſich bald hie bald dort, je nachdem er ſeine Beſtimmung empfing, that den Gegnern vielen Abbruch, erlitt dagegen auch manchen Verluſt. Mit anſehnlicher Beute bereicherten ſich ſeine Freiwilligen.

Es wäre zu weitläuftig alle einzelne Vorfälle zu nennen, genug, wenn wir erzählen, wie er meiſtens voran eilte, in Thälern und Ebenen ſeine Reuter gebrauchen zu können. Inſofern aber die hinterwärts liegenden Engpäſſe eine ſichere Zuflucht gewährten, konnte man dreiſtere Unternehmungen wagen.

Gleichwohl mißfiel dieſe Kampfweiſe unſerm Freunde gar ſehr. War ſie an ſich als eine Kette von Partheigängereien nach ſeinem Geſchmack, tadelte er doch daran, daß ſie für den Geſammtvortheil, keinen richtigen Zweck ins Auge faßte. Ließ man den Feind nicht ins Tiroler Land, war dies in dem Betracht nützlich, daß, bei günſtigen Wendungen der Sache, Oeſterreich es ohne Schwierigkeit zu fernern Operazionen benutzen konnte. Weiter hatte es jedoch vor der Hand keinen Bezug auf den Krieg. Ueberfiel man die nachbarlichen Ortſchaften, ſo zogen nur Einzelne von den Plünderungen unſchuldiger Unglücklichen Vortheile, den Gang des Krieges in Oeſterreich änderte dies nicht ab. Jazy war der Meinung, die Tiroler müßten mit voller Macht ausbrechen, München erobern, bis gegen Regensburg vorrückend, ſich der Kommunikationslinie bemächtigen. So allein, behauptete er, kann das Vaterland einen weſentlichen Vortheil von der Tirolſchen Bewaffnung ziehn. Alle Kouriere, alle Poſten, alle dem Heere nachgeſchickten Rekruten fangen wir auf, alle Lebensmittel, welche der Feind genöthigt iſt, auf der Donau nachbringen zu laſſen, nehmen wir weg. Man kann uns von Böhmen aus unterſtützen, und Alles eine andere Wendung nehmen.

Er ſchrieb deshalb nach Inſpruck, munterte die andern öſterreichiſchen Offiziere, die ſich unter den Tirolern befanden, auf, ihren Einfluß mit ſeinen Entwürfen zu vereinen. Sie hatten auch den beßten Willen hiezu. Allein der Sache ſtanden große Schwierigkeiten entgegen. Die Tiroler, an einen gewiſſen Berginſtinkt gebunden, meinten, in fernen Ebenen, ohne gehörige Reuterei, könne es ihnen nicht gelingen. Jazy hatte zwar dieſen Einwurf vorausgeſehn, und angeführt, es werde hie und da Kanonentransporte wegzunehmen geben, deren in München und Augsburg zu finden ſein, auch an der Donau angelangt, General Bellegarde ihnen ſolche bald zuführen können; eine Reuterei müſſe man ſich, Pferde überall preſſend, ſelbſt bilden, allein man empfing ſeine Vorſchläge dennoch mit keinem Feuer.

Dies kam zum Theil daher, daß Hofer zwar in der Heimath ſeinen Befehlen Unterwerfung verſchaffte, aber doch nicht zugleich, aus dem Volke, ein mit völliger Inſtrumentalität ergebenes Heer bilden, auch vermuthlich mit eigenem Geiſt nicht in einen großen Plan dringen konnte. So unterblieb meiſtens das wahrhafte Gute, das ins Werk zu ſtellen war.

Jazv ſchrieb auch, man ſolle den Grafen Giulai zu bewegen ſuchen, nach Tirol zu kommen, da alles was in Kroazien oder Dalmazien ſich unternehmen ließ, für den Augenblick nicht die dringende Wichtigkeit hatte, als kräftige Diverſionen im Rücken der großen franzöſiſchen Armee, aber dies war alles ſo weitläuftig. Dieſer Schmerz für einen Denker, der bei Unfällen einſieht, was vielleicht noch Rettung bringen könnte, und es doch nicht zu bewerkſtelligen vermag.

Für ſeine Perſon aber that er, was mit dem Häuflein nur möglich war, gehorchte auch eben nicht am Pünktlichſten, wenn man ſeiner Thätigkeit eine andere Richtung zu geben dachte. Vor allen ſuchte er dadurch dem Feinde Verwirrung und Verſpätung zu bereiten, daß er Kourieren und Feldpoſten den Weg unſicher machte. Um bis zur großen Straße in Baiern vordringen zu können, verwickelte er ſeine Mannſchaft, unter Wallfelds Anführung, in harzelirende Gefechte, wo ſie bald angriff, ſich bald nach feſten Stellungen zurückzog und ohne Entſcheidung Zeit gewann. Er aber, Kerning und noch zwölfe der vertrauten, braven, gewitzten Jünglinge ſchlichen auf verſchiedenen Pfaden hindurch. Alle trugen Verkleidung, als Bürger, Bauern, Geiſtliche. Wo man Reiſenden begegnete, ward ihnen kein Leid zugefügt, ſondern man nahm ihnen nur ihre Päſſe ab, ſich ihrer gelegentlich zu bedienen, fragte auch nach ihren anderweitigen Lebensumſtänden, um richtig lautende Antworten geben zu können. Auch hatte man früherhin die Obrigkeiten bewaffnet überfallner Ortſchaften gezwungen, Päſſe auszuſtellen, wie man ſie eben, nach Maaßgabe der Verkleidung und perſönlichen Eigenthümlichkeiten, verlangte.

So ritten denn hier zwei oder drei ſcheinbare Landleute hin, dort gingen eben ſo viele in Bürgertracht, ein Prieſter kam wohl in einem verdungenen Wagen daher gefahren. Begegnete ihnen eine Patrouille, wurden die Päſſe vorgewieſen, und ſie hatten Antworten bereit, die den Verdacht entfernten. Sie kehrten unbefangen in Gaſthöfen ein, hörten die Geſpräche, laſen die Zeitungen, welche jetzt nicht nach Tirol kamen, unterrichteten ſich nützlich über die Lage der Dinge. Unvermerkt fanden ſie ſich aber, gegen den beſchiedenen Punkt zuſammen, der an der großen Straße lag, ließen vorüberziehn, was ihnen nicht frommte, oder dem ſie nicht gewachſen waren, vereinten aber ihre Kraft, wo eine Abſicht gelingen konnte. Waffen trugen ſie gar nicht bei ſich, aus Sorge vor etwanigen Viſitazionen, man verließ ſich auf Hülfsmittel des Augenblicks.

Einſt waren ſie bis an die Chauſſee, welche von Augsburg nach Paſſau führt, gekommen, ſehr lebhaft durch das, was zum großen Heere ging, oder davon anlangte. Kerning hatte in umliegenden Orten, mehrere Spaten, Hacken und Mauergeräth erkauft, und mit ſechſen, von den als Landleute verkleideten Freiwilligen, ſtellte er ſich an eine ſteinerne Brücke, wo etwas Mauerwerk verletzt und gleichſam ausgebeſſert ward, wie man auch die, abſichtlich gemachten, Ungleichheiten des Weges in der Nähe herſtellte.

Es kamen Reiſende, Kommandos, Niemand bekümmerte ſich um dieſe Arbeiter. Sie blieben lange beſchäftigt, bis endlich ein Kourier daherritt, von ſeinem Poſtillion begleitet und durch ſechs Dragoner eskortirt.

Jetzt nahten aber drei im Gebüſch verborgen geweſene, als Bürger verkleidete, Partiſane, denen drei andere folgten. Erſtere hielten an der Brücke ſtill, als hätten ſie etwas mit den Arbeitern zu reden. Die Uebrigen richteten ſich ſo ein, daß ſie mit dem Kourier zugleich anlangten, und nun, durch die ſechs Reuter, die Brücke geſperrt wurde. Der Kourier gebot fluchend Platz zu machen. Doch auf einen Ruf Jazys, der ſich unter den Ankömmlingen befand, fiel auf jeden Dragoner ein verkappter Arbeiter los, und ſchlug ihn mit dem Werkzeug vom Pferde. Jazy packte den Kourier, ihm die ergriffene Piſtole entwindend. Nun befand er ſich in ſeiner Gewalt, die Bedeckung konnte nicht mehr widerſtehn, man nahm Pferde und Waffen, ſo wie Jazy ſchon im Beſitz der Depeſchen war.

Doch in der Entfernung zeigte ſich an der anderen Seite ein Haufe Konſkribirter. Schnell mußten jene ſechs Fußgänger die Uniformen der Dragoner anlegen, Kerning nahm des Kouriers Kleidung. So ſchwang man ſich auf die Pferde, ritt gegen die Konſkribirten hin und ſchrie in franzöſiſcher Sprache aus vollem Halſe, ſie möchten ſich nach Augsburg retten, es kämen Viertauſend Voralberger daher. Die jungen Leute ſammt ihrer Bedeckung trauten dem Augenſchein. Kerning rief ihnen weiter zu: Er ſei ein Kourier vom Hauptquartiere, eben angefallen und ſeiner Briefſchaften beraubt, ob er ſich ſchon noch durchgehauen habe. Ihm ſei jedoch bekannt, was die Briefſchaften enthalten hätten, nämlich die Befehle an alle Kommandanten von Augsburg bis Strasburg, jede Nachſendung zurückzubehalten, da die Verbindung unterbrochen wäre. Sie möchten dies in Augsburg beſtellen, damit von dort fernere Weiſungen ergingen. Er für ſeine Perſon, wolle auf Umwegen wieder zum Heere zu kommen ſuchen.

Nun ſprengte er zurück, und die Konſkribirten kehrten auch eilig um, den Weg wieder nach Augsburg nehmend.

Man behielt die Pferde, warf aber die franzöſiſchen Waffen und Uniformen ins Waſſer, da ſie in der viel beſetzten Gegend unnütz blieben. Während deſſen hatten die Uebrigen die Dragoner vollends getödtet, was hier geſchehen mußte, denn mit Gefangenen konnte man ſich nicht befaſſen, und auch nicht zugeben, daß irgend ein Lärm von der Thatſache entſtände. Ihre Körper wurden ins Waſſer geworfen. Dem Kourier gab man Pardon auf ſein Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht mehr zu dienen, nahm ihn aber doch in eine entlegene Gegend mit, wo er erſt nach zwei Tagen, unter ähnlichem ehrenwörtlichen Verſprechen, in der Nähe nichts von dem ganzen Vorfall zu ſagen, frei ausgehen konnte. Der Poſtillion mußte drei Tage bei Jazy aushalten, der während dieſer Zeit ſich in keine Ortſchaft begab, ſondern durch ſeine Begleiter Lebensmittel anſchaffen ließ. Uebrigens hatte man ſich wiederum klüglich getrennt.

Jazy hatte, wie er an einen verborgenen Punkt gelangt war, die Depeſchen unterſucht.

Sie enthielten dringende Befehle da und dorthin, Verſtärkungen und andere Nothwendigkeiten für die Armee an der Donau, auf das eiligſte zu beſorgen. Einige Briefe waren in geheimen Chiffern verfaſſt, wovon man auf ihre Wichtigkeit ſchließen konnte.

Wohl mogte der Partheigänger triumphiren, ob dem wohlgelungenen Streich. Es lag am Tage, daß, ehe ſich der Briefſchaften Verluſt ausmittelte, Meldung davon gethan, anderweitige Sorge getragen wurde, dem Feinde wohl eine Woche bei ſeinen dermaligen Abſichten verloren ging. Viel konnte hievon abhängen, die nachtheilige Verwirrung ungerechnet, welche der Rückmarſch jener Konſkribirten nothwendig veranlaßte.

Ha! rief er aus, ſo wenige beherzte Männer vermögen das, wie würde der Feind in Oeſterreich ausdauern können, wenn ſich eine anſehnliche Macht in dieſen Gegenden aufſtellte! Und es ginge doch an, zeigte ſich nur der mächtige Wille, durch den man Hinderniſſe beſiegt.

Fünftes Kapitel.

Die aufgefangene Feldpoſt.

Kerning fand ſich erſt nach vier Tagen bei dem Anführer ein, der ihm eine einzeln liegende Waldherberge zur Unterredung beſtimmt hatte. Da er Niemanden bei ſich hüten durfte, konnte er mit größerer Dreiſtigkeit in jener Gegend weilen. Er berichtete, wie die Rückkunft der jungen Leute nach Augsburg, ohne Zweifel große Senſazion gemacht, ſich auch bald mehr als eine ſtarke Rekognoszirung gezeigt habe, ohne Zweifel, das vermeinte zahlreiche Korps der Voralberger näher zu beobachten. Er ſetzte hinzu, auch alle Nebenwege wimmelten von Patrouillen, in allen Dörfern ergingen Anfragen, alle Waldungen würden durchſucht!

Jazy ſagte: Sie werden den Irrthum zuletzt wohl entdecken, und die Paſſage des Weges wieder vor ſich gehn. Gern unternähm ich noch etwas dort, ehe, wie man erwarten kann, die Vorſichtsmaasregeln ſich verdoppeln. Vielleicht finden wir es bereits in dieſem Augenblick ſchwieriger.

Kann wohl ſein, antwortete Kerning, und auch recht gut, das Alte fiel beinahe zu leicht.

Jazy lachte.

Kerning fing wieder an: Wir Deutſchen zeigen nicht genug Erfindungsgeiſt genug bei unſeren Kriegen.

„Mit Schmerz räume ich dies ein.“

Thomas Kulikan legte in Perſien einen Gebirgsweg voll Minen, ſprengte eine ganze Kolonne den Wolken zu. Dies war noch ein poetiſch-taktiſcher Einfall!

„Schaffe uns nur Pulver genug, wir wollen etwas ähnliches verſuchen, leider fehlt es aber unſern Leuten ſchon daran.“

Ja ſo geht es immer in Deutſchland. Es fehlt, woran es nicht fehlen ſollte. Er läſterte die Deutſchen hier tüchtig, berief ſich auf Morgenländer, welche häufig durch Liſt zu erſetzen pflegen, was ſie an Wiſſenſchaft verſäumten. Er ging ins Alterthum zurück, der Cimbern und Teutonen und ihrer Vorſpiegelungen denkend, erzählte von Hannibal und Eumenes Verſchmitztheit, von Pompejus kluger Fouragirung, von manchen Winken die Vegez giebt, manchen Beiſpielen guter Führung, des leichten Krieges im Mittelalter, ergoß ſich weitläuftig über einen Mansfeld, Dumoulin, St. Croix, Menzel, Nadaſil, Laudon, erzählte dann wieder vom Ritter Aſfeld in Valenzia, von General Arnolds Marſch von Boſton nach Quebeck, wo Funfzehnhundert Mann von nichts als Geflügel und geſchlachteten Hunden lebten, von Green, Waſſington, und was ihm ſonſt aus ſeiner reichhaltigen Lekture beifiel.

Jazy hörte wenig darauf, er beſchäftigte ſich eben mit Juliens Bild. Endlich rief er lächelnd: Von allen die du nannteſt, war mir Eumenes Name am merkwürdigſten. Habe ich es von der Schule richtig behalten, war der Mann ein Schreiber, und erhob ſich zum großen Feldherrn. Du ſchriebſt auch ſonſt Collegia ab. —

Ach, fiel Kerning bitter ein, es flammt wohl in mir, aber —

Nun folgten neue Verwünſchungen gegen den Zuſtand der Dinge in Deutſchland, wo das Genie ſich nimmer aufſchwingen könne, weil es bleierne Zügel am Boden zurückhielten. Hier, rief er, ſich Karl Moors Worte bedienend, wird Schneckengang was Adlerflug geworden wäre, und ſetzte klagend hinzu: Was half es uns, ein Freiwilligenkorps zu ſtiften, wie es vielleicht nach wenige gab. Sehn wir irgend einen Plan noch genialen Ideen, wo wir eingreifen könnten? Werden wir gehörig unterſtützt, daß etwas Großes davon gedeihen kann? Mit den Tirolern iſt es auch nichts, ſie werden im Kriege ihr Land behaupten, doch der Friede wird über ſie entſcheiden. Wohl Kraft findet man hie und da, doch nirgend Intelligenz.

Der Anführer ſtand ſeufzend auf. Ein Geſpräch das viele Wahrheiten in ſich faßt, ſagte er, doch weiß ich noch etwas beſſeres, wie ſolche Geſpräche halten.

„Kerning fiel ein: Handeln?

Ja wohl, ſo viel man vermag! Die Unſrigen ſind beiſammen. Eilen wir abermal auf Umwegen zur großen Straße. Es wird ſich doch irgend etwas zu vollbringen finden, dann zurück zum Hauſen."

Er theilte die Rollen aus. Kerning mußte voran.

Es ging nach einem anderen Punkt. Die Gefahr war angewachſen. Die Päſſe wurden ſtrenger als vorher unterſucht. Viel Geiſtesgegenwart blieb erforderlich, ſich auf keine Weiſe zu verrathen. Dennoch blieben drei Perſonen aus, von denen in der Folge nichts weiter gehört wurde.

Die Andern dagegen langten in den nächſten Dorfſchaften bei der großen Straße an, meiſtens Einzeln, und erwarteten Kerning, der Botſchaft bringen ſollte.

Dieſer erſchien, und meldete unſerm Freunde, wie ſich jetzt Offiziere von Rang, oder Kouriere, mit ſehr ſtarken Eskorten begleiten ließen, denen ſchwerlich etwas würde anzuhaben ſein. Sogar eine aus Frankreich kommende Feldpoſt habe Zwanzig Reuter bei ſich gehabt.

Jazy äußerte dennoch den lebhaften Wunſch, eine ſolche Feldpoſt aufzuheben.

Kerning ſann ein wenig nach, und rief dann: mir fällt etwas bei, vielleicht kann es gelingen. Nachdem er unſerm Freunde ſeinen Anſchlag vertraut hatte, entfernte er ſich, und Jazy ließ die in der Gegend herum Zerſtreuten, über das was ſie zu thun hatten, unterrichten.

Jener kecke Jüngling hatte aber ausgemittelt, wie auf einer Poſtſtazion, diejenigen Reuter, welche dem Briefwagen zur Bedeckung dienen ſollten, ſich einige Stunden zuvor verſammelten und ihre Pferde im großen Poſtſtall fütterten. Er zerfetzte hie und da ſeine Kleidung und fand ſich am Poſthauſe bettelnd ein. Man fragte woher er käme? Aus dem Salzburgiſchen, war die Antwort, plündernde Tiroler vertrieben mich. Man ſieht, wie ich gemißhandelt wurde. Er erzählte glaubwürdige Umſtände, trieb jedoch dabei auch manche Kurzweil, daß die Soldaten, gewöhnlich Freunde von Scherzen, Gefallen an ihn fanden und ihm zu Eſſen reichten. Er flehte nun den Wirth um ein Unterkommen an, wollte als Hausknecht, ohne Lohn, für ſpärliche Koſt dienen. Die Soldaten legten ſich ein. Es gab unruhige Nächte, ein Menſch auf den man jede Arbeit laden konnte, war noch zu brauchen. Kerning ward angenommen.

Sogleich trug er Waſſer in den Stall, reinigte ihn, ging den Soldaten willig zur Hand, fragte dann was es im Hauſe zu thun gäbe, erlangte Zufriedenheit. Vorher hatte er ſich aber von einem der ehmaligen Studenten, der Heilkunde zugethan, ein medizinisch Rezept ſchreiben laſſen, das eine Gabe von dreißig Gran Opium in Pulvern enthielt. Dies wurde in verſchiedenen Städten der Gegend zwanzigmal bereitet. Kerning hatte die Maſſe zuſammengethan und nicht weit von dem Poſthauſe in der Erde verſteckt, wenn er etwa durchſucht würde. Nun holte er ſie aber herbei, und indem die Soldaten ihre Pferde kurz vor Ankunft der gewöhnlichen Feldpoſt noch fütterten, und dann zum Trinken hinein gingen, mengte er ſeinen Mohnſaft unter den Haſer, und eilte davon zu kommen.

Es war Nacht, der Wagen erſchien, die Reuter zäumten, folgten dem wiederbeſpannten Fuhrwerk. Doch die Wirkung blieb nicht aus. Einige Pferde ſanken ermattet hin, andere waren auf keine Weiſe fortzubringen, noch andere gingen mit ihren Reutern durch, oder warfen ſie in wilden Sprüngen ab. Die Verwirrung welche im Dunkeln erfolgen mußte, iſt denkbar. Der Wagen fuhr unterdeſſen ſchnell weg, achtete auf das Geſchrei hinten nicht, und hielt endlich an, da es ſo arg damit wurde.

Nun aber befand ſich auch Jazy mit ſeinen Leuten zur Stelle, ließ den Poſtillon herunter werfen und die Felleiſen mit den Briefen nehmen. Man vertheilte letztere in Mantelſäcke und ſprengte weiter. Dies geſchah dicht bei dem Dorfe, in welchem die Stazion angelegt war, doch die Einwohner ſchliefen und von den Soldaten konnte Niemand Hülfe bringen.

Man nützte die Nacht, Feld zu gewinnen, zerſtreute ſich mit anbrechendem Tage wieder auf vielen Wegen und fand ſich erſt bei der nächſten Dunkelheit wieder in einem abgeredeten Walde zuſammen, der acht Meilen davon lag. Hier empfingen die Pferde Futter, und man erholte ſich ſelbſt von den Anſtrengungen.

Die Beute ward unterſucht. Viele Hundert Briefe. Manche darunter mit offiziellen Meldungen oder Anfragen an vornehme Perſonen. Unter andern eine Anzeige, wie man von Schwaben aus gegen die Tiroler operiren wolle, die Ankündigung eines bedeutenden Artillerietransportes, der in einigen Tagen von Ulm zum Heere abgehen würde.

Triumph! rief Jazy, dieſe Papiere ſollen uns zu Gute kommen und was davon nicht bei ihrer Armee anlangt, wird nicht geringe Verlegenheit hervorbringen.

Dann fanden ſich auch viele Familienbriefe, von Vätern, Müttern, Geſchwiſtern, zärtliche von ſchönen Händen. Die ſollen mit nächſter Gelegenheit nach München, damit ſie doch zu ihren Adreſſen kommen. Was geht uns das an, rief Jazy.

Nicht wahr, Baron, wenn man ein Billet von ihrer Geliebten unterſchlüge, es würde ihnen auch weh thun? fragte Kerning ſpottend.

Jazy erröthete. Er hatte ihm den Zuſtand ſeines Herzens nie vertraut, Jener ihn aus manchen Zeichen errathen.

Man ſuchte weiter. Viele gleichgültige Schreiben noch, doch gewiſſenhaft verwahrt, um ſie wieder zu verſiegeln. Endlich auch Eins an einen Kommiſſair.

An Herrn N. N. fing Kerning an. Hier

nicht ſo der Kommiſſair, den wir unweit Linz gefangen nahmen?

Jazy warf die an einen Marſchall gerichteten Rapporte, eben in ſeiner Hand, ſchnell weg. An N. N.? Her damit!

Haſtig ward das Siegel abgeriſſen. Jazy wendete ſich an dem Feuer, wo ſie alle laſen (in einem Gaſthofe konnte, des Aufſehens halber, dies nicht geſchehen) um, damit Niemand ſeine Bewegung inne würde. Das Blut trat ihm warm zum Herzen herauf, wen an ſeiner Stelle hätten auch nicht Zweifel und Ahnung durchflogen?

Die letztere traf ein. Er ſah nach der Unterſchrift. Wielinski ſtand unter wenigen Zeilen, in welchen man den richtigen Empfang des Briefes meldete, und bat, wenn es anginge, die Beilage dem feindlichen Offizier zu übermachen. Dieſe — war an Jazy.

Ehe er brach, hätte er Kerning feurig umarmen mögen, weil ſein trefflich vollführter Plan ihn zum Beſitz des Briefes geholfen hatte, doch hielt er an ſich. Er las:

„Baron!"

„Meine Schweſter und ich denken vollkommen

men gleich. Ihr Vertrauen will ich übrigens mit einer Entdeckung erwiedern. Wiſſen Sie, daß Julie nur die adoptirte Tochter des Herrn von Wielinski iſt. Adieu, eine weitläuftige Korreſpondenz ziemt unſern Verhältniſſen nicht."

Sechstes Kapitel.

Wallfelds Unternehmungen.

Jazy hatte alſo keinen von Julien unterzeichneten Brief empfangen. Dies betrübte ihn ungemein. Allein die Nachricht, ſie ſei nicht Wielinskis leibliche Tochter, welche ihm die Kraft der Rechte des Alten zu mindern ſchien, ſetzte ihn in freudige Bewegung. Und was ihn entzückte, war der Umſtand, in jenen erbrochenen Papieren, welche den Angriffsplan auf die Inſurgenten enthielten, auch das Standquartier und die Beſtimmung des polniſchen Regimentes gefunden zu haben. Dies füllte ihm den Kopf mit ſeltſamen Entwürfen.

Er brach gleich mit ſeinen Leuten auf. In einer einzeln liegenden Meierei vertraute er die Privatbrieſe dem Eigenthümer, mit dem Auftrag, ſie ſchnell nach München zur Poſt zu fördern. Er zahlte ihm daneben eine Entſchädigung für den Zeitverluſt, drohte aber, wenn das Verlangen nicht genau erfüllt würde, ſein Haus anzuſtecken.

Nun eilte er der Stellung zu, die Wallfeld mit den übrigen Partheigängern beſetzt hatte. Es glückte, an dem alten Punkte wieder durch den feindlichen Kordon zu ſchleichen. Noch unterwegs, vereinzelt und in der fremden Kleidung in Gaſthöfen abtretend, hatten ſeine Leute die Nachricht von der Schlacht bei Aſpern und Eslingen gehört. Dieſe, die frohe, ermuthigende, konnte Jazy nun mit nach Tirol bringen, wo ſie der Zeit nach, und der gehemmten Verbindungen wegen, ohne Zweifel noch nicht bekannt war. Dies heiterte ihn um ſo mehr auf.

Er fand ſeinen Freund hinter dem Gebirgpaß wieder, wo er ihn zuvor verlaſſen hatte. Verſchiedentlich hatten die Feinde ihn mit Ueberlegenheit erobern wollen, ſich jedoch durch Wallfelds treffliche Anordnungen und den muthigen

Gehorſam ſeiner Untergebenen, nachdrücklich abgewieſen geſehn. Liſtig hatte man den Gebirghohlweg, eine Strecke lang nicht vertheidigt, um die Gegner hereinzulocken; allein deſto unſanfter ſie ſpäterhin empfangen, wo Embuskaden ſich ihnen in die Seiten warfen und im Rücken ſie abſchnitten. Auch Kernings Wagenhaubitze gewährte dabei gute Vortheile, indem ſie den Grund des Paſſes mit Kartätſchen beſtrich.

Wallfeld rühmte ſeine Tiroler an einer Seite, wie ſie mit den älteren Partheigängern an regen Willen und Tapferkeit gewetteifert, ſie aber noch in Benutzung des Terrains übertroffen hätten, dagegen klagte er ihren wilden grauſamen Sinn an, der ſich neuerdings bei den Gefangenen offenbarte. Dies hörte Jazy mit tiefen Mißfallen, zürnte heftig, und ſchwur, denjenigen, von welchem er dergleichen wieder erfahren ſollte, mit eigner Hand niederzuſchießen.*)

---

*) Daß kräftige Nazionen, wenn nicht Grundſätze ſie erleuchten, zu ſolchen Grauſamkeiten geneigter ſind, als andere, iſt bekannt. Im Mitleid

Waſſfeld hatte es aber nicht allein bei Vertheidigung ſeines Poſtens bewenden laſſen. Wohl erwartend, Jazo werde auf ſeinem Zuge manche Dinge durch Liſt ins Werk richten, meinte er hierin auch nicht ſäumen zu dürfen. Eines Tages hinterbrachten ihm ausgeſandte kluge Späher: ein feindliches Bataillon rücke am morgenden Tage zur Verſtärkung an. Er urtheilte richtig über den Weg, den es nach ſeinen wahrſcheinlichen Abſichten nehmen würde, verkappte ſich in Landmannstracht, und begab ſich in ein Dorf, aus welchem, der Schrecken naher Kämpfe halber,

---

liegt eine beziehende Vorſtellung des nämlichen Uebels auf ſich, und dieſe muß die Schwäche am meiſten ſchauderhaft empfinden. Jazos Mitgefühl lag aber dagegen in der Bildung ſeines Herzens. Religiöſer Fanatismus erhöht noch die unglückliche Neigung zur Grauſamkeit, und bei den Tirolern ſteht Baiern in einem ketzerhaften Geruch, der dort eingezogenen Klöſter und anderer aufgeklärten Einrichtungen halber. Da meint denn die Roheit dem Himmel nicht ungefällige Werke zu thun. Im dreißigjährigen Krige verfuhren auch die Proteſtanten weit alle Einwohner entſlohn waren. Hier trat er in ein Haus und ſtreckte ſich auf des Eigenthümers Lager hin.

Nun langte das Battaillon hier an. Der Chef ließ einen Boten ſuchen, der ihm den Weg durch das Gebirge zeigte. Die Unteroffiziere fanden die Wohnungen leer, nur in der einen, den ſcheinbar kranken Mann. Er muß auf, hieß es, den Weg zeigen, allenfalls geben wir ihm ein Pferd. Wallfeld ließ ſich lange nöthigen. Die Entſchuldigungen galten um ſo weniger, als ſein

---

menſchlicher als ihre Feinde, wovon Magdeburg ein Beiſpiel giebt. Die ſchwediſchen Gefangenen erfuhren im ſüdlichen Deutſchland eine empörende Behandlung. Guſtav Adolph ſagte dem Bürgermeiſter von Landshut: „Wenn ich eurer Greulichkeit gedenke, ſo ihr an meinen Soldaten verübt, weiß ich ſchier nit, ob ihr Menſchen oder wilde Thiere ſeiet; ihr ſchneidet ihnen die Ohren und Naſen ab, Hände und Füße hauet ihr ihnen ab, und alſo mörderlich und grauſam geht ihr mit ihnen umb, was ſoll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen, wie ſoll ich mit euch jetzt umbgehn?“

Ausſehn nicht hinfällig war. Er führte nun das Bataillon, das nach einem feindlichen Poſten wollte. Es wurde jedoch betrogen, und auf einem Umwege, (der die feindlichen Wachen darum vermeiden konnte, weil der Offizier, welcher nächſt Wallfeld befehligte, die Weiſung erhalten hatte, einige davon bei ſeiner Annäherung durch ſtillen Ueberfall aufzuheben, was auch gelang) in den Gebirgpaß geleitet, den die Partheigänger vertheidigten. Alles verhielt ſich auf den Höhen und im Hintergrunde ruhig, bis das Bataillon tief genug eingedrungen war. Nun ſah es ſich aber jähling von allen Seiten angefallen, mußte ſich theils ergeben, wurde theils aufgerieben. Wallfeld empfing eine ſchwere Wunde, da die Spitze des Vortrabs Verrath argwohnte, doch einige Tiroler retteten ihn noch vom Tode.

Eine andere verſchlagene Unternehmung mißlang dagegen, ein Fall der im Kriege wohl nicht ausbleiben kann, wo die entgegengeſtellten Sprüchwörter: Wer wagt, gewinnt, und, wer ſich in Gefahr begiebt, kömmt darin um, zugleich in Gültigkeit treten. Wallfeld dachte nämlich die

Beſatzung in einem kleinen Städtchen aufzuheben. Ein Feſttag, an dem es ſonſt gebräuchlich war, vom Lande dahin, zu einem vielverehrten Heiligenbilde zu wallfahrten, ſollte der Ausführung dienen. Man ſteckte funfzig bis ſechzig Partheigänger und Inſurgenten in Bauerntracht, männliche und weibliche, theilte ihnen ein Kruzifix und Gebetbücher zu. So mußten ſie während der Nacht durch die Feldwachen ſchleichen, und am Morgen, frommen Geſang anſtimmend, dem ſchon geöffneten Stadtthore nahn. Unter ihren Masken trugen ſie aber Piſtolen und Seitengewehr, damit ſollte die Thorwache überfallen und dieſer Punkt ſo lange gehalten werden, bis die aus der Entfernung folgende, von Wallfeld angeführte Reuterei, im Sprung heran eilen könne. Man zählte darauf, ſie müſſe dann ſchon früher angelangt ſein, als die im Städtchen einquartierten Soldaten ſich am Waffenplatz ſammeln könnten.

Allein die Feldwachen und Lauerpatrouillen entdeckten, wie etwas durchzuſchleichen ſuchte; und gaben es abſichtlich zu. Der ſchnell unterrichtete Befehlhaber im Orte, ohnehin jede Nacht unter dem Gewehr, ließ eine Kompagnie ſich in die Tennen der Vorſtadt verbergen, zwei andere nahmen in anderen Gebäuden und einem Feldgraben, nicht weit vom Wege Platz. Als nun die Prozeſſion nahte, ließ man ſie ſcheinbar unbeſorgt bis ins Thor, wo ſie nun aber von allen Seiten umringt wurde, indem zugleich das Fallgitter hinter ihr ſank. Die nachſprengende Reuterei gerieth in das unerwartete, wohlgezielte Feuer, aus den Embuskaden, mußte, übel zugerichtet von dannen fliehn, die Verkleideten waren alle verloren.

Jazy tröſtete ſeinen Freund, der trotz ſeiner ſchweren Wunde am Schenkel, immer noch thätig war, über dieſen Unfall. Ich weiß etwas, das ſie aufrichten wird, rief er, Erzherzog Karl gewann eine Schlacht!

Siebentes Kapitel.

Weitere Meldung der frohen Botſchaft.

Dieſe Nachricht verbreitete unter den Partheigängern und Inſurgenten lauten Jubel. Ja zy ſandte nach verſchiedenen Richtungen Boten damit ab. Erleuchtungen, Dankfeſte, Victoriafeuer, ſahe man gleich hernach Allenthalben die patriotiſche hohe Freude bezeichnen. Jedermann ſchöpfte die Hoffnung, dieſer Sieg würde wichtige, nahe Vortheile, und den Abzug der Feinde aus Oeſterreich zur unausbleiblichen Folge haben. Jazy wollte ſie bei Niemand ſchwächen, allein für ſich ſelbſt nährte er ſie wenig, ihm ſchien, man hätte entweder mit dem Feind zur Stelle über die Donau dringen, oder dies eilig, den Eindruck des Augenblicks benutzend, bei Presburg vollbringen müſſen, wenn die Folgen, jene Schlacht als einen wahrhaften Sieg rechtfertigen ſollten. Und von ſolchen Maasregeln hörte man doch nicht. Auch meinte er, nach der Schlacht von Aſpern, würde noch eine Bewegung, mit aller Macht, gegen den Main hin, bei weitem höheren Nutzen bringen können, als das Verſchanzen an der alten Stelle.

Uebrigens ſandte er mit dem Eilboten an Hofer, mehrere, auf die, in den Briefen enthaltenen Nachrichten, geſtützte Vorſchläge. Er trug auf Einfälle in Schwaben, und Operazionen nach den Gegenüben von Lindau an. Es hatten deren ſchon einige Statt gefunden, doch keineswegen mit dem erforderlichen Nachdruck. Die beigelegten Plane waren genau auf den erkannten Zuſtand der Dinge, und die verrathenen Abſichten des Feindes berechnet, und konnten, wenn man hinlänglich eilte, wichtige Erfolge bringen. Einen Privatentwurf hatte Jazy daneben im Sinn, er konnte aber gar wohl mit den allgemeinen vereint werden.

Achtes Kapitel.

Weggenommener Artilleriezug.

Die Vorſchläge waren zu einleuchtend, als daß ſie nicht hätten angenommen werden ſollen. Der rückkehrende Eilbote lud unſern Freund zu einer ſchnellen Unterredung mit dem Manne ein, der hier die öffentlichen Angelegenheiten leitete, und erzählte zugleich, wie dieſer Befehle gegeben habe, einige Tauſend Inſurgenten auf einem Punkt zu verſammeln.

Bei der Unterredung walteten gute Einverſtändniſſe, der Partheigänger ſah ſeinen Rath befolgt. Man verſah ſich auf fünf Tage mit Lebensmitteln, trat den Eilmarſch an, ſchlug die Würtemberger, die ſich entgegen ſtellten, durch Ueberlegenheit zurück.

Jazy bildete mit der Hälfte von ſeinen Leuten den Vortrab, die Uebrigen blieben unter Wallfelds Befehlen an jenem Paße zurück. Denn dieſer mußte nach wie vor vertheidigt werden, und Wallfeld konnte ſeiner Wunde halber — die manchen Anderen ohnehin ganz unthätig gemacht haben würde — die beſchwerliche Unternehmung nicht theilen.

Wohl berechnet hatte unſer Freund die Zeit, in welcher man den Kanonentransport auf offnem Wege überfallen könne, und in welcher es auch dem Feinde nicht mehr möglich ſei, auf die von den Vorpoſten empfangene Nachricht des Anmarſches der Inſurgenten, ihn noch in einen feſten Ort zu flüchten. Es hatte übrigens die Wegnahme einer Briefpoſt, bei dem Feinde wohl verlautet, allein er glaubte nicht, die Tiroler würden ſich ſo weit von ihren Gränzen, in großer Zahl entfernen, auch wenn ſie Kunde von dieſem Zuge bekommen hätten. Bei dem allen bedurfte das große Heer dieſer Artillerieverſtärkung, ſie mußte abgeſandt werden. Man gab ihr indeſſen eine doppelte Bedeckung, und hoffte nun genug gethan zu haben.

Der Zug nahm eben ſeinen Weg durch offene, flache Landſchaft, da ſprengten Reuterpatrouillen daher, meldend: die Inſurgenten hätten die Linie gegen ihre Gränzen durchbrochen, die vorderen Poſten geworfen. Man beeilte ſich deshalb, ſo viel es anging, doch glaubte Niemand im Ernſt, Jene könnten ſich bis hieher wagen. Allein bald trafen bedenklichere Nachrichten ein, nach wenigen Stunden blieb kein Zweifel mehr, die Tiroler führten einen Angriff auf den Kanonenzug im Schilde, man konnte noch mehr davon überzeugt ſein, als die letzteren Reuter ſchon verfolgt anlangten, denn Jazy war ihnen mit den ſeinigen auf der Ferſe, einzelne Verwegene nahten bis dicht an die Bedeckung, ſich von allem zu unterrichten.

Dieſe beſtand aber aus Tauſend Mann an der Spitze, Tauſend Mann, welche den Nachtrab bildeten, und einer gleichen Zahl, die in kleinen Haufen vertheilt, neben dem langen Zuge herging. Dazu aus etwa Fünfhundert Soldaten zu Pferde. Letztere warfen nun freilich Jazys Plänker zurück, ſie hatten jedoch ſchon wahrgenommen, was ſie wollten.

Der Feind ſah nun auch ſchon die mit einem Angriff drohende Kolonne aus der Ferne wimmeln. Sie hatte den vorigen Tag und die verſtrichene Nacht hindurch ohne Raſt ihren Weg verfolgt, denn Jazy behauptete, nur mit einer ganz ungewöhnlichen Anſtrengung könne man die große Abſicht erreichen. Lebensmittel waren auch im Ueberfluß herbei geſchaft und vertheilt worden, die Pferde mit reinem Hafer gefüttert und mit Bier getränkt, damit ſie die anhaltende Beſchwerde ertrügen.

Der Feind glaubte am klügſten zu handeln, wenn er die Kanonen und mit Munizion beladenen Fahrzeuge, in eine groſſe Wagenburg verſammelte, wodurch die geleitenden Truppen eine konzentrirte, und deſto kräftigere Stellung zu nehmen vermöchten. Er hatte auch eben noch ſo viele Zeit, dieſen Plan ins Werk zu richten. Die vorderern Fahrzeuge hielten alſo auf einem Blachfelde an; die mehr als eine halbe Meile lange Reihe, bildete zwanzig dicht nebeneinander geſchobene kürzere, deren Viereck nun die Truppen umſtellten. Dabei noch ſicherer zu ſein, bedienten ſie ſich derjenigen Wagen, auf welchen ſich nur Fütterung befand, und ſtellten ſie vor ihre Glieder, darunter weg, oder darüber hin feuernd. Dies gab eine vortreffliche Abwehr. Die Kavallerie bekam einige Plätze im innern Raum, und freie Ausgänge, um beliebig auf die Inſurgenten hinaus ſtürzen, und ſich wieder in die Wagenburg retten zu können. So hoffte man unregelmäßigen Horden vollkommen gewachſen zu ſein, ihren Angriff abzuſchlagen, ſie demnächſt verfolgend zu zerſtreuen, und ihre Kühnheit zu beſtrafen. Zum Ueberfluß ſandte man aber noch Eilboten an den in der Gegend befehligenden General, um auf den ſchlimmſten Fall ſich durch ihn noch verſtärkt zu ſehn.

Jazy hätte dieſe Maasnehmungen gerne noch im Beginn geſtört, allein die Inſurgenten hatten ſich, trotz aller Abmahnungen hie und da mit

Plündern aufgehalten, ſo konnten ſie nicht ſo früh entwickelt werden, als er hoffte.

Da dies geſchah, deckte er dies Manöver mit ſeinen Partiſanen. Die Reuter, den feindlichen lange nicht an Zahl gleich, mußten ſich in ein Glied ſtellen, die Seiten an Brüche und Feldgraben gelehnt. Indem aber zu erwarten ſtand, des Feindes Kavallerie werde, der geringen Zahl anſichtig, über ſie herfallen, hatte er von Pferd zu Pferd, einen kleinen Zwiſchenraum gelaſſen, und immer drei Büchſenſchützen, auf die Erde gelegt, darin Platz nehmen laſſen. Der vordere mußte unvermerkt mit ſeinem Spaten einen kleinen Aufwurf graben, daß man in der Ferne ſie nicht bemerkte. Zudem hatten ſie kleine ſpaniſche Reuter, an einem langen Strang befeſtigt, doch hinter den Pferden verborgen.

Was man voraus ſah, traf ein. Der Feind, das dünngeſtellte Häuflein Reuterei verachtend, wollte es zertrümmern, zugleich dem Aufmarſch der Infanterie Hinderniſſe legen, ließ ſeine Reuter ſich ſammeln. Nun folgte ein wüthender Choc auf jene Linie.

Die Schützen hatten ſich zu oft von den Wirkungen ihres Feuers überzeugt, als daß ſie der Anblick daherſtürzender Reuter betroffen machte. Sie zielten nicht mit wankender Hand, wußten auch, das Rettungsmittel für ſie läge in ihren Armen und Augen, und nichts könne, auf der Ebene, ſie gegen Reuterei ſchlimmeren Gefahren blosſtellen, als Flucht. Der vordere, von je und je drei Mann hinter dem kleinen Erdaufwurf, hatte auch die Büchſen ſeiner Hinterleute neben ſich liegen, um drei Schüſſe bald aufeinander zu thun. Dem zweiten lag ob, die abgefeuerten, ſo eilig als möglich wieder zu laden, dem dritten, der den Strang des ſpaniſchen Reuters in der Hand hielt, dieſen zur rechten Zeit auszuwerfen, denn früh ſollte ihn der Feind nicht gewahren, man wollte ihn nicht abſchrecken, ſondern anlocken, um Verderben über ihn zu bringen.

Bis auf Hundertundfunfzig Schritte ließ man den Feind nahen, dann fiel der erſte Schuß, gleich darauf der zweite, gleich darauf der dritte. Im Sprung legt Reuterei freilich dieſen Abſtand höchſt ſchnell zurück, und die Zeit zu laden würde keineswegs wieder gewonnen worden ſein, falls man nicht getroffen hätte. Allein die hie und da ſtür-

zenden

zenden Pferde halten das andere Glied auf, die nur verwundeten ſtutzen, wollen, wie man ſie auch antreibt, nicht mehr vorwärts; ſo iſt, bei aller Tapferkeit eine Stockung unvermeidlich, und ſie bringt dem Schützen, was ihm Noth thut, die Zeit wieder zu laden.

Von den Dreihundert Schüſſen hatten hier wenige gefehlt, der Boden war mit Getroffenen überdeckt und neue wirkſame Feuer huben an. Nur wenige Feinde aus dem erſten Gliede drangen vorwärts, ſanken auch hie und da. Was aus dem zweiten Gliede ihnen folgen wollte, konnte nur mit Schwierigkeiten durch die Gefallenen ſich winden. Aber auch die ſpaniſchen Reuter waren nun ausgeworfen, in Form doppelter Kreuze von leichtem ſpitzen Holze, doch ganz dazu gemacht, ſchon betäubte, verwirrte Pferde, ſtürzen zu machen. Hiezu Schuß auf Schuß, neuerdings in vortheilhafter Nähe, und es wird begreiflich, daß dieſe Kavallerie, gerade ihres ausgezeichneten Muthes halber, ins Verderben gerieht.

Jazys Reuter dagegen verhielten ſich ſo lange ruhig, wiewohl auch mit den Büchſen in der Hand, um damit, auf ganz nahen Abſtand, einmal zu feuern, und ſie dann am Riem niederfallen zu laſſen. Ihre Pferde waren daran gewöhnt, denn täglich, es mogte mit dem Feinde zu thun geben, oder nicht, wiederholte man die Uebungen. Auch die Schüſſe vom Pferde, beſonders nahe, blieben nicht ohne Erfolg.

Jazy hatte übrigens, betrachtend, daß im Kampfgetümmel ſich Zeichen ſchwer geben und verſtehn, den Fußjägern befohlen, mit dem neunten Schuſſe das weitere Feuern einzuſtellen. Er hielt ſich überzeugt, dann werde vor der Hand genug gethan ſein, und der Pulverdampf ſollte aufgehn, damit man um ſich ſchauen, und mit Bequemlichkeit ferner walten könne. Sie gehorchten um ſo pünktlicher, als ihre eigne Ueberlegung — dieſe zu ſchärfen mühte ſich ihr Anführer — ihnen die Güte des Befehls einleuchtend machte.

Die Luft erſchien alſo bald rein, Staub trübte ſie nicht, da es kurz zuvor geregnet hatte. Nun ſah man den ſtattlichen Gräuel der Verwüſtung. Das verwirrte Angſtgeknalle Munition Vergeudender, bringt, wie die Erfahrung belegte, oft nur unerhebliche Wirkungen hervor, die hier gefallenen Neunhundert bis Tauſend Schüſſe, wucherten aber ſelbſt mehr als Jazy im Anfang hoffte. Der ganze Boden lag mit todten oder ſchwer verwundeten, ſich krampfhaft wälzenden Pferden, überdeckt, eben ſo ging es mit den Leuten. Kaum der zehnte Theil mochte noch auf den Beinen ſein, ſuchte ſich rückwärts durchzuwinden, zu entfliehn. Jazy ließ die ſpaniſchen Reuter, an welche ſich keine Roſſe geſpießt und ſie im Fall zerſchmettert hatten, zurückziehn, damit ſeine Kavallerie Raum fände, brach nun mit dieſer aus und warf ſich auf die Flüchtlinge. Die eignen Pferde waren bei friſcher Kraft, die Leute beſonnen und munter im Siegesgefühl, ſo wurden die Flüchtlinge meiſtens noch vor der Wagenburg ereilt und niedergehauen. Nur ſehr wenigen davon gelang es, ſich hinein zu retten.

Des Feindes Reuterei, die überlegene, war demnach ſo gut wie vernichtet. Während deſſen hatten ſich die Fußkolonnen der Inſurgenten mehr und mehr entwickelt. Eine davon, durch das Glück der Avantgarde verwegen gemacht, brach auf die Wagenburg ein. Doch geſchah dies ohne Ordnung, die in den Ecken der Wagenburg aufgeſtellten, mit Kartätſchen geladenen Kanonen, empfingen ſie mit einem dichten Hagel, der ihre Reihen gar ſehr verdünnte. Es war hier kein Gebirge vorhanden, worin man ſich zu tummeln gewohnt war, und wenig vom groben Geſchoß zu beſorgen hatte; beim Kampf in Ebenen zeigten ſich die Tiroler unbeholfen. Beſtürzung über die vielen Todten brachte Stocken zu Wege, dies gab der feindlichen Artillerie neue Vortheile in die Hand, das Stocken ging in Wanken über, dies in volle Verwirrung und Flucht. Hätte der Feind ſeine Reuterei noch gehabt, würde die geſammte Kolonne auf der weiten Fläche vernichtet worden ſein.

So aber konnte er nur Tirailleurs nachſenden. Allein Jazy ſprengte zu Hülfe herbei, trieb die Verfolger nach ihrer Wagenburg zurück, wiewohl er ſelbſt dabei anſehnlich litt.

Er ließ dem Anführer der Inſurgentenkolonne rathen, ſich außer dem Kanonenbereich wieder zu ſammeln, und ordnete einſtweilen einen anderen Angriff mit der zweiten Kolonne, wo ſeine Partheigänger abermal den Vortrab bildeten. Eine dritte falſche Attake mußte gemacht werden, die feindliche Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen, wiewohl nur aus der Entfernung, und in einem Gliede, um durch die weit gedehnten Linien, dem Feinde deſtomehr zu imponiren.

Es blieb immer keine geringe Aufgabe, eine mit Artillerie wohlverſehene Wagenburg zu erobern. *) Viel leichter Spiel würde man gehabt haben, wenn man ſie noch auf dem Marſch hätte überfallen können. Dazu aber hatten die Feinde zu kluge Vorſicht bewieſen, und anderſeits das zügelloſe Plündern der Inſurgenten koſtbaren Zeitverluſt zu Wege gebracht.

Jazy hoffte aber, die in der Wagenburg ausbrechende Unordnung werde ihm ſelbſt helfen. Die kleine Haubitze, welche man bei ſich führte, konnte dieſe Unordnung mächtig anfachen, wenn ſie Granaten in den Klumpen warf. Denn ihr

---

*) Platen nahm eine ruſſiſche im ſiebenjährigen Kriege. Warnery tadelt aber die Manier des Angriffs mit gefälltem Bayonnet ohne einen Schuß zu thun, da ſie einen außerordentlichen Verluſt von Menſchen im Gefolge hatte.

Platzen würde die zuſammengedrängten Pferde ſcheu gemacht, auch den Fuhrknechten, zum Theil Landleute der Gegend, die gewiß wenig Luſt hatten den Tod hier zu finden, die Faſſung geraubt haben. Allein unſer Partiſan wollte auch nicht, daß es zu weit damit gediehe, noch weniger daß etwa ein Pulverwagen aufflöge, was den Ruin aller hätte bewirken können. Die Abſicht war, nicht nur zu verderben, ſondern auch ſich Gegenſtände zuzueignen, woran ſchon lange der Mangel fühlbar wurde.

Er machte nun folgenden Entwurf: Die Reuterei, ſehr erſchöpft, mußte eine halbe Viertelmeile zurückgehn, wo an einem Bache hohes Gras ſtand. Hier ſollte ſie füttern und tränken, um, wenn es ſpäterhin zu thun gäbe, erfriſcht zu ſein. Denn ehe alle Kolonnen ihre Standlinien erreicht hatten, was nur auf Umwegen geſchehen konnte, und der Angriff weit genug vorgerückt war, ließ ſich doch vorausſehn, würden einige Stunden entſtehn. Ein kluger Soldat berechnet ſeine Zeit wohl, ermüdet nicht ohne Noth, ſucht Kräfte für die Vollendung des Kampfes zu ſparen.

Die genannte Kolonne, noch nicht weit genug heran, ſollte alſo in einer Linie ſich entwickeln, durch Scheinangriffe, von welchen ſie aber zeitig genug abzöge, um nicht Verluſt zu leiden, des Feindes Aufmerkſamkeit ſpannen. Die geſchlagene, mindeſtens dem Feinde Beſorgniß erregen.

Jazy, vom Pferde geſtiegen und bei ſeinen Fußjägern, behielt ſich vor, der Angriff auf die eine Seite der Wagenburg zu vollbringen. Dies geſchah ſo:

Von der, in drei Gliedern geſtellten, Attake, mußten je drei Mann ihre Ranzen zuſammenfügen. Der vordere, zufolge der eingeführten Manier, auf dem Bauche kriechend, nahm den Bündel vor ſich. Mit allerhand Zeug gefüllt, hielt das ſechsfache Kalbfell nun auch Kartätſchenkugeln ab. Jener ſowohl, als die ihm auch kriechend Folgenden, waren um ſo geſicherter, als die Zielſcheibe, welche ſie darboten, kaum anderthalb Schuh Höhe betrug, wohin von den zerſtreuten Kugeln nur wenige dringen konnten.

Die eine Kolonne, zur Unterſtützung beſtimmt, folgte auf Hundert Schritt in der nämlichen Art, nur daß ſie kein Feuer gab.

Der Angriff begann. Bis in den Bereich der Kartätſchen rannte man aus Leibeskraft. Der Feind bediente ſich freilich großer Kugeln, doch nur wenige trafen in dem kurzen Zeitraum. Auf Jazys Wink lag Fünfhundert Schritte von der Wagenburg alles am Boden. Das Kriechen war fleißig geübt worden, ging daher ſo langſam nicht, wie es bei Leuten der Fall geweſen ſein würde, die keine Gewohnheit, mit der ſeltſamen Art, ſich vorwärts zu bewegen, vertraut gemacht hätte.

Etwa Zweihundert Schritte ließ Jazy noch vorrücken, ohne daß man einen Schuß that. Dann aber mußten die Jäger über die Ranzen feuern und ihre Hinterleute im Liegen die Büchſen laden. Nach jedem Schuß kroch man etwa dreißig Schritte weiter.

Der Feind, die bewegliche Bruſtwehr erblickend, auf eine gewiſſe Weiſe der altrömiſchen Teſtudo ähnlich, gegen welche ſeine Kanonen nichts ausrichteten, warf Tirailleurs vor, die ſie, auch auf den Boden gelagert, begrüßen mußten. Doch hiervon hatten die Partiſane auch nur wenig zu fürchten, drangen hier überlegen an, und drückten die Tirailleurs zurück. Nun wollte der Feind ſich die gefährliche Maſſe vom Halſe ſchaffen, meinte ein Ausfall werde hiezu dienlich ſein. Es brachen alſo Fünfhundert Mann, durch den gelaſſenen Zwiſchenraum aus der Wagenburg und warfen ſich mit Ungeſtüm auf die Attake. Dies hatte Jazy wohl erwartet, und ſeine Diſpoſitionen auf dieſen Fall gegeben. Der Feind mußte, indem ſein Ausfall begann, mit dem Kanonenfeuer einhalten, wenigſtens an dem Punkte, wo die eignen Leute ſich befanden. Doch grade dieſen Punkt nahm Jazy nun auch zum Ziel. Alles mußte aufſpringen, der Vortrab ſammt ſeiner Unterſtützung, und ſich auf den Ausfall werfen. Man war ſtärker an Zahl, übermannte, der Feind floh zurück nach der Wagenburg. Allein die Angreifer folgten ihm auf der Ferſe, waren ſchon zum Theil mit ihm gemengt, drangen zugleich in den Zwiſchenraum und bemächtigten ſich der dort abgeprotzten Kanonen. Dem falſchen Angriff diente dieſer Augenblick auch zum Zeichen, in den wirklichen überzugehn. Nun konnte der Feind, von vielen Seiten bedroht, keine Hülfe nach dem gefährlichſten Punkt mehr ſenden. Man ward hier Meiſter der Dinge, bemächtigte ſich der nächſten Fahrzeuge, hieb von anderen die Strenge, damit die Knechte nicht damit entfliehen konnten. Weiter rückwärts brach aber die erwartete Unordnung aus. Die Knechte machten ſich hier mit ihren Pferden los, ſuchten davon zu kommen, andere, denen die Wagen gehörten, jagten aus den Reihen, fuhren über den Haufen, was ſich ihnen widerſetzen wollte. So gerieht die Bedeckung in den verwirrteſten troſtloſeſten Zuſtand, ſah ihre Reihen überall getrennt, wußte nicht, was ſie zunächſt thun, nach welcher Seite ſie ihre Vertheidigungen wenden ſollte.

Von den übrigen Kolonnen hatte die eine Hälfte Befehl, von den ſich zerſtreuenden Fahrzeugen aufzugreifen, was möglich war, die andere mußte im höchſten Ungeſtüm auf die Truppen fallen, wo denn ein gräßlich Blutbad anhob, und über die Klinge ſprang, was nicht zeitig ſein Heil in der Flucht ſuchte. Jazys entfernte Reuterei, hatte nun auch ihr Signal empfangen, wieder zu nahn, was mit neuen Kräften geſchah.

Sie fand vollauf zu thun, fliehende Feinde niederzuhauen, oder Fahrzeuge die das Weite ſuchten, einzuholen.

Klüglich hatte man auf ſchlimme und gute Ereigniſſe Vorbereitungen getroffen, man würde bei einem nothwendig gewordenen Rückzug, ihn mit wenigem Verluſt haben bewerkſtelligen können, eben ſo wucherte nun der Sieg, denn jede einzelne Abtheilung wußte vollkommen, was ihr dabei zu thun oblag.

Mehr als zwanzig beſpannte Kanonen, mit eben ſo vielen beladenen Pulverwagen, hatten Jazys Partheigänger, ausſchließlich darauf angewieſen, genommen. Indem der meiſte auf Ueberzeugung von der Maasregeln Güte, begründete, Gehorſam, bei ihnen zu finden war, durfte der Anführer nicht fürchten, ſie würden ſich dem Plündern, troz der angedrohten Todesſtrafe, und dem Verſprechen, alle Beute in gleiche Theile zu bringen, hingeben. Darum wurde ihnen das Wichtigſte vertraut. Sie führten auch die Kanonen und Munizionswagen gleich von dem Getümmel weg, nach einer rückwärts ſtehengebliebenen Reſerve, welche gleich damit den Marſch zur

Tiroler Gränze antrat. Einer ausgewählten Compagnie, von anſäßigen, treu geprüften, wohlhabenden Inſurgenten zuſammengeſtellt, bei der die Verletzung jenes Gebotes auch nicht zu beſorgen war, hatte man den Auftrag zugetheilt, die ſtehen gebliebene Artillerie zu verderben. Denn alles mitzunehmen geſtatteten die Umſtände nicht. Sie zerſchlugen nun die Pulverwagen, von welchen die Knechte entflohen waren, ſchafften die Fäſſer auf die Seite und vermengten das Pulver mit dem Sande. Andere von ihnen vernagelten die Röhre der ſtehngebliebenen Kanonen, und ſetzten die Laffetten in Brand. — Eine andere Kompagnie mußte die mit Fütterung beladenen Fahrzeuge, welcher man habhaft wurde, in eine Reihe, und der Avantgarde nachbringen, da man ihrer auf dem eiligen Rückmarſche benöthigt blieb. — Die ganze Kolonne aber, welche den Scheinangriff in den wirklichen verwandelt hatte, wie alles, was von der Unterſtützungskolonne übrig blieb, mußte ſich überall auf den Feind werfen, doch ſo, daß Jazy, dem die Geiſtesgegenwart keineswegs gebrach, ſie nach Maasgabe vertheilte. Gefangene zu machen, damit befaßten ſich die Wilden eben nicht, kaum glückte es dem Anführer, hie und da Offizieren, Pardon zu bewirken. Die Waffen der Todten mußten auf ledige Wagen gebracht, und auch nachgeführt werden. — Die zuvor geſchlagenen Tiroler empfingen den Befehl, die Flüchtlinge des Feindes nach aller Macht zu verfolgen, was mit deſto größerer Erbitterung geſchah. Doch ſollte dies nicht weiter als eine Viertelmeile geſchehen, dann dieſe Kolonne mit der übrigen Reuterei die Arriergarde bilden.

Die Hauptſache war kaum das Werk einer halben Stunde. Ohne zuvor beſtimmte Ordnung würde ein halber Tag darüber verſtrichen ſein. Doch, wie man es angefangen hatte, befand ſich nun der eroberte Tranſport, theils auf dem Wege, theils lag er zerſtört da, und der Feind hatte an Mannſchaft unſäglich empfindlichen Verluſt gelitten. Seine Reſte ſammelten ſich zwar wieder, empfingen ſogar am andern Tage Verſtärkung, und folgten dem Nachtrab mit großer Wuth. Allein der Zug hatte den nöthigen Vorſprung. Jazy ſtand dem Nachtrab mit ſeinen Partiſanen bei, ſchlug die Feinde ab, wechſelte mit der Vertheidigung nach Beſchaffenheit der Gegend, und ſo gelang es, die anſehnliche, ſo erſprießliche Beute glücklich nach Tirol zu bringen, denn eine treffliche, nun durch das eigne Geſchütz der Feinde, unangreifbar gemachte Stellung, war bald erreicht.

Die ſonſtige Beute, an Geldwagen, oder was den einzelnen Todten abgenommen worden, vertheilte man, pünktlich die Zuſage haltend.

Neuntes Kapitel.

Unternehmung gegen Lindau.

Jazy ſchrieb an Hofer und die übrigen ihre Mitbürger leitenden Männer: „Ihr ſeht, wie viel Plan und Kühnheit vermögen. Mit kaum Zweitauſend Mann brachten wir dem Feinde eine höchſt empfindliche Wunde bei, was würde nicht mit einer dreichfachen Zahl geſchehen ſein? Was würden wir nicht mit Zwanzigtauſend Streitern vollbringen können? Wollt ihr ernſt, könnt ihr ſie auch auf die Beine ſtellen, über die Gränze ſenden.“

„Wir beſitzen nun zwanzig metallene Kanonen mit allem Bedarf, Flintenpatronen in Menge, ich brachte Fünfhundert Pferde mit, ſetzt junge Burſche darauf, Luſt und Feuer werden die Uebung aufwiegen.“

„Zuvor noch eine Unternehmung gegen Lindau, den Angriff abzuſchlagen, den man von dorther auf unſere Gränzen zu machen denkt. Ich glaube für den guten Erfolg einſtehn zu dürfen. Laßt mich dabei über Tauſend der eurigen unumſchränkt gebieten!“

Die Antwort wurde nicht erſt abgewartet, Jazy nahm jene Zahl, die ihm auch willig folgte, daneben ſeine Partheigänger, nachdem ſie die unumgänglich nöthige Ruhe genoſſen hatten. Er rückte dem Feinde auf der Straße entgegen, welche ihm aus jenen Papieren kund geworden war.

Der Feind hatte zwar Einiges in ſeinen Planen geändert, verfuhr auch um ſo vorſichtiger, als er von dem Unglücke des Artilleriezuges Meldung empfangen hatte. Demungeachtet aber, kannte Jazy die Stärke ſeiner Truppen, konnte vermuthen, wie und wo er ſie brauchen werde. So verwickelte ihn Jazy weit früher in Gefechte, als er es erwarten konnte, da die Inſurgenten, einen ſtarken Nachtmarſch vorgerückt waren. Auch griff unſer Freund meiſtens aus glücklich gelegten Verſtecken an, umging, überfiel, ſchnitt ab, zerſtreute, brachte Jene nach bedeutendem Verluſt in eine allgemeine Flucht. An Lindau und Wangen vorüber, weit nach Schwaben hinein, drang die Verfolgung. Jazy, mit einem Trupp erleſener Reuter, und einigen Hundert Büchſenſchützen zu Fuß, wandte ſich nach dem Städchen, von welchem er wußte, daß die Polen, zu welchen die Wilinski gehörten, hier im Quartiere lagen. Sie waren nicht bei dem Angriff geweſen, hatten die Beſtimmung, Gefangene zu transportiren und die Verbindung zu unterhalten.

Da die Leute den weiten Marſch nicht aushalten konnten, wurden auf dem Lande Wagen gepreßt, die die Jäger aufnahmen, den Pferden der Reuter gab man das nahrhafteſte Futter, damit ſie ungewöhnliche Anſtrengung ertrugen.

So ging es vorwärts, während der übrige Theil ſeiner Leute den Feind noch recht und links verfolgend wegtrieb, und ſich bereit hielt, den Anführer bei ſeinem Rückzuge aufzunehmen.

Mit Anbruch des Tages kam man an die Stadt. Einige Patrouillen, von der Garniſon vorſichtig ausgeſchickt, wurden aufgefangen. Die von den Wagen geſtiegenen Jäger ſchlichen hinter den Gärten der Vorſtadt zum Thor, die Reuter blieben theils noch hinter einem Hügel entfernt, theils zogen ſie ſich nach dem zweiten Thore der Stadt, auf einem weiten Umwege; die Feinde welche ſich dort hinaus retten wollten, zurückzuwerfen.

Jazy wollte, daß kein Angriff ehe begänne, bis die letzten auf dem beſtimmten Punkt angelangt ſein konnten. Er hoffte, das Stadtthor werde bei völliger Helle geöffnet werden, wo denn die an den Zäunen verborgenen Jäger raſch hinein eilen, die Thorwache entwaffnen; die Hauptwache und Offizierquartiere, über deren Lage man, durch einen am Wege angetroffenen Bürger der Stadt, unterrichtet war, überfallen ſollten. Mit verhängtem Zügel dachte er dann mit ſeinen Reutern nachzuſprengen.

Allein die Tiroler wurden ungeduldig, da man das Thor nicht öffnete, wenn gleich die Sonne bereits hoch ſtand. Dies that die Garniſon aus Klugheit, denn glaubte ſie ſchon, ſo tief im beſetzten Lande nichts fürchten zu dürfen, hatten Jazys Leute gleich gehindert, daß von den geſchlagenen Truppen, Niemand auf dem Wege zu dieſer Stadt ſeinen Rückzug nehmen konnte, ſo waren die jede Nacht gewöhnlichen Patrouillen ausgeblieben. Die Tiroler ſahen auch, wie die Stadtmauern an einigen Orten ſehr niedrig und mit Häuſern ineinander gebaut waren. Ihr Inſtinkt zum klettern, gepaart mit heiſſer Beutegier, munterte ſie auf, Bretter von Gartenwänden, Wagenleitern, und was ſich in der Art ſonſt in ihrer Nähe befand, zu nehmen und hiemit die Mauer zu überſteigen. Es geſchah, gelang, indem Einer dem Anderen Hülfe leiſtete. Im Orte war auch ein, während der vorigen Nacht unter dem Gewehr gebliebener, Theil der Garniſon, wieder nach den Quartieren gegangen. So fiel es Jenen leicht, die Wachen zu überrumpeln und das eine Thor zu öffnen.

Nun überließen ſie ſich jedoch dem Plündern, wie ſtrenge es Jazy unterſagt hatte. Dieſer flog auf die erſten Schüſſe, welche er vernahm, hinzu, fand inwendig Greuel und Unordnung, auch würden die Polen, welche zum Theil nur halb gekleidet aus den Quartieren ſprangen, und ſich voll Wuth auf die Inſurgenten warfen, ohne Zweifel ihre Meiſter, eben dieſer Unordnung halber, geworden ſeyn, wenn Jazy nicht mit ſeinen Reutern dazu gekommen wäre. Dies gab vorn in der Stadt den Ausſchlag, die Reuter vertheilten ſich in die Gaſſen, hinderten die Feinde, ihre Pferde zu beſteigen, die ſich nun entweder, in den Häuſern mit den Tirolern ſchlugen, oder aus den Thüren und Fenſtern auf die Partiſane feuerten, wovon ſie aber ſelbſt auf die Länge keinen Erfolg vorausſehn konnten, ſondern meiſtens den angebotenen Pardon annahmen.

Jazy fragte den erſten habhaft gewordenen Gefangenen, ob des Rittmeiſter Wielinski Eskadron hier ſtände? und empfing die Antwort, gegen das andere Thor hin. Auch erfuhr er, ſein Sohn der Lieutenant befinde ſich noch bei dieſer Eskadron. Schnell wurde der Weg nach jener Stadtgegend genommen.

Wie Jazy dort ankam, erblickte er ſogleich dieſe beiden Offiziere, und hoch wallte ſein Herz auf. Wachſamer als ihre übrigen Kameraden, hatten ſie ſich zeitig zu Pferde geworfen, einige Leute um ſich geſammelt, vertheidigten ſich hartnäckig.

Jazy verbot ſeinen Leuten zu ſchießen. Mit dem Säbel in der Hand wollte er hinandringen und jene Offiziere gefangen nehmen. Er ſah den jungen Wielinski vorne, der ſich mit wenigen Leuten, vom Alten entfernend, hitzig ihm entgegen warf, und Ergebung forderte. Beide kamen nah aneinander. Ergeben ſie ſich, rief Jazy, mit zagendem Ton, der Säbel bebte in ſeiner Hand. Denn den Jüngling anblickend, von all der Erinnerung, welche dieſe Züge in ſeinem Gemüth hervorrufen muſten, getroffen, ſchwieg die ſtürmende Kampfluſt; ſo wunderbar bewegt als in dieſem Augenblick, hätte er die eignen Waffen dem Feinde ſo gern überliefert, als ſeine empfangen. Er hielt unwilkührlich den Zügel an.

Sein Gegner, bisher im Rauch ſeines Piſtolenfeuers um ſo weniger etwas erkennend, als er hier nicht vermuthen durfte, auf einen Bekannten zu ſtoßen, blickte nun ſtarr und prüfend nach der Stimme. Der Dampf war aufgegangen. Kein Zweifel beſtand. Eine glühende plötzliche Röthe überzog ſeine Wangen. Er riß auch das Pferd gleich am Zaume zurück, auch ſein Säbel wankte. So hielten beide gegenüber, auch ihr Gefolge. Die Offiziere waren ſtumm, betroffen, ſchienen der Geiſtesgegenwart zu ermangeln, ſchienen Einer wie der Andere innern Kampf zu beſtehn, zwiſchen dem Vorſatz, ſich dieſem Feinde gefangen hinzugeben und der einredenden Ehre.

Die ſeltſame Szene hatte eine Minute gewährt, ohne zur Entwicklung zu kommen, da ſtürzten jedoch einige Voralberger, welche bis dahin, geplündert hatten, aus einem Hauſe, glaubten den ihrigen Hülfe leiſten zu müſſen. Einer ſchoß ſogleich Wielinckis Pferd zu Boden, den anderen glückte es, mehrere von ſeinem Gefolge zu erlegen, worauf der Reſt davon jagte. Wild fielen ſie nun, wenn Jazy ſie ſchon nach allen Kräften daran zu hindern ſuchte, über den polniſchen Offizier her, ihn zu ermorden. Jazy ſprang aus dem Sattel, riß die Wüthriche hinweg. Einige gehorchten, doch ein Anderer, nach den Habſeligkeiten des Offiziers lüſtern, die er nicht zu erlangen hoffen konnte, wenn er leben blieb, (da in ſolchem Fall Jazy nie zuzugeben pflegte, daß einem Gefangenen irgend etwas abgenommen ward) widerſetzte ſich des Anführers Gebot, ſpannte den Hahn, und hielt dem Feinde den Lauf gegen die Bruſt. In dieſem Augenblick aber riß Jazy die Büchſe weg, die Kugel flog in die Luft. Jener, aufgebracht, drehte das Gewehr um, wollte einen Kolbenſchlag nach des Jünglings Haupt führen, der wehrlos unter dem Pferde lag, den Fuß noch nicht vom Steigbügel befreit. Unſer Partiſan rang mit dem widerſpenſtigen, trunknen Inſurgenten, und da er ſich nicht fügen wollte, griff Jazy nach einer Piſtole in Wielinskis Sattel, und ſchoß den Voralberger damit nieder. Sogleich war alles um ihn ruhig.

Er half dem feindlichen Offizier auf, unter ſüßen, unbegriffenen Empfindungen, mit einem Triumphgefühle, als hätte er, wie Oſir, vier Könige zu Sklaven gemacht.

Ich rettete auch ihr Leben, ſagte er ſtammelnd, wir ſind quitt für Ulm.

Mit Vergnügen ihr Gefangener, ſagte der

ſchöne Pole, wollte das Schwert abgeben, was Jazy, mit einer tiefen Verbeugung ablehnte. Kerning kam eben geſprengt, hier, rief Jener, dieſen Offizier bringe zurück, geleite ihn mit unſeren erprobteſten Partheigängern, dein Leben hafte, daß ihm kein Unfall widerfährt! Folgen ſie mir mit Vertrauen, ſagte Kerning, dem jungen Wielinski das Pferd eines gebliebenen Uhlanen darbietend. Das meinige, das meinige ſchrie Jazy, es vorführend. Ein anderer Jäger wollte den Gefangenen hinaufheben, da er ziemlich erſchöpft war. Der Anführer ſtieß dieſen weg, that es ſelbſt, mit einer angelegentlichen Höflichkeit, von der er ſich keine Rechenſchaft geben konnte, und mit einem unerklärlichen lange nachbleibenden Gefühle, an der Hand und der Stelle des Armes und der Bruſt, womit er den Lieutenant berührt hatte.

Der alte Wielinski war ihm unterdeſſen ganz aus dem Geſichte und dem Sinn gekommen, auch in der That zurück geritten, um wie er hoffte, noch mehr Leute von ſeiner Eskadron zu finden. Dies gelang ihm, die unzeitige Raubſucht der Angreifer hatte gemacht, daß hie und da in den hinterſten Gaſſen die Polen ihre Pferde aus den Ställen führen und ſich ſammeln konnten. Kaum hatte der alte Wielinski gegen funfzig beiſammen, als er nun auch im ſtärkſten Gallop nach der alten Stelle kam. Jazy dagegen war noch nicht ganz zur Beſonnenheit aufgedämmert, blickte mit unverwandten Augen Kerning nach, der ſeinen Gefangenen abführte. Feinde, Feinde! riefen ſeine Leute, er ſah auf, dachte in dem Augenblick an den Rittmeiſter, ſuchte eilig auf das Pferd von jenem Uhlanen zu kommen, das ihm ein Fußjäger bereit hielt. Allein das Schickſal — wie ſo oft — fing nun an, ſich einzumengen Das Pferd, ſcheu vor den daher ſprengenden Feinden und ihrem Waffenblitz, bäumte ſich zur Höhe, der Zügel glitt unſerm Freunde aus der Hand. Das Thier machte hierauf eine Wendung rückwärts und eilte davon. Um Jazy befanden ſich kaum noch zehn Mann, er hatte, ſelbſtvergeſſen, die übrigen Kerning mitgegeben. Dieſe zehn Mann, da ſie ſahen, ihr Anführer könne nicht aufs Pferd gelangen, und ſich ohnehin zu ſchwach gegen den zahlreich nahenden Feind glaubten, was ſich auch vollkommen ſo verhielt, wurden von einem paniſchen Schrecken befallen, und verließen, troß ihrer alten treuen Anhänglichkeit, unſern Freund im Augenblick der Noth und Verwirrung. Jeder meinte vielleicht bei ſich, ein anderer Kamerad würde ihn mit fortzubringen ſuchen, und ſo that es keiner. Uebrigens hatten ſie bei dieſem Rückzug auch den redlichſten Willen, Verſtärkung zu ſuchen und dann alles wieder gut zu machen.

So blieb Jazy hier allein. Eh er noch das Entſetzliche der gegenwärtigen Lage überdenken konnte, war auch der Feind heran. Nicht vom Huf der Pferde zermalmt zu werden, ſprang unſer Freund, nach einer Hausthür, wollte hinein, ſie verriegeln, und ſich ſo lange zu Wehr ſetzen, bis er Hülfe von ſeinen Leuten bekäme. Allein der furchtſame Wirth hatte ſie geſperrt, das Vorhaben gelang nicht. Nun war alle Vertheidigung eitel, Jazy würde von den Polen in Stücken gehauen worden ſein, wenn ihr Offizier ihnen nicht befohlen hätte, ihm den Pardon, den er in ſeiner Verzweiflung fluchend und höhnend ablehnte, durchaus zu geben.

Der alte Wielinski hielt an und rief: Ah, mein Herr, wir kennen einander von Ulm. Wie ſtark ſind ihre Leute?

Weit ſtärker als ſie, war die Antwort, retten ſie ſich ſchnell, wenn ihnen ihre Freiheit lieb iſt!

Das wird ſich zeigen, nahm der Andere wieder das Wort. Nur den Gefangenen auf das nächſte Dorf gebracht, wo eine würtembergſche Beſatzung ſteht.

Man ließ Jazy ein Pferd beſteigen, zwei Reuter nahmen die Zügel deſſelben, zwei andere folgten, und ſo gings im Gallop zum andern Thore hinaus.

Jazy war entwaffnet, er verſuchte einem Polen den Säbel zu entreiſſen, man fiel ihm in den Arm, drehte, bei einer neuen Bewegung ſeine Hände zu binden.

Er nährte noch die Hoffnung, ſeine um die Stadt geſchickten Reuter würden vor dem Thore ſein, ihn losmachen, mit ihm zurück in den Ort ſtürzen. Allein ſie hatten, wie ſich ſpäterhin ausmittelte, in der Nacht die Richtung verfehlt, und bei der Morgenhelle, ihren Irrthum erkennend, einen zu großen Umweg zu machen, um ſchon bei dem Thore angelangt zu ſein.

Doch Tauſend Schritte weiter hin, konnte man dieſe Reuter ſehn, wie ſie über eine Trift daherſprengten, grade dem Wege zu, auf welchem ſich Jazy mit ſeiner Eskorte befand. Er ſchöpfte wieder froh Athem, die Polen konnten eines Baches halber nicht ausweichen, ſie mußten entweder zurück oder wurden von ihnen erreicht. In jenen Fall ließ ſich auch vorrausſehn, die Seinigen würden nachdringen, entweder noch mit ins Thor gelangen, oder falls, es noch geſperrt würde, Niemand mehr hinaus laſſen, während er in der Stadt Befreiung fände.

Allein der Korperal ſeiner Bedeckung, indem er die Fremden inne ward, ſagte zu ihm: Schreiben ſie augenblicklich mit Bleiſtift einen Zettel an ihre Leute, daß ſie gleich zurückkehren ſollen, weil ſie ſonſt erſchoſſen würden. Und ich halte auch Wort! Lebendig laß ich ſie mir nicht nehmen. Hier zog er die Piſtole.

Jazy rief: Nie werd' ich dies Billet ſchreiben. Doch meine Leute lieben mich, widerfährt mir Unrecht, hauen ſie euch in Stücken.

Der Pole entgegnete: Allein kommen wir ſchon davon, ein Gefangener iſt nur läſtig wegzubringen. Schreiben ſie!

Nein, nein, rief Jazy wiederholt. Der Korporal ſpannte den Hahn.

„Ein Wort noch! Habt ihr mich, gegen Kriegsgebrauch, getödtet, dann ſagt euren Rittmeiſter, er ſoll nach dem Frieden mein Teſtament nachſuchen laſſen, damit ſeine Pflegetochter ihr Erbe empfange.

Oho, rief der Korporal, hier iſt noch Rettung. Sie waren eben auf einem Hügel angekommen, und ſahen dicht vor ſich im Thale ein Würtembergſches Bataillon, die Beſatzung des nahen Dorfes, welche auf den gehörten Kampflärm, den Polen Beiſtand brachte.

Das Battaillon hatte ſich beim Anblick der Reuter in ein Viereck geſetzt und gieng ſo vorwärts. Jene hatte die Ueberlegenheit ſtutzen gemacht, und nun ſah Jazy ein, warum ſie noch nicht heran waren, was der Zeit nach hätte geſchehen können. Er mußte nun aber mit in das Viereck, ſeine Geleiter führten ihn zur Sicherheit dahin.

Der Offizier, durch welchen ſeine Reuter angeführt wurden, konnte allerdings nicht wiſſen, daß ſich der Anführer hier gefangen befände, er urtheilte dagegen richtig, dieſe Würtemberger kämen der Stadt zu Hülfe, und ſeine Pflicht lege ihm auf, dies nach allen Kräften zu hintertreiben. Jazy hatte bei ſeiner Kavallerie den Grundſatz aufgeſtellt: Wenn man bei einem Anfall auf Infanterie nur die Sporen braucht, kömmt man hinein. Nach dieſem Grundſatze handelte der Offizier nun, ſtellte ſich, der geringern Zahl wegen, in ein Glied, und ſprengte auf das Quarree.

Der Grundſatz iſt auch in ſofern wohl richtig, daß die durch Bewegung vermehrte Kraft eines rennenden Pferdes, ohnfehlbar die drei Mann einer Infanterietiefe umwerfen wird, und die Bayonnette dagegen eine lächerliche Abwehr geben. Allein man muß auch bis zu ihren Gliedern gelangen.

Die Infanterie darf wieder auf den Grundſatz fußen: Wenn man gut zielt, ſtürzt die Reuterei zu Boden, ehe ſie heran iſt. Und er war den Würtembergern gut eingeprägt worden. Sie ließen ihre Feinde kaltblütig daher jagen, nahmen Jeder, was vor ihm nahte, wohl aufs Korn, und ſchoſſen erſt auf funfzig Schritten. Nun lohnte ſie auch der Erfolg. die meiſten Pferde waren tödtlich getroffen, andere verwundet, und dieſe, den Schmerz empfindend, hemmten den Lauf, fielen in ſcheue, beſtürzte Sprünge, bei allem Antreiben ihrer Reuter, oder wandten ſich um, und gingen wie man ſie auch anhielt, durch. Nur einige Pferde ſtürzten auf die Bayonnette, und brachen dann auch ihre Lücke in das Viereck. Allein ſie fielen auch ſelbſt, ihre Reuter wurden gleich erſtochen. So mußte Jazy ſelbſt ein Zeuge der Niederlage theurer Kameraden ſein. Auch der Offizier war erſchoſſen worden. Die wenigen übrigen Flüchtlinge kamen bald aus dem Geſicht. Die, welche ihre Pferde eingebüßt hatten, mußten ſich gefangen geben, und fanden, zu ihrer ſchmerzlichen Befremdung, ihren Anführer ſchon im Viereck.

Nachdem man ſich der Waffen bemächtigt hatte, verfolgte das Bataillon ſeinen Weg zur Stadt, ließ alle Gefangene in dem Gebäude der Thorwache unter guter Bedeckung, und zerſtreute ſich in die Gaſſen. Der alte Wielinski hatte unterdeſſen vielen noch in den Häuſern ſich verſperrten Kameraden Luft gemacht, andere aus der Gefangenſchaft befreiet. Die Sache hatte ſich deſto ehe für die Polen gewendet, als auch die Bürger, ihr Eigenthum gegen die Plünderer vertheidigend, eifrig halfen. Nun die Würtenberger auch noch eintrafen, war es ganz um Jene geſchehn und in der Kampfhitze empfingen ſie um ſo weniger Pardon, als ſie ſich durch ihr rohes grauſames Betragen, vorhin ſo gehäßig machten. Es floß im eigentlichen Verſtande viel Blut auf dem Steinpflaſter.

Dagegen hatte Kerning, Jazys Verlangen treu befolgend, den Offizier weggebracht, und eilte mit ihm nach der Stellung rückwärts, wo ſich der Reſt von Truppen befand, der den Abzug decken ſollte. Viele der Partheigänger, als ſie ſahn, wie in dem Städtchen nichts mehr zu thun war, ſprengten ihm nach. Daſſelbe that auch ſpäterhin der alte Wielinski, nachdem er das Schickſal ſeines Lieutenants in Erfahrung brachte.

Jener Punkt lag eine Meile entfernt, war jedoch für Reuterei unangreifbar. Kerning erſchrack aufs höchſte, als er ſo ſchlimme Nachrichten empfing, und ſich bald darauf durch Polen bedroht ſah. Er konnte aber, da nur wenig Reuter übrig waren, auf flachem Felde nichts gegen die Polen unternehmen.

Wielinski ſandte einen Parlementair, ließ ihm vorſchlagen, den gefangenen Lieutenant, mit dem öſterreichen Offizier, der in ſeine Hände gerathen ſei, auszuwechſeln. Kerning war doch beſtürzt, da er nach der Beſchreibung erfuhr, es ſei von Jazy die Rede. Er ließ antworten, man möchte ein Billet an ſeinen Anführer überliefern, er wolle darin ihn ſelbſt fragen, was er geböte? Die Antwort müſſe ihm dann zugeſtellt werden.

Man war dies zufrieden. Die Partheigänger hatten eine Chifferſchrift unter ſich verabredet, in dieſer war das Billet abgefaßt, das einige Stunden nachher, durch einen Polen in Jazys Hände kam. Kerning fragte, rieth daneben lebhaft, den Vorſchlag einzugehn. Jazy antwortete: Thue was du willſt, mein Herz iſt zerriſſen, ich bin ohne Rath.

Wie Kerning den Beſcheid erhalten hatte, verlangte er eine Unterredung mit Wielinski, die

zuge-

zugeſtanden wurde. Er ſagte ihm: Ich bin bereit ihren Sohn auszuliefern, doch unter drei Bedingungen.

„Warum drei? Eine iſt genug. Kopf für Kopf gewechſelt."

Nein! Mein Chef übertrug mir die Angelegenheit, ich darf ganz nach meinem Willen handeln. Ich beſtehe Erſtens, auf die Zurückgabe ſeiner Perſon, dann darauf, daß man uns auf unſerm Rückzug, bis zur Gränze von Tirol nicht angreiſe. (Dieſe Bedingung ſchien ihm nach ſo vielem Verluſt Noth zu thun.)

„Was haben die weiteren Operazionen mit der Austauſchung zweier Gefangenen zu thun? Sie verdienen zudem keine Schonung. Die Tiroler und Voralberger ſind Rebellen."

O mein Herr! Wenn ſie ihnen dieſen Namen beilegen, erinnere ich den Polen an manche Begebenheit in ſeinem Vaterlande.

„Ein wichtiger Unterſchied!"

Daß wir hierüber ſtritten.

„Sie überfielen unſer Quartier nicht wie Soldaten, wie Räuber und Mordbrenner!"

Dies that Niemand von Baron Jazys Partheigängern, ſondern die Inſurgenten.

Dann ſollten Baron Jazy und Sie mein Herr, ſich nicht unter ſolche Horden mengen.

„Wir ſuchen dem Vaterlande nützlich zu ſein, wie die Gelegenheit ſich darbietet. Genug, wollen ſie die Bedingung?"

Wielinski, um den Lieutenant beſorgt, ging ſie ein.

Nun aber die dritte.

„Welche noch?"

Daß ſie dem Baron ein Privatgehör bewilligen; ich vermuthe, er hat ihnen manches Dringende zu ſagen.

Hm — was hat dies mit der Auswechslung zu thun? Was kann er noch von mir wollen? Doch warum nicht.

Man ließ nun Jazy aus dem Städtchen abholen. Wielinski ritt zu ihm. Sie haben mich ſprechen wollen, mein Herr.

Der Partheigänger, ſehr gebeugt und zerriſſen, ſagte befremdet: Woher wiſſen ſie das?

„Ihr Lieutenant brachte es in den Vertrag der Auswechslung."

Ach — ja wohl dacht ich ſie zu ſprechen! Doch ſo nicht. Wenn es mir gelingen würde, ſie als meinen Gefangenen zu ſehn, wir dann wegen Ulm einander gleich gegenüber ſtänden. So wie jetzt —

„Nun dies that das Kriegsglück. Was ſie mir ſonſt zu ſagen haben, bleibt ja wohl daſſelbe.“

O Gott!

„Dann bitt ich um Offenheit und Kürze.“

Wohlan! Herr von Wielinski — ich liebe ihre Tochter!

„Wie meine — meine Tochter?

Oder ihre Pflegetochter, wenn ſie das nur iſt. Sagte ihnen ihr Sohn nichts davon?

„Mein — Sohn? Nie! Ich bin aufs Aeußerſte verwundert.“

Ich bin reich. Das höchſte Glück meines Lebens würde ihre Hand ſein. Wollen ſie, ehrwürdiger Mann, einſt nach dem Frieden es mir bewilligen?

„Baron! — Meine Tochter, meine Pflegetochter, doch ſo gut als meine Tochter, wird ſchwerlich je heirathen.“

Sie wollten ſo viel Schönheit, ein ſo himmelvolles Gemüth zu einem öden einſamen Leben verdammen?

„Nicht eben ich — ihre Neigung —"

O nein, nein!

„Sind ſie eines andern unterrichtet, mein junger Herr? Wie — wo — ?"

Ich ſah das Fräulein in Lemberg, dort entflammten mich ihre Vorzüge — ich würde ſogar hoffen —

„Hoffen! Wie hoffen?"

Wenn nicht politiſche getrennte Anſichten —

„Ja wohl, mein Herr öſterreichiſcher Offizier! Wie ließe ſich bei den getrennten Verhältniſſen an Hoffnung denken."

Ich glaube aber, wie die Dame nichts damit zu ſchaffen hat.

"Doch der Vater wohl?"

Hier kam der Lieutenant Wielinski, den Kerning hatte rufen laſſen, Der Alte ſprengte ihm entgegen und gebot ihm ſich zu entfernen. Jazy ſtand höchſt niedergeſchlagen da, und fing, da Jener zurückkam, wieder an: Wohl hört ich von dem Nationalhaß, der in ihnen wohnt —

Nationalhaß? fiel der Alte ein. Ich geſtehe ihn laut, ja! Haben ihn Oeſterreicher gegen Polen oder Franzoſen thätig genug bewieſen, wer mag es dem Polen in franzöſiſchem Dienſt verargen! — Sie lernte ich zweimal als einen tapferen Offizier kennen, da muß ich ſie perſönlich hochachten, ich fühle mich ſogar — ich weiß ſelbſt nicht wie — zu ihnen anderweitig innig angezogen, doch in eine Verbindung mit einem Oeſterreicher und Julien willige ich nie.

„O dies harte Wort giebt mir den Tod!"

Der Oeſterreicher würde denn —

„Schweigen ſie davon mein Herr!"

Nun ſo iſt alles abgethan!

„Ungerechter Vater!"

Jüngling, verdamme nicht raſch! Wüßteſt du, wie ich im tiefſten Herzen die Wunden eures Nationalhaſſes trage. — O Gott! Hören ſie mit wenigen Worten, Baron! Ich liebte, einige Jahre vor der letzten Theilung Polens, ein Mädchen, das ich auf meiner Reiſe durch ihr Vaterland kennen lernte. Sie liebte mich wieder. Doch ihr Vater, nicht nur aus Stolz auf Bedeutung und Reichthum, nein aus Nationalhaß, verſagte uns ſeine Einwilligung. Mogte ihm einſt durch einen Polen weh gethan ſein, dieſer Nationalhaß war ungerecht, er mußte der Liebe ihn nicht grauſam zu empfinden geben. Uns blieb nichts, da die tiefe Leidenſchaft ſich nicht bezwingen ließ, als Entführung. Die junge Gräfin opferte mir willig glänzende Ausſichten, lebte froh in meinen Armen, auf einem nicht beträchtlichen Gute in Sendomir. Selten gab es ein ſo glückliches Paar. Wir hatten einen Knaben — o Himmel! muß ich mich an alles erinnern — einen ſchönen, zu jeder Hoffnung berechtigenden Knaben, da traten die unglücklichen Zerrüttungen in Polen ein, deren Folge die letzte Theilung war. Ich nahm die Waffen, focht gegen das ruſſiſche Heer. Während dieſer Zeit ließ der Vater meiner Gattin dieſe aufheben, ſammt meinem Sohn, damals drei Jahre alt, ſie wegbringen, nie erfuhr ich wohin. Kein Recht konnte ich erlangen, der Mann war zu bedeutend, die gewaltſame Entführung ward mir vorgerückt. Nachher hörte ich, meine Gattin ſei geſtorben, o gewiß, gewiß vor Gram — mein Sohn — —

Hier fielen einige Schüſſe. Die hinterwärts ſtehenden Inſurgenten wurden, durch Truppen angegriffen, welche ſich von den zuvor zurückgeſchlagenen, wieder geſammelt hatten.

Wielinski rief: Dies ſind meine Leute nicht. Ich erfülle mein Wort. Was andere thun, kann ich nicht vertreten. Eilen ſie zu ihrem Korps, Herr von Jazy!

Dieſer, der in dumpfer Betäubung zugehört hatte, rief: Noch ein Wort, mein Herr! Wir trafen uns zweimal, ihre Hand, daß, wenn es der Zufall noch einmal ſo lenkt, wir einander keinen Pardon geben. Eben, eben weil ich ſie, trotz ihrer Grauſamkeit ſo achte, verlange ich es. Das Leben gilt mir nichts mehr. Von ihren Händen zu ſterben, dies wäre mir willkommen!

Wielinski lächelte: Ein ſolcher Zufall trit ſchwerlich ein. Wir marſchiren Uebermorgen nach Spanien. Doch hier meine Hand!

Jazy und Kerning flogen zu ihren Leuten.

Zehntes Kapitel.

Rückzug nach Tirol.

Eine groſe überlegenheit griff die Inſurgenten an. Was man zerſtreut hatte früherhin ſchlagen können, ſtand nun meiſtens vereint da. Man mußte ſich überall den Rückweg durch zahlreiche Truppen bahnen, welche die Defileen beſetzt hatten. Man ſah ſich überall gefährlich abgeſchnitten. Auch das Landvolk, ſchwer aufgereizt durch die Inſurgenten, geſellte ſich zu den Truppen.

Doch gebot die Verzweiflung ſich auf den letzten Tropfen Blut zu wehren, Jazy hatte nie mit ähnlicher Reſignazion gefochten. Der ſcharfſinnige Rochefoucault ſagt, das Meiſte würde der Soldat thun, der gewiß hoffen könnte, mit dem Leben davon zu kommen. Wem nun aber das Leben nichts mehr gilt, der iſt in einem ähnlichen Fall, und allen Werth hatte es nach der Unterredung mit Wielinski für unſern Freund verloren. Ihm blieb in dieſer Stimmung nur der Tod willkommen, und den engen Raum bis dahin, glaubte er durch das pflichtſchuldige Streben ausfüllen zu müſſen, die Tiroler, welche zu tief verwickelt zu haben, er ſich nun vorwarf, zu retten. Mit der kälteſten Beſonnenheit machte er die verſchiedenen Diſpoſitionen, mit der vollendetſten Geiſtesgegenwart führte er ſie aus. Wo der

Kampf am hitzigſten wüthete, da warf der Jüngling ſich mit Löwenkühnheit hinein, ſein bewundernswerthes Vorbild riß hin, alles folgte in viel erhöhter Kraft, jeder ward zum Helden.

So ſchlug man ſich zwei Tage lang, erſtürmte jeden Poſten, den der Feind beſetzt hielt, warf alle Hinderniſſe zu Boden. Jazy verlor drei Pferde unter dem Leibe, empfing vier Wunden, ſeine Kleider waren an allen Orten durchſchoſſen, ſein Säbel entzwei, ſeine Piſtolen zertrümmert. Doch der Wunſch, ein tödlich Blei möchte ſeinem Daſein ein Ende machen, blieb unerfüllt, Leichname thürmten ſich um ihn, auf dem blutgefärbten Boden, er blieb lebend.

Kerning leiſtete die treuſte Hülfe, hier durch eine Verwegenheit, dort durch eine Liſt. Schnelligkeit, Ausdauer, Unempfindlichkeit gegen Entbehrung an Schlaf und Nahrungsmitteln, während dreier Tage, und gegen die flammende Sonnenhitze, immer neue Spannung, durch Willensfülle erregt, bei den Strapatzen und der blutigen Arbeit, machten endlich, daß man den tiroliſchen Engpaß wieder erreichte, wo man ſicher vor Verfolgung war. Die höchſte Zeit, ſchon war voller Mangel an Pulver und Blei eingetreten, ſchon ſanken auch die Stärkeren ermattet hin.

Hier war auch Jazys Kraft erſchöpft, die ſtarke Verblutung an ſeinen Wunden, ſein ununterbrochen angeſtrengtes Walten, ſein angreifender Gemüthzuſtand, ließen ihn an einen Felſen, nahe einer Ohnmacht, hinſinken. Man bemerkte ihn nicht, ſein Diener war erſchoſſen, jeder hatte mit ſich zu thun, Kerning wandte den letzten Reſt eigner Kräfte an, den Truppen Lebensnothwendigkeiten aus der Gegend zu verſchaffen.

Dies gelang nach und nach, die Leute erfriſchten ſich, ruhten. Kerning ſuchte ſeinen Freund, hatte Mühe ihn zu finden, erſchrack über ſeine troſtloſe Hinfälligkeit, that was nur möglich war, ihn zu laben, aufzumuntern. Aber wozu das, ſtammelte Jazy, mag doch meine Laufbahn hier enden.

Ei, wie darf eine fehlgeſchlagene Liebe ſo den Heldenſinn beugen, rief Kerning. Friſch ins Leben gedrungen!

„Fehlgeſchlagene Liebe? Woher iſt ihnen bekannt — “

Läugnen ſie nur! Dies reimt ſich wohl zuſammen. Wie, kann ich zwar nicht genau angeben, doch nichts, nichts als Liebe konnte dieſe furchtbare Wirkung auf ſie hervorbringen. Schon bei dem Kommiſſair, bei jenem Briefe merkt ich — ſie könnten mich jedoch immer zum Vertrauten wählen. Dieſen Vorzug hab ich um ſie verdient, und es wäre ihnen wohlthätig, ſie entlüden die Bruſt.

Jazy drückte ihn mit feurigen doch matten Armen an ſich, und theilte ihm von ſeiner Begebenheit mit Julien mit, was — er ſelbſt nur wußte. In der That fühlte er ſich auch um vieles leichter im Gemüth, nachdem das dem Freund lange verhehlte Geheimniß, ſeinen Lippen entflohen war.

Kerning hatte mit dem wärmſten Antheil gehorcht. Es ſchien immer, auch er habe etwas auf den Lippen, das er ſagen wollte und auch nicht. Doch hielt er zuletzt entſchloſſen an ſich, fürchtend, das was er zu ſagen hatte, werde dem Entkräfteten Gefahr bringen. Er that dagegen alles, ſeine düſtre Melancholie zu zerſtreun, den erſtorbnen Lebensmuth wieder ins Daſein zu rufen. Glauben ſie mir, Baron, rief er, ſie ſehn die Geliebte wieder, und einem Manne wie ſie ſind, müſſen Hinderniſſe ſolcher Art weichen. Nach dem Frieden, wenn Nationalhaß keine Nahrung mehr findet, Ruhe und Menſchlichkeit die Anſichten der Völkerbeziehungen erheitern, muß auch das ſich ausgleichen. Und was blieb je der Liebe unmöglich!

Elftes Kapitel.

Gefahr. Verwirrung. Widerwärtigkeiten.

Phyſiſch werden heftige Gemüthsbewegungen geſchwächt, wenn man Blut verliert, wie Jazy durch ſeine Wunden. Moraliſch wird die Seele geſtärkt, durch Freundes, troſtreiche Hoffnungen erweckenden, Zuſpruch, den Jazy von ſeinem Waffengefährten empfing. Schnell konnte freilich ſein alter Gleichmuth, oder die Kraft, ſeine Liebe der Kriegslaſt unterzuordnen, nicht wiederkehren, aber um etwas ruhiger, ſich ſelbſt zurückgegebener, befand er ſich dennoch. Auch ermannte er ſich zu dem Entſchluß, gegen Unmuth und Gram zu kämpfen.

Vierundzwanzig Stunden hatte das Korps gerastet, die Unteranführer der Inſurgenten Bericht über den Verluſt erſtattet. Er war ſchauderhaft. Mehr als die Hälfte der Tiroler und Voralberger hatten in Schwaben ihr Grab gefunden. Von den Partheigängern, welche Jazy begleiteten, war ſogar nur der dritte Theil zurückgekehrt.

Man wollte nun aufbrechen. Jazy hatte ſchon nach Inſpruck geſchrieben, von dem Geſchehenen Meldung gethan, und gebeten: den Inſurgentenhaufen noch unter ſeinem Befehl zu laſſen, weil er einen neuen Angriff entworfen habe. In der Hoffnung, man werde ſeinem Geſuch willfahren, gab er Befehl ſich in Marſch zu ſetzen, wiewohl Kerning ihm dringend empfahl, die Heilung ſeiner Wunden in Ruhe abzuwarten. Er rief: Nein, nein, wieder ins Kampfgetümmel, dort nur wohnt Ruhe für mich!

Doch — wie er ſeinen Befehl gegeben hatte ward er nicht vollzogen. Er gebot noch einmal mit lauter Stimme, das Gewehr in die Hand zu nehmen, Niemand von den Inſurgenten ergriff es. Dagegen erhob ſich ein dumpfes unwilliges Murmeln, und die Erklärung vieler Einzelnen: ſie gehorchten ihm nicht, leiſteten nicht mehr unter ihm Dienſte.

Jazy, im Anblick dieſer Meuterei, gerieht in Flammen. Er ſprengte nach dem Flügel, zuckte eine Piſtole, und wiederholte abermal ſein Kommande. Da es nicht erfüllt ward, ſchoß er Knall und Fall den Flügelmann zu Boden. Sogleich gehorchte die erſte Kompagnie.

Eben ſo ſtillte einſt Julius Cäſar eine angezettelte Empörung. Allein mit Inſurgenten und an Diſciplin gewöhnten römiſchen, oder auch anderen Soldaten, iſt es zweierlei. Auf die erſte Kompagnie hatte er den gewünſchten Eindruck hervorgebracht, allein die übrigen vollzogen den Befehl dennoch nicht, ja, als ſie erfuhren, was geſchehen war, fingen ſie ein wüthend Geſchrei an, und verlangten, man ſolle den Baron auch zu Boden ſtrecken.

Was thaten ſie mit ihrer Hitze, rief Kerning, ſchon auf dem Marſch hieher bemerkte ich gefährlichen Unwillen, daß ſie in jenem Städtchen einen Tiroler tödteten.

Ich muß Herr ſein, wo mir Befehl anvertraut wurde, rief Jazy, oder ich will nicht leben. Er wollte auch an die zweite Kompagnie, oder den ſo genannten Haufen jagen, da legten ein Paar Schützen auf ihn an, und tödteten ſein Pferd.

Kerning eilte, ihn zu vertheidigen, die noch übrigen Partheigänger ſtürzten herbei, zu ſeiner Hülfe, ſchloſſen einen Kreis um ihn. Dagegen drangen die wuthentflammten Inſurgenten auf ihn ein. Alles bereitete ſich zu einer Metzelei vor, bei welcher es nun doch um Jazy geſchehn geweſen ſein würde, da er zu wenig Beiſtand hatte.

Doch ein alter Unteranführer trat auf, gebot Ruhe. Wir dürfen uns an keinen kaiſerlichen Offizier vergreifen, ſchrie er, aber klagt ihn in Inſpruck an, fordert da Genugthuung! Dies ließ man ſich endlich gefallen, und Jazy reichte einem Blutbade abzuwehren, den Säbel hin.

Man gab ihm eine Bedeckung und führte

ihn nach Inſpruck. Kerning folgte, wiewohl nicht Arreſtant.

Zu Inſpruck ward Jener in ein Gefängniß geliefert. Er empfing hier Nachrichten und Briefe, welche ihn in ſeiner jetzigen troſtloſen Stimmung, noch mehr hinwarfen.

Zuerſt vernahm er, daß ſein treuer Freund Wallfeld geſtorben ſei. Er hatte ſich bei ſeiner ſchweren Verwundung zu wenig geſchont, der Brand war dazugetreten. Dieſer neuer Schmerz kam über unſern Freund. Dann waren Antworten von einem General angelangt, dem er früher mit einem Eilboten, der ſich hin und zurück glücklich durchgeſchlichen hatte, ſchrieb. Jazy that ihm Vorſchläge, auf Umwegen Truppen nach Tirol zu ſenden, wies nach, wie ſie mit großen Nutzen zu brauchen wären. Der General hatte es jedoch anmaßend, gefunden, daß ein Lieutenant in ſo wichtigen Dingen, Rath ertheile, gab ihm abfertigende Verweiſe, und dies in einem Ton, der ahnen ließ, Jazy müſſe in keinem vortheilhaften Geruch ſtehn. Dies that ihm ſo weh, als es ihn befremdete.

Er brachte einige Tage im Kerker, in der

düſter-

düſterſten Melancholie hin. Dann hatte Kerning ſich die Erlaubniß verſchaft, ihn beſuchen zu dürfen, meldete, wie man ſchwere Anklagepunkte gegen ihn aufgeſetzt, doch, da man ſich nicht befugt glaube, einen kaiſerlichen Offizier zu richten, ſie nach Ungarn an einen General geſandt habe. Die Klagen gründeten ſich auf die beiden getödteten Inſurgenten und den Umſtand, daß er zu unvorſichtig in Schwaben vorgerückt ſei, und dadurch ſo großen Verluſt bewirkt hätte. Auch die Unterredung mit dem feindlichen Offizier, wodurch freilich koſtbare Zeit verloren ging, und bei welcher ſich Privatangelegenheit vermuthen ließ, war zur Sprache gekommen.

Jazo mußte nun erwarten, welchen Ausgang das nehmen werde. Er dachte jedoch, was er als kommandirender Offizier gethan, habe thun können, und müſſen, würde ihm keinen Vorwurf aufladen. Bei der Privatangelegenheit freilich wußte er ſich nicht ganz rein, dagegen aber redete ſeine innere Ueberzeugung, von den wichtigen Dienſten, durch ihn geleiſtet.

Nach zehn bis zwölf Tagen kam die Antwort. Sie lautete: Man wiſſe von keinem Partheigängerkorps des Herrn von Jazy, er ſei nie zu einer Errichtung der Art autoriſirt geweſen, die Tiroler jetzige Magiſtratur könne alſo über ihn nach den Umſtanden verfügen.

Dieſe fürchterliche Nachricht kam unſerm Freunde durch ein heimlich übermachtes Billet von Kerning zu. Iſt es möglich, rief Jazy, ſo verläßt man mich, giebt mich Preis! Sollten nicht mein treuer Wille, meine Aufopferungen, das was ich gethan und was doch nicht unbedeutend war, mir Schutz und Rechtfertigung bringen? Welche Feinde muß ich zählen, welche unbekannte, ungerechte, nichtige Verläumdungen über mich ergangen ſein.

Die Nachricht hatte ihn faſt zermalmt, er hatte das Schlimmſte zu beſorgen, quälte ſich den Tag und eine ſchlafloſe Nacht hindurch, in den bitterſten Empfindungen.

Am andern Tag ließ ihm Kerning jedoch wieder ein Briefchen zuſtecken, denn es waren dem Baron doch zu Inſpruck Freunde geblieben, welche die gegen ihn erhobene feindliche Mißbilligung nicht theilten. Kerning ſchrieb ihm: bei der großen Wuth jener Inſurgenten müſſe man für ſein Leben zittern. Alles redete davon, ein Kriegsgericht werde ihm die Kugel zuerkennen. Zwar gäbe es andere öſterreichiſche Offiziere in Tirol von Einfluß, die ſich für ihn kräftig verwenden könnten, es auch vielleicht thun würden; bei dem Allen ſei das nicht gewiß, es wäre dagegen immer auch möglich, daß ſein Thatenruf ihm Scheelſucht und Neid zuwege gebracht hätte. Sein Rath wäre, Flucht nach Kärnthen. Er hätte den übrigen Partheigängern Weiſung gegeben, ſich bei Inſpruck einzufinden. Nach zwei Tagen könnten ſie da ſein. Dann würde er weiter handeln.

Jazy wollte nichts von Flucht hören. Wie ein Tellheim trotzte er auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, wollte vor den Augen ſeiner Verfolger untergehn.

Er ſuchte Verhöre nach. Es hieß: die Thatſachen machten ſie unnöthig, doch werde man ihm nächſtens ſeine Rechtfertigung aufgeben, und dann zum Urtheil ſchreiten.

Nach drei Tagen benachrichtigte ihn Kerning, er werde um Mitternacht in ſeinem Kerker ſein. Dies geſchah. Der Gefängnißwärter hatte Befehl von einem Manne der Obrigkeit erhalten, Kerning einzulaſſen. Auch ein vornehmer Kaufmann langte zugleich an. Er ſagte zu unſerm Freund: Ich kenne die bannatiſchen Güter, und ſchieße ihnen Zweitauſend Dukaten vor. Er trug die baare Summe bei ſich.

Jazy entgegnete: Ich werde nach Siebenbürgen ſchreiben, daß man ſie ihnen dankbar erſtatte. Dann bitte ich aber, dies Geld unter meine Partheigänger zu vertheilen. Dich, Kerning, werde ich in meinem letzten Willen bedenken. Die Art wie ich behandelt werde, ſchrecke dich übrigens nicht ab, dem Vaterlande mit alter Treue zu dienen.

Kerning und der Kaufmann drangen mit heißen Bitten in ihn, die Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen. Ein Fuhrwerk ſteht vor dem Thor, ſagte Jener. Unſere Leute warten. Man wird uns hinauslaſſen.

Bemerken ſie nicht, fragte der Kaufmann, daß die Obrigkeit ihre Flucht wünſcht, ſie zu wünſchen Gründe hat, ſich nicht in die Nothwendigkeit gebracht zu ſehen, einen verdienten Mann, roher Volkswuth aufzuopfern?

Man thue was man mag, rief Jazy, ich weiche nicht.

Kerning ſagte: Wir gehn nach Kärnthen, wo der Feind nicht zahlreich iſt, ſchlagen uns durch zur großen Armee, verſtärken das Korps, dort können wir dem Vaterlande noch viel nützen. Es iſt bedrängt.

Dies rief Jazys Entſchluß auf. Wohlan, ich folge!

Kerning leitete den von Wunden und Gram Ermatteten. Sie fanden am Thor gar keinen Widerſtand. Draußen lud man Jazy auf den bequemen Wagen. Die alten Kameraden umringten ihn, ſchwörend, mit dem letzten Blutstropfen ſeine Rettung zu erkaufen.

Zwölftes Kapitel.

Jazys Flucht.

Der Flüchtling gewann in der Nacht Feld. Am Morgen, da ſeine Entweichung verlautete, traf man zu Inſpruck Anſtalten, ihn einzuholen. Jedoch mit vieler Säumniß, die ſich erſt in Ernſt verwandelte, als ein Zuſammenlauf wild ihn forderte. Dann wurden zwanzig Mann zu Pferde ihm nachgeſandt.

Durch dieſe ſah ſich Jazy am dritten Tage ereilt, die Zahl ſeiner Leute war bei weitem größer. Jene wollten indeſſen auf den Dörfern Lärm erheben. Kerning ſprengte zu ihnen, verlangte Gehör.

Meine Freunde, ſprach er, es wird ein Blutbad unter Patrioten und Patrioten geben, das ihr klug verhüten müßt. So lange einer von uns athmet, empfangt ihr den Baron nicht. Spart vieles Leben dem Vaterlande, beſonders erhaltet ihm den Baron.

Die Verfolger ſchienen betroffen. Ihr Anführer ſagte: Niemand hat ſich dieſer Bedeckung verſehn, wir ſind zu ſchwach, müſſen nach der Hauptſtadt zurück, mehr Beiſtand holen. Darin ſtimmten die Uebrigen.

Welchen Weg nehmt ihr denn? fragte Jener Kerning. Dieſer verſtand den Wink, nannte eine andere Richtung.

So ging es ungeſtört weiter, indem, wie ſich von ſelbſt verſtand, in den Ortſchaften Name und Urſache des Zuges, nicht richtig angegeben wurden. Es hieß, man wolle eine franzöſiſche Garniſon in Kärnthen aufheben.

Als nun die Verfolger in doppelter Zahl von Inſpruck kamen, den falſchen Weg einſchlugen, war Jazy bereits in Sicherheit.

In einem Gebirgsdörfchen ruhte man einige Tage. Vom Feinde war dort nichts zu ſehn. Mit Jazys Wunden, nur Säbelhiebe und Streifſchüſſe, ging es bei ſeiner Jugendkraft merklich zur Beſſerung, und in der Freiheit entwölkte ſich auch ſein Gemüth mehr.

Nicht wahr, Baron, fragte Kerning, dies iſt beſſer, als ſich arkebuſiren laſſen?

„Ach Freund, du begreifſt nicht, welchen Unwerth ich auf das Leben lege!“

Aber ſie bringen es doch lieber dem Vaterlande zum Geſchenk?

„Ha! Dem Vaterlande! Laß uns eilen! Genug der Ruhe!“

Und, wenn es das Schickſal nicht mag, heben ſie es für die Geliebte auf.

„O mahne mich nicht daran! Fort, fort!"

Man brach auf. Unterwegs liefen aus jedem Dorfe junge Burſche zu und verlangten Dienſte. Sie hatten von Jazy gehört, brachten alle das feurigſte liebendſte Vertrauen mit. Sie wurden angenommen, ob man ſie ſchon nicht bewaffnen konnte.

Der Weg ging nach Ungarn. Unterwegs fanden ſich nur kleine feindliche Zwiſcherpoſten, leicht überwältigt. Denn theils hatten die Truppen ſich zum Heere nach Wien, theils zu dem, welches dem Grafen Gyulai Widerſtand leiſtete, verfügen müſſen. So ſetzte man bequem den Weg fort, und hatte ſchon die Gränze von Ungarn überſchritten, als hinterwärts Lärmen entſtand.

Jazy eilte um einige Tage dem Korps voraus, das er unter ſolchen Umſtänden Kerning gar wohl vertrauen konnte. Er eilte zu demſelben öſterreichiſchen General, damals in Ungarn, an welchen er jene Vorſchläge ſandte. Bei ihm angekommen, bat Jazy, daß ihm verordnet werde, mit ſeinem Korps den leichten Truppendienſt, beim großen, oder einem anderen öſterreichiſchen Heere, zu verrichten. Er wollte dabei die neuen Rekruten auf eigne Koſten waffnen und kleiden. Zugleich ſagte er zu ſeiner Rechtfertigung über die Anklagen von Tirol her, was zu dieſem Zwekke gehörte.

Die kurze Antwort hieß: Man werde höheren Ortes Meldung und Anfrage thun.

Nun wartete unſer Freund die nachkommenden Leute ab, zu denen immer noch mehr dienſtluſtige Jünglinge geeilt waren. Auch viele Ungarn hatten ſich eingefunden und gebeten, man möchte die Freiparthei des Barons auch durch Huſaren vermehren.

Jazy, froh über Erſcheinungen der Art, entwarf den Plan zu einer ſolchen Erweiterung, wollte nach dem Muſter der preußiſchen Kleiſtiſchen Legion im ſiebenjährigen Kriege, Jäger, Dragoner und Huſaren verbinden. Des ungehemmten Poſtenlaufs wegen, konnte er von hier aus bequem nach ſeinen Gütern in Siebenbürgen wirken. Er gab nun ſeinen Agenten dort auf, eine Hipothek von Funfzigtauſend Gulden in Konvenzionsgeld auf dieſe Güter zu heben, und möglichſt damit zu eilen. Die Beſtimmung war das neue Korps. Er ſchmeichelte ſich mit einem angemeſſenen Rang, und dachte für Kerning, auf ſeine dringenden wohlbegründeten Empfehlungen, eine Hauptmanns- oder Majorsſtelle zu erlangen.

Alles das gab er ein, mit unruhiger Sehnſucht, mit ungeſtümen Drang bald wieder handeln zu können, dem Beſcheid entgegen hoffend. Kerning wünſchte ſeinem Freunde beſonders neue Thätigkeit, damit er ſich mehr gegen den Kummer ſeiner Liebe ermannte.

Endlich langte dieſer Beſcheid an. Und wie?

Jazys alte Partheigänger und Rekruten ſollten insgeſammt untergeſteckt werden, dem Studenten Kerning ward der Rath ertheilt, ſich ſeiner alten Beſchäftigung zu widmen, dem Lieutenant Jazy — — ſein Abſchied.

Dies hing, ſo wie die vorigen Antworten und Verfügungen, ohne Zweifel an ſeinem letzten Aufenthalt in Wien, wo er durch ſein unvorſichtiges Forſchen um Damen aus Frankreich, einen zweideutigen Blick auf ſich lenkte. Dies mit dem Wink aus Tirol, über Privatangelegenheiten, konnte nur zu wohl alles Gute, was auch von ihm bekannt war, niederhalten. Vielleicht ſchützte ihn das letztere auch nur vor ſchlimmerer Behandlung.

So kann auch der Redliche nicht behutſam genug ſein, wo eine geheime Polizei waltet, ſo kann dort auch des Redlichſten Glück untergraben, und die gerechteſte Regierung bewegen werden, Unſchuld zu ſtrafen. Und dies aus dem ſehr einfachen Grunde, weil man bei den Individuen, welche die niedre Klaſſe einer ſolchen Polizei (nach dem alten franzöſiſchen Namen mouchards) bilden, weder Scharfſinn im Urtheil noch zartes Gewiſſen vermuthen darf. Denn Leute, im Beſitz ſolcher Eigenſchaften, geben ſich wohl zu dieſen Stellen nicht her. Und derjenige, welcher den Auftrag empfing, eine geheime Polizei zu errichten, würde ſogar, auch bei eigner Rechtlichkeit, der Konſequenz halber, wohlgeſinnte Perſonen ſchwerlich aufnehmen.

Heil den Regierungen, welche den Grundſatz annehmen wollen, auch den Umſtänden nach annehmen dürfen: Vertrauen überwiegt den Argwohn an freundlicher Ausbeute für den Staat.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Wohin nun?

Ohne den berührten nachtheiligen Umſtand, wogegen ſich Jazy nicht vertheidigen konnte, da er nicht angeklagt ward, wäre es wohl keine Frage geweſen, ob man den wackern, feurigen, talentvollen Patrioten mit offnen Armen empfangen hätte. Opferte er nicht ſo viel aus ſeinen Mitteln auf? Konnte geleugnet werden, wie er ſehr bedeutende Vortheile ſtiftete? Trug er nicht rühmliche Wunden? Alles dies hätte ihm warmes Lob bereitet, das zu weite Vordringen in Schwaben, wenn es gleich zuletzt eine üble Wendung nahm, würde man, in Betracht der vorhergegangenen tapferen, kluggeleiteten Ereigniſſe, nur einen Fehler der Bravour genannt haben, und was mit den widerſpenſtigen Tirolern geſchah, ein der Kriegszucht angemeſſenes Verfahren. Allein der unſelige ſchreckliche Halbargwohn, Jazy ſei ein heimlich franzöſiſch Geſinnter, ein Argwohn, in den Ungarn, Siebenbürger, Gallizier, bei irgend zweideutigen Zeichen, um ſo eher ſinken konnten, warf alles zu Boden. Und dieſen hatte die Liebe ihm bereitet, der wir alle entweder einſt nicht widerſtanden, oder einſt nicht widerſtehn.

Es bedarf keiner Schilderung ſeiner Gefühle. Die Liebe zum Vaterlande, ſagt Rouſſeau, iſt zärtlicher, heftiger, als die zu der Schönheit, welche das Herz unterwarf. Man möchte zwar den Satz beſtreiten, wo von einem Jüngling, und ſeiner erſten Flamme für Schönheit die Rede iſt, ihm dagegen beipflichten, wenn man bedenkt, wie oft der Liebe zum Vaterlande ſchon Blut und Leben willig geopfert wurde. Jedoch iſt dabei nicht zu überſehn, was Leſſing, der ſoldatiſchen Sinn ſehr treu zu ſchildern vermochte, ſagt:

ſagt: Ein Soldat thut aus Neigung für die Großen ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, alles aber ſeiner eignen Ehre willen. Wenn nun das Vaterland, durch Jene repräſentirt, ſtatt Gegenliebe Haß giebt, die Ehre, in deren Miſtik eigentlich der zarte reine Aether jener Liebe enthalten iſt, kränkt, o wie durchbort dies ſo grauſam! Eine treuloſe Geliebte vergißt man nach Jahren, ein treuloſes Vaterland nicht durchs ganze Leben. An eine Geliebte, die unſere Flammen, unſere dargebrachten Opfer höhnt, rächt man ſich oft, einer anderen huldigend, ſelten geſchieht das nämliche von Patrioten; ein Coriolanus will ſich in Rache ſättigen, ſeine Kraft hat die Mittel zu finden gewußt, doch unter den Mauern Roms wird ihm die alte Liebe ins Herz gerufen, und er wählt das eigne Verderben.

Jazy würde untergegangen ſein, ohne Kernings treuen Beiſtand. Der Freund that alles mögliche, den Freund vor Verzweiflung und Selbſtmord zu bewahren. Er ſelbſt, wie warm er auch Patriotismus und Kriegesſinn umfing, welche Hoffnungen er auch genährt hatte, erhielt ſich Ruhe, ſogar Humor. Nicht wie bei Jazy, hatten ihm die Verhältniſſe, von früher Jugend an, Leidenſchaft für das Soldatenhandwerk erzogen.

Er rief: Will mich der Staat nicht zum Offizier, war ich doch einmal der Ihrige, dies ſoll mir eine frohe ſtolze Erinnerung bleiben. Und nun gehen ſie nach ihren Gütern, Baron, ich will dort ihr Geheimſchreiber, ihr Stallmeiſter, ihr Büchſenſpänner, ihr Vorleſer ſein, was ſie wollen.

Wie hätte Jazys Ungeſtüm ein Ohr für ſo ruhige Vorſchläge gehabt.

Oder, wenn ſie denn bei dem Getümmel der muntern Bellona einmal nicht müßig weilen können, fing Jener wieder an, ſo laßen ſie uns nach Spanien gehn.

Der Baron hob die geſenkten Blicke bewegt empor.

„Wir wollen dort ein Partheigängerkorps ſtiften, unter Romana dienen.„

Nach Spanien! Nach Spanien! Welcher Gott rief den Gedanken in dir auf?

„Er liegt ſo nahe. Wir eilen verkleidet zum Geſtade des mittelländiſchen Meeres, ſuchen ein

Fahrzeug, das uns an den Bord eines engliſchen Schiffes bringt."

Jazy ſchwärmte dem Plan entgegen. Seine ſchwarze Melancholie wich, er fühlte neuen Lebensmuth durch alle Arterien gegoſſen. O Kerning, rief er, welche Hoffnung lebt mir dort —

Deſto beſſer, fiel Kerning ein.

„Ach — und jener polniſche Offizier, mit dem ich in Schwaben die Unterredung hielt, der mir die Hand der angebeteten Tochter verſagt, ging auch nach Spanien, kann bereits dort ſein. Wir verhießen einander, wenn das Kriegsgeſchick noch einmal uns gegenüber ſtellte, uns keinen Pardon zu ertheilen. O daß ich mein Schwert rächend in ſeine harte Bruſt ſenken, oder den Tod von ihm empfangen könnte, im Grabe wohnt allein Ruhe für mich!"

Das klingt wie aus einer Tragödie.

„Wenigſtens will ich alles thun, damit ich erfahre, wo er ſich befindet. Schon glückte mir das einmal."

Und ich will alles thun, ihn gefangen zu nehmen. Dann werd ich ihm zeigen, wie wakker, wie klug er handelt, Baron Jazy zum Eldam wählend, und dagegen, wie abgeſchmackt, wie unſinnig, wenn er ihn ausſchlägt —

„Auf eine Gefangennehmung zählte auch ich in Schwaben, mit dem Sohne glückte ſie, o Schickſal! warum nicht mit dem Vater! Jener iſt mein Freund, ſo weit es die Offizierehre nur im Felde geſtattet, nach ſeinen Briefen ſteht er auch ſchon nahe an dem Gedanken: Damen hätten nichts mit Politik gemein. Wäre der Vater in meine Hände gefallen! — Doch nein, es wäre umſonſt geweſen, würde umſonſt ſein, wiewohl mein Schwur, daran nicht mehr zu denken geſtattet.“

Doch mich ginge dieſer Schwur nicht an!

„Vergeblich ſag ich dir! O ſein Nazionalhaß iſt nicht nur politiſch, wurzelt tiefer. O Gott! er liebte auch einſt unglücklich, einer von unſern Landsleuten hat ihn um Weib und Sohn gebracht. Ich hörte die Geſchichte nicht zu Ende. Siehſt du, darum ſagt er: Kein Oeſterreicher empfängt Juliens Hand! Ach, der Friede wird auch daran nichts ändern. Ueber ſeinen Leichnam hin kann allein der Weg — vielleicht noch — o dies macht mich unſinnig! Du liebſt nicht, die Gewalt, die unwiderſtehliche der Liebe, der ſo hohen, wahren, einzigen, erſten, iſt dir noch unbekannt. — "

Von der erſten Liebe kann ich das um ſo weniger einräumen, als ich in Wien ſchon bei der funfzigſten ſtand. Und hoch, wahr, ſchien mir jede, einzig, ſo lange ſie währte, auch. Nur währte ſie immer nicht lange. Einmal in den Ferien beſuchte ich einige Tage nach einander das Schauſpiel. Den erſten Abend verliebte ich mich in den Pagen des Grafen Almaviva, am andern in der Leopoldſtadt in das Donauweibchen, am dritten auf der Wieden in die muntre Piana, deren Forte ich aber nicht ſein konnte, am vierten in der Joſephſtadt in den Prinzen Evakatel, der aber, wie der Edelknabe in Figaro, eine Aktrize war, daß ſie nicht zu Arges denken.

Jazy hatte nicht auf ihn gehört. Du ſcherzeſt doch nicht zur Unzeit? fing er wieder an. O du kannſt, kannſt mich nicht begreifen! Dieſe Julie — ſucht ich auch Worte, die ihre himmelvolle Anmuth, ihren göttlichen Liebreiz zu ſchildern, wie arm, wie verworfen ausdrucklos, würden dieſe Worte ſein —"

Wie das Peſcheräh jener Inſulaner, deren Geiſt noch kein Zug von Kultur entwickelte, Baron. Ich glaube es.

„Wie fern hinter der Wahrheit bleiben! Ach dieſe hohe Geſtalt, junoniſch hoch, und ſo rein an Ebenmaaß, ſo zart in allen entzückenden Umriſſen! Und das holde, liebegebietende Antlitz, von dem das ſtaunende Auge ſich nicht wenden kann, und wieder nicht den Muth hat, es feſt, unverwandt anzuſchauen! o es iſt nicht die weichliche Lilienweiſſe mancher Wienerin, nein, auf der ſcharf geſpannten, friſchen, lebendigen Haut, flammt eine Röthe, eine Röthe, als hätte ein Chemiker den Blüthen des Pfirſich, dem Blatte der kaum entfalteten Roſenknoſpe den gediegnen Farbenſtoff entzogen, oder ein Prometheus dem Morgenroth im Junius Strahlen entwandt. — O immer noch nicht treffend, und dies ätheriſche blaue Auge, dies kurz verſchnittene Haar, nur um Schlaf und Stirn bezaubernde Löckchen ringelnd – nein, nein, ich ſage dir nichts davon, du ſahſt ſie doch nicht, das Ohr iſt zu roh, das Auge iſt ein methaphiſiſcher Sinn, knüpft des Endlichen Verbindung mit dem Unendlichen an, empfängt das Licht, was durch Jahrtauſende vom letzten Stern des Weltenraums niederſtrömt, nur das Auge kann die Göttliche —"

Baron! Mir wird, als ſah ich dieſe Julie ſchon —

„Du ſahſt ſie? Wo? Du warſt nicht in Lemberg."

Ah — ſie haben recht! Ich war nicht in Lemberg. Irrthum, mäſigen ſie ſich nur! Noch ſind ihre Wunden nicht geheilt. Solche Wallungen entzünden ſie aufs Neue, und gefährlicher.

„Mögen ſie, verbluten doch die inneren nimmer!"

Dennoch empfanden ſie ihren Schmerz nicht ſo, als Waffenklang um uns rauſchte. Sie haben recht, ihre Güter nicht beziehen zu wollen. Ruhe brächte die meiſte Gefahr. Nach Spanien alſo, da lärmt der zornige übertäubende Mavor. Und allenfalls findet die liebende Phantaſie dort mehr Nahrung als in Siebenbürgen. Ich unterrichte ſie in dem, was mir ſelbſt von der Sprache bekannt wurde. In Pinienhainen, in Orangenwäldchen leſen wir an Ruhetagen die ſchönen Romanzen und Canzonen des Ercillas.

Die Novellen des Cervantes voll von ſo ſchöner Romantik. Wir beſuchen den Fels der Liebe, wo ein edler Spanier, der eine Mauriſche Prinzeſſin entführt hatte, ſich hinaufflüchtete. Der verfolgende Vater ereilte das Paar, ſieben Söldner warf der kühne Jüngling in den Abgrund, da ließ jener die Bogenſchützen andringen. Kein Panzer deckte den Wehrloſen. Und die edle Maurin, nur dem Tode noch vertrauend, nahm des Geliebten Hand, ſtürzte ſich mit ihm hinab. Der erſchütterte, verzweifelnde, verſöhnte Mahometaner ließ die Liebenden in eine Gruft legen. Auf dem Gipfel dieſes Steins ſollen ſie an Julien denken.

„O Freund, umarme mich! Hier vernehm ich das fühlende Herz! Ordne alles, ich vermag nichts. Je ehe, je lieber davon!

Zweites Kapitel.

Die Reiſe.

Auf dem Wege durch Oeſterreich hatten die Partheigänger noch einen Garde-magazin gefangen genommen, der mit ſeinem Bedienten nach Genua reiſen wollte. Das Signalement in ihren Päſſen traf zufällig mit Jazys und Kernings Geſtalten, beinahe überein. Dies war ein glücklicher Fund. Angemeſſene Kleidung wurde eilig beſorgt.

In Ofen hob man Geld. Eine anſehnliche Summe davon wurde noch unter Jazys alte Gefährten vertheilt, dem Kaufmann zu Inſpruck Befriedigung angewieſen, ein volles Käſtchen mit Dukaten eingepackt.

Nun ging es auf einem Kourierwagen über Gräz nach der Lombardei. Kein Unfall hinderte die Reiſenden. Von Oeſterreichern angehalten, hehlte man die Wahrheit nicht, und fand dann keinen Widerſtand, franzöſiſchen Nachfragen gnügten die Päſſe. Kerning, als Bedienter verkleidet, trug unterweges alle Sorge für des Barons Wunden Auſſen und Innen, dort durch Balſam und Pflaſter, hier durch erheiternde beruhigende Unterhaltung, und indem er ſeine Aufmerkſamkeit, nach den vielen neuen Gegenſtänden hinlenkte, welche auf der Reiſe an ihren Blicken vorübergingen.

Oft klagte Jazy bitter, daß er ſich von dem undankbaren und dennoch ſo heiß geliebten Vaterlande trennen müſſe.

Kerning ſagte: O wir werden ihm fortan auch dienen, wenn gleich nicht unmittelbar.

Oft ſank dem Baron eine Thräne auf die Wangen herab. O Freund, rief er dann wohl, in Tirol, in Schwaben war ich glückſelig. Nicht fern von Strasburg, wo ſie jezt lebt, vermuthlich lebt. Nun trägt mich jeder Schritt weiter hinweg von der Erwählten.

Sorgen ſie nicht, entgegnete der Freund, will die Göttin der Liebe das holde Paar zuſammenbringen, kann es ganz unverhofft geſchehn. Nur weg darüber, erſt, wenn ſie ganz hergeſtellt ſind, wozu die treffliche Luft Hiſpaniens das ihrige beitragen wird, wollen wir recht viel von Julien reden.

In den reizenden Thälern der Lombardei, würde die, unſerm Freund neue, mit ſanften Zaubern ergreifende Naturſchönheit, ihn inniger gerührt haben, wenn nicht die Klage laut geworden wäre: daß Oeſterreich dies treffliche Land habe verlieren müſſen. Auch Kerning ward bei dieſer Erinnerung traurig geſtimmt. Politiſche Philoſophen, fing er an, wollen dem Centralſiſtem, wo ſich die kleineren Staaten in den Sonnenwirbel eines großen drehen, den Vorzug vor dem alten, mehr gewünſchten als erzielten Gleichgewichtſiſtem geben, weil dort lange Ruhe ſein wird, wenn hier Kriege, die ſpärlichen Früchte, welche der Kultur in kurzen Friedensperioden zu erziehen gelang, immer wieder zerſtören. Und in der That, wäre dem ſo, könnte man verſuchen, den individuellen Patriotismus in einen allgemeinen zu verwandeln, ſtatt ein Deutſcher, ein Europäer zu ſein —

Jazy verſtand über den Punkt keinen Scherz, wallte heftig gegen den Freund auf. Dieſer rief:

Sie ließen mich ja nicht ausreden. Ich

glaube nicht an eine gehoffte freundliche Ruhe, die Geſchichte hat es wohl gezeigt. Zwar könnten wir ſie als Lehrerin annehmen, feſter bauen wie die Vorzeit, auch ſcheint der Held des Jahrhunderts ſich um gute Werkſtücke zu bemühn —

Sie werden lau in Vaterlandsliebe, fiel Jazy unwillig ein. Auf all die Philoſophie ſoll man antworten, was Collin ſeinen Regulus dem puniſchen Geſandten erwiedern läßt.

„Ich lau Baron? Und einſt in Wien hinderten ſie mich, in Hitze verleitet, den Bürger, der kalte Zweifelworte ſprach, zu mißhandeln?“

O das war auch Unrecht, in jedem Fall Unrecht!

„Ich räume es ein. Nur iſt es immer ein Anderes mit dem was uns ganz nahe liegt, ſich in naher Beſchränkung ſchließt, und mit dem weiten Umblick der Geſchichte, in Vergangenheit und Zukunft getragen.“

Ich will das Nahe, Beſchränkte, dies heißt das Vaterland, und Feindſchaft gegen Frankreich, das die Univerſalmonarchie will.

„Wenn aber ungeachtet alles Widerſtandes

Frankreich ſein Ziel umfaſſte, da es mit ſo epiſcher Kraft darauf eindringt —"

So will ich ſterben!

„Ein Cato alſo? Nein, ſterben möchte ich darum nicht, wärs auch nur aus Neugier, zu ſehn, wie es weiter ginge."

Wie, ſie konnten gleichgültig ſein?

„Nein, nein, zu warm häng ich an die gewohnte, gute, geliebte Regierung. Doch auch weinend kann man den großen Gang des Schickſals beobachten, und wollte dieſe Altmutter der Weltbegebenheiten, in einem föderaliſtiſchen Chriſtenſtaat den Europäern ſchönere Tage aufblühn laſſen, könnte es manchem Patrioten gehn, wie Hamlets Vater, ein Auge weinte, das andere glühte von Wonne."

Schweigen wir davon Freund! Dies verſtimmt mich.

„Nun, nun, es war nur eine kleine Abſchweifung. Ich habe bei den Kämpfen ſo manche Anſicht gefaſſt, wie ich ſah, daß durchaus auf eine Seite alles, auf der anderen nichts recht gelingen ſoll, ob es wohl könnte. Man fühlt ſich verſucht, auf Providenz zu ſchließen —

So ein Schluß wäre Verrath.

„Gehn wir doch nach Spanien zum Kampf, das Blut darzubieten. Am Handeln iſts doch wohl genug, und am Sterben, oder ſoll der Gedanke nicht Eigenthum ſein, ſoll man eine innere Cenſur im Kopfe erziehn, die nach den Grundſätzen jener, in unſerer Hauptſtadt, ausſpricht?"

Seltſame Frage! Mit dem Herzen möcht ich Ja ſagen, mit dem Kopfe — geht es freilich nicht wohl.

„Glauben ſie mir Baron, bei der treuſten Anhänglichkeit an unſere Verfaſſung, unſer Monarchenhaus, bin ich immer mit Schaudern an jenem viereckigen Gebäude, nicht weit vom rothen Thurm, vorübergegangen. Dies Schaudern eben entſprang aus Liebe. Ich meine, bei aller ſonſtigen Energie, Feſtigkeit, Humanität, welche von unſerer Regierung ausgehn, könnte ſie von einem freieren Ideenverkehr nur Gewinn hoffen, nichts fürchten. Liebe aus Erkenntniß der Vorzüge, entflammt noch mehr als blinde. Bei dieſer hat man nur Unterthanen die ſich willig zur Schlachtbank führen laſſen, bei jener wird das

Gemüth reich an Hülfsmitteln, die Intelligenz überfliegt den Feind ſowohl als die Tapferkeit. J. J. Rouſſeau hat das, nicht oft genug zu wiederholende, Wort geſagt: Man muß die Urſachen der Niederlagen im Felde, daheim aufſuchen. Und daheim muß denn doch auch wieder ein Punkt ſein, wo abſonderlich das Uebel wurzelt, wo der Aufſchwung gelähmt wird, wo kraftgebährende Geſetze und Inſtitutionen, wo nöthiger Fortgang mit dem Zeitſtrome, aufgehalten werden, und je mehr ich bisher über dieſen Punkt nachſann, je inniger überzeuge ich mich: in jenem Gebäude, in dem Komptoir des Winkels, mit der Inſchrift: K. K. Cenſur-Amt ſei dieſer Punkt zu ſuchen.

Kann — ſein, aber nichts davon, es macht mich traurig!

Wohlan! Nach Spanien zum Kampf! —

Sie kamen nach Genua unerkannt. Dort gingen ſie am Hafen luſtwandeln, mietheten einen Nachen. Von Kleidung und Geräth konnte man nichts weiter mitbringen, Aufſehn zu vermeiden, doch trug Kerning das Dukatenkiſtchen, vorgebend, es wären optiſche Inſtrumente darin, man hätte Luſt, vom Ende des Molo die Stadt und Gegend mit Sehröhren anzublicken.

Ein Fährmann nur lenkte das kleine Fahrzeug. Am Ende des Molo angekommen, ſagte Jazy: Wir zahlen dir doppelt, bring uns auf die hohe See hinaus, dort wird die Anſicht weiter ſein.

Ei Signor, entgegnete der Genueſer, ſehn ſie dort nicht die engliſche Fregatte, die da ſtationirt, in der Ferne noch mehr Segel?

Wir brauchen ja der Fregatte nicht zu nahe zu kommen.

„Nun gut.“

Einmal auf der hohen See, änderte aber Jazy die Sprache, ein Terzerol ziehend. Hier Fährmann dein Lohn, wo du dich weigerſt. Aber zwanzig Zechinen, wenn du uns an den Bord der Fregatte bringſt. Mein Wort, du ſollſt ungehindert rückkehren.

Da blieb keine Wahl, der Genueſer ruderte luſtig weiter.

Drittes Kapitel.

Die Meerfahrt.

Der Kommandeur des brittiſchen Schiffes nahm die Ankömmlinge willig auf, da er hörte, ſie wären Oeſterreicher, bewirthete ſie mit trefflichem Punſch und Salzfleiſch, ließ auch den abgelohnten Schiffer ziehn. Dann mußten Jene ihm Neuigkeiten vom Kontinent erzählen, die denn nicht erfreulich klangen.

Jazy brachte gleich ſein Vorhaben zur Sprache. Das Glück fügte es eben, daß ein Aviſoſchiff, von der Levante kommend und nach Gibraltar beſtimmt, vorüber ſegelte, und Depeſchen an die Fregatte abgab. Dies geſchah wenige Stunden nach Jazys Ankunft auf derſelben. Wie ſich verſteht, wurde die günſtige Gelegenheit froh ergriffen.

Das Aviſoſchiff ſegelte ſchnell, der Wind blies günſtig von Oſten her. Den beiden Paſſagieren war die Szene des unabſehlichen Wogenſpieles am Ozean, ſo überraſchend wie Jeden der zum Erſtenmale ſich Aeolus und den Nereiden vertraut. Sie hatten aber den Vortheil, die gewöhnlichen Unbehaglichkeiten in Stürmen nicht zu empfinden, der Wind, welcher ſie trieb, war nur eine friſche Sommerluft, das Fahrzeug ſchwankte nicht, da es mit dieſem Winde die Wogen durchſchnitt, beide ſpürten nichts von Seekrankheit und weilten dagegen mit hohem Vergnügen auf dem Verdeck, die Blicke ins Weite ſendend, und die blauen Küſten von Corſika, dem ſüdlichen Frankreich, der baleariſchen Eilande, welche ihnen nach und nach zu Geſichte kamen, mit Wonne betrachtend.

Da alles dies aber den Baron nicht genug zerſtreute, vielmehr ſein Gemüth dem alten Kummer tief nachhing, ſuchte Kerning wieder alles hervor, was zu ſeiner Aufmunterung nur beitragen konnte.

Wir gehen nach Spanien, Baron, ſagte er, wir wollen Romana und Cueſta anrathen, den Krieg nachzuahmen, den Sertorius einſt dort führte. Freilich iſt das Unglück welches dem Julius Salinator widerfuhr, gewiſſermaaßen auch ſchon geſchehn.

Jazy erwiederte: Ich las wohl hie und da, behielt manches aus der Schule, aber wie es denn geht, in Lägern und Kantonirungen vergißt ſich viel wieder — von Sertorius entſinne ich mir eben wenig —

Ei, fiel der Freund ein, ſie ſind ein Partheigänger, und kennen Sertorius nicht? Sertorius war unter allen Partheigängern das erſte, eigenthümlichſte, unerreichteſte Muſter. Sie ſollten ihn ihren Dioskur, ihren Großkophta nennen.

Geſchwind laß mich hören, was du von ihm wiſſen magſt, ſo entflieht die müſſige Zeit angenehm, rief Jazy.

Gern, gern, antwortete der Andere, kann ich doch meinen Plutarch faſt auswendig. Ich werde mir hie und da eine kleine Anmerkung geſtatten.

Und ſo hub er an:

Quintus Sertorius, aus dem ſabiniſchen Flecken Nurſia gebürtig, widmete ſich Anfangs der gerichtlichen Beredſamkeit, ging aber, wie lange nach ihm der Parlamentsadvokat Moreau, zu den Waffen über.

Seinen erſten Feldzug that er, als die

Cimbrer und Teutonen in Gallien eingefallen waren, unter dem Cäpio. In der großen Niederlage, welche die Römer damal litten, verlor er ſein Pferd, und ſchwamm, obgleich verwundet, mit Schild und Panzer durch einen Strom, was von ungemeiner Kraft zeugt. Als die Barbaren nachher in ungeheurer Zahl nahten, und die Römer ſo in Furcht brachten, daß Marius die Soldaten kaum bei Ordnung und Gehorſam erhielt, wagte Sertorius ſie verkleidet zu erſpähn. Er begab ſich, der galliſchen Sprache in etwas kundig, mitten unter die Feinde. Dort ſah und hörte er, was den Römern zu wiſſen nöthig war, und hinterbrachte es dem Feldherrn, der ihn mild belohnte.

Nach Ende dieſes Krieges ging er, zum Oberſten erhoben, unter dem Prätor Didius nach Spanien. Er lag in der celtiberiſchen Stadt Caſtulo in Winterquartieren. Weil die römiſchen Soldaten, dort in Müßiggang und Ueberfluß lebend, oft Unfug trieben, und ſich ausgelaſſen betranken, verachteten ſie die Einwohner, holten in der Nacht von den Gyriſönern Beiſtand, überfielen die Römer im Schlafe und brachten die meiſten um. Sertorius entkam mit wenigen, ſammelte was ſich noch von Flüchtlingen bei ihm einfand, ging um die Stadt, und drang wieder in ein Thor, das die Barbaren verſäumt hatten zu beſetzen, und das offen ſtand. Er ließ eine Wache zurück, damit es ihm nicht wie den Feinden ginge, bemächtigte ſich der Stadt an allen Orten, und ließ alle mannbare Einwohner tödten. Nun mußten ſeine Soldaten Waffen und Kleidung mit den galliſchen wechſeln, und gegen die Stadt ziehen, aus welcher jene Hülfe geſandt worden. Er fand die Thore offen, betrog die Feinde durch den Anſchein, und nahm gefangen, was den vermeinten ſiegrückkehrenden Mitbürgern entgegenjubelte. Theils wurden ſie unter den Thoren niedergehauen, theils als Sklaven verkauft.

Sertorius empfing, da er nach Rom zurückgekommen war, das Quäſtoramt in dem am Po belegenen Gallien. Dies brachte den Römern gute Vortheile. Denn in dem bald danach beginnenden marſiſchen Kriege, that er es in Werbung und Uebung der Truppen, allen Offizieren zuvor, welchen das nämliche aufgetragen war.

Alles rühmte den emſigen thätigen jungen Mann.

Auch als Anführer eines Korps, prangte er mit dem Muth gemeiner Krieger. Mit eigener Hand verrichtete er tapfere Wunder, ſchonte ſich in den Gefechten ſo wenig, daß er ein Auge verlor. Hiervon pflegte er mit Selbſtgefühl zu ſagen: Andere tragen ihr Ehrenzeichen, als Ketten, Kränze u. ſ. w. nicht immer bei ſich, ich lege das meine nie ab. In den Schaubühnen, empfing ihn auch das römiſche Volk immer mit Händeklatſchen und frohem Zuruf, eine Auszeichnung, um die manche ältere und vornehmere Männer umſonſt buhlten. Gleichwohl konnte Sertorius die Stelle eines Tribun nicht erhalten, denn Silla mit ſeiner Parthei war ihm entgegen. Dies fachte auch Sertorius Feindſchaft für jenen an.

Als ſpäterhin Silla den Marius überwältigt und vertrieben hatte, und darauf in Aſien wider den Mithridates kriegte, von den beiden Konſuln in Rom, Oktavius dem Silla ergeben blieb, Cinna aber neue Empörungen anſpann, und die alte unterdrückte Parthei des Marius wieder aufrief, trat Sertorius auf ſeine Seite. Die beiden Konſuln lieferten einander auf dem Markte zu Rom eine Schlacht, in welcher Oktavius ſiegte, Cinna und Sertorius dagegen, nachdem ſie beinahe Zehntauſend Mann verloren hatten, fliehen mußten. Da ſie jedoch unter den übrigen Truppen in Italien, ſich glücklich um Anhang bemühten, konnten ſie bald darauf dem Oktavius wieder die Spitze bieten.

Nun kam Marius aus Afrika zurück, erkannte Cinna als Konſul, wollte ſich zu ſeiner Parthei ſchlagen. Viele meinten, Marius ſei freundlich aufzunehmen. Sertorius erklärte ſich gegen den Ankömmling, weil er entweder fürchtete, in der Gegenwart eines Marius, Anſehen, und Einwirkung bei Cinna zu verlieren, oder weil er vorausſah, Marius werde ſiegend, durch die ihm eigne Rachgierde und Grauſamkeit, alles in Verwirrung bringen. Er ſagte zu Cinna: Nur wenig bliebe noch zu thun übrig, um allein zu ſiegen, nähme man aber Marius auf, würde dieſer Ruhm und Vortheil nur für ſich ernten, da ſein ungemeſſener Ehrgeiz bekannt ſei. — Da aber Cinna entgegnete:

„Du haſt Recht, dennoch aber kann ich ihn nicht abweiſen, weil ich ihn ſelbſt nach Italien geladen habe,“ ſtand Sertorius von ſeiner Meinung ab. „Ich glaubte,“ ſprach er, „Marius ſei auf eigenen Antrieb erſchienen. Worüber berathen, wenn die Sachen ſo ſtehn? Jetzt bindet dich dein Wort.“

Cinna machte alſo mit Marius Gemeinſchaft, das Heer wurde in drei Korps getheilt, wovon er ſelbſt das eine, Marius das andere, und Sertorius das dritte befehligte.

Nach dem glücklichen Kriege übten Cinna und Marius jede Art von Grauſamkeit und Frevel. Die Römer nannten den vergangenen Bürgerkrieg, mit allen ſeinen Schrecken, eine goldene Zeit gegen den nunmehrigen Frieden. Sertorius allein verfuhr menſchlich unter den Siegern, ließ keinen alten Gegner ſeiner Rache opfern, mied Gewaltthätigkeit, ſuchte Cinna durch Bitten zur Mäßigung zu bewegen, und tadelte Marius bitter ins Geſicht. Am meiſten empörte ihn der Sklaven Unfug, welche Marius als Organe ſeiner Tirannei brauchte. Theils auf Marius Gebot, theils aus eigener Frechheit, machten ſie ſich an ihre vorige Herren, plünderten, höhnten, tödteten ſie, und ſchändeten ihre Weiber und Töchter. Dieſe Niederträchtigkeiten erbitterten das Gemüth unſeres Helden ſo, daß er jene Sklaven, deren Zahl an Viertauſend reichte, insgeſammt in ihrem Lager niedermetzeln ließ.

Da nachher Marius ſtarb und Cinna bald darauf ermordet wurde, empfing der junge Marius, zu Sertorius lebhaftem Mißvergnügen, das Konſulat. Auch führten Carbo, Norbanus, und Szipio gegen den andringenden Silla, den Krieg ſchlecht. Viel ging durch Zaghaftigkeit und trägen Sinn der Feldherren, viel durch Verrätherei unter. Sertorius konnte ſo wichtige Fehler nicht allein aufheben. Silla machte endlich, durch liſtige Freundlichkeit und Vorſpieglung des Friedens, Szipios Truppen abwendig, wovor den letzten Sertorius lange vorher, aber vergebens warnte. Nun verzweifelte Sertorius gänzlich, Rom behaupten zu können und eilte nach Spanien, um in dieſer Provinz den ſiegenden Feinden zuvorzukommen und dort ſeinen in Italien unglücklichen Freunden, eine ſichere Zuflucht zu bereiten.

Stürmiſche Witterung hielt ihn bei ſeinem Zug durch die Gebirge auf, er muſſte ſogar den dort hauſenden Barbaren einen Zoll entrichten.

Seine mitgenommenen Soldaten waren darüber unzufrieden und hielten es ſchimpflich, daß ein römiſcher Prokonſul elenden Horden den Durchgang bezahle, er achtete aber nicht auf den ſcheinbaren Nachtheil für ſeinen Ruf, ſondern antwortete: Ich kaufe nur die Zeit, ein Kleinod für den, der wichtige Dinge unternehmen will.

Er langte in Spanien an. Unter den Völkern dort, fand ſich eine gute Zahl wehrhafter Jünglinge, und viele Abneigung gegen die römiſche Obergewalt, da die Statthalter alles durch Erpreſſungen wider ſich einnahmen. Von dieſem Zuſtand der Dinge zog Sertorius klüglich Vortheile, machte ſich die vornehmen Bürger durch Höflichkeit, die armen durch Befreiung von Gaben geneigt. Vorzüglich gewann ihm die Abſchaffung der Einquartierungen Liebe. Im Sommer ſollten die Krieger in Lägern wohnen, für den Winter ſich Kaſernen in den Vorſtädten bauen. Das gebot er, und war ſelbſt der erſte, welcher ſo eine Baracke bezog. Dennoch traute er der

Freundſchaft dieſer ſogenannten Barbaren nicht zu viel, ließ die Söhne römiſcher Anſiedler waffnen, Schiffe und Kriegsmaſchinen fertigen, hielt die Städte abhängig von ſeiner Gewalt, ſo, daß wie er durch ſanfte Führung friedlicher Geſchäfte die Einwohner an ſich kettete, er an der anderen Seite ihnen durch ſeine Vorbereitungen gegen Verrath, ſich furchtbar genug zu machen wußte.

Als die Nachricht einlief, Silla habe Rom erobert, die Partheien des Marius und Carbo lägen vernichtet, durfte er vermuthen, man werde ein Heer gegen ihn ſenden.

Julius Sallnator muſſte daher auf ſeinen Befehl, die Engpäße der pirenäiſchen Gebirge mit Sechstauſend Mann beſetzen. Sertorius hoffte, Jener werde ſich dort ſo halten, wie die Natur der Landſchaft es geſtattete, und er ſelbſt Zeit zu anderweitigen Vorkehrungen gewinnen. Eben dieſe Engpäße hätten auch die neueren Spanier um jeden Preis vertheidigen ſollen. Zu ihnen mußten ſie hindringen, die ſchon im Lande befindlichen feindlichen Armeen, beſchäftigend, umgehend, ſo bekam ihr Krieg eine ganz andere

Wendung. Wie darf man aber hoffen große Hinderniſſe zu überwältigen, wenn man beim Kampf gegen das kleinere träg und unachtſam verfährt?

Sertorius hatte den Fehler nicht begangen, er that den erſten Schritt des Krieges mit Vorſicht und Kraft, doch das Glück widerſtand ihm. Im eignen Heere entſpann ſich Verrath, Julius Salinator wurde durch einen meuchelmörderiſchen Buben umgebracht. Dies hatte bei den Soldaten geſtörte Ordnung, und Furcht zu Folge. Sie mieden ihre Stellung, Annius zog über die Gebirge, ſchlug durch große Uebermacht, was ihm Widerſtand leiſtete.

Sertorius war nun dem Feinde nicht gewachſen, ſah ſich genöthigt mit Dreitauſend Mann nach Carthagena zu gehn und ſich dort einzuſchiffen. Annius bemächtigte ſich jetzt beinahe des ganzen Spanien, wo man, wie immer in ſolchen Fällen, der ſtärkeren Gewalt huldigte.

Nach vielen Abentheuern in Afrika und in Seegefechten, nach langen Kämpfen bald mit Wogen und Sturm, bald mit ciliciſchen Piraten, nach dem romanhaften doch wieder aufgegebenen Entſchluß, auf einem der canariſchen

Eilande, damals die glücklichen Inſeln genannt, fern von Tirannei und Krieg zu leben, ward ihm eine Einladung von Luſitanien her. Dort fürchtete man auch einen Anfall der Römer, und wollte das Heer einem berühmten Fremden vertrauen, wie auch in unſere Tagen die Portugieſen ihre Feldherrn im Auslande ſuchten.

Sertorius willigte ein. Gerecht war das Vertrauen der Luſitanier, Jener ein Mann, der weder durch Huldigung weichlicher Freuden, noch durch träge Bedenklichkeiten ſeinen kriegeriſchen Flug lähmte. In Gefahren zeigte er Löwenmuth, das Glück raubte ihm Vorſicht und Mäßigung nie. Kein Feldherr bewies ſich ſchneller bei ſeinem Angriffen. Wo es auf Liſt, Ueberfall, kluge Märſche, Benutzung der Landſchaft, Vorſpieglung ankam, konnte er jedem Nebenbuhler ein Vorbild gelten.

In Luſitanien angelangt, bekam er unumſchränkte Gewalt über die Truppen, und machte ſich den benachbarten Theil von Spanien gleich unterwürfig. Vortheil von dem abergläubiſchen Sinn der Babaren zu ziehen, ließ er die Sage in Umlauf bringen, ein weiſſes Reh, das ihm zahm folgte, ſei ein Geſchenk der Diana, und weiſſage ihm oft die Zukunft. Indem er nun ſchnelle vertraute Boten hielt, die weit in die Entfernung geſandt wurden, und von ſchlimmen oder guten Ereigniſſen zeitig heimliche Nachricht brachten, ſagte er dies ſcheinbar voraus und die Spanier meinten, wenn dies nun zutraf, die Göttin habe es verkündet.

Die großen, über alle Erwartung glücklichen Begebenheiten, leiſteten ihm dabei auch alle Hülfe. Denn nur mit kaum Dreitauſend Mann, für Römer ausgegeben, worunter ſich jedoch Siebenhundert Afrikaner befanden, kam er anfänglich nach Luſitanien, vermehrte ſie mit Viertauſend Eingebornen zu Fuße und Siebenhundert zu Pferde, und mit dieſem geringen Heere, führte er wider vier römiſche Feldherrn Krieg, die Hundert und zwanzigtauſend Mann Infanterie, Sechstauſend Reuter, Zweitauſend Schleuderer und Schützen anführten, auch eine unzählige Menge Städte in ihrer Gewalt hatten, da ihm in allen, zuerſt nur zwanzig Städte untergeben waren. Und mit dieſen wenigen Truppen brachte er weitläuftige Gegenden unter ſich, eroberte viel

Städte, und ſchlug, was gegen ihn auftrat. Er beſiegte den Cotta in einem Seetreffen in der Meerenge bei Mallaria. Er ſchlug den Statthalter im bätiſchen Hiſpanien, Fufidius, am Bätis, wo bei Zweitauſend Römer blieben. Sein Quäſtor überwand den Domitius und Lucius Manlius, der in dem andern Theile der Provinz Statthalter war, eben ſo den Toranius, den Metellus ſandte, und der in der Schlacht blieb. Selbſt Metellus, einer der damals berühmteſten Generale, erfuhr ſo großen Verluſt, und ſo ſchwere Verlegenheit, daß Lucius Lollius aus dem narboneſiſchen Gallien ihm zu Hülfe kommen, und Pompejus, in aller Eile, von Rom mit einem Heere nach Spanien rücken mußte. Denn Metellus wuſſte gegen einen ſo klugen Krieger, wie Sertorius war, der ſich zu keiner Hauptſchlacht verſtand, und mit ſeinen behenden ſpaniſchen Truppen, die Szene ſtets veränderte, nichts auszurichten. Er war an Treffen und Operazionen nach der Regel gewöhnt, auch ſein Heer nach den beſtehenden Ordnungen geübt. Es war ſtandhaft doch ſchwerfällig, konnte nicht wie die Spanier, Berge hinaufklettern, den flüchtigen windſchnellen Feinden nacheilen, und Hunger im Lager ohne Zelte unter freiem Himmel ertragen.

Metellus empfand auch ſchon das hohe Alter, und war jetzt, nach ſeinen vielen wichtigen Feldzügen, zum bequemen Leben geneigt, doch Sertorius voll Jugendſeuer, ſein Körper nervig, behende, der Mäßigkeit gewohnt, welche er auch in Zeiten der Ruhe ſich zum Geſetz machte. Er konnte herbe Arbeiten, beſchwerliche Reiſen, und Nächte ohne Schlaf bei geringer Nahrung dulden. Hatte er Zeit übrig, reiſete er umher, jagte, machte ſich aller Orten, Gegend und Verhältniſſe bekannt. Durch ſeine Klugheit brachte er Metellus ohne Schlachten in eine verzweifelnde Lage, und that ihm oft fliehend mehr Abbruch, als manche andere, die ihn angegriffen hätten. Er ſchnitt ihm Zufuhren oder Waſſer ab, hinderte ihn, wenn er weiter rückte, und beunruhigte ihn in den Lägern, daß, aus Mangel an Erholung, die Soldaten erſchöpft wurden. Unternahm Metellus eine Belagerung, rückte er plötzlich auf ihn an, belagerte ihn gleichſam wieder, ihn in den empfindlichſten Mangel der Nothwendigkeit verſetzend.

ſeyend. Die Krieger wurden hiebei ſo mißvergnügt, daß ſie mit Geſchrei verlangten, Metellus ſollte den von Sertorius ihm angebotenen Zweikampf annehmen, weil doch ein General mit einem General, und ein Römer dann mit einem Römer fechte, verſpotten Jenen der nicht einwilligte. Metellus lachte aber, ſich auf Theophraſt berufend, welcher ſagt: Feldherrn ſollen nicht wie gemeine Soldaten ſterben.

Metellus nahm ſich vor, die Stadt Laccobriga, der Parthei des Sertorius eifrig ergeben, zu belagern, hoffte ſie leicht durch Waſſermangel zur Uebergabe zu bewegen. Denn nur einen Brunnen zählte die Stadt, die Quellen und Brunnen an den Mauern und Vorſtädten, hingen von der Belagerer Willkühr ab. Er meinte deswegen, dieſe Stadt in zwei Tagen zu erobern, und hatte daher nur auf fünf Tage Lebensmittel genommen. Sertorius aber eilte der Stadt zu Hülfe, ließ Zweitauſend Schläuche mit Waſſer füllen, und beſtimmte für jeden Schlauch, den man in die Stadt bringen würde, eine gute Belohnung. Es fanden ſich viele Spanier ein, die den Preis verdienen wollten, von denen Sertorius die ſtärkeren und geſchwinderen auswählte, und ſie über das Gebirge ſchickte, mit dem Befehl, wenn ſie die Schläuche würden in die Stadt geſchaft haben, alles unnütze Volk mit daraus wegzuführen, damit die Beſatzung deſto länger mit dem Waſſer reichen könne. Geſchickte, den Belagerer anderweitig beſchäftigende, Angriffe, unterſtützen das Vorhaben.

Metellus fühlte die gelungene Kriegsliſt empfindlich, denn ſeine Truppen hatten den mitgenommenen Vorrath bald aufgezehrt. Er ſchickte alſo Sechstauſend Mann zum Fouragiren. Sertorius empfing davon Nachricht, beſetzte im Stillen die Päſſe, ließ die Rückkehrenden mit Zweitauſend Mann, in Gebüſchen und Hohlwegen verſteckt, von der Seite angreifen, während er ſelbſt von vorn auf ſie eindrang. Es wurden viele erlegt und gefangen, die Uebrigen flohen, der Anführer kam, des Pferdes und der Waffen beraubt, ſchimpflich in Metellus Lager an, der ſelbſt bei den Spaniern in Verachtung und Spott gerieth. Deſtomehr Bewunderung und Liebe erwarb ſich Sertorius. Er machte wilde Räuber zu treffliche Soldaten, ſchmückte ihre Waffen ihr Kriegergewand reich und bunt, ihrer Eitelkeit ſchmeichelnd, und den ſinnlichen Jünglingen mehr Luſt am Handwerk aufzuregen.

Am meiſten gewann er aber die Zuneigung der Spanier, durch die angelegten Erziehungsanſtalten. Er ließ die Kinder von edler Geburt insgeſamt nach Oſka *) einer großen Stadt, bringen, und dort von griechiſchen und römiſchen Lehrern unterrichten. Eigentlich ſollten ſie ihm zu Geiſſeln dienen, doch gab er die Abſicht ihrer Bildung vor, welche ſie in der Folge zu wichtigen Staatsämtern eignen ſollte.

Damals galt der Gebrauch in Spanien, daß die, welche den Feldherrn als Leibwache umgaben, wenn er blieb, auch ihr Leben laſſen mußten. Man nannte dieſen, in der That weit getriebenen Hochſinn, Opferung. Andere konnten nur wenig ſolche Begleiter finden, doch Sertorius ſah ſich immer von Tauſenden gefolgt.

Allein er freute ſich nicht nur der Achtung des ſpaniſchen Volkes, ſondern auch vieler aus Italien kommende Römer. Perpenna Vento, der es in Italien mit der Parthei des Sertorius gehalten hatte, kam mit vielem Gelde und einer Armee nach, wollte aber für ſich allein, ohne Verbindung mit unſerm Helden, gegen Metellus kriegen. Doch ſeine Truppen bewieſen ſich darüber unwillig, im Lager tönte immer Sertorius Name, was dem, auf hohe Geburt und Reichthum ſtolzen, Perpenna ſehr empfindlich war. Als darauf die Nachricht einlief, Pompejus rücke über die Pirenäen an, ergriffen die Soldaten ſelbſt die Waffen und Fahnen, und verlangten im Tumult von Perpenna, zum Sertorius geführt zu werden, widrigenfalls ſie Jenen zu morden androhten. Perpenna mußte einwilligen, verband ſich mit ſeinem Heere, das aus dreiundfunfzig Kohorten beſtand, mit Sertorius.

---

*) Hueſka im neuen Arragonien.

Dieſer hatte nun eine größere Macht beiſammen, zumal, da alle dieſſeit des Ebro wohnende Völkerſchaften ſich für ihn erklärten, und von allen Orten her ihm Jünglinge zuliefen. Allein die Wildheit und der tollkühne Sinn dieſer Barbaren, die immer Angriff forderten, und über jeden Verzug Unmuth blicken ließen, brachten ihn in Verlegenheit. Vorſtellungen ſollten ſie anfangs beſänftigen, doch überzeugt, ſie würden ſich immer zur Unzeit mit dem Feinde einlaſſen, gab er einmal in ſolchem Falle nach. Er hoffte, daß ſie, geſchlagen und dennoch zuletzt errettet, künftig die Nothwendigkeit rein unterwürfigen Gehorſams erkennen ſollten. Seine Vermuthung traf auch vollkommen ein; ſie wurden geſchlagen, und nur durch ſeinen klugen Beiſtand auf der Flucht dem Verderben entzogen. Ihnen nun die Muthloſigkeit, welche über ſie kam, wieder zu benehmen, ließ er wenige Tage darauf, das ganze Heer ſich verſammeln und zwei Pferde vorführen, davon das eine ſchwach und alt, das andere aber jung, groß und kräftig war, und einen ſtarken dicken Schweif hatte. Zu dem ſchwachen Pferde trat ein nerviger Mann, zu dem ſtarken ein kleiner unanſehnlicher. Darauf ſollten, nach einem Zeichen, beiden Thieren die Schweife ausgeriſſen werden. Der kräftige Mann packte den Schweif des kleinen Pferdes mit beiden Händen, verſuchte alle Gewalt, der ſchwächliche aber, zog aus dem des muthigen Roſſes, ein Haar nach dem andern. Bei Jenem war alle Mühe vergeblich, er mußte, unter der Anweſenden Gelächter, das Vorhaben aufgeben. Dieſer hingegen hatte in kurzer Zeit und ohne große Mühe ſeine Abſicht erreicht. Nun trat Sertorius auf, und ſagte: Ihr ſeht, Bundesverwandte, wie Geduld mehr vermag als übereilende Kraft, und wie viele Dinge, die auf einmal nicht zu vollbringen ſind, ſich nach und nach ins Werk richten laſſen. Anhaltende Standhaftigkeit iſt unüberwindlich, durch ſie beſiegt und vertilgt die Zeit alle Gewalt. Die Zeit iſt eine gute Gehülfin, wo man klug auf ihre Winke harrt, dem unbedächtigen Ungeſtüm iſt ſie dagegen oft eine ſchlimme Feindin!

So lange er nur gegen Metellus kämpfte, ſchien er meiſtens darum ſo glücklich, weil Alter und Trägheit die Kraft jenes Römers entſpannt hatten. Da er ſich aber, dem über die Pirenäen eingetroffenen Pompejus entgegen warf, und unter allen erdenkbaren Bewegungen und Stratagemen, die beide Heerführer gegen einander verſuchten, Sertorius dem Pompejus immer die Vortheile abgewann, ertönte ſein Name dergeſtalt in Rom, daß Sertorius der geſchickteſte unter allen Kriegern ſeiner Zeit geprieſen wurde. Denn Pompejus Ruhm war damals ſchon hoch aufgeblüht, er hatte in dem Kriege des Silla herrliche Thaten vollbracht, ſo das dieſer ihm den Zunahmen, der Große, beilegte, und er genoß, noch vor dem mannbaren Alter, ſchon die Ehre, einen Triumpheinzug in Rom zu halten. Daher richteten auch viele, Sertorius heimlich ergebne Städte, den Blick auf ihn, und hatten Luſt abzufallen, welche ihnen jedoch wieder verging, da die Belagerung der Stadt Lauron, wider Erwarten ſo unglücklich ausfiel.

Sertorius belagerte ſie. Pompejus eilte ihr mit ſeiner ganzen Armee zu Hülfe. Beide ſuchten eine bei der Stadt liegende vortheilbringende Anhöhe zu beſetzen, und Sertorius kam ſeinem Gegner, der ihn davon abhalten wollte, zuvor. Pompejus rückte heran, und freute ſich, daß er eine Stellung nehmen konnte, welche unſern Helden in die Mitte, zwiſchen jenen Truppen und der Stadt, brachte. Er ſandte einen Boten nach Lauron, ließ den Einwohnern ſagen: wie ſie getroſt Muth faſſen, und von ihren Mauern ſehn könnten, wie Sertorius ſelbſt belagert ſei.

Dieſer jedoch lachte, als er es vernahm, und rief: Ich will dem Schüler jenes Silla zeigen, daß ein Feldherr mehr hinter ſich, als vorwärts blicken muß. – Er zeigte hierauf den Belagerten an, daß er Sechstauſend Mann in ſeinem vorigen Lager zurückgelaſſen habe, welche dem Pompejus, ſobald er ihn angriffe, in den Rücken fallen ſollten. Pompejus ward es noch ſehr ſpät inne, und wagte, aus Beſorgniß um jenen Hinterhalt, keinen Angriff auf Sertorius. Gleichwohl ſchämte er ſich auch, die Einwohner von Lauron bei ihrer Gefahr zu verlaſſen, blieb demnach ſtehen, ſah ſich aber genöthigt, einen müſſigen Zuſchauer ihres Verderbens abzugeben. Denn die Einwohner behielten keine Hoffnung mehr, ergaben ſich dem Belagerer, welcher ſie zwar frei ausgehn ließ, aber die Stadt abbrannte. Dies thaten nicht Zorn und Verheerungsſucht, Leidenſchaften, über welche er erhaben war, ſondern es geſchah lediglich Pompejus Bewunderer zu demüthigen und allenthalben den Ruf auszubreiten, Pompejus habe ſich an den Gluten von Lauron gewärmt.

Obſchon Sertorius ſich ſelbſt mit dem Heere, das er befehligte, unüberwindlich erhielt, ſo litten doch ſeine Untergenerale Niederlagen. Aber die Kunſt, mit welcher er den Verluſt herſtellte, erwarb ihm mehr Bewunderung als die Sieger ernteten. Dies geſchah beſonders in den Schlachten bei Sucro gegen Pompejus, und bei Tuttia gegen denſelben und Metellus zugleich.

Bei Sucro kam es deswegen zur Schlacht, weil an einer Seite Pompejus dazu geneigt war, um nicht Metellus an ſeinem Siege Theil nehmen zu laſſen, und auf der andern Sertorius gern mit Pompejus ſchlagen wollte, ehe Metellus ſich mit ihm vereinigte. Sertorius begann den Kampf erſt am Abend, weil er hoffte, die Feinde, mit der fremden Landſchaft unbekannt, würden durch die Dunkelheit verhindert werden, ihren Sieg zu verfolgen, wenn ſie ihn errängen, und im andern Fall, Verwirrung bei ihrer Flucht leiden. Es traf ſich, daß er ſelbſt, da er den rechten Flügel befehligte, nicht gegen Pompejus, ſondern gegen Afranius, dem der linke feindliche untergeordnet war, zu ſtehen kam. Wie er jedoch erfuhr, daß der Flügel, der Pompejus gegenüber ſtand, zum Weichen gebracht und in die Enge getrieben würde, übergab er den ſeinigen einem anderen Offizier, und eilte dem linken zu Hülfe. Er brachte die theils ſchon flüchtigen, theils noch ſtandhaften Reihen wieder in Ordnung, entflammte ihren Muth wieder, und drang auf den ſchon ſiegenden Gegner mit doppelter Kraft ein. Er ſchlug ihn völlig, ſo daß Pompejus ſelbſt verwundet wurde, und ſeinem Untergang nur durch einen günſtigen Zufall entfloh. Denn die bei dem Heere befindlichen Afrikaner zankten um Pompejus Kampfroß, ihnen in die Hände gefallen, und mit Gold und herrlichem Sattelzeuge geſchmückt. Darüber konnte der vornehme Reuter ſich davon machen. Afranius hatte indeſſen, den von Sertorius verlaſſenen Flügel geſchlagen und bis ins Lager getrieben, ſchon in dies Lager ſelbſt war er eingebrochen, es plündernd, woran die beutegierigen Soldaten nicht zu hindern waren. Von der Niederlage des Waffengefährten hatte es zudem bei ihnen nicht verlautet. Der ſiegreiche Sertorius kehrte zurück, überfiel die im Lager umherſchweifenden Feinde, und richtete ein entſetzlich Blutbad an. Am folgenden Morgen führte er ſeine Truppen dem Feinde wieder entgegen, wollte eine zweite Schlacht liefern. Da er jedoch erfuhr, Metellus ſtände ſchon mit Hülfe nahe, ließ er davon ab, und ſagte: Ich hätte den Knaben mit tüchtiger Züchtigung heim nach Rom geſandt, wenn nicht das alte Weib dazugekommen wäre.

Indeſſen verlor er das erwähnte Reh, zu nicht geringem Verdruß, denn es galt, bei immer wachſenderen Gefahren, neue Ermunterung für den Pöbel. Es wurde aber von einigen in der Nacht herumirrenden Soldaten, die es an der hellen Farbe erkannten, wiedergefunden. Sertorius verſprach ihnen, wenn ſie nichts davon ſagten, viel Gold und verbarg das Thier. Wenige Tage danach erſchien er, mit einer ſehr heitern Miene, auf dem Feldherrnſeſſel, in einer Verſammlung ſeiner Offiziere. Hier erzählte er ihnen, im Traume, von höheren Mächten, Glück verkündet erhalten zu haben. Indem er noch da ſaß, und öffentlich Gehör ertheilte, wurde das Reh von den Vertrauten losgebunden. Es ſprang, wie es den Helden ſah, freudig an ſeinen Stuhl, legte den Kopf in ſeinen Schooß, leckte ſeine rechte Hand, wozu es ſchon Ehedem abgerichtet werden. Sertorius liebkoſete ihm, und ließ eine Thräne blicken. Die ganze Verſammlung ſtaunte, und begleitete hernach den Feldherrn, mit einer Ehrfurcht, die der Aberglaube nur einem vermeinten Liebling der Götter darzubringen pflegt, mit Freudenruf und Händeklopfen nach Hauſe. Friſcher Muth und neue Hoffnung belebten des geſammte Heer.

In den Umgebungen von Sagunt ſchloß er hernach die Feinde ſo ein, daß ſie in den quälendſten Mangel geriethen, wurde aber eben hiedurch genöthigt, da ein Theil davon, auf Beute und Fütterung ausging, die Schlacht anzubieten. Von beiden Seiten kämpfte viele Herzhaftigkeit. Memmius, der vornehmſte Unteranführer bei den Feinden, blieb in dieſem harten Gefechte. Sertorius ſiegte, und rückte, nach einem fürchterlichen Blutbade nun auf Metellus an. Der Alte hielt ſich ungemein tapfer, bis ihn eine Lanze traf. Doch Anblick und Nachricht von dieſer Verwundung, machten einen ſo tiefen Eindruck auf die Römer, daß Schaamgefühl und Begierde ihren Anführer zu rächen, die höchſte Wuth in ihnen anfachten. Sie trugen den Verwundeten weg, und fochten mit zuſammengedrängten Schilden ſo kräftig, daß ſie die Spanier zurücktrieben.

Der Sieg wandte ſich alſo, und Sertorius mußte nur bedacht ſein, wie er den Flüchtigen einen bequemen Rückzug und ſich neue Truppen verſchafte. Er begab ſich in eine feſte Gebirgſtadt, und traf an den Thoren und Mauern alle Anſtalten zur hartnäckigſten Vertheidigung, ob er ſchon von einer ſolchen Abſicht weit entfernt war. Er wollte nur die Feinde hintergehen. Dieſe rückten in der That gegen den Ort an, den ſie leicht zu erobern hofften, und dies bereitete den übrigen verſprengten Truppen ſichere Flucht, und Gelegenheit die Ordnung herzuſtellen. Sertorius ſandte Offiziere in den Städten umher, befahl ihnen, Meldung zu thun, ſobald ſie wieder genug Mannſchaft beiſammen haben würden. Als dieſe Nachricht eingelaufen war, ſchlich er verkleidet von dannen und trat wieder an Heeres Spitze. Er ſchnitt den Römern abermal die Zufuhr auf dem Lande ab, ſteckte Hinterhalte, beſetzte die zu ihren Quartieren führenden Wege, ſchweifte allenthalben umher, und überfiel ſie oft. Zugleich ließ er ihnen durch ſeine Raubſchiffe das Seegeſtade verſperren. Die römiſchen Heerführer ſahen ſich genöthigt den Feldzug zu enden. Metellus ging in dem übelſten Zuſtand nach Gallien zurück: Pompejus ſuchte Winterquartiere in dem Lande der Vaccäer, und litt dort peinlichen Mangel. Er ſchrieb deswegen an den Senat nach Rom, wie er mit den Truppen heimkehren werde, wenn man ihm kein Geld übermache; denn er hätte in dieſem Kriege, den er Italien zu ſchirmen, führte, ſchon ſein eignes Vermögen gänzlich aufgewandt. In Rom ſprach man ſogar ſchon allgemein davon, Sertorius werde wohl noch früher dort ankommen als Pompejus. So weit hatte es des Mannes Genie, fern vom Mutterlande, nur rohen Völkern gebietend, mit anfänglich ſo geringen Hülfsmitteln, bei heftigem Widerſtande des Glücks, und den beiden berühmteſten Feldherren der Zeit gegenüber, gebracht. Alles dies erwägend, ſinkt man in Verlegenheit, welchen von den andern Heerführen, die Geſchichte und Ruhm nannten, noch den Rang vor Sertorius zuzuerkennen ſein möchte, beſonders wenn man billig dabei in Anſchlag bringt, daß manchem unter ihnen, freundliche Zufälligkeiten, wie der Gegner Unkunde, halfen. Wer weiß daneben, ob die Vermuthung, zu Rom in Umlauf gebracht, nicht glänzend würde erfüllt worden ſein, wenn nicht, wie wir in der Folge ſehen werden, Verrath den edlen Helden geſtürzt hätte. Uebrigens wird man noch, mit Sertorius Leben beſchäftigt, ſehr geneigt, der Meinung des Herrn von Bülow beizupflichten, nach welcher der kleine Krieg dem großen zum Vorbilde dienen müſſe, und nicht umgekehrt. Man könnte ſogar vermuthen, Sertorius dürfte noch weiter gelangt ſein, wäre er nicht einigemal von dem alten Grundſatze, keine Hauptgefechte zu unternehmen, abgewichen. Doch zu Plutarch zurück.

Metellus bereitete ſeinem Gegner einen neuen Triumph, indem er, vor den Augen aller Welt, eine ſo lebhafte Furcht vor ihm blicken ließ. Oeffentlich wurde bekannt gemacht, wie derjenige, der Sertorius umbrächte, wenn es ein Römer wäre, Hundert Talente Silber und zwanzig Hufen Land empfangen ſollte, wäre es ein Vertriebener, ſollte er alle verlorene Güter und Rechte im Vaterlande zurück erhalten. Er wollte alſo den Untergang eines Mannes durch Verrath erkauzen, den er mit dem Schwerte zu überwinden verzweifelte. Er legte auch auf den einen Sieg über Sertorius ſo hohen Werth, daß er ſich deshalb den Namen Imperator geben und in den Städten, durch welche er zog, Altäre bauen und Opfer ſpenden ließ. Man erzählte, wie er ſich auch Siegerkränze aufſetzen laſſen, und köſtlichen Mahlen im Triumphkleide beigewohnt habe, wo durch kunſtreiche Maſchinen Sinnbilder des Sieges von der Decke ſanken, welche ihm goldene Embleme darreichten, während Chöre von Knaben und Mädchen Himnen ſangen. Er machte ſich dabei nur lächerlich, ſo viel frohe Pralerei über einen Vortheil ohne wichtige Folgen, laut werden zu laſſen.

Hingegen blieb Sertorius einem ächtrömiſchen Charakter treu. Er legte auch den aus Rom entflohenen Senatoren, die ſich bei ihm aufhielten, den Namen Senat bei, er wählte aus ihnen ſeine Quäſtoren und Generale, richtete ſich überall nach vaterländiſchem Gebrauch, ſo daß er nicht an der Spitze einer empörten Provinz ſtehen, ſondern das verwirrte Rom in Spanien gewiſſermaßen zur Wiedergeburt gelangen laſſen

wollte.

wollte. Er gab nicht zu, daß ſich die Barbaren, deren Geld, Waffen und Städte er doch brauchte, auch nur mit einem Worte der Oberherrſchaft rühmten. Er ſetzte vielmehr römiſche Offiziere und Statthalter über ſie. Er trug den redlichſten Patriotismus im Gemüth, auch eine innige Sehnſucht wieder nach Rom zurückzukehren. So oft er über Pompejus und Metellus ſiegte, ließ er ihnen durch Geſandte, ſein reines Verlangen entbieten, nur die bürgerliche Ruhe im Vaterlande hergeſtellt zu ſehn. Er wollte für ſich blos als Privatmann dahin kommen und fern von allem Einfluß dort ſterben dürfen. Doch dieſer hohe Edelmuth fand keinen Eingang, die Eiferſucht fürchtete zu viel von einem ſolchen Talent, und hoffte nur von ſeinem Verderben. Vergebens blieben des Helden wiederholte Erklärungen, lieber der gemeinſte Bürger in Rom, als fern von der Heimath Königen gleich zu ſein. Auch eine ſehr zärtliche Liebe für ſeine Mutter, hatte an dieſen Geſinnungen Antheil. Er wurde auch durch die Nachricht von ihrem Tode ſo hingeworfen, daß er ſich beinahe das Leben genommen hätte, ob ihm gleich eben damals ſeine

Freunde in Spanien, die unumſchränkteſte Gewalt antrugen. Er blieb ſieben Tage in ſeinem Zelte liegen, ohne die Looſung auszugeben, und ſich von irgend Jemand ſprechen zu laſſen. Kaum konnten ihn die hohen Offiziere vermögen, das zu enden und ſich den Soldaten wieder zu zeigen. Dies nimmt allerdings um ſo rührender für ihn ein.

Gegen Mithridates verkündete ſich auch der große Mann. Dieſer König hatte ſich von den ihm durch Silla zugefügten Niederlagen erholt, wollte Aſien wiederzuerobern ſuchen. Der Ruhm des Helden in Spanien, war lange ſchon zu ihm gedrungen, und diejenigen, welche aus dem Occident nach Pontus ſegelten, hatten das Lob ſeiner Thaten immer wieder bekräftigt und erneut. Mithridates ſandte alſo Boten an ihn, wozu ihn auch die Eitelkeit bewog; denn man hatte Sertorius mit Hannibal, und ihn, den Mithridates mit Pirrhus verglichen, auch behauptet, daß die Römer, zugleich an zwei Orten und von zwei ſo großen Genies angegriffen, erliegen müßten. Dieſe Geſandten trugen theils mündlich, theils ſchriftlich, Bündniß und die Bedingungen an, daß ihm Mithridates Geld und Schiffe ſchicken, wenn Sertorius ihm dafür Aſien zuwenden wolle, welches Jener in dem Frieden mit Silla den Römern hatte abtreten müſſen.

Sertorius berathete hierüber in offner Verſammlung. Alles war der Meinung, dieſem Antrag könne man nicht freundlich genug entgegen gehn, da er von Sertorius nichts als einen leeren Titel und die Ueberlaſſung eines Gegenſtandes begehre, den ſtreitig zu machen, nicht in ſeiner Gewalt läge; dagegen ihm wirkliche, erhebliche, für die Zeitumſtände nur zu willkommene Vortheile verhieß. Aber Sertorius erklärte ſich laut dagegen, rief: Ich gönne dem Mithridates Bithinien und Cappadozien, die der königlichen Regierung gewohnt ſind und die Römer nichts angehn, willig, wenn er ſie zu erobern vermag, aber daß er die Provinz Aſien, durch Rom gerecht erworben, ſich wieder unterwürfig mache, gebe ich nicht zu. Rom ſoll ehe durch mich ſeine Macht erhöht als verkürzt ſehn. Durch ſchändliche Mittel will ich nimmer ſiegen, würde ſie von mir weiſen, auch wo es die Rettung meines Lebens gölte.

Mithridates gerieth in Erſtaunen, und ſagte ſeinen Freunden: Welche Geſetze würde uns Sertorius zu Rom verſchreiben, da er, ein Vertriebener, vom atlantiſchen Meere mit Krieg droht, wenn wir Aſien angreifen.

Doch in Spanien nahmen die Dinge eine ſchlimme Wendung, nicht durch den üblen, ſondern grade durch den gegen alle Hoffnung glorreichen Kampf. Denn nun wurden die Senatoren und übrigen vornehmen Römer auf eine thörigt alberne Weiſe, auf die Macht des edlen Helden eiferſüchtig, der elendeſte Neid, der ſeinen glänzenden Ruhm nicht tragen konnte, begann heimliche giftige Verläumdungen auszuſtreuen. Perpenna war hiebei beſonders thätig, wandte Geld, Anſehn und niedrige Verführungskünſte aller Art auf, dem großen Manne Feinde zu erwecken. Welcher böſe Dämon, pflegte er ſie zu verhetzen, hat uns ſchlimmere Uebel wie die alten bereitet! Wir wollten nicht Silla gehorchen, der ſich das ganze römiſche Reich unterwarf, und ſind hier die Sklaven eines Entflohenen. - Beim Plutarch ſind die anderweitigen Ränke nachzuleſen, durch welche Empörung unſern Helden verderben ſollte, und da dies nicht gelang, verſchwor ſich die Nichtswürdigkeit zum Meuchelmord. Dieſer wurde bei einem Gaſtmahl, von ſcheinbaren Freunden in großer Zahl und ganz unerwartet vollzogen, wo denn freilich die erhabenſte Heldenkraft feigen Böſewichtern erliegen muß.

So ließ das Schickſal einen Mann enden, der ſonſt vielleicht Julius Cäſar und Oktavius vorangeeilt wäre, der ſeinem Vaterlande die Blutſtröme durch welche jenes Triumphirat ſich bezeichnete, erſpart, leutſelig wie ein Titus geherrſcht, oder die alte Republik hergeſtellt haben würde, wenn es anders dazu noch Zeit war.

Viertes Kapitel.

Landung in Gibraltar.

Jazy fühlte ſich lebhaft von Sertorius Geſchichte ergriffen, und machte viele Anmerkungen darüber, wie ſie einem denkenden Soldaten beifallen mußten.

Einem Soldaten? Er war ja verabſchiedet, hör ich die rufen, welche es gern recht eigentlich nehmen. Man kann ihnen jedoch antworten, daß es ſchon manchen Soldaten gab, der keine Uniform trug. Zudem eilte unſer Freund ja nach einem Kriegſchauplatz, dort wieder eine Soldatenrolle zu geben.

Nach einer Fahrt von wenigen Tagen nur, ſo günſtig war der Wind geblieben, ſahen ſie die hohen blauen Felſen winken, deren Anblick den Wanderer an jenen Elliot mahnt, lagen dort bald im Hafen, und ſtiegen ans Land.

Kerning wollte eine Feſte, die ihres Gleichen nicht mehr auf der Welt hat, genau betrachten, doch ſein Gefährt war zu eilig, ſeine Unruhe, ſein Verlangen bald wieder im Kampfgetümmel zu ſein, trieben ihn von dannen, ſobald es nur anging. Man verſchaffte ſich Päſſe, Empfehlungen an die Junta von Sevilla und reiſte ab.

Sonſt würde die Reiſe mit Maulthieren, und bei all den in dieſem Lande vorhandnen Unbequemlichkeiten, widrig und langweilig für die geweſen ſein, welche mit der Minute geizen wollten, doch jetzt hatte der Krieg die Neu-Spanier aus ihrer alten Trägheit aufgerüttelt, man fand Pferde und ſchnelle Beförderung, um ſo mehr als Jaw das Gold nicht ſparte.

Der ſpaniſche Inſurrekzionskrieg, lieferte, wie man denken mag, unterwegs oft den Gegenſtand ihrer Unterhaltungen. Was hätte ſie nicht auch daran erinnert? Die Straßen waren lebendig. Hier ein Rekrutenzug, dort Kriegsfuhren, in den Dörfern Geiſtliche mit dem Kruzifix, die, Landleute um ſich ſammelnd, Ablaß, Befreiung geliebter Abgeſchiednen aus dem Purgatorium und ewige Seligkeit verkündeten, für eifrige Theilnahme an dieſem Krieg; in den Städten waren die Gaſſenecken mit Proklamazionen überladen, welche das Verdienſt, der bedrängten Heimath beizuſtehn, mit Flammenworten prieſen. In allen Werkſtätten, wo Kriegsbedürfniſſe gefertigt werden konnten, ſah man Leben, die übrigen waren geſchloſſen. Von Cadix her deckten unabſehlige Wagenzüge, beladen mit engliſchen Lieferungen aller Art, die Landſtraßen. Bisweilen ſah man einen ſtolzen Grand, der ſich der weichlichen Ueppigkeit entriſſen hatte, in Uniform und mit glänzender Umgebung, eine auf eigne Koſten geworbene Mannſchaft zum Heere führte. Ein Kapuziner trabte als Feldkaplan auf ſeinem Eſelein luſtig nach, wobei man ſich verſucht fühlte, an den Begleiter des ehrenfeſten Ritters von Mancha zu denken. In den Dorfherbergen tanzten am Abend muntre braune Dirnen den Fandango zur Kaſtagnette, von Kriegern der Bürger- und Bauernmiliz mit Pomeſinen bewirthet, während derbe engliſche Soldaten ein hundertfältig Goddam ertönen ließen, daß kein Porter und Genievre vorhanden ſei.

Bei Erſcheinungen, die wir mit Vorliebe anſehn, gefällt uns alles. Jazy, der die ſpaniſche Kokarde mit Fohlocken aufgeſteckt hatte, empfand hier ſo hohes Vergnügen, als ſein innerer Seelenzuſtand nur zuließ, ja ſein alter Kummer ſchien oft ganz zu entweichen, wenn er den regen Nationalſinn eines Volkes, das ihm ſo edel geprieſen worden war, beobachtete. Er ſchwärmte für den der Spanier, und hofte mit Zuverſicht glücklichen Ausgang davon, weil er ſo viel Einmüthigkeit und Feuer erblickte, wenn ihm freilich auch nicht entging, wie man beim Anfang dieſes Krieges ſich ſchwer gegen die Regeln der Kriegskunſt verſündigt habe. Er hoffte indeſſen, wollte mindeſtens nach aller Möglichkeit zu dieſen Ziele ſtreben, Einfluß bei den Generalen zu erlangen, und dann ſeine Anſichten gültig zu machen.

Kerning urtheilte folgendergeſtalt:

Dieſer Krieg, ſagte er, iſt von mehr als einer Seite zu würdigen. Soll die politiſche oder vielmehr ſtatiſtiſche Frage aufgeworfen werden: Hat Spanien von einer Regierung aus dem Hauſe Bourbon oder dem Hauſe Bonaparte mehr Glück zu hoffen? dann wird es ſchwer, das was die Spanier thaten, zu billigen. Seit Ferdinand und Iſabelle ward die Bevölkerung ihres geſegneten, ſchönen, von den Händen der Natur ſo mild ausgeſtatteten Landes, um zwei Drittheile vermindert, Fanatismus hemmte Aufflug der Wiſſenſchaften, der ſonſt ſo thätige Kunſtfleiß ſah ſich vernichtet, der Handel ſank in die merkantiliſche Sklaverei Englands, und welche unermeßliche Ausbeute an Reichthum auch Potoſi, Mexiko und Peru lieferten, war zuletzt die Geſammtheit verarmt, die Regierung von Schulden gedrückt, die edlen Züge im Volkscharakter fand der Beobachter meiſtens verwiſcht, wogegen ihn Trägheit, im Bunde mit unſinnigem Aberglauben, bezeichnete. Der nach Spanien verpflanzte Zweig des Hauſes Bourbon ergriff auch keine heilſamere Maasregeln, wie der abgeblühte. Daß ein Prinz aus der neuen Heldendinaſtie, nach Grundſätzen verfahren werde, welche den bisher gültigen, an Aufklärung über Natur des Regierungsamtes, um drei Jahrhunderte vorangehn, dürfen wir nicht bezweifeln, und die nothwendigen Folgen für den Nationalwohlſtand liegen vor Augen. Jedoch iſt auf der anderen Seite, die Anhänglichkeit eines Volkes für die alte Dinaſtie, ſo ſchön, ſo inniger Achtung werth, ſo nothwendig, wenn das Band, was Monarchen und Unterthanen aneinander knüpft, Feſtigkeit bewähren ſoll, daß man nicht umhin kann, ein Volk zu lieben, welches durch dieſe Anhänglichkeit entflammt, zu den Waffen greift, ſollten gleich Charakter und Energie des Augenblicks es vermögen, die Zukunft zu überſehn.

Recht, fiel Jazy ein, und nur von dieſer

Seite wollen wir den Krieg der Spanier betrachten.

Nur ſchlimm aber, nahm der Freund wieder das Wort, daß wir dennoch hier viel zu tadeln finden.

„Ach wohl, ja wohl!

Denn dieſe anhängliche Liebe mußte früher wirkſam aufſtehn, ſie mußte wachen, ſorgen, um das Geliebte, wie es noch Zeit war, es ſchirmend zu bewahren. Da jene zahlreichen franzöſiſchen Heere ſich jenſeit der Pirenäen ſammelten, da mußte die Frage, wohin deutet das? in kluger Liebe des Volkes zu König und alter Verfaſſung laut werden. Da mußten die eignen Truppen, die ſchnell bewaffneten Bürger zu den Gränzen im Oſt fliegen, welche die Natur ihnen ja, eine ſtattliche Mauer, baute; die Thore dieſer Mauer, faſt unangreifliche Engpäſſe, jedem Fremden ſperren, deſſe Abſichten zweideutig erſchienen. Hätten die Spanier damal nur zur Hälfte gethan, was in Tirol von armen Hirten und Gemſenjägern geſchah, war ihre alte Verfaſſung gerettet, waren die Blutſtröme geſpart, die fürchterlichen, die jetzt — ach vielleicht umſonſt fließen! Und vor allen Dingen, mußte man nicht zugeben, daß ihr Königshaus den ſpaniſchen Boden verließ. Welche Mittel, möchte auch ſonſt das Kriegsglück freundlich ſein, wären denn jetzt wohl vorhanden, die perſönlichen Objekte dieſes Kampfes — ei, unterbrach ihn Jazy, du nährſt zu wenig Hoffnungen. Der Krieg in Deutſchland, muß dem Kriege in Spanien helfen, wie umgekehrt. So kann ſich alles fügen und geſtalten. Doch ja überall nicht nur um Kriegsmuth, auch um Kriegskunſt bemüht. In dieſem Wunſche ſind wir immer einig.

Wie könnten wir uns da auch trennen, rief der Andere.

Fünftes Kapitel.

Marſch nach Talavera de la Reyna.

Doch in Sevilla angekommen, hörten unſere Wanderer Dinge, welche keineswegs geeignet waren, ihre Erwartungen zu ſpannen. Vielmehr ſchlugen ſie vieles in den Hoffnungen für Spanien nieder, verwundeten die eigene Vaterlandsliebe tiefer als zuvor. Denn eben langte hier die Nachricht von den unglücklichen Schlachten bei Enzersdorf und Wagram an, wie auch die von dem Waffenſtillſtande, den ſie zur Folge gehabt hatten, der wieder nur zu gerecht auf einen für Oeſterreich höchſt nachtheiligen Frieden, von welchem man bald hören dürfte, ſchließen ließ. Jazys Empfindung kann man ſich hiebei denken, er war ganz zerriſſen, faſt unmännlich waren die Klagen, in welche ſeine laute Wehmuth ausbrach. Thränen im bitterſten Kummer geweint, fielen auf ſeine, ſonſt ſo blühende, nun aber lange ſchon von Gram gebleichte, Wange.

Ach, ſagte er, wieder zu einiger Beſonnenheit gelangt, hatt' ich wohl Unrecht, bei meinen Anſichten, kam es nicht darauf zurück, wovon ich nimmer Gutes prophezeihte? Hätten Bewegungen vorwärts wohl ſo großes Unglück bringen können, wie das Verſchanzungsſyſtem, der Inſel Lobau gegenüber, wo man doch müßig ſtand, und wenn man ſich gleich verſtärkte und mit Nothwendigkeiten verſah, doch auch dem Feinde Zeit gönnte, das nämliche zu thun?

Kerning rief: Voulez vous mieux ſavoir les affaires que moi? fragte General Zach bei Marengo einen jungen Offizier der den Rath ertheilte, drei müßig haltende Reuterregimenter in die ſchon verwirrte franzöſiſche Infanterie brechen zu laſſen, wodurch noch der Schlacht die glücklichſte Wendung zu geben war. Ja wohl wiſſen es die jungen Leute zuweilen beſſer, als die greiſe Erfahrung, vor den Thronen meiſtens nur gehört, weil ſie die junge Zeit klarer faſſen! —

Die Großen in Sevilla thaten was ſie konnten, die üble Nachricht nicht im Volke laut werden zu laſſen, man druckte ſogar Zeitungen, worin das Gegentheil zur Sprache kam, und gab Bulletins aus, die frohe Meldung enthielten, allein kaufmänniſche Privatbriefe hatten dennoch bewirkt, daß die Wahrheit kein Geheimniß blieb.

Demungeachtet blieb man ſtandhaft bei den Maasregeln, ja, that noch mehr als zuvor. Was die Junta nur in ihrer Gewalt hatte, den Gang des Krieges zu beleben, geſchah. Viel ſah ſie ſich dabei unterſtützt durch brittiſches Geld, brittiſche Waffen, brittiſchen Proviant und ſpaniſchen treuen, guten, muthigen Willen. Die Diener der Religion — wir wollen lieber ſagen, die Diener der Kirche — auf die Spitze geſtellt, gezwungen Alles an Alles zu ſetzen, entflammten die Gemüther unaufhörlich. Der ſtaunenerregende Einfluß dieſer Prieſter auf das ſpaniſche Volk, merkte Kerning an, leitet auch ganz natürlich auf den Gedanken, Frankreich würde ſeine Abſichten weit eher erreicht haben, wenn es Jene für ſich zu gewinnen geſucht hätte. Ein Papier vom Vatikan her, hätte in Spanien Hunderttauſend Mann aufgewogen, und wenn Barfüßermöche von den Kanzeln verkündigten: Gott und unſer Schutzpatron verlangen, wir ſollen dem Könige Joſeph mit treuem Herzen huldigen, ſo erlangte man was man wollte, und die Schwerter blieben in den Scheiden.

Gut denn, daß es anders kam, rief Jazy. Wir wollen den Spaniern unſern Arm leihen.

Er meldete ſich bei der Junta um Dienſte, erbot ſich, einen Partheigängerhaufen zu errichten, trug eigne Summen an, zählte auf engliſche Beihülfe, bat, ihm junge Freiwillige in guter Zahl, und beſonders Miquelets zu vertrauen. Letztere waren, nach allem, was er von ihnen erfahren hatte, die Männer, durch die ſich etwas ausrichten ließ.

Seine Plane gewannen Beifall. Man ſtand nicht lange an, bewilligte das Verlangte gern, eilte die Anſtalten zu verfügen, welche dem Baron auf das Schnellſte eine Mannſchaft zuführen konnten, wie ſie ſeinen Zwecken angemeſſen war. Er freute ſich nicht wenig, und dachte ſich ſchon einen kleinen Sertorius.

Unterdeſſen hörte er, wie der Marquis Welleslei nach Talavera rückte, um von da nach Madrit vorzudringen.

Nach Talavera! Wie traf ihn dieſer Name, Da muß ich mit, um jeden Preis!

Wir haben ja die Leute noch nicht beiſamen, entgegnete Kerning.

Wenn ſchon, rief Jener, ich geſelle mich ſo lange zur hannöverſchen Legion bei den Marquis Welleslei. Bleibe du in Sevilla und beſorge die Werbung.

Unbegreiflich! Sie gebieten ſonſt ſo gern, wollen Freiheit, eignen Wirkungskreis —

O Freund! du kannſt nicht begreifen; wie der Name Talavera in meinen Herzen anklingt.

„Nein,

„Nein, wahrlich, das kann ich nicht. Hier muß ein Geheimniß verborgen liegen.“

So wiſſe denn, das letzte Wort, das der ſterbende Graf Bannaly ſprach, deſſen Vollendung ihm der Tod von den Lippen nahm, war: „In einem Kloſter unweit Talavera in Spanien findeſt du deine Mutter.“ — Doch nicht ihr, nicht des Kloſters Name —

So romanhaft ſteht es um ihre Geburt, Baron? — Davon ſagten ſie mir ja niemals. Und kein Zeichen weiter, kein Bild?

Nichts, nichts, ſag ich! Es iſt zum Verzweifeln!

Und ohnehin ſind die Leidenſchaftlichen im Suchen wenig gewandt. Zwar — auch an den geheimen Naturzug nicht glaubend. —

„Warum nicht, Kerning, warum nicht?“

Nun allenfalls, wenn man etwas ſchon weiß, ahnen kann, wollen wir ihn zugeben. Gleichwohl muß ſich doch erfragen, wo eine Deutſche —

„Sage eine Siebenbürgerin. Bannaly hatte eine Tochter. So könnte es zutreffen, er mein Großvater ſein. Woher denn das Erbe, die Zärtlichkeit, mir am Todtenbette erwieſen?“

Warum aber nahmen Sie zuvor dieſe Empfindung nicht bei ihm wahr?

„Räthſelhafte Frage! Wie vermag ich ſie zu beantworten? Die geſundne Mutter könnte allein durch dies Labirinth helfen.“

So wollen wir in der Gegend alle weibliche Klöſter durchſpähn. Wir, ſag ich, ſie allein nicht. Sie fangen es nicht richtig an, bereiten allenfalls die Gefundene nicht genug vor, erſchrecken ſie mit ihrem liebenden Ungeſtüm. Ich kenne ihr Herz.

„Ach, lange ſchlummert ſie vielleicht im Grabe.“

Dies ſteht dahin. — Nun reiſen ſie. Sobald wie möglich komm ich nach. Die Junta ſchickte ja ſchon fleißig Rekruten, Freiwillige melden ſich in guter Zahl, engliſche Waffen ſtehn zu Gebot, ſo viel wir ihrer wollen. Vielleicht können ſchon in acht Tagen einige Hundert Mann beiſammen ſein. Dann breche ich damit auf und folge ihnen.

„Gut gut, ſo eilig es immer ſein kann.“

Jago ſetzte ſein Reiſegepäck in Bereitſchaft, kaufte Pferde, nahm Diener, welche neben der ſpaniſchen, auch die franzöſiſche Sprache verſtanden, und ſchloß ſich an einen Zug engliſcher Geneſenen, die zu dem Markis Welleslei ſtoßen wollten.

Da er von Kerning Abſchied nahm, war er ungemein betrübt. Jener ſuchte ihn ſcherzhaft aufzuheitern, nach ſeiner Gewohnheit. Selеſam, ſagte er dann aber ernſt, lange ſprachen wir nicht von den Wielinskis.

Ach, antwortete Jazy, und doch war meine ganze Empfindung nur zwiſchen dieſer Familie und meiner Mutter getheilt.

Jezt iſt das Regiment gewiß ſchon in Spanien. Vielleicht ſieht es uns wieder gegenüber, nahm Kerning das Wort.

O, entgegnete ſein Freund, erkunden will ichs wohl, an Spionen fehlt es in einem inſurgirten Lande nicht, und wo möglich, ſuche ich meinen Poſten dort.

Kerning fing wieder an: Nun — wenn ſie den Lieutenant Wielinski ſehn, faſſen ſie ihn ſcharf ins Auge!

Was deuten ſie damit? fuhr der Baron heftig auf.

„Immer dieſe erſchütternde Bewegung! Kaum heilten ihre Wunden. Mäßigen ſie ſich, ſparen ſie Kraft für Szenen die ſie noch gewaltiger ergreifen könnten!"

Ach ſie meinen die Mutter —

„Ja, ja! Umarmen ſie mich. Leben ſie wohl! Bald ſehn wir einander wieder!"

Werden wir das? — Und wie?

„Wohl, wohl, ſchwermüthiger Applaut! Hinaus in die Landluft, ſie iſt in Spanien trefflich, wird ſie im Bunde mit der paradieſiſchen Natur aufrichten. Sie erinnern ſich, was wir von den Pinienhainen, Orangewäldchen und dem Fels der Liebe, Hohes und Schönes träumten. Leben ſie wohl!"

Der Baron riß ſich los, und trat mit jenen Soldaten den Weg an.

Sechstes Kapitel.

Schlacht bei Talavera de la Reyna.

Mogte immerhin eine paradieſiſche Natur unſerm Freunde winken, mogte ſich in dieſem ſüdlichen Klima vor ſeinen Blicken entfalten, was er nimmer geſchaut hatte, ihn traf es nicht. Nie hielt eine ſo tiefe Schwermuth ſein Gemüth umwölkt, nie hatte er eine Reiſe vollendet, auf welcher er ſo vielen Kampf mit traurigen bangen Geburten der Phantaſie beſtand, und dennoch meiſtens vergeblich.

Die Trennung von dem Freunde empfand er auch ſchwer, fühlte erſt wahrhaft, wie ſehr er ſeinem ganzen innern Weſen Bedürfniß geworden war. Nur einige Monate kannten ſich die Beiden, wie viel war aber in dieſem Zeitraume geſchehn, das Herz an Herz binden konnte. Gefahr und Ungemach theilten ſie treulich, oft hatte Einer dem Andern wichtige Hülfe geleiſtet, bisweilen hatten ſie ſich gegenſeitig dem Verderben entzogen. Jazys Charakter war heiß, romantiſch, ächt ritterlich, heftig in edler Leidenſchaft. Er hatte einiges Wiſſen geſammelt und viel natürliches Talent. In Kernings Eigenthümlichkeit lag mehr Jovialität, er ſprudelte oft in gewöhnlicher, beinahe roher, Sinnlichkeit über, doch war er gelehrt, philoſophirte in ſeinem Urtheil, entwickelte aus dem Vorrath ſeiner Kenntniſſe Rath für den daliegenden Fall, zeigte ſogar Genie. Zwei ſolche Männer nebeneinander, auf daſſelbe Ziel hinſteuernd, konnten viel ausrichten. —

Die Geneſeten, mit denen unſer Baron zog, erreichten den Marquis Welleslei, der ſich mit Cueſta vereint hatte, noch dieſſeit Talavera, wo aber ſchon die Nachricht einlief, der König Joſeph, unter welchem die Marſchälle Jourdan und Victor, wie der General Sebaſtiani befehligten, rücke den Inſurgenten und Britten entgegen. Damit war man an dieſer Seite vollkommen zufrieden, ein Hauptſchlag konnte den Weg nach Madrit am leichteſten bahnen, der Feind, zwiſchen dem General Welleslei und Madrit, mußte in die nachtheiligſte Lage gerathen, wenn eine Schlacht mißlang, da alsdann die Einwohner jener Reſidenz ohne Zweifel in Maſſe aufſtanden.

Die Zuverſicht des Gelingens wurde auch bei der ſpaniſch-brittiſchen Armee ſehr laut, ſo ſehr, daß Jazy, indem er ſie wahrnahm, davon zu fürchten anfing. Denn ſchon hatte er die Erfahrung gemacht, wie leicht ſchwindelnde Hoffnungen die nöthige Vorſicht hintenan ſetzen. Auch gefiel ihm die gegenwärtige Unternehmung, ſtrategiſch betrachtet, wenig, er hätte ein Umgehen des Feindes dienlicher gefunden, taktiſch wollten ihm die Krieger welche er ſah, eben auch nicht gefallen; es zeigte ſich nicht Uebereinſtimmung, nicht Gewandtheit genug, um Franzoſen glücklich zu bekämpfen. Die Disziplin endlich, war vielleicht das Mangelhafteſte bei den Truppen, an welche er ſich ſchloß. Den Anführern hierüber ſeine Gedanken mitzutheilen, dazu war er zu fremd, ſie würden auch nicht geringe Empfindlichkeit da gethan haben, auch hätte man bei ſo kurzer Zeit dieſe Uebel nicht mehr abſtellen können. Jazo beſchränkte ſich alſo darauf, ſeine Adreſſen einzugeben, von dem ſchon durch die Junta genehmigten Vorhaben, Meldung zu thun, und zu bitten, einſtweilen bei den Reutern der hanöverſchen Legion, als Volontair Dienſte leiſten zu dürfen.

Man willigte in ſein Verlangen. Jene Legion fand ſich bei der Avantgarde an der äußerſten Spitze, unſer Freund verfügte ſich ſchnell dahin.

Der Marſch ging an Talavera vorüber,

nicht wenig klopfte und wallte Jazys Bruſt, doch hinderte ihn die übernommene Pflicht, in der Gegend Nachforſchungen zu thun, wie ſie ſeinen Empfindungen Bedürfniß waren. Er klagte aber ſein Schickſal an, das ſeine Empfindungen ſo oft ſchon mit ſeinen Pflichten in Widerſtreit brachte. Doch den erſten Augenblick der Ruhe hoffte er auf jene Abſicht zu verwenden, denn nach Kernings Rath dabei zu ſäumen, wäre ihm dann unmöglich gefallen.

Man ſah auch bald den Vortrab der Feinde. Beide Heere hielten nun an, entwickelten ſich unter dem Schutz ihrer Avantgarden, zur Schlachtordnung. Das Scharmuziren der leichten Truppen an einzelnen Punkten, nahm ſeinen Anfang.

Hiebei wurden, wie immer, von beiden Seiten Gefangene eingebracht. Bei den erſten franzöſiſchen, die Jazy gewahrte, hatte er nichts Eiligeres, als Erkundigung einzuziehn, ob das polniſche Regiment, vor kurzem aus Deutſchland nach Spanien berufen, bei dem Heere des Königs Joſeph ſtände? Zu nicht geringer Bewegung erfuhr er, es hätte den rechten Flügel der Avantgarde. Dieſer Platz bezeichnete ſich ſelbſt genug, eine halbe Meile war dieſer Flügel etwa entfernt, mit ſeinem Teleskop konnte Jazy ſogar die Uniformen unterſcheiden.

Am Abend, da man noch in der Stellung blieb, rieth Jazy dem befehligenden Offizier von den Hannoveranern, eine Rekognoszirung gegen dieſen Flügel zu unternehmen, ob er in der Nacht etwa ſeine Stellung verändere, eine den dieſſeitigen Truppen nachtheilige Bewegung mache? Der Vorſchlag fand Beifall, Jazy erbot ſich zu dieſer Rekognoszirung, und ihm wurden zwanzig Mann übergeben, mit der Weiſung, um Mitternacht aufzubrechen.

Dies geſchah. Obwohl gegen Ende des Juli, iſt die Nacht um dieſe Zeit in Spanien dunkler als im Norden, was der Sonnenſtand ſo mit ſich bringt. Jazy hatte ſich aber die Gegend am Tage bekannt gemacht, irrte alſo in ſeiner Richtung nicht.

Er ging durch die engliſche Vorpoſtenkette, und ſtreifte ſo dicht an der feindlichen hin, als es, ohne entdeckt zu werden, thunlich war. Am äußerſten Ende kam ihm ein Wachtfeuer zu Geſicht. Er wollte ſich überzeugen, ob es nur einer einzelnen Feldwache gehöre, oder ob ſich ein größerer Poſten dort befinde. Er gab ſeinen Leuten alſo Befehl zu halten, ſtieg vom Pferde und nahm ſich vor, wie er ſchon ehedem gethan, durch die Vedetten zu ſchleichen. Mit Hülfe der Nacht und aller Behutſamkeit gelang dies Er kam dem Feuer nahe, beobachtete nur eine Wache von etwa zwanzig Polen, die theils zu Pferde ſaßen, theils um die Flamme lagen. Ihr Offizier unterhielt ſich mit ihnen. Durch die Stille unterſchied ſich der Laut. Doch immer näher wagte ſich Jazy, es zog ihn unwiderſtehlich an, es füllte ihn mit Schrecken und Freude, es ſpannte ſeine Imaginazion, es ſetzte ihn in ungemeine Befremdung über die ſeltſamen Zufälligkeiten in ſeinem Leben, daß dieſer Offizier eben der junge Wielinski ſein mußte. Kein Zweifel mehr, die wohlbekannte Stimme von Ulm her, und ach ſo ähnlich der — welche in Lemberg ſeinen Sinn gefangen nahm. Jetzt kamen Gedanken, Gefühle, Ahnungen über ihn, die Pein, Unruhe, Verwirrung, Seligkeit, in ſolchem Grade in ſeinem Innig-Innerſten häuften, und darin durch einander ſtörten, daß er faſt unſinnig geworden wäre.

Doch that er alles Mögliche, Beſonnenheit zu ſammeln, ſich ſelbſt anzugehören. Er ſchlich wieder leiſe durch die Vorpoſten zurück, entkam glücklich. Wie, fragte er ſich, wenn ich mit verhängtem Zügel durch die Vedetten ſprengte, dieſe Feldwache überfiel, ich könnte ſie mit meinen Leuten aufheben. Allein er wollte dem geliebten Feind, das Weh nicht thun, ſchwere Verantwortung auf ſein Haupt zu laden, ſorgte für ſein Leben, das dabei in Gefahr kommen konnte, ſorgte mit einer Bangigkeit, wie er ſie nie empfand. In Deutſchland hätte er ſich vielleicht gegen ſolche Bedenklichkeiten ermannt, nur das Verlangen dem Feinde auf jede thunliche Weiſe Abbruch zu thun, wäre ſein Leitſtern geweſen. Dort war auch die Stimme der Pflichten lauter, da der Kampf unmittelbar dem Vaterlande galt. Hier in Spanien, noch nicht mit einem eignen Korps aufgetreten, gewann eine andere Stimme in ihm, wenigſtens für den Augenblick, die Oberhand. Dieſe Stimme rief lebendigen, unwiderſtehlichen Drang in ihm auf, eine Privatunterredung mit dem Offizier nachzuſuchen, und ließ ihn nichts Sträfliches darin entdecken. Er nahm alſo einen hannöverſchen Unteroffizier bei Seite, ſagte ihm eine gute Belohnung zu, wenn er an die feindlichen Vorpoſten ritt, ſich als Parlementair meldete, und dem Offizier der Feldwache ſagte: ein Bekannter wünſche ihn auf eine Minute zu ſprechen, und gebe ſein Ehrenwort, er habe dabei keinen Verrath zu beſorgen.

Der Hannoveraner kam zur nächſten doppelten Vedette, wurde angerufen, handelte nach ſeiner Weiſung. Er mußte ſeine Waffen hinlegen, der eine Pole brachte ihn zu ſeinem Offizier. Dieſer hatte ſich auf den vernommenen Ruf, gleich mit aller Mannſchaft zu Pferde geworfen. Wer wäre dieſer Bekannte? fragte er. Ich weiß nur, ſagte der Parlamentair, daß es ein Deutſcher iſt, ſeit wenig Tagen bei uns angekommen. Fort, rief der junge Wielinski, ich habe nichts mit einem feindlichen Offizier zu reden!

Dieſem Beſcheide folgte nur eine höhere Sehnſucht. Jazy verdoppelte den Lohn, ſchrieb, ſo gut es im Dunkeln angieng, ſeinen Namen mit Bleiſtift auf ein Pergamentblatt ſeines Taſchenbuches, und ſandte den Boten abermal ab. Die Poſten wollten ihn nun nicht mehr heran laſſen, drohten Feuer zu geben. Nehmt wenigſtens das Blatt, ſagte er, und bringt es dem Offizier.

Der junge Wielinski ſah kaum dieſen Namen, dieſe Hand, als er jeden Argwohn hinwarf, und dem Pferde den Sporn gab. Wo, wo ſind ſie, Baron? rief er mit bebender Stimme, über die Vedetten hinausgekommen. Jazy flog zu ihm. Jener ſtieg eilig ab. Der Oeſterreicher öffnete die Arme ihn zu umfangen, dieſer Bewegung entwand ſich der polniſche Offizier, mit einer Furcht, die dem lebendigen Vertrauen, das ihn herführte, nicht entſprach.

Man bewillkommte ſich mit abgebrochenen Worten, Wielinski konnte ſein Staunen nicht genug ausdrücken, Jazy in Spanien zu finden. Ach, rief er mit ſchwerem Nachdruck, ſchon glaubt ich, ſie nie wieder zu ſehn.

Jazy verſuchte ſich zu ſammeln, fieng an: In jenem Städtchen, dort in Schwaben —

Edelmüthiger Freund! fiel Wielinski ein, noch konnte ich ihnen nicht für die Rettung meines Lebens danken —

Das hätte Ulm ausgeglichen, nahm Jazy wieder das Wort, viel innigere Erkenntlichkeit bin ich ihnen ſchuldig; dieſe an den Tag zu legen, blieb mir dort keine Zeit, ihr Vater litt auch bei jener Unterredung nicht, daß ſie nahten.

Wofür, Baron, wofür?

„Ach, ihr Brief ließ mich ahnen, ich könnte vielleicht in ihnen einen Vertreter bei Julien hoffen, dies iſt mehr werth, als mein Leben!“

Bei Julien, Baron, doch beim Vater — ſie kennen ſeinen Nazionalhaß nicht.

Wohl kenne ich ihn, wohl! Sie ſagen in jenem Briefe, Julie ſei Wielinskis Tochter nicht —

Doch väterlich von ihm erzogen, iſt ſie ihm kindliche Liebe ſchuldig. In den Flammen von Prag 1794, aus dem Blutbade der Koſacken, rettete er ſie, die Tochter armer ſchon gemordeter Verwandten, ein dreijähriges Kind, ſchaffte ſie über den Strom.

„Julie zählt alſo jezt achtzehn Jahre?“

Etwas darüber.

„Aber ſagen ſie mir — o Gott, meine Bewegung geſtattet mir kaum zu reden — wie denkt Julie über mich?"

Wie es ihr die Achtung vor einem ſo ausgezeichneten Kavalier und Soldaten auflegt. Am meiſten bereut ſie, einſt in Lemberg ſie aufgefordert zu haben, in Frankreichs Dienſte zu treten. Sie ehrt ihren vaterländiſchen edlen Sinn hoch, hat es bereut, daß ſie ihm zu nahe trat.

„Und ſonſt darf ich nicht hoffen?"

Wir wollen uns trennen, Freund! Unſere Verhältniſſe mahnen.

„Grauſam wollen ſie mir die Antwort auf eine Frage ſchuldig bleiben, woran mein Leben hängt?"

Ich kann — darf nicht. Leben ſie wohl!

„Nein, ich entlaſſe ſie noch nicht."

Hören ſie denn! — Alle weibliche Gefühle müßten in Juliens Buſen erſtorben ſein, wenn ihre hochſinnige Liebe — o was ſage ich — ihre Vorzüge — die Rettung ihres Bruders, nein, ihres Verwandten — ich fordere von ihrer Freundſchaft, nicht weiter in mich zu dringen!

„Sollt ich dieſe Freundſchaft ſogar wagen, ich mahne ſie an den Tag in Schwaben! Es iſt unzeitig, doch dem Manne, ohne welchen ſie nicht mehr athmeten, müſſen ſie ſagen, treu ſagen, wo Julie iſt? Ha, in Strasburg nicht!"

Nein, nein, in Strasburg nicht!

„Nicht?"

Julie iſt — ſeltſam genug — hier bei der Armee.

„O Gott! gieb mir Kraft!"

Julie, bis zum vierzehnten Jahr herangewachſen, wollte immer um den Vater ſein, den ſie ſo ehrte, liebte. Kein andrer Verwandter lebte ihr noch, kein Beiſtand auf den unruhigen Wogen des Lebens, die Erzieherin war alt, nichts als Kriegsgetümmel ſah ſie um ſich, vertraute ſich damit — o Gott! Ich muß enden.

„Ja, beim Himmel! enden ſollen ſie."

Nein, ſo meinen ſie es nicht. Leben ſie wohl!

Jozy ergriff ſeine Hand, ließ ihn nicht von dannen. O Kerning! rief er, nun begreife ich deinen Wink.

Der polniſche Offizier erholte ſich, fuhr fort:

Noch einige Worte, dann aber — — genug, Julie kam auf den romanhaften Einfall,

einer

einer andern Ritterin d'Eon gleich, in männlicher Kleidung den Krieg zu theilen. — Nun laſſen ſie mich, oder — ich zücke den Säbel!

„Woher, rief Jazy, dieſe ſprechende Aehnlichkeit, zwiſchen ihnen und Julien, da ſie doch nicht Geſchwiſter ſind?"

Die Verwandtſchaft, die nahe — noch einmal, ich brauche die Waffen!

Jazy wand den Arm um ihn: Ich Unſinniger, der noch in meiner Trunkenheit nicht hierüber nachdachte —

Indem donnerte Kanonenfeuer. Die Schlacht begann an einem andern Punkt. Dieſe laute ſtürmende Mahnung der wilden Bellona ſchreckte beide Theile auf. Sie ließen ſich los, jeder ſprengte zu den Seinigen, Jazy trug den Himmel in der Bruſt davon.

Er kam wieder zu der Legion. Der Tag graute. Angriffsbewegungen auf einer, vertheidigende auf der andern Seite. Fürchterliches Morden der todſpeienden Batterien, erſt aus der Ferne mit großen Bällen, die volle Rotten hinwarfen, dann mehr genaht mit dem dichten Hagel der Kartätſchen, wovon nur einzelne Opfer, doch um ſo häufiger ſanken, Bataillon lief auf Bataillon, in Dampfwolken des Flintenfeuers gehüllt, die Reuterei, Wirbelwinden gleich den Staub aufregend, brach in die Reihen. Das Gewitter der Flammenröhre, ermuthigender Schlachtruf, klirrendes ſchmetterndes Zuſammenſchlagen der Waffen, wilde taktloſe Muſik, Wehklage von ſterbenden Lippen, dies ganze betäubende Tongewirr zerriß die Ohren wie bei jeder Schlacht, da das Kampfgetümmel nun allgemein geworden war.

Die Geſchichte dieſer Schlacht iſt bekannt genug. Die Spanier und ihre Verbündeten hatten vielen Muth — Goldoni ſagt: in allen Heeren iſt gleicher; Friedrich Buchholz: Muth iſt eine überwundene Furcht; da man nun die frühern Anſtalten, dieſe Ueberwindung hervorzubringen, in einem Lande klüger trifft, wie in dem anderen, ſo kann Goldoni nicht Recht haben — aber die Franzoſen bei höherem die Schlacht beſſer ſtrategiſch vorbereitet und geübtere Offiziere.

Nach einem Verluſte von beinahe Zehntauſend Mann, ſahen ſich die Verbündeten genöthigt, ihren Rückzug anzutreten. Bei Verbündeten pflegt dies nicht in großer Einigkeit zu geſchehn. Ein

Theil bürdet dem andern die Schuld auf. So ſchmähten hier die Britten auf die Spanier, und dieſe, welchen die Männer in rothen Röcken, ſonſt die valientes compatriotas del general Ingleſe waren, ſprachen nun manches por de la sangre, por de la muerte! gegen ſie aus.

Dem ſei wie ihm wolle, die hannöverſche Legion, ſonſt beſtimmt for the purpose of following up the other objets of the expedition, das heißt, recht bald auf Madrit zu gehn, hatte nun den Rückzug zu decken.

Letztes Kapitel.

Beſchluß.

Sich bei einer unglücklichen Schlacht, in dem Gewühl eines verwirrten Rückzuges befinden, iſt ſchon für den Krieger höchſt bitter, den der Gegenſtand des Kampfes gleichgültig ließ, der nur die Waffen ergriff, das Glück zu ſuchen, und für annehmlichere Bedingungen den Abſchied fordert und den Fahnen des Gegners ſchwört; was empfinden aber nicht Offiziere, mit einem ſo heiſſem Antheil, einem ſo zarten Ehrenpunkte, wie unſer

Freund! O das begreifen wenige, nur ſelten iſt man auch geneigt, die Einzelnen, welche, bei mißlungenen Treffen gegenwärtig, an ihrem Theil das Aeußerſte ihrer Kräfte aufboten, mit der billigen zarten Schonung zu behandeln, die ſie allein in ihrem Unglücke aufrichten könnte.

Der Rückzug ging über den Alberche, deſſen Ufer und Wogen roth gefärbt wurden. Jazo härmte ſich noch mehr, inſofern er vermuthen konnte, man werde ſich weit hinwegziehen, und er alſo eine Gegend meiden müſſen, in der er eine, ſein Herz ſo tief berührende, Nachſuchung vorhatte, und nun wahrſcheinlich weit hinaus ſchieben mußte. Entzücken und Beſtürzung hatten ſeit der vergangenen Nacht ſo ſchnell, ſo unerwartet, ſo erſchütternd auf ihn gewirkt, das ſeine ſonſt ſo kräftige, aber freilich zeither auch viel angegriffene, körperliche Natur, faſt hätte erliegen mögen. Den Himmel fühlte er in der Bruſt, in dem Augenblicke vor den Vedetten, als er im Dunkeln ſeinen Arm um die Perſon wand, welche er zu ſich beſchieden hatte, allein gleich darauf riß es ihn in das Kampfgetümmel, wo keinem andern Gedanken Raum blieb, und nun mußte er den Schmerz über den unglücklichen Tag, von Leichnamen und Verwundeten umringt, tragen.

Dumpf war es in ihm, ſeine Seele verlor ihre Spannkraft. Alles ſchien ihm gleich. Er hoffte in dieſem Augenblick nicht mehr für ſein Vaterland, nicht mehr für ſich. Denn an ſich zu denken, geſtattete ihm ſein Schmerz um das Vaterland und die Ehre ſeiner Bundesverwandten nicht. Der Tod allein ſchien ihm willkommen. Nur bisweilen ſchauderte er in dem Entzücken auf, das die Erinnerung aus der vorigen Nacht über ihn brachte. Seine Hand, ſein Arm, ſeine Bruſt, ſchienen ihm durch die erlittene Berührung geheiligt, ihr Stoff umwandelt in eine höhere, ätheriſche Natur.

Die Legion zog ſich nach und nach auch über die Brücke. Fürchterlich hatte ſie gelitten, ſo lange dem feindlichen Kanonenfeuer bloßgeſtellt. Mehr als die Hälfte lag todt, ohne die Verwundeten, die ſchon weggeſchafft waren. Der Feind drang aber in ſeinen Verfolgungen deſto ungeſtümer an, er ſchloß richtig, daß man zuletzt die Brücken zerſtören würde, und wollte dies hindern, damit er auch bald hinüber eilen und drüben ſein weiteres Spiel treiben könne.

Die Hannoveraner wehrten ſich tapfer, zogen immer von den Flügeln ab, warfen mehrere Batterien des Feindes durch ihr wohlgezieltes Feuer zurück. Die Reuterei deckte ihre Seiten, ſollte zuletzt übergehn, mit Ausnahme einiger Schützen, hinter welchen die Brücke abgebrochen werden ſollte. Sie ſelbſt, ausgeſuchte gute Schwimmer, denen dazu für ihre gefährliche Arbeit ein guter Lohn verhießen war, ſich dann in den Strom werfen.

Jazy ſah, indem die Reihe über die Brücke zu gehn, auch ihn traf, daß eben der Offizier, welcher dieſe Schützen befehligte, getödtet ward. Seine Leute ſchienen bei dieſem Ereigniß den Muth zu verlieren, zudem da die Feinde hitziger als jemals waren. Es konnte Verwirrung geben, dieſe mit durchdrängen, und die Abſicht, die Fliehenden zu ſichern, dahin ſein. Er blieb alſo zurück, rief den Schützen zu: Ich bleibe bei euch, fechtet getroſt! Dies ermunterte ſie wieder, mit altem Eifer ihre Pflicht zu thun, und die angreifenden Feinde wurden abermal genöthigt, zu entweichen.

Nun wollte man es drüben mit Reuterei

verſuchen, ließ eine Eskadron anſprengen, die um jeden Preis noch die Brücke retten ſollte. Es war eine Eskadron — Polen.

Während dieſe angriff, hatten aber Jäger zu Pferde eine Fuhrt gefunden, waren durchgeritten, und nahten von der anderen Seite, die hannöverſchen Feldzimmerleute, mit Abbrechen beſchäftigt, niederzuhauen. Jazy ließ ſeine Leute alſo zum Theil vorwärts, zum Theil rückwärts Feuer geben. Das ſchwächte aber die Kraft, die Polen brachen zwiſchen die Schützen ein. Ihr Chef, erſt durch ſeine Stimme unſerm Freunde kenntlich, rief: ergebt euch!

Jazy ſah, daß er den alten Wielinski, den ihm ſo oft ſchon furchtbaren, vor ſich hatte. Er ſchrie: **den erſten der Pardon** nimmt, ſtoß ich nieder! Ihr ſeid abgeſchnitten, ohne Rettung verloren, rief der feindliche Offizier wieder. Opfert euch nicht thörigt! Verkauft das Leben theuer! war Jazys Befehl. Indem kam Wielinski näher, ohne unſern Freund zu erkennen. Dieſer griff zur Piſtole, wollte ſie aufheben, zielen — die Hand ſank ihm hin. Jener hatte bemerkt, wie Jazy ſchießen wollte, nahm die eigne Piſtole und drückte ſie gegen ſeine Bruſt los.

In dieſem Augenblick kam der junge Wielinski heran, erblickte unſern Freund, wollte dem Alten in den Arm fallen — zu ſpät. Wie im Wahnſinn ritt er an den Baron, ſuchte ſich ſchirmend auf ihn zu werfen. Dieſer hatte, da er ſeinen Feind anlegen ſah, den Säbel, am Riemen an der Hand hangend, aufgeſchwungen, es war ein Damaszener, die Spitze haarſcharf. Der junge Wielinski warf ſich hinauf, in die Bruſt drang das Eiſen.

Aber auch Jazy hatte des Alten Kugel mitten in die Lunge getroffen. Beide ſanken auf den ſchon lange blutigen Boden.

Rauch und Staub gingen ein wenig auf, Wielinski ſah Jazy liegen, unterſchied nun erſt das wohlbekannte Geſicht. Gott! rief er, ſind ſie Baron Jazy?

Ich bin es, antwortete dieſer mit ſchwacher Stimme. So ging unſer Wort in Erfüllung. — Suchen ſie nur ein Teſtament auf, Julie iſt meine Erben.

Hier liegt Julie, rief es ſtammelnd neben ihm. Er fuhr auf. Das hatte er nicht geſehn. Julie, Julie! O mein Herz ſagte es lange, ich Thor verſtand die dunkle Sprache nicht!

Wohl mir, daß ich den Tod von ihrer Hand empfing,

empfing, ſagte die himmelvolle Geſtalt in der Offizierkleidung.

Von meiner Hand, Julie, davon weiß ich nicht. Ich hätte eh eine Hoſtie durchſtochen.

Der Tod vermählt uns, ſtammelte ſie wieder. Erfahren ſie aber noch, daß ich ſie liebe, heiß, innig, ewig, ſeit dem Tage bei Ulm!

„Sie gießen Leben in meine blutende Bruſt mit dieſen Worten —"

Dennoch fiel er ohnmächtig zurück, auch der ſchöne weibliche Offizier. Der Alte weilte ſtaar und bleich, begriff, zerraufte das graue Haar.

Entſetzlicher Krieg! rief er verzweifelnd. Doch vielleicht giebt es noch Hülfe! Er gab einem Lieutenant auf, den Befehl zu übernehmen. Sage man, was man wolle, ich vermag nichts mehr, muß nach dieſen Lieben ſehn.

Ein Munizionwagen, deſſen Pulver und Eiſen verſchoſſen war, ſtand in der Nähe. Einige Reuter muſſten von ihren Mänteln ein Lager darauf bereiten. Ein Feldarzt wurde gefunden.

Tauſend Schritte davon lag ein Kloſter, das nächſte Gebäude an der Brücke, dahin man die Ohnmächtigen langſam brachte.

Es war ein weibliches Kloſter, dem Orden der Cöleſtinerinnen zuſtändig. Alle Thüren feſt verſperrt. Der Schrecken des nahen Mordens hatte die Gottgeweihten in ihre einſamen Zellen fliehen laſſen, wo ſie beteten. Nur die Kirche ſtand offen.

Der Arzt wollte die ſchwer Verwundeten unter ein Dach wiſſen, da eben ein Regen niederfiel. Sie wurden ſanft vom Wagen gehoben, die Mäntel vor den Altar hingebreitet. Man legte Beide darauf. Aufregenden Mitteln gelang es, ſie zu Leben und Beſonnenheit zu rufen, doch ach, nur für karge Minuten.

Wo bin ich? fragte Jazy. Wo bin ich? fragte Julie. Sie erkannten Kirche und Altar, drückten ſich lächelnd die ſterbende Hand.

Wielinski kniete neben ihnen, rang die ſeinigen, rief verzweifelnd: O Gott! Gott! Geneſung für meine Kinder, an dieſem Altar ſoll ſie der Prieſter verbinden.

Er ſprang auf, ſtürmte in den Heilkundigen. Dieſer zuckte die Achſel. Unmöglich, wär es nicht, ſagte er.

Wo iſt die Domina? Schafft mir die Domina, rief Wielinski wieder. Sie muß ein Zimmer anweiſen, Sorge tragen, ſucht, ſucht ſie!

Ein Reuter lief durch den Kreuzgang, fand die Matrone, ſie folgte ihm zur Kirche.

Das Haupt verſchleiert, mit edler Würde trat ſie gegen den Altar. Doch nahe herangekommen, ſtand ſie plötzlich ſtill, rief — Wielinski!

Dieſer ſchaute befremdet, durchdrungen auf. Die Domina ließ den Schleier fallen. Biſt du ein Geiſt, der meinen verwirrten Sinnen erſcheint, biſt du Joſephine?

„Todt, todt ſollteſt du ſein, ſagten ſie mir!“

Sie ſanken ſich in die zitternden Arme, preßten ſich ſtumm an die Bruſt.

Jazy, auf den heute alles eindringen ſollte, was die Seele zermalmen und vergöttern kann, blickte zur Höhe. Kannten ſie den Grafen Bannaly, hochwürdige Frau?

Die Dame ließ bei dieſen Namen ihren Gatten los.

Wer nennt hier meinen Vater, der mich hart dem Gemahl, dem Knaben entriß? fragte ſie zitternd.

Umarmen ſie ihren Sohn! Bald eh er dahin ſtirbt. — Sie wankte.

„Bannaly ließ mich erziehn, machte mich zum Erben, ſagte am Todtenbette: unweit Talavera.“

Du biſt es, du biſt es, ich erkenne die Züge noch!

Sie ſank auf ihn.

„Auch ich, den Traum aus fabelhafter Vergangenheit bewahrend.“

Doch was? Blutend? O Gott!

Wielinckt ſchlug die Hände über ſein Haupt. So biſt du mein, mein Sohn!

Jazy ſuchte die Hand zu ihm empor zu heben.

Der Vater vermocht es nicht, ihn zu umarmen.

O Joſephine — ich durchſchoß ihn!

Die Priorin ſank gegen den Altar, betete mit Schaudern.

„Und hier, hier liegt die unglückſelige Geliebte deines Sohnes! Grauenvoller Krieg!“

Nicht unglückſelig, liſpelte Julie, von ſeinen Händen empfing ich den Tod!

Sie verſchied.

Die Priorin ſank in Ohnmacht. Jazy deutete auf ſeine Schreibtafel, die ein Vermächtniß an Kerning enthielt. Vergebens ſuchte er noch Worte. Doch mit freundlich ergebenen Blicken ſuchte er den Vater zu tröſten.

Dann ſchlug er den Arm um die todte Geliebte — „in ein Grab“ — dies ſtammelte er noch unvernehmlich, und war nicht mehr. —

Graunvoller Krieg, dem kein Band heilig genug war, um es nicht mit Blut zu beflecken. O ihr Väter der gebildeten Nazionen, erhöht ein Tribunal, das euren Streit ſchlichte! Und ihr Völker, ſollt ihr denn aus Ehre morden, ſo beleidigt mindeſtens Natur und Vernunft nicht durch Nazionalhaß!

Ende.

Bayeriſche

Die
Hep Heps
in
Franken und anderer Orten.

Von

Julius v. Voß.

Teutonien.
1819.

Staats-
München
Bibliothek

Herrn

D. Sabattja Wolf

in Berlin

gewidmet.

Wir Beide ſind Männer, die Wahrheit lieben, und zählen wir nicht Freunde, wie Sand am Meer,*) kann es uns ſchon nicht befremden. Doch Sie bringen zu ihrem Altar liebliche Blumen ächten Witzes, und wer ſich am Duft einer Roſe labt, vergißt, daß ſich am Stamm Dörnlein befinden. Uebler geht es mir, dem kein ſolcher Blumengarten zu Theil ward; ich ſag' es immer grade hin. Thut aber nichts, ich bleibe der Göttin doch treu.

Und wenn es mich nun letzthin ungemein empörte, von dem zu leſen, was in Würzburg, Bamberg u. ſ. w. ſich zugetragen hat, ge-

---

*) oder Sand in M***.

rieth ich noch mehr in Staunen, als ich Gelegenheit fand, einige öffentliche Urtheile über dieſe Vorgänge zu hören. Ich mußte mich beſinnen, ob ich in Berlin oder M****t lebte, ob wir 1819 oder 1419 ſchrieben.

Gleich aber entſchloß ich mich, Ereigniſſe und Urtheile auch zu beurtheilen, jedoch nach meiner Art, und ſo, daß ich hoffen kann, unſere Göttin werde nicht unzufrieden damit ſeyn.

Noch ein Umſtand bewog mich, dieſe kleine Schrift aufzuſetzen. Ich habe einigemal die jüdiſche Carricatur in Schauſpielen und Romanen angewandt. Ihre Eigenthümlichkeit vermag zu wirken, namentlich auf der Bühne, und wohl keine in Deutſchland, an der nicht Mimen ſtänden, die ſie zu geben wiſſen und gern geben. Man hat indeß auch die Carricatur des Soldaten, (der Hauptmann in Götz von Berlichingen) des Adels, (Don Ranudo) der Andächtigen, (Tartuffe) das geht die Geſammtheit nichts an.

Nun aber regt dieſer Umſtand mir eine Art Gewiſſenhaftigkeit auf. In keiner Art mag ich zu Denen gezählt ſeyn, welche die Iſraeliten anfeinden. Vielmehr will ich Letzteren die Wahrheit ſagen.

Ihnen aber eigne ich das Schriftchen zu, einmal aus Achtung vor Ihrem Geiſt, und zweitens weil es mir paſſend dünkte, es elnem Iſraeliten zuzueignen. Stiften Unbillige Zwietracht, müſſen Billige öffentlich wieder freundliches Vernehmen darthun, ein Gegengewicht hervorzubringen.

Vieler Mißdeutung hätte ich meinen Schritt jedoch bloßgeſtellt, wären Sie ein reicher Wechsler, der gute Tafel giebt. Zum Glück aber theilen Sie Ihre Beſchäftigungen nur in Heilkunde, und Erfreuung durch klaſſiſchen Witz. Nun darf meine Widmung nicht böſe Zeugen ſcheuen.

Die
Hep Heps
in
Franken und anderer Orten.

Ihr da, Judenverfolgungen an einem Orte anhebend, am anderen ſie nicht mißbilligend, belachend, Luſt zeigend, gelegentlich auch wohl alſo zu thun, als ſtänden wir ſchon wieder im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert, Ihr wahre Finſterlinge, bedenkt Ihr denn nicht, daß Ihr auch Juden ſeid? Der religiöſen Abſtammung nach, reformirte Juden, mindeſtens wie ſonnenklar, halbe Juden, oder Moſaiſten, weil Ihr an den Gott Iſraels glaubt, und das alte Teſtament die Grundlage Eures theologiſchen Syſtems zur Hälfte bildet. Iſt die römiſche Kirche älter als die lutheriſche, anglikaniſche u. ſ. w., ſteigt die moſaiſche wieder zu einem noch höheren Alter hinauf, iſt ſo alt wie die Geſchichte, in ſofern Moſes aus noch grauerer Vorzeit Tradition ſammelte; die Urahnin alles Kultus von den indiſchen Mahomedanern an, durch Europa hin bis zu den letzten Chriſten in Californien, und von da wieder nach Sibirien; überall wird die Gottheit angebetet, die zu Moſes ſprach. Ihr mögt es nun verſtehn durch den Geiſt oder buchſtäblich, immer bleibt es die ehrwürdigſte aller Ueberlieferungen; Judaismus, Chriſtianismus und Islamismus ſind darauf gebaut.

Und es kömmt Euch bei, gegen die Altväter, die religiöſen Halbbrüder zu wüthen? Beleuchten wir einmal nicht Euer Recht, das Ihr dazu haben könntet, nein Eure Sünde und Schande, indem Ihr alſo thut.

Die Reformation in Jeruſalem, die Trennung der chriſtlichen von der jüdiſchen Kirche, nennen wir billig ein Streben um veredelte Humanität. Wer dies Streben theilt, iſt ein Chriſt, wer haßt und verfolgt, möge er noch ſo viel den Roſenkranz oder das Geſangbuch handhaben, entweiht den Namen.

Zwei Sätze ſind der chriſtlichen Kirche Grundſteine, Alles Uebrige iſt Commentarbau. „Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, thue auch keinem Andern.“

Nun, wollt Ihr gern beſchimpft, mit Steinwürfen geängſtet, aus Euern Wohnungen ſammt Weib und Kind verjagt, Eurer Habe beraubt ſeyn?

„Liebet eure Feinde.“ So müßtet Ihr die Juden, auch wenn ſie eure Feinde wären, lieben; und wenn ſie Eure Feinde ſind, kann's traun, nicht in Verwunderung ſetzen.

So lange es noch Chriſten gab, trieben ſie es auch mit den Juden ſo, daß ſie wohl ihre Feinde ſeyn mußten, und bewieſen alſo, daß ſie keine Chriſten waren. Den Juden war Haß für Haß nicht unterſagt, nur konnte ihn die Minderzahl wenig thätig beweiſen, denn ihre Feinde waren ſo edel, ſie etwa dergeſtalt anzugreifen, daß Funfzig auf Einen trafen. Und hat auch oft ein Iſraelit Dukaten beſchnitten, Fabrikarbeiter gedrückt, überhohen Zins genommen, mit ſchlechter Waare geprellt, (was Chriſten aber gelegentlich auch thun) iſt es ein Nichts gegen die Gräuel, welche die Chriſten gegen ſie verübten; Gräuel, die weit eher Feuer vom Himmel verdient hätten, als Sodom und Gomorrhas unnatürliche Wolluſt. Denn wie oft hat man ſie in früheren Zeiten, wenn eine Peſt kam, als die Urſache angegeben, und zu Tauſenden erſchlagen, wie oft ſie ihres Eigenthums beraubt, den ihnen verhießenen Schutz gebrochen u. ſ. w. Johanns von England Verfahren gegen ſie war eines Phalaris würdig, Spaniens terroriſtiſche Inquiſitionsmänner hätten billig die Scheiterhaufen ſelbſt beſteigen ſollen, welche ſie den Ebräern zuerkannten, die Vertreibung der Maranen war nicht bloß ein Akt nichtswürdiger Unmenſchlichkeit, ſondern noch ein ungeheurer Diebſtahl, denn nur was ſie tragen konnten, durften die Unglücklichen mit in's Elend nehmen. In Deutſchland ſollten die Iſraeliten bald chriſtliche Kinder geraubt und ihr Blut getrunken, bald Hoſtien durchſtochen haben; ſpitzbübiſche Vorwände, ſie zu verjagen, zu beſtehlen, oder mit ſolchen Martern hinzurichten, daß — wie Schiller ſagt — der Kannibale davor würde geſchaudert haben. Wo man ſie auch duldete, waren doch ſtets harter Druck, Verachtung, Verſpottung und anderes Anfeinden ihr Loos. Noch in jüngeren Zeiten hörte man im ehemaligen Polen von empörenden Handlungen gegen ſie. Ein polniſcher Edelmann ließ — und aus luſtiger Kurzweil — einen Iſraelitenknaben an ein Glied aufhängen, das die Ehrbarkeit zu nennen unterſagt. Malmon — der Juden Kant, wie Mendelsſohn etwa ihr Wolf oder Cocke heißen kann — erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung manche gegen ſein Volk dort verübte Grauſamkeit, unter andern aber auch nachſtehendes Ereigniß. Sr. Durchlaucht der Fürſt *** hatten geruht, ſich zu beſaufen, waren in dieſem Zuſtande nach einer Kirche gegangen, und hatten dort Höchſtihr Waſſer am Hochaltar abgeſchlagen. Nach ausgeſchlafnem Rauſch erwog das fromme Gewiſſen, wie man das beſudelte Heiligthum ſühnen könne. Und nun mußten die armen Juden im Orte eine große Zahl Wachskerzen für den erwähnten Altar ſpenden.

Es könnte gar nicht befremden, wenn die Juden den Namen Chriſt nur mit Entſetzen ausſprechen hörten, und wo es nur immer an ginge, den Chriſten Schaden zufügten. Selbſt Shakeſpear hat im Mercant of Venice ſein Ziel gar ſehr vergriffen. Er wendet ſeine ganze fantaſiereiche Sprache, und die grellſte Darſtellung auf, den Shylock mit unſerm Haß zu beladen. Gleichwohl heißt es auch: Antonio habe, wo er den Iſraeliten geſehn, ihn einen Hund genannt, angeſpien, mit Füßen geſtoßen, u. ſ. w. Kann es da in Verwunderung ſetzen, daß Shylok, nun ſich eine Gelegenheit zur Ahndung zeigt, ſie ergreift? Wie viele Chriſten würden doch den ſchonen, der ihnen wie Antonio mitgeſpielt hätte?

Aber es iſt nicht einmahl wahr, daß uns (ſogenannten) Chriſten die Juden Böſes mit Böſem vergelten, unſerm Haß den wohlverdienten Haß zurückgeben. Uneigennützige, ſelbſt großmüthige Handlungen, die Ebräer gegen Chriſten ausüben, ſind gar nicht ſelten; daß ein Chriſt uneigennützig oder gar großmüthig gegen einen Ebräer gehandelt hätte, gewahrte ich nie, und habe mich doch auch ein wenig in der Welt umgeſehn. In ſolchen Fällen waren die Juden beſſere Chriſten als wir. In Wien, Berlin, Hamburg u. ſ. w. iſt nachzufragen: ob deutſche Juden, wenn Staatsnoth eintrat, mit freiwilligen Opfern ſäumten, ob ſie zu unſern milden Anſtalten nicht häufig beiſteuern, wogegen es gar ſelten nur vorkömmt, daß ein Chriſt jüdiſcher Armuth ein Allmoſen reicht. Das müßte ſchon deutſche Redlichkeit erwägen und erkennen, will ſie nicht ein Ideal ſeyn, deſſen Verwirklichung man ſo vergeblich in den Fauſtrechtsjahrhunderten als im laufenden ſucht. Wo die Juden nur auf den Handel beſchränkt ſind, müſſen ſie freilich ſehn, wie ſie dabei fortkommen, und es da genauer als die Chriſten herausſuchen, wo ſie mit ſchwereren bürgerlichen Laſten gedrückt ſind. Dennoch kauft man häufig bei ihnen wohlfeiler als bei den Chriſten, weil Jene im Allgemeinen betriebſamer und ſparſamer als Letztere ſind, und daher mit einem kleineren Gewinn zu beſtehn vermögen. Emſiger Fleiß und Vermeidung unnützen Aufwands ſind jedoch keine ſtaatsbürgerliche Laſter, vielmehr das Gegentheil, liefern ein gutes Vorbild zum Nachahmen, und gar nicht übel, wenn es deren in unſerer Mitte giebt, von dem es ausgeht. Hat man aber an manchen Orten empfunden, daß auf dieſe Weiſe den Kaufleuten chriſtlicher Religion geſchadet wird, nun ſo hätte man auch längſt thun ſollen, was eine vernünftige Statiſtik empfahl, und den Iſraeliten allenthalben freie Geſchäftsconcurrenz geben. Aechte Religion und Naturrecht gebieten ohnehin, alle Menſchen gleich zu behandeln. Das Naturrecht ſieht nur den Menſchen an, unbekümmert um das was er glaubt; ächte Religion will Duldung, and hat man denn Luſt ſich zu einer unächten zu bekennen? Mit dem zugefügten Schaden, dem status in statu, wovon geſchrien wird, dürfte es auch mehr Einbildung als Wahrheit ſeyn. Wenn, im Allgemeinen, die Juden betriebſamer und ſparſamer als die Chriſten ſind, hat es auch ſeinen Grund vielfältig in jener ſchlimmeren Lage, die es ihnen aufnöthigt. Es giebt ungemein viele bitter arme Iſraeliten, die mit Kummer und Noth ihr Daſeyn friſten, namentlich in kleineren deutſchen

Städten

Städten. Man gewahrt es nur nicht ſo, weil der arme Iſraelit, mit einem löblichen Ehrgeitz, ſein inneres Hausweſen, und den kärglichen Behelf, unſern Augen entrückt, und ihre Gemeine eben ſo löblich ſorgt, daß nicht leicht Bettelei entſtehe, worin unſere Einrichtungen übertroffen ſind. Wie könnt es auch anders ſeyn, wenn in einem Oertlein, von kaum Tauſend — meiſtens auch armen — Bewohnern, vielleicht zwanzig jüdiſche Familien vom Handel leben, mit den chriſtlichen Kaufleuten concurriren, und doch mehr Abgaben als dieſe erlegen ſollen? Wohl ſehr natürlich, daß von Reichthum da nicht, und nur von beſchränkter Wohlhabenheit ſelten die Rede ſeyn kann; in Deutſchland nehmlich, in Polen ſteht es damit anders, obſchon auch da eine ſo tiefe jüdiſche Armuth anzutreffen iſt, daß oft drei bis vier Hausväter mit den Ihrigen eine elende Kammer bewohnen. Die Zahl der wohlhabenden Juden in mittleren Städten wird überſchätzt, es giebt aber auch wohlhabende Brauer, Bäcker, Materialiſten u. ſ. w. und Niemanden kömmt ein, von ihnen eine Gefährdung des Gemeinweſens zu behaupten. Mit wenigen Ausnahmen findet man nur in großen Reſidenzen und Handelsſtädten reiche Juden, und die Urſachen, weiterer Spielraum für alle Induſtrie, Groſſirerei, Wechſelcommerz, Fabrikweſen u. ſ. w. treten uns hier auch entgegen. Sagt man: dieſe Reichthumſammler und Anleger großer Capitalien werden zuletzt alles Geld einſaugen und das übrige Gemeinweſen durch ſeine Macht ſich unterordnen, wäre das Nehmliche von chriſtlichen Wechslern zu beſorgen, oder von reichen Adlichen, daß ſie von den Einkünften ihrer Güter immer neue kaufen würden, bis das ganze platte Land ihnen gehörte. Derlei Furcht iſt nichtig. Wer im Handel große Summen anlegt, hat auch große zu wagen, die Zeitläufte ſuchen Capitalien- und Güterbeſitzer heim, und laſſen das Eigenthum von Hand in Hand wandeln. Sahen wir Iſraeliten hohe Summen gewinnen, verloren andere auch deren; z. B. der Millionair Liepmann Meier Wulf, in Berlin, dem vom Handel mit Staatspapieren ein Schade von Einer und einer halben Million erwachſen ſeyn ſoll. Auch bei reichen Iſraeliten gilt oft das: was ein fleiſiger Vater addirt, ein luſtiger Sohn ſubtrahirt, und gerade ſie zeigen ſich nicht als die ſparſamſten ihrer Nation. In guter Zahl leben ſie gaſtlich und geſellig, fröhnen dem Luxus, bauen und ſchaffen zierlichen Hausrath an, bringen ſo das Geld wieder in Umlauf. Selbſt die Künſte und Wiſſenſchaften gewinnen an ihnen nicht unbeträchtlich; in Wien, Berlin, München, Frankfurt, Dresden u. ſ. w. ſind Schauſpiel, Conzerte und was dahin gehört, viel durch ſie beſucht; gilt es auf Kupferſtiche, Bücher, Muſik u. ſ. w. Pränumeranten zu ſammeln, wird auf die Beutel der Juden fleiſig ſpekulirt. Daß ſie Unfällen unterworfen ſind, beweiſen manche Bankerotte, und die jüdiſchen dürften in der Regel ſeltener verſchuldet ſeyn, als andere. Dies Alles iſt nichts als Wahrheit.

Und von den reichen Iſraeliten treten ſeit einiger Zeit auch manche zum chriſtlichen Glauben über *). Da Liebe es oft bewirkt zu ha-

---

*) Mit Ausnahme eines Antriebes reiner Überzeugung iſt es weder an ihnen zu loben, noch ihnen zu empfehlen,

hen ſcheint, ſollte man nur ſo vernünftig ſeyn, und Ehen zwiſchen beiden Religionen geſtatten. Unterwirft man die Sache einer Rechnung, zeigt ſich auch, daß kein Theil verlöre. Denn weil jeder Iſraelit ein halber Chriſt, und jeder Chriſt ein halber Iſraelit iſt, bringt eine Ehe zwiſchen einem Chriſten und einer Jüdin, oder umgekehrt, genau ſo viel Fazit von Chriſtenthum und Judenthum zuſammen, als wenn ſie unvermiſcht wäre. Deſto mehr flöße das Geld hinüber und herüber.

Daß jedoch nicht allein die Zahl der in der That reichen Juden, ſondern auch dieſer Beſitzthum in übertriebenen Anſchlag kömmt, verſteht ſich daher ſchon, daß ſo viel davon geſpro-

---

denn ſie werden von ihren älteren Glaubensbrüdern gehaßt, und von den neuen nicht geliebt. Hieher gehört eine Anekdote. Ein Iſraelit hatte ſich taufen laſſen, und ſuchte Mitglied einer ſogenannten Reſſource zu werden. Man wies ihn ab. Als er ſich bei dem Vorſteher beklagte, entgegnete ihm dieſer mit Achſelzucken: man habe es ſich zum Geſetz gemacht, keinen getauften Juden aufzunehmen. Nun, ſagte Jener, ſo würde Chriſtus, käme er wieder auf die Welt, auch hier keinen Zutritt finden dürfen. Er war auch ein getaufter Jude.

chen wird, denn Fama hegt einen poetiſchen Sinn, der ſich gern in erträumte Gefilde aufſchwingt. Es begreift ſich aber auch wohl. An keinem Punkt Deutſchlands war und iſt die Gelegenheit große Reichthümer zu ſammeln ſo bedeutend vorhanden, als in London, und früher in Amſterdam. Seehandel, in direkter Verbindung mit beiden Indien, läßt allein wahrhaft im Großen ſpekuliren; brittiſches Fabrikweſen, das in allen Erdtheilen Märkte für ſeine Erzeugniſſe hat, gehört auch hieher. In deutſchen Seeſtädten iſt der Handel bei weitem mehr paſſiv als aktiv — Colonialwaaren und engliſche Fabrikate machen es einleuchtend — und gab es für ſie einige blühende Perioden, waren ſie in andern um deſto mehr heimgeſucht, von Emden bis Danzig und Königsberg. Nun, in einigen Seeſtädten ſind die Juden nicht geduldet; wo ſie ihren Aufenthalt nehmen dürfen, treiben ſie doch nur Wechſelgeſchäft und Binnenhandel, und das, etwa Königsberg ausgenommen, in einem ſo geringen Verhältniß zu ähnlichen Geſchäften der Chriſten, daß es nicht davon zu reden lohnet. Daß aber Juden Rhederer geweſen wären, hat man doch nie gehört. Ich erinnere das, weil ich hernach fragen will: woher die Ebräer den unabſehlichen Reichthum denn genommen haben ſollen, den man von ihnen behauptet, wenn ſie doch an den Quellen ſich nicht befanden, wo er ſich vorzüglich ſchöpfen läßt? Sehen wir einmal ausſchließlich auf den preußiſchen Staat. Sein Ausfuhrhandel — ehedem viel bedeutender als jetzt — wird hauptſächlich mit Getreide, Holz, Tuch, Wolle und Leinwand getrieben. Leiten aber Juden oder Chriſten die Tuch- und Linnenfabriken in Schleſien, Brandenburg, Weſtphalen? Hatten die Juden Landgüter, um Korn und Holz davon zu verkaufen, als dieſe Artikel einſt ſo namhaft bezahlt wurden? Auf dieſem Wege kam das meiſte fremde Geld in's Land; daß es aber nicht in die Hände der Juden fließen konnte, und der mittelbare Antheil, bei auf Gütern geliehenen Capitalien unerheblich ſeyn mußte, ſieht man wohl ein. Weil der güterbeſitzende Adel inzwiſchen damal reicher ward, brauchte er zum Theil die Capitaliſten nicht mehr; indem andern Theils hingegen der Preis von Grund und

Univ. Bibl.
München

Boden zu einer ſchwindelnden Höhe getrieben wurde, und die ſpekulativen Güterhändler Summen bedurften, verloren die Capitaliſten auch in Folge der geſunkenen Güterpreiſe ungemein, und wohl keine Frage, daß gar viele Iſraeliten empfindlicher Schaden getroffen hat. Mir ſind ſelbſt Einige in Schleſien bekannt, die bei dieſer Gelegenheit von ihrem ehemaligen Wohlſtand in Armuth ſanken.

Den Handel mit Staatspapieren und mit Colonialprodukten, während Napoleon die Häfen des Continents ſperrte, nennt man jedoch vorzüglich, wo die Bereicherung der Iſraeliten im preußiſchen Staat zur Sprache kömmt. Das verdient auch eine nähere Beleuchtung.

Wollten ſie im Jahre 1806 viele Staatspapiere kaufen, waren auch hohe baare Summen dazu nöthig. Wechsler ausgenommen, läßt der Iſraelit nicht gern ſeine Baarſchaft müßig, ſie vielmehr arbeiten. In ſofern er damal ausgeliehen hatte, konnte er von Güterbeſitzern, Königlichen Beamten, Offizieren u. ſ. w. wenig oder nichts einziehn. Wechslern gehört aber das Geld, womit ſie verkehren, nicht immer als

Eigenthum, ſie können nicht viel davon auf weitausſehende Spekulation anlegen.

Vor dreißig bis vierzig Jahren kannte man in Berlin — und wohl ziemlich in der ganzen Monarchie — kaum drei oder vier eigentlich reiche jüdiſche Häuſer. Voran wurden immer die Häuſer Itzig und Ephraim genannt, die an dem Münzweſen im ſiebenjährigen Kriege bedeutend gewonnen hatten. Späterhin theilte ſich dieſer Reichthum aber in viele Zweige, man erfuhr Unfälle u. ſ. w., ſo daß jener alte Ruf großen Beſitzthums ziemlich ſchwand. Dagegen kam das Haus Liepmann Meier Wulf bis gegen 1806 namhaft herauf, durch Lotterie, Poſt u. ſ. w. Man hat aber ſchon erwähnt, daß eben dies Haus, das reichſte im Staat ohne Zweifel, Eine und eine halbe Million an dem Handel mit Staatspapieren damal verloren hat. Es wird vermuthlich auch andern jüdiſchen Handelshäuſern übel damit ergangen ſeyn, wenn ſie die Papiere nicht liegen laſſen konnten. Und daß eine große Zahl von Häuſern damal viele baare Summen beſitzen konnte, hat man billig in Zweifel geſtellt. Es iſt ja auch zu bedenken, daß nicht alle Eigenthümer von Staatspapieren ihrer ſich entäußerten, ſondern nur die in Noth gerathen waren — ein Fall, in dem auch ſelbſt manche Iſraeliten ſich befanden — und daß auch chriſtliche Häuſer, z. B. in Berlin Schickler, Gebruder Bennecke, Marpurg und Schulz u. ſ. w. kauften.

Und weil nach dem Frieden von Tilſit die Papiere wenig emporſtiegen, konnte auch ſo viel nicht daran gewonnen ſeyn; Dieſe und Jene dürften vielleicht auf andere Weiſe ihr Geld vortheilhafter umgeſetzt haben. Wer mit angeliehenen Summen kaufte — die hohen Zins galten — fand auch um ſo geringeren Nutzen; bei dem *Handel auf Zeit gab es auch manchen* Verluſt, weil die Papiere ſanken und ſtiegen, wie ſich das von ſelbſt verſteht.

Der — obwohl nur in einem engen Zeitraum — blühende Handel mit Colonialwaaren, deren Einfuhr und Tranſito mittelſt franzöſiſchen Päſſen ſich erzielte, bot chriſtlichen und jüdiſchen Kaufleuten in der That namhaften Gewinn; doch waren die Koſten auch nicht unbedeutend, und die Zeit verhing damal, auf der anderen Seite, über den ganzen Handelſtand, wie über alle Capitaliſten, Uebel genug. Kriegslaſten, erhöhte Abgaben, Anleihen für den Staat, Moratorien, welche die Gläubiger hinderten, ihr Vermögen im günſtigen Augenblick zu nützen, und mehr dieſer Art, was die Chriſten doch nicht in Anſchlag zu bringen vergeſſen, nahm auch wieder kein Geringes von dem Erwerb der Moſaiſten hin.

So trafen den Staat auch eben die empfindlichſten Calamitäten, als in den Jahren 1812 und 1813 die Staatspapiere abermal tief ſanken, und ein ungemein lebendiger Börſenverkehr — in London Stockjobberei — dami-entſtand. Der Staat forderte damal von den Geldbeſitzern viel, mußte es, ſie gaben freiwillig aber noch mehr, bedeutend mehr, als er forderte, und die Iſraeliten blieben, laut öffentlichen Anzeigen, da gegen die Chriſten auf keine Weiſe zurück.

Wenn aber in jener Zeit die reichſten Wechsler zu Berlin ihre Söhne unter die Waffen ſtellten — nicht etwa ſuchten, mit Geld ſich deſſen zu entheben — wenn ihre Frauen zu den ſich gebildeten Vereinen traten, den verwundeten und kranken Streitern Hülfe brachten, und die Spitäler täglich beſuchten, worin der anſteckende Typhus herrſchte; ſo laſſe man uns das einmal im Vorbeigehn würdigen; billig nur, ohne alle Partheinahme, wenn man ſich anders überwinden kann, gegen die Iſraeliten billig zu ſeyn.

Was kümmerte ſie der preußiſche Staat; ihr Vaterland ging ihnen mit Canaan verloren, und allenthalben, wo ſie zerſtreut ſind, können ſie nur als Cosmopoliten ſich empfinden. Ein anderes, wenn ihnen der Staat irgendwo Staatsbürgerrechte zuerkennt, ſie den übrigen Bewohnern gleich achtet; dann erſt wird es möglich, daß ſie ein neues Vaterland hier zuvörderſt ſich *denken*, und von da es *lieben* lernen können. Auch haben ſie, wo dergleichen Schritte gethan wurden, z. B. in Frankreich und Oeſterreich, ſich zur Stelle für die Einbürgerung empfänglich, und dankbar gezeigt, auch oft bewieſen, daß es mit der von ihnen behaupteten Untauglichkeit zum Kriege ein leeres Vorgeben war. Demungeachtet pflegte es mit allen zu ihrem Vortheil erlaſſenen Satzungen immer noch eine Art Klauſel, ein Bedingniß zu haben, das ſie wahrnehmen läßt, ein rechter Ernſt ſei es doch nicht um eine Verbrüderung der Chriſten mit ihnen. Die franzöſiſche Republik ſprach einmal, als die Worte égalité, liberté, fraternité noch Zauberworte galten, beſtimmt darüber aus, dennoch erlebte man ſpäterhin, daß Napoleon, welche Hoffnungen er auch den Iſraeliten, jenen Sanhedrin berufend, geweckt hatte, Anordnungen zu ihrem Nachtheil verhing, die ein deutſcher ſtatiſcher Schriftſteller Zorn- und Rachgeſetze zu nennen beliebte, und — ähnliche empfahl. Sie erlebten auch wohl, daß, wenn da und dort die Noth um Geld und Arme rief, ihnen mancherlei zugeſagt, ihm gleichwohl ſpäterhin eben nicht am pünktlichſten nachgelebt wurde. Daneben aber, was hier in einen wichtigen Betracht kömmt, ſahen ſie ihre Mitbürger wenig geneigt, in den Sinn aufgeklärter und liberaler Regierungen einzugehn, wenn dieſe im Juden den Menſchen geachtet ſehn wollten. Denn es iſt ſchon einmal ſo hergebracht, daß man ſich allerhand Neckereien gegen ſie geſtattet; ſollte es auch nur angenommener Formen und Mundart willen ſeyn, die ihrer Abgeſchloſſenheit, ihrer lange Zeit hindurch niedergedrückten, ſcheu gemachten, Lage entſtammen. In Deutſchland iſt das noch mehr üblich, als anderer Orten, und hier zu bezweifeln, daß ihnen durch Verdienſt aufzuſteigen gelingen dürfte, wie es — eine Zeitlang wenigſtens — in Frankreich Einigen von ihnen möglich ward*). Denn hat man in Oeſterreich Iſraeliten in den Adelſtand erhoben, geſchah es ihres Geldes willen, und aller aus dieſem Grunde ertheilte Adel hat ſo viel nicht auf ſich.

Dies alles wiſſen die Iſraeliten ſehr gut, und um deſto mehr thun ſie, wenn ſie für ein Vaterland, das ſie immer doch nur wie ein Stief-Vaterland anzuſehn haben, in Kampf und Tod ziehn, oder ihm auf andere Weiſe nicht unbedeutende Opfer bringen. Sie mögen aber auch thun, was ſie wollen, Vorurtheil und Scheelſucht ihrer Mitbürger laſſen es doch ihnen nicht billig zurechnen.

---

*) Noch eine Anekdote, welche man ſich vor einiger Zeit im Preußiſchen erzählte. Eine Militairperſon vom Adel ſollte mit einem Ebräer auf einer Reiſe zuſammengerathen ſeyn, und geſagt haben: Iſt nicht zu arg! Heut zu Tage kann ein Jude ſeinen Sohn Officier werden laſſen, und dieſer es zum General bringen. Wer hätte das ſonſt gedacht. — Mit trocknem Witz entgegnete der Andere: Nun, habt Ihr doch einen Juden zum Gott gemacht; ein General iſt doch lange nicht ſo viel. — Daß es ein Jude aber wirklich zum preußiſchen General bringen ſollte, ließe ſchwer ſich glauben.

Nur im achtzehnten Jahrhundert, von ſeiner Mitte an, bis gegen das Ende, zerſtiebte jenes inhumane Vorurtheil ein wenig, als der Geiſt milder Philoſophie zum Chriſtenthum trat, und nun erſt, nach ſo vielen darüber in Dunkelheit und Irrwahn befangnen Jahrhunderten, ein Chriſtenthum dem Sinne des Stifters nach conſtituirte. Das iſt klar. Man trennte von dieſem Sinn Apokryphen und Concialismen, und meinte: was Chryſoſtomus oder Auguſtinus u. ſ. w. geſagt hätten, könne doch nicht ſo viele Autorität haben, als was in den Worten des Urhebers der Religion enthalten ſei. Die Bergpredigt, ſagte man, iſt die ächte Quelle dieſer Religion, ſie gebietet naturrechtliches Handeln, noch veredelt durch reine Menſchenliebe. Nur wer dem nachlebt, iſt der ächte Chriſt. Hinſichtlich religiöſer Metaphyſik, als höheren Beſtimmungsgrund edlen Handelns, predigt Chriſtus eine Gottheit, Fortdauer des Geiſtes nach dem Tode, belohnende und ſtrafende Verſehung, mögliches Vorbereiten zu einem vollkommneren Zuſtand, wie dies Alles auch Sokrates gethan hat.

Damal konnte wohl Niemanden, dem es ſchön dünkte, ein ächter Chriſt zu ſeyn, Judenverfolgung beikommen, er würde ſie Menſchenverfolgung genannt, und verabſcheut haben.

Nun hat ſich aber viel geändert. Man will vorzüglich auf den Glauben dringen, und zwar nicht allein an das, was Chriſtus lehrte, ſondern auch an orientaliſche poetiſche Beimengungen, Allegorien u. ſ. w. die buchſtäblich genommen werden ſollen, an Concilienausſprüche; empfiehlt ihr ſtrenges Dogma, ohne die Vernunft als Erklärerin zugelaſſen, obſchon Chriſtus der Vernunft mächtig das Wort geredet hat. Es giebt auf einer Seite proteſtantiſche Schriftſteller — z. B. Herr Adam Müller, — die nur ein Heil darin finden wollen, wenn die Hildebrande erſt wieder eine Univerſalmonarchie über die Monarchen üben, und andere Proteſtanten vermeinen wieder: der Streit gegen die Papiſten ſei noch unvollendet, müſſe neu beginnen; hätten alſo nicht übel Luſt, einen neuen dreißigjährigen Krieg in Deutſchland zu entzünden. Das gehört zum Geiſt der Zeit, und wer ihm nicht in die Finſterniß folgen mag, heißt ihm ein Finſterling.

Indeß ſieht man auch bereits herrliche Frucht des Saamens aufgehn, den ermeldeter Zeitgeiſt ſtreute. In den jetzt ſo beliebten Mitteljahrhunderten würde man ihn den Teufel genannt haben, quaerens quem devorat. Unſere Zeit erlebte, daß ein Theolog Meuchelmord beging, in ſeiner Theologie Beſchönigungen dafür aufſuchte — dürfte er ſie wohl in der Bergpredigt, in Paulus Briefen, oder Luthers Ausſprüchen finden? — und noch an vielen Orten Beifall erntete. Aber auf andere Weiſe auch baut man dem Haß, der Zwietracht gleichſam eigene Tempel, indem man von Religion und Einigung ſpricht, und beweiſet zugleich, wie inconſequent religiöſer und

und politiſcher Fanatismus iſt, der nicht ſieht, daß nur Menſchenliebe der Religion feſter Grundſtein iſt, und daß Deutſchland in Sekten und Partheien ſpalten, es nur ſchwächer als je machen, und ihm, wenn es recht arg und toll mit bürgerlichen Unruhen hergegangen wäre, endlich Polens Schickſal bereiten könnte.

Das beiher; kommen wir auf die Juden zurück, in ſofern ſie große Summen im Handel mit Staatspapieren erſchwungen haben ſollen, namentlich im Preußiſchen; denn in Oeſterreich und anderer Orten war dieſer Handel zeither noch ungemein mißlich, und öfter geeignet, Spekulanten zu Grunde zu richten, als zu bereichern.

In den Jahren 1812 und 1813 waren nun abermal viele Beſitzer von Staatspapieren in die Nothwendigkeit gebracht, ſich ihrer zu entäußern; und daß hierunter ſich auch wieder viele Juden befanden, leidet keinen Zweifel, weil die Noth des Augenblicks ſo gut auf ſie drückte, als auf Andere. Daß jedoch alle Staatspapiere, oder nur ihre größere Mehrheit in Umlauf gekommen wären, iſt gar nicht denkbar, weil immer noch Wohlhabendere zurückblieben, die keinen Verluſt an den ihrigen leiden mochten. Beſonders hielt auch mit den Pfandbrieſen an ſich, wer es nur vermochte, denn ihr augenblicklicher Fall hob immer den Umſtand nicht auf, daß ſie Grund und Boden hypothezirten. Sechs oder Acht Millionen in Kauf und Verkauf geſtellte Papiere konnten jedoch an den Börſen von Berlin, Königsberg und Breslau — anderer Orten gab es damal wohl nur wenigen Handel damit — Regſamkeit genug hervorbringen.

In ſofern nun dem Handelsſtande, und den Capitaliſten damal ſo viel aufgelegt war, ließ es ſich auch keinem Einzelnen verübeln, wenn er, da er auf einer Seite ſo viel zu geben hatte, auf der andern auch ſuchte, wie er erſchwang. Daß hier Mitbürger von Mitbürgern gewannen, und ein Theil der empfindlich verlierende ſeyn mußte, war übel genug, lag gleichwohl in der Natur der Sache. Gar wenigen dürfte es ſo geglückt ſeyn, daß ſie gerade beim niedrigſten Stand gekauft, und nun an ſich gehalten hätten, bis die meiſten Papiere wieder al pari ſtanden, weil doch niemand in die Zukunft ſchauen kann. Die Chriſten ſtrebten eben ſo gut, als die Iſraeliten ihrem Vortheil nach, und thaten Letztere es mehr noch, hatte es keinen andern Grund, als weil ſie reger und ſpekulativer ſind; was ja auch Niemanden verboten iſt, wo es auf Handel und Wandel ankömmt. Weshalb ſollte man jedoch mehr annehmen, als daß ihrer etwa ein Drittheil zu den chriſtlichen Käufern beſtanden hätte, was doch immer ſchon viel angenommen iſt; der Zahl nach, in welcher Letztere zu ihnen ſich verhalten? Mögen nun Sechs bis Acht Millionen an den Papieren gewonnen ſeyn, und die Iſraeliten Zwei oder auch Drei Millionen daran erworben haben; was iſt es gegen die Maſſe aller Papiere und umlaufenden Geldes, und vollend erſt gegen alles Beſitzthum. Nehmen wir noch an: daß ſie in den Kriegszeiten mittelſt Lieferungen, und bei jenem Handel mit Colonialwaaren eine Million erübrigten — eine Summe, die bald ausgeſprochen, doch nicht leicht zuſammengehäuft iſt — ſo läßt ſich wohl auch nicht bezweifeln, daß ihnen die geſammten Kriegslaſten, Gaben, Verluſte an Moratorien, Indulten, Conkurſen u. ſ. w. eine Million gekoſtet haben mag. Und kamen in Berlin etwa zehn bis zwölf jüdiſche Handelshäuſer namhaft empor, andere weniger bedeutend — in Königsberg, Breslau und anderen größeren preußiſchen Städten dürfte kaum zuſammengenommen ſo viel gewonnen ſeyn, als zu Berlin — darf man nur nach den übrigen Provinzialſtädten kommen, um ſich zu überzeugen: daß hier die Juden, bei weitem der Mehrheit nach, ärmer ſind, als ſie es vor den Kriegszeiten waren. Die Urſache leuchtet ein. Sie verloren durch die Zeitläufte, hatten dagegen weder Gelegenheit nach Mittel, ſo an den Zeitläuften zu gewinnen, als ihre wohlhabenden Brüder in den größeren Städten.

Nehmen wir zu viel oder zu wenig an, wenn wir das geſammte Vermögen aller Juden im preußiſchen Staat auf Zehn, oder auch auf Zwölf Millionen Thaler anſchlagen? Die Summe will immer herausgezählt ſeyn; es giebt, wie ſchon geſagt, ungemein viel jüdiſche Armuth, und beſitzt ein Iſraelit nur einige Tauſend

Thaler, hält man ihn oft ſchon für bedeutend reich, weil er, thätiger unternehmend als gewöhnlich Chriſten, reicher ſcheint, als er es iſt.

Nun kann man aber wohl alles Beſitzthum an liegenden Gründen — die Häuſer in Berlin ſtehen allein über Zwanzig Millionen verſichert — ſammt aller fahrenden Habe, genug alles Vermögen aller preußiſchen Staatsbürger auf Acht oder Neunhundert Millionen — vielleicht ſogar mehr — anſchlagen. Beſorgen nun 800 oder 900 von 10 oder 12 ſich verſchlungen zu ſehn, iſt das entweder ungemein lächerlich, oder auch die 800 oder 900 müſſen ungemein einfältig zu ſeyn eingeſtehn, um ihre Furcht zu begründen.

Man wollte dieſen Umſtand hier ein wenig erörtern, weil doch jene Furcht oft zur Beſchönigung gelten muß, wo man nachtheilig und lieblos von den Iſraeliten redet; ja ſogar manche politiſche Skribenten ihren Reichthum ſo überſchätzen, und vor kläglichen Folgen warnen.

Hat nun ein Iſraelit Vermögen, es durch thätigen Fleiß, kluge Spekulation, Handelsglück — das auch chriſtliche Kaufleute begünſtigt —

kurz auf rechtlichem Wege erworben, kann es ihm doch nur engherziger Neid mißgönnen; er muß uns ſo ehrenwerth daſtehn, wie jeder emſige und geſcheute Chriſt.

Allein man will immer die Vermuthung wecken, der Jude habe, was er beſitzt, auf unrechtlichem Weg gewonnen.

Nun — auch an vielen anderen Orten dürfte es nicht ganz lauter und rein ſtehn, wenn wir, Reichthum erblickend, der Art und Weiſe genau nachforſchen könnten, die ihn zuſammenhäufte. War doch Herr von Hund-Radowski, der im vorigen Jahre eine Schrift gegen den Adel herausgab, ſo gütig ihm zu ſagen: die älteſten begüterten Familien hatten ihr Eigenthum vorzeitlichem Straßenraub der Ahnen zu danken.

Auf welchen unrechtlichen Wegen können die Iſraeliten doch Geld erworben haben? Giebt es deren ohne Zweifel, haben wir auch einzuräumen, daß, wenn da Einer von ihnen geſchwärzt erſcheint, immer auch ein Chriſt — oft mehrere zugleich — in der nehmlichen Farbe daſteht. Nur mit wenigen Ausnahmen.

Man nennt Betrug, Wucher, Erſchleichung

von Handelsbegünſtigungen oder Lieferungen, Beſtechung zu dieſem Zweck, und was dahin einſchlägt.

In der Regel hütet ſich wohl der Chriſt, von einem Juden betrogen zu werden, und wenigſtens iſt er dann ein Tropf. Selten kommen die Fälle gleichwohl nur vor. Meiſtens trifft es leichtſinnige Jünglinge, die zu ihren Ausſchweifungen Geld bedürfen, und Alles eingehn. Gar nicht ſelten werden indeß hier auch die Juden betrogen. Der Schuldner verheißt Zahlung, und kann ſie nicht leiſten; Eltern und Vormünder legen ſich in's Spiel, accordiren, wobei Jenen keine Schonung trifft, und er zu kurz kömmt, und wie andere ähnliche Fälle ſich ereignen; wobei man doch nicht vergeſſe: daß ſelten der Chriſten Gewiſſen allzueng iſt, wo es auf einen Verluſt ankömmt, den ein Jude bei ihnen macht. Schwindler, die nicht auf feſten Füßen ſtehn, ſich mit luftigen Unternehmungen helfen wollen, oder ſelbſt wohl ſchon ahnen, es wird nicht lange mehr Beſtand mit ihnen haben, müſſen denn freilich in jede Ueberſetzung willigen; wobei aber auch der Jude wieder oft der betrogene Theil iſt, wie bei manchen Bankerotten überhaupt. Die Ärgſten von Jenen legen es nicht ſelten darauf an, überreden, machen falſche Vorſpiegelungen, und lachen hernach in's Fäuſtchen, daß ihnen ſo ein Stück gelang.

Sind nun manche — und verhältnißmäßig doch nur wenige — Iſraeliten zum Betrug aufgelegt, giebt es auch gar manche andere, die vielen Sinn für dienſtfertige Gefälligkeit zeigen, ja, beim Himmel, auch Mitleid gegen in Noth ſteckende Chriſten; die oft noch helfen, wo es kein Glaubensbruder mehr thun würde. Die Gefälligkeit ſolcher Iſraeliten wird nicht ſelten auch tüchtig gemißbraucht; man ſinnt darauf, wie ihnen durch Bitten, Schmeicheln, oder auf andere Weiſe beizukommen iſt. In Berlin lebt Einer, auf den vor manchen Jahren junge Wüſtlinge gleichſam Jagd machten, und ihm Darlehn auf Darlehn abzuſchwatzen wußten. Sie hegten zwar nicht den Vorſatz, ihn zu hintergehn; weil ſie demungeachtet meiſtens ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen konnten, war er am Ende doch meiſtens hintergangen. Ein Sümmchen von Zwanzigtauſend Thalern ſoll er auf dieſe Weiſe verloren haben. Einiges würde vielleicht noch davon zu retten geweſen ſeyn, wenn er richterliche Hülfe geſucht hätte. Doch ſo wenig der edle Mann (D. L. hießen die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens) Zins nahm, ſo wenig klagte er, wenn man ihm ſchuldig blieb. Ein Anderer (N.) ſtarb in zerrütteten Vermögensumſtänden, Einige ſagten aus Gram, weil man ihn ſo viel um das Seinige gebracht hatte, und noch Einer (T.) iſt von ſeiner ehmaligen Wohlhabenheit aus dem nehmlichen Grunde faſt an den Bettelſtab gekommen. Es war ihm nicht möglich, Bitten um Darlehne abzuweiſen.

Bei dem was in der Art mir zu Geſicht kam, ſchwöre ich hoch und theuer, daß mehr Fälle mir bekannt ſind, wo Juden von Chriſten betrogen wurden, als umgekehrt. Der Chriſt erhebt dann nur ein großes Geſchrei, was der Jude nicht thut.

Den Wucher anlangend, meinen ja etliche Theoretiker der Staatsökonomie, es gebe keinen, ob man ihnen ſchon wenig Glauben beimeſſen will. Gar nicht unwahr, daß es unter den Iſraeliten hartherzige Wuchrer giebt, und wehe Jedem, der ihnen unter die Hände fällt, ſie placken und zwacken ihn erbarmenlos. Bei dem Allen thun das nicht viele, nur der Auswurf ihrer Schacherer hat auch da gute Praktik, wo er Geld darleiht. Man wird indeß an jedem Orte immer nur einige dieſer Art kennen, die man Todtengräber zu nennen pflegt. Gar ſelten werden ſie aber reich; ein Beweis daß man ſie wieder zu handhaben verſteht, und daß ſie im Allgemeinen wenig ſchaden. Auch wenden ſich an ſie meiſtens nur die Wüſtlinge und

Schwindler; der rechtliche Mann von gutem Ruf hat es auch nicht nöthig, wenn ihn einmal Verlegenheit trifft; er kann ſchon auf billige Bedingungen Hülfe abſehn.

Wer möchte gleichwohl behaupten, daß chriſtliche Markſauger es um ein Haar beſſer machen. Dieſen Auswurf unſerer chriſtlichen Glaubensgemeine findet man wo es Iſraeliten giebt, und mehr noch, wo ſie nicht geduldet werden. Es iſt um ſo verdrießlicher, daß ſie immer noch von Freundſchaftsdienſten reden, wo ſie Jemanden, ließ es ſich nur thun, das Fell über die Ohren zögen. Zeuge, wer ſich oft in der Lage befand, Geld anleihen zu müſſen, ob nicht bei dem Allen ſelbſt mit Todtengräbern noch beſſer auszukommen iſt, als mit Wuchrern, die an Chriſtum glauben. Der Jude iſt immer noch leichter zu vertröſten, und mit kleinen Abſchlagszahlungen zu beruhigen, und klagt nicht leicht, wenn Jener meiſtens augenblicklich dazu ſchreitet.

Was Erſchleichungen und Beſtechungen anlangt, wird Erſteres oft ſo genannt, und iſt nur ein thätigeres, gewitzteres — freilich auch wohl ſchlaueres — Bemühn, irgend einen Vortheil zu erjagen; und die Juden handeln dann nur nach des heiligen Ignatius von Lovola Regeln, der einer von den berühmteſten Chriſten war. Beſtechen ſie aber, ſind bei dem Akt immer zwei Schelme nöthig, Einer, der beſticht, und Einer, der ſich beſtechen läßt. Zuweilen von letzter Sorte wohl mehrere noch; z. B. wenn man ſo hört, daß es vom Thürſteher angefangen haben ſoll, dann zum Kammerdiener, Sekretär, und weiter, weiter. Deshalb ſollten wir nie ſagen: die Juden beſtechen, ohne hinzuzufügen: und wir Chriſten laſſen uns beſtechen.

Und ſo werden allenthalben neben die Judenlaſter Chriſtenlaſter zu ſtellen ſeyn, welche die Concurrenz dreiſt zu beſtehn vermögen. Es wird auch Niemanden abzuläugnen einfallen, daß gar viele Chriſtusbekenner auch durch Schlauheit, Schmeicheln, Kriechen, Gunſtbetteln und mancherlei Art Beſtechung, zu Vortheilen gelangen, und oft zu erhabneren als die Juden.

Wie ſoll die Rechnung aber ſtehn, dafern es uns beliebt, einmal zu den religiöſen und bürgerlichen Tugenden hinzublicken, und eine Parallele zu ziehn?

Durch das alte Teſtament ſind ſie halbe Chriſten, wie wir halbe Juden. Die Urgeſetztafeln haben wir gemein. Laßt ſehn, welcher hier am meiſten frommen Gehorſam übt. Du ſollſt nicht andre Götter haben neben mir — (!) Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen — (fluchen Chriſten oder Juden mehr). Du ſollſt den Feiertag heiligen — (ſind wir darin ſtark?) Du ſollſt Vater und Mutter ehren — (da wollen wir, namentlich in dieſer Zeit, nicht mitreden). Du ſollſt nicht ehebrechen — (da, und bei dem, was hieher gehört, thun wir auch am beſten zu ſchweigen).

Selbſt das Gebot du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten, halten die Juden beſſer als wir. Denn wie ſchwatzhaft ſie häufig auch ſind, reden ſie nicht gern lieblos von Anderen, es mögen Iſraeliten oder Nichtiſraeliten ſeyn, kehren vielmehr gern Alles zum Beſten. O, wie viel gemeiner iſt bei uns die Verläumdung. Wir reden nicht allein falſch Zeugniß wider den Nächſten, laſſen es auch gar fleißig drucken; man ſehe Litteratur-Zeitungen, Journale u. ſ. w. Und arbeiten auch einige jüdiſche Rezenſenten mit daran, wie z. B. vermuthlich Herr D. S. A., ſo haben ſie es doch erſt von uns gelernt.

Bei den noch übrigen drei Geboten wird es auf Eins hinaus laufen; es giebt Mörder und Diebe dort und hier, Habſucht iſt ziemlich allen gemein; das Reſultat ergiebt aber klärlich:

> daß in der Mehrheit alter Gebote die Juden frömmer ſind, als wir.

Gilt es aber zu beweiſen, daß wir die neuen fromm halten, treten vor allen andern die Gebote auf: Thue keinem Andern, was du nicht willſt, daß dir geſchehe — liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt — liebe ſogar deine Feinde — und Ihr da in Würzburg, Bamberg, Frankfurt u. ſ. w., die Ihr Judenverfolgung angezettelt habt, und Ihr anderer Orten, die Ihr es nicht verabſcheut, wohl Euch noch daran kitzelt, zeigt Euch da als reine, Exkommunikation verdienende, Unchriſten. Denn die alten Hauptgebote haltet Ihr ſchlecht, und die neuen gar nicht; als Menſchen ſeid Ihr noch lange nicht ſo viel werth, wie der Samariter, der doch Barmherzigkeit übte, und an philoſophiſcher Toleranz beſchämen Euch die Türken noch weit.

Zählen wir die bürgerlichen Tugenden auf, iſt ſchon erinnert, daß Euch die Juden an emſigen Streben, Wirthlichkeit, häuslicher Ordnung voran ſtehn; wenige Ausnahmen in großen Städten abgerechnet, iſt das Familienband bei ihnen feſter, die Erziehung der Jugend beſſer. Sie haben letzthin auch gezeigt, daß ſie gute Patrioten und Krieger ſeyn konnen, und bei weniger Aufmunterung.

Und ſeht Ihr noch geſchichtlich auf dies Volk, weht es Euch da nicht mit allen heiligen Schauern der grauen Uralterthümlichkeit an? Bis zur Schöpfung ſteigt ihre Legende hinauf, und was ſie auch Fabelhaftes enthalten mag, iſt es doch immer edler theiſtiſch und ſchöner menſchlich, als was die Hellenen von ihrem Chaos, von Kinder freſſenden und Väter entthronenden Göttern erſannen. Wie andere Altvolker erſt von ihren Janus, Buſiris, Inachus u. ſ. w. anheben, hat das iſraelitiſche bereits von einem zweitauſendjährigen Daſeyn zu erzählen. Es giebt kein ſo poetiſches Idyll als die Meldung vom Garten Eden, die Sethiten und Cainiten ſprechen anziehend zur Phantaſie, und wahrhaft dramatiſch die Sündfluth. Die Patriarchen Sem, Heber, Peleg, Regu, Abraham, Iſaak, Jakob, Joſeph, ſind ungemein rührende Erinnerungen. Moſes ſteht wie ein ungeheurer moraliſcher Gigant da, noch umgeben uns allenthalben ſeine Wirkungen, und in noch immer junger Lebendigkeit, wenn längſt zerſtiebt iſt, was die Seſoſtris, Solon, Numa u. ſ. w. anordneten, oder höchſtens todte Piramiden und Ruinen von untergegangenen Völkern des Alterthums zeugen. Das, worüber in Griechenland, und Rom, und ſpäterhin, ſo viel geklügelt ward, Geſetz und Verfaſſung, hatten die Iſraeliten längſt zuvor; ihr Geſetz ſtand feſter als bei irgend einem Volk, ihre Republik unter den Richtern war eine ächte; ſie wußten gegen ihre

Könige beſſer ſich vor Sklaverei zu bewahren, als die Römer, nachdem ſie Imperatoren gewählt hatten. Ihre Hoheprieſter — mit wenigen Ausnahmen — waren achtungswürdiger als manche andere. Sie hatten vor Homer und Pithagoras ſchon Dichter und Weiſe; Joſua, Athniel, Ehud, Gideon, Jephthah, Simſon, Judas Maccabäus waren tüchtige Helden. Im Aufopferungsſinn können ſie gegen Scävola, Regulus, die Fabier u. ſ. w., die maccabäiſchen Brüder, die Prieſter, welche, als Pompejus den Tempel eroberte, ihren Gottesdienſt nicht unterbrachen, ſich über dem Gebet ermorden ließen, getroſt aufſtellen; ſo wie man allenfalls ſie ein ganzes Volk von Märtirern nennen könnte. Denn fielen ſchon einzelne Theile bisweilen der Abgötterei zu, konnte die Geſammtheit doch weder die babiloniſche Gefangenſchaft, noch Antiochus Epiphanes, noch Florus oder andere Tirannen ihrer Theokratie abwendig machen, ja, ſie gewann ein um ſo feſteres Band, als Titus das politiſche aufgelöſt hatte. Nun in alle Welt verſtreut, blieben ſie doch Juden, trotz allen grauſamen Verfolgungen, und ihre Rabbinen pflogen Wiſſenſchaft in den finſterſten Jahrhunderten. Haben ſie mit vielem myſtiſchen Unſinn verkehrt, ließen die Patres ecclesiae es wahrlich auch daran nicht fehlen, und man hebt damit in unſern Tagen wieder luſtig an. Es gab aber auch Köpfe vom erſten Rang unter ihren Gelehrten; die Namen Maimonidas, Spinoza, Mendelsſohn, Maimon u. ſ. w. haben auch andern Völkern ſich merkwürdig gemacht, und auf Spinoza kommen die ächten Tiefdenker ſtets wieder zurück. Manche treffliche

Aerzte ſind in neueren Zeiten aus ihnen hervorgegangen, nicht weniger Mathematiker; Herrn Roberts Macht der Verhältniſſe iſt ein bürgerliches Trauerſpiel von entſchiednem Werth, Herr Meierbeer, der Tonkünſtler, macht jetzt in Italien Aufſehn; als ſcharfſinnige Witzlinge ſind die Iſraeliten Allenthalben bekannt u. ſ. w.

Summa: Ihr ſollt die Juden lieben, als Eure Nächſten, wollt Ihr anders Chriſten ſeyn, und wollt Ihr das nicht, thut Ihr am beſten Euch beſchneiden zu laſſen, damit Ihr doch phyſiſch religiös etwas ſeyd, da Ihr es moraliſch verweigert. Ihr ſollt die Juden ehren, als das älteſte ehrwürdigſte Volk, das Aſſyrer und Meder, Griechen und Römer überlebt hat, und Euch noch jetzt in treuer Anhänglichkeit am Glauben der Väter, in feſter Nationalität, und manchen bürgerlichen Tugenden nachahmungswerthe Beiſpiele aufſtellt. Und in ſofern ihnen da und dort noch anklebt, was Ihr jüdiſche Laſter nennt, und vermeint, es beeinträchtige da und dort gewiſſe Stände, iſt es endlich aller Orten auch wohl Zeit, nicht in Leidenſchaft die Wirkungen zu ſchmähn, ſondern verſtändig die Urſachen hinwegzuräumen. Nur den Iſraeliten gleiche Rechte mit andern Bürgern, und ſie werden gute Bürger ſeyn, deren kein Staat zu viele zählen kann. So gebieten Religion und Vernunft, die Thorheit aber könnte nur ſich wundern, wenn ein Volk — oder vielmehr ein Theil davon — dem man in Jahrhunderte langen Bedrückungen eine gewiſſe Verderbniß — die gleichwohl ärger verſchrien wird, als ſie es in der That iſt — nicht anders als allmählig zu einer veredelnden Wiedergeburt gelangen kann.

So Ihr das aber nicht thut, fürchtet Nemeſis die Rächerin! Hebt Ihr Judenverfolgung an, werdet Ihr Menſchenverfolgung üblich machen, denn ſchlimme Beiſpiele finden mehr Nachahmung als edle. Ruft Ihr wilden Fanatismus zurück, werden ſeine Gräuel auf Euch und Eure Kinder ſich ſtürzen. Räumt Ihr ein, man dürfe um Meinungen gegen einander wüthen, ſtehen auch Eure Meinungen um ſo weniger ſicher da, und Eure Unthat verſchuldete es ſelbſt, wenn auch ſie einſt Schwert und Feuer bekämpfen. Wollt Ihr einem Plündrungsſyſtem reicher Iſraeliten den Eingang öffnen, wird des Pöbels Abſchaum bald auch anderes Eigenthum rauben, von Zügelloſigkeit in Zügelloſigkeit fallen wollen, und nur Blutbad auf Blutbad werden die öffentliche Ordnung herzuſtellen vermögen. Dies ſollten vornehmlich jetzt alle redliche Deutſche wohl bedenken, und ſowohl hier, als Allenthalben wo Sektirerei und Partheienwuth ihre Fahnen aufſtellen, Jeder in ſeinem nächſten Raum arge Uebel abwenden helfen. Jetzt, wo man zwar des Drachen Zähne ſäet, wenig ſie aber erſt aufgegangen, und die böſen Keime noch auszujäten ſind. Jetzt, wo theilweiſe zwar die Jugend von manchem gefährlichen Wahn befangen, aber doch nicht tief genug in dem Strudel hinabgezogen iſt, der Wahrheit ſich ganz zu verſagen, jetzt, jetzt! Denn heißt es erſt nach Horaz: Postquam discordia tetra belli ferratos postes postasque refregit, kann auch leicht der franzöſiſche Kernſpruch gelten: C'est très souvent le remede, qui fait empirer le mal.

Die

beiden Gutsherrn.

Luſtſpiel

in fünf Aufzügen

von

Julius von Voß.

erstauff. Berlin 20 Juli 1819. beschay
d. p. 2.

Mit dem Bildniß des Fräulein Franz beim Königl. Hoftheater
zu Berlin, als Margarethe von Rohrshof.

fehlt.

Berlin, 1820.
In der Neuen Berliniſchen Buchhandlung.

AUS DER BIBLIOTHEK VON
Dr. BERTHOLD LITZMANN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

Abhandlung

über

den Rezenſentenunfug in Berlin

und

das hier zu erwartende zweite Theater.

Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verſchwiegen bleiben, ſollte die lichtſcheue Anonimität der Rezenſenten auch nicht geſtattet ſein. Wer öffentlich meiſtern will, trete darum ſchon mit ſeinem Namen auf, daß man ſieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines anderen Produzenten für eine ihn zu **belehren** fähige. Kritiſirt wird an Billarden und Strickſtrümpfen — und oft ſinnig — Belehren iſt ein Anderes. Wer nicht ſelbſt ſchaffen kann, hält oft Schweres leicht, und Leichtes ſchwer, iſt darum ſchon mangelhaft in ſeinem Unterricht. Die Meiſter hingegen, von denen auch lehrende Beiſpiele ausgehn, ſtellen Alles an ſeinen Ort, fliehen albernen Dünkel, ſind wie gründlich, billig. Nur ſie können nützen. Es giebt Ausnahmen — der würdige Herr Profeſſor Catel ſtellt eine auf — doch wenige. Blos kritiſche Liebhaberei — auch Dilettantismus zu nennen — ſchadet in Halbheit und böſer Zunge; da ächte Kritik Gutes wollen, und ſich einer dabei angemeſſenen Sprache bedienen muß. Daß eine Kritik, wie unſere öffentliche, nicht fromme, beweiſ't der Zuſtand hieſiger Bühne und dramatiſchen Litteratur. Den Scheitelpunkt erreichte jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunſt.

Seit manchen Jahren iſt dagegen in jedem Zeitungsblatt zu leſen, wie es um die Kunſt ſtehen ſoll. Lehrte das wirklich, müßten jüngere treffliche Mimen nicht wie Pilze hervor gegangen ſein, und das Andenken der Fleck, Iffland u. ſ. w. verdunkelt haben? Und Schauſpieldichter, die uns Meiſterwerk auf Meiſterwerk ſpendeten, des veredelten Geſchmacks nicht einmal zu erwähnen? Dem iſt nicht ſo, folglich hat die Kritik tauben Ohren gepredigt; und weil man dem Rechten nicht gern die Ohren verſchließt, leitet das ſehr natürlich auf die Frage: ob dieſe Kritik — im Allgemeinen — auch ächt war, oder nicht ſelbſt noch einer Kritik bedurfte? Daß ſie auf manche

Weiſe geſchadet hat, läßt keinen Zweifel beſtehn. Oft wandern junge Berliner, die Mimentalent fühlen, aus; ſie ſcheuten ſich, auf unſere Bühne zu treten, weil die Kritik ſo ungemein öffentlich und lieblos iſt. Mehr noch trifft hieſige Schauſpieldichter Unbill. Alles Böſe von Paris, an feindlichen Kritiken u. ſ. w., haben ſie vor ſich, nur das Gute nicht. Ja ein Schlimmers noch, das Paris nicht kennt. Mancher von unſern Rezenſentlein hat ſich eine Krähwinkelei bemächtigt, nach der ſie vorzüglich tadeln, was in Berlin entſtand. Ausländern gehn manche ſeichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienſt, iſt des Ueberſchätzens nicht Maaß und Ziel. Bringen Einheimiſche aber Gelungenes, wird es überſehn, höchſtens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen, Lobſprüchen abgefertigt. Nehmlich das Gelungene am Werk; in ſofern bei dem Allen nichts ohne Mängel iſt, ſind es dieſe am berliniſchen Erzeugniß, worüber man nicht genug herfallen zu können vermeint. Als Beiſpiele nenne ich Herrn Pr. Gubitz Tag des Schickſals, ein Trauerſpiel voll genialer Züge; und deſſen ächt poetiſche Sappho, mit einer angemeſſeneren Behandlung, als ſie von Herrn Grillparzer ausging; weil der Stoff ſich zu keiner vollſtändigen Tragödie eignet. Wie kurz und kalt ging man über die Schöpfungen unſeres talentvollen Landsmanns hin, wie eifrig ſuchte man Anlaß zum Kritteln hervor; in ganzen Wolken zog Herrn Grillparzer Weihrauch entgegen. Rein im Gegenſatz halten die Wiener es mit Wienern, und erleben Früchte davon. In Berlin wählen manche gute Köpfe, die mit Erfolg für die Bühne dichten könnten, andere Thätigkeit, oder ſtehen dort nach einigem — niederſchlagenden — Verſuch ab.

Junker

Denkwürdig iſt es, daß man behaupten will, J*** habe ſich, in Folge des Unmuths über die Aufnahme ſeiner Andromache, entleibt. Nicht ohne allen Grund. Er fühlte wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz — auch durch Genialität und Erudition dazu berechtigt — hatte ſeine Andromache den Muſtern griechiſcher Tragiker, namentlich dem Sophokles, nachgebildet, und hoffte Anerkennung von ſeinen Mitbürgern. Auch kein Zweifel, daß jenes Trauerſpiel nur von Weimar hätte eintreffen dürfen, um ein glänzend Loos zu erfahren. Denn nun hätten die Rezenſenten wochenlang zuvor empfohlen, es würde an reichem Theaterpomp nicht gefehlt haben, das Publikum wäre geſpannt erſchienen, und hätte die — freilich im erſten Augenblick nicht herausblühenden — Schönheiten empfinden gelernt. Beinahe glaube ich auch, die Kataſtrophe des H. v. K. gehöre zum Theil hieher; ob ihn ſchon Verweigerungen des Theaters — ſeiner ökonomiſchen Lage zugleich empfindlich — kränkten. Doch begreiflich, wenn das Theater in Berlin ſo ungern von Berlinern aufnimmt; es weiß, daß ſie bei einem Theil des Publikums halb geächtet ſind, und daß äſthetiſche Zierlinge oft beſchließen, ihre Stücke zu mißhandeln, eh' man ſie noch geſehen hat; wie es ſich unter andern bei der blühenden und verblühten Jungfrau ereignete. Wer meint, dies Alles ſei unerheblich, ſieht nicht weit. Daß einige Schauſpieldichter gehemmt, gekränkt ſind, iſt wenig; doch *gute* Schauſpieldichter können im Gemeinweſen mehr als wenig ſein. Nun, daß in Berlin es ſo leicht keiner zum *guten* bringe, dafür iſt durch Fremdſucht und Geringſchätzung des Heimathlichen geſorgt. Das ſind gleichwohl zwei Uebel, die, wenn ſie *allgemein* Platz greifen, das ganze Staatsleben ſiech machen können, und ſo laſſe man ſie lieber an keinem Punkte beſtehn. Wenn in Paris von dem was auf die Bühne kömmt $\frac{19}{20}$ Pariſer fertigen, und Berlin kaum $\frac{1}{20}$ eignes Fabrikat aufzuweiſen hat, iſt das nicht ohne tiefe Einflüſſe auf dortige und hieſige Nationalität. Die Hauptſtadt iſt Ideenfocus, und von dem Licht, welches ihn zuſammenſtellt, ſind die anſchaulich von der Bühne gegebnen Ideen nicht eben der unhellere Theil. Die Preußen hatten von 1713 bis 1786 ſchon viel eigenthümliche Nationalität gewonnen. Sieht man noch edle Trümmer davon, und ſollte ein Wiederaufbau beliebt werden, könnte das Theater, nach jetzigem Zeit- und Kulturſtand, ein nicht verächtliches Material dazu liefern. Man gehe nach Wien. Es iſt auch eine deutſche Stadt, Mittelpunkt eines Reichs, das noch viel heterogenere Theile bilden, als die preußiſche Monarchie, und man wird ſehn, wie viel öſterreichiſche Nationalität dort iſt, die ſich bis nach dem letzten galliziſchen Dorf verzweigt. Ohne den Gegenſtand überbieten und andere Hebel nicht eingeſtehn zu wollen, nennt man folgende Thatſachen. Die Bühne iſt dort Gemeinthum, Niemanden fällt ein, ſie dafür nicht zu erkennen. Wo man viel Gemeinthum hat, wird die Staatsbürgerſchaft gemeindlicher, die Scheidewände der Klaſſen thürmen nicht mehr ſo ſteil und hoch ſich auf. Vornehme werden einfacher, Geringe nehmen mehr Selbſtſtändigkeit an. Das höhere Schauſpiel zu Wien iſt immer im Aufſtreben und Fortbilden begriffen, fordert alle einheimiſche, beim Muſentempel anwendliche, Kunſt, mithin auch Dichtkunſt, ſehr lebendig. Von der Bühne ſind einheimiſche Dichter namhaft, vom Publikum ſoſt italiſch aufgemuntert; ſogar die Regierung blickt noch auf das ausgezeichnete Talent. (Collin, Grillparzer.) Viel weiter hätte man ſchon gelangen müſſen, ohne den einſt allen litterariſchen Flug ſo lähmenden Cenſurzwang. Die ſceniſche Litteratur iſt, weil ſie Mengen, nicht Einzelne anredet, kein unwichtiger Theil der geſammten, und kann ein Volk erſt eine eigenthümliche erzielen — welche den Zuſammenhang mit univerſaler Bildung nicht ausſchließt — ſteht ſeine Volkheit (Nationalität) auf um ſo feſteren Füßen. (England, Frankreich; früherhin Spanien; daß Polen ſo wenig davon hatte, begründete eine von ſeinen inneren Schwächen.) Oeſterreich bahnt jetzt einer Nationallitteratur ziemlich den Weg, und dort eben kann die ſzeniſche mit voranſchreiten, wenn ſie in Berlin lahm hinterdrein humpeln muß. Doch einwirkender noch auf die volklichen Mittelregionen iſt das eigne öſterreichiſche Nationalſchauſpiel, nach Volkes Anſicht und Empfänglichkeit; ohne äſthetiſche Schulregel, aber nicht ohne markig derben Witz, treffende Charakteriſtik, und das Bedürfniß der Zeit richtig wahrnehmend. Hier namentlich fördern Einländer, ungemein ſelten erſcheint Fremdes, und was thuts, wenn die Namen Hafner, Perinet u. ſ. w. nicht in Litteraturzeitungen glänzen.

Hier ſehen die mittlern Klaſſen — höhere finden ſich aber auch wohl ein — ihre Welt, wie ſie iſt, nicht ſein ſollte, ſein könnte u. ſ. w. Auf erheiterndem Wege befreunden ſie ſich mit mancher Wahrheit, manchem moraliſchen Wink — die Kneipen und Tanzböden eben nicht liefern — mehr in gutmüthiger Laune als herb pathetiſchem Ernſt aufgeſtellt, ſehen vom luſtigen Satyr Unrecht und Thorheit geiſſeln. Auch ſind Trunk, Spiel, Raufereien und dergleichen, auffallend weniger üblich, als ſonſt hie und da, und allerhand Meinungenwechſel, aus der Fremde eingeſchwärzte

Modeideen — die oft anderer Orten ſo recht gemächlich und bequem ſich anſiedeln — ſchlagen nicht Wurzel; der Oeſterreicher bleibt Oeſterreicher. Und in ſofern bei dem wohlfeilen Eintritt, die Volksbühnen ſo viel beſucht ſind, auch in mittlern, ſelbſt kleineren Städten lange ſchon das Panem et circenses* gilt, verallgemeinen, verähnlichen, binden, erhöhen ſich auch im Theater die patriotiſchen Gefühle; denn auch wo man in der Regel Burlesken giebt, ſteht das Vaterland oft in Rede; doch volklich, faßlich, nicht etwa myſtiſch. Wie feſt auch das öſterreichiſche Volk ſo oft wiederkehrenden Zeitleiden ſtand, wie bereit es zu immer neuen Opfern war, und andern Völkern damit ein ſchönes Vorbild zum Nachahmen gab, iſt weltbekannt. Aus dieſem Allen leuchtet wohl ziemlich ein, die Bühne habe keinen geringen Theil an Bildung dieſer Nationalität genommen; welche den Feinden auch eine unüberſteigliche Mauer entgegen geſtellt haben dürfte, hätte man nur bedacht: im Kunſtkriege thue es ihm Nationalität nicht allein (Polen) auch das militäriſche Genie bedinge Aufmunterung. Sehn wir jetzt nach Berlin. Hier iſt die Bühne eine treffliche Kunſt und Prachtanſtalt, gilt ſie aber als Gemeinthum? Wenigſtens nur beſtritten. Denn es giebt eine Zahl *ſogenannter* Gebildeten — wahre können das nicht — die da vermeint: nur *ſie* habe Thalia mit äſthetiſchem Hautgout zu bewirthen. Ihnen wird in höheren Darſtellungen ihr Theil reichlich, dennoch blicken ſie mit Hohn auf das für die *Menge* Berechnete, wollen Genußprivilegien, Geſchmacksariſtokratie. Und dieſe Menge *nährt* doch hauptſächlich die Kunſtanſtalt, bringt fühlbare Herzen, verſtändige Köpfe, wenn dieſe meiſtens auch nöthigere Beſchäftigungen fanden, als kunſtſinnige Vorleſungen zu hören, und nicht — wie Moliere ſagt — wenn ſie lachen wollen, erſt im Ariſtoteles nachſehn, ob ſie auch dürfen. Und ſinnt nun ein Schauſpieldichter — der wohl auch wiſſen muß, was jene Herren zuſammenlaſen — auf etwas, das *unſerm Gemeinweſen* frommen, *dieſer* Menge — von der er ſchon weiß, warum ſie achtungswürdig iſt — gefallen könnte, muß er Anſtand nehmen, wirft ſicherlich zehnmal den Entſchluß wieder hin, ehe er an das dornige Wagniß geht. Da es kein eigenes Volkstheater giebt, muß er auf mixta composita eingehn, die halb zum gebildeten Theil, halb zur Menge reden, was natürlich an beiden Seiten Unzufriedenheit nachläßt. Doch was ſteht im Allgemeinen ihm bevor? Die Kritik, partheiſüchtig, der Heimath unfreundlich zugewandt, nie volklich, daher Allem ſchon feind, was volkliche Richtungen nimmt, bellt ihm wie ein geifernder Cerberus entgegen. Die Ausländerei — vermuthlich ärgerlich, daß Weiſſenfels enclavirt iſt — geht ſo weit, daß es unter den ſogenanten Gebildeten Männlein giebt, die ſich vor einem Luſtſpiel, das ein Berliner machte, wohl ergötzt haben können, und ſie läſtern es doch nachher; vor einer geprieſenen Schöpfung aus der Fremde konnten ſie gähnen, und ſie ſtoßen hernach demungeachtet in die Poſaune, weil ſie meinen, der Ton gebiete hier Ton. Die Menge iſt zwar friſch empfänglich, und bei uns ſinniger als in vielen anderen großen Städten; gleichwohl daneben kühl, nimmt — im Gegenſatz von Wien — wenig Stimme, und weil dem ſo iſt, hilft auch *ſie entmuthigen*, und hieher ſind auch die wahrhaft Gebildeten zu zählen. Sagte man: Schaffe mir das wirklich Gute, es wird ſchon Anerkennung finden, würde man etwas rein Unwahres ſagen. O kleine Luſtſpielchen in Berolin, ohne Individualitäten und

Handlung, dramatiſirte Anekdötchen, Bearbeitungen — allenfalls nach Bearbeitungen — genug Kleinlichkeiten und Flickwerk, gehn wohl noch hin, und finden — voraus, wenn der Autor einem Rezenſenten eine captatio benevolentiae einſchickt — ſogar Lob; je mehr Originalität, Geiſt und Wahrheit aber ein Luſtſpiel enthielte, je mehr würde man ſicherlich darauf ſchimpfen. Hinſichtlich unſerer meiſten Kritik ſtellt das Kotzebue doch außer allen Zweifel. Denn namentlich hat ſich auch bei uns eine — Clique verſchworen, auf das Luſtſpiel — überhaupt das Schauſpiel nach dem Leben — du haut en bas herabzuſehn, und es männiglich zu verleiden. Die Tragödie kann hoch mit Begeiſterung entflammen — wofür die Menge aber nicht durchgängig empfänglich ſcheint — die Zeichnung nach dem Leben hingegen als Sittenſpiegel nützen. Kanns, denn ſind am Uebergenuß ſtumpfe Aeſthetiker gleich keiner haftenden Eindrücke fähig, iſt es mit der friſchen Menge ein Anderes. Shakeſpear hat darüber ſelbſt ganz beſtimmt ausgeſprochen, und es ſcheint doch, ihm käme höhere Autorität zu, als — dem und dem. Es hat oft genützt, Ariſtophanes, Moliere, Holberg, und auch die oben erwähnten Volksdichter in Wien haben ins Leben gewirkt. Ich kannte ſelbſt einen Erzſpieler, den in Ifflands Spieler das auf eine Karte geſetzte Kind ſo ergriff, daß er einen Schwur ablegte, ſeine Lieblingsneigung zu fliehn, und ihn hielt. Was berechtigt jene Clique, das Luſtſpiel nach dem Leben, und moraliſcher Tendenz — die hochpoetiſche Donna Diana hat ſie freilich nicht — zu verachten? Iſts ſchwerer ein Trauerſpiel, oder ein Luſtſpiel zu dichten? Abgeſehn von einem Schiller und wenigen anderen, nehmen die Tragiker Perſonen, Handlung und noch manches aus der Geſchichte. Ihrer Sprache iſt Nachahmung erlaubt; und wie in Frankreich Racine, Corneille, für die neueren Sprachwendungen etwa Chenier und Raynouard muſtergültig ſind, jagt in Deutſchland Alles was tragiſchen Odem hat, Schillerſcher und Göthiſcher Diction nach. Ob das Vorbild erreicht wird, iſt eine andere Frage, aber doch bequem, eins zu haben. Nicht ſo Luſtſpieldichter. Den Stoff, die Charakter, Alles müſſen ſie erfinden, das wirkliche Leben auffaſſen — mannichfacher als das erträumte heroiſche — um Neuheit und Originalität ſich mühn; Dekorationen, Garderobe, Komparſen eilen ihnen nicht zu Hülfe, auf ſich müſſen ſie ſtehn. Immer bleibt das Trauerſpiel die höhere Gattung, leichte Aufgaben löſen darum Jene aber nicht; und doch will man ihren Fleiß, ihr Streben die Mitbürger zuweilen erheiternd zu unterhalten — wo möglich dem Gemeinweſen auch zu nützen — höhnen? Und wer thuts? Meiſtens Solche, von denen ſich billig vermuthen läßt: ſie würden, wo es aufs Schaffen ankäme, auch Herrn Schikaneder nicht die Palme entwinden. Sind wir noch vor lauter Zeitgeiſt Preußen, oder wollen es nach unſerm Staatsgeiſt erſt recht wieder ſein, denn iſts auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im Gemeinweſen achtende, moraliſchen Komik. Sie thuts nicht allein, aber helfen kann ſie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeiſt in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen feſt wohne, und es iſt doch ein holder Genius, werth dort zu hauſen. Der zur Sonne fliegende Aar ſein Simbel, zum Licht auf, heißts: die Preußen müſſen die Klügſten ſein, und ſich den Wahn nicht einſchwärzen laſſen, mögen Andere im Dunkel ſtehn. Und die Streitkraft richtet er ſo, daß man Angreifer wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht ſeugen; da wirs auf die Länge in Maſſen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer ſich mit dem halben Europa ſchlagen kann. So ein Staatsgeiſt iſt doch werth, daß ihm Alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Weſen draußen, halb Apoll, halb ein geſpenſtiges Ungethüm, Zeitgeiſt vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meiſtens bereits geſchehn — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöſchliana, Sandhäufleine, Hep Heps ,erbärmliche Pedanterei, oder will er von Einigung redend, Zwietracht ſtiften, uns Sekten und Partheiwuth aufhalſen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß Alles abwehren helfen, und auch Thalia kanns. Dies Alles erwogen, bleibt es doch nicht ſo gleichgültig, ob eine Stadt wie Berlin eigne ſzeniſche Dichter habe, oder ob ſie Alles aus der Fremde kommen läßt, und ob, in jenem Fall, ſie fröhlichen Muthes dem Vollkommneren entgegen ringen können, oder ob man ihnen die Hinderungen ſo aufthürmt, daß ſie früher noch als halben Wegs ſtehn bleiben müſſen. Und nun ſei der fromme Wunſch geäußert: das große Publikum möge doch, lebendiger ſein gutes Recht behauptend, Stimme nehmen. Es geſchieht wohl bei den Mimen, wenig dagegen bei Dichtern; und ob eine Neuheit ſtehn oder fallen ſoll, dabei iſt noch immer einer Parthei zu viel, und der Menge zu wenig hingegeben. Weil Schauſpiele für das Publikum da ſind, iſt auch ſeine Kritik die befugte, rechte, ächte, und am wenigſten thut es bei dem, was für die Menge geſchaffen iſt, um kritiſche Herolde oder Interpreten Noth. Sie verkünden ohnehin nicht ſelten treulos, legen der Menge Enthuſiasmus bei, wo ſie ihn nicht zeigte, und ſtellen, wenn ſie einmüthig Beifall äußerte, ihn hämiſch in Zweifel. Daher kann es ſich fügen, daß Einem und dem Andern ein Stück gefallen hat, und im nächſten Zeitungsblatt kräht ein Rezenſent dagegen, ſo meinen denn Jene doch: es müſſe wohl nichts daran ſein, ſonſt würde der da nicht krähn. Und ſo verleiden ſie, wie der Rezenſent, Anderen oft die Luſt es zu ſehn. Auf dieſe Weiſe greiffen die öffentlichen Herolde in des Publikums Recht, und wurden ehedem in Wien daher nicht geduldet; es war eine der Veranlaſſungen die Herrn von Kotzebues Entfernung aus der Kaiſerſtadt zur Folge hatten, daß er in den Zeitungen rezenſirte. Denn im Publikum glaubte man — ſelbſt mündig zu ſein, und die Mimen ſagten: Genug, daß wir der allgemeinen Stimme hingegeben ſind, was ſollen wir auch noch der einzelnen ſtehn, die immer doch nur eine Privatmeinung laut macht? Und bei jener Kritik war doch nicht gemeine Sachkunde vorauszuſetzen, ſie mußte ſo gültig anerkannt werden, als einſt die von Leſſing; was ſoll hingegen davon ſich hoffen, wenn Rezenſenten nur einſeitiges partheiſüchtiges Schulgeſchwätz bringen; wenn ſie nichts verſtehn, als auf einer Seite Dieſen und Jenen zum Dalai Lama zu erheben, und auf der anderen — allem geſunden Verſtand, allem natürlichen Gefühl zum Troß — giftig tadelnd, abzuſprechen; wenn ſie unanſtändig einen Mann von, in ſeinem Gebiet, unerreichtem Genie Eiterbeule ſchimpfen; in Ermanglung eigenen Witzes Andern das ſaubre Wortſpielchen mit Kotze und boue abborgen; auch wohl auf alle [illegible] wie eine Pomona vom Spittelmarkts [illegible] oft in einem Zeitungsblatt gelobt iſt, was im andern Tadel findet; wenn der nehmliche Kritiker bisweilen in lächerliche Widerſprüche fällt, und vor einem Jahre wollte, was er Heute nicht will? (Eben ſo hörte man früherhin Geſchrei um

Pracht, denn ſollten es drei graue Wände ſein u. ſ. w.) Was kann ſo eine Kritik frommen? Immer Gelobte macht ſie träg, immer Getadelten raubt ſie den Muth, verleidet ihnen das Streben, und bringt in die Grundregeln heilloſe Verwirrung. Iſt es einer vernünftigen Menge zuſtändig, von ſo einer Kritik eine andere Notiz zu nehmen, als daß ſie darüber lacht? Kritikſcheu dürfen allerdings weder Theaterſchriftſteller noch Mimen ſein, öffentliche Aufſtellung muß öffentlichem Urtheil ſich hingeben; richtet aber in Berlin — was thun wenige Ausnahmen — eine ächte Kritik? Und wüßten nur Alle, wie es bei der unächten zugeht. Wenn da ſo ein Rezenſent hintritt, ſagt er unter zehn Worten kaum ein wahres. Lobt er nur ſeine Göthe, ſeine Müllner u. ſ. w. will er nur ſich loben, und wiederum ſich; mit Kunſtſinn eitel geſpreizt thun, zeigen, wie er doch alle Schönheiten an den ſublimen Schöpfungen zu finden, zu nennen wiſſe, als ob das Andere nicht auch könnten. Partheilichkeit und Eitelkeit machen gleichwohl, daß er in kritiſch delirirende Emphaſen ausbricht, und die Göthe, Müllner u. ſ. w. haben alle Urſache, mit dieſem Lob ſo zufrieden zu ſein, wie jener Maler in

Athen mit dem eines Gewiſſen. Tadelt er Kotzebue, geſchieht es wider ſeine innere Ueberzeugung. O ihm hat, worauf er wühtet, ungemein behagt; er muß jedoch nachbeten, was ſeine Schule vorſagte, hat nicht den Muth ungehorſam zu ſein, weil ſie Jedem der nicht tanzt, wie ſie pfeift, gleich einen Philiſter anhängt. Bei anderm Lob, hat ſich bald Jemand der Gunſt des Rezenſenten empfohlen, bald ſteckt etwas Anderes im Hintergrund, es ward auswärtigen Blättern nachgeſchrieben u. ſ. w. Beim Tadel hingegen kömmt gar oft, namentlich an Ort und Stelle, perſönliche Anfeindung ins Spiel, und ſie zu nähren entblödet ein Rezenſent allenfalls ſich der offenbarſten Lügen nicht.

Das geſammte Rezenſentenhandwerk iſt gleichwohl ſo angethn, daß es auch bei rein redlichem Willen ſchier unmöglich bleibt, durchaus ohne Partheinahme zu ſein. Ich rede nach Erfahrungen. Auch ich ließ einmal durch Herrn D. Merkel mich verleiten, Theaterkritiken zu Tage zu fördern. Streng hatte ich mir alle Bitterkeit unterſagt, die älteren Jahrgänge der Spenerſchen Zeitung können es belegen; Anfangs mit einem — n — und ſpäterhin mit einem — o —

waren meine Aufſätze bezeichnet. In ſo fern ich aber mich auch unpartheilich halten wollte, gelang es mir doch zuweilen nicht. Animoſität übte ich zwar nie, ein casus pro amico lief gleichwohl hie und da ein. Doch ſeit manchen Jahren warf ich es als eine unedle Thätigkeit hin.

Seitdem iſt die kritiſche Unverſchämtheit — und zwar in ganz Deutſchland — zu einer Höhe geſtiegen, welche man damal nie geahnt hätte. Bekanntlich ſchrieb ein Rezenſent in Berlin unterm 18ten Auguſt 1819 Herrn Eßlair: er ſollte vier Louisd'or zahlen, und dann gerühmt ſein, oder — man wolle ihn geißeln. Die Sache gewinnt eine Art Denkwürdigkeit, ſintemal der Geſell, trotz aller niedrigen Gemeinheit, in der That ausgezeichnete Talente zum Rezenſiren hat, und die anderen jetzigen Theaterrezenſionsfabrikanten weit zu überbieten vermöchte. Wie Alles ſeine Schattenſeite hat, weiß er mit ungemeinem Scharfblick ſie aufzuſuchen, mit gewandter Behendigkeit ſie hervorzuziehn, und alle Augen, alle böſe Zungen darauf zu richten, indem alles Gute, wie es ſich von ſelbſt verſteht, umgangen bleibt. Das Nehmliche würde er gleichwohl auch mit der Lichtſeite zu handhaben verſtehn; die Getadelten dürften nur zahlen, und hoher Ruhm würde ſie umleuchten. In ſo fern auch der edle Briefſteller ſich einen *angehenden* Rezenſenten nannte, läßt die ſpätere Entwicklung ſeiner Gaben um ſo mehr hoffen. Ob nun aber das Publikum den Werth rezenſirender Talente überhaupt, und die Zuverläßigkeit in den kritiſchen Ausſprüchen, mehr als ſonſt würdigen dürfte, ſteht dahin. Von einigem geſchwächten Kredit wird immer zu reden ſein, und man könnte allenfalls nachſtehende Beileidsbezeugung den Herren widmen:

O arme Rezenſenten in Berlin,
Da iſt Euch wohl ein Nackenſchlag verliehn;
Klingt Euer Lob nun im Poſaunenton,
Wirds heißen: Ah, da gabs auch klingend Lohn;
Speit Ihr auf Jemand Tadel aus,
Sagt man: der — rückte nicht heraus.

Kommen wir, hinſichtlich des Publikums, auf jenen frommen Wunſch zurück. Fromme Wünſche heißen — in den Wind geſprochne, allein es iſt doch nur beſcheiden gewünſcht: das große Publikum möge doch nicht unſere Theaterſchriftſteller *auch entmuthigen helfen*. Dabei iſt ja von Aufmunterung noch gar nicht die Rede, und daß ſie, was Aufmunterung zu nennen wäre, doch in Berlin nicht hoffen dürfen, wiſſen die Theaterſchriftſteller ohnehin. Es hiiſt entmuthigen, weil es einer Parthei, oder ſelbſt Einzelnen, ſo viel zu beſtimmen und zu wünſchen läßt, ohne einen anderen als ſo geringfügigen Theil daran zu nehmen, daß einer Minderzahl ganz unbillig ein Ausſchlag, nicht allein über ſein Vergnügen, ſondern auch über ein Frommen, das von mehreren Seiten wichtig iſt, hoch wichtig, bleibt. Möchte einer Minderzahl ſolche Befugniß zuſtehn, wenn ſie ein ächtes Streben, die Menge einem veredelten Geſchmack entgegen zu führen, nachweiſen könnte, es um eine ſolche Veredlung hier Noth thäte, und im ſchon Gelungenen ſich ein ächter Beruf, und Geſchicklichkeit ihn zu handhaben, erkennen ließe. Dem Allen iſt nicht ſo. Da iſt kein wahrhaft veredelter Geſchmack, wo man nur leidenſchaftlicher Partheiſucht huldigt, und es oft mehr die Perſonen als ihre Werke gilt *) wo man auch, der Perſonen willen, die

---

*) Das iſt zu beweiſen Die ſo beliebt gewordene, mit Herrn von Göthe getriebene, Idolatrie

eine Gattung über allen Realwerth hinaus in einen Nominalwerth ſtellen, und die andere gleich-

---

und das hämiſche, immer noch wiederholte Läſtern des Herrn von Kotzebue ſind Perſönlichkeiten, oder gehn doch urſprünglich davon aus, weil ſie einem unter beiden Dichtern ſich entſponnenen Zwiſt ihr Daſein danken. Einige bekannte Männer, theils weil ſie mit Jenem in freundlichen Verhältniſſen ſtanden, theils weil ſie bei den Einwirkungen, die er auf die Hochſchule Jena, und die Litteraturzeitung daſelbſt übte, betheilnamt waren, traten zu ſeinem Beiſtand auf, und es dürfte anders geklungen haben, wäre Kotzebue herzoglich weimarſcher wirklicher Geheimer Rath geweſen. Nun ward auf den Einen unaufhörlich geſchmäht, und ihn noch mehr zu demüthigen, der Andere unaufhörlich zu den Sternen empor gehoben. Zwar gab es vernünftige Gelehrte in guter Zahl, welche ſagten: Was geht ein Privatſtreit die deutſche Litteratur an? Werde jedem ſein Recht in ſeinem Gebiet. Eine Clique aber, zugleich geblendet von den kritiſch-beredten Talenten der Brüder Schlegel — die eigentlich aber noch mehr als Sektirertalente ſich gültig machten — betete abergläubig nach, was man ihr vorſagte; es ward Modeton, eine Art Modeſam wie ſchlechte Münze verrufen will. Erſteres geſchieht offenkundig in Berlin mit Göthens

---

fanatismus; und wie die Mode nie Gründe hört, ſondern nur die lächerlich findet, welche ihr nicht huldigen, ſo nannte man hier auch geſchmackloſe Philiſter, die Vernunft und Billigkeit gegen die abſprechenden Sätze laut machten, wenn ſich in Kunſtſinns eitelm Dünkel blähte, was Göthen Weihrauch auf Weihrauch darzubieten, und auf Kotzebue ſchimpfen gelernt hatte. Es kam aber noch hinzu: daß Göthens — außerdem unſtreitig höheres — Dichtungsgebiet, die Satire und jenen muthwillig launigen Witz nicht umfaßt, womit Kotzebue einer Schaar von Angreifern zu widerſtehn vermochte, und auch ſeine Helfer damit gleichfalls nicht aus der Stelle konnten. Schimpfen, Wortſpielchen, nicht am feinſten gerathen, wie das mit Kotze und boue, hießen ihre beſten Waffen, und ihr Gelungenſtes konnte man noch jenen Wortwitz nennen:

Dich neckt mit Tücken Tiek,
Mit Schlägen Schlegel,
Berhardi harrt auf jedes ſeiner Stücke,
Daß er in kleine Fetzen ſie zerſchnitte u. ſ. w.

Kotzebue brachte hingegen Sachwitz, und ihm

Taſſo. Es iſt ein dramatiſirter poetiſcher Kunſtroman, ungemein trefflich in ſeiner Gattung;

---

auch nicht zu verübeln, wenn ihn — edler Kampf — wohl Hundert befehdeten; denn jeder kleine Beitraglieferer zu einer Zeitſchrift, oder einem Muſenalmanach, wollte auch an ihm zum Ritter werden. Er führte G. einmal redend ein, nachdem dieſer zuvor bemerkt hatte, er wäre ſonſt gar nicht Gewiſſer Freund geweſen, hätte vielmehr geſagt:

So lang ich noch gelte bei meinem Fürſten,
Sollen die Brüder mir nicht ins Land.

Er fährt fort:

Und doch ſeid ihr nun von meinen Hanswürſten,
Die liebſten, die ich jemals gekannt; —
Doch wie der Pabſt oft ſelber lacht,
Ueber die Heiligen, die er macht,
So muß ich freilich, ihr L — ngeſindel,
Oft lachen über euern verdammten Schwindel,
Und wenn mir's ums Handwerk nicht wär,
Ich ließ euch fetzen bei meiner Ehr!

Daneben konnte auch Göthe mit ſeinem Taſſo, Egmont u. ſ. w. ſich keine Feinde wecken, allein Kotzebue hielt auf die uralte Beſtimmung der Comödie, und geißelte die Thorheit darin. Nun mußten freilich ſo Viele, die es jückte, ſich dieſe Gattung iſt aber nicht — wie man es doch immer wiederholt — als das Erhabenſte, Lieblichſte, Sinnigſte was noch der Genius ſchuf, anzupreiſen, wo die Bühne in Rede ſteht. Denn trotz aller Lobcontorſionen, trotz allem nur erſchwinglichen Fleiß, womit wir in Berlin ihn darſtellen ſehn, wirkt Taſſo von der Bühne doch nicht lebendig. Mögen auch die Rezenſenten — wenn es halb gefüllt war — von Verſammlungen reden, die faſt ſich erdrückten, von allgemeiner enthuſiasmirten Aufmerkſamkeit und was dem mehr iſt, ſo dichten ſie ihm doch keine Wirkung von der Bühne an, und alle Unbefangne geſtehn:

---

kratzen, und wurden ihm abhold. Die kritiſche Wuth hatte ſich demungeachtet während den unruhigen Zeiten meiſtens gelegt, doch nachher, als man auch die politiſchen Meinungen Kotzebues — womit er ſich gar nicht hätte bemengen ſollen — feindſelig anfiel, wachten die Aeſthetiker auch um ſo mehr wieder auf; man läſterte, haßte, verfolgte — Hundert gegen Einen — bis in den Tod. Und die alſo thaten, eiferten gar laut für Religion und deutſche Redlichkeit, und ſagten — mirabile dictu — es fehle Jenem an Moralität.

das Stück eigne ſich weit mehr zum Leſen — wo man auch ſeinen feineren, bisweilen einen nachſinnenden Ruhepunkt anziehend machenden, Schönheiten bequemer folgt — als es vorgeſtellt zu ſehn. Und die Urſache liegt auch hell am Tage. Es fehlt dem Stück an lebendiger Handlung, welche die Bühne einmal verlangt. Sie will aber auch allgemeine Verſtändlichkeit, ſo viel ſie nur erreichbar iſt, weil die Menge, nicht eine Elite Hochgebildeter die Kunſtanſtalt nährt; und Shakſpears Werke beweiſen auch, wie neben den erhabenſten Schönheiten doch allgemeine Verſtändlichkeit thunlich bleibt; Taſſo aber iſt nur dem Auffaſſungsvermögen Gewiſſer, nicht Aller zugänglich. Dieſe Gattung nur als Vorgebild aller Vorgebilde empfehlen, heißt junge dichtende Talente leicht zu dem bewegen, was der Bühne Vortheil nicht ſein kann. Verſuchte Nachahmungen eines Kunſtwerks, dem es, neben ſeinen poetiſchen Vorzügen, doch an den eben genannten fehlt, würden keineswegs dem Bedürfniß der Bühne gnügen. Es iſt wirklich Narretheiding mit all dem Bieten und Ueberbieten an Lob, wo man das Lob zur kritiſchen Modenangelegenheit ſtempelte. Hätte ich Herrn von Göthe zu ſeinem, neulich erlebten, ſiebzigſten Geburtsfeſt einen Glückwunſch zuſenden mögen, würde er in zwei Zeilen beſtanden haben:

Sei endlich nun der Schmach enthoben,
Daß Dich ſo viele Narren loben!

Er hat in Werther ſelbſt etwas Aehnliches von Klopſtock geſagt, dem es einſt erging, wie nun ihm. Lotte, vom Anblick eines Gewitters in einer ſchönen Juniusnacht bewegt, giebt ihren Empfindungen in dem einzigen Worte Klopſtock Raum. Werther ſagt: Ich glaubte unterzugehn in dem Strom von Gefühlen, den ſie in dieſer Looſung über mich ergoß. Edler, hätteſt Du deine Vergötterung geſehn, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder hören! Allerdings entweiht närriſches Lob. Das sordet vom laus propria ſchwängert die Weihrauchdüfte mit üblen Beimengungen, und des Gefeierten Verdienſt wird ſogar noch bei ſinnigen Leuten verdächtig gemacht. Denn ſie meinen: wenn die, die ſo viel loben u. ſ. w. Auch wird einer neueren Gattung myſtiſcher Trauerſpiele bei Weitem mit Uebertreibung gehuldigt, und dadurch einem, wahrlich ſchwer zu vertheidigenden, Geſchmack an Wundern, Spuk, Singen und Beten auf dem Theater, (wozu man die chriſtliche Religion zu heilig und ernſt halten ſollte; mit der griechiſchen war es ein Anderes) idealiſirten Räuberſzenen und was dem mehr iſt, noch recht Eingang eröffnet. Mag die Gattung übrigens beſtehn; Freiheit will einmal die ganze dramatiſche Paläſtra, und ſie umfängt Raum genug, für mannichfaches Streben. Preiſ't man ſie jedoch über Gebühr, iſt auch zu erleben, daß wir noch die Juden auf die Bühne gebracht ſehn, welche im Mittelalter Hoſtien ſollten durchſtochen, und dieſe geblutet haben; in der letzten Szene werden die Juden wie Heringe auf dem Roſt gebraten. In einigen Städten Deutſchlands könnte, wie es ſcheint, das Beifall gewinnen, bis dahin ſank man bereits wieder zurück; in Berlin hoffentlich aber wohl nicht wenn man nicht ganz die Erinnerung aufgeben will, daß Vernunft und Menſchlichkeit hier einſt mehr als irgendwo in Europa ihren Thron aufſchlugen. Und ſo will es, in einer gewiſſen Hinſicht, Berlins Ehre, daß Mirakel- und Geſpenſtertragödien eine untergeordnete Gattung bleiben. Auf der andern Seite iſt, ſeiner Perſönlichkeit willen, Kotzebue's treu ſittenzeichnendes und rührendes Mittelſchauſpiel, und das Luſtſpiel nach dem Leben, ſeit Jahren her, unter dem billig ihm ziemenden Rang herabgeſetzt worden; man hat geleſen, daß Rezenſenten Kotzebues Schöpfungen ganz von der Bühne getrieben ſehn wollten, gleichſam wie die Wechsler aus Jeruſalems Tempel; daß ſie es der hieſigen Theaterverwaltung zum Vorwurf machten, noch etwas davon auf dem Repertoir zu dulden, und was des Unſinns mehr war. Jenes Mittelſchauſpiel, oder Drama im engeren Verſtand, anlangend, ſo hat man immer geſagt: Andere Völker haben es nicht; Weinen oder Lachen, Eins von Beiden u. ſ. w., allein das ſind keine unumſtößliche Verwerfungsgründe. Davon weggeſehn, daß auch engliſche Trauerſpiele Weinen und Lachen abnöthigen, bereichert ein Volk ja ſeine Litteratur, wenn es eine noch nicht üblich geweſene Form ſchafft; apodiktiſchen Geſetzen thut man wohl ſich da nicht zu unterwerfen, vielmehr Voltairs bekannten Ausſpruch: tous les genres sont bon, excepté le genre ennuyeux anzuerkennen. Uebrigens iſt das ganze Leben tragikomiſch, und

Reſpicere exemplar morum vitaeque jubebo
Doctum imitatorem et vivas hinc ducere voces.

Alles hier Geſagte iſt zugleich eine Abhandlung über das lange verheißene — immer noch im Erſcheinen aufgehaltene — zweite Theater in Berlin. Entſtehe es ſobald als möglich; ſoll es aber kein vaterländiſches ſein, entſtehe es nie. Ein vaterländiſches, kann es die Uebel austilgen, wenigſtens unſchädlicher machen, wovon eben die Rede war, und hohen Nutzen kann es im Gemeinweſen ſtiften. Jenen Rezenſentenunfug, der bei unſerer jetzigen Bühne höchſt unpatriotiſch dem Nutzen entgegen tritt, welchen ſie hervorbringen könnte, wird das neue Theater am beſten widerſtehn, wenn es ihn ſelbſt fleißig auf die Bretter fördert.

J. v. V.

Die
beiden Gutsherrn,

Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Groß-Liebherrenthaler:

Der Gutsherr	Hr. Lemm.
Seine Gattin	Mad. Schröck.
Ihr Sohn	Hr. Stich.
Ihre Tochter	Mlle. Henr. Reinwald.
Wirthſchafts-Inſpector	Hr. Unzelmann S.
Der Jäger	Hr. Rüthling.
Der Schulz	Hr. Wauer.
Die Kuhpächterin	Mad. Eckenſtedt.
Müller und Schenkwirth	Hr. Zwick.
Seine Frau	Mlle. Wilh. Leiſt.
Jokel	Hr. Devrient d. jüng.
Knecht	Hr. Rehfeldt.
Magd	

Klein-Rohrshofer:

D. Gutsherr, einſt Hauptmann	Hr. Mattauſch.
Seine Tochter	Mlle. Wilh. Franz.
Verwalter	Hr. Labes.
Schöppe	Hr. Gern.
Bauern	Hr. Benda. Hr. Buggenhagen.
Vogt	Hr. Wieweg.
Mägde	Mlle. Wilh. Schulz ꝛc.
Nachtwächter	

Noch:

Der Rittmeiſter	Hr. Rebenſtein.
Ein Burſch	Hr. Maurer.
Ein Holzhändler	Hr. Berger.
Vagabunden	Hr. Gern S., Hr. Holzbecher, Hr. Michaelis.

Ungeſehene Grimmen.

Endlich aus vorzeitlicher Idealwelt:

Wodan, Thies, Krodo, Freia, Zernebock.

Walkyren und Alrunen

(Die Handlung begiebt ſich wechſelnd auf beiden Gütern.)

Erſter Aufzug.

Hof, wo man ein kleines, mit Stroh gedecktes Herrenhaus und ähnliche einfache Gebäude ſteht. An der Seite ein Thor.

Erſter Auftritt.

Verwalter. Hernach der Vogt.

Verwalter. (tritt eilig auf.)
Der wird ſich rühren; (hebt ſeinen Stock) Wo bleibt der Vogt, der Schlingel —

Vogt. (kömmt haſtig mit gezogenem Hut.) Hier iſt er! — Amtsgeſchäfte?

Verwalter. Ja!

Vogt. Endlich einmal! Haben das ſchöne Hundeloch, in ſieben Jahren niemand darin; die koſtbare öddel, kein Weibsbild rühret ſie an.

Verwalter. Beſſer kein Schelm für den Galgen, als kein Galgen für den Schelm.

Vogt. Der Vogt muß Lumpenarbeit thun.

Verwalter. Will Er faulenzen?

Vogt. Diſteln ſchneiden —

Verwalter. Soll der Hofeſel hungern?

Vogt. Und ich bin doch gewiß ein maliziöſer Kerl, habe kein Mitleid.

Verwalter. Dank Ihm's der Teufel!

Zweiter Auftritt.

Eine Magd. Fräulein Margarethe. Vorige.

Magd. (läuft aus der Hausthür ſchnell über den Hof.)

Margarethe. (im [illegible] viel beſſern Anzuge als die Magd, und mit bloßen Haaren, wogegen die Andere eine Bäuerinnenmütze trägt. Sie wirft ihr Schlüſſelbund der Magd nach.) Du Faule! Jetzt erſt auf? Warte!

Verwalter. (reißt den Hut ſchnell ab.)

Margarethe. Was lärmt Er denn? Sind etwa die Knechte noch nicht aufs Feld?

Verwalter. Schon vor anderthalb Stunden. Iſt ja fünf Uhr, gnädige Frä'le.

Margarethe. So mach Er doch auch, daß Er hin kömmt. Wer zu befehlen hat, muß beſſer ſein, wie die Untergebenen.

Verwalter. Muß was melden. Der Herr auf?

Margarethe. Iſt Er ein Narr?

Dritter Auftritt.

Hauptmann von Rohrshof. Vorige.

Hauptmann. (tritt im Ueberrocke von ungebleichter Leinwand und kleiner Jagdmütze aus dem Hauſe. In der Hand trägt er ein braunes Rohr und ein kleines Beil.) Was iſt?

Verwalter. Der Nachtwächter hat um drei Uhr nicht abgerufen.

Hauptmann. Vogt, den Kerl geholt!

Vogt. Ganz wohl! (rennt eilig davon.)

Margarethe. (ſcheu.) Lieber Vater — der Nachtwächter iſt ein — alter Mann. —

Hauptmann. (ſtampft mit dem Fuß.) Willſt Du ſehn, ob die Mägde gut milchen!

Margarethe. (ſchnell nach einem Stall.)

Hauptmann. Sollen ja Mordbrenner in der Gegend ſeyn. Und wär auch das nicht, muß jeder ſeine Schuldigkeit thun.

Verwalter. Heute und morgen fahren wir die letzte Gerſte ein. Müſſen wieder Miethen ſetzen, die Scheune iſt voll. Ich dachte wir würden eine neue bau'n.

Hauptmann. Die rückſtändige Kontribution muß erſt bezahlt ſeyn. Nun, aus dem Roggen löſ' ich ſie wohl. Dann iſt der letzte Kriegsſchade eingeholt.

Verwalter. Herr Hauptmann, der Liebherrner Prediger möchte gern ſein Deputatkorn.

Hauptmann. Schick' Er's ihm. Ärgert mich, daß wir dort eingepfarrt ſind. Gute Predigten, aber eine ſchlechte Gemeine. Kommen unſre Leute Sonntags hin, ſehn ſie übles Beiſpiel.

Verwalter. Der Herr drüben hat viel Unglück dieſes Jahr.

Hauptmann. Schon wieder?

Verwalter. Die ſiebzig ausländſche Kühe ſind bis auf achte krepirt.

Hauptmann. (ſchlägt die Hände zuſammen.) Gewiß durch Verwahrloſung.

Verwalter. Wir haben wenig, und nur Landskinder; das Einzige noch, daß ſie gut ſtehn.

Hauptmann. Die Ernte iſt drüben auch wieder ſchlecht. Und ſo fetten Waizenboden.

Verwalter. Wir haben nichts, als den reinen Sand; das Einzige noch, daß uns die Ernten nicht fehlſchlagen.

Vierter Auftritt.

Vogt, welcher den Nachtwächter am Ohrzipfel gefaßt bringt.

Vorige.

Vogt. Er wollte vor Angſt nicht her, aber was der Haltunsfeſt packt, läßt er nicht los.

Hauptmann. Seid Ihr zum Schlafen hier?

Der Wächter und das Gewiſſen müſſen immer munter ſein.

Nachtwächter. (zitternd.) Zum Erſtenmal — in zehn Jahren. —

Hauptmann. Kein Auge ſollt Ihr mir die Nacht zuthun. Dafür leid' ich nicht, daß Ihr am Tage arbeitet, und könnt Ihr einmal nicht mehr fort, hab' ich Euch's Gnadenbrod verſprochen. Vogt, dreißig, aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer.

Nachtwächter. Herr Hauptmann!

Hauptmann. Wer bei mir regiert, ſagt ich Euch, und Ihr nahmt den Dienſt darauf an. Schlimm, daß es gut iſt, es iſt aber einmal ſo.

Vogt. (holt ſehr weit aus.) [illegible]! Will Dir ſchon durch die neunte Haut kommen.

Hauptmann. Nein, halt! Auf den Abend, wenn die Arbeiter daheim ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehn, daß der Stock ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.

Vogt. (packt ihn wieder am Ohr.) Fort!

Nachtwächter. Au, mein Ohr! (ab mit dem Vogt.)

Hauptmann. Wär der Vogt freundlich, jagt ich ihn weg.

Verwalter. Da kann man nicht über ihn klagen.

Hauptmann. Bis das Mordbrennergeſindel

eingefangen iſt, ſollen noch Zweie munter bleiben, oft ums Dorf gehen. Wir beide ſehn von Zeit zu Zeit, obs auch geſchieht. Wär ſo ein Spaß, wenn ſie uns Rohrshof über den Köpfen anſteckten. Iſt zwar im Ruf, daß hier nicht viel zu holen iſt, doch beſſer nicht krank, als den beſten Arzt. Nun marſch, aufs Feld!

Verwalter. Gleich! (ſchnell ab.)

Hauptmann. (ruft laut.) Grete!

Margarethe. (kömmt eilig aus dem Stalle.) Lieber Vater!

Hauptmann. Ich geh' ins Holz. Den Erndteleuten ihr Eſſen zur rechten Zeit.

Margarethe. O ja! — Lieber Vater, Hanne taugt nicht.

Hauptmann. Taugt die Vorgeſetzte?

Margarethe. Alles umſonſt; ſie hat in Liebherrnthal gedient.

Hauptmann. (böſe.) Warum iſt ſie angenommen? Ich habe geſagt, daß ich kein Geſinde aus Liebherrnthal will. Lohn! fort! (ab.)

Margarethe. Lieſe, einen Stuhl heraus und die Rüben! (eilt in den Stall.)

Fünfter Auftritt.

Lieſe. Hernach Margarethe und die andere Magd.

Lieſe (bringt erſt einen mittelmäſſigen Sack mit gelben Rüben, und holt dann einen Seſſel, auch einen Zober, und ſtellt ihn daneben.) War doch ein recht kurioſer Traum, den ich vorige Weihnachten hatte. — Ja, wenn ich nur auch ein Traumbuch hätte, und könnt's leſen. Aber — es könnte bedeuten, daß er todt iſt, und das mag ich lieber mein Lebtage nicht wiſſen.

Margarethe. (noch drauſſen.) Wir können Dich in Rehrohof nicht brauchen. (Tritt auf von dem Mädchen gefolgt.) Du biſt ein räudig Schaaf in der Heerde. Da iſt Dein Lohn. (giebt ein Beutelchen heraus.)

Magd. Gnädige Frölen!

Margarethe. Schläfſt lange, biſt ungeſchickt Wer muß es verantworten? Ich!

Magd. Ich bitte. —

Margarethe. Geh mit Gott, und beſſre Dich!

Magd. Nu adje! (ab.)

Margarethe. (bindet eine weiße Schürze vor, nimmt ein Einſchlagemeſſer aus der Taſche, und ſetzt ſich zu den Rüben, die ſie zu putzen anfängt.)

Lieſe. Gnädge Frölen, wiſſen Sie was Neues?

Margarethe. Ich mag nichts wiſſen. Sput Dich! In den Garten!

Lieſe. Der liebherrnthaler junge Herr iſt wieder da.

Margarethe. (legt das Meſſer hin und faltet die Hände.)

Lieſe. Stephan hat geſtern Abend Korn in die Mühle gebracht, da haben ſie's geſagt. (ab zum Thor hinaus.)

Margarethe. (nimmt das Meſſer wieder. Nach einer Pauſe vor ſich.) Hm — ich habe der Hann' doch wohl zu viel gethan. Und ich bin ſchuld, ich nahm ſie, weil ſie aus Liebherrnthal iſt. — Fort muß ſie, ich will ihr aber was aus meiner Sparbüchſe ſchicken. In zwei Jahren nicht zu Hauſe. — Mag ich wohl recht verändert haben. — Ob er wohl nach Rohrshof kommen wird? — (ſeufzend.) Nun wohl nicht. — Auch nun recht gut.

Lieſe. (ſieht ins Thor.) Gnädge Fräulen!

Margarethe. Was iſt?

Lieſe. Da kömmt 'n Wagen! (ab.)

Margarethe. (ſteht auf und geht ans Thor.) Doch kein Beſuch in der Gerſtenernte. Am Ende der Mann wieder, der Rohrshof kaufen wollte; wir verkaufens nicht. — Ei der ſchöne halbe Wagen — (ſchreit auf.) Ach! (eilt wieder zu ihrer Beſchäftigung.)

Sechster Auftritt.

Margarethe. Bald ein [illegible] [illegible]eter Jokei.

Jokei. Der Legationsrath [illegible] Liebherrnthal läßt fragen, ob er einer [illegible] seine Aufwartung machen dürfte?

Margarethe. (außer [illegible]) [illegible] ist in den Wald — (vor sich) es schickt [illegible] nicht anders — (laut) würde mir viel [illegible]. —

Jokei. (ab)

Margarethe. (bleibt verwirrt [illegible]) [illegible] hätte sollen sagen, viel Ehre. Kömmt doch — [illegible] doch — hätte ich doch viel Ehre gesagt! — (sieht auf und bindet sinnend die Schürze ab.) Da muß ja, die [illegible]ben wegtragen und mich anziehen. — Ach, er ist schon da.

Siebenter Auftritt.

Legationsrath. Margarethe.

Legationsrath. (im geschmackvollen Morgenanzug.) Meine Gnädige — (verbeugt sich.)

Margarethe. (steht auf. Lächelnd, doch sehr verlegen.) So früh —

Legationsrath. Mir dünkt, so spät! Gestern Abend kam ich. Heute [illegible] ich zeitig auf, die

Eltern ſchlafen noch, ich denke: will gleich hinüber; der Tag iſt ſo ſchön — meinen Sie aber ja nicht, ich wäre beim Platzregen ausgeblieben. (küßt ihre Hand.)

Margarethe. Herr von — oder Herr Legationsrath — wie muß ich nun ſagen?

Legationsrath. Wärs nicht zu kühn, bät ich, Sie ſagten wie einſt.

Margarethe. Ich werde gleich nach dem Vater ſchicken.

Legationsrath. Stören Sie ihn nicht. Ohnehin begrüß ich wohl ihn heute.

Margarethe. Nicht gefällig ins Haus zu treten?

Legationsrath. Laßen Sie uns im Freien, wenn ich bitten darf.

Margarethe. Nehmen Sies nur ja nicht übel; finden hier alles ſo —

Legationsrath. Muß, nach dem Tode ihrer Mutter, das Hausweſen nicht Margarethchen leiten? Ah Verzeihung, das Wort von einſt entfloh mir.

Margarethe. (reicht ihm einen Stuhl.) Womit kann ich aufwarten? doch eine Taſſe Kaffee?

Legationsrath. Der macht noch mehr Wallung. Daß ich aber noch nicht gefrühſtückt habe, verſteht ſich. Wollen Sie mir ein Glas Milch geben laſſen?

Margarethe. Es Ihnen ſelbſt holen.

Legationsrath. Ich bin kein Thor, es zu hindern.

Margarethe. (im Abgehen vor ſich.) Gut, daß er keinen Kaffee wollte, haben wahrhaftig grade keinen zu Hauſe. (Geht ins Haus.)

Legationsrath. (allein, ſich umſehend.) Noch wie ſeit meinen frühſten Erinnerungen. Wie viel bauten meine Eltern während dem, wie oft änderten ſie ihren Hausrath nach den Launen der Modegöttin. Hm — arm und zufrieden, iſt das nicht beſſer, wie reich und unmuthig? Kann man aber nicht lieb und hold, auch reich und zufrieden ſein? Damit halt' ichs. — O, wie lieb und hold mir in dem Dörfchen wird!

Margarethe. (mit einem Glaſe Milch in der Hand, einen Stuhl in der andern.) Schweizerkühe haben wir nicht.

Legationsrath. Können Sie mir nicht auch ein wenig Honig ſpenden?

Margarethe. Ach, die Bienenſtöcke ſind noch nicht ausgenommen.

Legationsrath. Schade; nur Honig dürfte hier noch fließen.

Margarethe. Immer noch ſo? Nehmen Sie Platz. Und weil Sie doch einmal geſehn haben, auch wiſſen, wies hier zugeht, will ich mich weiter nicht geniren. (Nimmt wieder Platz, er ſetzt ſich gegenüber.) Die Leute wollen eſſen, die Mädchen haben andre

Arbeit. Es paßt wohl nicht, in Gegenwart des Herrn Legationsrath Rüben zu ſchälen; wer kann ſich aber helfen.

Legationsrath. Ich könnte ſagen, daß Sie dem Geſchäft hohe Idyllenanmuth leihen, doch will ich nicht, mag ſelbſt die Bemerkung nicht zurückhalten, daß es Ihrer unwürdig ſei.

Margarethe. Warum? — Und wie iſt es Ihnen zeither gegangen.

Legationsrath. Gut, und nicht.

Margarethe. (ſchnell theilnehmend.) Nicht gut?

Legationsrath. Vor drei Jahren kam ich zum Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Ein Jahr darnach ward ich unſerer Geſandtſchaft in Wien als Legationsrath beigeſellt.

Margarethe. Da haben Sie wohl in den großen Städten viel geſehn?

Legationsrath. Doch etwas nicht mehr, was ich daheim erblickte.

Margarethe. Und Ergötzlichkeiten —

Legationsrath. Wiſſen Ihro Gnaden, meine höchſte?

Margarethe. Wie könnte ich das?

Legationsrath. Wenn ich einſam der entflohnen Zeit dachte.

Margarethe. Ei nun, ſie hatten in Liebherrnthal auch immer Geſellſchaften, Bälle —

Legationsrath. Stillere Freuden bewahrt ich im glühenden Andenken. So etwa, wenn ich als Knabe dem grämlichen Hofmeiſter entlief.

Margarethe. Das hätten Sie nicht thun ſollen.

Legationsrath. Querfeldein hieher; im Garten Sie fand, über den Zaun hüpfte, Sie neckte —

Margarethe. Dabei ging es ſo ſtill eben nicht zu, und aufrichtig — ein rechter Unart waren Sie.

Legationsrath. Doch gewann ich ſpäterhin den Ruf ſeltner Frömmigkeit.

Margarethe. Davon hörte ich kein Wort.

Legationsrath. Denn Sonntags trieb Niemand ſo zur Kirche. Ein gewiſſes Dorf hatte aber auch ſeinen Herrenſtuhl da, und ich wollte nach dem Fräulein hinüber ſehn.

Margarethe. Ich hätte nur Ihre Frau Mutter ſeyn ſollen. — Aber was haben Sie denn gethan? Schämen Sie ſich! Sie ſollen ja ſo viele Schulden gemacht haben.

Legationsrath. Lange nicht ſo viel wie Julius Cäſar und William Pitt.

Margarethe. Ach, und — pfui Leopold! Sind ja ein Erzſpieler geworden, ſagt man.

Legationsrath. Doch nur ein Hazardſpieler. Beim langweiligen Whiſt ſah mich Niemand.

Margarethe. Ei, deſto ſchlimmer.

Legationsrath. Faro und Rouge et noir ſind kühne Fehden mit dem gewaltigen Schickſal. Und womit gewannen die Theſeus und Hercules ihren Ruhm? —

Margarethe. Mein Vater ſollte den jungen Herren unter ſeine Zucht nehmen.

Legationsrath. Nein, da käm es zu Degen und Piſtolen. Aber glauben Sie wohl, Margarethe, daß Sie nur gebieten dürften, und ich entſagte dem Hazardſpiel?

Margarethe. Ich habe Ihnen nichts zu gebieten.

Legationsrath. Das thut mir leid.

Margarethe. Möcht es nicht einmal. Ueber Sie ärgerte ich mich doch todt.

Legationsrath. Tadeln Sie mich, wie Sie wollen, Sie können es mit Recht; aber es iſt auch etwas Gutes an mir.

Margarethe. O ja, Sie vergeſſen die alten Freunde nicht, werden nicht ſtolz —

Legationsrath. Sagen Sie vielmehr: Nicht Diamantenglanz, nicht ſchimmernde Bildung umwandelten mich — ich halte die erſte Liebe treu und heilig feſt.

Margarethe. Das verſteh ich wenig — es geht mich auch nichts an — doch ſollt ich meinen:

wäre dem ſo, würden Sie auf keinen Irrweg gerathen ſein.

Legationsrath. Man kann davon zurückkehren. In einem Fall hätt ich ernſte Neigung dazu. — Aber ich muß Ihnen doch erzählen, was ich heute zu thun denke. Ich liebe ein ſchönes und ſehr reiches Mädchen.

Margarethe. (läßt das Meſſer fallen.) So? — — Meinen ergebenſten Glückwunſch.

Legationsrath. Daß ich — wo nicht geliebt, mindeſtens nicht gehaßt bin, ahne ich ein wenig. Weil meine Geliebte ein einfaches Landmädchen iſt, kann ſie das Herz nicht entſchleiern. Nun bin ich geſonnen, heute den großen Wurf zu thun, auf die wichtigſte Frage meines Lebens mir Antwort zu erbitten, und lautet ſie günſtig, die Geliebte ſogleich meinen Eltern als Braut vorzuſtellen.

Margarethe. (nimmt das Meſſer auf. Sehr verlegen und ſtotternd.) Ihre Eltern — werden nicht zugeben, daß der — eben nicht einfache Herr Legationsrath ein einfaches Landmädchen heirathet.

Legationsrath. Wir leben in einer Zeit, die mündig geworden iſt; ſo fühle ſich nun auch die Jugend, athme nicht Sklaventhum unter Zwingherrnfeſſeln, ſtelle in der Republik, Familie genannt, ſich frei und kräftig dar —

Margarethe. Das verſteh ich wieder nicht, wohl aber das Gebot, du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß —

Legationsrath. (einfallend.) Nun, Vater und Mutter ſagten mir auch längſt freie Wahl zu. — Von etwas Anderm. Die Eltern laden Sie und den Herrn Vater heute freundlich zum Mittage ein.

Margarethe. Es iſt Gerſtenernte.

Legationsrath. Wir ſind allein. Ich ſage es, weil Sie große Geſellſchaften fliehn.

Margarethe. Unmöglich, denn —

Legationsrath. Doch nicht ganz allein. Sie finden noch Jemand, deſſen Gegenwart Sie hoch freuen wird.

Margarethe. Wer könnte das ſein?

Legationsrath. Ein gewiſſer Rittmeiſter. Sie lieben ihn; ich weiß es.

Margarethe. (fährt mit einigem Ungeſtüm auf.) Ich bitte — einen Rittmeiſter?

Legationsrath. Als ich geſtern nach Hauſe fuhr, traf ich ihn auf dem Wege. — Er will ſeine Verwandten unverhofft beſuchen.

Margarethe. (vor ſich.) Hm — nein, er iſt ja nur Lieutenant —

Legationsrath. Ich ſagte ihm: Du mußt ja über Liebherrnthal, komm mit zu uns hinauf. Die Augen blinkten ihm — ich ahne warum — dennoch wollte er nicht, wollte erſt zum Vater. Im Dorfe bediente ich mich einer Liſt, fing wieder an: Zeig mir einmal Deine beiden Orden. Er nahm ſie ab; ich eilte damit fort, wußte, er würde nicht ohne ſie ins Vaterhaus treten —

Margarethe. (vor ſich.) Er hat keinen Orden.

Legationsrath. Wir ließen auch ihn heute nicht weg, verſteckten ihm Ehrenzeichen und Pferde. Nun Sie, kommen doch, mein Fräulein? und der Herr Vater?

Margarethe. Ich bewege ihn gewiß nicht.

Legationsrath. Sagen Sie, uns hätte ein Unfall heimgeſucht, mein Vater wünſche den Rath eines ſo erfahrnen Landwirths.

Margarethe. Ich darf ihm keine Lüge ſagen.

Legationsrath. Es iſt auch keine. Wir verloren um mehr als Sechstauſend Thaler Vieh.

Margarethe. Iſts möglich? O mein Himmel, und das ſagen Sie ſo leicht hin?

Legationsrath. Würden eitle Klagen helfen? Ein Bedauern wie das Ihrige tröſtet. Jetzt muß ich mich loswinden. (küßt ihre Hand.) Ich beſchwöre Sie bei meiner Geliebten, die ein ſo gutes Mädchen iſt, und die ich Ihnen zeigen will — ach vielleicht mit ſtolzem Triumpf! — Ich hätte es in der

Entfernung nicht ausgehalten, wenn ihre Briefe mich nicht getröſtet und erhoben hätten.

Margarethe. (tritt zurück.) Sie empfingen Briefe von ihr?

Legationsrath. Nur ſechſe. Hier trage ich ſie an dem ziemenden Platz. (Zieht ein Tagebuch aus der linken Seitentaſche von der Bruſt). Nun leben Sie wohl und kommen Sie ja! Der Rittmeiſter iſt Ihnen wichtig, mir die Braut! Kommen Sie ja! (ab.)

Margarethe. (verwirrt ihn zur Thür begleitend.) Ich empfehle mich gehorſamſt! (ſie geht ſtumm wieder an ihre Arbeit, ſteht bald wieder auf, ſieht aus einiger Ferne dem Abgezogenen nach, kehrt wieder zu ihrem Stuhl zurück.) Was geht mich der fremde Rittmeiſter wohl an. Sollte er Rittmeiſter geworden ſeyn? Orden bekommen haben? ohne Uniform gehn — — aber ich liebe ihn ja nicht, nein, nein! (ſteht auf und geht unruhig umher.) Liebe ihn die, von der er die Briefe hat. Auch das rechte einfache Landmädchen, das einem Legationsrath ſechs Briefe nach Wien ſchreibt. — Und ſo reich iſt ſie? Sehn möcht ich, ob ſie denn wirklich ſo ſchön iſt, und — — (kleinlaut) nein, ich will ſie lieber nicht ſehn. (Geht wieder an die Arbeit. Nach einer Pauſe.) Aber dann könnt er meinen — vermuthen — ich käme nicht, weil — nein, grade nun will ich hin, ihm zeigen — (mit einiger Heftigkeit.) grade nun!

Lieſe. (tritt auf.) Haben Sie gerufen?

Margarethe. Ach ſo — — geh auf den Boden — nimm den Schlüſſel — (trennt einen von ihrem Bund, und giebt ihn dem Mädchen) So mache doch!

Lieſe. Was ſoll ich denn?

Margarethe. Ich habe Dir ja geſagt, Du ſollſt meinen Koffer aufmachen, und mein weißes Kleid herausgeben. Oder hab ich's Dir nicht geſagt?

Lieſe. Nun hab ich's gehört (will gehn.)

Margarethe. Laß nur ſeyn; wer weiß, ob ich nach Liebherrenthal komme.

Lieſe. (giebt den Schlüſſel zurück, ſchüttelt den Kopf, und geht.)

Margarethe. (wieder vor ſich.) Ich bewege den Vater wohl nicht — will auch nicht, wills ihm gar nicht ſagen. Aber wie man ſich doch irren kann.

Achter Auftritt.

Hauptmann. Margarethe.

Hauptmann. (tritt ein und legt ein kleines Fell weg.) Wer fuhr da weg?

Margarethe. (ſteht auf, und will ihm die Hand küſſen.) Der Legationsrath von drüben.

Hauptmann. Bleib an der Arbeit. (Zieht die Schreibtafel heraus.) Zwanzig Fichten kann ich dieſen Winter verkaufen. (ſchreibt) Iſt der Windbeutel wieder da? Was wollte er?

Margarethe. (vor ſich) Nun muß ichs ihm doch ſagen. (laut und ſtotternd) Die Liebherrnthaler laſſen uns zu Mittag bitten.

Hauptmann. Haſt doch gleich abgeſagt? — (halb vor ſich) Sind die Bäume verkauft, ſoll Wilhelm — (laut) Mädchen, Dein Bruder ſchreibt gar nicht. (ſetzt ſich.)

Margarethe. Er will das Poſtgeld ſparen.

Hauptmann. Da hat er Recht. Ach, — ich bin doch nicht mit ihm zufrieden.

Margarethe. (weich.) Lieber Vater —

Hauptmann. Sein Oberſt hat mir geſchrieben, er wäre ein tüchtiger Soldat, und wo Wilhelm wegläuft, mag ich auch nicht ſtehn bleiben. Nur daß er aus dem Kriege ohne Orden zurückgekommen iſt, ärgert mich verdammt. Man hat doch mit den Orden diesmal nicht gegeizt. Da giebts hier herum ſo manchen Milchbart — nun ich ſage nichts — (ſchreibt wieder.)

Margarethe. (leiſe vor ſich.) Ob ich ihn noch bitte oder nicht.

Hauptmann. Doch wenn er ihn erſchmeichelt, erkrochen hätte, da lieber keinen.

Margarethe. Die Liebherrnthaler laßen aber ſo bitten — (vor ſich) Ich muß ihm doch die Wahrheit ſagen —

Hauptmann. Warum nicht gar!

Margarethe. Etwas ſehr Nöthiges —

Hauptmann. Iſt die Gerſtenernte unnöthig? — Dagegen brav von Wilhelm, daß er keine Zulage nimmt, und gleich ſchrieb: müßten ſo viele mit ihrem Sold leben, würde ers doch auch können. Und er wird auch ſehn, daß Ordnung und Häuslichkeit ein Paar redliche Freundinnen des Menſchen ſind.

Margarethe. Hat er nicht ſo viel noch geſpart, daß er mir das muſſelinene Kleid ſchickte?

Hauptmann. Du haſt ihm auch Leinwand beſorgt, ſelbſt geſponnen und gebleicht. Weiter keine Tugend von Euch Beiden. Dahin wirds doch nicht kommen, daß ſich auch Geſchwiſter nicht mehr lieben.

Margarethe. Drüben iſt ein Unglück geſchehn.

Hauptmann. Weiß.

Margarethe. Da möchten ſie gern Ihren Rath.

Hauptmann. Folgen ihm nicht.

Margarethe. Vielleicht ſehn ſie nun ein —

Hauptmann. Zu ſpät. Freilich für die Zukunft nicht. Wird nicht bald zu dem Eichenwald geſehn, bleibt kein Stamm. Von dem Wirthſchaftsinſpektor und dem Jäger hört ich manches. Nun, beim Unglück ſollen Nachbarn einander beiſtehn. Ich will drüben einmal deutſch reden.

Margarethe. (vor ſich.) Gehts doch hin.

Hauptmann. Der Verwalter mag im Hauſe bleiben. In ein Paar Stunden ſind wir zurück. Fahren können wir aber nicht; die Pferde haben nöthiger zu thun. Die halbe Meile geht man wohl zu Fuß. Und noch Eins, Mädchen! dieſen Winter wollen wir einmal recht ſparen. Weiſt Du wozu?

Margarethe. Nein, lieber Vater!

Hauptmann. Damit Wilhelm das andere Jahr auf etliche Wochen nach Hauſe kommen kann.

Margarethe. Wie freue ich mich auf den Augenblick! Machen Sie ihm aber auch nicht Vorwürfe, daß er keinen Orden hat.

Hauptmann. Ärgert mich aber doch verdammt. Iſt auch immer noch Unterlieutenant, und bei Manchen gings hinauf wie mit einem Luftball. — Doch nein; wenn er luftig hätte ſteigen ſollen, dafür lieber nicht.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Mühlenſchenke.

Erſter Auftritt.

Jäger Trumpf, in artiger Livree, drei Vagabunden ſitzen um einen Tiſch, rauchen und würfeln. Wirth in einem weißen Schaafpelz ſteht daneben und ſieht zu.

Jäger. (wirft.)

Ei, ſo wollt ich —

Wirth. Schlecht ſtehn ſie.

Erſter Vagabund. (nimmt die Würfel.) Ein Gulden!

Jäger. Gehalten.

Wirth. Meine Herren, Sie vergeſſen abzuſetzen.

Erſter Vagabund. Gut ſtehn ſie. Banko!

Jäger. Gehalten.

Wirth. Zwei, Drei, Vier, der Paſch geht zu Vier. Iſt aber wenig Bier getrunken.

Erſter Vagabund. Drei Sechſen. Banko!

Jäger. (ſpringt auf.) Nun ſoll mich der Teufel auch in Krautlothgranatfetzenſtücke reißen, rühr ich die Würfel wieder an! geht ungeſtüm umher.)

Die Vagabunden. (ſtecken ruhig das Geld ein.)

Jäger. (ſchlägt ſich vor die Stirn.) Bin ich nicht ein Dummerjan? bin ich nicht ein Eſel?

Wirth. Sagt Ihr, 's Waſſer läuft den Berg hinauf, ſag ich, 's iſt ſchon oben. Seid doch nur ruhig.

Jäger. Die ganze Nacht geſeſſen, zwanzig Thaler verſpielt.

Wirth. Je bewahre, Jägerchen! Nur verwürfelt (leiſe zu ihm.) Ein Paar hübſche Eichbäume bringen 's wieder ein.

Jäger. tritt an den Tiſch und ſchlägt mit der Fauſt darauf.) Aber nun bin ich klug, nun ſollt Ihr Gauner auch Gift von mir ſchlingen, kein Geld mehr!

Die Vagabunden. (durch einander) Ei was — haben 's ehrlich gewonnen.

Jäger. (hängt ſeine Flinte um.) Gut, das es ſo gekommen iſt, daß ich endlich klug bin! (geht dreht ſich aber um.) Herr Gaſtwirth, leih' Er mir einen Thaler.

Wirth. Da, liebſter Freund, da!

Jäger. (nimmt das Geld, und tritt an den Tiſch.) Ein Thaler ſteht.

Die Vagabunden. Gehalten!

Jäger. (wirft.)

Die Vagabunden. Schlecht ſtehn ſie! (nehmen das Geld.)

Jäger. (wirft den Becher wüthend auf die Erde.) Nun ſoll die Hand auch verdorren, verkrummen, verlahmen, die wieder ſpielt. (geht zur Thür hinaus und kömmt gleich wieder.) Hoſpes, noch Einen.

Wirth. Da!

Jäger. (nimmt den Becher auf.) Einen Thaler!

Die Vagabunden. Gehalten.

Jäger. (wirft.)

Die Vagabunden. Schlecht ſtehn ſie! (nehmen das Geld.)

Jäger. (zum Wirth.) Noch Einen.

Wirth. Habt kein Glück heute, und ich verborge kein Geld zum Spiel.

Jäger. (im Abgehn.) Nun bin ich klug, nun bin ich klug!

Wirth. Jägerchen, ſoll die Zeche angeſchrieben werden? (folgt ihm hinaus.)

Erſter Vagabund. Der Kerl iſt uns baar Geld.

Zweiter Vagabund. Merkt er's aber einmal, daß wir die Würfel umtauſchen —

Erſter Vagabund. Sauft ihm nur gleich aufs Leder, daß er nicht mehr ſieht.

Wirth. (tritt eilig wieder ein.) Meine Herren, haben Sie Päſſe?

Die Vagabunden. (erſchrocken.) Sind uns weggekommen.

Wirth. Ein Gänſedarm kömmt geritten. Laufen Sie auf den Boden und kriechen ins Heu!

Die Vagabunden. (eilen zur Seitenthür hinaus.)

Wirth. (rufend.) Liebſter Schatz!

Zweiter Auftritt.

Wirth, Frau, dann eine Stimme draußen.

Frau. (noch drinnen.) Ja! (tritt auf.)

Wirth. (giebt ihr Geld.) Paſchgeld. Währt das Spiel noch lange, wird man reich. Am Ende muß der Wirth das Meiſte gewonnen haben.

Stimme. (draußen am Fenſter.) Heda!

Wirth. (eilt zum Fenſter, und öffnet es.) Ah! Herr Sergeant!

Stimme. Sind Fremde in der Schenkmühle?

Wirth. Keine Seele.

Stimme. Soll ſich lüderliches Geſindel herumtreiben.

Wirth. Das wär viel!

Stimme. Da muß man ſuchen, und find't nichts.

Wirth. So find't man doch ein gut Frühſtück. Nur abgeſtiegen!

Stimme. Kann nicht, muß weiter.

Wirth. Aber ein Gläschen Rum?

Stimme. Damit bedeckt man ſich wohl.

Frau. Da ſieht noch welcher von der Nacht.

Wirth. (tritt zurück, leiſe) Ei ſo halt Dein Maul, liebſter Schatz, oder ich geb' Dir eine Ohrfeige. (nimmt ihr das am Tiſch eingeſchenkte Glas unwillig aus der Hand, und trägt es zum Fenſter.) Wohl bekomm's!

Stimme. Was bin ich ſchuldig?

Wirth. Hat gute Wege. (empfängt das Glas zurück.) Soll't ich was hören, werd ich's gleich melden. (macht das Fenſter zu.) Ha ha ha! Die Fremden ſind ſchon vierzehn Tage hier. (trinkt auch ein Glas.)

Frau. Was mögen's denn für Kunden ſein?

Wirth. Der Eine wohl ſo'n Stück von einem verdorbenen, weggelaufenen Bürger. Der Andere iſt ſicher wo aus dem Zuchthaus gebrochen, das hab' ich weg; der Dritte ſagt ſelbſt, er hätte auf der Feſtung geſeſſen. Lieber Gott, in's Malhör kann der Menſch wohl kommen, ſind ſonſt gute brave Leute.

Frau. Daß ſie uns am Ende nicht beſtehlen.

Wirth. Da paß ich ſchon mit den Mühlenburſchen auf. — Heute muß ich auch Pacht auf den Hof bringen, für die Mühle und den Schenkkrug. Hundert Thaler. Das liebe Geld.

Frau. Klage, bettle, vielleicht laſſen ſie nach, wie vor'm Jahr.

Wirth. Freilich weil ich's [illegible]

Frau. Ha, ha ha! Könnten wohl zweimal ſoviel geben, die Mühle hat immer zu thun.

Wirth. Iſt mir jedes Jahr bange, ſie werden die Pacht ſteigern.

Frau. Das werd ich ſchon mit dem Wirthſchaftsinſpektor ausmachen.

Wirth. Mach nur auch nicht zu viel mit ihm aus.

Frau. Seit die Spanndienſte aufgehoben ſind, trinken die liebherrnthaler Bauern Sonntags eine Tonne mehr. Dabei iſt der Herr recht betrogen; was ſie davor geben iſt ſo gut wie gar nichts, und ſie gebens nicht einmal.

Wirth. Betrogen? Er hat ja ſelbſt mehr zugewilligt, als er gebraucht hätte; warum iſt er ſo ein Narr.

Frau. Der beſte Gaſt bleibt Jäger Trumpf. Wenn nur der Krug nicht zu Waſſer geht, bis —

Wirth. Der Krug geht ja nicht zu Waſſer, geht zu Bier und Aquavit.

Frau. Er macht's zu toll; ich weiß nicht, wo der Wirthſchaftsinſpektor ſeine Augen hat.

Wirth. Liebſter Schatz, Du biſt eine dumme Gans. — Na, ich habe die ganze Nacht gewacht, mach uns heute auch einen Schweinebraten. (trinkt abermals ein Glas, und trällert im Abgehn.) Ein Gläschen, ein Gläschen, damit begießt man's Näschen, fideldi fidelda, fidelbum.

Frau. (folgt ihm durch die Mittelthüre.)

Zweite Scene.

Platz vor dem Eingange eines ſchönen Gartens.

Dritter Auftritt.

Juliane, die im Morgenanzug aus dem Garten kömmt. **Legationsrath** von der andern Seite.

Legationsrath. (ſehr eilig.) Guten Morgen, Schweſter! (küßt ſie) Da komm ich eben von —

Juliane. (ihn lebhaft unterbrechend.) Er hat meine Erwartung überflogen!

Legationsrath. Wer? Doch was frag ich.

Juliane. Noch daheim ſchien er unendlich roh, ſeine glühend muntre Farbe, ſein offner Sinn, zogen demungeachtet an.

Legationsrath. Nicht wahr?

Juliane. Nun hat die Geſtalt ſich entwickelt zu der Anmuth, die, nach Göthe, aus vollendeter Kraft hervorblüht. Etwas geht ihm zwar noch immer ab, doch an Kriegern ſehn deutſche Jungfrauen darüber hin.

Legationsrath. (lächelnd.) So gebietet die markige Zeit.

Juliane. (immer in Feuer.) Geſetzt, ihm blieben noch Mängel, zwei Kreuze, im heiligen Kreuzzug gegen die neuen Sarazenen erkämpft, hüllen ſie ein.

Legationsrath. Trotz allen Mängeln haſt Du in den Kinderzeiten ihm viele Theilnahme zugewandt. Als ich vor zwei Jahren Dich ſcherzend daran mahnte, falteten Stirn und Mund ſich zwar mit einigem Hohn, doch nun —

Juliane. (mit aufgelegtem Zwang.) Nur kaltes flüchtiges Wohlgefallen an — an — ich weiß ſelbſt nicht woran.

Legationsrath. Ich wohl! kann es befremden? Hat nicht der Jungfrau ſinnig Gemüth während dem ſich auch mehr entfaltet? Jetzt naht der

Ritter, die Dame ſeiner Minne fühlt den mächtigen Einfluß —

Juliane. (einfallend.) Seiner Minne?

Legationsrath. Daß er einſt Dich geliebt hat, wußt ich lange; daß Zeit und Abweſenheit ſein Feuer nicht tilgten, daß es, von Kanonen umflammt, nur mehr noch aufglühte, davon ſprach ſein Erröthen bei Deinem Anblick.

Juliane. (ſchnell.) Erröthete er?

Legationsrath. Schon da ich geſtern ihn traf, und Dich nannte. Uebrigens ſah ich zwei andere Wangen, die auch ſich mit Purpur ſäumten, wie eine römiſche Toga.

Juliane. Mit Deinen ſpitzen Bemerkungen. Du weißt, ich habe, in Pirmont, mit dem Grafen Ingenau — mich halb und halb —

Legationsrath. (lachend.) Den kenn ich. Ein Amadis für die Badezeit, eine Satyre auf die Treue, im Vergeſſen unübertrefflich. Trät er jetzt zu Dir, würde er fragen, mit wem er die Ehre hätte, bekannt zu werden.

Juliane. Nein — glaubſt Du wirklich, der Rittmeiſter hege Abſichten?

Legationsrath. Gefühle, — zu den Abſichten fehlt ihm noch Muth.

Juliane. Ein Held --

Legationsrath. Laß ſeine Manier ja Dir lieb ſein.

Juliane. Aber —!

Legationsrath. Was nützt Dir ein Gefühl, und wär es ein orpheiſches, wenn es ſich nicht kund giebt? Nicht wahr?

Juliane. Das meinte ich nicht.

Legationsrath. Wie, wenn ich ihn ermannte?

Juliane. Nein, ach nein —

Legationsrath. Tönt wie ja, ach ja! Mit Vergnügen will ich die Steine zu Deinem Liebestempel tragen.

Juliane. Doch unziemend, daß ich noch nicht fragte — und ſehe doch in Deinem leuchtenden Auge, wie das Antworten Dir Bedürfniß iſt. Komm, erzähle mir, was die ſittſame Maid ſprach. (ab mit ihm in den Garten.)

Vierter Auftritt.

Herr von Liebherrnthal. Frau von Liebherrnthal. (treten von der Nebenſeite ein.)

Herr von Liebherrnthal. Ein wichtiger Unfall! Daneben hat Pirmont ſo viel gekoſtet.

Frau von Liebherrnthal. Wir mußten doch hin: die Aerzte verlangten es, Deiner Nervenſchwäche willen.

Herr von Liebherrnthal. Eigentlich machte ich Dir zu Gefallen nur die Reiſe.

Frau von Liebherrnthal. (küßt ihn.) So nimm meinen Dank.

Herr von Liebherrnthal. (die Stirn reibend.) Noch ſchwere Ausgaben ſtehn uns bevor. Wenn Juliane heirathet, bedingt es eine Mitgift, des Hauſes Liebherrnthal würdig. Möchte wenigſtens Leopold ſich nach einer reichen Frau umſehn.

Frau von Liebherrnthal. Das will er nicht, und ich nenne es zart empfunden.

Herr von Liebherrnthal. Ich auch; das Zarte iſt gleichwohl nicht immer klug. Eine bemittelte Gattin könnte einbringen, was er in Wien vergeudet hat.

Frau von Liebherrnthal. Liebes Kind, hier darfſt du ihn am wenigſten tadeln. Auch Du haſt mit uneigennütziger Liebe gewählt.

Herr von Liebherrnthal. Hätte er nur di vielen Schulden nicht gemacht.

Frau von Liebherrnthal. Auch da würden ihn Deine Vorwürfe ungerecht treffen. Du erbteſt Liebherrnthal ohne Hypothekenlaſt; nun iſt es um die Hälfte verſchuldet.

Herr von Liebherrnthal. (bei Seite.) Leider mehr. (laut.) Der Krieg — ſo manche unangenehme Ereigniſſe. Sie nahten recht Schlag auf Schlag: Mißwachs, Drehkrankheiten unter den Merinoſchafen, und jetzt — doch man erhebe ſich über das Unglück. Ich will Zehntauſend Thaler zur dritten — wollt ich ſagen zweiten Hypothek anleihen; neue veredelte Viehzucht thut Noth, bringt den meiſten Gewinn. Und — wir könnten auch unſern Aufwand hie und da beſchränken.

Frau von Liebherrnthal. Warum mir das in einem gewiſſen Ton? Hing ich je an Aufwand, empfahl ich nicht oft Wirthlichkeit? Da war in Pirmont der türkiſche Schawl um zweihundert Dukaten feil, Du wollteſt ihn kaufen, ich ſagte, er iſt zu theuer, und nahm mit einem für ſechzig vorlieb.

Herr von Liebherrnthal. Und — ich dächte, wir gingen im nächſten Winter einmal nicht in die Reſidenz —

Frau von Liebherrnthal. Es iſt zwar ungemein öde auf dem Lande, wenn die Natur ihren grünen Schmuck abgeworfen hat, doch —

Herr von Liebherrnthal. (einfallend.) Koſtet es Dir ein Opfer, dann nicht.

Frau von Liebherrnthal. Es ſei! Nur

tödte man die Langeweile durch mehr Geſelligkeit. Eines andern Koches bedürfen wir ohnehin.

Herr von Liebherrnthal. Gut!

Frau von Liebherrnthal. Die Tochter wünſcht lange auch ein kleines Liebhabertheater gebaut —

Herr von Liebherrnthal. Sie wünſch viel!

Frau von Liebherrnthal. Das bildet, um Bildung ruft die Zeit. Wird ja ſo viel nicht koſten

Herr von Liebherrnthal. Nun, das ſollt ich auch meinen. Wer kömmt da? Guten Tag, lieber Müller!

Fünfter Auftritt.

Wirth. Vorige.

Wirth. (ein Tuch in der Hand und ſchluchzend.) Ach, gnädiger Herr, — ich muß heute meine Pächte abführen — und bin ſo heimgeſucht — kann nur funfzig Thaler zuſammenbringen — (hält das Tuch vor die Augen.)

Herr von Liebherrnthal. Ei, das geht immer ſo. Ich leide manche Ausfälle, kann die Einnahmen nicht entbehren —

Wirth. Die Mahlgäſte zahlen ſo ſchlecht — habens nicht — man iſt ein Chriſt — bei der Krugnahrung iſt's Salz nicht mehr auf dem lieben Brodt — was kann die Armuth in den ſchweren Zeiten verzehren. Und wie Ihr Gnaden verreiſt waren, bin ich beſtohlen worden.

Frau von Liebherrnthal. Beſtohlen? der arme Mann!

Wirth. Hatte ſechzig Thaler im Spinde — waren eingebrochen —

Herr von Liebherrnthal. Mein Himmel! Thut mir leid! Man übe gleichwohl Vorſicht.

Wirth. Ich hatte drei Nächte um und um gearbeitet, da ſchläft man wohl einmal feſt. — Man will ſich helfen — durch knappe Wirthſchaft — bei mir kommt kein Fleiſch in den Topf, wir trinken aus dem Mühlbach — was hilfts aber, wenn ſolch Unglück kommt —

Herr von Liebherrnthal. (ſeufzt.) Ja, wär das Unglück nicht!

Wirth. Erlaſſen, Ihr Gnaden, mir nur diesmal noch die Hälfte!

Frau von Liebherrnthal. Liebes Kind, funfzig Thaler gelten Dir wenig, dem gebeugten Hausvater ſo viel.

Herr von Liebherrnthal. (nimmt den Beutel des Wirths.) Nun ſo geb Er!

Wirth. Gott lohn's Ihnen! (ſchlägt im Abgehen ein Schnippchen mit der Hand.)

Herr von Liebherrnthal. So ein armer Schelm iſt freilich übel daran. Träfen mich ſelbſt nicht Widrigkeiten, ich hätte ihm auch die funfzig Thaler noch gelaſſen. Aber ſo konnt ich nicht. — Pſt, Jäger!

Sechſter Auftritt.

Jäger. Vorige.

Jäger. (tritt auf.) Hier!

Herr von Liebherrnthal. Wo mag der Inſpektor ſein?

Jäger. Schläft noch.

Herr von Liebherrnthal. Ruf Er ihn. Und — da iſt der Schlüſſel — leg Er den Beutel in meinen Sekretär.

Jäger. (mit beiden ab.)

Herr von Liebherrnthal. Gefällt mir nicht an dem jungen Mann, daß er um zehn Uhr noch ſchläft.

Frau von Liebherrnthal. Er iſt ein Genie. Die machens nicht anders.

Herr von Liebherrnthal. Die Kuhpächterin. Ich begreife nicht, woher ſie die Stirn nimmt, ſich vor uns noch ſehn zu laſſen. Faſt möcht ich glauben, was der Hauptmann zu ſagen pflegt: Nachſicht erzieht Unverſchämtheit.

Siebenter Auftritt.

Kuhpächterin, ländlich aber doch wohlhabend gekleidet, träg und fett. **Vorige.**

Kuhpächterin. Ihr Gnaden, ich kann nicht davor, bin ſo unſchuldig wie die liebe Sonne am Himmel.

Frau von Liebherrnthal. Der Vergleich paßt nicht. Wäre die Sonne unſchuldig, müßte ſie den ganzen Tag über das erröthen, was ſie ſieht.

Herr von Liebherrnthal. Frau Kuhpächterin, als Ihr Mann geſtorben war, bat Sie dringend, in der Pacht zu bleiben. Aus Mitleid gab ich nach. Ihr wurden [illegible] Kühe, oſtfrieſiſche und ſchweizeriſche Racen, vertraut —

Kuhpächterin. Habe auch meine Pacht bei Heller und Pfennig abgeführt. Ehrlich währt am längſten, heißt's bei mir. Ich bin auch nicht hinter'm Zaun gefunden, bin eine Küſtertochter, bin Kammerjungfer geweſen, habe mir was verſucht, viel verſucht.

Herr von Liebherrnthal. Laut Vertrag mußte Sie aber das Vieh in dem überlieferten Stand erhalten. Sie läßt's krepiren. Erſatz vermag Sie nicht zu leiſten. Sollt ich da nicht unzufrieden ſein?

Kuhpächterin. Der Inſpektor hat ſchuld! Ihr Gnaden ſehn ihm zu viel durch die Finger. Allzugut iſt halb verdorben, pflegte mein ſeliger Mann zu ſagen.

Herr von Liebherrnthal. Wie kann in dieſer unvollkommenen Welt etwas allzugut ſeyn.

Achter Auftritt.

Wirthſchaftsinſpektor, in einem leichten Morgenanzug. Vorige.

Inſpektor. Unterthäniger Knecht!

Herr von Liebherrnthal. Herr Oekonomieinſpektor, Sie haben Talent, Umſicht, Ihren guten

Willen verkannte ich nie, demungeachtet muß irgendwo ein Verſehn ſtatt gefunden haben. Seltſam, daß es ſich nicht ausmittelt.

Kuhpächterin. Er hat die Futterkräuter beim Mühlenpfuhl ſäen laſſen; der niedrige Boden taugt dazu, wie, mit Reſpekt zu ſagen, die Fauſt ins Auge.

Inſpektor. Recht komiſch, daß Sie es beſſer einſehen wollen als ich.

Kuhpächterin. Er iſt zu feucht, und ſchickt der liebe Himmel gar vielen lieben Regen.

Inſpektor. Die Esparſette, der ſpaniſche Klee bedingen thonhaltigen Grund, und vielen Niederſchlag. Sie waren auch trefflich gerathen.

Kuhpächterin. Das liebe Waſſer ſchwippte und ſchwappte nur ſo darüber, als ſie gemäht wurden. Ich mußte das Futter der gnädigen Herrſchaft theuer bezahlen, und —

Herr von Liebherrenthal. Zu theuer wohl nicht, ich verlange keinen Unbill.

Kuhpächterin. Und kriegte es verdorben —

Inſpektor. Ich hatte aber geſagt: es ſollte nicht gleich auf den Viehhausboden, erſt noch auf die Brache nebenan, da ausgebreitet, geſonnt. Es war nicht geſchehn; nun ging es in Fermentation über, ward dem Vieh tödtlich.

Kuhpächterin. Ich habe keine Leute zu all' der Arbeit, und Sie hatten mir kein Wort geſagt.

Inſpektor. Ihrem Ochſenknecht Michel ſchärfte ich es ein. Die ganze Lehre der Stallfütterung nach Thaer, Luden, Krug —

Kuhpächterin. Da gehn ſie übers Feld.

Herr von Liebherrnthal. (lachend.) Thaer, Luden, Krug?

Kuhpächterin. Nein; Michel und Eva. (ruft.) Michel, Michel!

Michel. [illegible] Na, was iſt denn ſchon wieder?

Inſpektor. Wie wollte der Michel antworten. Sie haben keine Autorität; deshalb iſt auch das Futter nicht allein aus, ſondern auch unordentlich geſtreut worden, gegen alle thierarzneiliche Diätetik.

Kuhpächterin. Ihnen ſtecken die Hofmägde mehr auf der Naſe, als mir Michel. Wie kann's auch anders ſein! Wie man ruft in den Wald, ſo es zurücke ſchallt.

Herr von Liebherrnthal. Ei nun, der Oekonomieinſpektor iſt human. Ehedem hegte man das Vorurtheil, Landleute könnte allein harte Strenge zu ihren Pflichten nöthigen. Aufklärung und Menſchlichkeit haben es verdrängt.

Frau von Liebherrnthal. Man kam welter, ſicht durch aufgehellte Begriffe, angeregtes Ehrgefühl.

Kuhpächterin. Ich will ſchweigen, gnädige Frau. Aber wenn Sie verreiſt ſind, heißt es recht: iſt die Katze nicht zu Hauſe, ſpringen die Mäuſe auf Tiſch und Bänk'.

Frau von Liebherrnthal. O wie platt!

Herr von Liebherrnthal. Keine Veruneinigung, ich wünſche Eintracht.

Frau von Liebherrnthal. Es muß Alles von einem guten Geiſt beſeelt ſein.

Inſpektor. Wie die Frau Kuhpächterin auch meine Feindin iſt, vergalt ich nie Böſes mit Böſem. Sonſt könnte ich bemerken, daß ſie, ſtatt nach dem Vieh zu ſehn, wie es ihre Obliegenheit wäre, bald die Schulmeiſterin, bald die Müllerin zu ſich ruft, oder dieſen Matronen Beſuche ablegt, um beim dampfenden Cichorientrank die edle Zeit zu verplaudern.

Kuhpächterin. Er reitet aber in die Stadt, ſitzt im Weinkeller, bleibt oft die ganze Nacht weg. Letzt kams Pferd allein zu Hauſe.

Inſpektor. (hitzig) Das ſollen Sie mir gerichtlich beweiſen.

Kuhpächterin. Sie denken wohl, das Pferd kann nicht erzählen, warum Sie herunter gefallen ſind. Ich will's ſtatt des Pferdes thun.

Inſpektor. Mir, einem Litteraten wird mehr geglaubt, als einer ſchnöden Weiberzunge, die gar als Centaurin auftreten will.

Frau von Liebherrnthal. Frau Kuhpächterin, Zank im Beiſein der Gutsherrſchaft iſt höchſt unzart, nehm Sie doch einige Kultur an.

Neunter Auftritt.

Michel und **Eva,** (treten, Heugabeln auf dem Rücken langſam und mit ſchweren Holzpantoffeln auf.) **Vorige.**

Inſpektor. Zehn Minuten hat das Faulthier auf die dreißig Schritte hingebracht.

Herr von Liebherrnthal. Nicht dieſe Sprache! Es giebt hier keine glebae adscripti mehr. Michel iſt ein Staatsbürger.

Inſpektor. Bitte um Verzeihung! Civis est, qui separatam oeconomiam habet.

Kuhpächterin. Hat Euch der Inſpektor geſagt, das Futter ſollte auf die Brache?

Michel. (ſperrt den Mund auf, ſchweigt.)

Kuhpächterin. Thuts Maul auf!

Herr von Liebherrnthal. Das geſchieht eigentlich bereits.

Frau von Liebherrnthal. Pfui, guter Michel, Du nimmſt eine unbildliche Stellung an.

Kuhpächterin. Hat er Euch was geſagt?

Michel. (kratzt den Kopf.) Ne!

Inſpektor. Kannſt Du es ſtreiten?

Michel. Ne!

Inſpektor. Hören Sie, Herr Baron, er kann es nicht ſtreiten. Auch der Eva hab ichs im engliſchen Viehhauſe erinnert.

Kuhpächterin. Eva, iſt der Inſpektor bei Euch geweſen?

Eva. Ja!

Inſpektor. Nun alſo!

Kuhpächterin. Was hat er geſagt?

Eva. Niſcht!

Kuhpächterin. Hören Sies?

Inſpektor. Weshalb ſollt ich da geweſen ſeyn?

Eva. Er wollte mich würgen, ich gab ihm aber Eins mit der **Forke.**

Kuhpächterin. Schickt ſich das für einen Litteraten, oder wies heißt, daß er eins mit der Forke kriegt? Aber Eva verſtehts nur nicht, wenn ſie denkt, er hat ſie würgen wollen. Ich verſtehe das beſſer. Er hat, mit Reſpekt zu ſagen, ſchlim mit ihr thun wollen.

Frau von Liebherrnthal. Ah Monsieur l'inspecteur, il ne faut pas surmonter l'humanité

Herr von Liebherrnthal. (ſtreng und ängſtlich.) Ja nicht! Erführen die bremiſche Zeitung und der hanſeatiſche Beobachter, hier ſei noch franzöſiſch geſprochen, Du würdeſt in ganz Deutſchland verunglimpft.

Kuhpächterin. Mein ſeliger Mann pflegte zu ſagen: Wer das Pech greifet an, leicht ſich beſudeln kann.

Herr von Liebherrnthal. Wer iſt mit dem Pech gemeint? Die bremiſche Zeitung?

Kuhpächterin. Nein, Eva.

Inſpektor. Ich beſinne mich — wollte ihr das Häublein tiefer ins Geſicht ziehn, weil die gnädige Frau verlangt, daß unſre Mädchen in mittelalterlicher Zucht einhergehn.

Frau von Liebherrnthal. Ja, à la Catherine von Bora.

Kuhpächterin. Mir ſollt er nur kommen; aber vor mir hat er Furcht; riskirts nicht.

Herr von Liebherrnthal. (unwillig.) Und was frommt der ganze Streit? Die Kühe werden nicht davon lebendig.

Inſpektor. Beruhigen ſich der Herr Baron: Sie kennen meinen naturphiloſophiſchen Wirthſchaftsplan. Gegen die Zeit, daß unſre neuen edlen Raſſen eintreffen, will ich Hufeland und Naumann zu Grunde legen, und eine animaliſche Makrobiotik, oder Viehlebensverlängerungskunſt ſchreiben. Ich will auch bei Wolfart anfragen, ob, wenn ein unglückliher Zufall abermal eine Vergiftung mit tödtlichem Futter herbeiführte, der Magnetismus anwendbar ſey?

Kuhpächterin. (vor ſich.) Er ſchnappt über.

Frau von Liebherrnthal. Wirklich originelle Ideen.

Herr von Liebherrnthal. Daß Sie ein genialer Kopf ſind, weiß ich. Ihre Theorien ſind neu, kühn, müſſen nur hie und da am Licht einiger Erfahrung ſich berichtigen. Bis dahin empfehle ich gleichwohl ernſteres Ausüben des Gewöhnlichen. Nehmen Sie mirs nicht übel: Sie bringen zu viele Zeit im Bette hin.

Inſpektor. Ich ſtudire und ſchreibe dort.

Frau von Liebherrnthal. Wie Mozart.

Kuhpächterin. Ein gut Gewiſſen, iſt ein ſanft Ruhekiſſen; da begreif ich aber nicht, wie der Herr Inſpektor eine Stunde im Bette aushalten kann.

Frau von Liebherrnthal. Mache Sie doch nicht den weiblichen Sancho Panſa.

Herr von Liebherrnthal. Die Drapperie der Mägdlein laſſen Sie auch nur unbeachtet, ihren Fleiß aber nicht.

Frau von Liebherrnthal. Ich werde die

Frau

Frau Predigerin bitten, daß ſie das Reſſort der Halstücher leite.

Herr von Liebherrenthal. Nicht tadl' ichs, wenn Sie im Kreiſe der Freundſchaft ein Glas Wein trinken. Sollt ich dagegen hören, daß jenem Kreiſe der Kreis Ihrer Verbindlichkeiten hintenangeſtellt wird, ſo könnt ich — zürnen.

Inſpektor. Ich beſuche die Stadt höchſt ſelten, und allein um den wiſſenſchaftlichen Verſammlungen eines ökonomiſchen Vereins beizuwohnen, der ſeit kurzem ſich bildete.

Frau von Liebherrenthal. Wiſſenſchaftliche Vereine pflegen auch ihren Sitzungen gern ein heiteres Mahl folgen zu laſſen.

Herr von Liebherrenthal. Löblich! Mit dem Zeitgeiſt ſchreite man ja nicht langſam fort.

Inſpektor. Der Zeitgeiſt wird auch ungemein grob, will man nicht mit ihm aus der Stelle.

Herr von Liebherrenthal. Irgendwo mögen Sie doch ein wenig nachgehinkt ſein, denn meine diesjährige Ernte iſt ungemein ſchlecht, trotz der ungemein günſtigen Witterung.

Inſpektor. Ich traf Einrichtungen wie Bedford, Arundal, Bridgevater. Schnell konnte es damit nicht zur Vollkommenheit hinangehn. Der Landbaukünſtler hat es mit der Natur zu thun. Die Göttin entwickelt langſam.

Kuhpächterin. (bei Seite.) Er iſt übergeſchnappt Spricht gar von einer Göttin, als ob unſer Herr Gott eine Frau hätte.

Herr von Liebherrnthal. Nun, werfen wir uns der Hoffnung in die Arme.

Inſpektor. Ich denke eine Säemaſchine zu vollenden, mit Dampf bewegt, einen Pflug nach Draiſinenart, wobei man die Zugthiere ſpart, Backöfen mit Gaß geheizt. Iſt das alles eingeführt, muß Liebherrnthal dreimal höhere Einkünfte abwerfen.

Herr von Liebherrnthal. Nicht alles wird gelingen; rühmlich bleibt es indeß, wenn man über wichtige Vervollkommnungen nachſinnt. — Ich bin vor der Hand auch zufrieden, wenn Sie die Einkünfte um ein Drittheil erhöhn. Frau Kuhpächterin, das Vergangene ſei in dem Lethe getaucht. Bei den neuen edlen Racen erwarte ich hingegen doppelte Pünktlichkeit. Empfehle vor Allem, beim Geſind auf Achtung zu dringen.

Kuhpächterin. Das thu ich mehr wie Mancher, denn ich werfe mich nicht weg! Na Michel, Eva, was ſteht Ihr und habt Maulaffen feil? Scheert euch an die Arbeit!

Michel. (grob und trotzig.) Hat Sie uns nicht gerufen?

Eva. (ebenſo.) Man nicht ſo gefährlich! Wir gehn ſchon. (beide langſam ab.)

Inſpektor. Da haben wir die Achtungszeichen!

Kuhwächterin. (ſchnippiſch) Ich weiß wohl, wen Sie flink machen. Die Holzſchläger. (ab.)

Inſpektor. (fährt erſchrocken zuſammen.)

Herr von Liebherrnthal. Übermäßig, bitt' ich, dieſe Menſchen auch nicht anzuſtrengen. Doch beim Holzfällen muß ich bemerken: daß meine Waldungen doch auffallend dünn und leicht erſcheinen. Jene dichtbelaubte, hochwölbige Eichen –

Frau von Liebherrnthal. Mir fiel in ihrer Umſchattung die Stelle aus Körners Lied bei: Wachſe die Freiheit der deutſchen Eichen. Mein Himmel, ſie können ja nun aber nicht wachſen, weil ſie nicht mehr da ſind.

Inſpektor. (der während dem ſich ſammelte.) Ihro Gnaden, der Herr Gemahl haben ſehr viele verkauft.

Herr von Liebherrnthal. So viele unmöglich!

Inſpektor. Weit mehr aber die leidigen Holzdiebe entwandt.

Herr von Liebherrnthal. Mein Gott, dieſe Leute thun mir ja empfindlichen Schaden. Dem Jäger hab ich die Obhut der Waldungen vertraut. Weshalb giebt er nicht Acht?

Zehnter Auftritt.

Jäger, welcher den Schlüſſel zurückbringt.
Vorige.

Jäger. (indem er den Schlüſſel abgiebt.) Ich habe vorige Nacht kein Auge zugethan, immer im Forſt aufgepaßt. Bin ich aber auf einer Seite, ſtehlen ſie auf der andern. Attrapire ich ſie auch, was ſoll ich thun. Schöß ich Einem die Beine voll Schroot, würd es nicht recht ſein.

Frau von Liebherrnthal. O Himmel! wenn er Einen tödtete, und es wär ein Mann mit Frau und Kind? Nein ſchießen muß er nicht, lieber Jäger!

Herr von Liebherrnthal. Aber in Haſt bringen, damit das Geſetz die rohe Unbill ahnde.

Jäger. Ja, wärens nicht ſo viele. Lezt pakt ich dreie, zwölfe ſprangen aber noch aus dem Wald, hingen mich an einen Baum, wie den Prinzen Abſalon, und prügelten mich ſo mit abgehauenen Zweigen und Kloben, daß ich vierzehn Tage im Bette lag.

Inſpektor. Es geſchah, wie der Herr Baron in Pyrmont waren. (Bei Seite.) Kein wahr Wort.

Frau von Liebherrnthal. Gott!

Herr von Liebherrnthal. Das iſt ſchauderhaft!

Jäger. Ich hätte an dem Baum verhungern müſſen, wär' der Herr Wirthſchaftsinſpektor nicht zum Glück den andern Tag gekommen, der auch immer den Dieben nachſtellt.

Herr von Liebherrnthal. Da hat Er zwei Louisd'or für Schmerzen und bewieſenen Eifer.

Jäger. (vor ſich.) Nun will ich doch mein Glück wieder bei der kleinen Elſe probiren. (ab.)

Inſpektor. Dürft ich unmaßgeblich rathen, verliehen der Herr Baron dem Jäger mehr Gewicht. Etwa den Titel Förſter, mit angemeſſenem Einkommen. So vermöchte er einen Burſchen und mehr tüchtige Hunde zu halten.

Herr von Liebherrnthal. Man könnte Doggen aus England verſchreiben.

Frau von Liebherrnthal. Ja, die imponiren.

Inſpektor. Mir iſt der Saame eines neulich an den Quellen des Ohio entdeckten Baumes, Rieſenplatane genannt, verſprochen. Nach funfzehn Jahren überwächſt er zweihundertjährige Eichen. Bald ſollen die Liebherrnthaler Forſten einen doppelt ſo hohen Werth empfangen, als wären ſie nur mit europäiſchem Gehölz beſtanden.

Herr von Liebherrnthal. Es thut auch Noth um endlich gekrönte Entwürfe. Wir müſſen alle dazu ſehn. Deshalb bitte ich, den Martin abzuwerfen, ſich aufs Pferd zu ſchwingen, und auf dem Felde thätig zu ſeyn.

Inſpektor. Ich vollziehe das Gebot mit hohem Vergnügen. Gnädigſte Frau, ich lege mich zu Füßen. (ab)

Frau von Liebherrnthal. Adieu mon chèr!

Herr von Liebherrnthal. Abermal! Es fällt uns Deutſchen ſchwer, die Franzöſirung abzulegen. Und — ganz unter uns geſagt — wer weiß, ob wir auch allenthalben gut daran thun. Im letzten Krieg wenigſtens ſiegten wir durch lauter Franzöſirung. Sehn wir doch im Garten nach, ob die Bauerknaben übergeſtiegen ſind, und die Pürſiche entwandt haben, wie Juliane ſagt. Iſts wahr, trägt ſie hier ſchuld, Niemand ſonſt.

Frau von Liebherrnthal. Juliane?

Herr von Liebherrnthal. Es ereignete im vorigen Jahre ſich auch, der Gärtner hatte einen ergriffen; ich wollte diesmal eine exemplariſche Züchtigung veranlaſſen; da kam die Tochter und legte ſich mit Bitten ein, bis ich ihn laufen ließ. Nun hat das keine Furcht. So geht es. (Beide ab in den Garten)

Eilfter Auftritt.

Legationsrath von der einen, Rittmeiſter von der andern Seite.

Legationsrath. (nun in völliger Kleidung.) Ich ſuche Dich allenthalben, Freund!

Rittmeiſter. (in Uniform.) Und ich Dich! Ei wie Alles ſich hier verſchönt!

Legationsrath. Koſtet auch nicht geringe Summen.

Rittmeiſter. Nimm mirs nicht übel — wie kann man das Geld ſo wegwerfen?

Legationsrath. Der Staat gewinnt bei ſeinem raſchen Umlauf. Das wiſſen wir aus unſerm Adam Smith.

Rittmeiſter. Guter Leopold, ich ängſte mich unerhört, mein Vater wird es übel nehmen, daß ich nicht erſt zu ihm kam.

Legationsrath. Ein Held und ſpricht ſo ein Wort aus.

Rittmeiſter. (einfach hin, ohne irgendwo die Stimme zu erheben.) Vor meinem Alten heg' ich auch mehr Furcht, wie vor einer Batterie Zwölfpfünder. Ich will Dirs nur geſtehn: einmal ſollte ich ſolche Batterie wegnehmen. Nun ich wußte, was ich dem Vaterlande, meiner Ehre ſchuldig ſei, rief Marſch, Hurrah! Wie aber die Kartätſchen ſo in die Eskadron ſchlugen, Mann und Roß um mich ſtürzten; Alles wankte, dacht ich: hier geht's nicht, Niemand kömmt lebendig heran. Nun fiel mir aber auch bei: wenn mein Vater hier zuſähe? Da ſchrie ich meinen Leuten zu: Seid Ihr verzagte Memmen? Wollt Ihr mit verhängtem Zügel beide Sporn geben! — Und wir nahmen die Batterie glücklich.

Legationsrath. Ein Theil mußte einmal ſchon zürnen. Wärſt Du nicht gleich zu uns gekommen, hätte meine Schweſter es nie verziehn. Ei ſag mir doch, weshalb Du jedesmal roth und verlegen wirſt, wenn ich ſie nenne?

Rittmeiſter. (nimmt das Tuch heraus.) Ich lief ſo, — es iſt warm —

Legationsrath. Im Herzen?

Rittmeiſter. O — wie könnt ich —

Legationsrath. Liebe fühlen? Es würde an ſo einem Roland nur befremden, wenn ſie ihm fremd bliebe. Oder willſt Du neben einem Tilly, einem Karl dem Zwölften glänzen, die ſich rühmten, nie Amors Sclaven geweſen zu ſein?

Rittmeiſter. Reden wir davon nicht.

Legationsrath. Warum? Hab ich mein Geheimniß Dir nicht offen bekannt?

Rittmeiſter. Du und ich — andere Umſtände.

Legationsrath. Das ſeh ich hier nicht.

Rittmeiſter. Juliane iſt reich — ihre Anſprüche —

Legationsrath. In welchem Lichte ſiehſt Du Dich? Wir leben zwar im Zeitalter der Übertreibungen; nichts tadle ich jedoch mehr, als wenn Jemand in der ſonſt löblichen Tugend Beſcheidenheit nicht Maas hält. Oder — ſollt ich dennoch irren? Wär meine Schweſter Dir gleichgültig?

Rittmeiſter. Ich lüge ſo ungern wie ein Quacker — und hier mag ich die Wahrheit doch nicht geſtehn. (mit zunehmender Verwirrung.) O ich wünſchte, nicht nach Liebherrenthal gekommen zu ſein. Juliane iſt während dem — mir ſchlug das Herz wohl ein wenig, als ich den Kirchthurm von Weitem ſah — und ich glaubte ihn ſchon den ganzen Tag zu ſehn: kam ich näher, wars ein Baum — doch wär das wohl vorüber gegangen, hätt ich nur ſie nicht erblickt. Nun werde ich Unruhe und Pein mitnehmen, beim Regiment nicht mehr geſammelt ſein. (halblaut.) Ich bin im Stande und rufe einmal ſtatt Eskadron: Juliane!

Legationsrath. (lächelnd.) So rief ich an Deiner Stelle: (ihm halblaut ins Ohr, doch etwas im militäriſchen Ton.) Juliane — zum Altar!

Rittmeiſter. (heftig ergriffen.) Gott — es wär zum Himmel!

Legationsrath. Um den Himmel ſoll'n wir uns bemühn. In der That biſt Du aber ein guter Chriſt; es heißt bei Dir: Schaffet, daß Ihr ſelig werdet mit Furcht und Zittern.

Rittmeiſter. Auf meine Ehre, ich hätte nicht geglaubt, ſo fürchten zu können. Doch ſoll der Menſch einmal ſchon manches fürchten und fliehn, zum Beiſpiel die Leidenſchaften. Beinahe wär es mir einſt ſchlimm gegangen, als ich ihnen dreiſt ins Auge ſehn wollte.

Legationsrath. Hier gilt es einer edlen erhabenen Leidenſchaft, da wirf hin, was Deiner unwürdig iſt. — Übrigens erhält Juliane wohl ein Zwanzigtauſend Thaler und mehr gleich, ſterben Vater und Mutter ſo —

Rittmeiſter. Ei Leopold, wer wird den Tod der Eltern in Rechnung ziehn! Ach die Zwanzigtauſend Thaler möchten ſie getroſt behalten. Mich reizt das Geld nicht, wenn ich ſchon ſeinen Werth kenne. Bis ich die Escadron erhielt, litt ich vielen Mangel. Doch ein Glück. Nun konnt ich der Verführung nicht auf den Markt folgen, wo man das Gift, Lüſte genannt, kauft.

Legationsrath. So hatte ich denn zu meinem Unheil, über Summen zu gebieten. Ich würde noch weiter verirrt ſeyn, hätt ich der Geliebten Bild nicht im Herzen getragen.

Rittmeiſter. Ein Escadronchef ernährt wohl eine Frau. Doch in Bäder und Hauptſtädte muß ſie nicht reiſen wollen; es giebt ſelten Urlaub. Auch überhaupt dem Reglement ein wenig nachleben, beſonders im Monturfach. Eine einfache Staatsuniform für die groſſe Parade, und ein Paar Interimsuniformen. Auch gute Rechnung im Haushalt, als ob ſie das Kriegsminiſterium zu revidiren hätte.

Legationsrath. Der Hauptſache folgen die Nebenumſtände von ſelbſt. Sprich nur mit Julianen.

Rittmeiſter. Meinſt Du — nein, meinſt Du wirklich ich dürfte das?

Legationsrath. Ich hafte, Du wagſt keinen Korb.

Rittmeiſter. Das würde mir auch ſein, als ob man vor der Front mich kaſſirte. O was haſt Du in mir geweckt! Allein da müßt ich ja — wenn ich mich entſchlöſſe — erſt zu Deinen Eltern gehn.

Legationsrath. Sie geſtatten uns Beiden Wahl nach Liebe. Auf Julianen kömmt es an.

Rittmeiſter. Gott — wenn ſie mich wählte, und gar aus Liebe! Ach ſie wird nicht, ihr winkt wohl eine glänzendere Parthie.

Legationsrath. Was nennſt Du ſo? Etwa mit einem Präſidenten, der einen Stoß Akten feuriger umarmt, wie eine holde Geſtalt, oder mit einem Geheimen Staatsrath, der hundert Auſtern zärtlicher küßt, wie einen ſchönen Mund?

Rittmeiſter. Nun — ſo will ichs wagen, wie bei der Batterie! Doch halt! da fällt mir auch mein Vater ein! den muß ich erſt fragen, ob ers auch erlaubt. Und das ſteht noch dahin. Ach — ſie kömmt! Faſt möcht ich davon laufen.

Zwölfter Auftritt.

Juliane, prunkvoll gekleidet. Vorige.

Juliane. Herr Rittmeiſter, ich nahm Ihre beiden Orden in Verwahrung. Nun muß ich ſie wohl Ihnen einhändigen, da Ihr Herr Vater ohne Zweifel bald kömmt.

Rittmeiſter. (ſehr verwirrt.) O meine Gnädige — nun Sie dieſe Orden berührt haben — (bei Seite.) Was ſchwatz' ich da in den Tag.

Legationsrath. Erzeig ihm auch die holde Gunſt, ihm ſie umzuhängen.

Juliane. Gern! (ſie naht, der Rittmeiſter verbeugt ſich.)

Rittmeiſter. Zu viel! O nun ſind ſie erſt geheiligt! (bei Seite.) Schon wieder.

Legationsrath. Wär ich ein großer Herr, weiht ich das Ordensritterthum romantiſcher. Hätte ein Krieger ein Ehrenzeichen verdient, würde nachgefragt, wo die Dame ſeines Herzens lebte. Aus ihder Hand, keiner andern, ſollte er den glorreichen Preis empfangen.

Rittmeiſter. (ſchnell.) Das muß ich Ihnen geſtehn, mein Fräulein, als ich die Orden erhielt, war mein erſter Gedanke: Wenn **Juliane** das erfährt! (bei Seite.) O! (laut.) Verzeihung — mißdeuten Sie nicht! — Ein Anklang aus den ſchönen Kinderjahren.

Juliane. Ich verſichere Sie auch, daß ich, hörend, der Staat habe Sie damit geſchmückt, eine hohe Freude empfand.

Legationsrath. Und wohl eine tiefe, den Paladin ſelbſt zu ſehn.

Juliane. (leiſe.) Bruder nicht zu auffallend. (laut.) Nun allerdings — auch das ſchöne Andenken entflohner Zeiten.

Rittmeiſter. (ſehr gerührt.) Ach jene Tage — wenn ich nach Liebherrnthal kam —

Juliane. Leopold, wir müſſen den Vater bitten, daß er einen Tempel bauen läßt, im gothiſchen Styl, mit hohen Spitzgewölben und traulich bunten Fenſtern. Erinnerungstempel mag er heißen.

Legationsrath. Erinnerung an liebliche Vorzeit iſt gut, liebliche Gegenwart beſſer. Und warum nicht einen Minnetempel?

Juliane. (leiſe.) Setze mich nicht in Verlegenheit.

Legationsrath. Denn Minne —

Rittmeiſter. (leiſe.) Nichts von Minne —

Legationsrath. Und die ächteſte Minne, wo es dem Buhlen an Herz gebricht, das Herz zu geſtehn.

Rittmeiſter. (mit einigem Ungeſtüm.) Kein Herz! Dies laß ich mir nicht ſagen. (in grader Haltung zu Julianen tretend.) Meine Gnädige, erlaubts mein Vater, werde ich Ihnen kühn melden, daß ich ſchon ſieben Jahr Sie liebe!

Legationsrath. Vortrefflich! Wie der Patriarch.

Rittmeiſter. Und Sie muthig fragen: ob Sie wohl einen Eskadronschef, wenn er den landesherrlichen Konſens erhält, heirathen möchten. (leiſer.) Sagen Sie nein — iſts mein Jena! (tritt zurück.)

Legationsrath. Im andern Fall aber Dein belle alliance.

Rittmeiſter. (im höchſten Feuer.) O wäre das, wollt ich Ihnen auch treu ſein, wie der Standarte! (ruhiger.) Aber aufs gothiſche Tempelbauen könnt ich mich nicht einlaſſen.

Juliane. O Wilhelm!

Rittmeiſter. (leiſe.) Gott, da nennt ſie mich gar beim Vornamen!

Juliane. (verwirrt.) Verzeihung — der Name Wilhelm klingt ſo ſchön —

Dreizehnter Auftritt.

Herr von Liebherrnthal. Frau von Liebherrnthal, die aus dem Garten kommen. Vorige.

Herr von Liebherrnthal. Zu arg! Alle Pfirſiche abgeriſſen, und die Spalire noch entzwei. Diesmal ſoll mir doch platterdings eine exemplariſche Züchtigung folgen.

Frau von Liebherrnthal. Nun haben wir jedoch Niemand, an dem ſie vollzogen werden könnte.

Herr von Liebherrnthal. Ach, lieber Rittmeiſter! Ihr Herr Vater und Fräulein Schweſter, werden gleich hier ſein, kamen übers Feld — da ſind ſie ſchon!

Vierzehnter Auftritt.

Hauptmann von Rohrehof, in einer altmodiſchen Uniform. Margarethe, im einfachen Mouſſelinkleide. Vorige.

Hauptmann. Gnädige Frau, Herr von Liebherrnthal! weil Sie ſo befohlen haben.

Rittmeiſter. (der ſich nicht halten kann, fliegt ihm in die Arme.)

Hauptmann. (froh beſtürzt.) Wie — was — mein Sohn —

Margarethe. Mein Bruder!

Rittmeiſter. O mein Vater!

Hauptmann. Zwei Orden?

Juliane. Und Escadronchef!

Legationsrath. Manches Verdienſt wird ſpät belohnt!

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Reiches Zimmer, im Schloß zu Liebherrnthal.

Erſter Auftritt.

Rittmeiſter, Margarethe, welche aus der Mittelthüre kommen. Dann der Legationsrath.

Margarethe.

O mein guter Wilhelm! Nie hätt' ich das gehofft. Und wie freut mich Dein Glück!

Rittmeiſter. Schöner Tag! (umarmt ſie.)

Legationsrath. (tritt auf.) Streiten Sie noch, einen Rittmeiſter zu lieben, mein Fräulein? Umarmen ihn gar.

Margarethe. (läßt den Bruder los und geht bei Seite.)

Legationsrath. Stören Sie die erhebende Situation nicht. (leiſe zum Rittmeiſter.) Halte die Zuſage —

Rittmeiſter. Faſt ſollt ich nicht —

Legationsrath. Nur zwei Minuten.

Rittmeiſter. Nun — ich muß ohnehin gleich den Vater allein ſprechen! (ab.)

Legationsrath. Meine Gnädige, ich danke noch innig, daß Sie meinen Bitten nachgaben. Oft lud man Sie vergeblich ein.

Margarethe. (etwas kühl.) In Zirkel, wie man ſie hier gewöhnlich ſieht, paſſe ich nicht.

Legationsrath. Ganz recht, weil Sie Alles darin verdunkeln.

Margarethe. O ich bitte — wo blieb mein Bruder?

Legationsrath. Vor einigen Jahren hatten wir doch einmal das ſeltne Glück, Sie bei uns zu ſehn. Im Januar. Ich zeigte Ihnen unſer Treibhaus, Sie ſtaunten über den lieblichen Mai, welchen die Kunſt hervorgerufen hatte, über holdes Grün und duftende Blumen, während draußen Schnee an den Bäumen hing.

Margarethe. Erlauben Sie, daß ich meinem Bruder folge —

Legationsrath. (hindert es.) Auch gab es reife Kirſchen. Ich ließ nicht ab, bis meine ſchöne Begleiterinn ſie alle für ſich gepflückt hatte.

Margarethe. (im gewöhnlichen Ton.) Ich weinte hernach ſo viel darüber —

Legationsrath. Als ich ſo viel lachte, über den unendlich ergötzlichen Ärger, der nun folgte. Wir begingen den Geburtstag der Gräfin Steinfeld. Sie waren ihr zugedacht; auf dem niedlich gemalten vergoldeten Fruchtkörbchen von Porzellan die Inſchrift: Der Königin des Feſtes. Man fand die Kirſchen nicht mehr. Ich jubelte heimlich: Die wahre Königin empfing ſie.

Margarethe. Zu gütig. Doch — vergangene Zeit. Ich bitte — (will hinaus.)

Legationsrath. (vertritt ihr den Weg, und bringt einen Stuhl.) Ich auch —

Margarethe. ([illegible]) O nein, nicht ſitzen.

Legationsrath. Und möchte grade eine Sitzung mit Ihnen halten, mir wichtiger, wie der Kongreß von Aachen.

Margarethe. (geht unruhig umher. Mit Spannung und bitter.) Aber — wo iſt denn die heutige Königinn des Feſtes? Sie — wollten ſo gütig ſeyn, mir das Fräulein Braut zu zeigen —

Legationsrath. Vielleicht — der Himmel geb es — mit Hülfe des Theils der angewandten Mathematik, den man Katoptrik nennt.

Margarethe. (gleichgültig.) Das Wort iſt mir gänzlich fremd.

Legationsrath. Aber die Fremdheit ſcheint Ihnen heute nicht fremd. Ihre Worte — neben allem Zauberklang — umwehn mit einer Kälte, als tönten ſie aus dem unzugänglichen Grönland her, dem Eis ſeit Jahrhunderten die übrige Welt vermauerte —

Margarethe. Kömmt die reiche Braut etwa noch?

Legationsrath. Es giebt Reichthum an Summen, aber auch an Schönheit, Gemüth und andern Vorzügen. Übrigens gelang Ihnen die Fremdheit ſonſt nicht einmal ſchreibend. Ich erfuhr es an den Briefen, die ich von Ihnen erhielt.

Margarethe. (unwillig ſtutzend.) Briefe; Herr Legationsrath von mir?

Legationsrath. Freilich nur ſechſe.

Margarethe. Dieſen Scherz muß ich im Ernſt verbitten.

Legationsrath. (nimmt Briefe aus dem Taſchenbuch.) Könnten Ihro Gnaden die eigne Hand läugnen?

Margarethe. (ſchnell hinblickend.) Ah — die ſchrieb ich dem Fräulein Schweſter.

Legationsrath. Ahnten nicht zu welchem Behuf. Ich gab ihr aus der Ferne auf, Sie um dies und das zu fragen, Ihnen Antworten abzunöthigen. Die mußte ſie gleich nach Wien ſenden; ich erwartete die Sanſcritta mit Braminenandacht. Unmittelbare Zeilen würden ſie freilich zu einem noch kühnern Höhenflug geſteigert haben, ließen ſich aber nicht hofſen. Gleichwohl erſah ich nun Ihr Befinden; ja einigemal waren Sie huldreich genug, ſich nach dem meinigen zu erkundigen.

Margarethe. (in großer Verlegenheit.) Wie konnt ich vermuthen —

Legationsrath. Da ſah ich gar meinen Namen, von Zügen Ihrer Hand dargeſtellt. So ein Name thut eine namenloſe Wirkung.

Margarethe. (will ihre Verlegenheit bergen.) Alſo — dachten Sie doch noch an mich?

Legationsrath. Recht eigentlich, wie ein tiefer Denker; ſuchte zu begreifen, was ich einſt dunkel empfunden hatte. O es ward mir auch lichthell, ſonnenklar —

Margarethe. (mit ſtreitender Empfindung.) Herr Legationsrath, doch unrecht, ein Mädchen wie ich nun bin, ſo zum Beſten zu haben.

Legationsrath. Stoff zu einem Wortſpiel. Sie ſind das Beſte was ich kenne; das Beſte zu haben wär das beſte Glück!

Margarethe. Nicht auszuhalten!

Legationsrath. Tadeln müſſen Sie mich immer.

Margarethe. O viel an Ihnen taugt auch nicht.

Legationsrath. Doch gelobte ich Beſſerung, wollte in *einem* Fall Spiel und ſonſt betretne Irrwege fliehn. Ich nenne den Fall ohne weitern Umſchweif. Wenn Sie mich heirathen.

Margarethe. Leopold —

Legationsrath. Margarethe —

Margarethe. Herr Legationsrath —

Legationsrath. Gnädiges Fräulein —

Margarethe. Unziemend — den Scherz bis dahin zu treiben.

Legationsrath. (ſchnell.) Ich ſagte Ihnen, woran ich zwei Jahre im Vorgefühl ſchwelgte. Bei Gott, das lohnte an einem Scherz nicht!

Margarethe. (ſehr treuherzig.) Und ſehn Sie — zwei Jahre hat es mir geahnt, daß Sie es ſagen würden.

Legationsrath. So ſind Sie nicht überraſcht, können mir gleich beſonnen antworten.

Margarethe. Ach! — das geht ja nicht, lieber Leopold! Sie ſind mir viel zu reich.

Legationsrath. Es gehört in meinen Augen zu Ihren hohen Vorzügen, daß Sie nicht an Summen reich ſind. Rohrshof iſt ein kleines Gut —

Margarethe. (nicht ohne Gewicht.) Doch ſechstauſend Thaler taxirt, und ohne Schulden. Wären nur die Kontributionsrückſtände nicht.

Legationsrath. (lächelnd.) Nun, Liebherrnthal iſt 150,000 werth. Es verſteht ſich, daß ich auch die kleinſte Mitgift ablehnen müßte, weil — doch proſaiſche Nebendinge hernach.

Margarethe. Ich in die Reſidenz?

Legationsrath. Ergreifen Sie keine unrichtige Meinung davon.

Margarethe. Ihre Eltern geben das nimmer zu.

Legationsrath. Ha ha ha! Sagten mir übrigens noch heute. Sie wollten eine Schwiegertochter, die mich von meinen Verirrungen zurückbrächte, in liebevolle Arme winden.

Margarethe. (mit Rührung.) Von Ihren Verirrungen möchte ich Sie wohl zurückbringen, Leopold, und — (mit einigem Nachdruck.) vielleicht könnt ichs! Aber da red' ich von ſolchen Dingen, und mein Vater weiß kein Wort. Ich darf ihm nichts hehlen. (will fort.)

Zweiter Auftritt.

Juliane. Vorige.

Juliane. Wohin? Ich muß Ihnen doch meine Fraiſe zeigen, nach einem Gemälde von Rubens geſtickt —

Margarethe. Erlauben Sie —

Juliane. Und meinen kleinen Pelzmantel von Papageienfell —

Legationsrath. Wie könnte eine junge Dame der andern abſchlagen, ihr Muſeum zu ſehn. Ich kehre während dem das Weitre vor, Juliane (nach einer Verbeugung auf einer Seite ab.)

Juliane. Kommen Sie, Gute, Liebe, Einzige! (mit Margarethen, die, ſich ſträubend folgt, nach der andern ab.)

Dritter Auftritt.

Herr von Liebherrnthal, Hauptmann von Rohrshof treten ein durch die Mittelthüre.

Hauptmann. Sie wünſchten meinen Rath —

Herr von Liebherrnthal. Nur den Anblick ihrer Freude.

Hauptmann. Eigentlich mußte Wilhelm erſt zu mir kommen.

Herr von Liebherrnthal. Sie hörten, wer ſchuld iſt.

Hauptmann. Nun gut; ein Vater kann ſchon was verzeihen, tritt der Sohn ſo vor ihn.

Herr von Liebherrnthal. Sie empfanden viel dabei, aber auch ich.

Hauptmann. So mögt ich Ihnen auch meinen Rath aufdringen.

Herr von Liebherrnthal. Die jungen Leute ſind im Garten. Noch hier ein Glas Wein. Lieben Sie Tokaier? Eilfer? Rüdesheimer?

Haupt-

Hauptmann. Gänzlich verbunden.

Herr von Liebherrnthal. Sie tranken ohnehin ſo wenig.

Hauptmann. Drei Gläſer. Geſchah in zehn Jahren nicht. Thun Sie was beliebt; ich bitte um ein Glas Waſſer.

Herr von Liebherrnthal. Das erſchlafft ja den Magen.

Hauptmann. Noch erfuhr ich nicht, daß ich einen habe.

Herr von Liebherrnthal. Und faſt immer iſt der meinige zerrüttet.

Hauptmann. Bei den zwölf Schüſſeln wunderts mich nicht.

Herr von Liebherrnthal. Der tägliche, und oft peinliche Unmuth ſchadet mir auch.

Hauptmann. Verdruß habe ich ſelten, ich beuge ihm vor.

Herr von Liebherrnthal. Wär nur der quälende Rheumatismus nicht.

Hauptmann. Was iſt das? Ich verſtehe kein Latein.

Herr von Liebherrnthal. O wie beneid' ich Sie!

Hauptmann. Geſundheit iſt meiſtentheils Lohn und Krankheit Strafe. Jeder kann am beſten wiſſen wofür.

Herr von Liebherrnthal. Und ſind vermuthlich nicht älter als ich?

Hauptmann. Neunundfunfzig.

Herr von Liebherrnthal. Iſts möglich? Ich hielt uns von einem Alter, und zähle erſt fünfundvierzig! Wer iſt denn Ihr Arzt?

Hauptmann. Mäßigkeit.

Herr von Liebherrnthal. Ich fragte ſchon die berühmteſten; Rezepte ſchreibend, verhießen Alle Geneſung, doch —

Hauptmann. Papiere thun es ihm ſelten, wo einmal die Unordnung einzog. Das geht bei der Landwirthſchaft auch ſo.

Herr von Liebherrnthal. Da meine Geſundheit jetzt ſchon ſo zerrüttet iſt, mit welchen Beſorgniſſen muß ich zu dem Lebensabend ſehn.

Hauptmann. Wer ein frohes Alter will, ehre jung die Vernunft. Doch nichts für ungut.

Herr von Liebherrnthal. Und Sie wollen in der That nicht mehr trinken?

Hauptmann. Das Waſſer, wenn ich bitten darf!

Herr von Liebherrnthal. Jäger! (beide ſetzen ſich.)

Vierter Auftritt.

Jäger. Vorige.

Jäger. (tritt auf)

Herr von Liebherrnthal. Ein Glas Waſſer!

Jäger. (ab.)

Hauptmann. Wohlan, mein Herr Nachbar! Doch nichts für ungut. Die drei Gläſer — ich bin as nicht gewohnt — könnten mich offen machen — war bin ich ſonſt auch nicht verſchloſſen.

Herr von Liebherrnthal. Von einem ächt iedern Deutſchen hört man Wahrheit gern.

Hauptmann. Damit will ich aufwarten. Sie ſt zwar nicht beliebt.

Herr von Liebherrnthal. Weil ſie oft verwundet?

Hauptmann. O ſie verwundet nur unſern rrthum, iſt eine rauhe, doch ernſte wohlthätige reundin. Genug, Sie gewährten mir die Freude über einen Sohn, da muß ich ſehen, daß ich Ihnen ieder eine bereite. (Beide ſetzen ſich.) Ich kam über hren Acker —

Herr von Liebherrnthal. Und zu Fuß. ätte Ihnen gern einen Wagen geſandt, wenn Sie ie Pferde in der Erndte brauchten.

Hauptmann. Gehn wir doch zur Kirche oft herüber. — Nun, da fand ich denn Ihre Mäher und Dirnen. Etliche ſchnarchten, andere trieben ihr Poſſenſpiel. Auch kam ich an Ihrem Eichenwald hin, ſah, was ich ſah. Gott, dacht ich, hat der Nachbar drei Tonnen Goldes, muß er endlich doch zu Grunde gehn. Winters zum Karneval, Sommers in den Bädern, während dem kann hier ſtehlen, betrügen, faulenzen, vernachläßigen, wer Luſt hat, und ſelbſt wenn er daheim iſt, gehts kaum beſſer zu.

Herr von Liebherrnthal. (rückt mit dem Stuhl zurück.) Sie verhießen mir eine Freude, und — ſagen mir eben nicht Angenehmes.

Hauptmann. Es giebt manche ſchöne Blume, deren Saame übel in die Augen fällt.

Herr von Liebherrnthal. (indem er ſeine Empfindlichkeit zu mildern ſucht.) Und Sie ſcheinen durch ein Glas zu ſehen, womit man Sonnenfinſterniſſe zu beobachten pflegt. Ich bin von redlichen Leuten umgeben.

Hauptmann. Gehört der Wirthſchaftsinſpektor auch dazu?

Herr von Liebherrnthal. Ich nahm ihn vor einigen Jahren auf löbliche Zeugniſſe, denen er entſpricht. Einigen leichten Jugendſinn wiegen ſeine Talente reichlich auf.

Hauptmann. Wie alles ſich verbeſſern kann, muß es auch vom Landbau gelten. Doch für einen Projektenmacher, der ſieben egyptiſche fette Jahre aufs Papier und ſieben magere aufs Feld bringt, geb ich nicht einmal meinen Verwalter hin, der nur ein ſchlichter Bauerkerl iſt, den ich aber in Furcht halte.

Herr von Liebherrnthal. (ergreift ſeine Hand.) Im neunzehnten Jahrhundert zeigt die Uhr auf Menſchlichkeit.

Hauptmann. Das Jahrhundert ißt im Schweis des Angeſichts ſein Brot. Ich ſah mir den Inſpektor, wie er da mit uns aß, ein wenig an. Er ſieht aus, wie Einer, der ſeine Ehrlichkeit an den Nagel gehängt hat. Vielleicht vor nicht gar zu langer Zeit. Da ſind ſie noch ſcheu; können Niemanden recht ins Auge ſehn; am wenigſten einem ſo barſchen Geſicht wie meinem. Laſſen Sie ihn doch einmal rufen.

Jäger. (bringt das Glas Waſſer.)

Hauptmann. Burſche, der Inſpektor ſoll zu ſeinem Herrn kommen.

Jäger. (ab.)

Herr von Liebherrnthal. Herr Hauptmann —

Hauptmann. Zum kleinen Verſuch. Ich werde ihn etwas fragen. Geben Sie Acht, ob er die Augen niederſchlägt.

Herr von Liebherrnthal. Ich betheure Ihnen —

Hauptmann. Er kömmt ſchon.

Fünfter Auftritt.

Wirthſchaftsinſpektor Gutmann, im modernen Frack. **Vorige.**

Inſpektor. Was ſteht zu Befehl?

Herr von Liebherrnthal. (verlegen.) Der Herr Hauptmann — wollte ſich nach etwas erkundigen.

Hauptmann. (Sieht ihn feſt an.) Ich möchte auch oſtfrieſiſches Rindvieh kaufen. Belehren Sie mich doch, welche Fütterung ihm nachtheilig iſt.

Inſpektor. (ſchlägt die Augen nieder.) Es kömmt darauf an — natürlich magre Weide — ſchlechtes Heu —

Hauptmann. Gute Futterkräuter, die verdorben ſind auch. Nicht wahr? Nun bin ich unterrichtet und danke.

Inſpektor. (geht mit geſpanntem Blick ab.)

Hauptmann. Bemerkten Sie?

Herr von Liebherrnthal. Ach — ein Blick von Ihnen kann ſo einen jungen Menſchen wohl aus der Faſſung bringen.

Hauptmann. Ein braver Kerl muß ſie nicht vor dem Teufel verlieren. Geübte Schurken halten ſie aber auch ziemlich feſt. Rufen wir einmal den Jäger; der wird mehr gute Praxis haben. (ruft.) Jäger!

Jäger. (tritt auf.)

Hauptmann. (ſieht ihm ſcharf ins Auge.) An wen ſind die letzten Eichen aus ſeines Herrn Waldung verkauft?

Jäger. (den Hauptmann dreiſt anſehend.) An den Holzhändler Brand.

Hauptmann. Die zweihundert Stämme meine ich.

Jäger. Nur hundert.

Hauptmann. Gut! Ich möchte auch mit Herrn Brand handeln.

Jäger. (ab, doch wieder bisweilen um die Thür blickend.)

Herr von Liebherrnthal. Er dient mir ſeit neun Jahren treu und emſig, hat gute Erfahrung in Forſtſachen —

Hauptmann. Der Kerl iſt in zehn Jahren nicht mehr ehrlich geweſen. Gutmann iſt noch ehrlich hergekommen, doch nach dem Sprüchwort von der Gelegenheit — Sie wiſſen was die macht —

Herr von Liebherrnthal (ſteht auf.) Zu hart, zu lieblos!

Hauptmann. Bei mir wäe er ehrlich geblieben. Sehn Sie, ich bin kein Lavater, aber weil ich nur ehrliche Leute um mich ſehe, hab ich ſo einen ſcharfen Takt für Spitzbubenphyſiognomien.

Herr von Liebherrnthal. Gott, das iſt mir unlieb. Ich ſehe gern Alles um mich zufrieden.

Hauptmann. Ich wette, Sie Niemanden. Je mehr Sie geben, je mehr will die Unverſchämtheit. Mit den Eichen wirds wohl ſo ſtehn. Zweihundert ſind neulich geſchlagen, hundert Ihnen berechnet. In die übrigen theilten ſich der Praktiker Trumpf, der Theoretiker Gutmann, damit er keine Augen hat, und Herr Brand, damit er auf Erfordern ſagt, was man will.

Herr von Liebherrnthal. Auch Brand iſt ein unbeſcholtner Mann.

Hauptmann. Nun mein Rath. Den Jäger ins Hundeloch.

Jäger. (der zum Vorſchein kömmt, leiſe.) Alle Teufel! (verſchwindet.)

Hauptmann. Schelme laße man keine Stunde frei; ſie können zu viel Böſes darin thun.

Herr von Liebherrnthal. Mein Himmel, warum? Es ſpricht ja nichts gegen ihn, als die Stimme Ihres Argwohns. Betröge man mich, würden Gutmann und Trumpf bei vielem Gelde ſeyn; dennoch bitten ſie oft, ihnen den Gehalt voraus zu geben.

Hauptmann. Wie gewonnen, ſo zerronnen. Giebt der Inſpektor ſeinen Freunden Bankette, wo Champagner und Rheinwein fließen, und verſpielt der Jäger in einem Abend zehn Thaler und mehr, können ſie auch die Tauſende, um die ihr Herr betrogen iſt, verbringen. Alſo den Jäger ins Hundeloch, den Inſpektor vor der Hand in ſeine Stube geſchloſſen. Urſache genug, das wüſte Leben. Mit Recht können ſie es nicht führen.

Herr von Liebherrnthal. Aber woher wiſſen Sie das, guter Hauptmann?

Hauptmann. Meine Leute bringen hier Korn nach der Mühle, haben in der Stadt zu thun. Sie ſind ſo gezogen, daß ſie erſchrecken, wenn ſie Böſes ſehn. So ſchweigen ſie auch davon nicht.

Herr von Liebherrnthal. O keine Beweiſe. Ihre Leute können den meinigen aus Haß Unbill nachreden.

Hauptmann. Das unterſtehn meine Leute ſich nicht. Und die Beweiſe werden ſchon hervortreten, wenn man die Unterſuchung verhängt. Ferner, ins Hundeloch, den Wirth aus der Schenkmühle. Oft herbergt er Geſindel, das keine Päſſe hat, vergeht ſich da ſchon gegen die Landesgeſetze. Er duldet verbotenes Spiel; das verdirbt Ihre Bedienten, die Leute im Dorf.

Herr von Liebherrnthal. Wäre das, müßte

er gewinnen; und iſt ein armer Schlucker, der ſeine Pacht nie zuſammenbringen kann. Oft wollte man ähnlichen Verdacht mir wecken; unterſuchte ich, fand ich doch jede Rechnung richtig.

Hauptmann. Ich ſagte auch nicht, daß Ihre Leute Dummköpfe ſind. Laßen Sie nur den Krug unvermuthet überfallen, durchſuchen, ob nichts von Vagabunden darin ſteckt. Alles ins Hundeloch; der Vogt muß das Pack aber trennen.

Herr von Liebherrnthal. (ſehr ungeduldig.) Ich beſitze kein Gefängniß, keinen Vogt; mein Vertrauen, milde Behandlung, hindern auf eine edlere Weiſe Übelthat.

Hauptmann. Güte macht auch gute Menſchen ſchlecht, Strenge ſchlechte endlich gut! Ihnen iſt nicht zu helfen, wenn Sie das nicht einſehn. Unglück auf Unglück wird Sie noch treffen, doch durch Ihre Schuld.

Herr von Liebherrnthal. Laßen Sie das. Humanität wag es drauf. Sie, guter Mann, begreifen Ihr Zeitalter nicht, ſind — nehmen Sie's nicht übel, wenn ich nun Ihnen auch Wahrheit ſage, und treffende: Sie ſind ein Finſterling. Wie iſt es möglich, bei alle dem aufgeſteckten Licht es noch zu ſein! Hüten Sie ſich, daß Herr Oken in Jena von Ihnen hört. Wollen Sie aber noch aus der Stelle, erbiet ich mich, Sie freundlich zu belehren; will ſelbſt hinüber auf Ihr Gut kommen, und die Dinge dort zeitgemäß einrichten.

Hauptmann. Beſtens verbunden. Und weil der Herr Nachbar nicht hören mögen, und lieber zu fühlen belieben, will ich denken: was deines Amts nicht iſt, laß deinen Fürwitz. — Von etwas Anderm.

Herr von Liebherrnthal. (der ſo lange verdrüßlich umher ging, ſetzt ſich wieder zu ihm.) Gern! Ich geſtehe Ihnen, das Thema war mir peinlich.

Hauptmann. Wenn ich fragen darf: wie viel halten Sie wohl Groß Liebherrnthal werth? Daß es einſt hundert und fünfzigtauſend Thaler geſchätzt worden iſt, weiß ich: da könnte man nach den gefallnen Kornpreiſen, aber jetzt nur von hunderttauſend reden. Wohl kaum, nachdem Ihre Waldungen ſo ausgelichtet ſind.

Herr von Liebherrnthal. Sollen nächſtens wieder mit ſchnellwachſenden Holzgattungen beſtanden ſein. Prüfen Sie aber auch die von mir eingeleiteten Meliorationen und die bereits vollendeten. Zu letzteren gehört das neue Schloß, von dem ich ſagen kann, daß es Geſchmack und Bequemlichkeit in einem hohen Grad eine: der Marſtall ſuſammt Reitbahn, das ſchier pallaſtähnliche Hornviehhaus, der Stall der Merinoſchaafe, welcher den Namen eines Hotels verdient, mit dem veredelten Wollſpeicher —

Hauptmann. Nur übel, daß beide leer ſind

Herr von Liebherrnthal. Werden ſich neu füllen. Nicht minder die geräumigen Scheuren oder vielmehr ſtattlichen Magazine.

Hauptmann. Hehle den Wunſch nicht, Ihre Erndten möchten auch ſtattlich ſein.

Herr von Liebherrnthal. Daneben mein Park, mit Treibhaus, Kiosken, Monumenten; dies Alles — von den Hauptpertinenzen abgeſehn — iſt doch gegen funfzigtauſend Thaler werth; hat mehr gekoſtet.

Hauptmann. Für Liebhaberei. Meiſtens todtes Kapital. Hilf Himmel, wenn Sie einmal Brandſchaden litten. Wie hoch ſteht dies Alles verſichert?

Herr von Liebherrnthal. Die Feuerſozietät wollte nicht über zehntauſend Thaler hinausgehn.

Hauptmann. Da könnt ich nie ruhig ſchlafen. Verzeihung — Glanzſucht war Ihnen doch nie eigen — wie kam es, daß Sie all die Prunkgebäude aufführten?

Herr von Liebherrnthal. Meine Frau liebt das. Und mehr noch Juliane. Das Mädchen hat aber einen feinſinnigen Geſchmack. Da muß ich jetzt eine Kapelle baun, nach einer Zeichnung von Romberg zu Göthens Fauſt; die Kapelle iſt aber auch niedlich. Weil mein Gut dadurch aber einen um ſo höhern Werth empfängt, iſt an dem Allen nichts ver-[illegible]n.

Hauptmann. Der Himmel geb es! Ich hörte von einem Grafen Hoditz, der ſich verrechnete.

Herr von Liebherrnthal. Ich ſchätze folglich Liebherrnthal hundertvierzig= bis hundertfunfzigtauſend Thaler. Die Juwelen meiner Frauenzimmer, andere Prätioſen und Silbergeräth fünftauſend, Mobiliar, Wagen, Poſtzug, Reitpferde und mehr, eben ſo viel. Nun vertraue ich Ihnen aber auch, und Sie können von ſelbſt es erachten, daß einige Hypothekenſchuld auf meinem Eigenthum haftet. Die Bauten, Steuerungen, die empfindlichen Kriegskalamitäten —

Hauptmann. Die hatte ich auch. Einmal ſchlugen wohl zweitauſend Mann einen Bivouak beim Dorfe auf. Da blieb kein Stück Vieh, kein Zaun, kein Strohdach, kein Pflaumenbaum im Gärtchen. Ich hatte aber bei den guten Kornpreiſen ein fünfhundert Thaler geſpart, ſchränkte mich noch mehr ein — Gott ſei Dank, mein Gütchen iſt noch frei, und die neuen Pflaumenbäume tragen ſchon wieder.

Herr von Liebherrnthal. Funfzigtauſend Thaler ſind landſchaftlich, zwanzigtauſend zur zweiten Hypothek, zehntauſend ſeh ich in Begriff zur dritten aufzunehmen. Unter uns, von der zweiten weiß meine Frau nichts. Ich wollte ſie nicht beunruhigen, geſtand bei den Bauten immer nur die

Hälfte der Koſten ein, auch bei Leopolds Schulden, und andern Gelegenheiten.

Hauptmann. Vor meiner ſeeligen Frau hatte ich kein Geheimniß.

Herr von Liebherrnthal. Mit einigen Wechſelſchulden noch, die aber nicht viel betragen, etwas über achtzigtauſend Thaler. Da kann ich freilich nur ein reines Vermögen von ſiebzig- bis achzigtauſend Thalern nachweiſen, nemlich vor der Hand. Wenn hingegen die engliſche Ackerwirthſchaft empor gedieh, löſe ich in einigen Jahren alle Hypotheken ab, ja, leb ich noch zehn Jahre, hoff ich meinen Kindern einſt zweimalhunderttauſend Thaler nachzulaſſen.

Hauptmann. Wenn dies Alles nur ſo richtig veranſchlagt und gehofft iſt, als ichs von Herzen wünſche. Ich möchte zwar wiederholen, das Hundeloch könnte dabei manches Gute thun, allein ſo ein rauhes Wort verwundet Ihr zartes humanes Ohr. Aber ich ſah die Palläſtchen für das liebe Vieh noch nicht in der Nähe; wollten Sie nicht erlauben — (ſteht auf.)

Herr von Liebherrnthal. Werde Sie mit Vergnügen begleiten. (beide ab.)

Jäger. (der von der andern Seite vortritt.) Tauſend Sapperment, der hat mir in die Karte geguckt. Nun wird mir angſt. Muß ſehn, ob ich noch mehr horchen kann. (folgt den Abgegangenen.)

Sechster Auftritt.

Legationsrath, Jokel, die eilig aus der Mittelthür kommen.

Legationsrath. Da Du mit mir in Wien geweſen biſt, wo ich ſolche Feſtlichkeiten oft veranſtaltete, zähl' ich auf Dich.

Jokel. Vor zwei Stunden ſchon trieb ich ſie zuſammen, ſie mochten wollen oder nicht.

Legationsrath. Gut, daß ich die Koſtüme mitbrachte, hier waren ſie nicht zu finden. Ehedem hätte man Venus, Amor, Grazien und Muſen gebracht; das iſt vorüber, vaterländiſche Mythen ſprechen an. Ich ſchrieb Dir alles auf. Wer iſt Wodan?

Jokel. Der Vorreiter.

Legationsrath. Er hat doch den geflügelten Helm? Es iſt der Griechen Merkur.

Jokel. Ja!

Legationsrath. Wen haſt Du zum Thies ausgeſucht?

Jokel. Den größten Lümmel. Er hat die Pickelhaube mit dem Hahn, den Bruſtharniſch mit dem Bären, den Schild mit dem Löwen, die weiße Fahne mit der Roſe und die Waagſchale.

Legationsrath. So ſtand er auf der Irmenſäule. Wer iſt Krodo mit dem Rad und dem Fruchtkorb?

Jokel. Der alte Fiſcher.

Legationsrath. Aber auf Freia, die Liebesgöttin, kömmt es vorzüglich an.

Jokel. Die Bettjungfer wollte ſichs nicht nehmen laſſen. Ich hatte erſt die Schweinehirtentochter ausgeſucht, ſie iſt die hübſchſte im ganzen Dorf.

Legationsrath. Hat rothe Haare, die Bettjungfer iſt mir lieber. Wer ſind die Alraunen Velleda, Ganna, Aurinia, Jetta, Tanfoma, Baduchenna?

Jokel. Dazu trieb ich ſechs alte garſtige Weiber auf.

Legationsrath. Mißverſtanden, Zerrbilder wollt' ich nicht. Taglöhnerfrauen in mittlern Jahren. Und die Valkyren?

Jokel. Damit hatt' ich verdammte Noth; in Wien oder Berlin hätte man ſie eher gefunden. Etliche paſſiren doch. Den Schwarzen macht der Schulmeiſter.

Legationsrath. Hätte man doch mehr Vorbereitungen treffen können. Radegaſt, Perno, die zimbriſche Podaga fehlen. Suantewith hätte vor Allem gepaßt, mit den vier Häuptern, weil zwei Brautpaare da ſind. Die Muſikanten aus der Stadt trafen doch ein?

Jokel. Ja!

Legationsrath. Nun höre. In dem Augenblick, wo die Eltern ihren Segen ausſprechen, werde ich mit dem Fuß ſtampfen. Du biſt mit dem ganzen Fabelkreis im Nebengemach, merkſt wohl auf das Zeichen. Wie Du es vernommen haſt, beginnt der feierliche Marſch. Die Gottheiten treten ein, neigen ſich. Krodo ſchüttet ſeinen Fruchtkorb vor den Damen aus; Thies, der Kriegsgott, ſetzt dem Rittmeiſter einen Kranz von Eichenlaub aufs Haupt. Mir — ja, was ſoll mir denn geſchehn, das Departement der auswärtigen Affären und Altdeutſchheit haben wenig gemein — nun Wodan, der geflügelte, kann mir die Hand ſchütteln, Zernebock, die Allegorie der Zwietracht, mengt ſich ein, laß ihn etliche groteske Sprünge machen. Die Alrunen vertreiben ihn aber; deutet auf Glückſeligkeit für die neuen Ehen. Am lieblichſten müſſen die Bräute gefeiert ſeyn. Freia krönt beide mit Blumen, die Valkyren nahen; Margarethe und Juliane werden, gefolgt von uns Allen, in den Garten geführt, das heißt: die himmliſchen Jungfrauen ſchließen den Liebenden Walhalla auf. Dort werde ich dann etwas aus dem Nibelungenliede deklamiren.

Jokei. Wenn die himmliſchen Jungfrauen nur nicht zu tölpiſch und krumm gingen.

Legationsrath. Ich muß ſie noch ſehn; dann können ſie ins Nebengemach ſchlüpfen. (ab mit dem Jokei durch eine Seitenthür.)

Siebenter Auftritt.

Juliane, Margarethe, die aus der Mittelthür kommen.

Juliane. Ich begreife nicht, Liebe, wie Sie mit einer ſo einfachen Garderobe, vaterländiſch: Gewandelei, auskommen.

Margarethe. Ich ſehe wieder nicht ein, wozu man viel bedarf.

Juliane. Wir ſind Nachbarinnen, Freundinnen. Es würde mir das größte Vergnügen machen, wenn ich Ihnen mit etlichen Moden, Ueberröcken, Shawls aufwarten dürfte —

Margarethe. Ich muß Sie im Ernſt bitten, nicht wieder davon anzufangen.

Juliane. Das Schickſal hat die Glücksgüter einmal ungleich vertheilt, uns fiel ein reicheres Loos, warum ſoll man nicht einigermaßen ausgleichen.

Margarethe. Fräulein Liebherrnthal, ich beneide Ihr Loos nicht, lehne aber auch Ihr Mitleid ab, weil ich mich nicht unglücklich fühle. Sie geſtanden in Pyrmont geweint zu haben, mit ſo wenigen Diamanten auf den Ball gehn zu müſſen, denn ein Paar Engländerinnen hätten mit ihrem Glanz alle Augen auf ſich gelenkt. Von ſolchem Kummer wußt ich nie. Schon eine Ausgleichung. Sie klagen über Flüſſe und Krämpfe vom vielen Tanzen, ich bin ſtets geſund; wieder eine.

Juliane. Sie halten mich für ſtolz, und ich meine es treu. Wir ſollten zu einander nicht mehr ſo fremd daſtehn. Vermuthlich bald Schwägerinnen. Selbſt doppelt —

Margarethe. (ſeufzend nach einer kleinen Pauſe.) Juliane — das glaub ich nicht.

Juliane. Sie lieben meinen Bruder. Gegen Ihren Willen entfloh Ihnen ein halbes Wort —

Margarethe. (ſchnell.) Ihre Eltern werden eine Verbindung nicht zugeben, wenn es ſchon der Herr Legationsrath meint. Ich habe das überlegt.

Juliane. Ha, ha, ha! überlegt man auch liebend? Das iſt mir neu!

Margarethe. (ernſt.) Soll man bei dem Wichtigſten ohne Überlegung ſeyn?

Juliane. Ah ſo täuſchte ich mich doch — Sie lieben nicht.

Margarethe. (ſchnell.) Ich glaube daß man lieben kann — (leiſer und langſamer) aber nöthigenfalls auch dagegen kämpfen.

Juliane. Liebe duldet keinen Kampf, iſt allenthalben Siegerin. Wegen meiner Eltern hegen Sie übrigens keinen Zweifel. Ich ſtehe ein, daß Sie nachgeben.

Margarethe. (im Ton frohen Hoffens, ihre Hand ergreifend.) Glauben Sie das wirklich, theure Juliane?

Juliane. Wollten ſie auch nicht, ſie müßten!

Margarethe. (läßt die Hand los.) Sie müßten! Das iſt mir neu.

Juliane. Liebe Margarethe, Sie kennen das Leben nicht, oder nur in einem ſchmalen engen Raum. Erſt ein Mitglied unſers Hauſes werden Sie —

Margarethe. (die Hände faltend.) Gott, wenn ich nur dahin auch paſſe, und Sie auch für Wilhelm ſich eignen werden —

Juliane. O ſeltſame Träumerei!

Margarethe. Ich meine, wenn es noch dahin käme. Ach, und mein Vater hörte immer noch kein Wort —

Juliane. Wie an Wilhelm Orden und Rang, ſoll an beiden Kindern ihn der Liebe Triumph überraſchen.

Margarethe. (erſchreckend.) Leopold kömmt!

Achter Auftritt.

Legationsrath. Rittmeiſter. Vorige.

Legationsrath. (im Eintreten durch die Mittelthür zum Rittmeiſter.) Habe die Güte, und führe Deine liebenswürdige Schweſter in den Garten. Ich beſchied

Vater und Mutter hieher; es ſoll Parliament gehalten werden. (auf Margarethe hin, ihre Hand küſſend.) Aus meinem ſchnellen Ausſprechen gegen die Eltern mögen Sie entnehmen, wie unausſprechlich mein Lieben iſt!

Rittmeiſter. (der während dem Julianens Hand küßte.) Allenthalben räum' ich Ihrem Bruder den Vorzug ein, nur im unausſprechlichen Lieben nicht!

Margarethe. (vor ſich.) Gott, wie das zum Herzen dringt! Werd' ich's bekämpfen können, wenn ich muß?

Rittmeiſter. (zu Margarethen.) Eilig zum Vater! O daß ich ihn vorhin nicht traf!

(Beide ſchnell durch die Mittelthür ab.)

Neunter Auftritt.

Legationsrath. Juliane.

Legationsrath. Giebt es einigen Widerſtand, ſo erinnere Dich, wie wir es in ähnlichen Fällen machten. Bitten, Du ein Thränchen im rechten Augenblick, ich ein Befürchtenlaſſen —

Juliane. Du könnteſt thun, was die Verzweiflung Dir eingäbe; ſo waren ſie noch immer unſer.

Legationsrath. Uebrigens leite ich die Angelegenheit im vollen Geiſt des Zeitgeiſtes ein.

Zehnter Auftritt.

Herr von Liebherrnthal. Vorige. Dann Frau von Liebherrnthal.

Herr von Liebherrnthal. Was ſoll ich denn? Muß den Hauptmann da allein laſſen —

Legationsrath. Ich ſandte ja den Inſpektor, der ihm Alles zeigen mag.

Frau von Liebherrnthal. (tritt auf.) Was wünſcht Ihr, lieben Kinder?

Legationsrath. Gnädige Eltern, es iſt wohl einmal Zeit, daß wir in unſerm Hauſe ein wenig revolutioniren.

Herr von Liebherrnthal. Eine Revolution machen, heißt gewöhnlich, von mehreren Uebeln das Größte wählen.

Legationsrath. Was die Geſchichte will, muß geſchehn.

Frau von Liebherrnthal. Sprich weiter, Leopold!

Legationsrath. Wir leben in Zeiten, wo die Völker ſich frei nennen, und das Recht bedingen, ihr Intereſſe an den Thronen darzuſtellen.

Herr von Liebhernthal. Ja! Repräſentative Verfaſſung iſt das Loſungswort der Zeit. Ich ſelbſt wäre gern Deputirter des Adels.

Legationsrath. So muß den Kindern, nehmlich erwachſenen, folglich reifen, das nehmliche Recht vor ihren Eltern zuſtehn.

Herr von Liebherrnthal. Ah, wohl eine andere Beziehung.

Legationsrath. Vergeben Sie! Und geſchmackvollen Eltern müſſen mannbare Kinder, die ſich männlich vertreten, lieber ſein, als bittende Sclavenſeelen. Archont, oder Theſmothet iſt auch edler wie Deſpot. (trägt zwei Stühle in die Mitte, und läßt Vater und Mutter darauf ſitzen) Sie ſind Präſident, Sie Präſidentin, ich will unſer Intereſſe darſtellen. Hinſichtlich des Aufwands, den mein Verhältniß mir abnöthigte, hab ich es bereits gethan.

Herr von Liebherrnthal. Ich aber die Nothwendigkeit nicht eingeſehn. In zwei Jahren zehntauſend Thaler Schulden. Geht das ſo fort, bringſt Du mich noch um mein ganzes Vermögen.

Legationsrath. Sie werden es kühn nennen, und doch iſt es nur Zeitgemäß, wenn ich rufe: dies war nicht im Geiſt eines konſtitutionellen Hausvaters, ſondern eines Autokraten geſprochen. Ludwig XIV. ſagte: L'etat, c'est moi: jetzt ſpricht das Volk: Ich bin der Staat. So können Sie auch nicht ſagen: *mein* Vermögen, ſondern *unſer* Vermögen; die Familie iſt Staat, Republik.

Herr von Liebherrnthal. Ei mein Herr Sohn —

Frau von Liebherrnthal. Still, es kleidet ihn bildlich, wenn er den Sprecher macht.

Legationsrath. Davon ein andermal, wo ich denn auch über die Theilnahme an der Verwaltung des Gemeinguts, die Julianen und mir gebührt, reden werde. Jene Schulden, eigentlich Staatsſchulden anlangend, habe ich bereits die Motion eingebracht: wie ich einſehe, daß ich nicht immer ſo freigebig leben kann, wie an den Ufern der Donau; vielmehr geſonnen bin, mir vor der Hand jährlich nur dreitauſend Thaler zu bewilligen.

Herr von Liebherrnthal. Nun die Motion iſt nicht ohne Vernunft, ich werde gleichwohl den Geſetzvorſchlag auf zweitauſend ermäßigen.

Legationsrath. Das wird ſich finden. Mich aber von dem Hang nach zu hochfliegendem Wohlleben wegzuführen, namentlich auch von der Farobank, wo mein kühner Strebeſinn und das Schickſal einander feindlich begegnen, thut es Noth, mich einigermaßen in den häuslichen Kreis zu bannen. Soll ich nicht hinausweichen, muß es ein Zauberkreis ſein. Und was vermöchte ihn zu ziehn, als die Liebe?

Herr von Liebherrnthal. Wirſt demungeachtet bald darüber wegſpringen.

Legationsrath. Im Allgemeinen erklärten mei-

meine liebe Eltern: dem Sohn wie der Tochter ſollte die Wahl des Gemüths zuſtehn.

Herr von Liebherrnthal. Vorausgeſetzt, daß nicht die Gemüther ohne Verſtand wählten. In dem Fall würde die Sanktion verſagt.

Legationsrath. Rückſichten auf das Zuſtändige verſtehn ſich bei reifen Kindern von ſelbſt. Thörigte Mißheirathen können wir nicht wollen. Auf der andern Seite iſt es aber ſchon einmal ſo, daß nicht ſelten der Liebesgott wie ein armer Teufel dahertritt. Indeß ſagte mein Herr Vater geſtern, wenn ich ein Mädchen zur Schwiegertochter empföhle, das, nach ſeinem Ausdrucke, mich korrigirte, ſollte um das Vermögen keine Nachfrage ſein.

Herr von Liebherrnthal. (die Stirn reibend.) Ja —

Frau von Liebherrnthal. Du haſt es geſagt, liebes Kind!

Herr von Liebherrnthal. Nun, wenn es ſonſt ein Mädchen von Bildung, Geiſt, Talent — (bei Seite.) Der alte Hauptmann hat wohl Recht. Ich bin zu nachgiebig.

Legationsrath. Über den Bildungsgrad eint es ſich ſchwer. Jeder hat da ſeine Forderungen. Eine Überbildete mag ich nicht; lieber blanke, baare, doch ſchön natürliche Natur. Ich fand und nenne ſo eine Natur Margarethe von Rohrshof.

Herr von Liebherrnthal. (rückt mit dem Stuhl zurück.) Hm — nein, Leopold, das geht nicht.

Frau von Liebherrnthal. Du haſt Recht, liebes Kind!

Legationsrath. Ich erwartete dieſe erſte Anſicht, bin aber mit Diskuſſionen gewaffnet.

Herr von Liebherrnthal. Dieſe Margarethe iſt ein roher Diamant, eine unentwickelte Anlage, ihr Bildungsgrad ſteht aber doch zu tief unter den Forderungen der Zeit.

Frau von Liebherrnthal. Namentlich für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Legationsrath. Klänge es nicht unziemend, möchte ich fragen: ob ich ſie heirathen will, oder das Departement der auswärtigen Angelegenheiten? Meine Sache, den Diamant zu ſchleifen, die Anlage zu entwickeln, und Liebe iſt gelehrig, tritt mit reger Empfänglichkeit entgegen. Doch laſſen wir das noch, damit auch die andere Parthei zur Darſtellung gelange. Sie zeigt bereits einige Ungeduld.

Juliane. (die während dem an einer Seite umherging, mit einem weißen Tuch ſpielte, und ſich bisweilen Luft damit zuwehte) Repräſentire mich auch!

Legationsrath. Gut! Werthe Eltern, aller Mädchen Recht iſt Liebe, aller Intereſſe Heirath, alle wünſchen Recht und Intereſſe vom ſtaatsbürgerlichen Vertrag begünſtigt. So treffen bei Julianen beide zuſammen. Sintemal aber der junge Held, über den ihre Reize ſiegten, außer einer tüchtigen Fracht Ehre wenig irdiſche Glücksgüter aufzuweiſen hat, als trägt die bräutliche Staatsbürgerinn auf eine namhafte Mitgift aus dem Gemeingut an.

Herr von Liebherrnthal. Ei! Und wie heißt des jungen Helden berühmter Name?

Juliane. (zutretend.) Eine ſeltſame Fügung ſchlang um zwei Geſchwiſterpaare das Minneband. Nun brauch' ich ihn nicht erſt zu nennen, was mich auch in Verlegenheit ſetzen würde. (geht wieder umher.)

Herr von Liebherrnthal. (ſchüttelt den Kopf) Hm — hm —

Frau von Liebherrnthal. (rückt mit dem Stuhl zurück.) Das geht nicht an.

Juliane. Leopold, bekämpfe die Oppoſition mit hohem Redeflug!

Herr von Liebherrnthal. Der Rittmeiſter iſt ein tapfrer Offizier; alle Achtung! Heldenruhm füllt aber nicht Garderobe, nicht Prunkgemächer, nicht Küche, und dieſe republikaniſche Jungfrau hat unendlich viele Bedürfniſſe.

Frau von Liebherrnthal. Ich gebe ſie keiner Militärperſon. Entſteht Krieg, langweilen ſich die Offizierdamen, beben vor Schreckensbotſchaften —

Legationsrath. So wird es künftig allen

Frauen gehn, Heerbanne, Volksmaſſen werden ins Feld ziehn.

Juliane. Der ſchöne Traum des Abts St. Pierre iſt ja verwirklicht. Es giebt in Jahrhunderten keinen Krieg mehr.

Herr von Liebherrnthal. Wirklich? Garantirſt Du den ewigen Frieden?

Frau von Liebherrnthal. (ſchnell.) Die Wahrheit zu geſtehn, ſeh ich einen Brief vom Grafen Ingenau entgegen, worin er um Julianen wirbt. Nach ſeinen Annäherungen in Pirmont —

Juliane. Leopold ſagt: es wäre eben ſein Geſchmack, mit ſolchen Annäherungen zu wechſeln.

Frau von Liebherrnthal. (zu Juliane.) Hat er denn nie unumwunden —

Juliane. Nein; umwunden bliebs immer noch.

Legationsrath. Und da meint die Schweſter, mich eines abgedroſchenen Worts zu bedienen: ein Sperling in der Hand ſei beſſer wie eine Taube auf dem Dache; obwohl ich den Rittmeiſter die Taube nenne.

Juliane. Dies Alles ſinnig erwogen —

Legationsrath. Wenn man zuvor innig empfand —

Herr von Liebherrnthal. Ah nein!

Frau von Liebherrnthal. Nein!

Juliane. (vor ſich.) Gott! das Repräſentiren hilft nicht; ich will einmal flehn. (zärtlich.) Liebe Eltern!

Herr von Liebherrnthal. Es wäre Schwäche, ſolchem Flehn zu weichen.

Frau von Liebherrnthal. Ich habe Charakterfeſtigkeit.

Juliane. Ich auch; drum erneu' ich mein Flehn.

Legationsrath. Eigentlich nur Repräſentation in Flehens Form.

Juliane. (vor ſich.) So wein' ich! (wirft ſich an der Seite in einen Seſſel und weint.)

Herr von Liebherrnthal. Die Verfaſſungsurkunde wird den Eltern doch ein veto zutheilen.

Legationsrath. Aber die Gründe —

Herr von Liebherrnthal. Kennt der Herr Sohn die römiſche Geſchichte, muß er wiſſen, daß es die Tribuni plebis hatten, einen Rathsſchluß damit umwerfen konnten, und keine Gründe angeben durften.

Legationsrath. Auf Erfordern wohl. Livius bezeugt es.

Herr von Liebherrnthal. Nun da ſind Gründe. Für die Tochter findet ſich wohl ein Mann von Vermögen, und dem Herrn Sohn iſts einmal nicht aufs Wort zu glauben, daß er von ſeiner Frau ſich werde Buſſe predigen laſſen, und zweitens hat das einfache ländliche Ding zu dem nicht leichten Geſchäft weder Nachſicht noch Feinheit. Deshalb wende er zu dem löblichen Zweck ehrenvolle Selbſtherrſchung an.

Frau von Liebherrnthal. Mir aus der tiefſten Seele geſprochen.

Juliane. (heftig ſchluchzend.) Sagen Sie vielmehr aus tief erbarmenloſem Gemüth.

Frau von Liebherrnthal. (ſpringt auf.) Du weinſt? (eilt zu ihr.)

Juliane. Ein Fels wär' ich, wenn meine Thränen nicht ſtrömten.

Legationsrath. Ich ſoll meiner Liebe entſagen, verlangt die elterliche Politik. Weiß ſie nicht, daß es ſo viel heißt, wie dem Leben?

Juliane. Mehr noch! Thekla's Geiſterſtimme ſagt: Ich habe geliebt und gelebet.

Frau von Liebherrnthal. (händeringend.) Sieh den Jammer! Wenn ihre Krämpfe ſie befielen —

Herr von Liebherrnthal. (eilt auch hin.) Sei ſtärker als die Liebe!

Frau von Liebherrnthal. (faßt ſie in den Arm.) Gott — ſie erliegt!

Herr von Liebherrnthal. (geht in großer Bewegung umher.) Das Unterhaus in London iſt zufrieden, wenn die Pairs eine Hälfte ſeiner Beſchlüſſe vollziehn.

Der Rittmeiſter iſt ein wackrer Ehrenmann — ſteigt wohl noch höher empor — ſo nehme ihn Juliane.

Juliane. Wo bin ich?

Frau von Liebherrnthal. Im Minneroſengärtlein. Magſt lieben, lebe nur!

Juliane. (ſpringt auf.) O nun iſt die Unſterblichkeit mein!

Legationsrath. Vorzug, Unterſchied. Meinen Sie, ich liebte nicht mit Julianens Energie, wenn mein kräftiges Jünglingsthum dem Schmerz auch nicht bis zur Ohnmacht weicht? Ich würde nicht aus moraliſcher Freiheit mir eine Kugel durch den Kopf jagen?

Frau von Liebherrnthal. (wirft ſich erſchrocken in einen Seſſel.) Leopold!

Herr vom Liebherrnthal. Mit der Liebenden Verzweiflung hat es wenig auf ſich, man fände ſonſt jeden Morgen erſchoſſene Werthers zu Dutzenden.

Frau von Liebherrnthal. (eilt zum Sohn und ſchließt ihn in die Arme.) Mein Leopold, den ich unter meinem Herzen trug —

Herr von Liebherrnthal. Und als Mutterſöhnchen verzog — der Hauptmann hat Recht.

Juliane. Ich trete als Sprecherin für ihn auf!

Herr von Liebherrnthal. (halb für ſich) Freilich zählt man bisweilen ſolchen Fall, und eine Piſtole iſt bald geladen.

Frau von Liebherrnthal. Was murmelſt Du von einer Piſtole, liebes Kind? Mir ſträubt ſich jedes Haar! Meine Zuſtimmung hat er! (geht und küßt Herrn von Liebherrnthal von einer Seite, Juliane thut es von der andern.)

Herr von Liebherrnthal. Weine nicht! Ich will einmal Kraft zeigen.

Legationsrath. Sie ſind gleichwohl bereits überſtimmt, lieber Vater! Mutter, Schweſter und ich —

Herr von Liebherrnthal. Aber mein liberum veto —

Legationsrath. Das half in Polen auf die Länge auch nicht.

Frau von Liebherrnthal und Juliane (winden Herrn von Liebherrnthal feſt in die Arme.)

Herr von Liebherrnthal. Nun hat, des lieben Hausfriedens willen!

Juliane. (läßt den Vater los.) Auch zu arg! Ewiger Friede in Europa und in Liebherrnthal bürgerliche Unruhen.

Frau von Liebherrnthal. (eilt zum Sohn.) Biſt Du jetzt froh, Leopold?

Legationsrath. Gute Eltern, empfangen Sie meine kindliche Umarmung ſtatt einer Dankadreſſe. (umarmt beide.)

Eilfter Auftritt.

Rittmeiſter. Margarethe. Vorige.

Rittmeiſter. Wir fanden ihn im Garten nicht — ach — (verbeugt ſich gegen die Alten, Margarethe auch.)

Legationsrath. (laut rufend.) Mägdlein juble! Freund winde die Braut in den Arm!

Rittmeiſter. Wie!

Herr von Liebherrnthal. Mit Vergnügen grüß ich Sie Eidam. (umarmt den Rittmeiſter.)

Rittmeiſter. O ich Glücklicher!

Frau von Liebherrnthal. Willkommen als unſere Tochter, liebe Margarethe! (umarmt ſie.)

Margarethe. Träum ich!

Legationsrath. (nimmt ihr Margarethen aus dem Arm.) Ich bitte feierlich um den erſten Kuß der Liebe!

Margarethe. (weicht aus.)

Rittmeiſter. (tritt zu.) Das muß ich noch hindern.

Herr von Liebherrnthal. (zu ſeiner Gattin.) Das wird rührende Gruppen bilden.

Frau von Liebherrnthal. (trocknet die Augen.) So maleriſch wie unſere einſt.

Legationsrath. Margarethe, ſo kalt läßt Sie der hohe Augenblick? (zum Rittmeiſter.) Biſt Du ein Held aus Marmor?

Rittmeiſter. (froh verwirrt und feſt zugleich.) Wir dürfen ja nicht; der Vater weiß noch von nichts.

Legationsrath. Gott, wo bleibt er, damit die Segenceremonie anheben kann!

Zwölfter Auftritt.

Hauptmann von Rohrshof. Vorige.

Hauptmann. (nach einer Verbeugung.) Nun ich dem Inſpektor erſt recht auf den Zahn fühlte —

Herr von Liebherrnthal. (ſchnell auf ihn hin.) Unmöglich kann jetzt von Nebendingen die Rede ſein! Sie ſehn uns alle in Rührung befangen —

Hauptmann. Schon wieder ein Unglück?

Rittmeiſter. (der ſchnell des Vaters Hand ergreift.) Verzeihen Sie, daß Sie zuerſt aus fremden Mund —

Margarethe. (nahm die andre Hand.) Wir ſuchten Sie allenthalben Ihnen zu melden —

Frau von Liebherrnthal. (einfallend. Alles ſchnell auf einander.) Amor läßt auch allenthalben ſeine Fahnen wehn —

Herr von Liebherrnthal. Der Univerſalmonarch gebot meinem Sohn, Ihre Tochter zu lieben —

Frau von Liebherrnthal. Und dem Ihrigen, Julianens Hand zu wünſchen —

Rittmeiſter. Der Freund entwand mir das Geſtändniß, ſonſt hätt ich zuerſt —

Margarethe. Der Legationsrath —

Hauptmann. Still nur endlich! So leicht macht eine unerwartete Nachricht mich nicht betroffen; doch hieran hätt ich aufs Entfernteſte nicht gedacht —

Frau von Liebherrnthal. Weil nun die Quadrupelallianz eine ſo anziehende Seite hat —

Herr von Liebherrnthal. Wir auch mit einem ſo würdigen Mann verwandt zu ſein uns geehrt fühlen —

Frau von Liebherrnthal. Willigen wir freudig ein —

Legationsrath. Nun die Segensform, die Segensform! (ſtampft mit dem Fuß.)

Herr von Liebherrnthal und Frau von Liebherrnthal. Gern, gern!

Hauptmann. (geht ſinnend zur Seite.)

Dreizehnter Auftritt.

Ein Marſch von Blasinſtrumenten hebt draußen an. Die **verkleideten Gottheiten, Valkyren** und **Alrunen** treten ein. **Vorige.**

Herr von Liebherrnthal. Eine feſtliche Überraſchung? Bravo!

Frau von Liebherrnthal. Die Wonne der Jugend entzückt uns mehr, als wir es ahnten!

Legationsrath. Gruppen, Gruppen! (führt ſeine Schweſter dem Rittmeiſter zu, der ihre Hand betäubt nimmt. Er ſelbſt ergreift Margarethens Hand, die wie ihr Bruder, ängſtlich nach dem Vater ſieht.)

Hauptmann. (umblickend, vor ſich.) Was Teufel iſt das für eine Mummerei!

(Wodan grüßt die Verſammlung, und ſchüttelt dem Legationsrath dann die Hand. Thies ſetzt dem Rittmeiſter einen Eichenkranz aufs Haupt. Zernebock ſpringt dazwiſchen, Wodan und Thies verjagen ihn, daß er in eine Ecke flieht. Krodo ſtellt ſein volles Fruchthorn vor die Paare hin. Die Alrunen kommen, verneigen ſich, ergreifen die Hände der Paare, und thun, als ob ſie Glück weiſſagten. Zernebock will abermal nahn, Wodan, Thies und Krodo, geben es nicht zu. Dann tritt Freia, gefolgt von den Valkyren, zu den beiden Mädchen, und krönt ſie mit Blumen. Die Götter ſind angethan, wie es der ſechste Auftritt bezeichnete, Zernebock hat eine ſchwarze Teufelsgeſtalt, die Alrunen haben weiſſes Haar, rothe, nicht zu lange Kleidung, und Bärenfelle um die Schultern hängen. Freia iſt weiß mit einem Schein von Strahlen ums Haupt, die Valkyren auch, doch mit einem kleinen runden Schein.)

Herr von Liebherrnthal. Da haben wir die Edda!

Frau von Liebherrnthal. Freudenthränen drängen ſich mir unaufhaltſam hervor.

(Die Alrunen haben ſich hinter die Götter geſtellt. Freia, nachdem ſie Julianen und Margarethen ſchmückte, nimmt beide an die Hand, und will ſie abführen.

Hauptmann. Wohin, wenn ich fragen darf?

Legationsrath. Nach Walhalla.

Hauptmann. Bitte noch auf der Erde zu weilen. (tritt in die Mitte.) Gnädige Frau, Herr Nachbar, ein Anderer würde Bedenkzeit nehmen. Ich hingegen ergreife meinen Entſchluß bald. Es verſteht ſich, daß ich die meinem Hauſe zugedachte Ehre gebührend achte; doch muß ich ergebenſt dafür danken!

Herr von Liebherrnthal und Frau von Liebherrnthal. Wie?

Hauptmann. Ich kann nicht in die eine Heirath willigen, nicht in die andere.

Rittmeiſter und Margarethe. (machen ſich los und eilen zum Vater. Beide zugleich und ſeufzend vor ſich.) Ich hab es geahnt!

Herr von Liebherrnthal. (ſchnell.) Sie ſetzen mich in Erſtaunen! (bei Seite.) Sollte ſich hoch geehrt fühlen.

Frau von Liebherrnthal. (eben ſo.) Mich nicht weniger! (bei Seite.) Kann die Kinder ſo gut verheirathen. Was will er?

Legationsrath. (in ungeſtümen Unwillen.) Sie könnten die Feſtlichkeit ſtören?

Hauptmann. Beſſer als Lebensglück.

Legationsrath. Die Götter ſind verſammelt.

Hauptmann. Mögen wieder an die Feldarbeit gehn.

Juliane. Die Alrunen weiſſagten unſern Ehen Heil!

Hauptmann. Logen wie manche Propheten.!

Legationsrath. Die Bräute ſind geſchmückt.

Hauptmann. Thut mir leid, daß es diesmal umſonſt geſchah.

Rittmeiſter und Margarethe. (nehmen ihre Kränze ſeufzend ab.)

Herr von Liebherrnthal. (zu ſeiner Frau.) Reden wir allein mit ihm.

Frau von Liebherrnthal. Herr Hauptmann, ein Wort. (nimmt ſeine Hand, und führt ihn eilig ins Nebengemach. Herr von Liebherrnthal folgt. Die Muſik hat geendet.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige, ohne die Abgegangenen.

Margarethe. (vor ſich.) O meine Hoffnungen!

Rittmeiſter. Nun wollt ich, der Feind wär da!

Margarethe. (leiſe zu ihm.) Vielleicht —

Rittmeiſter. Sie ſtimmen ihn nicht um; ſein Ja oder Nein iſt Eidſchwur!

Juliane. (wirft ſich in einen Stuhl.)

Legationsrath. (der wild umher geht.) Doch nur eine Grille! Soll klare Jugend, in einem ſo lichten Zeitalter, ſich hypochondriſchen Deſpotenlaunen zum Opfer hingeben? Nein, dulden wir es nicht, athmen wir Freiheit! Schöne Margarethe, wir lieben uns nach dem Naturgeſetz, dem ewigen, das über alle Väteroligarchie hinaus thront. Ich laße anſpannen, fliehe mit Ihnen in ein fremdes Land. Frohe Gatten kehren wir zurück. (will ihre Hand ergreifen.)

Rittmeiſter. (hindert es.) Darf es nicht zugeben.

Margarethe. Ohnehin würd ich nicht folgen — wie ich ſchon ihn liebe.

Juliane. (ſpringt auf.) Kühn, mittelalterlich iſt der Einfall. Kommen Sie Herr Rittmeiſter, Liebe waffnet Ihre Juliane mit romantiſchen Muth —

Rittmeiſter. Ach meine Gnädige, Entführungen ſind ſchon im Reglement verboten, —

Juliane. (heftig.) Sie lieben nicht!

Rittmeiſter. Zeigen Sie mir den Eingang der Hölle; ich attaquire eine Legion Teufel für Sie, aber den Vater erzürnen —

Margarethe. Das können wir nicht! Müſſen ihm gehorchen.

Legationsrath. Erwägen Sie —

Rittmeiſter. Dürfte Gehorſam klügeln, hielten alle Bande der Ordnung nicht mehr.

Funfzehnter Auftritt.

Hauptmann. Herr v. Liebherrnthal. Frau v. Liebherrnthal, kommen zurück, Vorige.

Hauptmann. Die jungen Leute unter ſolchen Umſtänden nicht mehr beiſammen. Wilhelm! Margarethe! Nach Hauſe! (verbeugt ſich tief, und geht voran.)

Rittmeiſter. Meine Gnädige, leben Sie ewig wohl! (folgt nach einer Verbeugung.)

Margarethe. Herr Legationsrath, vergeſſen Sie mich! (verbeugt ſich und folgt.)

Herr von Liebherrnthal. (will die Abgehenden begleiten.)

Frau von Liebherrnthal. (hält ihn.) Nicht begleiten. Ein Hohn für unſer altes, reiches Haus! (wirft ſich in einen Stuhl.)

Herr von Liebherrnthal. (thut daſſelbe.) Aber ein Gehorſam, wie ihn ſich Lucius Junius Brutus nicht rühmen konnte.

Juliane. (ebenſo.) Ich will untergehn! (wirft ihren Kranz heftig zur Erde.)

Legationsrath. (eben ſo.) Die Götter mögen ſich auch zum Teufel packen! (Der Schwarm eilt davon, Zerneck bleibt zuletzt, und macht dem Legationsrath noch eine komiſche Verbeugung.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Wohnzimmer in Rohrshof.

Erſter Auftritt

Lieſe. Hernach Lorenz.

Lieſe. (wäſcht Stühle, Fenſtern und Tiſche ſehr emſig, und ruft hinaus.)

Dörte, fix! Wenn die Herrſchaft kömmt, daß alle Arbeit gethan iſt! (ſteht am Fenſter.) Je Herriemine, wer iſt denn da? (tritt zurück.) Ich weiß gar nicht, wie mir zu Muthe wird. (geht wieder zum Fenſter und ruft hinaus.) Wie kann Er denn Pferde in unſern Stall ziehn?

Lorenzens Stimme draußen. Gehören zu dem Sohn.

Lieſe. Spuk Dich Dörte! So iſt mir in meinem Leben nicht zu Muthe geweſen.

Lorenz. (tritt ein mit einem Mantelsack, Mantel und andern Sachen.) Guten Tag!

Lieſe. (ängſtlich) Was will Er denn hier? Wenn die Herrſchaft käm', und hier wär' 'ne Mannsperſon. — Die rohrshofer Mädchen leiden das nicht.

Lorenz. Ich bin auch keiner, der nach Mädchen läuft. Weiß Sie das? Wär aber der Teufel, daß ich meines Herrn Sachen nicht bringen dürfte.

Lieſe. Dann pack' Er ſich aber gleich, der Verwalter kömmt, und wär auch das nicht, ich bleibe mit keiner Mannsperſon allein.

Lorenz. Das iſt mir lieb. — Erſt aber Alles an Ort und Stelle. (legt erſt des Herrn Sachen hin, dann einen Tuch und ein Stück Leinewand auf den Tiſch vor Lieſen.)

Lieſe. Na, was ſoll das hier? Der Tiſch muß rein bleiben — Und laß Er mich zufrieden, hört Er wohl?

Lorenz. Was thu ich Ihr?

Lieſe. Geh Er!

Lorenz. Ich will nicht.

Lieſe. Lorenz — Du biſt's nicht — haſt mich vor'n Narren. —

Lorenz. Von Rechtswegen ſollt ich Sie wohl nicht zufrieden laſſen.

Lieſe. Herr Jemine! was vorn Tuch, was vor Leinewand, muß ſie nur gleich in meinen Kaſten ſchließen.

Lorenz. Denn fünf Jahre bin ich weg, und Sie hat mich die ganze Zeit nicht zufrieden gelaſſen.

Lieſe. (nimmt die Sachen untern Arm.) Na Lorenz, ſag mir recht aufrichtig, biſt Du nicht todtgeſchoſſen?

Lorenz. Ein Paarmal wars nahe daran; die Franzoſen ſchoſſen immer gradezu.

Lieſe. Herrje! ſie hätten Dich ja treffen können. Und wie Du weg gingſt, ſagt ich Dir expreß: Du ſollteſt nicht hingehen wo ſie ſchöſſen. Alſo lebſt Du doch wirklich noch?

Lorenz. Es kömmt mir ſo vor.

Lieſe. Höre, ich muß Dir auch recht viel erzählen. Wie Du vor fünf Jahren unter die Soldaten kamſt, trieb ich doch noch die Gänſe. Du warſt wohl ſchon beim Pflug, thatſt aber doch nicht hochmüthig zu mir.

Lorenz. Ne, das kannſt Du nicht ſagen.

Lieſe. Aber nun bin ich ſchon zwei Jahr in der Küche. Neun Thaler, ſieben Groſchen und ſechs Pfennige hab ich vom Lohn geſpart. Nun weißt Du

Alles, nun erzähle mir auch Alles. Ich will derweile arbeiten. (thut es.)

Lorenz. Sieh, erſt haben ſie mich zum Dragoner gemacht.

Lieſe. Das ließ Dir wohl gut?

Lorenz. Ja wohl, der Major hat ſelbſt geſagt: Sitz grade auf der Mähre, biſt ja grade gewachſen!

Lieſe. Da biſt Du doch wohl hochmüthig geworden?

Lorenz. Ja nun, halten muß der Soldat auch was auf ſich.

Lieſe. (traurig.) Ach mein Himmel!

Lorenz. Und drei Pferde hab ich Beute gemacht. Eins von einem Oberſten, den hab ich runtergehauen.

Lieſe. Aber Lorenz, wie haſt Du dich das unterſtanden? Da biſt Du wohl in große Strafe gefallen?

Lorenz. Ging noch an; ſieh, das hab ich davor gekriegt. (zeigt eine ſilberne Medaille, die im seinem Knopfloch hänget.)

Lieſe. Ei pot Tauſend! Wohl gar ein harter Thaler! Und haſt ihn nicht gewechſelt; hübſch angebunden, daß Du ihn nicht verlierſt.

Lorenz. Die Beutpferde hat der Major für Zweihundert Thaler verkauft, die gehörten mir.

Lieſe. Ach — nun darf ich wohl gar nicht mit Ihm reden?

Lorenz. Er hat mir zwei große Papiere dafür gekauft, da krieg ich alle Jahre acht Thaler davon, für brauch ich gar nichts zu thun, und die Zweihundert bleiben mir doch. In drei Jahren hab ich alſo noch vier und zwanzig geſpart, und für den Degen und die Piſtolen, und das Sattelzeug hatt' ich auch fünf und dreißig Thaler. Nach dem Kriege nahm mich unſer junger Herr als Burſch, da ſteh ich mich hoch; ſieben Thaler den Monat, und einen brauch ich doch nur. Ein Jahr hab ich nur noch zu dienen, und weil ich nichts verbringe, denk ich ſoll an Dreihundert nicht viel fehlen, wenn ich nach Hauſe komme.

Lieſe. Nun ſo geh Er nur.

Lorenz. Die da mitgerechnet. (zieht eine ſilberne Uhr heraus.)

Lieſe. (die hinblickt, ſchlägt erſchrocken die Hände zuſammen.) Noch gar eine Taſchenuhr? Da iſts ganz aus. (arbeitet wieder.) Fehlen Ihm aber noch neun Thaler, übers Jahr kann ich auch wohl Zehne haben, will ich Ihm die dazu geben, ſo hat Ers doch voll.

Lorenz. Das kannſt Du thun, Lieſe! denn bin ich los, nehm ich einen Koſſätenhof an.

Lieſe. Nun kann Er das ſchon.

Lorenz. Da muß ich aber auch eine Fra haben.

Lieſe. Was geht mich das an?

Lorenz. Ohne Frau kann ich mich doch nich behelfen.

Lieſe. Da hat Er ſich wohl ſchon eine i der Stadt ausgeſucht, die auch einen ganzen Hau ſen Geld hat. Geb Er ihr das auch — (nimmt Tu und Leinewand, und reichts ihm hin.) da — da —

Lorenz. Pfui Lieſe!

Lieſe. (ſieht ihm ins Auge.) Ne Lorenz, Du nimm doch keine Andre; ich weiß es.

Lorenz. Das hilft Dir Gott ſprechen.

Zweiter Auftritt.

Verwalter. Vorige.

Verwalter. Was iſt das hier? Wenn d Herrſchaft nicht da iſt, muß es noch einmal ſo o dentlich zugehn. Ei — ſieh doch, iſt das nicht d Lorenz? Kennt Er mich wohl? Ich hab Ihm oft das Leder durchgeprügelt.

Lorenz. (ſchüttelt ihm die Hand.) Nun iſt mi ſchon lieb, daß Ers gethan hat. Sonſt hätt ich we alle Beute verlüderlicht, und mich an Weibsbilder gehängt, die nichts taugen.

Verwalter. Aber was machſt Du denn hier?

Lieſe. Er hat ja unſerm Sohn ſeine Pferde gebracht, und die Sachen.

Verwalter. Alle Hagel! Kömmt denn unſer Sohn auch?

Lorenz. Wird gleich mit dem alten Herrn da ſein. Sie gehn übers Feld.

Verwalter. Nun ſeh ich gar nicht hin! Du Blitzjunge! Biſt doch kein Säufer unter den Soldaten geworden?

Lieſe. Warum nicht gar!

Verwalter. Hätt ich doch nicht gedacht, ich ſollte heute ſolche Freude haben. Unſern Sohn ſehn, und ſeine Pferde und den Lorenz, dem ich ſo oft das Leder durchgeprügelt habe! Und wo ſind denn die Pferde?

Lorenz. (lachend.) Lieſe wollt es nicht leiden, daß ich ſie in den Stall zog.

Verwalter. Dummes Mädchen, die haben ja ein Recht hier, ſo gut als ich und Du. Aber die muß ich ja kennen lernen, ihnen einen guten Tag ſagen. Habt Ihr denn ſchon Futter?

Lorenz. Noch nicht.

Verwalter. So muß ich ja welches rausgeben. Eitel Freude! Und die heult da! Nun merk ich, was die Glocke geſchlagen hat. Nimm ſie Lorenz; auf meine Verantwortung! Frölen Grete hat ihrs Schlüſſelbund ſo lange nachgeworfen, bis ein ordentliches Mädchen draus geworden iſt. Aber komm, komm! (Beide ab.)

Lieſe. (allein im Arbeiten.) Nun iſt mir aber erſt recht zu Muthe! — Und mein Traum iſt aus, den ich auf den zweiten Weihnachtsfeiertag hatte. — Die alte Keſſelflickerfrau hats auch geſagt, die der Herr mit dem Voigt zum Dorf hinausjagen ließ. Das Einemal hab ich zwei Dreier daran gewandt. Lorenz kam über einen breiten Weg, ſagte ſie, und Schellen lagen dabei, das bedeutet viel Geld, ſagte ſie; aber daß ich noch eine große Koſſätenfrau werden ſollte, hat ſie doch nicht gewußt! — (weinerlich.) So hat er alſo das Seinige zu Rathe gehalten, und hat ſich an keine ſchlechte Weibsbilder gehängt. Der liebe Gott mags dem Verwalter ſegnen, was er an dem Lorenz gethan hat.

Dritter Auftritt.

Hauptmann. Rittmeiſter. Margarethe
Vorige.

Hauptmann. Da wurde ja auf dem ganzen Wege kein Wort geſprochen. Lieſe, meinen Ueberrock!

Lie=

Lieſe. (eilt hinaus.)

Hauptmann. Muß die Freude mir auch ſo vergällt ſeyn. (legt Uniform und Degen ab, Lieſe bringt den Ueberrock.) So — nun iſt mir's wieder bequem, habe auch den Teufel von ſeidenen Ottomanen und Flötenuhren. Geh!

Lieſe. (ab)

Hauptmann. Ich kann mir vorſtellen, daß ſo was ſchmerzt, ich bin auch jung geweſen. Der Sache nur weiter nicht nachgehängt, gedacht, es muß ſo ſein. Wenn man nur Herr im eignen Hauſe iſt. Die Neigungen kommen mir vor wie Kammern, worin unruhige Leute wohnen, die der Hausherr in Ordnung halten kann, wenn er will. Gretchen, wie mag der Hausherr heißen?

Margarethe. (ſtockend.) Ver — nunft —

Hauptmann. Hu, welch ein Geſicht! — Der böſe Vater, daß er ſo eine runzliche Matrone bei der ſchönen Liebe einführt. Und der Herr Rittmeiſter ſieht auch wie Jemand aus, der Pardon rufen muß. Warum nicht erſt dem Vater geſagt, daß man ſich vergafft hatte! da kams nicht ſo weit, der ſchlimme Auftritt wurde geſpart. Wer iſt denn ein beſſerer Freund, ein beſſerer Geheimerath als der Vater? (ernſt.) Wilhelm, ich glaube doch nicht, Du murrſt? Du biſt wohl Eskadronchef, aber ich Vater. Das iſt die älteſte Subordination.

Rittmeiſter. (mit niedergeſchlagenen Augen.) Ich habe ſie nie aus den Augen geſetzt —

Hauptmann. So hab ich den jungen Herrn auch nicht erzogen. Setzt euch einmal zu mir, Kinder!

Rittmeiſter und Margarethe. (eilen zugleich ihm einen Stuhl zu holen, und nehmen dann zu beiden Seiten Platz.)

Hauptmann. Ich brauchte euch keine Rechenſchaft zu geben, doch mögt Ihr diesmal hören, warum ich Euch weh that. Es iſt einmal ſo, man muß es dem, was man liebt, oft, damit nicht größere Schmerzen folgen. (zu Margarethen.) Der Legationsrath iſt ein hübſcher junger Mann, weiß zu ſchmeicheln; kein Wunder eben, wenn er einem jungen Mädchen gefällt. Aber es iſt ein leichtſinniger Wüſtling —

Margarethe. (halblaut mit geſenktem Blick.) Lieber Vater — ſein Herz —

Hauptmann. Iſt nicht übel, das geb ich zu. Es iſt mit dem Mädchen drüben auch ſo. Ein Wunder, daß ſie bei der ſchlechten Erziehung nicht mehr noch verdorben ſind. Doch Verſchwendung iſt Verderb genug. In die reiche Familie, in die Reſidenz zu kommen, hätte manchen Reiz; Du weißt aber nicht, wie der Schein trügt. Die vornehme Welt paßt nicht für Dich, Du nicht für ſie. Du würdeſt Dich

Univ. Bibl. München

beklommen darin fühlen, mit herber Empfindung zurückgeſetzt ſehen, Dein Mann es wahrnehmen, ſeine Zuneigung, mit der es ohnehin leicht genug ſtehen mag, erkalten. Mehr noch würde nächſtens Mangel einer unglücklichen Ehe Thür und Thor öffnen. Meinſt Du ſein Vater wird ihn noch lange unterſtützen können? Dem geb ich noch etliche Jahre, ſo iſt er bankrott: tritt ein neuer ſchwerer Unfall ein, kann es noch zeitiger geſchehn.

Margarethe. (leiſe.) Der Sohn zieht einen Gehalt — kann höher ſteigen —

Hauptmann. Der mit ſeinem Gehalt reichen, wenn er noch ein ſogenanntes Haus macht? Und wie man ſagt, hat er die Unzufriedenheit des Miniſters auf ſich geladen, iſt darum von Wien abberufen. So macht es der Leichtſinn. Schon ſeitdem ſoll er wieder durch verſchrobne Grundſätze mißfallen haben. Jugend, die ſich weiſer dünkt als die Erfahrung, hat noch doppelt weit zur Weisheit, muß die Erfahrung doppelt theuer kaufen. Er könnte ſogar noch um ſein Amt kommen: da wäre es vollends eine Reiſe durch den Glanz ins Elend. (zum Rittmeiſter.) Und Dich mein Sohn, würde an Julianens Seite auch kein freudig Loos erwarten. Nur Aufwand und Hochleben wären die Bedingungen ihrer Eintracht. Der Vater gäbe ihr wohl ein Zwanzigtauſend Thaler mit. Baar hat er ſie nicht, würde das Kapital verzinſen. Ich ſage

Dir, nicht drei Jahr hält er es noch aus, ſchon in der Wucherer und Schelme Händen. Die Gläubiger laufen zu, Liebherrnthal wird um ein Spottgeld verkauft. Dann haſt Du eine arme Frau, die nicht an Entbehrung gewöhnt iſt, und Dich ſelbſt mit üppigem Hochleben verwöhnt, dem Du peinlich entſagen lernen mußt. Die Liebe zog aus, Sorge und Schulden ein, die leicht noch härtere Uebel mitbringen! Summa Summarum, ich ſah bei den Ehen meiner Kinder Unglück vorher, und da hätte ja nur ein Rabenvater eingewilligt.

Rittmeiſter. (leiſe.) Lieber Vater, um die Mitgift war es mir nicht; bei wirthlichem Haushalt könnt ich wohl eine Frau nähren.

Hauptmann. Und Du meinſt, dieſe Juliane würde ſich darin fügen? Willſt Du einmal ein armes Mädchen heirathen, das einfach wie Margarethe iſt, verſprech ich Dir, nichts einzuwenden. — Liebe, die Vernunft billigt, fördre wer kann; ſie iſt die edelſte Gefährtin durchs Leben, ihre Blumen welken bis zum Grabe nicht. — Und liebe Tochter, wir ſtammen aus einem unbemittelten, aber alten Geſchlecht; was hat es gleichwohl mit allem Adel auf ſich? Seine Prärogativen ſind dahin. Nun, es gab rohe Zeiten, wo man nur Wenige zu dem Streben ſich zu veredeln bringen konnte; will jetzt Alles edel ſein, deſto beſſer. Da ſeh ich aber auch wenn ein junger wackrer Pachter um Dich würbe, Dir Zuneigung weckte, nicht ein, warum ich Dich ihm verſagen ſollte. Du bliebeſt im gewohnten Kreis, der ſich dem Menſchen befreundet, wenn ihm Neuheit nicht ſelten zur Feindin wird. Gewohnheit iſt ein bekannter Weg, wo man die gute Bahn leicht findet, die ſchlimme leicht umgeht. Weicht man hinaus, iſt man vor dem Verirren und Straucheln nicht mehr ſicher. Ich verlange nicht, daß Ihr gleich einſeht, wie recht der Vater hat, die Zeit wirds Euch aber einſt aufhellen. Und nun genug! Von etwas Anderm.

Rittmeiſter. (ſucht ſich zu ermannen.) Wie iſt Ihre diesjährige Ernte?

Hauptmann. Gottlob, abermal recht gut. Ich wundre mich, daß meine Sandbüchſe es vermag. Und was ſie abwirft, gehört doch keinen Gläubigern. Sterb' ich einmal —

Rittmeiſter. (ſchnell.) O reden Sie nicht von Ihrem Tod, guter Vater —

Margarethe. (ebenſo.) Es trübt uns den ſchönen Tag!

Hauptmann. Erbt Ihr ein kleines Gütchen, aber —

Rittmeiſter. In dieſem ſchrecklichen Fall würd ich der Schweſter meinen Antheil laſſen. Ich bin verſorgt.

Hauptmann. Wacker gedacht!

Margarethe. O nein! Mannsperſonen bedürfen mehr als wir.

Hauptmann. Darum mögt Ihr euch vergleichen. Aber wißt Ihr auch, wem Ihr es zu danken habt, daß Klein-Rohrshof — ich darfs wohl ſagen — großer Ordnung iſt? Meines Vaters Erziehung, die ich erſt eine ſtrenge, dann aber eine gute nannte. Ohne ſie hätte ich wohl im Dienſt das Dörfchen mit Flaſchen und Karten verthan, ſo hatte ich es noch, als ich bleßirt war, brauchte den Fürſten um kein Gnadengehalt anzugehn, und wußte mein Erbe zu verwalten.

Vierter Auftritt.

Verwalter. Lorenz. Vorige.

Verwalter. Länger bleib ich nicht draußen, und wenns auch was abgiebt. Ich habe die Pferde geſehn, nun muß ich unſern Sohn auch ſehen!

Rittmeiſter. (ſteht auf.) Der ehrliche Kautz von Verwalter! Geb Er mir die Hand.

Verwalter. Man erſt die Dinger gezeigt, die Ihnen der liebe Gott beſcheert hat, wie Lorenz ſagt. O, ich bin auch mit ſchuld, daß Sie ſie haben. War der Herr nicht da, mußte der Junker mir pariren.

Das Reiten haben Sie auch von mir gelernt, wiſſen Sie noch, auf dem grauen Eſel? Ich ſagte aber auch gleich: Der Junker iſt dreiſt, wird einmal auf die Feinde losjagen, als wärens Mohnköpfe. (beſieht die Orden froh lachend.)

Hauptmann. (zu Lorenz, der neugierig um die Thür guckt.) Iſt das nicht Lorenz? Komm doch herein!

Lorenz. (kömmt und macht Kratzfüß.) Guten Tag, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Biſt ja ein recht mannierlicher Kerl geworden.

Verwalter. Ich war ihm gut, und nahm mich ſeiner an. Aber wenn man einen Hund zu viel ſtreichelt, verdirbt er, und eine Katze, die zu gut Futter kriegt, lernt nicht mauſen.

Lorenz. Guten Tag, gnädige Frölen!

Margarethe. Guten Tag, Lorenz!

Hauptmann. Was Teufel, haſt ja auch was Blankes da hängen.

Lorenz. Alle Rekruten aus Rohrshof habens. Sie hauten ſo zu.

Verwalter. (kichernd.) Weil wir ſo zuhauten.

Lorenz. Aber aus Liebherrnthal nicht Einer

Verwalter. Herr Hauptmann, am Ende haben Sie ſie noch nicht geſehn. Das ſind Pferde! Und Sie auch nicht gnädige Frölen!

Margarethe. Nein!

Hauptmann. Weißt Du was Lorenz; der Stall iſt dunkel, reit ſie in den Hof.

Lorenz. Ganz wohl! (ab.)

Verwalter. Werd ihm zäumen helfen. (folgt ſchnell.)

Hauptmann. (zu Margarethen.) Und mache, daß Lorenz was zu eſſen bekommt.

Margarethe. (geht hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Hauptmann. Rittmeiſter.

Hauptmann. Jetzt ſag mir noch geſchwind, mein Sohn; wie kam es, daß man Dir nach drei Jahren erſt die Orden gab?

Rittmeiſter. Lieber Vater, die Eskadron ſtand während einer Schlacht einzeln detaſchirt. Ich war Unterlieutenant, der Oberlieutenant war verwundet. Nun brachte ein Adiutant den Befehl, wir ſollten eine Batterie wegnehmen. Mein Rittmeiſter ſagte: Ein breiter Graben liegt vor uns, iſts erlaubt, den Feind erſt aus dem Dorfe links zu iagen, können wir der Batterie in die Seite. Er wollte es dem Brigader vorſtellen, ritt hin. Während dem ſprengte ein zweiter Adjutant daher, und rief: die Batterie ſollte augenblicklich, es koſte was es wolle, genommen werden. Nun blieb mir nichts übrig, als die Eſkadron darauf los zu führen. Etliche ſtürzten in den Graben, die Kartätſchen räumten ziemlich unter uns auf, aber die Batterie gehörte bald uns. Der Rittmeiſter kam erſt, als wir ſie erobert hatten. Es war entſcheidend für den Tag, und ſowohl von unſerm Herzog, als ſeinen hohen Verbündeten ward dem Rittmeiſter ein Ehrenzeichen bewilligt.

Hauptmann. Und er nahm ſie?

Rittmeiſter. Es war ein braver Offizier. Diesmal verleitete ihn Ehrgeiz zu hehlen, nicht beim Angriffe geweſen zu ſein. Ich hätte reden können, ſchwieg aber, aus Achtung vor meinem Obern, und damit es nicht ſchiene, ich hätte nur aus Eigennutz meine Schuldigkeit gethan.

Hauptmann. Das Beſte unter den Umſtänden.

Rittmeiſter. So blieb es lange. Gleichwohl hatten die Unteroffiziere und Gemeinen geplaudert; es kam endlich vor den Herzog. Der Rittmeiſter empfing den Abſchied, obwohl anderweitiger tapferer Dienſte willen mit einem Jahrgeld, ich ein Belobigungsſchreiben, zwei Orden und die Eſkadron.

Hauptmann. So hieß es drüben: Unrecht Gut gedeiht nicht. Aber Du haſt ja einmal, ich hört es von Andern, eine Woche in Arreſt geſeſſen. Ei Wilhelm! Wilhelm! Warum iſt das geſchehn?

Rittmeiſter. Sie konnten mir daheim, guter

Vater, keinen Hofmeiſter halten, unterwieſen mich ſelbſt —

Hauptmann. Wußte freilich ſelbſt aber nicht viel. Weiter!

Rittmeiſter. Doch ſah ich, wie ich Bücher lieb, ſchloß manche Stunde mich ein, nahm von einem Artilleriefeuerwerker Unterricht, ſo daß —

Hauptmann. Wem das Lernen recht Ernſt iſt, der braucht gar keine Lehrer.

Rittmeiſter. Da ſchrieb ich einmal einen Aufſatz, und ließ ihn in einem militäriſchen Journal abdrucken.

Hauptmann. Ei Schriftſteller! Seht doch —

Rittmeiſter. In meiner Garniſon erſchien aber noch eine andere Zeitſchrift. Man ſagte allgemein: Der Herausgeber habe nie ſelbſt etwas Geſcheutes zu Tage gefördert, doch Alles beſpötteln, mit plumpen, faden, giftigen Witz beſudeln, wäre ſeine einzige Fertigkeit.

Hauptmann. Ich verſtehe nichts davon, ſollte aber meinen: wer ſelbſt laufen kann, wirft Andern nicht Steine in den Weg.

Rittmeiſter. Nun das Männchen machte ſich auch über meinen Aufſatz luſtig.

Hauptmann. Auf der andern Seite muß ſich auch das öffentliche Urtheil gefallen laſſen, wer etwas öffentlich ausſtellt.

Rittmeiſter. Anſtändig zurechtgewieſen hätte ich nichts eingewandt. Allein es ging klar hervor, daß mein Tadler ſo unwiſſend, als boshaft ſei. Sein Witz klang wie Injurie. Ich konnte mir wohl ſagen: ein geifernder Hund beleidigt die Ehre nicht; aber wie es ſchon mit dem Philoſophiren über den Punkt iſt, man fragte wohl: ob ich das litte. So ging ich nun zu dem Herrn, mäßigte aber die Leidenſchaft, und ſagte ihm mit allem Glimpf: Sie haben Zwanzig Stockſchläge um mich verdient, doch mögen Sie Ihnen erſpart ſein, wenn Sie mir nur eine Quittung über den richtigen Empfang ausſtellen.

Hauptmann. Der Glimpf war nicht weit her.

Rittmeiſter. Die Quittung wollte er nicht geben, ſo mußte er die Antikritik nehmen, und ich kam in die Wache.

Hauptmann. Und der Autor?

Rittmeiſter. Befleißigte nun ſich eines ungemein artigen Tons.

Hauptmann. Solch Mittel kann alſo auf dem Parnaß auch Gutes ſtiften.

Sechster Auftritt.

Vogt. Vorige. Hernach **Margarethe.**

Vogt. Das Dorf iſt herein; ſoll der Nachtwächter jetzt ſeine Dreißig haben?

Hauptmann. Und tüchtig!

Rittmeiſter. Schenken Sie es ihm diesmal, lieber Vater!

Hauptmann. Bei mir weiß jeder, was regiert; doch hab ich das Geſind länger wie Andere, und es läuft für mich durchs Feuer. (ſtößt den Stock auf den Boden.) Und eben, weils gebraucht wird, braucht mans oft in Jahren nicht.

Margarethe. (tritt auf.) Lieber Vater, an dem Freudentag —

Hauptmann. Soll Unordnung einreißen? So könnten ihm Leidenstage folgen. (zum Vogt.) Marſch, der Verwalter ſoll mitgehen, Acht haben!

Vogt. Ganz wohl! (ſchnell ab.)

Hauptmann. Bringt den alten Mann nicht um ſein Gnadenbrot. Er würde nachläßig werden, da müßt ich ihn wegjagen. Du haſt eine Zeitſchrift verfeinert, ich mache, daß Rohrshof gut bewacht iſt. Jetzt will ich die Pferde ſehn. (ab.)

Margarethe. (wirft ſich dem Bruder mit ſtummen Schmerz in den Arm.)

Rittmeiſter. (weich.) Wird Dirs ſchwer Du Arme! (ſeufzend.) Gott mir auch! Zum Erſtenmal hab ich vor dem Vater mich verſtellt, heiter gethan — und mir blutet, bricht das Herz —

Margarethe. Ich zwang mich, von einem Freudentag zu reden. Er iſts wohl — aber auch der ſchrecklichſte meines Lebens!

Rittmeiſter. Juliane!

Margarethe. Leopold!

Rittmeiſter. Dieſem Engel entſagen? — Vermag ich es? —

Margarethe. Neben allen ſeinen Fehlern iſt er mir doch ſo werth. Ich Unglückliche!

* * *

Siebenter Auftritt.

Schöppe. Vorige.

Schöppe. (ein Greis mit weißem Haar.) Guten Tag, Junker Wilhelm!

Rittmeiſter. Lebt der Schöppe auch noch? Willkommen, Alter!

Schöppe. Ich ſoll mit Ihm ſprechen. Die Bauern haben gehört, daß unſer Herr ſolche Freude an Ihm erlebt hat, und da freun ſich die Bauern, und meinen, ſie müſſen was thun, daß es doch zu ſehn iſt, daß ſie ſich freun.

Rittmeiſter. Ihr ſeid Alle gar brave Leute, habts auch beim Landſturm gezeigt.

Schöppe. Unſer Herr hat uns ja angeführt. Ja, und da ſchicken mich die Bauern zu Ihm, Junker Wilhelm, Er muß mirs nicht übel nehmen, ich weiß nicht, was Er jetzt vorſtellt.

Rittmeiſter. Gewiß nicht!

Schöppe. Und da ſoll ich Ihn fragen, ob nicht bei Seinem Regiment ein Invalide iſt. Den wollen die Bauern hernehmen, und wollen ihn zuſammen ernähren.

Rittmeiſter. (gerührt.) Der Fürſt ſorgt für die Invaliden.

Schöppe. Ja, die Bauern meinen aber, es könnte Einer wohl krumm und lahm ſein, oder gar blind, daß er mehr brauchte; er ſollt es recht gut haben.

Rittmeiſter. Ich will nachfragen. (ſchüttelt ihm die Hand.) Einſtweilen bringt den Bauern meinen herzlichen Gruß, meinen innigen Dank.

Schöppe. (wiſcht die Augen.) Da werden Einem ja ordentlich die Augen naß. So bleib Er geſund. Wiederſehn werd ich Ihn wohl nicht, Junker Wilhelm, aber wenn ich da oben hinkomme, will ichs erzählen, daß Er ſeinem Vater ſolche Freude gemacht hat.

Margarethe. (ergreift auch des Alten Hand.)

Schöppe. O ſie iſt auch gut; wird gewiß nichts thun, was der Vater nicht will. Drum wirds ihr auch wohlgehn, und Sie lange leben auf Erden. (ab.)

Magarrethe. Wilhelm — wir müſſen uns ermannen!

Rittmeiſter. Wie doch ein ſtrenger Herr, ders redlich meint, geliebt iſt! Die Menſchen ſehn am Ende, daß Fleiß, Ordnung und Gewalt über das eigne Herz am nächſten zum Glück führen. Ja, wir müſſen Gewalt über die Liebe erringen. Wer den Menſchen zwingt, ſich zu bekämpfen, verſchafft ihm auch das erhebende Gefühl, dem ſchwerſten aller Siege entgegen zu gehn. Und überwinden wir da, lohnt eine ganze Bruſt voll Sterne nicht ſo, wie das Ehrenzeichen, welches uns das innere Bewußtſein zutheilt! (Beide ab.)

Achter Auftritt.

Rittmeiſter, Margarethe, Schöppe. Zwei Bauern. Gleich hernach der Hauptmann.

Schöppe. Da komm ich noch wieder; ſie wollen, ich ſoll das Andre dem Junker Wilhelm auch ſagen.

Die Bauern. Ja, daß ers dem Herrn ſagt.

Schöppe. Er ſoll vorbitten.

Rittmeiſter. Um was?

Schöppe. Um die Spanndienſte und Handdienſte.

Hauptmann. (tritt auf.) Was wollt ihr?

Schöppe. Die Spanndienſte.

Die Bauern. Und die Handdienſte auch.

Hauptmann. (hitzig.) Seid Ihr nicht thöricht? Der Fürſt hat ſie aufgehoben.

Schöppe. Sie meinen aber, die Vorfahren hätten ſie doch gethan.

Hauptmann. Zehnmal ſagt ich Euch ſchon: wie mein Geſind *mir* gehorchen muß, darf *ich* die landesherrlichen Verordnungen nicht überſchreiten. Ihr entrichtet zum Erſatz meines Schadens ein Dienſtgeld. Zu hoch iſt es nicht angeſetzt, Ihr gewinnt offenbar dabei, was plagt Ihr mich alſo um Abänderung?

Die Bauern. Haben unſre Vorfahren die Hofdienſte gethan, können wir ſie auch thun.

Hauptmann. Wenn der Fürſt nun euren Zuſtand verbeſſern will. Die Liebherrnthaler Bauern ſind ſehr froh darüber. Seid *Ihr* denn ſo dumm, es nicht einzuſehn?

Zweiter Bauer. Was ſcheeren uns die Liebherrnthaler!

Hauptmann. Soll ich Euch für Eure Widerſpenſtigkeit einwerfen laſſen?

Erſter Bauer. (trotzig.) Daraus machen wir uns auch nichts.

Zweiter Bauer. Wenn wir unſern Willen nur haben.

Schöppe. Sie meinen, ſie können die Hofdienſte wohl ſo thun, daß es der Fürſt nicht erfährt.

Hauptmann. Ehrliche Leute thun nichts heimlich, und das Geſetz müſſen wir halten. Nun packt Euch; hätt ich doch nicht geglaubt, im Dorfe ſo einfältige Leute zu haben, die ihren eigenen Nutzen verkennen. Gab mir doch Mühe genug, Eure Begriffe aufzuhellen.

Schöppe. (kratzt den Kopf.) Ne, Herr Hauptmann; ſo dumm ſind ſie nicht. Aber ſie ſind letzt in die Kirche geweſen, da hat der Herr Paſtor vom Zinsgroſchen gepredigt, hat geſagt: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.

Erſter Bauer. Das hat er geſagt.

Zweiter Bauer. Auf der Kanzel.

Schöppe. Und wie ſie nach Hauſe gegangen ſind, hat Steffen gemeint, das könnte auch wohl heißen: Gebt dem Herrn Hauptmann, was des Herrn Hauptmannes iſt.

Beide Bauern. Ja, das hat er gemeint.

Schöppe. Und Steffen iſt 'n Grübler, hat gerechnet.

Erſter Bauer. Mit dem Stock.

Zweiter Bauer. In den Sand.

Schöppe. Und hat ausgerechnet: unſer Herr hätte wohl das Jahr ſechzig Thaler Schaden, daß ihm die Hofdienſte nicht gethan würden. Das wüßte nur der Fürſt nicht, hat Steffen geſagt; und die Bauern haben geſagt: ſie wollten ſich nachs Evangelium richten. Darüber würde der Fürſt wohl nicht böſe ſein.

Beide Bauern. Nachs Evangelium.

Hauptmann. So meint Ihr das? Nun hört Leutchen, tauſend Thaler iſt mein Gut weniger werth, ſeit die Frohne abgeſchafft iſt, und ich werfe nicht gern einen Groſchen weg. Aber es iſt mir auch ſo lieb wie tauſend Thaler, daß Ihr ſo gegen mich denkt; und meine Kinder theilen gewiß mein Gefühl.

Rittmeiſter und Margarethe. O die guten Leute!

Hauptmann. Da ziemt ihnen auch ein guter Herr, der ihr Erbieten nicht annimt. Fleiß und Sparſamkeit ſollen meinen Verluſt einholen, und recht innig, recht herzlich dank ich Euch. (ſchüttelt beiden die Hand.) Und nun lebt wohl!

Bauern. (gehn kopfſchüttelnd und brummend ab.)

Schöppe. (ihnen folgend.) Ich ſagte 'gleich, es würde nichts.

Hauptmann. (zu ſeinen Kindern.) Hütet euch vor Nachtheil, legen ihn aber die Geſetze Euch des Gemeinweſens willen auf; ſo denkt nicht an Euch, ſondern an Alle. Ihr ſeht, es kann auch Verluſt geben, wobei man froh iſt. Und nun kommt in den Garten.

Zweite Scene.

Mühlenſchenke.

Neunter Auftritt.

Müllerin. Hernach der **Wirthſchaftsinſpektor.**

Müllerin. (tritt aus der Mittelthür ein.) Da hat er ſich nun betrunken, und liegt auf dem Sack wie ein Stock.

Inſpektor. (tritt ein.) Wer, niedliche Frau? Ihr Mann? Da kam ich zur rechten Stunde.

Müllerin. Guten Abend, Herr Inſpektor!

Inſpektor. Sieht's der Mann nicht, könnte Sie mir doch wahrhaftig ein Küßchen geben.

Müllerin. O behüte! Das würde ſich nicht ſchicken.

Inſpektor. Denkt Sie: Wer die ſchöne Müllerin küßt, auch auf der Stelle verrathen iſt. Ihr hängt ja kein Mehl an.

Müllerin. Ich thus nicht. Sie ſind auch ſo. Wir brauchen Holz zu einer neuen Welle, einem neuen Rad, Sie wollen uns keins anweiſen.

Inſpektor. Wie lange iſts her, daß Ihr Holz bekamt?

Müllerin. Es nutzt ſich auch viel ab.

Inſpektor. Und ich kenne Euch; Ihr nehmt ſechsmal ſo viel. Ei nun — wäre man nur gefällig. Nur den Kuß!

Müllerin. Ich thus aber nicht! (tritt näher und läßt ſich küſſen.)

Iſpektor. Weiß Sie was, niedliche Frau? Hol Sie die Anweiſung bei mir ab. Ah, da kömmt Herr Brand. Laß Sie uns allein, niedliche Frau!

Müllerin. (ab.)

Inſpektor. (öffnet das Fenſter.) Ich erwarte Sie hier, Freund! Nur herein!

Zehnter Auftritt.

Holzhändler Brand. Voriger.

Brand. (eintretend.) Bon jour, Inſpektorchen! Wie gehts, was machen die Geſchäfte?

Inſpektor. Hier gabs Unglück. Mein Herr

Prinzipal braucht Sechstauſend Thaler, neues Vieh zu kaufen. Ich ſagte ihm, er ſollte gleich Zehntauſend aufnehmen; das Uebrige würde ſich doch brauchen zu allerhand Verbeſſerung, und —

Brand. Und ſo weiter.

Inſpektor. Die Zehntauſend Thaler müſſen Sie uns ſchaffen, Freund!

Brand. So ſchreiben Sie mir. Aber zur dritten Hypothek? Hab ich nicht ſchon Zwanzigtauſend auf der zweiten? Zwar ich nicht, ſondern meine Kommittenten.

Inſpektor. Liebherrnthal iſt viel werth.

Brand. Will ich worauf borgen, taxir ichs hoch, will ich darauf leihen, niedrig.

Inſpektor. Die ſchönen neuen Gebäude —

Brand. Kann's Gewitter drein ſchlagen!

Inſpektor. Die Verbeſſerungen —

Brand. Stehn meiſtens noch auf dem Papier — Nun aber wenn mans noch mit Zehntauſend Thaler wagte — was würde dran verdient?

Inſpektor. Weil ich die Summe ſchaffe, möcht ich nicht —

Brand. Giebt heut zu Tage Jemand ſein Geld umſonſt weg?

Inſpektor. Fordert ſechs Prozent.

Brand. Die verſtehn ſich bei der dritten Hypothek von ſelbſt. Aber das Proxenat?

Inſpektor. Das giebt er nicht.

Brand. Habt Ihr keinen Mund?

Inſpektor. Wenigſtens nicht direckt.

Brand. Nun ſolls indireckt fallen, wie?

Inſpektor. Etwa bei einem neuen Holzverkauf. Die Eichen ſind bald all, dann kanns auf die Buchen losgehn.

Brand. Gut, da muß ich um 2000 Thaler mehr ſchlagen können.

Inſpektor. Fahrt jetzt nur zum Hof.

Brand. Das Geld hab ich in Pfandbriefen bei mir.

Inſpektor. Deſto beſſer. Ich komme bald nach. Er wird mich wohl rufen laſſen. Apropos, ich habe da 6000 Thaler in zinsbaren Papieren angelegt; ſie tragen mir aber nicht genug; ihr Herrn wißt mit einem Kapital mehr zu gewinnen. Schafft mir doch auch eine Gelegenheit —

Brand. Kann wohl geſchehn, wenn Ihr mehr als bisher an das Sprichwort denkt, eine Hand wäſcht die andere. Sechstauſend Thalerchen alſo, ohne die Sechstauſend Flaſchen, denen Ihr ſeit einem Paar Jahren mit Euren Freunden den Hals gebrochen habt. Das heiß ich ein Schäfchen gut ins Trockne gebracht.

Inſpektor. Erſt that ichs nicht, aber wies nun heut zu Tage iſt, man gilt für einen Narren, ſchmiedet man nicht das Eiſen, weils warm iſt. Zudem muß ſchon einmal Jeder Amboß oder Hammer ſeyn. Die Klugen ſind Hammer.

Brand. Geht nur in die Kirche, ſprecht oft von deutſcher Redlichkeit, und macht, daß Euch Niemand etwas beweiſen kann.

Inſpektor. Heute war ein alter Landedelmann bei uns zu Tiſche, mit dem kam mirs vor, als wollte er meinem Baron einen Floh ins Ohr ſetzen; ich lache nur dazu, er glaubt mir, keinen Andern.

Brand. Und immer an das goldne Wort gedacht: Si fecisti, nega! (geht.)

Inſpektor. (begleitet ihn.)

Eilfter Auftritt.

Müllerin, hernach die Vagabunden.

Müllerin. O nicht genug mit dem Holz, da muß er auch noch machen, daß uns von der Pacht abgelaſſen wird, und noch ein Stück Acker zum Benutzen.

Erſter Vagabund. (tritt auf.) Iſt die Luft rein, Frau Wirthin?

Müllerin. Ja Musieh, nur näher!

Erſter Vagabund. (ſpricht hinaus.) Kommt! (zur Wirthin.) Nun Bier und Aquavit, müſſen auch was drauf gehn laſſen.

Die beiden andern Vagabunden. (treten auf, und ſetzen ſich mit dem erſten an einen Tiſch.)

Erſter. Hört! ich muß Euch was ſagen — aber es iſt mit Euch nichts anzufangen.

Zweiter. Warum nicht?

Erſter. Ihr habt keine Kourage.

Dritter. Wär wohl der Teufel.

Erſter. Wartet, bis die Wirthin fort iſt.

Wirthin. (bringt das Verlangte, und geht wieder hinaus.)

Erſter. (leiſe) Wir gehn da nun herum, an einem Ort glückt was, am andern nicht. Immer in Gefahr, keine Ruhe, kein eigen Dach.

Zweiter. Ein verdammtes Leben!

Dritter. Schaff uns ein Beſſeres!

Erſter. Da rupfen wir einmal einen Vogel, wie lange kanns aber währen?

Zweiter. Er hat ja nichts mehr.

Dritter. Laß nur, wird ſeinen Herrn ſchon wieder um was betrügen; das nimmt man ihm ab.

Erſter. Könnten wir nur einmal einen *rechten* Fang thun; daß jeder in die weite Welt ginge und ſich Haus und Hof verſchaffte.

Zweiter. Das glaub ich!

Dritter. Aber wie fängt das ein geſcheuter Kerl an?

Er-

Erſter. Da wollt ich vorhin hören, ob Jemand hier wäre, legt's Ohr an's Schlüſſelloch — kam mir vor, als ſagte Einer: der Edelmann kriegte heute viel Geld. Ich weiß nicht, Zehntauſend oder Zwölftauſend —

Zweiter. Sapperment!

Dritter. Das laß ich mir gefallen!

Erſter. Die ſollten wir haben; er bliebe doch reich genug.

Dritter. Recht unrecht in der Welt. Einer hat zu viel, der Andre muß ſich wie ein armer Teufel quälen.

Erſter. Hm — Das geht mir eben ſo im Kopf herum. Aber Ihr taugt zu nichts.

Zweiter. Nur nicht ſo dumm geſprochen.

Dritter. Warum ſollten wir zu nichts taugen! Seht doch!

Erſter. Ihr habt Furcht.

Zweiter. Ich bin bei den Soldaten zweimal weggelaufen. Hätten Sie mich wieder gekrigt, wär ich gehangen worden. Da muß ich mich doch wohl nicht fürchten.

Dritter. Ich habe einmal ein Jahr geſeſſen, einmal drittehalb. Da muß ich doch ein Kerl geweſen ſein, der was riskirt hat.

Erſter. Nur einen recht guten Fang.

Eilfter Auftritt.

Jäger. Vorige.

Jäger. Glück zu!

Alle drei Vagabunden. Ah ſein Diener, Landsmann.

Erſter. Nur her!

Zweiter. Proſit! (trinkt ihm zu.)

Dritter. Wo ſind die Knöchelchen?

Jäger. (ungeſtüm aus Verdruß.) Ich ſpiele nicht! Mir wurmen andere Dinge im Kopf. Wißt Ihr was? Ich gehe zum Teufel.

Erſter. Von hier?

Jäger. Muß, und die Taſche ſo leer, wie eine abgeſchoſſene Flinte. Wohin nun?

Zweiter. Aber warum denn?

Erſter. Still! (zum Zweiten:) Geh vor die Thüre, und ſag's, wenn Jemand kömmt. (Zum Dritten.) Gieb da Acht, ob die Wirthin nicht horcht. (Der Zweite ſieht zur Seitenthür hinaus, und bleibt dort ſtehn, der Dritte tritt lauſchend an die Mittelthür.)

Erſter. Ich muß mit dem Landsmann ein vernünftig Wort reden. Kommt her! (zieht ihn zum Tiſch) Trinkt! Warum müßt Ihr fort? habt eine ſo gute Nummer hier.

Jäger. (trinkt.) Vors Erſte haben mich Bau=

ermädchen auf die Heirath verklagt. Eine kann ich doch nur nehmen, ich mag aber keine.

Erſter. Schwörts ab, oder werft Jeder was zu. Ihr ſeid ein kluger Kerl, ſeht ſchon, wie Ihrs wieder kriegt.

Jäger. Wär noch das Wenigſte. Aber ich traue dem Frieden beim Herrn nicht mehr. Der Edelmann aus Rohrshof hat ihm geſagt, er ſollte mich ins Hundeloch werfen laſſen. Erſt wollte der Herr nicht daran, aber im Viehhauſe ſagte er doch: er wollte Alles einmal recht unterſuchen. Und wenn der Juſtitiarius mich unterkriegte — ich kann's Euch wohl ſagen, Ihr ſeid ein vernünftiger Menſch und mein guter Freund —

Erſter. Stoßt an! Smollis auf Du und Du!

Jäger. Ich könnte drüber in die Karre kommen.

Erſter. O das geht nicht ſo geſchwind.

Dritter. (kommt von der Mittelthür) Und wenns wäre, man wird auch nicht davon alle. In vier Wochen iſt mans gewohnt. (geht wieder an ſeinen Fleck.)

Zweiter. Man ſieht auch wohl, daß man ausbricht.

Erſter. (lachend, und mit dem Finger auf Jene deutend.) Haben ſich's verſucht. — Herr Bruder, ich will Dir ſagen, was Dir fehlt. Ein Paar Tauſend Thaler Geld.

Jäger. Hol mich der Teufel, ich könnte ſie haben, wenn die Weibsbilder nicht wären, und's Spiel, und ich Esel dem Inſpektor nicht immer die fettſten Brocken gelaſſen hätte.

Erſter. Hör einmal, der Edelmann hier läßt ſich wohl von Jedem anführen.

Jäger. Schade im Grunde um den guten Herrn! (winkt.)

Erſter. Auch Unrecht, daß mans ſo mit ihm macht.

Jäger. Nun, will er es doch nicht beſſer haben.

Erſter. Er müßte einmal recht klug gemacht werden, daß ihm die Augen aufgingen. Und Dir, Brüderchen, wünſcht ich ein Paar Tauſend Thaler in der Taſche; damit ſollſt Du ein funfzig, hundert Meilen von hier gehn, wo Dich Niemand kennte. Geſchickt biſt Du, mit Geld hat man auch bald einen guten Dienſt. Könnteſt wo Förſter werden, eine hübſche Frau nehmen, aber von der Stunde an müßteſt Du auch der ehrlichſte Kerl von der Welt ſein. Noch ein Glas!

Jäger. Ich beſaufe mich ja.

Erſter. Wirſt doch was vertragen können. (nöthigt ihm das Glas auf.) Höre — ich glaube, der Edelmann hier hat heute ſchon viel Geld gekriegt, oder wirds noch kriegen.

Jäger. Zehntauſend Thaler. Sie ſprachen bei Tiſche davon.

Erſter. Weißt Du auch, daß Niemand dem Edelmann einen größern Gefallen thun könnte, als wer ihm das Geld abnähme?

Jäger. Ei der Teufel!

Erſter. Er bliebe immer doch reich genug. Aber er müßte in ſich gehen, das viele Schlampampen laſſen, nicht mehr immer herumreiſen. Da ſparte er nun ſchon, was er verloren hätte, würde aber auch, wenn er ſich allein um ſeine Wirthſchaft bekümmerte, hinter des Inſpektors Schliche kommen, ihn fortjagen.

Jäger. Das möcht ich dem Inſpektor gönnen, weil ich fort muß.

Erſter. Sechs mal ſo viel könnts dem Edelmann einbringen.

Jäger. Das wollt ich ihm auch gönnen.

Erſter. Nippe doch nicht ſo; immer noch Eins!

Jäger. Aber das Letzte. Wer weiß, wo ich einmal wieder trinke.

Erſter. O Du könnteſt trinken, vergnügt leben, und wie! Höre einmal, wo verwahrt der Edelmann ſein Geld?

Jäger. Das weiß ich wohl. Muß ich doch ſelbſt oft etwas da holen oder hineinlegen. In dem großen Sekretär in ſeiner Wohnſtube. Unten iſt auch viel Silber und Gold. Aber was geht das Dich an, Brüderchen?

Erſter. Gold und Juwelen auch? Alle Wetter! Höre Brüderchen, Du biſt ein tüchtiger Kerl, und auch ein guter Kerl, wir können unter uns ſchon ein Wort ſprechen, Proſit! Wollen wir Deinem Herrn den Gefallen thun?

Jäger. I Du infamer Spitzbube!

Erſter. (lachend.) Denke, Herr Bruder! Meinetwegen lauf mit leerer Hand weg, die Polizei wird Dich bald aufgreifen, und in ein Arbeitshaus bringen.

Jäger. Stehlen? Ne, das muß man nicht.

Erſter. Haſt ja im Wald auch nicht geſtohlen. Sieh nur, ſeitdem es Galgens giebt, und die muß es ſchon zu Adams Zeiten gegeben haben, denn Adams Söhne haben einander ſchon todgeſchlagen, kurz, ſeitdem es Galgens giebt, iſt noch Niemand um das gehangen, was er gethan hat, blos weil er ſich hat attrapiren laßen. Nun braucht man dumm zu ſein? Du willſt aber dumm ſein, und ohne Geld zum Teufel gehn; da kriegen ſie Dich, liefern Dich wohl hieher, Du kommſt in die Karre. Mit Geld ſchaff ich Dir die beſten Päſſe, und Du fährſt mit Extrapoſt, bis wo die Welt mit Brettern zugenagelt iſt.

Jäger. Ne — Sapperment, was ſoll ich aber anfangen — noch ein Glas in's Teufels Namen!

Erſter. So iſt die Karre zu riskiren, und ſo auch.

Jäger. Hm — iſt wahr.

Erſter. Hier, wenn man geſcheut iſt, muß es wohl gehn.

Jäger. Wär nur der verdammte Edelmann von Rohrshof nicht; hätt ich hier ruhig ſitzen können. Ich wollte, daß den —

Erſter. Wir wollen ja Deinem Herrn einen Gefallen thun.

Jäger. Es wär auch einer — und unſer Einem wär gleich geholfen.

Erſter. Natürlich theilten wir, und dann wie rechtſchaffene Leute gelebt.

Jäger. Nein, ich will nicht, und wenn ich auch wollte, gehts nicht, der Herr trägt den Schlüſſel immer bei ſich, immer Leute in der Nähe —

Erſter. Bei Nacht —

Jäger. An Hausthüre, Stubenthüre, — Schloß, und Riegel, ſtarke Fenſterladen — bräch man daran, bellten die Hunde — Bedienten, Kutſcher, Vorreiter, Stallknechte wachten auf — das riskire der Teufel!

Erſter. Man ſteckt um Mitternacht, oder gegen Morgen, da iſt Alles noch verſchlafen, ein Gebäude in Brand. Eins, woran nicht viel gelegen iſt, und die Feuerkaſſe bezahlt's ihm ja auch wieder —

Jäger. Warum nicht gar! könnte ja das ganze Dorf in Flammen aufgehn.

Erſter. Behüte, es muß abgelegen ſein. Nun wird Lärm; Alles ſpringt aus den Betten. Herr und Frauenzimmer kommen auch, die Thüren bleiben offen, man hört ſein eigen Wort nicht. Du ſollſt mir nur die Stube und den Sekretär zeigen; auf krieg ich ihn wohl. Ihr andern macht, daß mich Niemand ſtört. Dann gehts fort, Mondſchein iſt nicht, wir ſind gemachte Leute, und der Edelmann wird klug.

Jäger. Du biſt ein Blitzkerl — aber ich will nicht!

Erſter. Biſt Du ein alt Weib, das ſich fürchtet? Wenn ſie mich auch kriegten, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich verrathe Dich nicht. Die thuns auch nicht.

Zweiter und Dritter. Da wären wir Schurken!

Jäger. Ließ ich mich darauf ein, müßte Einer von Euch nach Rohrshof, und dem Edelmann auch ſein Gehöft anſtecken. Er will mich in die Karre bringen, ſo geſchieht ihm alſo recht; aber nicht einmal darum. Säh er hier Feuer, käm er gewiß im vollen Galopp zu Hülfe, machte wohl, daß Sie uns nachſetzten. Brennts aber bei ihm ſelbſt, kann er ſich um den Nachbar nicht bekümmern.

Erſter. Das läßt ſich hören; wollen ihm den rothen Hahn aufs Dach ſetzen.

Jäger. Schenk ein!

Erſter. Ne, Brüderchen, jetzt mußt Du nicht mehr trinken. Hat man was Vernünftiges vor; muß man auch ſeine Vernunft behalten.

Ende des vierten Akts.

Fünfter Aufzug.

Szene beim Schulzen in Liebherrnthal.
Halbdunkel.

(Man hört eine Zeitlang draußen Sturm läuten und lärmen. Endlich ruft eine Stimme draußen:)

Schulze — Schulze — Schulze!

Erster Auftritt.

Schulz, der nach einiger Zeit kömmt, die Stimme draußen.

Schulze. (in der Kammer.)

Wer iſt denn da?

Stimme. Geſchwind auf!

Schulze. Hat man denn keine Ruhe bei nachtſchlafender Zeit?

Stimme. Es iſt Feuer!

Schulze. Packt Euch! (ſchnarcht laut.)

Stimme. Mag wohl eine Stunde gebrannt haben. Schulze — Er iſt wohl wieder eingeſchlafen?

Schulze. Ja! (ſchnarcht wieder.)

Stimme. Er ſoll ia die Bauern zum Löſchen treiben. Und mach Er gleich auf, die gnädige Frau kömmt hieher.

Schulze. Wer hat denn da draußen ſolch groß Maul?

Stimme. Bin ja der Kammerdiener vom Edelhof.

Schulze. Nu, was ſoll ich denn?

Stimme. Es iſt Feuer.

Schulze. (ſchnarcht.)

Schulze. (kömmt nach einiger Zeit in Mütze, Nachtkamiſol und Pantoffeln.) Muß doch ſehn, wer da iſt. Niemand, iſt mir wohl ſo im Traum vorgekommen. (ſetzt ſich auf einen Schemel und ſchläft wieder ein.)

Zweiter Auftritt.

Frau von Liebherrnthal und Juliane in Nachtkleidern, treten ſchreckenbleich ein. Voriger.

Frau von Liebherrnthal. Lieber Schulze, und Er geht nicht zum Feuer?

Juliane. Gott — ich möchte zu Boden ſinken!

Frau von Liebherrnthal. Der arme Mann muß krank ſein, oder einen ungemein feſten Schlaf haben. Lieber Schulze!

Schulze. Na, wen hat der Teufel ſchon wieder da?

Juliane. Lieber Schulze, ſei er doch kein Grobian!

Frau von Liebherrnthal. Es iſt Schlaftrunkenheit, und Mangel an Erziehung.

Schulze. (ermuntert ſich endlich.) O — ach! Ja wohl gar die gnädige Frau und die gnädige Frölen.

Juliane. beide einer Ohnmacht nahe.) Ich, die vom Schickſal doppelt Getroffne, am meiſten —

Schulze. Nicht möglich!

Juliane. Hat er nicht etwas Eau de Cologno im Hauſe, für meine Mutter?

Schulze. Doppelten Korn? Ja ja! Muß wohl nur aufſtehn. thuts und nimmt die Mütze ab.) Was läuten ſie denn draußen Sturm? am Ende iſt wohl Feuer!

Frau von Liebherrnthal. (weinend.) Leider!

Schulze. Ach Du lieber Gott, Du lieber Gott! Darum iſt's auch ſo hell in der Stube.

Frau von Liebherrnthal. Nur geeilt!

Schulze. Das Drittemal ſeit ich Schulze bin.

Das Erſtemal, wie die Franzoſen hier waren. Aber die Franzoſen löſchtens ſelbſt.

Frau von Liebherrnthal. Ihm wohl lieb?

Schulze. Ja, wem ſollts denn nicht lieb ſein, wenn der Himmel ſolch Unglück noch abwenden thut. Das Zweitemal war nicht lange darauf. Da kam der Rohrshofer Herr, der beſprachs.

Frau von Liebherrnthal. Poſſen, Aberglaube; man kann das Feuer nicht beſprechen.

Juliane. Wer weiß! Die Myſtik der Natur entſchleiert ihre Wunderwelt nicht; und beſſer Aberglauben im kindlichen Gemüth, als Unglauben.

Schulze. Aber zu Pferde muß er ſein, dreimal herum reiten, und gleich ins Waſſer, denns Feuer kömmt nach. Sie hattens geſehn, daß dem Rohrsdorfer Herrn das Pferd ſchon brannte.

Juliane. Wenn mir nur eine Zaubermacht die innere Flamme tilgte!

Frau von Liebherrnthal. (ſchluchzend.) Er ſetzt unſere Geduld recht auf die Probe, lieber Schulze. Es iſt ja ſeine Pflicht, eilige Löſchanſtalten zu treffen.

Schulze. Wo brennts denn?

Frau von Liebherrnthal. Auf dem Hof ſteht Alles in Flammen.

Schulze. Nun Gott ſei Dank! Der Hof liegt ein Ende ab, da wirds wohl nicht ins Dorf kommen. — Aber da haben Sie wohl gar nicht mehr aufs Schloß bleiben können, gnädige Frau?

Frau von Liebherrnthal. Mein Gott, das Dach brannte ſchon, als wir aufwachten.

Schulze. Und darum ſind Sie wohl hieher gekommen?

Frau von Liebherrnthal. Freilich!

Schulze. Nun, da haben Sie recht daran gethan. Wenn wieder ſo etwas vorfällt, nur her! Ja, ich will hin. Bei ſo was bin ich flink bei der Hand. (in die Kammer ab.)

Frau von Liebherrnthal. Ich bin noch ganz betäubt.

Juliane. Hatten wir denn ſolch Gewitter die Nacht? Ich hörte nichts.

Frau von Liebherrnthal. Die Gewitterableiter halfen alſo nichts.

Dritter Auftritt.

Legationsrath im Überrock und ohne Hut.
Vorige.

Legationsrath. Sind Sie hier, liebe Mutter? Schadete Ihnen das Entſetzen auch nicht? Du biſt todtenbleich.

Juliane. Ach, ich möchte mit Recha im Nathan ausrufen: Seit mir das Feuer ſo nahe kam, dünkt mir im Waſſer ertrinken Labſal, Erquickung!

Legationsrath. O, biſt Du noch poetiſcher Reminiscenzen fähig, haſt Du auch wieder Faſſung geſammelt. Laß uns nur die gute Mutter tröſten. Es giebt zwei Waffen gegen das Uebel, Religion und Weisheit. Auf dem Sterbebette rufe man jene, beim Verluſt an Reichthum dieſe, mag auch an den lydiſchen König und Solons Wort denken. Nun werden Sie doch getröſtet ſein?

Frau von Liebherrnthal. Du kannſt ſo leicht über das ſchreckliche Ereigniß hingehn?

Legationsrath. Es iſt nicht Leichtigkeit, Kraft. Erwägen Sie auch, wie viel übler ich daran bin, mir lodert noch helle Liebesglut im Buſen, die der Zeitſtrom mit allen ſeinen Wogen nimmer löſchen wird.

Juliane. Mein Loos!

Frau von Liebherrnthal. Wie mag die Flamme ausgekommen ſein? Durch Blitze ohne Zweifel, ich kann doch nicht meinen durch Verwahrloſung.

Legationsrath. Wenn Sie wollen durch Blitze; aus den ſchönen Augen.

Juliane. Wenn Sie wollen, durch Verwahrloſung. Ich hätte des Rittmeiſters Jugendgeſtalt und ſeine Vorzüge weniger beachten ſollen.

Frau von Liebherrnthal. Ach ich meine die Flamme im Hof.

Legationsrath. Wie die Stallknechte vom Schlummer aufgedämmert ſind, haben engliſches Viehhaus, Scheunen und Taubenhaus bereits gepraſſelt.

Juliane. Ach meine fromme Turteln! Nun werden ſie in der Irre flattern.

Legationsrath. Ich behaupte aber, wäre beim erſten Rauch Lärm erhoben, müßte die raſende Feindin noch in der Geburt erſtickt worden ſein. So aber hob Nachläſſigkeit ſie recht aus der Taufe. Einen andern Nachtwächter muß die Republik wählen.

Frau von Liebherrnthal. Juliane und ich hatten genug zu thun, ihn zu ermuntern. Ich ließ ihn aber zornig an: ziemt es einem Nachtwächter, daß ihn Damen aus dem Schlaf rütteln müſſen?

Schulze. (drinnen.) Ich will Ihnen ſagen, gnädige Frau, wie das zugeht. Er beſäuft ſich immer, und da ſchläft er die ganze Nacht.

Frau von Liebherrnthal. Beides ſollte er gleichwohl nicht thun.

Vierter Auftritt.

Herr von Liebherrnthal im Schlafpelz und Nachtmütze. Vorige.

Herr von Liebherrnthal. (die Hände über dem Kopf gefaltet.) Da iſt nichts mehr zu retten, der aufgeſtiegene Wind jagt die Flamme immer weiter. Wozu kauft ich die herrliche Schlauchſprütze. Sie hatten die Schlüſſel zu den Schuppen verlegt, wo ſie ſtand, und da verbrannte ſie, ehe man ſie gebraucht hatte.

Legationsrath. Ich wette aber, daß ſie treffliche Dienſte gethan haben würde.

Herr von Liebherrnthal. Gott, brennt Alles nieder, iſt Liebherrnthal Dreißigtauſend Thaler weniger werth.

Frau von Liebherrnthal. Wir ſind zum Unglück geſchaffen.

Juliane. Mars iſt bei unſrer Geburt aufgegangen, der helle Jupiter nicht. Mag denn unſre Garderobe auch verbrannt ſein?

Herr von Liebherrnthal. Freilich! Sie brauchten ja die Köpfe zu nichts, als damit zuſammen zu laufen. Ich geſtehe, daß mich die Geiſtesgegenwart auch entlief. Doch ermannte ich mich, und bat: Liebe Kinder, thut zur Hälfte der Glut Einhalt, zur Hälfte tragt die beſten Mobilien hinaus. Allein das Geſinde zeigte Egoismus, rettete erſt die eigne Haabe, die ich ihnen gern erſtattet hätte. Bauern aus dem Dorfe kamen nicht. Wär der Schulze gleich mit Ihnen da geweſen, hätte man das Schloß noch geborgen.

Schulze. (drinnen.) Nun ich komme ja, ziehe mir ſchon den Rock an.

Herr von Liebherrnthal. Wer von Euch hatte denn den geſcheuten Einfall, den großen Sekretär in meiner Wohnſtube zu zerſchlagen, um Geld und Koſtbarkeiten zu flüchten? Du Leopold?

Legationsrath. Ich vermochte keinen Einfall zu haben, weil ich vor dem Einfall der Mauern bangte.

Herr von Liebherrnthal. Schon wagte Niemand ſich mehr in die Thür, da fiel mir bei, daß ich Zehntauſend Thaler erhalten, darüber einen Interimsſchein für die Hypothekeneintragung ausgeſtellt, und die Summe in den Sekretär gelegt hätte. Eure Juwelen, meine Ringe und Uhren, auch die ſilbernen Vaſen und Beſtecke — nun du weißt ja, was ſich dort befand. Deshalb drang ich — trotz der Gefahr — noch ins Zimmer, zwei Bedienten mit mir, dies Alles abzuholen. Es war bereits geſchehn.

Vermuthlich hat der Jäger es in Sicherheit gebracht? er wußte, wo alles lag.

Fünfter Auftritt.

Hauptmann von Rohrshof. Vorige.

Hauptmann. (noch draußen.) Aber Tauſend Element; wenn man da auch Anſtalten treffen will, es ſind ja keine Leute da, keine Ordnung; ein Paar Bedienten gaffen, ein Paar alte Weiber ſchreien. Wo hat denn der Teufel den Schulzen? (tritt ein.)

Schulze. (kömmt gekleidet aus der Kammer.) Ah, da iſt der Rohrshofer Herr, der wirds beſprechen, da brauch ich nicht hin.

Hauptmann. Schon eine Stunde ſehen wirs von Rohrshof her brennen; und der faule Lümmel kömmt nun erſt aus den Federn? Will Er zu ſeiner Schuldigkeit! (nimmt den Stock und prügelt den Schulzen hinaus.) Ah, verzeihen Sie Herr Nachbar, wer kann ſo etwas gleichgültig ſehn. Ich würde ſchon früher hier geweſen ſein, aber die Mordbrenner hatten mir ein Gleiches zugedacht. Doch jetzt iſt nicht zum Erzählen Zeit. (ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorige, ohne die Abgegangenen.

Legationsrath. Was ſagt er von Mordbrennern? Er meint wohl gar, das Feuer ſei angelegt?

Herr von Liebherrnthal. Wie kann man ſo lieblos urtheilen; und wie roh iſt der gute Hauptmann, wie unzart daneben! Das werd ich mir gehorſamſt verbitten.

Frau von Liebherrnthal. Und in Damen Gegenwart.

Juliane. Der Schulze muß ein reichlich Schmerzensgeld empfangen.

Legationsrath. Liebſter Vater — da ſteigt mir doch ein ſeltſamer Gedanke auf. Ich ſah ein Paar Fremde beim hellen Schein —

Herr von Liebherrnthal. O das waren Reiſende, gute Leute. Ich habe mit ihnen geſprochen, ſie zeigten viel Theilnahme, wollten löſchen helfen.

Legationsrath. Wenn nun — ſo was hat man auch wohl gehört — die unſern Hof angezündet hätten, um während der Verwirrung zu ſtehlen.

Herr von Liebherrnthal. Glaub doch ſo was in unſern gebildeten Zeiten nicht! (geht ängſtlich umher und ringt die Hände.) Ach wär das, ſie hätten den Sekretär ausgeräumt!

Frau von Liebherrnthal. Ich glaub es ſchon. Wir haben Unglück genug dazu! J'admire notre malheur!

Herr von Liebherrnthal. Wenn die Gläubiger dann unruhig würden, preßten, das Gut würde ſubhaſtirt — allein das werden ſie nicht thun, der Hauptgläubiger, ohne die Landſchaft, iſt Herr Bränd, ein gutdenkender Mann.

Siebenter Auftritt.

Hauptmann von Rohrshof. Vorige.

Hauptmann. (eilig.) Ich habe meinen Verwalter und zwei Knechte mitgebracht, die treiben nun zuſammen. Bis ins Dorf, mein ich, ſoll das Feuer doch nicht kommen. Nun muß ich Sie aber geſchwind noch ſprechen, Herr Nachbar! Ihr Jäger iſt fort, nicht wahr?

Herr von Liebherrnthal. Vor einer halben Stunde ſah ich ihn noch.

Hauptmann. Junger Herr, ſchnell hin! Iſt er noch da, gepackt! Hände und Füße gebunden! Er wird aber wohl ſchon mit dem Raub davon ſein. Eilig, ſollten ſich ſchämen, hier müßig zu ſtehn.

Legationsrath. (ab.)

Achter Auftritt.

Vorige, ohne den Legationsrath.

Hauptmann. (ſchnell.) Weil ich wußte, daß es in der Gegend nicht ſicher ſei, ließ ich ohne den Nachtwächter etliche Leute aufbleiben. Der Nachtwächter hört gegen zwei Uhr etwas an den Dorfzäunen, ſieht Feuer ſchlagen, ruft die andern leiſe. Sie ſchleichen hinzu, und finden einen Kerl, der eben eine brennende Lunte an meine Scheune legt. Sie greifen ihn, rufen mich. Ich that unrecht, muß vielleicht Strafe bei der Juſtiz erlegen, aber ich dachte, was ſoll ich mit einen Mordbrenner viele Umſtände machen, ließ alſo ein wenig auf ihn losprügeln, daß er geſtände; was er für Kameraden hat. Vor der Juſtiz hätte er ſie vielleicht nimmermehr angegeben, aber die Höllenangſt unter dem Stock öffnete ihm den Mund. Er ſagte, Liebherrnthal würde auch angeſteckt, wir ſahen es auch ſchon auflodern. Und mit dem Jäger hätten ſie ein Komplott gemacht, den Sekretär auszuplündern. Hätten Sie den Kerl ins Hundeloch werfen laſſen, und die Mühlenſchenke durchſucht, brennte Ihr Gehöft nicht. Freilich was nützen nun die Vorwürfe! der Kerl mußte auch bekennen, wo die ſaubre Bande hernach ſich finden wollte. Mein Sohn und Lorenz warfen ſich zu Pferde und ſprengten fort. Aber ich wollte doch, es würden ihm noch ein Paar Leute zu Pferde nachgeſchikt, es ſind noch drei Schelme, werden ſich verzweifelt wehren. Der Jäger hat vermuthlich eine Büchſe —

Juliane. Gott, Wilhelm!

Herr von Liebherrnthal. Ordnen Sie, gebieten Sie — doch liebſter Freund mit Glimpf und Schonung —

Hauptmann. Wie geſagt, ich wäre ſchon früher da geweſen, mußte aber in meinem Dorfe Alles richtig ſehn. Nun, Alles iſt auf, in jedem Hauſe Licht, es wird patrouillirt, der Vogt hat das Kommando, und auf den iſt zu bauen. Margarethe wird mit der Verwalterin auf einen Wagen kommen. Jetzt will ich wieder zum Feuer. (ab.)

Neunter Auftritt

Vorige ohne den Hauptmann. Späterhin Holzhändler Brand.

Frau von Liebherrnthal. So viel wird mir dennoch klar, Ordnung iſt ein gut Ding.

Herr von Liebherrnthal. Hab ich ſie meinen Leuten nicht ſtets dringend empfohlen? Ihnen mit den einleuchtendſten Gründen auseinander geſetzt —

Frau von Liebherrnthal. Der Alte da hält es mit einbläuender Beredſamkeit. Liberalität verwirft ſie billig, doch Wirkung iſt ihr nicht zu beſtreiten.

Herr von Liebherrnthal. Der Jäger ſollte mein Vertrauen ſo mit ſchreiendem Undank belohnen? Ich ſage es iſt ein nichtiger Argwohn, kann den Glauben an die Menſchheit nicht aufgeben.

Holzhändler Brand. (tritt ungeſtüm auf.) Hier ſind der Herr Baron? Gehorſamer Diener! Ich machte Nachtquartier im Städtchen: da wurde Lärm, wär ein großes Feuer in der Gegend. Ich ſtehe auf, ſehe zum Fenſter hinaus. Das muß Liebherrnthal ſein, ſchrie ich, laſſe gleich anſpannen, und fliege her!

Herr von Liebherrnthal. Vermuthlich um Löſchen zu helfen, wackrer Mann!

Brand. Nicht darum, allein ich habe mir alles überlegt. Die Kapitalien ſind vierteljährig zu kündigen. Ich thue es hiemit, mein Herr Baron!

Herr von Liebherrnthal. (erſchrocken.) Wie werd ich zahlen können, nachdem ich den furchtbaren Schaden erlitten habe! Wo in dem Bedrängniß Kredit finden?

Brand. Wenn Sie das noch ſelbſt erklären, komme ich gleich auf Subhaſtation ein.

Herr von Liebherrnthal. Um Gotteswillen nicht, theurer Freund! Ein Gut mit verbrannten Gebäuden, und zerrütteten Viehſtand würde um ein Spottgeld weggehen.

Brand. In einem Paar Jahren würde es noch ſchlimmer ſein, ich muß jetzt ſehen, was ich noch rette.

Herr von Liebherrnthal. Sie ſind nicht fähig, mich zu Grunde zu richten, empfinden zu edel.

Brand. Ich muß empfinden, wie ein Mann, der Frau und Kinder hat. Wie ich aber höre, ſind der Herr Baron noch tüchtig beſtohlen. Subhaſtation. Werde ſo nicht mehr das Volle kriegen.

Zehnter Auftritt.

Legationsrath. Vorige. Dann **Hauptmann von Rohrshof.**

Legationsrath. Kein Jäger mehr zu ſehn.

Brand. Was ſoll der Jäger?

Herr von Liebherrnthal. So ſchwebt doch ein Verdacht über ihn, daß er mich beſtohlen hat.

Brand. (vor ſich.) Wenn er nur glücklich fortkömmt — er könnte ſonſt mancherlei ausſagen. — Zwar ich läugne, zu beweiſen iſt mir nichts.

Hauptmann. (tritt auf.) Herr Legationsrath, warum laufen ſie aber ſchon wieder weg?

Legationsrath. Ich wollte nur den Eltern ſagen, wie trefflich nun Alles beim Löſchen geht, ſeit die Rohrshofer da ſind. Auch laß ich die Pferde bringen. Ich will Ihrem Sohn nachſprengen. Er iſt mein Jugendfreund, ich muß ihm in der Gefahr beiſtehn!

Hauptmann. Nun doch etwas Charakter, Thun Sie das, junger Mann. (zu Herrn von Liebherrnthal.) An den Hofgebäuden iſt wenig mehr zu retten, doch Alles ſo herunter geriſſen, daß man für das Dorf unbeſorgt ſein kann. So gehn Ihnen die baaren Gefälle nicht Jahrelang verloren.

Herr von Liebherrnthal. (wirft dem Hauptmann ſich verzweifelnd in die Arme.) Alles geht verloren, theurer Freund! Da ſteht mein Hauptgläubiger. Der hartſinnige Mann will gerichtlichen Verkauf nachſuchen. Dann bleibt mir nichts.

Hauptmann. So hab ichs mir — leider. —

Herr von Liebherrnthal. (wirft ſeiner Frau ſich in die Arme.) Du kennſt nicht alle Schulden. Mit dem Bettelſtab können wir noch aus Liebherrnthal geh'n.

Frau von Liebherrnthal. (ſinkt in einen Stuhl.)

Juliane. (eben ſo.)

Legationsrath. (eben ſo.)

Eilfter Auftritt.

Margarethe im einfachen Ueberrock, ein Tuch vor den weinenden Augen. Vorige.

Hauptmann. Gut, daß Du kömmſt, es giebt hier viel zu tröſten, und darauf verſteh ich mich nicht. (bei Seite.) Wird mir ſauer, nicht gerade hiñ zu ſagen: Euch ſchon recht, habts nicht anders gewollt.

Margarethe. (hin ſchwebend auf Frau von Liebherrnthal hin.) Ach Frau von Liebherrnthal!

Frau von Liebherrnthal. (verzweifelnd.) Sie ſehn eine Bettlerin vor ſich.

Margarethe. (heftig ergriffen.) Gott! (ſteckt das Tuch ein.) Aber da hilft kein Weinen. — Nicht ſinken, erheben ſollen wir uns beim Unglück. —

Frau von Liebherrnthal. (lebt auf und umarmt ihren Mann.) Ich will redlich mit Dir tragen.

Margarethe. Juliane, um Tauſende brachten Sie die Eltern durch Modelaunen. Sind ja ſonſt ſo reich an ſchönen Worten, nun gilts kindlich zu handeln. Leopold, und Sie ſinnen nicht auf That?

Juliane. (ſpringt auf.) Ich kann ſticken, will arbeiten für die Eltern, Unterricht in Muſik und Sprache —

Legationsrath. (eben ſo, Julianen unterbrechend.) Nein, zu mir ſollen Sie ziehn, Du auch. Ich habe

Tauſend Thaler Gehalt; wir müſſen ſo uns beſchränken, um Alle davon zu leben.

Margarethe. So iſts wacker Leopold.

Hauptmann. Ei, meine junge Herrſchaften, griff das ins Herz? das Unglück iſt eine beſſere Schule, wie das Glück. Vielleicht ein Heil für Sie, das Unheil. Mancher wäre nie klug geworden, hätte er nicht großen Schaden gelitten.

Brand. Apropos, Herr Legationsrath! Der Poſtbote im Städtchen war auch auf, und wie er hörte, ich führe nach Liebherrnthal, ſagte er, es läge ein Brief an Sie da; ich möchte ihn doch mitnehmen. (giebt ihm einen Brief.)

Legationsrath. Ich danke. Vom Departement. (bricht, lieſt, wird bleich, und läßt ihn fallen.)

Juliane. (auf ihn theilnehmend hin.) Bruder was iſt Dir?

Hauptmann. Freuet mich auch an den Kindern, daß ſie einander ſo gut ſind. O die Herzen ſind noch nicht verdorben, ich ſage das oft, nur — nur. —

Herr von Liebherrnthal und Frau von Liebherrnthal. (beſorgt zugleich.) Was iſt Dir Leopold?

Hauptmann. (achſelzuckend.) Vielleicht muß es hier eine hohe Schule ſein!

Herr von Liebherrnthal. (hebt den Brief auf, und lieſt ihn ſtill, während ſeine Frau mit hinein ſieht.)

Margarethe. (eilt zum Legationsrath.) Standhaft, Herr Legationsrath! Sie ſind jung, haben Geiſt, müſſen auch für den ſchlimmſten Fall Rath finden, wenn Sie thätig ſind. (eilt nach der andern Seite. Vor ſich.) Nein, ich darf nicht mehr mit ihm reden.

Herr von Liebherrnthal. Ein Unglück folgt dem andern! Mein Sohn hat den Abſchied vom Departement. Man wirft ihm revolutionäre Grundſätze vor.

Hauptmann. Die fehlen uns auch noch in Deutſchland.

Margarethe. (ſchmerzlich vor ſich.) O der Arme!

Zwölfter Auftritt.

Wirthſchaftsinſpektor. Vorige.

Herr von Liebherrnthal. Mein Gott, Lieber! Sie erblickte man bei der Schreckensſzene noch gar nicht.

Inſpektor. Ich war ein wenig in die Stadt geritten. Wie ich dort hörte, eilte ich — und bin zerſchmettert vor Beſtürzung! Alle meine Sachen verbrannt, und um Sechstauſend Thaler zinsbare Papiere. Zwar kann ich die Nummer nachweiſen, muß andere erhalten. —

Brand. (leiſe zu ihm.) Und Sie ſind dumm genug das zu ſagen? (geht mit ihm in den Hintergrund, wo ſie zuſammen reden.)

Legationsrath. Die Pferde ſind da; ich muß Wilhelm zu Hülfe.

Juliane. O eile!

Legationsrath. Da iſt er ſchon!

Dreizehnter Auftritt.

Rittmeiſter. Vorige.

Rittmeiſter. (kömmt voran.) Gehorſamſter, meine Damen und Herren! Ich ſtatte von Herzen mein Beileid ab —

Hauptmann. (auf ihn hin.) Nichts gefunden? Dir iſt doch nichts Schlimmes begegnet?

Rittmeiſter. Von den Spitzbuben? O die hatten kein Herz. Ein Glück aber, daß ich ſie noch in der Ebene traf.

Hauptmann. Alſo doch getroffen?

Rittmeiſter. Lorenz folgt mit ihnen. (will auf Julianen zugehn, kehrt aber ſchnell wieder um.)

Vierzehnter Auftritt

Lorenz. Jäger. Erſter und zweiter Vagabund, mit auf dem Rücken gebundenen Händen. Vorige.

Lorenz. (noch draußen.) Rein in die Stube, ſonſt ſtoß ich nach!

Jäger und Vagabunden. (turkeln herein, indem Jener wirklich nachſtößt.)

Lorenz. (tritt auch auf.) Gut, daß ich die Stricke vom Halfter und vom Mantelſak bei mir hatte. Nun hätte ich ſie allenfalls allein tranſportirt. Da iſt, was ſie bei ſich gehabt haben. Sehn Sie nach, ob auch nichts fehlt. (legt den Mantelſack, welchen er unter dem Arm trug, auf den Tiſch.)

Herr von Liebherrnthal. (ſieht hinein.) Die Zehntauſend Thaler! O Herr Rittmeiſter!

Frau von Liebherrnthal. Alle Juwelen! Wie ſollen wir danken!

Lorenz. Sie hatten auch noch einen Sack, mit allerhand Geſchirr, den hab ich aufs Pferd gebunden.

Hauptmann. Nun die gerettet ſind, wäre auch Liebherrnthal noch zu retten.

Herr von Liebherrnthal und Frau von Liebherrnthal. (zugleich.) Wär es noch möglich!

Hauptmann. Durch Fleiß und Ordnung, ſonſt aber nicht.

Brand. (tritt zu Herrn von Liebherrnthal.) Laſſen Sie das Gut durch den Herrn Hauptmann adminiſtriren, ſo will ich die Kapitalien in drei Jahren nicht kündigen, ſo hab ich Vertrauen.

Herr von Liebherrnthal. Gern — gern! Ich ſehe ein, daß er dieſe Zerrüttung nur wieder zu ordnen vermag.

Hauptmann. Ei, — eine zu ſchwierige, mühſelige Arbeit.

Legationsrath und Juliane. (zugleich.) Thun Sie es, theurer Hauptmann!

Hauptmann. (zu Brand.) So geben Sie das ſchriftlich.

Brand. Gut. (ſchreibt.)

Rittmeiſter. (zu Julianen.) Meine Gnädige, wie beklag ich das große Mißgeſchick! (entfernt ſich ſchnell wieder. Vor ſich.) Nein, ihren Anblick nicht mehr.

Juliane. (vor ſich.) Gott er flieht mich! Und verdient ſo großen Dank um unſer Haus.

Legationsrath. O mein Freund! (wirft ſich ihm in den Arm.)

Brand. So! Nun empfehl ich mich! (im Abgehen zum Inſpektor.) Si fecisti, nega.

Hauptmann. Er ſah aus, wie Einer, der froh iſt, davon zu kommen. Laßt ihn nur. Vielleicht kriegen wir ihn anderweitig. Sachte Herr Inſpektor, nicht davon geſchlichen. Woher hat man die Sechstauſend Thaler?

Inſpektor. (verwirrt.) Lotteriegewinn — Erbſchaft von Verwandten.

Jäger. Mich hat er drum betrogen. Hab ich ihm beim Holzſchlagen immer die Hälfte gelaſſen, wär's doch recht und billig geweſen, daß ich wieder von dem die Hälfte gekrigt hätte, wann er beim Vieh und Getreide betrogen hat.

Inſpektor. (in großer Angſt.) Alles unwahr!

Hauptmann. (packt ihn an die Bruſt.) Dein Auge bekennt.

Inſpektor. Nun was hilft mein Läugnen, es kommt doch an den Tag. Herr Baron, Sie haben aber auch Schuld. Die Gelegenheit war ſo bequem, ſo wenig zu fürchten, wie ſchwer widerſteht ſich da reicher Anlockung!

Hauptmann. Mit doppelter Redlichkeit hätten Sie ſo ein Vertrauen lohnen ſollen. Lorenz, nimm unſre Knechte, und bringe die Geſellſchaft in die Stadt.

Lorenz. Aha, wohl in die geſchloßne Geſellſchaft? Soll mir keiner wegkommen. Den galanten Herrn pack ich am Kragen. Linksum, Marſch! (ab mit [illegible])

Hauptmann. Die Sechstauſend Thaler ſchaffen ſich auch noch zur Maſſe. Vielleicht mehr.

Legationsrath. Juliane, auch wir hätten der Eltern Güte doppelt lohnen ſollen.

Juliane. Ach, und ſie machte uns leichtſinnig.

Hauptmann. Nun, auch eine Feuersbrunſt kann ihr Gutes haben. Daß Troja in Flammen aufging, gründete ſpäterhin Rom. — Und wohl ein Unglück für Manchen, daß ihn kein Unglück trifft, das ihn beſſern könnte.

Letzter Auftritt.

Vorige, ohne die Abgegangenen.

Herr von Liebherrnthal. Ich will mit meiner Frau in der Stadt eine kleine Wohnung miethen, auf ein geringes Einkommen mich beſchränken.

Hauptmann. Sie werden auch bald geſund ſein, wenn Sie nicht mehr die Geſundbrunnen beſuchen.

Frau von Liebherrnthal. Ziehn Sie nach Liebherrnthal.

Hauptmann. Aber mein Verwalter und Vogt mit. Da keine Einrede. Es giebt eine Nachſicht, womit man andere und ſich ins Verderben bringt, und wieder eine Strenge, die eigentlich nur fremde und eigenes Heil baut.

Herr von Liebherrnthal. Ach, nur zu wahr.

Hauptmann. Doch eine Bedingung noch. Sie dürfen die Verſicherungsſumme nicht von der Feuerſozietät nehmen.

Herr von Liebherrnthal. Wie? Zehntauſend Thaler aufgeben?

Hauptmann. Können Sie billig verlangen, daß Ihre Mitbürger die Folgen Ihrer Sorgloſigkeit büßen? Aus den 16000 Thalern wollen wir das Nöthige und Nützliche bauen, das Nöthige und Nützliche kaufen, auf allen Ueberfluß, allen Prunk Verzicht thun.

Legationsrath. Es iſt ſo gerecht.

Hauptmann. Fühlen, meinen Sie das, junger Herr?

Legationsrath. Ich ſuchte Deutſchheit, bald im Nibelungengedicht, bald in mittelalterlichen Legenden; *hier* ſteht der ächt deutſche Mann.

Juliane. Je mehr wir den Eltern einſt koſteten durch leichtſinnigen Hang, je ſparſamer wollen wir nun ſein, des edeln Mannes Haus zum Muſter wählen.

Herr von Liebherrnthal. So ſei ihm denn Alles anheim geſtellt.

Frau von Liebherrnthal. Alles!

Hauptmann. (nach einigem Schweigen.) Auch Ihre Kinder?

Herr von Liebherrnthal. Mit vollem Vertrauen.

Frau von Liebherrnthal. Hätten wir ſie erzogen, wie er —

Hauptmann. Ich läugne nicht, daß Sie dann große Freude an ihnen erlebt haben würden. Mein Sohn iſt furchtſam, wo es Uebles zu thun gilt, und muthig zu allem Guten. Margarethe wird ziemlich die beſte Wirthin der Provinz ſein, und regiert das weibliche Geſinde darum ſo gut, weil ſie ſelbſt ſich zu regieren weiß. (zu Margarethen.) Mädchen. Du haſt geliebt, es iſt menſchlich, doch nicht wahr, weil Vernunft Deine Leidenſchaft nicht billigte, haſt Du ſie auch bekämpft, und hoffſt noch zu vollziehn, was nicht dem erſten Augenblick gelang?

Margarethe. (ſtockend.) Lieber Vater —

Hauptmann. Es mag ſchwer ſein, in Gegenwart des Geliebten ſo was zu geſtehn, doch eben das Schwere muß der Menſch lernen, will er leicht durchs Leben. Ich verlange Rede!

Margarethe. Ich kämpfte, werd es fortſetzen und hoffe Gelingen.

Legationsrath. (ſchmerzlich.) O mein Fräulein, je mehr ich mir ſchmeicheln dürfte, von Ihnen geliebt zu ſein; je mehr muß ich Sie traurend bewundern.

Hauptmann. Mein Sohn, Du warſt in einer ähnlichen Lage.

Rittmeiſter. (bebend.) Sie ſtellten meinen Gehorſam auf die härteſte Probe — doch will ich ſie beſtehn — weil ich ſoll.

Juliane. Herr Rittmeiſter, legen Sie mir nicht dieſe hohe Achtung noch auf, da ich der Liebe ſchon entſagen muß. Es iſt zu viel.

Rittmeiſter. Liebſter Vater, geſtatten Sie, daß ich mich entferne.

Margarethe. Ich begleite ihn, wenn Sie es erlauben — (beide wollen fort.)

Hauptmann. Iſt es muthig, dem Feind nicht unter die Augen ſehn zu können? Bleibt! Herr Legationsrath, was werden Sie thun?

Legationsrath. Ihre Tochter! ſagte mir ſchon heute: Vergeſſen Sie mich! Kann ich das furchtbare Gebot nicht vollziehn, will ich doch im Verſuch des Unmöglichen die Kraft der Vernunft üben.

Juliane. Ihres Sohnes edler Gehorſam werde meines blutenden Herzens Vorbild.

Herr von Liebherrenthal. Hauptmann, Ihre Strenge wird Grauſamkeit!

Hauptmann. Die Anlagen zur Selbſtbeherrſchung ſind auch in Ihren Kindern. O es hat ſich viel geändert! Wie, wenn ich ſie in gute Schulen brächte, den Keim weiter zu entfalten? Margarethe! u mußt Rohrshof nun allein bewirthſchaften. Ge- auſt Du Dir es wohl?

Margarethe. Allenfalls.

Hauptmann. (zum Legationsrath.) Junger Mann; auf dem Wege zum Geſandten ſtolperten Sie, jetzt nur auf die Bahn des Landwirths. Doch praktiſch, tüchtig im Kleinen erſt das Größere geübt. Wollen Sie es von Margarethen lernen?

Legationsrath. (beklommen.) Wie?

Margarethe. Liebſter Vater —

Hauptmann. Jetzt iſt nicht mehr von Hauptſtadt und vornehmer Welt die Rede, das erſchütternde Unglück warf auch die luftigen Grundſätze ziemlich um. Du könnteſt einen gelehrigen Schüler ziehn. (geht zum Legationsrath hinüber.)

Margarethe. Um das einzige Erbarmen fleh ich, daß ich ihn *nie* wiederſehen darf!

Hauptmann. (indem er den Legationsrath über die Bühne zu ſeiner Tochter führt.) Damit es aber ziemt — werfen Sie ſich als Bräutigam in ihre Arme.

Legationsrath und Margarethe. O Himmel! (umarmen ſich.)

Frau von Liebherrnthal. (drückt ihre Freude durch Bewegungen aus.)

Herr von Liebherrnthal. (froh.) Sie wird ihn vollends korrigiren.

Hauptmann. (geht zu Julianen.) Und mein Fräulein, Luſttempel und Prachtgarderobe werden verkauft. Hätten Sie jetzt Neigung mit einem Eſkadronchef vorlieb zu nehmen, ihn zu keinem eiteln Aufwand zu verleiten, eine wirthliche Hausfrau zu ſein?

Juliane. Gott! ich ſchwöre den reinſten, heiligſten Willen!

Hauptmann. (ſie dem Rittmeiſter zuführend.) So nimm von mir einen Lohn für die bereitete Vaterfreude. (Rittmeiſter und Juliane umarmen ſich, zum Herrn v. Liebherrnthal.) Er wird Sie auch vollends korrigiren!

Herr von Liebherrnthal. Wir haben ein glückliches Unglück erlebt!

Frau von Liebherrnthal. Jene Flamme tilgte, was den Flammen der Liebe im Wege war.

Hauptmann. Auch manche Thorheit, manchen Wahn und den Mißgriff übertriebener Güte, aus der eitel Härte entſtand. Wer des Menſchen Freund ſein will, lehre ihn den innern Feind beſiegen.

Ende.

Berlin, gedruckt bei C. A. Platen.

Die

unfehlbare Beſiegung
der
Ottomannen.

Ein politiſch militäriſcher Plan

von

Julius von Voß.

Berlin, 1821.
In der Schüppel'ſchen Buchhandlung.

Kö.
Bibl.
[illegible]
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Nichts wird in dieſem Augenblick mehr beſprochen, als die Angelegenheit der Griechen. Ob zu ihrem beßten — ein Krieg mit der Pforte entſtehen werde, iſt noch nicht zu beſtimmen; ſollte es aber geſchehn, wäre doch ein Ergebniß zu wünſchen, das größer als die bisherigen, und ohne — mögliche — nachtheilige Rückwirkung auf die übrige Chriſtenheit ſich darſtellte. Noch beſſer, wenn die geſammte Chriſtenheit ſich des Ruhms, des Vortheils, an einem ſolchen Kriege zu freuen hätte.

Man hat den Plan eines ſolchen Krieges hier aufgeſetzt — wenn nicht jetzt, doch ein Andermal auszuführen, oder — ihn nur ſchön zu träumen.

Doch glaubt man bei dieſer Gelegenheit auch manches Wort zur Sprache zu bringen, das zu einer richtigern Würdigung der griechiſchen Angelegenheiten führen kann.

Berlin, im September 1821.

Griechen.

Daß im Alterthum die Griechen das erſte aller Völker waren, deſſen tauſendjähriger Zeitraum von Blüthe und Frucht bald ſchön begeiſternd zur Einbildungskraft, bald ſinnig erhebend zur Vernunft ſpricht, daß ihm die Menſchheit unter allen am meiſten zu danken hat, und noch dieſen Tag Poeſie, Philoſophie, Redekunſt, Bildnerei, Geſetzgebung, Arzneilehre u. ſ. w. ſich nicht ausbilden können, ohne nach den früheren Muſtern darin bei den Hellenen zurückzuſehn, auch, trotz des ſo veränderten Waffengebrauchs, die Kriegskunſt noch wichtige Lehren dort ſchöpfen kann, und den jungen Krieger die Namen Miltiades, Themiſtokles, Epaminondas, Timoleon u. ſ. w. die Ortsbezeichnungen Marathon, Salamis, Thermopilä, Chäronea u. ſ. w. nicht kalt laßen, iſt weltbekannt.

Ueberſehen wir ihre Geſchichte, nach der angenommenen Zeitrechnung, die Chriſtus im Jahre 3983 geboren werden läßt.

2100 Argiver. Inachus. (in Abrahams Zeit.)
2426 Athen.
2470 Deukalion. Hellen. Amphyktyon.
2489 Kadmus in Theben.
2509 Danaus zu Argos.
2661 Pelops.
2700 Orpheus.
2721 Argonauten.
2750 Theſeus in Athen. Herkules. (Nach Einigen mehrere dieſes Namens.)
2790 Trojaniſcher Krieg. Agamemnon. Achilles. Neſtor. Ulyſſes. Aeſkulap. Chiron u. ſ. w.
2800 Trojas Eroberung. (von Einigen fabelhaft erklärt.)

2881 Herakliden.
2913 Kodrus,
3000 Homer. Heſiod.
3100 Lykurg in Sparta.
3170 Karanus in Mazedonien.
3208 Olympiaden.
3231 (erſt Romulus und Remus.) So lange vorher ſchon Griechenland.
3324 Archilochus.
3361 Drako in Athen.
3390 Solon in Athen.
3397 Des Szythen Anarcharſis Reiſe nach Griechenland.
3412 Aeſopus.
3424 Der Tyrann Piſiſtratus in Athen.
3439 Sieben Weiſen Griechenlands. (Zeit des Cyrus und Servius Tullius.)
3486 Heraklitus.
3494 Miltiades. Schlacht bei Marathon.
3500 Pythagoras. Pindarus. (Xerxes Zeit.)
3504 Leonidas von Sparta bei Thermopylä. Pauſanias. Ariſtides. Themiſtokles.
3516 Simonides. Aeſchylus.
3535 Phidias. Zeuxis.
3540 Herodotus.
3553 Peloponneſiſcher Krieg. Perikles.
3568 Alzybiades. Diokles.
3578 Dyonis in Sizilien.
3580 Thucydides. Euripides.
3583 Xenophon mit den 10,000 Griechen. Thraſybulus. Konon. Kteſias.
3584 Sophokles und Sokrates ſterben.
3594 Ariſtophanes.
3600 Hippokrates. Demokritus.
3621 Schlacht bei Mantinea. Epaminondas. Pelopidas. Ageſilaus.
3635 Platon ſtirbt.
3644 Timoleon in Sizilien.
3646 Schlacht bei Chäronea. Griechenlands republikaniſche Verfaſſung geht unter. Philipp von Mazedonien. Iſokrates. Demoſthenes.

3648 Philipp ſtirbt. Alexander in Mazedonien. Ariſtoteles. Apelles.

3650 Alexanders Krieg mit Darius. Ende des perſiſchen Reichs. Griechiſche ſogenannte Univerſalmonarchie. Aeſchines. Diogenes.

3660 Alexander ſtirbt. Kaſſander. Antipater. Königreiche Mazedonien, Thrazien, Aſien, Syrien, Egypten, aus Alexanders Reich gebildet. Griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt verbreiten ſich weit, leiden jedoch in der Heimath von den kriegeriſchen Unruhen.

3695 Agathokles ſtirbt. Theophraſt. Zeno. Euklides. Epikur. Lykophron. Theokrit.

3700. Aetoliſcher Bund im eigentlichen Griechenland, nachher der achäiſche, die auf einige Zeit wiedergewonnene Freiheit zu behaupten.

3789. Die immer mächtiger werdenden Römer erklären zwar alle griechiſche Städte für frei, nähren jedoch ihre inneren Unruhen. Von Alledem iſt die Folge, daß ſie den größten Theil des ältern Griechenlands unter den Namen Achaja zu einer r. Pr. machen. Athen bleibt noch frei.

3816 Ende des Mazed. Reichs.

3838 Zerſtörung von Korinth. Philopömen.

3855 Pergamus eine röm. Pr.

3862 Polybius ſt.

3898 Athen hat es mit dem Mithridates gehalten, und wird von Sulla zerſtört. Die Römer beherrſchen ganz Griechenland. Die Wiſſenſchaften und Künſte liegen.

Hier endet Griechenlands Selbſtſtändigkeit, abſchon die Römer, die in Syrakus und Korinth Neigung für Wiſſenſchaften und Künſte gewannen, das Hellenenvolk achten, und Lehrer für ihre Jugend daraus nach Italien berufen. Von 2100 bis 3898, mithin etwa achtzehn Jahrhunderte hat der Griechen eigner Staat geblüht.

Es traten zwar in den nächſten 500 Jahren, wo Griechenland eine römiſche Provinz bleibt, auch einige berühmte Namen hervor, doch erreichten ſie nicht mehr den alten Glanz, wovon Plutarch (in Trojas Zeit lebend) vielleicht nur eine Ausnahme macht.

87 Jahre nach Athens Zerſtörung — jedoch wie Korinth wieder aufgebaut — iſt Chriſtus geboren, im

Jahr 52 neuer Zeitrechnung ſchreibt Paulus ſeine Briefe an die Korinther, die neue Lehre findet allmählig in Griechenland Anhänger. Zu Sokrates und Platons Zeit würde ſie vermuthlich rein geblieben ſein, nun bilden ſich dagegen ſeltſam abergläubiſche Sekten.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts ehrt Conſtantinus Griechenland durch Conſtantinopels Erbauung und nimmt ſeinen Sitz dort.

Wie Theodoſius im Jahr 395 das römiſche Reich getheilt hat, und das morgenländiſche auch das griechiſche genannt wird, iſt dieſer Umſtand wie eine Wiedergeburt anzuſehn. In ſofern Arkadius und ſeine Nachfolger unverändert in Conſtantinopel ihren Sitz haben, iſt nun die trefflichſte Gelegenheit da, Hellas Volk dem alten Glanz wieder entgegen zu führen. Kirchliche Streitigkeiten beſchäftigen nun aber die Geiſter, Europa wird von den Wandervölkern beunruhigt, und jene ſchöne Hoffnung bleibt unerfüllt.

Der griechiſche Kaiſerſtaat behauptete ſich aber, wogegen ſchon 476, unter Romulus Auguſtulus, der abendländiſche unterging. Auch unterwarf man ſich dem römiſchen Biſchof nicht, ſondern ſtiftete eine eigne griechiſche Kirche.

Der neue Staat umfaßte in Aſien, was jetzt Natolien, Turkomannien, Syrien u. ſ. w. heißt, auch Arabien, in Afrika Egypten und Lybien, in Europa Alles an der Donau herauf bis griechiſch Weiſſenburg. Welche Macht gewährten dieſe weitläuftigen, ſchönen, reichen, und damal wohlbevölkerten Landſchaften. Es iſt noch jetzt, China, ausgenommen, kein Staat damit zu vergleichen, wie — der türkiſche, weil er ſich in den Beſitz aller der Länder geſetzt hat, die einſt das griechiſche Kaiſerthum bildeten. Leider hatten die wenigſten Kaiſer indeß gute Herrſchertalente, und je mehr ſich rohe Tirannen unter ihnen zeigten, je weiter entfernte ſich auch der niedre Sclavenſinn des Volks vom alten freien, edlen. Das Chriſtenthum, richtig verſtanden, wäre geeignet geweſen, die ſchöne Humanität aus Perikles Tagen zurückzurufen; weil man ſich aber um religiöſe Meinungen wüthend verfolgte, ſank man dadurch in rohe Barbarei. Die Kirche beſchäftigte zwar Wiſſenſchaften und Künſte, doch jene unphiloſophiſch genug bei den Streitigkeiten um überſinnliche Vorwürfe, und dieſe mit ſinkendem Geſchmack.

Überſehen wir jedoch kürzlich die neugriechiſche Geſchichte.

Im fünften Jahrhundert regierten Arkadius, Theodoſius II., Martinus, Leo I. Thrax, Leo II. das Kind, Zeno Iſaurikus, Baſiliskus, Anaſtaſius.

Theodoſius hatte die gelehrte Eudozia zur Gemahlin, Zeno ward auf Anſtiften der ſeinigen, Ariadne, trunkenweiſe lebendig begraben. — Die Hunnen erſchienen in dieſem Jahrhundert. Leicht hätten ihnen die Griechen den Weg am ſchwarzen Meere verſperrt. Doch ein Pelagius, ein Neſtor, ein Eutyches, ſtifteten in Conſtantinopel Sekten, welche die Köpfe beſchäftigten. Man ſtritt ſich um die Erbſünde u. ſ. w.

Im ſechsten herrſchten Juſtinus I. Thrax, Juſtinianus, Juſtinus II, Tiberius II, Mauritius.

Der Erſte war anfänglich Hirt, dann Zimmermann, zog in den Krieg und ward endlich Kaiſer. Juſtinianus zerſtörte das Vandalenreich in Afrika durch Beliſarius und das Oſt-Gothiſche durch Narſes. Sein Nachfolger ſtiftete das Exarchat in Italien. Mauritius ward mit ſeiner Familie vom Phokas hingerichtet. Beim Niederſäbeln der Kinder rief er oft: Herr du biſt gerecht und alle deine Gerichte.

Im ſiebenten Phokas, Heraklius, Conſtantinus III, Herakleonas, Conſtans II, Conſtantinus IV, Juſtinianus II, Leontius, Tiberius III.

Phokas endete gräßlich, ſein Nachfolger ließ ihm Hände und Füße abhauen, dieſer demüthigte auch den perſiſchen König Cosroes, Conſtantinus IV war gegen die Sarazenen glücklich. Auf dem Concilium, das er gegen die Monotheleten berief, ward ſogar der römiſche Pabſt Honorius mit einem Anathem belegt. Im Widerſtand gegen den römiſchen Stuhl zeigte man viel Thätigkeit und Kraft, doch in den fernen aſiatiſchen Provinzen erlahmte die Macht der Regierung zunehmend.

Das achte Jahrhundert zählte Philipp Barbanes, Anaſtaſius II, Theodoſius III, Leo III. Iſaurikus, der Sohn eines Schneiders, Conſtantinus V, Leo IV, Conſtantinus VI, Irene.

Leo III. wollte den Bilderdienſt vertilgen, Irene war ihm dagegen zugethan. Das Exarchat wurde von den Longobarden zerſtört, die Sarazenen erweiterten ihre Macht bedeutend, die Turkomannen, oder Türken, erſchienen nun in die Mitte dieſes Jahrhunderts, vom Kaukaſus her. Nächſtdem machten auch die Bulgaren den Griechen viel zu ſchaffen.

Im neunten Jahrhundert finden wir Nizephorus I., Michael I., Leo V., Armenius, Michael II., Balbus, Theophilus, Michael III., Baſilius I., Leo V. der Philoſoph.

Unter Michael II. eroberten die Sarazenen Creta, Leo VI. fertigte, nebſt anderen Schriften, die Novellen. Die ſchon vorbereitet geweſene Trennung der römiſchen und griechiſchen Kirche vollzieht ſich ganz.

Im zehnten Conſtantinus VII., Romanus I. den Vatermörder, Nizephorus II., Phokas I., Johannes Zimisces, Baſilius und Conſtantinus VIII. zuſammen.

Erſterer war nicht ohne Gelehrſamkeit, Nizephorus bekämpfte die Sarazenen mit einigem Erfolg.

Das elfte ſah Romanus II., Michael IV., Paphlago, Michael V., Conſtantinus IX., Theodora, Michael VI., Iſaak Comnenus, Conſtantinus X., Romanus III., Michael VII., Nizephorus III., Alexius I., Comnenus. Unter Alexius I. hoben die Kreuzzüge an.

Das zwölfte Johannes II., Manuel I., Alexius II., Andronikus I., Iſaak II., Alexius III., Alexius IV., Manuel bewies ſich feindſelig gegen die Kreuzfahrer.

Im dreizehnten Jahrhundert ereignete ſich eine wichtige Veränderung. Die griechiſchen Kaiſer wurden aus ihren Sitz vertrieben. Unter dem Namen lateiniſcher regierten Balduin I. aus Flandern, Heinrich, Peter, Robert und Balduin II. Jene ſchlugen ihren Thron währenddem in Nizäa auf. Es waren Theodorus I., Johannes III., Theodorus II., Johannes IV., Michael VIII. Letzterer nahm im Jahre 1261 Conſtantinopel wieder ein, und machte dem lateiniſchen Kaiſerthum ein Ende. Ihm folgte Andronikus II.

Im vierzehnten herrſchten Andronikus III., Johannes V., Johannes VI., Andronikus IV., Emanuel II.

Johannes IV. bemühte ſich, die getrennten Kirchen zu vereinen, was nicht gelang. Emanuel II. ſchlug die

Türken, indem er den Tamerlan zu Hülfe rief, welchem Sultan Bagazeth in die Hände fiel.

Im funfzehnten ſah man Johannes VII. und Conſtantinus XI., unter welchen Conſtantinopel von Mahomed II., erobert ward. Jener kam ums Leben, das griechiſche Kaiſerthum, nachdem es 958 Jahre beſtanden hatte, ging unter.

In dem beinahe tauſendjährigen Zeitraum haben jene Kaiſer wenig gethan, was man des griechiſchen Namens würdig erkennen dürfte. Trotz ihrer Macht wußten ſie im Allgemeinen ſich gegen die Anfälle der Perſer, Hunnen, Gothen, Avaren, Bulgaren u. ſ. w. nicht zu vertheidigen, wenn ſchon einzelne glückliche Krieger unter ihnen aufſtanden, und Juſtinianus I., durch ſeine großen — aber mit Undank belohnten — Feldherrn Beliſarius und Narſes berühmt ward. Sie zahlten öfters den Völkerſchwärmen Jahrgelder, oder ſchickten ſie, kraft eines Vergleichs, dem Abendlande zu, ſtatt mit dieſem wider ſie kräftig gemeinſchaftliche Sache zu machen. Die Trennung der Kirchen, wenn man ſchon im Orient dadurch Selbſtſtändigkeit bewies, und die Kaiſer deſſelben ihre Patriarchen und Biſchöfe weit mehr in Zaum hielten, als es den neuen abendländiſchen nach Karl d. G. gelang, führte aber auch eine verderbliche politiſche Uneinigkeit herbei. Innere Empörungen mehrten die Ohnmacht zu Conſtantinopel, welche erſt dann recht anſchaulich ward, als die Araber oder Sarazenen auftraten, ſpäterhin mit den Türken zuſammenſtoſſen, und dem Reich eine Provinz nach der andern wegnahmen. Zogen ſie gleich aus den Kriegen unter den Völkern, welche Mahomeds Lehre angenommen hatten, einige wichtige Vortheile, ſo blieb ihr eignes Reich doch in einem üblen Zuſtand. Verſchwörungen, Ermordungen der Kaiſer, langwierige blutige Religionshändel u. ſ. w. nahmen eher zu als ab. Kamen zuweilen lobwürdige Herrſcher auf den Thron, waren ihre Kräfte den Unordnungen doch nicht gewachſen, oder man räumte ſie bald aus den Weg. Die zwar laſterhafte, aber doch umſichtige Irene gab hinſichtlich der Bilderverehrung nach, weil das abergläubige Volk ſie wünſchte, und wollte ſich mit Karl d. G. vermählen. Dies hätte vielleicht den griechiſchen Thron gegen die

Aſiaten gerettet, weil die Macht des Orients und Okzidents ſich vereinigt haben würde. Nizephorus aber ſtörte den großen Plan, indem er die Kaiſerin entthronte, bald aber auch von den Bulgaren getödtet wurde. Leo V. traf die beſten Anſtalten aller Art, doch koſtete ihm eine Verſchwörung das Leben. Nizephorus Phokas, welcher den Sarazenen einen Theil ihrer Eroberungen entriſſen hatte, erfuhr das nehmliche Schickſal, und auch Johannes Zimiſces, ein ruhmwürdiger Monarch. Romanus Diogenes gerieth durch Verrätherei in die Gefangenſchaft der Turkomannen u. ſ. w. Statt die Kreutzzüge das griechiſche Reich mächtig hätten unterſtützen ſollen, brachten ſie ihm vielmehr neue Wunden bei. Durch Erpreſſungen, Verwüſtungen und Länderlosreiſſungen in Aſien entmarkt, hatte es nur noch ein ſieches Leben, das Venetianer und Genueſer eigentlich noch mehr ſchützten, wie es ſelbſt. Othman oder Osman, legte in Bithynien den Grund zum ottomanniſchen Reiche. Orchan ſetzte die Eroberungen fort, und gewann ſchon feſten Fuß in Europa. Murad unterwarf ſich Adrianopel und einen großen Theil von Thracien. Bajazeth machte ſich den griechiſchen Kaiſer zinsbar, ob ihn gleich Tamerlan überwand. Murad oder Amurath II. fing in Mazedonien und Servien an zu herrſchen. Mahomed II. nahm endlich Conſtantinopel ein.

Die abendländiſche Chriſtenheit ſah — mit Ausnahme der Venetianer und Genueſer, die eigner Vortheil handeln ließ — dem Einſturz des griechiſchen Kaiſerthums ruhig zu, und wären die Moskovier und Polen nicht um dieſe Zeit mächtig geworden, hätte nicht Ungarn (vorzüglich unter Mathias Corvinus) Widerſtand geleiſtet, was auch mit einigem Erfolg Skanderbeg that, ſo würden die Ottomannen, in ihrer jugendlichſten Eroberungsluſt, vielleicht ganz Europa überſchwemmt haben.

Doch entſtanden aus dem Untergang des griechiſchen Reichs wichtige Vortheile für das übrige Europa. Trotz ſeiner meiſtens elenden Verfaſſung hatte man die Wiſſenſchaften und Künſte, anderer Orten von Gothen, Vandalen u. ſ. w. vernichtet, doch nicht in gänzlichen Verfall gerathen laſſen. Einige Kaiſer hatten ſie befördert, waren zum Theil ſelbſt als Gelehrte und Schriftſteller aufgetreten, wie Leo der Philoſoph, Baſilius, Conſtantinus Porphyrogenetes. Juſtinians Verdienſt um die Geſetzgebung iſt bekannt. Photius, Patriarch zu Conſtantinopel, der im neunten Jahrhundert ſtarb, hatte große Verdienſte um die Gelehrſamkeit, und es fehlte nicht an Philoſophen und Geſchichtſchreibern, welche doch einigermaaßen die großen alterthümlichen Muſter nachzuahmen ſuchten. Ihre Maler, Bildhauer und andere Künſtler behaupteten immer noch den Vorzug unter allen. Von den Türken bedrängt, flohen nun viele Gelehrte und Künſtler nach Italien oder in andere abendländiſche Gegenden, und zündeten ein neues Licht dort an. Die Namen Emanuel Chryſoloras, Gemethius Pletho, Beſſarion, Theodorus Gaza u. ſ. w. erwarben in jener Zeit mit Recht hohen Ruhm. Sie überlieferten der Menſchheit einen erhaltenen Schatz, der ohne ſie hätte verloren gehn können, und preiſen die weſteuropäiſchen Nationen ihre Bildung, ſind es die Männer, welche aus Griechenland kamen, die einſt den erneuten Grund dazu legten.

Das ſind die Griechen und ihr Verdienſt um die Menſchheit.

Unter dem Druck ihrer Beſieger konnten ſie nicht mehr fortfahren, ſich deren zu erwerben, doch ehrt ſie die Standhaftigkeit, mit welcher ſie der chriſtlichen Religion treu blieben.

Türken.

Billig heben wir mit den Arabern oder Sarazenen an, weil ſie dem tatariſchen Volke, das ſie einſt bedrängt hat, Religion und Sitten gegeben, dafür ſeinen Namen angenommen haben, und beide innig vermengt ſind.

Die Sarazenen waren der alten Moabiter, Edomiter, Amalekiter, Midianiter, Jsmaeliter u. ſ. w. Nachkommen. Jhr Vaterland, Arabien und deſſen nächſte Umgebung, hat in allen bekannten Zeiten eine religiöſe Romantik bewährt. Abraham wohnte in Midian und lehrte die Seinigen zu einem Gott beten. Moſes war in dem Egypten geboren, woraus die Griechen ihre Religion empfingen, doch hielt ſein Volk den Glauben der Patriarchen feſt, den er, nach ſeinem Aufenthalt in Midian, ordnete. Chriſtus lehrte im nahen Paleſtina. Sechshundert Jahre nach ihm ſtand Mahomed in Arabien auf.

Wir ſind aus der Schule gewohnt, Mahomed einen Betrüger zu nennen, doch könnten wir getroſt hinzuſetzen: er war es im bewundernswürdigen Styl. Wenn zugleich ungemeine Denkkraft und Thatkraft, ungemeine Wirkungen auf die Zeitgenoſſen, und bleibende in der Nachwelt, den Begriff menſchlicher Größe aufſtellen, ſo leuchtet auch ein, was Mahomed geweſen iſt. Als Theoſoph war er zugleich Tiefdenker und poetiſches Gemüth. Sein Determinismus war ſtets eine der feinſten metaphiſiſchen Jdeen, woran die erſten Köpfe ihren Scharfſinn übten, wie lange nach ihm Leibnitz und Kant, gewiſſermaaßen auch Spinoza. Und dürfen wir ſeinen erträumten Himmel abentheuerlich ſchelten, iſt ihm doch wieder eine ſchöne Dichtung zuzugeſtehn, daß es gar nicht befremden mag, wenn er die ohnehin flammende Einbildungskraft im Morgenland entzückte. Die Konſequenz in ſeiner Religion ſchmelchelte auf einer Seite den Begierden und lockte dadurch Anhänger, auf der andern widerſtand er indeß ihnen auch, wollte keine Trunkenheit geſtatten, und ſeine Geſetzgebung faßte — wie die moſaiſche — Geſundheit und Kraft ins Auge. Und konnte das Judenthum nur bei einem Häuflein, nicht ohne Rückfälle in Abgötterei, Platz gewinnen, hatte die Lehre Chriſti nur einen allmähligen ſtillen Fortgang, bis Conſtantinus ihr freies öffentliches Leben gab, ſo zählte Mahomed vor ſeinem Tode noch viele Millionen von Anhängern. Wie Egypten und Syrien war auch Arabien von den Römern eingenommen, gleichwohl immer nur ſchwach behauptet worden. Die weite Entfernung, die Wüſten und Gebirge, ſeinen Zugang erſchwerend, das guten Theils nomadiſch lebende, und daher am wenigſten leicht zu unterjochende Volk, waren die Urſachen. Mahomed, ob man ihm gleich heftigen Widerſtand geleiſtet hatte, unterwarf ſich durch Heerführertalente die ganze weitläuftige Halbinſel, und trat unter den Staatenſtiftern unbedingt als der Erſte von Allen auf. Weder die griechiſchen, noch Romulus und Numa, welchen nur erſt kleine Anlagen zu gründen gelang, ſind da mit ihm zu vergleichen, und wenn die tatariſchen Eroberer Gengiz Chan und Tamerlan Reichen von noch größerem Umfang ihr Daſein gaben, fehlte ihnen der ordnende Geiſt, von welchem allein ihre Dauer ausgehn konnte. Mahomed regte bei den Arabern oder Sarazenen — nach ſeiner vorgegebenen Abkunft von Sara ſo genannt — auf der einen Seite aber einen höchſt kriegeriſchen Geiſt an, und band ſie durch Religion und Geſetze auf der andern ſo feſt, daß ſie auch ihre Eroberungen zu behaupten fähig wurden. Gothen, Franken, Burgunder u. ſ. w. konnten es nur, indem ſie in den eingenommenen Ländern ſich die vorgefundene Religion und Verfaſſung aneigneten; die Sarazenen waren zuvor aber mit Allem, was der Staat bedurfte, gerüſtet. Es iſt erſtaunenswürdig, und ſelbſt die Kriegsthaten der Römer, immer doch in einem längeren Zeitraum vollzogen, bleiben dagegen zurück, wenn man ſich erinnert, was die Sarazenen im erſten Jahrhundert ihrer Exiſtenz ausgeführt haben. Im Jahr 622 ereignete ſich Mahomeds bekannte Flucht, ſein Regiment ſtand alſo noch nicht befeſtigt, wozu er die ihm übrigen

Lebensjahre — er ſtarb 632 — jedoch mit allem Erfolg verwendete. 637 riſſen die Sarazenen bereits Syrien vom griechiſchen Kaiſerthum los, nicht lange danach Egypten, und breiteten ſich im nördlichen Afrika aus. Perſien, das unter den Arſaziden den Römern glücklich widerſtanden hatte, und in ſeiner hernach erneuten Geſtalt mächtig geworden war, fiel in kurzer Zeit unter die Botmäßigkeit der Sarazenen, die auch Sardinien und zum Theil Sizilien eroberten, nachdem ſie Flotten erbaut hatten. 811 ſtürzten ſie das weſtgothiſche Reich in Spanien, und ihr Gebiet dehnte ſich von den Gränzen Indiens bis nach Portugal und dem heutigen Marokko aus. Hätte ſie bei ihrem Einfall in Frankreich, nicht Karl Martell bei Poitiers geſchlagen, würden ſie ihre Eroberungen nach dieſer Seite fortgeſetzt haben, und hätten vielleicht ganz Europa unterjocht.

Ohne uns auf die Chalifate einzulaſſen, wo von Almanſur, Harun al Raſchid, Saladdin u. ſ. w. viel zu reden wäre, wenden wir uns zu den Türken, oder Turkomannen, die nach hartem, und oft ſiegreichen, Kampf mit den Sarazenen zuſammenſtoſſen, weil ſie Religion und Sitten von ihnen annahmen, nicht aber die bei jenen unerwartet entſtandene Neigung zu den Wiſſenſchaften und Künſten, die eine Zeit hindurch ſo bedeutend war, daß viele Chriſten zu den Mauren in Spanien reiſeten, um von ihnen in Philoſophie, Dichtkunſt, Meßkunſt, Arzeneilehre u. ſ. w. Unterricht zu nehmen; die gothiſche Baukunſt ſoll, nach Einiger Meinung, auch arabiſchen Urſprungs ſein *).

Die Türken, der Sarazenen gefährlichſte Feinde, waren Aſiaten, ſzytiſcher, oder tatariſcher Abſtammung. Ihr eigentliches Vaterland war die Provinz Turkeſtan. Im ſechsten Jahrhundert ſtanden ſie den morgenländiſchen Römern gegen die Perſer bei. Nachher traten ſie in den Kriegsdienſt der Sarazenen, deren Religion ſie annahmen, riſſen jedoch, um 1028, die Herrſchaft der Chalifen an ſich, welche von den Buiden auf die gazneviſchen,

---

*) Daß wohl die Gothen in ihren alten Wohnſitzen nicht große Gebäude aufgeführt haben, leuchtet ein.

viſchen, und ſodann auf die ſeldſchukiſchen Turkomannen kam. Der Stifter des erſten Geſchlechts war Sultan Mahmud Gazni, der ſich in Perſien feſtſetzte, und Indien eroberte. Die Seldſchuken verdrängten Jene — etwa ſeit 1050 — eroberten auch verſchiedene Provinzen Klein Aſiens, und bedrohten das griechiſche Kaiſerthum ernſtlich.

Ohne innere Uneinigkeit, welche aber doch nicht hinderte, daß die Kreuzzüge, wo faſt ganz Europa ſeine Macht aufbot, zuletzt für die Chriſten unglücklich endeten, ohne Dazwiſchenkunft mongoliſcher Völker, und andere Umſtände, würde ohne Zweifel das griechiſche Reich noch früher in die Hände der vereinigten Türken und Sarazenen gefallen ſein. Wir übergehen, was davon bekannt genug iſt, auch den neuen Mamelukenſtaat in Egypten, der im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts endete, und eilen zur Hauptepoche.

In der Stiftung des eigentlichen Ottomannenreichs, welche in das Jahr 1303 fällt, iſt ſie ſchon berührt, und auch geſagt worden, daß Tamerlan den Griechen nur eine vorübergehende Hülfe leiſtete. Mahomed II. aber, zugleich Zerſtörer des kleineren trapezuntiſchen Reichs, nahm, dem Weſen nach, den griechiſchen Kaiſerthron ein, als er im Jahre 1453 Conſtantinopel erobert, und ſeinen beſtändigen Sitz dort aufgeſchlagen hatte. Er nahm auch den Venetianern Morea.

Nach ihm herrſchte noch im funfzehnten Jahrhundert Bajazeth II., durch ſeinen Sohn vergiftet.

Im ſechszehnten Selim I., der Syrien und Egypten wegnahm.

Soliman II., der nicht allein die Inſel Rhodis, ſondern auch Griechiſch Weiſſenburg und Ofen eroberte. Wien belagerte er 1529 jedoch umſonſt.

Selim II., welcher 1570 den Venetianern Cypern aus den Händen riß, aber die große Seeſchlacht bei Lepanto verlor.

Amurad III. führte mit Kaiſer Rudolph II. einen langwierigen Krieg, der für beide Theile kein entſcheidendes Ergebniß lieferte.

Mahomed III. tödtete beim Regierungsantritt einundzwanzig Brüder.

Im ſechzehnten Jahrhundert beſaßen nun die türkiſchen Sultane ziemlich alle Länder, welche Arkadius einſt bei jener Theilung des Römerreichs empfangen hatte. Sie waren die neuen griechiſchen Kaiſer. Doch wurde nach Soliman II. und Selim II. keine bedeutende Eroberung mehr gemacht.

Im ſiebzehnten regierten Achmet I., der mit Rudolph II. einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand einging, worin Beide ſich Kaiſer und Brüder nannten, da bisher die Ottomannen keinen abendländiſchen Kaiſer hatten anerkennen wollen.

Muſtapha I. und Osman II. beſaßen den Thron nicht lange.

Amurad IV. nahm den Perſern Bagdad weg, und verlängerte die Waffenruhe mit Ferdinand II.

Ibrahim wurde 1648 von den Janitſcharen ſtrangulirt.

Mahomed IV. eroberte von den Venetianern Candia und ſchloß mit Leopold I. einen Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre, brach ihn aber auf Anſtiften des Ungarn Töckeli. Er belagerte 1683 Wien, doch vergeblich, weil es Johann Sobieski entſetzte.

Soliman III. und Achmet II. ſetzten den Krieg fort.

Muſtapha II. endete 1699 im Carlowitzer Frieden den Krieg. Oeſterreich erhielt nach demſelben Ungarn völlig zurück, auch Siebenbürgen und Sklavonien, Venedig, Morea und Dalmatien, Rußland die Veſtung Aſov.

Erſt in dieſem Jahrhundert hatte man angefangen, der Pforte mit Nachdruck zu widerſtehn, obgleich der Heerzug bis vor Wien die geſammte Chriſtenheit in Schrecken ſetzte. Drei Helden machten ſich darum verdient. Der ſchon erwähnte polniſche Feldherr, nachmals König, Eugen, der unter andern bei Zenta die Türken aufs Haupt ſchlug, und Peter I., welcher ſie am ſchwarzen Meer drängte.

Im achtzehnten Jahrhundert mehrte ſich das Waffenglück der Chriſten, doch entſprachen die Ergebniſſe den großen Anſtrengungen und Aufopferungen im Ganzen nicht bedeutend, und trotz dem, was nächſt Eugen und Peter I., die Münnich, Orlov, Potemkin, Kamenskoi, Souwarow, Laudon, Coburg u. ſ. w. rühmlich gethan, müſſen wir doch einräumen, daß es mehr politiſche und andere Fehler der Ottomannen, als die chriſtlichen Siege waren, wodurch ſich die Pforte, gegen Ehedem, an Furchtbarkeit zurückgebracht ſah. Dies beweiſ't die Regierungsgeſchichte der Sultane im achtzehnten Jahrhundert. Wir zählen **Muſtapha II.** Er wurde bei einem allgemeinen Aufruhr enthront.

Achmet III. nahm 1709 **Karl XII.** in ſeinen Schutz, und fing 1710 mit Peter I. einen Krieg an, der aber noch in dieſem Jahr endete. Es hat ein Anſehn, daß Beſtechungen den Czaar aus ſeiner verzweifelten Lage am Pruth retteten. Sonſt würde es leicht geweſen ſein, ihn gefangen zu nehmen. Dies hätte ohne Zweifel einen ausgezeichnet günſtigen Frieden für die Ottomannen erzwungen. 1715 kam es zum neuen Bruch mit Oeſterreich. Achmets Heere erfuhren bei Peterwaradein und Belgrad Niederlagen, und er mußte ſich 1718 zu einem demüthigenden Frieden bequemen, den man in Paſſarowitz ſchloß. Sehr unpolitiſch war der Krieg, den er von 1722 mit den Perſern führte, ſtatt beide muſelmänniſche Reiche um ſo mehr ſich hätten verbünden ſollen, als Peter I. die Perſer am kaspiſchen Meer bedrängte. Achmet führte obenein dieſen langwierigen Krieg ſehr unglücklich, büßte viele Truppen darin ein, und ſeine Provinzen in Aſien unterlagen entvölkernden Verwüſtungen. Die Unzufriedenheit darüber entflammte in Conſtantinopel einen Aufſtand, der mit Achmets Thronentſetzung endete.

Mahomed V. zeigte größere Herrſchertalente wie mehrere ſeiner Vorgänger. Er dämpfte zwei Empörungen der Janitſcharen, wobei man über Siebentauſend niedermetzelte. Auch ſandte er ein Heer gegen die Perſer, welches ſie ſchlug, Tauris und Hamadea mit ſtürmender Hand eroberte, und den Schach Thamas zum Frieden zwang. Indeß brachen ihn die Perſer 1732, und von dieſer Zeit an litten die Türken vieljährigen empfindlichen Verluſt. 1735 wollte man in einem neuen Aufruhr den Sultan abſetzen, und ſeinen älteſten Sohn auf den Thron heben. Mahomed entfernte das Ungewitter noch zeitig, indem er den Prinzen ſtranguliren, funfzig vornehme Empörer aber binden, und den Hunden zum Zerreiſſen verwerfen ließ. 1736 entſtand ein neuer vierjähriger Krieg mit Rußland. Münnich, und auch Laszy, verrichteten große Heldenthaten darin, namentlich Jener, indem er die feſten Linien der Tatarn ſtürmte, den Chan mit 100,000 Mann aus dem Felde ſchlug, und die Feſtung Prekop einnahm. Späterhin gewann er ein Haupttreffen bei Chozim, eroberte die Moldau u. ſ. w. Unter andern Vortheilen erhielt Rußland die freie Schiffarth im ſchwarzen Meer, und eine Gränzerweiterung im Süden. Den Türken ward der 1739 geſchloſſene Friede noch dadurch beſonders nachtheilig, daß ihnen die tatariſchen Völker am ſchwarzen Meer, auf deren Beiſtand ſie bisher zählen konnten, abgeneigt und den Ruſſen zugethan wurden. Indeß blieben Jenen noch die beſſarabiſchen, otzakowſchen, krimmſchen Tatarn zinsbar. Gegen die Oeſterreicher, welche den Ruſſen von 1737 an Hülfe leiſteten, hatte Mahomed beſſeres Glück. Die öſterreichiſchen Feldherren leiſteten darin ſo wenig, daß man im Frieden von 1739 Belgrad mit Servien, und noch einigen Landſchaften in der Nähe, an die Ottomannen abtreten mußte. Verderblich wüthete der Krieg mit Perſien, mit einigen Unterbrechungen, fort. Kuli-Chan, oder Schach Nadir, ein Eroberer im Geiſt der älteren Tatarn, der ſich Perſien und Indoſtan unterworfen hatte, beſiegte die Türken in vielen Hauptſchlachten, und hätte ihnen vermuthlich noch größeren Abbruch gethan, wäre er nicht 1747 ermordet worden, worauf Adil Schach, Schach Droub, Heraklius u. ſ. w. dies Reich in eine Verwirrung brachten, welche ihm ſeine Kräfte lähmte, und den Anfang des elenden Zuſtands bezeichnete, in dem wir es noch ſehn. Nach einer langen unruhigen Regierung ſtarb Mahomed 1754. Es iſt nicht zu läugnen, daß er große Energie bewieſen hat. Er ließ ſich die Verbeſſerung des Kriegsweſens ernſthaft angelegen ſein, und machte den Renegaten Bonneval, deſſen er ſich hierin bediente, zum Paſcha von drei Roßſchweifen. Die Empörungen wußte er jederzeit zu dämpfen, behauptete den Thron, und ſtarb einen natürlichen Tod, wogegen manche ſeiner Vorgänger, beſonders wenn das Reich Unglück traf, abgeſetzt oder umgebracht wurden. Seine Politik war indeß ſehr mangelhaft, indem er zugleich mit

Perſien, Oeſterreich und Rußland kriegte. Hätte er die Hunderttauſende, welche im Kampf mit Perſien fielen, dem Letztern entgegen geſtellt, würde Münnich eine ſolche Ueberzahl ſchwerlich bezwungen haben. Eine Verbindung mit dem kriegeriſchen Nadir, zum gemeinſamen Vortheil der Mahomedsverehrer, würde vollend den Chriſten gefährlich geweſen ſein. Es iſt nicht zu läugnen, daß man aus den Fehlern jenes Sultans den wichtigſten Nutzen gezogen hat. Und nach Mahomed V. zählte die Pforte keinen Beherrſcher mehr von ſeinem Geiſt, keinen, der ſich fähig gezeigt hätte, die tiefen Wunden, welche der lange Perſerkrieg geſchlagen hatte, durch Anſtalten zur Wiederbevölkerung der in Aſien verheerten Gegenden zu heilen. Neben allem Deſpotismus fehlte es ihnen an durchgreifender Gewalt im Innern. Nicht nur, daß ſie die Janitſcharen, welche, den römiſchen Prätorianern und alten ruſſiſchen Strelitzen darin ähnlich, zum Aufruhr geneigt ſind, nie zu bändigen vermochten, waren ſie auch nicht bemüht, unter den Paſchen, oder Gouverneuren der Provinzen, eine Ordnung zu ſtiften, wie ſie das Gemeinwohl nöthig machte. Lange ſchon entzog ſich der von Bagdad dem Gehorſam, und gab ein Beiſpiel, welchem Andere folgten, in unſern Tagen mit beſonderem Glück die Befehlshaber in Egypten und Janina. Ungemein verderblich wurde noch den Ottomannen die Peſt, ein Uebel, dem Regierungen von Kraft und Einſicht immer gewiſſe Gränzen ſtecken können, was ſich ja in Moskau *) und anderer Orten bewieſen hat. Dies furchtbare Uebel, das Plünderungsſyſtem mancher Paſchen daneben, und noch andere Urſachen haben die Bevölkerung der ottomanniſchen Staaten, welche, Arabien eingerechnet, auf hundert Millionen hätte ſteigen können, um mehr als zwei Drittheile herabgeſetzt. Die Chriſtenheit mag ſich einer ſo ſchlechten Polizei im Orient erfreuen. Und eben ſo des gelinden Regiments in Conſtantinopel, wodurch ſeit langer Zeit die Sultane ſo viel an ihrer Macht einbüßten. Es klingt paradox, von Gelindigkeit da zu

---

*) Catharina II. ließ eine Denkmünze auf die in Moskau ſchnell getilgte Peſt ſchlagen.

reden, wo man doch mit dem Erdroſſeln ſo fertig iſt, die Strafe des Spießens beſteht u. ſ. w. Und doch iſt es ſo. Das grauſame Verfahren gegen die Griechen iſt verſchrien genug, und in einzelnen Fällen mit Recht; würde aber im Allgemeinen wohl eine andere als die türkiſche Regierung, einem unterworfnen Volke andrer Religion und Sitten ſo viel eingeräumt haben? Die Römer verſetzten und vertheilten in ſolchen Fällen ganze Nationen nach Wohnplätzen, wo man ſie in ſtrenge Obhut nehmen konnte. Die Griechen durften hingegen vieler Orten in Mehrzahl wohnen bleiben, auch in entfernten Gränzländern, manche Inſel des Archipelagus allein beſitzen. Nach dem Syſtem — welches freilich einzelne Beamte der Pforte durchlöcherten — durften ſie nur ihre mäßige Schatzung bezahlen, und genoſſen hernach die ausgedehnteſte Religions- und Gewerbfreiheit. Daher bereicherten ſich nicht bloß einzelne Familien, ſondern auch ganze Kommunen, dergeſtalt im Handel, daß ſie Kauffahrerſchiffe in großer Zahl hielten. Die Pforte gab ihnen ſelbſt bewaffnete nach, ein Mißgriff, den ſie jetzt ſchwer zu bereuen hat. In den meiſten chriſtlichen Staaten wurden die Juden ſchonungsloſer behandelt, und was würde man noch jetzt in England oder Batavien antworten, wenn ſie um die Erlaubniß bäten, mit Kriegsſchiffen die See befahren zu dürfen? Die Verwaltung der Wallachei und Moldau, welche die Sultane ſo viele Gelegenheit hatten, wie türkiſche Provinzen regieren zu laſſen, wurde vornehmen Griechen übergeben, die nur ihren Tribut erlegen durften, um dann, in ſo weit es die auch großen Freiheiten der griechiſchen Bojaren zuließen, unbeſchränkt zu ſein. Eben ſo wenig ſtraff hielt man in Conſtantinopel die Zügel, wo es auf die ſtrenge Aufſicht über die unterworfenen und zinsbar gemachten tatariſchen Nationen ankam. Man will keineswegs die wirklich bedeutenden Kriegsthaten Rußlands hier verringern; würde es ſich gleichwohl ſo am ſchwarzen und kaspiſchen Meer haben ausbreiten, würde es dermalen eine ſolche Menge koſakiſcher Reuterei ſtellen können, wenn die ottomanniſche Regierung ſtrenge Mittel — in Unterhaltung feſter Plätze, Garniſonen, in Geiſſeln u. ſ. w. — angewandt hätte, ſtatt ſich nun

Univ. Bibl.

ganze Stämme, wie der krimmiſche, unter die Obhut jener Macht begeben konnten. Eine Gelindigkeit dieſer Art läßt ſich hier freilich auch Ohnmacht nennen; dieſe entſtand gleichwohl, inſofern man dem Divan, den Paſchen u. ſ. w. Beſtechlichkeit nachſah. Jetzt nahmen die Mißbräuche in der Entfernung ſo überhand, bis ihnen kaum noch zu ſteuern war, und die Sultane erfuhren auch immer zu ſpät, was mit einem Paswan Oglu, Czerni Georg, den Wechabiten u. ſ. w. verging, wo ſchleunige Maasregeln doch ihre Wirkung nicht dürften verfehlt haben. Sultane dieſer zu gelinden, zu wenig ſcharfſichtigen oder thätigen, und dadurch wenig mächtigen Art waren noch im achtzehnten Jahrhundert Osman III. der 1757 bereits ſtarb, Muſtapha III., der bis 1774 regierte und Achmet IV. oder Abdul Hamid, der nun auf den Thron kam. In ſofern ſie, trotz ihres vielfach erlebten Unglücks und geſchwächten Anſehens, doch natürlich ſtarben, können wir von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Periode ungewöhnlichen Erſchlaffens, wo nicht bei der ganzen ottomanniſchen Nation, doch bei einem großen Theil derſelben, als begonnen annehmen. Denn mochte ihren Deſpoten gleich eine unbegränzte Willkühr zuſtehn, durften ſie doch ſelten wichtige Regierungsfehler ungeſtraft machen, und hauptſächlich gaben Niederlagen im Felde ein Signal zu ihrer Entthronung. Nun geſchah es nicht mehr, und wenn die Janitſcharen ſich einmal auflehnten, hatte es nur Widerſetzlichkeit gegen Neuerungen, die ihnen nicht gefielen, zur Urſache. Außerdem verbürgerte ſich dieſe Miliz in den großen Städten, und verlor dadurch an alter Streitbarkeit. Man will die letzten Unfälle im Kriege hier nicht aufzählen, da ſie bekannt genug ſind. Orlow der Tſcheſmener, Potemkin der Taurier, Souwarow der Rimnicker, erinnern in den Beinamen an ihre Hauptthaten, auch Repnin erfocht einen wichtigen Sieg in jenem Kriege, wo Catharina II. und Joſeph — zwei durch Genie berühmte Häupter — mit Fünf- bis Sechsmalhunderttauſend Mann auftraten, um die Türken aus Europa zu jagen. Denkwürdig bleibt indeß wohl, daß es nicht gelungen iſt, und die Früchte ſo großer Anſtrengungen dem ganz und gar nicht entſprachen, was man erwartet hatte, und was Preußen, mit

England einverſtanden, zu hindern ſuchte, aus Beſorgniß, Jene würden, falls ſie die europäiſche Türkei eroberten, zu mächtig werden. Jndeß mochte es ſowohl nicht die Dazwiſchenkunft Preußens ſein, was den Krieg endete, als die Ueberzeugung, es ſei doch nicht ſo leicht, wie man es ſich vorſtelle, die Türken aus Europa zu jagen. Bis an die Donau kamen die ruſſiſchen Truppen oft, die Eroberung von Jsmail öffnete ihnen auch den Eingang von Bulgarien, dann ſtieß man jedoch auf Hinderniſſe, die zu überwältigen man zu ſchwierig fand. Die Oeſterreicher, damal von einem Laudon, Koburg, Wurmſer u. ſ. w. angeführt, nahmen auch das ſo oft ſtreitige Belgrad ein, mit dem Vorrücken über Servien hinaus wollte es dagegen nicht recht gelingen, und man ſah ſich veranlaßt, jenen wichtigen Platz beim Friedenſchluß zurückzugeben. Auch Bonaparte erfuhr in Egypten und Syrien, daß man die Türken eben ſo leicht nicht ſchlägt, wenn ihnen ſchon Folards und Puiſegyrs Taktik unbekannt iſt. Seine damal nach Frankreich geſandten Berichte trugen offenbar den Stempel der Uebertreibung an ſich, und er widerſprach ihnen ſelbſt, als er die Mameluken für die erſte Reuterei in der Welt erklärte.

Jm Jahre 1808 ſchien es, als würde ſich mit den Türken eine wichtige Veränderung zu ihrem Vortheil ereignen. Der letzte Selim errichtete die ſogenannte Nizam Gedid, ein Fußvolk, mit Bayonnetten verſehn, und überhaupt nach europäiſcher Art in den Waffen geübt, bei dem man vorzüglich aber eine ſtrenge Disziplin anordnete. Die Janitſcharen ſahen es mit Unwillen, und ahnten wohl richtig, daß es auf ihre Unterdrückung angelegt ſei. Der Paſcha Bairaktar hatte dem Sultan gerathen, ihm die Nothwendigkeit einer beſſeren Kriegszucht bei den Ottomannen gezeigt, und noch manchen nützlichen Vorſchlag gethan. Nun erregten die Janitſcharen einen Aufſtand in ihrer älteren Weiſe, entthronten Selim, deſſen Nachfolger Muſtapha, ein ſchwachſinniger Frömmler, alle ihre Forderungen zugeſtand. Bairaktar hätte verzweifeln mögen, ſeine Plane zum beßten der Pforte ſcheitern zu ſehn; er warb einen Anhang unter den ihm ähnlich Geſinnten, und entſetzte den Muſtapha wieder. Mahmud, der jetzige Sultan, ward auf den Thron gehoben, wobei Selim und Muſtapha ums Leben kamen. Mahmud ſchien auf Bairaktars Ideen einzugehn, und machte ihn gleich zum Vezier. Allein die Janitſcharen umzingelten in Menge ſein Haus, wollten ihm nicht ans Leben, ſondern begehrten nur, daß er ſeine Neuerungen aufgäbe. Der muthige Held wollte lieber ſich als die Neuerungen aufopfern; er hatte viele Tonnen Pulver im Hauſe, und ſprengte ſich in die Luft. Mahmud wollte zwar noch auf die Nizam Gedid beſtehn, doch muß es ihm wohl an Energie gefehlt haben, das Gute ins Werk zu richten. An den Paſchen, deren Macht Bairaktar auch eingeengt, überhaupt eine feſte Ordnung im ottomanniſchen Reich eingeführt ſehn wollte, hat Mahmud ſein Anſehen ebenfalls nicht mit Kraft gültig gemacht, wie es der von Janina, und auch der Bei von Egypten beweiſen. Hinſichtlich der Griechen machte er — als Padiſchah — offenbar die wichtigſten politiſchen Fehler.

Das ſind die Türken, von denen man uns jetzt ſo viel Wahres und Unwahres ſagt. Das Letzte iſt von Jenem leicht zu ſcheiden, wenn man nur den guten Willen hat, unbefangen zu ſein.

Wären die Türken ſo verächtlich, wie ſie uns manche Profeſſoren auf ihrem Studirzimmer ſchildern, hätten ſie dann wohl einſt ein ſo ungeheures Reich, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit, ſtiften können? Würden dann nicht die Anſtrengungen, die einſt ganz Europa auf die Kreuzzüge wandte, mit einem bleibenden Erfolg gekrönt worden ſein? Die ſonſt in der ganzen Chriſtenheit üblichen Gebete, der Türken willen, ſind hier bezeichnend genug.

Dies war Ehedem, ſagt man, nun aber ſind die Türken entartet. Doch ein Volk, das an den Sitten der Väter hält, entartet nicht ſo leicht. Es iſt zugleich etwas nicht Unedles, Wildes, Kaltes, Heißes, Ruhiges und Gewaltiges im Charakter der Ottomannen, wie ihn Religion, Verfaſſung und Lebensgewohnheiten ausgebildet haben. Mahomeds Lehre weckt hohe Schwärmerei, und macht zugleich reſignirt. Wenn die Pilgrimme aus Mekka zurückkehren, findet man ſtets eine Zahl von Blinden unter ihnen, die ſich des Augenlichts ſelbſt beraubt haben. Denn nachdem ſie das Heiligſte ſahen, galt ihnen nichts anderes mehr des Anſchauens werth. Der orientaliſche

Deſpotismus erzeugt keinen niedrigen Sklavenſinn; er wird nothwendig erachtet zum Beherrſchen eines ſo weiten Reichs; *) der Muſelmann bleibt neben ihm freiſinnig und ſtolz, die Beleidigung eines empfangenen Schlags rächt er mit ſeinem Dolch. Seine Hingebung unter dem Oberherrn iſt unbegränzt, und wenn man aus dem Alterthum die beiden Leibwächter jenes Scheiks, die, als er zu Einem ſagte: ſtoß dir den Dolch ins Herz, und zum Andern: ſtürz dich vom Felſen hinab, es augenblicklich thaten, mit Staunen bewundert, ſo könnte in unſern Zeiten auch leicht etwas Aehnliches geſchehn. **) Wenigſtens küßt ein Paſcha, dem ein Strang vom Sultan übermacht wird, ihn ehrerbietig, und endet dann wie ein Stoiker. Zöge, was ſeit langer Zeit nicht mehr geſchehen iſt, ein Sultan ſelbſt ins Feld, würde man um ſo mehr Thaten im altrömiſchen Geiſt erwarten können. Schon die Rache, welche man dermalen an den Griechen nimmt, und zu der kein weichlich gewordenes Volk aufgelegt ſein dürfte, beweiſ't gegen die behauptete Entartung, und daher eben ſo für die noch immer übrige Furchtbarkeit der Ottomannen.

Ihre Kriegskunſt iſt man eben ſo geneigt herabzuſetzen, und oft deduzirt ein Lieutnant, was ihnen Alles fehle, geordnete Glieder, Manövrirfähigkeit, Tiraillirſyſtem u. ſ. w. und daß ſie folglich ein europäiſches Heer verſpotten dürfe. Die chriſtlich europäiſche Taktik hält bei dem Allen nicht immer den glänzenden Hoffnungen

---

*) Die Türken pflegen zu ſagen: Zehnjähriger Deſpotismus ſtiftet weniger Unheil, als eine Nacht der Anarchie. Ueber die letzte geſammelte Erfahrungen ſtellten dieſen Grundſatz auf.

**) Bei dem Sturm von Ismail befand ſich unter den Ruſſen ein Korporal, aus dieſer Stadt gebürtig. Jung kam er in Gefangenſchaft, und ließ ſich bewegen, den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Jetzt eilte er mit einigen Soldaten nach dem Hauſe ſeines Vaters, um dieſen vor Gewaltthat zu ſchirmen. Der Alte ſaß auf dem Teppich, und bereitete ſich durch Gebet zum Tode. Als ihm Jener nun zurief, er möchte unbeſorgt ſein, und ſich zu erkennen gab, nahm der Muſelmann eine Piſtole hervor, und ſchoß den Sohn nieder, weil er ſeine Religion verlaßen hatte. Die Bayonnette der Uebrigen wühlten in ſeiner Bruſt. Daß er es vorausſehn konnte, leuchtet ein.

Wort. Beim langen Frieden überkünſtelt ſie gewöhnlich, der nächſte Krieg pflegt dann zu offenbaren, wie ſie durch ihre zu freigebigen Beimengungen von Wiſſenſchaft und Kunſt ſich geſchadet hat, indem ſie nehmlich die menſchliche Natur und noch manches überſah. Es zeigte ſich beſonders in den letzten Kriegen mit Frankreich, wo die Oeſterreicher und Preußen auf dem Exerzierplatz den Wahlplatz aus den Augen verloren hatten. Die Neuerungen der Franzoſen beſtanden guten Theils in Negativen, oder Entfernungen der Kunſt, meiſtens durch die Noth eingegeben, weil die künſtleriſchen Officiere auswanderten, und den ſchnell zuſammengerafften Nationalgarden nicht das Ploton- und Bataillonfeuer ſich über Hals und Kopf eintrillen ließ. Nun kam — wie es bereits in Nordamerika geſchehen war — das Tirailliren oder Einzelnſchießen auf, und es zeigte ſich, daß es das wirkſamſte von allen ſei. Allein die Türken hatten auch nie Ploton- und Bataillonfeuer, und man trifft ſehr gute Büchſen- und Karabinerſchützen unter ihnen, die im Gebirgsland, woraus die Türkei meiſtens beſteht, in Waldungen u. ſ. w. gefährlich genug ſind. Ferner legte es die neuere franzöſiſche Kriegskunſt auf Einbrüche mit Kolonnen an. Folard hatte ſie längſt empfohlen, man gewann ihnen aber noch immer keinen Geſchmack ab, vermuthlich weil ſie ein etwas rohes Anſehn hatten, und geometriſche Linien, auf dem Papier wie bei den Muſterungen, ſich gefälliger ausnehmen, wie ein Rudel oder Klumpen. Doch erfuhr man nun, daß es einen gewaltigen Ausſchlag giebt, wenn man des Feindes Ordnung auf ſolche Weiſe durchſtoßen, oder, um die Linie wenig bekümmert, in wilden Lauf einſtürmen, und den Gegner ſo aus ſeiner Faſſung bringen kann. Es iſt das ältere en avant der Franzoſen, und Blüchers vorwärts; man hat es aber auch ſchon im ſiebenjährigen Kriege fleißig geübt, denn im Kartätſchenhagel löſen die Glieder ſich von ſelbſt ziemlich auf, und kann der Feldherr auf die Gemüthlichkeit ſeiner Truppen zählen, bleibt in den meiſten Fällen die Furie bewährt. Nun eben dieſem Grundſatz folgen die ſehr gemüthlichen, aber wenig kunſtreichen, Türken. Eine ſogenannte Oda Janitſcharen ballt ſich in einen Klumpen zuſammen, ruft Allah an, und wirft ſich in den Feind;

in einer Hand den Säbel, in der anderen den Karabiner. Es hat etwas demüthigendes für die Chriſten, daß ſie in den letzten Zeiten, zum Theil wenigſtens, auf die Kriegskunſt der Türken gekommen ſind. Aber die ſtrategiſchen Bewegungen aus der Ferne, wird man ſagen, die wohlberechneten Flankenmanövers, und was dahin gehört, wiſſen die Türken nicht zu vollziehn. Denn wo hätten ſie einen gelehrten Generalſtab, deſſen Glieder, mit Geographieen, Reißzeugen und optiſchen Inſtrumenten darauf angeſchickt, den Kalkül ſolcher Bewegungen zu ordnen verſtänden? Es iſt auch gar nicht zu läugnen, daß dieſer Theil der Kriegskunſt Wichtigkeit, oft die größte hat. Siege, wo kleinere Zahlen die Mehrheit überwanden, oder wo minder gemüthliche Truppen gemüthlichere ſchlugen, wurden gewöhnlich in ſolchen übervortheilenden Evolutionen erzielt. Man kann ſie den ſogenannten Finten in der Fechtkunſt vergleichen, womit der geübtere Fechter den ungeübteren zu Paaren treibt, ſollte der Letzte ihm auch an Leibeskraft, ſelbſt an Herzhaftigkeit, überlegen ſein. Doch ein Anderes, wenn dem künſtlichen Fechter Jemand die Spitze bietet, der ganz und gar ungeübt iſt, und nur auf gut Glück darein haut, oder auch ſeine eigne, von den Regeln, die Jener befolgt, abweichende Manier hat. Eben ſo kann ein europäiſcher Feldherr dem anderen gegenüber ſtehn, und aus ſeinen Bewegungen ſchließen, welches Vorhaben er hegt. Nicht ſo bei einem türkiſchen, der keine Schule, oder eine ganz andere hat, und thun wird, was ſich am wenigſten vermuthen läßt, und wogegen man nicht immer auf Vorkehrungen angeſchickt iſt. Es läßt ſich auch gar nicht vorausſetzen, daß es den Orientalen an geſunden Verſtand, an Umſicht an Ort und Stelle mangeln ſollte. Den Römern war es ungemein verdrießlich, wenn die Parther ſo ſelten ihnen Stand hielten, um treffliche Strategie und Taktik an ſich bewähren zu laßen. Sie liefen gewöhnlich bei Zeiten davon, kamen jedoch wieder, wenn und wie man ſie nicht vermuthete, umſchwärmten, beunruhigten die Römer unaufhörlich, thaten im Kleinen ihnen nach und nach den empfindlichſten Schaden, und wichen großem Verluſt dennoch ſelbſt aus. Die preußiſche Reuterei war im ſiebenjährigen Kriege, durch einen Seidlitz, Ziethen, Drieſen, Kleiſt u. ſ. w. auf eine furchtbare Kunſthöhe gelangt, und ſchlug in den meiſten Fällen die Mehrzahl. Nur in den Koſaken mußte ſie ihre gefährlichſten Gegner eingeſtehn, und dieſe waren damal noch keinesweges ſo geübt als jetzt, weshalb es ſich auch frägt, ob ihre Regulirung vortheilhaft geweſen ſei. Wollten die Preußen ihre Manövrirfertigkeit an ihnen gültig machen, flohen ſie ſtets, und die Schnelligkeit ihrer Pferde gab kein Ereilen zu. Dagegen litt man ein fortwährendes Aufheben der einzelnen Poſten, der Patrouillen; man konnte nicht fouragiren oder zur Tränke reiten, ohne Gefahr ſchlimmer Ueberfälle zu leiden; man mußte die Nächte hindurch ſtets bereit ſtehn, was denn Menſchen und Pferde auf die Länge ungemein ermattete. Und kam bei einem Gefecht mit andern Truppen ein Theil der preußiſchen Reuterei in einige Unordnung, fehlte es auch ſelten an einem Koſakenſchwarm, der ſie nicht aufs beſte genützt hätte, wie es unter andern Seidlitz bei Kunersdorf erfuhr. Eben ſo iſt nun die türkiſche, ſehr zahlreiche, Reuterei, ja ſie hat, ihrer ſchnelleren Pferde willen, vor den Koſaken noch Vorzüge. Aus dieſem Grunde pflegten die Ruſſen in ihren Kriegen mit der Pforte häufig Truppenvierecke zu bilden, um nach allen Seiten gegen dieſe Reuterei ſich vertheidigen zu können. In dem Kriege von 1787 bis 1790 gelang es den Oeſterreichern ſelten, ihren Feind zum allgemeinen Kampf zu bringen. Unſägliche Mühe koſtete es aber, den Nachtheil abzuwenden, der aus dem fortwährenden Umzingeln der Spahis entſtand, das Abſchneiden der Zufuhren u. ſ. w. Gegen nächtliche Ueberfälle, wozu die Türken ſehr aufgelegt ſind, und die ſie oft aus weiten Fernen unternehmen, mußten die Oeſterreicher mittelſt großer Aufopferungen auf ihrer Hut ſtehn. Denn nahe Vorpoſten reichten da nicht zu, weil der Feind mit ihnen zugleich ins Lager dringen konnte. Auf eine halbe, ja, eine ganze Meile mußte man ſie hinausſchieben, um zeitig genug benachrichtigt zu ſein. Bei ihrem Abgang pflegten die Kameraden ihnen ein ewiges Lebewohl zu ſagen, weil ſie nur ſelten zurückkamen. Daneben mußte wenigſtens ein großer Theil des Heers die Nächte doch unterm Gewehre hinbringen, und das iſt ſchon eine Urſache, warum man in einem Türkenkriege mehr Kranke als ſonſt zählt. Machte das Heer eine Bewegung vorwärts, um die läſtigen Gäſte zu verjagen, wichen ſie, allein ſie erſchienen von neuem. Hatte man ſich zu weit vorgewagt, blieb der Rücken nicht mehr geſichert, und die Spahis trieben daſſelbe Spiel, welches den Franzoſen, bei ihrem Zuge noch Moskau, von den Koſaken ſo verderblich bereitet ward. Es leuchtet auch ein, daß ein Feind, den eine zahlreiche Reuterei dieſer Art umgiebt, ſehr ſchwierig zu rekognoszieren iſt, weshalb die gelehrt ſtrategiſchen Berechnungen um ſo leichter an ihm ſcheitern. Weil die Seckendorf und Koburg nicht ſchlimme Schickſale erleiden wollten, übten ſie große Vorſicht, was hatte ſie aber auch zur Endfolge? Umſonſt aufgewandtes Volk und Geld, demüthigende Friedensſchlüſſe.

Dies Alles ſoll man bedenken, wenn man die Pforte bekriegen will, und indem es vor Zeiten ſo wenig bedacht worden iſt, haben die Folgen den Erwartungen auch ſo ſchlecht entſprochen. Von Deutſchland aus hatte nur Einer ſich auf den Türkenkrieg verſtanden, nehmlich Eugen.[*] Sind die Ruſſen glücklicher geweſen — bei weitem aber nicht ſo, wie es die Münnich und Potemkin hofften — hing das großentheils auch an begünſtigenden Umſtänden, z. B. dem Uebertritt der krimmiſchen Tataren.

Man ſoll es wohl bedenken. Was die Sachen jetzt zum Vortheil der Chriſten hauptſächlich ändern könnte, dürfte die ſo abgenommene Bevölkerung in den ottomanniſchen Staaten, durch Peſt und verwüſtende Kriege mit Perſien, ſein. Unſere Nachrichten darüber mögen indeß auch wohl übertreiben, wenigſtens lauten ſie oft widerſprüchlich genug. So behauptete Eton, Conſtantinopel zähle nicht mehr als 300,000 Einwohner. Pütter, welcher jetzt in Afrika reiſ't, und ſich lange dort aufhielt, erklärte dieſe Angabe für grundfalſch, und ſagte, ſie ſtiege über eine Million hinauf. Derſelben Meinung war der ſchwediſche Conſul in Smyrna, der vor einigen Jahren zurückkam. Er hatte zwanzig Jahre in der Levante gelebt, und Reiſen nach Aleppo, Moſul, bis Bagdad gemacht. Er gab nur eine theilweiſe, durch Umſtände herbeigerufene, verringerte Bevölkerung zu, ſonſt aber, verſicherte er, wimmle es in den meiſten Gegenden Klein-Aſiens von überreicher Menſchenzahl. Das iſt von ſolchen fruchtbaren Ländern auch glaubwürdig. Wenn Einige die Vielweiberei als eine Urſache abnehmender Bevölkerung angeben, ſo beſtand ſie ja auch bei den Sarazenen, die in ſolchen Schwärmen aus Arabien kamen u. ſ. w. Auch ſind es nur die vornehmen Muſelmänner, welche ihr huldigen. Herr von Dietz, als preußiſcher Legationsrath viele Jahre in Conſtantinopel, ſprach auch gegen die Meinung, die man von dem ſchlecht bevölkerten Zuſtand der ottomanniſchen Staaten hegt. Und von ihrer Kriegsmacht hatte er einen ſo vortheilhaften Begriff, daß er dafür hielt: auch eine Million europäiſcher Soldaten würden nicht die Türken aus Europa vertreiben. Und Augenzeugen ſteht hier doch mehr Urtheil zu, als unſern Gelehrten, die jetzt am Pult der Pforte den Untergang bereiten wollen, zu geſchweigen, daß auch Dietz ein ungemein kenntnißreicher Mann war.

---

[*] Allenfalls noch Ludwig von Baden. Wenn Laudon zwar Belgrad eroberte, und ſonſt den Türken einigen Abbruch that, führte es zu nichts, und Belgrad mußte herausgegeben werden. Und das Bannat hieß kein Gegenſtand, wo man die Türkei hatte nehmen wollen.

Eigentlich iſt den Türken nur zeither in den zinsbaren Nebenländern, wozu auch Servien gehört, der Krieg gemacht worden. Weiterhin beſteht ihr europäiſches Gebiet — ſo wie auch Klein Aſien — meiſtens aus ſchwer zugänglichen Gebirgen. Es iſt ein fortlaufendes Tirol. Man beſitzt Karten in Menge davon, in wiefern ſie aber auch richtig ſind, wenigſtens zum militäriſchen Gebrauch, giebt die Frage zu erkennen: ob denn unſere Geographen mit Buſſolen und Dioptern, Bulgarien, Mazedonien, Romanien u. ſ. w. durchſtreifen konnten? Ohne richtige Karten ſteht es gleichwohl um die ſtrategiſche Kunſt nicht am beßten. Es iſt wahr, daß im hohen Gebirgsland die Türken ihren Hauptvortheil, die leichte Reuterei, nicht ſo anwenden können, als wenn ſie in Ebenen herabgeſtiegen ſind. Dafür geht aber auch den Europäern ein Hauptvortheil, die Artillerie, woran ſie den Türken ohne Zweifel überlegen ſind, in ſolchen Gegenden meiſtens verloren. Es giebt dort wenig fahrbare Straßen, weil man ſich der Laſtthiere mehr als der Wagen bedient, und mit jenen durch enge Päße gelangen kann. Die Türken werden auch nicht ſäumen, die noch fahrbaren Straßen zu verderben. Es iſt dann ein ſehr mühſelig Werk, in einem wenig bekannten Gebirgslande ſich erſt Straßen zu ſchaffen, über welche Artillerietransporte, Lebensmittelzufuhren u. ſ. w. gebracht werden ſollen. Vor Allem, wenn es dann, wie in Tirol, auf den Felswänden, hinter Büſchen u. ſ. w. voll Einzelſchützen ſteckt, die des Landes kundig ſind. Daß unter ſolchen Umſtänden Hundert Bauern, die leidlich zu ſchießen verſtehn, Tauſenden von geübten Soldaten ihren Zweck vereiteln können, iſt bekannt genug.

Was von Ungarn und dem Bannat aus über Servien eindringen will, muß nothwendig für die Lebensmittel ungemeine Sorge tragen. Sie müſſen zu Lande dem Heer nachgeſchafft werden, wogegen die Ruſſen ſich durch Schiffe auf dem ſchwarzen Meer verſorgen können. Die türkiſchen Einwohner entfliehen, und vernichten, was ſie von ihrer Habe nicht mitnehmen können. Gar ſchlimm ſteht es aber, wenn der Feind, dem alle Schlupfwinkel bekannt ſind, die Zufuhren aufhebt, und ſich den Hunger noch zum treuen Verbündeten macht. Starke Bedeckungen ſchwächen das Heer, und ſoll es, troß vieler Entſendeten, noch zahlreich genug bleiben, wird auch um ſo viel Mundproviſion mehr nöthig.

Das ſoll man bedenken. Napoleons kühner Leichtſinn hatte es verſäumt, als er in das unwirthliche Rußland zog. Das Syſtem des Wegnehmens hörte auf zu nähren, als man nichts mehr wegzunehmen fand, und daß ſeine Transporte nicht zum richtigſten anlangten, dahin ward von den Koſaken geſehn.

Auch das Klima iſt noch ein gefährlicher Feind, wenn man in den Orient zieht, was ſchon die Kreuzfahrer inne wurden. Bereits in Ungarn, der Deutſchen Kirchhof genannt, erſchüttern die heißen Tage und kalten Nächte die Geſundheit der nicht daran Gewöhnten empfindlich. In dem Kriege von 1787 bis 1790 ſtarben den Oeſterreichern gegen Hunderttauſend Mann in den Spitälern. In der Moldau und Wallachei herrſchen ungemein bösartige Fieber, von welchen die Ruſſen immer bedeutend ge-

gelitten haben. Die neuere Art Krieg zu führen, wo man ſich keiner Zelte bedient, und die Soldaten oft ſchwelgen, oft darben, ſieht ohnehin Ruhren und Nervenfieber genug einziehn; welche Verwüſtungen laßen ſich aber von dieſen Uebeln da vorausſehn, wo der Himmelſtrich noch Krankheitsanlagen erzeugt, und wo es um die ärztliche Pflege nothwendig ſehr mangelhaft ſtehen muß? Wer bürgt uns auch, ob nicht die orientaliſche Peſt ſich dazu geſellen wird, ob nicht die Türken ſogar Mittel finden werden, unter ihren Gegnern den Anſteckungsſtoff zu verbreiten?

Dies Alles iſt nicht übertriebene Bedenklichkeit, und freilich mehr geeignet, von einem Krieg gegen die Pforte abzumahnen, wie dazu aufzumuntern.

Man wird gleichwohl ſagen: die Dinge ſtänden jetzt viel anders, und nachtheiliger als je für die Ottomannen. Die Griechen ſpielten den Meiſter in Morea, Theſſalien, Livadien, auf vielen Inſeln, nicht weniger im ägäiſchen Meer. Albanien ſei ihnen verbündet, und durch die Eroberung von Salonich *) ihnen ein bequemer Weg nach Conſtantinopel geöffnet. Erſchienen jetzt noch ein ruſſiſches und ein öſterreichiſches Heer, die ſich wechſelſeitig unterſtützten, wäre die Pforte von drei Seiten bedroht und bedrängt. Die Ruſſen könnten von Ismail über Varna, die Griechen von Salonich am Ufer des ägäiſchen, und des Meers Marmora auf Conſtantinopel operiren, während die Oeſterreicher, mit den Serviern vereint, der Donau bis über Widdin hinaus folgten, was die Proviantirung erleichtere, dann in Romanien einbrechen, u. ſ. w. u. ſ. w.

Dies hat man jedoch früher ſchon gewollt, die mächtigen Häupter Catharina II. und Joſeph II. hatten einen Plan dieſer Art entworfen, der gleichwohl unausgeführt blieb. Auch einen Aufſtand der Griechen in Morea und den angränzenden Ländern, hat man ſchon geſehn. Hatten ſie damal noch keine bewaffnete Schiffe, ſah man dafür eine mächtige ruſſiſche Flotte im Archipel, welche der türkiſchen noch weit mehr Abbruch that, als es den Griechen zeither gelang. Hieraus geht doch her-

---

*) Sie hat ſich nicht beſtätigt.

ver, daß es mit den Anſtalten, welche die Türken gegen die Plane zu ihrem Verderben zu treffen wiſſen, nichts ſo geringfügiges ſei, als es ſich Manche wohl einbilden, ſo wie die Natur ihres Landes ſie auch vortrefflich darin unterſtützt.

Wir haben auch geſehn, daß ſie den Aufſtand im Norden ſchnell beſeitigten, und keinesweges eintraf, was man von Pſilanti, den Hetäriſten u. ſ. w. erwartet hatte.

Im Süden, d. h. in den ſchwer zugänglichen Gebirgsgegenden, welche die Hellenen dort inne haben, und auf den Inſeln, die von ihren Schiffen beſchützt ſind, lächelte ihnen das Glück mehr. In welchem Maas — davon ſind wir in Deutſchland unvollkommen genug unterrichtet. Ob wir die Hälfte, ein Drittheil, oder nur den vierten Theil von den Siegen, welche die Zeitungen verkündeten, zu glauben haben, wer ſagt uns das? Als im Jahre 1813 die Feſtung Spandau belagert wurde, hörte man in Berlin, welches zwei Meilen davon liegt, oft die unrichtigſten Sagen darüber; was ſoll erſt in einem ſo weiten Abſtand geſchehn? Um ſo mehr, als die Hellenen alle Gründe haben, die vortheilhafteſte Meinung über ſich zu verbreiten, und ihre Sache meiſtens nicht Unbefangenheit, ſondern lebhafte Partheinahme, ſelbſt blinde, beurtheilt. An Verwirrung und Widerſprüchen hat es vom Anfang her nicht bei dieſen Nachrichten gefehlt. Ihnen zufolge ſollten ſchon die Inſurgenten der Moldau und Wallachel mit nächſten über die Donau gehn und Conſtantinopel bedrohen; der Paſcha von Ibrail änderte gleichwohl die Szene bald, und die griechiſchen Bojaren zeigten ſelbſt mit dem Aufruhr ſich unzufrieden, entweder indem ſie das Gefährliche daran wohl einſahen, oder keinen veränderten Zuſtand wünſchten. Morea ſollte lange ſchon gänzlich von den Türken befreit ſein, und dann verlauteten wieder Klagen, daß engliſche Schiffe die Türken in Morea unterſtützt hätten. Manche Plätze wurden als erobert ausgegeben, und hernach folgte die Beſchränkung, daß man das Schloß noch nicht eingenommen habe u. ſ. w. Auch von den zwei Seetreffen ſind wir unvollkommen unterrichtet.

Man darf auch nur unbefangen ſein, um die Neugriechen, als Krieger, ſo ziemlich treffend zu würdigen. Sehr ähnlich iſt ihr Zuſtand dem der Juden in Polen, bei der alten Verfaſſung dieſes Reichs. In einzelnen Fällen wurden hier die Juden wohl von einem übermüthigen Staroſten, oder nur einem geringen Edelmann, arg mißhandelt, und polniſche und türkiſche Juſtiz waren da nicht weit verſchieden. Im allgemeinen aber hatten die Iſraeliten auch die ausgedehnteſte Handels- und Gewerbsfreiheit. Ungemein thätig und ſchlau wurde ſie von ihnen benutzt, ſo daß Viele anſehnlichen Reichthum aufhäuften. Im ſcheinbar ärmlichen Aufzug beſuchten ſie die Meſſen von Leipzig und Frankfurt, trugen aber die Dukaten zu Tauſenden bei ſich, machten große Einkäufe, und hatten ſich einen guten Kredit begründet. Andere hatten weitläuftige Ländereien in Pacht genommen. Es gab auch viele Gelehrte unter ihnen, die ſich in der talmudiſchen Litteratur einen Namen erwarben, und die fremden Gemeinen wurden häufig aus Polen mit Rabbinen verſorgt. Der große Haufe aber, ungemein zahlreich, hielt Schenken und trieb Handwerke, wobei ſich wenig erwarb, lebte nur von einem Tag zum andern, zum Theil elend dürftig, und niedrig kriechenden Gemüths?

Wenn dies Volk ſich hätte auflehnen wollen, mit dem Schwert ſeinen Trotz durchfechten, wie dürfte es ihm wohl gelungen ſein? Hätten die Erinnerungen an Joſua, Simſon, Makkabäus u. ſ. w. Helden ſolcher Art augenblicklich wieder entſtehen laſen können? Zwar hatte dies Volk einſt, aus egyptiſcher Knechtſchaft entflohn, ſich mit dem Schwert Wohnſitze erobert, doch erſt nachdem Moſes ihm Einmüthigkeit erzogen, ein neues, durch Geſetze ſtarkes, Volk daraus gebildet hatte.

Wie die Juden in Polen, treiben es die Griechen im ottomanniſchen Reich, nur begründet die ſchon erwähnte, weiter als in Polen getriebene, Liberalität der Regierung in Conſtantinopel den Unterſchied, daß es unter den Griechen fürſtliche, ſehr angeſehene, Familien giebt, daß ſie große Landſchaften faſt allein bewohnen dürfen, und daß man ihnen die Freiheit ertheilte, bewaffnete Schiffe zu halten.

Wer ſonſt griechiſche Handelsleute geſehn hat, deren es in Wien und in Ungarn immer viele giebt, dem wird ihre Aehnlichkeit mit polniſchen Iſraeliten, dem ganzen Thun und Weſen nach, nicht unbemerkt geblieben ſein. Nur an geſchmeidiger Verſchlagenheit zeichnen ſie vor Jenen ſich aus, und man hat es zu Wien auf der Bühne ſcherzhaft behandelt, daß Juden nicht gern mit Griechen Geſchäfte vollziehn, weil ſie betrogen zu werden fürchten. Vergeblich ſieht man ſich auch bei dieſen Schachrern nach den edlen Geſtalten um, die von den alten Hellenen unſre Fantaſie umſchweben, die einſt dem Meiſel der Phidias u. ſ. w. zum Vorbild dienen konnten. Sie ſind meiſtens klein, weichlich, ſchlaff, die phyſiſche Entartung läßt auf die moraliſche zurückſchließen.

Aus dieſem Theil des Volkes, einem großen der Hauſirer, kleinen Handwerker u. ſ. w. der — beiläufig geſagt — auch die Schaaren unzüchtiger Frauenzimmer liefert, die man in den großen Städten des türkiſchen Reichs ſieht, dürften wohl nicht zeitiger tüchtige Kriegsmänner aufſtehn, bis er ſich in neuen Generationen völlig umwandelt hätte. Er iſt aus der griechiſchen Menſchenzahl hier in Abrechnung zu bringen, um ſo mehr, als er guten Theils ſo in den Städten zerſtreut lebt, daß ihn die Mehrheit türkiſcher Einwohner beobachten und zügeln kann.

Das gilt freilich nicht von Morea und den angränzenden Landſchaften, wo die Ueberzahl bei Weitem aus Hellenen beſteht. Auch zählen wir zu den Kriegsunfähigen nicht die Landbauern, die Hirten, welche Bergluft athmen, und durch ihre Lebensweiſe geſtählt ſind. Noch am meiſten aufgelegt, das Schwert zu führen, ſind ohne Zweifel die Griechen, die ſeit langer Zeit Schiffarth trieben, und den Türken auch als Matroſen dienten. Aus den letzten Klaſſen haben jetzt enthuſiaſtiſche, vom Reiz ihrer Geſchichte ergriffene, für die Freiheit ihrer Mitbürger entflammte, Männer und Jünglinge Schaaren gebildet und Flotten bemannt. Die im Süden gegebnen Proben von Muth und Ausdauer unterſcheiden ſich zu ihrem großen Vortheil von jenen im Norden, wiewohl ſie auch von den Umſtänden viel mehr begünſtigt waren.

Auf dieſe Griechen, wie ſie nun ihre Begeiſterung theilen und den Krieg täglich mehr üben, wird zu bauen ſein, vorausgeſetzt, daß ſie gehörige Unterſtützung finden. Ohne dieſe — würden ſie es auf die Länge aber nicht mit den Ottomannen aushalten. Denn einig iſt das griechiſche Volk keineswegs, was in der Moldau und Wallachei ſich bereits gezeigt hat. Es iſt auch nicht zu glauben, daß ſolche vornehme Häuſer in Conſtantinopel, woraus man Hoſpodare und Dragomans wählt, und auch dortige reiche Wechsler und Kaufleute, gewiſſe Vortheile und gute Hoffnungen nicht einem ungewiſſen Kampf, als deren Opfer zu fallen ihnen ohnehin am nächſten liegt, vorziehen ſollten. Und könnten ſie grade mit Anſehn und Reichthum viel bewirken, geht durch ſie auch der griechiſchen Sache viel verloren.

Gehörige Unterſtützung dürften wir es aber nicht nennen, wenn von da und dort ein Häuflein Jünglinge, und ſollte ihre Zahl auch auf manches Tauſend ſteigen, ſich zu ihnen geſellte. Auch ein Hundert Ingeniöre und Artilleriſten dürften hier keinen Ausſchlag geben.

Eine Vermittlung großer Mächte, welche für Morea und die nächſten Landſchaften eigne Verfaſſungen bewirkte, hätte allerdings mehr für ſich. Allein dann ginge immer kein neues, mächtiges, ſelbſtſtändiges Hellas aus ſeinen Trümmern hervor; eine Erſcheinung, die, ganz aufgefaßt, immer auch nur in das Gebiet ſchöner Träume zu verweiſen iſt. Daneben blieben die Griechen doch in gefährlicher Nachbarſchaft, ein türkiſches Oberhaupt wie Solyman II., oder Mahomed V., würde ihre Freiheit bald wieder zu Grunde richten.

So würde wohl Rußland, und auch Oeſterreich — wie es in dieſem Augenblick, September 1821, den Anſchein kaum noch hat — ins Mittel treten und die Pforte mit gewaffneter Hand angreifen müſſen, wenn die Griechen einer nachdrücklichen Unterſtützung ſich erfreuen ſollten.

Die nehmlich jetzt unter den Waffen ſtehn, oder in der Lage ſind, bald ſie ergreifen zu können, möchten ſich des kräftigen Beiſtands erfreuen, doch Viele andere in Conſtantinopel, Romanien, Bulgarien, Klein Aſien u. ſ. w. vielleicht Hunderttauſende, kämen dann auch um ſo gewiſſer um Leben, oder Freiheit und Eigenthum. Dieſe trübe Ausſicht hellt nichts auf, auch der Gedanke an Nachenehmung nicht, und was nützt es zu Tode gemarterten Schlachtopfern, daß ihre Würger ſpäterhin auch ein ſchwarzes Geſchick ereilt? Neue Opfer ſind in ihrer Feinde Hand, und von dieſem Geſichtspunkt ausgeſehn, wird die Menſchlichkeit einen Vertrag wünſchen müſſen.

Doch wenn er nicht zu erreichen iſt, oder man mehr erreichen, den alten Wunſch der Türkenverjagung aus Europa verwirklicht ſehn will, dann — iſt es, auf eine oder die andere Weiſe, auch gar wohl möglich, daß Europa aus den Begebenheiten ein ganz anderes Ereigniß ſich entwickeln ſieht, wie es hoffte.

Die Türkenverjagungsplane ſind noch immer geſcheitert, und die Urſachen meiſtens bis auf dieſen Augenblick vorhanden. Niemand hat die Gebirge weggeräumt, Hunger und Peſt drohen wie ſonſt hier den Kriegern. Wer ſagt uns, ob nicht die Ottomannen ein Aufgebot in Maſſe aufrufen werden, und von der Energie, welche ein Volk ergreift, das um ſein Daſein kämpfen muß, hatten wir Proben. Thierſch geſteht ſelbſt, daß nur die Griechen einen Banden- oder Guerillaskrieg führen; das können die Türken auch, und in größeren Zahlen, ſind ungemein dazu geeignet. Unwegſame Gebirge, Hunger, Epidemien, Volksaufgebote, und Guerillaskrieg ſind es aber, woran auch die genievollſten Heerführertalente, und die geübteſten Soldatenkünſte ihre Schmach erleben können, wie Napoleon dies Alles in den reichen Schatz ſeiner Erfahrungen aufgenommen hat.

So iſt eben kein unbedingter Glauben zu hegen, es würde, was ſo oft mislungen iſt, nun die Erwartung krönen. Selbſt wenn man Conſtantinopel eroberte, wäre die Sache noch nicht ans Ziel gebracht. Madrit und Moskau fielen ja auch, und ſchnell, in Napoleons Hände. Eben in ſolchem Fall würden die Aſiaten in ungemeſſenen Schwärmen herbeieilen, ihre Hauptſtadt den Feinden wieder zu entreiſſen. Und ſo lange man nicht Meiſter von den Dardanellen wäre, alle türkiſche Seeſchiffe bezwungen, und große Flotten im Helleſpont und Bosporus hätte — doch kühne Vorausſetzungen — würde es ſchwer ſein, ihnen den Uebergang nach Europa ſtreitig zu machen; was den Altgriechen bei den Perſern, und den Griechen unter dem Kaiſerthum bei den Türken auch nicht gelang. Nur etliche Hundert brittiſche Segel könnten es hindern, dürften aber wohl zu dieſem Zweck nicht im Archipel erſcheinen.

Man ſagt, durch ganz Europa ginge eine Stimme für die Sache der Griechen. Allein die Politik hat auch die ihrige, die Eiferſucht auf fremden Ländergewinn, auf Handelsvortheile u. ſ. w. Vor dieſen Stimmen ſchwieg nicht ſelten jede andere Rückſicht, wie billig, menſchlich oder chriſtlich ſie auch ſein mochte, und in den letzten Kriegen der Porte ward ihr ſtets irgend ein, mittelbarer oder unmittelbarer, Beiſtand von chriſtlichen Mächten geleiſtet.

In dem von 1787 bis 1790 trieb es eiferſüchtige Politik mit wohlberechneter Argliſt. Erſt ſandte man den Türken heimlich europäiſche Offiziere, welche ihre Artillerie verbeſſern, und ſonſtigen Rath ertheilen ſollten. Daneben ſah man ruhig drein, wie Catharina und Joſeph ihre Kräfte weidlich anſtrengten und aufrieben. Man ſah es mit heimlichem Vergnügen, daß in den erſten Jahren im Allgemeinen wenig ausgerichtet ward, doch als die Sachen auf einen mehr zweifelhaften — wiewohl vom Ziel noch weit entfernten — Punkt ſtanden, ſchlug England in Europa Lärm. Es drohte eine Flotte in die Oſtſee zu ſchicken, und mit der ſchwediſchen zu vereinen. Es verband ſich mit Preußen, damal keck genug, es auf dem Lande mit Oeſterreich und Rußland aufnehmen zu wollen. Vermuthlich würde auch Frankreich zu ihnen getreten ſein, wenn es der Anfang ſeiner Staatsumwälzung nicht eben beſchäftigt hätte. Auch würden ohne Zweifel die übrigen Seemächte keiner Theilung der europäiſchen Türkei ruhig zugeſehn haben.

Aehnliche Urſachen erzeugen ähnliche Wirkungen, und da wir jene nicht als aufgehoben anſehn dürfen, ſind auch dieſe zu erwarten. Zeichen davon hat man bereits im Archipel geſehn, und viel wichtiger ſchien noch die Sendung des Herzogs von Wellington nach Paris, deren Zweck und Reſultate wenig bekannt ſein dürften — — —

Immer eine andere Sache, die der Griechen und die ihrer Rächer, wenn ſie für die geleiſtete Hülfe ſich bezahlt machen wollten. Dann könnte in Europa gegen ſie auftreten, was jetzt noch keine Miene dazu macht, oder wohl eine ganz andere annimmt. Es gäbe das alte Lied politiſcher Eiferſucht, des Schreiens um ein Gleichgewicht, das noch in jeder Zeit geſtört war, und nie gefunden werden kann, indem ſich wohl phyſiſche, nicht aber moraliſche Kräfte berechnen laßen.

Nun wär es doch ſchauderhaft, wenn die Angelegenheiten der Griechen wieder auf Europa einen allgemeinen Krieg wälzen ſollten, und der am Ende noch ohne erreichten Zweck geführt wäre.

Dies bedenkend, iſt wahrlich die politiſche Sentimentalität nicht zu loben, mit der einige erhitzte Gemüther für die Hellenen zu den Waffen rufen. Wie jetzt die Sachen ſtehn, wird ſicherlich nicht erzielt werden, was man will. Die Befreiung jener Unterdrückten, das Wiederaufblühn eines neuen Athens, Korinths, Thebens, beſchäftigten auch dichteriſche Gemüther, als Voltaire die ruſſiſche Kaiſerin häufig aufforderte: de chasser les turcs de l'Europe und als ſie ſpäterhin mit Joſeph II. ſich zu dieſem Zweck verbunden hatte. Aber in einem ſo poetiſchen Sinn war die berühmte Inſchrift an dem Wegweiſer vor Cherſon doch wohl nicht gemeint, und Forſter d. j. ſchrieb im Jahre 1790 vom Loos der Griechen treuherzig: am Ende möchte das Unterregiment eines Paſcha oder Kniäs ſo verſchieden nicht ſein. Beruft man ſich, indem man Wuth gegen die Türken entflammen will, auf das Chriſtenthum, paßt dies auch eben nicht. Rebellen können darin keine Entſchuldigung aufſuchen. Klar geht es aus den Worten des Stifters hervor, als ihn die römiſchzinsbar gewordnen Juden fragten: was recht ſei? Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, lautete der Beſcheid. Und obenein hatte er gelehrt: Segnet die euch fluchen.

So ſteht es um einen Krieg mit den Türken. Wir haben Gründe — und keine nichtige oder übertriebene — genannt, aus denen ſich eben kein beſonderes Hoffen auf Trophäenglanz hervorthun will. Und die einen Glauben an europäiſche Taktik hegen, nach welchem ſie Berge verſetzen, und auch über Hunger und Peſt lachen kann, müſſen doch eingeſtehn, daß die Ottomannen durch chriſtlichen Beiſtand vom Untergang zu retten wären. Und weil politiſche Betrachtungen ſolchen ihnen angedeihen laßen könnten, ſo ſtellt ſich hier wenigſtens der Zweifel neben die Erwartung, oder neben die Weisheit unſerer hochſinnigen Türkenfeinde.

Sintemal die Weisheit aber auch an der Zukunft ſo oft zu Schande wird — mehr als ſieben Weiſe Deutſchlands prophezeiten unter andern Napoleons Univerſalmonarchie — wär es noch das ärgſte, wenn man in Conſtantinopel den alten Turkomannengeiſt aufzuwecken ſuchte, und er nicht ſo feſt ſchliefe, wie Herr Krug meint. Ueberall iſt das Geld ein mächtiges Reitzmittel. Ungeheuere Schätze liegen im Serail für die höchſte Noth geſpart. Bis jetzt hat man die Chriſtenangriffe nicht als ſolche erkannt, denn immer noch blieben die Schätze unangetaſtet. Träten ſie hervor, würden ſie eine ungemein belebende Kraft üben. Wo es nur Muſelmänner giebt, würden auch begeiſternde Stimmen zu ihnen reden, und ihnen das jetzt oder nie klar machen. Perſer, Araber, Nordafrikaner, mahomedaniſche Tatarenſtämme, zu denen ſich auch wohl mongoliſche ſchlügen, wären in der That von einer Gefahr bedroht, von einem Vortheil zum vereinigten Widerſtand aufgerufen, ihre Häupter und Gemüthsregierer leiden indeß bald an ſchläfriger Indolenz, bald trennen ſie religiöſe Meinungen, Eigenſucht u. ſ. w. Für den Reiz des Goldes pflegen ſie gleichwohl empfindlich zu ſein, und ihre Schwärme regt Hoffnung auf gute Beute leicht an. Hatte ſich Deutſchland ſogar letzthin vereinigt, warum ſollten es nicht die Sekten des Ali und Abubeker, der Wechabiten u. ſ. w. auch einmal thun? Jene Landſchaften, die einſt Hunnen, Avaren, Turkomannen ausgeſtrömt haben, von wannen Schleſien noch im dreizehnten Jahrhundert einen ſchrecklichen Beſuch empfing, ſind nicht menſchenleer, wenn auch Rouſſeaus Furcht, ein neuer Tamerlan würde Europa erobern, übertrieben ſein mochte. Wenn die Ottomannen demungeachtet für ein geſchlagnes Heer immer zwei neue aufſtellen, wenn ſie am kaſpiſchen Meer mächtige Diverſionen veranlaſſen könnten, wodurch ſie auch Kirgiſen, Baſchkiren, Kalmücken u. ſ. w. wohl in ihr Intereſſe zögen, würden ſie furchtbar genug auftreten. Je nachdrücklicher man auch den Krieg gegen die Ottomannen führte, um deſto ſchlimmer würde das Loos der armeniſchen, und anderer Chriſten im Orient ſein.

Dieſe Betrachtungen alle überzeugen uns, daß ein Krieg gegen die Ottomannen, nehmlich wie man ihn früher geführt hat, und, dem Anſehn nach, wieder führen würde, unpolitiſch ſei.

Der große Plan.

Doch einen Krieg gegen die Pforte, der ſo eingeleitet wäre, *daß ſie ohnfehlbar beſiegt werden müßte*, einen Krieg der geſammten Chriſtenheit, oder kultivirten Menſchheit, gegen das, was wir orientaliſche Barbaren nennen, der zum Zweck hätte, Alles was einſt zum römiſchen Reich, zum Gebiet der kultivirten Europäer, gehört, dieſem Erdtheil wieder zu unterwerfen, und ihm die Vortheile der Wiſſenſchaften, Künſte u. ſ. w. angedeihen zu laßen, einen ſolchen dürften alle Europäer wünſchen, und die Geſchichte, welche zeither ſo viele unchriſtliche der Chriſten untereinander, ſo viele um kleinliche, und doch unerreicht gebliebne, Zwecke verzeichnet hat, müßte dieſen endlich einmal als eine Unternehmung im großen, des Zeitalters würdigen, Styl rühmen.

Entwerfen wir ſo einen — Traum, es wird ihm nicht an Reitz fehlen. Und weil man doch einmal ſich Erſcheinungen der Zukunft zu träumen liebt, warum ſollte man ſie nicht auch mit ſtarken hellen Farben auftragen?

Hier iſt der Traum.

Europa ſieht ein, daß es mit allen ſeinen Wiſſenſchaften und Künſten im Ganzen noch wenig Heil erreicht habe. Das Ungethüm Politik hört nicht auf, ſein Inneres mit verwüſtenden Kriegen zu bedrehn. England, auch Frankreich, Spanien u. ſ. w. beſitzen treffliche Flotten, und doch gelang es zeither nicht, die elenden Seeräuber aus Afrika von den Meeren zu vertreiben, und den Handel völlig ſicher zu ſtellen. Rußlands Alexander herrſcht über ein weit größeres Reich, wie einſt der mazedoniſche auf dem Gipfel ſeiner Macht, dennoch fehlt es ihm an innerer Sicherheit, die noch menſchenarmen Ebnen in vielbewohnte Schauplätze des Kunſtfleißes umwandeln zu können. Rußland hat ſich viele Tatarenſtämme unterworfen, die ihm Zins darbringen, ſeine Heere mit leichter Reuterei verſehn müſſen; wo beſtände aber eine feſte Garantie, daß ſie nicht einſt ſich empören, loßreißen, Verwüſtungen anrichten könnten? Schon ein langer Friede iſt hier gefährlich, weil Ruhe ihnen nicht behagt, und ſie dem Oberherrn nur zugethan ſind, der ihre Jugend fleißig auf Beute ausſendet. Darum bildet ſich auch ein verwegener Chan unter den Räubervölkern am kaspiſchen Meer ſo leicht großen Anhang. Die Mahomedaner waren ſeit ihrer Entſtehung die gefährlichſten Feinde der Chriſtenheit, drangen vom Weſt bis Poitiers, vom Oſt bis über Ungarn herein, und ſind gleich die Mauren aus Spanien und Sizilien vertrieben, höhnen ſie Europa doch von Afrika aus; hatte man die Pforte in den letzten Zeiten weniger zu fürchten, dürfte, wie Napoleon Rußland bekriegte, nur ein Sultan von Mahomed V. Geiſt gethront haben, und er hätte dieſen Zeitpunkt mit großem Erfolg genützt. Die Kultur ging aus Egypten nach Hellas, von da nach Rom, die Gothen, Franken, Angeln u. ſ. w. nahmen ſie ſpäterhin auf, ſie drang bis zu den Skandinaven, Sarmaten, Szythen der Vorzeit. Wir können ſagen: wo die Kultur wohnt, da iſt Rom, Griechenland, doch iſt ſie nicht mehr überall, wo ſie einſt aufblühte, und edle Früchte trug. Europa, oder Rom, Griechenland, müſſen eingeſtehn, noch die ſchönſten Provinzen zu miſſen, die einſt von entweihender Barbarenhand dem Kulturreich genommen ſind, ein Schimpf für den Kriegsruhm der gebildeten Menſchheit. Europa erwägt es, und will, es ſoll nicht mehr ſo ſein. Es will ſeine Halbinſel völlig vom Barbarenthum gereinigt, und die ſie umgebenden Länder vor allen neuen turkomanniſchen, mongoliſchen und anderen Anfällen und Beeinträchtigungen geſichert ſehn. Was Cäſar, Alexander, Oſyr — in welchen das Kulturreich Ahnen erkennt — beſeſſen haben, will Europa zurück. Die Religion verlangt Chriſti Grab, auch das Urland wieder, in dem bei Abraham und Moſes die Idee der einigen Gottheit, die ſie noch verehrt, ausgegangen iſt. Und die Wiſſenſchaften, wie Athen und Korinth, auch ihre Wiege Egypten. Der Handel will ein freies Mittelmeer, Tyrus, Sidon, Karthago von neuem bauen, das altrömiſche Afrika mit

Kolonien verſehn, wo ein neues Europa zu gewinnen iſt. Aber auch im rothen, wie im perſiſchen Meer, ſoll die Schiffarth ſo frei wie im baltiſchen ſein.

Weit ausſehende Plane, aber doch zu verwirklichen, wenn Europa ſeine unermeßlichen Kräfte einmüthig daran ſetzt.

Die Einmüthigkeit ſetzt aber eine erhabne Ueberſicht des Geſamtvortheils, großmüthiges Entſagen, wo es Noth thut, und Geringachten mancher kleinen Partikularintereſſen voraus. Darin können Alle um ſo mehr ſich fügen, als Alle gewinnen ſollen. Dies kann nicht ausbleiben, nur müſſen nicht einige Fürſten wie glebae adscripti an Schollen kleben, auch nicht Völkertheile an den Namen und dergleichen.

Vorerſt wird ein europäiſcher Friede auf funfzig Jahre, ein Föderativſyſtem, ein Bund geſchloſſen, wo Alle für Einen und Einer für Alle ſtehn, daß in dieſem Zeitraum, unter keiner Bedingung, an einen Bruch, ein Trennen davon zu denken ſein ſoll. Ein europäiſcher Amphyktionenrath, der ſeinen Sitz wechſeln mag, ſchlichtet währenddem alle Streitigkeiten, die zwiſchen den europäiſchen Regierungen obwalten könnten, auch die, welche zwiſchen Völkern und Fürſten ſich ereignen dürften. Angenommen wird, daß jedes kleinere Intereſſe dem großen weichen muß. Sollte hie und da es dem Strebegeiſt nicht ſo gefallen, iſt ihm ja in der allgemeinen Sache ein unermeßlich Feld des Wirkens geöffnet.

Funfzigjähriger Chriſtenfrieden alſo, unverbrüchlicher Waffenſtillſtand, Völkerrechtsjuſtiz. Dieſen Zeitraum wird man nöthig haben, vielleicht weniger, vielleicht auch mehr, um das Eroberungswerk zu vollbringen. Wir ſollen erwarten, daß man aber auch den Segen der Völkerrechtsjuſtiz, die während eines halben Jahrhunderts ſich ausgebildet hat, nach ſeinem Verlauf erkennen, und keine Luſt mehr empfinden wird, ſich davon zu trennen. Dann werden Chriſten im ächt evangeliſchen Sinn entſtehn, woran zeither nicht zu denken geweſen iſt.

Was ſich bei den Völkern in Streiten um Regierungsform, und wieder um dynaſtiſche Rechte, gar nicht ohne heillos blutige, das Wohl ganzer Geſchlechte ſtörende, Revolutionen — die gewöhnlich doch ihren Zweck nicht erreichen — ſchlichten laßen würde, kann nun Alles zu ſeiner Zeit ſich ordnen. Bis dahin bleibt weislich der Status quo, oder die Zeit der Vorbereitung.

Nicht Völkertheile, ſondern Völker ſind angenommen, in ſofern ſie die Heere zur Eroberung ſtellen und unterhalten, demnächſt im eroberten Gebiet die neue Ordnung der Dinge ſchaffen werden. Als, das ſpaniſch-portugieſiſche, (gothiſche) fränkiſche, brittiſche, teutoniſche, (Batavien gehört nach der Zunge dazu) italiſche, (mit allen Inſeln) ſkandinaviſche, (Dännemark, Norweg, Schweden) ſarmatiſche, (ſo weit die Sprache reicht) illyriſch-griechiſche, (von Ungarn aus bis zum Archipel und ſchwarzen Meer) und ruſſiſche oder ſzytiſch-griechiſche.

Es wird vorbeſtimmt, daß jedem großen Volke eine Dynaſtie in Europa verbleiben ſoll, die kleineren aber, ſtörend für Nationalität und gemeinſame Entwicklung, daneben auch immer ſchwankender im Beſitz, werden einſt Gebiete in Afrika oder Aſien erhalten (eine ſchon in Amerika angeſiedelt geweſene ein größeres dort.) Vorliebe, Gewohnheit, Anhang u. ſ. w. würden das zur Stelle nicht vollbringen laßen, ſelbſt Blutſtröme würden nur daran verſchwendet ſein; doch ein Anderes, wenn man ſich funfzig Jahre hindurch mit den Auswanderungsideen vertraut gemacht hat. Nun kann ſich der Fürſt von * * * ſagen: Ich ziehe wohl nicht mehr ins fremde Land, weil ich in funfzig Jahren ſchwerlich noch leben werde, doch mein Sohn, mein Enkel, wird unter einem ſchöneren Himmel ein größeres Beſitzthum erlangen. Eben ſo können die Völkchen ſich daran gewöhnen, daß ſie einſt ihr angeſtammtes Fürſtengeſchlecht werden ſcheiden ſehn. Zu einem erfreulicheren Beruf, denn gewinnen ſollen Alle. Und ihr näheres Comitat ziehe mit ihnen.

Folgende Häuſer werden bleiben und vereinen, wo es nach den Sprachen angezeigt iſt.

Das Haus Bourbon-Spanien — Bourbon-Frankreich — Bourbon-Neapel — Hannover — Habsburg — Zollern — Hollſtein-Dänemark — Romanow und ein noch für Polen zu beſtimmendes. (Vielleicht ein Nebenzweig Romanow.)

Der Amphyktionenrath bearbeitet die Theilungsplane des Eroberten. Gleiche Quoten werden ſich nicht erzwingen laßen, die Großen nur mit größeren zufrieden zu ſtellen ſein; doch hat man auch Zeit genug Großmuth zu empfehlen, und am Ende bleibe aller Neid fern, man errichtet ja einen chriſtlichen Föderativſtaat, der an Umfang jede Univerſalmonarchie, von welcher die Geſchichte ſpricht, übertreffen ſoll.

England nimmt, mit Rußlands Beiſtand, das ganze vormalige Indoſtan — wovon es ſchon einen Theil beſitzt — bis zur Gränze von China. Dies Reich wird reſpektirt, weil es reſpektirt, und weder Anlaß zur Klage gab, noch Beſorgniſſe erregt.

Rußland nimmt, mit Englands Beiſtand, der von Bengal und vom Meerbuſen von Baſſora aus erfolgen kann, Perſien.

So können alle tatariſche Völkerſtämme, weſtlich und nördlich von Tibet, ganz unterworfen, und ihnen nach und nach Kultur anerzogen werden; die chineſiſch mongoliſchen wird man, bei ſolcher Nähe und Macht, nicht mehr zu fürchten haben.

Das ruſſiſche Reich gewinnt dadurch im Oſt ſo viel — auch ſonſt an Conſiſtenz und Freiheit zu inneren Bevölkerungsplanen — daß es im Weſten — zum eignen Vortheil, um nicht läſtig ausgedehnt zu ſein — gar wohl einige Abtretungen machen kann. Und England wird in dem Reichthum des alten Indoſtan, Pegu u. ſ. w. Mittel finden, ſeine Schuldenlaſt früher als es ſonſt geſchehen könnte, abzuwälzen.

Habsburg nimmt die ganze europäiſche Türkei, und behält ſeine illyriſchen Provinzen, auch die Wallachei fällt ihm zu. Als außer-europäiſches Gebiet wird ihm ganz Natolien bis zum Meerbuſen von Satalia, auch die Inſel Cypern. Gewiß ein ſchöner, herrlicher, eines überreichen Anbaus fähiger, Staat, um den es ſeine deutſchen Beſitzungen leicht hingeben kann. *)

Polen wird im alten Umfang hergeſtellt, und be-

---

*) Konnte ſich aber das erſte Deutſche Haus — troz allem Gewinn — nicht von Deutſchland trennen, mochte es auch Wien behalten.

kömmt noch die Moldau und Beſſarabien, der Schiffarth auf dem ſchwarzen Meer willen. Reſtitution und Ländergewinn können es befriedigen.

Deutſchland, mit Böhmen, Mähren und den Niederlanden, wird — verſteht ſich nach funfzig Jahren — vereint. Egypten und Abyſſinien gehören künftig ihm auch an, Schauplätze für deutſche Gelehrſamkeit, deutſchen Fleiß. Es macht ſich auch anheiſchig, die Meerenge von Suez, zum Vortheil des Welthandels, durchzuſchneiden, und in Alexandria eine Weltbibliothek zu ſtiften, wogegen die armſelig heißen konnte, die Omar verbrannt hat. Es ziemte wohl mehr, wenn Deutſchland den Theil von Afrika empfinge, den einſt deutſche Longobarden erobert haben, indeß hat man Andere noch zufrieden zu ſtellen.

Das Haus Zollern beſteigt den germaniſchen Thron. Hier ſind die Gründe weshalb — auch von der Ehrwürdigkeit des alten Heldenſtamms noch abgeſehn — es billig iſt, wenn der teutoniſche Süd dem Nord zufalle, und nicht umgekehrt. Der Nord iſt der wichtigere Theil, in ſofern er an zwei Meeren gränzt. Aus dem Gebiet des Königs von Preußen ſind die Eroberer des abendländiſchen Roms hervorgegangen. Genſerich und Odoazer waren Rügier d. h. Pommern. Die Gothen wohnten urſprünglich wo es Bernſtein giebt, und überwältigten die Sueven in Spanien. An der Donau und am Rhein ſpielten die Römer den Meiſter, wenigſtens guten Theils, in Weſtphalen überwanden Cherusker ſie, über die Elbe kamen ſie gar nicht hinaus, wo ſpäterhin auch Karls des Großen Siege ein Ziel fanden. Aber auch die Burgunder und Franken wohnten anfangs im nördlichen Deutſchland, die Reiche Frankreich, Spanien, Portugal, Lombardei, und auch England, durch die Angelſachſen, wurden vom nördlichen Deutſchland aus geſtiftet. Das jetzige Preußen, von Trier bis Memel, iſt das wichtigſte alte Heldenvaterland in Europa. Die Süddeutſchen können ſich indeß um ſo mehr beruhigen, als das Stammhaus Hohenzollern ihren Urſprungs iſt.

Italien wird gleichmäßig vereint, und erhält in Afrika den Landſtrich von den Gränzen Egyptens bis zum Meerbuſen von Sidra, oder noch ein Stück vom Land Tripolis, was ihm ziemlich gegenüber liegt.

Frankreich oder das Uebrige von Tripolis, ſamt Tunis und Algier. Es erbaut Karthago von neuem.

Spanien (mit Portugal vereint) nimmt, von Algiers Gränzen an, die Nordküſte von Afrika, Fez und Marokko eingeſchloſſen, bis den canariſchen Inſeln gegenüber. Sehr wichtig ſind dieſe Beſitzungen, weil man, wenn erſt die Küſten Pflanzſtädte und europäiſche Bevölkerung erhielten, immer tiefer ſüdlich dringen kann, wie es die vereinigten Staaten in Nordamerika weſtlich thun.

Skandinavien gewinnt einmal in ſeiner neuen Union, und erhält noch ein Küſtenland oberhalb Guinea am Niger. Mit der Zeit werden die Europäer ſich von Abyſſinien, dem Kap, Guinea, Marokko, Algier u. ſ. w. aus begegnen. Für Jahrhunderte wird es da zu ſchaffen, Eroberer- Entdecker- Geſetzgeber- Völkerveredler- Wüſtenbepflanzer- und andere ſtolze und ſchöne Namen zu erwerben geben.

Nun bleiben uns noch übrig das ganze türkiſche Klein-Aſien, zwiſchen Georgien, Perſien, Arabien, Syrien, Natolien, ſamt dem gelobten Land und ſeinen Angränzungen, und die ungeheure Halbinſel, der Judenthum und Islamismus ihren Urſprung danken. Hier – oder auch in Afrika — werden neue Reiche für alle Dynaſtien geſtiftet, welche in Europa nicht bleiben. Es leuchtet ein, daß ſie mehr als zufrieden geſtellt werden können, und eine billige Vertheilung ordnet der Amphyktionenrath.

Jeruſalem und Paleſtina fallen dem Oberhaupt der Kirche zu, und einen würdigern Sitz kann es nicht finden. Ein niedergeſetztes Concilium aller Bekenntniſſe arbeitet jedoch an einem Verein der römiſchen, griechiſchen, armeniſchen und proteſtirenden Kirchen. Es darf ſich nicht übereilen und in funfzig Jahren kann viel geſchehn.

Das iſt die Geographie des gewaltigen Chriſtenſtaats, welcher die aſſyriſche, perſiſche, griechiſche und römiſche Monarchie einſchließt, und ſeinen Namen über alle hoch hinaus ſtellt.

Europa kann es vollbringen und es zu wollen wäre groß und weiſe.

Seine Kräfte und ein Zeitraum von funfzig Jahren ſind bedungen, wenn nicht für die Eroberungen allein.

lein, doch für alles Ausgleichen und erſte Anordnen der Coloniſationen u. ſ. w. Bis Alles im neuen Gebiet das rechte kultivirte Anſehn hat, wird noch mehr Zeit entfliehn. Das lebende Geſchlecht bahnt nur Wege.

Zuerſt muß die Pforte beſiegt werden, bis dahin läßt man die Sachen in Afrika und Indien noch ruhn, und hält die Perſer und Tataren — ruſſiſcherſeits vom kaspiſchen Meer und engliſcher von Bengal aus — nur ab, den Ottomannen beizuſtehn.

Uebrigens gilt der Grundſatz, daß jede europäiſche Macht der anderen ihr neues Gebiet willig erobern helfe; es iſt Gemeinſache.

Vor der Hand alſo die einzelnen Kräfte an die Beſiegung der Ottomannen geſetzt. Unfehlbar muß ſie dann gelingen, unfehlbar, doch wird man vielleicht mehr als eine Million Soldaten, und mehr als zehn Kriegsjahre bedürfen, bis die eine, aber auch die Hauptabſicht, erreicht iſt.

Zählen wir vorläufig 200,000 Ruſſen, 200,000 Oeſterreicher, 100,000 Preußen, 50,000 Polen, 50,000 Schweden und Norweger, 20,000 Dänen, 100,000 Niederländer, Baiern, Hannoveraner, Würtemberger u. ſ. w. 60,000 Italier in Allem, 200,000 Franzoſen, 80,000 Spanier, 20,000 Portugieſen auf — giebt eine Million und Achtzigtauſend Mann.

Was England ſtellt, mag unbeſtimmt bleiben; es hat ohnehin eine zahlreiche Macht in Bengal, die nach und nach verſtärkt werden muß. Seiner Flotten iſt der Bund indeß zu Transporten, Landungen u. ſ. w. benöthigt, wozu aber auch alle Seemächte Fahrzeuge liefern.

Nach dem hier geltenden Plan will man nicht gleich Conſtantinopel erobern, ſondern zuvor ſich in Klein Aſien feſtſetzen. Dort muß die Hauptmacht der Türken gebrochen werden, dann fällt Conſtantinopel leicht, und die Schätze des Serails ſind nicht mehr zu flüchten.

Beginnt man auch einen Krieg in Europa, ſoll er vor der Hand nur zaudernd geführt werden, gleichwohl dem Feinde Anſtrengungen genug koſten. Oeſterreich rückt mit 100,000 gegen Belgrad und ſieht wie es mit den Serviern ſich vereint. Andere 100,000 gehn nach Dalmatien, fallen in türkiſch Kroatien und Bosnien ein, und beider öſterreichiſchen Heere ſtrategiſches Objekt wird dann von Servien und Raguſa aus Abanien oder Janina, von wo die Vereinigung mit den Griechen ſich bewirkt.

Dieſe müſſen aber noch früher von Italien aus unterſtützt ſein, indem Alles was Neapel, Sardinien u. ſ. w. an Truppen giebt, allenfalls noch einige Oeſterreicher dazu, in Neapel, Meſſina, Manfredonia, Ankona, Venedig, ſchnell eingeſchifft wird, um auf Zante, Morea, oder in Livadien zu landen.

Die Ruſſen nehmen die Moldau und Wallachei ein, und ſind bemüht, aus den dortigen Griechen Truppencorps zu bilden. Die Donau überſchreiten ſie aber nicht. 50,000 Polen ſtoßen zu ihnen.

100,000 Preußen, denen 100,000 Niederländer und andere Deutſche folgen (die Niederländer, Hannoveraner Braunſchweiger, Sachſen durch Schleſien und Podolien, die Baiern, Heſſen, u. ſ. w. durch Ungarn und Siebenbürgen) ſpäterhin auch die 20,000 Dänen, und 50,000 Schweden, zuſammen mit den Polen 320,000 Mann, ohne die Griechen der Wallachei und Moldau, löſen das ruſſiſche Heer ab. Sie bilden eine untere Donau Armee, welcher Oeſterreich in Ungarn noch eine Reſerve aufſtellt, und deren Verpflegung ſowohl auf der Donau, als durch ruſſiſche Fahrzeuge auf dem ſchwarzen Meer, beſorgt wird.

Die Donau ſoll ihr eine gänzlich rein gemachte Baſis geben; daß Belgrad, Orſova, Widdin, Siliſtria folglich eingenommen werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe Feſtſtellung, und das Ueberſchreiten der Donau, auf ſo vielen Punkten, wie es die Umſtände erheiſchen, (und denen, weil die Türken nicht müſſige Zuſchauer bleiben werden, Schlachten vorangehn müſſen, worin europäiſche Kriegskunſt ſich zu bewähren hat,) ſollen nicht übereilt geſchehn. Mögen zwei, auch drei Jahre hinfliehn, bis man der Donau ſich verſichert hat; man ſchreitet langſam vor, aber auch gewiß, ſich keine Rückſchritte abgenöthigt zu ſehn.

Dazu gehören Magazine, in Ueberfluß gefüllt, was zu bewerkſtelligen iſt, indem man kornreiche Gegenden im Rücken hat, und der Nutzen des Hafens von Odeſſa wird ſich bewähren. Die beſtmöglichſten Anſtalten zur Verpflegung der Kranken, auf welche in Ueberzahl ſich rechnen läßt, iſt man ſich ſchuldig. Man wird auch wohl thun, mehrere Feſtungen und feſte Läger an der Donau zu ſchaffen. Plätze, die nur von den Türken eine Belagerung zu fürchten haben, können ſchnell erbaut ſein.

Man blicke auf die Karte. Hat man die Donau, von 320,000 Kriegern beſchützt, und ſind auf der andern Seite Albanien, Theſſalien bis Morea in der Chriſten Händen, wo 200,000 Oeſterreicher, 60,000 Italier, und die ſüdlich griechiſche Macht ſtehn, iſt die übrige europäiſche Türkei auf dem Flächenraum eines Dreiecks eingeengt, deſſen beide Oberſchenkel ſie konzentriſch umfaſſen. Jeder iſt zugleich eine Offenſiv- und Defenſivbaſis und die europäiſch türkiſche Macht hat den Rücken an das Meer gelehnt. Das iſt für ſie weit ſchlimmer, als wenn ſich von den in Dalmatien bis Morea ſtehenden Chriſten etwas Aehnliches ſagen läßt. Denn auf Eins dürfen wir bauen, ohne ein ſanguiniſches Hoffnungsſyſtem, wie es Deutſchland in ſeinen früheren Kriegen mit Frankreich aufſtellte. Sind nehmlich alle engliſche und andere unſerer Kriegsſchiffe in nöthiger Zahl da, wird auch die ottomanniſche Seemacht aus dem Mittelmeer und Archipel vertrieben ſein. Das iſt unfehlbar, Ueberlegenheit und Kunſt ſind zu entſchieden auf der Chriſten Seite. Es hat aber die wichtige Folge, daß wir uns zu Herren von den Inſeln machen, und auf ihnen, wo es nur zuträglich iſt, Waffenplätze und Magazine anlegen können. Corfu, Cephalonien, Zante, Candia werden alſo dem Heer, welches in Albanien u. ſ. w. ſteht, Zufuhren zu bringen, und auch, im Fall des Unglücks, ein geſchlagnes Corps aufzunehmen vermögen. Denn auch hierauf wird man klüglich angeſchickt ſein, befeſtigte Einſchiffungsplätze, und dort immer Transportfahrzeuge haben.

Während man die genannten Stellungen aber eingenommen hat — wir geben des ſchwierigen Terrains im Weſten halber zwei bis drei Jahre darauf — iſt das an der Donau abgelöſ'te Heer nach dem Kaukaſus gegangen, hat Aſtrachan, Derbent und einige Plätze am öſtlichen ſchwarzen Meer zu Depots gemacht und rückt über Mingrelien und Georgien hervor. Es geſchieht auch ohne Uebereilung, mit ſtets geſichertem Rücken, wie es die ſchwierige Landſchaft ebenfalls will. Die Vorſorge um Lebensmittel, in ſofern man ſie vom Rücken, vom ſchwarzen Meer beziehn, und im betretenen Lande aufſammeln kann, muß ſo weit als möglich getrieben werden.

Dies Heer, 200,000 Mann, wozu noch ein tüchtiger Koſakenſchwarm gefügt iſt, ſtellt ſich vor Georgien an mehreren Punkten auf, entſendet aber auch nach dem ſchwarzen Meere hin, mit welchem es in Verbindung bleiben muß. Seine leichten Reuter ſchweifen aus, nach Umſtänden, bedrohen Siwas, wo möglich Aleppo und Moſul, ziehen ſich vor größeren Haufen jedoch ſtets zurück. Man will hier einmal die Perſer hindern, ſich in den Kampf zu mengen, ſucht ſie aber auch durch Unterhandlungen zu beruhigen, und zweitens die aſiatiſchen Türken aufhalten, welche Conſtantinopel zu Hülfe eilen. Das wird in ſofern theilweiſe gelingen, als die Rekruten aus Aſien meiſtens in regelloſen Schwärmen einherziehn, und erſt in Conſtantinopel organiſirt werden. Es iſt gleichwohl abzuſehn, daß irgend ein Paſcha Befehl erhalten wird, gegen dieſe Ruſſen ein Heer zu ſammeln. Damit iſt immer ſchon ein wichtiger Zweck erreicht, weil die türkiſche Hauptmacht in Europa um dies Heer ſchwächer bleibt. Man eilt nicht, Schlachten anzunehmen, die Umſtände müßten denn ſehr einladend ſein. Allenfalls weicht man ſogar, und bezieht vortheilhafte Stellungen in den hinterwärts liegenden Gebirgen. Immer genug, wenn man dies Heer beſchäftigt. Es kann aber leicht auch anſehnlich werden, durch Verſtärkungen aus den Paſchaliks von Moſul, Bagdad u. ſ. w.

Doch ſind auch mit Beginn des Kriegs Einſchiffungsanſtalten für die Spanier, Portugieſen und Franzoſen getroffen. An Transportfahrzeugen kann es nicht fehlen, gleichwohl hat es bei ſolchen Zahlen Schwierigkeit, und zum Theil wird man ſie, die Reuterei beſonders, wohl zu Lande nach Italien ſenden müſſen. Das wird Zeit wegnehmen, die will man ſich aber auch laßen. Endlich müſſen ſie doch auf Candia, Rhodus, Scio, Samos, die man zu Waffenplätzen macht, verſammelt ſein. Auch Cypern erhält dieſe Beſtimmung.

Engliſche, niederländiſche, ſpaniſche franzöſiſche, italiſche, griechiſche Fahrzeuge in Menge können auch Reuterei genug von Italien nach Albanien überſetzen, die ſich dann nach Theſſalien und Morea begiebt, um von neuem zu Schiffe zu ſteigen.

Etwa 150,000 Franzoſen landen alsdann bei Smyrna, wo ein höchſt feſtes Retranchement gebildet wird, und ein großes Magazin angehäuft. Vom Meerbuſen von Satalia treten die übrigen Franzoſen ſamt den Spaniern und Portugieſen ans Land, und treffen dieſelben Maasregeln. Es iſt nichts davon in den Wind geſprochen, wenn man die Hülfsleiſtung aller chriſtlichen Seemächte vorausſetzt. Wir dürfen zugleich annehmen, daß ſolche Landungen unerwartet überraſchen, und keinen Widerſtand von Belang vorfinden werden. Kleinere Hinderniſſe werfen 150,000 Mann aber wohl ſchnell zu Boden.

Das erſte von dieſen Heeren geht auf der hohen Ebne von Sart nach Kintahja oder Kintahja vor, das zweite ſucht ſie von Satalia aus auch zu gewinnen und eine Vereinigung zu bewirken. Um dieſe Zeit gehen die Ruſſen, welche am öſtlichen Euxin geblieben ſind, weiter an ſeiner Küſte vor, namentlich mit vieler leichten Reuterei, und das ſtrategiſche Objekt iſt eine Vereinigung mit den Spaniern und Franzoſen im Norden von Natolien.

Hier konnte manches zu leicht genommen ſcheinen, weil die Heere von Smyrna und Satalia volkreiche Küſten hinter ſich laßen, und leicht ſich abgeſchnitten ſehn würden. Allein ſie werden auch mehrere Punkte an dieſen Küſten beſetzen. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſie und ihre Angränzung, der Nähe willen, ſich ziemlich an Rekruten werden erſchöpft haben, die es nach Conſtantinopel zu ſenden galt. Auch müſſen dieſe Küſten von Samos, Rhodes bis Cypern, häufig bedroht ſein, die Griechen von den Inſeln auch an mehreren Stellen landen und Verſchanzungen beſetzt halten. So entſteht doch eine Baſis von Smyrna bis Satalia, die abermal konkav, und daher vorzüglich iſt. Von Negropont aus ſetzt man aber ein 30 bis 40,000 Oeſterreicher und Griechen nach Mitilene über, welches auch zu einem Waffenplatz gemacht wird. Sie landen von dort in der Gegend des alten Troja, erhalten noch einige Verſtärkung von den Franzoſen des Corps von Smyrna und gehn über den

Ida den Dardanellen in den Rücken. Nun kömmt auch die Zeit, wo eine engliſche Flotte dem Helleſpont nahen kann, und eine ruſſiſche zeigt ſich drohend am Bosphorus. Mehr als 500,000 Mann ſind in Klein Aſien, unterſtützen einander, führen im Gebirg einen ächten Riflemenskrieg, und gehn erſcheinenden Maſſen mit Maſſen entgegen. Will das Heer, welches ſich, gegen das ruſſiſche, öſtlich aufgeſtellt hat, Natolien zu Hülfe kommen, folgt ihm jenes auf dem Fuß. Zwar ſind noch Verſtärkungen aus Syrien, ſelbſt aus Arabien, für die Ottomannen zu erwarten, allein ſie müſſen lange Wüſten durchziehn, man kann gegen ſie entſenden, und Maasregeln treffen, daß ſie keine Lebensmittel vorfinden. Auch erſcheint man bisweilen vor Acra und Alexandria mit Schiffen, damit die Muſelmänner Allenthalben Landungen zu fürchten haben, auf ihrer Hut ſtehn müſſen, und ſich nicht ſchwächen dürfen.

Alle Chriſten in Syrien und Klein Aſien werden doch nicht erſchlagen ſein, auch wohl Schlupfwinkel geſucht haben, aus denen ſie nun hervorkommen und helfen. Auch aus den Armeniern konnte man Truppen errichten.

Mochten vier bis fünf Jahre entfliehn, bis man ſo weit gelangte, und ſei man jetzt noch keineswegs mit dem Süd des osmanniſchen Reichs in Aſien fertig, ſo iſt zu erwägen, was in dieſer Zeit aus Conſtantinopel, aus der Türkei in Europa, geworden ſein muß. Conſtantinopel erhält ſeine Zufuhr aus dem ſchwarzen Meer, von den Inſeln im Archipel, aus Egypten, und zu geringem Theil aus Klein Aſien. Die drei Hauptwege ſind gleich anfangs geſperrt, mit dem letzten, ohnehin unzugänglichen, geſchieht es noch, wenn man Natolien beſetzt hat. Die Pforte hat in Romanien, Bulgarien, Mazedonien zahlreiche Heere aufgeſtellt. Mögen dieſe auch nicht immer unglücklich geweſen ſein, nehmen wir ſelbſt an, daß ſie einige Siege erfochten hätten, woher ſollen ſie noch Lebensmittel beziehn? Die Thäler in den Gebirgslanden ſind fruchtbar, doch bringen ſie bei weitem nicht hervor, was etliche Hunderttauſend Krieger ſamt ihren Roſſen aufzehren. Der Hunger wird nun mit den Chriſten in Bund treten, er und die Peſt, wovor ſie nur allein ſich ſorgfältig hüten mögen. Der Zeitpunkt war vielleicht ſchon früher da, wo man nach Conſtantinopel vorgehn konnte,*) man wollte es gleichwohl nicht, bis man überzeugt war, ſeine geflüchteten Schätze in Natolien auffangen zu können. Aber nun muß es auch ohne Schwertſchlag fallen, oder bereits gefallen ſein; der Hunger liefert es den Chriſten in die Hände.

Es verſteht ſich, daß alle Heere durch nachgeſandte Verſtärkungen vollzählig geblieben ſind. Die Oeſterreicher, Preußen u. ſ. w. bemächtigen ſich der europäiſchen Türkei, welche andere nachgeſandte Oeſterreicher beſetzen müſſen, wenn jene nach Aſien übergehn.

Der Sultan und ſeine Angehörigen, wenn ſie nicht in einem Aufſtand umkamen, fielen wahrſcheinlich in der Chriſten Hände, allein es giebt der Muſelmänner noch genug.

Die Hauptſache iſt gethan, die Operationen im großen antiken Styl folgen aber noch. In einer wird man den Tamerlan nachahmen, indem man vom kaſpiſchen Meer aus Nordperſien überzieht. Eine andere geht den Euphrat und Tigris entlang nach Südperſien. Einwohner, wie einſt Alexander, der nur 32,000 Mann zu Fuß und etliche Tauſend Reuter hatte, dürften wir nicht finden, bringen aber auch Hunderttauſende. England arbeitet von Bengal entgegen, ſendet Schiffe in den perſiſchen Meerbuſen u. ſ. w. Die dritte Operation iſt im Geſchmack des Kalifen Omar, der Egypten einnahm, und im Norden von Afrika ſich ausbreitete. Uns können noch Landungen helfen, von Italien, Frankreich, Spanien aus, in Tripolis, Algier, Marokko zu ſeiner Zeit. Iſt Perſien gefallen, wird die Eroberung bis zu den Gränzen von China ein Spiel ſein. Arabien läßt man, wenn es nicht große Ausſendungen macht, bis zuletzt, wenn Egypten und Abyſſinien uns gehören, und das rothe Meer von unſern Schiffen voll iſt.

---

*) Einige Hundert brittiſche Segel könnten freilich den Dardanellen noch einmal Trotz bieten. Gleichwohl ſollen es die neueren türkiſchen Gegenanſtalten bedenklicher als ſonſt machen.

Man wird auf große Hinderniſſe ſtoßen, auf viele unerwartete noch. Wüſten, brennendes Klima u. ſ. w. doch können die vielen Schiffe im Mittelmeer, und die, welche England von Oſtindien ſchickt, Alles ungemein erleichtern. Aehnliche Vortheile hatten die Alten nicht, und leiſteten dennoch, was wir vorhaben.

Fünf Jahre ſtehn noch in Rechnung bis alle Ottomannenländer in Aſien, am Euphrat und von Aleppo her bis zum ſteinigen Arabien, eingenommen ſind, und für das Uebrige vierzig. So bequem haben es ſich die Alexander, Tamerlan, und Omar nicht gemacht.

Was ſoll man mit den Muſelmännern anfangen? Sie aufs menſchlichſte, duldendſte behandeln, ihnen zeigen, wie ſchön das ausgeübte Chriſtenthum iſt. Ueberhaupt ſollen ſtrenge Mannezucht und Leutſeligkeit uns wichtige Siegesmittel ſein, denn einem Feinde, der lieber Herzen erobert, als durchbohrt, ergiebt man ſich leicht. Uebrigens werden ſie in Menge vertheilt, Kolonien durch ſie beſetzt, jedes europäiſche Dorf nimmt eine morgenländiſche Familie auf, und die Abendländer wandern in Schaaren den neuen Beſitzungen zu.

So weit unſer Traum von einer unfehlbaren Beſiegung der Ottomannen.

Ende.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Kleine

Lebensgemälde

in

Erzählungen

von

Julius von Voß.

Berlin, 1821.
In der Sanderſchen Buchhandlung.
Kurſtraße No. 51.

Der

Beſuch nach zwanzig Jahren

in der Vaterſtadt.

Ein Sittengemälde.

Der Beſuch nach zwanzig Jahren.

Zwanzig Jahre ſind eben ſo viele Umläufe des Erdballs um die Sonne; regelmäßig iſt die Wandlung, auf eine Minute voraus zu berechnen, in welchem Abſtand er ſich an dieſem oder jenem Tage von der Sonne, auch von allen bisher entdeckten Planeten befinden wird. Es kann der Menſch ſtolz ſeyn, daß er ſo erhabner Berechnungen fähig iſt; ſie unterſcheiden ihn von dem ſprachloſen Thier. Stets kehren die Jahreszeiten regelmäßig wieder, und die veränderte Witterung hängt an atmoſphäriſchen Urſachen, die genau der Menſchnoch nicht ergründen konnte. Im Allgemeinen ſind dieſe Abweichungen aber nicht bedeutend, und man wird doch ziemlich vorausſagen können, welch ein Anſehn die Natur an dieſem oder jenem Orte, in einem oder dem anderen Monate, haben wird.

Nicht ſo iſt es bei dem Menſchen. Er verfolgt auch einen Gang, dem an ſich Frühling, Sommer, Herbſt und Winter zugetheilt ſind; übrigens hat ſein Leben aber ſo wenig Regelmäßigkeit, und die Zukunft läßt ſich ſo ungewiß aus der Gegenwart beſtimmen, daß oft eine ganz andere Erſcheinung, als die gehoffte, eintreten wird. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren darf nur — wer ſo lange denken kann — ſich fragen: welche Bekannte hatte ich, als dieſer Zeitraum anfing? Was iſt aus ihnen geworden; und wie hofften und glaubten ſie einſt, daß ihrem Wünſchen und Streben die Fügung entſprechen würde? Aus den vorhandenen Thatſachen werden nun die Beantwortungen hervorgehn, und nicht wenig in Erſtaunen ſetzen.

Auf die allmähligen Veränderungen, welche in zwanzig Jahren mit unſern Bekannten ſich zutragen, achten wir bei dem Allen viel zu wenig, als daß uns die entſtandnen Kontraſte zwiſchen Ehedem und Jetzt recht deutlich ins Auge fielen. Wo die Farben nach und nach ſich umwandeln, befremdet es endlich kaum noch, wenn aus dem Weiß ein Schwarz ſich hervorgebildet hat; doch wer aus den Mittag jähling in die Mitternacht träte, oder aus den Julius in den Februar, könnte von auffallenden Gegenſätzen der Anſicht reden.

So auch, wenn wir die Bekannten in zwanzig Jahren nicht geſehn, auch während dieſer Zeit nicht das Mindeſte von ihnen gehört haben. Dieſe Erfahrung ſollte ich machen, und ich entnahm daraus, wie viel merkwürdiger noch es ſeyn muß, wenn der Zeitabſchnitt dreißig oder noch mehr Jahre beträgt.

Ich wurde in einer Stadt mittlern

Umfangs in Deutſchland geboren. Mein Vater bekleidete das Amt eines Rathsherrn, und ſtand in ausgezeichnetem Anſehn; theils weil es ſeine Würde ihm gab, theils, weil er mit einem anerkannt redlichen Sinn eine ungemein ſcherzhafte Laune verband, die ihn jeden Zirkel, in den er trat, beſeelen, und allenthalben Freunde gewinnen ließ. Eben ſo war meine Mutter, ihres gutmüthigen und feinen Betragens willen, in meiner Heimath geachtet.

Ich hatte noch einen älteren Bruder, Otto, welcher die Rechte ſtudierte, wogegen ich auf einer Hochſchule der Cameralwiſſenſchaft oblag. Meine Schweſter, Wilhelmine, zählte einige Jahre weniger als ich.

Mit Otto ſtand ich von den Kinderjahren her nicht zum Beßten. Vater und Mutter gaben mir einigen Vorzug; dies machte ihn zu meinem Feind. Unſre Gemüthsweiſen hatten eine große Verſchiedenheit. Otto war einſilbig, trocken, mißlaunig, galt daher nicht bei den Knabenſpielen in unſerer Nachbarſchaft für einen luſtigen Gefährten; ein Lob, das mir hingegen ward, bei meiner natürlichen, in jenen Zeiten oft muthwilligen, Lebhaftigkeit. Man konnte Ottos Fleiß auf Schulen nicht tadeln; er zeigte vielmehr dort guten Eifer, trieb jedoch Alles mechaniſch, konnte es nur zu langſamen Fortſchritten bringen, und am Ende ſchien Alles bei ihm nur magres Gedächtnißwerk. Die Mitſchüler nannten ihn einen Pinſel; bei den Lehrern aber galt er, weil er ihnen eine ungemein unterworfne Ehrerbietung bewies. Mein Streben war nicht ſo ernſt, allein die Arbeit wurde mir leicht; ich konnte in einer Stunde mehr vor mich bringen, als Otto in einem halben Tage. Daher übertraf ich ihn nicht ſelten, und erregte oft die Verwunderung meiner Lehrer in Fragen, die von ſcharfſinnigem Nachdenken und treffendem Urtheil zeugten; oder in Einfällen, die ihnen witzig ſchienen. Allein ich trieb nebenbei auch manchen kleinen Unfug, war zu leichtſinnig die Gunſt der Lehrer auf ſolchen Wegen zu ſuchen, wie Otto, an dem ich vielmehr eine kriechende, ja ſklaviſche Höflichkeit beſpöttelte. So gewann ich dort wenig Gunſt.

Als wir gemeinſchaftlich die Hochſchule bezogen hatten, blieb unſer Verhältniß zu einander ſich ähnlich. Otto galt mehr bei den Profeſſoren, ich mehr bei den aufgeweckten Burſchen, war bald in meiner Landsmannſchaft, in meinem Orden ein ſtrahlendes Licht. Otto wirthſchaftete ſpärlich; weit mehr koſtete ich dem Vater. Bei dem Allen war ich ihm doch lieber, als mein Bruder, nachdem wir von der Hochſchule in die Vaterſtadt zurückkamen. Meine Auſſenſeite ſchien ihm vortheilhafter, meine Unterhaltung geiſtreicher. Unſer Wiſſen dünkte ihm ſich ungefähr die Wage zu halten; doch meinte er: ich würde mit meinem Pfund geſcheidter zu wuchern verſtehn, die Wege, auf denen man ſein Glück macht, mit Scharfblick ſuchen, mit kluger Beharrlichkeit verfolgen, und ſo bald an einem namhaften Ziele ſtehn. Otto, pflegte er zu ſagen, wird ſo ein ſechs Jahre als Referendarius der Jurisprudenz mitlaufen, und dann ſich zum Senator, oder, wenn es hoch kommt, zum Bürgermeiſter in einem Landſtädtchen ernannt ſehn, und damit wird ſeine Laufbahn geſchloſſen ſeyn. An Wilhelm denke ich hingegen noch zu erleben, daß er zum Geheimen-Finanz-Rath oder Präſidenten emporſteigt.

Der gute Vater irrte, wie es die Folge zeigen wird. Ueberhaupt gehört es auch zu meinen geſammelten Erfahrungen, daß häufig die Eltern ihrer Kinder wahrſcheinliches Loos unrichtig beurtheilen.

Man ſtellte uns bei den zwei Collegien an, die in meiner Vaterſtadt ſich befanden. Otto glänzte auf ſeinem Standpunkt gar nicht; meine Talente wurden bald geprieſen. Doch hatte ſich nach zwei Jahren da viel geändert. Otto griff mehr und mehr ein, und hatte die Zuneigung der Obern, in ſeinem höchſt aufmerkſamen Betragen, gewonnen. Die meinigen aber fanden an mir dies und das zu erinnern. Ich hätte zwar Talente, hieß es, wäre aber auch voreilig eitel darauf, ließe mir bald Nachläſſigkeiten in der gebührenden Achtung gegen Höherſtehende, bald in den amtlichen Verrichtungen, zu Schulden kommen, und wäre oft auch abſprechend, anmaßend; wollte am Eingang der Laufbahn manches beſſer verſtehen, als Männer, die größtentheils ſie ſchon durchlaufen hätten.

Doch ich will meine nächſte Umgebung, in dieſen zwei Jahren, beſchreiben, um hernach darzuthun, welche ſeltſame Wechſel zwanzig Jahre in den Schickſalen der Menſchen hervorzubringen fähig ſind.

Mein Vater hatte ein Einkommen, das für den Ort anſehnlich heißen durfte, und auch meine Mutter hatte ihm einiges Vermögen zugebracht. Dies ſetzte ihn in den Stand, oft Gäſte einzuladen, oder, wie man es nennt, ein Haus zu machen. Es entſprach ſeinen Neigungen zu heitrer Geſelligkeit, und er ſetzte auch eine Art Stolz in den Ruf: ſein Haus könne ein Wohnſitz des guten Geſchmacks heißen. Er traf auch deshalb eine ſorgſame Auswahl unter den Leuten, mit welchen er vorzüglich umging; wenigſtens mußten ſie zur feinſten Welt des Ortes gehören, und es lag ihm mehr daran, zu bewirthen, als bewirthet zu werden. Daneben war gute, frohe Laune eine den Hausfreunden gemachte Bedingung. Sie wohnte ihm ſelbſt in hohem Maße bei, und lange Weile floh er.

Er liebte dieſen Aufwand jedoch zu viel, erwog nicht genug, daß zwiſchen ſeinen Einnahmen und Ausgaben kein richtiges Verhältniß beſtände. Wir Söhne hatten ihm auf der Hochſchule auch nicht wenig gekoſtet, und durften in den nächſten Jahren noch keinem

Amtsgehalt entgegen ſehn. Deshalb war um die Zeit, als wir an den erwähnten Landesſtühlen untergeordnete Plätze gefunden hatten, das Vermögen ſeiner Gattin ſchon mit aufgezehrt. Nichts deſtoweniger lebte mein Vater nach alter Weiſe, zum Theil einmal daran gewöhnt, zum Theil auch aus überdachten Gründen. Er meinte, wenn er die Obern ſeiner Söhne durch öftere Einladungen ſich verbindlich machte, ſo würden ſie um ſo geneigter ſeyn, Jenen zu einem beſſeren Fortkommen zu helfen. Zudem wuchs auch meine Schweſter heran; eine glückliche Verheirathung derſelben gehörte zu den ſehnlichſten Wünſchen meiner beiden Eltern. Die Mutter pflegte zu ſagen: Ein Mädchen, das nicht geſehn wird, kann auch nicht begehrt werden. Und ſo munterte ſie ihn zu dem noch auf, wovon ihn abzumahnen vielleicht rathſamer geweſen wäre.

In der That mußte aber Wilhelmine nahe geſehn, nach ihren verſchiednen Eigenthümlichkeiten beobachtet werden, wenn dieſe auf Männerherzen Eindruck machen ſollten; es konnte dann jedoch ein namhafter ſeyn. Der Mitgift wegen ließen Freier ſich nicht abſehn, und Wilhelmine hatte keinen Mangel an Schönheit, zeichnete ſich gleichwohl auch daran nicht aus. Sie hatte eine mittlere, feine Geſtalt, ein nicht unregelmäßiges, und allerdings auf ſchönen inneren Sinn deutendes, aber, wie geſagt, nicht ausgezeichnetes Geſicht. Es hätte ſich daran mehr friſche Blüthe, und ſchärferer Ausdruck in den Zügen wünſchen laſſen; ſonſt hingegen war es hold, freundlich und angenehm.

Viel hatten die Eltern an Wilhelminens Erziehung gewandt, und ſie war ihren Bemühungen ſtets mit regem Eifer entgegen getreten. Sie zählte nun achtzehn Jahre, und hatte ihren natürlichen Verſtand ungemein durch nützliche Schriften, und vortheilhaft gewählte Freundinnen, ausgebildet. Der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache war ſie mächtig, und dehnte ihr Urtheil auf mannichfache Gegenſtände im Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte aus. Vor Allem nannte ſie Tonkunſt ihr Lieblingsthum, und erregte in der That mit ihrem Geſang die Bewunderung der Kenner. Man ſagte von ihr: ſie eine die Fertigkeit einer Virtuoſin mit dem Gefühl einer Dilettantin; und es war keine Schmeichelei. Sie wußte ſich daneben mit einem edel einfachen Geſchmack zu kleiden, und trat allenthalben mit Anmuth und feiner Darſtellung auf.

So mußte Wilhelminens Geſammtheit allerdings anziehend ſeyn, und in den Augen ſinniger Männer blieben auch ſchönere, doch weniger gebildete Mädchen ihr weit nachgeſetzt. Man feierte die Schweſter auf eine ausgezeichnete Weiſe; namentlich glänzte ſie, wo man ſie veranlaßte, ihre Meinung über ſchönwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu äußern, oder ihren Geſang tönen zu laſſen.

Ohne tadelhaft eitel zu ſeyn, fühlte

aber Wilhelmine doch, daß man ſie auszeichnete, und daß ihre geiſtigen und gemüthlichen Vorzüge ihr höhere Anſprüche gäben, als vielen Mädchen. Schon weil ſie das Ideal eines ſehr vollkommenen Mannes, einer höchſt glücklichen Ehe, ſich mit vielem Sinn und Geſchmack zu entwerfen wußte, hoffte ſie auch, einen Bräutigam zu finden, der geeignet wäre, ihre Wünſche — dem größeren Theil nach mindeſtens — zu erfüllen.

Ich hatte ihr Vertrauen mehr, als Otto; daher theilte ſie mir oft ihre Wünſche mit, und ich konnte das, ihr zartes Selbſtgefühl Ehrende und Verſtändige darin, nicht abläugnen.

Ihres Standes ſollte der Bräutigam ſeyn, oder auch höheren; das Letzte würde, eben nicht aus ſtolzem Sinn, doch in dem Betracht, daß Wilhelmine durch ihre ſich angeeigneten Vorzüge ſich bereits erhoben hatte, ihr nicht unangemeſſen gedünkt haben. Reichthum gehörte nicht zu den Bedingungen, welche ſie aufſtellte; Ueberfluß, meinte ſie, wäre unnöthig, doch unerläßlich nöthig auch, vor Nahrungsſorgen und Mangel geſchirmt zu ſeyn. Eine mittlere Wohlhabenheit — auf ein darüber Hinausgehn würde ſie auch nicht gezürnt haben — ſtand hier alſo in Rede. Aber einen ſchönen jugendlichen Mann wünſchte ſie vorzüglich; wie hätte ſie dem an ihr gerühmten feinen Geſchmack ſonſt entſprechen können! Gleichwohl beſchränkte ſie noch ihre Forderungen mäßig. Ein Adonis, ein Antinous, ſagte ſie, thut g'rade nicht Noth, doch eine Geſtalt, an der nichts Makelhaftes oder gar Lächerliches heraustritt, die eine wahrhaft männliche zu nennen iſt. Nichts ſtelle ich mir kläglicher vor, als wenn ich an der Seite einer hagern, gebrechlichen, oder ſonſt verbildeten Mißgeſtalt einhergehn müßte; ich würde in Aller Augen Beſpöttelung, und die Frage leſen: wie konnte ſie aber mit einem ſolchen Mann zum Altar gehn? Geiſt und Fühlbarkeit, eine gewiſſe Romantik, Sinn für Poeſie und Tonkunſt durften in keinem Fall ausgeſchloſſen ſeyn: je höher die Gabe von dem Allen, je beſſer. Am meiſten würde mein Fantaſiebild jedoch erreicht ſeyn, fügte Wilhelmine hinzu, wenn der Bräutigam auch mit irgend einem Tonwerkzeug virtuoſenhaft auftreten, mein Spiel am Pianoforte begleiten könnte, und wenn er daneben eine wohllautende Baß- oder Tenorſtimme ausgebildet hätte. Eine Doppelſonate, ein Duett, müſſen doch manche Stunden im langen Eheleben reitzend ausfüllen.

Nun, pflegte ſie zu enden, dies Alles heißt doch nicht übertrieben, nicht unbeſcheiden fordern. Es kann demungeachtet wohl ſeyn, daß ich es, nach vollem Wunſch, nicht beiſammen finden werde. Mag indeß meinem Vorbild auch nur in den Hauptzügen Wort gehalten ſeyn, der Mehrzahl von meinen Bedingungen nach. Darunter — laſſe ich aber mich nicht ein, und werde mich hüten, leicht und voreilig meine Hand wegzugeben.

Der Vater, ſehr eingenommen für Wilhelminen, und ſelbſt zum ſanguiniſchen Hoffen geneigt, beſtärkte ſie in den hochfliegenden Anſprüchen; die Mutter hingegen ſchüttelte den Kopf, und ſagte: einem Mädchen ohne Vermögen ſtände leider wenig Auswahl zu.

Außer unſern ſchon genannten Obern lud mein Vater nun, in jener Abſicht, häufig einen Baron von Lilienthal in ſein Haus. Er hatte Wilhelminen an öffentlichen Verſammlungsorten große Aufmerkſamkeiten bewieſen; das weckte Aufmerkſamkeit für ihn.

Er ſtand als Offizier bei der Beſatzung im Orte, und war in der That ein ſchöner, einnehmender Mann, von etwa fünf und zwanzig Jahren. Was man ein luſtiges Betragen nennt, und an jungen Militärperſonen nicht eben ſelten findet, ließ ſich ihm nicht vorwerfen. Er ſchien jetzt wenigſtens darüber hinaus, mochte es auch früherhin ihm ein wenig eigen geweſen ſeyn. Er ſprach mit Geiſt und richtigem Urtheil, äußerte ein feines Empfinden; ſeine Darſtellung war höchſt gefällig. Ueber ſeine Glücksumſtände war man bei uns nicht unterrichtet, hegte aber glänzende Vermuthungen; denn Lilienthal zeigte ſich ſtets in artiger Eleganz, hielt Reitpferde und Livreebedienten, und fehlte bei keinen Bällen oder anderen Luſtfeſtlichkeiten, welche die ſogenannte ſchöne Welt anordnete. In den Concerten, oder — wenn reiſende Mimen eintrafen — im Theater, blieb er noch weniger aus, gab hier den Ton des Urtheils an, und mit ſinnigem Geſchmack. Er ſelbſt blies die Flöte ziemlich, konnte Wilhelminen allenfalls eine Sonate begleiten.

Es ſchmeichelte ihr nicht wenig, daß Lilienthal ihren Vorzügen, mit ſo vielem Sinn dafür, huldigte. Nicht allein, daß er nicht den mindeſten Adelſtolz in unſerm Hauſe zeigte, auch an öffentlichen Orten achtete er auf keine Schönheit von Geburt mehr, ſo bald man Wilhelminen ſah. Vieler Mädchen

Antlitz umwölkte Neid; denn unter allen jungen Männern der hieſigen ſchönen Welt nahm Lilienthal, nach der gebildeten Schönheiten Anerkennung, eine der oberſten Rangſtufen ein.

Es wurde auch in der Stadt mancherlei von ihm geſprochen, was die Theilnahme an ihm von Zeit zu Zeit erneute und erhöhte. Bald ſagte man: er habe mächtige Gönner am Hofe, die ihm nächſtens zu einer einträglichen Hauptmannsſtelle helfen würden; bald: er habe einen reichen Oheim beerbt.

Da wären nun die Hauptzüge von meiner Schweſter Ideal ſo ziemlich vorhanden geweſen. Daß Lilienthal mehr für ſie empfinde, als eine gewöhnliche Werthachtung ihrer ausgebildeten Talente, ſtellte ſie in keinen Zweifel. Seine Blicke ſprachen von heißer Liebe; auch manches hingeflogne Wort ließ dieſe ahnen. Zu einem unumwundenen Geſtändniß, einer netten Werbung um ihre Hand, kam es demungeachtet nicht, obſchon Wilhelmine oft meinte, beides ſchwebe auf ſeinen Lippen. Als Jahr und Tag ſo entflohen waren, zweifelten die Eltern, ob es hier zum Ernſt hingehn würde; die Tochter aber nicht.

Ferner lud man einen jungen Referendarius fleißig ins Haus, der auch zu einem der Landesſtühle gehörte, und ſich mit uns auf der Hochſchule befunden hatte. Es war ein Herr von Soldin, und von ihm bekannt, daß ihm ſein Vater einſt hunderttauſend Thaler nachlaſſen würde. Seine übrigen Eigenſchaften wichen indeß ſehr in den Schatten zurück, wo Lilienthal ſich zeigte. Soldin hatte eine zwar nicht verkrüppelte, aber doch unſcheinbare Geſtalt, und trug ſie noch krumm und unbeholfen. Sein Geſicht drückte rohen Stumpfſinn aus, ſeine Geſpräche verriethen überall Unwiſſenheit, ſeine Kleidung war vernachläſſigt. Die Amtslaufbahn, worin er ſich ſchleppend fortbewegte, hatte auch nur den Zweck, ihn ſeiner dörfiſchen Linkheit zu entwöhnen, und er empfand einſt weder Luſt zu den Studien, noch jetzt zur Dienſtarbeit. Iſt mein Vater todt, ſagte er, nehme ich den Abſchied, und ziehe auf meine Güter.

Ueber dieſe Güter allein wußte er mit einiger Sachkenntniß zu ſprechen, und zeigte auch hinſichtlich des Geldes und ſeines Werths richtige Begriffe. Sein Vater unterſtützte ihn namhaft; doch übte der Referendarius eine ſo wirthliche Beſchränkung; daß er mehr als die Hälfte davon ſparte. Seine einzige Liebhaberei beſtand in einem Pudel, den er mit in unſer Haus bringen zu dürfen bat, auch dort mit großer Zuneigung ſtreichelte und fütterte.

Wilhelmine urtheilte: es ſei ein geſchmackloſer, in hohem Grad ungebildeter Menſch — häßlich wäre ſeine Geſtalt aber doch nicht zu nennen. Ohne allen Verſtand wäre Soldin auch nicht: er bewieſe ihn ein ſeiner klugen Sparſamkeit; auch ein freundliches Gemüth lege er bei dem Pudel an den Tag. Es würde nur eine Schleifung des rohen Diamants bedingen.

Die hunderttauſend Thaler milderten wohl ihr Gutachten über ihn ſo.

Zwei Umſtände machten ſie aber noch geſpannt. Soldin kam oft, auch uneingeladen, zum Beſuch; ihn mußte in unſerm Hauſe folglich etwas anziehn. Auch ſagte er einmal denkwürdig: bei ſeiner Heirath wolle er nicht auf Adel, nicht auf Reichthum ſehn, vielmehr ganz nach Liebe wählen. Sein Vater ließe ihm darin Freiheit, und könne auch nicht füglich mit Einreden auftreten, weil auch er ein bürgerliches und ganz unbemitteltes Mädchen geehlicht habe.

Wilhelmine fand nicht rathſam, die löblichen Grundſätze zu tadeln, wohl aber, ſo viel es thunlich ſei, die anziehende Kraft zu erhöhen, die uns des jungen Mannes ſo wiederholten Zuſpruch verſchaffte. Namentlich wenn ſie mit ihm allein ſich befand — was die Eltern ſo eifrig eben nicht hinderten —

nahm ſie an dem Pianoforte eine idealiſche Haltung an, und ſang nicht wenig ſchmelzend. Doch, ſeltſam! was Alle hinriß, brachte ſein Gefühl nicht aus der Stelle. Soldin gähnte oft, ſchlief ſogar etliche Mal ein; und wenn ihm meine Schweſter das freundlich verwies, geſtand er freimüthig: daß ihm ein Marſch, oder ein luſtiges Stückchen, zum Beyſpiel, Freut Euch des Lebens, mehr gefallen würde. Sie meinte dann, über den Geſchmack ſei nicht zu ſtreiten, und gab ihm das Verlangte zum Beßten. Doch wie ſie auch Hände und Mund für ihn gefällig bewegte, ließ er Wilhelminen immer noch nicht hören, was ſie gern vernommen hätte, zumal als es auch ihr zu ſcheinen begann: Herr von Lilienthal liebe ſie zwar ungemein, habe gleichwohl keine Abſichten auf ihre Hand.

Es war, als ob eine Art Furcht ihm die Zunge bei Wilhelminen lähmte. Nicht einmal ein fortlaufendes Geſpräch konnte er mit ihr führen. Nicht allenthalben ließ er eine ähnliche Zurückhaltung ſehn. Mein Vater liebte Scherz; oft ging Soldin darauf ein, wenn ſchon auf eine ziemlich derbe Weiſe. Ueber Haushaltung richtete er oft ein Geſpräch an die Mutter. Auch hatten meine Eltern eine junge arme Verwandte ins Haus genommen, die Charlotte hieß. Keinen Unterricht in Gegenſtänden, welche man zur feinen Bildung zählt, hatte ſie bekommen; nur ſchlicht bürgerlich war ſie in einer kleinen Landſtadt erzogen. Sie führte meiſtens unſre häusliche Wirthſchaft, kam ſelten ins Beſuchzimmer, und, wenn es geſchah, blieb ſie entweder gänzlich unbeachtet, oder man blickte auch wohl befremdet und ſpöttiſch auf ſie hin; denn ſie ſtand allerdings in einem auffallenden Gegenſatz zu der ſo geiſtvollen, zarten, niedlichen, abgeglätteten Wilhelmine. Sie konnte nur von den alltäglichſten Hausdingen reden. Ihre Geſtalt war lang, rund, derb; und wer noch das Beiwort plump beifügte, konnte es allenfalls verantworten. Nicht einen Zug in dem Geſicht hätte intereſſant nennen mögen, wer ſich auf das Intereſſante verſtand; unbedeutend, fade, ſelbſt gemein, würden Kunſtrichter des Schönen es bezeichnet haben. Gleichwohl konnte Soldin bisweilen ſich eine gute halbe Stunde zu Charlotten in einen Winkel ſetzen, und mit ihr ein Geſpräch über Nichtiges unterhalten. Wilhelmine, nach ihrer Gutmüthigkeit, legte ihm auch dieſen Verſtoß gegen ihren, doch ſo viel höheren, Werth zum beßten aus. Sie äußerte ſich: auch dies ſei ein Beleg guten Herzens an Soldin. Er fühle bei den Zurückſetzungen, die Charlotten widerführen, Mitleid, und wolle ihr zeigen, daß er keines Stolzes gegen überſehene Perſonen fähig ſei.

Indem ſie aber zugleich urtheilte: die Geſpräche von gewöhnlichem Stoff hätten für Soldin eine behagliche Seite, weil er die Seelenkräfte dabei nicht ſo zu ſpannen brauche, als wenn ſie den Regionen der Wiſ ſenſchaften und Künſte entgegen eilte, und ihm dahin zu folgen anſann, — wollte ſie es ihm auch bequem machen, und fragte ihn bald um die Hühner, bald um die Gänſe auf den väterlichen Gütern. Sie empfing zwar befriedigende Antworten; allein es ſchien demungeachtet, er könne das rechte Vertrauen zu ihr noch nicht gewinnen. Sie meinte nun, Alles würde mit der Zeit ſich finden; auch hernach die allmählige Umbildung des jungen Mannes, welche ihn ihrem Vorbilde näher brächte.

Außer dieſen beiden, ſtellten noch zwei andere junge Leute ſich häufig ein. Die Eltern bauten eben keine Entwürfe auf ſie; es ſtand mit der Zeit, wo ſie an eine Heirath würden gehn können, zu weit ausſehend. Allein ſie waren angenehm unterhaltende Geſellſchafter, und hatten mit Otto und mir die Schule beſucht. Allenfalls konnten Jene auch denken: geſetzt es fände ſich für Wilhelminen nicht bald etwas Annehmlicheres und Einem oder dem Anderen glückten ſeine Abſichten, ſo möchte er als Eidam nicht verwerflich ſeyn.

Eduard war ein junger Kaufmann, ſtand jedoch erſt im Begriff, ſich anzuſiedeln. Einige tauſend Thaler hatte er zum Anfang; indem er gleichwohl einſah, es würde ſich damit nichts von Bedeutung unternehmen laſſen, wollte er zuvor nach Hamburg, Amſterdam, Bordeaux, Lion, Trieſt und anderen berühmten Handelsſtädten reiſen. Dies ſollte ihn eignen, ſich die vortheilhafteren Geſchäfte auszuwählen, bedeutende Verbindungen anzuknüpfen und gleich im Großen ſeinen Kredit zu gründen; ſo ließe auch zur Stelle im Großen ſich ſpekuliren und gewinnen. Eine Fabrikenanlage von Belang gehörte auch zu Eduards hochfliegenden Planen. Die Landesregierung, meinte er, würde ihm gewiß mit den dazu nöthigen Summen beiſtehn, wenn er ihr deutlich bewieſen hätte: ſeine Fabrik würde nicht allein Hunderttauſende, welche ins Ausland flöſſen, zurückhalten, ſondern noch Hunderttauſende aus der Fremde hereinziehn, auch Tauſende von Armen nützlich beſchäftigen, und was deſſen mehr war. Er behauptete: kluge Spekulationen, wie Unternehmungen von weitem Umfange, müßten den Kaufmann nach weniger Zeit reich machen; dies habe eine ſo einleuchtende Evidenz, wie das Einmaleins. Träfe es bei Vielen nicht ein, ſo läge es an ihrem Mangel an kühner Regſamkeit; der echte Handelsgeiſt beſeele die Alltagsköpfe nicht. Er wußte auch von gar manchen Groſſirern, Wechslern, Rhedern zu erzählen, die mit nichts angefangen, und doch Millionen vor ſich gebracht hätten; und er fügte naiv hinzu: In ſo fern die Wege doch bekannt ſind, auf denen es ihnen gelang, ſehe ich nicht ein, warum ich ſie nicht auch betreten ſollte.

Eduard war übrigens eine ganz hübſche Mannsperſon, kleidete ſich gut, ſprach wie Leute von Ton, und ließ ſich gern finden, wo Leute von Ton zuſammenkamen. Er machte Wilhelminen ſo ehrerbietig als ſchmeichelhaft ſeine Aufwartung, zeigte, daß es ihm ſo wenig, als Herrn von Lilienthal, an Urtheil und Herz für hohe weibliche Vollkommenheit fehle. Ich zweifle auch gar nicht, daß ihm die Schweſter ihre Hand würde gereicht haben, wenn er von ſeiner erſten Million vor der Hand nur den zwanzigſten Theil aufgewieſen hätte. Er trug einige Mal auf ein vorläufiges Verſprechen an, und bewies dadurch wenigſtens: er hege doch eine ernſte Meinung. Wilhelmine beſchied ihn nicht abſchlägig, war aber doch zu klug, ſich voreilig zu binden. Sie verwies ihn auf den Spruch des weiſen Salomo: Jedes Ding hat ſeine Zeit.

Die Eltern hatten es auch ſo gewollt. Man hörte, des jungen Mannes ererbtes Vermögen beſtehe in drei bis viertauſend Thalern. Seit Vollendung ſeiner Lehrjahre beſchäftigten ihn aber nur die Entwürfe künftiger Plan, und er lebte einſtweilen, als ob ſchon gelungen ſei, was erſt ſpäterhin gelingen ſollte, hatte auch deshalb mit ſeinem Vormund, der auf eine baldige Anſiedlung in Kleinem drang, manchen Streit. Weil Eduard indeß bald darauf nach Hamburg reiſ'te, und von dort ſchrieb: er ſei ſchon auf dem beßten Wege, ſeinen, gar nicht zu großen merkantiliſchen Ideen aufgelegten, Vormund zu beſchämen, konnte man dem echten Handelsgeiſt doch auch nicht alles Glück abſprechen wollen.

Jetzt komme ich auf den genievollſten unter den vermeinten, und wirklichen, Aſpiranten zu Wilhelminens Torus. Es war ein Ex-Kandidat der Theologie, ſein Vorname Auguſt. Theils aus philoſophiſchem Sinn, noch mehr aber, weil er ausſchließlich der Tonkunſt leben wollte, hatte er die Gottesgelahrtheit aufgegeben. Für Tonkunſt, in Tonkunſt lebte, webte und ſtrebte ſein Genius; und ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er mit Wilhelminen in eine innigere Wahlverwandtſchaft treten konnte, als die Uebrigen. Er ſpielte Klavier und Geige, ſang auch einen recht artigen Bariton. Da kam es folglich zu Doppelſonaten und Duetten, welche Andere mit Vergnügen hörten, wobei die Vollziehenden aber das ſüßere und erhebendere Vergnügen empfanden. Wilhelminens Notenſammlung enthielt auch manches Lied, von Jenem in Töne geſetzt, und ſie redete manches von einem darin wehenden Geiſt, von den neuen, eigenthümlichen Gedanken, welche dieſe Lieder enthielten.

Auguſt wollte bei dem Allen höher hinaus. Es ſchien auch Noth zu thun, nachdem er auf ein Predigtamt Verzicht geleiſtet hatte; wozu aber auch — der Sage nach — das Conſiſtorium ſeinen Genius wenig tüchtig erachtet haben ſollte. Es ſchien, er habe über die Tonleiter die Himmelsleiter vergeſſen, oder gemeint: die Tonleiter führe

führe auch zu Himmelsgefilden. Er ſagte indeß vom hinderlichen Conſiſtorium nichts.

Dem ſei wie ihm wolle, — Vermögen, das geniale ausgenommen, beſaß er keineswegs, und mußte kümmerlich von muſikaliſchem Unterricht leben. Dagegen beſchäftigte ihn ſeit einiger Zeit die Compoſition einer großen Oper, und er zweifelte im mindeſten nicht, es würde auch dem Kunſtwerth nach etwas Großes damit ſeyn. Denn nie hatte er ſolche Weihe im Genius empfunden, als bei dieſer Arbeit. Es iſt auch wahr, daß er ſich höheren Aufflug gar ſinnig zu bereiten verſtand. Draußen in einem Garten der Vorſtadt, und zwar in einem Luſthauſe deſſelben, das auf einer Höhe lag, und eine anmuthige Ausſicht in die Umgegend öffnete, hatte er ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Maienblüthe, Jasmindußt, Aurora, Sommerabendroth, helles Wintermondlicht übten begeiſternde Einflüſſe, und die heftig leidenſchaftlichen Stellen fertigte Auguſt, während Aequinoctialſtürme tobten. Nach Vollendung wollte er das geniale Singſpiel den vorzüglichſten Bühnen in Deutſchland verkaufen, und rechnete — auf dem Papier — die nöthige Summe zu einer Kunſtwallfahrt ins gelobte Italien heraus. In Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Palermo dachte er Opern in Mozarts Styl zu ſchreiben, dann wie ein neuer Gluck in Paris, ſpäter in London wie ein Händel redivivus aufzutreten, und endlich, nach vorangegangener anſehnlichen Bereicherung, bei irgend einem deutſchen Fürſten als Kapellmeiſter zu glänzen.

Der Plan ſchien ſo übel nicht, und der Meinung nach, welche die Schweſter von dem kunſtſinnigen Jüngling hegte, mußte deſſen Ausführung ſchier nothwendig gelingen. Sie bezog ſich dabei auf Schillers:

> Mit dem Genius ſteht die Matur im vertraulichſten Bunde;
> Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Mochten einige Kunſtverſtändige auch ſagen: es habe ſo gar viel mit dem Talent des jungen Mannes nicht auf ſich; er ſehe es mit überſchätzendem, träumeriſchem Dünkel an, — Wilhelmine ſprach dagegen: das ſei die Stimme des Neides. Am liebſten würde ſie den ihr ſo kunſtverwandten Auguſt geheirathet, für die — ihm noch winkenden — Honorare Soldins Reichthum vergeſſen haben, und lieber auch Frau Kapellmeiſterin als Frau von Lilienthal geweſen ſeyn; weil in jenem Falle auch ihres Mannes berühmter Name in allen europäiſchen Notenhandlungen glänzen würde. Auguſt war nicht ſchön. — Alles iſt nun einmal nie beiſammen — und Wilhelmine ſagte: Eduard gefalle ihr, der Außenſeite nach, ungemein, auch noch mehr als Lilienthal; dennoch galt ihr Auguſt, der genievollen Herrlichkeit wegen, den höheren Preis. Sie war auch nicht abgeneigt, die ganze Reihe von Jahren zu warten, in denen Italien, Frankreich und England des Geliebten Ruhm krönen ſollten, um endlich dieſen Ruhm mit ihm zu theilen.

Aber — und das ehrt Wilhelminens Verſtand — ſie war von Liebe auch nicht ſo geblendet, daß ſie, wenn eine andere anſtändige Heirath ſich dargeboten hätte, ſie würde abgelehnt haben. Wilhelmine kannte den Vorzug gewiſſer vor ungewiſſen Dingen. Doch — dies ſtand ganz feſt — ihr Ideal ſollte meiſtens erreicht ſeyn; ſonſt wollte ſie ihre Hand gar nicht vergeben, und müßte ſie auch lebelang unvermählt bleiben.

Nach dieſem flüchtigen Abbild meiner Schweſter wird man geſtehn, daß ſie, für ihren hellen Geiſt und ihr ſchön fühlbares Herz, auch ihr löbliches Streben ſich zu bilden, ein gutes Glück verdient hätte.

Ich erwähne noch eines Advokaten, Namens Sauer, den man ſeltner, aber doch von Zeit zu Zeit, in unſerm Familienkreiſe ſah. Mein Vater hatte allerlei Geſchäfte mit ihm, weshalb er denn aus Höflichkeit bisweilen eingeladen wurde.

Seinen Namen führte er mit der

That: er war ein recht ſauertöpfiger Geſell, bei einer unvortheilhaften körperlichen Bildung. Sein Geſicht hatten die Blattern entſtellt, daneben war es ſchwammicht und fahl. Verſtand ließ ſich ihm nicht abſprechen, doch zeugte ſein Urtheil von einem liebloſen Gemüth; die ſatiriſche Laune, in welche er zuweilen ausbrach, hatte einen finſtern und hämiſchen Styl. Fühlloſer gegen das Schöne konnte Niemand ſeyn. Lief das Geſpräch um reitzende Mädchen, ſo blieb er nicht allein eiskalt, ſondern wußte auch viel an den Geſtalten zu tadeln, bis er ſie völlig herabgewürdigt hatte. Ueber Poeſie ſpottete er wie über eine Narrheit, Muſik war ihm unleidlich. Deshalb, und wegen ſeiner ganzen Sinnesart, war er auch meiner Schweſter unleidlich; ſie konnte ihr Mißvergnügen nicht hehlen, wenn Sauer ins Zimmer trat, und wich den Unterhaltungen mit ihm gerne aus.

Einſt kam Wilhelminen jedoch zu Ohren: der Advokat hätte an einem dritten

Orte geſagt: er ginge mit dem Vorhaben um, ſie zu heirathen. Liebe, meinten die Hinterbringer, ſchiene dabei eben nicht ſein Antrieb, vielmehr wohl der Umſtand, daß man Wilhelminen, ihrer Talente wegen, ſo erhöbe; nun möchte er ſtolz mit einer beneideten Frau prunken. Bald, hatte er indeß noch erinnert, ſolle die Anwerbung nicht geſchehn; in einigen Jahren erſt, wenn ſeine Berufsgeſchäfte mehr empor gekommen wären. Denn es gehörte noch zu dem Abſtoßenden an dieſem Ehrenmann, daß er wenig zu thun, und deshalb üble Vermögensumſtände, neben manchen Schulden, hatte.

Wilhelmine entſetzte ſich zum Theil, als ſie das hören mußte, zum Theil lachte ſie hell auf. Ich würde vor ihm ſchaudern, ſagte ſie, und wenn er eine Tonne Goldes beſäße; ja, ich würde ihn, möchte er daneben auch jung und ſchön ſeyn, ſeines verächtlichen Gemüths wegen, doch fliehn. Ha ha ha! ſo ein Mann wäre für mich! Alſo nach etlichen

Jahren will er obenein erſt kommen, und zählt jetzt ſchon mehr als dreiſſig. Zu meinen Bedingungen gehört auch ein Abſtand von höchſtens ſechs Jahren zwiſchen Mann und Frau. Und hier ſitze ich —— —— Ha hu! Mögen ihm die Freunde ſagen: er ſolle ſich den Verdruß eines, nicht einmal zierlich geflochtenen, Korbes ſparen. Indeß — wird es auch nicht einmal dahinkommen. Der ſaubre Freier will ja noch etliche Jahre verziehn.

Allerdings meinte Wilhelmine, ſie würde, nach dieſem Zeitraum, ſchon lange angemeſſen vermählt ſeyn. Ich theilte dieſe Hoffnung; auf Soldin oder Eduard rechnete ich am meiſten, obwohl ich auch dachte: meiner Schweſter nicht alltägliche Vorzüge könnten noch andere zuſtändige Bewerber finden.

Meine Eltern hatten jedoch Wilhelminens Verheirathung nicht allein im Auge; ihre Söhne kamen daneben mit in Betracht. Keiner von jenen Vorgeſetzten, die uns zu guten Aemtern helfen konnten, hatte eine mannbare Tochter; ſonſt dürften Jene vermuthlich hierauf einen Entwurf gebaut haben. Doch lebte ein gewiſſer Commerzienrath Hill in unſerm Wohnorte, den mein Vater, ſchon ſeines aufgeweckten Humors wegen, gern ſah. Hill ſollte aber auch Reichthum beſitzen, und der Aufwand in ſeinem Hauſe ſtritt gegen die allgemeine Sage nicht. Er hatte zwei Töchter, Emma und Minna, eben in der holdeſten Blüthenzeit begriffen, und weiterhin noch ſo angethan, daß ſie vor allen übrigen Mädchen in der Stadt glänzten. Beide waren ausgezeichnet ſchön: ſie übertrafen Wilhelminen ohne Zweifel in dieſem Betracht; und konnte daſſelbe nicht von den ausgebildeten Talenten meiner Schweſter gelten, ſo hatten Jene doch Manches, was, bei der Menge wenigſtens, noch mehr in die Augen fiel. Dahin gehörte ein Studium des feineren Welttons, das ſich kaum höher getrieben denken ließ. Sie wußten über Vieles zu ſprechen, und geſchah es nicht immer mit Gründlichkeit, ſo erwarben ihnen die einnehmende Weiſe, die lebhaften und treffenden Bemerkungen, der eingemengte und unbefangene Witz, Verehrer genug. Die Huldinnengeſtalten erſchienen nicht bloß in den neuſten Moden, ſie wählten auch davon mit bewundertem geſchmackvollem Sinn, und an reicher Kleidung überſchimmerten ſie alle Nebenbuhlerinnen, wie man auch in gefälligem, bildlichen Tanz ihnen das Meiſterinnenthum zuerkannte. Die jungen artigen Männer umflatterten ſie emſig; von Bräutigamen verlautete dagegen noch nichts.

Die Eltern meinten: wir Brüder würden nicht übel thun, wenn wir es auf Eroberung dieſer Schönheiten anlegten. Reichen Mitgaben ließe ſich bei ihnen entgegen ſehn, und ein Mann, der eine ſchöne Frau habe, komme dadurch oft um ſo beſſer fort, weil er um ſo geachteter ſei.

Das ließ ſich hören, und ich fühlte

mich zudem aufgelegt, den elterlichen Rath zu befolgen, weil Emma, die Schönere mir dünkend, bereits lange einigen Eindruck auf mein Gefühl machte. Otto ging ſchwerer daran, hatte auch einen gewiſſen ſteifen Ernſt, und eine nach dem Amtsberuf klingende Sprachweiſe, die ihm den Eingang zur Frauengunſt wenig öffneten. Dennoch verſuchte er einige Aufwartung bei Minna. Sie that aber ſchneidend fremd, und als ſie erſt ſeine wahre Abſicht zu durchblicken ſchien, dergeſtalt hochfahrend, daß Otto wohl ahnen konnte, ſie wolle ihm alle Bemühung um ſie verleiden. Er ſtand nun auch gleich um ſo mehr davon ab, als er noch daneben ausgekundet haben wollte: es ſtehe mit Hills Vermögensumſtänden nicht ſo, wie die Eltern glaubten; Unterrichtete ſprächen vielmehr zweideutig davon. Ich meinte dagegen: Otto rede dem Fuchs ähnlich, bei den Trauben, die er nicht erreichen konnte, und ſetzte meine ſchon begonnenen Annäherungen bei Emma fort. Zuerſt wär' es mir beinahe ſo ſchlimm gegangen, wie dem Bruder. Emma trug das griechiſche Näschen ziemlich hoch, und that ſchnippiſch, wenn ich ſie eine bedeutendere Zuneigung wahrnehmen ließ, als die allgemeinen Huldigungen, welche ſie erhielt. Der Widerſtand entwaffnete meine Liebe jedoch nicht, erhöhte ſie vielmehr, und ich ſtrebte bei allen Gelegenheiten, ihr es darzuthun. Nach und nach ſchien es demungeachtet, als ob ich ihr nicht ganz mißfiele, ſie aber noch manches Bedenken trüge. Oft ruhten die ſchönen tiefblauen Augen mit Theilnahme auf mir, ja, ſie blinkten und ſtrahlten dergeſtalt Gefühl, daß ich die Hieroglyphen der Gegenliebe entzifferte. Bei dem Allen ſuchte Emma näheren Erklärungen ſich zu entziehen. Um deſto heller flammte es in meiner Bruſt: meine Liebe erreichte einen hohen Grad heftiger Leidenſchaft; Emma war es, nicht ihre Glücksgüter, um die es in meinem Herzen rief, und ich dachte: wenn ich nur genügendes Vermögen, oder ein Amt mit hinreichendem Einkommen beſäße, ſo würde ich Emma, wäre ſie auch eine Bettlerin, mit Entzücken heirathen.

Einmal fügte es ſich gleichwohl, daß ich meiner Geliebten dies Alles ſagen konnte. Sie zuckte die Achſeln. Mein Vater iſt eigen, ſagte ſie, und Bitten ändern ſeine Grundſätze nicht. Wären Sie Geheimer Rath, ſo würde er Ja, und ich — nicht Nein ſagen.

Geheimer Rath war ich aber nicht, und die Ausſicht nach dieſem Ziel durchlief eine weite Bahn.

Ich hehlte meinem Vater nichts. Er ſagte: Wenn Hill ſeiner Tochter zwanzigtauſend Thaler Mitgift auszahlt, ſo könnt ihr einander bald heirathen, und die Beförderung zum Geheimen Rath abwarten. Er gab dem Commerzienrath dies zu verſtehn; der ſchnitt jedoch den Faden kurz ab, und beſuchte, von der Zeit an, unſer Haus mit ſeinen Töchter nicht mehr. Ich hätte verzweifeln mögen.

Noch manche Verdrieſslichkeiten geſellten ſich zum Schmerz meiner Liebe. Ich hatte den Präſidenten an meinem Landesſtuhl in aufwallender Hitze beleidigt, weil er einen jüngeren Referendarius mir voranſtellte. Um ſo weniger durfte ich nun Beförderung hoffen. Da Otto um eben dieſelbe Zeit, auf eine höhere Stufe in ſeinem Collegium erhoben ward, ſo demüthigte mich die Zurückſetzung noch mehr.

Es lebte jedoch ein Oheim in Rußland, der ein wichtiges Amt bekleidete. Er hatte meinem Vater geſchrieben: Schicke mir einen von deinen Söhnen; hat er Kenntniſſe, ſo werde ich leicht ſein Glück machen. Otto hatte keine Luſt, in die Ferne zu gehn; ich hingegen überlegte nun, daß manche Deutſche in Rußland zu einem ſchnellen Fortkommen gelangt wären, und daß, bei dem mächtigen Einfluß des Oheims, mir eine um ſo größere Hoffnung winke. Den Ort zu verlaſſen, wo mir ſo vieles theuer war, koſtete meinem Herzen viel; doch weil es am Erſten auch ſeine glühenden Wünſche zu ſtillen vermochte, ermannte ich mich.

Zuvor ſchrieb ich an Emma, und befragte ſie: ob ich hoffen könne, daß ſie nach Rußland mir zu folgen geneigt ſeyn würde, ſobald ich dort **ein Amt von Bedeutung** erlangt hätte. Sie antwortete zur Hälfte zärtlich, zur Hälfte mit kluger Vorſicht. Ihre Gegenliebe wurde ſo heiß geſchildert, daß ſie dadurch ſich bewogen fühlen müſſe, jedem Verlangen, das ich an ſie richten würde, zu genügen; in ſo weit ihr Vater damit einverſtanden ſei. Wenn gleichwohl, ehe ich meinen Wunſch ausſprechen könnte, dieſer Vater anderweitig über ihre Hand zu gebieten veranlaßt werden ſollte, dürfte ſie — freilich nicht ungehorſam ſeyn.

Ich mußte mich hiermit begnügen, und eilte nach Rußland.

Was mir dort begegnet iſt, mag nur flüchtig berührt werden. Ich gelangte durch meinen Oheim in eine Laufbahn, auf der ich vermuthlich eine höhere Ehrenſtelle würde erreicht haben, wenn ſich nicht gewiſſe Umſtände ereignet hätten. Auch ſchien es mir hier zu weit ausſehend mit einer namhaften Beförderung; ich hoffte ſchneller emporzuſteigen, wenn ich mich in eine geheime Verbindung einließe, deren eigentliches Ziel mir Anfangs nicht bekannt war. Allerdings war es jugendliche Unbeſonnenheit, die mich in bedenkliche Umtriebe verwickelte. Es kam an den Tag; ich wurde abgeſetzt, und nach Sibirien geſchickt.

Hier theilte ich das Loos aller Verwieſenen, hatte Zeit genug, über meine begangene Thorheit nachzudenken, und ſchleppte, zwiſchen Reue und Hoffnung, ein elendes Leben hin.

Erſt nach beinahe zwanzig Jahren ſchlug die Befreiungsſtunde; ich hatte damals auf weiteres Hoffen bereits Verzicht gethan.

Ich kam zurück nach St. Petersburg; mein Oheim war geſtorben, hatte mich aber, auf den Fall, daß meine Verbannung enden ſollte, zum Erben eingeſetzt. Ein Vermögen von etwa dreißig tauſend Rubeln wurde mir ausgehändigt.

Mit dieſem **Eigenthum** beſchloß ich wieder in meine Heimath zu gehn. Zwanzig Jahre lang hatte ich nicht die mindeſte Nachricht von dort erhalten, um ſo ſtärker ſehnte ſich mein Herz nach Wiederſehn.

Auch die Stimme der Liebe war noch nicht darin verhallt. Auf jenen einſamen Schneegefilden hatte Emma nur zu oft meine Gedanken beſchäftigt, und ihr Bild um ſo lebendiger vor meiner Fantaſie geſtanden, als mich dort kein Umgang mit anderen Frauenzimmern zerſtreuen, oder in

nur

mir eine andere Neigung erwachen laſſen konnte.

Freilich dachte ich aber auch oft: Sie wird längſt verheurathet ſeyn. Es iſt nicht glaublich, daß ſo viel Liebenswürdigkeit ungeſucht verblüht wäre.

Auf dem Heimwege mußte ich zunehmend darauf geſpannt ſeyn, in welchem Verhältniß ich Emma antreffen würde. Bisweilen dachte ich: Ganz unmöglich wäre es bei dem Alten nicht, ſie noch ledigen Standes zu finden. Sie könnte mehr gezaudert haben, als ihr Brief es zuſagte, und, ſelbſt wenn ſie von meinem Unglück Nachrichten bekommen hätte, einer nahen Befreiung davon entgegen geſehn haben. Denn ſchrieb mein Oheim ſeinem Bruder von den Urſachen meines Unglücks, ſo ſchilderte er mich gewiß auch weniger ſtrafbar, als leichtſinnig, und vertröſtete auf eine glückliche Wendung meiner Angelegenheit; die er ſelbſt immer gehofft, und eifrig nachgeſucht hatte, wie ich nach meiner Rückkunft aus Sibirien erfuhr. Noch ein Umſtand machte es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß Emma unvermählt geblieben ſeyn könne; denn noch vor meiner Abreiſe aus der Vaterſtadt gewann Otto's Behauptung, daß es um Hills Vermögen nicht am beßten ſtehe, Glaubwürdigkeit. So dachte ich denn jetzt: Selbſt ſchöne Mädchen, wenn ſie unbemittelt ſind, bleiben zuweilen ohne Freier, und es könnte alſo hier auch ſo ergangen ſeyn.

Vielleicht hatte ſich Emma aber auch vermählt, und ich fand ſie jetzt als Wittwe. In jenem und in dieſem Falle wollte ich ſie beſitzen. Ich träumte mir noch die Reſte ihrer ehemaligen Schönheit entzückend, und empfand, nur etwas über vierzig Jahre hinaus, in meiner Bruſt um ſo mehr liebende Gluth, als ich ſie im nördlichen Aſien nicht abgekühlt hatte.

Daneben beſchäftigte mich aber oft

auch die Frage: Was mag aus den übrigen Lieben in dem langen Zeitraum geworden ſeyn? Von den Eltern ließ es ſich kaum hoffen, daß ſie noch lebten, wie heiß ich es auch wünſchte; beide ſtanden nahe an den Funfzigen, als ich von ihnen ſchied. Unmöglich war es demungeachtet nicht. Nächſt ihnen lag mir die Schweſter am Herzen. Vier junge Männer ſchienen Wilhelminen zu lieben, als ich mich entfernte. Kurz zuvor hatte es noch das Anſehn, als ob Lilienthal wirklich Ernſt machen wollte. Man ſprach neuerdings von einem Erbe, das ihm zugefallen ſei, und einer ihm bevorſtehenden Rangerhöhung. Ich konnte meinen: er habe räthlich gefunden, erſt dieſe Umſtände abzuwarten. Wo nicht, ſo hatte vielleicht Soldin bald nachher Entſchloſſenheit gewonnen, ihr ſein Verlangen darzuthun. Oder fände ich etwa in Eduard oder Auguſt meinen Schwager?

Die Letzten ſowohl, als jene Beiden, waren übrigens meine vorzüglichſten Jugendfreunde; verwandt mit ihnen oder nicht, regten die Schickſale, welche ſie erfahren haben konnten, meine warme Theilnahme an. Ich wünſchte Jeden beim Wiederſehn glücklich zu finden, und es mangelte nicht an Gründen, es zu hoffen. Lilienthal, der junge Officier voll Geiſt und Kraft, deſſen einnehmende Auſſenſeite ihm allenthalben Freunde gewann, und der bei meiner Abreiſe glänzende Ausſichten hatte, war vielleicht nun Oberſt, vielleicht General; wenn er anders in den Kriegen, welche ſich unterdeſſen ereignet hatten, nicht geblieben war. Soldin lebte vermuthlich als ein wohlbegüterter Landedelmann ruhig, und in wirthlich genoſſenem Ueberfluß. Eduard konnte leicht mit ſeinem klugen Unternehmungsgeiſt viel erworben haben; wenn auch nicht alle Erwartungen ſeiner jugendlichen Fantaſie eingetroffen waren. Ich glaubte mit Ueberzeugung, daß ich ihn wenigſtens als einen angeſehenen, wohlbemittelten Kaufmann begrüßen würde. Auguſt hatte einſt Genialität dargethan; ich bezweifelte ſie weniger, als einige Andere, bei denen, wie ich meinte, wohl Neid im Spiele ſeyn konnte. Und mochte einſt, dachte ich nun, der junge Mann einen zu hohen Glauben an ſich nähren; das ſpornt den Strebeflug, ohne den nichts gelingen kann. Ich zweifle, daß ſeine Plane nach ihrem ganzen Umfang gelungen ſeyn werden; mag es aber auch nur ein beſcheidner Kreis ſeyn, in welchem Auguſt mit Erfolg ſich bewegt: dann finde ich immer einen berühmten Componiſten an ihm, den mindeſtens auch einige Wohlhabenheit oder ein anſtändiges Auskommen in einem, ſeinen Neigungen entſprechenden, Beruf erfreut. Ich dachte noch: Wenn ich ſchon ein mittelmäßiges Vermögen beſitze, werde ich vermuthlich doch gegen die alten Freunde zurückſtehn; Auguſt hat wenigſtens einen berühmten Namen in ſeinem Kunſtgebiet, und ich habe den meinigen eben nicht bekannt gemacht. Ich geſtehe, daß ich an Otto weniger hing, als an jenen Freunden, und deshalb ſein Schickſal nicht ſo zum Gegenſtand meiner Wünſche und Hoffnungen erhob. Zwar verwies ich mir das aus Pflichtgefühl, als unbrüderlich; allein es war nun einmal ſo. Unſere verſchiedene Gemüthsweiſe hatte ſchon in den Knabenjahren ein enges Vertrauen gehindert; und vor meiner Abreiſe entzweite ich mich noch heftig mit ihm. Denn er gab mir auf eine hochtrabende Weiſe Lehren, tadelte mein Benehmen im Collegium, und verwies mit Stolz mich auf ſein Beiſpiel und das ſchon erreichte höhere Amt. Uebles konnte ich indeß meinem Bruder deshalb unmöglich wünſchen, und hielt übrigens dafür, Otto würde vermuthlich einigermaaßen ſeinen Weg gemacht, aber es doch nicht zu etwas Ausgezeichnetem gebracht haben. Seine trockne Engherzigkeit ſchien für dieſe Meinung zu ſprechen.

Auch unſere Verwandte, Charlotte, überging ich damal nicht, bei dieſen, mir ſo viele Theilnahme erregenden, Betrachtungen. Es war ein unbedeutendes Ding, ohne Verſtand und Schönheit, nur im Hausweſen tüchtig. Sicher glaubte ich, die Arme würde ohne Mann geblieben, und, wenn meine Eltern nicht mehr lebten, oder Wilhelmine ſich ihrer nicht angenommen hätte, gezwungen geweſen ſeyn, irgendwo ein Unterkommen als Ausgeberin zu ſuchen. Denn ich urtheilte: ein Mann von Geſchmack, ſelbſt nur mit Charlotten in gleichem Standesverhältniß, hätte wohl eine Perſon nicht begehren können, die einer gewöhnlichen Magd — die ſchönen darunter ausgenommen — ähnlich ſah. Und einem kleinen Bürgersmann, der platt genug empfunden, auf Schönheit gar nicht zu ſehn, wohl aber eine rege Hauswirthin geſucht hätte, dürfte ſchwerlich auch das Wagſtück eingefallen ſeyn, ſich um die Verwandte eines Rathsherrn zu bemühen; und mein Vater dann auch ſeine Einwilligung verſagt haben. Ich beſchloß aber, wenn es ſich dergeſtalt verhielte, Charlottens Lage nach meinen Kräften zu verbeſſern.

Endlich ſah ich mit klopfender Bruſt die Thürme meiner Vaterſtadt. Sie waren unverändert geblieben, bis auf den an der Hauptkirche. Seines baufälligen Zuſtandes wegen hatte man ihn bis zur Hälfte abgetragen, und mit einem kleinen ſtumpfen Dache verſehn. Er prangte einſt mit einer ſtattlichen Kuppel und Spitze; die Phyſiognomie der Stadt gewann durch ihn etwas heiter Aufſtrebendes. Als Knabe hatte ich ihn mit einem erhebenden Wohlgefallen angeſehn, und ihn oft bis zur ſogenannten Haube erſtiegen. Es verdroß mich, den alten Freund als einen Krüppel wiederzufinden; ſchier ahnte mir darin ein Zeichen übler Vorbedeutung.

Als ich näher kam, lächelte mich eine neue, hoch empor gediehene, Pflanzung von Pappeln an. Es war eine Verſchönerung; ſie würde mir gleichwohl anderswo beſſer gefallen haben, als hier. Dem erinnernden Bilde in mir widerſprach ſie, und machte mir die Gegend vor dem Thore fremd.

Ich ſtieg aus dem Wagen, mich deſto bequemer umzuſehn, und ließ den Poſtillon halten. Es war ein ſchöner Sommerabend; auf dem neuen Spaziergang luſtwandelten Einwohner. Ich mengte mich unter ſie, fand aber nicht einen der alten Bekannten hier. Auch das erregte mir Unmuth. Meinem Beſuch nach zwanzig Jahren in der Vaterſtadt, hob ich bei mir an, ſcheint wenig Freudiges entgegen treten zu wollen.

Wenn auch nicht gerade ſchon trübe, war ich doch nicht ſo heiter, wie ich auf der langen Reiſe gehofft hatte, daß ich es am Eingange der Heimath ſeyn würde. Von dem geahnten traulich heiligen Empfinden wehte mich jetzt nichts an, und ich klagte heimlich, daß es ſo ſei. Immer wollte ich einen von den Unbekannten anreden, ihn um meine Eltern, um Wilhelminen, um Emma fragen, hatte gleichwohl nicht den Muth dazu. Eben ſo zauderte ich, in die Stadt zu gehn.

Meine Blicke fielen auf die Thür des nahen Kirchhofs. Sie ſtand offen, und ich fühlte einen ſchwermüthigen Zug hineinzugehn. O wie viele neue Gräber! Doch auch viele neue Denkmähler, die von zugenommenem Luxus und verfeinertem Geſchmack zeugten. Baumanlagen, ſonſt nicht vorhanden, Gitterwerke, die kleine Gärten umfingen, unter denen Todte ruhten, einzelne Hügel, mit Blumen geſchmückt, konnten als liebliche Veredlungen des Anblicks trauernder Stille gelten. Aber ſie riefen mir auch ſehr lebhaft den Gedanken zu: daß Alles endet, wie ſchön es einſt auch blühen und glänzen mochte.

Ich ſchlich an den Gräbern hin, und las die mancherlei Inſchriften der weißen Steine und Eiſenplatten. O, hier traf ich Bekannte genug! Ein Mal über das andere ſtieß ich auf einen Namen, der mir einſt wenigſtens nicht ganz gleichgültig ins Ohr tönte. Und nicht bloß ältere Perſonen, die ich vor Zeiten werth hielt, auch jüngere ſah ich nun lange ſchon der Verweſung übergeben. Es war ein Mädchen darunter, das ich ein wenig geliebt hatte, ehe noch Emma den bleibendern Eindruck auf mein Herz machte. Jene war im ein und zwanzigſten Jahre verſtorben, und ein Geſpiele meiner frühſten Kinderjahre hatte nur bis zum dreißigſten gelebt.

Nun kam eine wahrhaft melancholiſche Stimmung über mich, und ich bebte, Namen zu ſehn, die mich noch ſtärker rühren könnten. Des Gottesackers Hinterwand umliefen noch inwendig Begräbnißplätze in Gewölben. Mein Vater hatte ſich dort einen erkauft, und den nöthigen Bau daran ordnen laſſen. Als ich aus meiner Vaterſtadt ging, hatten die Seinigen noch keine Anwendung von der neuen Ruheſtätte machen dürfen. Ich gewahrte ſie ſchaudernd, und nahte mich zitternd und wankend. Eine Steinplatte, mit Zeilen verſehn, war in die Außenwand gemauert. Schon ſah ich ſie, eh ich die Zeilen noch leſen konnte. Ein Opfer alſo, dachte ich ſeufzend, hat ſich der Tod aus unſerm Kreis genommen. Mit grauenvoller Neugier eilte ich zu leſen, und vermochte es kaum. Es war die Mutter; ſie ſchlief bereits zwölf Jahre hier. Der Kirchhof warf viel auf meine Bruſt!

Ich ſtarrte einige Zeit die Tafel an, und ging langſam weg. Es gelang mir nicht, durch die Vorſtellungen mich zu tröſten: das es ſich kaum anders habe erwarten laſſen, und daß ich vor Glück ſagen dürfe, wenn ich meinen Vater noch unter den Lebenden antreffe. Ich fühlte in dem Augenblick, was die übrigen Verwandten zwölf Jahre früher an dieſem Grabe empfanden.

Wieder hinausgetreten, ſah ich einen dürren bleichen Mann daher kommen. Er bewegte ſich mit kleinen Schritten, und huſtete im Gehen oft. Er trug ein ſchlechtes Oberkleid, und ſein ganzer Anzug zeugte nicht von Wohlhabenheit. Mir war, als hätte ich ihn früher geſehn; doch beſann ich mich auf Namen und Stand nicht. Es ſchien mir auch, als hätten Bläſſe und Falten das Geſicht merklich umgewandelt.

Auch er faßte mich ins Auge, und ich war ſchon an ihm vorübergegangen, als wir Beide zugleich ſtill ſtanden und nach einander umblickten. Jetzt rief er meinen Namen. Auch die Stimme tönte mir bekannt, doch ſchwach und hohl. Ich ging zu ihm, und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr; ich ſoll die Ehre haben, Sie zu kennen, und beſinne mich doch nicht gleich...“

Haben Sie Ihren alten Freund Lilienthal vergeſſen? Mit dieſen Worten unterbrach er mich.

Ich trat ſtaunend zurück, und konnte kein Wort ſagen.

Ja, fing er lächelnd wieder an, ich habe mich wohl ziemlich verändert. Sie aber ſcheinen noch ganz munter. Noch nicht einmal, wie ich ſehe, Ein graues Haar. (Das ſeinige war ſchon zur Hälfte bleich.)

Ich umarmte ihn nun, und ſtotterte: „Nein — das hätte ich nicht gedacht — Und wie gehts? Mit welchem Titel hat man Sie anzureden?“

Er antwortete: Es geht verdammt ſchlecht. Ich bin invalider, penſionirter Hauptmann.

„Verwundet im Kriege?“

Nein, die Gicht hat es mir gethan. Da muß ich mich nun mit dem ſchmalen Gnadengehalt hinſtümpern. Und wenn ich ihn noch ganz bekäme! So wird mir aber noch für meine Gläubiger die Hälfte abgezogen.

„Freund — ich beklage unendlich, Sie nicht in einem glücklichern Zuſtande wiederzuſehn.“

So geht es nun ſchon einmal. Wenn man in der Jugend zu raſch gelebt hat, wird man früh alt.

„Hm — ich dachte, Sie beſäßen außerdem ein anſehnliches Vermögen“ —

Wo biſt Du Sonn' geblieben!

„Ehe ich vor zwanzig Jahren abreiſ'te, hieß es, Sie hätten eine bedeutende Erbſchaft“ —

Ach, wie man's denn im Leichtſinn treibt. Ich hatte ein Paar tauſend Thaler; in ein Paar Jahren flogen ſie aber hin. Einmal gewöhnt, auf einem artigen Fuß zu leben, nahm ich auf, und ſprengte, um meinen Kredit zu befeſtigen, allerhand Mährchen aus. Eigentlich nicht ganz Mährchen. Ich hatte begründete Hoffnung, zu ſteigen, zu erben, nur kein Glück. Manche lebten wüſter in den Tag hinein, als ich, und ſind jetzt Oberſten, Generale, und haben keine Gicht. Das Glück thut alles auf der Welt.

„Sind Sie verheirathet?“

O! wenn ich noch Frau und Kinder hätte, ſchöſſe ich gar mich todt. — Die Abendluft wird kalt, ich muß unter Dach. Wir ſehen uns wohl ein ander Mal. Leben Sie wohl!

„Erlauben Sie mir, Sie noch einen Augenblick zu begleiten. Ich bin in zwanzig Jahren nicht hier geweſen, und möchte um Manches fragen.“

Er that mir den Vorſchlag, mit nach der Kegelbahn zu gehn, die er beſuchen wollte; da könnten wir noch eins mit einander plaudern.

Der öffentliche Garten lag nahe. Ich trat mit Lilienthal hinein, und ſah, daß Einrichtungen und Gäſte nur ein ziemlich mittelmäßiges [illegible] Anſehn hatten, ſo daß ich mich wunderte, wie Lilienthal ſich an einen ſolchen Ort begeben könnte.

Unterweges fragte ich: „Lebt mein Vater noch?“

Kann's wohl nicht recht ſagen, hieß die Antwort; hab' ihn in langen Jahren nicht geſehn. —

„Hm — ein Rathsherr iſt doch nicht ſo unbekannt“ —

Jetzt beſinn' ich mich. Er ſoll noch leben, iſt aber ſchon lange in den Ruheſtand verſetzt. Es geht ihm wie mir.

„Wohnt er noch in ſeinem Hauſe?“

Das iſt ſchon lange verkauft. Irre ich nicht, ſo hält er ſich bei der Tochter auf.

„Und die?“

Sie lebt, das weiß ich gewiß. Noch vor etlichen Wochen iſt ſie mir mit ihren Kindern begegnet.

Ich wollte eben mit großer Spannung fragen, an wen ſie verheirathet ſei, als etwas Anderes dazwiſchen trat. Der Wirth des Gartens kam, und fragte, was uns beliebe. Ich wollte eine Flaſche Wein geben laſſen. Den habe ich nicht, ſagte er mit Achſelzucken. Lilienthal nahm das Wort mit Lachen: Hier giebt es nur diverſe Biere und Aquavite.

Ich hatte nach Jenem wenig geſehn; nun fiel mir auf, daß er ſeinen Mund an Lilienthals Ohr legte, und ihn um etwas fragte, wobei er mich anſah. Der invalide Hauptmann erwiederte: Ja, ja, er iſts.

Jetzt nahm ich den Wirth mit ſeinem Mützchen aus Sammet genauer ins Auge. Wieder ein nicht fremdes, aber ziemlich ſchmalbäckiges Geſicht. Kaum traute ich meinen Augen, und rief endlich: Eduard?

Er gab mir die Hand. Ei, ei! Lange nicht geſehn. Eine dicke Stimme aus der Kegelgeſellſchaft rief jedoch: Herr Wirth, noch ein Glas Breslauer! Da eilte mein Jugendfreund ſchnell ſeinem Beruf nach.

„Um Gottes willen, hob ich mit faſt erſtickter Rede zu Lilienthal an: der in einem Kegelgarten?“

Der arme Teufel hat ihn gepachtet, wird aber auch nicht ſonderlich beſtehn; es kommen nur wenig Gäſte.

„Er war doch Kaufmann“…

Hat einen kleinen Bankrott gemacht. Und was ſollte er dann thun? Frau und Kinder wollen ernährt ſeyn.

Eduard hatte ſein Geſchäft beſorgt. Ich nahm ihn bei der Hand, und führte ihn aus der Kegelbahn in einen Gang. „Freund, ſagte ich, wie geht es zu? Dein ſpekulativer Sinn, Dein Unternehmungsgeiſt von ehedem! Ich dachte … ich hoffte …“

Die Stimme, von der ich Beſcheid bekam, tönte nicht mehr ſo leicht und hochfliegend; ſie hatte etwas Schweres, neben dem Kleinlauten. Eduard ſchob die Sammtmütze, um ſich hinterm Ohr zu kratzen, und ſagte nun: Wer kann für Unglück! Ja hätte der Vormund mich nur in Hamburg gelaſſen, ich glaube immer noch . . . er ſchickte mir aber kein Geld; ich mußte zurück, und hier meine Handlung mit Spezerei- und Materialwaaren antreten. Nun, ich habe mich viele Jahre dabei hingeſtümpert. Aber rechts und links etablirten ſich Andere, verkauften um Spottpreis, die Conſumption nahm in den ſchlechten Zeiten ab, Einquartierung und andere Kriegslaſten dazu — ſo ward ich endlich ruinirt.

„Du wollteſt ja eine große Fabrik anlegen.“

Jung will man viel. Ohne große Mittel läßt ſich aber nichts Großes anfangen.

„Du wollteſt Dich um Summen an die Regierung wenden.“

Das will mächtige Fürſprache. Ich habe geſchrieben, da- und dorthin. Rund abgeſchlagen.

„Armer Eduard!“

Wären die Paar Tauſend Thaler

meiner guten Frau nur nicht mit darauf gegangen!

„Wen haſt Du denn geheirathet?“

Die Tochter meines Vorgängers in der Handlung. Der Vormund wollte es ſo, hatte auch im Grunde nicht unrecht. Ich mochte mich in den erſten Jahren wohl nicht genug nach der Decke ſtrecken, nicht genug um meine Handlung bekümmern; wie das ſo geht, wenn man denkt, es kann nicht fehlen. Man bereut es hernach, doch zu ſpät. — Und der Herr Bruder? Ich hörte von Sibirien. Doch alſo wieder frei! Gratulire. Wie geht es ſonſt?

„Schon darum übel, weil ich zwei alte Freunde nicht glücklich wiederſehe!“

Was hilft's? Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern. Hier iſt ja noch ein Jugendfreund. He, Cantor, lieber Cantor!

Ich ſah den Mann herwatſcheln, der mit einer dicken Stimme Breslauer Likör verlangt hatte. Die weitere Geſtalt entſprach dem. Keine ſchmale Wange; ein ächtes Abend-Vollmondgeſicht, denn es war mit Kupfer beſtreut.

Eduard nannte ihm meinen Namen. Ei, ei! rief er; lange nicht geſehn und doch noch gekannt. Er ſchloß mich ſo weit in die feiſten Arme, als der Schmeerwanſt es nicht hinderte, und ſagte jovial: Darauf müſſen wir gleich eins trinken. Cantores amant humores!

Verlegen erkundigte ich mich: von wem ich die Ehre hätte, mich umarmt zu ſehn?

Karl! rief die fette Geſtalt; und Du willſt Deinen Auguſt nicht mehr kennen?

Ich wand mich los, und ſtarrte aufs höchſte betroffen in das fauniſche Geſicht. In der That, es war Auguſt!

Er kicherte: Nicht wahr, ich habe mir da einen runden Bauch angeſchafft? Er koſtet mir aber auch manchen runden Thaler. Ha ha ha!

„Freut mich, Dich wenigſtens vergnügt zu ſehn. Ich hoffte indeß gerade nicht den Bauch zu finden …“

O, den laß mir in Ehren!

„Biſt Du nicht in Italien geweſen?“

Was ſollte ich da gethan haben! Und wo Geld hernehmen zur Reiſe!

„Du hatteſt vor zwanzig Jahren doch gewiſſe geniale Ideen …“

Ja, Brüderchen, es giebt nur ſo vielen Widerſtand.

„Ich meinte, Du würdeſt gegen ihn ankämpfen, ihn beſiegen.“

Brüderchen, man wird denn ärgerlich, iſt mitunter auch ein wenig faul …

„Du hatteſt damal die Compoſition einer Oper in Arbeit. Was ich davon hörte, fand ich ungemein …“

Erinnre mich nicht daran. Ich hatte Aerger die Menge dabei, und Schaden. Ließ zehn Abſchriften machen, und ſchickte ſie an deutſche Theater. Die meiſten remittirten, unter höflichen Ausflüchten. Einige nahmen ſie; nur von Einem bekam ich aber Geld, und das erſetzte mir die Koſten noch nicht. Kabalen ſteckten auch dahinter, Kunſtneid, Hudelei. Wo man die Oper aufgeführt hatte, erſchienen böſe Kritiken, ſprachen von entlehnten Gedanken, veraltetem Styl. Ich hätte die Hunde von Recenſenten todt prügeln mögen. Hernach verſchwor ich's mit den Opern. Aber ein Heft geiſtlicher Oden und vierſtimmiger Motetten habe ich noch herausgegeben; die wurden ziemlich gut recenſirt.

„Darum kamſt Du nicht nach Italien?“

Italien, Italien! Tempi passati, ſagen ſie dort.

„Und nach Frankreich, das einen Gluck redivivus in Dir ſehn ſollte?“

Brüderchen, es taugt im Grunde den Teufel nicht, wenn man in der Jugend Genie hat, und ſitzt nicht auch an der Quelle, und weiß die Kabalen nicht todtzumachen.

Das Brotſtudium wird darüber verſäumt, man treibt Allotria, und macht Plänchen, die wie Seifenblaſen an der Luft zerplatzen. Jetzt habe ich mir die angenehmen Träumereien abgewöhnt. Non sum qualis eram. Weißt Du, was ich thun würde, wenn ich etliche und zwanzig Jahre zurück hätte, oder was ich hätte thun ſollen? Meine Theologie tüchtig treiben, mir Freunde machen, eine gute Pfarre verſchaffen, und hernach das liebe Minchen heirathen. O, Minchen war mir gut, beſonders am Klavier. Man ſchwärmte auch ein bischen mit Klopſtock, Göthe und Schiller. Alles vorbei! Ich frage auch den Teufel mehr nach Amor; Vater Bacchus iſt mein Mann.

„Ei, ei! Und wie lebſt Du denn ſonſt?“

Nun, hier auf der Kegelbahn befinde ich mich ganz wohl, und dann geh ich zum Duchſtein*). Die Compoſition hab' ich an den Nagel gehängt; es kommt nichts dabei heraus. Und, die Wahrheit zu ſagen, ich bin auch zu faul, und habe mit meiner Singſchule, meiner Kirchenmuſik ohnehin ſo viel zu thun. Brüderchen, ſo viel kann ich Dir aber noch ſagen: aus meinem Bariton iſt, ohne Ruhm zu melden, ein Bierbaß geworden, der ſich gewaſchen hat. Komm nur den Sonntag in die Frühpredigt. Du wirſt hören, daß alle Kirchenfenſter klingen.

---

*) Ein Weißbier, das in Königslutter gebraut wird.

Herr Cantor! rief man drinnen; Sie ſchieben.

Eilig watſchelte Auguſt davon, und ließ den Freund ſtehn. Eduard zuckte die Achſeln, und ſagte: Er iſt nun einmal nicht anders, und muß ſchon ſo verbraucht werden.

Lilienthal kam wieder zu mir. Es ſoll, nahm er das Wort, dem Cantor nicht an Geſchicklichkeit fehlen; nur betrübt, daß er ſich dem Trunk ſo leidenſchaftlich ergeben hat! Es hieß ſchon einmal: er würde ſeine Stelle deshalb verlieren.

Ich fragte: „Iſt er verheirathet?“

Geweſen, erwiederte Eduard; aber von ſeiner Frau geſchieden. Sie war die Tochter des Rektors. Durch ihn kam er noch endlich zu dem Amt, das er ſonſt wohl nicht erlangt hätte.

Ich empfahl mich den alten Bekannten, ohne weitere Fragen zu thun, weil ich vor der Hand genug hatte. Schwermüthig über Zeit und Menſchenloos nachſinnend, ging ich nach meinem Wagen, und fuhr in die Stadt.

Es ſah artiger darin aus, als vordem. Einige neue, einige verſchönerte Häuſer, mehr Aufwand im Anzug der Bürgersleute, die mir auf der Straße zu Geſicht kamen, zeugten von vermehrter Wohlhabenheit. Doch ſpäterhin erfuhr ich: es wäre nur mehr als ſonſt üblich, um ſchimmernde Außenſeiten bemüht zu ſeyn; den alten ächteren Wohlſtand habe der Krieg zerſtört.

Ich ließ vor einem Gaſthof halten. Als ich aus dem Wagen ſtieg, kam der Advokat Sauer aus der Thür. Er hatte am wenigſten gealtert, auch ſich ſonſt eben nicht verändert; nur noch etwas grämlicher war das ſtets düſtre ſchwammichte Geſicht geworden. Augenblicklich erkannte ich ihn, ſagte ihm indeß nur eine flüchtige, kühle Höflichkeit; weil er mir ehedem nicht gefallen hatte.

Schwager, fiel er mir ins Wort; Schwager, kommt Ihr einmal wieder zu uns? Willkommen aus Sibirien.

Ich ſtutzte über die Anrede und den vertraulichen Ton. Nach einem betroffenen Schweigen erwiederte ich: „Schwager?“

Mein Gott, rief er, wißt Ihr denn nicht einmal, daß ich Eure Schweſter geheirathet habe?

Mit dürrem Staunen ſagte ich: „Das iſt mir ganz neu!“

Schon vor funfzehn Jahren. Wir haben drei Jungen und zwei Mädchen. Alſo gar keine Nachricht von den Verwandten gehabt? Nun, in Sibirien, da wundert's mich nicht. Und meines Schwiegervaters Bruder in Rußland iſt ja auch ſchon vor langer Zeit geſtorben. Ihr wollt doch nicht im Gaſthof logiren? Kommt zu mir. Es iſt wohl enge da; doch wir müſſen ſehn, wie man ſich behilft. Der Alte iſt ja auch bei uns. Nur wieder in den Wagen; ich ſteige mit ein.

Dies konnte ich nicht wohl ablehnen. Im Wagen fragte ich: Nun, wie lebt Ihr denn mit Wilhelminen?

Je nun, war die Antwort, ſo ſo. In der Ehe giebt es nun einmal viel Aprilwetter. Anfangs hatte ſie immer noch die eleganten Herrchen, die Genies, im Kopf; da ſtand es um unſere Eintracht nicht am beſten. Ich ſagte: Das waren nichtige Courmacher, luſtige Projektanten; ich bin ein ſolider Geſchäftsmann, und habe es doch ernſt gemeint. Alſo ziemt es ſich, daß Madame ſo gütig iſt, und mich liebt. Eine ätheriſche Liebe verlange ich gleichwohl nicht; bloß eine irdiſche, wie ſie eine deutſche vernünftige Hausfrau kleidet. Wenn ich aber doch ſah, daß Madame nicht ſo gütig ſeyn wollte, und aus dem angenommenen Schein nur Verſtellung hervorblickte, ja dann hielt ich bisweilen eine Gardinenpredigt, und hatte Recht dazu. Mit der ewigen Muſik, und den Muſenalmanachen hatte ich erſt auch meinen Verdruß, und ich geſtehe, daß ich bisweilen ein Notenheft, oder ein Bändchen Poeſien ins Feuer geworfen habe. Indeß hat es ſich gegeben. Sind erſt fünf Kinder im Hauſe, dann geht es proſaiſch genug zu, und das liebe Fortepiano wird in Monaten nicht berühret. Im Anfang überlief mich auch der liederliche Cantor oft. Ich wies ihm die Thür; nun paßte er die Zeit ab, wo ich Geſchäfte außer dem Hauſe hatte. Es wurde mir aber geſteckt; ich kam unvermuthet, und dies Mal warf ich ihn zur Thür hinaus. Ich kann's nicht leugnen, daß ich — und wer an meiner Stelle hätte es nicht auch gethan? — daß ich in der Hitze meinem Minchen eine kleine Ohrfeige gab. Nun, das hat mich auch bei kaltem Blute nicht gereut; denn ſeitdem hat ſich Minchen um vieles gebeſſert.

Dieſe Mittheilung empörte mich ſo, daß ich eben ausholen und meinem Schwager eine große Ohrfeige appliziren wollte, als mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß meine Schweſter davon am meiſten zu leiden haben würde. Fünf Kinder hatte ſie zudem mit dem Unhold! So knirſchte ich denn bloß mit den Zähnen.

Gott, dachte ich heimlich, wäre mir in dem langen Zeitraum all dies Unheil nach und nach zu Ohren gekommen! Aber nun ſo auf Einmal! Und was mag mir noch bevorſtehn!

Wir langten in Sauers Wohnung an. Wilhelmine ſtieß vor Freude einen heftigen Schrei aus; ich hätte ihn vor Schrecken erwiedern mögen! O Himmel! wie bleich, abgezehrt, und daneben wie alltäglich, zeigte ſich jetzt die einſt ſo holde, einnehmende Schweſter! Weder ihre Kleidung, noch der ſie umgebende Hausrath, deuteten auf eine vortheilhafte Lage. Die Kinder, welche ſie rief, den Oheim zu begrüßen, waren reinlich, aber ziemlich dürftig gekleidet. Mich befiel ein Kummer ohne Gleichen.

Sauer holte meinen Vater aus ſeinem Zimmer. Faſt Entſetzen erregte mir ſein Anblick. Schneeweißes Haar, nichts als Runzeln, Kopf und Hände bebend. Und ſo erkaltet war ihm das Gemüth, daß er kaum noch einige Freude über den nach zwanzig Jahren wiedererſcheinenden Sohn äußerte. Keine Spur mehr von jener alten Herzlichkeit und dem heitern, aufgeweckten Sinn.

Wir

Wir ſetzten uns zum Abendeſſen. Ich mußte von meinen Schickſalen im Norden erzählen, wobei die Anderen meiſtens ſchwiegen, und ich ſo zu keinen Fragen gelangte. Ich mochte deren auch keine mehr thun. Hatte ich nicht ſchon freudenloſe Antworten genug bekommen?

Nachher ſchien es, als habe der Wein den Greis ein wenig aufgethaut, oder als habe er in dem ſchwach gewordenen Kopfe nun überdacht, was ſich zugetragen hatte. Er ſchloß mich in die zitternden Arme, und weinte. Gott ſei Dank, ſagte er, daß Du noch kamſt. Etwas ſpäter, ſo hätteſt Du mich nicht mehr gefunden. Ich werde bald zu Deiner Mutter gehn.

O Gott! ſagte ich, auf's Neue erſchüttert; ich habe bereits an ihrem Grabe geſtanden.

Mein Vater ging zu Bette, der Schwager ſammt den Kindern auch; Wilhelmine fragte mich: ob wir nicht noch ein halbes Stündchen plaudern wollten?

Ich that das gern. Sie ſchilderte mir nun ihren häuslichen Zuſtand. Das Betragen ihres Mannes umging ſie zart; außerdem hatte ſie aber von nichts als Noth und Kummer zu erzählen. Sauer hatte wenig Freunde; nur Leute, die einen Erzrabuliſten ſuchten, wendeten ſich an ihn. Das Einkommen reichte bei fünf Kindern nicht zu; man ſteckte in peinlichen Schulden, und eben ſo der alte Vater noch. Die Kreuzträgerin endete: Was iſt zu thun? Ich muß mich in Geduld faſſen. Noch ein Glück für mein Mutterherz, daß meine Kinder geſund, auch ſonſt ziemlich wohlgeartet ſind. Vielleicht erlebe ich an ihnen noch Freude.

„Gute Schweſter, erwiederte ich, einigermaßen werde ich Deine Lage verbeſſern können. Doch ſage mir: wie haſt Du Dich entſchließen können, Sauer'n zu heirathen?“

Seufzend erklärte ſie: Ja — es ward mit den übrigen Ausſichten nichts.

„Ich dachte, Herr von Soldin …“

Schnell unterbrach ſie mich: Auch nichts! und ſuhr fort: Die Zeit ging hin; ich war ſchon drei und zwanzig Jahr. Die Eltern fühlten ſich immer mehr bedrängt, und wollten mich verſorgt ſehn. Da kam mein Mann — Es währte lange, eh ich mich überwinden konnte; doch — was blieb mir …

„O Gott! ſagte ich; Du haſt ſo vielen Fleiß auf die Bildung Deiner ſchönen Talente gewandt! Was nützt es Dir nun!“

Laß uns nicht mehr über das Vergangene reden, ſeufzte ſie. Hin iſt hin! Jetzt lebe ich nur in meinen Kindern.

Ich ging ſtumm auf und nieder, warf mich dann in das Sopha, und ſtützte den Kopf auf die Hand; die Unruhe in meiner Bruſt war unbeſchreiblich. Ich dachte an die Worte eines Dichters, welche mir auf der Reiſe von St. Petersburg hieher, mit einem ſüßen Anklang, oft einfielen:

Froh werd' ich die Altäre
Der heimathlichen Höh'n,
Und froh die Wonnezähre
Der Jugendfreunde ſehn.
Und ſie, die einſt im Lenze
Der ſchönen Minnezeit,
Sich bis zur dunkeln Gränze
Des Lebens mir geweiht —

Ach, ſo fand ich es nicht! — Noch hatte ich nach Emma nicht gefragt. Was ich bis jetzt gehört, ließ mich die Geliebte vergeſſen, indeß nur auf eine kurze Zeit. Die Frage ſchwebte mir wieder auf der Zunge, doch immer gewann ich keinen Muth dazu; mein Herz fürchtete hier zu viel von einer niederwerfenden Botſchaft.

Endlich hob ich doch zu Wilhelminen ſtockend an:

„Was iſt denn aus dem Commerzienrath Hell geworden?

Schon zehn Jahre todt.

„Das glaubte ich nicht; wenigſtens fand ich ſeinen Namen auf keinem Leichenſtein."

Er iſt in der größten Dürftigkeit geſtorben. Aufwand und mißlungene Spekulationen …

„Hm — und Minna, ſeine Tochter?"

Die hat ſchmählich geendet.

„Geendet?"

Nach des Vaters Tode waren die Mädchen noch unverheirathet —

„Unverheirathet? Beide?"

Ja! Minna wurde Geſellſchafterin im Hauſe des Präſidenten Wernbach, ließ ſich aber in einen ſträflichen Umgang mit ihm ein — es ward ruchtbar. — Noch ein Glück, daß ſie mit dem Kinde im Wochenbette ſtarb. Die Präſidentin ließ ſich ſcheiden.

„Das herrliche Mädchen! Und ſo ehrvergeſſen! In Gärten kann man aus der

Blüthe die Frucht vorausſehn, bei den Menſchen nicht. — Und ... und ...?“

Guter Bruder, ich ahne, was Du noch fragen willſt.

„Du haſt mein ganzes Vertrauen. Und Emma?“

Frage mich nicht. Die haſt Du geliebt —

„Ich liebe ſie noch, gute Wilhelmine! Hat ſie keinen Mann — wie auch ihre Schönheit verblüht ſeyn mag, ich gebe ihr meine Hand!“

Dies — kannſt Du nicht!

„Warum nicht? Ihre Armuth ſoll mich nicht zurückſtoßen. Sie hat einſt mein Herz reich an ſchönen Empfindungen gemacht, die im Zeitſtrom nicht untergegangen ſind. Ich habe kein andres Hoffen mehr, als Emma noch mein zu nennen.“

Dies kannſt Du ... nein, frage mich nicht. Erkundige Dich bei Andern.

„Auch hier alſo warten entſetzliche

Nachrichten auf mich? So gieb Du ſie mir. Wen an Einem Tage ſchon ſo viele Dolche trafen, der iſt auf Alles gefaßt.“

Ich möchte nicht gern … mache Dich frei von dieſer unglücklichen Neigung!

„Dieſe Neigung iſt mein Glück. Ich will Emma mein nennen!“

Dies kannſt Du — wenn Du es denn durchaus hören willſt — um einen mäßigen Preis —

„Was ſagſt Du, Schweſter! Ich hoffe doch nicht …“

Ihr blieb nach dem Tode ihres Vaters weiter nichts übrig, als ſich mit Putzarbeiten zu ernähren. Doch, an Hochleben und Müßiggang gewöhnt, wollte ſie ſich in Spärlichkeit und Fleiß nicht fügen. — Ihr Ruf ward zweideutig.

„Gott!“

Nach und nach ſank Emma tiefer, und wurde zuletzt als öffentliche Buhlerin bekannt. Da zog ſie den Sohn eines reichen Kaufmanns an ſich, plünderte ihn aus, und verführte ihn, die Kaſſe ſeines Vaters um nahmhafte Summen zu beſtehlen …

„Höre auf! Doch nein — nein — ende!“

Es kam an den Tag. Emma wurde auf vier Jahre ins Zuchthaus geſchickt —

„Zu viel! zu viel!“

Dieſe Strafe iſt überſtanden. Emma wurde wieder frei. Sie fing das alte Treiben aufs Neue an; doch — wie man hört, und es ihre Jahre vermuthen laſſen — für ſich mit ſchlechtem Erfolg. Dagegen hat ſie eine Art von Pflanzſchule um ſich —

„Genug! Beim Himmel, genug!“ — Ich riß mich von Wilhelminen weg, und eilte zu meinem Lager, wo ich aber die ganze Nacht keine Ruhe fand. Eine mehrtägige Krankheit folgte den Gemüthsbewegungen an dem ſchrecklichen Tag.

Dann ergriff ich meinen Entſchluß, und ſagte der Schweſter: „Meine Liebe iſt dahin! Ohne Liebe noch zu heirathen, wäre Thorheit. — Wie hoch belaufen ſich die Schulden des Vaters und Deines Mannes?"

Seufzend erwiederte ſie: Wohl auf viertauſend Thaler.

„Die bezahle ich."

Bruder! — O Bruder!

„Von den Zinſen meines übrigen Vermögens will ich Deine Kinder erziehen helfen, ſie mögen einſt meine Erben ſeyn. Ich will mich auch um ein Amt hier bewerben, ſo kann ich deſto mehr thun, und finde Zerſtreuung in den Geſchäften."

Wilhelmine umarmte mich mit Freudenthränen. Es wurde mir doch etwas leicht, daß ich ſolche Thränen fließen ſah. Gott, rief ich, ſo frommen alſo Schönheit, Talente, Bildung und andre beneidete Vorzüge nicht, wenn das Glück nicht auch lächelt! O Jugend, auf das Unglück ſchicke Dich an, und wahrlich am meiſten, wenn Dir ſolche Vorzüge eigen ſind!

Mit einer edlen Fühlbarkeit ſagte Wilhelmine nach einigem Schweigen:

Und — Emma?

„O die Verworfne!“

Auch die am tiefſten gefallen ſind — bleiben Menſchen.

„O gute Schweſter!“

Du haſt ſie geliebt.

„Ich gebe ihr ein kleines Jahrgeld.“

Auf Eine Bedingung —

„Verſteht ſich: daß ſie dem ruchloſen Wandel entſagt, und ſogleich dieſe Stadt verläßt.“

Dies macht Deinem Herzen Ehre.

Bei dieſem Geſpräch kam erſt noch zur Aufhellung, woran zeither noch niemand gedacht hatte. Ich ſagte: „Aber iſt denn die ganze Menſchheit in ſpäteren Jahren zum Unheil verdammt? Die Jugendfreunde, die Verwandten, Alles muß ich unglücklich wiederfinden, und ...“ Nicht Alles, fiel Wilhelmine ein. Seltſam, daß Du nach unſerm Bruder Otto noch nicht gefragt haſt. Zum Theil iſt wohl Deine Krankheit Schuld daran, daß wir vergeſſen haben, von ihm zu reden; zum Theil auch — wird bei den Seinigen nicht eben viel über ihn geredet —

Ich begreife ſelbſt nicht, fiel ich ein, wie es zugegangen iſt, daß ich an Otto nicht gedacht habe. Von den übrigen böſen Zeitungen war mein Gedächtniß ſo vollgepfropft, daß ... nun, was macht Otto? Ich wünſche ihm alles Gute.

Die Schweſter antwortete: Er iſt Miniſter des Herzogs.

Es war ſicherlich keine Mißgunſt, was ich empfand; ich ſtaunte nur, faltete die Hände, und ſchüttelte den Kopf ein wenig.

Jene fuhr fort: Er iſt zugleich in den Adelſtand erhoben.

„Iſt es möglich! Aber iſt es möglich!“

Einige Jahre nach Deiner Abreiſe

wurde er Rath, und nicht lange darauf Präſident eines anderen Collegiums; dann wurde er weiter empfohlen, und dem Herzoge näher bekannt. Schon manches Jahr bekleidet er die erſte Stelle im Lande.

Immer noch höchlich verwundert ſagte ich: „Otto der trockne, engherzige Otto, Miniſter des Herzogs?“

Lächelnd erwiederte meine Schweſter: Wenn nun der Herzog trockne, engherzige Miniſter liebt? Ueber den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten. — Dem Bruder gelang es auch noch weiter. Seine Würde verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich mit einem Fräulein aus einem reichen Hauſe zu verbinden.

„Nun — ich gönne ihm Alles; er iſt mein Bruder. So höre ich doch nicht lauter ſchlimme Nachrichten. Ei, ei! Es ſcheint alſo, als müßte eine Anweiſung, hier Glück zu machen, ſo lauten: Fleiß, tüchtigen Geſchäftsfleiß, wenn auch mehr dem

Schein als der Wirklichkeit nach, und den Fleiß ſo geregelt, wie ihn jeder alltägliche Kopf zu zeigen vermag; das heißt: trocknen Schlendrian, immer Schlendrian, nie über das Gewöhnliche hinaus. Zweitens Kriecherei, ächte, wahre Kriecherei vor allem Rang. Endlich die ſo beliebte Engherzigkeit. Nun meinetwegen denn! Ich kann es nicht ändern. Aber ſage mir nur, wie es zugeht, daß unſer Vater nach ſo langjährigen, treuen Dienſten eine ſo kärgliche Penſion hat? Konnte ſie Otto nicht billig erhöhen? Konnte er Deinem Mann nicht eine gute Bedienung verſchaffen? Dein Mann mußte allenfalls ja auch ſein Mann ſeyn."

Wilhelmine erwiederte: O, Se. Excellenz geruhen jetzt, ſich Dero armer Verwandten zu ſchämen. Als wir uns im Anfang von Otto's Erhebung an ihn wandten, fertigte er uns mit kleinen demüthigenden Geſchenken ab. Auf wiederholte Bitten, erwas für den Vater, und für meinen Mann zu thun, gab er zur Antwort: Unmöglich könne er, auf ſeinem viel beobachteten Platze, ſich Nepotismus vorwerfen laſſen; vielmehr habe er, aus Conſequenz, allenthalben zu vermeiden, daß er nicht für Angehörige und ältere Bekannte eintrete. Der Penſionsfond ſei zudem erſchöpft, und Sauer habe nur genügende Thätigkeit auf das Advociren zu verwenden, um beſtehn zu können.“ Nun machte ich ſelbſt eine Reiſe zu ihm. Es währte lange, ehe ich vorgelaſſen wurde; und, als es endlich geſchah, währte die gnädige Audienz, überhäufter Geſchäfte wegen, nur kurze Zeit. Otto blieb auch jetzt unzugänglich, und ſagte mir daneben: der Vater ſowohl, als ich, hätten ihn immer dem Bruder nachgeſetzt, und an dieſem ein höheres Talent und manche andere Vorzüge erhoben. Nun, fügte er hinzu, das höhere Talent half ihm nach Sibirien. Mag er von da ſeinen Lieben Zobelpelze ſchicken! —

Empfindlich, daß er über Dein Unglück noch ſpotten konnte, verwies ich ihm das, und ſagte hernach: eben auch des unglücklichen Bruders wegen käme ich. Glaube er, dem Vater und meinem Manne keine Gunſt erzeigen zu dürfen, ſo möchte er wenigſtens den Herzog bewegen, ſich am ruſſiſchen Hofe mit einer Bitte, für Dich zu verwenden. O, ſagten Se. Excellenz, da würde ich bei Sr. Durchlaucht eine Fehlbitte thun, und noch Höchſtihre Ungnade auf mich laden. Mit dem Hofe in St. Petersburg ſteht der hieſige nicht am beſten. Ich kann weiter nichts als den Unglücklichen bedauern. Seinem unbeſonnenen Leichtſinn muß er übrigens ſein Schickſal zuſchreiben. — Nun folgte ein ſtolz freundliches Entlaſſungszeichen. In den Gaſthof ſchickte Otto mir noch ein trocknes Billet, mit einer Summe, die meine Reiſekoſten vergüten ſollte. Ich ſandte ſie ihm, mit einem Brieſchen in ſeinem eignen Styl, zurück. Seit dieſer Zeit haben wir uns ſo wenig um ihn bekümmert, wie er ſich um ſeine Verwandten.

„Pfui,“ rief ich aus; „pfui! — Doch laß ihn! Er kann bei dieſem unholden Sinn, trotz allem Anſehn und Vermögen, ſich nicht glücklich fühlen. Ich danke um ſo mehr für Deine ſchweſterliche Liebe, die, ſo viel es anging, doch zu handeln verſuchte. Aber — damit nicht auch ich keine Theilnahme für arme Verwandten zeige — ich habe noch nicht nach Charlotten gefragt. Lebt ſie noch? Und in welchen Verhältniſſen?

Wilhelmine biß ſich ein wenig in die Lippen; es fiel ihr ſchwer, eine Antwort zu geben. Neid war nicht im Spiel; eines ſo gehäſſigen Charakterzuges war ſie nicht fähig. Aber einige Spuren von verwundeter, weiblicher Eitelkeit las ich in ihren Augen, als ſie über dieſen Gegenſtand reden ſollte. Ihre widrige Empfindung unter einem Lächeln zu verbergen bemüht, hob ſie endlich

endlich an: Charlotte iſt lange verheirathet.

„So hat ſie doch einen Mann gefunden? Das freut, und — wundert mich.“

Glücklich verheirathet, wenigſtens reich — nein, in der That auch glücklich; die Gemüthsart ihres Mannes paßt zu der ihrigen.

„Reich obendrein? Das Mädchenglück hat auch ſeine Launen.“

Und oft gar ſeltſame.

„Wer iſt denn Charlottens Mann? Habe ich ihn gekannt?“

O ja! Du wirſt Dich bei ſeinem Namen wundern. Herr von Soldin.

„Iſt das Scherz oder Ernſt?“

Warum ſollte ich Scherz treiben!

„Ich meinte — es hatte ſo ein Anſehn, und man konnte es unmöglich anders deuten — er habe Abſichten auf Dich…“

Die häufigen Beſuche galten Charlotten. Um ſie bemühte er ſich, als wir glaubten ...

„Wie konnte — faſt möcht' ich ſagen, das platte Geſchöpf ihn anziehn!“

Ueber den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten.

„Hm! — Du nannteſt ihn immer geſchmacklos. Er hat dieſen Ausſpruch beſtätigt.“

Unbedeutende Mädchen finden oft leichter eine Heirath, als gebildete.

„Wie geht das zu? Etwa, weil es ſo wenig gebildete Männer giebt? Das iſt wohl gewiß nicht die Urſache. Der gebildeten Männer müſſen ja viel mehr ſeyn, als der gebildeten Mädchen; denn die Männer haben mehr Gelegenheit ſich zu bilden. Oder ſollte Mädchenbildung mehr bewundert, als geliebt ſeyn, ernſte Neigung mehr verſcheuchen, als befördern? Dies kann ich auch nicht glauben.“

Einen Grund findet man hier nicht leicht heraus; es bleibt nur dabei, daß nichts verſchiedner als der Geſchmack, und — daß die Liebe blind iſt.

„Ach — meine Liebe war nicht blind. Emma hatte Schönheit, Verſtand, und ihrem Herzen ließ ſich kein Vorwurf machen. Oder — wäre meine Liebe in ſo fern doch blind geweſen, daß ſie eine heimliche Anlage zur Verworfenheit nicht entdeckte? Hier fragt es ſich gleichwohl immer noch: ob eine ſolche Anlage in der That vorhanden war, oder ob nur die Einflüſſe eines dürftigen Zuſtands Emma zu dem hingezogen, was ihre Grundſätze einſt verdammten. Zwar ſollte man faſt ſchließen, eine Anlage müſſe vorhanden geweſen ſeyn; ſonſt wäre Emma nicht durch Armuth gefallen. Wohnen ſonſt doch Armuth und Tugend oft zuſammen. Zwar vielleicht öfter, wenn Tugend zeitig an Armuth gewöhnt iſt, als wenn ſie ſich erſt dazu bequemen ſoll. Im letzten Falle wird Armuth auch oft eine gefährliche Klippe für die Tugend.“

Deſto edler iſt ſie aber auch, wenn ſie, wie ein Fels, dem Drange der Armuth widerſteht.

„Freilich wohl. Will man indeß Entſchuldigungen aufſuchen, ſo kann man es vorzüglich beredt, wo die Armuth zu nennen iſt.“

Dann aber auch ſtandhaft gebliebne Tugend um ſo beredter loben.

„Allerdings! O Emma, wärſt Du tugendhaft geblieben!“

Dann würde ſie noch einen ſpäten Lohn in Deiner Hand empfangen haben.

„Die Thörin noch, bei ihrer Verworfenheit! Was ſoll man übrigens zu einer Anlage ſagen, wie ich vorhin ſie erwähnte? Iſt ſie natürlich, und können die Grundſätze, welche eine ſorgſame Erziehung einflößt, ſie nicht verdrängen, ſo entſchuldigt das Verbrechen ſich ja beinahe ganz.“

Nein, da ſtimme ich Dir nicht bei.

„Und eine Tugend, die nur in der Abweſenheit gewiſſer ſchlimmen Neigungen beſteht, folglich nicht kämpfen darf, hat keinen Werth.“

Freilich wird die Tugend erſt edel, wenn ſie, vom edlen Grundſatz begeiſtert, dieſen in ſich zu ſolcher Kraft erhebe, daß er die ſchlimme Anlage niederzuhalten vermag. Dies aber ſoll und muß die Tugend. Gänzliche Abweſenheit böſer Neigungen iſt wohl auch ſelten; die Umſtände wecken ſie, wenn ſie auch ſchlummern.

„Die Heftigkeit des Temperaments, welche den Umſtänden entgegen tritt, iſt aber auch verſchieden.“

Wohl kein Phlegma iſt ſo tief, daß nicht manche Lüſte daraus hervorgerufen werden könnten.

„Es kommt aber in jedem Fall noch auf die Umſtände an, ob ſie mehr oder weniger auf den Menſchen eindringen. Die phyſiſche Gemüthsanlage bekommen wir aus den Händen der Natur, über ihre Entwickelung vermögen die Außendinge mehr, als wir. Manche ſind glücklich genug, bei einem ruhigen Sinn noch ſolchen Umſtänden fern zu bleiben, die verlockend auf ſie eindringen könnten.“

Die Gemüthsanlage muß ſich durch kräftigen Tugendwillen veredeln laſſen. Umſtände, welche uns zu verlocken geeignet ſind, nahen ſich uns ſo leicht nicht, wenn wir ſelbſt vorſichtig davon entfernt bleiben.

„Zum Theil gebe ich das zu, doch nur zum Theil. Immer wird auf dem ungeſtümen Lebensmeere das Glück einen weiten Spielraum behalten.“

Tugend bleibt dennoch auf dieſem Meere der ſicherſte Pilot. Und umfängt ſie das Glück nicht, ſo wird ſie doch am kräftigſten über das Entbehren deſſelben tröſten und beruhigen.

„Ja, dieſen Satz muß ich ohne Einſchränkung unterſchreiben. — Doch, Schweſter, ein Wort in Vertrauen. Dein Mann klagte über die öfteren Beſuche, die Auguſt Dir gemacht hat. Jetzt wirſt Du ihn ohne Zweifel verachten. Es geſchah auch nur im Anfang Deiner Ehe, wo er noch nicht zum Trinker herabgeſunken war. Offen — hatte Dein Mann gerechte Urſache, zu fürchten?"

Nein! Nur Wahlverwandtſchaft unſerer Ideen und Gefühle vereinigte mich mit Auguſt.

„Es ſcheint mir — Du haſt ihn einſt wirklich geliebt, ſo gut wie ich Emma, und ihn ſo wenig richtig beurtheilt, wie ich die Geliebte."

Wenn ich das einräume, ſo könnte ich getroſt auch hinzufügen: daß ich dieſe Liebe doch nie über meine Vernunft und Pflicht Herrin werden ließ.

„Hätte ſie es aber — durch Zeit und nähere Gelegenheit als im Vaterhauſe — nicht werden können?"

Ich — glaube nicht.

„Du liebteſt Deinen Mann nicht, und

empfandeſt doch ein mächtiges Bedürfniß zu lieben.“

Eins will ich Dir geſtehn. Als Auguſt ſich nicht mehr bei mir einfand, ſchmerzte es mich tief; ſpäterhin war es mir aber äußerſt lieb, daß ihn mein Mann entfernt hatte.

„Deine Tugend, gute Wilhelmine, hatte folglich — Glück. O nicht allein andere Menſchen bleiben uns Räthſel, auch das eigne Herz bleibt es. Laß uns aber nicht zu weit ins Feld der Moralphiloſophie dringen. Erzähle mir von Charlotten das Nähere.“

Eigentlich — möcht' ich es doch nicht blinde Liebe nennen, was Herrn von Soldin an ſie zog. Im Punkte der Schönheit empfand er einmal nicht wie Andere. Charlottens runde, derbe Formen — mochten anders Urtheilende ſie auch plump nennen — hatten Reitz für ihn.

„Ha ha ha! Er hatte den Geſchmack

der Algierer, welche ihre Mädchen zu mäſten pflegen. Auf das Geſicht kömmt es nicht an; Schönheit wird durch die Fettigkeit beſtimmt.“

Soldin ſuchte eine wirthliche, anſpruchsloſe, einfache Hausfrau; und weil er ſie fand — ließ, nach ſeinem Sinn, die Wahl ſich auch klug nennen. Und ſoll man fremden oder eignem Sinn folgen? Bereuen durfte er ſeine Wahl auch nicht. Sein Vater iſt lange todt; beide Eheleute wirthſchaften gut; die Heimſuchung des Kriegs iſt überſtanden, und Soldin noch immer ein Mann von hunderttauſend Thalern.

„So finde ich wenigſtens Einen der Jugendfreunde nicht unglücklich.“

Charlotten muß ich nachrühmen, daß ſie weder ſtolz, noch fremd gegen uns geworden iſt. Sie ſchickt mir manches in Küche und Keller, und wenn die Noth hier zuweilen hoch ſtieg, ſuchte ich bei ihr auch anderweitige Hülfe nicht vergebens, ob ſie gleich, wie ich, fünf Kinder hat.

„Brav! Fortan ſollſt Du mit ähnlichen Bitten ihr nicht läſtig werden.“ —

Ich that nun alles, was ich mir vorgenommen hatte, und fühlte mich im Kreiſe der geliebten Schweſter und ihrer Kinder, die ich bald, als wären ſie die meinigen, liebte, ſo glücklich als man es, über vierzig Jahre hinaus, und — in dieſem Leben, ſeyn kann. Die erlittene Sklaverei in Sibirien ließ mich das Glück der Freiheit um ſo höher achten und genießen.

Auch Wilhelminens Ehe gewann nun, nach dem Verſchwinden der Nahrungsſorgen, mehr Eintracht, und meine Gegenwart nöthigte ihren Mann zu einem ſanfteren Betragen. Auch Menſchen von tadelhaftem Charakter beſſern ſich nach Umſtänden.

Möchten junge Leſer durch meine Erzählung ſich bewogen fühlen, zeitig über die Veränderungen nachzudenken, welche die Zeit hervorbringt! Möchten ſie, was ihnen das Glück gab, feſt halten, da es launenhaft iſt! Möchten ſie ihre Anſprüche nicht übertreiben, da dieſe oft betriegen! Möchten ſie im Schönheits-, im Talentgefühl, weniger Aufmunterungen zum Hoffen, als Warnungen vor Mißbrauch ſehn! Und endlich, möchten ſie an Wilhelminens Satz glauben: „Tugend iſt der beſte Pilot auf dem Lebensmeer, und erhebt über ein feindliches Schickſal.“

Der
luſtige Todesfall.

Eine komiſche Erzählung.

Der luſtige Todesfall.

Herr Lund, ein Kaufmann, der — nach Börſentaxe — hunderttauſend Thaler, und wohl noch einige Tauſend darüber, werth ſeyn mochte, ſtarb, zur größten Verwunderung ſeiner Frau. Denn oft hatte ſie geſagt: Mein Mann ſtirbt gewiß nicht; er iſt ja einer von den reichſten Leuten in der Stadt, und ſo klug obenein! Er wird ſchon wiſſen, wie man es zu machen hat, daß man nicht zu ſterben braucht. Sagten ihr Bekannte dagegen: der Tod ſei ſo unhöflich, nicht Reichthum, nicht Klugheit zu achten; dann bemerkte Jene — doch in Vertrauen —: ſo ſtürbe ihr Mann gewiß nicht vor ihr, ſondern werde ſie überleben: ſie habe kein Glück; was ſie wünſche, treffe nie ein, das wiſſe ſie ſchon.

Demungeachtet rief Jenen der Tod ab, und noch früher, als ſeine bis dahin ziemlich feſte Geſundheit es hätte erwarten laſſen. Eine plötzliche Erkältung zog ihm einen Schlagfluß zu, der in wenigen Stunden eine Ladung für Charons Nachen aus ihm machte.

Die Wittwe ſchlug ihre Hände zuſammen. Da ſieht man's, rief ſie nun: unverhofft kömmt doch oft!

Iſt er auch gewiß todt? fragte ſie den noch beſchäftigten Arzt. Kann ich mich darauf verlaſſen? — Der Arzt gab ihr die heiligſten Betheurungen, und bekam einen reichen Ehrenſold für die vergebens angewandte Mühe.

Die Wittwe vergaß auch dem Manne nicht, was er zuletzt für ſie gethan hatte. Sie ordnete nicht nur eine ſtattliche Beerdigungsprozeſſion an, ſondern bewies ihm auch ihre Dankbarkeit noch durch einen marmornen Grabſtein mit Urne und Todesengel. Unter den Lügen, welche die Inſchrift enthielt, war die gröbſte: daß Lunds betrübte Wittwe ihm dieſes Denkmahl errichtet habe.

Prüfte man die Sache genau, ſo ließ es ſich der Nachgebliebnen eben nicht verübeln, wenn ſie über den Todesfall ihre Haare nicht ausraufte. Sie hatte über den Verſtorbnen immer die — auch nicht ungerechte — Klage geführt, daß er ihr zu wenig Vergnügen mache. Wenn Alles im Hauſe bereits zur Ruhe gegangen war, ſaß er noch an den Büchern, und rechnete dem Buchhalter nach. Morgens ſtand er am früheſten auf, weckte ſeine Leute, ſah in die Niederlagen, und ſchmälte arg, wenn er irgend etwas nicht ſo fand, wie er es finden wollte. Abends und Morgens bekümmerte ſich Lund folglich gar nicht um ſeine Gattin, den Tag über hingegen deſto mehr. Früh bekam ſie Weiſungen, die Köchin zu mehr Sparſamkeit anzuhalten, und darüber zu wachen, daß ſie keine Proviſion am Markt-Einkauf nähme. Mittags gab es gewöhnlich Verweiſe, daß das Eſſen zu gut ſei, was für die ſchlechten Zeiten nicht paſſe. Nachmittags empfahl er ſeiner Ehehälfte, als eine geſunde Motion, die Mörſerkeule zu regen, und gegen Abend ward ſie erſucht, den Ladendienern Corinthen, Mandeln, Reiß und andere Material-Waaren, von Unſauberkeiten reinigen zu helfen. Von Schauſpiel, Gaſtereien, und was dahin gehört, war die Rede nie. Aeußerte Frau Lund bisweilen einen Wunſch nach Zerſtreuung, dann hieß es: der ſonntägliche Kirchengang zerſtreue genug. Bei ſchöner Frühlings- und Sommerwitterung, nach vorſichtigem Ausſehn, ob nicht etwa Regen die Kleidungsſtücke mit Nachtheil bedrohe, ging Lund auch wohl mit Frau und Tochter am Sonntage vor's Thor. Da man ſich dort in das weiche Gras ſetzte, und in die Anmuth der Gegend ſah, würde es immer ſeine Idyllenwirkung nicht ganz verfehlt haben, wenn der Hausvater, von Landluft umweht, die Stadt vergeſſen hätte. So aber pflegte er dieſe Gelegenheiten zu nützen, ſeinen Frauenzimmern *ausführliche* Strafpredigten zu halten, weil die Geſchäfte zu Hauſe ihm nur kurze vergönnten. Er bewies dann ſeiner Frau: daß ſie bei weitem nicht mit ſo geringem Wirthſchaftsgelde auszukommen verſtehe, wie ſeine Mutter vor dreißig Jahren, und daß ſie eine dumme Gans ſei, die ſich von den Köchinnen, ſo lange er ſie zur Frau habe, Tag für Tag betriegen laſſe. Er hatte nicht völlig unrecht; denn was man *Geiſt* nennt, war an Frau Lund eben nicht zu erſchaun: ſie ließ es bei der *Seele* bewenden. Wo hätte ſie aber auch Geiſt hernehmen ſollen? Ihr Vater hatte ſich zwar einſt mit Köpſen vielfach beſchäftigt, doch für den Kopf ſeiner Tochter um ſo weniger etwas gethan, als er ſehr geitzig war. Weiland Haarkräusler, gehörte er zu den kunſtſinnigſten ſeiner Kunſtgenoſſen, hatte deshalb auch die meiſte Beſchäftigung in der Stadt, und friſirte keine Braut unter einem Thaler. Vor zwanzig Jahren wollte Lund ſich beſetzen. Als Ladendiener hatte er nur hundert Thaler zuſammenſparen können; nun meinte er: wenn er eine Frau mit etlichen Tauſenden nähme, und jene Hundert dazu fügte, ſo würde ſich ſchon eine ſolide Materialhandlung gründen laſſen. Er klopfte da und dort an, wo ſich Tauſende vermuthen ließen; doch nirgend wurde ihm aufgethan. Das hatte ſeine Gründe. Wer Tauſende beſaß, wollte ihnen auch etwas Namhaftes begegnen ſehn; auch war Lund nicht eine ſchöne, ſondern vielmehr eine häßliche Mannsperſon, und hatte ein nicht für, ſondern gegen ihn einnehmendes Betragen. Nun ſpekulirte er endlich auf die Tochter des Haarkräuslers. Sie war das einzige Kind; der Vater lief mehr als den halben Tag in ſeinem gepuderten Rock umher; Präſidenten und Geheime Räthe, Damen vom erſten Rang, gehörten zu dem weiten Kreis ſeiner Praxis. Auch ging die Sage, daß es ihm gelungen wäre, zwei tauſend Thaler zu ſparen, die er in ſichern Handlungen auf gute Zinſen untergebracht habe.

Lund pochte alſo auch hier an. Auf Schönheit und Betragen wurde eben nicht geſehen, weil es bei der Friſeurstochter um Beides auch nicht ſonderlich ſtand. — Einen Kaufmann zum Schwiegerſohn zu haben — ſchmeichelte der Eitelkeit des Friſeurs doch ein wenig; und auf ſorgſame Erkundigung bei des jungen Mannes vorigem Principal, erfuhr er: Lund verſtehe ſich auf die italiäniſche doppelte Buchhaltung und die Waarenkunde ganz löblich, ſei aber auch einem ſo ſchmutzigen Geitz ergeben, daß er nicht einmal ein Paar reputirliche Beinkleider habe.

Nun meinte der Haarkräusler: dem könne man ſchon eine Tochter anvertraun; habe er jetzt wenig, ſo werde er einſt viel haben. Er gab daher ſein Ja, ſperrte ſich aber im Punkte der Ausſtattung ganz ungemein. So lange ich lebe, ſagte er, gebe ich nichts; dafür aber auch Alles, was ich habe, wenn ich todt bin. Oh gehorſamer Diener, entgegnete Lund; da werde ich mich wohl hüten, die Jungfer Tochter zu lieben.

Endlich verſtand der Brautvater ſich doch dazu, zwei hundert Thaler, die Kleider und Leibwäſche ſeiner verſtorbenen Frau, ſammt einigem Zinn und Meſſing, herauszurücken. Lund hatte auf mehr gerechnet; weil der Friſeur indeß bleich und hager ausſah, zuweilen auch huſtete, ließ Jener ſich die Mitgabe doch gefallen. Denn als ein guter Rechner mußte er theils den Huſten ins Gewinn-Conto ſtellen, theils den Umſtand ins Verluſt-Conto: daß er, wenn es hier nichts würde, vermuthlich in der ganzen Stadt kein Mädchen, das nur hundert Thaler werth ſei, bekommen würde. Ein kupferner Keſſel hätte doch beinahe Alles zerſchlagen. Dieſen wollte der Schwiegerſohn noch haben, und der Schwiegervater nicht geben. Den Keſſel, ſagte Lund, und ich liebe; wo nicht, ſo lieb' ich nicht. Erſt antwortete man ihm zwar: So laſſen Sie es bleiben! rief ihn aber doch von der Treppe noch wieder zurück.

Mit drei hundert Thalern fing nun Lund ſeine Material- und Spezereihandlung an. Einiger Credit that freilich zu Anfang dabei Noth; er wurde indeß bald anſehnlich als die Börſe nicht mehr zweifelte: Lund ſtrahle unter allen Filzen hieſigen Ortes wie ein Stern erſter Größe hervor.

Er füllte nach und nach ſeine Niederlagen mehr, und breitete ſeine Geſchäfte nach kleinen Städten aus, wo er die untergeordneten Krämer mit Waaren verſah. Bald diſcontirte er auch Wechſel, und handelte mit Papieren; doch Alles mit einer ſo behutſamen Vorſicht, mit einem ſo richtigen Takt, daß es zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehörte, wenn es ſich zeigte, daß Lund einmal einen Fehlgriff gethan hatte. Nach funfzehn Jahren war es dahin gekommen, daß Papiere, welche Lund kaufte, ſogleich ein Procent ſtiegen, und die Gattung hingegen, welche er ausbot, um etliche Procent fiel. Er merkte ſich das, und führte bisweilen die ganze Börſe an. Einmal beſonders, in den Kriegszeiten, ſchrieen die Juden Weh über ihn. So eben war eine Schlacht gewonnen, die auf den künftigen Preis der Papiere einen entſchieden vortheilhaften Einfluß erwarten ließ. Lund - hatte Mittel gefunden, von dem Ereigniß noch zeitiger unterrichtet zu ſeyn, als die Juden. Er wußte, daß ſie einen Agenten im Hauptquartier hielten, der ihnen den Ausgang der nahe bevorſtehenden Schlacht ſogleich durch eine Eſtafette melden ſollte. Aber auch Lund hatte ſeinen Schwiegervater dorthin geſandt, und, um viel zu gewinnen, etwas daran gewagt. Der Friſeur mußte als Courier herbeifliegen, und obenein auf den Poſtämtern etliche Schaffner beſtechen, daß ſie die Juden-Depeſche mit lahmen Pferden expedirten. Nun kam die hochwichtige Botſchaft um zwölf Stunden früher zu Lunds Ohren, und in dieſe zwölf Stunden fiel gerade eine Börſenmorgenzeit. Er ließ heimlich ausſprengen: eine Hauptſchlacht wäre verloren gegangen. Die Juden ſtritten anfänglich; doch weil ihre Eſtafette nicht eintraf, ſo meinten ſie: der Feind könnte wohl ſchon die Poſtenverbindung ſtören, und fingen an, Lunds Nachricht zu glauben. Lund kaufte nicht ſelbſt, bot vielmehr emſig feil, was den Papieren, auf die bereits das üble Gerücht wirkte, noch mehr ſchadete. Seine Bevollmächtigten mußten dagegen zuſammenkaufen, ſo viel ſie nur konnten. Eilig ſchlugen auch die Juden los, weil ſie meinten: wäre erſt die officielle Nachricht da, dann könnte ein noch tieferes Fallen der Papiere nicht ausbleiben. Damal gewann Lund auf Einen Schlag zwanzig tauſend Thaler; der arme ſchwindſüchtige Friſeur hatte aber von ſeiner übermäßigen Anſtrengung den Tod.

Nun glaubte Lund, noch die Erbſchaft von dem Schwiegervater zu heben. Schon lange ſah er ſchmachtend danach aus; der Wohlſelige aber blieb, bei ſeinem mäßigen Leben, trotz ſeiner Schwindſucht, immerfort, wie er ſeit zehn und mehr Jahren geweſen war. Nur der Couriergalopp hatte die Schwindſucht endlich zu einer galoppirenden gemacht.

Dies Mal täuſchte ſich Lund aber in ſeinen Erwartungen. Der Wohlſelige hatte in der That einſt etliche Tauſend Thaler beiſammen; kaum war indeß ſeine Tochter verheirathet, als die Mode ſeine Kunſt in einen ſolchen Verfall brachte, wie einſt die Gothen und Vandalen alle Kunſt und Wiſſenſchaft zu Rom. Schwedenköpfe, Tituſköpfe, altdeutſche Köpfe, machten den armen Friſeuren die Köpfe ſo warm, daß ſie damit gegen die Wände hätten laufen mögen. In den erſten Zeiten ging es noch hin; nur junge Leute dankten ihre Haarkräusler ab, obſchon ältere ſie Modenarren hießen. Doch als erſt im Lauf der Jahre auch Präſidenten und Geheime Räthe Zöpfe und Locken abſchafften, als erſt auch die Weiſen Modenarren wurden, und die Damen ihr ungepudertes Haar durch Kammermädchen in Flechten aufſtecken ließen: da war bei den einſt hochgeachteten Künſtlern ihres Leibes kein Ende zu ſehn. In ſo fern Lunds Schwiegervater jetzt nicht viel mehr verdiente, mußte er ſein Kapital angreifen und immer davon zuſetzen. Ein Unglück geſellte ſich zum andern; in Folge des Kriegs hörte das Handelshaus, worin er das meiſte Vermögen niedergelegt hatte, zu zahlen auf. Er ſagte dem Eidam nichts von dieſem Unglück, damit es ſeine Tochter nicht in Klagen und Vorwürfen empfinden ſollte. Des Schwiegervaters nunmehrige Muße benutzte der Eidam genug, und vortheilhaft, zum Ausſpähen und Ausſprengen deſſen, was ſeinen ſpekulativen Abſichten frommte. Er mußte dabei auch andere, jetzt unbeſchäftigte, Kunſtgenoſſen in Thätigkeit ſetzen, aber ſie für ihre Mühe oft aus ſeiner eignen Taſche bezahlen. Denn Lund verſprach wohl anſehnliche Vergütungen; was er gab, war hingegen unanſehnlich genug: freilich nicht in Lunds Augen; denn ihm galten ſchon etliche Groſchen für etwas Anſehnliches. Noch ein ſchwerer Unfall traf den Verſtorbenen. Wollte Lund durch fremde Hand kaufen laſſen, ſo wurden des Schwiegervaters Freunde bevollmächtigt; er ſelbſt mußte aber in der Nähe Acht haben, daß nicht Einer mit dem anvertrauten Gelde entwiſchte. Selbſt ein Polizeibeamter, des Alten Vetter, mußte, ſchnellen Ergreifens wegen, bei der Hand ſeyn. Nichts deſtoweniger ging einmal ein Freund mit fünf hundert Thalern davon. Zu leichtfüßig ſpottete er alles Nacheilens, entkam aus der Stadt, und auch über die Landesgränze. Den Verluſt hatte nun der Schwiegervater zu decken, und es kam mit ihm ſo weit, daß er, trotz ſeinem ehemaligen Vermögen und Geiz, doch wenig mehr als Puderbeutel, Brenneiſen und Kämme nachließ, die, weniger Nachfrage halben, nicht einmal die Trödler kaufen wollten. Die übrige fahrende Habe reichte auch zu den Begräbnißkoſten nicht hin, wie ſpärlich auch Lund dabei zu verfahren gebot. Er ſuchte für den Leichnam das Armenrecht in einem Gratisſarg und Zubehör nach; die Obrigkeit wollte ſich aber nicht zur Liberalität bei einem Todten verſtehn, der einen reichen Schwiegerſohn hinterließ. So mußte ſchon Lund zutreten; und wie er auch allen eitlen Aufwand vermied, ſo koſtete es ihm doch um ſo mehr Aerger, als die an ſeines Schwiegervaters Ableben geknüpfte Hoffnung gänzlich zerriſſen war.

Bei jenen ſonntäglichen Spaziergängen im Freien blieb auch ſeine Gattin nie mit Vorwürfen über die eben erzählten Umſtände verſchont. „Anſtatt, daß ich hoffte," ſagte Lund, „von Deinem Vater zu erben, mußte ich ihn noch begraben laſſen. Was habe ich nun von Dir gehabt, mein Kind? Zwei hundert Thaler! Denn Kleider, Wäſche, Zinn, Meſſing und den kupfernen Keſſel kann ich doch nicht mitrechnen; Du trägſt ſie, oder brauchſt ſie in der Küche. Zwei hundert Thaler ſind immer nicht zu verachten, das weiß ich wohl; aber ich kann doch auch nicht einmal behaupten, daß ſie mir zu Gute gekommen ſind. Denn in den langen Jahren haſt Du gewiß zwei hundert Thaler in Eſſen und Trinken verbraucht; ja, ich habe noch zulegen müſſen; zu geſchweigen, was die Tochter koſtet: eine Laſt, die Du mir auch aufgebürdet haſt.“

Frau Lund erwiederte ihm zwar: Auf meinen zwei hundert Thalern hat doch ein ziemlicher Segen geruht, und mein verſtorbener Vater brachte Dir auch noch manchen Thaler ein. Herr Lund bewies aber: ſeine Spekulationen, ſein ſaurer Fleiß und Schweiß hätten alles gethan. An dem Verluſt, den ihr Vater einige Mal gelitten hatte, ſollte auch Niemand ſchuld ſeyn, als die Tochter. „Du hätteſt ihn erinnern ſollen,“ ſagte Herr Lund, „daß er ſein Geld nicht bei Weber et compagnie laſſen müſſe; man ſprach von dieſem Hauſe ſchon lange nicht gut an der Börſe. Mir wollte er immer nicht ſagen, wo ſein Geld ſtände; ſonſt hätte ich ihm längſt ein aviso gegeben. Du hätteſt ihn auch vor dem ſpitzbübiſchen Friſeur warnen können, der mit fünfhundert Thalern durchging. Als eine Friſeur-Tochter hätteſt Du den Spitzbuben wohl kennen ſollen. Aber Du biſt eine dumme Gans, von der ich alle mein Lebelang nur Schaden gehabt habe.“

Auch ſeine Tochter Philippine, die gegen das Ende ſeines Lebens etwa neunzehn Jahre alt war, hatte bei den Spaziergängen ihre Noth. Der erſte Vorwurf ging immer auf ihr ganzes Daſeyn. Hätte ich Dich nicht, ſagte er, o wie viel könnte ich ſparen! Gewöhnlich folgten dann Verweiſe, daß ſeine Tochter eine Putznärrin ſei. Lund pflegte noch hinzuzuſetzen: „Und warum biſt Du eine Putznärrin? Du denkſt wohl einem Mann zu gefallen? Und das könnte am Ende wohl ſeyn; denn — auch ein großer Fehler an Dir! — ganz paſſabel ſiehſt Du aus. Ah, gehorſamer Diener! Du ſollſt nicht heirathen, kannſt ledig bleiben. Wenn ein Bräutigam kommt, ſo will er auch haben; und wo ſoll man's hernehmen bei den ſchlechten, nahrungsloſen Zeiten, wo aller Handel und Wandel ſtockt!

Noch mehr Scheltworte mußte Philippine darüber hören, daß ſie ein Mädchen war. Wärſt Du ein Junge, hieß es, ſo könnteſt Du ſchon die Lehrjahre überſtanden haben, und im Comtoir ſitzen. Ich brauchte den Buchhalter nicht. Du könnteſt in ein Paar Jahren Dich nach einer gut bemittelten Frau umſehn, die ſo viel Fonds noch zubrächte, als das Haus Lund ſchon hat; etwa nach zwanzig Jahren änderte ſich wohl die Firma, und zeichnete Gottfried Lund und Sohn. Und müßt' ich nach dreißig Jahren, oder ſpäter, einmal an meinen Tod denken, dann hätte ich doch die Ausſicht, daß die Firma Lund, die an der Börſe zu Ehren zu bringen mir ſo viel Mühe und Schweiß gekoſtet hat, nicht ſo bald aufhören würde. Da ſiehſt Du, wie vielen Schaden es mir thut, daß Du ein Mädchen biſt.

Philippinens Mutter vertrat ſie denn wohl, und erinnerte den Mann: ſie doch nicht um etwas zu ſchelten, wofür ſie nicht könne, ihr auch nicht vorzuwerfen, daß ſie eine Putznärrin wäre; da dies ja völlig ungerecht ſei. Nicht lange vor ſeinem Tode entſtand hierüber ein heftiger Wortwechſel. Wie kann ſie eine Putznärrin ſeyn! ſagte die Mutter; ſie hat ja keinen Putz!

„Nennſt Du das keinen Putz, was ſie da trägt?“

Nein! Ein Hauskleidchen von wohlfeilem Kattun.

„Oho! ich ſoll wohl gar theuren kaufen! Und wenn das kein Putz iſt, ſo möchte ſie doch gern welchen haben. Ich ſeh' ihr ins Herz.“

Mein Himmel, wär' es denn auch gerade eine Sünde? Alle junge Mädchen putzen ſich gern.

„Braucht ſie denn gerade jung zu thun? Kann ſie ſich nicht alt und ehrbar betragen? Ich habe ſo oft geſagt, die Kleider, welche Du ablegſt, ſollen ihr zurecht gemacht werden. Bring' ichs wohl dahin?“

Wie kann ich denn Kleider ablegen? Ich habe ſelbſt nur noch zwei, die ſo dünne ſind, wie Spinnewebe, weil meine ſelige Mutter ſie ſchon halb abgetragen hat.

„Daß Du ein Reißteufel biſt mit Deinen Kleidern, weiß ich ſchon lange, und Philippine tritt in Deine Fußſtapfen. Erſt vor drei Jahren habe ich ihr das neue Kleid anſchaffen müſſen; das alte, hieß es, wäre nicht mehr zu brauchen, und kam auf den Trödel.“

Philippinchen hatte es ſo geſchont, daß es der Trödler noch recht gut bezahlte. Aber es war ihr zu kurz geworden.

„Warum hatte es der Schneider nicht eingelegt? Uebrigens auch einer von ihren Fehlern, daß ſie ſo wächſt. Sie braucht nicht allein ſo oft neue Sachen, ſondern immer mehr Zeug dazu.“

Du magſt ſagen, was Du willſt, mein Kind: ſie muß doch wieder ein Kleid haben.

„Was? Schon wieder? Erſt vor drei Jahren ...“

Da war ſie noch nicht ſechzehn Jahre; ſeitdem iſt ſie erſt recht aufgeſchoſſen. Eingelegt war das Kleid; es iſt ſchon einige Mal nachgelaſſen, nun geht es aber nicht mehr. Pinchen laß einmal das Blumenpflücken, und ſteh auf ... Da ſiehſt Du? Kaum ſind noch die Waden bedeckt.

„Nun, ich ſehe noch gar nicht, daß es ſo ſehr zu kurz iſt. Aber doch unverantwortlich, wie das Mädchen wächſt. Daran biſt Du wieder Schuld, ſonſt Niemand. Das kommt von dem Ueberfüttern.“

In einem Vierteljahr werden vielleicht die Kniee zu ſehen ſeyn. Bedenke doch, was der Wohlſtand fordert!

„Wohlſtand, Wohlſtand! Eben das Mädchen macht, daß ich nimmermehr zu einigem Wohlſtand komme! ... Aus einem neuen Kleide wird nichts. Sie kann Sonntags zu Hauſe bleiben, und im Predigtbuch leſen.“

Und, mein Kind, daß Du immer ſagſt, Philippinchen ſoll nicht heirathen, kommt mir auch wunderlich vor. Du wirſt ſo bald nicht ſterben. Ach, Gott! ich glaube, Du ſtirbſt in Deinem Leben nicht. —

„Ha ha ha! In meinem Leben freilich nicht, aber in meinem Tode. Du biſt und bleibſt doch eine dumme Gans! Wenn's aber noch lange damit anſteht, ſoll es mir lieb ſeyn.“

O, es wird noch lange genug damit anſtehn; Du biſt ja geſund, wie ein Fiſch im Waſſer.

„Das thut meine Mäßigkeit in allen Dingen.“

Wirklich, Du biſt allzu mäßig, könnteſt Dir hier und da wohl manches zu Gute thun, was nicht einmal Koſten verurſachte. Aber weil Du ſelbſt doch ſagſt, daß Du einmal, trotz all' Deinem Verſtand und

Gelde, wirſt ſterben müſſen — gerade darum ſollte Philippine heirathen. Denn wer ſoll in der Folge erben, was wir haben?

„Sag nur nicht: was wir haben. Das Vermögen gehört mir. Haſt Du mir zweihundert Thaler eingebracht, ſo haſt Du mir wohl dreihundert gekoſtet.“

Nun gut, Dein Vermögen. Soll es denn in fremde Hände kommen? Iſt denn Dein eignes Fleiſch und Blut Dir nicht lieber, als weitläuftige Vettern und Muhmen?

„Ei, daran werde ich denken, wenn ich dermaleinſt dem Tode nahe bin.“

Aber, Du meinſt ja, erſt in dreißig Jahren würde es dahin kommen. Dann wäre Philippinchen beinahe funfzig Jahre, und das Heirathen könnte auch nicht mehr helfen.

„Im Grunde iſt es unartig, Frau, daß Du ſo oft von meinem Tode ſprichſt. Das hört Niemand gern, und ich habe doch erſt fünf und vierzig Jahre auf dem Nacken. Daß Du es übrigens lieber ſehn würdeſt, wenn ich heute ſtürbe, als morgen, weiß ich ſehr gut.“

Das wohl nicht. Aber Du würdeſt Dich freun, wenn Du mich begraben laſſen könnteſt; dann koſtete ich Dir nichts mehr.

„Ich werde mich aber hüten, daß ich Deinen Wunſch erfülle.“

So viel an mir liegt, ich auch. Du kannſt aber ruhig ſeyn; ich werde Dich nicht überleben, habe nun einmal kein Glück in der Welt.

„Kein Glück? Sei nicht undankbar gegen den Himmel! Dein Vater lief mit dem Puderquaſt umher; und Du haſt einen Mann, der nur Gottfried Lund zeichnen darf, ſo gilt es an der Börſe wie baares Geld.“

Was hab' ich von dem Mann, was hab' ich von dem Geld? Doch laß uns nicht von ſolchen verdrießlichen Dingen ſprechen.

Lieber wollen wir nachgerade an Philippinchens Heirath denken.

„Da kömmſt Du ſchon wieder mit Deinem wir! Ich bin Mann, und werde ſagen, wie ich's haben will; ihr müßt Order pariren. Bei dem Allen — wenn ſich Einer fände, ein ſolider Mann bei Jahren, der keine Ausſtattung verlangte, keinen Heller — wer weiß, was ich thäte! So brauchte ich das Mädchen doch nicht länger zu ernähren.“

Nach dieſer Unterredung ſchien unſern Lund denn doch bisweilen ein Gedanke an die Verheirathung ſeiner Tochter zu beſchäftigen. Er ſagte einige Mal: „Ich hätte wohl einen Bräutigam für Philippinen; nur wird ſie ihm zu hübſch ſeyn. Ich kenne ihn; das hat er nicht gern.“ Wenn ſeine Gattin nun fragte, wer es ſei, und ob ſie den Auserwählten kenne; dann gab er zur Antwort: „Noch iſt es nicht ſo weit; erſt muß ſeine Frau ſterben. Da ſie aber an einem ſogenannten Scirrhus leidet, ſo kann es damit höchſtens noch ein Paar Jahre währen.“

Es währte aber nur ein Paar Monate, und Herr Kauſer (ſo hieß der von unſerm Lund zum Schwiegerſohn Erwählte), ebenfalls ein wohl renommirter Handelsmann in Material- und Spezerei-Waaren, ſah ſich in den Wittwerſtand verſetzt. Er galt an der Börſe für gut, und daneben für Lunds Pylades oder Jonathan, indem Beide völlig gleichen Sinnes waren. Er mochte etwa funfzig Jahr alt ſeyn; aber für jedes konnte er auch wenigſtens tauſend Thaler auf den Tiſch zählen, und war folglich ein nicht zu verachtender Liebhaber, was den einen Punkt betraf. Sollte in anderen Punkten auch etwas zu erinnern ſeyn, meinte Herr Lund, ſo müſſe man über den Hauptpunkt die Nebenpunkte vergeſſen. Noch vor dem Ableben der Frau Kauſer, hatte Lund den nunmehrigen Wittwer befragt: ob nach demſelden Philippine wohl auf ſeine Hand rechnen dürfe, vorausgeſetzt, daß ſie nur eine leere Hand bringe, und alle Mitgabe 'a Conto geſtellt ſei, bis nach des Vaters Tode. Herr Kauſer nahm die Sache in Bedenken, und bedachte heraus: daß es ja vollkommen einerlei wäre, ob Lund oder er Philippinens Geld im Handel umwendete; daß Jener damit eben ſo viel verdienen würde, wie er ſelbſt, und auch eben ſo wenig unnütz verthun. Ein ſo edles Vertrauen zwiſchen Beiden konnte in der That an Oreſt und Pylades erinnern.

Als die wohlſelige Frau Kauſer ihrer ſanften Ruheſtätte entgegen fuhr, mußte auch Herr Lund ſie begleiten, und in der Kutſche des Leidtragenden, welche dem Trauerwagen zunächſt folgte, ſeinen Ehrenplatz nehmen. Er hatte eine ſchwarze Kleidung dazu entlehnt, und zuvor ſeiner Ehehälfte geſagt: Philippine möchte ſich bereit halten, ihren Bräutigam hernach zu empfangen;

denn um nicht viele Zeit an den Geſchäften zu verlieren, würde er mit demſelben gleich hieher kommen. Auf dieſe Art könnten zwei Förmlichkeiten zugleich abgethan werden.

Frau Lund hatte doch ſo viele Begriffe von Anſtand, daß ſie erinnerte: es würde an dieſem Tage ſich wenig ziemen, und ſolche Eil beſonders dem Bräutigam übel gedeutet werden.

Herr Lund erwiederte: Solide Geſchäftsleute ſchöben nicht auf, was ſie einmal thun wollten, und fragten nach dem Urtheil der Welt gar nicht. Uebrigens ſollte es eben keine Verlobung vor Notar und Zeugen ſeyn, wovon er ſelbſt einräume, daß ſie für den Begräbnißtag nicht recht paſſend ſeyn würde; ſondern bloß ein vorläufiges Verſprechen, im Kreis der nächſten Verwandten. Es wäre zugleich eine Gelegenheit, daß Braut und Bräutigam einander kennen lernten.

Frau Lund fragte: welches Kleid nun

Philippine anziehen ſollte. Wie ſie bei dem Spaziergang vor etlichen Monaten vorausgeſagt habe, ſei durch Philippinens abermaliges Wachsthum das einzige Sonntagskleid nun ſo kurz geworden, daß wenigſtens die Strumpfbänder zum Vorſchein kämen. So könne Philippine ſich doch einem Bräutigam nicht zeigen!

Herr Lund ſtampfte mit beiden Füßen. Meinen Sürtout, rief er, den ich im Comptoir zu tragen pflege, habe ich nun zwölf Jahre. Warum kann Philippine nicht auch ein Kleid zwölf Jahre tragen? Ein Kleid, das ſie obenein nur Sonntags anzieht! Eigentlich müßte es ſiebenmal ſo lange halten, als mein Sürtout, ergo vier und achtzig Jahre!

Die Mutter wandte ihm ganz vernünftig ein: daß er in den verfloſſenen zwölf Jahren, die er den Sürtout beſitze, auch nicht mehr gewachſen ſei. Zugleich äußerte ſie den Wunſch: aus einem Kleiderladen einen fertigen Anzug gekauft zu ſehn, der ſich für eine Brautbeſichtigung zieme.

Poſſen! rief Herr Lund; ſie mag in dem alltäglichen Hausanzug von Damis erſcheinen.

Es iſt ja nicht einmal Damis, ſagte Jene; nur gefärbte ſchlechte Leinwand. Und auch ſchon alt, geflickt, unten ein breiter Saum angenäht, deſſen Farbe abſticht.

„Thut nichts! Da ſieht Freund Lauſer, daß man hier nicht überflüßige Haushaltungskoſten ins Caſſa-Buch notirt, obwohl er ſich das ohnehin vorſtellen kann. Und Philippine — auch einer von ihren Fehlern, daß ſie nur allzu hübſch iſt — ſoll ihm nicht gut in's Auge fallen. Er möchte ſonſt zurückziehn; es kömmt ihm auf das Netto bei einer Frau an, nicht aufs Brutto, und die Schönheit iſt immer ein Brutto, wovon der Mann nur unnütze Laſt hat. Er muß ſorgen, wachen, daß nicht Andere zu der Waare Luſt bekommen, und je mehr eine

Frau weiß, daß ſie paſſabel ausſieht, je ärger quält ſie den Mann noch um hübſche Emballage. Ich habe oft geſagt, daß ich etwas darum gäbe, wenn Philippine häßlich wäre. Als Heirathsartikel iſt es doch immer einerlei; der Mann gewöhnt ſich an eine häßliche Frau, wie an eine hübſche; nach Jahr und Tag weiß er nicht mehr, wie ſeine Frau ausſieht. Doch er kann bei den Geſchäften ruhiger ſeyn, und braucht nicht an der Börſe zu denken: jetzt iſt ein Hausfreund bei meiner Frau; wenn er ſo klug geweſen iſt, ſich eine zu nehmen, die nicht hübſch iſt.“

Dabei hatte es ſein Bewenden. Philippine erfuhr mit geheimen Grauen ihre Beſtimmung. Nie hatte ſie Herrn Kauſer geſehn; aber es fehlte ihr nicht an natürlichem Verſtande, um a priori zu ſchließen: der Vater würde ihr wohl eben nicht einen liebenswürdigen Mann ausſuchen.

Die Leſer könnten mit Recht fragen:

woher Philippine doch einen Begriff von Liebenswürdigkeit genommen habe? In der That war ſie einſt gar ſchlecht unterrichtet worden, kam nur bei den ſchon erwähnten Gelegenheiten aus, und ſah weiter Niemanden, als die Hausgenoſſen. Denn hatte Jemand in Geſchäften mit Lund zu reden, ſo mußten die Frauenzimmer ſich entfernen, wenn ſie nicht ohnehin häusliche Verrichtungen hatten.

Bei dem Allen war Philippine nicht ganz ungebildet. Erſtlich hatte ſie einen lebhafteren natürlichen Verſtand, als ihre Mutter. Zweitens ereignete ſich aber auch ein Umſtand, wodurch einige Entwickelung dieſer Anlage entſtehen konnte, und wirklich entſtand.

Vor Jahr und Tag hatten ſich Lunds Geſchäfte dergeſtalt erweitert, daß er, neben den gewöhnlichen Ladendienern, eines Buchhalters bedurfte. Er hatte zeither die Verrichtungen deſſelben theils allein beſorgt, theils den älteſten ſeiner Ladendiener dazu gebraucht. Dieſer ging nun von ihm ab; von den übrigen hatte keiner die nöthigen Kenntniſſe, und überdem war, wie ſchon geſagt, der Kreis, in welchem man ſich tummelte, bei weitem größer geworden.

Als Lund damal einen Buchhalter ſuchte, war es nicht leicht, einen nach ſeinem Wunſch zu finden. Junge Handelsbefliſſene von Erziehung und mannichfachen Kenntniſſen pflegten ein gutes Gehalt, gute Beköſtigung, und eine anderweitige gute Behandlung zu wollen. Lund verlangte nun mehr Kenntniſſe, als er ſelbſt hatte: der Buchhalter ſollte in franzöſiſcher, engliſcher und italiäniſcher Sprache Correſpondenz führen, was Lund nicht verſtand, was aber geſchehen mußte, in ſo fern er die zeither nur auf Deutſchland beſchränkten Geſchäfte über deſſen Gränzen hin ausbreiten wollte. Diskonto und Handel mit Papiergeld waren nicht mehr ſo lebhaft wie ſonſt; Lund hatte namhafte Summen liegen, und mußte ſehn, wie er den größtmöglichen Ertrag davon zöge. Trieb er indeß auch manchen Großhandel, ſo lebte er doch immer noch auf dem Fuß eines Kleinkrämers; ja, ſelbſt bei dem kleinſten unter den Kleinkrämern würde man wohl kaum eine ſo armſelige Lebensweiſe gefunden haben. Unter dieſen Umſtänden wollte er zwar bei ſeinem Buchhalter ungemein große Kentniſſe, aber ihn nur ſchlecht beſolden und ſchlecht beköſtigen. Auch ſollte der Buchhalter ſich — mitunter wenigſtens — gefallen laſſen, daß er ſchlecht behandelt würde; denn in dem, was man behandeln nennt, ging Lund mit ſeinen Ladendienern gar wenig zart um: ſie mußten Rippenſtöße und andere handgreifliche Weiſungen hinnehmen, und wurden nicht allein in der dritten Perſon angeredet, ſondern häufig auch in den Vocativen der Subſtantive Eſel, Schlingel, Lümmel u. ſ. w. Dies hatte freilich die Folge, daß keiner ſo leicht ein halbes Jahr bei ihm aushielt.

Als er ſich jetzt an der Börſe in ſeiner Abſicht umthat, und die Mäkler um junge Handelsbefliſſene mit vorzüglichen Kenntniſſen befragte, gab es deren wohl, die ein Unterkommen ſuchten, doch nicht Einen, der es bei Lund finden wollte. Wurde ihnen nur der Name genannt, ſo hörten ſie auch ſchon auf, von der Sache zu ſprechen, und die Mäkler waren alſo nicht im Stande, Herrn Lund ein taugliches Subjekt nachzuweiſen. Einige Monate blieb deſſen Abſicht unerfüllt; dann meldete ſich aber ein hübſcher junger Menſch von ſelbſt bei Herrn Lund, mit der Anfrage; ob er bei ihm die Stelle eines Buchhalters bekommen könne.

Lund maß ihn vom Wirbel bis zu den Sohlen. Letztere waren etwas ſchadhaft, und dort die Haare ohne alle Zierlichkeit geordnet. Ein abgetragner Ueberrock von ſchlechtem Tuch kam hinzu. Dies Alles konnte dem Prüfenden ſchon gefallen. Der junge Menſch hielt, dem Anſehen nach, nicht auf windige Eleganz, und trug ſeine Kleidungsſtücke ſo lange als möglich. Alſo konnte er ſich auch mit wenigem Gehalt begnügen

Herriſch fragte ihn Lund: ob er Zeugniſſe aufzuweiſen habe. Jener nahm deren mehrere aus einem wurmſtichigen Taſchenbuch. Sie waren von namhaften Häuſern in Hamburg, Wien und Leipzig ausgeſtellt, wo der Jüngling conditionirt hatte, und klangen ſehr löblich.

Lund hielt ſie gegen das Fenſterlicht, um zu ſehen, ob auch nichts darin radirt und beliebig geändert ſei. Dann fragte er barſch: „Aber warum blieb man nicht länger an einem Orte, und zieht umher, wie die Zigeuner?“

Beſcheiden wurde ihm geantwortet: Um an verſchiedenen Orten meine Kenntniſſe zu erweitern.

Nun mußte der junge Mann zur Probe

einige verwickelte Handelsrechnungen machen, oder löſen. Hierauf verſtand ſich Herr Lund; und er ſah nun, daß es ſchnell, richtig, und mit einer ſaubern Handſchrift vollzogen ward. Gleichwohl tadelte er Einiges daran.

Nun führte er den jungen Mann in ſeine Speicher und Niederlagen. Dort mußte er die Waaren nennen, ihre Güte beurtheilen, und ihre Preiſe abſchätzen. Auch hier beſtand er wenigſtens ziemlich.

Lund ſchüttelte aber dennoch den Kopf, ging wieder mit ihm ins Comptoir, und verlangte Geſchäftsbriefe in mehreren Sprachen, nach einem durch ihn beſtimmten Inhalt.

Sie waren bald vollendet, und hatten ein zierliches Anſehn. Selbſt konnte Lund ſie nicht beurtheilen, und beſchied deshalb Jenen auf den folgenden Tag wieder zu ſich.

Unterdeſſen zeigte er die Briefe einigen Kaufleuten und Mäklern, die fremde Sprachen verſtanden, und hörte, daß nichts dara zu tadeln ſei.

Ketter — ſo hieß der junge Mann — fand ſich um die beſtimmte Zeit wieder ein.

Ganz bin ich zwar nicht zufrieden, ſagte Lund; indeß — ich will's verſuchen. Was verlangt man an Gehalt?

Zu ſeiner Befremdung ward nur eine höchſt mäßige Summe vorgeſchlagen. Lund bot demungeachtet nur die Hälfte. Der junge Menſch zuckte die Schultern, berief ſich auf die theure Zeit, und den Umſtand: daß er eine unvermögende Mutter habe, die er unterſtützen müſſe. Doch, ſetzte er hinzu, will ich für das nächſte Vierteljahr einſchlagen; auf die Bedingung, daß mir der Herr Principal Einiges zulegen, wenn meine Dienſte Ihnen genehm ſind.

„Das kann vielleicht geſchehn, erwiederte Herr Lund; doch muß ich erinnern, daß man nur Hausmannskoſt finden wird.“

Daran bin ich in meiner Jugend gewöhnt worden, und ſie iſt mir die liebſte.

„Auch, daß man nicht zu empfindlich ſeyn darf. Ich habe ein etwas hitziges Naturell, meine es aber gut."

Ich werde mich ſtets um die Zufriedenheit des Herrn Principals bemühn; ſo darf ich keinen Unwillen fürchten.

„Auch, daß man nicht auf einerlei Arbeit muß beſchränkt ſeyn wollen. In meinem Hauſe kömmt mancherlei vor; und wer in meinem Lohn und Brot ſteht, muß überall mit angreifen, wo es Noth thut."

Gern werde ich Ihnen ſo viele Dienſte leiſten, als ich nur vermag.

„Auch, daß man ordentlich ſeyn muß, nicht Abends und Sonntags auslaufen, keine junge luſtige Bekannten in's Haus ziehn, die Unfug treiben."

Die Pflicht der Ordnung verſteht ſich von ſelbſt; übrigens bin ich hier fremd, und habe keine Bekannten.

„Noch Eins! Man hat nur eine

Kammer; auf eine geheitzte Stube laſſe ich mich nicht ein.“

Ich bin jung und nicht froſtig.

„Am beſten auch, ein junger Menſch wärmt ſich das Blut durch Arbeit. Nun — wann will man anziehn?“

Noch heute; in dieſem Augenblick, wenn Sie es befehlen.

„Gut; ſo ſetz' Er ſich gleich an den Schreibtiſch.“

In dem Augenblick, wo ſich Lund in den wirklichen Principal des Buchhalters verwandelt hatte, verwandelte er auch das bisherige man in die Anrede Er. Andere Buchhalter würden ihm die dritte Perſon mindeſtens zurückgegeben haben; Ketter hingegen war ſo beſcheiden, daß er ſich gefallen ließ, was Herrn Lund gefiel.

Dieſer hatte auch ſpäterhin nicht die mindeſte Urſache, Ketters Anſtellung zu bereuen. Er verrichtete die ihm aufgegebenen Geſchäfte nicht allein pünktlich, ſondern brachte auch, durch ſeinen klugen Rath, dem Brotherrn manchen namhaften Vortheil. Er aß und trank ſo mäßig, wie es ein Harpagon nur verlangen konnte; und waren am Abend die Comptoirgeſchäfte vollendet, hatte er nichts dagegen, wenn Lund ihn anwies, mit ſeiner Frau und Tochter Spezereien zu verleſen, oder Düten zu kleiſtern. Ungemein ſelten ging er Sonntags aus, und immer kam er ſchon nach einer Stunde zurück. In allen Stücken konnte Lund ſowohl auf die ſtrengſte Redlichkeit, als auf ſeinen treuſten Eifer, den Nutzen der Handlung zu fördern, bauen.

Hatte indeß der Kaufmann, bei ſo vielem Vortheil, keinesweges Urſache zur Reue, ſo ärgerte er ſich dennoch über den Buchhalter; beſonders, als das erſte Vierteljahr zu Ende ging. Lund war ſo weit entfernt, ihm nun eine Gehaltszulage zu bewilligen, daß er vielmehr an einen Abzug dachte. Bei den Ladendienern pflegte das immer zu geſchehn; ſie hatten irgend etwas zerbrochen, das ihnen zu einem viel höheren, als dem wirklichen, Preiſe angerechnet wurde, oder es fehlte irgend etwas; genug, Herr Lund verkürzte ihnen den Lohn, und nicht ſelten bekamen ſie gar nichts, oder mußten wohl noch zugeben. Einen ähnlichen Anlaß konnte nun der Principal bei ſeinem Buchhalter nicht auffinden, wie emſig er auch danach ſuchte; ja, nicht einmal eine Urſache, ihn zu ſchelten. So konnte er auch, wenn beim Ablauf des Vierteljahrs Ketter etwa an die ausbedungene Zulage erinnerte, ihm nicht das Mindeſte vorwerfen, um die Anſchuldigung zu begründen: er ſei nicht zufrieden genug mit ſeinen Dienſten, um ſein Gehalt zu erhöhen. Deshalb brach er manche Gelegenheit vom Zaun, den jungen Menſchen zu ſchelten. Doch auch hier wurde ihm nur Geduld entgegengeſetzt, und als die erſten drei Monate verfloſſen waren, erinnerte ihn Ketter nicht an jene Bedingung, ſondern ließ das kleine Gehalt auch ferner gelten.

Die Abendſtunden, wo Ketter ſich mit den Frauenzimmern beſchäftigen mußte, hatten indeß ihre Nebenwirkungen. Lund pflegte dann oben in eine wohlverwahrte Kammer zu gehn, die ſeine baaren Summen, und ſolche Papiere enthielt, wovon Andere nichts wiſſen ſollten. Stundenlang ſchloß er ſich dort ein, zählte, rechnete und ſchrieb. In ſeiner Gegenwart ſprach Ketter von nichts als von Geſchäften, und meiſtens nur, wenn er befragt wurde; an die Frauenzimmer richtete er nie ein Wort; es hatte das Anſehn, als wäre der junge Mann zu blöde und verlegen dazu.

So verhielt es ſich aber in der That nicht; denn ſobald Lund ſich entfernt hatte, erzählte Ketter Jenen Manches von den großen Städten, worin er ſich aufgehalten hatte, oder knüpfte andere Geſpräche an, in welchen er ſich geiſtreich genug zeigte. Das unterhielt die ſo einſam gehaltenen Frauenzimmer angenehm; beſonders merkte Philipp pine eifrig auf Ketters Reden, und zog manche Belehrung daraus. Ihre Mutter hatte nichts dagegen, und ſie ſelbſt ſchöpfte immer mehr Vertrauen zu dem jungen Mann. Er äußerte ſich nun auch offen über den Umſtand, daß Philippine ſo wenig Unterricht bekommen hätte, da, bei ihren vortrefflichen natürlichen Anlagen, ihr doch ein mannichfacher zu wünſchen ſei. Frau Lund ſagte: Zu ſo etwas giebt der Alte kein Geld her; ich ſelbſt ſehe wohl ein, daß es Schade um Philippinchen iſt, die hier ganz verſauern muß, kann aber nichts dabei thun. Nun erbot ſich Ketter, in den Abendſtunden zuweilen aus einem guten Buche vorzuleſen. Jene ließ das gern geſchehn, hörte ſelbſt mit großem Vergnügen zu, und willigte auch ein, daß Philippine ſolche Bücher mit in ihre Schlafkammer nehmen, und ſich dort noch daraus belehren konnte. Der junge Mann ſchrieb ihr auch kleine Aufgaben nieder, mit denen ſie ſich einſam beſchäftigen ſollte. Daß man dies Alles vor Lund geheim halten mußte, verſteht ſich von ſelbſt.

So gelangte Philippine nach und nach zu verſchiednen nützlich belehrenden Schriften. Ketter gab ihr Wilmſens Kinderfreund, Raffs Naturgeſchichte, Campens Rath für ſeine Tochter, einige auserleſene Schauſpiele, einige Romane von moraliſcher Tendenz, und mehr, was Geiſt und Herz bilden konnte. Je angenehmer Philippinen die neuen Beſchäftigungen wurden; deſto mehr Zeit wendete ſie darauf, ſo viel ſie es vor ihrem Vater konnte. Noch kein Jahr war verfloſſen, und man hätte ſagen mögen: mit Philippinen habe ſich ein halbes Wunder ereignet. Das ſonſt kalte, ſtumme, oder einſilbige Mädchen, an dem nur bisweilen ein lebhaftes Augenblitzen, oder hie und da eine wohl treffende, aber doch übel ausgedrückte Bemerkung ein nicht ganz gewöhnliches Geſchöpf ahnen ließ, zeigte nun tiefes, warmes Gefühl, helles Urtheil, nicht ſelten gar muntern ſeinen Witz, und hatte im Gedächtniß mannichfache Kenntniſſe aufgeſammelt. Hatte das — ſcheinbare — Gänschen ſich dergeſtalt umgewandelt, ſo konnte man auch bei der Mutter (die Lund eine wirkliche Gans nannte) einige auffallende Entwicklung nicht verkennen. Wenigſtens hatte ſie mehr Umſicht, als ehedem, wußte die Menſchen richtiger zu beurtheilen, und vertraute den eignen Augen mehr.

Daß Lund von den Veränderungen, die mit Beiden vorgegangen waren, wenig merkte, war natürlich. Einmal verbargen ſie ſich klug vor ihm, und zweitens hatte er den Kopf zu voll von Geſchäften, als daß er auf die Frauenzimmer ſorgſam hätte achten mögen. Auch ſprach er mit ihnen immer nur vom Nöthigen, oder ſchalt über das Erſte Beſte. Ließ man ſich dort einmal unvorſichtig ein kluges Wort entfallen, ſo rief er: „Sehe doch Einer! die Philippine wird am Ende gar naſeweis! Willſt Du ſchweigen?" Oder auch: „Die Gans will noch auf ihre alten Tage klug thun."

Daß Philippine durch Ketters mündliche Unterhaltungen einen ſtarken Impuls auf Gemüth und Verſtand bekommen hatte, litt übrigens keinen Zweifel. In dem letzten Vierteljahre hatte ſie oft auch Gelegenheit, ihn allein zu ſprechen. Es geſchah während der ſonntäglichen Spaziergänge ihrer Eltern, welche ſie, bei dem Mangel an einem netten Kleide, nicht begleiten konnte. Indeß war Ketter viel zu rechtlich, Mißbrauch von dieſen Annäherungen zu machen; er unterrichtete Philippinen nur um deſto eifriger über moraliſche und andere nützliche Gegenſtände.

Philippine hatte jetzt auch einige Begriffe von männlicher Liebenswürdigkeit, und die mochte ſie hauptſächlich wohl in dem letzten Vierteljahre bekommen haben. Ketters Geſtalt war nicht unedel; er kleidete ſich zwar ärmlich und wenig zierlich, Philippine hatte indeß nur ſelten wohlgekleidete junge Männer geſehn, da ſie nirgend hinkam. Uebrigens hatte ſie wenig natürlichen Hang zum Putz, und daher war ihr auch der Anzug eines Mannes ziemlich gleichgültig. So viel ſah ſie indeß wohl, daß Ketter, wenn er ſich in eine elegante Kleidung würfe, andern artigen Männern keinesweges in der äußern Anmuth nachſtehn würde, die ſie einer ſolchen Kleidung verdankten.

Um ſo niedergeſchlagner mußte ſie aber ſeyn, als ſie vernahm, daß ein von ihrem Vater gewählter Bräutigam ſich ihr zeigen würde. Die Mutter war mit ihr beſorgt, wußte ihr aber keinen Troſt zu geben; denn Lund hörte auf keine Einreden, trat ihnen ſtets vielmehr mit Hitze und Härte entgegen, und ſetzte zuletzt immer deſpotiſch ſeinen Willen durch.

Nur Eine Hoffnung behielt Philippine noch, in dem Fall, daß ſie dem Bräutigam etwa nicht gefiele. Es war ihr daher lieb, in ſchlechter Hauskleidung vor ihm erſcheinen zu müſſen; ſie ſchwärzte dieſe Kleidung noch abſichtlich am Küchenherd, und machte ſich auch noch ſelbſt einige Rußflecken in das Geſicht. Daneben beſchloß ſie, gebeugt und linkiſch aufzutreten, und auf Alles, was der Bräutigam ſie fragen würde, ſo dumm und albern als möglich zu antworten.

Die Mutter ſagte zwar: Ich kenne Herrn Kauſer nicht, habe auch ſonſt nichts von ihm gehört; es wäre aber doch möglich, daß wir uns Beide irrten, und daß der Vater einen Mann ausgeſucht hätte, der Dir gefallen könnte. Alſo iſt es nicht klug gehandelt, wenn Du ihm zu mißfallen ſuchſt.

Nein, nein! ſagte Philippine; er wird mir nicht gefallen! Das weiß ich, ehe ich ihn noch geſehn habe!

Endlich rollte eine mit ſchwarzem Tuch überzogne Kutſche vor. Zwei ſchwarz gekleidete Männer ſtiegen aus, Herr Lund und Herr Kauſer. Die Luft war durch Regen

gerade

gerade ſehr trübe, und die Wohnſtube hinter dem Spezereiladen hatte nur Ein Fenſter in den etwas engen Hof, ſo daß es auch an hellen Tagen hier ziemlich dunkel blieb; und vollends bei ſolchem Wetter, als heute.

Philippinens ohnehin trübes und finſtres Geſicht bekam folglich nur ein ſehr mattes Licht; und da die Lilien und Roſen darin von den ſchwarzen Flecken entſtellt wurden, ſo that ihre Schönheit ſo gut als gar keine Wirkung.

Dazu kam auch noch, daß die kleine Stube, in welche die beiden ſchwarzen Männer jetzt traten, ſchon lange nicht mehr geweißt war.

Anfangs redeten ſie vom Börſencours, ohne ſich um die übrigen Anweſenden zu kümmern. Nach einiger Zeit brachte Herr Kauſer denn doch die Angelegenheit, welche ihn hieher führte, zur Sprache. Apropos, fing er an, wenn Ihr keine Ausſtattung gebt, ſo müßt Ihr doch die Hochzeit ausrichten. „Das werd' ich wohl bleiben laſſen," erwiederte Herr Lund; „wer heirathet, der trägt billig auch die Koſten. Man braucht indeß keinen närriſchen Aufwand zu machen. Ein Paar Zeugen, ein Paar Taſſen Kaffee, und damit gut."

Herr Kauſer dachte ein Weilchen nach, und erwiederte dann: „Nun, es iſt freilich, genau überlegt, am Ende gleichviel, ob Ihr die Hochzeit ausrichtet oder nicht. Das heißt, wenn es noch dazu kommt. Ihr wißt meine Bedingung. Wo iſt die Tochter? Bei dieſen Worten ſetzte er ſeine Brille auf die Naſe.

Lund dagegen brachte ſeine Ohren in Bewegung, indem er bald hinter dem einen, bald hinter dem andern kratzte. Das that er aus Verlegenheit und Beſorgniß, daß der Handel zurückgehn könne.

Kauſer fing wieder an: Iſt ſie ſchön, und putzt ſich gern, ſo nehm' ich ſie nicht. Dabei müßte ich mir den Schlag an den

Hals ärgern. Iſt ſie das hier? Hm — nun, es geht damit noch an. Mir wollte Jemand ſagen, ſie wäre ſchön. So arg iſt es damit eben nicht. Nach ihrem Anzug ſcheint ſie auch eine gute Wirthin zu ſeyn. Nun ja — ich laſſ' es mir gefallen.

Philippine, die erſt heimlich darüber ſeufzte, daß ſie keine Mühe angewandt hätte, reitzend zu erſcheinen, fuhr bei den letzten Worten zuſammen, als ergriffe ſie ein Fieberfroſt. Sie hatte jedoch, ſeitdem Herr Kanier ins Zimmer trat, nichts anderes empfunden als eine Reihe von kalten Fieberſchauern. Der zugewieſene Geliebte war ſchindeldürr, hatte ein erdgelbes, vielgefaltetes Geſicht, eine lange dünne Habichtsnaſe, ein ſpitzes Kinn, und ein Paar weitgeöffnete gelbbraune Augen, die gewöhnlich zwar ſehr matt ausſahen, aber doch von einem gewiſſen Iſegrimmsfeuer loderten, wenn ein Affekt ſie anregte. Die ſchwarze Kleidung war ihnen günſtig; ihr Leuchten trat nun mehr heraus.

Bon jour, Mamſell, krächzte jetzt erſt der Prüfende. Ich denke, wir wollen uns ſchon mit einander vertragen. Werden Sie eine gute Frau ſeyn, ſo bin ich ein guter Mann. So viel ſag' ich Ihnen aber vorher, ſpaßen laſſ' ich mit mir nicht. Servitür, Madam Lund!

Jetzt wandte er ſich halb um, auf's Neue mit dem Vater des Mädchens zu ſprechen, der jetzt viel leichter athmete, weil ſich kein Hinderniß gezeigt hatte. Nun ſah die Braut Herrn Kauſer, der ſeine Brille, nach vollendeter Prüfung, wieder abnahm, von der Seite. Dies hatte ſein Vortheilhaftes für die convexe Naſe und das concave Kinn. Der Zufall ließ aber dem Profil der Geſtalt noch einige maleriſche Ergänzungen angedeihen, welche der Fantaſie der Braut ungemein zu Hülfe kamen. Die weitgeöffneten Augen hatten bei ihr den Effekt eines abgebildeten weitgeöffneten Höllenſchlundes gethan. Die Wirkung des Profils entſprach jener Illuſion, nur daß ſie vom Reich zu dem Regenten überging. Das ſollte nun der Fantaſie noch über alle Erwartung leicht gemacht werden. Der Bräutigam hatte pechfarbne, mit grau durchmengte, ſtruppige Haare, an deren Verſchneidung lange nicht gedacht war. Nun ſträubten ſich am Scheitel zwei gekrümmte, ſpitz auslaufende Borſten auf, die, von der Seite geſehn, zwei mäßigen Hörnern glichen. Kauſer hatte ſich aber in den etwas kurzen Trauermantel dergeſtalt gewickelt, daß er ſich bis nahe an die Mitte des Leibes heraufzog. Und weil er darunter ſeinen Hut einklemmte, ſo fügte es ſich, daß eine Ecke deſſelben hinterwärts vorblickte, und zugleich einen rheinländiſchen Fuß lang den ſchwarzen Flor niederwallen ließ. Nichts konnte lebhafter an den Schweif erinnern, von dem man nicht weiß, ob ihn Lucifer wirklich hat, oder ob ihn die Maler nur freigebig damit beſchenken.

Philippine war indeß nun vom Grauſen übermannt, ſank ihrer Mutter halb ohnmächtig in die Arme, und rief zugleich, mit Wehmuth und Entſetzen zu gleichen Theilen in ihrer Stimme: Hu, der Teufel leibhaftig!

Herrn Kauſer gefiel das Compliment freilich ſchlecht, und Herr Lund wallte in dem grimmigſten Zorn darüber auf. Was Teufel, rief er, ſchickt es ſich für eine Braut, den Bräutigam Teufel zu nennen? Daß ich Dir nicht mit der flachen Hand an das gottloſe Maul komme! Du ſollteſt wirklich meinen, der Teufel wär' es!

Philippine ſtotterte: Beßter Vater, ich flehe Sie um Erbarmen an! Geben Sie mir den Tod, nur dieſen Mann nicht. Ich kann ihn nicht heirathen! Mir graut und ſchaudert vor ihm —

Jungfer Naſeweis, fiel Herr Lund ein,

wird Sie gefragt? Hat Sie auch eine Stimme?

Jene fuhr fort: Ich eigne mich auch nicht für ihn.

Donnernd gebot ihr der Vater, zu ſchweigen, und fügte hinzu: Will das Ei klüger ſeyn, als die Henne? Ich muß wiſſen, was zuſammen paßt!

Frau Lund, ihre Tochter im Arm haltend, brach nun in Thränen aus, und rief: Nein, lieber Mann, der Unterſchied in den Jahren iſt zu groß. Mache Dein Kind nicht unglücklich!

Seht doch, entgegnete der liebe Mann; will die Gans auch drein ſchnattern?

„Ich bin Mutter, und gebe meine Einwilligung nicht.“

Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht um Deine Einwilligung gefragt, und werde es auch bis an mein ſeliges Ende nicht thun.

Ei, fiel Herr Kauſer ein, mein lieber

Lund, das hätte ich nicht gedacht! Eure Frauenzimmer ſind ſchlecht gezogen. Uebrigens thut bald, was Ihr thun wollt; ich habe Poſttag, und verliere meine Zeit.

Gut, entgegnete Herr Lund, ich werde Euch vorläufig mit dem Mädchen verſprechen. Ein Zeuge muß wohl noch dabei ſeyn. Ich rufe meinen Buchhalter.

Er ging, und der Bräutigam wandte ſich unterdeſſen an Philippinen. Mamſell, ſagte er, glauben Sie nicht etwa, daß ich ſo einfältig bin, Ihnen nicht in's Herz zu ſehn. Es iſt nur Verſtellung und Ziererei. Sie heirathen für Ihr Leben gern, ſind froh, daß ich gekommen bin. Man kennt die Jüngferchen, ſie machen's alle ſo. Meine ſelige Frau wollte auch durchaus nicht, der Vater mußte Gewalt brauchen. Aber ſie widerſetzte ſich nur zum Schein; die Gewalt wäre gar nicht nöthig geweſen. Aergern Sie doch Ihren Vater nicht unnützer Weiſe.

Sie ſtellen ſich, als wollten Sie das nicht, was Ihnen doch ſehr lieb iſt.

Lund fand ſich wieder ein; Ketter folgte. Hier iſt ein Zeuge, fing Jener an; nun kein Sperren mehr, Jungfer Naſeweis! Hingegangen zu Herrn Kauſer, geſagt: lieber Bräutigam, ich freue mich, daß ich die Ehre haben ſoll, Ihre Frau zu werden. Dann ein Küßchen in Ehren gegeben. Allons, wie lange währt's?

Ketter ſtaunte. Herr Lund, rief er, um Gottes willen! was denken Sie zu thun!

Mit großen Augen fragte dieſer: Wa ... wa ... wa ... was iſt das?

„Sie könnten Ihre liebenswürdige Tochter ſo hinopfern?“

Wa ... wa ... was geht Sie das an, junger Herr? Zeugen ſollen Sie, die Ohren brauchen, nicht den Mund. Wie kann ſich auch der Buchhalter unterſtehn, ſeines Principals Verfahren zu tadeln! Da ſoll ja ...

„Wie unedel muß ein Mann fühlen, der nicht allein an eben dem Tage, an welchem er die vorige Gattin begraben hat, ſich abermal verſprechen will, ſondern auch ein Mädchen, das Grauen vor ihm einer Ohnmacht nahe bringt, durch Zwang an ſich gefeſſelt kann ſeyn wollen!“

Ich ſage Ihnen meinen Dienſt auf! — Herr Kauſer rief: Und dann muß es an der Börſe öffentlich geſagt, ja ſelbſt den Handelsfreunden weit umher geſchrieben werden: daß er widerſpenſtig gegen ſeinen Principal geweſen iſt, einen ſoliden angeſehenen Kaufmann, dem er Reſpekt ſchuldig war, mit himmelſchreiend unehrerbietigen Worten beleidigt hat. An keinem Orte muß er wieder eine Condition finden! Aber die Zeit vergeht. Macht fort, Lund!

Der junge Mann rief: „Weigern Sie ſich Philippine! Es gilt das Glück Ihres Lebens. Die Geſetze berechtigen Sie, da

Ihren Gehorſam zu verſagen, wo man Sie zwingen will, in Ihr Verderben zu gehn!

Philippine hatte mehr Muth, ſeitdem Ketter eingetreten war. Feierlich ſchwör ich, ſagte ſie, daß ich dieſem Mann nie meine Hand geben werde, und ſollte ich darüber auch untergehn.

Frau Lund küßte ihre Tochter, billigte, was ſie geſagt hatte, und verſprach ihren Beiſtand nach allen Kräften.

Nun liefen die beiden Schwarzen in blindem Zorn mit den Köpfen an einander, und wurden durch den Schmerz noch wilder. Xavier trat mit eingeſtemmten Armen vor Philippinen hin, und ſah ihr mit ſo ſtrafenden und drohenden Blicken in's Geſicht, daß ſelbſt die Tapferkeit davor hätte zittern mögen. Zu Worten gelangte ſein Grimm dagegen nicht; Lunds Flüche hätten ſie auch übertäubt.

Seitdem ihm Ketters kluge Thätigkeit wichtige Vortheile gebracht, hatte Lund das

Er doch in eine höflichere Anrede umgeändert, weil er meinte, das Sie koſte ja nichts, und der junge Mann könne es anſtatt einer Gehaltszulage in Empfang nehmen. Jetzt aber rief er die Anrede mit Er zurück, nachdem ſchon Flüche vorhergegangen waren. Er packte den jungen Mann zugleich an der Bruſt, und ſchrie: Bu — bu — Burſche! Er will meine Tochter zum Ungehorſam verleiten? Wa — wa — was geht meine Tochter Ihn an?

Kaltblütig hielt Jener ihn ab, und ſagte: Viel geht ſie mich an. Ich ſage muthig, daß ich Philippinen liebe. Zuerſt ſah ich ſie in der Kirche, wo ihre Schönheit mich bezauberte. Ich wünſchte, ihr nahe zu ſeyn, um mir ihre Gegenliebe erwerben zu können. Darum kam ich in Ihr Haus, fügte mich in jede Ihrer wunderlichen Launen, ſuchte durch Redlichkeit und Fleiß meines Principals Wohlwollen zu verdienen. Schon manchen Jünglingen gelang unter ſolchen Umſtänden endlich, was ſie Anfangs nimmer hoffen durften. Ich machte einen ähnlichen Entwurf, ob mich ſchon nicht Philippinens Reichthum, ſondern ihre Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Daher bediente ich mich einer Liſt, doch keiner Argliſt, ſondern einer ſchuldloſen, auch dem Redlichen erlaubten. Geben Sie mir Philippinen ohne alle Ausſtattung. Ganz ſo unbemittelt, wie ich es vorgab, bin ich nicht, und traue mir hinreichende Geſchicklichkeit zu, eine Frau zu ernähren.

Philippine rief: Auch ich geſtehe freimüthig, daß ich ihn liebe.

Die beiden Schwarzen geberdeten ſich, als wollten ſie mit den Köpfen gegen die Wände laufen, Wände und Köpfe zugleich einſtoßen. Doch beſannen ſie ſich noch, und ſprachen in dem heftigſten Zorne, beide zugleich. Herr Lund rief zitternd: Alſo hat Er ſich wie ein Betrieger in mein Haus geſchlichen, und obenein mir die Tochter verführt! Nicht genug, ſolchen Böſewicht fortzujagen; verhaften, einſtecken laſſen muß man ihn. Ich will auf der Stelle zu dem Polizeiamt!

Er klemmte ſeinen Trauermantel in die Thür, als er beim Weggehn ſie hinter ſich zuwarf, und ließ ihn, wie Joſeph, lieber fahren, als daß er noch zaudern mochte.

Herr Kauſer hatte mit ihm zugleich geſprochen: O, wenn es hier noch einen jungen Wildfang giebt, der einem ſoliden Geſchäftsmann böſe Tücke ſpielen könnte; wenn das Jüngferchen obenein in ihn vernarrt iſt, ſo kann ich mich bei einem vorläufigen Verſprrchen nicht beruhigen. Ich hole einen Notar; gleich Schwarz auf Weiß, unterzeichnet und gehörig beſiegelt.

Er ging auch, blieb aber in den Mantel gewickelt; und dies kam ihm zu Statten, wie man ſogleich hören wird.

Nie, ſeitdem er lebte, hatte ſich Lund ſo heftig geärgert, wie dieſen Abend.

Der Zorn hatte auch ſeinen ganzen Körper in den ſtärkſten Schweiß geſetzt. In ſeiner blinden Wuth hatte er gar nicht bedacht, was jetzt das Klügſte ſei. Ihm, einem guten Rechner, mußte jeder Strich durch die Rechnung ein Dorn im Auge ſeyn. Der heutige lange aber brachte ihn faſt ganz von Sinnen.

So rannte er davon, und bemerkte nicht, daß ſich der vorhin mäßige Herbſtregen in einen Platzregen verwandelt hatte, den man beinahe einen Wolkenbruch hätte nennen mögen. Es war ziemlich weit nach dem Polizeiamt. Jupiter pluvius drang durch den ſchwarzen leichten Rock, und überſchwemmte die Oberfläche des Körpers zum zweiten Male. Heiße und kalte Näſſe vertrugen ſich nun ſo ſchlecht, daß aus ihrem Zwieſpalt ein Zwieſpalt zwiſchen Lunds Leib und Seele entſtand, deſſen Natur gewiß irgend ein Arzt den Leſern gern erklären wird, wenn ſie ihn höflich darum fragen.

Genug, Lund erkältete ſich plötzlich auf ſeinen glühenden Zorn, und fiel, ehe er noch das Polizeiamt erreicht hatte, auf der Straße nieder. Daß er gerade in einen Rinnſtein fiel, und daß einige Zeit verging, ehe man ihn aufhob und ins Trockne brachte, vermehrte die Folgen der Erkältung bis zu einem ſehr hohen Grade.

Bei einem Platzregen gehen natürlicher Weiſe ſchon wenige Menſchen aus dem Hauſe, und in einem Rinnſtein kann man länger unbemerkt bleiben, als mitten auf dem Fahrdamm.

Erſt nach einer Viertelſtunde wurde Lund geſehn, und erkannt, doch im Anfang für betrunken gehalten, bis verſtändige Leute bemerkten; der, bei ſeinem Geitze, habe ſich gewiß nicht betrunken; ihm ſei eine Ohnmacht, ein Krampf, wo nicht gar ein Schlagfluß, zu geſtoßen.

Endlich zog man den Röchelnden aus der Tiefe, und ſchaffte ihn mit einem Tragſeſſel in ſeine Wohnung. Ehe dies geſchah, unterſuchte noch ein vorbeigehender Chirurgus ſeinen Zuſtand.

Als vorhin die beiden Schwarzen weggeeilt waren, thaten die zurückgebliebnen Frauenzimmer, was Frauenzimmer unter ſolchen Umſtänden zu thun pflegen: ſie ließen Klagen auf Thränen folgen, und dann wieder Thränen auf Klagen. Dem Buchhalter fiel das Tröſten anheim, obwohl er ſelbſt Troſt bedurfte. Er ſagte indeß: Standhaft, gute Philippine; man kann und darf Sie nicht zwingen. Wenn Ihre Mutter ſich nicht zur Einwilligung bewegen läßt, ſo muß ihr Wort doch auch gelten. Ich kann nun nicht mehr im Hauſe bleiben, ob ich es gleich mit Schmerz verlaſſe. Eine Verhaftung beſorge ich zwar nicht, will auch vor jedem Richter vertreten, was ich gethan und geſagt habe; Herr Lund hat mir aber den Dienſt aufgekündigt. Nun, meine Bücher ſind in Ordnung. Nur eine kurze Anweiſung für meinen Nachfolger, und ich kann noch heute gehn.

Philippine bat ihn weinend, zu bleiben, und ſie in der Noth nicht zu verlaſſen. So lange es möglich iſt, ſoll es geſchehn, erwiederte Ketter; allein Ihr Vater wird auf meine Entfernung dringen, wenn er weiter nichts vermag. O Philippine, ich weiß nun, daß Sie mich ein wenig lieben. Welche Glückſeligkeit, und welches Entſetzen zugleich für mich, da meine Trennung von Ihnen jetzt nothwendig iſt, und da ich nun überzeugt bin, von Ihrem Vater nie mein Glück hoffen zu dürfen!

Ketter, ſagte Philippine ermannt; ja, ich liebe Sie! Zu ſehr haben Sie meine Achtung und meine Dankbarkeit gewonnen, als daß ich je einem Andern meine Hand geben könnte. Braucht mein Vater Gewalt, ſo ſag' ich noch am Altare Nein, und rufe die Geſetze zu Hülfe. Doch ſagen Sie mir, Sie, der Sie mich mit ſo vielem Guten; Rechten, Edlen und Schönen bekannt gemacht haben: würde es in meiner Lage unrecht ſeyn, wenn ich zu entfliehn ſuchte? Als Kammerjungfer, vielleicht ſogar als Lehrerin, fände ich wohl ein Unterkommen. Schwer würde es mir freilich ſeyn, mich von der guten Mutter zu trennen; das müßte ich aber ja auch, wenn ich den verhaßten Kouſer heirathete. In jenem Fall wüßte ſie mich doch vor dem ſchrecklichſten Unglück geſichert.

In dem einzigen Fall, erwiederte Ketter, daß Ihr Vater ſeine Abſicht mit Gewalt durchſetzen will, halte ich es für erlaubt, daß Sie entfliehn. Auf meinen — anſpruchloſen — Beiſtand können Sie dann ſicher zählen.

Ich will ſelbſt helfen, ſchluchzte die Mutter, allen Zorn meines Mannes tragen. —

Der Buchhalter ging ins Comptoir; die Frauenzimmer blieben, und weinten ihre ſchmerzlichen Thränen fort.

Da eilte, ehe noch der Tragſeſſel vor dem Hauſe war, jener Chirurgus herein. Erſchrecken Sie nicht, Madame, fing er an; ich bringe eine üble Nachricht. Herrn Lund hat der Schlag gerührt. Er iſt ohne alle Beſinnung, und — faſſen Sie ſich — es iſt keine Hülfe mehr.

Mutter und Tochter erſchraken in der That ſehr heftig; doch ihre Thränen hörten ſogleich auf zu fließen. Iſt es möglich? rief Frau Lund: iſt es möglich?

Man trug den Sterbenden bereits in die Hausthür. Die Gattin eilte ihm entgegen, und wußte nicht, ob ſie den eignen Augen trauen ſollte. Doch that ſie nach Pflicht und Gewiſſen, was nöthig ſchien. Der Kranke wurde in das Schlafzimmer gebracht, der naſſen Kleidung entledigt, und in das gewärmte Bett gelegt. Der Chirurgus öffnete zwei Adern, ſagte aber voraus, daß es unnütz ſeyn würde. Frau Lund befahl, daß noch ein Arzt geholt werden ſollte, der berühmteſte in der Stadt.

Bis er kam, beſchäftigte der Chirurgus ſich mit andern Rettungsmitteln. Philippine, die ungemein verſtört in die Küche geeilt war, half dem Mädchen Thee bereiten und Steine wärmen. Von Zeit zu Zeit kam Frau Lund zu ihr, und ſagte: Er bleibt dabei, daß keine Hülfe iſt. Wir müſſen aber doch nichts verſäumen, daß wir uns nichts vorzuwerfen haben.

Philippine erwiederte jedes Mal: Freilich müſſen wir das; ſonſt behielten wir ja kein gutes Gewiſſen.

Der berühmte Arzt kam endlich, fand hier aber keine Gelegenheit mehr, noch berühmter zu werden. Lunds Geſicht war zur Hälfte blau; nur ſelten vernahm man ein Röcheln, und der Puls war kaum noch zu finden.

Iſt noch Hoffnung, Herr Doktor? fragte Frau Lund.

Nur einige Minuten kann es noch währen, antwortete der Arzt, nach einem bedauernden Achſelzucken.

Frau Lund eilte wieder in die Küche, und ſchlug die Hände zuſammen. Es iſt bald aus, ſagte ſie; ich hätte es nie gedacht. Nun ſoll ich ihn doch überleben. Da ſieht man: unverhofft kömmt doch oft!

Aengſtlich ſagte ihr Philippine ins Ohr: ſie möchte nicht vergeſſen, ja nicht vergeſſen — was, das konnte ſie nicht hervorbringen.

Die Mutter eilte in die Wohnſtube. Beide gingen neben einander auf und ab, ohne etwas zu ſagen. Bald kam der Arzt: Madame, ich bezeuge mein Beileid; Ihr Mann hat geendet.

Iſt er auch gewiß todt? entfuhr der neuen Wittwe; kann ich mich darauf verlaſſen?

Philippine zupfte ſie wieder ängſtlich am Kleide, und Jener erklärte die abſolut tödtlichen Wirkungen einer ſolchen Apoplexie, wie die vorliegende.

Er ſoll einen Grabſtein von Marmor haben, ſagte Frau Lund wieder, und dachte dabei dunkel: zum Dank für die große Wohlthat, die er mir durch ſeinen Tod erzeigt.

Die Nichthülfe der Aerzte ward reichlich bezahlt, und Beide gingen ihres Weges.

Mutter und Tochter flogen zum Todten, und ſchauderten. Die entſeelten Züge ſchienen Trümmer von Geiz und Wuth. Lange war der Anblick nicht auszuhalten; Jene eilten in die Wohnſtube zurück. Noch immer waren ſie im Taumel einer Beſtürzung, als kämen ſie aus einem Kerker, und hätten noch dazu ein Loos von funfzig tauſend Thalern gewonnen.

Träum' ich auch nicht? ſagte Frau Lund; iſt es denn wirklich wahr?

Wahr, erwiederte die Tochter. Nur faſſen Sie ſich; laſſen Sie nicht merken...

Mein Gott, fiel die Mutter ein, hat er es denn danach gemacht, daß wir uns über ſeinen Tod grämen können? Ich hatte keine frohe Stunde bei ihm, und ſein Kind wollte er auch noch ohne Erbarmen unglücklich machen.

Hätte er noch einen letzten Willen abfaſſen können, ſagte die Tochter, ſo würde er ſicher darin verordnet haben, daß ich Kauſern heirathen ſollte.

Oder er hätte Dich enterbt, fiel die Mutter ein.

Nun, ſagte die Tochter wieder, heirathe ich Kauſern doch nicht, liebe Mutter? — Und die Mutter umarmte ſie.

Ketter hatte von dem Allen nichts gehört. Jetzt trat er wehmüthig in die Stube. Herr Lund, fing er an, kömmt nicht wieder; ſo will ich denn gehn.

Er kömmt nicht wieder, ſagte Frau Lund; Sie gehn aber nicht. Wer ſollte denn die Geſchäfte meiner Handlung führen?

Oder vielmehr: unſrer Handlung; denn ſie gehört mir und Philippinen zur Hälfte.

Der junge Mann verſtand ſie nicht, und gerieth in das höchſte Erſtaunen, als man ihm das Nähere ſagte. Ungläubig ging er zu dem Leichnam, und kam bald in großer Beſtürzung wieder. Jetzt erſchien auch Herr Kauſer, von einem Notar begleitet. Schwarz auf Weiß, rief er; Siegel und Zeichnung!

Frau Lund ſagte: Herr Kauſer, ziemt es ſich wohl, gleich nach einem Todesfall ein Verlöbniß zu halten?

Warum nicht? antwortete er; über Vorurtheile muß man ſich hinwegſetzen, wo es das Mein und Dein gilt.

Gut, hob Frau Lund wieder an: nun habe ich zu reden. Herr Notar, ich verſpreche meine Tochter mit meinem Buchhalter, und Herr Kauſer iſt wohl ſo gütig, als Zeuge ſich zu unterſchreiben.

Herr Kauſer rief: Was ſind das für Poſſen! Wo iſt mein Herzensfreund Lund?

Man hinterbrachte ihm alles. O, wie würde ihn der Tod des Herzensfreundes entzückt haben, wenn er ſchon mit Philippinen verheirathet geweſen wäre!

Seine Einreden halfen nicht, da er nicht Schwarz auf Weiß hatte. Ketter und Philippine wurden nach einigen Monaten ein frohes Paar. Der wurmſtichige Hausrath wurde abgeſchafft; man genoß, was der Geitz zuſammengeſcharrt hatte, und freute ſich des Lebens, doch mit Anſtand und mäßig.

Das Sonſt und Jetzt waren im Lundſchen Hauſe nun ziemlich verſchieden. So geht es im weiten launigen Reiche der Schickſalsgöttin. Oft ſinken die Freuden der Lebenden mit in ein Grab; bisweilen aber blühen ihnen auch Roſen daraus hervor.

Drei
Liebespaare in Einem.
Eine
romantiſche Kriegsbegebenheit.

Drei Liebespaare in Einem.

Der Sohn eines ſächſiſchen, ziemlich bemittelten Landedelmanns wurde nach D*** auf eine Schule geſandt. Er war träge im Lernen, fleißig aber im Koboltſchießen und Ballſchlagen; oft vergaß er über einer glatten Schlitterbahn im Winter, oder einem ſteigenden Papierdrachen im Herbſt, daß ihn eine Lehrſtunde erwartete, und mußte daher ins Carcer. Die ihm jedes Vierteljahr ausgeſtellten Zeugniſſe lauteten ungemein übel; er mußte ſie jedes Mal in die Heimath ſchicken, von wo dann tüchtige Strafpredigten erfolgten. Sechzehn oder ſiebzehn Jahre mochte er alt ſeyn, als, nach einem ganz außerordentlich üblen Zeugniß, ſein Vater in D*** anlangte, um einmal ſelbſt nach dem ungerathenen Sohn zu ſehn. Er fand deſſen Wohnzimmer in ſolcher Unordnung, daß er die Hände über dem Kopf hätte zuſammenſchlagen mögen. Bälle und Flitzbogen lagen umher, die Schulbücher waren zerriſſen, die Hefte voll Tintenflecke, und allerlei Fratzen darauf gezeichnet, ſo wie auch an den Wänden. Liſuart — ſo hieß das Söhnchen — hatte ſich nicht gewaſchen, nicht gekämmt; an Ellbogen und Knieen zeigten ſich merklich ſchadhafte Gegenden.

Aber Junge, rief der Vater, Du ſpielſt noch mit Bällen und Flitzbogen? Und ſo liederlich ſieht Alles neben und an Dir aus? Biſt ein Edelmann, und haſt nicht mehr Ambition? Gehſt mit zerriſſenen Hoſen, und das Hemd kuckt Dir an den Ellbogen heraus? Wie lange iſt es her, daß ich Geld zu neuen Kleidern geſchickt habe?

Ehe Liſuart zu einer Antwort gelangen

konnte, bekam er zwei derbe Ohrfeigen; nun ward er tückiſch, und antwortete gar nicht.

Der Vater machte jedoch mit ihm eine Runde bei den Lehrern, um ſich zu erkundigen, woran es doch mit dem Buben läge.

Der Rektor ſagte: Zwei Umſtände ſind es hauptſächlich, an denen es liegt, daß der junge Herr nichts lernt. Einmal ſchläft er zu lange, und kömmt immer zu ſpät in die Claſſe, wie ſehr ich ihm auch das Aurora musis amica empfohlen, und ihn ermahnt habe, mit Tagesanbruch ſeine Uebungen vorzunehmen. Zweitens aber ſtecken ſeine Taſchen immer voll Kuchen und Obſt; er naſcht während des Unterrichts in Einem weg verſtohlen, und da gilt folglich das plenus venter non studet libenter auch in Einem weg bei ihm.

Junge, hob der Vater wieder an, wo nimmſt Du das Geld her? Ich habe Dir doch nur acht Groſchen zu Kleinigkeiten monatlich ausgeſetzt.

Der Rektor faßte ihm während deſſen in die Taſchen; in der einen befand ſich eine Mandel Abrikoſen, in der andern ein Paket überzogner Gewürzkuchen.

Liſuart mußte nun reden, und geſtand in abgebrochnen Worten: daß er bei verſchiednen Kuchenbäckern und Obſthökerinnen auf Borg nähme.

Der Vater ſagte zornig: Ich will in den Zeitungen bekannt machen laſſen, daß Dir auch nicht eine gebrannte Mandel, nicht eine Pflaume, kreditirt werden ſoll.

Der Conrektor und der Subrektor äußerten ebenfalls große Unzufriedenheit, und klagten, daß der junge Menſch ſich durch einen gewiſſen erzſchalkhaften, boshaften Sinn auszeichne. Es ſollte damit, ihnen zufolge, ſo weit gehen, daß er die Ehrerbietung vor ſeinen Lehrern vergäße. Beide führten einige Beiſpiele an. Einer ſagte: Wie oft ich es ihm auch ſchon verboten, ja, ihn darum ins Carcer geſchickt habe, nennt er mich

doch

doch oft, anſtatt Herr Conrektor, Herr Kornrektor, ſo daß alle Knaben lachen, und die Aufmerkſamkeit verloren geht. Ich bin nicht zu übermäßiger Strenge geneigt; jung iſt jung. Sollen aber zuweilen allotria getrieben werden, ſo geſcheh' es in den Freiſtunden, nicht in der Klaſſe.

Und mich, fiel der Andere ein, redet er oft, anſtatt Herr Subrektor, Herr Suppenrektor an. Man ſagt wohl: pueri puerilia tractant; allein der Herr Sohn ſollte nicht mehr zu den Knaben gehören wollen.

Sein College nahm abermal das Wort: Daß er es gerade ſo übel meine, behaupte ich bei dem allen nicht. Die veränderte Silbe in Korn will ſagen: ein Mann von ächtem Schroot und Korn. Er ſollte gleichwohl bei der alten bleiben.

Nein, hob Liſuart ſtotternd an; ſo habe ich es nicht gemeint . . .

Der Lehrer fragte: Wie denn ſonſt?

Er bekam zur Antwort: Nun — weil Sie ſo gerne Korn trinken.

Hierüber gerieth der Conrektor faſt außer ſich, und wollte den Beleidiger nicht mehr in ſeiner Klaſſe dulden.

Feuerroth wollte nun auch der Subrektor hören, weshalb denn ſein Titel eine Veränderung erlitten habe. Der junge Menſch antwortete: es ſei ihm zu Ohren gekommen, der Herr Subrektor habe einmal auf einem Schmaus eine ganze Terrine Suppe allein verzehrt.

Nun wollte auch dieſer ihn nicht mehr unterrichten. Wär' es noch klaſſiſcher Witz, ſagte er, ſo behielt' ich ihn in meiner Klaſſe; allein dieſer Witz iſt ſchal, trivial.

Bei der Schule ſtand aber noch ein Quintus, der berühmt und berüchtigt zugleich war: jenes, weil er mehrere Schriften herausgegeben, die Aufſehn in der gelehrten Welt machten; dieſes, weil er ehedem ſchon ein andres Amt bekleidet, aber von den jungen Mädchen, die er unterrichten ſollte, zwei in einen Zuſtand verſetzt hatte, nach welchem ſie geſegnet zur Einſegnung kamen. Man hatte ihn weggejagt und noch anderweitig hart beſtraft; ihn endlich aber, ſeiner trefflichen Kenntniſſe wegen, doch wieder als Schulmann — nur nicht bei Mädchen — angeſtellt. Dieſer Quintus trat nun für Liſuart ein. Er wollte bemerkt haben, daß der junge Menſch ein Genie ſei. Nur Geduld! ſetzte er hinzu; es wird ſich ſchon entfalten, und dann geht es auch mit den Studien über Hals und Kopf. Ich weiß, wie es bei mir gegangen iſt.

Schon wollte der Vater ſeinen ungerathenen Sohn wieder mit nach Hauſe nehmen; doch der kleine Schimmer von Hoffnung, auf welchen der Quintus deutete, beſtimmte ihn anders. Er verſprach dem Conrektor und Subrektor, ihnen ein Paar geräucherte Schinken in die Küche zu ſenden, wenn ſie die Sache gut ſeyn ließen.

Liſuart wohnte bis jetzt bei einem Bürger, dem der Vater eine Art von Aufſicht über ihn anvertraut hatte. Der Mann ſagte aber: der junge Herr folge nicht, und richte auch im Hauſe nur allerlei Unfug an; darum wäre es ihm lieber, wenn der junge Herr auszöge.

Dem Vater fiel nun ein, daß in D*** ein verabſchiedeter Hauptmann lebe, der ſein Freund und Herr Bruder ſei. Er ging mit Liſuart zu ihm, und fragte: ob es anginge, und er ihm die Freundſchaft erzeigen wollte, den Sohn in ſein Haus zu nehmen? — Von deſſen übler Aufführung verſchwieg er nichts, ſetzte aber hinzu: Strenge iſt um ſo nöthiger; und kann Einer noch etwas aus ihm machen, ſo biſt Du es, Herr Bruder.

Warum nicht, Herr Bruder? entgegnete der Hauptmann; das will ich Dir ſchon zu Gefallen thun. Aber ich muß im Nothfall die Fuchtel brauchen dürfen.

In Gottes Namen, erwiederte der VaVater; brauche Sie nur recht oft! Er hat neun Häute; thu' Alles Dir Mögliche, ihm auch durch die letzte zu kommen.

Nicht öfter, ſagte der alte Officier, als wenn er nicht pariren will. Von Gelehrſamkeit verſteh' ich den Teufel; aber daß er früh aufſtehn und ſich an die Bücher ſetzen ſoll, will ich ſchon machen. Und kömmſt Du wieder, und er iſt nicht in ſeinem Anzug, wie aus dem Ei geſchält, ſo ... gerade ſoll er mir auch gehn, wie eine Kerze.

Der Hauptmann erfüllte ſein Verſprechen. Kaum war Liſuart einige Monate in ſeinem Hauſe, als er in manchem Betracht ſich gebeſſert hatte; aber doch nur ein wenig, und nicht in allen Stücken. Die Kleidung war ſauber, ſtand ihm aber nicht gut; er ging gerade, doch ſteif, ohne Anmuth. Das Kinderſpielzeug war verſchwunden; Liſuart ſtand auch, in Rückſicht auf die ſchon einige Mal empfundenen Fuchtel, zeitig auf; doch an den Büchern wurde noch immer nicht viel gethan, ja, eigentlich noch weniger, als zuvor, wo er doch noch Geſichter mit langen Naſen hineingekritzelt hatte; was der Hauptmann nicht mehr zugab. Noch immer lauteten die Schulzeugniſſe keineswegs rühmlich, und Liſuart ſaß noch in Quarta, obſchon Manche, die jünger als er waren, ſich in Tertia, ja in Secunda befanden.

Der Hauptmann nahm ihm einen Fechtmeiſter und einen Tanzmeiſter an, daß ſie ihm ein ſogenanntes air degagé beibringen ſollten. Bei Jenem machte Liſuart einige Fortſchritte, zum Tanzen hingegen hatte er ſo wenig Luſt als Geſchicklichkeit.

So kam ſein achtzehntes Jahr heran, und auch der Winter, für den ſein neuer Mentor in eine Geſellſchaft trat, die ſich wöchentlich zu einem Ball verſammelte. Es geſchah meiſtens um Liſuarts willen, der, wie Jener ſagte, hier noch mehr den Bauer ablegen, und feinere Lebensart bekommen ſollte.

Doch es hinkte auch da genug. Er ſollte eine Dame zum Tanz auffordern, weigerte ſich aber aus Blödigkeit. Nur angedrohte Fuchtel konnten ihn endlich beſtimmen. Nun tanzte er freilich, indeß mit ſo krummen Knieen und ſo verwirrt, daß man über ihn lachte. Beim Eſſen ſtopfte er dagegen ſo viel Kuchen und Obſt in ſich, daß man mit Fingern auf ihn wies. Der Hauptmann ärgerte ſich ſehr, und fuchtelte ihn noch um Mitternacht, als man wieder zu Hauſe war.

Auf dem nächſten Ball zeigte er etwas mehr Geſchick beim Tanz, und etwas weniger Naſchgier an der Tafel; aber ganz unausgelacht kam er doch nicht davon. Sie ſollten ſich ſchämen, ſagte der Hauptmann daheim; ſo ein hübſcher junger Menſch, und beträgt ſich — hol mich der ...! — ſo ungehobelt wie — nun, ich mag's nicht ſagen.

Dies Mal war Liſuart doch ſo dreiſt, daß er ſagte: Wenn aber Jemand ſo viel flucht, Herr Hauptmann, iſt das gehobelt oder ungehobelt?

Was? rief Jener, der junge Patron will noch auf mich ſticheln? Das leid' ich, Gott ſtraf mich, nicht! Ich vertrete Vatersſtelle bei ihm, und habe Autorität.

Um dieſe Autorität abermal thätig zu beweiſen, zog er vom Leder; dies Mal aber, anſtatt einer gewichtigen Klinge, eine leichte, beräucherte Gänſefeder, welche Liſuart aus einem Flederwiſch gezogen und mit der Klinge vertauſcht hatte. Es war das erſte Mal, daß er dem Hauptmann einen Streich zu ſpielen wagte.

Dieſer rief: Wer hat das gethan?

Ich nicht, antwortete Liſuart.

„Können Sie ſchwören?“

Hol mich der Teufel!

„Können Sie auch Ihr Ehrenwort darauf geben?“

Nein, das kann ich nicht! Ich hab' es gethan, weil ich dachte, eine Feder thäte doch nicht ſo weh.

Nun fiel ihm der Hauptmann um den Hals. Sieh! rief er; biſt doch ein tüchtiger Kerl, Junge! Schwörſt wohl beim Teufel falſch, willſt aber nicht Dein Ehrenwort geben. Bravo! Und haſt doch einmal Raupen im Kopf, einen guten Einfall. Ich glaube, die zwei Bälle haben Dich ſchon etwas formirt. Das muß ich gleich meinem Herrn Bruder ſchreiben. O, ich will zum Teufel fahren, wenn nicht noch was aus Dir wird!

Auf dem nächſten Ball ſetzte der Hauptmann ſich neben eine ihm unbekannte Dame, und hob ein Geſpräch mit ihr an. Nicht lange nachher kam ihre, etwa funfzehnjährige, Tochter aus den Reihen zurück, und nahm Platz bei der Mutter. Pfui, Luiſchen! ſagte dieſe, wie ſchlecht haſt Du getanzt! Und wir haben doch vier Monate einen

Tanzmeiſter bei uns gehabt. Zwar biſt Du zum erſten Mal auf einem Ball; ich hätte aber doch nicht geglaubt, daß es ſo ſchlecht gehn würde.

O nur Uebung, gnädige Frau, ſagte der Hauptmann; da wird das Fräulein dreiſt. Ich habe da einen Eleven, der ſoll ſie gleich wieder auffordern. Liſuart, kommen Sie her!

Schüchtern nahte ſich dieſer, und machte eine linkiſche Verbeugung.

Fordern Sie das Fräulein auf, ſagte der Hauptmann wieder; geſchwind!

Liſuart ſtammelte: Kann ich die Ehre haben ...?

Die Dame nahm das Wort: Wird meiner Tochter viel Ehre ſeyn. Allons, Luiſe, folge!

Luiſe ſtand bebend auf, ſchien ungern wieder in den Reihen zu gehn. Der Hauptmann ſah zu. Es kam ihm vor, als nähme Liſuart ſich dies Mal mehr zuſammen, und hielte ſich dreiſt, zierlicher.

Liſuart wies auch das Fräulein in den ſogenannten Touren zurecht. Als aber der Tanz vorüber war, liefen ihm große Tropfen Angſtſchweiß vom Geſicht.

Der Hauptmann ſtand auf, lobte ihn, und ſagte hernach leiſe: Nun ſetzen Sie ſich ein wenig neben die junge Dame, mit der Sie getanzt haben; unterhalten Sie ſich mit ihr.

Liſuart wollte nicht, und ſuchte Ausflüchte. Sie ſollen, ward ihm erwiedert, oder es giebt zu Hauſe Fuchtel. Die Klinge iſt eingeſetzt.

Liſuart fragte zaudernd: Was ſoll ich denn mit ihr ſprechen?

Tauſend Sapperment! entgegnete der Hauptmann, was das für eine dwatſche Frage iſt! Eben da formirt ſich ein junger Menſch, wenn er mit Damen ſpricht, und es muß ſich ja wohl etwas finden, wovon man ſprechen kann, in's Teufels Namen!

Sprechen Sie, wovon Sie wollen, nur nichts Ungezognes!

Liſuart nahm zagend neben dem Fräulein Platz, und hob an: Meine Gnädige — es iſt heute ſchönes Wetter.

Die Gnädige antwortete: So muß es eben erſt ſchön geworden ſeyn. Als wir kamen, ſchneiete es.

Sie hatte, wie man ſieht, etwas mehr Faſſung, als er; denn ſie hörte doch, was er ſagte, und daß es nicht ganz richtig ſchien. Er dagegen hatte ſo wenig recht gewußt, was er ſagte, als er recht hörte, was ſie antwortete. Beide dankten eigentlich dem Himmel, daß ſie doch einige Worte hervorgebracht hatten, weil es die Schicklichkeit ſo gebot. Das Fräulein zeigte etwas mehr Gegenwart des Geiſtes im Reden, weil die weibliche Natur es ſo mit ſich bringt. Daß Liſuart dagegen beim Tanz ſie darin übertroffen hatte, rührte vielleicht davon her, daß er ſchon einige Mal öffentlich getanzt, Luiſe aber heute den erſten Verſuch machte.

Nach und nach kamen Beide doch mehr und mehr ins Geſpräch. Luiſe erzählte, daß ſie zum erſten Mal mit ihrer Mutter in D*** ſei, was ſie bereits an ſchönen Sachen geſehn habe, und noch ſehn werde, und mehr dergleichen. Ihr Vater, ſagte ſie auch, der zu Hauſe geblieben wäre, hätte ihr prophezeiet, ſie würde ſich recht wundern. Liſuarts Angſt verlor ſich auf einer Seite; denn er vernahm allmählig, was ſeine Nachbarin ſagte, und konnte dazwiſchen erzählen: wie es ihm in D*** ergangen ſei, und noch gehe; auf der anderen Seite aber ſtieg dieſe Angſt. Denn er fing an, ein ihm bis dahin ganz unbekanntes, wunderbares Vergnügen zu fühlen, als er ſo mit Luiſen redete. Und weil er ſo oft über das, was ihm Vergnügen gemacht, Tadel, Scheltworte, ſelbſt Ohrfeigen und Fuchtel bekommen hatte, fing er an zu fürchten: daß ihm dieſes Vergnügen aller Vergnügen noch etwas viel Schlimmeres zuziehen würde.

Zu ſeinem Erſtaunen klopfte ihm aber der Hauptmann auf die Schulter, und betheuerte bei Ehre und Reputation: ſo wäre es recht!

Er ſetzte bei der Abendtafel ſich wieder zu jener Dame, und Liſuart mußte neben Luiſen Platz nehmen. Der junge Menſch betrug ſich fein und angemeſſen, tanzte hernach noch einmal mit dem kleinen ſchönen Fräulein, und Beiden ließ ſich kein Fehler mehr vorwerfen. —

Am nächſten Morgen kam ſein Aufſeher in ſeine Stube. Was iſt das! ſagte er; Sie haben gewiß das Licht brennen laſſen, und ſind darüber eingeſchlafen. Der Teufel! ſo kann ja Feuer entſtehn.

Das noch glimmende Licht war ganz herunter gebrannt, und der junge Menſch hatte noch die Kleidung von geſtern Stück für Stück auf dem Leibe.

Ich habe, erwiederte Liſuart verwirrt, ein nöthiges lateiniſches Exercitium gemacht, und bin darüber nicht zu Bette gegangen. Es war ja ſchon zwei Uhr, als wir nach Hauſe kamen.

Eigentlich verhielt ſich die Sache ſo. Liſuart empfand, als er vom Ball nach Hauſe kam, auch nicht die mindeſte Neigung zum Schlaf. Des Fräuleins Bild tanzte ihm unaufhörlich vor dem innern Auge: immer klangen ihre Worte, und die Muſik der beiden mit ihr getanzten Tänze, ihm vor dem innern Ohr, und dies machte ihm wieder ein neues, ſo hohes Vergnügen, daß er ſich ihm weit lieber, als dem Schlaf überließ. Es ſtand ein Klavier auf ſeinem Zimmer. Er bekam Unterricht in der Muſik, hatte aber bis jetzt nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht; theils, weil ſeine Neigung zu dieſer Kunſt nicht groß war, theils auch, weil ſein Lehrer darin nicht zu den vorzüglichſten gehörte. Dieſer hatte ſeinem Schüler binnen einem

Jahre eine alte ſogenannte Klavierſchule mit ganz leichten Anfangsſtücken gebracht, etliche Sonaten der Art von Vanhal und Pleiel, auch eine Operette von Hiller, die Ouverture daraus zu lernen; allein der Schüler hatte bis jetzt ſehr wenig begriffen.

Nur die alte Operette hatte ihn gewiſſermaaßen angezogen, weil ſie Liſuart und Dariolette hieß. Der Menſch iſt nun einmal ſo, daß er ſeinen Namen gern gedruckt ſieht. Ein Kupfer am Titelblatt, welches einen jungen ſtattlichen Ritter im Harniſch vorſtellte, pflegte er oft anzuſehn, und auch einige der leichten Geſangmelodieen aus dem Werk zu klimpern.

Jetzt, indem er ſo im Zimmer umherging, und der eben entflohenen Stunden dachte, fiel ihm auch das Muſikbuch in die Augen, und er betrachtete nun zum erſten Male mit Antheil die junge Dame, welche im Kupfer neben dem Ritter ſtand. Bald ſetzte er ſich an das Klavier, und es ſchien ihm

ihm ganz anders zu klingen. Er ſchlug Einiges von dem auf, was der Ritter Liſuart von ſeiner Liebe ſingt, und es ergriff ihn gewaltig. Ihm dünkte, als wären es ſeine eignen Empfindungen; und viel geläufiger, als ſonſt, konnte er jetzt die Noten leſen, und die Finger rühren. Noch mehr hingeriſſen fühlte er ſich bei dem Geſang der Dame in den Worten:

Reich Deine Hand als Bräut'gam mir,
Mein liebſtes Gut auf Erden,
Und ich verſpreche Dir dafür,
Nie ungetreu zu werden.

Er konnte nicht aufhören, die einfache Melodie zu wiederholen und die einfachen Worte dabei zu leſen. Ihm war, als ſänge das Luiſe — zu ihm; und ſterben hätte er mögen vor Entzücken über dieſe Vorſtellung. Er beklagte nur, daß nicht Dariolette jenen Namen hatte. Bis an den hellen Morgen konnte er ſich nicht von der ſüßen Beſchäftigung losreißen.

Und nun brachte er auch eine ganz veränderte Stimmung mit in die Schule. Die Wiſſenſchaften hatten ihm eine höhere Bedeutung gewonnen; er meinte: was ihn ſo lange angeekelt habe, könne wohl hohes Vergnügen gewähren. Zum erſten Male ſchämte er ſich, immerfort getadelt worden und gegen Andere zurückgeblieben zu ſeyn; es erwachte in ihm Ehrgeitz, das Verlangen, ſeinen Mitſchülern gleich, ja zuvor zu kommen, und er dachte nun auch, das könne ſo ſchwer nicht ſeyn.

Die ganze Woche hindurch zeigte er ungemeinen Fleiß, ſowohl in den Lehrſtunden, als zu Hauſe, und fragte den Quintus um vielerlei, der ſich auch bereitwillig zeigte, ihm durch Winke und guten Rath fortzuhelfen. Schon am Ende dieſer Woche wurde er in eine höhere Klaſſe verſetzt. Hierzu trugen die Empfehlungen des Quintus das Meiſte bei; dieſer hatte nehmlich dem Rektor verſichert: Liſuarts Genie fange nun an, ſich zu entwickeln.

Gerade an dieſem Tage führte ihn ſein Mentor wieder auf den Ball. Liſuart hatte ſich recht ſorgfältig und nett gekleidet, und war viel weniger verlegen, als zeither; einige ältliche Damen, die müßig auf ihren Stühlen die Verſammlung muſterten, machten die Bemerkung: der Liſuart ſtaffire ſich recht gut heraus, und werde ein ganz hübſcher Menſch.

Schon die heutige Verſetzung in eine höhere Klaſſe hatte dem jungen Menſchen mehr Muth gegeben; dazu kam aber noch, daß der Hauptmann ihn, theils darüber, theils auch über ſeinen heutigen Anzug und ſein verbeſſertes Betragen gelobt hatte. Lob über ein gewiſſes Verdienſt pflegt dies Verdienſt zu erhöhn, namentlich in jüngeren Lebensjahren.

Aus dieſer Urſache trat er nicht mehr ſo ſcheu vor Luiſen, nach der er ſich die ganze Woche hindurch geſehnt hatte. Auch Luiſe war weniger betreten, und daneben vortheilhafter, als neulich, gekleidet. Beide tanzten und ſprachen heute mehr mit einander, als vor acht Tagen, und menſchenkundigen Beobachtern hätte es nicht entgehn können, daß Beide ſich ſehr glücklich fühlten, und daß ſich in ihren Herzen die erſten Spuren der Liebe zeigten.

Sonderbar übrigens, daß noch keins von Beiden des Anderen Namen wußte, und auch den Muth nicht hatte, danach zu fragen. Liſuart bediente ſich nur der Anrede: meine Gnädige; und Luiſe war genöthigt, alle Anrede zu vermeiden. Der Hauptmann ſaß am Spieltiſch, und kam dies Mal nicht zu ihnen.

Luiſens Mutter begegnete dem jungen Menſchen darum freundlich, weil er ſich immer zu ihr hielt; es war ihr ja daran gelegen, daß Luiſe, die bisher auf dem ſtillen Lande erzogen war, ſich in der Welt darſtellen lernen ſollte. Und außer Liſuart kümmerte ſich Niemand eben um Luiſen; das noch halb kindiſche Fräulein war den jungen Herren von Ton zu unbedeutend, und auch in D * * * nur wenig bekannt.

Heute kam das Geſpräch unter andern auf die Tonkunſt. Liſuart erfuhr, das Fräulein habe auch darin Unterricht gehabt; und nach ihren Aeußerungen mußte ſie viel größere Fortſchritte darin gemacht haben, als er. Um ſo ſchöner und vortrefflicher ſchien ihm nun die Muſik.

Er brachte den Reſt der Nacht abermal am Klaviere hin, und mit noch höher geſteigerten Empfindungen. Heute fand er in ſeinem alten Opernbuch eine Romanze des Inhalts:

Es war einmal ein Königsſohn,
Ein Wüthrich, den die Menſchen flohn.
Nicht bänger fliehn die Kinder,
Wenn Ruprecht kömmt, und nicht geſchwinder.
Der Vater weinte bitterlich,
Und ſprach vergebens: beſſre Dich!

Die Lehrer zwang ſein Fluchen,
Die Thore vom Pallaſt zu ſuchen.

Einſt führet ſein Geſchick ihn hin,
Wo eine junge Schäferin,
Von Hitz' und Lauf ermattet,
Die Nacht des grünen Walds beſchattet.
Sie ruht im Schlaf, ihr Antlitz lacht
Gleich einer heitern Sommernacht,
Und frei und immer freier
Spielt Zephyr mit des Buſens Schleier.

Wie ward dem Wilden, der ſie ſah!
Wie eine Säule ſteht er da
Wohl eine ganze Stunde,
Mit ſtarrem Blick und offnem Munde.
Doch ſie erwacht, und eilt zu fliehn,
Die Ehrfurcht lehrt ihn niederknien;
Der Stolze ruft mit Thränen:
Verzeuch, o lieblichſte der Schönen!

Umſonſt, ſie flieht mit trübem Blick,
Und mit Gefühl kehrt er zurück,
Das nimmer ſich gereget,
Seit ihm ein Herz im Buſen ſchläget.
Des Herzens Drang, des Wiſſens Luſt,
Entflammen plötzlich ſeine Bruſt;

Der Alte will vor Freuden
Im Arm des neuen Sohns verſcheiden.

Er fragt: Wer hat Dich ſo bekehrt?
Der Jüngling ſagts; der Alte ſchwört:
Ich rufe ſie noch heute
Im Hochzeitſchmuck an Deine Seite.
Sie reichen ſich die frohe Hand.
Noch jetzt hört man im ganzen Land,
Vom Prinzen und der Schönen,
Ein Lob von allen Lippen tönen.

Dieſe Verſe ſetzten unſern Liſuart in Erſtaunen, und gaben ihm noch Deutungen, Aufſchlüſſe über ſein Inneres. Ja, ſo konnte des Herzens Drang erwachen und des Wiſſens Luſt; o wäre der Alte da geweſen! Doch ſah der junge Menſch wohl ein, daß davon bei einem Tertianer die Rede noch nicht ſeyn könne; aber, dachte er, einſt, einſt!

Wußte er doch nun ganz klar, daß er Luiſen liebte, und ſeine Liebe ſollte eine ganze Ewigkeit dauern, keine Minute weniger.

Verdoppelter Fleiß in der Schule und

zu Hauſe, ſtets mit wachſendem Vergnügen begleitet, war die Folge ſeiner erwachten Gefühle. Auch der Conrektor und Subrektor lobten ihn nun; denn von einem Kornrektor und Suppenrektor ließ er nichts mehr hören, ſondern zeichnete ſich nur durch Wißbegierde aus, ſo wie durch leicht erworbene Kenntniſſe und einen Scharfſinn, der oft in Verwunderung ſetzte. Der Subrektor ſelbſt gab ihm das Lob: er habe jetzt zuweilen ächt witzige Einfälle.

Ihm fiel aber auch ein, daß ſeine Kleidung ziemlich abgetragen, und gar nicht recht nach dem Schnitt gemacht ſei, wie andere junge Edelleute in D*** ſie trugen. Er bat den Hauptmann, ihm eine andere machen zu laſſen. Das thue ich von Herzen gern, bekam er zur Antwort; iſt doch noch Geld da, und mein Herr Bruder wird nicht geitzen, wenn er nur ſieht, daß aus dem Sohn ein Kerl wird.

Liſuart trieb, daß die neue Kleidung

zum nächſten Ball fertig werden ſollte. Als er darin vor den Spiegel trat, hatte er ſelbſt einen kleinen Anfall von närriſcher Eitelkeit; denn er fand, was er bis jetzt nie gefunden hatte, nehmlich, daß er doch ein ganz hübſcher Menſch ſei.

Luiſe mußte das auch wohl finden; denn ſie wurde, als ſie ihn zuerſt erblickte, röther, und war hernach freundlicher, als zuvor. Sie ſchien ihm aber auch heute bei Weitem reitzender; vielleicht, weil er, bei erhöhtem Selbſtgefühl, beſonnenern Muth gewonnen hatte, ſie mehr als flüchtig anzuſehn. Heute forderte Liſuart das Fräulein ſo oft zum Tanz auf, daß die Mutter beſorgte, es könnte Aufſehn erregen, und daß ſie Luiſen befahl, die Aufforderungen nun abzulehnen. Sie vermied auch ſeine Nähe bei Tiſche, worüber denn Liſuart ſich recht ſehr betrübte.

Doch in recht eigentliche Schwermuth ſank er, als am nächſten Balltag Luiſe nicht mehr zu ſehen war; auch ſpäterhin nicht mehr kam. Endlich gewann er es, mit groſſer Mühe, über ſich, den Hauptmann, als ſie im Dunkeln nach Hauſe gingen, zu fragen: wo die fremde Dame geblieben ſeyn möchte — von der Tochter ſagte er doch nichts —, neben welcher er, der Hauptmann, neulich geſeſſen hätte.

Ich weiß nicht, bekam er zur Antwort; vermuthlich iſt ſie abgereiſt.

Noch ſchwerer ging Liſuart an die Erkundigung: wie ſie heißen, und wo ſie wohnen möchte?

Der Hauptmann betheuerte, von dem Allen kein Wort zu wiſſen, und fügte hinzu: Aha, junger Patron! Ich will des Teufels ſeyn, wenn Sie nicht in die Tochter verliebt ſind. Nun, recht gut das. Wenn ſich ein junger Menſch verliebt, fängt er auch an, etwas auf ſich zu halten. Ich wette, nun werden die Fuchtel nicht mehr nöthig ſeyn.

Behüte! rief Liſuart; wie kommen Sie

darauf! Die Fuchtel anlangend — nun, die werde ich mir künftig verbitten, Ihnen aber auch keine Gelegenheit dazu geben, Herr Hauptmann!

Bravo, erwiederte dieſer; das ſoll mir recht lieb ſeyn.

Er ſchrieb dem Herrn Bruder nun auch: der Sohn fange recht ernſtlich an, ſich zu beſſern; und ſchickte Zeugniſſe von den Lehrern mit, die ungemein vortheilhaft klangen.

Liſuart machte jetzt in der That Fortſchritte, die man ihm nicht zugetraut hätte; und er ſelbſt hatte mit jedem Tage eine höhere Freude daran. Auf der anderen Seite war es ihm aber ſo ſchmerzlich, Luiſen nicht mehr zu ſehn, und ihren Aufenthalt nicht zu wiſſen, daß eine merkliche Bläſſe im Geſicht ſeinen Gram offenbarte.

So kam der Frühling heran, und nun erſt fand er die ſchönen Umgebungen der Stadt ſehr anziehend. Er ſchweifte oft darin umher, mit irgend einem Dichter in der Taſche, um ihn da oder dort, auf einem Felſen ſitzend, zu leſen. Darüber entzündete ſich in ſeiner eignen Bruſt poetiſches Feuer. Er ſtaunte, als er die erſten Verſuche niedergeſchrieben hatte, daß es ihm auch gelänge, Verſe zu machen. Zum Theil enthielten ſie Erinnerungen an jenes Beiſammenſeyn mit der geliebten Luiſe; zum Theil Sehnſucht nach Wiederſehn; doch einige enthielten nur Lob der ſchönen Natur. Die letzteren wies er dem Quintus vor, der ſie verbeſſerte, und ihm aufmunternde Lehren, und Rath gab, was er zur ferneren Ausbildung ſeines Geſchmacks leſen müſſe: und mit den Worten endete: Sagt' ich es doch voraus, daß hier Genie wäre.

Natürlicher Weiſe freute ſich der Jüngling hierüber. Als er dann Shakeſpear, Schiller und Göthe las, verzweifelte er bald, Genie zu haben, bald glaubte er wieder, daß es ihm nicht ganz daran fehle. Genie des

Gefühls, meinte er doch, könne man ihm nicht abſprechen.

Er kam nach Secunda, und ein halbes Jahr ſpäter nach Prima. Nun hatte er die meiſten von ſeinen Mitſchülern, die ihm vorangeeilt waren, wieder eingeholt. Freude hierüber, die zufriednen Briefe ſeines Vaters, und die ſüße Zerſtreuung, welche ihm die Poeſie gewährte, ſcheuchten nach und nach aus ſeinem Herzen den Gram der Liebe, doch keineswegs die Liebe ſelbſt, welche ſich vielmehr in ſeiner Bruſt immer ſtärker befeſtigte. Er machte allerlei Entwürfe, Luiſen auszumitteln, und ſich zu beſtreben, daß er bald, wie ſein Vater es wünſchte, ein Amt erlangen möchte, um Luiſen dann ſeine Hand anbieten zu können.

Im Herbſt erklärte man ihn fähig, die Hochſchule zu beziehn, und Jena wurde für ihn ausgewählt.

Ein neuer Lebenskreis, Freiheit, und Gelegenheit ſich jugendlichem Frohſinn zu überlaſſen, wie zuvor nie! Liſuart hatte jedoch keine Neigung, wilden Ergötzlichkeiten nachzugehn, und ſuchte Freunde von ähnlichem Sinn. Außer den Rechtswiſſenſchaften, trieb er philologiſche mit beinahe übermäßigem Eifer, und zeichnete ſich ſogar unter den fleißigern und muſterhaften jungen Muſenſöhnen noch aus.

Durch die mannichfachen, von ihm eingeſammelten, Kenntniſſe lernte er auch ſich ſelbſt mehr kennen. Jetzt ſah er wohl ein, daß, wenn er Luiſen nicht geſehn hätte, nie dieſe Neigung zu den Wiſſenſchaften in ihm erwacht ſeyn, und daß er vielmehr leicht dahin gekommen ſeyn würde, auf eine ihm höchſt nachtheilige Weiſe die akademiſche Freiheit zu mißbrauchen. Zu ſeiner Liebe geſellte ſich noch Dankbarkeit für ſein Erwachen zu einem edleren Leben, wodurch die Liebe noch mehr Nahrung bekam, und ihm in einem ſchönern Lichte erſchien.

In den nächſten Sommerferien machte

er eine Fußreiſe; wie er vorgab, die ſchöneren Gegenden von Sachſen zu ſehn, eigentlich aber, Luiſens Wohnort zu entdecken. Sie hatte einmal in ihrer Unterhaltung mit ihm geſagt: In D*** bin ich noch nicht geweſen, wohl aber ſchon einige Mal in Leipzig, weil dies nicht ſo weit von uns iſt. Hieraus ſchloß nun Liſuart, ihr väterliches Gut müſſe in der Gegend von Leipzig liegen, und nahm ſich vor, eine ſolche Runde zu machen, daß er es nicht verfehlte.

Die Mühe war indeß vergeblich. Wie ſorgfältig er auch jedes Dorf beſuchte, das einen Herrenhof hatte, wie genau er auch die Geſtalten der Mutter und Tochter beſchreiben mochte: es glückte ihm nicht, das Gewünſchte zu erfahren, und er mußte endlich unverrichteter Sache nach Jena zurückkehren, was ihn denn tief betrübte.

Als er neunzehn Jahre alt war, dachte er: nun iſt Luiſe im ſechzehnten; als er das zwanzigſte antrat: nun wird ſie in das ſiebzehnte treten — O, Gott, wenn mir Jemand zuvorkäme!

Er entſchloß ſich, an den Hauptmann zu ſchreiben, und ihm ſein Geheimniß halb und halb zu entdecken. Es müſſe ſich ja, ſchrieb er weiter, in D*** wohl erforſchen laſſen, wer jene Dame geweſen ſei; der Vorſteher der Ballgeſellſchaft werde ſie ohne Zweifel kennen. Er ließ die angelegentlichſte Bitte folgen, daß ſich der Hauptmann nach ihr erkundigen möchte.

In der Antwort auf dieſen Brief hieß es: Der Vorſteher aus jener Zeit ſei geſtorben, und alles anderweitige Nachfragen habe wenig gefruchtet.

Liſuart beſuchte im nächſten Jahr ſeinen Vater, der ihn mit großer Freude und Herzlichkeit empfing. Der Sohn ließ auch hier etwas von ſeinem innern Zuſtand merken; da ſagte aber ſein Vater: Oho! jetzt ſchon an eine Heirath zu denken, iſt zu früh! Und ich habe übrigens halb und halb ... ein ſehr wohlhabender alter Freund, der eine einzige Tochter hat, die auch recht ſchön und gebildet ſeyn ſoll ...

Liſuart unterbrach ihn mit Betheurungen: er würde nie einem andern Mädchen ſeine Hand geben können. —

Poſſen! ſagte der Vater wieder; ſo reden alle junge Leute, und die Umſtände ändern viel. Nichts mehr davon! kömmt Zeit, kömmt Rath.

Liſuart mußte wieder nach Jena. Seine Poeſien machten bei Kennern Aufſehn, und ſie riethen ihm, eine Auswahl davon drucken zu laſſen. Es geſchah endlich, doch ſo, daß er auf dem Titel nur ſeinen Vornamen nannte. Die an Luiſe überſchriebenen Gedichte athmeten das meiſte und ſtärkſte Feuer.

Doch jetzt, im Jahr 1813, loderte auch das Kriegsfeuer in Deutſchland auf. Liſuart meinte, die politiſche Rolle des Königs von Sachſen wäre nur gezwungen; und, obſchon deſſen Unterthan, beſchloß er doch in preußiſche Dienſte zu gehn, um gegen Deutſchlands Unterdrücker zu kämpfen. Er bat ſeinen Vater um Erlaubniß dazu, und dieſer ſagte: Thue, was Du willſt; ich mag nichts davon wiſſen. Gieb Dir aber lieber einen andern Namen, daß es nicht heißen kann: Du habeſt gegen Dein ſächſiſches Vaterland geſtritten.

Liſuart ging nach Berlin, gab ſich für einen Herrn von Breitenfeld aus, und bekam eine Lieutenantsſtelle bei einem neu errichteten Corps von leichter Reiterei.

Nichts von den Kriegsauftritten, denen er beiwohnte, außer, daß er durch ſeine Tapferkeit bald Rittmeiſter wurde.

Als nach der Schlacht bei Leipzig Napoleons Flüchtlinge verfolgt wurden, und man ſie theils zu ereilen, theils ihnen in die Seite zu kommen ſuchte, gehörte Liſuarts Corps zu denen, welche am thätigſten waren.

Im Heſſiſchen machte er eines Tages eine Seitenpatrulle, und traf auf eine Anzahl abgeſchnittener franzöſiſcher Huſaren, die ſo eben einen Reiſewagen plünderten. Ein Landedelmann der dortigen Gegend wollte darin mit ſeiner Tochter fliehn, und hatte das Unglück, in die Hände jener Unholden zu fallen, welche übrigens auch die Tochter reitzend fanden, und geneigt ſchienen, ſie für eine gute Beute zu erklären.

Liſuart, obgleich ſeine Mannſchaft nur halb ſo ſtark war, ſtürzte ſich in die Feinde, und ſo entſtand ein hartnäckiger Kampf. Die Preuſſen ſiegten; ihren Rittmeiſter traf aber ein Säbelhieb in den Kopf, der ihn um alle Beſinnung brachte.

Man gab dem Edelmann das ihm Gehörende zurück, und hoch erfreut, die Ehre ſeiner Tochter gerettet zu ſehn, dachte er durch die beſte Verpflegung der Verwundeten ſeine Dankbarkeit zu beweiſen. Man verſicherte ihm, daß er nun nicht zu fliehen brauchte, weil die befreundeten Truppen ſchon nahe wären. So entſchloß er ſich denn, nach ſeinem Dorfe zurückzukehren, und nahm den halb todten Rittmeiſter in ſeinem Wagen mit ſich, dem ein Feldarzt, der ſich glücklicher Weiſe gefunden, ſogleich den erſten Verband um den Kopf gelegt hatte.

Liſuart galt ſonſt für einen ſchönen Officier; jetzt aber hätte ſein Anblick Entſetzen erregen können. Man denke ſich zu einem ſtarken, dunkelbraunen Bart die bleiche Todtenfarbe und die bis an die Augen reichenden Binden!

Der gerettete Gutsbeſitzer ließ in ſeinem Hauſe ihm ein Zimmer zurecht machen, und einen Wundarzt aus der nächſten Stadt rufen, der um ihn bleiben mußte. Erſt nach einigen Tagen bekam Liſuart einen Theil ſeines Bewußtſeyns wieder, das indeß öftere Anfälle vom Wundfieber ſtörten. Zuſammenhängendes Denken ward ihm ungemein ſchwer; ſeine Ideen durchkreuzten ſich, wie im Wahnſinn, denn der feindliche Säbel war ſehr tief eingedrungen. Auch ſah er nicht recht hell, und der Wundarzt verhehlte ihm nicht, daß ſein Leben noch immer in Gefahr ſchwebe.

Als die erſten Durchmärſche vorüber waren, herrſchte in dem abgelegenen Dorf mehr Ruhe. Dies that ihm wohl, und an Pflege ließ ſein dankbarer Wirth es nicht fehlen. Eines Abends hörte er im Nebenzimmer zu einem Pianoforte ſingen. Die Stimme dünkte ihm vorzüglich ſchön, die Fertigkeit ausgezeichnet. Es ſchien, als ob durch die Muſik ſein Fieber nachlaſſe, ſein Schmerz ſich vermindre, und ſein Kopf freier würde.

Als der Gutsbeſitzer — was oft geſchah — ihn beſuchte, ſagte Liſuart: Ich hörte da eben ſehr ſchön ſpielen und ſingen; Muſik iſt mein größtes Vergnügen. Wenn ich dies Vergnügen öfter hätte, ſo würde es viel zu meiner Geneſung beitragen.

Es war meine Tochter, erwiederte der Andere; ſo oft Sie es wünſchen, ſoll ſie ſingen und ſpielen. Was kann ſie weniger für ihren edelmüthigen Retter thun!

Von nun an ſpielte und ſang das Fräulein oft; und, ſo wie Davids Harfe Sauls Melancholie vertrieb, ſo wirkte auch hier die Gewalt ſchöner Töne auf einen zerrütteten Seelenzuſtand. Mit jedem Tage beſſerte ſich nun auch die Wunde, und freiwillig, obgleich befremdet, geſtand der Arzt: er zweifle, ob, ohne Beihülfe einer ſo lieblichen Anregung der Lebenskräfte, der Rittmeiſter zu retten geweſen ſeyn würde.

Nach einigen Wochen war des Kranken Bewußtſeyn vollkommen deutlich, und das Wundfieber hatte ſich verloren. Nur die Augen blieben noch ſchwach, weshalb der Arzt die Fenſter dicht verhängen ließ.

Zuweilen brachte der Herr vom Hauſe ſeine Tochter mit, welche dann jedes Mal dem Rittmeiſter für ihre Rettung dankte. Ihre Unterhaltungen ſchienen nicht minder zu wirken, als ihr Geſang und Spiel; Liſuart meinte: ſo geiſtvoll habe er noch keine Dame reden hören. Sie erbot ſich auch, ihm bisweilen vorzuleſen. Er lehnte das zwar, als zu gütig, ab; aber dennoch blieb ſie dabei, ihren Retter auch auf dieſe Art zu unterhalten. Sie ging dazu in das Nebenzimmer, und ließ die Thür offen, weil ſie in dem halb finſtern Krankenzimmer nicht hätte ſehen können.

Eines Tages brachte ſie einen Band Gedichte mit, und ſagte ihm, daß dieſe zu ihrer Lieblingslectüre gehörten. Wie ſtaunte der Rittmeiſter, als ſie ihm nun aus Liſuarts poetiſchen Verſuchen vorlas. Die Empfindung, womit ſie es that, erregte bei ihm Rührung, Stolz und — Gewiſſensvorwürfe. O Gott! dachte er, ſollt' ich dies Fräulein nicht lieben? nicht treulos an Luiſen geworden ſeyn, der ich doch in meinem Herzen ewige Liebe geſchworen habe?

Doch bald dachte er auch: Luiſen

habe ich ſeit vier Jahren nicht geſehen, und vielleicht ſehe ich ſie nie wieder.

Und ſpäterhin: Dieſem Fräulein verdanke ich mein Leben; und das iſt doch noch mehr, als ich Luiſen einſt zu verdanken hatte.

Nach gerade ſah er heller, und ſo viel die herabgelaſſenen grünen Vorhänge es zuließen, prüfte er des Fräuleins Geſtalt. Sie war höher als Luiſe, und ihr Ausdruck voll Adel und Anmuth. Die Geſichtszüge ſchienen ihm geiſtiger, bedeutender, aber nicht ſo heiter, wie er ſich Luiſens noch erinnerte; eine gewiſſe ſanfte Schwermuth lag darin verbreitet, die er jedoch äußerſt anziehend fand.

Einmal ſagte er: Den Dichter, von dem Liſuarts poetiſche Verſuche ſind, möchte ich beneiden, weil Sie ihm ſo viel Nachſicht ſchenken. Und doch — kann ich ihn nicht beneiden. Wiſſen Sie ihn?

Sehr eilig rief Jene: Nein! Iſt

er Ihnen bekannt? Schon lange habe ich nach ſeinem Namen gefragt.

Dies Mal klang die Stimme dem Rittmeiſter heitrer, als ſonſt, und ſchien ihm ein wenig bekannt. Nun faßte er auch die Geſichtszüge ſchärfer ins Auge.

Mein Fräulein, hob er wieder an, ſind ... ſind Sie einmal in D*** geweſen? —

„Vor vier Jahren.“

Auf dem Ball bei ***?

„O Himmel!“

Die Gedichte an Luiſe wurden — an Sie geſchrieben.

„Meine Ahnung! Und Sie — Sie retteten mich!“

Sie retteten mein Leben!

Nun konnte der Rittmeiſter aber nicht mehr zuſammenhangend ſprechen. Ein heftiger Rückfall vom Fieber, und nichts als Irrereden. Zu ſtark war die Erſchütterung für ſeine nur erſt ſchwach befeſtigte Geſundheit.

Erſt nach einigen Wochen kam er wieder ſo weit, als er ſchon geweſen war. Nun hatten aber das Fräulein und ihr Vater das Gut verlaſſen, und es war in andern Händen.

Der neue Eigenthümer ſagte: Schon lange wäre der Kaufvertrag abgeſchloſſen geweſen, und nun der Termin ſeines Antritts herangekommen; indeß ſollte es dem Rittmeiſter an keiner Pflege fehlen.

Liſuart fragte beſtürzt: Wo iſt denn der vorige Gutsherr geblieben?

Er bekam zu Antwort: Genau weiß ich es nicht. Wie ich höre, iſt er nach dem Brandenburgiſchen gezogen.

„Und ſein Name? Noch immer habe ich nicht danach gefragt.“

Von Rothenfeld.

Liſuart bat, ſobald er wieder ſchreiben konnte, Bekannte in Berlin, ſich nach dem Aufenthalt eines Herrn von Rothenfeld zu erkundigen. Welch ein glückliches Wiederfinden, dachte er, und Luiſe liebt mich! Sie hat mein Herz aus den Gedichten an ſie errathen. Freilich reden einige deutlich genug vom erſten Anblick, und den mächtigen Wirkungen der erſten Liebe.

Er genas nach einigen Wochen völlig, und eilte nun dem Heer in Frankreich nach. Aus Berlin bekam er jedoch keine günſtige Antwort. Man wußte dort nichts von einem Herrn von Rothenfeld und ſeiner Tochter.

Das ging ſo zu. Luiſe hatte aus D*** eine gewiſſe Schwermuth gebracht, die bei dem, zwei Jahre nachher erfolgenden, Tode ihrer Mutter ſich mehrte. Ihr Vater meinte, eine baldige Heirath würde das beßte Heilmittel ſeyn. Er unterhandelte darüber mit einem alten Bekannten, einen Herrn von Buchenthal, Vater eines einzigen Sohnes, von dem man viel Gutes ſagte. Doch die Kriegsunruhen kamen dazwiſchen.

Luiſe geſtand ihrem Vater: der Rittmeiſter von Breitenfeld ſei ſchon lange der

Gegenſtand ihrer Liebe, und trage, wie ſie vermuthet habe, auch ſie im Herzen.

Aber, antwortete der Vater, ich habe Dich bereits verſprochen, und Du wirſt auch zufrieden ſeyn. Dem Rittmeiſter müſſen wir unſere Dankbarkeit auf andere Art beweiſen.

So wenig Luiſe damit auch zufrieden war, mußte ſie doch mit dem Vater nach Sachſen reiſen, wo er noch andere Güter hatte. Ein halbes Jahr nachher ſchrieb ſein Freund: Mein Sohn wird nun aus dem Kriege heimkehren. Mögen die jungen Leute einander ſehn. Können ſie keine gegenſeitige Neigung zu einander faſſen, ſo muß ihnen kein Zwang angethan werden.

Nach einem Monate reiſ'te Luiſe mit ihrem Vater — auf ergangne Einladung — zu dem Herrn von Buchenthal. Sie bat unterwegs ſehr viel, und betheuerte: daß ſie nur dem Rittmeiſter ihre Hand geben könne.

Man langte an. Der Sohn war vor

einer Stunde gekommen, und — hatte ſeinem Vater betheuert: nur Eine könne ſeine Gattin werden.

Luiſe trat kalt mit ihrem Vater ein. Neben dem Herrn von Buchenthal ſtand ein ſchöner Officier. Sehr kalt verbeugte ſie ſich, er auch. Er — war nicht mehr bleich, Binden und Bart waren verſchwunden. Er ſah das Fräulein genauer an. Es war Luiſe!

Sie ward vom Schrecken blaß. „Herr von Breitenfeld —“

Ich heiße Buchenthal!

Wie, rief Einer der beiden Väter, Ihr kennt einander? Und der Andere: Ei, Sie ſind ja unſer Retter!

Nun gab es kein Sträuben mehr.

Nachricht für Beſitzer von Leihbibliotheken und Freunde einer unterhaltenden Lektüre.

Die in der Verlagshandlung dieſes Buches erſchienene Sammlung von Lafontaineſchen Schriften gehörten unſtreitig zu denen, die den Verfaſſer zum Liebling des Publikums machten. Es ſind folgende: Haus Bärburg — Barnek und Saldorf — die beiden Bräute — Eduard und Magaretha — Emma — Karl Engelmann — Wenzel Falk — Familienpapiere — Fedor und Maria — Gemäldeſammlung — Ida von Liburg — Landprediger — kleine Romane — Theodor. Zuſammen 32 Bände, im Ladenpreis 48 Thlr.

Um wiederholten Wünſchen zu genügen, laſſen wir dieſe ganze Sammlung bis zu Oſtern 1821 für 30 Thlr.

Vorzüglich möchte dieſe Sammlung auch für Familien auf dem Lande, die entfernt von Städten, eine angenehme Lectüre in den Winterabenden wünſchen, ſich eignen. Die Verlagshandlung liefert die ganze Sammlung ſchön gebunden, an ſolche für 6 Friedrichsd'or.

Sanderſche Buchhandlung.

Gedruckt bei L. Wilhelm Krauſe in Berlin,
Adlerſtraße No. 6.

Lebensgemälde üppiger gekrönten Frauen der alten und neuen Zeit.

Nebſt
moraliſchen Betrachtungen über den Rechtshandel der Königin von England.

Herausgegeben
von
J. v. Voß und A. v. Schaden.

Berlin, 1821.
bei H. Ph. Petri.

A.D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Das deutſche Publikum hat ſich gewöhnt, in der Regel von Gallerien u. dgl. nichts denn Kompilationen zu erwarten; die Verfertiger dieſer Machwerke aber hat der ſinnreiche Dr. Edward Young ſchon gar treffend charakteriſirt, indem er von ihnen ſagte:

„Ihr Geiſt, bezwungen von fremden Ideen, wird nie im Stande ſeyn, den Keim eines neuen Gedankens zu empfangen. Bei ihnen dürfen wir keine Entdeckung einer neuen Anſicht, oder einer unbekannten Ausſicht in die herrlichen Thäler der Einbildungskraft ſuchen. Sklaviſch nachahmend, kriechend auf den Knieen, haſchen ſie nach Spuren des Alterthumes Wie abergläubiſche Andächtler, die zitternd ihrem ohnmächtigen Abgotte zu Füßen fallen und um eine Hülfe flehn, die der Götze nicht ertheilen kann, werfen ſie mit einer blinden Ehrfurcht ſich vor den Bildſäulen großer Männer nieder, umarmen mit niedergeſchlagenen Augen der Statuen Piedeſtal, und glauben, dieſes berührt zu haben, ſey genug, Verzeihung ihrer Fehler und ihrer Mittelmäßigkeit zu erhalten.“

Auch nicht im entfernteſten Sinne möchte man ſich an die, leider nur zu zahlreiche, Schaar Jener anſchließen; allein wenn die große Zahl nur Wachsfiguren-Kabinette beſucht, die monſtröſe Puppen mit bunten Flicken behangen zur Schau ausſtellen, ſo können dagegen ſinnigere Künſtler, welche die Menſchlichkeit in ihren feinſten Abſtufungen aufgefaßt haben, mit Sicherheit auf den Zuſpruch des verſtändigeren Theiles des Publikums rechnen.

Von ſolchen Anſichten ließ man ſich bei der Zuſammenſtellung der gegenwärtigen Gallerie leiten; nicht allein, wie die Heldinnen, ſondern auch, warum ſie alſo und nicht anders handelten; dieſes zu ergründen und zu würdigen, blieb das vorzüglichſte Streben bei Bearbeitung dieſer weiblichen Lebensgemälde.

A. v. S.

Erſter Abſchnitt.

Alte Zeit.

Die Geſchichte aller Zeiten und Völker hat es bewieſen, daß Ueppigkeit und Wolluſt häufig bei Damen der erſten und vornehmſten Stände, und zwar dann in einem ungewöhnlich hohen Grade, angetroffen werden.

Im Allgemeinen müſſen ſolche Erſcheinungen mit Recht das äußerſte Staunen der Menſchheit erregen; allein der Pſycholog vermag leicht ſich Dinge zu erklären, welche dem profanen Haufen ſtets ein Räthſel bleiben werden.

William Shakespeare, Albions unſterblicher Sänger, ſchrieb: Schwachheit, dein Name iſt Weib! und die Annalen der Vorzeit, ſo wie tägliche Erfahrungen haben die Unumſtößlichkeit des Satzes beurkundet. Wenn nun aber der Schwachheit des Niedrigen allenthalben ſich eine erſprießliche Leitung und Oberherrſchaft entgegen ſtellen, ſo wird eine ſothane Schwachheit dort, wo ſie mit Herrſchaft und Willkühr ſich vermählen kann, immer früher oder ſpäter in großes Laſter übergehen; denn ein ſolcher Uebergang iſt ungemein leicht, und gleiche Urſachen geben analogen Wirkungen ſtets das Daſeyn.

Um dieſe aufgeſtellten Anſichten zu rechtfertigen, eröffnen wir unſere Gallerie mit den biographiſchen Skizzen von zweien Kaiſerinnen, welche, wenn ſie ſchon zu gar verſchiedenen Zeiten und unter ſehr abweichenden Verhältniſſen lebten, dennoch füglich in eine Parallele geſtellt werden können.

I.

Fauſtina und Barbara,

zwei des Thrones unwürdige Kaiſerinnen.

Der römiſche Kaiſer Antoninus *) wurde von ſeinem Vorgänger, dem Kaiſer Antoninus Pius, unter der Bedingung adoptirt, daß er deſſen Tochter Fauſtina ehelichen mußte.

Die alten Geſchichtſchreiber nennen dieſe Fauſtina ein wahres Wunder körperlicher Schönheit. Sie benutzte dies ihr von der Natur ge-

---

*) Mit dem Beinamen: der Philoſoph. Er ſtarb 180 Jahre nach Chriſti Geburt.

machte ſeltene Geſchenk ſchlecht. Leichtſinnig, wie ihre Mutter, ſtrebte ſie frühzeitig dahin, dieſe hinſichtlich der Wolluſt zu übertreffen. Ihr Vater, Antoninus Pius, von der Schönheit ſeiner Tochter geſchmeichelt, ließ ſie mit tadelnswerther Nachſicht erziehen, und legte beſonders dadurch den Grund zum ſpätern ſchlechten Lebenswandel der Fauſtina.

Die Natur hatte der Prinzeſſin ein ungemein feuriges Temperament verliehen, und da ihr Handeln weder durch gehörige Aufſicht und Strenge, noch durch Gründe der Vernunft und Religion geregelt wurde, überließ ſie ſich ſehr frühzeitig den gröbſten Ausſchweifungen. Als Prinzeſſin wußte Fauſtina ihren ſchändlichen Lebenswandel der Welt vorſichtig zu verbergen; auf dem kaiſerlichen Throne hielt ſie dies nicht mehr der Mühe werth.

Kaum hieß dieſe unſere Heldin die Gattin des philoſophiſchen Antoninus, als ſie durch eine Handlung, welche hinſichtlich der Frechheit ihres Gleichen ſuchte, auf immer die Achtung des Volkes verlor.

Fauſtina verliebte ſich in einen ſchönen jungen Fechter, ließ dieſen ohne Umſtände zu ſich entbieten und ſchändete mit ihm das kaiſer liche Ehebette auf eine ſo ſchamloſe Weiſe, daß ihr Verhältniß mit dem Gladiator ſelbſt der gemeinſten Dienerſchaft im Pallaſte kein Geheimniß blieb.

Der Kaiſer, ihr Gemahl, ertrug dieſe Schande in der That mit einer philoſophiſchen Gelaſſenheit; allein ſeine vornehmſten und treueſten Räthe, entrüſtet über Fauſtinas Schamloſigkeit, ordneten im Geheim eine Unterſuchung gegen die Kaiſerin an.

Lebhaft wird man an einen berüchtigten Prozeß der neueſten Zeit erinnert, wenn man Fauſtinas Unterſuchungsgeſchichte lieſt, welche die Wahrheit des Satzes zu belegen vermag: daß nichts Neues unter der Sonne vorkömmt.

Mehrere Diener und Zofen der Kaiſerin ſagten aus: daß ſie die Gebieterin öfters auf des Gladiators Schooße ſitzend getroffen, daß Fauſtina den Fechter umhalſet und geküßt, ja ihn ſogar an ihren Tiſch und in ihr Bett aufgenommen habe.

Die kaiſerlichen Räthe legten ihrem Herrn die Reſultate dieſer Unterſuchung vor, und baten ihn dringend, ſich von einer Gattin zu trennen, welche auf eine höchſt gemeine Weiſe ſeine Ehre beeinträchtige. Die Antwort, welche Antoninus auf dieſe Zumuthung ertheilte, zeugt ungemein lebhaft von ſeinem philoſophiſchen Sinn; denn der Kaiſer erwiderte den Räthen ganz gelaſſen:

„Er müſſe in dieſem Fall ſchon einmal ein Auge zudrücken; denn wollte er Fauſtina verſtoßen, ſo müßte er auch das Gut, welches ſie ihm zugebracht, — den kaiſerlichen Thron nämlich – zurückgeben, und dazu fühle er nicht im Geringſten Luſt.“

Der Kaiſerin Liebesverſtändniß mit dem Gladiator dauerte fort, nach wie vor, bis der Zufall es ſelbſt auf eine tragiſche Art endete. Der ſchöne Fechter wurde im Zweikampf erſtochen, und als Fauſtina ſeinen Tod vernahm, gebehrdete ſie ſich wie eine Raſende; ſie eilte zum Leichnam ihres Lieblings hin, und ſcheute ſich nicht, des Gladiators Blut in einen goldenen Becher auffangen zu laſſen, und dieſen, in Gegenwart mehrerer Zeugen, bis auf den Grund zu leeren.

Fauſtina gebahr zwei Söhne, deren Vater der philoſophiſche Antoninus genannt wurde.

Geminus, der eine dieſer Söhne, ſtarb frühzeitig, der andere, Commodus genannt, folgte ſeinem Vater auf dem Thron.

Fauſtina ſetzte den üppigſten Lebenswandel bis zu ihrem Ende fort; mehr aber als alle ihre eigene Laſter ſchändet ſie, daß ſie den eigenen einzigen, und zu dem höchſten Beruf beſtimmten Sohn, zur Grauſamkeit und Wolluſt erzog.

Was der unſelige Commodus in der Folge wurde, hatte er lediglich ſeiner gewiſſenloſen Mutter zu verdanken. Mit wenigen aber kräftigen Pinſelſtrichen wollen wir es verſuchen, ihn zu ſchildern, und dieſes wird hinreichend ſeyn, den Leſer mit dem tiefſten Abſcheu gegen ein Weib zu erfüllen, die einen Sohn alſo erziehen konnte.

Nicht ſtiefmütterlich hatte die Natur den kaiſerlichen Prinzen bedacht; körperliche Schönheit war es, welche er von der laſterhaften Mutter in einem hohen Grade ererbte, und neben dieſer Schöne wohnte dem Prinzem eine ſolche ſeltene Leibesſtärke bei, daß man ihn den römiſchen Hercules zu nennen pflegte.

Sein Vater umgab zwar den Prinzen ſehr frühzeitig mit weiſen und gelehrten Männern, allein da der Kaiſer durch ſeine Kriege häufig von Rom abgezogen wurde, unterſtützte Fauſtina des Sohnes Widerwillen gegen alles ernſte Wiſſen, und Ringen, Springen, Fechten, Jagen und Bogenſchießen waren die einzigen Studien, denen ſich der junge Thronfolger mit Eifer widmete.

Jähes Aufbrauſen, wilde Rachſucht und Grauſamkeit, dann die üppigſte Wolluſt bildeten frühzeitig genug die Grundzüge zu des Prinzen Charakter, und Fauſtina unterließ ihrerſeits nichts, Leidenſchaften, die ſie im unmündigen Sohn erweckt hatte, mit Sorgfalt zu nähren.

In ſeinem zwölften Lebensjahre hatte ſich Commodus einmal ein Bad beſtellt, und als er dieſes nicht warm genug fand, befahl er wüthend den Bademeiſter auf der Stelle in den glühenden Ofen zu werfen. Man konnte den armen Menſchen nur dadurch retten, daß man einen Hammel in's Feuer warf, und durch den Geſtank, welchen das verbrannte Thier verbreitete, wurde der junge Tyrann irre geleitet und ſein Racheburſt geſättigt.

Als Commodus in ſeinem neunzehnten Jahre den Thron beſtieg, fing er ſeine Regierung damit an, daß er, eines bloß eitlen Verdachtes halber, ſeine Gemahlin ermordete und ihre Schweſtern ſchändete.

Es ſcheint Uebertreibung, iſt aber nichts mehr als lautere Wahrheit, daß dieſer Kaiſer in ſeinen Palläſten nicht weniger als 300 Dirnen und eben ſo viele Knaben zur Befriedigung ſeiner unnatürlichen Lüſte unterhielt, und dennoch die ſogenannten heiligen Jungfrauen — die veſtaliſchen nämlich — ſchändete.

Oft übte ſich Commodus mit den Gladiatoren im Fechten, und dann war es ihm nur ein Spaß, ein Dutzend dieſer Unglücklichen ſchnell nach einander über den Haufen zu ſtoßen; zuweilen geſellte dieſer Kaiſer zu ſeiner Grauſamkeit eine gräuliche Bizarrerie; ſo äußerte er öfters ein Verlangen, ſeine Miniſter und vornehmſten Räthe zu barbiren, und Niemand durfte es wagen, den ſeltſamen Dienſt von Kaiſers Hand abzulehnen; aber wehe denen, welche Commodus zu dieſer Luſt erſehen hatte, denn der vornehme Bartſcheerer ſchnitt ſeinem Kunden am Ende die Gurgel, oder wenigſtens Naſe und Ohren ab.

Ein anderer Nero faßte dieſer ſchändliche Kaiſer einſt den Vorſatz, Rom an allen vier Ecken anzünden und das herbei eilende Volk ermorden zu laſſen; allein glücklicherweiſe wurde dieſer teufliſche Plan noch zur rechten Zeit entdeckt und von dem Senat vereitelt.

Die weibliche Rachſucht einer von Commodus Dirnen verſuchte es, ihn durch Gift um's Leben zu bringen. Als ſeine ſtarke Natur den Wirkungen des Giftes widerſtand, und bereits ganz Rom vor den wiederbeginnenden Grauſamkeiten des Kaiſers zitterte, da beſchloß ein angeſehener Römer im Geheim, der Retter des Vaterlandes zu werden. **Commodus** wurde im 12ten Jahre ſeiner Regierung ermordet.

Wiewohl dieſe Züge aus **Commodus** Leben nicht zur Charakterſchilderung unſerer Gallerie gehören, ſo konnten wir doch dieſe nicht füglich übergehen, ohne eine Lücke in den Folgerungen aus der Lebensart der **Fauſtina** entſtehen zu ſehn. Wenn auch Kaiſer **Antoninus** ſelbſt ſeine Gemahlin, in den von ihm über ſich ſelbſt geſchriebenen Abhandlungen, *) als eine getreue Ehegenoſſin ſchildert, und ſie ſogar nach ihrem Tode vergöttern, ihr Tempel bauen und ihr in dieſen durch Fauſtiniſche Prieſterinnen Verehrung erzeigen läßt; die Geſchichte portraitirt ſie uns nur um ſo mehr als ein verſchmitztes, und ein höchſt geſchmacklos wollüſtiges Weib.

Wir kehren zum Hauptfaden unſerer Gemälde zurück, und ſtellen jetzt das Leben einer

---

*) **Antoninus** Comment. de vita sua. I

Kaiſerin auf, welche mehr denn ein Jahrtauſend nach Fauſtinen lebte, dieſe aber an üppiger Ruchloſigkeit beinahe noch übertraf.

Der in der Geſchichte als Held und Regent berühmte deutſch-römiſche Kaiſer Sigismund*) hatte ſich vorerſt mit Maria, der Tochter des Königs Ludwig von Ungarn, vermählt. Dieſes Reich brachte ihm dieſe Gemahlin als Brautſchatz zu.

Maria ſtarb, ohne dem Kaiſer Kinder geboren zu haben, ſehr frühzeitig und Sigismund verband ſich nach ihrem Tode mit Barbara, einer Tochter des Grafen Herrmann von Cilien.

Die Kaiſerin Barbara gehörte unter die reizendſten und ſcharfſinnigſten, aber auch unter die zügelloſeſten und unverſchämteſten Weiber ihrer Zeit; ſie hatte die Lehren des Epikur mit vielem Fleiße ſtudirt und nahm keinen Anſtand, dieſelben zu jeder Zeit in Schutz zu nehmen.

Allein nicht nur die Grundſätze der ſchönen jungen Kaiſerin, ſondern ihre Sitten noch vielmehr waren im höchſten Grade epikuräiſch.

---

*) Sigismund wurde 1415 zu Achen gekrönt.

Stolz konnte man dieſe Dame eben nicht zum Vorwurf machen, denn ihr lüſternes Auge ſuchte ſich die Gegenſtände der Luſt nicht in den Reihen der Vornehmen, ſondern es waren größten Theils Jünglinge von der kaiſerlichen Leibgarde, welche ſie zu Befriedigung ihrer glühenden Wolluſt erkor, und dabei bemühete ſich Barbara nicht im Geringſten, ihre Ausſchweifungen zu verbergen, und die Ehre ihres erhabenen Gatten zu ſchonen.

Der Kaiſer'n wilde Begierden blieben unerſättlich, und ein gleichzeitiger Schriftſteller meint: man hätte aus jenen Jünglingen allen, welche Barbara's höchſte Gunſt genoſſen, füglich ein nicht kleines Kriegesheer bilden können. Wir ſind zwar geneigt, eine ſolche Behauptung für eine der gewöhnlichen Uebertreibungen zu halten, deren ſich Hiſtoriker jener Zeit häufig ſchuldig zu machen pflegten; indeß muß Barbaras Unerſättlichkeit in der That nicht gering geweſen ſeyn. Denn als einſt von einem Höflinge behauptet ward: „daß eine Dame, wenn ſie ein Haar von einem Pantherthier genoſſen, ſo wollüſtig würde, daß es unter die Unmöglichkeiten gerechnet werden müſſe, ihren Begierden Gnüge zu leiſten," erwiederte der Kaiſer: Wenn dieſes wirklich wahr iſt, ſo muß meine Gemahlin ein ganzes Pantherfell verſchlungen haben.

Es verdient in der That Bewunderung, daß auch Sigismund während einer langen Reihe von Jahren, den üppigſten Ausſchweifungen der unwürdigen Gattin mit ruhigem Gleichmuthe zuſah, denn dieſer Kaiſer war übrigens ein ſehr verdienſtvoller und weiſer Regent.

Je älter Barbara wurde, um deſto mehr vermehrte ſich ihre Begier, und um ſo rückſichtsloſer ergab ſie ſich der ſchändlichſten Lebensweiſe Sie war nicht damit zufrieden, den üppigſten Begierden allein im höchſten Uebermaße zu fröhnen, ſondern auch ihre reizenden jungen Hofdamen leitete ſie zum Laſter an, und wenn eine oder die andere widerſtrebte, wurde ſie als einfältig vom Hofe der Kaiſerin verſtoßen.

Sehr ſpät endete des Kaiſers Langmuth. Sigismund war kaum in eine ſchwere Krankheit verfallen, als die ſchändliche und undankbare Barbara ſogleich mit einigen böhmiſchen Kavalieren zu Rath ging, wen ſie nach deſſen Tode heyrathen und auf welche Art ſie ihrer Tochter Eliſabeth das Königreich Böhmen entwenden könnte. Der Kaiſer erfuhr dieſe Unterhandlungen, und erzürnte ſich darüber dermaßen, daß er ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog **Albrecht von Oeſterreich**, zu ſeinem Nachfolger ernannte, und in ſeinem Teſtamente ausdrücklich feſtſetzte: daß **Barbara** nach ſeinem Tode ſogleich verhaftet werden und es Zeit ihres Lebens bleiben ſollte.

Nachdem **Sigismund** den 9ten Dezember 1437 zu **Znaim** in **Mähren** geſtorben war, wurde, des Kaiſers letztem Willen zufolge, **Barbara** in Feſſeln geſchlagen und alſo auf des Kaiſers Leichenwagen hinter ſeinem Sarge nach **Ungarn** abgeführt, wo ſie aber ſogleich wieder in Freiheit geſetzt wurde, da ihr unter den Mächtigen des Reiches ein bedeutender Anhang lebte.

Nun verfügte ſich unſere üppige Heldin nach **Grätz**, wo ſie, ungeachtet ihres weit vorgeſchrittenen Alters, noch immer der Göttin Wolluſt häufige Opfer brachte, und an ſchöne arme Jünglinge, welche ſich entſchließen konnten, ſie zu umarmen, große Summen verſchwendete.

Barbaras Lebenswandel gab allgemeines Aergerniß, daher ſich endlich ein greiſer, ſehr würdiger, Prieſter entſchloß, zu der Kaiſerin zu gehen und mit der betagten üppigen Dame einen Bekehrungsverſuch zu wagen. Um die Sünderin zu rühren, erwähnte der fromme Diener des Herrn unter anderm eines Turteltaubenpaares, welches Kaiſer Sigismund viele Jahre lang gehegt und gepflegt hatte, worauf die zarten Thierchen, nach dem Hintritt ihres Herrn, ſich ebenfalls zu tod grämten.

Barbara erwiderte dem Prieſter hierauf lachend und voll Schamloſigkeit: „Wenn Sie, mein hochwürdiger Herr! unvernünftiges Vieh mir als nachahmungswürdiges Beiſpiel rühmen wollen, ſo ſprechen Sie mir lieber von den Sperlingen, denn ich mag dieſe Vögelein wohl leiden, weil ſie immer munter und rüſtig ſind.“

Die Kaiſerin blieb ſich gleich, bis ſie im Jahre 1451, von der herrſchenden böſen Peſt angeſteckt, das Ende ihrer gottloſen Tage fand; ihre Leiche wurde zu Prag in der Königsgruft zur Erde beſtattet.

II.

Cleopatra und Semiramis.

Der Sterblichen Leidenſchaften ſind dieſelben unter allen Zonen, wie zu allen Zeiten, und, ſich ſelbſt überlaſſen, bleiben ſie ſtets die Ernährerinnen derſelben Fehler.

Um dieſe große Wahrheit dem Leſer recht anſchaulich darzuſtellen ſtehen, wir jetzt im Begriffe, ein paar Töchter aus dem grauen Alterthume zwoer weit entfernter Welttheile in unſerer Gallerie einzuführen.

Die Geſchichte der Cleopatra wurde in der deutſchen Literatur ſo oft und in ſo verſchiedenen Kunſtformen widergekäut, daß es im erſten Augenblick ſchwerlich gerathen erſcheinen dürfte, die Dame in einen Cyclus aufzunehmen, deſſen Charakter Originalität ſeyn ſoll. Bei näherer Prüfung der, von jener ägyptiſchen Fürſtin vorhandenen Biographien aber können wir deſſenungeachtet keinen Anſtand nehmen, dieſe Cleopatra hier aufzuführen.

Gerade weil der Stoff zu häufig und großentheils poetiſch benutzt wurde, vermiſchten ſich in der Folge Dichtung und Wahrheit, und wir ſind es feſt überzeugt, daß der Phantaſie eines großen Theiles unſerer geneigten Leſer von jener üppigen Dame des Alterthumes ein fabelhaftes Bild vorſchwebt.

Cleopatra wurde beinahe von allen Neueren mehr als ein ränkeſüchtiges und boshaftes, als ein ſchwaches und üppiges Weib gezeichnet, und uns dagegen erſcheint ſie nur in der letztern Eigenſchaft, nachdem wir ihre Geſchichte — freilich nicht aus modernen, ſondern aus den älteſten und zuverläſſigſten Geſchichtsbüchern kennen gelernt und dieſelbe pſychologiſch gewürdiget haben.

Die Art ihres Todes zeugt dem denkenden Geſchichtsforſcher keinesweges als ein Beweis von Charakterſtarke; tauſend Schwache endeten in einen Zuſtande ohnmächtiger Verzweiflung alſo, und viele Tauſende werden noch auf gleiche Weiſe enden, bis der Erdball aufgehört hat, ſich um ſeine Achſe zu ſchwingen.

Cleopatra war eine Tochter **Ptolemäus Auletes**, Königs in Aegypten, welcher im Jahr der Welt 3819 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn **Ptolomäus Dionyſius**, welcher ſeine Schweſter Cleopatra ehelichte und zur Königin von Aegypten erhob.

Die verehelichten Geſchwiſter vertrugen ſich ſehr ſchlecht mit einander, und da ſie beide als unmündig noch unter der Vormundſchaft ſtanden, Dionyſius aber die Vormünder und Reichsverweſer auf ſeine Seite zu lenken wußte, wurde Cleopatra der Mitregentſchaft für verluſtig erklärt. Sie floh nach Syrien, warb ein Heer und wollte an der Spitze deſſelben nach Aegypten zurückkehren, als der mächtige römiſche Dictator Julius Cäſar, nachdem er den Pompejus in Theſſalien geſchlagen, ſich mit ſeinen Legionen gen Alexandrien wendete.

Dionyſius ſandte Romas Feldherrn Geſandte entgegen, ihn für ſeine Sache zu gewinnen, Cleopatra aber begab ſich ſelbſt in Cäſars Feldlager.

Die Fürſtin ſtand in der üppigſten Blüthe des Lebens, ſie war reizend, witzig, ſchmeichleriſch, und die Anmuth ihres Umganges übertraf noch die Reize des Körpers, welcher mehr zur Wolluſt geformt war, als für eine regelmäßige vollendete Schönheit gelten konnte.

Der große Römer war, ungeachtet ſeiner Genialität, ein ungemeiner ſinnlicher Menſch — wie es gerade Feuergeiſter in der Regel immer zu ſeyn pflegen — und es war daher nichts natürlicher, als daß der kühne Feldherr ſich in die Reize der ägyptiſchen Fürſtin verliebte, deren Thränen ihr noch mehr Intereſſe verliehen.

Cäſar verwendete in Alexandrien ſein ganzes Anſehen und ſeine Macht zu Gunſten der vergötterten Cleopatra. Er beabſichtigte ſie zur ſouverainen Regentin des Landes zu erheben, allein ihr ehrgeiziger Bruder erregte in der Hauptſtadt einen furchtbaren Aufſtand; dies fruchtete jedoch nichts, er mußte erliegen, und es gelang dem Dictator, der Cleopatra vorerſt die Mitregentſchaft zu verſchaffen. Nun aber erhob die Partei des Dionyſius abermal das Haupt; es gelang ihr ſich großen Anhang zu erwerben, und es begann der berühmte alexandriſche Krieg, in welchem der unglückliche Ptolomäus Dionyſius, in einem Seegefechte mit den Römern ertrank, worauf ſich die junge reizende Cleopatra, mit des geliebten römiſchen Freundes Hülfe, als Allein- und Selbſtherrſcherin die Krone auf das Haupt ſetzte; doch wurde des Scheines halber ihr elfjähriger Bruder zum Mitregenten ernannt.

Die ſüßeſte Minne in der üppigen Fürſtin Armen, lohnte dem Cäſar die wichtigen Dienſte, welche er in politiſcher und diplomatiſcher Hinſicht ihr geleiſtet hatte, und ein Sohn, Cäſarion genannt, wurde des innigen Verhältniſſes nächſte Folge.

Der große Römer beſaß indeß angeſtammte Charakterſtärke genug, ſich zur rechten Zeit noch von des reizenden Weibes Buſen loszureißen und nach Rom zu eilen, wohin wichtige Ereigniſſe ihn riefen.

Nach einiger Zeit ſtattete die verliebte Cleopatra dem entflohenen mächtigen Buhlen einen Beſuch ab und wurde von dem Dictator mit offenen Armen empfangen.

Sinnliche Liebe hat ſo oft den gefeierteſten Geiſtern aller Zeiten den Kopf verrückt, und dieſes wurde jetzt auch des ſonſt ſo weiſen und vorſichtigen Cäſars Fall. Er überhäufte den geliebten Gaſt mit allen erſinnlichen Ehren, und beging am Ende die unbegreifliche Unklugheit, Cleopatras Bildſäule im Tempel der Venus aufſtellen zu laſſen, wodurch er mit Recht des Volkes allgemeinen Haß der fremden Fürſtin nicht nur zuzog, ſondern auch ſeiner eigenen Sache ungemein ſchadete. Nun hielt es unſere Heldin für's gerathenſte, unverzüglich nach ihren Staaten zurückzukehren und ſie that daran wohl.

Cleopatras zweiter Bruder hatte kaum das Alter erreicht, in welchem er mit ſeiner reizenden Schweſter die Regentſchaft theilen ſollte, als er plötzlich ſtarb. Einige Schriftſteller behaupten zwar, Gift von der ehrgeizigen Schweſter Hand habe den Prinzen getödtet, indeſſen ließ ſich die That nicht beweiſen, und ſcheint vielmehr nur von der Partei des Ptolomäus Dionyſius ausgeſtreut worden zu ſeyn, welche nie aufgehört hatte, im Geheim Cleopatra als unumſchränkte Herrſcherin Aegyptens zu haſſen.

Gleich beim Beginnen des römiſchen Bürgerkrieges erklärte ſich Cleopatra für die Sache der Triumvire. Es iſt eine häufige Meinung, welche von Kompilatoren oft genug auch niedergeſchrieben wurde, daß unſere Heldin ſich dem Triumvir Marcus Antonius gleichſam aufgedrungen habe; allein ſothane Nachricht bleibt ein erweislich großer hiſtoriſcher Mißgriff.

Der Fürſtin von Aegypten Benehmen während dem Fortgange des Bürgerkrieges erregte einmal, man weiß nicht aus welcher Urſache, die Unzufriedenheit der Triumvire, und zwar gerade in jener Zeitperiode, als ſich Antonius in Cilicien befand, welcher den Auftrag erhalten hatte, Romas ferne Alliirte zur Rechenſchaft zu ziehen.

Von Cleopatras Seite war es nichts mehr als lobenswerthe Staatsklugheit, daß ſie ſich in Perſon zum Vertreter des mächtigſten aller Staaten in der Welt verfügte, um mit demſelben ein loſer gewordenes Freundſchaftsband wieder zu befeſtigen, an deſſen Erhaltung ihr ungemein viel gelegen ſeyn mußte.

Daß aber jenes Weib, deren Feſſeln ein Cäſar einſt getragen hatte, den leichtſinnigen und frivolen Antonius im erſten Augenblick bezauberte, welcher Menſchenkenner möchte darüber noch ſtaunen? —

Hatte jener große Feldherr in des üppigſten und reizendſten Weibes Armen den eigenen hohen Werth nie ganz vergeſſen, ſo wurde dagegen der weniger konſequente Antonius bald Cleopatras unbedingter Sklave. Sie als Menſchenkennerin wußte mit nicht zu ermüdendem Scharfſinn ſtets neue Mittel aufzufinden, den durch Pracht, Sinnenluſt und die feinſten

Schwelgereien jeder Art entwöhnten Triumvir gar nicht mehr zur Beſinnung kommen zu laſſen, und ſich ihm mit jeder Stunde unentbehrlicher zu machen.

Man tadle unſere Heldin immerhin, aber man vergeſſe auch nicht zu erwägen: ob die Verſuchung, Romas furchtbare Macht und Herrſchaft in jenem Welttheile nach Willkühr lenken zu können, ob dieſe Verſuchung, ſagen wir — nicht zu groß, ja unwiderſtehlich war — für ein herrſchſüchtiges Weib.

Es iſt beinahe unglaublich, zu welchem willenloſen und verächtlichen Weichling jener M. Antonius am üppigen Buſen der Aegyptierin herabſank.

Es war nach der Schlacht bei Philippi, als Cleopatra den Fluß Cydnus hinab nach Tarſus zum Antonius ſegelte.

Die Verzierung ihres Schiffes und der ganze Aufzug zeigten eben ſo viele verſchwenderiſche Pracht als geläuterten Geſchmack. Das ganze Fahrzeug war vergoldet; aus dem feinſten Purpur hatte man blähende Segel geſchnitten; aus Silber geſtaltet ſtellten ſich die zierlichen Ruder dem ſtaunenden Blicke dar, und verborgene vortreffliche Muſikchöre ſpielten unaufhörlich angenehme und ſanfte Weiſen. Cleopatra ſelbſt ſaß, eine andere Venus, unter einem goldgeſtickten, reich mit Diamanten und glänzenden Edelſteinen bedeckten Baldachin, Genien umſchwebten ſie und als reizende Grazien und Waſſernymphen führten ihre jungen ſchönen Hofdamen ſelbſt die Ruder. Bei dem herrlichen und verſchwenderiſchen Gaſtmahle, welches Antonius der ägyptiſchen Fürſtin bei ihrer Ankunft zu Tharſus gab, nahm Cleopatra eine äußerſt koſtbare, auf mehrere Tonnen Goldes geſchätzte Perle aus dem Ohre, ließ dieſelbe durch Eſſig auflöſen und verſchluckte ſofort das ſeltene Kleinod in einem Becher Wein auf des Triumvirs Wohl.

Schnell genug entſtand das unſelige Verhältniß zwiſchen Antonius und Cleopatra; ſie begleitete ihn nach Cyrus und kehrte hierauf nach Alexandrien zurück, wohin der verblendete Römer ihr bald folgte, um in den Armen der Wolluſt und Schwelgerei Ehre, Vaterland, Pflicht und ſich ſelbſt auf immer zu vergeſſen.

Cleopatra begleitete den Triumvir während des Feldzuges gegen die Parther, und ward von ihm in der Folge nach und nach mit vielen und zum Theil nichts weniger als unbedeutenden, Ländern beſchenkt, denn ſie erhielt von ihm Cyrene, Cypern, Coeleſyrien, Ituräa, Phönice, Cilicien und Creta, ſo wie einzelne Theile von Judäa und Arabien; auch Armenien eroberte Antonius für Cleopatra, und Cäſarion, ſo wie jene drei Baſtarde, welche der Triumvir mit der ägyptiſchen Fürſtin gezeuget hatte, wurden von ihm zu Königen erhoben.

Seine frühere rechtmäßige Gattin, die vortreffliche Octavia, hatte Antonius längſt verſtoßen und dadurch dem Zorne und Rachegefühl ſeines frühern Feindes und Nebenbuhlers, des mächtigen Octavius Auguſtus, neue Nahrung gegeben.

Dieſer Auguſtus unterließ nicht, den Antonius zu Rom dem Volke mit den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern, und der Triumvir im Orient lieferte freilich zum Entwurf der ſchwerſten Anklagen gegen ſeine Perſon reichlichen Stoff: er hatte ohne das mindeſte Recht beinahe das halbe römiſche Reich verſchenkt; ſein Teſtament zu Gunſten der mit Cleopatra erzielten Kinder, empörte zu Rom alle Gemüther.

Während ſich aber furchtbar dräuende Gewitterwolken über des Antonius Haupt ſammelten, verlebte er, anſtatt ſich zu einer nachdrücklichen Gegenwehr zu rüſten, mit der üppigen Cleopatra, unter beſtändigen prachtvollen Feſten und ausgeſuchten Schwelgereien, ein volles Jahr; daher man ſich auch in der That nicht wundern darf, wenn Plutarch ſchreibt:

„Der Leichtſinn und die Raſerei des Antonius ließen ſich nicht anders erklären, als daß derſelbe durch beigebrachte Liebestränke verrückt gemacht worden ſey.“

Auguſtus wußte es endlich dahin zu bringen, daß in Rom der Entſchluß gefaßt wurde: Antonius ſollte aller ſeiner Würden entſetzt, und der Cleopatra, als einer Feindin des römiſchen Volkes, der Krieg angekündiget wurden.

Ein furchtbarer Kampf drohte zu beginnen. Auguſtus gebot in Italien, Frankreich, Spanien, den wendiſchen Ländern, Ungarn, Afrika und auf Sardinien und Sicilien; welche Heere vermochte er bei ſolchen Hülfsquellen nicht auszurüſten, welche Flotten nicht aufzubringen!

Dagegen blieb auch des frivolen Antonius Macht kein Kinderſpiel, denn auf den Beiſtand von Aſien, Armenien, Syrien, Griechenland, Macedonien, Aegypten, Candien und Cypern durfte er rechnen, und der bevorſtehende Kampf nahm alſo nicht weniger als drei Welttheile in

Anſpruch; in ſofern daß zwei Römer als Oberfeldherrn ſich gegenüber ſtellten, konnte er für einen Bürgerkrieg gelten, anderwärts aber verlor er dieſen Karakter, indem die entgegengeſetzten Völker größtentheils ſich fremd geblieben waren.

Antonius wollte ſein kriegeriſches Glück vorerſt nur auf der See erproben; er ſchwamm mit einer für jene Zeiten ſeltenen Flotte der feindlichen entgegen; Cleopatra ſelbſt ſchiffte mit 60 Fahrzeugen als Alliirte ihm zur Seite.

Bei dem Vorgebirge von Actium ſtießen die beiden Römer auf einander, und ein heftiges Seetreffen begann auf der Stelle. Kurze Zeit nur blieb die Schlacht unentſchieden, denn plötzlich ergriff Cleopatra mit allen ihren Schiffen die Flucht, und der früher tapfere Antonius folgte, wie vom Wahnſinne befallen, dem fliehenden Weibe; der Reſt der Flotte ſetzte dem ſiegenden Auguſtus zwar noch einigen Widerſtand entgegen, aber bald genug mußte er gänzlich unterliegen.

Nachdem Cleopatra und Antonius Alexandrien erreicht hatten, kehrte des letztern Beſonnenheit und Muth wieder; er wollte ſchnell dem Auguſtus aufs neue entgegen gehen, allein des leichtſinnigen Mannes Glück hatte geendet: ſeine Truppen verließen ihn Schaarenweiſe, und nachdem auch die Araber, die ihm im rothen Meere übrig gebliebene Flotte, auf welcher er im ſchlimmſten Falle noch zu fliehen hoffen konnte, verbrannt hatten, verfiel er in einen Zuſtand dumpfer Verzweiflung.

Indeß rückte Auguſtus gegen Alexandrien vor; man ſandte ihm Geſandte entgegen, allein der Rache glühende Bruder der herrlichen Octavia — welcher überdieß der hohen Roma Genugthuung geben wollte — dürſtete nach des unglücklichen Antonius Blut, und wollte durchaus in keine Unterhandlung mit ihm treten.

Der Cleopatra Entſchluß in dieſer kritiſchen Lage war ſchnell gefaßt: ſie wollte ſich mit ihren ungeheuren Schätzen zu Alexandrien ſelbſt verbrennen.

Auguſtus hatte von dem heroiſchen Plane des Weibes gehört, und durch einen heimlichen Bothſchafter ließ er ihr nun ſagen: „Wenn ſie Leben und Krone retten, und ſtatt eines Antonius einen Auguſtus, als bittenden Liebhaber, zu ihren Füßen ſehen wolle, ſo würde ſie leicht ihr Benehmen zu regeln wiſſen.“

Cleopatra ſtutzte und wankte. Antonius, Verrätherei ahndend, eilte in wilder Wuth und Verzweiflung in die Gemächer der Geliebten, um ſie zu ermorden, allein es gelang der Fürſtin, ſich vor dem Raſenden zu verbergen.

Unterdeſſen hatte Auguſtus Alexandrien eingeſchloſſen; im Antonius erwachte noch einmal der einſtige Muth des tapfern Kriegers; er warf ſich mit den ihm treu gebliebenen Schaaren dem Feinde entgegen, und war glücklich genug, Vortheile über deſſen Reiterei zu erlangen, allein bei einem zweiten Ausfalle wurde ſein Fußvolk zerſtreut und die Kavallerie ging zu Auguſt über; Antonius eilte nach dem Hafen, um ſeine Perſon nun durch die Flucht zu retten, allein ſchon hatte ſich Cleopatras Flotte mit der römiſchen vereiniget.

Schrecklich war des unglücklichen Antonius Lage; er eilte in den Pallaſt der ägyptiſchen Königin; allein eine neue, die ſchrecklichſte, Trauerbotſchaft, ſchallte hier ihm entgegen.

„Cleopatra, hieß es, habe ſich in ihrer Familiengruft bei dem Tempel der Iſis entleibt.“

Schwer traf dieſer letzte Schlag den unglücklichen Antonius; er fluchte den Göttern und ſtürzte ſich in ſein eigen Schwerdt. Kaum fing des Römers Herzblut an zu rinnen, da erfuhr er, daß die Königin lebe; abſichtlich nämlich hatte Cleopatra die Kunde ihres Todes dem Betrogenen hinterbringen laſſen.

Antonius, ſchon an ſeiner Tage letztem Markſtein, lächelte noch einmal, als er dieſe Nachricht erhielt, er verlangte zu der Königin getragen zu werden, und ihm wurde der armſelige Troſt, das matte Haupt in des üppigen Weibes Schooß legen und alſo enden zu dürfen.

Cleopatras Betragen von der Seeſchlacht bei Actium an trug vorzüglich dazu bei, daß jene Fürſtin von den Geſchichtſchreibern der ſchändlichſten Argliſt, der ſchwärzeſten Undankbarkeit und Bosheit angeklagt wurde. Weit entfernt, die ſchöne Aegyptierin unbedingt vertheidigen zu wollen, finden wir nichtsdeſtoweniger dieſe Urtheile zu vorſchnell und hart.

Man erwäge: welche Unklugheit von einem unter den Waffen aufgewachſenen Römer, ein ſchwaches wolluſtathmendes Weib in eine entſcheidende Seeſchlacht mitzunehmen, und ihr über 60 Fahrzeuge den Oberbefehl anzuvertrauen? —

Wie feig und unwürdig von jenem entnervten Lüſtlinge, die Flucht zu ergreifen, zu welcher ein zaghaftes Weib das Signal gegeben hatte? —

Konnte Cleopatra einem ſolchen Manne, ihm, der Schutz und Hülfe von einem Weibe heiſchte, nachdem durch ſeine Nachläſſigkeit und die Halbheit ſeiner genommenen Maßregeln, das Spiel ſchon verloren war, konnte ſie, fragen wir, dieſem Antonius noch Achtung bewahren? Und wie kann eine Liebe, welcher des geliebten Gegenſtandes Achtung nicht zur Seite ſteht, noch Opfer verlangen? —

Zu Alexandrien eingeſchloſſen durfte Cleopatra ſchwerlich mehr daran denken, den Antonius zu retten; ſie bewahrte dennoch Muth genug, königlich zu ſterben. Da tagte ihr ein Hoffnungsſtrahl, ihres Volkes und ihrer Kinder Glück, Krone, Schätze und Ehre noch zu retten — und an Sie, zarte Leſerinnen! wenden wir uns mit der Frage: Wie viele aus dem ſchönſten aber ſchwächeren Geſchlechte hätten der Lockung widerſtanden, und was konnte hier eine Entſagung dem unglücklichen Antonius noch nützen?

Octavius Auguſtus zog mit ſeinem ſiegreichen Heere in Alexandrien ein, aber Cleopatra

patra ſah bald genug ein, wie trügeriſch und eitel ihre Hoffnungen geweſen waren: dem ſtolzen Feldherrn war mehr daran gelegen; ſich der Schätze und des Lebens der unglücklichen Fürſtin, als ihrer Liebe zu verſichern; mit den erſtern wollte er die Koſten des Feldzuges decken, leben aber ſollte Cleopatra, um mit ihrer Perſon den Triumph glänzender zu machen, welchen der ſtolze Auguſtus in Rom zu halten gedachte.

Unſere Heldin wollte ſich den Dolch in den Buſen ſtoßen, allein ſie wurde in dieſem Unternehmen durch einen vertrauten Offizier des Auguſtus verhindert, welcher ihr nun in der Perſon des Epaphroditus einen eigenen Wächter beſtellte und, um die Fürſtin zu tröſten, ihr allerlei Verſprechungen machen ließ, deren Nichtigkeit die kluge Cleopatra ſehr wohl durchſchaute. Allein was vermag Männer-Vorſicht gegen Weiberliſt! die Aegypterin vermochte ihren einfältigen Hüter, dem Auguſtus ein Schreiben zu überbringen, in welchem ſie ihre Kinder ſeiner Großmuth empfahl, und kaum hatte Epaphroditus ſich aus ihrem Gemache entfernt, da ließ Cleopatra ſich von einem ihr treu gebliebenen Diener einen mit Früchten und Blumen angefüllten Korb bringen, in welchem eine von jenen Schlangen verborgen war, welche die Griechen Aſpis nannten und deren Biß ſogleich tödtet.

Beherzt ergriff die unglückliche Fürſtin die Schlange, und legte das furchtbare Thier an den üppigen ſchönen Buſen; — nach Verlauf einer Minute ſank Cleopatra entſeelt zu Boden.

Nur ein Alter von 39 Jahren hatte unſere Heldin erreicht, 22 Jahre aber hatte ſie über Aegypten geherrſcht.

Cleopatras Aſche wurde neben jener des Antonius beigeſetzt.

Da man, dem einmal feſtſtehenden Plane zu genügen, bei Einrichtung dieſer Gallerie keine ſtrenge chronologiſche Ordnung beabſichtigen wollte, kann es unmöglich befremden, daß Semiramis der Cleopatra nachſtehen muß.

Jene berüchtigte Fürſtin Aſſyriens darf in unſerer Gallerie nur auf einen untergeordneten Rang Anſpruch machen, denn wenn ihr hiſtoriſches Daſeyn ſchon keinem Zweifel unterliegt, ſo verliert ſich nichtsdeſtoweniger ihre Geſchichte ſo ſehr in den Fernen einer altergrauen, weniger bekannten Welt, daß man von den Schickſalen jener, beinahe fabelhaften Fürſtin nur weniges Zuverläſſiges anzugeben weiß.

Semiramis, ein Weib, deren blendende und ſiegende Schöne alle Grazien des **Orients** überſtrahlte, wurde, nachdem ſie der Jungfräulichkeit üppigſte Blüthe kaum erreicht hatte, die Gattin des **Ninon**, eines Unterfeldherrn des berühmten aſiatiſchen Eroberers **Ninus**, Königs von Aſſyrien, welcher, der gewöhnlichen hiſtoriſchen Annahme zu Folge, mehr dann zwei tauſend Jahre vor Chriſti Geburt regiert haben ſoll.

Die reizende **Semiramis** mußte anfangs dem Gatten mit Liebe und herzlicher Anhänglichkeit zugethan ſeyn, da ſich das zarte Weib entſchloß, ihn in dem beſchwerlichen Feldzuge nach **Bactra** zu begleiten.

Auf dieſem Zuge aber ſcheinen die Berühmtheit des großen kriegeriſchen Königs **Ninus**, und der glänzende **Nimbus**, mit dem er ſeine Perſon zu umgeben wußte, das Herz und den Verſtand der jungen **Semiramis** verblendet zu haben; ſie lenkte während der langwierigen Märſche häufig ihr **Kameel** nach der Gegend hin, wo der König **Ninus**, in der Mitte ſeines

Hofſtaates, ritt, und bald genug wurde auf dieſe Art des kühnen Eroberers Aufmerkſamkeit nach dem reizenden Weibe hin gerichtet.

Mit jedem Tage ſtellte ſich Semiramis dem Könige intereſſanter dar, — ein Ninus war nicht gewohnt, ſich irgend einen heißen Wunſch zu verſagen, und bald theilte unſere Heldin mit ihm das Lager und endlich auch den Thron.

Der unglückliche Ninon, welcher die junge Gattin, glühender Leidenſchaft voll, geliebt hatte, gab, verzweifelnd, ſich mit eigener Hand den Tod.

Nach des Ninus Tode beſtieg Semiramis als Regentin und Vormünderin ihres noch nicht erwachſenen Sohnes Aſſyriens Thron.

Das ehrgeizige Weib hatte des verſtorbenen königlichen Gemahls Geiſt ererbt; ſie verfolgte deſſen frühern Pläne mit Kraft und Glück. Semiramis wird als Erbauerin des weltberühmten Babylons genannt; allein dem denkenden Geſchichtsforſcher muß die Angabe unrichtig erſcheinen, indem die Zeit der Regierung jener aſſyriſchen Fürſtin nicht mit der Periode der Erbauung Babylons übereinſtimmt.

An des Indus Ufern ſcheiterten unſerer

Heldin Glück: ſie wurde von dem Fürſten, deſſen Länder ſie dort unterjochen wollte, auf das Haupt geſchlagen und ihr Heer zerſtreut.

In einer traurigen Verfaſſung erreichte Semiramis mit dem kleinen Reſte ihrer Krieger Bactra wieder, und in einem Aufruhre, an deſſen Spitze ihr eigener Sohn ſtand, verlor dieſe merkwürdige Fürſtin das Leben, nachdem ſie 42 Jahre regiert hatte.

Ob auch eine Reihe von Jahrhunderten zwiſchen Cleopatra und Semiramis ſich ausdehnt; ob auch Meere die Schauplätze trennen, auf welchen dieſe Damen handelten, — der Geiſt des wahren Pſychologen, er umfaßt der Welten All, und ihm ſey es erlaubt, hier eine Parallele zu ziehen:

Der aſſyriſchen und der viel ſpätern ägyptiſchen Fürſtin Schickſale theilen fürwahr eine große Aehnlichkeit. Beide Damen ſtrebten, durch die Macht ihrer Reize mächtige Eroberer zu feſſeln, und beide erreichten ihren Zweck; die eine wie die andere herrſchte lange und mit Glück, ſie liebten beide Verſchwendung und Pracht, aber gleich unglücklich und ſchauerlich war der Fürſtinnen Ende.

Nichtsdeſtoweniger ſetzen wir, die Schuld beider üppigen Damen prüfend, die der Cleopatra weit hinter jene, jedes moraliſches Gefühl durchaus empörende, der Semiramis.

Sie war ihrem Stande gemäß glücklich vermählt geweſen, und in ihren Adern rollte nicht königlich Blut, darum war es von dieſem Weibe doppelt hoch vermeſſen, über des unglücklichen Gemahles Leiche weg nach Höhen zu ſtreben, in welchen Cleopatra geboren war: denn Verſtand und Herz ſind geneigter, unrechtmäßige Mittel, angewendet zur Behauptung eines rechtmäßigen Gutes, nachzuſehen, als Sünden zu verzeihen, welche die Erwerbung des uns nicht Gebührenden, dem Dritten zu Schaden, beabſichtigen.

III.

Meſſalina.

Mit bebender Hand enthüllen wir die Schandthaten der Gattin eines Kaiſers der hehren, unſterblichen Roma, welche zur Ehre des Geſchlechtes ein dichter Schleyer ewig bedecken ſollte. Allein die Geſchichte bleibt eine ruhige, unbeſtechliche Richterin, und einmal angeregt erhebt ſie rückſichtslos ihre laute Stimme.

Nicht wage derjenige eine Gallerie, welche Darſtellungen nach dem Leben verſpricht, zu betreten, der den Anblick von Gruppen ſcheut, die beſſer geartete Naturen empören.

Manche üppige Tochter Evens voll Fehl' und Schwachheiten, manche grauſe Sünderin ſelbſt wird man zwar in dem eröffneten ſeltſamen Reigen erblicken, allein keine iſt mit jener Meſſalina in eine Parallele zu ſetzen, denn ſie muß, da ſie jedes menſchliche Gefühl verläugnete, gleichſam als ein Focus der geilſten thieriſchen Wolluſt und aller denkbaren ſchändlichen Laſter betrachtet werden.

Wir fühlen, daß man uns hier einer ercen triſchen Schilderei, vor welcher ſich treue Hiſtoriker ſorgfältigſt zu hüten haben, anklagen dürfte, und um uns diesfalls ſicher zu ſtellen, führen wir vorerſt eine Stelle aus einem der achtbarſten und zuverläßigſten Klaſſiker an; Juvenal ſchreibt: „O wie tief, Söhne der Götter! wie tief Cäſaren! ſeyd Ihr geſunken?“ — Wenn jener Claudius ſchlief, verwechſelte Meſſalina den kaiſerchen Tharus mit ſtinkenden Strohlagern, — ja von einer vertrauten, ſchändlichen Dienerin begleitet nur ſchlich die gekrönte Dirne in finſterer Nacht nach den ſchmutzigſten Schandwinkeln hin, und hier war es, wo ſie der geilen Wuth der Laſtträger den Buſen Preis gab, unter welchem ſie ehemals den edlen Britannicus getragen hatte.“

Valeria Meſſalina wurde die fünfte Gattin des römiſchen Kaiſers Tiberius Claudius, welcher 8 Jahre vor Chr. Geburt geboren worden war. Ein liebenswerther Mann war dieſer Claudius freilich keineswegs, denn er ſtellte ſich von Jugend auf als ein blödſinniger, kränklicher Schwächling dar, wurde ſpäter ungemein fett, ſtammelte, ſtrauchelte im Gehen, und ſchnitt, wenn er ſich vergaß, gar häßliche Grimmaſſen; allein nichtsdeſtoweniger verdiente der unglückliche Imperator mehr Glück bei der Wahl ſeiner Gattinnen; denn hatte er ſchon, ſchnell die vier erſten wechſelnd, gar wenig Freude erlebt, ſo überhäufte ihn dagegen die fünfte vollends mit Schande und Schmach. Charakter- und Willenlos, wie Claudius war, wurde er bald der Sklave Meſſalinens, und ſie, die ſchändliche, mißbrauchte die ihr gewordene Gewalt, nachdem ſie Kaiſerin hieß, in einem höhern Grade, als vor ihr je ein Weib die gewonnene Macht mißbrauchte und nach ihr ſie vielleicht nie wieder eine Sterbliche mißbrauchen wird

Furcht und Schrecken begleiteten die Erhebung der Meſſalina auf den Thron. Aus wahrſcheinlich ungegründeter Eiferſucht ließ ſie Julia, des Kaiſers Nichte, ermorden, und der weiſe Seneca wurde auf ihren Befehl in's Elend verwieſen; eine andere Dame aber, welcher Meſſalina grollte, mußte den ſchrecklichen Hungertod ſterben. Auch Silanus, ihr Stiefvater, wurde das Opfer dieſes Ungeheures, weil er eine Buhlſchaft mit der Tochter ſeines Weibes verſchmähte, und der edle Vicinus ſtarb, als Lohn ſeiner Tugend, durch Gift.

Grauſamkeit und Ungerechtigkeit karakteriſirten jede Handlung dieſer Kaiſerin, und jedes

Mittel erlaubte ſie ſich, wenn es darauf ankam, einen ihrer immer ſtrafbaren Wünſche zu erfüllen, und eine Legion falſcher Zeugen harrete ſtets ihres Winkes.

So ließ ſie, lüſtern nach dem Beſitze der berühmten und herrlichen Gärten des Lucullus, den Aſiaticus, dem dieſe Gärten dazumal angehörten, in einen Prozeß verwickeln, ihn durch falſche Zeugen eines Verbrechens, welches er nie begangen hatte, überführen und ſofort den unglücklichen Mann hinrichten, bloß um ſeines Eigenthumes ſich bemächtigen zu können.

Die Schaamloſigkeit und unerſättliche Wolluſt der Meſſalina betreffend, hat der oben citirte Juvenal wahrlich nicht zu viel geſagt; ja es kam endlich ſo weit, daß das ſchändliche Weib den kaiſerlichen Pallaſt in ein Bordel umwandelte. Mit der hohen Würde eines Conſuls pflegte ſie ihre Buhler zu lohnen, und als einſt einer derſelben, der Schauſpieler Mneſter vor den Folgen ſeines ſträflichen Umganges mit der Kaiſerin bangte, ließ dieſe den blödſinnigen Claudius einen Befehl unterzeichnen, durch welchen der ängſtliche Komödiant förmlich beauftragt wurde, mit Meſſalina zu buhlen.

Einem jungen ſchönen römiſchen Ritter, Namens C. Silius, gab ſie vor allen ihren Galans den Vorzug: ſie beſuchte ihn ungeſcheut in ſeiner Wohnung, folgte ihm auf ſeinen Reiſen, und als ſich der Kaiſer einſt in Aſia aufhielt, ging das raſende ſchaamloſe Weib, ſo weit, ſich mit Silius förmlich und öffentlich zu vermählen.

Der über alle Beſchreibung phlegmatiſche Claudius ließ dieſes alles geſchehen, ohne ſich dabei im Geringſten zu beunruhigen; als ihn aber Narciſſus, Meſſaliens größter und bedeutenſter Feind, darauf aufmerkſam machte: Silius könnte einmal im Beſitz der Kaiſerin wohl auch gar nach der Krone ſtreben, erwachte Claudius plötzlich aus ſeiner Lethargie und eilte, von Narciſſus begleitet, nach Rom zurück.

Es war gerade zur Zeit der Weinleſe, und Meſſalina feierte mit dem geliebten Silius und ihren Hofdamen das Feſt des Bachus in den Luculliſchen Gärten; die zügelloſenſten Ausſchweifungen und die üppigſte Wolluſt bezeichneten die Feier, als plötzlich die Nachricht von des Kaiſers Ankunft erſchallte. Erſchrocken flohen die Gäſte, und von der Oberprieſterin und ihren zwei Kindern, dem Brittanicus und der Octavia, allein begleitet, verließ nun auch Meſſaline die Luculliſchen Gärten um dem Kaiſer entgegen zu reiſen und ihn zu beſänftigen. Da gerade kein anderes Fuhrwerk vorhanden war, beſtieg die Geſellſchaft, freilich ſeltſam genug, einen Miſtwagen.

Als Meſſalina den Claudius erreicht hatte, war der ſchwache Mann ſogleich bereit, ſich mit der treuloſen Gemahlin auszuſöhnen; allein Narciſſus hatte bereits zu viele Gewalt über den Kaiſer gewonnen, er verhinderte jedes Geſpräch, ließ die Kinder entfernen, verwies die Oberprieſterin nach ihrem Tempel und befahl mit verhängten Zügeln davon zu fahren. Zum Erſtenmal entmuthiget floh die freche Meſſalina nach den Luculliſchen Gärten; auf Veranſtaltung des Narciſſus aber wurden alle ihre bekannten Buhler, Silius, der Schauſpieler Mneſter und viele andere noch, als Schänder der kaiſerlichen Ehre hingerichtet; unter andern traf dieſes Loos einen gewiſſen Montanus, der nur eine einzige Nacht in der geilen Meſſalina Armen geruht hatte. Mit Recht mußte Narciſſus fürchten, es möchte dem ſchändlichſten aller Weiber gelingen, den ſchwächeſten aller Männer zu verſöhnen, und da er für dieſen Fall ſeinen Untergang vor Augen ſah, wollte er dem Streiche zuvorkommen. Er ſendete im Namen des Kaiſers einen Tribun nach den Luculliſchen Gärten mit dem Befehle; Meſſalina zu tödten. Der Tribun fand die verworfene Ehebrecherin, wie ſie ſich ängſtlich am Erdboden wand, alle hatten ſie verlaſſen, nur ihre Mutter Lepida war gegenwärtig. Dieſe errieth ſogleich die Urſache der Ankunft des Tribuns, ſie rief daher der Tochter zu: „Ende frei durch deine eigene Hand!“

In der That zuckte Meſſalina den Dolch, allein ſie war zu feig, ſich ſelbſt ein Gut zu rauben, welches ihr ſtets das höchſte gegolten hatte; der Tribun entweihte ſein gutes Schwerdt, indem er es in ihr geiles Blut tauchte.

Des Pſychologen Kunſt ſteht an ihrer äuſſerſten Grenze, wenn ſie die Urſachen prüfen will, welche ein Weib, die Natur und Zufall keinesweges ſtiefmütterlich behandelt hatten, unter des Laſters tiefeſte Stufe ſchlenderten. Menſchliche Schuld nur mag der Menſchenkenner zu enträthſeln ſuchen, Meſſalina — ſie war eine Tochter der Hölle.

IV.

Lydiens Königin.

Tief iſt Zartgefühl in des Weibes Natur verwebt, und wenn unſere bis jetzt aufgeſtellten Gemälde dieſem Satze lebhaft widerſprechen, ſo beweiſet dieſes nichts anderes, als daß wir Damen zeichneten, die gewaltſam aus der ihnen eigenthümlichen Bahn heraustraten und kühn die Geſetze der großen Allmutter verhöhnten.

Allein von Anbeginn an war das ſchwächere Geſchlecht ſchon einmal alſo angethan: es neigt ſich ſtets zu Extremen hin, und ſelbſt das feineſte Gefühl kann dort, wo es im Uebermaaß vorhanden, in Hochmuth und Stolz ausarten und auf ähnliche ja oft noch gefährlichere Abwege leiten, als Mangel an Delikateſſe und Hang zur Wolluſt.

In Aſien gab es einſt ein Königreich, Lydien genannt, welches um das Jahr der Welt 3230 Candaules beherrſchte.

Dieſer König hatte eine Gattin, welche alle alte Geſchichtſchreiber voll Enthuſiasm ein nie geſehenes Wunder weiblicher Schöne preiſen, aber nichts deſto weniger konnte der Name der gekrönten Dame nirgend aufgefunden werden.

Candaules wird allenthalben als ein belachenswerther Thor und ſchlechter Regent geſchildert, der ſich auf der Gattin ausgezeichnete Schönheit ungemein viel zu gut that, gleichſam als ob deren Stralen im Stande geweſen wären, ſeinen eigenen Unwerth zu heben.

Von nichts ſprach Candaules lieber als von den Reizen ſeiner Gattin. Einſt beſchrieb er dieſelbe ſeinem jungen aber weiſen Feldherrn Gyges voll Begeiſterung und ließ ſich bei ſeiner Schilderei in's größte Detail ein. Gyges ſchwieg, konnte ſich aber deſſenungeachtet nicht enthalten, ob der Thorheit ſeines Gebiethers ein wenig zu lächeln.

Der König nahm dieſes Lächeln für Zweifel in ſeine Worte und rief erhitzt aus; „wie, du glaubſt nicht was ich ſage? — nun wohlan denn, deine eigene Augen ſollen dich überzeugen, daß ich nicht zu viel geſprochen.“

Hierauf machte Candaules ſeinem Feldherrn den unſinnigen Vorſchlag: er wolle ihn in der Königin Schlafkabinet verbergen, wo er denn, da ſich die Dame vor Schlafengehen ſtets gänzlich zu entkleiden pflege, alle ihre

Reize ungeſtört und unbemerkt bewundern könne.

Der vernünftigere Krieger lehnte dieſes in ſolch' hohem Grade unzarte Anerbieten zwar ab, allein der Gebiether drohete mit Ungnade, ja ſelbſt mit Tod, und dem Feldherrn blieb am Ende nichts anderes übrig als einzuwilligen. Gyges wurde hinter einem Schirm in der Königin Gemach verſteckt; die verhängnißvolle Nacht nahete, hoch flog des jungen feurigen Kriegers Buſen; — jetzt löſte die fürſtliche Grazie den Gürtel, die Gewänder fielen und in der That, der jugendliche Feldherr mußte es ſich geſtehen: Diana, als ſie ins Bad ſtieg, ſie konnte der Reize mehr und lockendere nicht des lüſternen Beobachters Augen entfalten.

Unwillkührlich vergaß der Jüngling ſein Inkognito, er vergaß ſich, wurde hinter dem Schirm unruhig, und die Königin entdeckte des Fremden Gegenwart.

Schnell wurde ein weites verhüllendes Tuch umgeworfen und der beſtürzte Krieger mußte der erboßten Dame in ſeines Herzens Angſt geſtehen, auf welche Weiſe er in ihr Kabinet gekommen.

Im höchſten Grade wurde die Fürſtin über die Unzartheit des königlichen Gatten erbittert,

und

und des Weibes tief beleidigte Schaam beſchloß blutige Rache. Sie verſprach dem jungen Feldherrn zur Stelle ihre Gunſt und Lydiens Thron, auf den Fall, daß er den verhaßten Candaules ermorden würde.

Nicht ungeſtraft hatte der Jüngling der blühenden jungen Frau Reize erſchaut, mächtig und heiß loderte ſeine Leidenſchaft, und für dieſes Weibes Beſitz hätte er tauſend Leben gewagt, ja über Schaaren blutiger Leichen wäre er in ihr Schlafgemach gedrungen.

Mit gezücktem Dolche und wild aufgeregt ſtürzte Gyges in des Königs Gemach, und der unglückliche Candaules zahlte für ſeine Thorheit mit dem Leben.

Die gerächte Dame hielt ihr Verſprechen; der Feldherr wurde Lydiens König und die üppigſte Wolluſt in des ſchönſten Weibes Armen lohnte den Meuchelmörder.

V.

Roſamunde und Fredegunde.

Wohl hatte der gelehrte und ſinnige Owen recht, als er einſt ſchrieb.

> Quid fidis formae, populat quam morbus et aetas?
> Multis causa mali candida forma fuit, *)

Die tiefe Wahrheit der wenigen Worte ſtellen die Annalen aller Reiche dar, ſo wie ſie im bürgerlichen Leben ſich mit jedem Tage neuerdings bewährt.

Die Longobarden, urſprünglich ein tapferes altdeutſches Volk, hatten unter dem wilden Helden Alboin, dem berühmteſten ihrer Könige, im Jahr 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau ein Ende gemacht, und Kunimund, der Beſiegten unglücklicher Fürſt, war in Mitte des blutigen Völkerkampfes durch Alboins eigene Hand gefallen.

Eine einzige Tochter nur hatte Kunimund

---

*) Trauſt du der Schönheit, welche das Alter verwüſtet und Krankheit?
Vielen des Unglücks-Quell wurde die ſchöne Geſtalt.

hinterlaſſen; ſie hieß Roſamunde, zählte achtzehen Jahre erſt und blühte in der That einer herrlichen jungen Roſenknoſpe gleich, denn ihre ſeltene und ſiegende Schönheit überſtrahlte die Reize aller Jungfrauen in den Ländern der Longobarden und Gepiden.

Der jugendliche Held Alboin ſah die reizende Tochter des erſchlagenen Gegners, und mehr als ſämmtliche eroberte Schätze feſſelte ihn von Stunde an der Anblick der herrlichen Prinzeſſinn.

Mit ungemeiner kindlichen Zärtlichkeit hatte die ſchöne Roſamunde den Vater geliebt und mit Schauder wies ſie ſeinen Mörder, der emſig um ihre Minne warb, zurück. Der Prinzeſſin Widerwillen gegen ſeine Perſon war dem wilden Eroberer doppelt unangenehm; blieb ſchon ſeine grobe Sinnlichkeit aufs Aeußerſte in die junge Prinzeſſin entbrannt, ſo riethen auch politiſche Gründe dringend zu einer nähern Verbindung mit ihr, denn nur als Roſamundens Gatte durfte Alboin hoffen, ſich als Herrſcher über die kriegeriſchen Gepiden zu erhalten.

Es war der kühnen Longobarde keineswegs der Mann, welcher Schwierigkeiten ſogleich kleinmüthig wich, im Gegentheil reizten gerade ſie ſeine Thatkraft ſtets mächtig an. Alboin wurde nicht müde, der holden Prinzeſſin auf die ſinnigſte Weiſe zu ſchmeicheln; von Eitelkeit und Wankelmuth — Fehler, die nur zu oft den Charakter ſchöner Damen begründen — war auch Roſamunde nicht frei; das Bild des ermordeten Vaters zog ſich mehr in den Hintergrund ihrer Phantaſie zurück, und die lachende Ausſicht, Königin der Gepiden zu heißen, drängte ſich dagegen immer lebhafter hervor, — der Kampf war ungleich, er entſchied ſich zu des Longobarden Vortheil, die Prinzeſſin theilte bald Thron und Lager mit ihm.

Für jene Himmelstochter, für ſchöne und reinere Liebe, welche ſich ſpäter in zarte Freundſchaft und Achtung zu umwandeln pflegt, hatte der rohe und ſtolze Krieger keinen Sinn; ſeine Gefühle löſten in wild aufflammende rohe Sinnlichkeit ſich auf. Die Motive aber, welche unſere ſchöne Roſamunde vermocht hatten, dem Longobarden ihre Hand zu reichen, waren ebenfalls unlauterer Natur; bald genug verrauchte der heiße Taumel der Wolluſt und unausbleiblich waren die Folgen. Der ſtolze Eroberer hob an, die Gattin als Sklavin zu betrachten und zu behandeln, und ſie, die, gereizte Eitle, ſah in ihm den Mörder ihres Vaters und ihren eigenen Tyrannen nur allein.

Unglücklich und feindlich geſtaltete ſich nun die Ehe des königlichen Paares, und der ſchwächere Theil, die ſchöne Roſamunde — mußte ſich der Willkühr des rauhen, aber im Willen feſten Alboin beugen.

Der Keim des Haſſes gegen den Longobarden, der tief in der Seele unſerer Heldin gegründet lag, trieb nun ſchnell und mächtig, und zum Rieſen ließ ihn endlich ein roher Ausbruch der wilden Laune des Gatten erwachſen.

Der in der That kannibaliſchen Sitte ſeiner Zeit folgend, hatte Alboin, der königliche Krieger, aus dem Schädel ſeines Feindes, des von ihm erlegten Kunimund, ein Trinkgeſchirr mit güldenem Rande fertigen laſſen. Bisher hatte ihm noch Zartgefühl genug beigewohnt, dieſen gräulichen Pokal den Augen ſeiner Gattin verborgen zu halten; allein mit den Trieben roher Sinnlichkeit gegen die unglückliche Roſamunde war in des wilden Longobarden Buſen auch der letzte Funke jenes Zartgefühles erloſchen, und er hatte einſt in einem Anfalle der tolleſten Laune die Grauſamkeit, über Tafel Kunimunds Schädel mit Wein füllen zu laſſen und ihn der Gattin mit den Worten zu reichen: „Trink' —

in dieſer Schale ruhete einſt das Gehirn deines ſaubern Vaters.“

Roſamunde wechſelte die Farbe, ſie zitterte heftig und drohte ohnmächtig niederzuſinken — da rollte furchtbar des Longobarden ſchwarzes Augenpaar, er zückte auf die Gattin den blinkenden Dolch und ſchrie ihr mit von Wuth erſtickter Stimme noch einmal zu: „Trink oder ſtirb!“ —

Roſamunde trank, — allein ein geheimer, doch furchtbarer Schwur weihete in demſelben Augenblicke den Longobarden den Erinnyen.

Alle Gefühle zarter Weiblichkeit hatte die Königstochter mit dem Trunke aus des Vaters Schädel abgelegt, und jeder ihrer Gedanken hauchte Rache allein, und dieſe zu erreichen, ſchien ihr von nun an jedes Mittel erlaubt.

Zwei Schildträger bewachten ſtets den Schlaf des Tyrannen Alboin. Es nannten ſich die Diener Helmechild und Peridionius, und die ſchlaue Roſamunde beſchloß dieſe Menſchen als Werkzeuge ihrer blutigen Rache zu nutzen. Allen Verſprechungen und Bitten widerſtand Helmechild anfangs ſtandhaft, aber den Reizen des ſchönſten aller Weiber vermochte der feurige Jüngling nicht länger zu widerſtreben, und die ſonſt ſo tugendhafte und ſtolze Roſamunde gab, um zu ihren Zwecken zu gelangen, dem Schildträger dieſe üppigen Reize preis. Das Verſprechen der Königin: mit ihm nach Alboins Tod Krone und Lager zu theilen, machten Helmechilden vollend zum unbedingten Sklaven ihres Willens.

Auf eine andere Art wurde der Schildträger Peridionius in Roſamundens Intereſſe gezogen: allein mit Recht wird der Leſer, wenn er von der Intrigue unterrichtet iſt, erſtaunen, wie der Gepiden reizendſte und ſinnigſte Königstochter ſo tief ſinken konnte.

Es war Roſamunden bekannt, daß jener Peridionius mit einer ihrer hübſcheſten Zofen in einem ſehr vertrauten Umgang ſtand und beynahe jede Nacht ſie beſuchte. Nun übernahm die Königin in einer finſtern Nacht der Dienerin Rolle; Peridionius glaubte in ſeines Liebchens Armen zu ruhen, und der Königin Gunſt war es geweſen, welche er genoſſen.

Nachdem der betrogene Schildträger ſeinen Irrthum gewahr geworden, ließ ihm Roſamunde die Wahl, ob er bei dem Könige des Ehebruches von ihr angeklagt und hingerichtet werden, oder bei deſſen Ermordung thätig ſeyn wolle, für welchen Fall ſie ihm die Hand der Geliebten und überdieß noch reichlichen Lohn verſprach. Ohnehin ſchwachen und ſchlechten Charakters, wie jener Peridionius war, ging er ſogleich Alles ein, was man von ihm verlangte.

Nachdem die Königin die Verſchwörung gegen ihres Tyrannen Leben alſo ſchlau eingeleitet hatte, glaubte ſie die Verſchwornen nun gar nicht mehr zur Beſinnung kommen laſſen zu dürfen, und auf ſchleunigſte Ausführung der That wurde nun von ihr gedrungen.

Während Alboin Mittagsruhe hielt, ſtürzten ſeine beiden meineidigen Schildträger in die Schlafkammer und fielen, mit Dolchen bewaffnet, über ihren König und Herrn her. Zwar erwachte Alboin noch, bevor die Lotterbuben ihm auf dem Leibe waren, er griff auch ſogleich nach ſeinem Schwert, allein Roſamunde hatte es vorerſt ſo feſt in der Scheide befeſtiget, daß der Ueberfallene nicht im Stande war, es in der Eile los zu machen, und ſo blieb ihm daher nichts übrig, als mit einem Fußſchemmel, der ihm gerade zur Hand war, Widerſtand zu leiſten; allein der Unglückliche mußte unterliegen und wurde von den eigenen Dienern mit vielen Dolchſtichen ermordet.

Roſamunde hielt dem Mördern Wort und reichte Helmechilden als Gattin die Hand. Allein die Longobarden hatten ihren ermordeten König geliebt; leicht wurden die Urheber der That errathen, und Roſamunde ſah ſich genöthiget, mit dem neuen Gatten zu fliehen, um nicht ſelbſt als Opfer der gerechten Wuth des Volkes zu fallen.

Das Paar wendete ſich nach Ravenna, um dort bei dem Exarchen Longin Schutz zu ſuchen. Roſamunde hatte außer ihrem kleinen Töchterlein Albinsweida, welches ſie mit Alboin erzeugt hatte, auch den bedeutſamſten Theil des reichen Kronſchatzes mitgebracht, und ſah ſich daher von dem ehrgeizigen und habſüchtigen Exarchen mit offenen Armen aufgenommen.

Indeß — eine Reihe von Jahrhunderten, nachdem es eine Roſamunde gegeben, war verfloſſen, da ſchrieb der philoſophiſche deutſche Sänger Leßing: „übergieb' dich dem Teufel mit einem Haare nur und ewig biſt du ſein“; und der Worte tiefer Sinn, in der grauen Vorzeit ſchon war er unzähligemal an's Licht getreten; auch an unſerer Roſamunden Handeln war des Satzes Aufrichtigkeit zu ſchauen: ſie war der Schuld einmal verfallen und ſie endete — eine grauſe Verbrecherin.

Der Exarch **Longin** ging längſt mit dem Gedanken ſchwanger, ſich zum Könige von ganz Italien zu erheben und der **Roſamunde** Gegenwart ſchien ihm zur Ausführung des kühnen Planes am günſtigſten; er entdeckte ſich ihr, geſtand ihr Liebe und verſprach ihr, ſie als Italiens mächtiger Herrſcher zu ehelichen, wenn ſie ſich den beſchwerlichen und nun gänzlich unnützen **Helmechild** erſt würde vom Halſe geſchafft haben.

Alboins unſelige Mörderin ging nur zu leicht und gerne in des Exarchen ruchloſe Abſichten ein. Nicht aus Zuneigung, ſondern nothgedrungen nur hatte die ſtolze-Königstochter des ehemaligen Gatten Schildknappen geeheliget; längſt hatte ſich ihr Hochmuth gegen dieſe Verbindung empört, ſie war der Furien Geiſt verfallen, und als **Helmechild** eines Abends aus dem Bade ſtieg und nach ſeiner Gewohnheit zu trinken verlangte, reichte ihm **Roſamunde** einen Becher mit Wein gefüllt, den ſie mit dem ſtärkſten Gifte verſetzt hatte. Der Unglückliche trank, doch nach Verlauf weniger Minuten ſchon fühlte er des Giftes Wirkung. Schnell errieth **Alboins**

Mörder der Sache Zuſammenhang, und indem er Roſamunden ſeines Degens Spitze an den Buſen ſetzte, zwang er ſie, den Giftbecher zu leeren.

Eine und dieſelbe Stunde endete des ſündenbeſchwerten Paares Leben. Der Exarch Longin aber, die tragiſche Kataſtrophe überlebend, gab den Gedanken, Italiens hehren Thron zu erringen, auf, und ſchickte der Roſamunde hinterlaſſenes kleine Tochter, die Prinzeſſin Albisweida, nach Conſtantinopel, den größten Theil der Königin Schätze aber wußte ſich ſelbſt der Schlaue zuzueignen.

Fredegunde.

Die Liebe — und oft die pſychiſche in demſelben Grade wie die phyſiſche — ſie iſt diejenige mächtigſte Leidenſchaft, welche kühn den Damm des Lebens und aller ſeiner Verhältniſſe durchbricht und es ſtets gethan hat; daher man nicht ſtaunen kann, wenn man abwechſelungsweiſe beyde Geſchlechter in dieſer Beziehung aus der Höhe in die Tiefe, oder aus dieſer in jene ſteigen ſieht.

Die Geſchichte der Fredegunde verdient die größte Aufmerkſamkeit, indem ſie in den Gallerien der Galanterie ihres Gleichen ſucht.

Frankreich iſt der Schauplatz, den wir jetzt betreten und der Handlung Zeit fällt in das dunkle ſechſte Jahrhundert; nichts deſto weniger ſind es die älteſten und zuverläßigſten Quellen, aus welchen wir die Materialien zu dieſer Geſchichtserzählung mit prüfender Umſicht und angeſtrengtem Fleiße geſammelt haben.

Nach des berühmten Königs Klotars Tod theilten ſich deſſen vier hinterlaſſene Söhne durch das Loos in das ſchöne Gallien; und einer derſelben, Chilperich genannt, wurde bei dieſer Gelegenheit König von Soiſſons.

Dieſer Chilperich war ein höchſt wilder, wollüſtiger und unruhiger Fürſt, und er gilt den Geſchichtſchreibern mit Recht der Haupturheber aller Greuel jener Bürgerkriege, welche zu ſeiner Zeit Frankreich verheerten.

Des jungen Königs von Soiſſons Gattin hieß Audovera. Sie war eine edle und tugendhafte Dame und Chilperich hatte mit ihr, ſchon drei Kinder gezeugt; aber nichts deſto weniger ließ ſich der leichtſinnige und wollüſtige junge Fürſt mit Fredegunden, einem Kammermädchen ſeiner Gattin, in ein ſehr ernſthaftes Liebesverſtändniß ein.

Jene Fredegunde, wenn ſchon von ganz geringer Herkunft, vereinigte eine blühende Schönheit mit der ſeltenſten Verſchmitztheit und mit einer Anlage zu allen möglichen Laſtern, welche ihr Geſchlecht ſchänden. Der jungen reizenden Dirne gelang es bald, um ihren wolluſtglühenden Herrn und König feſte Bande zu ſchlingen, aus welchen zu entſchlüpfen des argliſtigen Mädchens wohl berechnete Plane dem Fürſten nicht erlauben wollten.

Um Chilperich zu bewegen, daß er ſeine rechtmäßige Gattin verſtoßen und die verworfene Konkubine auf den Thron erheben möchte, bediente ſich dieſelbe folgender Liſt.

Soiſſons König war gerade abweſend, als Audovera von einer Prinzeſſin entbunden wurde, deren Taufe bis nach gehaltenem Kirchgang verſchoben wurde. Auf Fredegundens Veranſtaltung blieben die früher gebetenen Taufzeugen weg, die Königin wurde ungeduldig und ließ ſich am Ende von der Zoſe verleiten, bei ihrem eigenen Kinde die Stelle eines Pathen zu vertreten. Nun aber wurde in jenen Zeiten, nach der katholiſchen Kirche Lehre, die Gevatterſchaft für eine ſolche enge Verbindung gehalten, daß dieſelbe, wo ſie Statt fand, eine rechtmäßige Eheverbindung aufheben konnte. Chilperich, von Fredegunden dazu heimlich getrieben, fußte auf dieſen Umſtand, den ihm ein belachenswerther Fanatismus an die Hand gab, ließ ſich von Audovera trennen und ſendete ſie ins Kloſter; die reizende Fredegunde aber erreichte ihren Zweck; ſie, die gemeine Magd, ſah ſich zur Königin von Soiſſons erhoben. Indeß dauerte für dieſesmal der ſtolzen Dirne Triumph nur kurze Zeit, denn der zur Veränderung geneigte und für politiſche Verbindungen ungemein eingenommene Chilperich, ſtieß bald darauf Fredegunden wieder vom Throne und vermählte ſich hierauf mit Galſuinde, einer Tochter Athanagilds, König der Weſtgothen in Spanien.*)

Indeß waren es in der That nur Staatsrückſichte und niedriger Eigennutz, welche Soiſſons König bewogen hatten, ſich mit der gothiſchen Prinzeſſin zu vermählen, denn ſeines Herzens wahre Königin — blieb die verſtoßene Fredegunde.

---

*) Einige alte Schriftſteller behaupten zwar im Widerſpruche mit der Mehrheit: Fredegunde ſey erſt nach Galſuindens Tod wirklich Königin geworden, allein die Angabe behält bei näherer Prüfung wenige Wahrſcheinlichkeit.

Chilperichs Ehe mit Galſuinde dauerte nur ſehr kurze Zeit, denn plötzlich fand man an einem Morgen die Königin in ihrem Bette ermordet, und eine Menge Umſtände ſetzten es außer allen Zweifel, daß die eiferſüchtige Fredegunde allein die grauſe That veranlaßt hatte; auch ſchämte ſich der leichtſinnige und verbuhlte König von Soiſſons keineswegs, nach Galſuindens Tod zum zweitenmal mit jener verächtlichen Konkubine Bett und Thron zu theilen.

Das Ereigniß erregte allgemeines Aufſehen, und Singebert, König von Auſtraſien (ſo wurde das jetzige Gebieth von Metz genannt) Chilperichs Bruder, welcher mit Brunehild, einer Schweſter der ermordeten Galſuinde, vermählt war, wurde von ſeiner geliebten Gattin ſo ſehr gereizt, daß er endlich beſchloß, ſeine Schwägerin zu rächen und den eigenen Bruder zu bekriegen; und auch Klotars dritter Sohn Guntram, König von Burgund, ergriff gegen Chilperichen die Waffen.

Schon hatte in dieſem Kampfe Soiſſons Herr ſeines Gebiethes größten Theil verloren, als ihm durch Guntrams Vermittelung dennoch unter leidlichen Bedingungen ein Frieden bewilliget wurde; er mußte der beleidigten Brunehild, ſeiner Schwägerin, alle jene Städte und Güter ſchenken, welche er einſt mit Galſuindens Hand als Mitgift erhalten hatte. Allein der kriegeriſche Chilperich hielt nicht Ruhe, und von der racheſüchtigen Fredegunde gereizt, überfiel er bald darauf ſeinen Bruder Siegebert wieder und überrumpelte die Städte Tours und Poitiers. Indeß bald zeigte jetzt die launiſche Bellona dem König von Soiſſons den Rücken, denn von Siegeberts Schaaren allenthalben beſiegt, blieb ihm am Ende nicht mehrs übrig, als ſich mit Fredegunden und dem Reſte ſeines Heeres in die feſte Stadt Dornik zu werfen. Doch auch hier gerieth Chilperich bald in eine ſehr mißliche Lage. Mit wenigem Mundvorrath nur verſehen, ſah ſich der König mit den Seinen der ſchrecklichſten Hungersnoth preis gegeben; eine ſchnell um ſich greifende Krankheit ließ ſein Häuflein täglich mehr zuſammenſchmelzen; und Siegebert hatte dem treuloſen Bruder und ſeiner reizenden Schlange der Fredegunde ſchreckliche Rache geſchworen, und wollte unter keiner Bedingung ſich in Vergleiche einlaſſen.

Schon

Schon ſchien Chilperich verloren, da rettete ihn noch einmal ein grauſer Mordanſchlag der ſchändlichen Fredegunde. Sie ſendete Meuchelmörder in Siegeberts Lager, und unter ihren Dolchen fiel der unglückliche König von Auſtraſien. Nach ſeinem Tode überfiel ſeine Krieger ein paniſcher Schrecken, ſie hoben Derniks Belagerung auf, und der bedrängte Chilperich bekam dadurch wieder Luft.

Nicht zufrieden, Siegeberten geopfert zu haben, dehnte die Racheglühende Fredegunde ihre Wuth auch auf ſein zurückgelaſſenes Blut aus; denn auf Anſtiftung dieſer gräßlichen Furie ſollte des Königs von Auſtraſien Thronfolger nebſt ſeiner Mutter ebenfalls ermordet werden. Ein gütigeres Geſchick vereitelte das beabſichtigte ſchreckliche Verbrechen; es gelang der Wittwe Königin, den Dolchen der unverſöhnlichen Feinde zu entfliehen, bevor ſie noch gezücket waren; und ihr noch unmündiger Prinz wurde dadurch gerettet, daß er von einem ſeiner Vettern in einem Sacke aus dem Fenſter gelaſſen wurde.

Auch Chilperichs erſte Gemahlin, die ins Kloſter verſtoßene Audovera, wurde nebſt allen mit dem Könige ihrem Gemahle erzeugten Kindern ſpäter durch Fredegundens Mordbuben nach und nach ebenfalls ermordet; doch werden die ſolche Schandthaten begleitenden Nebenumſtände ſo verſchieden angegeben, daß man vergebens ſtrebt, ſich in dem undurchdringlichen Dunkel zurecht zu finden.

Daß eine Fredegunde, ein Weib, die ſtets nach Blut dürſtete und deren ganzes Leben nur ein dichtes Gewebe von Ränken, Lügen und Intriguen war, daß ſie dem Gatten beſtändige Treue und zärtliche Liebe hätte bewahren können — kein ächter Menſchenkenner wird ſich im Ernſte den Gedanken zu erlauben wagen.

Die glühendſte Wolluſt war, neben allen ihren unzähligen Laſtern, des böſen, aber reizenden Weibes größte Leidenſchaft. Nachdem ſie ſich in Chilperichs ungeſtörtem Beſitze ſah, nachdem das durch eine Legion von Blutſchulden theuer genug erkaufte Diadem auf ihrem Haupte nicht mehr wankte, fing ihre Neigung gegen Soiſſons König an zu erkalten.

Unter Fredegundens Dienern befand ſich ein, ſeiner körperlichen Schönheit halber, ausgezeichneter Jüngling. Er nannte ſich Landerich, und diente ſeiner Herrin als Stallmeiſter. Des reizenden Jünglings ſteter Anblick regte die Wolluſt der üppigen Königin an, und bald hatte ſich zwiſchen Landerich und Fredegunde ein höchſt zärtliches, aber auch ungemein ſtrafbares Verhältniß entſponnen, welches beyde mit ungemeiner Schlauheit lange genug den Augen des Hofes zu verbergen wußten. Doch ein Zufall ſeltſamer Art weckte den erſten Verdacht im Buſen eines Mannes, dem jenes Geheimniß zu der Sünder Heil vor allen Andern hätte müſſen verborgen bleiben.

Fredegunde lag in einem Fenſter ihres Pallaſtes und ihre Stellung entwickelte des herrlich und üppig gebaueten Weibes Reize in herrlichſter Fülle, als der König unbemerkt, von einem Spatzierritte heimkehrend, in das Prunkgemach trat.

Chilperich ſchlich hinter die Gattin und ſtrich mit die Reitgerte ſanft über ihre runden Hüften hin; Fredegunde aber, in dem feſten Wahn, ihr geliebter Stallmeiſter habe ſie überraſcht, flüſterte zärtlich und ohne umzuſehen: „Biſt du endlich hier, guter Landerich? Lange ſchon wartete ich dein!“

Wild flammte jetzt des tief gekränkten Königs Eiferſucht auf; auch er beſchloß nun an der treuloſen Gattin und ihrem Buhlen ſich blutig zu rächen. Doch ehevor noch wollte er deutlichere Beweiſe von der Schuld der Beyden ſich verſchaffen; doch ſo weit ließ es die immer entſchloſſene Fredegunde nicht kommen, ſie griff der gerechten Rache ihres beleidigten Gatten vor und mordete ihn raſch durch beygebrachtes Gift.

Soiſſons Völker hatten die Königin längſt gehaßt, denn eine furchtbare Tyrannin, hatte ſie ſich empörende Bedrückungen erlaubt, und ſchlimm genug möchte der zum Höchſten gereizte Pöbel mit ihr verfahren ſeyn, hätte ſie ſich nicht nach des Gatten Ermordung nebſt ihrem neugebohrnen Prinzen ſchleunigſt in Guntrams Schutz gegeben, der ſich ſtets als ein Gönner des böſen Weibes gezeigt hatte.

Auch jetzt verläugnete Fredegunde ihren blutdürſtigen Charakter nicht einen Augenblick. zuerſt ſchmiedete ſie mit Guntram aufs neue einen Mordanſchlag gegen Childebert, den jungen König von Auſtraſien und des durch ſie geopferten Siegeberts Sohn, ſo wie gegen ſeine Mutter, Brunehild; am Ende aber entzweite ſie ſich mit ihrem Wohlthäter Guntram ſelbſt und wollte ihn in ſeiner eigenen Hauskapelle an des Altars Fuße niederſtoßen laſſen, welches aber mißlang.

Der junge Konig von Auſtraſien kündigte Fredegunden ewige Feindſchaft und blutigen Krieg an; indeß — es wohnten unſerer Heldin, neben allen Laſtern, Charakter, Muth und Energie bei; ſie ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ihrer Schaaren, und allerwärts blieb ſie Siegerin.

Zwei große und entſchiedene Niederlagen brachte ſie ihrem Feinde bei; ſeine Söhne fochten nach deſſem Tod gegen die Heldin ebenfalls nicht mit größerem Glück; ſelbſt Paris eroberte Fredegunde, und ohne Zweifel würde ſie noch bedeutſamere Fortſchritte auf der Bahn des Ruhmes gemacht haben, hätte die Furchtbare nicht im Jahre 597 ein plötzlicher Tod erreicht.

Mit Recht durfte man es wagen, Roſamunden und Fredegunden zuſammen zu ſtellen: Schönheit und Eitelkeit erhoben beide auf königliche Throne, ſie lebten zu gleicher Zeit, und an Blutdurſt und Ueppigkeit ſcheinen ſie ſich ebenfalls zu gleichen; doch in des Moraliſten Augen behauptet in der Ruchloſigkeit Fredegunde vor Roſamunden einen bedeutſamen Vorſprung, denn dieſe hatte des Vaters Tod gerächt, jene aber mordete den gütigen Wohlthäter, und den, Veranlaſſer all' ihres Glückes und Ruhms.

A. v. S.

Zweiter Abſchnitt.

Neue Zeit.

Zwar ſuchten einige Weltweiſe uns ſchon zu bereden: die Naturordnung ſei der kunſtgeſelligen vorzuziehen, und würde im Ausüben der in uns wohnenden Triebe lange nicht ſo viel Unheil erzielt haben, als die Menſchheit über ſich verhängt ſieht, nachdem man jene Triebe theils hemmen, theils dämpfen, oder in geſetzliche Einhegungen bannen wollte. Sie verloren ihre urſprüngliche Eigenheit doch nicht, empfingen nur im Verbot neuen Reiz, neu gewonnene Spannkraft, und dieſer brachte wieder Schaaren neuer Uebel hervor, welche im Naturſtande den Menſchen unbekannt blieben. Gegen dieſe Uebel entſchädigen uns die neuerrungenen Lebensannehmlichkeiten um ſo weniger, als wir in der bequemen geſelligen Ordnung auch den beſten Theil der alten Geſundheitsfülle und Leibeskraft eingebüßt, furchtbare Heere von Krankheiten in unſere Mitte gerufen haben u. ſ. w.

Doch zu geſchweigen, daß unſere Perfektibilität (Vervollkommnungsfähigkeit) auch eine Naturmitgift war, und in ſofern ſie Naturwille heißen kann, wir auch den allerkünſtlichſten geſelligen Zuſtand nicht mehr einen unnatürlichen nennen dürfen, wollen und können wir doch uns nicht mehr in Trogloditen umwandeln, oder in die Wälder zurückkehren und die Urbeſtialität erneuen. Geſetzt, man hätte einſt ſich beſſer dabei befunden, ſo haben wir jetzt keine Empfänglichkeit mehr für ſo ein Glück, und müſſen daher ſchon in den Bahnen fortwandeln, die unſere Zeit uns angewieſen hat. Dieſe Bahnen ſind für den Einzelnen eng gezogen, doch je weniger es ihm einfällt, ihre Gehege zu überſpringen, je mehr wird er die Ordnung des Ganzen fördern helfen, aus der für ihn dann immer auch um ſo mehr Sicherheit, vor fremden Eintritt in ſeine Bahn, abfließt. Die Ausbrüche der Leidenſchaften ſoll er durch einen noch mächtiger ausgebildeten Vernunftwillen hemmen, und hat ſie, je mehr dieſem Geſetz allgemeine Achtung wird, um ſo weniger von Anderen zu befahren. Mannichfache Enthaltſamkeit iſt ihm aufgelegt, doch ſeinen Mitgenoſſen auch, damit ſie auch nicht an ſeinen Rechten ſich vergreifen. Will er das für ihn Nützliche, ſoll er auch den Geſammtnutzen ehren. So weit die Geſchichte uns mit den Einrichtungen der Vergangenheit bekannt macht, zeigt ſie uns auch, daß die Hauptſtifter geſelliger Ordnungen, Moſes, Numa u. ſ. w. — früheren Beiſpielen der Geſetzgeber folgend, die aus Erfahrungen wieder leitende Grundſätze entwickelt hatten — ſtets in der Ehe das treffendſte Mittel erkannten, den Geſchlechtstrieb zu regeln, oder alles Schädliche, was für den Staat aus ihm abfließen kann, möglichſt zu entfernen, und ihn Bevölkerung und Erziehung auf eine, der Geſellſchaft möglichſt wohlthätige Art, fördern zu laſſen. Ehetreue iſt nothwendig, ſoll der Bund die Abſicht am wohlthätigſten fördern; und die Ehetreue iſt am vollkommenſten, wenn ſie auch vor der Heirath ſchon an beiden Theilen beſtand, oder allenthalben im Staate die noch ledigen Perſonen der Keuſchheit huldigen. Das iſt Geiſt und Sinn der wahren Geſellſchaftsordnung, wenn gleich die Urheber meiſtens ſchöne Träume verwirklicht ſehn wollten. Sie hatten jedoch vollkommen Recht, und wahrhaft ſchöne — ausführliche — Träume ſoll die Menſchheit immer mehr verwirklichen; denn nicht allein hat auch die Natur Kraft in uns gelegt, Ideale vorzubilden, auch die Erfahrung lehrt uns täglich, daß Ideale, welchen Tugend und Vernunft nachſtrebten, ins Leben gerufen, noch immer die wohlthätigſten Folgen hatten. Der ausſchweifende Jüngling wird ein flatterſinniger, oft ſchon entkräfteter Ehemann, um deſſen Hausweſen und Erziehung es übel berathen zu ſtehen pflegt. Das ausſchweifende Mädchen wird ſelten eine tüchtige Hausmutter. Eheliche Kinder faſſen vor ausſchweifenden Eltern nicht die ziemende Ehrfurcht, und nehmen ein übles Beiſpiel obenein; bei unehelichen iſt das noch mehr der Fall, zu geſchweigen, daß letzterer Erziehung meiſtens noch auf andere Weiſe vernachläſſigt wird. Von allen Seiten iſt der Staat alſo bei der ehelichen und außerehelichen Moralität betheiligt; und je mehr die Sitte dem ſtrengen Moralprinzip nachgiebt, je weniger Gutes wird der Staat an tüchtigen, und tüchtig erzogenen Kindern erreichen, je mehr Schwächlinge und Taugenichtſe in ſeiner Mitte aufwachſen ſehn. Es iſt freilich hier Alles leichter geſagt, als gethan, doch liegen auch nicht bloß in der Geſchichte, ſondern auch in der vorhandenen Zeit, Beiſpiele vor uns, die wohl gar beweiſen: man könne hier viel thun, dafern man nur es ernſt wolle.

Mögen wir den Juden auch mit Recht viele

Schuld aufzubürden haben — wobei die unſrige daran vergeſſen bleibt — iſt ihnen doch zuzugeſtehn, daß Keuſchheit vor der Ehe, und Treue in derſelben, bei ihnen weit mehr üblich iſt, als bei den Chriſten. Einige Ausnahmen, vorzüglich nur in großen Städten bemerkt, werfen den Satz nicht um. Im Allgemeinen finden wir aber bei den jüdiſchen Ehen mancherlei Heil, das jeder chriſtlichen zu wünſchen wäre, man aber zu oft nur vergeblich ſuchen wird. Die jüdiſche Ehetreue mehrt Zuneigung und Eintracht, folglich die häusliche Glückſeligkeit ſchon einerſeits, und demnächſt iſt auch meiſtens fleißiger, ſparſamer Sinn daran gebunden, und ſinkt ein Jude in Armuth, geſchieht es höchſt ſelten durch leichtſinnige Verſchwendung. Uneheliche Kinder ſind in den iſraelitiſchen Gemeinen auch höchſt ſeltene Erſcheinungen; ihre Ehen aber haben, im Allgemeinen, ſtets eine verwunderungswürdig reiche Bevölkerung geliefert. In Egypten bereits, und ſpäterhin oft unter ſolchen Umſtänden, die geeignet geweſen wären, ihr ganzes Volk auszutilgen, worauf es manche Verfolger auch anlegten. Die Juden erziehen in der Regel auch, was ſie wollen, die Chriſten in der Regel nicht. Eben ſo könnte man bei den Herrnhuthern praktiſche Lehren über die Bewahrung der Jugend vor einem ausſchweifenden Leben, und das Erzielen der ſo gemeinnützigen Ehetreue, empfangen.

Ehetreue iſt als Pflicht ein Opfer, oder nicht. Wenn Liebe der Ehe Grundlage iſt, erheiſcht ſie kein Opfer, im andern Fall weniger oder mehr; die Geſellſchaft verlangt indeß gar manche Opfer, und gebotene Enthaltſamkeit opfert immer einen Trieb auf. Doch iſt hier auch zu bemerken, daß bei den jüdiſchen und herrnhuthiſchen Ehen Liebe ſelten vorangeht, die zu verheirathenden Perſonen oft einander nicht kennen, und die Wahl den Eltern oder Gemeinenvorſtehern überlaſſen. Um ſo löblicher die Ehetreue; ſie iſt jedoch in dem enthaltſamen Leben der unverheiratheten Jugend, im Fernhalten geſpannt romantiſcher Begriffe über die Liebe, und im kräftigen Einpflanzen religiöſer über die Pflicht, vorbereitet. Daneben verſteht es ſich, daß ſie dem einen Theil um ſo leichter zu vollbringen iſt, wenn auch der andere ſie heilig hält. Wird ein, bis dahin enthaltſames Mädchen aber — zugleich ohne Liebe — an einen ausſchweifenden Wüſtling verheirathet, der auch nach vollzogener Ehe ſein altes Treiben fortſetzt, dann ſind allerdings einer ſo unglücklichen Gattin ſchwere Opfer aufgelegt wenn ſie noch einem Mann dieſer Art Zuneigung darbringen, ihm unverletzte Treue heiligen ſoll. Sie ſoll es, die Forderungen der Geſellſchaft können ſie nicht davon losſprechen; dieſelben Forderungen wollten indeß auch, daß ihr Gatte nicht den Kreis ſeiner Verpflichtungen überträte, und er würde überhaupt nur ein Ehemann ſeyn, wie ihn, ſtrenge genommen, das religiöſe und bürgerliche Geſetz will, dafern er als Jüngling ſchon Enthaltſamkeit geübt hätte.

Es leuchtet ein, daß Fälle dieſer Art — nicht eben ſeltne, und wobei noch hier nicht genannte, für die Gattin um ſo mehr empörende, Umſtände obwalten können — manche Entſchuldigung herbeileiten, wenn nun auch die Gattin aus den Kreis ihrer Pflichten trat. Was man Billigkeit nennt, wird eine laute Stimme für ſie erheben. Allein zu einer völligen Entſchuldigung oder Rechtfertigung kann es immer nicht hingehn. Der bürgerliche Moraliſt wird ſagen müſſen: die Geſellſchaft beſteht einmal auf Darbringung von Opfern, auch nach Umſtänden auf ſchwere: zum Vortheil des Ganzen; und ereignete ſich eine Pflichtverletzung, ſoll nicht eine zweite das Uebel noch mehren. Noch ſtrenger muß der religiöſe Moraliſt ſeyn, und fordern:

daß man nicht Böſes mit Böſem vergelte, noch im äußerſten Fall ſegne, wo geflucht wird. So lautet die ſtrenge Forderung; Chriſtus ſagte gleichwohl: wer wirft den erſten Stein u. ſ. w.

Die Geſellſchaft muß aber die Urſachen des Böſen hinwegräumen, damit es ſelbſt gar nicht entſtehe; denn erſt da, beſeitigt es ſich ſchwer. So leicht dürfte es mit Hinwegräumung der Urſachen auch nicht ſeyn; in einer Zeit aber, wo man von vielen Seiten doch ſtrebt, das Heil der Geſellſchaft ſicher als ehedem zu gründen, würde eine genaue Beleuchtung der Urſachen, und ein ernſtes theoretiſches Beſchäftigen mit ſolchen Mitteln, die ſie hinwegräumen könnten, gar zweckmäßig ſeyn, und ihre Ausführung bliebe dann um ſo weniger unmöglich. Es iſt der Zweck dieſes Buches, das nicht allein merkwürdige Thatſachen erzählen, ſondern auch mit Ausſinnung ſolcher Mittel ſich beſchäftigen will, die geeignet wären, dem künftigen Entſtehn ähnlicher Thatſachen vorzubeugen. Geſchichtskundigen ſind die hier erzählten ohnehin nicht fremd.

Man ſpricht aber von den Höhen der Geſellſchaft, und da giebt es eine Menge von Umſtänden, woran die erwähnten Mittel viel größeren Schwierigkeiten begegnen müſſen, als im ge-

meinen

meinen bürgerlichen Leben. Könnten ſie demungeachtet ſolche Schwierigkeiten beſiegen, würden auch die Erfolge um ſo gemeinnütziger ſeyn; denn immer wirkt das, ſo viel geſehene, Höhenleben als Beiſpiel nach den Tiefen herab; ausſchweifende Fürſtenhöfe machten noch immer, daß Sittenverderb auch bei den Regierten leicht genommen ward; Zucht auf Thronen wurde noch jedesmal vielfältig nachgeahmt.

Die Aufgabe wäre alſo: immer in den Höhen des Lebens muſterhafte Ehen zu ſehn, mit welchen nicht allein das nützliche Beiſpiel, ſondern auch noch — wie bei anderen im geringen bürgerlichen Leben — wirthliche Haushaltung verbunden zu ſeyn pflegt, die auf jenen Höhen wieder für den ganzen Staat ſo wichtig iſt.

Die Ehen der Fürſten knüpft aber — mit wenigen Ausnahmen — Politik, nicht Liebe; ja die Völker begehren es wohl, daß Thronerben, da ihnen ſo viele andere Prärogativen zuſtehn, der Liebe entſagen, um in ihren Verbindungen dem Staat zu nützen. Manchen Kriegen, mancher eingewurzelten Feindſchaft zwiſchen Nachbarvölkern, iſt auf dieſe Weiſe vorgebeugt, manche Eroberung auf unblutigem Wege an dieſen und jenen Thron geknüpft worden.

Demungeachtet hat man aber auch, in alten und neuen Zeiten, durch Politik geknüpfte Fürſtenehen geſehn, wo Liebe dem Bündniß der Klugheit folgte, und die an häuslichem Sinn, Eintracht und frommer Treue, jeder anderen als ſchönes Beiſpiel voranleuchten konnten. Doppelt rühmlich wären auch da Kämpfe gegen eine Sinnenaufwallung, wo die Willkühr ſo leicht das Ziel augenblicklicher Wünſche zu erreichen vermochte. So entfernte Friedrich Wilhelm I. von Preußen eine Hofdame, weil ihre Schönheit einigen Eindruck auf ihn zu machen begann. Ein hoch ehrenvolles Andenken ziemt aber auch ſolchen Fürſtinnen, die eben ſich keiner ehelichen Liebe zu erfreuen hatten, wohl ſelbſt ganz vernachläßigt wurden, und ſtrenger Tugend dennoch treu blieben. Eine Beiſpielſammlung würde verdienſtlich ſeyn, und aus neueren Zeiten die Gemahlin Friedrich des Großen, und die ſeines Bruders, des Prinzen Heinrich, ungemein hervorſtrahlen. Sie waren gleichſam verheirathete Nonnen; und es am Hofe zu bleiben, iſt ſchwerer als in abgeſchiedenen, zur Sinnlichkeit nicht redenden, Kloſtermauern. Doch ſtille Frauengröße, im Dulden und Entſagen bekundet, wird meiſtens vom Nachruhm überſehn.

Stellen wir nun einige Beiſpiele ſolcher gekrönten Frauen aus neueren Zeiten auf, welche in dem hier gemeinten Betracht leichte oder namhafte Vorwürfe trafen. Die entſchuldigenden, ja, ihr Handeln oft ſo erklärenden Umſtände, daß — beinahe als einigermaßen nothwendig erſcheint, was ihnen den Tadel ſtrenger Moral auflud, ſollen dabei nicht verſchwiegen ſeyn.

V.

Maria von Schottland,

insgemein Maria Stuart genannt.

Die politiſchen Abentheuer dieſer Königin mögen hier in ſo weit nur einige Erwähnung finden, als es die Geſchichte ihrer wollüſtiger Verirrungen, eine der auffallendſten dieſer Art, nöthig macht. Auch bei dieſer will man ſich kurz faſſen, weil ohnehin das Eine wie das Andere ſo bekannt iſt.

Maria, Königs Jakob V. von Schottland Tochter, wurde ſchon im fünften Jahre nach Frankreich gebracht, und im funfzehnten mit dem Dauphin, nachmaligen König Franz II., vermählt. Er ſtieg bald darnach auf den Thron; ſein Leben endete aber ſchon, nachdem er ein Jahr und zwei Monate ihn beſeſſen hatte. Obgleich ſo früh vermählt, ſieht man wohl ein, daß Mariens höchſt leidenſchaftlicher Sinn bei dieſer Heirath ſeine Rechnung nicht finden mochte, denn Franz II. wird einmüthig ſo ſchwach an Geiſt wie an Geſundheit geſchildert. Sechszehn Jahre alt wurde er König, mehr jedoch von Andern beherrſcht, als er ſelbſt das Ruder geführt hätte.

Maria ging nach ſeinem Tode in die Heimath zurück und beſtieg den ledig gewordenen Thron daſelbſt. Sie war in voller Jugendblüthe, von etwas langem edlen Wuchs, ausnehmend ſchönen Geſichts. Ihre braunen Augen ſtrahlten üppiges Feuer, ihre Haare waren von der nehmlichen Farbe.

Im Beſitz der höchſten Macht konnte ſie nach einer anderweitigen Ehe ausſehn, bei der weniger die Politik als ihr Herz gefragt wurde. Es dürfte ihr nicht ſchwer geworden ſeyn, in einem der bedeutendſten europäiſchen Fürſtenhäuſer einen Gemahl zu finden; allein ſie wollte das nicht. Die Stimme der Liebe ſprach in ihr für Heinrich Darlei, einem Verwandten, aus dem Geſchlecht der Stuart. Man nannte ihn den ſchönſten aller Jünglinge. Möchte das im eigentlichſten Verſtande Uebertreibung ſeyn, dürfen wir doch auf eine ausgezeichnet liebenswürdige Außenſeite an Heinrich ſchließen, womit er übrigens auch heiße Liebe zur Königin, und vielen Geiſt verband. Einige Hinderniſſe wurden beſeitigt, und Maria heurathete den ſchönen Geliebten.

Man hätte glauben ſollen, die junge feurige Königin müßte ſich nun um ſo glücklicher gefühlt haben, da einſt ſie Politik einer Ehe ohne Zuneigung hingab, und ſpäterhin ihr das, bei Fürſtinnen ſeltene, Loos zu Theil wurde, ihre Hand einem Manne reichen zu können, den ſie liebte. Maria zeigte ſich gleichwohl eben ſo flatterhaft als leidenſchaftlich. Ein junger Italiener, David Riccio genannt, kam an den ſchottiſchen Hof, einigen Erwerb als Tonkünſtler zu finden. Sein Geſang, ſein Spiel bezauberten die Königin ſo, daß ſie ihn nicht mehr von hinnen ließ, ihn mit Geſchenken überhäufte, und bald keinen Abend mehr ohne ihn zubringen konnte. Dieſe Vertraulichkeit wurde anſtößig, und erregte Mißbilligung im Volk. Maria wurde von manchen Seiten gewarnt, der beleidigte Gemahl ließ es nicht an ernſten Erinnerungen fehlen; Mariens Leidenſchaft war indeß zu verblendet, als daß ſie auf dies Alles geachtet hätte. Riccio's näherer Umgang entzückte ſie allein.

Da wurde König Heinrich furchtbar entrüſtet, und ergriff das Vorhaben, ſeine Ehre blutig zu rächen. Mit einigen jungen Leuten vom Adel, ging er Abends zur Königin, die eben eins ihrer gewöhnlichen kleinen Bachanale mit dem Italiener feierte. Ihrer Einreden ungeachtet, wurde Riccio gewaltthätig ergriffen, hinaus ins Vorgemach geſchleppt, und dort mit vielen Degenſtichen getödtet. Maria ging eben mit dem nachherigen König Jakob VI. ſchwanger, und ihr Entſetzen über den Anblick der gezogenen Degen, ſoll die Wirkung auf ihn nachgelaſſen haben, daß er auch lebenlang entblößte Klingen mit Abſcheu floh.

Allerdings mußte die grauenvollſte Beſtürzung Maria treffen; was empfindet nicht ſchon das Weib in des Geliebten Ermordung; und hier war eine Königin in dieſem fürchterlichen Grade empört; die Blutthat ließ ein Mann vollziehen, den ſie zu ſich auf den Thron erhoben hatte. Wie er zuvor, brütete nun ſeine Gemahlin Rache, für den Hohn, den Schrecken, und ihr tief durchbohrtes Herz.

Wohl iſt das Letzte unter ſolchen Umſtänden zu begreifen; Maria hätte ſie aber nicht durch ein tugendwidriges Betragen herbeirufen müſſen. Die erſte ſtrafbare Verirrung ſollen wir ja vorſichtig fliehn; denn nur zu leicht entwickelt ſich daraus eine zweite und ſchwerere.

Nicht lange darnach wurde Heinrich von Verkappten angefallen und umgebracht.

Der Königsmord erregte das höchſte Aufſehn, doch gab es nur eine Stimme rückſichtlich des Urhebers. Einen gewiſſen Bothwell nannte ſie als ſolchen, und zwar auf Anſtiften der Königin. Jeder Rechtlichgeſinnte mußte ſchaudern.

Maria ſpielte freilich die betrübte Wittwe, doch war ſie mehr geeignet, kühn ihren leidenſchaftlichen Aufwallungen zu folgen, als ſich lange zu verſtellen. In Schottland war es üblich, daß eine Königin, nach Abſterben des Gemahls, vierzig Tage in einſamer Trauer hinbrachte, ohne ſich öffentlich zu zeigen. Nur zwölf Tage hielt indeß Maria die Einſchränkung aus, dann empfing ſie wieder Beſuche, und man lebte bei Hofe im alten Frohſinn.

Viel Murren entſtand darüber ſowohl, als daß man den Mörder **Heinrichs** nicht verfolgt ſah; es ward um ſo lauter, als Dieſer am Hofe erſchien, und ſolche Gunſtbezeugungen der Königin erfuhr, die ein heimliches Liebesband zu vermuthen gaben. Der Sage nach, ſollte er auch ſchon neben **Riccio** **Mariens** vertraulichen Umgang genoſſen haben.

George Bothwell ſtand ohnehin in einem gehäßigen Ruf. Er hatte eine Verwandte ſeiner Gattin kurz vor der Hochzeit zur Mutter gemacht, und auch hernach ein zügelloſes Leben geführt. Um ſo ärgerlicher, daß **Maria** einen Buhlen hatte, der verheirathet, und mit dem Blute ihres Gemahls befleckt war.

Man verachtete die öffentliche Meinung jedoch auf alle Weiſe. **Heinrichs** nachgelaſſene Koſtbarkeiten, Pferde, Waffen, Kleider wurden an **Bothwell** und ſeine Mordgehülfen ausgetheilt. Ein Schneider, dem **Bothwell** ein ſolches Gewand übergab, um es für ihn zu ändern, ſagte davon: er fände es ganz billig, wenn die Kleider eines Umgebrachten ſeinem Henker anheimfielen.

Aufs höchſte ſtieg gleichwohl der öffentliche Unmuth, als **Maria** nun die Abſicht erklärte, ſich mit **Bothwell** zu verheirathen. In ſofern ihr deſſen Gattin noch im Wege ſtand, leitete man eine Eheſcheidung ein, und der gewonnene Erzbiſchof von St. Andreas vollzog ſie ſowohl binnen zehn Tagen, als er den Grafen Bothwell von jeder ſonſt gegen ihn erhobnen Anklage frei ſprach.

Die Freunde des verſtorbenen Königs hatten unter andern ſeinen noch lebenden Vater, Matheus Stuart, aufgefordert, den Bothwell auf rechtlichem Wege nachdrücklich zu verfolgen; allein ſowohl die Furcht als ſeine Armuth hielten ihn davon ab, und er ſagte: wie ihm nichts übrig bliebe, als die Ahndung des Frevels dem Richter im Himmel zu empfehlen. Bothwell ſeinerſeits mühte ſich auch, den Verdacht abzuwälzen, und ſpielte den gerecht erzürnten Unſchuldigen, wobei es ihm auch gelang, einen Theil des Volkes zu täuſchen, und ſeinen Anhang zu mehren. Auch ſchlug er einen Fehdebrief an, des Inhalts: „So fern ihn noch Jemand des Königsmords beſchuldige, ſollte er, wenn er guten Namens und Geſchlechts ſei, zum Zweikampf erſcheinen. Der Graf würde ihn, zum Beweis ſeiner Unſchuld, mit ihm beſtehn. Wie jedoch ein Ungenannter ſich meldete, und zuvor Sicherheit verlangte, wich Bothwell aus, und ſchwieg nun von allem Zweikampf. Ohne Zweifel hatte er geglaubt, daß Niemand ſich dazu bereit finden würde.

Maria hatte unterdeß einen Sohn, den ſchon erwähnten nachherigen König Jakob VI. geboren. Die rechtlichgeſinnten Schotten fürchteten für ihn, weil ſich dem Bothwell ſchon zutrauen ließ, er würde ihn heimlich aus dem Wege räumen, um einen Erben ſeines Stammes auf den Thron zu bringen. Um ſo mehr widerſtrebten ſie der beſchloſſenen Heirath, wollten überhaupt Jenen nicht als ihren König begrüßen. Weil es Maria aber auch nicht an Schmeichlern und von ihr abhängigen Mächtigen fehlte, konnte ſie, trotz allem Murren und Widerſpruch, doch ihren Entſchluß ins Werk richten. Und ſie vollzog ihre Verbindung mit Bothwell.

Demungeachtet weigerten ſich viele Große, dem Beilager beizuwohnen, ſo daß es eben nicht glänzend, oder in einer zahlreichen Verſammlung begangen wurde. Auch ließ der Geſandte aus Frankreich ſeine Abweſenheit mit den Worten entſchuldigen; „er trüge Bedenken, an einem Feſte zu erſcheinen, welches alle Redliche, ſelbſt der Königin Freunde, verabſcheuten.“ Nach dem Beilager zeigte ſich das neue Ehepaar öffentlich zu Pferde; es verlautete aber wenig vom Zujauchzen des Volks, um deſto zweideutiger fielen die Mienen und Gebehrden deſſelben aus.

Es blieb nicht beim heimlichen Murren, die Gegner des neuen Königs brachen vielmehr in eine offene Empörung aus. Demungeachtet ergriffen andere ſchottiſche Stände auch die Waffen für Maria, und hätte Bothwell mehr Energie gezeigt, würde es ihm vielleicht gelungen ſeyn, den Aufſtand noch zeitig zu dämpfen. Er machte ſich aber um ſo verächtlicher in einer neuen Zweikampfsgaukelei, die nur dazu diente, noch den Verdacht unmännlicher Feigheit auf ſich zu laden. Denn als er mit ſeiner Gemahlin in einem Caſteel belagert worden, gleichwohl verkleidet mit ihr entflohen war, ſammelte er ein kleines Heer von Getreuen, und die Partheien trafen ſich nun im freien Felde an. Hier wäre es Zeit geweſen, durch Feldherrngaben, wenigſtens entſchloſſene Tapferkeit, ſich Achtung zu erzwingen, was denn ſeinen Anhang ohne Zweifel würde vermehrt haben. Statt deſſen zauderte er, und verlangte, daß ſich mächtige Gegner ihm zum Zweikampf ſtellen ſollten. Es geſchah; dann hatte Bothwell an Jedem aber etwas auszuſetzen, das ihn der Verbindlichkeit, ſich mit ihm zu ſchlagen, mit ſcheinbarem Fug überheben mußte. So trug er neben dem zunehmenden Haß, noch Spott davon.

Manche Demüthigung hatte die Königin ſchon getragen, indem der franzöſiſche Hof, dem ſie Bothwells hohe Verdienſte anpries, welche ihre Hand lohnen ſollte, ihrem Entſchluß keineswegs ſeinen Beifall zu erkennen gab, und ſie auch hörte, daß man ihn an allen übrigen europäiſchen Höfen mißbillige; doch tiefere ſollten noch folgen. Denn ſie bot, ſtatt ein Treffen zu wagen, den Empörern eine Friedensunterhandlung an. Sie zeigten ſich auch bereit, die Waffen niederzulegen, und ihrer Königin ſich zu unterwerfen, wenn ſie — ihnen die Königsmörder auslieferte. Bothwell hielt es nun für das Beſte, die Flucht zu ergreifen.

Maria hatte den neuen Gemahl verloren, es blieb ihr nichts übrig, als daß ſie wenigſtens ihre Krone zu retten ſuchte. Es war nicht mehr leicht, die bedungene Auslieferung nicht vollzogen. Maria hoffte von ihrer Geſtalt, ihren Thränen, was dem Schwert nicht gelungen war. In einem unſcheinbaren Gewand, das kaum ihre

Knie erreichte, begab ſie nun ſich ins Lager der rebelliſchen Stände, meinte, eine ſchöne, verzweifelnde Königin müſſe alle Männerherzen erweichen. Im Anfang ſchienen auch ihr Anblick, ihre Beredſamkeit nicht ohne allen Eindruck zu bleiben, doch als ſie zu den Haufen kam, welche die Grafen von Glencarne, Mar und Athol führten, empfing man ſie mit rauhen Scheltworten und lauten Verwünſchungen. Ja, es ſoll ihr einhellig entgegen gerufen worden ſeyn: „Verbrennt die H..., die Mannsmörderin!“ Auch eine Fahne, worauf an einer Seite der todte König Heinrich, an der andern der kleine Prinz Jakob, zum Himmel um Rache flehend, abgebildet waren, hielt man ihr, wohin ſie auch ſich wandte, vor die Augen, worüber ſie faſt ohnmächtig niederſank. Man brachte ſie übrigens gefangen nach Edinburg, und von da nach einem feſten Caſteel.

Die überwiegende Parthei entſetzte ſie des Reichs, ließ den kleinen Jakob als König von Schottland krönen, und beſtellte den Grafen Murrai, Mariens Halbbruder, ihm zum Vormund und einſtweiligen Regenten.

Der Königin noch übriger Anhang ruhte bei dem Allen auch nicht; das Mitleid erwachte.

Wollten die Gegner ſie beſtraft ſehn, drang Jener auf ihre Befreiung. Es gelang ihm endlich, ſie zu erlöſen, mit einem kleinen Heer zu umgeben, und ſo dem Grafen Murrai ſie entgegenzuſtellen. Das Waffenglück entſchied aber für ihn, Maria wurde beſiegt, und genöthigt, ihre Zuflucht in England bei der Königin Eliſabeth zu ſuchen.

Es iſt wahr, daß ihre Anhänger ſie von aller Schuld vollkommen frei ſprachen. Sie behaupteten: Maria hätte nur aus Liebe zur Tonkunſt den Riccio begünſtigt, ohne daß je mit ihm von einem unerlaubten Verſtändniß die Rede geweſen ſei. Graf Murrai aber, ſtets ihr Feind, hätte den böſen Leumund entſponnen, und ſo Heinrich Darlei zu jener blutigen Rache vermocht. Aber auch Heinrichs Tod ſei von Murrais Argliſt, nicht von Bothwell ausgegangen; Murrai habe die Königin entthront ſehn, und ſich zum Reichsverweſer aufſchwingen wollen. Sollte dies alles nicht geradehin unmöglich ſeyn, müſſen wir doch einräumen, daß es höchſt unwahrſcheinlich iſt. Auch ſagen die Geſchichtſchreiber: man habe ein ſilbernes Käſtchen mit geheimen Papieren, das Bothwell auf ſeiner Flucht mitnehmen wollen, erlangt, und darin unbezweifelte Beweiſe gefunden, daß er Heinrichs Mörder geweſen ſei.

Maria fand in England keine ihren Wünſchen angemeſſene Aufnahme. Eliſabeth ſtellte zwar ſich anfangs, als mißbillige ſie das Verfahren des Murrai; wie aber ſich dieſer in eigener Perſon einfand, und die bereits erwähnten geheimen Papiere vorzeigte, änderte ſie auch ihre Meinung. Statt die Königin Maria, wie es dieſe gehofft, mit Waffen zu unterſtützen, wurden vielmehr Jakob VI. als ſchottiſcher König, und Murrai als Reichsverweſer anerkannt. Maria durfte zwar nicht gleich ein Gefängniß beziehn, doch ließ man ſie auch ſorgſam genug beobachten, um zeitig von allen ihren Schritten unterrichtet zu ſeyn. Zwiſchen ihrem und der Eliſabeth Charakter beſtand ohnehin ein ſolcher Unterſchied, der an ſich Beide ſchon hätte zu gegenſeitigen Feindinnen machen können. Hiezu kam noch, daß Eliſabeth der proteſtantiſchen, Maria hingegen der katholiſchen Religion zugethan war. Der Letzten Beſchwerden über Jene, und Eliſabeths mannichfacher Argwohn vollendeten die Entzweiung.

Maria hatte den Thron eingebüßt, mußte in enger Beſchränkung leben, litt oft ſelbſt

Geldmangel. Zu ihrem verwundeten Ehrgeiz geſellte ſich noch das Bedürfniß eines flammenden Herzens; ſie wollte zwei Wünſche zugleich befriedigen. So entſpann ſie ein Liebesbündniß mit dem Herzog von Norfolk, einem Mann von anſehnlicher Geſtalt, Reichthum und Bedeutung. Norfolk wurde in ſie entbrannt, und auch ſein Ehrgeiz aufgeregt. Er ſollte Marien wieder auf den ſchottiſchen Thron helfen, ihn dafür aber auch mit ihr theilen. Maria ſuchte Frankreich in ihr Intereſſe zu ziehn, der Pabſt ſagte ihr Hülfe zu. Alles wurde gleichwohl entdeckt, Norfolk enthauptet, und Maria in einen engen Verhaft gebracht. Das Liebesbündniß mit Norfolk dürfte unter allen am meiſten zu entſchuldigen ſeyn.

Das Unglück ſchien ihre Erfindungskraft neuer Plane zu erhöhn. Wie auch von Spähern umſtellt, pflog ſie doch geheimen Briefwechſel nach fremden katholiſchen Ländern, und ob ſie gleich achtzehn Jahre als Gefangne in England zubringen mußte, wo ihre Schönheit immer mehr verblühte, gab es immer doch romantiſch für ſie entzündete junge Männer, die ſich bereit zeigten, an ihre Freiheit und Liebe den Hals zu ſetzen. Man ging auch damit um, Eliſabeth zu ermorden,

den, und Maria zur Königin von England und Schottland zu machen. Eliſabeths Glück wollte aber, daß kein Anſchlag unentdeckt blieb. Der von Babington unternommene, führte zuletzt noch die Entſchuldigung herbei — Maria das Blutgerüſt beſteigen zu laſſen.

Wie auch Schiller, in ſeiner Tragödie, leicht über ein jugendliches, menſchliches Fehlen an dieſer Maria hingeht, und ſie reich dafür mit edlen und hoch liebenswürdigen Zügen ausſtattet, hat die poetiſche Verklärung an ſich zwar gefälligen Reiz, kann doch aber nicht gegen die Wahrheit beſtehen, und für eine wollüſtige Mörderin uns einnehmen. Auch ſelbſt vorausgeſetzt, Maria hätte nicht den König aus dem Wege geräumt, und Bothwell ſei auch nicht der Thäter geweſen, zeigte Maria noch in dieſem Fall eine empörende Schaamloſigkeit, den Mann zu heirathen, ihren Thron durch ihn zu beſudeln, der in den Augen aller Welt als Heinrichs Mörder galt, ſonſt noch den Ruf eines Verworfenen hatte, und ihrer Abſicht zu gnügen, erſt von ſeiner Frau geſchieden wurde. Die Volksſtimmung ließ ſie blutigen inneren Unruhen entgegen ſehn, wenn ſie den verhaßten Schritt unternähme; ihre Leidenſchaft für Bothwell gab den Ausſchlag, und das Blut von Tauſenden mußte fließen. Aber die ſchwere Buße einer ſchweren Schuld entwaffnet einigermaßen den Zorn der Geſchichte.

VI.

Eliſabeth von England.

Eliſabeth hatte einen Theil ihrer Jugend in einem mehr oder weniger engen Kerker zubringen müſſen, von Spionen umſtellt, oft bange vor Gift und Meuchelmord. Aus dieſen unſeligen Zuſtand rief **Mariens** Tod ſie auf den Thron. Welche Verwandlung ihres Geſchicks!

Sie trat die Regierung mit einer Willenskraft und Einſicht an, die vielen gekrönten Männern zu wünſchen geweſen wäre. In der langen Einſamkeit hatte ſie darauf ſich vorbereitet, ob ſie ſchon nicht hoffen durfte, eine kinderloſe Ehe, und das frühe Abſterben ihrer Vorgängerin, würden ſie mit Englands Krone ſchmücken. Doch ihre Entfernung von den Freuden des Hofes, die Langeweile in ihrem abgeſchiedenen Verhaltniß, machten, daß Eliſabeth die Wiſſenſchaften zu ihrem Zeitvertreib wählte. Bei ihren ungemeinen Geiſtesanlagen brachte ſie es weit darin, verſtand mehrere Sprachen, und beſchäftigte ſich auch mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, wovon manche im Druck erſchienen ſind. In den letzten Jahren ihrer Gefangenhaltung konnte ſie dem Thron mehr entgegen ſehn; denn ihre um zwanzig Jahre ältere Halbſchweſter ſah keine Leibeserben, und hatte einen zerrütteten Geſundheitszuſtand. Nun ſchickte Jene ſich aber auch im Stillen zur künftigen Regiererin an, beobachtete die Mißgriffe, wozu Maria durch Fanatismus geleitet ward, und ſann darauf, einſt ſie auszutilgen, und die Zügel ſo zu führen, daß ihr die Liebe des Volks, und ein hoch berühmter Name in der Geſchichte, nicht entgehn könnten.

Im fünf und zwanzigſten Jahre beſtieg ſie den Thron, und eilte, ihre hochſinnigen Entwürfe auszuführen. War es bei der vorigen Regierung zugegangen, wie einſt unter Tiberius und Caligula, erneuten ſich nun gewiſſermaßen die Zeiten der Trajane und Antonine in England. Seit Alfred hatte dieſes Reich weder eine ſo ſtreitbare Kraft nach Außen, noch einen ſo blühenden inneren Zuſtand genoſſen, als jetzt. Eliſabeth war nicht allein die aufgeklärteſte, thätigſte Fürſtin des Jahrhunderts, man konnte auch, Alles erwogen, ihr keinen ſeiner regierenden Fürſten an die Seite ſtellen; ſie ließ an Genie zur Regierung einen Franz I., Carl V., und Philipp II. hinter ſich zurück. Sie hatte nicht über ſolche Hülfsmittel zu gebieten, als jene Monarchen, denn Schottland war noch mit England nicht vereinigt; England hatte noch keine, oder wenigſtens ganz unbedeutende Colonien; der Verfolgungsgeiſt, welchen Maria geathmet hatte, ließ noch allenthalben die traurigſten Spuren ſehn. Eliſabeth vertilgte ſie, ſchuf Ordnung in den Finanzen, öffnete den Wiſſenſchaften und Künſten eine freie Bahn, gründete eine furchtbare Seemacht, belebte Handel und Manufakturen, wie zuvor nie. Wahrlich Eliſabeth iſt es, die während ihrer fünf und vierzigjährigen Regierung den Grund zu Englands jetziger ſo hoch emporgeſtiegenen Macht und Bedeutung gelegt hat. Und dies Alles vollbrachte die große Frau, ob ſie gleich mit ſolchen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, von denen es in Verwunderung ſetzen muß, daß ſie ihnen nicht erlag. Der Bannfluch und die geheimen Intriguen des Pabſtes, die Feindſchaft Spaniens, Frankreichs, Schottlands, manche gegen ihre Regierung und ihr Leben gerichtete Verſchwörung, die Widerſpenſtigkeit der engliſchen und irländiſchen Katholiken, machten ihr immerfort zu ſchaffen; meiſtens ſiegreich, wenigſtens unüberwunden, ging Eliſabeth aus jeden Kampf. Die Geſchichte hat ihr ſtrenges Verfahren gegen die unglückliche Maria Stuart laut getadelt, und ganz dürfte es auch wohl nicht zu rechtfertigen ſeyn. Billig können wir aber hier auch das Verfahren der Maria in Betracht ziehn, das wieder in Eliſabeths Feindſchaft ſeine Entſchuldigungen hatte. Beide Theile treffen gegründete Vorwürfe, doch ſchien es nach Babingtons Verſchwörung wirklich dahin gekommen zu ſeyn, daß, wenn Eliſabeth Thron und Leben geſichert ſehn wollte, Maria ſterben mußte. Die Umſtände waren ſo gebieteriſch, daß Politik den Ausſchlag über die Menſchlichkeit gab. Kurz, man darf ſich wundern, daß ſie in der Geſchichte nicht Eliſabeth die Große heißt; eine Ehrenhuldigung, welche ſpäterhin doch Catharina II. empfing. Catharina herrſchte ungefähr in Eliſabeths Geiſt, hatte jedoch, Pugatſchefs Empörung ausgenommen, bei weitem nicht mit ſolchen Hinderniſſen zu kämpfen.

Doch gilt uns hier nicht die große Regentin, nur — das Weib. Jenes wohlverdiente Lob ſendeten wir voran, um das letzte Verhältniß hernach deſto unbefangener zu beleuchten.

Es fehlte nicht an Bewerbungen um ihre Hand, noch ehe ſie den Thron beſtiegen hatte. Der König Erich von Schweden fertigte unter anderen in dieſem Betracht Geſandte an den engliſchen Hof ab. Eliſabeth wich jedoch immer aus. Nachher wollte Philipp II. ſich mit ihr verbinden, auch der Herzog von Anjou, der Erzherzog von Oeſterreich. Die Königin hegte keinen Gedanken an eine Vermählung, wollte ihre Freiheit nicht beeinträchtigt ſeyn, allein die Staatszügel lenken, wozu ihr Kraftgefühl ſie aufforderte. Demungeachtet machte ſie dieſen Entſchluß nicht kund, hielt die vornehmen Freier Jahrelang mit Hoffnungen hin, und nutzte dieſe Hoffnungen bald zu einem, bald zu dem anderen politiſchen Zweck, und ſtarb endlich unvermählt.

Daß ſie aber nicht unempfindlich gegen Liebe geweſen ſei, würde uns ſchon die ungemeine Eitelkeit belegen, die Eliſabeth hinſichtlich ihrer Geſtalt empfand. Es hatte die natürliche Folge, daß nun die Schmeichler um ſo mehr ihre Schönheit erhoben, wiewohl es bei anderen

Stimmen dennoch von einer etwas übergroßen Naſe, und nicht ganz ebenen Rücken verlautete. Beides hätte für jene Eitelkeit eben keinen zureichenden Grund dargeboten, aber, ſagt Kotzebue: der große Mann iſt oft ein kleiner Menſch, gilt das wohl vom großen Weibe noch mehr, wenn die Schönheit in Rede ſteht.

Als Maria noch in Schottland regierte, war Eliſabeth nicht allein darum ſcheelſüchtig, daß jene Anſprüche auf die Thronfolge in England, und über die — nach katholiſchen Grundſätzen als unächt erkannte — Geburt der Eliſabeth oft geredet hatte; auch Mariens Schönheit weckte ihr einen hohen Grad von Eiferſucht. Von Melvils Geſandſchaft erzählt man unter andern folgendes:

„Melvil hatte ſchon, nachdem er aus Deutſchland zurückgekommen war, Eliſabeth geſehn, und ſie hatte ihn ſehr gnädig aufgenommen; es ward ihm nicht ſchwer, ſich jetzt noch mehr einzuſchmeicheln. Sie vergaß ihre gewöhnliche ſtaatskluge Verſtellung, und zeigte dem Geſandten, der ihr auf eine geſchickte Art zu huldigen wußte, die ausſchweifendſte Eiferſucht. Sie that ihm verſchiedene Fragen über die Länder, die er beſucht hatte; er redete davon mit vieler Anmuth, und rühmte, indem er von politiſchen Beobachtungen auf blos angenehme Gegenſtände der Neugier überging, diejenigen Trachten der Frauenzimmer, die er den Reizen an Wuchs und Mienen am günſtigſten gefunden hatte. Seit dem Augenblicke zeigte ſich Eliſabeth nicht anders mehr, als in den verſchiedenen Kleidungen, welche in den Ländern, wo er ehedem ſich aufhielt, getragen wurden. Sie hatte brandgelbes Haar, welches ſie aber ungemein ſchön hielt, und Melvil ſagte ihr, der italiſche Anzug ſtände ihr am vortheilhafteſten, weil dort in jener Zeit der Frauen das Haar auf die Schultern hangen ließen. Bei jedem Vorzug, den Melvil an der Königin lobte, fragte ſie ſchnell: ob ihn auch Maria Stuart beſäße, und in welchem Grad? Sie konnte ihren Verdruß nicht bergen, wenn die Antwort nicht ſchmeichelhaft genug für ſie ausfiel. Endlich wollte ſie erfahren: welche von ihnen Beiden am ſchönſten ſei? Der Geſandte entgegnete, ohne alle Verlegenheit: Maria hätte die ſchönſte Geſtalt in Schottland, und Eliſabeth in England. Als die Rede insbeſondre auf den Wuchs kam, geſtand Melvil hierin den Vorzug ſeiner Monarchin zu. Dann iſt ſie alſo, rief Eliſabeth, zu groß, denn meine Taille hat genan das rechte Ebenmaaß. Auch ihre beiderſeitigen Talente blieben nicht unberühret. Eliſabeth glaubte mit höherer Anmuth zu ſingen, zu tanzen, das Klavier zu ſpielen, als ihre Nebenbuhlerin. Bei dieſer Gelegenheit, wo Eliſabeth einer ſo heftigen Leidenſchaft ſich hingab, daß ſie ihre Würde vergaß, und ihren ſonſt ſo hochſinnigen Charakter oft verläugnete, überzeugte ſich Melvil, daß zwiſchen beiden Königinnen an keine freundliche Beziehung zu denken ſei.“

Maria ließ ſie auch einmal um eine perſönliche Zuſammenkunft bitten, um ſich über verſchiedene politiſche Gegenſtände, namentlich den Traktat von Edinburg, ausführlicher und vertraulicher mit ihr zu beſprechen, als ein Briefwechſel es ihr zu geſtatten ſchien. Eliſabeth antwortete auf dieſen Vorſchlag, als ob er völlig ihren Wünſchen entſpräche. Sie beſtimmte York als den Ort der Zuſammenkunft, ließ die nöthigen Anſtalten treffen, das zu beobachtende Ceremonial entwerfen, ein ſicheres Geleit für die Königin von Schottland, und ein Gefolge von Tauſend Perſonen ausfertigen, und ſchien den Augenblick die Reiſe mit Ungeduld zu erwarten. Allein ſie hatte ſich vorbehalten, nicht eher an dem verabredeten Orte zu erſcheinen, bis gewiſſe

Staatsverrichtungen, welche ihre Gegenwart in London nöthig machten, würden abgethan ſeyn. Und nun ließ ſie Jener ſagen: es wäre ihr unmöglich abzukommen. Nie war es ihre Abſicht geweſen, neben einer ſo geprieſenen Schönheit aufzutreten; aus Furcht, ſich verdunkelt zu ſehn.

Weil die Höflinge ihren weiblich eitlen Sinn immerfort unterhielten, legte ſie ihn auch mit den zunehmenden Jahren nicht ab. Raleigh hatte ein Liebesverſtändniß mit einem Hoffräulein der Königin; es wurde entdeckt, und Eliſabeth ſo entrüſtet, daß ſie Jenen in ein Gefängniß werfen ließ. Von da ſchrieb er an Robert Cecil, beklagte ſich über ſeinen elenden Zuſtand, und fügte, hinſichtlich der Königin, nachſtehende Worte bei: Sonſt ſah ich ſie ein muthig Roß lenken wie Alexander, jagen wie Diana, luſtwandeln wie Venus; dann ſchien ſie wieder eine holde Nymphe, um deren blühende Wangen ein ſchönes Haar im Winde flattert. Bald ſaß ſie im Schatten eines Baumes, einer Göttin gleich; bald rührte ſie, ein anderer Orpheus, die Saiten; bald ſang ſie mit der Stimme eines Engels. Und dieſe Nymphe, die Göttin, war damals über ſechzig Jahre alt. Der ſchmeichelnde Brief ward ihr vorgeleſen, und Raleigh zufrieden begnadigt. Sie hörte auch von den Geſandten fremder Höfe gern noch ihre Reize und verführeriſche Schönheit preiſen, als die Zeit ſie bereits ihren zerſtörenden Einfluß hatte empfinden laſſen. Hatton erzählte ihr: Heinrich IV. hätte ihn zu der bekannten ſchönen Gabrielle geführt, welche damals in erſter jugendlicher Anmuth prangte. Nun hätte aber Hatton dieſem Fürſten der Königin von England Bildniß gezeigt, und ihm den Vorzug bemerklich gemacht. Heinrich, vor Bewunderung außer ſich, hätte es nun ihm weggeriſſen, mit Ehrfurcht und Entzücken geküßt, und einen Schwur abgelegt, nie davon ſich trennen zu wollen. Eliſabeth zweifelte keinesweges an der vollen Wahrheit dieſer Erzählung.

Allem Anſehn nach, hat Eliſabeth während ihren langen Regierung, und der ihr durch ſie gewordenen Freiheit, mehr geheime Liebesverſtändniſſe unterhalten, als die Geſchichte ſie uns aufbewahrte. In ihrem Jahhundert war die Ehrerbietung vor gekrönten Häuptern zu groß, und die Schriftſtellerei im Allgemeinen nicht regſam genug, als daß man die Nachricht von ſolchen Ereigniſſen dem Drucke vielfältig übergeben hätte. Schiller, ziemlich gegen Eliſabeth Parthei ergreifend, läßt ſie darum von

Maria Stuart mit einer Zeit bedrohen, welche den Ehrenmantel von ihren Thaten reiſſen würde. Es läßt ſich über dieſen Gegenſtand viel controverſiren, je nachdem man ſich in den einen oder anderen Geſichtspunkt ſtellt. Der Verfaſſer der Mémoires secrets sur la Russie ſpricht (als Franzos) darüber aus: Elizabeth d' Angleterre, Marie d' Ecosse, Christine de Suède, toutes les impératrices de Russie, et la plupart des femmes qui ont été maîtresses d' elles-mêmes ont eu des favoris ou des amans. Leur en faire un crime, seroit d' un rigoriste peu galant. Allein wir Deutſche befleiſſigen uns dermalen peu galant zu ſeyn, üben in ſolchem Betracht einen entſchiedenen Rigorismus, und zwar ſeit den letzten Kriegszeiten vornehmlich, wo uns die Noth beten lehrte. Dieſem Rigorismus aber iſt doch, vermöge der menſchlichen Natur, die Frage zu entgegnen: ob es denn wohl glaublich, ſchier nur möglich ſei, daß eine Fürſtin, umgeben von Schmeichlern, von der Blüthe männlicher Jugend, die auf alle Weiſe ihr zu gefallen ſtrebt, umgeben von den mannichfachſten Ergötzungen, die allenthalben zu den Sinnen reden, am Hofe eine rein klöſterliche Exiſtenz behaupten könne? Soll ſie nur Greiſe und

Krüppel um ſich verſammeln, damit kein ſchöner Jüngling, kein ſtattlicher Mann, ihren Blicken ein frommes Aergerniß aufnöthige? Unter den Letzten können aber — es iſt ſelbſt wahrſcheinlich — die beſſeren Staatsdiener ſeyn, und ſie iſt dem Gemeinweſen die vorzüglichſte Wahl ſchuldig. Soll ſie keine poetiſche Werke leſen, die Tonkunſt aus ihrer Nähe verbannen, die Bildſäulen aus ihren Gärten, die Gemälde aus ihren Sälen, kein Schauſpiel ſehen, um ja ihre Fantaſie unentflammt zu erhalten? Gleichwohl verlangt man eine Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte in ihr zu ſehn. Nun wird der ſtrenge Moraliſt fragen: Warum heirathet ſolche Fürſtin nicht? Ihm iſt jedoch zu antworten: Eine Fürſtin, die Freiheit über ſich hat, will auch frei dem eigenen Geſchmack folgen, und man zählt Beiſpiele, daß hoher Fürſten Söhne nicht eben hoch liebenswürdig ſind. Aber es kann auch, in einem Fall, wie der, worin ſich Eliſabeth befand, offenbar dem Staat ein Nachtheil drohen, wenn ſie mit einem der ebenbürtigen Heirathskandidaten ſich vermählt, welche die Zeit grade ihr anbietet. Eliſabeth hatte geſehn, wie viel Unheil durch ihrer Schweſter Heirath über England kam. Meiſtens warben auch um ſie katholiſche Fürſten, und ihre Ueberzeugung ſprach für die evangeliſche Glaubensform. Ihr Herz aber — für die Liebe.

Will man aufrichtig ſeyn, iſt auch nicht zu läugnen, daß Eliſabeths Herz ziemlich laut dafür ſprach. Ihre erſte Zuneigung, vor ihrer Thronbeſteigung noch, hatte der Herzog von Devonſhire gewonnen. Mit ihm dürfte ſie auch gern ſich vermählt haben. Maria wollte es nicht, der Herzog empfing einen Wink, ſich auf Reiſen zu begeben. Er ſtarb zu Padua an einer Vergiftung. Man wollte Philipp II. als ihren Anſtifter beſchuldigen; weil er den baldigen Tod der Maria vorausgeſehn, und gewünſcht habe, ſich dann mit Eliſabeth zu vermählen. Daß ſeine Bewerbung hernach wirklich erfolgte, gleichwohl abgelehnt ward, haben wir ſchon bemerkt. In ſofern ſie auch die Hand des Herzogs von Anjou ausſchlug, konnte man dabei vielleicht ein ſchweres Opfer loben, das ſie ihrem Verhältniß brachte, und dem Glauben an ſich: als würde ſie allein nur England am zweckmäßigſten regieren. Denn Eliſabeth ſoll den Herzog von Anjou wirklich geliebt haben.

Die Geſchichte nennt uns indeß mehrere Günſtlinge, von denen nicht zu bezweifeln war, daß ſie der Königin innigſtes Vertrauen genoſſen hatten.

Die Vertheidiger weiblicher Regierungen meinen gewöhnlich: daß bei dieſen Männer, und zwar die rechten Männer zu herrſchen pflegten. Denn ohne Lieblinge blieben regierende Fürſtinnen doch in der Regel nicht, und da ihnen eine freie Wahl zuſtehe, redete einmal ſchon der weibliche Inſtinkt für ächte Männlichkeit, und in ſofern ihre Lage auch die Stütze, den Helfer im Vertrauten bedinge, müßten ſie nach Kraft ausſehn.

Bisweilen, doch nicht immer, hat ſich das beſtätigt; hie und da war auch die Liebe auf Thronen blind. Man könnte gleichwohl einen Schluß zu Eliſabeths Vortheil daraus ziehn, daß ihre Günſtlinge keine ſo ausgezeichnete Männer geweſen ſind, wie die Alleinherrſcherinnen von Rußland ſpäterhin deren zu finden wußten. Eliſabeth ſaß auf einem, ihr von manchen Seiten beſtrittenen, Thron, hatte, wie mit auswärtigen Feinden, mit Verſchwörungen im Lande zu kämpfen, und wollte demungeachtet auf eigener Kraft ſtehn. Sie wählte keinen Günſtling von bedeutenden geiſtigen, und gemüthlichen Eigenheiten, um ſich nicht von ihm beherrſcht zu ſehn.

So ließen vielleicht ihre Wahlen ſich deuten: vielleicht hätte man aber auch unrecht daran, und Eliſabeth gegen ihren Willen nur Mißgriffe begangen.

Zweie dieſer Günſtlinge traten nur bemerklich hervor, die Grafen Leiceſter und Eſſex; denn ſie ſpielten zugleich wichtige, politiſche, immer gleichwohl ihrer Gebieterin tief untergeordnete, Rollen. Hatton, Axford und Andere, verloren ſich mehr ins Dunkel, manche leere Nachrede konnte auch wohl Eliſabeth treffen.

Bei Robert Dudlei, den ſie zum Grafen von Leiceſter und Dembigh erhob, zeigte die große Königin eine große Schwäche, und rettete auch den Schein wenig. Es heißt davon in ihrer Lebensbeſchreibung:

Die Aufnahme geſchah zu Weſtminſter mit vielen Feierlichkeiten. Die Königin unterbrach von Zeit zu Zeit den Ernſt der Ceremonie durch Freundſchaftsbezeugungen, die ſie ſich nicht entbrechen konnte, ihrem Günſtling zu beweiſen, ohne ſich vor den Großen ihres Hofes, den fremden Geſandten, und ſelbſt Melvil, *) dem

Geſand-

---

*) Melvil ſagt davon in ſeinen Memoiren: Der Graf kniete vor ihr mit Gebehrden voll Ernſt, ſie half ihm den

feier-

Geſandten der Königin Maria, zu hehlen. Dies Betragen, wie ihre Wahl, zeugte von ihrer ganzen Schwäche. Eliſabeth, ſo geſchickt ſie ihre Miniſter, ihre Feldherren, ihre Geſchäftsträger an fremden Höfen auszuſehn verſtand, nahm es mit dem Verdienſt ihrer Günſtlinge eben nicht genau. Leiceſter hatte nichts für ſich, als eine angenehme Geſtalt, höfiſche Sitten und Dienſtgefliſſenheit, eine weit ausgebildete Gabe, weibliche Herzen durch Schmeichelei zu feſſeln. Außerdem waren ſeine Talente beſchränkt, und als ihn Eliſabeth den Niederländern mit Truppen geſandt hatte, ihnen gegen Philipp II. beizuſtehn, luden ſeine Erpreſſungen, ſein ſchmutziger Geiz, ihm Haß auf, ſein Betragen als Krieger Verachtung, weil man ihn der Feigheit beſchuldigte. Auch in England warf man ihm Mangel an richtiger Einſicht in Staatsangelegenheiten, an Empfindung für wahrhafte Ehre, an Redlichkeit und Religion vor.

---

feierlichen Schmuck anlegen, und konnte ſich nicht enthalten, ihn zu liebkoſen, indem ſie bald ihm ſanft auf die Wangen klopfte, bald die Hand ihm auf den Kopf oder ſeine Schulter legte, obgleich der franzöſiſche Geſandte und ich Zeugen waren.

Dieſe Schilderung, welche Gilbert Stuart von ihm macht, lautet übel genug, allein er fügt noch hinzu: Leiceſter ſollte den Tod ſeiner Gattin beſchleunigt haben, weil die ausſchweifenden Gunſtbezeugungen der Königin ihm die Hoffnung erregt hatten: ſie würde ſelbſt geneigt ſeyn, ihn zu heirathen.

War Eliſabeths Liebe hier ohnehin blind genug, ehrte es ſie noch weniger, ein Bündniß dieſer Art mit einem verheiratheten Mann geknüpft zu haben. Er hatte indeß einmal, durch ſeine männliche Schönheit, eine Gewalt über ihr Herz erlangt, der ſie nicht zu widerſtehn vermochte.

Bei dem Allen, und obſchon das geheime Verſtändniß lange Jahre währte, rühmte ſie es doch, daß ſie ihren Willen, die Grundſätze ihrer Regierung, nicht dem Günſtling unterwarf, und ſeiner Beſtürmungen ungeachtet, ſo weit ſich nicht vergaß, ihre Hand ihm zu reichen. Er ſchmiedete zwar manche Hofkabalen, unter andern gegen den berühmten Bacon, wobei er zuweilen ſeine Abſicht erreichte; ſonſt aber hielt ihn die Königin in angemeſſenen Schranken, und ließ wichtige Verrichtungen durch andere Staatsmänner vollziehn. Im meiſten Glanz ſtand Leiceſter unſtreitig in den Niederlanden da, wo es ſelbſt Eliſabeth darauf angelegt hatte, ihm die Würde eines Erbſtatthalters, wo nicht gar eines Souverains, zu verſchaffen. Der üble Ruf aber, den ihm ſein Benehmen auflud, hintertrieb Alles. Weil Eliſabeth es damal tragen zu können vermeinte, ihn auf immer von ſich entfernt zu ſehn, mußte ihre Leidenſchaft auch bereits das alte Feuer eingebüßt haben.

Doch früher, als es noch hell genug loderte, trieb ſie einmal ein ſeltſames Spiel mit ihm, wovon der eigentliche Zweck nicht zu enträthſeln iſt. Maria herrſchte damal noch in Schottland, und wollte ſich vermähleen. Eliſabeth ſchlug ihr den Grafen Leiceſter zum Gemahl vor. Maria fand ſich empfindlich dadurch beleidigt; einmal, weil Leiceſter, ſeiner Abſtammung nach, bloß ein gewöhnlicher Edelmann war, und zweitens, in ſofern es ſchien — ihr ſollte in dem Grafen etwas abgetreten werden, das man müde zu beſitzen ſei. Leiceſter gerieth ſelbſt dadurch in keine geringe Verlegenheit. Konnte er noch hoffen, daß ihn Eliſabeth heirathen würde, mußte er Mariens Hand, im Fall ihrer Einwilligung, ausſchlagen, was hingegen thörigt geweſen ſeyn würde, wenn Eliſabeth nicht auf ſeine Wünſche einging. Es ſchien gefährlich, ihrem Willen zu widerſtreben, wenn es ein Ernſt damit war, und die königliche Geliebte belud ihn vielleicht mit ihrem ganzen Zorn, wenn er keine Abneigung zeigte, ſich in das Begehren zu fügen. Zum Glück für ihn, lehnte Maria indeß den Antrag entſcheidend ab, obwohl ſie ihre größere Empfindlichkeit verbarg, und nur antwortete: der zu große Abſtand des Ranges, den keine Vortheile aufwögen, beſtimmten ſie, den Vorſchlag zurückzuweiſen. Allein Eliſabeth war nie geſonnen geweſen, ihn wirklich zu entbehren, und er blieb noch vier und zwanzig Jahre in ihrer — freilich nicht eben ungetheilten — Gunſt. Und trotz ſeiner wenigen Geſchicklichkeit zum Kriege, und ſeines verdächtigen Muths, wurde er doch zum Befehlshaber der Truppen beſtellt, welche London decken ſollen, als Philipp II. die ſogenannte unüberwindliche Armade gegen England ſchickte, und eine Landung verſuchen wollte. Sie kam nicht zu Stande, weil theils die Admirale Effingham und Drake, noch mehr aber Stürme, dieſe Flotte zerſtörten. Wären die Spanier jedoch an die Küſten geſtiegen, dürfte Eliſabeth mehr zu ihrer Vertheidigung haben thun müſſen, als Leiceſter.

Dazu hatte ſie aber auch ſich angeſchickt, wie ſie denn in keinem Augenblick ſich größer zeigte, als damal. Sie ſtieg zu Pferde, begab ſich zu den Truppen, und hielt eine Rede voll Kraft. Es hieß darin: Ich bin gekommen, mit euch zu leben, oder im hitzigſten Gefecht zu ſterben. Ich bin nur ein ſchwaches Weib, aber ich habe den Muth eines Königs, eines Königs von England. Ich ſehe es mit Verachtung an, daß Spanien, Parma, und welche Macht es auch ſeyn möge, in meine Staaten einzufallen denken Daß mir ein ſolcher Schimpf nicht widerfahre, will ich ſelbſt die Waffen ergreifen, euer Anführer, der Richter eurer Thaten ſeyn, und die Tapfern belohnen u. ſ. w. Indeß hatte Leiceſter doch nur das kleinere, bei Tilbury ſtehende Heer unter ſich, während Lord Hunsdon an der Spitze der Hauptmacht ſtand. Auch dies beweiſt, daß Leiceſter ein ſolches Gewicht nicht hatte, wie es Einige ihm andichten möchten. So lange er in Eliſabeths Gunſt ſtand, war dennoch Cecil ihr vornehmſter, und am meiſten gehörter, Rath in Staatsſachen, allein auch er beherrſchte ihre Ideen nicht.

Die Freude über Spaniens vereitelte Hoffnung ward ihr durch Leiceſters Tod getrübt, der in demſelben Jahre (1588) erfolgte. 1564 hatte ſie ihn zum Grafen erhoben: einige Zeit vorher die nähere Bekanntſchaft mit ihm geknüpft. Nur ſelten erhielten ſich die Günſtlinge der Königinnen ſo lange an ihrem Platz. Und Leiceſter hatte manches gethan, was ihn billig um ihre Zuneigung hätte bringen ſollen. Sie befolgte überall ein Syſtem weiſer Sparſamkeit, Leiceſter plünderte ungeſtraft die öffentlichen Kaſſen. Eliſabeth trug alle Sorge, nur Würdigen Würden zu verleihen, Jener riß deren ohne Verdienſt an ſich. Sie erfuhr ſogar perſönliche Beleidigungen von ihm, die Andere mit dem Leben würden gebüßt haben. Doch war ihre Liebe einmal blind, und ſelbſt ausdauernd. Nach des Günſtlings Tode ließ ſie dagegen ſeine Güter vekaufen, um ſich für Summen, die er ihr ſchuldig geblieben, daraus bezahlt zu machen.

Nicht lange danach nahm der junge Graf Eſſex Leiceſters Stelle ein. Vieles an ihm erſcheint uns edler als an dem Vorgänger; ſein Muth, ſeine Ehrliebe, ſein Patriotismus. Doch ausgezeichnet konnte man ſeine Talente auch nicht nennen; er hatte auch viel Unbeſtimmtes in ſeinem Charakter, und überlegte die Folgen ſeiner

Handlungen zuletzt ſo wenig, daß ſein Tod unvermeidlich blieb.

Er war jung und feurig, Eliſabeth zählte bereits acht und funfzig Jahre, als ſie demungeachtet eine heftige Leidenſchaft für ihn empfand. Es hatte ein Anſehn, als wäre ihm damit eben nicht gedient, und das ließ eine natürliche Erklärung zu. Sein Ehrgeiz mußte ihm entweder einen Vorwand leihen, von ihr entfernt zu ſeyn, oder Eſſer zog wirklich die Gefahren des Kampfs für ſein Vaterland weichlicher Ruhe, und der Obliegenheit vor, den Adonis einer wohlbetagten Königin darzuſtellen. Eliſabeth ſchickte Heinrich IV. Hülfstruppen. Eſſer ließ mit Bitten nicht nach, bis er den Befehl über viertauſend Mann empfing, und mit ihnen nach Frankreich gehn durfte. Eliſabeth ſchrieb aber dem Könige, und bat ihn dringend, ihre Truppen, namentlich den Anführer, zu ſchonen. Das litten gleichwohl die Umſtände nicht, und Eſſer drängte ſelbſt aller Orten ſich hervor, um ſich einen Namen zu machen. Da ſchrieb die Königin wieder an Heinrich, und machte ihn Vorwürfe. Eſſer mußte auch zurückkommen. Dies geſchah 1591. Im Jahre 1595 gab Eſſer abermal ſich große Mühe, eine Befehlshaberſtelle in den Niederlanden zu erhalten, Eliſabeth ſchlug es ihm jedoch ab, um ſich nicht von ihm zu trennen.

In dem Kriege mit Spanien aber, der einige Jahre darauf erfolgte, mußte ſie den Bitten des Grafen nachgeben. Indem eine Flotte ausgerüſtet, und auch mit Landungstruppen bemannt wurde, empfing Eſſex das Commando über die letzten, während Effingham die Flotte befehligte.

Man zerſtörte den Spaniern viele Schiffe und nahm Cadix ein. Eſſex bewies Tapferkeit und Menſchlichkeit auf dem Lande, der Admiral hatte auf der See Ruhm erworben. Als ſie nach England zurückgekommen waren, erntete zwar Eſſex den Beifall der Königin, ſah jedoch nicht weiter ſich belohnt; der Admiral empfing hingegen die Würde eines Grafen von Northumberland. Eſſex meinte eben ſo viel zum Ruhm der engliſchen Waffen beigetragen zu haben, und ſein Ehrgeiz fühlte ſich tief beleidigt. In der ſchon angeführten Lebensbeſchreibung heißt es über dieſen Umſtand:

„Das harte Betragen dieſer Fürſtin gegen Eſſex, läßt ſich auf mehr als eine Art deuten. Leiceſter war einſt zu furchtſam geweſen, auch nicht klug genug, als daß er ihr zu ſchaden vermocht hätte. Von Fremden und Eingebornen zu ſehr gehaßt, würde er auch keine Unterſtützung bei aufrühreriſchen Planen gefunden haben. Von dem Charakter des Grafen Eſſex, und ſeiner Popularität, die ihn bei dem Volke ungemein beliebt machte, ſeinem durch Wiſſenſchaften ausgebildeten Verſtand, ließ da ſchon mehr ſich beſorgen. Sie glaubte einem ſolchen Mann nicht ſo viel einräumen zu dürfen, und ließ ihn oft Demüthigungen erfahren, die er nicht verdiente, um ſeinem Stolze Schranken zu ziehn, und zu verhindern, daß er nicht auf einen höheren Titel, als den eines Günſtlings, Anſprüche machte. Vielleicht hatte ihr Betragen aber noch einen andern Grund. Ihr Alter mußte einem jungen Manne, der eine junge, reizende, geiſtvolle Gemahlin hatte, Kaltſinn erregen, den ſie wahrnahm, und nun zwiſchen Verdruß und Liebe getheilt blieb.“

Offenbar müſſen beide Theile uns hier tadelhaft erſcheinen; die Königin, daß ſie hier abermal ſich zu einem verheiratheten Günſtling hielt, und Eſſex, der unter ſolchen Umſtänden ſich dazu hergab. Allerdings mochte es gefährlich ſeyn, den Anmuthungen dieſer Königin zu widerſtehn; man hätte es aber auch ehrenwerth nennen müſſen, und bei der zweideutigen Rolle, welche der Graf nun ſpielte, fand er doch endlich ſeinen Untergang.

Die Umſtände ſeines Todes ſind zu bekannt, als daß ſie einer weitläuftigen Erzählung bedürften. Eſſex war in einem neuen Kriege mit Spanien, zum Theil durch ſeine Schuld, nicht glücklich. Dies weckte ihm Feinde und üble Nachrede am Hofe. In einem gepflogenen Rath war er anderer Meinung, als Cecil, Eliſabeth pflichtete aber dieſem bei, worüber ſich der Graf ſo vergaß, daß er ſeiner Gebieterin verächtlich den Rücken zukehrte. Und ſie — ertheilte ihm eine Ohrfeige. Er legte die Hand an den Degen, die Räthe ſtürzten ſich zwiſchen Beide, Eſſex entfernte ſich vom Hofe, hätte ſich aber auf immer aus England entfernen ſollen.

Doch kam es zu einer Ausſöhnung, und er wurde nach Irland geſchickt, um die dortigen Unruhen zu dämpfen. Ob er ſchon durch ſeine Großmuth viele Herzen gewann, richtete er doch nicht ins Werk, was er ſollte; und deſto ſchlimmer für ihn, daß ſein Nachfolger, der Lord Mountjoy, durch ſein raſches Kriegsglück, ihn noch mehr zu tadeln ſchien.

Univ. Bibl.

Eſſex war in Ungnade gefallen, und hatte nun um ſo mehr Feinde. Lange blieb es jedoch bei einer Gefangenſchaft in ſeiner Wohnung, und hätte er weniger Trotz gezeigt, dürfte noch Alles zum Beſſern ſich gelenkt haben. Statt deſſen ſprach er höchſt unbeſonnen über das Alter, die Anmaaßungen, die Häßlichkeit ſeiner Königin, und war nichts deſtoweniger von Spionen umringt. Endlich zettelte er eine Verſchwörung an, wollte das Volk in London zum Aufruhr bewegen, und nun des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt, erkannten die Richter ihm Todesſtrafe zu. Eliſabeth ſoll nur eine demüthige Bitte von ihm erwartet haben, ihn dennoch zu begnadigen. Sie erfolgte nicht. Vielleicht wollte er ſie aber thun, und ſeine Feinde ließen es nicht zu. Er mußte das Haupt auf den Block legen.

Eliſabeth ſchien untröſtlich; ihre bis dahin feſte Geſundheit wankte; ſie überlebte den Günſtling nur zwei Jahre noch.

Doch ein Schreiben, welches Maria Stuart aus Scheffield an Eliſabeth geſandt hat, *) und welches noch in irgend einem Archive aufbewahrt liegen ſoll, klingt noch übel genug. Man ſieht es in Eliſabeths Geſchichte der Mademoiſelle von Ke-

---

*) Im Jahre 1583.

ratio. Es war franzöſiſch abgefaßt, und lautet in der Ueberſetzung:

Madame!

„Meinem Verſprechen und Ihren Wünſchen gemäß, obgleich zu meinem Leidweſen, daß ſolche Dinge zur Sprache gekommen ſind, doch, Gott ſei mein Zeuge! mit voller Aufrichtigkeit und ohne alle Leidenſchaft, erkläre ich Ihnen, daß die Gräfin von Schrewsbury mir von Ihnen ungefähr in nachſtehenden Ausdrücken geſprochen hat. Ich verſichere, daß ich auf den größten Theil dieſer Behauptungen geantwortet, und es jener Dame verwieſen habe, daß ſie dergleichen von Ihnen glaubte, oder ſo ungebührlicher Weiſe vorbrächte; als etwas, das ich nicht glaubte, und auch gegenwärtig nicht glaube, weil der Gräfin Denkart mir nicht fremd iſt, und ich den Geiſt kenne, von welchem ſie damal gegen Sie getrieben ward. Erſtlich ſagte ſie: Einer, dem Sie, ihrer Behauptung nach, im Beiſein einer Kammerdame, die Ehe verſprochen, hätte unzähligemal bei Ihnen geſchlafen, und ſich alle Freiheiten bei Ihnen herausgenommen, die nur immer zwiſchen Mann und Frau beſtehn können; allein Sie wären ohne Zweifel nicht wie andere Frauen, thörigt wäre es, an Ihre Heirath mit dem Herzog von Anjou zu glauben. Sie würden niemals der Freiheit entſagen wollen, ſich zärtliche Aufwartungen machen zu laſſen, und immer ſich mit neuen Liebhabern zu vergnügen. Sie bedaure, fügte die Gräfin hinzu, daß Sie nicht mit Hatton oder einem Andern aus dieſem Reiche zufrieden wären; am meiſten ginge es ihr, der Ehre der Republik willen, nahe, daß Sie nicht allein Ihre Ehre mit einem Ausländer, Namens Symier, aufs Spiel ſetzten, und ihn bei Nacht in dem Zimmer einer Dame beſuchten, auf welche die Gräfin bei dieſer Gelegenheit ſehr ſchimpfte, wo Sie ihn küßten, und ſich verſchiedne unartige Freiheiten mit ihm erlaubten, ſondern daß Sie ihm ſogar die Geheimniſſe des Staats offenbarten, und Ihre eignen Räthe gegen ihn verriethen. Eben ſo ausſchweifend hätten Sie ſich mit ſeinem Herrn, dem Herzoge, betragen. Dieſer wäre in einer Nacht an Ihr Zimmer gekommen, wo Sie, bis auf ein Nachtmäntelchen entkleidet, ihm die Thüre geöffnet, und ihn eingelaſſen hätten. Nun wäre er an drei Stunden bei Ihnen geblieben. Was den erwähnten Hatton beträfe, hielten Sie ihn mit Gewalt an ſich, und ließen Ihre Neigung für ihn ſo öffentlich ſehn, daß er ſelbſt gezwungen wäre, ſich zurückzuziehn. Sie hätten dem Killegron eine Ohrfeige ertheilt, weil er Ihnen dieſen Hatton nicht zurückgebracht; nachdem er zornig von Ihnen gegangen ſei, weil Sie ihm, einiger goldnen Knöpfe willen, die er an ſeinem Kleide trug, Schimpfworte geſagt hätten. Die Gräfin hätte ſich bemüht, ihre Tochter mit Hatton zu verbinden, er, aus Furcht vor Ihnen, den Vorſchlag aber nicht anzunehmen gewagt. Auch unterſtände ſich der Graf von Orford nicht, ſich mit ſeiner Frau auszuſöhnen, um nicht die Gunſt zu verlieren, welche er durch zärtliche Aufwartungen von Ihnen hoffe. Sie wären gegen Alle, die ſich mit dergleichen Intriguen abgäben, verſchwenderiſch, zum Beiſpiel, gegen einen ihrer Diener, Namens George, welchem Sie dreihundert Pfund Einkünfte gegeben, weil er Sie von Hattons Zurückkunft benachrichtigt hätte. Sonſt wären Sie undankbar und knauſerig, und es gäbe nicht drei oder vier Perſonen in Ihrem Reich, denen Sie Gutes erwieſen hätten. Sie rieth mir unter lautem Gelächter: ich ſollte meinen Sohn bewegen, Ihnen zärtliche Aufwartungen zu machen, was mir ſehr nützlich ſeyn, und den Herzog aus ſeinem Platz vertreiben könnte. Als ich antwortete: dies könnten Sie als Spott aufnehmen, ſagte die Gräfin: Sie wären ſo eitel, und hätten eine ſo gute Meinung von Ihrer Schönheit, als ob ſie eine Göttin vom Himmel wären; ſie getraue ſich, das Ihnen wirklich glauben zu machen, und es würde meinen Sohn bei Laune erhalten. Sie fänden ein großes Vergnügen an den ungereimteſten Schmeicheleien, zum Beiſpiel, wenn Jemand Ihnen ſagte: man wage es bisweilen nicht, Sie grade anzuſehn, weil Ihr Antlitz wie die Sonne glänze u. ſ. w." Der übrige Theil des langen Briefes enthält andere Gegenſtände.

Aber trotz dem Allen war Eliſabeth eine große Königin, der England unendlich viel zu danken hatte.

VII.

Chriſtina von Schweden.

Chriſtina gehörte im Allgemeinen zu den ſeltnen Erſcheinungen im Gebiet der Weiblichkeit; vermöge ihrer ausgezeichneten Talente, ihres durchdringenden Geiſtes, einer Feſtigkeit des Willens, einem kühnen Muth, die alle ſie in der That über ihr Geſchlecht erhoben, und, weil das Schickſal auf einen Thron ſie erhob, auch ſie geeignet haben würden, den berühmteſten herrſchenden Frauen an die Seite geſellt zu werden. Allein ſie verband auch mit großem Verſtand und Witz, die Gelehrſamkeit ausgebildet hatte, und mit einem auf einer Seite beſtimmten und heldenthümlichen Charakter, ſeltſame Launen, die in ſeltſames Handeln übergingen, ein zur myſtiſchen Schwärmerei hingeneigtes Gemüth, welches mit ihrem klaren Geiſt in befremdenden Widerſpruch ſtand; und war ſie ungemein ſonderbar in dem Wankelmuth, den ſie als ruhmgeizige Fürſtin, oder auch ihren philoſophiſchen Grundſätzen nach, zeigte, ſtellte auch die Liebe ſich bei Chriſtinen in auffallenden Zügen dar.

Sie

Sie war Guſtav Adolphs Tochter. Ohne ſie zählte er keine Nachkommen mehr. Allein die Liebe der Schweden zu ihrem Könige bewirkte ſchon im Jahre 1628, als Chriſtina erſt zwei Jahre zählte, eine Erklärung der Stände, nach welcher ſie, wenn ihr Vater ohne männliche Erben ſtürbe, als Königin den Thron beſteigen ſollte.

Guſtav Adolph fiel 1632 in der Schlacht bei Lützen. Als die Todesbotſchaft in Stockholm eingetroffen war, trat der Kanzler in die Verſammlung der Stände, und rief: Guſtav Adolph, unſer König iſt todt! Ein allgemeines Wehklagen entſtand unter den Anweſenden. Nach einiger Zeit fragte Jener: Wollt ihr nicht Chriſtina, die Tochter des Königs, zu eurer Königin annehmen?

Da ſtockten die Zungen. Man hatte keinen ſo frühen Tod des Königs erwartet, die Ueberlegung mußte ſich aufdrängen: ob es wohlgethan ſeyn dürfte, ein ſechsjähriges Kind als Oberhaupt des weitläuftigen, in einen ſchweren Krieg verwickelten, Staates anzuerkennen. Nun befand ſich jedoch ein Bauer, Namens Lorenz, in der Verſammlung. Er näherte ſich dem Kanzler, und fragte: Was iſt das für eine Tochter des Königs? Wir kennen ſie nicht, haben ſie niemals geſehn. Ihr ſollet ſie ſehn, nahm Jener das Wort, und ſtellte die kleine Prinzeſſin den Anweſenden vor. Genau betrachtete ſie nun der Landmann, und ſagte treuherzig: Sie hat die Augen, die Naſe und die Stirn von Guſtav, und alſo ſoll ſie unſere Königin werden. Die Rede fand einmüthigen Beifall, Chriſtina wurde zur Königin ausgerufen, und bis zu ihrer Volljährigkeit eine Regentſchaft eingeſetzt, an deren Spitze der Reichskanzler Oxenſtierna ſich befand.

Man ſorgte für eine angemeſſene Erziehung, welcher die Monarchentochter indeß auch entſprach. Durch emſiges Erlernen mancher nützlichen Wiſſenſchaften, unterſtützt durch ausgezeichnete Anlagen, ſchickte ſie ſich zu ihrer künftigen erhabenen Beſtimmung an.

Denkwürdig iſt hiebei, daß ihr Vater die Waffen zum Vortheil der proteſtantiſchen Kirche ergriffen hatte. Mochte ſchon die Politik einen Antheil daran haben, bewieſen auch Guſtav Adolphs eigne Beſchäftigungen, nach welchen er ſelbſt geiſtliche Lieder fertigte, daß es ihm mit ſeinem frommen evangeliſchen Glauben wahrhaft

Ernſt ſei. In den nehmlichen Grundſätzen ward nun auch Chriſtina erzogen, und die ſchwediſchen Truppen fuhren ununterbrochen fort, das Lutherthum mit dem Schwert zu vertheidigen.

An ihrem achtzehnten Geburtstag erklärten ſie die Reichsgeſetze als volljährig, und mit vieler Würde übernahm ſie nun die Regierung. Die Thätigkeit, womit ſie den Geſchäften ſich unterzog, erregte Bewunderung. Mit heroiſchem Geiſt wußte ſie ihren Feldherren in Deutſchland Befehle zu geben, und eine nachdrückliche Fortſetzung des Krieges zu betreiben. Sowohl in ihrer Politik, als beim weſtphäliſchen Friedenſchluß — wo die Proteſtanten in Deutſchland, neben ihrem Vater, Chriſtinen ihre Religionsfreiheit zu verdanken hatten — zeigte ſie ungemein weiſen Umblick und edle Charakterfeſtigkeit. Ohne Zweifel fehlte es ihr nicht an tüchtigen Staatsmännern, welche ihr Beiſtand leiſten konnten; es bleibt aber doch wahr, daß jene Regentſchaft, im Unterhandeln eines ehrenvollen Friedens für Schweden, bei Chriſtinens Minderjährigkeit ihr Ziel nicht zu erreichen vermocht hatte, Chriſtina hingegen bald den Ausſchlag gab.

Die Großen des Reichs empfahlen ihr aber auch beim Antritt ihrer Regierung eine Heirath, und wer hätte nicht denken ſollen, die achtzehnjährige Königin würde allein ſich daran gemahnt haben. Eliſabeth gab in dieſem Fall ſtets Hoffnungen, welche ſie unerfüllt ließ, Chriſtina erklärte dagegen, zu aller Welt Verwunderung: ſie wäre entſchloſſen, lebelang unvermählt zu bleiben. Alle Vorſtellungen waren umſonſt, und waffneten nur den Zorn der jungen Königin, die zuletzt ausdrücklich verbot, über dieſen Gegenſtand mit ihr zu reden.

Der Pfalzgraf Carl Guſtav — ſpäterhin König von Schweden – bemühte ſich mit großem Eifer um ihre Liebe. Ein junger feuriger Mann, von einnehmender Geſtalt und kriegeriſchen Talenten, ſchien er geeignet, Chriſtinen zu gefallen. Als ſie ihn zum Heer nach Deutſchland geſchickt hatte, empfing und ehrte ihn dort Alles wie einen König, weil Niemand zweifelte, daß er als Bräutigam der Königin zu betrachten ſei. Statt deſſen erklärte ſich Letztere aber: daß ſie bereit wäre, den Pfalzgrafen an Kindes Stelle anzunehmen, und ihm die Thronfolge zuzuſichern. Dieſe Anordnung hatte viel Seltſames, weil

Carl Guſtav um einige Jahre älter, als die Königin war, demungeachtet wurde ſie vollzogen, und Chriſtina ließ ſich auf nichts Weiteres ein

Nun baute in jener Zeit aber die Politik des römiſchen Hofes einen Entwurf nach dem anderen, ſich die nordiſchen, zur Reformation übergetretenen, Staaten von neuem zu unterwerfen. Wo angeregte Kriege und Bannfluch ihre Wirkung verfehlt hatten, mußten heimliche Intriguen ſie erſetzen. War in England und Schottland, wie im nördlichen Deutſchland, Alles mißlungen, hätte man glauben ſollen, der päbſtliche Stuhl würde bei Schweden vollend ſeine Hoffnung aufgeben. Denn grade von hier aus, erfuhr der Katholizismus unter Guſtav Adolph den nachdrücklichſten Widerſtand; es ließ bei ſeiner Tochter um ſo weniger ſich abſehn, daß ſie ihres Vaters Grundſätzen entſagen würde, als gelehrte Beſchäftigungen ihren Geiſt aufgeklärt hatten. Und als Gegnerin der Liebe machte ſie auch keinesweges ein Gemüth offenbar, von dem ſich vorausſetzen ließ, es würde fantaſtiſchen oder myſtiſchen Eindrücken, durch welche man von Rom aus, ſich die Bahn zu ebnen pflegte, zugänglich ſeyn. Trotz dem Allen, legte der

Statthalter Chriſti auch hier nicht ſeine Hände in den Schoos. Man konnte wenigſtens nicht umhin, den ſo fein ausgeſponnenen Plan zu loben, wurde ſchon ſeine Abſicht, nach ihrem ganzen Umfang, nicht erreicht.

Der Pabſt ſchickte nehmlich einen verkleideten Dominikaner nach Stockholm, mit dem Auftrag, die Königin in den Schoos der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuführen, und hiedurch zu bewirken, daß ſie im ganzen Reiche das Lutherthum wieder austilgte. Auch ein junger ſchöner Italiener, der Marcheſe Monaldeſchi, fand ſich bei der Königin ein, welche zu ihrem Oberſtallmeiſter ihn erhob. Und dem Pater wurde eine Geheimſchreiberſtelle zugetheilt.

Göthe ſagt:

Bei rechtem Zwecke,
Iſt Recht in jeder Strecke.

Es iſt nur eine Wiederholung des bekannten Sprüchleins der Jeſuiten, und kein liſtiger Pabſt hat wohl Anſtand in Wahl ſeiner Mittel genommen, wo die Abſicht den Vortheil der Tiare betraf. Vielleicht hatte man in Rom erfahren: Chriſtina ſei der Liebe in der That nicht ſo abhold, wie ſie es vorgäbe, und ſie heirathe den Pfalzgrafen nur darum nicht, weil er den Geſchmack ihrer Neigungen nicht träfe. Vielleicht dachte man auch nur im Allgemeinen: Bekehrungsworte, von ſtattlichen, einnehmenden Männern ausgeſprochen, fänden das weibliche Herz am offenſten. Dem ſei wie ihm wolle, Chriſtina wurde nach und nach durch den Einfluß der aus Rom Entſendeten, in ihrem ganzen inneren Weſen verändert.

Hatte ſie einſt mit feſter Hand die Zügel der Regierung ergriffen, und fünf bis ſechs Jahre hindurch auch das Reich ungemein löblich verwaltet, ſo fing ſie nach dieſem Zeitraume an, Ekel und Ueberdruß gegen die Staatsgeſchäfte zu offenbaren. Späterhin bewies ſie auch ihrem Vaterlande in ſofern Abneigung, als ſie häufig über den rauhen nordiſchen Himmel klagte, und begeiſtert von dem lieblichen Italien ſprach, wohin ihre Wünſche ſie riefen, und wo ſie ihr Leben zubringen möchte. Sie ließ vorläufig ein Wort darüber fallen: daß ſie die Krone an den Pfalzgrafen abzutreten, und ſo ihren Lieblingswunſch zu befriedigen, willens ſei.

Die ſchwediſchen Stände, mit ihrer Regierung vollkommen zufrieden, erſchraken, daß Guſtav Adolphs Tochter von ihnen ziehen wollte. Niemand zweifelte, daß jene Italiener, mit denen ſie viele geheime Unterredungen pflog, ihre Einbildungskraft entzündet hätten; man gab ſich Mühe, den Fremdlingen ihre Huld zu entziehn, und ſo zu bewirken, daß ſie aus dem Reich entfernt würden. Allein hier auch blieb alle Mühe vergebens, die Königin bewies ihnen nur eine deſto mehr zunehmende Vorliebe. Eben ſo wurde von Carl Guſtav, wie von den erſten Staatsdienern, alle Beredtheit umſonſt aufgeboten, den ſchon erwähnten Vorſatz zu hintertreiben. Nur die Hinausberaumung auf etliche Jahre noch konnten ſie erlangen; dann beſtand die Monarchin feſt darauf, dem Thron für immer zu entſagen, und erklärte dabei, zum großen Aergerniß der proteſtantiſchen Schweden: wie ſie, einem innern Zuge folgend, zum katholiſchen Glauben übertreten würde.

Alle erneute Abmahnungen brachen an Chriſtinens Eigenſinn; Carl Guſtav, der immerfort noch um ihre Liebe ſich bemüht hatte, vermochte auch jetzt nichts mehr über ihr Herz. Sie begegnete ihm mit Anerkennung hoher Verdienſte, welche ſie auch, im eigentlichen Sinne des Worts, krönen, nur durch ihre Hand nicht belohnen wollte.

Allerdings ſchloſſen Viele: eine andere Zuneigung müſſe in Chriſtinens Herzen wohnen, und raunten einander ins Ohr: der Marcheſe habe ſie entflammt. Sie rettete jedoch mit behutſamer Vorſicht den Schein, und wenn man genug Beiſpiele zählt, wo Günſtlinge regierenden Fürſtinnen übermüthige Anmaaßung zeigten, ſo durfte Monaldeſchi wenigſtens über die Schranken ſeines Amtes nie hinausgehn.

Die Abdankung erfolgte, und glich einer Theaterſcene. Mit Krone und Purpur angethan, erſchien Chriſtina in der Reichsverſammlung und beſtieg einen Thron, neben welchem Carl Guſtav ſeinen Platz nehmen mußte. Nach einer angemeſſenen Rede ließ jene ſich von den Zeichen der Hoheit entkleiden, und ernannte den Prinzen zum König. Ein Jahrgeld von 200,000 Thalern wurde ihr ausgeſetzt, und nun verließ ſie das Reich. Noch an der Gränze ließ der neue König abermal um ihre Hand werben, doch antwortete Chriſtina: Hätte ich mich vermählen mögen, würde ich auf dem Thron geblieben ſeyn

Alles erwogen, hat es immer nicht das Anſehn, als ob die päbſtlichen Abgeordneten ihr wirklichen Fanatismus aufgeregt hätten. Denn in ſolchem Fall würde ihr Gewiſſen verlangt haben, daß ſie, dem Beiſpiel der Königin Maria von England folgend, die apoſtoliſche Religion in Schweden hergeſtellt hätte. Dazu machte ſie aber nicht einmal einen Verſuch, und man war am päbſtlichen Hofe auch wenig zufrieden, nicht die volle Abſicht gelungen zu ſehn. Chriſtina machte deshalb, mehrere Jahre darauf, auch zwei Heimreiſen ins Vaterland, wo ſie in jener Hinſicht einige, doch ganz fruchtloſe, Mühen anwandte. Wir ſind vielmehr zu glauben berechtigt, daß Chriſtina nur ein freiers, weniger beobachtetes, Leben als in Stockholm ſuchte, und eine heimliche Leidenſchaft nährte, welche den Ehrgeiz, als Königin zu gebieten, überwog.

Sie ging nach Deutſchland, machte einige Kreutz- und Querzüge, trieb Abentheuerei mit angelegter männlichen Kleidung, und ſchwur dann zu Inſpruck den lutheriſchen Glauben ab. Hier trat ihr Geheimſchreiber wieder als Dominikanermönch auf, und ſchied hernach in Rom von ihr. Der Stallmeiſter blieb dagegen ihr unzertrenn-

licher

licher Gefährte, und Chriſtina mußte freilich ſeinetwillen eine Nachrede dulden, wie ſpäterhin, eines gewiſſen italieniſchen Couriers halber, eine Fürſtin ſie traf. Ueberhaupt finden ſich, die Thronentſagung und Apoſtaſie ausgenommen, hier manche Aehnlichkeiten, unter andern die Reiſeluſt, die Begünſtigung der Wiſſenſchaften und Künſte unterwegs. Doch einer ſo empörenden Grauſamkeit, mit der Chriſtina gegen ihren Liebling verfuhr, und ihr Andenken ſchmählich dadurch befleckte, würde ohne Zweifel die neuere Fürſtin nicht fähig geweſen ſeyn.

Es iſt kaum zu begreifen, wie Chriſtina, die doch auf ſo viele Bildung Anſprüche machte, und in keinem rohen Zeitalter mehr lebte, zu einer ſolchen Unthat ſich verirren konnte. Eliſabeth ließ zwar den Grafen Eſſex hinrichten, doch entſchuldigten ſie politiſche Urſachen; auch war ſie damals, wie ihr Günſtling, ſchon alt geworden, ihre Neigung für ihn daher bereits ziemlich abgekühlt. Im ein und dreißigſten Jahre übte Chriſtina dagegen folgende blutige Rache.

Sie hatte einige Jahre in Rom gelebt, als dort eine anſteckende Krankheit ausbrach. Sowohl dieſer zu entſliehn, als ihrem Vergnügen am Reiſen nachzugehn, beſuchte Chriſtina Frankreich. Es war im Jahre 1658, der König befand ſich mit ſeinem Hofe in Fontainebleau; Jene wurde mit prachtvollen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Uebrigens folgte ihr jetzt auch ein Graf Santinelli, deſſen anziehendere Geſtalt oder friſchere Jugend, wohl den Marcheſe in ſeiner Herrin Gunſt verdrängt haben mochte. Wäre dem nicht ſo geweſen, hätte man ſich um ſo mehr zu verwundern, daß ſie, bei fortwährender Zuneigung, ſo erbarmenlos handeln können. Und doch würde ſich, wenn man die Quelle ihres furchtbaren Zorns in einer, durch Monaldeſchis Betragen entflammten, Eiferſucht hätte vermuthen können, eine noch fortwährende Zuneigung haben vorausſehen laſſen. Die Meinungen waren getheilt, keiner von ihren Biographen hat uns das Geheimniß völlig aufgedeckt. Nach Einigen ſoll der Marcheſe ein Liebesverſtändniß angeknüpft, und Chriſtina aus aufgefundenen Briefen es entdeckt haben. Andere ſagen: Monaldeſchi hätte ausgeplaudert, was er nicht geſollt, und den wüthenden Haß der Königin dergeſtalt auf ſich geladen. Ob nun, was er nicht verſchwiegen, die eignen, oder des Grafen Santinelli Beziehungen mag angegangen haben, darüber ſindet man nirgend einen glaubwürdigen Aufſchluß.

Während ihres Aufenthalts zu Fontainebleau trug indeß ſich folgende ſchauderhafte Begebenheit zu. Die Königin ließ eines Tages einen dortigen Geiſtlichen, den Pater le Bel, zu ſich rufen, und fragte ihn: ob er ſchweigen könne? Die Antwort hieß: Sacramentum regis abscondere, bonum est. (Der Könige Heimlichkeiten ſoll man verſchweigen.) Jetzt übergab ſie ihm verſiegelte Papiere, die ſie zurückforderte, als ſie am Nachmittag deſſelben Tages abermal in ſein Kloſter nach ihm ſandte. Wie er nun erſchien, fand er die Königin nebſt dem Grafen und zwei anderen bewaffneten Männern in einer Gallerie. Ohne Waffen und heftig beſtürzt gewahrte er hingegen den Marcheſe. Hinter dem Pater verſchloß man die Thüre. Nun öffnete Chriſtina das Siegel von jenen Briefſchaften, zeigte ſie ihrem Liebling vor, und fragte ihn: ob er die Hand kenne? Schreckenbleich wollte Monaldeſchi läugnen, ſie geſchrieben zu haben, doch mußte er bald es zugeſtehn, und brachte nun viele Entſchuldigungen vor. Endlich warf er ſich der Königin zu Füßen, und flehte um Gnade. San tinelli und die beiden anderen Männer hatten während dem ihre Degen entblößt, worüber ſich Monaldeſchi um ſo erſchrockener zeigte, und ſeine Bemühungen ſich zu rechtfertigen, wie ſeine Bitten, verdoppelte. Wirklich hörte ihn Chriſtina eine geraume Zeit mit aller Mäßigung an, ohne aber auch erweicht zu ſeyn. Denn ſie wandte ſich nunmehr zu dem Pater, und ſagte: Ihr ſeht, daß ich dieſem Verräther, dieſem Treuloſen, Zeit genug bewilligt habe, ſich, wär' es möglich geweſen, zu rechtfertigen. Bereitet ihn nun zum Tode. Le Bel entſetzte ſich, und half dem Unglücklichen dringend um Erbarmen flehn. Allein ſie begab ſich in das Nebengemach, ohne darauf zu hören.

Monaldeſchi, der wenig Luſt zum Sterben zeigte, verlangte wiederholt des Grafen Vertretung. Dieſer ging auch zur Königin hinein, brachte gleichwohl keinen Troſt zurück. Das Jammern des Unglücklichen rührte den Pater ſo, daß auch er noch mehrere Verſuche machte, die erzürnte Löwin zu beſänftigen. Alles blieb umſonſt, Chriſtina erklärte: Viele wären ſchon aufs Rad gelegt worden, die den Tod weniger als der Marcheſe verdient hätten. Der Geiſtliche ſollte nur ſeine Beichte hören. Er ſtellte ihr noch vor: daß ſie, wenn er ein todeswürdiges Verbrechen geübt hätte, beſſer thun würde, ihn durch die Gerichte ſtrafen zu laſſen; auch, daß ſie auf dem Gebiet des Königs von Frankreich ſich befände, und er mit Unwillen es aufnehmen dürfte, wenn ſie Jemanden hier tödten ließe. Chriſtina entgegnete: ſie wäre Königin, hätte allenthalben Recht über ihrer Diener Leben und Tod, und nichts würde ihren Entſchluß ändern.

Nichts blieb Jenem übrig, als dem Pater zu beichten. Kaum war es geſchehn, als nun Santinelli mit ſeinem Degen auf ihn eindrang. Der nicht herzhafte Marcheſe verwundete die Lüfte mit ſeinem Geſchrei, und floh bis ans Ende der Gallerie. Die Verfolgenden erreichten ihn hier, und der Graf ſtieß ihm nach dem Herzen. Uebles fürchtend, hatte ſich Monaldeſchi unter ſeiner Kleidung aber mit einem Panzerhemd verwahrt. In ſeiner Angſt griff er auch heftig in des Grafen Degen, und weil dieſer ihn wüthend zurückzog, ſchnitt Jener ſich an der ſcharfen Klinge drei Finger ab. Gleich darauf führte Santinelli einen Stoß nach des Verurtheilten Geſicht, der nun über und über mit Blut gefärbt, zu Boden ſank, und das winſelnde Angſtgeſchrei fortſetzte.

Es zerriß des menſchenfreundlichen Paters Herz, und wen hätte auch eine ſolche Szene unerſchüttert gelaſſen? Die Königin aber, wenn ſie ſchon im Nebengemach Alles hörte, ließ zu keinem Mitleid ſich bewegen. Die drei Bewaffneten hieben jetzt auf den Marcheſe ein, der nun in ſeiner Verzweiflung bat, ihm den Hals zu durchhauen, damit er ſeiner Martern und Qualen erledigt ſei. Es gelang ihnen aber nicht, weil das Panzerhemd zu hoch hinan reichte. Er kam noch einmal auf, ob ihm gleich ein Stück der Hirnſchaale vom Haupte getrennt war. Die Thüre öffnete ſich, er meinte, nun würde ein Gnadenſpruch erfolgen, und ſchöpfte wieder einigen Muth. Es war der Königin Allmoſenpfleger, der jedoch ihm nur ankündigte: er habe Gott um Gnade zu bitten, von der Königin wäre keine zu hoffen. Santinilli fragte nun den Pater: ob er dem Marcheſe vollend den Reſt geben ſollte? Der ohnehin ſo Empörte antwortete ihm verächtlich: er habe keinen Rath hier zu ertheilen. Man fiel abermal über Jenen her, während ihm le Bel geiſtliche Troſtſprüche zurief. Endlich ſtach einer von den Mördern ihn tief in den Hals. Nun fiel er zum zweitenmal, athmete aber wohl noch eine Viertelſtunde, bis er den Geiſt aufgab.

Chriſtina — war ſo mild, eine Summe von Hundert Franken in des Paters Kloſter zu ſchicken, dem Gemordeten Seelmeſſen dafür zu leſen.

Allerdings nahm der franzöſiſche Hof die eigenmächtige Bluthat empfindlich auf, dies machte ſie aber nicht ungeſchehen. Pabſt Alexander VII mißbilligte ſie auch höchlich, als Chriſtina wieder nach Rom gekommen war. Sie wurde in ganz Europa bekannt, weil ſich der Pater le Bel nicht durch ſein gelobtes Schweigen gebunden hielt, vielmehr in einer kleinen Schrift dem öffentlichen Druck übergab, was er hatte ſehn müſſen. Graf Santinelli bemühte ſich dagegen in einer anderweitigen Schrift die Königin zu rechtfertigen. Die allgemeine Stimme beklagte nichtsdeſtoweniger den Entſeelten, und der Ruhm, welchen Chriſtina zeither durch manche auszeichnende Eigenſchaft gewonnen hatte, mußte nothwendig befleckt ſeyn. Mit Haß und Abſchen wurde Santinelli aller Orten genannt. Man erzählte auch von dem Prinzen Paleſtina Barberini zu Rom nachſtehende Anekdote. Er ſah im Vorhof ſeines Pallaſtes ein angebundenes Pferd. Erfahrend, es gehöre dem Grafen Santinelli, befahl er es gleich hinaus zu jagen, weil er das Pferd eines ſo nichtswürdigen Henkersbuben in ſeinem Hof nicht leiden könne.

Uebrigens ſoll das Bild Monaldeſchis die Königin nachher doch ängſtigend umſchwebt, namentlich ihre Ruhe auf dem Todtenbette zerſtört haben, wovon das alte Theatrum Europeum Nachrichten giebt.

J. v. B.

VIII.

Antoinette, Königin von Frankreich.

Das bekannte „laudatur ab his, culpatur ab illis“ kann wohl nicht leicht auf eine denkwürdige Perſon mit mehr Fug und Recht angewendet werden, als auf unſere Heldin; allein wenn man mit unpartheiſchem und philoſophiſchem Sinne den Charakter und die Handlungsweiſe jener unglücklichen Dame prüft, wenn man nicht unterläßt, Motive und Nebenumſtände zu würdigen, welche ſtets einen mächtigen Impuls, hinſichtlich ihres Benehmens übten, ſo kömmt man in Verſuchung mit dem geiſtenreichen Fontenelle auszurufen: „Es hat ein Jeder Recht.“

Antoinettens urſprüngliche Biographen waren entweder eingefleiſchte Ariſtokraten, oder wüthende Jakobiner, und bei dieſen ſowohl, als jenen, zeigte ſich Leidenſchaft zu vorherrſchend, als daß man von ihnen nur einigermaßen das kalte Blut erwarten dürfte, welches den echten Hiſtoriographen vorerſt auszeichnen muß, mehrere ſpätere diesfalſige Schriftſteller aber zeigten ſich als unbedeutſame Nachbeter und Kompilatoren, denen daher Authorität durchaus nicht zugeſtanden werden kann.

Hier will man, aus lautern Quellen ſchöpfend, nur wirkliche Thatſachen, und zwar sine ira et studio zuſammenſtellen, und eine neue Bahn — die goldne Mittelſtraße nämlich — betreten, bei welcher Verfahrungsart man hoffen kann, auch die Aufmerkſamkeit jener Leſer zu feſſeln, welche ſchon früher in Antoinettens Geſchichte eingeweiht waren. Marie Antoinette Joſephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oeſterreich und Königin von Frankreich, wurde den 2. November 1755 zu Wien geboren, und war Kaiſer Franz I. und der großen Maria Thereſia Tochter.

Wie ſo oft im menſchlichen Leben Selbſtſucht oder Laune eines Dritten der Sterblichen Loos ſchon früh beſtimmen, war es auch der Fall mit der liebenswürdigen Habsburgerin.

Der Herzog von Choiſeul, Ludwigs XV. dirigirender Miniſter, hatte ſeines Herrn verächtliche Maitreſſe, die Dúbarry, öffentlich beſchimpft; das beleidigte Weib dürſtete nach Rache, und mächtig war ihr Anhang. Choiſeul fühlte, daß er einer neuen Stütze und eines höhern Schutzes bedürfe, wenn er ſeinem Sturze vorbeugen wolle, und in einer Verbindung der öſterreichiſchen Erherzogin mit dem Dauphin, glaubte er das erwünſchte Mittel gefunden zu haben; nimmermehr, getraut man ſich zu behaupten, wäre Antoinette ohne die individuelle Politik und Zaghaftigkeit jenes Miniſters, einſt Frankreichs Königin geworden.

Choiſeul drang durch. Am 16. April 1770 geſchah die feierliche Brautwerbung im Namen des Dauphins, und ſchon am 19. deſſelben Monates fand in der Hofkirche zu Wien die Einſegnung durch Procuration Statt.

Noch nicht das fünfzehnte Jahr hatte demnach Marie Antoinette erreicht, als ſie ſich als Dauphine begrüßt ſah. Die junge Dame entwickelte fürwahr eine ſiegende Schönheit: der Bau des zarten Körpers war erhaben, alle Verhältniſſe deſſelben ſtellten die herrlichſte Harmonie dar, die Haltung war edel; ein liebliches Oval bildete das feine Geſichtchen; der Mund klein, die Naſe fein und ſanft gebogen, die Haut ungemein weiß, die jungfräuliche Wange wie von ſanftem Carmin geröthet; und die Augen blau, groß und ſeelenvoll.

Sothane Vorzüge, verbunden mit der bezauberndſten Freundlichkeit, mußten Antoinetten ſchnell das Herz eines Jeden gewinnen, der ſie ſah.

Von einer Mutter, wie Maria Thereſia, ließ ſich keine andere, als die allerſorgfältigſte Erziehung erwarten; allein bleibt in jenem zarten Lebensalter, in der Regel, allen Mühens ungeachtet, ſelbſt des Jünglings Charakter noch unausgebildet, muß dieſes beim weiblichen Geſchlechte mehr der Fall noch ſeyn. Indeß waren auch Antoinettens angeſtammte pſychiſche Qualitäten viel verſprechend. Eine lebhafte Phantaſie, ſchneller und feiner Witz und rührende Gutherzigkeit, zeichneten die Prinzeſſin von Kindes-Beinen an, aus; doch allzurege Sinnlichkeit, Hang zur Verſchwendung und Eitelkeit, auch öfter jäher Zorn, waren die Schattenſeiten, welche ſich jenen Vorzügen dräuend gegenüber geſtellt hatten.

Gerne wird der Pſycholog einräumen, daß bloß die fernere Geſtaltung ihrer Lebensverhältniſſe und Nebenumſtände entſcheiden konnten, ob aus der Dauphine, oder ein Engel auf dem Throne, oder aber ein Weib gebildet werden ſollte, welchem Mangel aller Willfähr und Beſchränkungen jeder Art heilſam geweſen wären.

Sämmtliche leicht bewegte Einwohner Galliens waren von den Liebreizen und der freundlichen Anmuth ihrer künftigen Königin bezaubert, und von Frankreichs Grenzen an bis nach Paris, begleitete ſie der rauſchende Jubel des Volkes.

Am 16. Mai vermählte ſich Antoinette in der Wirklichkeit mit dem Dauphin.

Da man in Zeiten lebt, wo Modethorheit in Ahndungen lebt, und ſich bewegt, glaubt man, jener einmal zu Gefallen, eine ſeltſame Erſcheinung nicht unerwähnt laſſen zu dürfen. Am Tage, der die junge Erzherzogin von Oeſterreich auf immer mit dem Dauphin verband, zürnte, unmittelbar nach der Trauung des hohen Paares, die Natur zu Paris in derſelben Art, wie einſt zu Jeruſalem nach Chriſti Tode. Ein ſchwarzer, alles verfinſternder Schleyer, deckte das Firmament, furchtbar rollte der Donner, leuchtende Blitze kreuzten ſich, und der Regen brauſte in Strömen wild hernieder. Alle Volksfeſte wurden auf dieſe Art vereitelt, und ſelbſt jenes prachtvolle, welches die Stadt Paris am 30. Mai gab, zeichnete ſich ebenfalls wieder durch ein ſchreckliches Ereigniß aus, indem nicht minder dann 1200 Menſchen durch den Einſturz eines großen Gerüſtes, und durch ein ſchreckliches Gedränge, welches Beutelſchneider, um zu ſtehlen, verurſachten, ihr Leben verlohren. Der Unglücksfall rührte die junge gutmüthige Dauphine dermaßen, daß ſie all ihr baares Geld ſogleich zur Unterſtützung der auf jene Weiſe auch noch ſchwer verwundeten Zuſchauer hingab.

Der Aberglaube, durch jene außerordentliche Begebenheiten mächtig angeregt, ſprach von ſchlimmen Vorbedeutungen, und prophezeihte dem jungen Paare wenig Glück für die Folge; und leider ließ der Zufall den Wahn nach einer Reihe von Jahren für diesmal volkommen zu Ehren gelangen.

Bevor wir unſere biographiſche Skizze weiter verfolgen, müſſen wir den Leſer erſuchen, vorerſt mit uns einen Blick auf den damaligen franzöſiſchen Hof zu werfen.

Der König Ludwig XV., der tadelnswertheſte und ſchwächeſte aller Regenten vielleicht, welchen Gallien je gehorchte, ſchmachtete bereits in den Feſſeln ſeiner ſchändlichen Dübarry, welche aus den Armen der Lakaien, Läufer und Savoyarden in das Ehebett des elenden und verworfenen Grafen Dübarry ſtieg, und es wieder verließ, um die Gebieterin eines Königs zu werden. Jeder Gebildete kennt die Greuel, welche dieſes Weib, vom Zufall auf eine hohe Stufe geſtellt, ausübte, Greuel — welche mit Macht die Schrecken einer verheerende Revolution vorbereiten halfen.

Die Prinzen vom Geblüt waren natürliche Antagoniſten des königlichen Kebsweibes, doch auch an ihrem Wagen zog eine Legion höfiſcher Wichte, und ſo war der Intrigue an jenem Hofe das weiteſte Feld eingeräumt; nur der üppigſten Wolluſt aber blieb es vergönnt, neben ihr zu beſtehen.

Der Dauphin, Antoinettens Gatte, war ein gutmüthiger Herr, allein — ihm fehlten Thatkraft, Feuer und Genialität beinahe ganz und gar, und einer ſolchen hochſtrebenden Seelengröße, wie unſerer Heldin ihrer, zu genügen, dazu war er, im entfernteſten Sinne, nicht geſchaffen.

Wie Wachs blieb die hohe Dame jedem Eindruck von Außen empfänglich, und was mußte endlich auf jenem Schauplatze und unter ſolchen Umgebungen aus ihr werden? —

Lange hieß die Dauphine der Pariſer, wie des ganzen Landes, Liebling; ihre natürliche Anmuth und ihre anſprechende Gemüthlichkeit, trugen allenthalben den Sieg davon.

Als der türkiſche Geſandte, ein feiner Kenner weiblicher Schönheit, einſt auf einem Hofballe gefragt wurde, welche unter den anweſenden Damen er für die reizendſte und liebenswürwürdigſte halte, erwiederte der Muſelmann: „Wenn ich Marie Antoinette mitrechnen darf, iſt meine Wahl längſt ſchon entſchieden.“

Bis jetzt hatte ſich die Dauphine nur durch edle Züge und Wohlthaten ausgezeichnet, und man hat deren eine ſolche Menge aufbewahrt, daß man mit ihrer Erzählung allein ein paar Bände füllen könnte. Um aber dem Leſer einen Begriff zu machen, auf welche zarte Weiſe und wie wohl angewendet Antoinette ihre Gaben ſpendete, wollen wir hier nur eine Anekdote mittheilen, welche uns vor allen andern geeignet ſcheint, unſere Behauptung zu bekräftigen.

Ein armer abgedankter Offizier, der eine alte blinde Mutter zu ernähren hatte, wußte ſich am Ende nicht mehr anders zu helfen, als daß er ſich ſo viel möglich unkenntlich machte, und hierauf als Laſtträger Verdienſt ſuchte; der edle Mann wurde nichtsdeſtoweniger bei der ſchweren ungewohnten Arbeit von frühern Bekannten wieder erkannt; die Sache machte natürlicherweiſe Aufſehen und kam der Dauphine zu Ohren. Antoinette vergoß Thränen über des unglücklichen Kriegers Schickſal, den bloß der unverdiente Haß eines Miniſters geſtürzt hatte; ſie verſchaffte ihm auch ſogleich eine neue Anſtellung bei einem Regimente in der Provinz, und zwar mit erhöhter Charge; zugleich überſandte ſie ihm eine neue Uniform, in deren einer Rocktaſche ſich einen Beutel mit 100 Louisd'or, in der andern aber ſein Patent befand; in der Weſtentaſche ſteckte eine goldne Doſe und in den Beinkleidern eine koſtbare Repetiruhr. Sie ließ den Offizier dabei bitten, ja nicht zu denken, als wolle ſie ihm ein Allmoſen ſpenden, indem das Ueberſendete nur eine Anerkennung edler kindlichen Liebe darſtellen ſolle, welche im vollem Maaß zu belohnen kein Fürſt dieſer Erde mächtig und reich genug ſey.

Antoinettens Feinde nannten in der Folge Prachtſucht, Eitelkeit und Liebe zur Verſchwendung die eigentlichen Grundurſachen ihrer beinahe oft zu weit gehenden Wohlthätigkeit; allein man baut auf das Zeugniß unpartheiiſcher und menſchenkundiger Beobachter, wenn man hier behauptet, daß ſolche häufige und edle Züge, welche von der Dauphine bekannt geworden ſind, in der That Folgen eines zarten mitleidigen Gefühles waren, welches die Natur in ihr weiches Herz geſenkt hatte.

In der neuen Lage, in welcher ſich die Prinzeſſin befand, in welcher des Hofes langweilige Geſellſchaften und eine ungewohnte ſteife Etiquette allein ſie beſchäftigten, konnte es nicht fehlen, daß die junge feurige Dame in ſich eine Leere fühlen mußte, welche ſie auszufüllen ſtrebte.

Antoinette ſah ſich im Zirkel der Damen des Hofes nach Freundinnen um, und eine jede drängte ſich ſelbſt natürlich gerne zu dieſer Ehre; allein man wird es auch glauben, daß ein unerfahrenes Herz, dort, wo ſelbſt der Klugheit die Wahl ſchwer genug dürfte geworden ſeyn, ſich häufig betrogen ſehen mußte.

Die Herzoginnen von Chaûlnes, Pequigny, St. Maigrin, Coſſe, die Marquiſe von Mailly, die Prinzeſſin von Gnemen, die Herzogin von Polignac und endlich die Dame Lamballe, erfreuten ſich nacheinander des beſondern Vertrauens unſerer Antoinette; aber keine vermochte ſich lange in ihrer Gunſt zu behaupten, denn keine mochte wohl ihren Erwartungen, welche ſie von Freundſchaft hegte, gänzlich entſprechen.

Jene Innigkeiten, mit welcher Antoinette ſtets eine ſolche Dame, die ſich ihrer momentanen Huld rühmen konnte, auszuzeichnen pflegte, gaben den Kreaturen der ſchändlichen Dübarri gegen ſie Waffen in die Hand. Man zog aus jener Vorliebe, welche Antoinette gegen die Geſellſchaft ihres Geſchlechts zeigte, Schlüſſe, welche ihre Ehre im höchſten Grade beeinträchtigen; auch ſorgte man, voll ausgezeichneter Bosheit, dafür, daß ſolche Gerüchte gehörig ausgeſtreuet wurden, und die argloſe Dauphine fing plötzlich an, in der allgemeinen hohen Meinung, welche die Nation von ihr gehegt hatte, einigermaßen zu ſinken.

Indeß konnten nur Verfaſſer elender Schmähſchriften, Verläumdungen, des Scheines halber, als ausgemachte Thatſachen aufſtellen; wir ſagen mit großem Bedachte: des Scheines halber; denn einer der größten Fehler Antoinettens war es, daß ſie dieſen ſtets zu berückſichtigen vergaß; immer riſſen Temperament und Leichtſinn ſie dahin, ſich zu geben, wie ſie war, und ſich oft ſchlechter darzuſtellen, als es dazumal in der That der Fall blieb. Selbſt der tief

Untergeordnete, wenn er weiſe iſt, ſtrebt die öffentliche Meinung auch durch den Schein ſich zu erhalten, und wie viel nöthiger wäre dieſe Vorſichtsmaßregel einer ſo hoch geſtellten Dame in Mitte eines Volkes geweſen, von deſſen Nationalcharakter es immer ein Hauptzug gelten konnte, nach dem Scheine zu verdammen und zu loben! —

Der Dauphin, in dieſer Art wirklich ein ſeltener Ehemann, lieh weder jetzt noch ſpäter als König, Verläumdungen gegen die Gattin ein Ohr, die ihm in Menge und durch die verſchiedenartigſten Kanäle hinterbracht wurden; vielmehr blieb er ſtets der eifrigſte Bewunderer und Vertheidiger der Unſchuld Antoinettens; wogegen aber auch nicht geläugnet werden kann, daß ſie nie aufhörte, Ludwig mit der ausgezeichnetſten Aufmerkſamkeit und — Artigkeit zu behandeln.

Nach dem im Jahre 1774 erfolgten Tode Ludwigs XV. beſtieg die bisherige Dauphine mit ihrem Gatten Galliens Thron.

Auch aus jener Epoche ſind einige Züge bekannt geworden, welche Antoinetten hohe Ehre brachten.

Der Marquis von Pontecoulant, Oberſt der Garden, unter der vorigen Regierung, hatte einſt das Unglück gehabt, der Dauphine zu mißfallen, und ſie ſchien unverſöhnlich zu bleiben. Nach des fünfzehnten Ludwigs Tod glaubte der Oberſt ſich gezwungen, ſeinen Abſchied nehmen zu müſſen, um einem vielleicht noch traurigeren Schickſale dadurch auszuweichen. Antoinette war kaum durch den Prinzen von Beauveau von jenes Offiziers Entſchluß unterrichtet worden, als ſie ſogleich lebhaft ausrief: „Die Königin weiß nichts mehr von den Beleidigungen, welche der Dauphine zugefügt wurden. Erſuchen Sie, mein Prinz! daher den Marquis, ſie gleichfalls zu vergeſſen und ſich meiner beſondern Gnade verſichert zu halten.“

Man hat bisher das Möglichſte gethan, um die Fehler und Mißgriffe, welche ſich Antoinette als Dauphine zu Schulden kommen ließ, zu entſchuldigen; allein der Geſchichtſchreiber würde ſeiner Würde vergeben, wenn er ſie, die Königin, mit ähnlicher Nachſicht beurtheilen wollte, denn zu auffallend half die hohe Dame in dieſer Eigenſchaft Frankreichs Volk reizen und empören, als daß ſelbſt der feinſte Scharfſinn es im Stande ſeyn würde, ſie fleckenlos darzuſtellen.

Antoinette war keinesweges zur Behauptung der höchſten Stelle, welche ſie nun erlangt hatte, vorbereitet worden; keine wohlthätige Beſchränkung trat ihr auf dieſer Stufe entgegen, und ihre nachtheiligen Leidenſchaften waren zu friſch und jugendlich, als daß ſie hätte der ihr gewordenen mächtigen Willkühr kräftig widerſtehen können; der bekannte Nachſatz, welchen einſt unſer weiſer Leßing für den Fall, wenn ſich Sterbliche vom Satan an einem Haar ergreifen laſſen, aufgeſtellt, findet hier leider eine nur zu paſſende Anwendung.

Der Königin Hang zur glänzenden Pracht heb an in Verſchwendung auszuarten, und ihr angeſtammter Stolz wurde Herrſchſucht. Ihr Klein Trianon wurde in ein Feenreich umwandelt und verſchlang ungeheure Summen, jene Staatsmänner aber, welche nicht ſklaviſch ihren Machtſprüchen lebten, ſahen ſich entfernt.

Ueber die Etiquette, die Seele des galliſchen Hofes, jenes blendende Gaukelſpiel, welches den Franzoſen ihre Herrſcherfamilie, ſtets von einem, ihre Thorheiten verhüllenden, Nimbus umgeben, ſchauen ließ, ſetzte ſich Antoinette höchſt unbillig und leichtſinnig weg; ſie trieb es ſo weit, an dem Arme des Grafen von Artois, und nur von einem Jockei begleitet, weit entlegene Spatziergänge zu beſuchen, bei welcher Gelegenheit dem hohen Paare einmal, von den edlen Damen der Halle, Schimpfreden ſogar nachgerufen wurden. Der Königin Oberhofmeiſterin, die Frau von Noailles, bat und warnte, allein vergebens. — Sie wurde von Antoinetten verlacht und ſpottweiſe Dame der Etiquette genannt. Zuletzt als der Gebieterin die würdige Dame von Tag zu Tag läſtiger wurde, beabſichtigte ſie, ſich in der Perſon ihrer Günſtlingin, der Prinzeſſin von Lamballe, eine zweite Oberhofmeiſterin, mit 400,000 Livres Nadelgeldern beizulegen, und auf dieſe Art die betagte und edle Noailles nach und nach zu verdrängen. Mit Recht widerſtrebte der brave Miniſter Turgot einer eben ſo unnützen als koſtſpieligen Vermehrung des Hofſtaates, allein dadurch reizte er der Königin Zorn; er mußte ſeinen Abſchied geben, und mit ihm zog ſich auch ſein Buſenfreund, der auch durch die Vertheidigung Ludwigs XVI. berühmt gewordene ehrwürdige Malesherbes zurück.

Antoinette hielt das von der Natur allerdings reich geſegnete Gallien für unerſchöpflich, und ihre immer weiter ſchreitende Verſchwendung für nichts weiter, als Nothdurft, des Thrones Anſehn zu behaupten. Sie kannte weder das Land noch das Volk, deſſen Königin ſie hieß. In Klein-Trianon wurden häufig Feſte gegeben, welche eine beinah unglaubliche Verſchwendung karakteriſirte, und bei denen ſich ein Ton einſchlich, der ſich mit einer anſtändigen Ungezwungenheit und mit der Würde eines königlichen Hauſes wenig vertrug.

Selbſt von galanten Abentheuern Antoinettens ſprach man in der Hauptſtadt lauter und immer lauter. Des Königs jüngerer Bruder, der ſchöne Graf von Artois, wurde eine Zeitlang allgemein für ihren beglückten Anbeter gehalten; ſpäter aber wurde der Oberſt Dillon der Königin Cicisbeo genannt.

Bei genauerer Prüfung verlieren jene Gerüchte beinahe ihre ganze Wahrſcheinlichkeit, und ſie verdankten ihr Entſtehen vielleicht bloß der argloſen Unbefangenheit, welche zum erſtenmal eine franzöſiſche Königin allerwärts entwickelte.

Mit wenigen, aber, wie man ſich ſchmeichelt, mit derben Zügen, hat man Antoinettens

Benehmen als Königin gezeichnet: ein Zeitraum von beinahe zehen Jahren wurde hier in Kürze zuſammen gedrängt, allein — sapienti sat!

Man hat nun noch zu erinnern, daß die Königin indeß ihrem erlauchten Gemahl erſt eine Tochter und dann einen Prinzen gebohren hatte, und hiemit ſchreitet man zu der Erzählung einer höchſt ſeltſamen Begebenheit, welche im Auguſt 1784 der Königin die Achtung der Nation raubte, und ſie in einem höchſt zweideutigen Lichte erſcheinen ließ.

Der Fürſt-Biſchof und Cardinal, **Ludwig von Rohan** — derſelbe, welcher einſt von Ludwig XV. nach Wien geſchickt worden war, um die Heirath des Dauphin mit der damaligen Erzherzogin von Oeſterreich zu betreiben — war plötzlich aus unbekannten Urſachen am franzöſiſchen Hofe in Ungnade gefallen, und jener ehrgeizige Prieſter hatte beſchloſſen, um jeden Preis ſeine Rückberufung an denſelben zu bewirken. Ein allgemein verachtetes und verworfenes Weib — ſie wollte Gräfin **de Lamothe Valois** genannt ſeyn — kannte des Biſchofs Schwäche, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, baute ſie auf dieſe betrügeriſche Plane; ſie begab ſich zum Cardinal, verſicherte eine geheime Freundin der Königin zu ſeyn, und vertraute ihm: daß Antoinette, voll Leidenſchaft, ein äußerſt koſtbares, in Paris feil gebotenes, Halsband zu beſitzen wünſchte, allein im Augenblicke den zum Ankaufe nöthigen Summen nicht gebieten könnte; zugleich verſicherte die de Lamothe dem aufmerkſamen Biſchof: er würde auf der Stelle wieder zu Gnaden angenommen werden, wenn er im Stande wäre, der Königin jenes Halsband zu verſchaffen.

Der Cardinal, welcher immer nur ſeinen Hauptzweck vor Augen hatte, ging richtig in die Falle; er brachte das Halsband an ſich, und gab es der Lamothe zur Ueberlieferung an die Königin.

Um den Prieſter ſicher zu machen, verſprach ihm die Gräfin ein kurzes Rendezvous mit Antoinetten im Garten zu Verſailles; eine Kreatur der de Lamothe übernahm hier der Königin Rolle, und ſpielte ſie ſo glücklich, daß der Cardinal vollkommen getäuſcht wurde. Indeß war die Zeit gekommen, zu welcher der Fürſtbiſchof jenen Goldſchmiden, von denen er das berüchtigte Halsband erhalten, es zu bezahlen verſprochen hatte. Er war nicht im Stande, die außerordentlichen ſehr bedeutenden Summen aufzubringen, und mußte am Ende geſtehen, daß er das koſtbare Kleinod im Namen der Königin gekauft habe. Die Juweliere beruhigten ſich hierauf noch lange Zeit; nachdem ſie aber von dem Biſchofe ſtets mit leeren Verſprechungen hingehalten wurden, wendeten ſie ſich in der Sache unmittelbar an die Perſon des Königs, und es entſtand jener merkwürdige Prozeß, welcher die Augen der halben Welt auf ſich zog.

Eine Klarheit der Geſchichte hat ſich nie ergeben; der Hof und der Königin Freunde behaupteten ſtets: ſie habe von der Intrigue, vor ihrer Aufdeckung, nie das Geringſte nur gewußt; indeß herrſchte doch die allgemeine Stimme: man habe in der Sache nicht öffentlich verfahren, und Alles im Stillen abthun müſſen. Eine ſolche Procedur mußte natürlicherweiſe Antoinettens Ehre ungemein gefährden.

Im Anfange der Revolution zwar wurden zu Paris mehrere Briefe abgedruckt, welche der Cardinal mit der Königin in der Halsband- und andern Angelegenheiten gewechſelt, und welche Papiere im Orginal zu Bar-ſur-Aube in dem geheimen Fache eines Schreibtiſches gefunden, und durch Zufall in die Hände eines Abtes Georg gekommen ſeyn ſollten.

Wäre die Aechtheit dieſer Korreſpondenz erwieſen — die unbeſtechliche Klio müßte auf dieſen Grund allein fußend, Antoinetten einen Platz unter jenen Fürſtinnen anweiſen, welche den Purpur geſchändet haben; allein welcher Legion ſolcher Schmähſchriften trat zu jener Zeit und an jenem Orte gegen die königliche Familie an's Tageslicht, und welch' geringen Glauben iſt ſolchen Pasquillen im Auge der unpartheiiſchen Welt zu wecken möglich geweſen? —

Galliens Staatsſchuld hatte eine furchtbare Höhe erreicht; des berüchtigten Calonne's trügliches Finanzſyſtem war palliativ geweſen, und früher oder ſpäter mußte des Uebels Unheilbarkeit an den Tag treten. Der verhängnißvolle Moment erſchien, und klar durchſchaute das Volk, wie der Kredit ſeines Landes unwiederbringlich verloren gehen würde; die Ausbrüche der Nationalwuth richteten ſich gleich anfangs gegen der Königin Perſon. Sie, ſie, die übermüthige und verſchwenderiſche Oeſterreicherin, ſie, die eingefleiſchte Feindin der Franzoſen, hat unſer Mark vergeudet, und uns alle an den Bettelſtab gebracht! — Solche kühne und bedenkliche Aeußerungen konnte man ſchon dazumal in Paris — im Jahre 1787 — hier und dort vernehmen; und wenn es wahr iſt, daß Calonne's traurige Verwaltung der Finanzen einen Impuls zu Frankreichs unſeliger Revolution gab, ſo iſt es nicht zu läugnen: auch die Königin trug dann an jenem Unheil eine große, wenn ſchon nur mittelbare Schuld, denn der Finanzminiſter glaubte nur durch ihr Anſehen ſich halten zu können, und mußte ihren Winken daher gehorchen, Antoinette aber — wir ſchreiben die Worte voll innerer Selbſtüberzeugung nieder — Antoinette war eine Verſchwenderin.

Nachdem die Stände des Reiches ſich verſammelt hatten, um das dräuende Unglück zu beſchwören, trat die unendliche Zerrüttung des Finanzweſens erſt recht klar ans Tageslicht, und nun öffneten ſich auch der Königin, aber leider viel zu ſpät, die Augen. Ihr Leichtſinn und muntrer Muth ſchwanden; ſie fing an, für des Königs Ruhe zu bangen und Schlimmes zu ahnden, und leider bewährten ſich Antoinettens Beſorgniſſe nur zu bald als gegründet.

Die allbekannten Greuel der ſchrecklichen galliſchen Revolution hier wiederkäuen zu wollen — könnte mit Recht ein zweckloſes und unnützes Unternehmen genannt werden, und es liegt daher in unſerm Plane, dieſelbe nur ſehr leicht und lediglich nur in ſofern zu berühren, als ſie unmittelbar dazu beitragen können, der unglücklichen Königin Charakter näher zu enthüllen.

Es läßt ſich nicht läugnen: Antoinette entwickelte in der Epoche ihrer unbegrenzten Leiden eine Geiſtesſtärke und eine Standhaftigkeit, die man ihr um ſo eher hätte zutrauen mögen, da ſie in jener Schule ſchlechterdings nur Neulingin war.

Der 5. und 6 Oktober des Jahres 1789, waren die Tage, welche unſere Königin gewaltſam aus ihrer früher erträumten Hoheit in den Staub ſtürzten. Das wüthende Volk vergaß alle Rückſichten, und Antoinette ſah ſich nebſt ihrem Gemahle von der bewaffneten und tobenden Menge in ihrem Pallaſt überfallen; Leichen bezeichneten jeden Schritt der Raſenden, und auf ihr Anſehen und der Franzoſen frühere Anhänglichkeit rechnend, trat die Königin mit ihren beiden Kindern und Ludwig XVI. auf den Balkon. „Nicht an den Kindern, nein, an ihr, der Oeſterreicherin, wollen wir uns rächen!“ — Dieſen Ruf, aus tauſend Kehlen zugleich, hörte man ihr erſchallen.

Antoinette legte ſchnell beſonnen die Kinder in ihres Gemahles Arme, führte ihn mit denſelben in ein anſtoßendes Gemach und kehrte mit beſcheidener Miene allein auf den Altan zurück; dieſer wohlberechnete Theatercoup verfehlte ſeine Wirkung nicht, der leichtſinnige galliſche Haufen fühlte ſich bewegt, ein einſtimmiges: Bravo! ertönte, und die Aufrührer zerſtreuten ſich.

Doch zu mächtig glimmte der Empörung Funke, als daß er jetzt noch zu unterdrücken geweſen wäre: ſchon des andern Tages, als der Hof von Verſailles nach Paris zurückkehrte, erfuhr die Königin von dem zuſammen gelaufenen Pöbel neue Unbill und die größten Beſchimpfungen; ihr Leben ſchwebte jeden Augenblick in Gefahr; allein ſie entwickelte neuerdings hohen Edelmuth, oder wenigſtens große Klugheit, indem ſie, ſelbſt den Aufforderungen der Gerichte entgegen, nicht als Angeberin der ihr ſehr wohl bekannten Rädelsführer jener indignirenden Scenen, auftreten wollte.

Bekanntlich war der Gang, welchen die Revolution von nun an nahm, ſehr raſch, und allerdings blieb es, da die Sache einmal ſo weit gekommen, die gerathenſte Parthei, welche die königliche Familie nehmen konnte, vorerſt eine Flucht zu verſuchen.

Antoinette gab den Impuls zu dem Unternehmen, allein ſie ſelbſt wagte keinen glücklichen Ausgang zu hoffen. Man muß geſtehn, nicht unüberlegt waren die Anſtalten zu jener Flucht getroffen; ſie war zwiſchen der Königin, ihrem Gemahle, dem König von Schweden, dem Grafen von Provence, dem General Bouilly und dem Marquis la Fayette verabredet. Von dem ruſſiſchen Geſandten erhielt Antoinette Päſſe, welche ſcheinbar auf die Perſon einer Baroneſſe Korf ausgeſtellt waren; der ſchwediſche Geſandte, Graf von Feſen, beſorgte die Reiſe Chaiſe; Bouilly hatte bei Montmedy ſeine Truppen in einem Lager verſammelt, und ſendete der königlichen Familie Eskorten entgegen, und General la Fayette endlich deckte zu Paris ſelbſt die Flucht.

Man weiß, wie unglücklich der Verſuch endete, daß das erlauchte Paar zu Varennes erkannt und nach Paris zurückgebracht wurde; allein weniger mag der Umſtand bekannt ſeyn, daß Antoinette, als ſie nebſt ihrer Familie zu Epernai von Commiſſarien der Nationalverſammlung übernommen wurde, um von ihnen nach der Hauptſtadt geleitet zu werden, durch die Künſte der feinſten Koketterie einen dieſer Herren, den jungen,

jungen, lebhaften und eiteln **Barnow** dergeſtalt einzunehmen und in ihr Intereſſe zu ziehen wußte, daß er bei dem traurigen Einzug in Paris ſelbſt all' ſein Anſehen aufbot, um die vom Volke am meiſten gehaßte Königin vor gröblichen Mißhandlungen zu ſchützen, denen ſie außer deſſen ſchwerlich entgangen ſeyn dürfte. Brannte nun ſchon des Pariſer Pöbels, beſonders desjenigen der Vorſtädte, Wuth lichterloh, ſo vergiengen doch der königlichen Familie einige Wochen in banger Erwartung, ohne daß ſie durch neue tumultariſche Auftritte wäre beunruhigt worden; doch dieſer dräuenden Windesſtille folgte am 20. Juni 1792 ein neuer gefährlicher Sturm.

Die Damen der Halle und anderes Geſindel, drangen unter Anführung des Brauer **Santerre** an dieſem Tage in die Tuillerien, erſt in die Gemächer des Königs, und dann auch in jene der Königin. **Antoinettens** ruhigem und wundervollen Betragen aber, war es allein beizumeſſen, daß ſich der rohe Haufen für diesmal wieder zerſtreute, ohne bedeutſamen Unfug angerichtet zu haben.

Eine traurige Friſt war es indeß nur geweſen, welche man zur Abwendung gräulicher Scenen erlangt hatte, denn der darauf folgende 10.

Auguſt war der ſchauerliche und verhängnißvolle Tag, an welchem das königliche Paar von einem Throne ſtürzte, der lange ſchon nur noch ein Schattenbild geweſen war. Der Pöbel ſtürmte die Tuillerien, des Königs kleiner Anhang erlitt die völligſte Niederlage, und die braven Schweizer alle fielen blutige Opfer ihrer Treue.

Auch in dieſen ſchweren Stunden verließ Antoinetten die Standhaftigkeit und Charakterſtärke nicht, welche ſie vom erſten Anfange des Verfalles ihrer irdiſchen Größe an, gezeigt hatte; ihr heller Geiſt durchſchaute klar, wie traurig ihr und dem Könige die nächſte Folge ſeyn würde, und in einer Art Exaltation forderte ſie den Gemahl auf, an ſeiner Schweizer Spitze mit dem Schwerdte in der Hand ritterlich zu fallen. Doch dem ſechszehnten Ludwig wohnte weder poetiſcher noch Heldenſinn bei; er ließ den beſten Rath, den er in dieſer ſeiner kritiſchen Lage erhalten konnte, unbeachtet, und ſuchte dafür lieber mit ſeiner Familie in Mitte der Nationalverſammlung, dem Urquell ſeines Elendes ſelbſt, Schutz und Hülfe, wo er aber nur Abſetzung, und ſammt allen ſeinen Lieben einen Kerker in dem berüchtigten ſcheußlichen Tempel erhalten konnte.

Ludwig XVI. war, vielleicht eines der unſchuldigen Opfer der Revolution, bereits gefallen, und das freilich ungemein ſchuldvollere, die vorerſt leichtſinnige und hochmüthige Antoinette ſah ihrer Verurtheilung entgegen.

Wir bedauern, daß es weder der Raum, noch unſer feſtgeſetzter Plan erlauben, weitläuftig die Leiden zu ſchildern, welche die entthronte Königin in einem Zeitraume von mehr denn einem vollen Jahre, in ihrem düſtern Gefängniſſe im Tempel, und dann in einem feuchten ſchrecklichen Gemach in der Conciergerie, wohin ſie am 5 Auguſt 1793 gebracht worden war, auszuſtehen hatte.

Angenommen, daß Antoinette ſich ſchwer an der Nation vergangen haben mochte, ſo ſind doch ihre damaligen Leiden gänzlich dazu geeignet, ſelbſt den kälteſten Richter zu rühren und auszuſöhnen. Alle Schmerzen, welche vermögend ſind, Leib und Seele am empfindlichſten zu peinigen, kamen über ſie: ſie mußte des Gatten ſchimpflichen Tod, die Trennung von ihren Kindern und Lieben allen überleben, und fortwährend die verächtlichſte und demüthigendſte Behandlung ihrer eigenen Perſon ertragen. Sie, die einſt in Ueppigkeit und verſchwenderiſchen Ueberfluß gelebt hatte, auf deren Wink ſich die köſtlichſten Erzeugniſſe aller Erdtheile ſich darboten, ſie — die Bejammernswerthe, litt ſogar an Kleidung, um ihre Blöße zu decken, Mangel.

Endlich am 14. Oktober 1793 wurde Antoinette vor jenes furchtbare Tribunal geſtellt, deſſen Entſcheidung ſich leicht genug ahnen ließ. Im weſentlichen wurde ſie angeklagt: „die Schätze der Nation verſchwendet, mit den Feinden des Vaterlandes heimlich korreſpondirt, und den Bürgerkrieg angeregt und genährt zu haben.“ Wohl ſah die unglückliche Fürſtin ein, wie wenig ihr hier Vertheidigung nützen konnte; ſie verhielt ſich im Ganzen paſſiv, ohne ihre Würde zu verleugnen.

Der ehemaligen Königin Todesurtheil erfolgte, und nicht einmal der Troſt, ihre Kinder noch ſehen und ſegnen zu dürfen, wurde ihr verſtattet.

Am 16. Oktober 1893 ſtarb unſere Fürſtin unter des Henkers Beil; mit Seelenruhe und Hoheit, fuhr ſie dem Blutgerüſte entgegen, nachdem ſie nicht voll 38 Lebensjahre erreicht hatte. Im Kerker war der Dame einzige Schönheit dahin geſchwunden, und der ſchädliche Dunſt des unterirdiſchen Gewölbes hatte ihr beinahe vollend das eine Auge geraubt. Nur wenige Thränen floſſen in Paris dem Schickſale der unglücklichen Fürſtin, und auch dieſe wenigen Thränen — nur in der Verborgenheit durften ſie flieſſen.

So endete der hohen Thereſia Tochter, welche die Natur berufen zu haben ſchien, in jedem Stücke mit der großen Mutter zu wetteifern, traurige Verhältniſſe aber ſchrecklich enden lieſſen.

A. v. S.

IX.

Maria Ludovika,

entſetzte Königin von Spanien, geborne Prinzeſſin von Parma.

Seit dem berüchtigten Prozeſſe im Escurial, und den hinlänglich bekannten Volksaufſtänden zu Aranjuez im Jahre 1808, boten die ſeltſamen und merkwürdigen Ereigniſſe in der herrlichen hiſpaniſchen Halbinſel, bis auf die neueſte Zeit hin, dem Philoſophen ſowohl, als dem Politiker, Stoff genug dar, Erſcheinungen nachzugrübeln, deren Folgen in der Weltgeſchichte, in gewiſſer Hinſicht, als einzig daſtehen.

Iſt die Behauptung nicht zu gewagt, daß Antoinette eine Haupt- und Grundveranlaſſung zu Galliens zerſtörender Revolution gab, ſo kann man mit demſelben Rechte ſprechen: daß Ludovika die erſte Axe war, um welche alle jene denkwürdigen Scenen in Spanien ſich drehten.

Mehr glaubt man nicht ſagen zu dürfen, um des Leſers Intereſſe im hohen Grade zu ſpannen, und wenn man hier Spaniens Königin der unglücklichen Antoinette folgen läßt, ſo geſchieht es überhaupt nicht ohne weſentlichen Zweck, indem die Charaktere und Handlungen beider Fürſtinnen zu viel analoges hatten, als daß es nicht die Aufmerkſamkeit des ſinnigen Leſers erregen müßte.

Spaniens weiſer und vortrefflicher König, Carl III. *), wünſchte vor vielen andern, daß auch einſt ſein Nachfolger ein braver Regent und ein wahrer Vater des Volkes werden möchte. Dieſer Abſicht treu hielt er ſeinen Erſtgebohrnen, den Prinzen von Aſturien, frühzeitig ſchon zu Staatsgeſchäften an; nur war es nicht zu leugnen: gänzlich war des Prinzen Geiſt von Natur nicht ſtiefmütterlich behandelt, allein nichtsdeſtoweniger ließ er überwiegende Neigung zu Zerſtreuungen, und Proben von Schwäche und Leichtgläubigkeit blicken, welche des hehren und menſchenkundigen fürſtlichen Vaters Herz mit Trauer und Schmerz erfüllten.

Dieſe Beobachtungen und ein leichtſinniger Liebeshandel, in welchen ſich der Prinz von Aſturien ungemein frühzeitig eingelaſſen hatte, erzeugten in dem dritten Carl den Entſchluß, ſeinem Sohne eine Gattin zu geben, weil er hoffte,

---

*) Er regierte von 1759 — 1788.

dadurch des Prinzen Ideen und Neigungen mehr auf ernſthafte Gegenſtände zu leiten.

Die Wahl fiel auf die junge Prinzeſſin von Parma; Rückſichten, welche in der Fürſtenwelt gewöhnlich nur eheliche Bande knüpfen, waren auch hier vorherrſchend geblieben. Eine geſunde Politik hieß die intendirte Verbindung erſprießlich, und dieſes war genug, das Projekt zu verfolgen.

Der Prinz von Aſturien wurde in der Sache gar nicht um ſeine Neigung gefragt, Geſandte brachten das Geſchäft in Ordnung, und plötzlich erſchien Ludovika als erklarte Verlobte des Prinzen zu Madrid.

Parmas Prinzeſſin war nicht ſchön, ja nicht einmal hübſch, und wäre ſie nicht eines Fürſten Tochter geweſen, man hätte ſie wahrſcheinlich — häßlich genannt. Zwar erſchien der Prinzeſſin körperliche Bildung üppig, allein ihrem Geſichte fehlte jeder Liebreiz, das kleine ſchielende Auge, und die mißrathenen Züge vermochten ſogar im erſten Augenblicke Widerwillen zu erregen.

Der Hof und die ganze Hauptſtadt bemerkten ſogleich dieſen Uebelſtand, am meiſten aber fiel er gerade demjenigen auf, der ſich über der Natur ungünſtige Laune hier vornehmlich hätte wegſehen ſollen, und der Unglückliche war der Prinzeſſin Verlobter.

Kein Rücktritt blieb jezt mehr denkbar; nichtsdeſtoweniger koſtete es dem König ſein ganzes Anſehen, Aufwand und viele ſanfte Ueberredungen, ehe er den Prinzen von Aſturien dazu bewegen konnte, mit dieſer Prinzeſſin vor den Altar zu treten. —

Mit Verſchwendung der glänzendſten Pracht wurde die Feier der Verlobung vollzogen, ganz Madrid jubelte, Spaniens Thronfolger allein fühlte ſich zernichtet.

Jezt nannte ſich der Prinz von Aſturien Ludovikas Gatte. War Schönheit der Prinzeſſin fern geblieben, ſo ſchien ſie dagegen Witz, Sanftmuth und alle moraliſche Zierden ihres Geſchlechtes in ſich zu vereinigen. Von dem Hofe, ſo wie von dem Volke, ſah ſich die junge Thronfolgerin deshalb hoch verehrt, nur ihr Gatte blieb für dieſe Vorzüge blind, und behandelte Ludovika mit einer indignirenden Unzartheit und Verachtung.

Mit gränzenloſer Sanftmuth und Ergebung trug die Prinzeſſin ihr trauriges Loos, und allen noch ſo häufigen und ſchweren Beleidigungen des Prinzen ſezte ſie in dieſer Epoche ſtets Freundlichkeit und ein zuvorkommendes Betragen entgegen.

Einſt ſaß das fürſtliche Ehepaar Morgens bei der Chokolade, der Prinz verbrannte ſich mit dem glühend heißen Getränke den Mund, und verzog auf eine poſſierliche Art das Geſicht. Unwillkührlich fing Ludovika an zu lachen, und dieſe freilich etwas unzeitige Munterkeit verſetzte den Prinzen dermaßen in Wuth, daß er ſich ſo weit vergaß, der Gattin die Taſſe mit der heißen Chokolade auf den unbedeckten Buſen zu werfen. Die Prinzeſſin ſah ſich bedeutſam verletzt, fiel vor Schmerz und Schreck in Ohnmacht, und man war genöthiget, ärztliche Hülfe herbei zu rufen.

Der Vorfall kam zu des Königs Ohren, und **Carl III.** wurde, wie Jedermann, durch des Prinzen Unart, in ſo hohen Grade empört, daß er ihm Stubenarreſt gab; doch jetzt war es gerade wieder die Prinzeſſin, welche mit Flehen bei dem erzürnten Könige nicht nachließ, bis er dem Sohne ſeine Freiheit ſchenkte.

Nicht wie eine tief Gekränkte, ſondern mit der reuigen Sünderin Miene trat Ludovika dem Gatten nun entgegen; der Prinz von Aſturien hatte im Grunde nur ein allzuweiches Herz, heftig rührte ihn der Gattin Edelmuth, und wie ſo geartete Menſchen leicht von einem Extrem zu dem andern übergehen, ſo ſah man nun Spaniens Thronfolger die früher gehaßte Gattin voll zärtlicher Liebe und Anhänglichkeit umfangen; ihrer vorzüglichen Eigenſchaften heißeſter Verehrer und Lobredner wurde er, ja, ſie galt ihm des Himmels ſanfteſter Engel.

Auf eine unangenehme Weiſe mögen ſich dem geneigten Leſer, ſo wie einſt ſämmtlichen Bewohnern der ſpaniſchen Hauptſtadt, die Augen öffnen, wenn wir nun melden: daß Ludovikas bisheriges Benehmen, weiter nichts, als eine feine heuchleriſche Maske geweſen war. Genau hatte ſie des ſchwachen Gatten Charakter durchſchaut, und ſie glaubte mit Recht, daß, wenn es ihr nur gelänge, ihn mit unwürdigen Feſſeln zu umſtricken, er ſtets ihrer Willkühr blinder Sklave ſeyn würde. Leider hatte Ludovikas Menſchenkenntniß nicht geirrt, denn eine lange Reihe von Jahren, und die auffallendſten Ausſchweifungen, ſind nicht vermögend geweſen, der Dame das unbedingte Zutrauen des Prinzen, welches ſie einmal gewonnen hatte, in irgend einem Verhältniſſe des Lebens wieder zu rauben.

Bald darauf beſchenkte unſere Heldin den Gatten mit einem Töchterlein, und das Jahr darauf mit einem Sohne; wer war glücklicher, als der Prinz von Aſturien? Vollkommen war Ludovikas Triumph gelungen, ſie hatte des Thronfolgers Liebe, und des Königs Theilnahme und Freundſchaft im höchſten Grade gewonnen. Allein die Dame hatte die frühere Geringſchätzung und die erhaltenen Beleidigungen keinesweges vergeſſen, und ſie dachte an eine Rache, welche ihrer Neigung, ihres glühenden Temperaments angemeſſen war, und zugleich tief des königlichen Schwiegervaters, ſo wie des Prinzen Ruhe kränken ſollte.

Ein junger liebenswürdiger Höfling, der Marquis von Tabares, wurde von Ludovika als erſtes Werkzeug jener beſchloſſenen, ſo ſehr tadelnswerthen Rache auserſehn; Ehrgeiz führte den Jüngling in der Prinzeſſin Arme, er wurde ihr erklärter Cicisbeo, und ſie behandelte das ganze Verhältniß mit ſo weniger Vorſicht, daß bald der Prinz von Aſturien in ganz Madrid der einzige war, der jenes Verhältniß nicht kannte, noch ahnete.

Nicht lange konnte dem umſichtigern König die traurige Verirrung der fürſtlichen Schwiegertochter ein Geheimniß bleiben; er ergriff die klügſte Parthei, indem er den Tabares ſchnell dadurch der Nähe der Prinzeſſin entrückte, daß er ihm das Gouvernement auf einer weit entfernten, dem Hiſpaniſchen Scepter unterworfenen Inſel, ertheilte.

Nach des Marquis Abgang wandte Ludovika ihre Gunſt dem Grafen von Lancaſter zu, welcher unlängſt aus Paris zurückgekehrt war, und ſich der Gallier glatte Sitten und gefällige Galanterie in vollem Maaße beigeſellet hatte. Auch dieſer Herr wurde auf dieſelbe ſchickliche Weiſe, wie ſein Vorgänger Tabares, bald genug vom Hofe entfernt.

Jetzt hub die üppige Fürſtin an, mit dem ſüßen jungen Grafen Pignatelli einen intriguanten Liebesroman aufzuführen: auch dieſen Höfling führte nicht Neigung, ſondern der leidige Ehrgeiz in Ludovikas Arme; er hoffte durch der Herrin Gunſt ſchnell zu ſteigen, und hätte wahrſcheinlich ſeine Abſicht erreicht, wenn nicht eine andere Dame hier mit ins Spiel gekommen wäre.

Pignatelli liebte mit wahrer und inniger Zärtlichkeit die Herzogin von Alba, der Königin erſte Hofdame, ein äußerſt ſchönes und liebenswürdiges Mädchen. Des Grafen Plan war ſo übel nicht: Ludovika ſollte ſein politiſches, die reizende Herzogin, das Glück ſeines Herzens begründen; doch ſo fein der liſtige Höfling die Karten auch miſchte, die Damen durchſchauten ihn, und in beider Buſen erwachte Eiferſucht. Sie ſuchten eine der andern den Geliebten zu entreiſſen, und als ſich der Sieg auf die Seite der jungen Herzogin zu wenden ſchien, veranlaßte Ludovika, daß Pignatelli ſchleunigſt der Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe mit dem Befehl attaſchirt wurde, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß je wieder ins Vaterland zurückzukehren; denn Ludovikas eiferſüchtiger Neid mochte der Nebenbuhlerin den Beſitz des geliebten Mannes nicht gönnen, welchen ſie ſelbſt ausſchließlich zu erringen nicht mehr hoffen durfte.

Bisher waren es wenigſtens junge Männer, aus dem vornehmſten Blute entſproſſen, geweſen, deren vertrautem Umgange zu Gefallen unſere Heldin, ihren und des fürſtlichen Gemahles Ruf kompromittirt hatte; nach Pignatellis Abreiſe aber, ſtieg die Prinzeſſin noch tiefer hinab. Sie hoffte eine Treue und Ergebenheit, welche ſie in höheren Ständen vergebens geſucht hatte, bei Niedrigern zu finden, und aus dieſem Grunde wurde nun ein ſchöner Jüngling von der adelichen, königlichen Leibgarde, Namens Ortiz, ihr begünſtigter Geliebter. Doch auch in dem neuen

Amoroſo hatte ſich Ludovika getäuſcht, der junge Gardiſt wurde durch das innige Verhältniß mit der Fürſtin aufgeblaſen, und, begeiſtert von dem Wunſche, der ganzen Welt ſein Glück mitzutheilen, ließ er unter verwechſelten Namen ſeine ganze heimliche Liebesgeſchichte drucken. Dieſe Unbeſonnenheit ließ den armen Ortiz bei der Gebieterin in Ungnade fallen, und ohne daß er aus jenem zärtlichem Verhältniſſe bedeutende Vortheile gezogen hätte, ſank er vergeſſen in das vorige Nichts ſeines untergeordneten Standes zurück.

Ludovika hatte aber nun einmal ihre lüſternen Augen auf die Reize junger Krieger aus der Leibgarde geworfen, welche aus lauter vorzüglich wohlgebildeten, und rüſtigen Jünglingen zuſammengeſtellt war.

Nachdem ſich Ortiz aufgegeben ſah, hob die Königin an, einen andern bildſchönen Gardiſten, den Don Ludwig Godoy, auszuzeichnen, und dieſer jugendliche Mars war ſchlau genug, die bedeutenden Blicke der Herrin ſchnell zu verſtehen, ihre Gunſt zu erwerben, und ſich in derſelben feſtzuſetzen.

Viel beſſer ſchon als Ortiz verſtand Don Ludwig ſein Glück zu nützen; er wußte ſich

Ludoviken ſehr angenehm zu machen, und die üppige gekrönte Frau ſchwamm in Wonne, und beſaß kaum Herrſchaft genug über ſich, ihr Vergnügen dem Hofe und der Welt zu verbergen. Sie dachte bei ſich: „Wozu habe ich nöthig, des Geliebten Titel zu zählen, wenn treue Liebe und männliche Schönheit mich entzücken; ſteht es doch bei mir den zärtlichen Freund mit ſo vielem Glanz und Ehre zu umgeben, als ihm und mir gefällt.“

In der That war Don Ludwig, durch der Königin mächtigen Einfluß, in unglaublich kurzer Zeit, von der niedrigen Stufe eines königlichen Leibwächters bis zu der Würde eines Hauptmanns der Garde gelang, allein dieſe Stelle, und ſein, wenn ſchon nicht löbliches, Verhältniß zu der Königin, öffneten dem jungen Manne nun den Zutritt in die Zirkel des hohen Adels, zu welchen gezogen zu werden, er ſich einſt freilich nicht hatte träumen laſſen.

Don Ludwig war nicht nur ein ſchöner, ſondern auch ein wohlerzogener junger Mann, der ſich allenthalben zu benehmen und angenehm zu machen verſtand. So wie alle ſeine Vorgänger, konnte ihn Liebe in der That nicht zu der Königin Füßen ziehen, auch ſeine Abſicht war keine andere, als durch erheuchelte Liebkoſungen ſich empor zu ſchwingen. Nun blieb aber des Jünglings Buſen nichtsdeſtoweniger einer edlern Liebe nicht verſchloſſen; er ſah ein reizendes edles Fräulein, neigte ſich im vollen Feuer der Jugend zu ihr hin, fand Erwiederung ſeiner heftigen Gefühle und ging nun mit keinem andern Gedanken ſchwanger, als jene Feſſeln die ihn drückten, abzuſchütteln, und ſich auf immer mit der wahren Geliebten ehelich zu verbinden.

Der Leidenſchaft Macht ließ ihn jede Vorſicht bei Seite ſetzen, und er machte jenem Fräulein bald ſo ungeſcheut und öffentlich den Hof, daß Niemanden mehr, hinſichtlich ſeiner ernſthaften Abſichten, ein Zweifel übrig bleiben konnte.

Auch der Prinzeſſin wurde zeitig genug die neue Mähr hinterbracht; Eigenliebe und Eiferſucht brachten die Dame in Zorn und Wuth, und ſie wußte es ſchleunigſt dahin zu bringen, daß der Hauptmann Godoy als Oberſt zu einem Regimente in der Provinz verſetzt, und ihm die Erlaubniß zu einer Verheirathung mit der Geliebten förmlich abgeſchlagen wurde.

Der arme Ludwig fühlte ſich ungemein unglücklich. Wie gern wäre er in ſein voriges Dunkel zurückgetreten, hätte er dadurch des theuren Mädchens Hand erkaufen können, allein zu ſpät! — Ihn hatte die ſicher treffende Rache eines eiferſüchtigen und nur zu mächtigen Weibes bereits erreicht.

Keiner unſerer ſinnigen Leſer wird im Ernſte glauben, daß eine Ludovika — ſie genau kennen zu lernen, hat man bisher Gelegenheit genug gegeben — ungeachtet der traurigen Erfahrungen, die ſie mit ihren Cicisbeen gemacht, es über ſich hätte gewinnen können, einer Galanterie zu entſagen, welcher zu fröhnen, gleichſam ihr andere Natur geworden war.

Ein jüngerer Bruder jenes, von der Königin abandonirten, uns wohl bekannten, Don Ludwig, Don Manuel de Godoy, war ſeit kurzer Zeit ebenfalls in der königlichen Leibgarde angeſtellt worden. Manuel hatte kaum das zwanzigſte Jahr zurückgelegt; an körperlicher Schönheit übertraf er bei weitem ſeinen Bruder, allein hinſichtlich der Genialität, anderer Talente und des glühenden Feuergeiſtes, ſtand er weit hinter Ludwig.

Des zarten Jünglings größtes, und beinahe einziges Verdienſt war, daß er mit ächter Virtuoſität die Guitarre ſpielte, und der Saite

Ton mit einer ungemein weichen und rührenden Stimme begleitete.

Zufällig fand die Königin einſt im Schloßgarten Gelegenheit, dem Spiele und Sange des jungen Gardiſten zu lauſchen. Sie liebte das Inſtrument leidenſchaftlich, und es gelang dem angehenden Krieger, ohne daß dieſes im geringſten ſein Zweck war, durch ſeine Kunſt die hohe Gebieterin auf eine ganz ungewöhnliche Art zu bewegen.

Des zarten Sängers älterer Bruder hatte Ludoviken volles Recht gegeben, ihm zu zürnen, aber nichtsdeſtoweniger fand die wohlerfahrne Dame Gründe genug, dem Geſchlechte der Godoys in gewiſſer Hinſicht zu vertrauen. In ihrem empfänglichen Buſen loderte bald eine ſo wilde Flamme auf, wie heftig ſie dort nimmermehr geglüht hatte.

Nicht wenig Mühe koſtete es der üppigen Dame, den unerfahrnen, blöden, bisher noch gänzlich unverführten Jüngling in ihre Arme zu winden, doch endlich erreichte ſie ihren Zweck; und wie hätte ein alſo bewandertes und ſo hochgeſtelltes Weib dieſen Zweck verfehlen können?

Bald durchſchaute Ludovika des lieblichen Manuels Charakter. Eine ſeltene Herzensgüte, die an Schwachheit grenzte, eine ungemeine Biegſamkeit und entſchiedener Sklavenſinn zeichneten den Jüngling vor Tauſenden ſeines blühenden Alters aus; den Neigungen der Dame entſprach er, ein gelehriger Schüler, im höchſten Grade, und ſie empfing ihn mit einer Zärtlichkeit und Wonne, wie keinen ſeiner Vorgänger.

Auf dieſes neuen Cicisbeo unwandelbare Treu, glaubte die oft Hintergangene bauen zu können, und ſie beſchloß in dieſem Fall die ſchöne, aber etwas einfältige, Amorgeſtalt, mit keinem andern Manne ſo leicht zu vertauſchen, und den Erwählten mit ſchweren goldenen Ketten an ſich zu feſſeln.

Der blöde Manuel wußte ſich kaum in ſein Glück zu finden, er ſah ſich von der gütigen Herrin mit Geſchenken und Koſtbarkeiten überhäuft, und der Aufwand, welchen der ſonſt ſo arme junge Leibgardiſt plötzlich machte, öffnete bald genug dem Hofe und der ganzen Hauptſtadt neuerdings die Augen; nur Ludovikas Gatte, der Prinz von Aſturien, verharrte in ſeiner beinahe unbegreiflichen Blindheit. Er machte ſich ſelbſt weiß, an den Staatsgeſchäften einen thätigen und bedeutenden Antheil zu nehmen, die vielen Stunden ſeiner Muße brachte er auf dem Billard zu, oder widmete ſie ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd; übrigens bewahrte er von der Gattin Treue und Liebe ſolch' hohe und unerſchütterliche Begriffe, daß in der That Niemanden wäre der Verſuch zu rathen geweſen, nur im entfernteſten Sinn in des Fürſten Herzen ein Mißtrauen wecken zu wollen.

Nur wenige Monate war Manuel Ludovikas Günſtling, als der vortreffliche dritte **Carl** ſtarb, und der Prinz von Aſturien unter dem Namen **Carl IV.** Hiſpaniens Thron beſtieg.

Eine neue, ungemein kontraſtirende, Seite unſeres Gemäldes fängt nun an, lebhaft und ſchauerlich hervorzutreten.

Der neuen Königin Hauptleidenſchaft, welcher ſelbſt ihre üppige Wolluſt untergeordnet blieb, war Herrſchſucht. Ihr eifrigſtes Streben ging dahin, an der Leitung der Staatsgeſchäfte einen thätigen Antheil zu nehmen, und bei der Lethargie und blinden Ergebenheit des Königs, erreichte die Dame ihre Abſicht leider nur in einem gar zu hohen Grade.

Anfangs waren ſelbſt die unſinnigſten Maaßregeln und lächerlichſten Mißgriffe nicht im Stande, mit einemmale eine Maſchine zu zerrütten, welcher der weiſe Carl III. eine vortreffliche

Feſtigkeit verliehen hatte; aber mehr und mehr wurden endlich die Wirkungen der Willkühr, Schwachheit und Unkenntniß ſichtbar, das Volk fühlte ſich unglücklich, und wurde immer ſchwieriger und aufgebrachter; und ſo ging der Hof mit Rieſenſchritten jener Kataſtrophe entgegen, welche ſeinen eigenen Sturz bewirkte, und beinah den gänzlichen Untergang eines großen und hochherzigen Volkes herbei geführt hätte.

Diejenigen Geſchichtſchreiber aber, welche dieſe in Spaniens Annalen ſo verhängnißvolle Epoche eine Günſtlingsregierung nennen, haben ſich nach unſerer Meinung ungemein fehlerhaft ausgedrückt; denn in der That führte eine ränkeſüchtige, üppige, leidenſchaftliche, verſchwenderiſche und nicht ſelten boshafte Dame das Staatsruder, daher es nicht fehlen konnte: das Fahrzeug mußte endlich zwiſchen gefährlich drohende Klippen gerathen und — ſcheitern.

Den erſten Anfang ihrer erlangten Macht benutzte die neue Königin dazu, den Geliebten zu heben; zuerſt wurde er Lieutenant und Adjutant, dann überzähliger Hauptmann in der Leibgarde, auch erhielt er die Aufſicht über die königlichen Lotterien, welche ihm große Summen einbrachte; ferner wurde des Jünglings zarte Bruſt mit dem hl.

Jakobsorden geſchmückt, und ihm eine ungemein einträgliche Commenthurei dieſes Ordens verliehen.

Alle Regierungsgeſchäfte gingen durch der Königin Hand; ſie gab Geſetze, ſie ſetzte allein des Staates Diener ein und ab. Den höchſten Adel, ſo wie das Volk, behandelte ſie mit empörendem Stolz, nur ihr Günſtling ſah ſie ſtets freundlich, und er unterließ nichts, ſich durch Unterwürfigkeit und Zeichen ſeiner Treue der Gebieterin ſtets werther zu machen.

Ludovika begnügte ſich nicht damit, blos Don Manueln mit Wohlthaten und Gnaden zu überhäufen, ſeine ganze Familie ſogar erfuhr ihre Huld. Des Jünglings Vater, ein unerfahrner ſchlichter Mann, wurde zu dem bedeutſamen Poſten eines Kanzlers erhoben, Manuels Schweſter nahm die Königin als Kammerfräulein zu ſich, der eine Bruder erhielt eine fette Dompräbende, der andere, ein vierzehnjähriger Knabe, wurde als Rittmeiſter in der Armee angeſtellt, und ſelbſt der aufgegebene Don Ludwig ſtieg zu der Würde eines Generals.

Der König hatte keinen andern Willen, als den ſeiner Gebieterin, und weil ſie Manuel auszeichnete, wurde er auch ſein Lieblin das Gefühl der Eiferſucht war dem vierten Carl während ſeines ganzen Lebens fremd geblieben.

Die Großen des Reichs knirſchten voll Ingrimm mit den Zähnen, ſie verwünſchten des Königs blödſinnigen Gleichmuth, allein nichtsdeſtoweniger beugten ſich die feigen Höflinge vor der hochmüthigen Ludovika, vor ihrem geliebten Emporkömmling und ſeiner Familie im Staube.

Im Jahre 1791 gebahr die Königin ſeit ihrer Thronbeſteigung das erſte Kind. Gnadenbezeugungen aller Art, bezeichneten die Begebenheit, bei welcher Gelegenheit Ludovika neuerdings Anlaß nahm, den geliebten Manuel noch höher zu heben; er wurde zum Großkreuz des Ordens Carl III. und zum Generaladjutanten der Leibgarde erhoben; die Dekoration, welche ihm die Königin ebenfalls verehrte, wurde allein auf 75000 Livres geſchätzt. Bald darauf hieß Don Godoy Generallieutenant der Armee, Herzog von Alcuda, Generalmajor der Leibgarde, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und Ritter des goldenen Vließes; und dieſes hohen Gipfels Glück, hatte ein gänzlich verdienſtloſer Menſch bereits im 25. Jahre ſeines Lebens erreicht.

Der ausgezeichnet rechtſchaffene und einſichtsvolle Miniſter Florida Blanca und alle übrige brauchbare und brave Staatsdiener höhern Ranges, wurden nach Ludovikas Willen von den Geſchäften entfernt und alles Einfluſſes beraubt, dagegen das Finanzminiſterium einem Elenden, Namens Lerena, übergeben, deſſen Kaſſen der verſchwenderiſchen Königin und ihrem Günſtlinge ſtets offen ſtanden, wodurch des Landes Mark gänzlich verzehrt wurde.

Mit Recht wurde jener Lerena Spaniens Calonne genannt.

Der Königin wahnſinnige Liebe zu Manuel ſtieg mit jedem Tage höher, und von dem ehemaligen Wankelmuth wenigſtens war ſie gänzlich geheilt.

Die verhängnißvolle Zeit der franzöſiſchen Revolution war hereingebrochen, und Spaniens Benehmen war jetzt von großer Wichtigkeit; darum hätte die höchſte Weisheit und feinſte Staatsklugheit dieſes Benehmen leiten müſſen. Noch war dem Könige in der Perſon des Grafen von Aranda, ein in der That fähiger Kopf, der letzte, übrig geblieben; allein auch dieſen wußte die ſchlaue Königin zu entfernen, weil er ihrem Alcuida im Wege ſtand; Brittaniens feiner Pitt wußte die in Staatsangelegenheiten gänzlich unerfahrne Ludovika, und ihren noch viel einfältigeren Günſtling, nach Belieben zu ſtimmen, und man erklärte

Frankreich den Krieg; ein Schritt, der in Betrachtung des damaligen Augenblickes, mit Recht ein höchſt unbedachtſamer genannt werden kann.

Die ſpaniſche Armee wurde geſchlagen, der Hof und ganz Madrid zitterten, und man hatte nun nichts eiligeres zu thun, als durch den Herzog von Alcuida die Neufranken um Frieden bitten zu laſſen. Ein Kind hätte das Geſchäft abmachen können, denn man räumte gerne den Siegern ihre wichtigſten Forderungen ein. Der Friede wurde den 22. Junius 1795 zu Baſel, im Namen der ſpaniſchen Krone, durch den Herzog geſchloſſen, und ſo geringe Verdienſte er ſich hier erworben, empfing ihn Hiſpaniens Regentin nichtsdeſtoweniger als dem Retter des Vaterlandes, und ſie wußte anfangs gar nicht, wie ſie dem glücklichen Manuel ihren und der Nation ſogenannten Dank auf eine recht nachdrückliche und ausgezeichnete Weiſe zu erkennen geben ſollte. Endlich glaubte ſie das rechte Mittel gefunden zu haben. Ein ganzer neuer und ſeltſam, ja lächerlich genug lautender, Ehrentitel, wurde erfunden, und der Herzog in Forma zum Friedensfürſten ernannt; mehr aber als dieſer leere Titel war es, daß man dem Herzog auch Domainengüter bei Grenada ertheilte, welche ſeine unglaublich großen Revenuen neuerdings anſehnlich vermehrten.

Am 19. Auguſt 1796 ſchloß Alcuida in des Königs Namen zu St. Ildephonſo mit dem franzöſiſchen Freyſtaat eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz, und wir können hier unmöglich der Verſuchung widerſtehen, dem Leſer die Charakteriſtik mitzutheilen, unter welcher der bornirte Emporkömmling, in der von ſeinem Hofe erhaltenen Vollmacht, aufgeführt wurde; Manuel wurde nämlich genannt:

„Seiner Excellenz, Don Emanuel Godoy und Alvonez de Faire, Rios, Sanchez, Zarſopa: Friedensfürſt; Herzog von Alcuida; Herr del Sato de Roma, und des Staats Albala; Grand von Spanien, der erſten Klaſſe; beſtändiger Regidore der Stadt St. Jago; Ritter vom goldenen Vließ; Großkreuz des Ordens Carl III; Commandeur von St. Valenzia, bel Ventoſe, Revera und Acenchal im St. Jakobsorden; Großkreuz des Matheſer Ritter Ordens; Staatsrath; erſter Staats- und Depechenſecretair; geheimer Secretair der Königin; Oberpoſt- und Wegaufſieher; Protector der königlichen Akademie der ſchönen Künſte und des Naturalienkabinets, des botaniſchen Gartens, des chemiſchen Laboratoriums und des aſtronomiſchen Obſervatoriums; Dienſtthuender Kammerherr des Königs; Generalcapitain ſeiner Armeen; Inſpector und Major der Gardes du Corps ꝛc. ꝛc.“

Welch' unerhörter Bombaſt! Wer erinnert ſich hier nicht unwillkührlich an Kotzebues Don Ranudo de Colibrados; was aber iſt ein Ranudo gegen einen Alcuida? —

Der Leſer dürfte ſich vielleicht wundern, wenn man ihm erzählt: daß ſich der Friedensfürſt 1797 mit Donna Maria Thereſia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Luis, Bruders König Carls III, vermählte.

Ludovika ſelbſt hatte dieſe Verbindung geſtiftet, um den Liebling näher noch mit der königlichen Familie zu vereinen; übrigens war das Ganze nichts mehr nnd nichts weniger, als eine Scheinehe nur, und Alcuida blieb der Königin erklärter und vertrauter Günſtling, nach wie vor.

Alles ging ſeinen alten Gang: Ludovika und der Friedensfürſt regierten unumſchränkt, und brachten durch Verſchwendung und Deſpotie das Land in Verzweiflung, der Titullarregent aber ſpielte Billard und hetzte Haſen; nichts vermochte ihn in ſeiner vegetirenden Ruhe zu ſtören; er hielt ſich ſelbſt für den glücklichſten Gatten und Vater, und für den ſorgſamſten und beſten Fürſten; man hätte ihm Wielands Worte zurufen können:

> „Ein Wahn der dich beglückt,
> Wiegt jede Wahrheit auf,
> Die dich zu Boden drückt.“

Endlich erreichte der Friedensfürſt gegen das Jahr 1807 eine Stufe, über welcher für ihn keine mehr denkbar blieb. Er hieß Generaliſſimus der ſpaniſchen Land- und Seemacht, führte den Titel Durchlaucht, und der König hatte ein Decret erlaſſen, durch welches er ſeinen ſämmtlichen Unterthanen einſchärfte, die Befehle des Friedensfürſten ſo wie jene ſeiner eigenen Perſon zu ehren und zu befolgen.

Doch ſchneller noch, als er ſie erreicht hatte, ſollte der verdienſtloſe Glückspilz von ſeiner ſchwindelnden Höhe herab ſtürzen; ſchon nahete ihm der Racheengel einer tief gekränkten und ſchwer beleidigten Nation.

Fragmente zu Spaniens neuer Geſchichte zu liefern, kann übrigens nicht in unſerm Plane liegen; die denkwürdigen Vorfälle auf der Halbinſel vom Jahre 1808 an, haften überdieß in dem Gedächtniß eines jeden gebildeten Leſers, und man wird ſie demnach in Kürze und nur in ſo fern berühren, als ſie unmittelbar in die Geſchichte Ludovikens eingreifen, und durch ihr Benehmen bei denſelben ihren angeſtammten Charakter enthüllen können.

Am 18. März 1808 brach in Aranjuez der furchtbare Volksaufruhr aus; der Pöbel, einſeitig unterrichtet, und nicht ohne Ehrfurcht gegen die Dynaſtie der Bourbonen, richtete ſeine ganze Wuth gegen den Alcuida, den es für den Urheber ſeines Unglückes — mittelbar war er es auch — hielt. Der Friedensfürſt wäre ermordet worden, hätte ihn nicht der Prinz von Aſturien durch das Verſprechen den Händen des Volkes entriſſen, daß er ihn ſogleich vor Gericht ſtellen wolle.

Ludovika zitterte für das Leben des theuren Manuels, und ſchämte ſich nicht, an den franzöſiſchen Feldherrn Murat zu ſchreiben, und ihn um Schutz für ihren Liebling anzuflehen.

Man weiß auf welche Art und warum ſich Napoleon der Perſon des Friedensfürſten zu bemächtigen wußte, und wie ſich endlich der ſchwache vierte Carl und ſeine Gattin ſelbſt genöthigt ſahen, in des Uſurpators Arme ſich zu werfen.

Carl IV. entſagte dem Throne, und begab ſich mit ſeiner Gemahlin vorerſt nach Compiegne und dann nach Rom; der erbärmliche Herzog von Alcuida, blieb nach wie vor, der Günſtling des entthronten königlichen Paares.

Wir enthalten uns jedes weitern Urtheiles über Ludoviken, denn ihre Thaten richten ſie allein, und die Geſchichtſchreiber ſpäterer Zeiten werden ſie vielleicht noch mit ſchwärzeren Farben malen, als es der Zeitgenoſſen Pinſel wagt.

A. v. S.

X.

Die jetzige Königin von England.

Caroline iſt eine Guelfin. Seit Jahrhunderten neigte ihr Stamm ſich zum Kriegerthum hin. Es ſetzt Kraft voraus, und wenn dieſe auch ſich auf die weiblichen Zweige verpflanzt, mag es nicht befremden. Ihr Vater, ein hochberühmter Feldherr einſt, und an den Folgen der bei Auerſtadt empfangenen Wunde geſtorben, iſt im jugendlichen Alter kein Feind weiblicher Schönheit geweſen. Auch ihr Bruder nicht, voll ächt ritterlichen Geiſt, und 1815 im Heldenkampf gefallen. Das iſt eine Andeutung.

Sie ward 1766 geboren. In Carolinens erſter Blüthe fand ſich keine angemeſſene Werbung um ihre Hand; ſie erreichte ſchon im jungfräulichen Verhältniß das neun und zwanzigſte Jahr. Doch ſagt man: ſie habe einen jungen Irländer, der ſich am Hofe ihres Vaters aufhielt, und von dieſem zum Krieger gebildet ward, ausgezeichnet. Auch von einer geheimen Verbindung geht die Rede, ohne daß wir Beweiſe darüber hätten.

Um dieſe Zeit dachte Georg III. auf die Vermählung des Prinzen von Wales, der ſchon einige dreißig Jahre zählte, und ſich der Ehe immer ziemlich abgeneigt erwieſen hatte. Diesmal kam er dem väterlichen Wunſch entgegen. Man beauftragte, um eine würdige Wahl treffen zu können, einen Agenten, welcher die proteſtantiſchen Höfe bereiſen, und Portraite nebſt anderen Schilderungen hier anſpruchfähiger Prinzeſſinnen, nach London ſenden mußte. Es gab deren jüngere, doch erhob der Agent vor Allen die Prinzeſſin Caroline von Braunſchweig, eines ſeltenen Vereins von Schönheit, Verſtand und angenehmer Talente willen. Nun erfolgte aus England die Werbung für den Thronerben. Mit Freuden nahm ſie der Herzog auf, ſeine Tochter — nicht. Ihre früheren ſchwärmeriſchen Gefühle ſollen, nach Maaßgabe der Bemühungen, die man anwendete, ihr die Zukunft unter den lachendſten Farben darzuſtellen, nur um deſto höher aufgelodert ſeyn. Es wird behauptet, ſie ſei aus dem väterlichen Pallaſt entflohn, um mit dem Gatten, den ihr Herz ſich gewählt hatte, irgend einen verborgenen Erdwinkel aufzuſuchen. Doch wieder eingeholt, habe ſie, das Leben ihres Entführers zu retten, ſich, von nun an, in ihr Schickſal ergeben. Wohl leuchtet ein, daß es unter dieſen Umſtänden hart war.

In England eingetroffen, und den Prinzen von Wales vorgeſtellt, huldigte ihr dieſer mit einer Kniebeugung, und verhieß ſo Liebe und Treue, die Prinzeſſin — antwortete mit Thränen.

Der Prinz hatte männliche Schönheit und einen überaus feinen Anſtand, die manches weibliche Herz beſiegten. Bei Carolinen gelang es ihm demungeachtet nicht. Ihre einfache Gemüthsweiſe hatte eine zu große Verſchiedenheit zu ſeiner aufgeweckten, die Glanz, Aufwand und die rauſchenden Zerſtreuungen der Hauptſtadt liebte.

Die Vermählung wurde mit großen Freudensbezeugungen gefeiert, doch war ſchon am Morgen nach derſelben alle Freude geſtört. Warum, läßt ſich beſſer denken, als ſagen. Die Neuverbundenen ſollen dergeſtalt entzweit worden ſeyn, daß ſie in dieſem Augenblick ſchon eine Uebereinkunft trafen, nach der ſie künftig nur auf dem Fuß inniger Freunde leben wollten. Das eheliche Decorum ſollte gleichwohl beobachtet, das Daſeyn und die Urſache des Mißverſtändniſſes ſorgfältig gehehlt werden.

Doch Lady Jerſey, welche die Prinzeſſin aus Braunſchweig abgeholt, und ſeitdem meiſtens umgeben hatte, ahnte das Geheimniß, und hinterbrachte es der Königin Mutter. Dieſe warf nun einen ſchweren Unwillen auf die Prinzeſſin.

Von jetzt an mußte Caroline gar manche Verfolgung leiden. Ob mit, ob ohne Schuld, tritt nicht klar hervor; daß man ſie aber auch ſehr feindſelig behandelte, leuchtet wohl ein.

Eine Reiſe nach Brighton gab die nächſte Gelegenheit dazu. Lady Jerſey hatte dafür geſorgt, daß auch ein gewiſſer Capitain Pole eingeladen ward. Er hatte die Jacht befehligt, auf welcher die Prinzeſſin ihre Ueberfahrt nach England machte. Sie nahm ihn jetzt mit beſonderm Vergnügen auf. Der Prinz ſchlug einen Spaziergang am Ufer des Meeres vor. Als man aufbrechen wollte, bot er ſeiner Gemahlin den Arm; doch erklärte ſie, der Capitain Pole ſollte ihr Cavalier ſeyn. Auch nahm ſie wirklich ſeinen Arm, und merkte, hingezogen in angenehme Unterhaltung, erſt ſpät, daß ihr Gefolge ſich von ihr getrennt hatte, und ſie mit dem Capitain ganz allein ſei. Unruhig beflügelte ſie ihre Tritte, kam jedoch viel ſpäter als ihr Gemahl in den Pavillon zurück.

Ihre Freunde beſchuldigten ſie damal nur einer großen Unvorſichtigkeit; wie ſehr dagegen ihre Feinde bemüht waren, Argwohn auszuſtreun, geht unter andern aus einem anonymen Billet hervor, welches der Prinz Tages darauf empfing. Es hieß:

„Erſtaunen Sie nicht über den Vorzug, den Ihre Gemahlin dem Capitain Pole einräumt. Ziehen Sie nur bei der Gräfin (Jerſey) und den andern Frauen des Gefolges, Erkundigung ein, ſo werden Sie hören, daß es nicht das Erſtemal ſei, wo ſie einen Abend tête à tête mit ihm zugebracht hat.“

Dies bezog ſich vermuthlich auf den Umſtand, daß Pole die Nacht, während der Ueberfahrt, wo die Prinzeſſin nicht ſchlief, ihr Geſellſchaft leiſtete, und ſie von Handel, Krieg und Schiffahrt unterhielt. Wahrlich iſt doch auch nicht zu glauben, daß Carolinens Leichtſinn einen ſo hohen Grad erreicht haben ſollte, hier ſogleich ein Liebesbündniß anzuknüpfen.

Es gab nun eine Szene zwiſchen dem Prinzen und ſeiner Gemahlin, bei welcher Letztere in Ohnmacht fiel. Die Verläumdung erhob ihre Stimme nun immer mehr gegen ſie, und in dieſer traurigen Lage gebar ſie die Prinzeſſin Charlotte

Sie durfte nicht mehr am Hofe erſcheinen, die Ehegatten trennten ſich. Auf den Landſitz Blackheat, in Devonſhire, zog ſich Caroline zurück, wo ſie ganz der erſten Erziehung ihrer Tochter ſich widmete. So vergiengen mehrere Jahre und ihr Gemahl ſchien ſie und ihr Kind völlig vergeſſen zu haben, als er einſt ganz unerwartet im Park von Blackheat erſchien. Dort überraſchte er die Prinzeſſin, einſam in einem Gebüſch ſitzend. Das Kind ſpielte mit ihren, in langen Locken herabhängenden, Haaren. Der Prinz ward gerührt, es erfolgte für den Augenblick eine Ausſöhnung. Man hoffte auf ihre Dauer, weil der Prinz ſchon andere Verbindungen aufhob, als der Haß von neuem ſich regte. Es geſchah im Jahre 1806.

Die Prinzeſſin hatte aus ihrer Zurückgezogenheit oft an ihre Mutter geſchrieben, und ihre Feinde eben nicht vortheilhaft bezeichnet. Man fing Briefe auf, und übergab ſie der Königin Mutter. Noch andere harte Beſchuldigungen folgten. Es war von nichts Geringerem die Rede, als von einem, während ihrer Trennung vom Gemahl, heimlich erzeugten Kinde. Die Anklägerin war Lady Jerſey, als Vater des Kindes ward der Capitain Manby genannt. Die

Prinzeſſin Charlotte ward den Armen der Mutter entriſſen. Es hatte ſeine Richtigkeit, daß noch ein angenommenes Kind, Auſtin genannt, bei ihr lebte, und zärtlich geliebt ward.

Georg III., der von Anfang her, ſeine Schwiegertochter möglichſt in Schutz genommen hatte, ſetzte nun eine Commiſſion nieder, ihr Betragen zu unterſuchen. Sie beſtand aus dem Lord Kanzler, Lord Granville u. ſ. w. Die ganze Dienerſchaft der Prinzeſſin wurde verhört, und doch ließ ſich keine Schuld erweiſen. Das Urtheil lautete endlich:

„Wir ſprechen die Prinzeſſin von Wales frei, und glauben, daß ihre Ankläger nach der Strenge des Geſetzes verfolgt zu werden verdient hätten, wenn nicht uns auch klar ſchiene, daß nur der Wunſch, die Nachkommenſchaft des Thronerben, die compromittirt ſeyn konnte, zu ſichern, und andere, den Vortheil der Nation beabſichtigende, Gründe ſie bewogen hätten, dieſe Unterſuchung zu veranlaſſen.“

Nach dieſer unvollſtändigen Genugthuung ward der Prinzeſſin angezeigt: ſie könne, indem Alles aufgehellt ſei, nun wieder am Hofe erſcheinen.

Sie beklagte ſich jedoch über das ungeſetzliche Verfahren bei jener Unterſuchung, worauf ſie der geheime Rath des Königs an ſich zog. Das Ergebniß war nun, daß Georg III. eigenhängig allen Mitgliedern des königlichen Hauſes ſchrieb: ſie möchten an einem beſtimmten Tage ſich verſammeln, um eine hochwichtige Angelegenheit zu berathen. Als dies erfolgte, wurden im Beiſeyn der Prinzeſſin von Wales, alle Akten verleſen, und nach einigen Erörterungen:

1) über den langen Aufenthalt eines irländiſchen Offiziers in einem Bauerhauſe bei Blackheat,
2) über ein Miniaturbild der Prinzeſſin, das hier gefunden worden,
3) über eine an Caroline gerichtete Poeſie,
4) über die Herkunft des jungen Auſtin,

ward die Unſchuld der Prinzeſſin dargethan.

Es mittelte ſich freilich aus, der irländiſche Offizier ſei der nehmliche, von dem man ein älteres Verhältniß zur Prinzeſſin behauptet, aber auch, daß er in der Gegend von Blackheat ſich ohne Vorwiſſen der Prinzeſſin aufgehalten hatte. Auch, das Portrait ſei aus dem Gedächtniß verfertigt. Und, die Verſe enthielten bloß moraliſche und philoſophiſche Ideen über den Unbeſtand irdiſcher Größe.

Endlich wurde nachgewieſen; der junge Auſtin ſei die Frucht einer heimlichen Ehe zwiſchen dem Prinzen L. v. * * * mit der Gräfin H.

Allein die feierliche Anerkennung der Unſchuld Carolinens änderte nichts an ihrer Lage. Stets ſo behandelt, daß es ſie unzufrieden erhalten mußte, entſchloß ſie im Jahre 1814 ſich zu der bekannten Reiſe ins Ausland.

Geht aus dem Allen viele Schuld, oder viele unſchuldig erlittene Kränkung hervor? Das iſt fürwahr nicht leicht zu entſcheiden. Wir wollen indeß beide Fälle durch betrachten, wenn hier zuvor, in kurzer Ueberſicht, die neueren Anklagepunkte eine Stelle werden gefunden haben.

Am 9. Oktober 1814 langte Caroline mit ihrem anſehnlichen Gefolge in Mailand an. Während ihres dreimonatlichen dortigen Aufenthalts, trat der berufene Bergami, als Courier, in ihren Dienſt. Eigentlich heißt das nur Reitknecht, etwas hochtrabend ausgedrückt, wie ſich ein Perückenmacher in Paris gern artiste en chevelure nennt. Doch ſcheint es auch, Bergami habe gleich, oder in kurzem, auch die Verrichtungen ſeines Lakeien übernehmen müſſen, weil ihn jener Dienſt von ſeiner

Herrin ſonſt entfernter gehalten haben würde. Er begleitete ſie über Rom nach Neapel, und die Nacht vom 9. auf den 10. November, die zweite Nacht, welche die Prinzeſſin in Neapel hinbrachte, wird als der Zeitpunkt angegeben, wo ein zweideutiger Umgang zwiſchen ihr und dem Italiener begonnen haben ſoll. Der öffentliche Ankläger ſuchte auſſer Zweifel zu ſtellen: daß dieſer Umgang während der beſtändigen Reiſen, und des längeren oder kürzeren Aufenthalts in Italien, Sicilien, den Raubſtaaten, in Afrika, Sirien, der europäiſchen Türkei, dann wieder in Italien, der Schweiz und Deutſchland, ununterbrochen fortgewährt habe, bis der zum Baron, Kammerherrn, Ritter u. ſ. w. ernannte Buhle aus den Dienſt der Fürſtin ſchied. Eine gute Menge von Thatſachen, durch öffentliche Blätter nur zu ſehr bekannt, ſollte das erhärten. Einige waren von der Art, daß deutſche Blätter Bedenken trugen, ſie aufzunehmen, und ſie mögen deshalb auch hier umgangen ſeyn. Auſſerdem wurden folgende aufgeſtellt. Der angenommene Sohn, Auſtin, durfte von jenem Abend an, nicht mehr, wie ſonſt, in dem Zimmer der Prinzeſſin ſchlafen, auch nicht mehr bei Nachtzeit in daſſelbe kommen. Und man wollte bemerkt haben, daß in der Nacht vom 9 zum 10. November in dem Bett der Angeklagten Niemand geſchlafen habe, in dem Bett des Couriers hingegen zwei Perſonen. Auf einem Maſkenball, welchen Jene einige Tage darauf dem Könige von Neapel gab, erſchien ſie, nur bei ihrem Anzug von dem Liebling bedient, in einer anſtandloſen unſittlichen Verkleidung (most licentious and indecent.) Auch beſuchte ſie in Neapel einen anderen auf dem Theater St. Carlo, mit Bergami und einem Kammermädchen, Namens Dumont, in einem Anzuge, welcher die Bemerkungen und das Aergerniß der Verſammlung (the notice and censure of the company) auf ſich zog, und ſie mit ihrem Gefolge nöthigte, den Ball zu verlaſſen. Sie gab ſich nun den innigſten Vertraulichkeiten mit Bergami hin, deſſen Schlafgemach auf allen Reiſen unmittelbar an das ihrige ſtieß, oder wenigſtens mit demſelben in Verbindung ſtand.

Auf einer Reiſe nach Mailand nahm ſie eine goldene Kette ab, und hing ſie Bergami um, der es tändelnd und liebkoſend erwiederte. In Mailand trug er ein blauſeidenes Negligee der Fürſtin als Morgenanzug. Nun erhielt er auch einen Platz an ihrer Tafel, und zwar noch damal in ſeiner Bedientenkleidung. Auf der Seereiſe nach

Palermo, wo er zuerſt in einer Huſarenuniform glänzte, mußte er die Kajütenabtheilung der Ehrendame beziehn. In Meſſina wurde Caroline häufig im Zimmer des Günſtlings bemerkt, in einem Gewand, als ob ſie eben die Lagerſtatt verlaſſen hätte. Bergami, der ſich oft früh am Abend mit ihr weg begab, ohne daß ſie einer weiblichen Hülfe bei ihrer Entkleidung ſich bediente, ward von ihr mit den zärtlichen Benennungen (her friend, her heart etc.) gerufen. Auch hörte man nicht ſelten, wenn beide allein waren, Küſſe tönen (the sound of kissing.) Bergami ſtieg von einer Ehrenſtufe zur andern, wurde Kammerherr, Maltheſer-Ritter, Baron della Francina, Excellenz, ſpielte den Herrn des ganzen Hofhalts, und ſtellte ſeine Verwandten dabei an. In Catania ſah man einſt die Fürſtin unangezogen, und ihr Kopfkiſſen unter dem Arm, aus Bergamis Zimmer treten. In Utica begab ſich dieſer, ehe ſie aufgeſtanden war, nach ihrem Schlafgemach, und blieb dort ziemlich lange. In Savona ſtand in ſeinem Zimmer kein Bett, ein großes hingegen in dem der Angeklagten, und es erhellte am Morgen, daß zwei Perſonen deſſen ſich bedient hatten. Zu Aum, in Klein-Aſien, ſah man, unter ihrem Zelt, die Fürſtin entkleidet (undressed) auf einem Bette, und Bergami ſaß eine lange Zeit auf demſelben, gänzlich unbekleidet in Hemdsärmeln (almost undressed, in his shirt-sleeves.) In Jeruſalem verſchaffte ihm ſeine Gebieterin den katholiſchen Orden vom heiligen Grab, und ſtiftete den St. Carolinen Orden, zu deſſen Großmeiſter ſie den Liebling erhob. Auf der Seereiſe von Jaſſa nach Italien, ſchlief ſie mit ihm unter einem Zelt, nahm auch ein Bad mit ihm, und man bemerkte, daß ſie einander tändelnd abtrockneten (they were also seen toying with one another.) Die Prinzeſſin ließ ſich zu einer ſolchen Vertraulichkeit herab, daß ſie Bergamis Kleidungsſtücke mit eigner Hand ausbeſſerte. Auf einem Theater der Villa d' Eſte ſpielte ſie bisweilen, und zwar in niedrigeren Rollen, während Bergami Liebhaber darſtellte. Auf einer Reiſe nach Tivoli gewahrte man, daß beim Wechſeln der Pferde, Beide auf einem Bett ausruhten. Bei einer andern Gelegenheit fuhren ſie in einem ſo engen Wagen, daß ein Theil auf dem Schooße des andern ſitzen mußte. Auf dem Fluſſe Brescia ſah man ſie oft einander küſſen, und ſich den anſtandloſeſten Vertraulichkeiten (most indecent familiarities) hingeben. Der öffentliche Ankläger bewahrte ſich zum Schluß noch auf: ſie habe aus dem Orient einen grob unſittlichen Mann, Leone genannt, mitgebracht, eine Art Tänzer, und Dieſer auf der Villa Branchi, in Gegenwart der Prinzeſſin und ihres Ritters, ſchändliche Scenen dargeſtellt. Unter andern, auch zugleich vor ihrer Dienerſchaft — — (used to imitate in the most indelicate manner the sexual intercourse before the servants and in the presence of the Princess.) Gleichwohl klang noch verdächtiger, was er über ein Ereigniß, während ihres Aufenthalts in Carlsruhe, früher ſchon geſagt hatte. Einen vollen Beweis gegen die Fürſtin hatte er gleichwohl damit noch auch nicht geliefert.

Welchen Schein dies Alles auf die Angeklagte werfen mußte, bedarf wohl keiner Erörterung. Schein und Wahrheit ſind aber noch immer nicht daſſelbe. Wären die angeführten Thatſachen richtig, würde freilich ſchon eine oder andere, nach Rechtsgrundſätzen, eine Eheſcheidung begründen können, obſchon durch dieſe Thatſachen immer noch kein Ehebruch völlig dargethan wäre. Die jetzige Königin hätte für ſich:

1) Eine ſchon ziemlich weit vorgerücktes Alter, von welchem man annimmt, daß es die ſinn-

lichen Leidenſchaften bereits meiſtens zum Schweigen bringe.

2) Eine lange ſchon bewieſene Liebe zu einem zurückgezogenen, die Abſtufungen des Ranges nicht achtenden, Leben; das ſie mehr wie andere vornehme Perſonen geneigt machte, zu geringen auf ungewöhnliche Weiſe niederzuſteigen.

Aus dieſer Sinnesart ließ — allenfalls — ſich annehmen: das ſo große, dem Bergami erzeigte, Wohlwollen hätte bei einer ſo denkenden, und bereits funfzigjährigen, Fürſtin, nur auf Dank für große Treue, auf Gefallen an löblichen Eigenheiten, auf Bedürfniß freundſchaftlicher inniger Mittheilung, auf erregter, gleichſam mütterlichen, Zuneigung beruhen können. Das reiche, ja überreiche Belohnen eines Dieners, wäre aus einer weitgetriebenen Großmuth zu erklären; wie man denn oft auch geſehn hat, daß freigebige fürſtliche Perſonen, bei denen, die einmal ihre Gunſt erlangten, im Wohlthun nicht Maaß und Ziel hielten. Und das ſchon darum, weil ihr Maaß der Güte ſo iſt, daß ihnen wenig dünkt, was Unbegüterte viel nennen. In dem Fall würden nur Mangel an Vorſicht, Hinwegſetzung über das ſogenannte Decorum, und beide freilich auch im hohen Maaß, an den Vertraulichkeiten zu tadeln bleiben, welche ſie den Italiener genieſſen ließ.

In der Schrift Mémoires de Monsieur le Baron Bergami, chambellan etc. Traduits d'après le manuscrit italien, aus dem Franzöſiſchen wieder ins Deutſche überſetzt, (deren Aechtheit indeß nur ein als fac simile dem Original beigefügter, italieniſcher Brief verbürgt, welche man daher bezweifelt, und die auch den Vielbeſprochenen, der Allenthalben Bergami heißt, abweichend Pergami nannt, deſſenungeachtet aber die Vertheidigungsgründe, welche Herr Brongham im Parlement aufzählte, mächtig unterſtützt) erzählt der Verfaſſer: Neigung zum Krieg habe ihn unter das franzöſiſche Heer gebracht, eine tapfere Waffenthat ihn ausgezeichnet und zum Offizierrang emporgeholfen, aber die Prophezeiung einer Zigeunerin, die ihm bei einer großen Fürſtin ſein Glück verkündete, ihn bewogen, in den Dienſt der Prinzeſſin von Wales zu treten. Er giebt auch zu verſtehen, ſeine Familie habe ſonſt zum Adel gehört, ſei durch Unfälle aber um ihren Wohlſtand gekommen. Er hatte in Erfahrung gebracht, die Prinzeſſin wäre von Feinden umgeben, die auf ihren Untergang ausgingen, und fügt hinzu: „Mir die Gefahren, denen ſie bloßgeſtellt ſeyn konnte, vielleicht ſelbſt übertreibend, und immer von der Ziegeunerin Weiſſagung befangen, ſuchte ich jetzt eifrig, bis zu J. K. H. zu gelangen. Der Freund, den ich in ihrem Hauſe hatte, gab mir nun bald Nachricht, daß die Prinzeſſin einen italieniſchen Courier ſuchte, der auf ihren Reiſen ihr als Wegweiſer und Dollmetſcher dienen könnte. Meinem Stolz war dieſe gemeine Anſtellung allerdings zuwider, aber die Zigeunerin hatte mir geſagt: „„Du wirſt dich erniedrigen, um dich zu erheben,““ ſo folgte ich meinem Schickſal.“ An einer andern Stelle heißt es: „Wir reiſ'ten nach Neapel, wo wir am 8. Oktober 1814 anlangten. Ich will hier nicht erzählen, durch welches glückliche oder unglückliche Ereigniß ich zweimal Gelegenheit fand, ſowohl in Calabrien, als während der erſten Augenblicke unſeres Aufenthalts in Neapel, ſie von einer großen Gefahr zu retten. Mir iſt geboten, über dieſe Vorfälle, welche die ihrtreu gebliebenen Leute einſt würden bezeugen können, und welche die Wohlthaten, mit denen ſie mich beehrt hat, und die man ſo gern zu Verbrechen machen will, rechtfertigen, ein Stillſchweigen zu beobachten.“ Ferner: „Eines Abends, als ich in einem; an die Zimmer

mer J. K. H. ſtoßenden Kabinet Depeſchen erwarete, die mir übergeben werden ſollten, ward der Beſuch einer ſehr vornehmen Perſon gemeldet. Weil dieſer neue Fürſt mir eine lebhafte Neugierde einflößte, war ich, ſtatt ins Vorgemach zurückzugehn, ich geſtehe es, ſo indiscret, auf ſeine Unterredung mit der Prinzeſſin zu lauſchen. Sie gewährte mir anfangs nur ein ſchwaches Intereſſe; als hingegen der König zu erkennen gab, wie ſehr ihm die Lage J. K. H. zu Herzen ginge, verdoppelte ich meine Aufmerkſamkeit, um das Geſtändniß über die Urſachen ihrers frühren Kummers zu hören; traurige Beweggründe, die ſie von dem einzigen Gegenſtande, der ſie noch an das Daſeyn knüpfte, von der angebeteten Tochter, die ſie nicht wiederſehn ſollte, getrennt hatten, Leiden, welche ihr Leben umlagerten, Tirannei, die ſie verdammte, ihre Unruhe und ihr Unglück von Stadt zu Stadt zu ſchleppen. Der Fürſt ſchien ſo gerührt über dieſe Erzählung, er ſprach ſo tröſtende und ſchmeichelhafte Worte zur Prinzeſſin, daß ſie ihrem Vertrauen zu ihm kein Ziel mehr ſetzte, und ihm auch ſogar die beiden, von mir oben erwähnten, Vorfälle erzählte, wobei denn auch mein Name nicht ungenannt blieb. Es ziemt mir nicht, hier die Lobſprüche zu wiederholen, die J. K. H. meinem Eifer zu ertheilen geruhten. Allein ich kann nicht übergehn, daß ſie mit Farben mich ſchilderte, die auf einen Augenblick mich zu glauben vermochten, ſie habe mein Geheimniß durchſchaut. Die Worte: „Nein, ich glaube ihn nicht für die Stelle gebohren, die er bei mir einnimmt,“ verurſachten mir eine große Unruhe, und erklären ohne Zweifel die Audienz, welche nach acht Tagen mir S. M. ertheilten, als ich eine Einladung zu dem Feſt überbrachte, das Ihnen die Prinzeſſin geben wollte. Nachdem ich dem Kammerherrn ſie übergeben hatte, wollte ich mich entfernen; man rief mich zurück, und ich wurde in das Kabinet des Königs geführt, wo er folgende Worte zu mir ſprach: „Ich kenne ihren Eifer für J. K. H. und ich wünſchte, den zu kennen, den ſie ihren Retter nennt. Aus welchem Lande ſind Sie?“ — Aus Mailand, Sire! — „Ihre Familie?“ — Ich bitte Ew. Maj. um Erlaubniß, ſie nicht nennen zu dürfen. — „Wie? Hätten Sie vielleicht über die Aufführung eines Vaters zu erröthen, oder kamen Sie vielleicht mittelſt einer ſträflichen Liſt zu J. K. H.?“ Dieſe, mit einem etwas verächtlichen und bedrohenden Ton ausgeſprochenen, Worte empörten meinen Stolz, und dem ſchmählichen Argwohn zu entgehn, der mich den Verräthern und niedrigen Menſchen beigeſellen konnte, die man bezahlte, um die Lebensweiſe einer ehrwürdigen Fürſtin auszuſpähn, entſchloß ich mich, dem Könige die Beweggründe, welche mich zu J. K. H. gebracht, offen zu nennen, und ſo erzählte ich zugleich in wenigen Worten die Hauptereigniſſe meines Lebens. Obſchon der Fürſt über jene Prophezeihung lächelte, ſchien er doch nicht über die Wirkungen, die ſie auf mich hervorgebracht, verwundert u. ſ. w.“ Ferner: „Einige Tage darauf, wurde ein Kind, welches die Prinzeſſin begleitete, und an dem ſie zärtlichen Antheil nahm, krank, und ich gerufen, Nachts bei ihm zu wachen. Dieſer Beweis eines unverhofften Vertrauens, eine Art wohlwollender Geneigtheit, und einige jener Schonungen, welche die Ehrliebe zu ſchätzen weiß, ließen mich vermuthen, der König habe mein Geheimniß entdeckt; allein ich nahm mich wohl in Acht, die Verwirrung, die nun ſich in meiner Seele erhob, merken zu laſſen, und ich beſchränkte mich, die Achtung und Theilnahme, womit ich geehrt wurde, immer mehr zu rechtfertigen. Sie brachten die gewohnte Wirkung hervor, indem ſie mich zum Gegenſtand des Neides aller derer machten, welche die Fürſtin umgaben u. ſ. w.“ Weiterhin: „Die Prinzeſſin war gewohnt, in der Umgebung von Neapel ſpatzieren zu reiten. An einem Abend riß ihr ſcheu gewordenes Pferd aus; ich ſprengte herbei, es aufzuhalten, erhielt jedoch einen ſo heftigen Schlag mit dem Bein, daß ich ohne Beſinnung hinfiel. Man brachte mich nach Neapel in ein Zimmer, welches nahe an dem von J. K. H. bewohnten lag. Mir wurde eine ſorgfältige Pflege. Die Prinzeſſin hielt es nicht unter ihrer Würde, ſich in eigner Perſon nach mir zu erkundigen, und mit dem lebhafteſten Antheil von einer Wunde zu ſprechen, von der ſie die unſchuldige Veranlaſſung war. Erhabne Fürſtin! Hätte man glauben ſollen, dies Mitleiden, einer wahrhaft königlichen Seele würdig, ſollte einſt noch die Quelle der empörendſten Verläumdung werden?“ Bergami erinnert bei dieſer Gelegenheit noch: er habe dies Zimmer darum nicht mehr verlaſſen, weil man entdeckt habe, daß falſche Schlüſſel gemacht wären, um in das Zimmer der Prinzeſſin zu dringen. An anderen Orten giebt er zu verſtehn, wie nöthig es geweſen ſei, oder vielleicht nur der Prinzeſſin übertriebene Furcht geſchienen habe, Jemand, auf deſſen Treue ſie bauen könne, zu ihrem Schutz ganz in der Nähe zu ſehn. Es wird auch von einem Briefe geredet, durch welchen ſie ungemein beunruhigt worden ſei, und ihm beſorgt empfohlen habe, die Wachſamkeit zu verdoppeln. Ueber die Gunſtbezeugungen, welche ſeine Familie erhielt, läßt ſich Bergami auf nachſtehende Weiſe aus: „Als wir nach Mailand zurückkamen, bezeugte mir die Prinzeſſin den Wunſch, mich für meine Treue zu belohnen. Ich bat ſie, die mir zugedachten Wohlthaten lieber den Meinigen zufließen zu laſſen. Da hatte ich nun die Ehre, ihr meine Schweſter und die Victorine vorzuſtellen, deren kindliche Anmuth das Glück hatte, J. K. H. ſo zu gefallen, daß Sie geruhten, ſie bei ſich zu behalten, und ihrer Tante zu erlauben, ihrer Erziehung noch weiterhin vorzuſtehn. — Die inquiſitoriſche Obhut, welche die Commiſſion in Mailand über die Prinzeſſin ausübte, machte ihr den Aufenthalt in dieſer Stadt zuwider, und wir begaben uns nach Venedig. Hier geſchah es, wo, da eines Tages Victorine ſich in in meinem Arm befand, und die Prinzeſſin vorüber ging, ſie eine goldene Kette vom Halſe nahm und meinem Kinde umhing. Dieſer neue Beweis von Großmuth, iſt nicht minder verleumdet worden, als die älteren. — Zu Como beehrte mich die Prinzeſſin, die ſchon wußte, daß meine Geburt mich ſeiner nicht unwürdig machte, mit dem Kammerherrntitel, une meine Schweſter, die Gräfin Oldi, ward Dame du Palais. — Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in dieſer Stadt, ſchifften wir uns nach Griechenland ein, und auf dem Fahrzeuge erhielten meine Schweſter und ich den Befehl, J. K. H. nicht zu mehr verlaſſen. Ein Zelt wurde auf dem Verdeck errichtet, uns aufzunehmen, und jedes von uns wachte abwechſelnd, während die Prinzeſſin ſchlief. — Ich erinnere mich, daß in Epheſus, als wir die Ruinen des Tempels in Augenſchein nahmen, und die Gräfin Oldi ſich einige Schritte voraus befand, wir die kleine Victorine als Statue auf den Trümmern eines alten Altars erblickten, die, ihre Arme gegen die Prinzeſſin ausdehnend, ihr eine Krone darbot. J. K. H. nahmen dieſe Huldigung der Dankbarkeit eines Kindes freundlich auf, und überhäuften es mit den rührendſten Liebkoſungen. — Von da ſchifften wir uns nach Syrien ein. Kaum am Ufer ausgeſtiegen, warf ich mich nieder, und küßte mit heiligem Entzücken den Boden der Erlöſung. Der Eindruck, welchen ich beim Einzug in Jeruſalem empfand, wird ſich nie aus meinem Gedächtniß verlieren. Ich brannte vor Sehnſucht, dem heiligen Grabe zu nahn, und ſchon am Tage nach meiner Ankunft eilte ich in Begleitung meiner Schweſter und der jungen Victorine in den Tempel. Ich warf mich an dem Fuß des hohen Denkmals nieder, das, wie die unvergängliche Religion ſelbſt, deſſen hehrſtes Geheimniß er iſt, ſo viele Jahrhunderte ſah, und ich dankte der Vorſehung, die mit ihrer ſchirmenden Hand mich ſelbſt bis zum Grabe des Erlöſers geführt, um die Opfer meiner frommen Dankbarkeit am Heiligthum darzubringen. Dort bat ich den Himmel, über ein geliebtes Kind ſein Licht und ſeine Gnade auszugießen, und ſeinem Gemüthe die nöthige Kraft zu verleihen, um aus allen Kämpfen des Lebens triumphirend zu gehn. Zu Gott um die Dauer unſeres Glücks flehn, hieß ihn zugleich für diejenige anrufen, der wir es ſchuldig waren, und ihr erhabner Name mengte ſich natürlich in unſere Gebete. Die Prinzeſſin herbeigerufen von dem Wunſch, die heiligen Orte zu ſehn, überraſchte uns in dieſer religiöſen Stellung, und das Echo der geweiheten Dome hallte ihr unſere andächtigen Wünſche für ſie entgegen. Während unſeres hieſigen Aufenthalts ermangelte ich nicht, oft dahin zurückzukehren, und dem Ewigen zu danken. Nicht minder eifrig war ich, den Vätern des heiligen Grabes meine Beſuche abzuſtatten. Der rev. Antonin S..., ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt und edelmüthigem Charakter, faßte Zuneigung für mich, war entweder meiner Frömmigkeit willen mir hold, oder wünſchte vielleicht dem Kammerherrn der Prinzeſſin eine Auszeichnung zu ertheilen, und ſo bewilligte er mir den Orden vom heiligen Grabe, den ich mit tiefer Dankbarkeit aus ſeinen heiligen Händen empfing.

Als ich vor meiner Prinzeſſin mit dieſem Orden erſchien, fiel ſie plötzlich auf den Gedanken, einen neuen, unter dem Namen der heil. Catharina von Jeruſalem zu ſtiften, einen Orden, von welchem ihre treuſten Diener die erſten Ritter ſeyn ſollten. Seine Inſtitution gab Urſache zu einem feierlichem Feſt, bei welchem der junge Auſtin und ich mit lauter Stimme den Eid ausſprachen: dem Schickſal der Prinzeſſin ewig treu zu ſeyn. Alle, welche ſie damal umgaben, wiederholten dieſen Eid, der, am heiligſten Orte der Welt geſchworen, den göttlichen Zorn auf Alle herabrufen mußte, die ihn brächen. — Wehe dem Meineidigen!“

Bergami liefert noch mehr Nachrichten über jene Reiſen, aber auch von aufgefangenen Briefen, in welchen einige von ihrer Dienerſchaft treulos die Prinzeſſin verleumdet hätten, von dargebotenen Geſchenken, einer ihm ſelbſt, als ein Späher ihn verkannte, eingehändigter Banknote von zwanzig Pfund u ſ. w. Beſonders erereignete ſich, nach der Rückkehr vom Orient, auf einem Landhauſe bei Mailand eis merkwürdiger Vorfall, wo ein Unbekannter ſich viele Mühe gab, den eigentlichen Grund zu erforſchen, aus welchem der Kammerherr zu einem ſo unbegreiflichen Glück aufgeſtiegen ſei.

Er fährt fort: „Um dieſe Zeit unternahm die Prinzeſſin, um ſich von ihrem Verdruß zu zerſtreuen, und der Inquiſition eines, gegenwärtig nur zu berühmt gewordnen, Oberſten zu entgehn, eine Reiſe in die Gebirge von Tirol. Sie verſandte mich eines Tages heimlich nach Inſpruck, mit dem Befehl, Depeſchen von dort zu holen, welche ſie Niemand, als mir anvertrauen wollte. Ich verlor keinen Augenblick, und da es nicht möglich blieb, vor Mitternacht heimzukehren, glaubte ich, die Prinzeſſin aufwecken laſſen zu müſſen, um ihr über den Auftrag noch Bericht abzuſtatten, auf den ſie ſo viel Gewicht legte. Vergeblich hat die Bosheit ihren Vortheil aus einem an ſich ſo einfachen Schritt ziehen wollen. — Das Leben der Prinzeſſin floh in einer friedlichen Zurückgezogenheit hin. Ihre einzige Beſchäftigung war, jeden Tag neue Wohlthaten zu vertheilen, und der Segen von Allem, was ſie umgab, begann ſie zu tröſten, auf fremdem Boden leben zu müſſen, als ein engliſcher Courier mit der Nachricht vom Tod Georgs III. eintraf. Da ich es übernommen hatte, ihr dieſe traurige Bothſchaft mitzutheilen, ging ich in ihr Kabinet und ſagte mit gerührter Stimme: Gnädige Frau — Sie ſind Königin! O Himmel, rief ſie aus, ſo habe ich Alles verloren! Und Thränen bedeckten ihr Geſicht. Wie, fuhr ſie fort, ich ſoll meinen Beſchützer, meinen Vater, den Freund meiner Kindheit, ihn, deſſen Herz für mich eine ſichere Zuflucht gegen alle Verfolgungen war, alſo nicht wiederſehn! Was ſoll aus mir werden! Bei dieſen Worten überließ ſie ſich einem ſo heftigen Schmerz, daß ihre Geſundheit mehrere Tage davon erſchüttert blieb; ſelbſt die Hoffnung, bald den Augen eines Volks ſich wiedergegeben zu ſehn, das ſie anbetet, konnte ihren herben Gram nicht lindern. Was hilft mir eine Krone, hörten wir ſie oft ſagen, welche die Stirne meiner Tochter nicht mehr ſchmücken ſoll!

Zu ſo vielen harten Schlägen, unter welchen das gefühlvollſte Herz litt, kamen nun noch Beleidigungen der edelſten Denkart; und ſtatt froh in ihre Staaten zurückzukehren, um die Huldigungen einer großen Nation dort zu empfangen, und eine Thräne an den Gräbern eines Vaters, einer angebeteten Tochter, zu weinen, war ſie gezwungen, nur ſich ihren Völkern unter der Laſt einer Criminalanklage zu zeigen. Wer ſollte es glauben? Der vielgeliebten Tochter Georg drittens, der ehrwürdigen Mutter der unvergeßlichen Charlotte — durfte man den Vorſchlag thun, ihren Namen aus den öffentlichen Gebeten tilgen zu laſſen, eine ſchmähliche Verbannung auf ſich zu nehmen, und gegen einige Millionen ihren Szepter und ihre Ehre zu vertauſchen? Ihre Wahl blieb nicht zweifelhaft. Sie reiſ'te ab, eilte durch Frankreich, und hier nahm ich, vielleicht einen ewigen, Abſchied von ihr. — Der Ruhm hat die Aufnahme, welchen England ſeiner Königin bereitet hat, genugſam verkündet. Es ziemte dem Volke, das zuerſt von Gerechtigkeit und Freiheit regiert ſeyn wollte, ſich zum edlen Vertheidiger der Unſchuld aufzuwerfen. Wie hätte es auch nicht von der ſo erhabenen Beredſamkeit des Briefes gerührt werden ſollen, den ganz Europa nicht ohne Bewunderung leſen konnte, jenes Briefes, in welchem die Kraft der Wahrheit ſich mit der Würde einer königlichen Seele vereint! — Während meines kurzen Aufenthalts zu Paris hatte ich das Vergnügen, die ausgezeichneten Männer Frankreichs ſich laut als Anhänger der Königin erklären, ſich mit allen rechtſchaffenen Leuten über das bejammernswürdige Schauſpiel, den dieſer höchſt ärgerliche Prozeß ganz Europa darbietet, betrüben, und ihre Wünſche mit denen der achtbaren Lords, der Greys, der Norfolks, der Broughams, der Woods, vereinigen zu ſehn, die bereits den Einfluß ihrer Tugenden, und die Gewalt ihrer Talente der Vertheidigung der edelſten Sache gewidmet haben. — Ohne Zweifel wird dieſe Sache triumphiren; wenn dieſer Triumpf jedoch einen Augenblick zweifelhaft bliebe, dann würde ich den Schleier völlig zerreißen, den ich aus leicht zu erachtenden ſchonenden Rückſichten, über einige Thatſachen und einige Akteurs, welche in dieſem großen Schauſpiel eine Rolle übernommen haben, noch hängen laſſen zu müſſen glaube.“

So weit Bergami. Es iſt durchaus nicht zu läugnen, daß ſeine Widerlegungen einen eben ſo vortheilhaften Schein auf die in Rede ſtehende erhabne Perſon werfen, als die Behauptungen des öffentlichen Anklägers einen ſchwer nachtheiligen.

Sind aber auch Bergamis Ausſprüche glaubwürdig? Er hebt mit einer Zigeunerweiſſagung an, die ihn als einen abergläubigen Fantaſten beim Leſer einführt. Dieſer Umſtand läßt zugleich aber auf ein tief religiöſes Gemüth ſchließen, wie er es auch, des heiligen Grabes und ſeiner Umgebungen denkend, offenbart. Konnte er an dieſer Stelle heucheln, glaubte er auch wohl an die Zigeunerin nicht. In der That findet ſich bei den Italienern einen Mittelſtand der Religiöſität höchſt ſelten, entweder völlige Freidenkerei oder auch einen Glauben, dem keine Wunder auszureden ſind, und Bergamis Erziehung ſtellte ihn ohne Zweifel in die letzte Claſſe. Die vormalige Prinzeſſin von Wales ſcheint aber auch in Jeruſalem ſich andächtig erbaut zu haben; in dieſem Fall konnte des Bergamis Devotion ſie auch um ſo mehr noch für ihn einnehmen. Bei einer aufrichtigen Devotion gewinnt er indeß Glaubwürdigkeit; dies muß zugeſtanden ſeyn, will man die Religioſität nicht um ihr Anſehn bringen. Wenigſtens ſpringt in die Augen, daß in dieſem Fall mehr auf ihn zu bauen iſt, als auf Zeugen, die für Geld ſpähten und angaben.

Bergami könnte indeß auch Frömmigkeit, ſelbſt Aberglauben, geheuchelt, und allenthalben Unwahrheit niedergeſchrieben haben. Es giebt in Italien, in den niedern Ständen, auch ungemein verſchmitzte, durchtriebne Menſchen, und zu ihnen könnte er gehören.

Dies wäre nicht unmöglich, aber es iſt dadurch bereits nicht wahrſcheinlich, daß er eine Denkſchrift ſolcher Art herausgeben konnte, die an vielen Stellen das Gepräge einer ſolchen Aufrichtigkeit trägt, welche ſich nicht gut erheucheln läßt.

Allein man hält, wie ſchon erinnert, die Schrift für unächt, für die Spekulation eines Skribenten in Paris. Uns kamen dafür noch keine Beweiſe zu Geſicht, und es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß Jemand, der nicht in der Prinzeſſin Nähe gelebt hat, dieſe Schrift verfaſſen konnte.

Giebt es bei dem Allen hier Anlaß zum Mißtrauen, verhält es ſich bei den Zeugen nicht weniger ſo, aus deren Abhörung der öffentliche Ankläger ſeine Angriffe auf die Königin entwickelt hat.

Die Hauptzeugen waren der Poſtillon Majocci, der Koch Birollo, das Stubenmädchen Johanna Kranz aus Carlsruh, das Kammermädchen Louiſe Dumont, ein Portier, ein Maurer u. ſ. w. Denn befanden ſich auch Schiffscapitaine darunter, welche mehr Glauben verdienten, als jene Leute geringen Herkommens und Verſtandes, ſagten die Capitaine nichts Weſentliches aus?

Der Majocci verwickelte ſich oft in Widerſprüche, und machte ſich oft durch das berüchtigt gewordene non mi ricordo lächerlich, wo es auf Hauptſachen ankam. Die Dumont gerieth bei der Gegen-Abhörung durch Herrn Williams in nicht geringe Verlegenheit, als ſie die Handſchrift eines von ihr geſchriebenen Briefes anerkennen mußte, in welchem ſie ſich ganz entgegengeſetzt, und völlig zum Vortheil der Königin geäußert hatte. Am meiſten ſchien die Angeklagte in dem Zeugniß der Kranz gravirt, welche die Betten in einem Zuſtand wollte gefunden haben, den die Sittlichkeit zu nennen unterſagt. Allein man hat von Carlsruh aus ſelbſt ihr Zeugniß verdächtig gemacht, und ein Zuſtand, wie der behauptete, würde ſich immer auch noch anders erklären laſſen. (Fl—r al—s.) Aber es ließen ſich noch gegen die Glaubwürdigkeit, mindeſtens der Hauptzeugen, folgende wichtige Einwendungen machen.

1) Die großen Summen, die verſchiedene von ihnen, wenn gleich unter dem Namen einer Entſchädigung, von der Gegenparthei erhalten haben.

2) Die ſchon mit ihnen vor Einleitung des Prozeſſes begonnene Abhörung, wodurch ihren urſprünglichen wahren Anſichten allenfalls ſich abweichende unterordnen ließen, um ſo mehr, wenn der Zeugen Eigennutz in nachtheiligen Ausſagen ſeinen Vortheil ſah.

3) Die Unbeſtimmtheit in der Hauptſache, die Verwicklungen, ſelbſt Widerſprüche, die oft ihre Antworten, namentlich des Majocci und der Dumont, bei der Gegen-Abhörung (Contra-Examination) ergeben.

Hören wir nun, wie Brougham, der kühnſte und beredteſte Gegner der Miniſter im Unterhauſe, die Königin vertheidigte.

Er fing ſehr beſcheiden an, mit angeblichem Mißtrauen in ſeine Kräfte, allein ſein Vortrag gewann immer mehr Freiheit und Feuer, und alle Stimmen vereinigten ſich dahin, nie eine ähnliche Eloquenz im Oberhauſe gehört zu haben. Brougham deutete an, wie er vielleicht im Gang dieſes Rechtshandels Sachen aufdecken werde, deren bloße Erwähnung ſeine Loyalität als ein guter Unterthan in Zweifel ſtellen könne, daß er jedoch als Sachwalter keine andere Pflichten vor Augen hätte, als die gegen ſeine erlauchte Clientin, und vor der Hand nur dem Rechte entſage, den erlauchten Gemahl derſelben in Gegenbeſchuldigungen anzugreifen, wozu er durch ſein Amt befugt ſei. Dann ſuchte er alle gegen die Königin erhobene Beſchuldigungen zu entkräften und zu widerlegen, indem er die einzige nur als wahrhaft einräumte, daß, als dieſe Fürſtin im Jahre 1814 England verlaſſen habe, und nach Italien gegangen ſei, ſie daſelbſt nicht jederzeit mit Perſonen von ſo hohem Range Umgang gepflogen habe, als in England, daß ſie größtentheils Ausländer um ſich geſehn, zuweilen die Geſellſchaften des Adels, zuweilen bürgerliche in Italien beſucht habe. Nun begann er die Zeugen wider ſie lächerlich, und wie eine Heerde feiler Meineidiger darzuſtellen, machte vorzüglich das non mi ricordo zu einem Plaſtron ſeines Witzes. Nachdem er von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags geredet hatte, ſchloß er den erſten Theil ſeiner Vertheidigungsrede, die er am 4. Oktober mit demſelben feurigen Nachdruck fortſetzte. Er ſtrebte zu beweiſen: daß alle Zeugniſſe gegen die Königin die Wahrſcheinlichkeit gegen ſich hätten, daß ſich die menſchliche Natur geändert haben müßte, wenn es möglich ſei, daß menſchliche Weſen gehandelt hätten, wie die Angeklagte und Bergami; daß nicht das Laſter ſo unvorſichtig, die Leidenſchaft, ſelbſt bei dem heißeren Blut der Jugend, nicht ſo unverhüllt ſei. Die Zeugen gegen ſie wären im Lande des Auguſtus aufgeſucht, wo man die Ausſagen der Leute niedrer Klaſſe für baares Geld zu erhandeln vermöchte; man habe Summen verſchwendend dafür aufgewandt, und wo dieſe keine Zeugniſſe erlangt, hätten die Verſchwornen gegen die Königin zur Gewalt ihre Zuflucht genommen. Man hätte das Hauptquartier des Bundes in Mailand aufgeſchlagen, und ſo eine ſcheinbare Uebereinſtimmung bewirkt. Nachdem er ſie auch kräftig angegriffen hatte, redete er zu den brittiſchen Lords mit Worten, die faſt außer den Gränzen der Befugniß eines Vertheidigers zu liegen ſchienen. Er drohte ihnen, daß, wenn ſie gegen die Königin entſchieden, es die einzige Entſcheidung ſeyn würde, die ihren Zweck verfehlen, und die auf ihre eigenen Häupter zurückfallen müſſe. Er beſchwor ſie, das Land vor den Schreckniſſen zu bewahren, die ihm nahten; ſich ſelbſt, die Krone, die in Gefahr, die Ariſtokratie, die erſchüttert, den Altar, der bedroht ſei, wenn der mit ihm verwandte Thron wanke, er beſchwor ſie, den König und die Kirche zu retten.

Nun trat der zweite Anwald der Königin, Mr. Williams, auf, der ſich beklagte, daß, in Folge einer Verſchwörung, die auf dem feſten Lande gegen ſie beſtehe, und durch Einmengung fremder Regierungen, die Königin verhindert ſei, zwei ſehr wichtige Zeugen, den Badenſchen Kammerherrn, Baron Deut, und den öſterreichiſchen General Pino zu berufen. Lord Liverpool verſetzte auf die Bemerkung des Grafen Grey, daß Mr. Brougham ſich darüber nicht beſchwert habe. daß man den Kammerherrn des Großherzogs von Baden durch einen Staatsboten nach England wolle beſcheiden laſſen, und der General Pino ſeine beſondern Urſachen haben müſſe, aus denen er nicht kommen wolle. Dieſen Anträgen der Sachwalter der Königin folgte die Vernehmung der für ſie aufgeſtellten Zeugen; der erſte, ein Schreiber, wußte nicht viel, der zweite, Oberſt St. Leger, erklärte: ſeine Stelle als Kammerherr der Königin, nur ſeiner ſchwächlichen Geſundheit willen niedergelegt zu haben. Lord Guildford ſagte aus: er habe oft in Italien mit der Königin geſpeiſet, doch nie Vertraulichkeiten zwiſchen derſelben und Bergami wahrgenommen; dies beſtätigte auch Lord Glenherni. Eben ſo zeugte Lady Charlotte Liedſey, welche im Jahre 1817 der Königin Dienſt verlaſſen, und nie etwas von dem nachtheilig behaupteten gewahrt hatte. Mr. Keppel Cravan, welcher den Bergami in den Dienſt der Fürſtin genommen, redete von Spionen, die ſie umgeben, und vor denen er ſie gewarnt, und von dem berufenen Maskenball, auf welchem die drei Koſtüme, worin Jene erſchien, höchſt anſtändig geweſen. Auch Sir William Gell, der bei der Königin Kammerherr war, verſicherte: Bergami habe ſich ehrerbietig gegen ſie betragen, gegen ihn und andere Perſonen höflich, und ſelbſt zurückhaltend, und nie ſei ihm Unſchickliches zu Geſicht gekommen. Sein Bedienter Carrington ſagte manches über den Zeugen Majocci, mit dem er in genauer Verbindung geſtanden, und über deſſen Verhältniſſe zum Baron Ompteda, und ſeine Ausſagen waren von der Art, daß man im Oberhauſe, auf die Motion des Lord Melville, beſchloß, dieſen Zeugen, als des Meineids verdächtig, noch einmal abzuhören. Sicard, aus Anſpach gebürtig, ſagte: die Veränderung der Zimmer in Neapel ſei von ihm allein, und ohne den Willen der Königin zu vernehmen, geſchehn, und dieſe Fürſtin, der er zwanzig Jahre gedient, ſei gegen alle ihre Bediente äußerſt gutmüthig, herablaſſend und vertraulich geweſen, und wäre ſelbſt mit ihm Arm in Arm im Garten ſpazieren gegangen. Noch ſagten fünf andere Zeugen, Dr. Holland, Arzt der Königin, Mr. Mills, der 1817 in Rom lebte, der Oberſt Theolnie, der Courier der Königin, Carlo Forti, und der Lieutenant Flynn, Befehlshaber der Polacre, welche die Königin nach Algier und Tunis führte, ſehr günſtig für ſie aus. Dieſe Zeugenabhörungen wurden am 5., 6., 7., 9., 10. Oktober und an den folgenden Tagen unternommen, und zuweilen durch beißende Anmerkungen der, zur Oppoſition gehörenden, Lords, unterbrochen. So ſprachen der Graf Grosvenor und der Lord Holland ſehr lebhaft darüber: daß der, gegen die Königin vernommene, Zeuge Raſtelli als Courier mit beſonderen Aufträgen nach Mailand geſchickt ſei, daß man Zeugen mit Aufträgen außerhalb England ſende, und das abſcheuliche Syſtem heimlicher Beſtechungen obwalte. Auf die Aeußerung des Lord Holland: daß, wenn eine ſolche Verſchwörung angezettelt ſei, um jede Rechtspflege zu hemmen, es am beſten wäre, mit einem ſo infamen Verfahren nichts weiter zu thun zu haben, erklärte der in Verlegenheit geſetzte Miniſter, Lord Liverpool, daß Raſtelli zurückberufen werden ſollte.

Nach den weiterhin folgenden Berathungen ward die Königin — ſo gut als freigeſprochen; ob in Folge der gerichtlichen Ueberzeugung, oder einer Bewegung der brittiſchen Nation, zu Gunſten der Königin — mag dahin ſtehen.

Bemerkung: Mehrere Gemälde ſind der Cenſur willen zurückgeblieben, die auch den Ausgang des Buchs, die Fürſtenerziehung betreffend, getilgt hat.

Neuigkeiten

von H. Ph. Petri in Berlin,

welche durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen ſind:

Bültingsloewen, Johanna von, Anſichten und Meinungen zur Beförderung glücklicher Ehen, in zwei Abhandlungen abgefaßt. 8. geh. 10 Gr.

Deren Briefe über weibliche Bildung, gewechſelt zwiſchen Tante und Nichte. 8. geh. 12 Gr.

Frauſtadt, Rudolph von, neunzig Krokodilleier und ſieben Nebenblätter. 2 Bändch. 12. geh. 1 Rthlr.

Deſſen Mähren und Träume. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hecke, J. Val., K. Preuß. Lieut., Reiſe durch die vereinigten Staaten von Nord-Amerika in den Jahren 1818 u. 1819. Nebſt einer kurzen Ueberſicht der neueſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze in Süd-Amerika und Weſtindien. 2 Bde. m. 1 Kupf. gr. 8. 2 Rthlr. 18 Gr.

Hennig, G. S., Reiſetaſchenbuch durch die Gegenden um Dresden und Meißen, durch die Sächſiſche Schweiz bis an die Böhmiſche Gränze. Für Fußreiſende, beſonders Töplitzer und Carlsbader Badegäſte. 8. geh. 20 Gr.

Hoffmann, L., Geſchichte der Büchercenſur. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Pfeiffer, Johannes, geographiſche Wandtafel. Ueberſicht des Wiſſenswürdigſten aus der geſammten neueſten Geographie. 2 Hälften. Fol. Im Partiepreiſe à 9 Gr., einzeln 10 Gr.

Prognoſticon, ſcherzhaftes, auf alle Monate. Ein Geſchenk zum Geburtsfeſte ꝛc. für luſtige junge Leute. geh. 8 Gr.

Schaden, Ad. von, feindliche Freunde und freundliche Feinde. Roman. Mit einem Vorwort von Jul. v. Voß. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schlachter, G. J., Frühgebete für Lehrer in Bürgerſchulen. 8. In Partieen à 7 Gr. einzeln 8 Gr.

Thieme, Moritz, dramatiſche Spiele für die Jugend bei feſtlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe. — Inhalt: 1. Die Heimkehr. 2. Das Räthſel. 3. Die Scheideſtunde. 4. Das Angebinde. 5. Das frohe Feſt. 6. Querſtriche. 7. Der Namenstag. 8. Die Weinleſe. — Taſchenformat im Futteral. 1 Rthlr.

Deſſen Bilderfibel. Mit 24 ſauber illum. Kupfern. 8. geb. 20 Gr.

Voß, Julius von, die beiden Gutsherrn. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. Nebſt einer Abhandlung über Recenſentenunfug in Berlin und das hier zu erwartende zweite Theater. Mit dem Bildniß des Fräulein Franz beim Königl. Hoftheater zu Berlin, als Margarethe v. Rohrshof. 12. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Deſſen und **Ad. von Schaden** Theaterpoſſen nach dem Leben. 1r Bd. neue verm. Ausgabe. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

— Enthält: 1. Die Damenhüte im Berliner Theater. 2. Die Blödſichtigen. 3. Das Kaleidoscop. 4. Der Gaſt in Hamburg. 5. Carreaudame und der Gypsapoll. —

Deren Theaterpoſſen nach dem Leben. 2r Band 8. 1 Rthlr. 10 Gr.

— Enthält: 1. Des Tages Mißton. 2. Die verunglückte Maskerade. 3. Die falſche Prima Donna in Krähwinkel. 4. Telemach u. Mentor.

P. o. germ. 2056 w

LESEBIBLIOTHEK
VON
JOHANN MEINERS
Buch-Musikalien, und Papier-Händler
und Buchbinder.
VERKAUFT
auch Schreib-materialien
Sulla Corsia del Duomo, N. 975, in Milano.

Der

Schutz-Geiſt.

Roman

von

Julius von Voß.

Berlin, 1822.
In der Schüppel'ſchen Buchhandlung.

L|7r 253

Erſtes Buch.

Der Oheim rückte die grüne Sammtmütze hin und wieder und bließ die dichten Tabackswolken ſchnell und gewaltig von ſich, die Tante aber ſchnitt unter Seufzern krauſe Geſichter, denn im Nebenzimmer erhoben ſich Mißtöne zum Raſendwerden, **Gottlob** verſuchte ſich zum zweitenmale erſt auf dem Hochholz (Hautbois) und Jakob mißhandelte im Lernen das Clarinet; ich aber, ſeit dem vorigen Herbſt ausgelernter Gehülfe des Stadtmuſikus und Kunſtpfeifers in meiner deutſchen Vaterſtadt, (die iedoch ſeit einiger Zeit von Napoleons Kriegsknechten beſetzt und mit vielen andern dem großen Reiche einverleibt worden) ich ſchrieb eben in des Lehrherrn und Oheims Namen eine zierliche Vorſtellung an den wohllöblichen Magiſtrat, wie ſich ſeit einiger Zeit die Anzahl der herumziehenden und unbefugten Spielleute zur Ungebühr vervielfältige, und der wohlbeſtallte Kunſtpfeifer Gefahr laufe, zu entlaufen, oder ſamt Weib und Kind, Gehülfen und Lehrlingen des blaſſen Hungertodes zu ſterben, falls nicht jener Unzahl von Pfuſchern der beſagte Broddiebſtahl von Seiten hoher Obrigkeit baldgeneigteſt unterſagt werde.

Bis zu dem Schlußworte der Schrift gekommen, warf ich ein Auge auf die Straße, und ſiehe, eben ging ein ſolcher Pfuſcher und Broddieb, dem vorzugsweiſe die Bittſchrift galt — das reitzende Harfenmädchen Caroline Engel, die, ſeit Kurzem unſere Nachbarin, mir günſtig in's Auge gefallen und ins Herz gewachſen war — am Fenſter vorüber. Noch hatte kein Mädchen mich ſo angezogen und entzückt, als die Lieblichkeit dieſer Huldin, die obendrein der Ruf unbeſcholten und engelrein nannte; mit dem Blicke flog das Herz, die Phantaſie dem holden Abbild der Muſe nach, und in der Zerſtreuung goß die bebende Hand ſtatt des Streuſandes den Inhalt des Tintenfaſſes über den Stempelbogen; erſtarrt ſah ich den Stix zu Boden fließen; doch des Oheims Donnerwetter und das Gekreiſch der Tante weckten mich augenblicklich wieder; ich entfloh dem Zornſturm und Zungenblitz der Verwandten, ergriff im Fliehen den Hut und nahm draußen unwillkührlich den Weg, welchen Caroline gegangen war; doch ſuchte ich ſie vergebens. Straße auf, Straße ab irrte ich, bis ich nach einer Stunde, in mich ſelbſt verloren, wieder vor des Oheims Hauſe ſtand, von wo aus mein Lauf begonnen hatte.

„Nun, iſt es dem jungen Herrn gefällig?“ rief es im ſchreienden Baßtone hinter mir, und als ich mich wandte, ſchauete mich, vom Fenſter her, der Oheim mit zermalmendem Blick an.

Sogleich, lieber Onkel! entgegnete ich. Nur einen Augenblick gönnen Sie mir noch; fieberhaft brennt und ſchmerzt es mir im Kopfe und es flirrt mir vor den Augen. Er wiegte zweifelhaft das Haupt, lachte bitter und ſchlug kräftig das Fenſter zu.

Im Begriff, die Thür zu öffnen, um das gegebene Verſprechen zu erfüllen, ſah ich Caroline daher kommen; raſch entſchloſſen ſchritt ich, der gebieteriſchen Stimme im Buſen gehorchend, vor ihr her bis zum Nachbarhauſe, in dem ſie wohnte. Dort, hinter der Thüre, erwartete ich ihre Ankunft und ſprach, als ſie an mir vorüber gehen wollte, mit abgezogenem Hute und dem ſanfteſten meiner Töne: „Verzeihung, holde Nachbarin; ein Wörtchen habe ich Ihnen zu ſagen. Ob Sie ſich gütigſt meiner erinnern, weiß ich nicht?“ —

„Ich werde doch den werthen Nachbar kennen“, erwiederte ſie freundſeelig: „Sie ſind Herr Ferdinand Stimming, Sohn des verſtorbenen Secretairs, Neffe des Stadtmuſikus hier neben an, ohne Zweifel zur Zeit der vorzüglichſte Muſikkünſtler im Orte. Und was ſteht zu Befehl?“

Erhoben, ſtolz gemacht durch das lobpreiſende Wort von wunderſchönen Lippen, fühlte ich meine Wangen erglühen, und doch auch den Muth wieder wachſen, der zuvor, der Holdſeeligen gegenüber, ein wenig geſunken war; ich öffnete den Mund und ſprach im Bewußtſeyn des freundlichen Willens: „Ein warnendes Wort habe ich zu reden. Ihr Harfenſpiel erfreut die gebildeten Geſellſchaften der Stadt; mein Oheim fürchtet, daß durch Ihren und ähnlichen Erwerb der ſeinige verkümmert werde und trägt ſo eben, wie ich ſicher weiß, bei der Obrigkeit auf Beſeitigung ſolcher Nebenbuhlerſchaften an. Bei meiner herzlichen Theilnahme an Ihrem Looſe, das ſtets das günſtigſte ſeyn möge! würde es mich tief ſchmerzen, wenn auch Sie Verdruß und Nachtheil davon hätten; ich weiß, daß Sie, die edle, liebende Tochter, durch Ihr Harfenſpiel die Stütze Ihrer ſiechen Mutter, wie überhaupt deren Troſt, Freude und Stolz ſind. Vielleicht können Sie jenem Unheile, das die unberechtigten Spielleute bedroht, jetzt noch für Ihre Perſon vorbauen."

„Wie ſoll ich Ihnen danken, edler Jüngling?!" ſagte ſie mit Flötenton, mit leuchtendem Auge und verſchöntem Antlitz. „O, nicht erſt heute geben Sie mir den Beweis wohlthätiger Theilnahme. Vor Kurzem noch fand ich bei dem Einſammeln in Pauly's Garten auf dem Notenblatte ein Thalerſtück, das nur Sie, ich weiß es ganz genau, mir zugewandt, doch ſind Sie nicht begütert. Und nun die zarte rührende Freundes-Sorgfalt für mein und meiner guten Mutter jetzlges und künftiges Heil!" — Mit einer glänzenden Perle im Auge ſetzte ſie hinzu, indem ſie meine Hand ergriff: „O wie gut ſind Sie!"

Bei dieſen Worten fühlte ich meine Hand leiſe gedrückt, daß mir es warm durch alle Nerven fuhr, mein Herz höher ſchlug und ich ein lindes Säuſeln, dem Tone der Aeolsharfe verwandt, zu hören wähnte. Es war Geſang der Sphären.

„Doch ſeyn Sie außer Sorgen, mein Freund", redete ſie weiter; „ich beſitze einen Erlaubnißſchein vom Bürgermeiſter ſelbſt, noch auf ſechs Monate gültig, und bis dahin hat Manches ſich wahrſcheinlich geändert; doch erkennt mein dankbares Herz freudig Ihre wohlwollende Abſicht, und wird nie den wackern Freund in der Noth vergeſſen!"

„Wohl mir dann!" rief ich mit einem

Seufzer, der aus vollem Herzen herauf quoll, und ſtrebte, leiſe bebend, die noch feſtgehaltene kleine weiße Hand zu küſſen, doch ſie entzog erröthend mir die niedliche Rechte; faſt hätte ich im Vorbeugen des Oberleibes das Gleichgewicht verloren und mein ſchon geſpitzter Mund den Staub des Bodens geküßt; aber die Holde ſelbſt hielt mich lächelnd aufrecht.

Als ich eben die grade Haltung wieder gewonnen hatte und im Begriff ſtand, eine Art von vorläufiger Liebeserklärung zu ſtammeln, trat, zu meinem Aerger, Herr Menz, der Stadtchirurgus, Arzt von Carolinens Mutter, wie ich wußte, zur Thür herein.

Sein Blick ſchien mich zu meſſen; da ſtockte mir das Wort im Munde und in einiger Verlegenheit empfahl ich mich dem Mädchen.

Bei der Heimkehr zu den Verwandten hielt mir die Tante keifend den Stempelbogen mit dem großen Kleckſe dar, ſchalt mich einen leichtſinnigen Wildfang, und weiſſagte mir für die Zukunft bei ähnlichem Treiben wie bisher, noch manche ſchwarze Fluth auf meines Lebens weißem Grunde; ich aber ließ das Scheltwort am Ohr vorübergehen, und hörte im Geiſte nur der Harfnerin ſüße Schmeichelworte an mich; der Oheim zupfte mich brummend am Ohrläppchen, ich fühlte keinen Schmerz, wohl aber noch Linas begeiſternden Händedruck.

Der friſche Stempelbogen ward nun zierlich und untadelhaft beſchrieben; ich wußte ja, daß mein reitzender Schützling mit der polizeilichen Erlaubniß vom Bürgermeiſter noch auf lange hin verſehen und alſo vor der Hand über die ſchlimmen Folgen der Beſchwerde erhoben ſey, und Andere? — Was gingen Andere mich an? Ich kannte nur ſie, die Herrliche. Darum trug ich auch jetzt auf des Meiſters Geheiß mit leichter Bruſt und ſüßträumendem Haupte die verſiegelte Eingabe nach des Bürgermeiſters Hauſe.

Der Händedruck hatte mich für die Ewigkeit entzündet, wie es ſchien; ich vermogte nur der engliſchen Engel zu gedenken; des ſchmeichelnden Triebes voll, der uns über die Erde und ſelbſt die Sterne hinaus erhebt, ging ich bei der Muße des Nachmittages hinaus in die freie Weite des Parks, um dort in unbelauſchter Einſamkeit mein Glück zu überſinnen und durchzufühlen: was hatte Lina mit dem Druck der Roſenfinger anſcheinend mir alles erzählt, gelobt. „Dergleichen kommt nur aus bewegtem liebenden Herzen,“ flüſterte ich mir zu, „giebt Anſprüche, Hoffnungen, Rechte. Dem mit Gleichgültigkeit betrachteten Jünglinge wird nie ein ſolcher Druck. Und jener Blick, ein Silberblick und Sonnen-Aufgang für mich: was ſagte er mir nicht? Und der Ton, mit dem ſie mein Lob ausſprach, tönte aus der Seele: So ſpricht, ſo ſchaut, ſo drückt die bloße kühle Dankbarkeit nicht. Nein, Lina liebt mich, hat mich durchſchaut und nähert ſich mir gewährend!"

Es war heut Freitag, an welchem ſich bei Pauly's Geſellſchaft einfand; ich durfte hoffen, ſie draußen zu erblicken und ſo eilte ich hinaus.

Der Tag ſchien ein Feyertag der Frühlings-Natur; in dunkler Bläue prangte der Himmel, mit mildem Schein die Sonne, im bunten Blumen-Schmelz die Wieſe, mit friſchem duftigem Grün der Luſtwald.

Die Stunden erſchienen als der ſchönſte Theil des Wonnemondes, von dem ein werther, doch faſt vergeſſener, Dichter ſingt.

„Dieſer Monat iſt ein Kuß,
„den der Himmel giebt der Erde,
„daß ſie jetzo ſeine Braut,
„künftig eine Mutter werde."

Nie hatte ich inniger empfunden, daß dieſe Welt die beſte ſey als heute; nie war das Leben mir ſo bedeutungsvoll, nie die Natur ſo wunderlieblich erſchienen, als jetzt, da ich mich geliebt glaubte, und Caroline in der goldenen Zeit der Zukunft als die Meinige mir dachte. Alles Irdiſche lag, wie der Heldin der bezauberten Roſe, im Schein dieſer holden Blume vor meinem trunkenen Blick.

„Und in der Luſt und in der Liebe Prangen,
„erſchien die Welt mir jugendlich und neu,
„Jetzt wußt' ich erſt, was Quell und Vogel ſangen,
„daß mehr als Licht und zartes Grün der Mai,
„daß Glück und Schmerz und Hoffnung und Verlangen
„in jedem Halm, in jeder Blume ſey.
„Nur Liebe kann dem Herzen Kunde geben,
„es wohn' ein Geiſt, ein Gott in allem Leben!“

Daran, daß die längſt geliebte Lina meine zarte Neigung erwiedern werde und einſtens meine theure Gattin ſeyn wolle, ſtieg auch nicht der leiſeſte Zweifel in mir auf. Konnte ich ihr doch, neben dem glühenden Herzen, ein angenehmes — wenn auch nicht glänzendes — Loos bieten. War ich doch jedes Inſtrumentes mächtig und nach dem Urtheile der Kunſtverſtändigen kein unbedeutender Violinſpieler; als ſolchen, hatte mich ſogar ein berühmter Virtuoſe, bei deſſen Concert in der Vaterſtadt ich neben ihm ſpielte, höchlich belobt; auch waren ſelbſt meine kleinen Compoſitionen von dieſem anerkannten Meiſter als gelungen bezeichnet worden. Auch meine Harfnerin behandelte ihr Saitenſpiel mit eben ſo viel Fertigkeit als Kraft; was ihr an Zartheit und Präciſion noch abging, mogte ſie durch meine Unterweiſung noch erhalten: wir Beide konnten alſo leicht in den Mittelſtädten Deutſchlands als Concertgeber auftreten. Im ſchlimmſten Falle durfte ich darauf rechnen, bei dem Oheim, ſo lange es mir gefiel, als Gehülfe zu bleiben und ſodann ſein Amt antreten, auf das er mir bereits in einer Stunde guter Laune die Anwartſchaft — doch unter der Bedingung, daß ich meinem Leichtſinne entſage — gegeben hatte; indeſſen lüſtete mich nach der Stelle nicht, da ich die Schwingen nach den höheren Regionen des geſelligen Lebens ausbreitete; indeſſen war und blieb ſie ein Stützpunkt meiner Hoffnungen, wenn alles andere fehlſchlagen ſollte.

Eines war allerdings zu beſorgen: nemlich daß der Oheim mein Begehren in dieſer Angelegenheit einen neuen Beweis meiner Tollköpfigkeit ſchelten und ſich demnach beharrlich weigern werde, mir ſeine Einwilligung zur Verbindung mit dem Harfenmädchen, gegen das er theils von Brodneid, am meiſten aber von allgemeinem Vorurtheile über deſſen Sittlichkeit, eingenommen war, zu ertheilen; aber dieſen Berg ebnete meine Hoffnung zum kleinſten Maulwurfshügel, und das gelobte Land Hymens lag offen vor mir.

Wann hätte feurige Jugendliebe je eine ſolche Verſagung für ein weſentliches Hinderniß gelten laſſen? wann wäre ſie in ſolchem Streite mit den Einſprüchen der Verwandten nicht Sieger geworden? Zudem war dieſer Oheim zwar ein Polterer, doch ſo gutmüthig, wie ein Theater-Onkel, davon ſprachen tauſend Beweiſe; am Ende mußte er — darauf durfte ich zählen — doch zu meiner Bitte Amen ſagen.

Mein Phantaſus trug mich raſch an das fernher leuchtende Ziel.

„Mein Auge ſah den Himmel offen,
„es ſchwelgt' das Herz in Seeligkeit.
„O, daß ſie ewig grünen bliebe,
„die gold'ne Zeit der jungen Liebe!"

Die geſammte elegante Welt ſchien heute auf der Wanderung im Park zu ſeyn. In großer Zahl zogen wirkliche und eingebildete Schönen zu Wagen und zu Fuß an mir vorüber; mein Blick muſterte, der Vergleichung mit Carolinen wegen dieſe Sterne, und fand heute ſtatt leuchtender Himmelskörper nur Nebelflecke, wenn jene im Sonnenglanz der Reize ſtrahlend daſtand; nirgends entdeckte ich der Harfnerin hohen Wuchs und edle Haltung, nirgends ihr Engelköpfchen mit dem ächtgriechiſchen Profil, dem holden Antlitz, den regelmäßigen Zügen, den freundlich blauen Augen, Roſenwangen und goldenen Locken, nirgends die Glorie der Jugendfriſche und lieblicher Fülle; hier war nur Gewöhnlichkeit, leerer Schein und Kunſt, dort Wahrheit und Natur; nur ſie umgab der Sternenſchein holder Weiblichkeit, nur um ihr Haupt wand ſich der Strahlenkranz der Schönheit und bezaubernder Anmuth.

Dieſe befand ſich bereits in wohlgefälliger Thätigkeit, als ich in Pauly's Garten trat, ſüße Klänge begrüßten mich; die Gäſte horchten, die Männerwelt genoß ſchauend, lauſchend und Alle zollten lauten und ſtillen Beifall dem Harfenmädchen, deſſen Spiel hier bekannt und geſchätzt war; die Künſtlerin aber verwandte kein Auge von ihrem Saitenſpiel und fruchtlos ſtrebten die Blicke der Jünglinge, den ihrigen zu begegnen. Jetzt aber ſah ſie auf, und erblickte mich, da färbte ein höheres Roth ihre Wange. In dieſer holden Röthe fand ich die Bürgſchaft ihrer Gegenliebe und pries mich ſeelig.

Es begann ein wenig zu regnen, ein Theil der Geſellſchaft flüchtete, ſamt der Harfnerin, in die ſchützende Bedachung des Winterſaales, auch ich begab mich um Carolinens willen dahin. Beim Eintritt lächelte mir mein Abbild dort im hohen Spiegel zu; ich muſterte jetzt ſorgfältiger als je meine Geſtalt und fand mit Wohlbehagen, daß ſie den Bildner pries. Ein neuer Narciß, fand ich in mir einen liebenswürdigen Jüngling, und daher auch den Umſtand ganz natürlich, daß Lina's Blick mir zärtliche Zuneigung geſtand, daß ſie meine Hand beifällig drückte. „Es kann nicht fehlen," ſagte ich, verſtohlen nach dem ſchmeichelnden Glaſe ſchauend; „ſolch einem Aeußern widerſteht ſie nicht. Ha, ich ſehe es; ich habe, wie Ferdinand von Walter, den Feuerbrand in das friedſame Herz der lieblichen Muſikmacherin geworfen, und er wird nimmer verlöſchen, was mir ſehr angenehm ſeyn ſoll!"

Lina ſammelte jetzt die freiwilligen Beiträge ein, ich legte mein einziges Thalerſtück planmäßig auf das Blatt und nahm dafür den bedeutenden Dankblick des freundlichen Auges beſcheiden in Empfang.

Die Geſellſchaft ward zahlreich, die Unterhaltung laut und luſtig; eine Anzahl munterer Männer, vom frohen Mahle aus der Stadt kommend, fand ſich ein. Das Geräuſch ſagte meiner heutigen Stimmung nicht zu; ich ging hinweg, nachdem ich der Geliebten mit ſtummem Wink ein Lebewohl geſagt hatte, doch auch ein anderer Grund bewog mich zur Entfernung. Amor fährt mit Tauben, und die Tauben haben Schwingen. So wollte auch ich zu meinem Ziele fliegen; die Traute ſollte möglichſt bald wiſſen, daß ſie in meinem Herzen herrſchend walte, ich wollte ſo ſchnell als thunlich ſicher wiſſen, ob bei ihr ein Gleichfalls ſtatt finde; ſchon hatte ich bei dem Spaziergange überlegt, wo wie und wann ich mich ihr erklären ſolle und endlich ausgefunden, daß dies am füglichſten noch heute geſchehen könne. Sie mußte vor Abend nach der Stadt zurückkehren, und ich beſchloß, im Gebüſch am Wege ihrer zu harren und — wenn ich, wie zu hoffen ſtand, mit ihr zuſammen traf — dem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Unter den Bäumen herumwandelnd, begegnete ich dem Baron von Ganz, der, ein angeblicher Kenner und Dilettant der Tonkunſt, unſer Haus recht oft beſuchte, und als Bekannter mich deshalb jetzt anredete; aber dieſer lange, hagere Freiherr war bei dem großen Mittageſſen in der goldenen Krone ſichtbarlich zugegen geweſen und hatte ſich dort, ſeiner Gewohnheit gemäß, berauſcht, weshalb mir das Zuſammentreffen mit ihm für den Augenblick nicht erfreulich war; dennoch war ich dem Mäzen Rückſichten ſchuldig, die er auch vorzugsweiſe durch ſeine gutherzige Freigebigkeit verdiente. So hielt ich eine Zeitlang bei ihm aus.

Geſprächig, wie er in dieſen Stunden nach Tiſche ſtets war, erzählte er mir, daß er geſtern von dem benachbarten Gute eines Verwandten im Orte angekommen ſey, heute bei einem hieſigen Handelshauſe Gelder gehoben, nach Tiſche in der Krone beim Pharao eine namhafte Summe gewonnen habe und im Begriff ſtehe, für einen der nächſten Tage hieſelbſt ein glänzendes Concert zu arrangiren, wozu er meinen Rath und Beiſtand begehrte; doch ich entſchuldigte mich für heute mit heftigem Kopfſchmerz, wünſchte die Berathung bis morgen ausgeſetzt, ſagte meine Mitwirkung bei dem Tonſpiele zu, machte mich mit guter Art von dem redſeeligen Trunkenbolde los, und ſchlug einen Seitenpfad ein, ihm zu entkommen, kehrte jedoch bald wieder nach dem Hauptgange zurück, wo ich ſpähend auf und nieder wanderte.

Die Dämmerung war bereits eingetreten und die Erwartete ließ ſich noch immer nicht finden; man mußte ſie bei Paulo's ungewöhnlich lange aufgehalten haben. Ungeduldig, unmuthig ſelbſt, nahm ich jetzt den Weg nach dem Thore und kehrte nach Augenblicken wieder nach der entgegen geſetzten Richtung zurück.

Endlich kam eine weibliche Geſtalt des Weges von Pauly's Garten her gegangen, als ſchon der Park faſt gänzlich verödet war; ich glaubte meine Herzgeliebte in der Geſtalt zu erkennen, und ſchritt eiliger auf ſie zu; aber ehe ich noch zu ihr gelangte, trat ein Mann aus dem Gebüſche hervor, der Kommenden den Weg ſperrend.

Näher gekommen überzeugte ich mich, daß der ihr fremde Mann ſie mit kecker Gewalt in ſeine Arme zu ſchließen ſtrebte; ich vernahm den Angſtſchrei, mit welchem die Erſchreckte zurück fuhr.

Er forderte Küſſe, ſie bat ausweichend um Schonung: das war Carolinens Stimme, an den halbgelallten Aeußerungen erkannte ich den Baron Ganz; ich bebte vor Entrüſtung über die Gewaltthat an meiner Theuren; und als er jetzt Drohungen ausſtieß, ſie ungeſtüm umſchlang und Lina angſtvoll um Hülfe rief, da ſchwand jede Bedenklichkeit;

von gerechtem Zorn entbrannt, ſprang ich hinzu, riß jetzt den Bedränger von ihr los und ſchleuderte ihn mit ſtarkem Arm weit fort in das Gebüſch; er ſtürzte wie ein geſchnellter Froſch zu Boden, während ſeine Haarhaube an meinen Fingern, wie eine Trophäe, hängen blieb.

„Seyn Sie ganz ruhig!“ tröſtete ich die Athemloſe. „Gern begleite und beſchütze ich Sie, liebe Nachbarin!“ So bot ich ihr den Arm; erfreut, daß eine ſolche Gelegenheit mir kam, ihr zu nützen, mich im vortheilhaften Lichte zu zeigen und ihr Beſchirmer zu ſeyn.

Sie hatte mich anfangs im Bangen nicht ſogleich erkannt; jetzt nannte ſie meinen Namen, dankte mir mit Herzlichkeit für ihre Rettung aus Angſt und Gefahr, und nahm traulich meinen Arm, während der berauſchte

Freiherr ſich brummend am Boden wälzte und fruchtlos aufzuſtehn verſuchte.

Verlegen, wie ich nun den Uebergang auf meine wichtigſte Angelegenheit bewirken ſolle, ging ich ein paar Schritte neben ihr her; doch in demſelben Augenblick bot ſie ſelbſt mir dazu die günſtigſte Gelegenheit, als ſie nach einem kurzen erholenden Schweigen mich verbindlich anredete.

„Es ſcheint, als ſey es Beſtimmung, daß Sie mir faſt ſtündlich neue Verpflichtungen auflegen müſſen!" ſagte ſie mit ſanftem Tone, als wir Arm in Arm weiter gingen.

Heil mir, entgegnete ich, wenn mein Schutzgeiſt mich oft zu dem ihrigen macht! Mir könnte nichts Erfreulicheres begegnet ſeyn.

„So wächſt meine große Schuld mit jedem Augenblicke," fuhr ſie fort: „wie ſoll, wie kann ich dem Freunde, dem Wohlthäter, Warner und Befreier auch nur zum Theil vergelten?“

Der Eigennutz handelt nie vergebens, und ich bin höchſt eigennützig, verſicherte ich, auf meine Sache einlenkend; wer dem Reichen kleine Dienſte zu leiſten zufällig vermag, rechnet dafür auf hohen Lohn. So ich. —

O, ſpotten Sie des ärmſten Mädchens nicht! bat ſie.

J. Spott? Er iſt mir fremd. — Was gäben Tauſende Ihrer Schweſtern für die Schätze des ärmſten Mädchens? —

S. Lohne Ihnen der Himmel und Ihr Bewußtſeyn?

J. Wer nur wünſcht, wo er ſelbſt gewähren kann, dem iſt's kein Ernſt mit dem Geben. Sie ſprachen eben von Vergeltung: wohlan, ich nehme Sie beim Wort, und fordere die höchſte, herrlichſte Vergeltung. Saroline. Sollte es Ihnen ein Geheimniß geblieben ſeyn, daß mein Herz dem ihrigen zuſtrebt, daß ich längſt Sie eben ſo innig liebe, als ich Sie im Gefühl Ihrer Reinheit, Ihres Werthes verehre? Glücklich ich, wenn Sie dieſe tadelloſe Empfindung billigen; aber ſeelig will ich mich preiſen, wenn Sie mir nur den tauſendſten Theil der zärtlichen Zuneigung zu weihen vermögen, in der mein ganzes Weſen für Sie glüht —

S. (mich unterbrechend.) O, reden Sie nicht weiter, Herr Stimming, ich bitte recht ſehr — Wahrlich, es ſchmerzt mich tief, Sie um Schweigen über dieſen Gegenſtand erſuchen zu müſſen; aber die Nothwendigkeit gebietet: darum gewähren Sie mir Schonung!

Befremdet fragte ich: Sie wollen mich nicht hören? —

S. (ernſt und feſt.) Ich darf nicht.

J. Auch dann nicht, wenn die redlichſte Abſicht mir dies Geſtändniß, dieſe Bitte in den Mund legt? auch dann nicht, wenn ich mit dem ſchönen Herzen auch die liebe Hand erbitte?

S. Auch dann nicht, und um ſo weniger, je redlicher die Abſicht iſt, woran ich ohnehin bei einem ſo edlen jungen Manne nicht zweifeln kann; ich ſehe mich gedrungen, Ihre Rede ſolcher Art zu unterbrechen, wenn ich Ihnen ſpäterhin eine noch unangenehmere Empfindung erſparen will. Was ſoll ich noch hinzu ſetzen? — Bei dem Himmel, der in mein Herz ſchaut, ich ſchätze Sie, ja, ich verehre Sie, wie Sie es an mir verdienen; in jeder anderen Lage als die meinige würde die Dankbare Ihr ehrenvolles Geſtändniß freudig empfangen und — ja, laſſen Sie mich Alles ſagen — freundlich erwiedern; doch die Verhältniſſe —

Welche Verhältniſſe könnten das anſcheinend freie Mädchen zu ſolcher Härte zwingen? forſchte ich empfindlich, indem ich dieſen Grund für einen Vorwand, für eine leere Ausflucht nahm.

„Verkennen Sie mich nicht!“ bat ſie mit leiſer faſt gebrochener Stimme „O, ſeyn Sie gütig wie bisher!“

Bei dieſem Begehren lachte ich bitter auf, meine Eitelkeit war verwundet, mein Selbſtvertrauen erſchüttert. Vortrefflich! rief ich aus. Ich ſoll ſo gütig ſeyn, das Glück Ihres Beſitzes nicht zu wünſchen! Sie ſtreben entweder den Leichtgläubigen, zu Gunſten eines Dritten, mit ſüßen Worten abzuſpeiſen, oder Sie ſind überhaupt nicht, was Sie ſcheinen!

Jetzt ſtand ſie ſtill und ſah hinauf an die Wolken, der Mond ſchien durch deren Zwiſchenräume, ich ſah ſein Bild in den Thränen die des Mädchens Auge füllten.

Zwiſchen Rührung und Zorn getheilt,

ſtand ich neben dieſem. Sie wandte ſich gegen mich nach einem kurzen Schweigen, und ſagte mit ſichtbarer Bewegung: „Hören Sie mich an. Ich bin — Sie ſind der Erſte, der es erfährt — ich bin nicht frei, wie Sie wähnen, bin die Verlobte des Wundarztes Menz, bin ſeine Braut!“

Das Wort erſchütterte mich mächtig, ſo unwillkührlich als raſch löſete ich meinen Arm von dem ihrigen, und fragte, einen Schritt zurückweichend. Des blaſſen oder vielmehr graugelben Mannes, der Ihr Vater ſeyn könnte?

„Seine Braut!“ wiederholte ſie mit dumpfer Kälte. „Er war und iſt der Arzt meiner Mutter, ihr Retter, denn er kämpfte mit dem Engel des Todes um ihr theures Leben; er wachte — ſelbſt körperlich nicht ſtark — an ihrem Lager, als ſie im Hinſcheiden lag und meine Thränen ſchon um ſie als eine Todte floſſen; aus eigenen Mitteln ſchaffte er ſpäterhin die belebenden Heilmittel, ſamt Wein und ſtärkender Nahrung herbei.“ —

„Am Ziel der Heilung trat er mit dem Wunſch eines ehelichen Vereines unter uns hervor; die Mutter, die durch ihn erhaltene Mutter, war zugegen, ſie nannte eine ſolche Verbindung eine Verſorgung für ſich und mich, und ſtützte ihre ſchönſten Hoffnungen auf dieſe. Da machten Hochachtung, kindliche Liebe und Dankbarkeit mich bereit; einwilligend reichte ich der Mutter die Hand, ſie legte die Braut an das Herz des Achtungswerthen und weihte ſeegnend, mit Gebet unſern Bund, den ich ſchloß, um der theuren Frau ein ſorgenfreies Alter und eine ruhige Todesſtunde zu ſichern. Jetzt wiſſen Sie Alles, und können mich nicht tadeln!“

Mein Kopf brannte wie im Fieber, das Herz ſchlug bange, mein Blut wallte. So plötzlich alſo war mein ſüßer Traum zerronnen, die bunte Seifenblaſe meines Wahns

zer-

zerplatzt, dem Crösus die Maſſe der Schätze entriſſen, der nackte Bettler reicher als ich. Und doch: was konnte ich ſagen, was thun?

Verdutzt, in ſtummer Verzweiflung, ging ich mit gefalteten Händen neben ihr her, der Räuberin und Geraubten in einer Perſon.

„Herzlich betraure ich, „ſprach dieſe mit dem milden Tone der Theilnahme," daß eben ich, die Ihnen ſo Viel verdankt, die ſchuldloſe Veranlaſſung Ihres Kummers ſeyn muß, aber Sie ſind gut und die Tugend giebt Muth und Kraft. Sie werden ein anderes Mädchen, Ihrer würdig, finden, mich vergeſſen und ruhig, glücklich ſeyn. Was mich betrifft, ſo wiederhole ich, daß Sie mir werth, ſehr werth ſind, und ich unter anderen Verhältniſſen Ihren Antrag als kein geringes Glück beachtet haben würde; doch es darf nicht ſeyn und mein Pflichtgefühl erhebt mich über fruchtloſe Entwürfe und zerſtörende Kämpfe.“

Noch war ich keines Wortes mächtig und nur ein Seufzer von ſchwerſtem Caliber zeugte von meiner Zerknirſchung, meinem Grimm und Schmerz.

Wir ſtanden am Thore.

„Hier müſſen wir uns trennen, für immer trennen!“ verſicherte Caroline. Ein Nachtrag, der die wichtige Mittheilung würdig krönte. Verlegen, zürnend und doch kleinlaut forſchte ich. Hier? Und für immer? Warum hier? warum für immer?

„Darum muß ich mindeſtens Sie bitten,“ entgegnete ſie mit freundlicher Feſtigkeit. „Hier, denn innerhalb der Ringmauer droht mir kein Anfall, gegen den ich Ihren gütigen Schutz in Anſpruch nehmen dürfte, wie im Park, und man darf mich nicht in Ihrer Geſellſchaft finden; mein Bräutigam und die Welt urtheilt mit Recht nach dem Schein, und Beide dürften daraus Argwohn ſchöpfen; für immer, ſagte ich, weil ich heute zum letztenmale als Harfenſpielerin öffentlich erſcheine; ſo will es mein Verlobter, und am Sonntage findet das kirchliche Aufgebot ſtatt. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Sie: ſuchen Sie mich nicht auf, vermeiden Sie mich, folgen Sie mir nicht nach, wenn — wie ich hoffe — meine Ruhe, mein Heil Ihnen etwas gilt. Schonen Sie meinen guten Namen, mein einziges Gut. Verſprechen Sie mir Gewährung!"

Die Forderung war hart und ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Schweigend, verdüſtert, mit Achſelzucken ſah ich zur Erde.

„Gewiß, Sie werden mir wohlwollend antworten," ſagte ſie nach einer Weile ſchmeichelnd.

Eine Frage zuvor! ſprach ich. Sie lieben Ihren Bräutigam nicht? —

„Ich ehre ihn herzlich!"

Und ſind mir gewogen?

„Wie die Schweſter dem Bruder!"

Grauſame! ſeufzte ich — Gut. Sie wollen, daß ich Sie meide und es ſoll geſchehen, meinem blutendem Herzen zum Trotz ſoll's geſchehen; von heute an weiche ich Ihnen aus und will den Zufall ſeegnen, wenn er Sie mir nicht in den Weg führt.

„Von Herzen danke ich Ihnen, und werde ſtets mit innigſter Hochachtung des edlen Jünglings gedenken!" verſicherte ſie, mir die Hand reichend. „Leben Sie wohl!"

Das Scheidewort griff mir in's Herz, ich fühlte mich von Wehmuth übermannt und aufgelöſt, weinend küßte ich die dargebotene Rechte; ſie neigte ſich ſchweigend, aber mit mildem tröſtenden Blick, über mir.

Da erfaßte mich der Augenblick mit Allgewalt: der Gedanke: daß die Theure mir zum erſtenmale und Ach! auch zum letztenmale ſo nahe war, verdrängte jede Rückſicht, jedes andere Bewußſeyn; der Liebe Schmerz betäubte mich, ich umfaßte den zarten Leib mit Rieſenkraft, drückte ſie an meine Bruſt und einen feurigen Kuß auf ihre ſchönen Lippen. Es war ein Augenblick, und ehe ſie daran gedacht, brannte mein Kuß auf ihrem Munde.

„Was thun Sie, Ferdinand? Hinweg!" rief ſie laut und ſichtbar zürnend, löſte ſich raſch und kräftig aus meinen umſtrickenden Armen und eilte durch das Thor in die Stadt; ich aber blieb, von Wonne und Leid bedrängt, draußen ſtehen und ſah der Scheidenden ſehnſüchtig nach, bis Dunkel und Ferne ſie meinen Blicken entzogen."

„Den hätte ich weg!" ſagte ich mir leiſe. „Aber die Holde zürnte dem Gewaltthätigen, doch —

„Könnt' ich dieſes Herz verhärten,
„das der Himmel fühlend ſchuf?"

Aus einer ſchmerzlich ſüßen Betäubung erwachend, fühlte ich mein Auge von Thränen genäßt und griff, es zu trocknen, nach dem Tuche, ſtatt deſſen aber zog ich die Perücke des Barons hervor, die ich nach Lina's Befreiung in der Begeiſterung des Schutzengels der Geliebten in die Taſche geſteckt hatte.

Natürlich gedachte ich dabei jetzt des Beſitzers, der noch vielleicht hülflos und kahlköpfig auf feuchter kalter Erde lag, wo ich ihn gewaltſam gebettet hatte. Die Haartour, ſein Eigenthum, mußte er wieder haben; auch war ich ohnedies ihm für manchen Beweis ſeiner Gutherzigkeit und Freigebigkeit verpflichtet: endlich ſchien es mir billig, ihm nach der Wehthat durch meine Erſcheinung wohlzuthun, damit ich einſt eine Gegenrechnung bei ihm haben möge. Zudem verdiente ja die That des Trunkenen Entſchuldigung.

So lenkte ich die Schritte wieder nach dem Park und zu der Stätte ſeiner Niederlage.

Bei Lunas Schein fand ich den Guten in tiefem Schlafe, ich weckte den Schnarchenden, ſtülpte den Haarſchmuck auf des jungen Greiſes Haupt, hob ihn von dem feuchten Raſen empor auf die Füße und erbot mich, ihn aus der Abendkühle und Finſterniß hinweg nach der Stadt in ſeine Wohnung zu bringen; dies Erbieten nahm er dankbar an und ich that, wie ich verheißen.

Auf dem Wege forſchte ich vorſichtig bei ihm nach der Urſache ſeiner Einſamkeit und der ungewöhnlichen Raſt, und ſiehe, es fand ſich, daß er ſich durchaus nicht beſinnen konnte wie er dorthin auf den Boden gekommen ſey; ſpäterhin erinnerte er ſich dunkel und erzählte mir, (drollig genug) daß ihm die ſchöne Harfenſpielerin begegnet ſey und er ſie habe im Scherz küſſen wollen; da wären ihm jedoch plötzlich mehrere baumſtarke Männer in den Rücken gefallen und hätten ihn zu Boden geworfen, worauf er wahrſcheinlich entſchlafen ſey. Er dankte mir — der ſich insgeheim des glücklichen Incognitos freute — ſehr verbindlich für die Erweckung wie für die Begleitung, und reichte mir, als ich ihn in ſein Zimmer geführt hatte, fünf Dukaten als Belohnung für alles Gute, das ich, wie er äußerte, ihm heute erwieſen hatte.

„Sie fühlt nur Dankbarkeit und kalte Achtung für Menz, ich aber bin ihr werth, ſehr werth. Das hat ſie ſelbſt geſagt," flüſterte ich mir zu, als ich mich in der Geſpenſterſtunde auf mein Bette warf; „ſie würde, ſprach ſie, meinen Antrag als ein Glück betrachten, wenn jenes Verhältniß ſie nicht feſſelte. O, ſie liebt mich, da iſt kein Zweifel. Ihr Blick, ihr Wort, Ton und ganzes Weſen verbürgt mir ihre Zärtlichkeit. Iſt aber jenes Band unauflöslich? ewig? Kann ſie es nicht trennen? ich die lockeren Fäden des ſchwachen Gewebes nicht zerreißen? Sie iſt ſich ſelber der Nächſte, ich bin es mir, was kümmert mich der alte, graugelbe Nebenbuhler? Wird Lina nicht zurück treten, wenn ich, der jünger als Menz und ziemlich hübſch und angenehm iſt, ich, dem ſie auch Dank ſchuldig zu ſeyn glaubt, ich, den ſie im Stillen liebt, Ernſt und Beharrlichkeit zeige? Ich kann ja auch, ſtatt des Pflaſtermannes, der Verſorger ihrer Mutter ſeyn; ich kann den Patron aufreizen, bedrohen, verdrängen, verjagen."

„Ja, verſuchen will ich es!" rief ich muthvoll. „Laß ſehen, wie weit ich es bringe! —

Zwar gelobte ich ihr, Sie zu vermeiden, doch, das war eine raſche Thorheit, Lina iſt ein Mädchen und am leichteſten verzeiht Liebe und weibliche Eitelkeit die Vergehungen aus überſchwenglicher Zärtlichkeit. Nein, ich kann mein Wort nicht halten. Noch oft will ich die Holde ſehen, noch oft mich ſonnen an ihrem Blick und neuen Lebensmuth einathmen in ihrer Nähe. Grollt ſie mir darob, iſts nur zum Schein, iſts nicht ihr Ernſt, denn ſie liebt mich, wie ich ſie. Wohlan denn, ſo will ich ihren bejahrten, unſchönen Bräutigam necken, peinigen, bis der Eiferſüchtige das Opfer aufgiebt. Iſt ſie von ihm erlöſt, wird Lina die Meinige: das hat ſie ſelbſt mir angedeutet. Ha, um dieſen Preis kämpfe ich gegen Löwen und Drachen, die tauſendmal ſchwerer zu beſiegen ſind als liebeskranke Stadtchirurgen in den Vierzigen. So ſey es!"

Der nächſte Tag war zum Beginnen der Ausführung des Beſchluſſes beſtimmt.

Der jungen Nachbarin Zimmer befand ſich, dem meinigen gleich, unter dem Dache; ihr Giebelfenſter ſah auf das meinige und nur ein Raum von etwa neun Fuß lag zwiſchen den Häuſern: hierauf war mein Plan berechnet. So oft ſie an ihrem Fenſter erſchien, wollte ich an dem meinigen ſie begrüßen, anreden, durch ſüße Worte, die meine Beleſenheit mir eingab, ihr Wohlgefallen mehr und mehr gewinnen; daß ſie mir freundlich antworten werde, wenigſtens am Ende, wurde, im Geiſte der erwähnten Logik, vorausgeſetzt; aber auch außer dem Hauſe war ich entſchloſſen ſie aufzuſuchen, ihr zu folgen; ſo ihrer Eitelkeit und meinem ſehnenden Herzen zu ſchmeicheln und zugleich den alten Freyer mißtrauiſch, eiferſüchtig zu machen. Daß er es werden müſſe, konnte, wie ich meinte, nicht fehlen. Sah er auf meine blühende, kraftvolle Jugend, auf meine gelungene Geſtalt, und verglich ſein Aeußeres, ſein ſchwächliches Alter damit, mußte ihm nothwendig der Muth entfallen.

Als ich am nächſten Morgen an das Fenſter trat, ſah ich vergebens hinüber nach der Nachbarin Kammer; die Bewohnerin ward nicht ſichtbar, aber ihr Fenſter war geöffnet.

Ein Gedanke flog mir durch das Gehirn, den ich, als in meinen Entwurf einſchlagend, feſt hielt; ich konnte der Holden ſchriftlich meine Empfindungen ſagen und dieſe Worte auf dem kurzen graden Wege an die Behörde bringen. Eilends ſetzte ich mich an den Tiſch, ſchlug drei Stück von den Dukaten des Barons in ein Papier, ſchrieb auf einen ſeidenen Briefbogen zierlich hin, was ich ſchnell erſonnen, und las, als ich geendet, ſelbſtgefällig mir den Inhalt vor:

„Die Einlage iſt“ — ſo lautete die Zuſchrift — „zur beſſeren Verpflegung ihrer

„theuren Mutter beſtimmt, die der Himmel lange erhalten wolle! Geſtern gab ich, geliebtes Mädchen, Ihnen vorſchnell ein Verſprechen, das ich — vergeben Sie mir! — ſchon tauſendmal bereuete und nicht zu halten vermag, da ſich mein liebend Herz dagegen empört. Welcher Raſende könnte wohl ernſtlich geloben, den lichten, wärmenden Sonnenſtrahlen auszuweichen, oder des Frühlings reine Himmelsluft nicht einzuathmen? Wie wenig aber iſt Lenz und Sonne gegen Ihren Reiz, Holdſeelige! Mein raſches Gelübde war eine Läſterung Ihrer Liebenswürdigkeit, ein Verbrechen an meiner Liebe, die mich ſo glücklich, ſo ſeelig macht. Nein, ich widerrufe hiemit feierlich, was ich in Uebereilung verſprach. Oft noch wird mein Herz mich — auch wenn ich es anders wollte — in Ihre holde Nähe ziehen, denn mein Leben hängt nur an Ihrem Blick. Hadern Sie darob nicht mit mir, ſondern

„mit dem hohen Bildner, der Sie ſo engelhaft
„und mich ſo empfänglich für das Gute,
„Schöne und Beſte dieſer Erde, meine Seele
„zur Wahlverwandtſchaft mit der ihrigen
„ſchuf — Nehmen Sie die kleine Summe
„wie dieſe Zuſchrift huldvoll auf. Ihre Antwort
„bringt Wonne oder Verzweiflung, Leben
„oder Tod Ihrem ewig treuen Ferdinand."

Jetzt ward dieſes Schreiben um die Dukaten gewickelt; ein Wurf durch das geöffnete Fenſter drüben, und das Päckchen lag in Linas Kammer am Boden.

Bald darauf ſah ich dort im Hintergrunde die Thüre aufgehen und Caroline herein treten; ich zog mich eiligſt vom Fenſter zurück und lauſchte mit klopfendem Herzen auf den Erfolg. Alles-ſtill; nur einmal war es mir, als hörte ich dort drüben ſeufzen.

Noch horchte ich, als eine Viertelſtunde entwichen war. Da flog ein Körper zu meinem Fenſter herein und fiel klirrend zu Boden; dem Aeußern nach ein Briefchen nebſt Einlage, aber ich durfte die Sendung nur betrachten, nicht nehmen, und in der Vorausſetzung, daß die correſpondirende Nachbarin noch am Fenſter ſey, verhielt ich mich noch eine Weile ruhig; nach einigen Augenblicken aber ſchauete ich, auftauchend, nach jenem Fenſter hinüber, es war jetzt verſchloſſen, das Rolleau niedergelaſſen: ein bewölkter Himmel!

Das Päckchen ward aufgehoben; ein anderes Papier war um meine Zuſchrift, die hier zurückkam, gewickelt; ich löſte die Hülle ab und fand Schriftzüge von der Geliebten Hand.

„Nach dieſem offenen Bekenntniſſe Ihres Unbeſtandes“ — las ich — „darf Ihr „Gold auf keinen Fall in meinen Händen „bleiben. Zudem verſorgt der künftige Sohn

„meiner Mutter ſie ſchon jetzt in dem Maaße,
„daß jede fremde Hülfe entbehrlich iſt. Uebri-
„gens bemerke ich, daß ich am morgenden
„Tage mit Herrn Mentz vor den Trau-Altar
„trete. Wenn Sie wirklich, wie ich gern
„glauben mögte, vom Herzen aus gut ſind,
„werden Sie heilige Rechte und Pflichten ge-
„bührend ehren, im anderen Falle aber die
„Strafe der Geſetze und die Verachtung der
„Beſſeren fürchten. Caroline."

Eine bündige Abweiſung, die das Kartenhaus meiner Hoffnungen über den Haufen warf, meine Logik erſchütterte und einen breiten, ſchwarzen Strich queer durch meine Rechnung zog.

Daß die Geliebte mir nicht flugs in die Arme ſinken werde, hatte ich eben ſo wenig als den Fall eines hundertjährigen Baumes auf den erſten Hieb erwartet. Aber: morgen ſchon ihre Verbindung mit dem Graugelben? morgen ſchon die ewige Trennung von mir

voll-

vollzogen? — „Unmöglich!“ rief ich faſt weinend aus. „Und doch mag ich es nicht hindern, kann in dieſer Spanne Zeit nichts dagegen thun!“

Fruchtlos folterte ich mein Gehirn, vergebens rief ich meinen Phantaſus um eine Erfindung an, die mir ſo furchtbare Vermählung der Einzigen zu hintertreiben, eine Friſt für weitere gedeihliche Unternehmungen zu gewinnen.

Von tauſend Plänen war auch nicht ein einziger ausführbar; überall thürmten ſich Gebirge von unüberſteiglichen Hinderniſſen, allenthalben fand ich eine Unzahl von Schwierigkeiten, die nur dem Horn des Elfenkönigs weichen mogten; ich aber war kein Huon, und kam mir ſelbſt ſo erbärmlich vor, als hätt' ich links und rechts ein Horn am Kopfe, das nicht von Oberon abſtammte.

Erſt am Nachmittage, als mich der Baron, den ich verſprochenermaaßen beſuchte, mit einer Flaſche feurigen Elfer-Weins gekräftigt, mein Blut in Wallung, meinen Geiſt durch dieſen Geiſt in Spannung verſetzt hatte, fand ich leicht ein verwegenes Mittel aus, dem Bräutigam die Treue und Sittlichkeit der Braut verdächtig und folglich ihn von ihr abwendig zu machen.

Er ſollte ſich von Carolinen und durch mich betrogen wähnen und in dieſem Wahne vor der Trauung mit ihr brechen.

Wer im Ernſte behauptet, Armuth ſey kein Unglück, kennt Welt und Menſchen nicht; ſie iſt an ſich keines, wenn feſte Grundſätze ſie adeln, wenn hohe Reinheit den Dürftigen zum Selbſtbeherrſcher erhebt; das größte, weſentlichſte aber für den Schwankenden, denn hier entſcheidet ſie über ihn auf immerdar, und bietet aus Bedürfniß dem Vergehen, ja dem Verbrechen ſelbſt. zuvorkommend die Hand. So in meinem jetzigen Falle.

Leicht fand ich einen vertrauten Helfershelfer, der um den Preis von zwei Dukaten für mich durchs Feuer zu gehen ſchwur, und noch lieber dem Wundarzt im Laufe dieſes Tages im Namen eines ungenannten aber angeblich treuen Freundes die ſchriftliche Hiobspoſt zugehen laſſen wollte, daß ich längſt mit der jungen Nachbarin im lichtſcheuen Liebesverſtändniß ſey und oft bei nächtlicher Weile aus meinem Kammerfenſter in ihr Schlafgemach ſteige, um dort an ihrer Bruſt zu ruhen, was wahrheitgemäß dem Verlobten vor ſeiner Vermählung zur Warnung und eigenen Prüfung mitgetheilt werde.

Menz war als ein ehrliebender Mann von achtbaren Grundſätzen gekannt, und ſo ließ ſich mit Beſtimmtheit auf die Wirkung eines Kunſtgriffs rechnen, der zwar nicht neu, ſondern bereits ſelbſt auf den Brettern, die

die Welt bedeuten (zum Beiſpiel in Kabale und Liebe), angewandt war, der aber hier den ſicherſten Erfolg verhieß.

Mein Vertrauter war ein vormaliger Muſiker, aber jetzt, ſeit er an der linken Hand erlahmte, der ärmſte Mann im Orte; Gatte eines kranken Weibes und Vater von ſechs unerzogenen Kindern, nährte er ſich ſammt Familie aus dem Stegreife, indem er hie und da Noten für den Oheim und Acten für die Rechtsgelehrten abſchrieb, als Zeitungs- und Zettelträger galt, und ſich als Bote in die Umgegend verſenden ließ.

Ihn ſuchte ich in ſeiner halbverfallenen Hütte an der Mauer auf und fand ihn ſogleich bereit, mir gegen beſagten Lohn den weſentlichen Dienſt zu leiſten. Er ſchrieb mit verſtellter Hand den anonymen Warnbrief, und ſein neunjähriger Sohn, der in der Stadt gänzlich unbekannt, wurde angewieſen, ihn zu einer Zeit, da der Chirurgus immer außer Hauſes war, in deſſen Wohnung zu tragen, der Magd zur ſicheren Beſtellung zu übergeben, im Fall der Nachfrage den Abſender als einen Unbekannten zu bezeichnen, ſich einen fremden Namen beizulegen, und eiligſt wieder aus dem Hauſe zu entfernen.

Alles dies ward glücklich und unentdeckt ausgeführt, und ſehnſüchtig, obwohl vor der Gefahr leiſe erbebend, ſah ich dem Eintritt der Nacht entgegen, um in Perſon die verwegene Unternehmung, durch welche Menz getäuſcht und von ſeiner Braut für immer entfernt werden ſollte, zu vollbringen. Ließ er ſie, wie nicht zu zweifeln ſtand, ſitzen und kam ſie mit mir bei den Kleinſtädtern in's Gerede, ſo war ſie ſicher am Ende froh, mir, dem insgeheim geliebten Manne, anheim zu fallen.

Wie ſchön ward nicht dieſe Cataſtrophe,

die Zukunft überhaupt, ausgemalt und die Gegenwart faſt darüber vergeſſen?

Die Nacht ſank mit Rabenfittig hernieder; kein Sternlein drängte ſeine Strahlen durch das ſchwarzgraue Gewölk; auf der verödeten, lautloſen Straße kündigte der Wächter die eilfte Stunde an. Der matte Lichtſchein, der früher in Lina's Gemach durch den dichten Vorhang geſchimmert hatte, war erloſchen, und die Bewohnerin wahrſcheinlich zur Ruhe gegangen; jetzt legte ich planmäßig geräuſchlos die ſchon bereit gehaltene Bohle aus meinem Fenſter bis das Ende das ihrige berührte; es verſteht ſich, daß dieſer Luftſteg nur den Schein geben ſollte, die kühne Liebe wandle hier, wie in dem Schreiben angedeutet, den unbemerkten Weg zum Ziele und finde über dieſe Brücke den Rückweg, wie durch die Fluthen des Helleſpont zu und von Hero ihr Leander.

Mit einem Tiſchmeſſer und derben Knotenſtock bewaffnet, ging ich vorſichtig die Treppe hinab und aus der Hofthüre, überkletterte den Zaun, und trat vom Hofe des Nachbars aus durch die Hinterthüre (die ich, noch von meiner Knabenzeit her, zu öffnen verſtand) in das Haus, wo jeder Winkel mir bekannt war. So tappte ich mich nach der Treppe, ſtieg dieſe, abſichtlich mit einigem Geräuſch hinan, Meſſer und Knotenſtock in den Händen tragend, und fand die Thür zu Linas Kammer unverriegelt, was mir auffiel; doch, dies konnte der Zufall veranlaßt haben und im Allgemeinen war der Umſtand meinem Entwurfe ſcheinbar mehr günſtig als nachtheilig.

Mit lautpochendem Herzen und verhaltenem Athem trat ich hinein und ſchlich horchend der Stäte zu, wo, wie ich oft von meinem Fenſter aus bemerkt hatte, Linas Bette ſtand; ich hörte keinen Athemzug, das Bett war leer und unberührt, als ich mich daran befand.

Das gefiel mir nicht, denn hier ſollte der gewarnte, eiferſüchtige Bräutigam mich finden; ich war auf ſeine Erſcheinung, auf meine Rechtfertigung mit der Gewalt der Leidenſchaft in jungen Herzen, mit Linas Gegenliebe gefaßt, gefaßt auf einige mögliche Püffe, die ich jedoch nach Kräften zurück zu geben beabſichtigte. Aber von dem Allen konnte nun die Rede nicht ſeyn. Dieſe Wendung machte mich beſorgt für den Ausgang, das Ganze war mir ein Räthſel; indeſſen ward die Auflöſung mir nur gar zu bald gegeben, die nicht im mindeſten erfreulich für den Spekulanten war.

Indem ich über die Begebenheit und darüber, was nun werden könne und zu thun ſey, nachdachte, entſtand an der Thüre innerhalb ein Geräuſch, eine Blendlaterne ward in meiner Nähe geöffnet, der grelle Lichtſtrahl blendete mich, doch ſah ich leider bald zu viel, und mich, wie einen Gimpel, gefangen: Herr Mentz und — mein Oheim, man denke ſich mein Erſtarren! — ſtanden vor mir, zwiſchen dem Ausgange und meiner erbärmlichen Perſon.

Was hätte ich in dieſem Augenblick um den fabelhaften Ring des Gyges, oder für den Körper eines Inſects, gegeben, unter deſſen Hülle ich entwiſchen konnte!

Und doch war bei weitem der Dinge Ende noch nicht gekommen: was noch bevorſtand, hätte ich gern um ein Billiges hinweg gegeben.

Die unerwartete Erſcheinung, die plötzliche Verwickelung betäubte mich; vergebens ſann ich auf einen erträglichen Ausweg, als ſchon der Oheim, ſein ſtarkes ſpaniſches Rohr in der Rechten, und mit dem Ausruf: „Verdammter Burſche!“ auf mich zutrat, während Mentz, an der Thüre ſtehend, mir den Weg vertrat, den Rückzug verſperrte.

„Sieh, Böſewicht!“ ſprach der Oheim mit flammendem Blick und einem zorngerötheten Angeſicht: „Dein boshafter Entwurf iſt vereitelt, der gute Name einer wackern Jungfrau bleibt unbefleckt durch Dich, ihr Glück unzerſtört. Sie hat dieſem Ehrenmanne, deſſen Ruhe und Heil Deine Argliſt zu vernichten ſtrebte, zu deſſen Gattin ſie morgen der Kirche und des Himmels Seegen weiht, Deine Bewerbung mitgetheilt, ehe Du noch Deine ſtrafbaren Ränke begannſt; er kennt den reinen, treuen Sinn der Braut, wie ich Dich als einen Taugenichts kenne. Da er ſich mir anvertraut, ſo ſiehſt Du mich in der Geſellſchaft des Achtbaren zu Deiner tiefeſten Beſchämung hier. Und nun, nachdem Du das vollſtändigſte Scheitern Deines Höllenplanes erfahren, empfange der freche Knabe auch die gerechte Strafe des verbrecheriſchen Willens zur immerwährenden Erinnerung und Warnung!“

Er ſchwang das Rohr und Mentz war ſo gefällig, zur beſſeren Beleuchtung, den Lichtſtrahl der Laterne mir gänzlich zuzuwenden.

Es lag am Tage; man hatte ſich verbündet, mich in die ſelbſtgemachte Falle gehen zu laſſen, und dann den gefangenen Wagehals mit einer ſchimpflichen Züchtigung zu bedienen; ohne Zweifel war der jetzige Illuminateur, der beneidenswerthe Mentz, der Erfinder des Planes. Dieſe Vorſtellung erbitterte mich bis zur Wuth, die mir jetzt, da es galt, einen ſchnellen Entſchluß eingab.

Eben als der Strafprediger eine Wendung machte, um, ſeinem Verſprechen gemäß, das ſpaniſche Rohr in Berührung mit meinem Rücken zu bringen, ſchlug ich urplötzlich mit meinem Knotenſtock dem ſiegreichen Nebenbuhler, der ein ſchadenfroher Augenzeuge meiner Schmach und Strafe zu ſeyn beabſichtigte, die furchtbare Laterne aus der Fauſt, warf mich in der Dunkelheit und Verwirrung auf ihn, ſtieß ihn gewaltſam von der Thüre hinweg, ſtürzte mit Blitzesſchnelle aus dieſer, glaubte mich nun geborgen und war mit einem Sprunge die Treppe hinab. Aber, o weh, ich war nicht am Ziele; mein böſer Dämon warf dem Flüchtling ein neues drohendes Hinderniß in den Weg.

Schon beim Aufreißen der Thür fand ich den Hausflur erleuchtet und ſah den Hausbeſitzer, mit einer Holzaxt bewehrt, unten an der Treppe ſtehen; jetzt erſt erinnerte ich mich des unglücklichen, früher unbeachteten Umſtandes, daß vor drei Nächten dem Wirthe die Hälfte ſeiner Tauben von dem Hausboden geraubt worden, und derſelbe wahrſcheinlich jetzt, da er mein abſichtliches Poltern bei dem Hinaufſteigen vernommen, mich für den wiederkehrenden Taubendieb nehmen und als ſolchen behandeln, oder vielmehr mißhandeln werde; indeſſen ging auch dieſer Handel beſſer zu Ende, als ich hoffen durfte; der Zufall und meine Jugendkraft riſſen mich aus dieſer nicht minder gefährlichen Schlinge. Bei dem Prallen aus der Kammerthür war an kein Aufhalten mehr zu denken; ſo ſtürmte ich die Treppe hinab, fiel mit ganzer Gewalt auf dieſen Wächter, und meine im Sturz erhöhte ſpezifiſche Schwerkraft warf ihn ſamt meiner eigenen Perſon zur Erde; doch beſaß ich zu meinem Heile Geiſtesgegenwart genug, mich in derſelben Secunde empor zu raffen; ſo gewann ich einen Vorſprung, und ehe mein wohlbeleibter Untermann aus ſeiner unbequemen waagerechten Lage in die ſenkrechte kam und die gequetſchte Fleiſchmaſſe in thätige Bewegung zu ſetzen vermogte, hatte ich die von ihm verriegelte Hinterthür geöffnet, und in wenig Sätzen den Gränz-Zaun überſprungen.

„Diebe, Diebe! Hülfe, Hülfe!" rief es aus der Thüre; doch da ich vor dieſem Verfolger, der mich aus dem Geſichte verloren hatte, durchaus ſicher war, ſo kümmerte mich deſſen Geſchrei nicht.

Aber ein anderer Gegenſtand nahm meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Bei dem Sprunge über den Zaun bemerkte ich eine ſchneidende Helle um mich her, die das nächtliche Dunkel zum Tage machte; wer faßt mein Entſetzen, als ich mein Auge nach der Quelle dieſes grellen Lichtes wandte! Eine Feuerlohe ſchlug mannsſtark aus Carolinens Fenſter unter dem Kniſtern der zerſpringenden Glasſcheiben hervor.

„Feuer, Feuer!“ ſchrie es in dieſem Augenblick von der Straße her, und der Wächter ſtieß in das heulende Lärmhorn. „Feuer, Feuer!“ kreiſchte auch der Hauswirth auf dem Hofe, und die Nähe umher ward lebendig. Nur ich, ich Unglückſeeliger! konnte Anlaß zu dieſer furchtbaren Erſcheinung gegeben haben; als ich nemlich dort oben, zwiſchen Angſt und Wuth, dem Graugelben die Leuchte aus der Fauſt ſchlug, hatte wahrſcheinlich das, nach dem Fenſter zu geſchleuderte, Licht irgend einen leicht brennbaren Stoff — etwa den Vorhang am Fenſter — erfaßt und ihn entzündet. So war es, wie ich ſpäterhin erfuhr.

Offenbar war das Schickſal gegen mich verſchworen; warf es mich doch ſeit meiner Erklärung an die geliebte Harfnerin, wie der Knabe den Ball, aus einer Pein in die andere, aus dem Kummer in die Verzweiflung.

Die Sturmglocke erklang, in der Ferne heulten die Hörner der Wächter, die Trommel wirbelte, und das Gekreiſch und Getümmel auf der Straße mehrte ſich.

Mir war's als ſtände ich unter'm Hochgericht und eine namenloſe Angſt ergriff mich. Wahrſcheinlich ſchwebte Caroline und ihre Mutter jetzt, durch meine Schuld, in Lebensgefahr; es drängte mich dahin, zu ihrer Rettung zu eilen; aber der Brandſtifter, der vermeinte Taubenräuber lieferte ſich dann ſelbſt zur Strafe, mindeſtens zur Verhaftung ein; auch lief ich dort wieder dem beleidigten Bräutigam, dem ergrimmten Oheim, in die Hände. Das Loos des Augenblicks war ſchrecklich und raubte mir faſt die Beſinnung.

Gedankenlos, betäubt von lebhafter Unruhe eilte ich von hinnen: wohin? das wußte ich ſelber nicht.

Unwillkührlich hatte ich den Weg nach meinem Gemache genommen, dort fand ich mich wieder, als es lichter in mir geworden war. Dort ſtand ich am Fenſter; unter mir toſendes Geräuſch und dumpfes Murmeln, doch vom Feuer war wenig oder nichts mehr ſichtbar. Mentz ſtand am Fenſter und warf ein glimmendes Holzſtück hinunter auf den Hof. Nun war drüben alles dunkel; nur Lina ſah ich, mit einer Lampe in der Hand, geſchäftig im Hintergrunde hin und wieder gehen.

Der Stadtdiener trat im Hofe von Amtswegen die Kohlen zu Staub, und rief dann mit heiſerer Baßſtimme: „Das Feuer iſt gelöſcht, Alles vorbei; man gehe unbeſorgt nach Hauſe, die Polizey wacht!"

Die Haufen zerſtreueten ſich folgſam.

Jetzt hörte ich im Hauſe Etwas die Treppe heraufſteigen und von übler Ahnung ergriffen, ſchob ich ſchnell den Riegel meiner Thür vor.

Der Oheim war's. Er klinkte am Schloſſe, klopfte, als er die Thür verriegelt fand, heftig, und rief mir endlich den Befehl zu, ihn einzulaſſen.

Anfangs ſchwieg ich, als aber ſein: „Oeffne mir auf der Stelle, Böſewicht!" mit verſtärkter Stimme gerufen ward, ſchlug ich, den größeren Lärm zu vermeiden, die Aufforderung ab, indem ich mit bittendem Tone entgegnete: Verzeihen Sie, Herr Onkel, ich kann jetzt nicht aufriegeln, Sie ſind in der That noch zu ſehr erzürnt, und Ihr Jähzorn iſt mir nur zu bekannt; ich aber bin den Kinderſchuhen und dem Stocke entwachſen. So bitte ich — „Mach augenblicklich auf, heilloſer Taugenichts!" fiel er polternd ein. Nein, ich kann und darf nicht, entgegnete ich, ſo lang ich mir der Nächſte bin. Morgen, wenn Ihr Blut ruhiger fließt, die Glut der Leidenſchaft verkühlt iſt, will ich zu Ihrem Herzen reden. Dann werden Sie gütig wie ſonſt meine vollgültige Rechtfertigung hören und den Sohn Ihres geliebten nun verewigten Bruders väterlich richten!

„Hoffe nicht, mich durch gleißneriſche Worte zu beſtechen!“ ſchrie er. „Wir kennen einander. Zum letztenmale rufe ich: Oeffne mir die Thüre, Böſewicht!“

Vergeben Sie, war meine Antwort; je lauter Sie werden, um ſo weniger darf ich, um meines Heiles willen, dem Ergrimmten aufthun.

„Gut! Wohlan!“ rief er mit bitterem Lachen. „Du läßeſt mich nicht ein, ſo ſollſt Du auch nicht herauskommen. Du willſt Dich von mir nicht ſchelten, ſtrafen laſſen; darum muß die Obrigkeit deine Verbrechen nach der Strenge der Geſetze ahnden, und ſtatt des ſchonenden Vaterbruders wird der Stadtknecht Dich beſuchen und Thüren hinter Dir verſchließen. Von dieſem Augenblick an ſind wir auf ewig geſchieden!“

Bei dieſen Worten ſchob er mit lautem Geraſſel den äuſſeren Riegel, mich verſperrend, vor und polterte die Stufen hinab.

Seine Drohung regte meine gerechte Beſorgniß auf. Nach den Auftritten dieſes Abends hatte ich allerdings von der Polizey und Juſtiz zu fürchten, wenn er, mein Beſchützer und Pflegevater, Wort hielt, wenn er mich fallen ließ.

Vergebens ſuchte ich einen Ausweg aus dieſem Irrgange; die Beängſtigung von vorhin kehrte wieder, die Bruſt war mir verengt, das gepreßte Herz ſchlug hörbar.

Unruhevoll, von Grillen gefoltert, warf ich mich auf mein Lager, ſchloß die Augen und ſuchte zu ſchlummern; aber der Schlaf, der ſonſt ſo willig ſich auf „mein Haupt hernieder ſenkte, und wie ein ſchöner Mirthenkranz der Liebe meine Schläfe kühlte, in deſſen Armen ich auf der Woge des Lebens leicht athmend, als ein aufquellender Knabe ruhte," floh mich, wie den gefangenen Egmont, und wie er hätte ich klagen mögen über die Untreue des ſonſt getreuen Freundes. Verwirrte Gaukelbilder ſchwebten geſpenſtiſch um mein Haupt, die aufgeregten Sinne waren ungewöhnlich thätig. „Mein ganzes Leben ging, vergangenes und künftiges, in dieſem Augenblick, an meinem inneren Geſicht vorüber." Meines Oheims Zorn war gerecht: das konnte ich mir nicht bergen.

Viel, unendlich viel, ja alles, was ich wußte, beſaß und war, hatte ich ihm allein zu verdanken. Am Sterbebette meines Vaters nahm der Gütige das verwaiſete Kind als ſein eigenes auf und hielt ſo liebevoll als redlich dem Verlaſſenen das dem ſterbenden Bruder gegebene Wort. Indem er keine

Koſten ſcheuete, erhob der Knabe ſich, bei guten Anlagen, im Wiſſen über Viele ſeines Gleichen; früher als Schüler, ſpäterhin als Tonkünſtler, bildete er ſich durch des Pflegevaters Sorgfalt und Freigebigkeit vortheilhaft aus. Auf ſein Bitten ſtanden mir die Bücher- und Muſik-Sammlungen des Organiſten, des General-Superintendenten und des ſchöngeiſtigen Bankiers Röſel ſtets offen; ſelbſt meine Anweſenheit in der Heimath und die Befreiung vom Kriegsdienſte zur Zeit ewiger Gefechte und Schlachten war ſein Werk; meine Geſundheit, ja ſelbſt mein Leben vielleicht hatte er erhalten, indem er, als ich, im Geiſte der Conſcription, zu den Fahnen gerufen ward, einen Stellvertreter mit ſchwerem Gelde erkaufte, und jetzt, nachdem ich ihn durch leichtſinnig begonnene, und darum mißglückte, Knabenſtreiche tief gekränkt hatte, jetzt verſagte ich in ſeinem

Hauſe ihm — dem Wohlthäter — den Eintritt zu mir.

Aber die Kehrſeite der Gruppe verdiente nicht minder die Beſchauung, und was ich dort ſah, galt mindeſtens als Entſchuldigung — wenn auch nicht als Rechtfertigung — für mich. Wie, ich hätte den Ergrimmten zu mir einlaſſen ſollen, der in erſter Hitze mich hier, wie dort in der Harfnerin Kammer als einen Knaben zu behandeln ſtrebte? Das durfte ich nimmer.

Doch nun, da ich es nicht durfte und nicht wollte, hatte er mit mir auf ewig gebrochen, und er war — das flüſterte mir die Erfahrung zu — ein Mann von Wort. Von dieſem nächtigen Verhältniß aus grinſte mich die Zukunft grauenvoll und troſtlos an. Was war denn mein Verbrechen, das die gedrohte

Strafe verdiente? ich hatte das Schöne ſchön gefunden und liebte das Liebenswerthe.

Sichtbar wirkten finſtere Mächte feindlich mir entgegen. Die Ereigniſſe dieſer Stunden reihten ſich in meinem Gedächtniſſe zu einer langen Kette und meine Einbildungskraft verband die Zukunft mit der Vergangenheit; drohend wie ſchwarze Wetterwolken ſtanden die Folgen jener Ereigniſſe vor meiner Seele, die coloſſalen Wirkungen der kleinen Urſache, der ſchönen Urſache: von dem Tintenkleck an bis zu dem Feuerlärm hinauf hatte ich mir nichts vorzuwerfen, als die ſo natürliche Empfindung für des holden Mädchens Werth, das Gefühl für ihren hohen Liebreiz.

Und darum ſollte ich dem Criminalgerichte — deſſen Name ſchon das Trommelfell unſanft berührt — dem Kerker anheim fallen?

dem Kerker, dem Vorbilde des Grabes, der dem Helden wie dem Feigen widerlich iſt, anheim fallen; ging es recht glücklich ab, ſo mußte ich dem Kalbfelle folgen, ein Werkzeug der Tiranney und endloſer Eroberungsſucht, der Gewalt und des Unrechts, in den Streit ziehen gegen deutſche Brüder, mit denen ich lieber in einer Reihe geſtanden hätte, mußte meine geſunden Gliedmaaßen, ja mein Leben ſelbſt, für eine verhaßte Sache wagen, zuvor aber in der Vaterſtadt auf dem Uebungsplatze, dem Graugelben zum Hohn, zur Schieß-Maſchine gedrillt werden, und den Widerſacher in einem Glücke ſchwelgen ſehen, das der finſtere Geiſt der Hölle mir entriſſen hatte. Täglich ſollte ich ſie ſehen, die geſtern noch mir Mitgefühl bezeigte, und dann mich floh, verſtieß; ſie, die jetzt zu meinen Gegnern gehörte, ſeit ſie mich an Mentz verrathen. Auch ſie wollte mein Verderben, auch ſie!

„O dieſes Wort" — rief ich mit Taſſo — „an
dem ich zweifeln ſollte,
„ſo lang ein Hauch von Glauben in mir lebt,
„ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
„des Schickſals noch zuletzt am ehr'nen Rande
„der vollgeſchrieb'nen Qualentafel ein.
„Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
„auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
„Wie ſoll ich ſtreiten, wenn ſie gegenüber
„am Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
„wenn ſie mir nicht die Hand von ferne reicht?
„wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?" —

Auf und nieder in mir wogten Begriffe, Träume; vor meinem geiſtigen Auge tanzten Nebelgeſtalten. Der Gedanke an Flucht ſtieg in mir auf.

Was mogte ich auch beginnen? Jene Bilder, unter welchen der drohende Oheim als Hauptperſon ſich befand, ſchreckten, folterten mich. Und zurück konnte ich nur ſchauen, nicht gehen. Der Schauplatz meines früheren Lebens war mir — wie dem Friedländer kurz vor ſeiner Cataſtrophe — gleich dem betretenen Wege durch fremdes Gefilde, verſchloſſen. „Bahnlos lags hinter mir und eine Mauer aus meinen eigenen Werken baut' ſich auf, die mir die Rückkehr thürmend hemmte."

Doch auch die Entweichung hatte ihre Schwierigkeiten. Freilich konnte ich mich an einem Stricke, der in meiner Kammer vorhanden war, aus dem Fenſter herablaſſen, eine Mauer nach der Straße zu, überſteigen und ungeſtört von hinnen gehen, aber dort drüben im Hauſe wachte, des Feuers wegen, der Stadtdiener und der Wirth, die mein Thun bemerken und mich aufhalten konnten.

Jetzt ſtand ich auf und lauſchte dieſerhalb; alles todtenſtill. Vermuthlich hatten die Feuerwächter die Gefahr entfernt geglaubt und ſich demgemäß der Bequemlichkeit, der Ruhe dort im Hauſe überlaſſen. Von dieſer

Seite alſo ſtand mir nichts im Wege; doch der fernere Hinblick auf die Ausführung des Entwurfes beängſtete mich nicht wenig: noch war ich nicht vier Meilen weit von dem Weichbilde der Vaterſtadt entfernt geweſen; jetzt ſollte ich die Heimath für immer verlaſſen und in die ferne Fremde ziehen, wo keine bekannte Erſcheinung mich freundlich anſprach. Die Gewohnheit iſt des Lebens Amme, aber auch der Kerkermeiſter, der uns mit ehernen Banden an das Bekannte feſſelt, und jedem Menſchen von geſundem Gefühl bleibt unter allen Umſtänden der Ort, wo ſeine Wiege ſtand und ſeine Jugendfreuden keimten, grünten und blühten, ewig lieb und theuer.

Auch war die Art meiner Entfernung von hier weder ehrenvoll noch vortheilhaft für mich. Herz und Kopf befanden ſich im harten Kampfe.

Da ſchlug es auf dem nahen Thurme

Ein Uhr, und der Gedanke an das Heute! ward mir zur Folter. Es war Linas Hochzeitstag und der Tag meines Unglücks, meiner Einkerkerung zugleich; in ihre Locken wand man den Brautkranz, mich legte man in Feſſeln; ſie ſank als Neuvermählte in des Verhaßten Arme, ich in das düſtere Gefängniß. Entſetzliches Zuſammentreffen!

Jetzt war ich entſchieden; die Flucht erſchien mir unter den Uebeln als das kleinſte, unter den Hülfsmitteln das einzig anwendbare, eine bittere Arznei, aber doch eine Arznei.

* * *

Raſch griff ich nach dem Stricke und befeſtigte das Ende am Fenſterkreuze; jetzt riß ich das Unentbehrlichſte aus dem Schranke, ſchob es in die Taſche, in den Buſen, und ſprang zum Fenſter, mich hinab zu laſſen.

Da erhellte ſich plötzlich drüben die Kammer, und ich ſah Caroline, eine Lampe in der Hand tragend, eintreten; die Erſcheinung hatte etwas Geiſterartiges; ich zog mich, um unbemerkt zu bleiben, vom Fenſter zurück, und ſah nur verſtohlen aus meinem Verſteck hinüber.

Sie nahm Leinenzeug aus dem Schranke im Hintergrunde hervor, vermuthlich für die kranke Mutter; dann trat ſie leiſe, faſt ſchleichend, furchtſam horchend, wie es mir ſchien, an die Fenſteröffnung und ſah ſtarr hinaus in das nächtliche Dunkel. Nun ſeufzte ſie tief auf und machte mit dem Tuche eine Bewegung nach den Augen, als ob ſie Thränen trockne.

Nach einem Augenblick ging ſie zurück in den Hintergrund, ſank dort vor dem Tiſche knieend zur Erde und faltete die Hände wie im frommen Gebet der andächtigen Seele, während ihr Blick ſich zur Höhe wandte. Ja, ſie betete ſtill weinend, ich ſah es deutlich, aber für wen und warum?

Nach wenig Minuten richtete ſie ſich empor und kam dann, wie vorhin, noch einmal an die Fenſteröffnung; von Neuem durchziſchte ihr Seufzer die nächtliche Stille.

„O Ferdinand!“ flüſterte ſie jetzt. „Ferdinand! Wüßteſt Du, wie dieſes Herz um Dich blutet, wie Pflicht und Liebe in ihm ſtreiten! Ach, wähne mich nicht hart und fühllos. Fluche mir nicht. Die Braut eines Andern leidet nicht minder als Du!“

Soll ich zu ſchildern verſuchen, wie dieſe Worte mich bis in die innerſte Tiefe der Seele ergriffen und erſchütterten? O Nein. Der unglückliche Glückliche, der je mit mir in gleicher Lage ſich befand, verſteht auch den Schweigenden, und wer Aehnliches nie erlebte, erkennt in dem beredteſten Erzähler nur einen Ueberſpannten, einen Tollhäusler. Ach, es iſt unſäglich ſchön, ſich da geliebt zu wiſſen, wohin der feurigſte Wunſch und das zarte Sehnen ſich wandte, doch auch unbeſchreiblich bitter iſt's, wenn das Verhängniß dort Entbehrung gebietet, wo Gegenliebe zum ſeeligſten Genuſſe winkt.

So war ſie mir dennoch insgeheim mit Liebe zugethan, wenn gleich ihr Verhältniß die ſittige Jungfrau, die gute Tochter, die dankbare Braut, von mir entfernt hielt.

Bewegt wie ich war, hielt ich mich nun nicht länger mehr. Hervortretend rief ich flüſternd ihren theuren Namen hinüber. Sie aber fuhr erſchreckt um einen Schritt zurück.

O, fliehe mich nicht mehr, geliebtes Mädchen! ſprach ich mit leiſem Ton. Das ſtrenge Schickſal, mit Deiner Tugend im Bunde, gebietet über mich; wir ſehen uns zum leztenmale. Ach, gönne mir den armen Troſt, Dir das Lebewohl ſagen zu dürfen, und ſprich auch Du mir ſanft das Scheidewort. Das Bewußſeyn Deiner Liebe macht mich unausſprechlich glücklich, aber Dein Vermählungstag treibt mich von hier aus und in die weite Welt! — Oder willſt Du, daß ich bleiben ſoll? O, ſprich ein Wort und beharrlich nehme ich es mit der drohenden Hölle und dem allmächtigen Himmel auf!

„Flieh, Ferdinand!“ ziſchelte es durch die Stille herüber. „Um meines Heiles, um Deiner Liebe willen: flieh!“

Du forderſt das, Caroline? entgegnete ich. Wohlan, ſo leb denn wohl, auf ewig wohl!

„Leb wohl, Ferdinand!“ flüſterte ſie ſchluchzend. „Leb wohl, Geliebter!“ Schnell ſtieg ich aus dem Fenſter und fuhr die Leine hinab. Da erſcholl dort oben ein leiſer aber gellender Angſtſchrei; ich ſah hinauf, ſie war verſchwunden und der matte Schimmer der Lampe erloſch.

Da floh ich, wie Oreſt von Furien verfolgt, durch die ſchweigende Nacht hin, zur Mauer, überſprang ſie leicht und gewandt, eilte die Straße entlang, nach dem Thore und zu dem von der Schildwache mir geöffneten Pförtchen hinaus.

Zweites Buch.

Im Oſten über die Bergreihe hin ward das Gewölk lichter, und die ſteigende Lerche begrüßte mit wirbelndem Geſang den holden Schein.

Mir war die Bruſt ſo enge bei dem Gedanken, daß ich, indem ich aus dem Fenſter hinab glitt, gleichſam in einen neuen Abſchnitt meines Lebens fuhr.

Dort ward es hell am Morgenhimmel, meine Zukunft lag im undurchdringlichen Dunkel da, wie das Gebirge vor mir. O daß ich, der Lerche gleich, ein freundliches Licht erblickt hätte, aber ſelbſt mein leichter Sinn vermogte es nicht, ich war gezwungen, an die Braut zu denken, und das Heimweh peinigte mich bis zu Thränen.

Die Wolken ſäumten ſich mit Gold, die Sonne ſtieg in feuriger Glut herauf; ich wandte mich zurück: in blauen Nebel gehüllt, lagen die Thürme meiner Vaterſtadt vor mir. Wehmüthig ſchauete ich dahin, Abſchied nehmend von dem Schauplatze meines Jugendglücks und Jugendleidens.

Planmäßig ſchritt ich die Heerſtraße entlang nach der Gränze und dem jenſeits belegenen deutſchen Fürſtenthume zu, wo ich geſchützt war gegen das Gefängniß und das gefürchtete Heldenthum in der großen Armee, die jedoch vor Kurzem in Rußland etwas kleiner worden war.

Weder einen Paß noch irgend eine Beglaubigung bei mir führend, vermied ich die Städte, aß trank und ſchlief in Dörfern und befand mich wohl dabei, denn die einſame Reiſe ſagte meinem jetzigen Zuſtande und meinen Empfindungen zu. Konnte ich doch nun ungeſtört über mein unglückliches Verhältniß ſinnen, meiner Liebe gedenken, und, auf gaukelnde Träume hin, goldene Schlöſſer in die luſtige Zukunft bauen. Am Ende ward mir leichter.

„Iſt nicht —“ trällerte ich pilgernd für mich hin —

„Iſt nicht ein ungeſtörtes Glück
„weit ſchwerer oft zu tragen
„als ſelbſt das widrigſte Geſchick,
„bei deſſen Laſt wir klagen?“

So gelangte ich denn abentheuerlos am Abende des dritten Tages im jenſeitigen deutſchen Gränzdorfe an, von wo ich der Hauptſtadt des Fürſtenthumes zuzuwandern beſchloſſen hatte, um dort irgend eine Veranlaſſung zu meiner ferneren Beſtimmung aufzuſuchen.

Zwar durfte ich im Allgemeinen um mein eigentliches Fortkommen keineswegs beſorgt ſeyn, da das erſte beſte muſikaliſche Werkzeug mir auf jedem Dorfe den nothdürftigen Unterhalt erwarb; aber ich ſchämte mich dieſes Erwerbes, der in der That dem Almoſenfordern ſo ähnlich iſt, und hatte feſt beſchloſſen, nur im dringendſten Nothfalle davon Gebrauch zu machen; meine Anſprüche gingen höher hinauf. Concerte zu geben beabſichtigte ich, oder eine Stelle als Kammermuſikus an irgend einem Hofe, mindeſtens aber eine ſolche als Lehrer in großen Häuſern, zu erlangen.

Daher denn auch der Entſchl[illegible] mich nach der Reſidenz dieſes deutſchen Fürſten zu begeben, der dem Rufe nach die Tonkunſt ungemein ſchätzte und den Tonkünſtler jedem andern vorzog, welcher ſogar, wie ich daheim vernommen, bei Beſetzung der Aemter am Hofe und in der Hauptſtadt vorzugsweiſe auf Muſiker und Singekünſtler Rückſicht nahm.

Am Morgen verließ ich das Dorf, welches mir Nachtherberge gewährt hatte und Nachmittags ſtand ich am Thore der Reſidenz, nach dem erſten Gaſthofe fragend. Das goldne Horn ward mir als ſolcher genannt, und dahin war ich im Begriff, meine Schritte zu richten, als ein Reiſewagen an mir vorüber fuhr, aus deſſen Schlage jetzt mich das bebrillte Antlitz des Baron Ganz anſchauete, der mich lächelnd begrüßte.

Vorausſetzend, daß er meine neueſte Geſchichte kenne, erwiederte ich den Gruß verlegen; doch er fragte ſo unbefangen und traulich nach meinem einſtweiligen Hinwollen, daß ich Muth erhielt und ihm in bündigſter Kürze alle meine Ideen mittheilte.

Als ich ihm das goldene Horn als meinen nächſten Ruhepunkt nannte, entgegnete er, den Schlag öffnend: „Dort trete auch ich ab. Beſſer iſts, mit Extrapoſt anzukommen als mit Apoſtel-Gelegenheit, denn in der großen Welt gilt nur der Schein, darum ſteigen Sie in meinen Wagen.“

Gern gehorchte ich, und erfuhr nun im

erſten Augenblick von ihm, daß ich richtig vorausgeſetzt hatte, er wußte haarklein, was ſeit vier Tagen mit mir vorgegangen war; indeſſen bezeigte er mir, zu meiner Freude, über meine Flucht aus der Heimath ſeinen Beifall.

„Die Urſache war eine kleine Thorheit,“ urtheilte er, „aber die Wirkung finde ich ganz zweckmäßig. Ihr Kunſt-Talent hätte dort ſich nie entwickelt, ſondern wäre vielmehr durch das Pflanzenleben erſtickt, ertödtet worden. Einſt werden Sie dem Zufall danken, der Sie — wenn auch unſanft — aus der Gemeinheit und den kleinlichen Verhältniſſen riß. Das große Leben iſt des Künſtlers Element; im Betreff der Liebesgrille, ſo werden Sie künftig dieſe Verirrung belachen!“

O nein! rief ich erwärmt von Linas Bilde, das meinem geiſtigen Auge vorſchwebte und von der Erinnerung an ihr Scheidewort. Nie, nie! Dieſe ſogenannte Grille machte mein Glück und macht es noch gegenwärtig, denn ich liebe ſo ernſthaft als glühend, ſo rein als beharrlich!

„Poſſen!“ ſprach er lachend, indem er die Lorgnette vom Staube reinigte. „Ernſthaft glühend, rein, beharrlich: was heißt das? Sehen Sie in Zukunft um ſich und auf die praktiſchen Philoſophen, zu denen ich mich auch zähle. Uns erſcheint die Welt ein ſchöner Blumengarten; wir wandeln an den prangenden Blüthen — den lieblichen Mädchen nemlich — vorüber, wozu ich allerdings Caroline Engel auch zähle und darum Ihren Geſchmack lobe; doch die Natur ſchuf die ſüßen Düfte, das reitzende Farbenſpiel wahrlich nicht für einen Einzigen, wenn gleich die Convenienz ſpäterhin dergleichen feſtſtellte. Was würden Sie aber in dieſem Sinne vollends von einem Menſchen ſagen, der in einer herrlichen Flur wandelnd, eigenſinnig nur eine einzige Blume zu pflücken begehrte, die zufällig jenſeit der Mauer in des Nachbars Garten ſteht? He? Der Nachbar iſt Mentz, der begehrliche Sonderling ſind Sie! Und weiter: Wie? Sie, der angenehme junge Mann, Sie wollten ſchon jetzt in das Philiſterleben treten, Schneidern und Seifenſiedern zum Tanz aufſpielen und um der zweifelhaften Wonne der Flitterwochen willen ein langes Leben zwiſchen Nahrungsſorgen und Kindergekreiſch, häuslichem Glück und Angſtſchweiß eingeklemmt, durchjammern? graben und ſchaufeln ſo lang Sie leben, bis Sie ſelber Ihr Grab ſich grüben? Sie, der ſich mit Auszeichnung der Kunſt weihte, der nur in die Welt treten darf, um ein allbemerkter, berühmter Mann zu werden, ein glänzendes Glück zu machen? Sie, der Wohlgebildete, dem ſich gern die ſchönſten Jungfrauen gäben, reitzender noch als Caroline und angeſehener, geiſtvoller und begüterter als die einfache Kleinſtädterin: Sie könnten das? Schämen Sie ſich!“

Die ſchmeichelhafte Aeußerung des Weltmannes, des Gönners, machte auf mich, den Reizbaren, dem jede Erfahrung abging, der kaum noch 'nen Begriff von eignen Grundſätzen, geſchweige denn Grundſätze ſelbſt, beſaß, einen tiefen Eindruck. Zwar hatte ich Aehnliches in der Heimath mehr als einmal ſagen hören, doch erſt in meiner jetzigen Lage wirkte dieſe Rede ergreifend und überzeugend auf mich. Lange noch hallten die Worte: Auszeichnung, Größe, Glückmachen und die Lobſprüche auf mein Aeußeres in mir wieder; zur Eigenliebe ohnehin geneigt, wurde ſpäterhin meine Leichtgläubigkeit, mein Glaube an dieſe Behauptungen zur Quelle zahlloſer Kummerſtunden.

Wirklich ſchämte ich mich, wie der Freiherr am Schluſſe ſeines Sermons mir geboten, meiner Befangenheit ſchon ein wenig, und verſtummte.

Das Poſthorn ertönte in fröhlicher Weiſe, wir hielten vor dem Gaſthofe. Mit zuvorkommender Artigkeit nahm der kleine freundliche Wirth, Herr Bock, die Ankömmlinge auf. Bei aller Höflichkeit wußte indeß das Männchen ſich einen Anſtrich von Granedzza zu geben, die mit ſeiner feinen und modiſchen Bekleidung im Einklange war.

Ganz umarmte den Kleinen als vieljährigen Bekannten, ſtellte mich ihm als einen Virtuoſen vor und empfahl mich dringend ſeiner Freundſchaft.

„Nach einer Stunde reiſe ich weiter," ſagte er; „dieſer junge Mann aber bleibt hier, vielleicht auf einige Zeit, beſſer noch für immer. Ein wackerer Tonkünſtler; er verdient Ihren Schutz, Ihr Wohlwollen und wird dankbar ſeyn; wenn Sie ſich ſeiner annehmen, wird er hier Unterkommen finden!'

Bock gelobte, für mich möglichſt zu ſorgen und mich deshalb dem Hofmuſik-Direktor Krumhorn beſtens zu empfehlen, und dem Kammerpräſidenten gleichfalls.

„Am vortheilhafteſten für Sie, junger Herr, wäre es," meinte er, „wenn Sie, von Kenntniſſen unterſtützt, eine Anſtellung in irgend einem hieſigen Departement finden könnten, um einen ſichern Stützpunkt zu haben. Ihre Kunſtfertigkeit würde Sie dann leicht und bald höher hinauf bringen. Der Direktor Krumhorn kann auch hier für Sie wirken; er gilt bei dem Präſidenten viel, bei dem Fürſten alles!"

„Gern will ich Ihnen ein Empfehlungsſchreiben an den Direktor geben," verſprach der Baron, als wir uns in dem angewieſenen

Zimmer allein befanden, „das Ihnen nützlich ſeyn wird. Zwar mangeln Ihnen zum Verwaltungsbeamten, ſoviel mir bekannt, die Vorkenntniſſe, doch laſſen dieſe ſich nachholen und fortgeſetzte Uebung — nebſt einer Doſis von natürlichem Verſtande, nothdürftigem Lebenstakt und richtigen Gefühl — thut Alles. Sind Sie einmal in den Formen eingefahren, haben Sie gewonnen Spiel; das Weſen ſelbſt begreift ſich leicht. Noch Eins! „ſetzte er hinzu." Beſitzen Sie noch Geld?"

Demüthig bejahte ich, und zeigte meine Baarſchaft vor, die ſich auf drei Dukaten und vier Thaler belief.

„Der Bettel reicht nicht weit!" verſicherte er. „Junger Menſch, ich habe Sie lieb gewonnen und will nach Vermögen helfen, daß etwas Rechtes aus Ihnen werde. Wer erndten will, muß ſäen!"

Hier zog er die Börſe, durch deren Maſchen goldene Napoleonköpfe und geharniſchte

Män-

Männer hervorblinkten, und zählte zwanzig Holländer vor mir auf den Tiſch hin, ſprechend: „Nehmen Sie. Ein junger Mann, der ohne Geld in die Welt tritt, ſein Glück zu machen, iſt ein Soldat ohne Waffen, ein Geſandter ohne Creditiv. Fortunens Tempel ſind nur mit goldenen Schlüſſeln zu eröffnen. Aber ich ſage Ihnen hiebei: ſtreben Sie ſtets nach dem Großen, dem Glänzenden; wer nicht den Fuß hebt, gelangt nicht zur Sonnenhöhe. Weichen Sie nimmer aus dem Wege einer geſunden Lebenspolitik, die nur ſelten täuſcht. Was Sie beginnen mögen, denken Sie ſtets an Ihren Zweck, nie an des Pöbels Urtheil. Verſchmähen Sie kein Mittel, ſich empor zu bringen. Vor allen Dingen wachen Sie hinſichtlich der ſogenannten Zärtlichkeit über ſich. Vergeſſen Sie — ich wiederhole es — das Harfenmädchen ganz, und verlieben Sie ſich nie ernſthaft. Wollen Sie ſich aber ſpät oder früh einmal vermählen, ſo geſchehe es nur da, wo ſich durch eine ſolche Verbindung die Gelegenheit zeigt, Ihr Glück zu machen!" —

Der Kellner unterbrach die Belehrung, indem er dem Baron die beſtellte Flaſche Champagner brachte, der hierüber vorläufig Alles vergaß.

Der Pfropfen ſprang knallend zur Decke, der Necktar brauſte. Der Freiherr trank behaglich, reichte auch mir ein Glas, und ſetzte ſich zum Tiſch, den Empfehlungsbrief für mich zu fertigen.

Den hellperlenden Göttertrank ſchlürfend, ſetzte ich mich ſtill ans Fenſter, und dachte über die jetzt und vorhin im Wagen empfangenen Lebensregeln aus dem Munde des Erfahrenen nach, der es ſo gut mit mir meinte, wie die zwanzig Dukaten bewieſen.

Dieſe Anſichten und Rathſchläge, die

mein Gedächtniß ſpielend bewahrte, waren mir höchſt wichtig; ich fühlte die Bedeutung und Wahrheit der Mehrzahl derſelben. Aber — ich ſollte Caroline vergeſſen? Das war das Einzige, was mich unangenehm berührte und überhaupt mir unthunlich erſchien; in allen meinen Luftſchlöſſern hatte ſie bisher — unvermählt mit Mentz, durch einen Zufall von ihm vor der Trauung getrennt — neben mir geſtanden; und ich flüſterte mir jetzt zu: „Alles will ich gern thun, was er fordert, nur ſie zu vergeſſen vermag ich nicht!“ Hier widerſprach mein Herz und ich ſagte mit Bürger:

„Nimm mein Auge hin und ſchaue,
„ſchau in ihres Auges Licht,
„in das klare, himmelblaue,
„das ſo glaubig ſein: Vertraue
„meinem Himmelsſinne! ſpricht.
„Sieh die Blüthe dieſer Wange,
„Luſt verheißend winke Dir
„dieſer Lippe Frucht wie mir,

„und Dein heißer Durſt verlange
„nie geliebt zu ſeyn von ihr."

„Sieh, o Blöder! auf und nieder,
„ſieh mit meinem Sinn den Bau
„und den Einklang dieſer Glieder!
„Wende dann Dein Auge wieder!
„Sprich: ich ſah nur eine Frau!
„Sieh das Leben und das Weben
„dieſer Graziengeſtalt.
„Sieh es ruhig an und kalt.
„Fühle nicht das Wonnebeben
„Vor der Schönheit Allgewalt!"

Doch eben fiel mir ein, daß er, den ich meinte, das Leben und Weben der Graziengeſtalt auch nicht ruhig und kalt angeſehen hatte, wie ſein Angriff auf ſie im Park bewies. Die Verſchiedenheit unſerer Gefühle gab ſich alſo in dem mir gegebenen Rathſchlag kund: „Verlieben Sie ſich nie ernſthaft, und vermählen Sie ſich nur, um Ihr Glück zu machen!"

Das Empfehlungsſchreiben war beendigt und lag jetzt in meiner Hand. Das Poſthorn ertönte vor der Thür, und der Baron reiſte unter meinen feurigſten Dankſagungen ab.

Am nächſten Morgen ſtand ich vor dem Hofmuſik-Director, ihm den Brief des Freiherrn übergebend. Krumhorn — mit dem auch bereits der Gaſtwirth meinetwegen geſprochen hatte — empfing mich artig und ſtellte mich ſeinem Sohne, dem Hof-Secretair, und ſeiner Tochter, der herrlichen Angelika, vor; in erſterem fand ich einen vielwiſſenden, einnehmenden Geſellſchafter, in der letzteren — einen Engel, dem ich Anfangs nur mit einer Art von Ehrfurcht nahen konnte. Sie war glänzend ſchön —

„Schön und werth, Alcibiaden
„zur Umarmung einzuladen.“

Und welche Grazie, welche Erhabenheit krönte dieſen Reiz! Wie verlor Caroline in ihrer Einfachheit im Vergleich mit dieſer höheren Natur. Jene erſchien mir jetzt als ein hübſches Landmädchen, dieſe als eine ſchöne Fürſtin.

Zwar fühlte ich hier das namenloſe beſeeligende Etwas nicht, was mich bei Linas Anblick durchbebte und mit ſanfter Gewalt an ſie kettete, aber die Anmuth und der Adel der hehren Jungfrau zog mich an, und ich ſprach ſtill zu mir: „Ein ſolch erhabenes Weſen, die ſchöne Tochter eines begüterten, angeſehenen Mannes wünſche ich mir zur Gattin, um mit ihrem Beſitz noch manches andere werthe Gut zu erlangen. Es war nicht Liebe, was ich hier empfand — (und ich glaube die Welt-Erfahrenen, die da ſagen und ſchreiben: man könne nur einmal lieben, ſo recht, was man lieben nennt, haben durchaus Recht) — ſondern Wohlgefallen an hohem Reiz, Streben nach Vortheil und Ehre und nebenbei ein gewiſſer Stolz, von dieſer Hohen bemerkt, vielleicht geliebt, zu werden, was ich, im Glauben an meine glückliche Körperbildung, für ganz natürlich hielt.“

In dieſem Sinne alſo fühlte ich, neben Angeliken ſtehend, zum erſtenmale, daß ich des Barons Rath, das Harfenmädchen zu vergeſſen, um dieſer Huldin willen befolgen könne, ſofern es meinen Willen betraf.

Bald war meine blöde Scheu gemeiſtert; nach einer Stunde ſchon ſprach ich zu Angelika mit Offenheit, was meine Beleſenheit mir eingab, und mit Entzücken bemerkte ich, wie jede meiner gewählten Aeußerungen beachtet und wohlwollend erwiedert ward; ich glaubte ſogar in Angelikas Benehmen und Worten ein Streben nach meinem Beifall zu entdecken, was mich ungemein kitzelte.

„Wenn ich“ — meinte ihr Vater — „Sie nur einmal hören könnte, um dem Fürſten

Bericht zu erſtatten, ſo wäre der Handel leicht abgethan."

Statt aller Antwort griff ich, mit ſtumm erbetener Erlaubniß, nach der auf dem Tiſche liegenden Violine, und phantaſirte nach Kräften mit möglichſter Fertigkeit, Pünktlichkeit, Kraft und Zartheit; man rief mir von allen Seiten ein Bravo nach dem andern. Der Beifall ermuthigte mich; ich trat zu dem Fortepiano, durchlief die Skala in halben und ganzen Tönen, die verſchiedenen Zeitmaaße und Ton-Arten, und erhob mich dann zu kühnen Gängen und raſchen Wendungen, wobei große Schwierigkeiten leicht überwunden wurden. Der lautgeäußerte Beifall der Familie und vorzugsweiſe jener der ſchönen Tochter vom Hauſe, berauſchte mich faſt, und dieſer Beifall ward zum Enthuſiasmus, als ich ſodann das Fagott des Hofſecretairs ergriff, und einige oft geübte Sachen mit Leichtigkeit und großer Fertigkeit blies.

„Morgen Abend iſt Hof-Concert,“ ſagte Krumhorn mich umarmend; „wenn Sie noch heute die Probe zu beſuchen belieben wollen, können Sie morgen vor Seine Durchlaucht zu ſpielen die Ehre haben.“

Sehr begreiflich nahm ich mit freudiger Dankbarkeit das Erbieten an, fand mich bereitwillig zu der Probe ein, führte mehrere ſchwierige Solos vom Blatte weg aus und hörte darob mein Lob von allen Theilnehmern preiſen. Man verſicherte, einen ſolchen Violiniſten noch nicht gehört zu haben.

Vor dem Beginnen der Hofmuſik ſtellte Krumhorn mich dem Fürſten vor, der mich jedoch nur mit einem mäßigen Kopfnicken abfand, aber nach meinem erſten Adagio bereits ein Bravo rief und ſpäter, als ich allgemeines Aufſehen mit meiner Kunſtfertigkeit auf mehreren Inſtrumenten erregt hatte, mich zu ſich berief und mir viel Schmeichelhaftes ſagte.

Am folgenden Morgen empfing ich ein Geſchenk von dreißig Dukaten und ein huldreiches Handſchreiben von der Durchlaucht; in dem letzteren forderte er mich auf, ein Concert in dem gewöhnlichen Saale des Conſervatoriums zu geben, damit auch die Notablen der Reſidenz — wie es geſchrieben ſtand — mein ſchönes Talent genießen und bewundern könnten.

Es verſieht ſich, daß ich der eben ſo ehrenvollen als vortheilhaften Aufforderung dankbar genügte und ein Concert ankündigte.

Die Familie Krumhorn und der Chor der Hofmuſiker hatte bereits meinen Ruhm verkündet; der Saal war deshalb überfüllt; ich bekundete mit Keckheit meine Gewandtheit und Vielſeitigkeit, erfüllte die Zuhörer mit Staunen und Bewunderung, gewann eine reichliche Einnahme und einen leiſen Händedruck von Angelika, die mich damit beglückte, als ich ſie nach dem Schluſſe des Tonſpieles zum Wagen führte.

So bedeutend lächelte mir Fortuna, daß ich anfing, mich zu erheben und es bereits für ausgemacht hielt, daß hier mein Glück immer mehr erblühen und durch eine Anſtellung und meine Vermählung mit der Händedrückerin auch ſchöne Früchte tragen werde.

Eine ſo namhafte Geldſumme hatte ich lebenslang noch nicht beſeſſen; ich war in meinem Wahn eine Art von Cröſus, und lobte ſchon das Verhängniß, das mich am ſpaniſchen Rohr des Oheims und der Laterne des Graugelben vorüber aus dem Fenſter und Thor hieher, durch Dornen zu Blumen, durch Dämmerung zum Licht, führte.

Mit Stolz und Wonne ſah ich mich von der prangenden Angelika und ihrem Bruder, dem freundlichen Hofſekretair, in die höheren Cirkel und beſten Häuſer der Hauptſtadt eingeführt. Täglich ward dieſer mir werther, ſtündlich bezauberte jene mich mehr und mehr. Beide wurden meine Wegweiſer und Begleiter zum erſehnten Paradieſe des großen Lebens. Carl — ſo hieß der junge Krumhorn — kannte die Welt beſſer als Solon und ſeine Schweſter war ſchöner als Helena. Erſchien ich an ihrem Arm in Geſellſchaften, ſo glaubte ich den gelben Neid in allen Männerblicken gelagert zu ſehen und berührte im Geiſte ſchon mit meinem Scheitel die Wolken, die Propyläen des Himmels, zu dem ich, wie ich wähnte, unaufhaltſam emporflog.

In der That hatte mich dieſer günſtige Anfang ſchon zu einem hohen Grade von keckem Uebermuth verleitet. So geſchah es, daß ich mich an Herrn Bock, meinen freundlichen Wirth, mit der Frage wandte: „Auf welche Weiſe macht man hier doch am ſchnellſten ſein Glück? Sie ſehen, daß die Gelegenbelt mir günſtig iſt," ſetzte ich hinzu. „Der Fürſt hat gnädig mit mir geſprochen, die Stadt ſchätzt den Künſtler aus der Fremde hoch, Krumhorn will mir wohl und manche Dame betrachtet mich mit ſichtbarem Wohlgefallen. Rathen Sie mir, Freund des Barons und mein Gönner. Gold ſey der Schlüſſel zum Tempel der Glücksgöttin hat man mir geſagt und Gold beſitz ich jetzt; doch ſeh ich noch den kürzeſten Weg zu jenem Tempel nicht ganz klar vor mir. Wie fang ich es an, dahin recht bald zu gelangen?"

„Fortuna, zu der Sie wollen, iſt eine Fee," entgegnete der Befragte, „die ſich nach jedem beſchauenden Auge anders geſtaltet und, gleich dem Kamäleon, anders färbt. Sie iſt ein Weib und hat daher mehr Launen, als Löwenhoek Inſekten in einem Glaſe Waſſer fand. So raſch wie eine Großſtädterin den Schnitt des Kleides und die Form des Hutes, wechſelt ſie ihre Günſtlinge, und ſpielt mit ihnen wie die Katze mit dem gefangenen Mäuschen und zwickt ſie jämmerlich, wie eine boshafte Stiefmutter ihr Aſchenbrödel. Was nennen Sie Ihr Glück, mein junger Freund?"

Reich wär ich gern an Geld und Anſehn, an Glanz und Genüſſen! entgegnete ich.

„Wer mögte das nicht ſeyn!" lachte er. „Das kömmt daher —"

Woher es kömmt, fiel ich ein, begreife ich wohl, am liebſten höre ich, wohin es führt.

„Ei nun, nach mancher Richtung," verſicherte er; „dahin und dorthin. Wollen Sie Wahrheit?"

Wahrheit! rief ich. Wahrheit und nichts als Wahrheit, wenn ich bitten darf.

Da ſchauete er mich eine Weile forſchend an, zuckte mit den Achſeln, nahm langſam eine Priſe Taback und ſah ſchweigend einen Augenblick zur Erde.

Jetzt wandte er den Blick wieder auf mich, räuſperte ſich und ſprach. „Sie wollen Wahrheit, und Sie ſollen deren haben. Das Streben nach dem ſogenannten Glück führt faſt immer zu Extremen, ſo wie oft Derjenige, der nach Wolle ging, ſelbſt geſchoren zurückkehrt. Zuweilen, aber ſelten, führt der Wille wirklich zum Sonnenpunkt der Wünſche, doch öfter ins Elend, zur Verzweiflung, zum Irrenhauſe, zur frühen Gruft. Die Sehnſucht ſchleudert die Würfel, das blinde Ungefähr wendet ſie, ſo oder ſo, ſechs Augen oder eins. Das Würfeln iſt ein Wageſpiel; ich an Ihrer Stelle würde nichts übereilen. Der, den ſeine Erziehung, ſein Beruf in die Rennbahn des großen Lebens führt, empfängt auch von ſeinem Berufe Muth und Kraft zum graden feſten Wandel in dem ſchwindelnden Rund; wer aber vorſchnell ſich überläuft, dem geht der Athem aus im ungewohnten Dunſtkreiſe und die Behendigkeit und Stärke und Beſonnenheit im Wettlaufe auf unheimathlichem Boden. Gehen Sie langſam vorwärts in dieſem künſtlichen Verkehr und wollen Sie nicht, daß das Schickſal Sie anderen Menſchenkindern durch ununterbrochene Gunſtbeweiſe vorziehe; freuen Sie ſich im Gegentheile, wenn Sie kleine Hinderniſſe finden auf Ihrer Pilgerfahrt, kleine Unfälle erleben. Wer auf einmal zu viel Heil erlebt, an deſſen Ferſe leckt ſchon großes Unglück. Denken Sie an den Gaſtfreund des Polykrates."

„Drum, willſt Du Dich vor Leid bewahren,
„ſo flehe zu den Unſichtbaren,
„daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn;
„noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
„auf den mit immer vollen Händen
„die Götter ihre Gaben ſtreun!"

Schweigend, mißmuthig, rieb ich die heiße Stirn; die mittelbare Warnung hatte auf mein reizbares Gemüth einen höchſt unangenehmen Eindruck gemacht. Der unge-

ho-

hobelte Rathgeber wollte mich von meiner ſchönſten Hoffnung abwendig machen, mir das raſche Steigen verleiden, worauf jetzt mein ganzer Curſus berechnet war.

Da ward Beſuch gemeldet. Karl erſchien und bannte, ein Zauberer, leicht ſchnell und ſanft die Grillen, welche die Behauptungen des philoſophiſchen Bocks in mein Gehirn gehaucht hatten.

Anders und gefälliger beantwortete dieſer die Frage nach dem Wie der Parforce-Glücksjagd.

Er nannte mir eine Menge von Perſonen, die auf dieſe und jene Weiſe ſehr raſch ihr Glück gemacht hatten. Dieſer, geſchickt und gefügig, ſtieg durch die Gunſt eines geltenden Beſchützers, jener durch die Verbindung mit einer begüterten Braut aus gutem Hauſe, ein Dritter aber durch des Zufalls

Huld am Spieltiſche zu einem beneidenswerthen Zuſtande empor.

Alſo Protection, Vermählung und Spiel? wiederholte ich. Wohlan, dieſe Mittel liegen nahe, ich wende ſie an. Im Vertrauen, Freund! Etwas Genie beſitze ich doch auch, als Künſtler nemlich? Nicht wahr?

„Viel Genie, mein Guter. Viel, ganz unbezweifelt!" war Karls Antwort. „Wer, wie Sie, alle Tonwerkzeuge meiſterhaft behandelt, beweiſet a priori die Gegenwart der Götterflamme!"

Sprachs, umarmte mich lächelnd und eilte fort.

Am folgenden Morgen beſuchte ich planmäßig den Direktor, den Mann von Einfluß und Vater einer ſchönen Tochter, und bat um ſeine Fürſprache bei Hofe und dem Präſidenten wegen eines Amtes für mich, und um — Angelikas Hand.

„Das zweite iſt Sache meiner Tochter!"

entgegnete er. „Wenden Sie ſich, mein Wertheſter, an dieſe ſelbſt. Die Fürſprache übernehme ich gern. Und welchem Wirkungskreiſe wünſchen Sie zu leben?“

Gern ſähe ich mich bei der Verwaltung des Innern beſchäftigt, wozu mich meine Kenntniſſe befähigen; mein Pathe war Secretair des Unter-Präfecten, aus Liebhaberey habe ich bei ihm viel gearbeitet, Acten geleſen, gerechnet, expedirt und Protokolle aufgenommen.

„Alſo im Departement des Innern? Bon! Vorerſt Geheimer Secretair, dann Aſſeſſor, Rath, Director, und endlich Präſident. Auf Seele, Sie können ſich zur erſten Stelle hinauf geigen und blaſen. Eh bien, ich rede mit dem Präſidenten. Die Excellenz wird Sie zu ſich bitten laſſen, Sie erſcheinen und die Sache iſt gemacht!“

Kaum fand ich Worte, mein Dankgefühl auszuſprechen, denn ich erblickte mich bereits mit hoher Begeiſterung als Excellenz an der Spitze der Behörden, zunächſt am Fürſtenſitze, ja auf dieſem ſelbſt, denn oft, dachte ich, regiert ja der Miniſter als Selbſtherrſcher, während der Fürſt nur den Namen leiht!

Der ſchöneren Angelegenheit wegen ſprach ich noch an demſelben Tage mit Karl und nahm deſſen Fürwort bei ſeiner Schweſter in Anſpruch.

„Sie will Ihnen wohl," verſicherte dieſer, „und wenig fehlt, ſo ſind Sie am Ziele. Nur Eins noch im Vertrauen: Angelika iſt ein Mädchen und nicht frei von der Weiber Erbſünde Eitelkeit, die ſich in Kleinigkeiten brüſtet. Unendlich würden Sie bei ihr gewinnen, wenn Sie ihr mit guter Art eine Kleinigkeit ſchenkten, als etwa ein Kleid, ein Tuch, eine Kette, ein Paar Ohrringe oder dergleichen. Es iſt kleinlich, einen Geber ſolcher Dinge mehr zu begünſtigen, als einen anderen wackeren Mann, das ſage ich täglich, aber die Mädchen ſind nun einmal ſo ſchwach, und ich kenne meine liebe Schweſter."

Wie tadelte ich mich, nicht ſelber daran gedacht zu haben! Entzückt auf die Idee gebracht worden zu ſeyn, eilte ich in Geſellſchaft des Rathgebers ſofort zum nächſten Bijoutier und kaufte eine goldene Halskette nebſt Medaillon für dreißig Dukaten.

Angelika war ein Seraph bei dem Empfange und erlaubte mir gern, mein Bild dem Medaillon einzuverleiben. Ein großer Schritt ſchien geſchehen, und das Urbild war ſeelig, ſeine Abbildung am Herzen der Huldin hängen zu ſehen.

Bei dieſer Gelegenheit wagte ich die zärtliche Werbung.

„Sie ſind ein guter, achtbarer, ja liebenswürdiger Jüngling," erwiederte ſie mit

Flötentönen und einem ſanften Händedruck, „der meinen ganzen Beifall hat; mit Freuden reiche ich Ihnen, ſobald Sie ein ehrenvolles und nährendes Amt beſitzen, meine Hand!“

Die Bedingung machte mich erkalten.

Warum ein Amt? fragte ich mich, nach dem Spiegel ſchielend, aus welchem mich ein angenehmer junger Mann anſchauete. Bin ich ſelber ihr nichts? Sie liebt mich alſo nicht?

Doch Karl, dem ich mich anvertraute, wußte dieſem Anfluge übler Laune zu begegnen, indem er mich hoffen ließ, meine Anſtellung werde nächſtens erfolgen, und ſolche kleine Launen müſſe man einer ſchönen Großſtädterin ſchon verzeihen, die gern mit ihres Gatten Titel prunken und ein feſtes Nadelgeld beſitzen wolle.

Da wich allmählig mein Unmuth, und den Verſicherungen des Freundes glaubend, rief ich lächelnd Hamlet nach: „Gebrechlichkeit dein Name iſt Weib!“

Jetzt führte, auf mein Andringen, Krumhorn mich bei dem Präſidenten auf, der mich höchſt freundlich empfing und mir bei der erſten Gelegenheit eine Dienſtſtelle und dann baldige Beförderung verhieß, ſo daß ich Anlaß hatte, mit dem Erfolge der Audienz für den Augenblick ganz zufrieden zu ſeyn.

Aber Tage und Wochen vergingen, ich rückte nirgends um ein Haar breit in der Erfüllung meiner Wünſche vor. Am Spieltiſche gewann und verlor ich abwechſelnd. Angelika behandelte mich wie einen guten Freund und ward nur liebevoller, wenn ich ihr kleine Geſchenke brachte, doch bald verlor ſich dieſe Wärme wieder, und ich kam dann in die Reihe von Hunderten, die ſie artig aber ohne Auszeichnung in der Geſellſchaft um ſich ſah. Der Präſident, den ich gelegentlich an ſein gegebenes Verſprechen erinnerte, meinte, er müſſe mir mit Bedauern bemerklich machen, daß es mit der Anſtellung ſo eilig nicht gehe, und wie ich in Geduld eine Vakanz abzuwarten belieben möge.

Karl ſprach mich zu einer Zeit, als mehrere bedeutende Ausgaben meine Caſſe verringert hatten, um ein neues Darlehn von funfzig Dukaten an.

„Gern will ich mit Dir theilen!“ entgegnete ich und reichte ihm die Halbſcheid meiner geſammten Baarſchaft, die noch aus ſechszig Holländern beſtand, dar. „Du weiſt: der Ball am heutigen Abend und das Spiel bei Taninis — der anderen Hälfte bedarf ich ſelbſt.“ —

„Im Salon ſehn wir uns wieder!“ lispelte er halblaut und ſichtbar unzufrieden, ſtrich jedoch die Goldſtücke ein und hüpfte trällernd aus der Thür, zu welcher jetzt der Gaſtwirth eintrat.

„Sie ſpielen, höre ich, mein junger Freund!“ ſprach er ſehr ernſt. „Verzeihen Sie mir, ich meine es redlich. Stehen Sie ab vom Spiele! — Kennen Sie den Hofſekretair?“

Er iſt mein Freund.

„Weh Ihnen! Ich kenne ihn als einen Spieler von Metier, als einen Gauner.“

Nicht doch.

„Sie ſuchen ein Amt bei dem Präſidenten?“

So iſt es.

„Machten Sie an deſſen Sekretair ſchon Geſchenke?“

Nein.

„So bleiben Sie ſitzen. — Sie werben um Fräulein Angelika?“

Ja. Sie iſt ein Engel.

„Ein theurer, eine Coquette.“

Verläumdung!

„Werden Sie geliebt?“

Allerdings. Zwar ſoll ich erſt Beamter ſeyn —

„Und ein Millionair? — Haben Sie Beweiſe von Gegenliebe?“

Sie trägt mein Bild im Medaillon.

„Sonſt nirgends?“

Sie nahm eine goldene Kette von mir an.

„Aha. Das Gold liebt die Begehrliche, nicht Sie ſelbſt. Die Kette legt ſie gern an, ſo lang ein junger Thor noch Gold beſitzt. Ich warne. Prüfen Sie das Mädchen und den Freund. Wenn Sie dort nicht ſpenden, hier nicht leihen und lachend im Spiel verlieren, werden Sie vergeſſen, wird der gerupfte Vogel frei gelaſſen. Seyn Sie vorſichtig, wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt. Der Baron hat mich gewiſſermaaßen zu Ihrem

Mentor beſtellt; er iſt mein Freund. Zwar ſpielt er auch und trinkt, iſt aber übrigens vorſichtig, brav und Ihnen ſehr gewogen.“

Meine Augenbrauen hatten ſich während ſeiner Reden — das fühlte ich — krampfhaft zuſammen gezogen. Leider hatte er, in Beziehung auf die Geſchwiſter, wol nicht ganz Unrecht; dafür ſprachen meine Erfahrungen ſchon.

Unter laſtenden Gefühlen gelobte ich auf Bocks Forderung Vorſicht, und ſchloß mich dann, um nachzudenken, in mein Zimmer ein.

Der Erfolg meines Nachdenkens war, daß ich noch einmal ſpielen, aber auch Karl und Angelika genau beobachten wollte. Hatte Bock ganz Recht, und gewann ich eine namhafte Summe, ſo war es beſchloſſen, bald von hier abzureiſen und an einem anderen Orte mein Heil zu verſuchen.

Es war eine ſehr trübe Stunde, in welcher ich dieſen Entſchluß faſſen mußte, mußte, da mir, wenn Bock nicht übertrieben hatte, ich nicht falſch vorausſetzte, kein anderes Hülfsmittel blieb.

Unmuth und Unruhe führten mich in das Theater, wo man einen Fauſt gab. Schon hatte das Trauerſpiel begonnen, als ich in eine Loge trat. Mir gegenüber ſaß, zur Seite eines mir bekannten Hofjunkers, Angelika, mit dem Nachbar ſich unterhaltend, unbekümmert um des Dramas Gang, dem Anſchein nach ganz Theilnahme und Huld für ihren Nebenmann.

Der Vorhang fiel; es ward laut um mich her; man ſprach neben mir über Angelika, wie Bock geredet hatte, und manche bittere Bemerkung mußte ich hören, die des Gaſtwirths Behauptung bekräftigte.

Als ich Fauſt wieder vor mir ſah, ward er von Mephiſtophiles umſtrickt, verführt, von einer wunderherrlichen Helena gewonnen, geblendet, gegängelt und verlacht.

O, dieſe Helena trug vielfache Aehnlichkeit mit Fräulein Krumhorn und — ſeltſam genug — Mephiſtophiles ſprach ganz in Karls Tone.

Dieſer wunderbare Zufall mehrte meine Pein; ich ſah in den Verführern die Geſchwiſter, die Verehrte und den Freund.

Jetzt konnte ich meine Unruhe nicht mehr meiſtern, und ehe noch das Ende der Tragödie gekommen war, führten mich die Höllengeiſter des Verdruſſes und der Hoffnungsloſigkeit von hinnen und nach meinem Zimmer.

Eine finſtere Grille machte der anderen Platz, ein Entwurf, ein Vorſatz dem andern. Angelika hatte im Theater kaum einen nichtsſagenden Blick auf mich geworfen. „Wahrſcheinlich hat“ — ſo ſagte ich mir — „Karl ihr gemeldet, daß er ſtatt der begehrten funfzig Goldſtücke nur dreißig als Darlehn von mir erhielt; ſie vermuthet, daß es mit dem Inhalt meiner Börſe zu Ende geht. Das macht ſie kälter als gewöhnlich. Wozu die fernere Prüfung? ich kenne meine — Braut. O Caroline, ſo hätteſt Du, gute Seele! nicht gehandelt!"

„Und was iſt nun zu thun?" fragte ich mich. „Reiſen? Die Verächtlichen verlaſſen? — Bah, das iſt es ja eben, was ſie wollen. — Alſo bleiben? Ihnen trotzen? Mich durch Verachtung rächen? Ihnen die Reue aufdringen? — Doch woher die Mittel dazu nehmen? — Dank dem verrätheriſchen Freunde," rief ich erfreut nach kurzem Nachſinnen, „daß er ſelbſt mich das Mittel zum Zweck kennen lehrte, die Waffe gegen ihn und ſeine Schweſter mir bezeichnete; *Gold* heißt ſie, und Gold muß ich mir verſchaffen; mit ihm finde ich Fürſprache, Würde und Liebe; ich erkaufe mir damit die Gunſt des Secretairs bei dem Präſidenten, und eine andere ſchöne, begüterte Gattin, Angeliken zum Trotz; man ſoll mich tauſendfältig beneiden und die Coquette am Gallenfieber ſterben. — Am Spieltiſche kann mir das Mittel werden. Ja, ich mache noch einen Verſuch mit Vorſicht und leidenſchaftloſer Ruhe, und glückt er, ſo bin ich geborgen — O, unerklärlich dunkle Macht, Du gaukelnder Taſchenſpieler, Zufall, oder wie Du ſonſt wirklich heißen magſt, der Du Deine wunderbaren Künſte im Nu und in der tiefſten Stille vollziehſt: nur einmal, dies einzigemal noch, unterſtütze mich, daß ich meinen feindlichen Freunden nicht zum Spott werde!"

Der Entſchluß wurzelte feſt; ich beſtellte den Wagen, um zu dem Ball zu fahren, wählte mein beſtes Kleid aus und zog mich an, ſo gut ich es vermogte, zum Ball und Tanz; ich beſchloß, Angelika zu verhöhnen; ſie ſollte mich in meiner ganzen Schöne ſehen, bewundern, ihr Benehmen und meinen Verluſt bereuen und betrauern.

Der Wagen hielt vor der Thür, ich war feſtlich geſchmückt; da ließ ich ſeufzend meinen Reichthum, dreißig Dukaten, durch die Finger gleiten.

Der Betrag war faſt zu gering für eine Unternehmung im Großen.

In dieſem Augenblick pochte es an die Thür; auf meinen Ruf: Herein! trat ein Poſtbote ein, und legte einen Brief und ein Paket mit funfzig Louisd'ors, an mich gerichtet, auf den Tiſch.

„Ein günſtiger Wink des Schickſals, das die Ausführung meines Vorſatzes mir gebietet!“ ſagte ich zu mir. „Warum ſpielte es ſonſt in dem entſcheidenden Momente dieſe Summe in meine Hände? Ich ſoll. Wohlan ich will ſpielen!“

Der

Der Briefträger war abgefertigt und fortgegangen. Die Aufſchrift ſchien von der Hand des Baron Glanz: ich las.

Der Freiherr ſchrieb: „Aus Gründen, „die Sie ſpäterhin erfahren ſollen, ſende ich „Ihnen das beifolgende Geld zur Aufbewahrung bis zu meiner baldigen Ankunft bei „Ihnen; ich gehe nächſtens von hier nach „Aachen ab und ſehe Sie bei der Durchreiſe.“

Das Schreiben war aus einer norddeutſchen Hauptſtadt.

„Aber iſt es auch brav gehandelt, dieſes Geld, anvertrautes Gut, zum Spiele anzuwenden?“ ſprach der Geiſt des Guten in mir, und die Antwort war: „Nein, o nein! Wie, wenn der Betrag — was nicht unmöglich iſt — verloren ginge?“

Doch die warnende Stimme ward von dem Rufe der Leidenſchaft überſtimmt. Eitelkeit und Rachſucht geboten über mich, und der Leichtſinn ſchmeichelte: „Du wirſt gewinnen und Deinen Plan glücklich durchſetzen!“

Aber das Herz pochte mir ängſtlich, wie bei dem Beginn einer verbrecheriſchen Handlung, indem ich die Möglichkeit des Gegentheiles dachte; indeſſen ſtand Alles auf dem Spiele, ich war zu weit vorgeſchritten, um noch zurück kehren zu können. Dennoch fühlte ich es tief mit dem Friedländer:

„Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
„Nicht ohne Grauen greift des Menſchen Hand
„in des Geſchicks geheimnißvolle Urne.
„In meiner Bruſt war meine That noch mein,
„einmal entlaſſen aus dem ſichern Winkel
„des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
„hinausgegeben in des Lebens Fremde,
„gehört ſie jenen tück'ſchen Mächten an,
„die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht!“

Doch die Wagen rollten, Genugthuung und Rache winkte mir, und entſchloſſen zu dem Wageſtück, fuhr ich dem Vaniniſchen Salon zu.

Sonnenhell war der Ballſaal erleuchtet und der Tanz hatte begonnen, als ich dort eintrat; nur fehlte noch der fürſtliche Hof.

Eben ſah ich nach Bekannten umher, um mich irgendwo anzuſchließen, als Angelika am Arm des Hofiunkers erſchien; nur für ihn ſchien ſie Augen zu haben; mit ihm nur ſprach ſie, und lebte nur für ihn; die Kette war um ihren Hals geſchlungen, der Spender aber ward überſehen.

Das rückſichtloſe Benehmen der Wandelbaren regte mich auf; und als ich vollends im Vorübergehen fand, daß ein anderes Bild — das des Hofiunkers — ſich in dem von mir geſchenkten Medaillon befand, fühlte ich mein Blut heftig wallen, und nur mit Mühe hielt ich mich von bitteren Aeußerungen zurück. Um mich zu meiſtern, entzog ich mir den Anblick, und ging nach dem anderen Ende des Saals; doch mein Unſtern verfolgte mich, denn eben traten hier Tänzer an, und bald ſchwebte die böſe Fee mit dem Hofjunker tanzend vor mir hin und wieder.

Da flüchtete ich mich von dort hinweg.

Noch war das Spielzimmer öde und leer, forſchend ſah ich oft da hinein, die Minuten ſchlichen gleich den Schnecken; ich ſehnte mich nach dem Spiel, darum kroch die Zeit mit bleiernen Füßen.

Endlich füllte und erhellte ſich der Nebenſaal, die Chatouille ward gebracht, der grüne Tiſch mit Gold belaſtet.

Wie Eva nach den Aepfeln am Erkenntnißbaume, ſo ſchauete ich, unter Furcht und Hoffnung, nach den ſchimmernden Hügeln, von denen ich etwas Aehnliches träumte, was in der Anekdote Gretchen von den Eyern, die ſie zu Markt trug, hoffte.

Mit dem feſten Vorſatze, erſt den Gang des Spiels zu beobachten und nur die Favorit-Karten zu beſetzen, trat ich zu dem Tiſch, um den ſich bereits eine zahlreiche Gallerie geſammelt hatte.

Tief in die Taſche hinab ſchob ich die funfzig Louisd'or, die nur im äußerſten Nothfalle gewagt werden ſollten, und zog die dreißig, zu dem Verſuch beſtimmten, Dukaten hervor, als eben der Bankhalter ſein: „Jeu fait!" rief.

Der Hofſecretair ſtand, als ich umher ſah, pointirend neben mir. In den erſten zwei Taillen gewann der Bube immerfort, und Karl hielt darauf. Jetzt beſetzte auch ich den Buben, er verlor, meine Dukaten flogen.

Vergebens kämpfte ich einen Augenblick wider den Dämon, der mich zum Wageſtück reizte; er ſiegte, unter Herzpochen zog ich die Louisd'ors hervor.

Da auch Karl jetzt den Buben mit einer

Kleinigkeit beſetzte, blieb ich bei dieſem Bilde, und nun ging es vortrefflich. Ermuthigt durch den Erfolg, ſetzte ich größere Summen, und bog, und Schlag auf Schlag fiel mir Gewinn zu. Die Glücksgöttin lächelte mir fort und fort.

Mit heiterem Sonnenglanze ſtrahlte, von meinem Goldberge aus, mich die ſchöne Zukunft an; im bunten Wechſel ſchwebten leuchtende Bilder der ſeeligen Folgezeit vor meiner Phantaſie; ich ſah den Himmel des Lebens vor mir offen.

Doch eine ſchreckliche halbe Stunde ſchob die glänzenden Geſchöpfe einer thätigen Einbildungskraft nur zu bald wieder in die tiefſte, graueſte Ferne.

Die Bankhalter waren ſichtbar unruhig geworden bei meinem Gewinnen, das ihre Goldhäufen zu ſprengen drohte: jetzt ſetzte ſich ein anderer Banquier zum Tailliren, gegen den ich früher ſtets verloren hatte. Und es ging jetzt wie ſonſt.

Wie die Goldſtücke gekommen waren, ſo gingen ſie wieder fort, und raſcher noch, denn ich ward hitzig und ſetzte ganze Hände voll Louisd'ors auf die gewählten Karten, welche fort und fort abgeſchlagen wurden; die Taſchen leerten ſich, mein Blut kochte, mein Geſicht glühte, denn ſchon zog ich den Reſt hervor, der noch in etwa funfzig Louisd'or beſtand.

Von Neuem ſchwankte ich, ob ich dieſe (des Barons Eigenthum) wagen oder das Spielen beendigen ſolle; doch der alte Dämon riß mich fort, ich ſetzte die erſte Hälfte auf den Buben und — verlor, die zweite: „Valet et Dame!“ rief der Banquier und nahm mein Gold.

Voll Verzweiflung, vor Wuth knirſchend,

ſtand ich da. Kein Ausweg ſtand mir offen, keine Hülfe mehr durfte ich erwarten.

Doch ſiehe, ein Blick auf meinen Nachbar, den Hofſecretair, gab mir wieder Hoffnung. Er hatte gewonnen, ein vor ihm liegender Goldberg bezeugte das. Von ihm hatte ich zu fordern.

Leihe mir zehn Dukaten, flüſterte ich ihm bittend zu, nur bis zum morgenden Tage!

„Aus dem Spiele gebe ich nie," liſpelte er mir ins Ohr. „Sey es Vorurtheil, ich kann es nicht, und fordere dergleichen auch nie von anderen. Verzeih mir!"

Die Weigerung erregte meine Wuth; in wilder Bewegung ergriff ich ſeine Hand, drückte ſie heftig und ſprach halblaut: „Wohlan. Du biſt mir achtzig Dukaten ſchuldig. Bezahle, wenn Du nicht leihen willſt, auf der Stelle, oder Du fällſt dem Kirchhofe anheim!"

Der Elende ward geiſterbleich, ſeine Hand bebte in der meinigen. Wort und Blick hatte ihn geſchreckt. Er erzwang ein Lächeln und flüſterte: „Recht gern, mein Freund. Warum ſagteſt Du das nicht gleich? Hier iſt Dein Geld!"

Mit dieſen Worten ſchob er mir vier Reihen zu zwanzig Dukaten, die er zuvor ſchon geordnet hatte, hin, und machte dann, zu mir gewendet, eine gewöhnliche Bemerkung über den ſeltſamen Gang des Spieles, als ob nichts vorgefallen ſey.

Von Neuem beſetzte ich den Buben, der wieder geſchlagen ward; dreimal verlor die Figur, mit zitternder Hand ſchob ich das letzte Goldhäufchen vor den Buben hin, und hielt mich, vor Erwartung bebend, am Tiſche feſt.

Der Bankhalter rief bald darauf: „Valet verloren!“

Ja wohl! ſprach ich knirrſchend und meine geballte Fauſt traf laut und unſanft die glühende Stirn.

Die Gallerie lachte der ohnmächtigen Verzweiflung des getäuſchten Neulings; mit kränkendem Mitleid ſchauete mich der Hofſecretair an.

Bebend trat ich zurück und ſchweigend, ein ſtillwüthender Zuſchauer der Nervenſpannenden Thätigkeit am Tiſche, meinem Leichtſinne insgeheim fluchend, und die Furien der Selbſtverachtung, der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit geiſſelten mich ſchonungslos mit Skorpionen.

Jetzt trat ein Bedienter zu dem Hofſecretair, und ſagte ihm leiſe einige Worte ins

Ohr. Er raffte unruhig ſein Geld zuſammen, ſteckte es ein, und kam zu mir.

„Noch habe ich Dir nicht geſagt,“ ſprach er, „daß mein Vater an einer bedenklichen Krankheit, an einem heftigen, periodiſchen Bruſtkrampfe, ſeit heute Morgen leidet; ich kam von ſeinem Krankenbette hieher. So eben ruft man mich dahin, ein neuer, gefährlicher Paroxismus hat den Guten überfallen. Es regnet ſtark, ich habe keinen Wagen hier, der Deinige aber hält, wie ich höre, vor der Thür und Du verweilſt doch noch hier. Darf ich darum auf eine halbe Stunde bitten?“

Betäubt, faſt bewußtlos, vernahm ich kaum den Wunſch und nickte unwillkührlich bejahend.

Der Dankende eilte jetzt hinaus, der Wagen raſſelte, wetteifernd mit dem Plätſchern des Regens, die Straße hinab.

Auf Mittel ſinnend, Geld zum neuen

Verſuche zu erhalten, ſtand ich am Fenſter, und pochte mechaniſch mit dem Abſatze am Schuh den Doppeltakt eines Walzers, der aus dem Ballſaale herüber ſcholl, auf den Boden.

Da trat ein Mann, der bisher dem Spiele zugeſehen hatte, ſeinem Antlitze nach ein Sprößling vom Stamme Iſraels, vor mich hin und ſagte:

„Sie ſpielten mit großem Unglück. Wollen Sie nicht einen zweiten Verſuch wagen.“

Womit? Für den Augenblick bin ich ohne Mittel.

„Doch nicht ohne alle Ausſichten?“ (Er ſah auf meine Uhrkette.) „Ein junger Mann vom Stande wie Sie —“

Wenn mir ein braver Mann auf dieſe Uhr nebſt Zubehör zwanzig Dukaten bis morgen leihen wollte, ich würde ſehr erkenntlich ſeyn. Das Ganze koſtet vierzig.

Ich zog die Uhr hervor.

„Erlauben Sie," bat jener, nahm und muſterte ſie mit Kennerblick und Kennerohr, ließ ſie ſchlagen und ſprach dann: „Schade, daß ich nicht ſoviel Geld bei mir trage, ich würde Ihnen gerne dienen, aber ich habe eben nur zehn Dukaten —"

Wollen Sie mir dieſe bis morgen darauf leihen? fragte ich ſpielbegierig.

„Aber —"

Geben Sie mir neune, fiel ich ein; ich zahle zehn zurück!

Achſelzuckend ſteckte der Nothhelfer das Kunſtwerk ein und zählte mir neun Goldſtücke, deren Ränder unchriſtlich beſchnitten waren, in die flache Hand.

Flugs eilte ich zurück an den Tiſch, den die Farbe der Hoffnung bedeckt, von dem aber ſo oft die Verzweiflung ausgeht.

Meine Reſerve rückte vor, doch auch ſie wurde gänzlich geſchlagen.

Nichts gleicht der troſtloſen Stimmung, in welcher ich mich befand.

Vor Wuth zerriß ich das Pointirbuch bis auf die letzte Karte.

Es war die Schluß-Taille geweſen und jetzt verlor ſich Gallerie und Bank, die Kerzen erloſchen, ich eilte fort.

„Mein Wagen!“ rief ich aus dem Hausthore tretend; doch kein Wagen war ſichtbar, und nur zu fühlbar erinnerte mich der, mir vom Winde in das glühende Geſicht geworfene, kalte Regen, wie ſehr ich deſſen bedürfe.

„Adam!“ rief ich, „Adam!“ (das war des Kutſchers Name) „Adam, wo biſt Du?“ Doch der neue Adam erſchien eben ſo wenig als weiland der alte nach dem Apfelſchmauſe; nur der Wiederhall rief, mir zum Hohn, den

Namen zurück, und wirklich kam ich mir jetzt wie der aus dem Paradieſe verjagte erſte Menſch vor, als ich mich beſann, daß ich den Wagen dem Hofſecretair überlaſſen hatte.

Nun war kein Zweifel mehr, daß ich zu Fuße nach dem ziemlich weit von Vaninis Hotel entlegenen Gaſthofe wandern müſſe, obgleich ich ballmäßig, leicht gekleidet, in Schuhen und ohne Mantel war.

Der Regen floß in Strömen nieder, unter Zähnklappern begann ich den unheimlichen Spaziergang, bei jedem Schritte quoll ein kleiner Bach in meine Schuhe.

Eben war ich durch eine, näher führende Nebengaſſe gegangen und bog um die Ecke, in die Hauptſtraße ein, da ging ein langer Mann an mir vorüber; in dem Augenblicke aber, da er an mich ſtreifte, riß er mir urplötzlich den Hut vom Kopfe und ſprang damit rückwärts in die Gaſſe.

„Hülfe, Diebe!“ ſchrie ich, laut klagend, und bedeckte mit der flachen Hand den beregneten Kopf; die Fußtritte des flüchtigen Diebes verhallten in immer tieferer Ferne, die Hülfe aber ſchien noch entfernter zu ſeyn.

Doch jetzt kam ein Mann aus der, die Hauptſtraße durchſchneidenden, Queergaſſe gegangen, der ein Käſtchen im Arme trug, und fragte, ſich nähernd, wer hier um Hülfe gerufen?

„Ich,“ war meine Antwort; „man raubte mir den Hut; dieſe Gaſſe hinab floh der Böſewicht mit dem Raube, vor einigen Sekunden erſt.“ —

„Wahrhaftig?“ ſprach verwundert der Ankömmling. „Nun, ich bin leicht zu Fuße und hole den Dieb ſicher ein. Halten Sie mein Käſtchen unterdeſſen, und warten Sie hier einen Augenblick auf mich.“

Bei dieſen Worten ſchob der Fremde mir den gewichtigen Kaſten in die Hände, und rannte, ohne meine Antwort abzuwarten, in die Gaſſe hinein, dem Hutdiebe nach.

Schauerlich ſtill war es um mich her, nur der eiſige Regen machte ein eintöniges Geräuſch auf dem Pflaſter; auf dem nahen Thurme ſchnob die Eule; die Finſterniß glich der ägyptiſchen.

Vor Froſt und Kummer zähnklappernd ſtand ich da. Das Käſtchen ward mir zu ſchwer, ich ſetzte es unwillig ab, ſo daß es unſanft den Boden berührte. Da erſcholl ein ächzender Laut in dem Kaſten, ein Ton, der dem Gewimmer eines jungen Kindes glich.

Geſpannt eilte ich mit dem Kaſten zu der nächſten Straßenlaterne und öffnete den Deckel.

Tod und Hölle! Es war richtig; ein neugebornes Kind in Leinen gehüllt, ſchrie mich an; der angebliche Verfolger des Diebes hatte meine Verlegenheit benutzt, mir das kleine Weſen, das ohne Zweifel ausgeſetzt werden ſollte, boshaft in die Hände zu ſpielen.

Dem tückiſchen Schickſale fluchend, das mir dieſe neue Qual zuſandte, und nachſinnend, wie ich mich aus dieſer Noth retten möge, hörte ich Pferde trappeln, einen Wagen herbei raſſeln und die Nacht erhellte ſich.

Es war die Equipage des Fürſten, die um die Ecke rollte und auf mich zufuhr; ausweichen, entfliehen konnte ich nicht mehr; in höchſter Angſt warf ich den Deckel des Kaſtens zu und ſtellte ihn auf die Erde hinter mir.

Der Fackelſchein beleuchtete meine Jammergeſtalt; die Bedienten hielten mir im Vorüberfahren die Fackeln vor das Geſicht; der Eine ſprach: „Der Muſikus Stimming!“ —

„Ja wahrhaftig!“ entgegnete der Zweite; beide ſahn einander an und hohnlachten. In die Erde hätte ich ſinken mögen.

„Nun wahrlich!“ flüſterte ich, bitter lachend mir zu: „Das heißt ſein Glück machen! Statt in Fortunens Tempel ſtehe ich nach Mitternacht auf offener Straße, vor Näſſe triefend, im leichten Frack, ſeidenen Strümpfen, ohne Uhr, Hut und Geld, habe ein Verbrechen, einen Verrath an dem Wohlwollen eines Gönners begangen, bin von Bedienten verlacht worden; und als Erſatz für alle Verluſte, als Troſt in allen Kränkungen, habe ich ein neugebornes Kind empfangen, das jetzt eben gewaltig aufquieckt! — O, Leichtſinn, Unbeſonnenheit und Mangel an Erfahrung, in welche verzweiflungsvolle Lage habt ihr mich verſetzt!“

Doch die tiefſte Reue, die weiſeſte Betrachtung, der beſte Vorſatz half mir nicht aus meinen Aengſten und Nöthen.

Es mußten entſcheidende Schritte geſchehen; ich konnte das Kind nicht behalten, und nicht im Fieberfroſt auf der Straße bleiben.

Der Inhalt des Kaſtens war wieder ſtill geworden; da bemerkte ich im Erdgeſchoß eines nahen Hauſes noch Licht, ein Mann im Schlafrock ſaß ſchreibend, unweit des Fenſters, am Tiſche.

Da fiel mir ein, die, gegen meinen Willen empfangene koſtbare Menſchenpflanze an jenen Mann, der dem Anſcheine nach, ein wohlhabender war, unbekümmert um das Fernere, wieder abzugeben, und ohne Zögern ſchritt ich zur Ausführung.

Holla! rief ich und pochte an das erleuchtete Fenſter.

Der Mann näherte ſich alsbald und öffnete.

Dies ſoll ich hier einliefern! ſprach ich im Baßtone, ſchob das Käſtchen in das offene Fenſter, war mit wenig Sprüngen in der Quergaſſe, und rannte pfeilſchnell hindurch.

in die nächſte Straße biegend, bis ich nach wenig Minuten klopfend vor meinem Gaſthofe ſtand.

Ach, mein Elend ſollte hier erſt von Neuem beginnen.

Der Hausknecht öffnete mir, und ſprach, als er mich erkannte: „Ach, da ſind Sie ja. Der Herr Baron Ganz, der vor zwei Stunden angekommen, wünſcht Sie noch zu ſprechen, iſt Ihretwegen aufgeblieben und erwartet Sie auf ſeinem Zimmer.“

Faſt hätte dieſe Nachricht mich buchſtäblich zu Boden geworfen. Der Gläubiger war ſchon hier: Was ſtand mir jetzt bevor? Was ſollte ich thun? Die Angſt des armen Sünders am Hochgerichte durchſchnitt mein Inneres.

Verſtummt ſtand ich einen Augenblick in der offenen Thür, zagend, verzweifelnd; ich dachte an Flucht; doch ich hörte bebend die Stimme der Rachegöttinnen:

„Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
„geflügelt ſind wir da, die Schlingen
„ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
„daß er zu Boden fallen muß!“

Und ich blieb.

Drittes Buch.

Männer von Erfahrung haben bemerkt, daß, in der Regel, ein ſchon heraufgezogenes Gewitter nicht halb ſo ſchreckend iſt, als es, aus der Ferne geſehen, mit ſeinem drohend finſteren Gewölk erſcheint; und ſo geſchieht es auch nicht ſelten im Leben, daß die Gegenwart nicht ganz ſo gefährlich iſt, als man fürchtete, da ſie noch die Zukunft hieß.

In dieſem Sinne machte ſich auch mein böſer Handel mit dem Baron viel günſtiger, als ich fürchtend wähnte. Seine wohlwollende Nachſicht reichte weiter als mein frevelnder Leichtſinn.

Trocken gekleidet, ging ich nach ſeinem Zimmer. Gütig wie immer umarmte er mich.

„Ach, wüßteſt Du, mein Guter,“ dachte

ich, mit nothdürftigem Zittern, in ſeinen Armen, „was ich Dir zu bekennen habe, Du würdeſt mich mit Schelten, ſtatt der Liebkoſungen, empfangen!“

Doch, die Sache nahm eine unerwartete Wendung. Er wußte alles, was mit mir im Saale vorgegangen war, und mehr als ich, denn Herr Bock, den ich in der Spielwuth nicht bemerkt, hatte mich beobachtet und ihm auch das Kleinſte berichtet. So geſchah es, daß Ganz, als ich meine offene Beichte abzulegen im Begriff war, mir eine umſtändliche Erzählung meines Verhaltens bei dem Spiele vortrug, und hinzu ſetzte: „Das alles weiß ich, auch daß Sie mein Gold an den Mann brachten, und daß der Fürſt und der Präſident ſich unglücklicherweiſe im Spielſaale, in Ihrer Nähe befanden, als Sie in der Deſperation aus Ihrer Stirn eine Heerpauke machten, und jene mit den übrigen Zuſchauern ein Tutti darob lachten;

das war das Schlimmſte für dieſen Ort, was Ihnen widerfahren konnte, denn an Höfen und in großen Städten iſt es ein Capital-Verbrechen: ſich lächerlich zu machen. — Doch, es iſt geſchehen, und wir ſind alle arme Sünder. Sie ſpielten leidenſchaftlich und verſpielten; ich trinke zuweilen mehr als ich ſollte. Abgemacht. So viel aber iſt gewiß, daß Sie von hier fort müſſen!“

Das war es, was ich jetzt ſehnlichſt wünſchte; nach den Abenteuern dieſer Nacht konnte ich ohnehin den Bekannten nur mit Schaamröthe auf den Wangen und Bitterkeit in der Bruſt unter die Augen treten. Dies erklärte ich dem Baron und bat ihn, mich mit ſich hinweg zu nehmen.

Er antwortete bewilligend. „Nun ja,“ ſagte er. „Sie können mit mir nach Aachen gehen, Concerte und Unterricht daſelbſt geben, und nebenher an jenem Orte, inſofern ich meinen Zweck erreiche, mir recht ſehr nützlich ſeyn; ich habe die Abſicht, mich mit dem dortigen Unternehmer der Spielbank wegen eines Antheils zu vereinigen. Gelingt mir dies, ſo würde ich Sie bitten, im Stillen ein wenig auf die unbekannten Gäſte der Tafelrunde aufmerkſam zu ſeyn, und mir vertrauliche Winke zu geben, wenn irgend ein betrügeriſcher Glücksritter, oder auch einer unſerer Handlanger (Croupier genannt) der Bank in pecuniärer Hinſicht ein X für ein U macht (um ſich auf unredliche Weiſe zu bereichern) damit man ihn ſchärfer in's Auge faſſen möge; nur dürfen Sie ſelbſt niemals ſpielen."

Das gelobte ich bereitwillig mit Hand und Mund, denn ich ſchauderte, wenn ich des geſtrigen Abends gedachte.

„Nimmer" — betheuerte ich — „werde ich die hier empfangene practiſche Lehre vergeſſen! Nach meinem geſtrigen Zuſtande, meiner Stimmung, halte ich einen leidenſchaftlichen Spieler im Verluſt, zu allem Böſen, zu Mord und Raub fähig. Gott weiß, mit welcher redlichen Dankbarkeit ich Ihnen zugethan war und bin; doch konnte ich Ihr Geld auf das Spiel ſetzen.“ —

„Davon nichts mehr,“ erwiederte er, „die Summe war nicht mehr mein, ſondern Ihnen zugedacht; Sie ſollten von meinem namhaften Gewinn in der norddeutſchen Hauptſtadt einen Antheil empfangen, ich ſandte darum das Gold an Sie ab, um Ihnen bei meiner hieſigen Ankunft ein Geſchenk damit zu machen und Zeuge Ihrer Freude zu ſeyn; zwar hätte ich es Ihnen jetzt mitbringen können, aber ich war beſorgt, es wieder zu verlieren, oder bei der Reiſe durch die kriegführenden Heere es mir geraubt zu ſehen. Daher die ſchleunige Abſendung. Jetzt aber, da ich glücklich mit meiner ganzen Baarſchaft hieher gelangt bin, ſollen Sie jenen Betrag noch einmal von mir empfangen; doch nur unter der Bedingung, die ich wiederhole, daß Sie nie als Pointeur ſpielen.“

„Aber Sie ſelber — verzeihen Sie die Frage — treiben ja das Spiel?“ warf ich ein.

„Nur aus langer Weile ſetze ich hie und da einige Goldſtücke,“ ſagte er „ſpiele dann aber ſtets dem Glücklichſten nach, mit der größten Kälte, Ruhe und Vorſicht. Wer, wie Sie, leidenſchaftlich pointirt, iſt und hat im Voraus verloren. Künftig mehr von dieſer Angelegenheit. Von der Reiſe nach Aachen zu reden, ſo könnte Ihnen ein Umſtand entgegen ſeyn. Sie betreten dann wieder franzöſiſchen Boden: ſind Sie wegen der Conſcription ſicher?“ —

„Hoffentlich,“ verſicherte ich; „zwar drohte mein Oheim mir, den Stellvertreter für mich im Regimente einzuberufen und mich ſelbſt dem Kalbfelle folgen zu laſſen; doch das vermag er, bei ſeinem guten Herzen, ſchwerlich, und deshalb bin ich in dieſer Rückſicht auſſer Sorgen.“

Nach dieſer Erklärung nahm Ganz keinen Anſtand mehr, mich mit ſich auf die Reiſe zu nehmen. Wir fuhren ſchon Vormittags ab, nachdem ich von Herrn Bock noch in Erfahrung gebracht, wie der Mann im Schlafrocke — ein begüterter, kinderloſer Kaufmann — im Laufe der entwichenen Nacht mit einem Kinde beſchenkt worden ſey, und beſchloſſen habe, das Geſchenk als eignes Kind zu behalten und zu erziehen, was mir viel Vergnügen machte, inſofern das Loos des kleinen Weſens nun doch ſo glücklich war, als ich vorausgeſetzt, da ich den Findling in das Fenſter ſchob.

Mein Gönner zeigte ſich mir ſtündlich mehr nicht bloß als ein wohlwollender ſondern auch als ein vielſeitig gebildeter geiſtvoller, und mithin ſehr unterhaltender Reiſe-Geſellſchafter; vorzugsweiſe ſchien ihm in der ſchönen Literatur Deutſchlands nichts fremd, aber auch Frankreichs und Englands vorzüglichſte Dichter hatte er in der Urſchrift geleſen; ſo fand ſich ſtets neuer Redeſtoff für uns, und ich gewann dabei an Belehrung.

Ueberhaupt erſchien Ganz, die einzige Schwäche der Trinkluſt abgerechnet, als ein höchſt achtbarer Menſch; hatte er jedoch von dem beliebten Rebenſaft etwas zu viel genoſſen — was leicht geſchah, da er keine zu große Doſis vertrug — ſo war er faſt unausſtehlich. Zu ſolchen Zeiten konnte ihm Niemand zu Dank reden und handeln; dann überhob er ſich als Vielwiſſer, ergoß ſich ſtets in Paradoxen, peinigte jeden Gegenwärtigen mit Hohn und Derbheit, zankte mit Jedermann und benahm ſich beſonders unzart gegen das ſchöne Geſchlecht.

Drol-

Drollig genug, kannte er ſelbſt in guten Stunden dieſe ſeine ſchlimme Neigung, ſchmähte ſich ſelbſt darob, faßte rühmliche Vorſätze der Entſagung, und griff im nächſten Augenblicke wieder nach dem Glaſe. So befand er ſich in einem ewigen Selbſtkampfe.

„Halten Sie mich vom Trinken zurück," ſprach er während dieſer Reiſe zu mir; „ich bitte Sie recht ſehr darum, und ſollte es mit Gewalt geſchehen müſſen: ich ermächtige Sie dazu!"

Begreiflich war mir der nüchterne Reiſegefährte werther als der berauſchte, zankſüchtige; ich ließ mir dies geſagt ſeyn, und gab mir viel Mühe, ihn auf ſchonende Weiſe vom Trunke zurück zu halten; darum berauſchte ich mich mehr als einmal beinahe ſelbſt, um ihm den vorräthigen Wein zu entziehen, oder ich warf, wie aus Ungeſchicklichkeit, die volle Flaſche zu Boden; dann ward anfangs ſeine Stirne kraus, bald aber rief er, meine gute Abſicht erkennend, mir ein Bravo! zu.

„Ach, ich weiß recht wohl, wie ich mich von dieſem Uebel befreien könnte,“ ſagte er im Geſpräche über dieſen Gegenſtand; „eine geliebte Frau müßte ich beſitzen, welche Geiſt und Herz genug hätte, mich ſanft zu beherrſchen. Aber wo finde ich eine ſolche?“

Am Abend unſerer erſten Tagefahrt zerbrach die Achſe unſers Reiſewagens in der Nähe eines Dorfes. Der Miethskutſcher war untröſtlich, doch der gutmüthige Freiherr beruhigte ihn.

„In dieſem Dorfe bin ich bekannt, der Geiſtliche iſt mein Freund,“ ſprach er, „und während die Achſe ergänzt wird, übernachten wir in der Pfarre.

So geſchah es.

Der Prediger (deſſen Bruder Pfarrer auf

dem Gute des Barons war) und ſeine Hausfrau, wetteiferten in unſerer zuvorkommenden Aufnahme und Bewirthung.

Mich zog vor allen ein junges blühendes Mädchen an, das ſich, mit drei anderen gewöhnlichen, Geſchlechtsſchweſtern, bei dem Geiſtlichen in Penſion befand.

Clara, die ſechszehnjährige Tochter eines reichen Forſtmeiſters aus der nahen Stadt war dem hieſigen Seelſorger zur Bildung anvertraut, wie ich vom Baron vernahm; ihre Jugend und Schönheit, ihr ſittiger Anſtand wie der unverkennbare Reiz der Unſchuld machten einen lebhaften Eindruck auf mich; und Clärchens ſichtbare Aufmerkſamkeit für mich konnte dieſes Wohlgefallen nicht vermindern.

Bei dem Abendtiſche ſaß ich an ihrer Seite und da ich mit zarter Achtung zu ihr ſprach, ſtets Unterhaltungsſtoffe wählte, die auf ihren Bildungsgrad und ihre Eigenthümlichkeit berechnet waren, ſo war die gegenſeitige Annäherung bald gefunden. Daß ich ihren Beifall erworben, bewies ſich klar in ihrem Benehmen, in ihren Aeußerungen.

Nach dem Eſſen ſah ich ſie allein im Garten luſtwandeln, ich ging hinab, um angeblich des ſchönen Abends zu genießen, mehr aber, um einige Augenblicke lang in ihrer mir theuren Nähe zu ſeyn; indeſſen fanden ſich auch ihre Genoſſinnen ein, und ich durfte nur in Blicken zu ihr reden; ich erhielt jedoch auch in dieſer Sprache freundliche Antwort, ſoviel ihr der Anſtand geſtattete. Wie ſchmeichelte mir ihre anſcheinende Neigung!

Leider ſah ich mich gedrungen, jetzt Abſchied von ihr zu nehmen, denn wir ſollten am nächſten Morgen noch vor Tages Anbruch abreiſen.

Clärchens Lebewohl hatte etwas Feierliches; ſie ſchien bewegt, unterdrückte jedoch die ſchmerzliche Regung, wie ich zu ſehen glaubte, und dieſe Bemerkung that mir natürlich ſehr wohl.

Als wir am Morgen abfuhren, ward ein Engelköpfchen oben am Fenſter ſichtbar: es war Clärchen; ich konnte mich noch einmal von ihr beurlauben

---

Tief in mich verloren, ſaß ich ſchweigend neben dem Baron, der mich mehr als einmal zum Sprechen zu bringen verſuchte, aber ſtets einſilbige Antwort erhielt; ich gedachte der holden Clara und entſchlief endlich.

Auf einmal erweckte mich das laute Lachen des Barons; ich rieb die Augen.

„Alle Wetter," ſprach er lachend, „Sie fangen ſchnell Feuer; kaum ſahen Sie die niedliche Clara, und ſind ſchon ſo himmelhoch von ihr entzückt, daß Sie im Schlafe den ſüßen Namen rufen."

That ich das? entgegnete ich. Nun denn,

das Mädchen verdient Auszeichnung, und von mir die lebhafteſte Dankbarkeit überdies, denn ſie ſchien mir gewogen.

„Das bemerkte auch ich, mein Freund!“ verſicherte er. „In der That, Sie werden Glück bei den Damen machen; doch haben Sie auf der andern Seite auch merkwürdiges Unglück. Wie Caroline Engel, ſo iſt auch Clara Stetten bereits verſagt. Ja, ja, junger Herr, Sie kommen zu ſpät; und wozu führt in dieſem Falle die Bekanntſchaft mit ihr?“ —

Sie wäre ſchon verſagt?

„So iſts. Ihr Vater hat ſie an einen jungen Mann in einer Rheinſtadt, den Sohn ſeines Jugendfreundes, ſeit Jahr und Tag verſprochen, und wird ſie nächſtens aus der Penſion nehmen, um ſie ihrem Bräutigam in die Arme zu legen. So hat der Pfarrer mir erzählt.“

Seufzend ſchloß ich die Augen, und flüſterte für mich:

„Laß fahren dahin, laß fahren!"

In Jülich, wo wir Mittags eintrafen, fanden wir im Gaſthofe einen Bekannten, den Kaufmann **Lehmann**, der ſich ehemals oft wochenlang ſeiner Geſchäfte wegen in meiner Vaterſtadt aufgehalten hatte, und auch jetzt von daher kam.

Ganz ſprach lange mit ihm im Nebenzimmer bei halboffener Thür: ich hörte meinen Namen in ihrem Geſpräche nennen und ward aufmerkſam; horchend vernahm ich, daß der Baron nach meinem Oheim fragte.

„Er iſt in voriger Woche begraben!" war die Antwort, und heiße Thränen traten mir in's Auge. Mein Wohlthäter war nicht mehr!

Im Laufe jener Unterhaltung kam auch auf Caroline die Rede. Sie war, wie der

Kaufmann erzählte, längſt mit Menz vermählt, und zufrieden. Trotz aller Wahrſcheinlichkeit hatte ich mir die Geliebte noch immer als frei gedacht; darum erſchütterte die Nachricht mich nicht minder als die erſte. So waren denn meine ſchönſten Hoffnungen auf einmal vernichtet, meine liebſten Träume zerſtört.

Ganz ſah bei ſeiner Rückkehr in das Zimmer es mir an, daß ich gehört hatte, was mich ſo ſehr berührte; er war verlegen und ſuchte eine heitere Unterhaltung einzuleiten, was ihm jedoch in dieſem Augenblicke mißlang, da ich, bei allem Leichtſinn, doch den Verluſt des theuren Oheims und der Herzgeliebten tief und ſchmerzlich betrauerte.

Zudem war durch den Hintritt des Pflegevaters meine perſönliche Sicherheit gefährdet; das Regiment, dem ich angehörte, machte, wenn er nicht mehr die Stellvertretung beſorgte, höchſt wahrſcheinlich Anſprüche an mich; dazu jetzt, wo man nach der großen Menſchen-Einbuße in Rußland und für den bevorſtehenden Kampf in Sachſen, Böhmen, Schleſien und Brandenburg mit Härte Alles zuſammenraffte.

Dieſe peinigende Beſorgniſſe konnte ich nicht verſchweigen; doch, der Baron beruhigte mich dieſerhalb.

„Je länger ich hierüber nachdenke,“ verſicherte er, „um ſo mehr verſchwindet meine frühere Furcht. Wer kennt den Verſchollenen in der Fremde? Dazu ſtand Ihr Name ſelbſt niemals in den Liſten. Zudem ſind die Angelegenheiten und die Behörden gerade jetzt in einiger Verwirrung. Man hat nemlich ſichere Nachrichten, daß ſich auch Oeſtreich und Baiern während des jetzigen Waffenſtillſtandes den verbündeten Fürſten anſchließen; und ſo ſind denn alle Mächte Europas, die Dänen und Türken ausgenommen, gegen Napoleon. Auf dieſe Weiſe dürfte Ihr

Geburtsort nächſtens auf ewige Zeiten von Frankreich getrennt werden, wodurch Ihre Krieger-Verpflichtung aufhört. Im ſchlimmſten Falle kenne ich einen Beamten, der Sie durch ein Zeugniß der Unfähigkeit um ein Billiges von der Zwangspflicht befreit, was er beweislich in mehreren Fällen gethan hat, und mir gefällig zu ſeyn, gern thun wird; ich übernehme die Beſorgung wie die Belohnung des hülfreichen Mannes. Darum ſeyn Sie getröſtet."

Dieſe Gründe waren allerdings hinreichend, mich wegen des Kriegsdienſtes zu beruhigen; doch, ich hätte ſehr beſorgt ſeyn ſollen, wie mir die nächſten Tage bewieſen, denn das Schickſal hat bitterböſe Launen.

„Und ſoll ein Haus im Feuer untergehn,
„ſo zieht der Himmel ſein Gewölk zuſammen:"

Sobald wir in Aachen eingetroffen und im Gaſthofe abgetreten waren, ging der Baron aus, kam jedoch bald verſtimmt zurück. Zu der Verbindung mit den Unternehmern des Spieles an dieſem Orte war keine Ausſicht für ihn vorhanden. So beſchloß er denn auf einige Tage in gleicher Abſicht nach Spaa zu gehen. Während dieſer Zeit ſollte ich in Aachen bleiben, Sachen und Briefe, die an ihn eingehen würden, für ihn in Empfang nehmen und ſeine Rückkehr abwarten. Sobald er wieder angelangt, wollte er mit dem jetzt abweſenden beſtechlichen Beamten um meine Sicherung und Befreiung vom Zwange des Kriegsdienſtes unterhandeln.

So wars verabredet, und ich zählte auf dieſe Verabredung, aber meine Angelegenheiten nahmen durch das Zuſammentreffen mehrerer ungünſtiger Umſtände eine eben ſo unerwartete als unglückliche Wendung.

Ach, das Gewölk zog ſich zu meinem Untergange zuſammen, und ich ſah es nicht, ahnte es in meiner leichtſinnigen Sicherheit nicht einmal.

Der böſe Handel hatte folgenden Zuſammenhang: Der Sohn des Bürgermeiſters aus meinem Geburtsorte, Franz Stenger, befand ſich, ohne daß ich es wußte, als Brunnengaſt in Aachen und wohnte im großen Hotel, neben dem Gaſthofe, in welchem wir abgetreten waren.

Seit unſerer früheſten Kindheit ſchon beſtand eine unwillkührliche Abneigung unter uns, die ſich von jeher auf tauſendfache Art erwieſen hatte, und welche jedem Beobachter der Menſchen und des Lebens gewiß ſchon oft vorgekommen iſt. Von beinahe jeder unangenehmen Begebenheit meiner Knabenzeit war er entweder der Urheber, oder ſpielte mindeſtens eine bedeutende Rolle darin, auch in den Jünglingsjahren ſetzte ſich das ſo fort, und ſo hatte ich noch vor einem Jahre die

Muſikdirection bei dem dortigen Privattheater abgelehnt und die ganze Unternehmung dadurch zum Scheitern gebracht, weil Franz Stenger einer der Haupt-Theilnehmer war. Damals hatte er öffentlich einen Eid darauf abgelegt, bei nächſter Gelegenheit fühlbar Rache an mir zu nehmen; indeſſen fand er dieſe Gelegenheit nicht, indem ich bald darauf den Ort verließ.

Jetzt, nachdem der Baron unglücklicherweiſe die Reiſe nach Spaa angetreten hatte, verließ ich den Gaſthof, um mich im Saale der ſogenannten neuen Redoute als Zuſchauer bei dem Wageſpiele Rouge et noir zu zerſtreuen, vielleicht auch dort Bekanntſchaften zu machen, die dem künftigen Concertgeber von Nutzen ſeyn könnten.

Am großen Hotel vorübergehend, fiel mir im Fenſter des zweiten Stockes ein bekanntes Geſicht in die Augen, doch ehe ich noch im Klaren darüber war, wem es angehörte, war der Kopf verſchwunden und das Fenſter geſchloſſen; am folgenden Morgen ſah ich daſſelbe Geſicht in demſelben Fenſter; jetzt erkannte ich mit einem ängſtlichen Schauer den ewigen Widerſacher Franz; er ſah nach der anderen Seite; ſo wandte ich denn, um nicht von dem Feinde erkannt zu werden und ihm nicht den Blick zu gönnen, das Geſicht abwärts; ſchon freuete ich mich, von ihm nicht bemerkt zu werden, und beſchloß augenblicklich, vor des Barons Rückkehr den Gaſthof nicht wieder zu verlaſſen.

Fruchtloſe Vorſicht! Franz hatte mich leider, wie ich ſpäterhin erfuhr, ſchon geſtern nur zu ſchnell erkannt.

Kaum hatte ich in meinem Zimmer den Hut abgelegt, als ein Gendarm herein trat, der mich einlud, ihm zum Maire zu folgen.

Nach dem bereits von mir geahnten

Grunde dieſer Einladung forſchend, erfuhr ich mit Beben, daß ich ſchon vor meines Oheims Tode in öffentlichen Blättern vergebens aufgerufen worden ſey, um perſönlich der Conſcription zu genügen. Da half keine Entſchuldigung bei der Obrigkeit, daß jene Vorladung mir nicht zu Geſicht gekommen ſey, und ich geglaubt habe, der Oheim halte noch wie früher einen Stellvertreter für mich im Heere.

Es war ſonnenklar, mein Wahlfeind hatte mein Verhältniß hier angezeigt, meine Einziehung veranlaßt, und bei des Barons Abweſenheit, bei des berüchtigten Beamten Entfernung war an keine Befreiung zu denken; ich ſah mich gedrungen, in das entſetzliche Loos mich zu fügen. So löſte Franz den Rache-Eid allerdings auf fühlbare Weiſe: ich hatte ihm einſtmals einen kleinen Spaß verdorben, deshalb verdarb er mir jetzt den großen Lebens-Spaß.

Durch gute Miene zum böſen Spiele gemacht, hoffte ich die Erlaubniß zu erhalten, mich allein und unbegleitet nach meiner Vaterſtadt, als dem Orte meiner erſten Beſtimmung, begeben zu dürfen, was Anderen in ähnlichen Fällen nicht ſelten zugeſtanden ward; bei dieſer Gelegenheit war ich denn entſchloſſen, mich über die Gränze zu flüchten; aber auch das ſchlug fehl; der neue Franz Moor hatte für die Sicherung des Opfers klüglich geſorgt. So ward ich denn von zwei Gensdarmen bewacht, nach der Heimath geführt und ganz als Ausreißer auf die ſchonungsloſeſte Weiſe behandelt.

„O," ſeufzte ich in meiner Noth:

„O wär' ich eine Maus!
„Wie wollt' ich mich verſtecken!
„Ach, wär' ich klein wie Schnecken,
„Dann kroch' ich in mein Haus!"

Natürlicher Wunſch, ſo lange man dieſe Geſchöpfe nicht in Verhaft ſetzt, noch weniger aber ſie als Voltigeur oder Füſelier in Reihe und Glied zu ſtellen vermag, was mir ohne Zweifel bevorſtand.

Wirklich hatten die mancherlei widrigen Erfahrungen ſeit Kurzem meine Geduld in dem Maaße geſtählt, daß ich fähig war, über mein Unglück witzig zu ſeyn, und in dumpfem Gleichmuth hinaus zu blicken auf alle Unfälle, die mich möglicher — ja ſelbſt wahrſcheinlicher — Weiſe in Zukunft treffen konnten.

Der Bürgermeiſter empfing mich daheim im Geiſte ſeines Sohnes Franz, das heißt unzart, ſelbſt unartig, und ſandte mich ſofort mit Bedeckung dem Wundarzte zu, zur Unterſuchung meiner Geſundheit und körperlichen Dienſtfähigkeit.

Wie ward mir, als ich in das wohlbekannte Haus des beneideten Graugelben trat und vor dem jetzigen Stadtchirurgus Menth ſtand, der mir noch bläſſer und hagerer als vormals vorkam, und von dem ich jetzt, in'

Folge des Laternen Auftrittes, harte Behandlung, ja Mißhandlung, fürchtete! Aber wie ſehr hatte ich mich in dem Manne geirrt! Durch ihn gerade goß mein Verhängniß mir mildverſüßende Tropfen in meinen Wermuthbecher.

„Sieh da, Herr Stimming!“ ſprach er mit gutmüthigem Tone. „Wir ſahen uns lange nicht. Und jetzt werden Sie denn auch zum Schutze Frankreichs unter ſeine Adler treten? Wohl, die Pflicht muß erfüllt werden — Nun, geſund ſind Sie doch; ich darf uns wol die Unterſuchung, die Ihnen läſtig ſeyn dürfte, erſparen?“

Sein Benehmen, ſeine Stimme gab mir Muth; ich beantwortete ſeine Frage verneinend, und klagte hergebrachtermaaßen über mancherlei böſe — mir in Wahrheit aber gänzlich fremde — körperliche Gebrechen und Schwächen.

Doch der Verſuch blieb fruchtlos; indeſſen war ſeine Entgegnung die tröſtlichſte.

„Es thut mir leid, junger Mann,“ ſprach er leiſer aber wohlwollend, „daß Sie verbrauchte Ausflüchte ſuchen. Sie müſſen Soldat werden. Gern würde ich zu Ihrer Befreiung wirken, wenn meine Amtspflicht es mir geſtattete und Ihnen unter den Umſtänden mein Zeugniß nützen könnte, doch Sie haben Feinde, und was ich zu thun vermöchte, würde jeder Amtsbruder unnütz machen. Aber ich habe Ihnen etwas Gutes zu ſagen. Wir ſind allein. Was früher unter uns vorgefallen, iſt — Gott ſey mein Zeuge! — vergeſſen, ich freue mich, Ihnen Erleichterung verſchaffen zu können. Es bleibt dabei, Sie geben zum Regimente nach Sachſen, aber ich werde Sie dem Obriſten, meinem Freunde, dringend empfehlen, der mir Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubt, weil ich ihn vor Jahren von einem ſchmerzhaften Krankheitsübel heilte. Das Muſik-Chor des Regiments iſt jetzt unvollſtändig, Sie werden darin aufgenommen und bei Ihrem ſchönen Talente vielleicht Dirigent werden, in jedem Falle aber ein erträgliches Loos haben. Das iſt es, was ich für Sie thun kann und gern thue. Den Empfehlungsbrief ſende ich Ihnen noch heute zu."

In meiner jetzigen Lage war dieſe Ausſicht eine ſehr glückliche, und beſchämt, zerkniſcht von dem Edelmuthe, ſtand ich, keines Wortes mächtig, vor dem Manne, der ſeine Feinde liebte, dem wohlthat, der ihn beleidigte, und folglich ein Kind war des Vaters im Himmel. Wie zwerghaft und verächtlich erſchien ich mir in dieſem Augenblicke neben dieſem Würdigen, deſſen Milde, deſſen Tugend mich tiefer hinabſtieß, als die

Härte gethan haben würde. Kleinlaut, mit naſſen Augen, geſtand ich ihm dies frei.

„Sie ſind wunderlich!“ war ſeine Antwort. „Wer den Unglücklichen kränken kann, auch wenn er fehlte, iſt nicht werth, daß Gott ſich ſeiner in der Noth erbarmt und darf ſolches auch nicht mit Freudigkeit hoffen! Ich aber bedarf der himmliſchen Erbarmung!

Der wackere Mann ſagte mir noch manches tröſtende Wort und bot mir, dem von Dankbarkeit bewegten, ſogar ſeinen thätigen Beiſtand an, wenn ich mich etwa in Geldnoth befände, was ich indeſſen ablehnte, da ich noch, aus des Barons Mitteln, einige Baarſchaft beſaß.

Als ich, unter tiefempfundenem Dank, von dem Großmüthigen entlaſſen und begleitet, vom Zimmer nach dem Hausthore ging, trat eben Caroline aus der Küchenthür. Ihr

Geſicht war blaß und trug, wie es mir ſchien, überhaupt des Kummers leiſe aber unverkennbare Spuren. Das that mir wohl und weh zugleich, denn ob der Stolz der Eitelkeit mir auch zuflüſterte: „Die Holde liebt Dich Glücklichen noch im Stillen und trauert über Deinen Verluſt, daher die Bläſſe und der Hauch des ſtillen Grames!“ ſo betrübte es mich doch auch ſchmerzlich, daß das theure Weſen von Leiden gefoltert ward.

Jetzt ſchlug ſie das ſchöne Auge empor; als ſie mich erblickte, überflog ein Lächeln ihr Antlitz, ſie grüßte mich freundlich nickend, aber in demſelben Augenblick, als ich mit einiger Verlegenheit den lieben Gruß erwiderte, erbebte ſie, ihre Wange erglühte, und, den Blick plötzlich zu Boden ſenkend, eilte ſie in die Küche zurück, die Thüre flog hinter ihr zu.

Ihr Mann, der mich begleitete, ſchien, zart genug, das alles nicht zu bemerken, ſondern wünſchte mir eben mit einem biederen Händedruck eine glückliche Reiſe.

Unter mannichfachen Betrachtungen und Gefühlen verließ ich das Haus, in dem ich um eine Erfahrung reicher geworden war, in welchem ich Wohlthaten ſtatt Kränkungen empfangen hatte.

Mentz war ſo edelmüthig, ſeine Gattin, die geliebte Dulderin, mir noch mit ſtiller Liebe zugethan, ich aber zog in die Ferne, in das toſende Gewühl des Krieges, ging der Gefahr, dem Tode vielleicht, wider Willen entgegen. Carolinens Bläſſe und Erglühen, Gruß und Flucht, ihres Gatten Hinfälligkeit und Alter, ihr hoher Werth und Reiz, des Mannes Tugend und mein wechſelvolles Lebensloos: Das alles ging mir durch den Kopf und regte das Herz ſanft und wieder verletzend an.

Nur ein Weſen war jetzt in der Heimath mir theuer: Caroline. Einige entfernte Verwandte beachtete ich ſo wenig als ſie nach mir fragten; die Tante, mit der ich ohnehin beinahe immer in Spannung gelebt, hatte ſich, nach ihres Mannes Tode, zu ihrem Bruder nach Siegen gewendet, und deshalb ſagte ich auch nur der Theuren im Geiſte Lebewohl, als ich am nächſten Tage, begleitet von zahlreichen Genoſſen, bedeckt von Gendarmen, mit einem Schreiben von Meuy an den Obriſten verſehen, die Vaterſtadt verließ, und zum Regimente, das ſich bei dem Vandammeſchen Corps in Sachſen befand, abging.

Nichts von dem Zuge zum Heere in der Mitte von Gefährten, deren Rohheit ſie über das Gefühl ihres Elendes erhob, die, eingeſchloſſen und bewacht von Gendarmen, während des Marſches jeden Genuß entbehrend, wild und ausgelaſſen jauchzten und jubelnd ſangen:

„Ein freies Leben führen wir,
„ein Leben voller Wonne."

Nach meinem Eintreffen bei dem Regimente übergab ich das Schreiben ſogleich dem Obriſten; er behandelte, als er geleſen, mich höchſt artig und ſchon am folgenden Tage ward ich dem Muſik-Chor als Poſaunenbläſer einverleibt und dem gemäß eingekleidet, mir auch die Anwartſchaft auf die Dirigentenſtelle gegeben, welche nächſtens beſetzt werden ſollte, und die ich auch wirklich am fünften Tage nach meinem Eintreten bereits erhielt.

So glücklich dieſe Erhebung aber auch war, ſo widerwärtig ward mir meine ganze Lage. Das Getümmel des Krieges um mich her peinigte mich, denn es mangelte mir bei meiner Stimmung, bei meiner Anſicht von den Welt-Verhältniſſen, gänzlich an Ruhe, Muth und Ausdauer, um auch nur ein zufriedener Zuſchauer der mir verhaßten kriegeriſchen Thätigkeit zu ſeyn.

Mein Eintritt in das Corps fand wenig Tage vor dem Treffen bei Dresden ſtatt, in welchem das franzöſiſche Heer den Sieg erfocht; ich war ein unglücklicher Augenzeuge des Waffenſtreites, denn lieber hätte ich den Triumph der Deutſchen und Napoleons Niederlage erlebt, als dieſe Cataſtrophe. Der Ruf eines an uns vorüberfliegenden Adjudanten: „Der Feind iſt geſchlagen und zieht ſich zurück; er wird nach Böhmen hin verfolgt!" ſchnitt mir ſchmerzlich in das Herz.

Am folgenden Tage begann der Zug dem Feinde nach; in tiefer Frühe ging es aus den Quartieren fort.

„Nach Prag, nach Prag!" jauchzte es hie und da im Kriegerhaufen; aber es begab ſich, daß wir nicht nach Prag gelangten.

Am zweiten Marſchtage ſchon vernahmen

wir, daß der tapfere Feind ſich an einem Hauptpaſſe bei Culm geſetzt habe, und wie eine neue Schlacht bevorſtehe, deren Erfolg erſt über das Vorwärts oder Rückwärts entſcheiden werde.

Beſagte Schlacht war beſchloſſen und unſer Armee-Corps brach vor Tage auf, um, dem Befehl gemäß, daran Theil zu nehmen.

Die Raben flogen, geſchreckt vom Geräuſch des Zuges, aus den Bäumen empor in die Lüfte und krächzten fürchterlich. Am öſtlichen Horizonte verbreitete ſich ein blutiger Streif, der Vorbote der Sonne und eines ſchrecklichen Tages.

Die Trommeln wirbelten jetzt fernher und es krachten einzelne Schüſſe drüben im Weſten. „Nun geht der Tanz los. Gott ſteh uns bei!“ rief mein Nebenmann, der

Trompeter. „Dieſe Schüſſe ſcheinen das Signal zu ſeyn!“

So war es. Stärker wirbelten jetzt die Trommeln, und ein lang anhaltender Kanonendonner rollte drüben. Die Poſaune in meiner Hand bebte, als ob ich den Ton der letzten Poſaune gehört hätte.

Die Blicke auf die neben uns marſchirenden Offiziere ſteigerten meine Angſt, ich ſah in manches bleiche Antlitz, während Andere mit ſeltſamen Lachen der Bläſſe jener ſpotteten.

Näher rollte der Kanonendonner und die Erde bebte.

Auf einmal, als wir uns eben in einem Thale befanden, erſcholl von einem Bataillon zum andern das Commando-Wort: „Halt!“ Wir ſtanden.

Adjudanten flogen hin und zurück in geflügelter Eil; die Offiziere traten zuſammen und flüſterten unter einander.

Da quoll drüben über den Bergen im Oſten ein blaues Etwas hervor, das ſich allmählig zu einer feindlichen Schaar geſtaltete; und bald zeigten ſich auf allen Bergen und Hügeln umher dieſelben Punkte.

„Das ſind Feinde, Preußen ſinds!“ ſprach der Obriſt, durch ein Fernrohr ſchauend. Alles ſtarrte unter fortlaufendem Murmeln dahin. Dieſer lachte wild und jener zog die Augenbrauen zuſammen; der Eine glaubte den grünenden Lorbeer aus dieſer Erſcheinung ſproſſen zu ſehen, während der Andere von dorther den Todes-Engel erwartete; ich, meinerſeits, gehörte zu den Bekennern der letzteren Meinung.

Ruhe, Ruhe! toſete und flüſterte es nun durch die Reihen, die Gewehre klirrten und die Krieger ſchauderten.

„Die Ruſſen halten den Gebürgspaß,“ erzählte in meiner Nähe ein Offizier dem andern; wir ſind umgangen; die Preußen ſtehen in unſerm Rücken, und wenn nicht ein Wunder geſchieht, ſo fallen wir alle in Abrahams Schooß oder — was noch ſchlimmer — in Gefangenſchaft! —

„Die Anhöhen dort ſollen beſetzt werden," rief ein vorübereilender Adjudant dem General zu, „und die Batterie auf dem Hügel nach Norden iſt zu nehmen!"

„Marſch, Marſch!" hallte es, vom rechten Flügel her, allenthalben, und in den dumpfen Hall der Trommel miſchte ſich das Schmettern der Trompeten und der Roſſe Wiehern, wir gingen vorwärts, Kanonen donnerten überall; an uns vorüber raſſelte ein Artillerie-Train und die Reiterbedeckung rauſchte um ihn her wie Sturmes Brauſen; in allen Richtungen praſſelte blitzte und donnerte es jetzt: mir war's als bräche der Morgen des Weltgerichtes an. Das Mark in meinen Gebeinen ward zu Eis, und Fieberfroſt ſchüttelte mich, als jetzt die Trommeln zur Erſtürmung des Bergpaſſes vor uns wirbelten, hinter uns der Feind auf jener Höhe Kanonen aufpflanzte, und augenblicklich uns beſchoß.

Das Unheil und meine Bangigkeit noch zu mehren, flog in meiner Nähe ein Pulverwagen in die Luft, die Dampfwolke verhüllte Freund und Feind. Geheul, Kernflüche, toſendes Geſchrei überall und große Verwirrung.

„Feinde ringsum!" rief ein Offizier. „Wir ſind zurückgeworfen, und im Rücken zieht Kleiſt daher wie ein Hagelwetter!"

Eine Kanonenſalve auf uns beſtätigte den Ruf. Die Grundfeſten der Berge erbebten und ganze Rotten in meiner Nähe ſtürzten wie Aehren der Erndte vor der Senſe des Würg-Engels zu Boden.

„Wir ſind verloren!" ziſchelte ein Trompeter mir zu. „Rette ſich wer kann!"

So etwas ließ ich mir nicht zweimal ſagen; ein paniſcher Schreck ergriff mich, und pfeilſchnell ſprang ich der Felsſchlucht zu, die hinter der Fronte ſich durch die Berge wand; „Der Einzelne mag wol noch dem Tode entrinnen können," ſagte ich zu mir im Stillen, „das Ganze iſt ſicherlich dem Untergange geweiht!"

Bald kroch ich auf allen vieren in der Vertiefung, bald kletterte ich von Fels zu Felſen, gleich Gemſen, fort, wand mich dann wie eine Schlange durch das dichtverwachſene Geſtrüpp, und ſtrengte mich unmäßig an, der drohenden Gefahr je eher je lieber flüchtend zu entkommen; doch gerieth ich, hinſichtlich des mich erſchreckenden Kriegsgetümmels, aus dem Regen in die Traufe, denn hier warf der Wiederhall den Kanonendonner von jedem Gipfel mit gräulichem Rollen zurück; es war ein furchtbares Geräuſch um mich her, und nur zu bald entdeckte ich, daß ich auch verperſönlich hier nicht ſicher war; leider ſchlug eine Kanonenkugel zu meiner Rechten ſo nahe bei mir auf den Felſen ein, daß mir die Brocken um den Kopf und Sand und Moos ins Geſicht flogen; im Schreck zuſammenfahrend, ſprang ich links hinüber; aber, als ob mich Geiſter neckten, fiel auch dort eine Kugel in meiner Nähe, daß mir das Herzklopfen den Athem verſetzte, und ich es ſchon tief bereuete, mich als Ausreißer vom Heere entfernt zu haben, wo man mindeſtens in großer Geſellſchaft litt und ſtarb, wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kam.

Schon bedachte ich mich ernſtlich, ob ich nicht auf demſelben Wege wieder zu dem Heere zurückkehren ſolle, als ich zur Seite der Schlucht eine tief in den Felſen gehende Höle bemerkte, die wenigſtens Sicherheit gegen die fallenden Kugeln gewährte. Ohne mich lange zu beſinnen, ſchlüpfte ich in die Oeffnung; das Innere der natürlichen Grotte war ziemlich geräumig, und ſchien zum Aufenthalte der Jäger bei ſtürmiſcher Witterung, oder zum Lauern auf das Wild, ſchon benutzt worden zu ſeyn, denn ich fand zur Seite eine Raſenbank und im Hintergrunde ein Lager von weichem Moos, auf welchem zwei Perſonen ruhen konnten.

Erſchöpft wie ich war, nahm ich keinen Anſtand, mich auf das Lager zu werfen; ich hörte die Kanonen hier nur dumpf hallen, und da ich mich in jeder Rückſicht geborgen glaubte und jedenfalls in dieſem Verſteck beſſere Zeiten zu erwarten entſchloſſen war, ſo widerſtand ich nicht, als ich die Annäherung des ſüßen Schlafes ſpürte; ich ſtreckte mich bequem auf das weiche Moos aus; eintönig krachte und brauſete es draußen fort und fort; ich hörte das Getöſe ſchwächer und immer ſchwächer, bis ich gar nichts mehr vernahm.

Mehrere Stunden lang mogte ich geſchlafen haben, als ich von einem Geräuſche geweckt wurde; ich horchte; die Kanonen donnerten noch, doch in tieferer Ferne als zuvor. Deutlich und unzweifelhaft hörte ich jetzt mir ganz nahe einen Ton, der wie das Aechzen eines Leidenden klang; ich richtete mich empor und wandte das Geſicht nach dem Eingange der Höle. Siehe, da lag ein Menſch auf der Raſenbank zur Seite; ich rieb die Augen, die Erſcheinung blieb, ich träumte nicht; ich horchte mit verhaltenem Athem. Todtenſtille herrſchte; das Weſen auf der Raſenbank bewegte ſich nicht.

Was war zu thun? Durfte ich mich dem Menſchen nähern, von dem ich nicht wiſſen konnte, ob er ein Freund oder ein Feind ſey? Aber er rührte ſich nicht, und hatte geſtöhnt, dieſer Gedanke ſchwächte meine Furcht und ſtählte allgemach ſogar meinen Muth in dem Grade, daß ich mich entſchloß, mich ihm zu nähern und zu unterſuchen, ob ich ihm oder er mir vielleicht helfen könne, oder aber ob ich ihn fliehen müſſe.

Leiſe erhob ich mich, ſchlich der Bank und dem Ausgange näher, ſah eine franzöſiſche Offizier-Uniform und ein geiſterbleiches, verzerrtes Geſicht; eine Leiche lag vor mir; das Aechzen alſo hatte der Todeskampf erpreßt.

Es war nach dem Zeichen auf der Uniform ein Offizier deſſelben Regimentes, dem ich angehörte, und als ich ihn näher betrachtete, fand ich in ihm den mir bekannten Hauptmann Sander, Sohn eines Notars aus meinem Geburtsorte.

Es ward mir unheimlich in der Nähe des Leichnams, ſchaudernd verließ ich die Höle; aber wohin nun? Am Ende beſchloß ich, einen nahen Berggipfel zu erſteigen, um zu erſpähen, was jetzt umher vorgehe, ob ich mich mit Sicherheit weiter wagen dürfe und ob ich rechts oder links wandern müſſe? Aber o weh, rings umher, auf allen Bergen, auf allen Pfaden in den Thälern Soldaten, und es war nicht zu unterſcheiden, ob ſie Freunde oder Feinde waren; auch galt das gleichviel, den Freunden war ich als Deſerteur ein Feind, den Feinden ein Mann des Todes. So hatte ich kaum den Kopf zur Umſchau erhoben, als ich mich auch ſchon wieder zu Boden duckte, um nicht entdeckt zu werden.

Soviel ſchien leider nur zu gewiß, daß nach keiner Richtung hin jetzt zu entwiſchen war und doch drängte mich brennender Durſt, in irgend ein Thal hinab zu ſteigen, wo ich eine Quelle zu finden hoffen durfte.

Unentſchloſſen und muthverloren kehrte ich nach dem Eingange der Höle zurück: doch bei dem Anblick der Leiche überlief mich ein Schauder: konnte ich die dunkle Höle mit dem Opfer der Verweſung theilen? — Aber was ſonſt? Mich unter Geſträuchen an einer anderen Stelle in der Schlucht verbergen, und den quälendſten Durſt, wie in der Grotte leiden? Oder die neue Wanderung beginnen, trinken und mich vielleicht der ſpähenden Feindesſchaar als Kriegsgefangner ergeben?

Entſetzliche Wahl! Lange konnte ich mich weder zu dem Einen noch zu dem Anderen entſchließen. Endlich ſiegte der Brand in meinen Eingeweiden; ich beſchloß, in dem nächſten Thale Waſſer aufzuſuchen. Ein Entſchluß, den die Verzweiflung mir eingab, der indeſſen mit möglichſter Umſicht in Ausführung gebracht werden ſollte.

Noch einmal beſtieg ich die Bergſpitze, mich umzuſehen, nach welcher Seite hin ich mich wenden ſolle.

Die Sonne ſchien jetzt hell hinab in die Thäler, die nicht mehr ſo wie vor Kurzem mit Menſchen überfüllt waren; im Sonnenſtrahl konnte ich nun das Entfernte mehr unterſcheiden, die Figuren erkennen. Nirgends fand ich Krieger vom franzöſiſchen Heere, das alſo wahrſcheinlich geſchlagen oder weggedrängt war. Drüben in der Ferne nach Weſten zog es grau über die Anhöhe, weiße Punkte ſprangen hie und da hervor. Es waren öſtreichiſche Soldaten; ſüdlich von mir im Thale, wo ich das Corps verlaſſen, ſtanden Bagagewagen mit Bedeckung blaugekleideter Krieger. Das mußten Preußen ſeyn; im nördlichen Thale zogen einzelne Reitergruppen gegen Morgen hinab, Lanzen blitzten im Sonnenſchein. Das waren — mit Zittern dachte ich es — Koſaken.

Alſo auf allen Seiten von feindlichen Soldaten umgeben, mußte ich, wenn ich nicht vor Durſt und Ermattung ſterben ſollte, Kriegsgefangener werden. Das ſchien unvermeidlich, ich ergab mich darein, und ſtieg hinab, nach der Höhle zu.

Bei ihrem Anblick fuhr mir ein wunderlicher Gedanke durch das Gehirn. Dort lag der entſeelte Hauptmann. „Wäre ich Offizier," flüſterte ich mir zu, „ſo dürfte ich das Loos der Kriegsgefangenſchaft nicht ſo beſonders fürchten; immer las und hörte ich, daß man den gefangenen Offizier in Deutſchland mit Schonung, Milde und Achtung behandelt. Wie aber wird man in dieſem Falle mit dem Muſikanten umgehen? — Wenn ich mich in die Uniform des Hauptmanns ſteckte, ſo könnte ich als franzöſiſcher Offizier auftreten, und fände in dem vorausgeſetzten, wie in jedem, Falle eine beſſere Behandlung. Ja, es ſey, denn es muß ſeyn!"

Und ſo griff ich zu, dem Leichname die Uniform auszuziehen, was jedoch keine geringe Anſtrengung koſtete, da die erſtarrten Glieder widerſtrebten.

Der feſte Wille ſiegte. In wenigen Minuten war die Uniform ausgezogen, vom

Blute gereinigt und an meinem Leibe: ſie paßte mir außerordentlich gut, Sander hatte meine Größe und Stärke.

Eine Flintenkugel war dem Hauptmann durch den Hals gegangen und hatte die Schlagader verletzt; wahrſcheinlich hatte ihn ein Plänkler bis in die Nähe der Höle verfolgt und dort tödtlich getroffen.

Auch Sanders Hut und Säbel eignete ich mir zu, und fand, zum Ueberfluß, mit geheimem Vergnügen in den Taſchen des Rockes eine Börſe mit Goldſtücken und eine Brieftaſche mit ſächſiſchen Caſſen-Billets nebſt dem Hauptmanns-Patent.

Zum Offizier ausgerüſtet, begann ich das Wageſtück, abwärts nach Süden zu gehen, wo ich in dem Thale Preußiſche Soldaten geſehen hatte. Dort glaubte ich die beſte Behandlung erwarten zu dürfen; auch floß dort ein Bächlein, klar und einladend.

Zu meiner Freude ſah ich aus einer

Krümmung zwiſchen den Höhen, daß jetzt das ganze Thal ziemlich verödet war.

Gierig ſchauete ich auf das hellblinkende Bächlein, das meinen faſt unerträglichen Durſt ſtillen ſollte, und ſo ſprang, kletterte, ging und ſtolperte ich in der Schlucht hinab, deren Endung mich zu dem Bache führte.

Mit dem Hute ſchöpfte ich und trank, doch mußte ich Selbſtbeherrſchung üben, um nicht zu haſtig zu genießen.

Welch eine Wolluſt lag in dieſem Trunke klaren Waſſers; ich fühlte mich, als ich zur Genüge getrunken, geſtärkt, neubelebt, und ſtieg, ein neuer Menſch, wieder in meiner Schlucht hinan, wo ich entſchloſſen war, die wahrſcheinliche Entfernung der Soldaten aus dieſer Gegend, und wenigſtens den morgenden Tag, zu erwarten.

Die Sonne ſank im Weſten hinab, als ich mich zur Seite zwiſchen Geſträuch und

Felsſpitzen zur Ruhe niederlegte, der Abend nahte; meinen neuen Reichthum, der in etwa 200 Thalern beſtand, überzählend, lag ich dort und ſtreckte mich, als dies geſchehen, behaglich auf dem Mooſe des Bodens aus. Der Schlaf nahte, und ich gab mich ihm willig hin.

Es raſſelte mir nahe, ich erwachte, hörte Menſchen reden, lachen, und rieb ſchlaftrunken die Augen.

„Heda!“ rief es; ich öffnete die Augen, und vor mir ſtand ein junger wohlgebildeter Offizier, mit mehreren Jägern von dem preußiſchen Heere, der ſich ſehr höflich meinen Säbel ausbat.

Zwar hatte ich dieſen Fall vorausgeſehen, doch ward ich von dem ſchnellen Eintreten deſſelben überraſcht, und mit einiger Verlegenheit erfüllte ich die Forderung, indem ich ſprach: „Hier iſt mein Säbel!“ —

„Ein Deutſcher alſo?“ bemerkte der Offizier. „Ohne Zweifel verſprengt?" Ich bejahete, denn ehrenvoller ſchien es mir als ein tapferer Unglücklicher, denn als ein muthloſer Ausreißer aufzutreten.

„Sie ſind mein Gefangner, Herr Kamerad," ſprach jener, „aber ſeyn Sie verſichert, daß ich alles was an mir iſt, thun werde, Ihnen jede Erleichterung Ihres Unglücks zu verſchaffen. Folgen Sie mir!"

Mit ſtummen Dank für jene Verſicherung gehorchte ich der Weiſung und ſchritt hinter ihm her, die Jäger folgten.

So wanderten wir die Schlucht nach Süden hinab. Planmäßig ſeufzte ich mehreremale, ich wollte Mitleid erwecken, und bat endlich auch, nicht ſo raſch zu gehen, indem ich nicht ganz wohl ſey.

„Nach Ihrem Gefallen!" entgegnete der Offizier theilnehmend. „Ich bedaure — Wir haben übrigens keine Eile; unſer Auftrag, Verſprengte und Nachzügler in der Nähe des

Schlachtfeldes zu ſuchen, iſt vollzogen, und wir kommen früh genug in das Quartier!"

Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich von dem Lieutenant, daß die franzöſiſche Armee heute großen Verluſt erlitten habe und auf dem Rückzuge nach Sachſen, auch daß das Vandammeſche Corps zerſtreut oder gefangen ſey, welches letztere Loos auch den Befehlshaber ſelber getroffen habe.

Seufzend vernahm ich die Hiobspoſt; nicht als ob das Unglück des franzöſiſchen Heeres mich bekümmert hätte, aber ich beſorgte mit Recht, daß ich unter den Gefangenen Bekannte finden werde, welche meinen wahren Stand angeben und dadurch Veranlaſſung geben dürften, daß man mich mit Schimpf und Schande der erbeuteten Löwenhaut entkleiden werde.

Von dieſer Furcht gepeinigt, bat ich den

Lieutenant um ein kurzes Gehör unter vier Augen; indem er mich bei Seite führte, ſprach ich: „Das Loos eines Kriegsgefangenen iſt höchſt traurig, Sie wiſſen es, Herr Kamerad. Dürfte ich Sie bitten, mich zu entlaſſen: wie erkenntlich wollte ich ſeyn!“

„Es thut mir leid,“ entgegnete er, „daß die Erfüllung Ihres Wunſches nicht in meiner Macht ſteht. Aber ſeyn Sie unbeſorgt. Wir behandeln brave Offiziere, die das Mißgeſchick hatten, gefangen zu werden, mit gebührender Achtung.“ — „Dennoch,“ — ſagte ich — „Sie verſtehen mich. Der Transport — der Aufenthalt in einem fernen fremden Lande, die Ungewißheit der Dauer — O, ſeyn Sie ſo gütig, mich los zu laſſen, und gern ſteht dieſe Börſe“ — ich zog ſie hervor — „Ihnen zu Dienſten!“ —

Er ſtutzte, ſah mich mit blitzenden Augen an, zuckte nach einem kurzen Schweigen die Achſeln, und ſprach dann: „Ihr Uebelbefinden mag dieſen Antrag entſchuldigen. Sie irren ſehr, mein Herr. Kerkermeiſter ſind beſtechlich, Packknechte plündern oder machen Beute; ich aber bin preußiſcher Offizier. Alles was ich thun kann, iſt, dieſes Erbieten zu vergeſſen."

Somit verließ er mich, winkte mir, ihm zu folgen, und ging ſchweigend vor mir her bis zu einem Dorfe, das er mir als die nächſte Beſtimmung nannte, und welches ich mit preußiſchen Kriegern angefüllt fand.

„Hier iſt mein Quartier," ſagte er, als wir vor einem Häuschen in der Nähe der Kirche ſtanden, „Sie werden, wenn Sie wollen, bis morgen bei mir bleiben, und dann in das Hauptquartier gebracht werden. So kann ich für Ihre Bequemlichkeit ſorgen und ich will es. Schickte ich Sie heute noch ab, ſo würden Sie freilich mit dem Haufen transportirt werden und manche Beſchwerde erdulden müſſen. Seyn Sie ruhig; ich thue für Sie was ich vermag. Darauf vertrauen Sie.“

Ruhiger als zuvor und bewegt von ſo viel Theilnahme drückte ich dankbar dem wackern jungen Manne die Hand, und trat mit ihm in das Haus, an deſſen Thüre uns der Beſitzer, der gefügige Schneider und Schulmeiſter zugleich, mit entblößtem Haupte empfing und mit Kratzfüßen in das Zimmer führte.

Die Anſtrengung des Schnellmarſches zur Armee, der unruhige Aufenthalt im Feldlager, die fortwährende Spannung, die heutige Furcht und Angſt: alles dies hatte nachtheilig auf mein Aeußeres gewirkt; ich war, wie ich in des Wirths Spiegel bemerkte, bleich und etwas abgefallen. Dieſen Umſtand benutzte ich, Theilnahme zu erregen und mir dadurch ein beſſeres Loos zu erwirken, indem ich mich als krank angab. Wollte ich überhaupt der Erkennung von Seiten unſerer Armee entgehen, ſo mußte es auf dieſe Weiſe geſchehen.

Der Lieutenant Alberti — ſo hieß der Jäger-Offizier — empfahl mich, auf mein Klagen über Schwäche und Fieberfroſt ſehr angelegentlich der Wirthin zur Pflege, und bedauerte, daß der Chirurgus nicht hier, ſondern bei dem Staabe, im nahen Städtchen, ſey.

Am Abend trat er vor mein Lager im Wirthszimmer und ſprach: „So eben empfange ich die Ordre, noch einmal mit meinem Detaſchement in dieſer Gegend zu patrouilliren, um Verſprengte aufzuſuchen; das kann bis morgen früh mich von hier entfernen; ich ſollte Sie nun eigentlich in das Hauptquartier befördern; indeſſen will ich Sie, Ihres Zuſtandes wegen, unterdeſſen hier allein laſſen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, dieſes Haus bis zu meiner Rückkehr nicht zu verlaſſen.“

Bereitwillig erfüllte ich die Forderung; Alberti wünſchte mir gute Beſſerung, und ging ab. Haus und Dorf ward leer.

Der geſprächige Wirth vertraute mir, daß eine große Zahl von Gefangenen bereits auf dem Wege nach Prag abgeſandt, und die Jäger-Schaar hier im Orte beſtimmt ſey, morgen früh ſich dem Armee Corps anzuſchließen, das der franzöſiſchen Armee nach Sachſen folge, ſie zu beobachten.

Hieraus ſchien mir hervorzugehn, daß man mich auf jeden Fall dem Gefangenen-Transport nach Prag nachſenden werde, wo ich erkannt werden mußte.

Dies zu vermeiden, entwarf ich mancherlei Pläne. Die angebliche Krankheit allein half nicht aus, denn man transportirte auch Kranke in ſolchen Fällen, wie mir bewußt war. Flucht? — Aber mein Ehrenwort?

Auch konnte ich mit der Uniform in einem von Feinden durchzogenen Lande, wo Weg und Steg mir fremd war, ſchwerlich durchkommen. Ferner fehlte es mir an einem Paß oder ſonſtigen Beglaubigungspapier; indeſſen war von dieſen Schwierigkeiten die zweite nur unüberwindlich: das gebrochene Ehrenwort konnte in dem dringenden Nothfalle Entſchuldigung finden, und auch der Paß war allenfalls entbehrlich, indem ich mich, bei entſtehender Nachfrage, als Deſerteur angeben konnte; nur die Offizier-Uniform war mir weſentlich von Nachtheil. „Wenn hier zu helfen ſtände," dachte ich, „ſo würde ich am ſpäten Abend entweichen!"

Der Zufall, oft mein Feind, wurde diesmal mein Gönner, und die Flucht ward beſchloſſen.

So wie der Hauptmann Sander war

auch mein Wirth mir ungefähr an Wuchs und Größe gleich.

„Die Uniform iſt in meinen Umſtänden mir nachtheilig,“ ſagte ich zu dieſem. „Könnte ich hier irgendwo einen Rock und runden Hut finden; ich würde mir dieſe Kleidungsſtücke kaufen und gerne gut bezahlen.“ —

„Blitz!“ rief der Schneider, ein Schnippchen ſchlagend; „paßte Ihnen mein Sonntags-Ueberrock und Hut, ſo wäre ich bereit, Ihnen beides zu überlaſſen. Der Krieg raubte mir faſt Alles, und Geld iſt unentbehrlicher als Kleidung. Verſuchen Sie doch!“

Er brachte mir Rock und Hut, beide ſchienen für mich gemacht; er forderte, ich bezahlte das Doppelte, der Schneider ſprang vor Freuden und ich hatte Mühe, nicht dasſelbe zu thun.

Als es ruhig im Hauſe geworden, was etwa um eilf Uhr der Fall war, ſchlich ich, mit dem erkauften Rock und Hut bekleidet, mich aus der Thür und dem Dorfe, ſchlug den Fußpfad gegen Weſten ein, erreichte das Gebirge, ſo daß das heutige Schlachtfeld mir zur Rechten blieb, und eilte beflügelten Schrittes, doch von Zeit zu Zeit vorſichtig horchend, daß ich nicht den Patrouillen in die Hände falle, unaufhaltſam fort.

Auf einmal hörte ich Geräuſch vor mir und Menſchenſtimmen; im Nu ſprang ich ſeitwärts vom Pfade in das Gebüſch, warf mich leiſe zur Erde nieder und horchte mit hochſchlagendem Herzen.

Ein Soldaten-Trupp zog des Weges daher, das ergab der Schritt, das Raſſeln, des Geſpräches Gegenſtand; ich erkannte Albertis Stimme.

Die Patrouille war mir gegenüber im Fußpfade, als zufällig eine Haſelruthe, die ich niedergedrückt hatte, raſſelnd emporſprang.

„Horcht" — ſagte der Anführer leiſe — „hier rauſcht Etwas!"

Wenn ich jemals den Wunſch der Maria Stuart: „mit den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, wandern und ſchiffen zu können," getheilt habe, ſo war es in dieſem wichtigen Augenblicke.

„Alles ſtill," ſagte nach einigem Schweigen ein Jäger; „es war der Wind, oder ein aufgejagter Haaſe!"

„Wahrſcheinlich!" ſtimmte der Lieutnant ein, und der Trupp zog weiter.

Ich athmete wieder, und ließ es mir gern gefallen, für einen Haaſen gehalten zu werden.

Bald tönten die Stimmen ferner und immer ferner; die Gefahr war vorüber: ich erſtand aus meinem Verſteck und wanderte eilends fürbaß.

Der Nachtmarſch ging glücklich, ich fühlte mich nicht ermüdet, und gelangte weit, weit von meinem Ausgangspunkte hinweg.

Bei Tage vermied ich die Städte, ging ſelbſt durch die böhmiſchen Dörfer raſch hindurch, kaufte in einzelnen Hütten und Gaſthäuſern die Nahrungsmittel, fragte dort um den Weg nach Eger, wohin ich wollte, um mich von da durch Baiern nach irgend einem, vom Kriege befreiten, ſüddeutſchen Lande zu begeben, und dort Unterkommen zu ſuchen, oder mindeſtens beſſere Zeiten zu erwarten.

Am Tage ſchlief ich in Gebüſchen und zur Nachtzeit pilgerte ich auf den erfragten Wege — die Städte umgehend — fort, vermied auch Eger ſelbſt und erreichte glücklich das baierſche Gebiet.

Da ich bei der franzöſiſchen Armee ziſcheln gehört hatte, Baiern neige ſich zu den Verbündeten, ſo meldete ich mich hier ſelbſt in der Gränzſtadt als franzöſiſchen Deſerteur an, bat um einen Paß nach den Rheingegenden und erhielt ihn, zu meinem großen

Vergnügen, in der gewünſchten Form als Muſik-Director Stimming.

Nicht minder glücklich langte ich in einer großen Stadt am Maine an, wo ich mich neu kleidete und von da in die Länder des rechten Rhein-Ufers reiſete.

Vorſichtig, doch vergebens, fragte ich allenthalben nach dem Baron Ganz; überall kannte man ihn, wußte aber nirgends ſeinen jetzigen Aufenthalt.

Eines Nachmittags kehrte ich in den Gaſthof eines eben ſo freundlichen als belebten Städtchens ein, um hier zu übernachten, vielleicht auch, wenn es ſich fügte, länger zu bleiben und ein Concert zu geben.

Bald nach meiner Ankunft ſah ich aus dem Fenſter meines Zimmers und bemerkte in dem Fenſter nebenan einen Mädchenkopf, deſſen Geſicht aber gerade abwärts gekehrt war; ich betrachtete das Engelköpfchen näher, wie man wohl in meinen Jahren bei hübſchſcheinenden Mädchen thut; jetzt wendete ſie ſich herum, die Nachbarin, und als ich ihr in's Geſicht ſah — ach, da war es das liebe Clärchen aus der Pfarre, deſſen ſich der geneigte Leſer erinnern wird.

Clara gewahrte jetzt auch mich, ſichtbarlich mit frohem Staunen im erſten Augenblick; ich grüßte feierlich, ſie dankte, allmählig aber ward nun Verlegenheit und eine gewiſſe Unruhe in ihrem Antlitz bemerkbar, und erröthend zog ſie das Köpfchen zurück.

Nachſinnend ſuchte ich mir ihre Erſcheinung an dieſem Orte und ihren Ideengang bei dem freudigen Lächeln, der ſpäteren Unruhe, und der Entfernung vom Fenſter, nachdem ſie mich erblickt, zu erklären.

„Ganz natürlich iſt Alles!" ſagte ich mir. „Die unverkennbare Neigung, die ſie mir im Pfarrhauſe bewies, iſt jetzt erwacht, ſie freut ſich den Geliebten wieder zu ſehen, doch ihr Verhältniß als Braut eines Andern — zu dem ſie wahrſcheinlich jetzt ſich begiebt — macht ſie ſcheu, verlegen, unruhig; meine Gegenwart iſt ihr erwünſcht und doch auch beängſtigend — Wie, wenn ich, da Caroline für mich verloren iſt, hier die Umſtände zu erforſchen und zu benützen ſuchte? Wer weiß, wie weit das führen könnte? Vermuthlich iſt der Bräutigam ihr ſo zuwider, als ich ihr angenehm bin. Wäre es thunlich, ihm die Holde zu entreißen, ſo könnte ich, bei der Wohlhabenheit ihres Vaters, mir durch ſie ein ſorgenfreies unabhängiges Loos ſichern, oder, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: mein Glück machen — Es wäre der Mühe werth. Ja, ich verſuche es!" —

Bald nach dieſen Worten ſtand ich klopfend an der Thür des Nebenzimmers, leiſe rief es: Herein! ich gehorchte, und fand Clärchen in holder Verwirrung und mit hohem Roth auf den Wangen.

Meines ſchönes Sieges mir bewußt, bat ich mit ſtolzer Demuth um Verzeihung wegen der Störung, und äußerte meine Freude, die werthe Bekanntſchaft vom Pfarrhauſe her erneuern zu können. Verlegen liſpelte ſie mir zu, ich möge Platz nehmen; flugs ſaß ich neben ihr im Sopha, ſprach jedoch zu ihrer Beruhigung Anfangs nur vom Wetter und anderen alltäglichen Dingen, wobei ſie ſich zuſehends erholte. Durch eine leichte Wendung kam ich ſodann zu der Frage nach der Urſache ihres Hierſeyns.

„Wir ſind hier," entgegnete ſie mit ſteigender Röthe der Wangen, „um einen Freund meines Vaters, den Commiſſionsrath Orten zu beſuchen, zu dem mein Vater eben gegangen iſt. Eigentlich ſollten wir dort wohnen, aber mein Vater beläſtigt ſeine Freunde ungern, darum traten wir im Gaſthofe ab."

Ich errieth, was ſie verſchwieg. Ortens Sohn alſo war der Bräutigam, dem ſie jetzt übergeben werden ſollte.

Im Thema bleibend, doch auch ihr Herz näher zu prüfen, ſtellte ich ihr in Kürze und mit möglichſt gewählten Worten meine Lebensgeſchichte — ſoviel ſich davon mit Ehren erzählen ließ — dar, und ſetzte hinzu: „Gegenwärtig reiſe ich, um Concerte zu geben, und zugleich, mir eine liebenswürdige Gattin zu ſuchen.“ — Mit forſchendem Blick beobachtete ich ſie bei den letzten Worten: Hu, wie ſpielte das zarte Roth der Wange wieder in die Glut des Carmins hinüber!

Jetzt war ich meines Triumphs gewiß und beſchloß, dieſe ſchöne Gelegenheit zu einer Erklärung zu benutzen.

„Seelig wär' ich,“ rief ich, ihre ergriffene

Hand ſanft drückend, „fänd ich eine, die Ihnen gleicht!“ —

„Mögen Sie glücklich ſeyn!“ flüſterte ſie mit geſenktem Blick und zog ihre Hand aus der meinigen.

„Der Wunſch iſt ſchön,“ entgegnete ich; „doch ſchöner noch wär die eigne Gewährung!“ —

„Ich — verſtehe Sie nicht!“ verſicherte ſie ſtotternd und ängſtlich lächelnd.

„Offen und ehrlich ſchönes Fräulein,“ ſprach ich mit Ernſt und Wärme; „ſeit ich Sie fand, gehöre ich Ihnen ganz, und Sie ſind, ich ahne es mit Entzücken, mir nicht abgeneigt. Wenn Sie meine Gattin ſeyn wollten —!“

„Mein Herr, ich bin Braut!“ ſprach ſie feſt, erſtand raſch und trat an das offene Fenſter; ich aber folgte ihr dahin, und ſagte, indem ich ihre Hand wieder nahm: „Daß

Sie Braut ſind, weiß ich; aber lieben Sie auch Ihren Bräutigam?

Sie ſchwieg verwirrt, ihr Auge ſchien Stecknadeln am Boden zu ſuchen; ich wiederholte mit ſanftem Ton die Frage. Dieſer Milde widerſtand ſie nicht, mit halblauter Stimme geſtand ſie: „Noch kenne ich den mir beſtimmten Mann nicht, der ſich entweder jetzt in London, oder auf der Rückreiſe hieher befindet.“ —

„O, dann iſt es gut!“ rief ich erfreut. „Dann hoff ich Alles, und wenn Sie, holdes Mädchen, mir das erlauben, ſo beneide ich keinen Engel um ſein ſeeliges Loos!“

Dieſe ſchmeichelnde Verſicherung vernichtete die Selbſtbeherrſchung, welche Clärchen ſich gelobt zu haben ſchien; wie in ſüßer Vergeſſenheit drückte ſie leiſe meine Hand: das hieß doch ſicherlich: „Hoffen Sie, meine Erlaubniß haben Sie!?“

Zum Unglück zeigte ſich in dieſem Augenblick ihr Vater, der Forſtmeiſter, unten auf der Straße, ganz nahe. Clara bemerkte ihn und ſagte es; da beurlaubte ich mich mit einem Handkuſſe auf Wiederſehen, und eilte nach meinem Zimmer, um — an der Seitenthür, die mich von Clara trennte, zu horchen.

„Gut, daß er ging!“ ſagte ſie ſich im Selbſtgeſpräch. „Faſt hätte ich mich vergeſſen und ihn errathen laſſen, wie ſehr ich ihn liebe!“ —

Hier war der Vater an der Thüre und ſie verſtummte.

Hatteſt Du nicht Beſuch? fragte der Eintretende. Mir wars, als ſäh ich von unten hier Jemand vor Dir ſtehen. Wer wars?

„Ein Fremder, der Muſik-Director Stimming, der im Zimmer nebenan wohnt, und den ich als Reiſenden bei dem Pfarrer in Hohendorf ſah,“ antwortete ſie nicht ohne merkliche Befangenheit; „er hat mich wieder erkannt, wie ich ihn!“

Alſo ein alter Bekannter? Was iſt's für ein Mann? forſchte er weiter.

Schon etwas gleichmüthiger ſagte ſie: „Ein junger angenehmer Mann, der viel gereiſt und ſehr beleſen iſt.“

Ein guter Geſellſchafter?

„Er ſpricht recht unterhaltend.“

Hm, das wäre ein Mann für mich, wenn er eine Zeitlang hier bliebe! meinte er. Ich kann nicht immer bei Freund Orten ſeyn, und kömmt der Wildfang, Dein Adolph, nicht bald, werde ich hier Langeweile haben. Der Muſikmann könnte mit mir Piquet oder Schach ſpielen, mir auch von ſeinen Reiſen erzählen, was ich, wie Du weißt, ſehr liebe.

„Noch beſſer!“ flüſterte ich vergnügt. „Der alte Herr zieht mich ſelbſt in Clärchens Nähe; vielleicht gefalle ich ihm, vielleicht bleibt der Adolph aus, und vielleicht —“ Bei dem

dem letzten ſehr gewagten Vielleicht ward ich durch den Eintritt des Kellners unterbrochen, der mir einen Empfehl und eine Einladung zum Thee auf morgen Abend von dem Herrn Forſtmeiſter Stetten aus Limburg brachte; ich ſagte zu und traf Vorbereitungen zu meinem längeren Aufenthalte.

Bei dem erſten Beſuch ſchien ich dem alten Herrn zu gefallen, in deſſen gerade Weiſe ich mich fügte; er ahnte meine Abſicht und ſeiner Tochter Empfinden nicht; ſie war ja ſo fromm und ſittig erzogen, gehorſam und gut; ich aber erſchien nach allen Anzeichen dem Argloſen als ein Biedermann wie er ſelbſt war. Guter Alter, auch die Unſchuld hat warmes Blut, auch die ſtrengſte Tugend unterliegt dem Reiz der allmächtigen Liebe! Was mich betraf, ſo hatte er von meinem Plane alles zu fürchten, denn ich ſtrebte ja, hier mein Glück zu machen.

Bei jeder neuen Anweſenheit bei Stetten überzeugte ich mich ſtets mehr von des Mädchens Liebe; mancher verſtohlne Blick bezeugte das und der Vater blieb zutraulich; mein zahlreich beſuchtes Concert war vorüber, und ich traf Einleitungen zu dem zweiten. Vater und Tochter befanden ſich unter den Zuhörern und erſchöpften ſich in meinem Lobe; ja ich hörte eines Tages, wie der Alte in Clärchens Beiſeyn mich in jeder Hinſicht pries. Immer reicherer Hoffnungsſtoff für mich!

Jetzt legte ich mich auf Kundſchaft bei dem Kellner, der ein pfiffiger Burſche war und Menſchen und Sachen im Orte genau kannte, um von ihm, gegen namhafte Trinkgelder, Nachrichten aus dem Ortenſchen Hauſe und Winke über das Verhältniß der Familie Stetten daſelbſt zu empfangen.

Der Forſtmeiſter hatte vor Zeiten dem Commiſſionsrath das Leben, dagegen Orten den Forſtmeiſter bei Amt und Ehren erhalten, als dieſer des Holzunterſchleifs von einem Feinde angeklagt war. Das Zeugniß des angeſehenen Commiſſionsrathes für ihn entkräftete die Beſchuldigung. Dankbarkeit und Hochachtung knüpfte ſeitdem die Freundſchaftsbande noch feſter; ſie entwarfen den Plan zur einſtigen Verbindung ihrer Kinder ſchon damals und gaben ſich gegenſeitig das Wort dafür.

Adolph Orten war jetzt zur Vollziehung der Vermählung vom Vater aus England zurück berufen und wirklich aus London abgereiſet, aus unbekannten Urſachen aber noch nicht an Ort und Stelle eingetroffen, was den Vätern unangenehm war.

Clärchen hatte geſtern bei dem alten Orten — ein Haupt-Umſtand! — das Bildniß ihres künftigen Gatten geſehen und den Adolph grundhäßlich gefunden; der Kellner, welcher das Original perſönlich kannte, fand, daß ſie ganz richtig geſehen und geurtheilt habe, denn der junge Orten ſey wirklich noch unſchöner, als der Maler ihn abgebildet habe. Das Mädchen hatte den Muth gehabt, ihrem Vater ihr Mißfallen an dem Beſtimmten zu erkennen zu geben, doch der derbe Papa verſicherte, daß an keinen Widerſpruch zu denken und das Aeußere eines Mannes für deſſen Braut und Frau nur Nebenſache ſey. Adolph ſey brav, geſchickt, begütert, ein feiner Kaufmann, und damit Punktum; in einigen Tagen treffe er ein, und dann werde flugs die Vermählung ſtatt finden. Seitdem war Clara bis zum Tode betrübt, und weinte, ſobald der Alte den Rücken gewandt, heiße bittere Thränen.

Und ſo hatte ich mich nicht geirrt, als ich geſtern ſpät und heute früh in dem Zimmer der lieben Nachbarin ſeufzen und ſchluchzen hörte. Das kam mir gelegen.

Der Kellner war nach dieſer Mittheilung eben aus meinem Zimmer gegangen, da ſah ich, daß Stetten das Haus verließ und nach dem Marktplatze, wo Orten wohnte, zu ſchritt; ich flog zu Clärchen hinüber; ſie begrüßte mich mit verweinten Augen; ich forſchte theilnehmend nach der — mir bekannten — Urſache dieſer Thränen.

Sie ſchützte Kopfſchmerz, Augenweh vor, aber meine Theilnahme und die Kraft der gewinnenden Rede beſiegten ihren Vorſatz, mir alles zu verſchweigen; ich küßte und drückte ihr wiederholt die Hand und ſie erwiederte den Händedruck; ich ſprach mit tönendem Schmeicheln von meiner feurigen ewigen Liebe und flehte ſüß um Vergeltung. Da bekannte ſie flüſternd, daß ſie das Portrait ihres Beſtimmten unter Schauern geſehen habe und ihn nun fürchte und haſſe. Dieſes Geſtändniß führte weit; Muth daraus ſchöpfend, bat ich um ihre Hand, und ſetzte hinzu: „Ihr guter Vater wird verzeihen, wenn das Geſchehene, unabänderlich iſt!"

Das läugnete ſie gänzlich, verſichernd, Väterchen habe einen eiſernen Sinn und nie vergebe er dem Zerſtörer ſeiner Entwürfe; ich widerſprach und redete vom Vaterherzen und von Stettens Seelengüte; ſchließlich brachte ich unſere heimliche Entweichung von hier zur Sprache.

„In einer Viertelſtunde haben wir den Rhein überſchifft," verſicherte ich, „und im nächſten Dorfe auf franzöſiſchem Boden werden wir getraut. Ihr Vater wird dann dem Flehen des geliebten Kindes ſein Herz nicht verſchließen und ſein Seegen unſern Bund heiligen!"

Clara erſchrak ſo ſehr, daß ſie zitterte und laut rief: „Nein, Ferdinand — nein Herr Director! Ich mit Ihnen allein entfliehen? Des Vaters Liebe und meinen guten

Namen aufs Spiel ſetzen? Nein, Gott bewahre mich!" —

Doch dieſe Weigerung ſchlug meine Hoffnung nicht zu Boden; vielmehr unternahm ich einen Sturm; ich malte ihr das ſüße Glück der lieb'erfüllten Zukunft mit reitzenden Farben; ſie ſann nach und widerſprach nicht mehr; ich führte ſie im Geiſte zum Trau-Altar über dem Rheine und ſie ſchwieg anſcheinend im ſtillen Behagen; flehend ſank ich nun zu ihren Füßen und betheuerte, daß ich der Verzeihung ihres Vaters eben ſo gewiß als der Treue meines Herzens für ſie ſey.

„Ha, Kind!" — ſo rief ich aus:

„Ha, Kind, auf meine Liebestreu
„kannſt Du die Erde bauen,
„Dich mir, beim Himmel! froh und frei
„auf Lebenszeit vertrauen.
„Wenn uns der Kirche Segen eint,
„iſt dir Dein Vater nicht mehr feind.
„Komm, komm, Du biſt geborgen,
„Laß Gott und mich nur ſorgen!"

Da liſpelte ſie mit feuchtem Auge das erwünſchte Jawort, und legte ſanftweinend das Lockenköpfchen traulich an meine Bruſt, daß mir es ward, als ſey ich in den Himmel entrückt.

Auf der Stelle entwarf ich einen Plan für die gemeinſchaftliche Flucht am morgenden Tage. Stetten ging, wie ich wußte, um oder gleich nach zehn Uhr zu Bette. Um eilf Uhr komme ich (ſo ward verabredet) leiſe in das Vorzimmer, wo mich Clärchen erwartet; wir verlaſſen das Haus, gehn hinab zum Rheine, wo eine Gondel für uns bereit gehalten wird; raſch fahren wir über den Rhein nach dem nahen Dorfe, gehen ſofort zum Geiſtlichen, laſſen uns trauen und ſchreiben ſodann beide hieher an den Vater.

Sie reichte mir genehmigend die kleine Hand, und die Sache war abgethan.

Auch war es Zeit, denn noch lag ihre gelobende Hand in der meinigen, da ward plötzlich die Thüre aufgeriſſen und trällernd trat ein Bedienter mit einem Mantelſacke auf der Schulter in das Zimmer. Der Kellner aber rief von außen dem Eintretenden nach: Nicht hier, noch eine Treppe höher hinauf.

Da ſtutzte der Diener und trat brummend zurück.

Zwar waren wir nun wieder allein, aber Clara hatte ſich bei der Unterbrechung von mir entfernt, und das war gut, denn jetzt, am Fenſter ſtehend, erſah ſie ihren Vater auf der Straße. Wahrſcheinlich hätte ſonſt der Papa die Berathung und Verabredung überraſchend geſtört; ich war nun gedrungen, nach meinem Zimmer zu fliehen.

Dort angekommen horchte ich auf die

Ankunft des Forſtmeiſters, doch ward mir es jezt ſchwer, etwas zu erlauſchen, denn der eben angekommene Fremde polterte gewaltig über meinem Haupte; ich ging deshalb vor die Thür hinaus. Stetten ſprach unten noch mit dem Kellner, dem er vermuthlich Aufträge gab.

Der Alte kam jetzt die Stufen herauf, ging aber nicht in Claras Gemach, ſondern durch das Vorzimmer nach ſeinem Schlaf-Cabinet, wodurch mein Horchen, was er der Tochter ſagen werde, ganz fruchtlos wurde.

Am Abend befand ich mich wieder, der Einladung gemäß, bei dem Nachbar zu einer Parthie Schach; aber ich dachte jetzt nur an das morgende Wageſtück, zog in Zerſtreuung, ließ mir eine Figur nach der andern nehmen und verlor, obgleich ich übrigens nicht ſchlecht ſpielte, alle Parthieen.

„Morgen gebe ich Ihnen Revange!“

ſagte ſchmunzelnd der alte Herr. „Aber ſpielen Sie morgen nicht vorſichtiger, ſo mache ich Sie ſtets matt; ich ſage Ihnen, ich habe nun Ihr Spiel weg und werde ſehr aufmerkſam ſeyn. Beſonders denke ich darauf, meine Königin immer bis zum Ende zu behalten!“

Faſt wäre dieſe Aeußerung mir als eine Anſpielung auf mein Geheimniß vorgekommen, aber ſein Benehmen gegen mich war ſo gewöhnlich, ſo freundlich, daß ich den Gedanken ſogleich wieder fahren ließ. Stetten begleitete mich auch jetzt wie ſonſt bis aus der Thüre und ſchüttelte mir beim Scheiden die Hand zur guten Nacht wie geſtern und vorgeſtern.

Bis daher war es alſo mit meiner neuen, auf eine ſogenannte gute Parthie gerichteten, Unternehmung vortrefflich gegangen; der Strich war gezogen, die Summe darunter ausgeſchrieben: „Ein wunderniedliches junges Frauchen und ein namhaftes Vermögen; nichts fehlte als die Ausbezahlung, die Genehmigung der Rechnung von Seiten des Schickſals; und wer konnte unter den anſcheinend günſtigen Umſtänden vermuthen, daß auch durch dieſe Rechnung ein Querſtrich gezogen werden ſollte? Und dennoch geſchah es auf die unangenehmſte Weiſe, auf eine Art, die alle dabei intereſſirte Perſonen ſeltſam überraſchte und bekränkte, auf eine Weiſe, die in mir den Glauben aufregte, das Verhängniß wolle durch dieſes Mißlingen meinen, oft bis zur Unredlichkeit geſteigerten, Leichtſinn ohne Schonung ahnden. Wehe mir dann, der in dieſem Falle ſo viel abzubüßen hatte?“

Die hier berührte neue Widerwärtigkeit für mich zeigte ſich unter ſo unvorhergeſehenen Beziehungen, daß ich, ſchon lange von ihnen umſtrickt war, ehe ich noch das Aergſte glaubte.

Ganz natürlich wollte ich an dem zur Flucht beſtimmten Abende dem Beſuche bei Stetten ausweichen, theils um die Reiſe vorbereiten zu können, theils darum, daß der Alte, wenn es ihm an Zeitkürzung mangelte, bald ſchläfrig werden, früh zu Bette gehn und uns zu unſerm Vorhaben Raum und Zeit laſſen möge. Darum band ich ſchon am Morgen mir ein Tuch über Kopf und Wange und erzählte dem aufwartenden Kellner, wie ich von Zahnweh und Kopfſchmerz übel geplagt ſey. Daſſelbe ließ ich den Nachbar mit Bedauern wiſſen, als er mich zum Abend zu ſich bitten ließ; ſo lehnte ich für heute den Beſuch ab, und glaubte es recht ſchlau gemacht zu haben.

Aber man ſoll den Tag nicht vor dem

Abend loben; dieſes Sprüchwort bewährte ſich hier ächt buchſtäblich.

Die Gondel war beſtellt, alles vorbereitet zur ſichern Flucht, der Abend kam. Da pochte es an die Thür und herein trat der Forſtmeiſter, hinter ihm der Kellner mit dem Schachbrette und Karten in den Händen.

„Sie können mich heute nicht beſuchen,“ ſprach der Nachbar theilnehmend, „ſo will ich einmal zu Ihnen kommen. Es muß Ihnen angenehm ſeyn, wenn Ihnen bei Ihren Schmerzen Zerſtreuung und Zeitvertreib wird.“

In lebhafter Verwirrung ſagte ich ihm, daß ich ſeinen liebreichen Willen mit gebührendem Dank zwar anerkenne, wie ich aber vor Weh und Schmerz an keinen Zeitvertreib zu denken fähig ſey, indeſſen drang er in mich, Schach mit ihm zu ſpielen, vergebens lehnte ich das ab, und klagte, ihn los zu werden, über unerträgliches Zahnweh; er tröſtete mich und blieb, ich antwortete ihm auf ſeine Reden nicht, er aber plauderte und blieb, mich in der Klemme haltend.

Endlich, als ſchon eilf Uhr vorüber war, bat ich ihn, mich zu verlaſſen; doch er äuſſerte, daß er zu meinem Beſten noch verweilen werde, denn ein ſolcher Schmerz ſey für den Einſamen am läſtigſten.

In der Verzweiflung wiederholte ich meine Bitte mit ernſter Geberde und feſtem Tone; da ſtarrte er mich an und ſprach — zu meinem Schreck — nicht minder ernſthaft: „Ja, ja, mein Herr, ich werde gehn, denn hoffentlich ſehen Sie nun ein, daß Ihre unedle Abſicht vereitelt iſt, und ich ſie ganz kenne. Schon von Anfang an war ich aufmerkſam auf Sie, und hatte, troz des feſten Vertrauens auf meiner Tochter Unſchuld und Sittſamkeit, Sie, den Fremdling, ſtets im Auge, ob Sie auch verſuchen mögten, mit der Unerfahrenheit des Mädchens ein ſchlimmes Spiel treiben zu wollen, und leider bemerkte ich, daß es ſo war, daß Sie einen Liebeshandel anzuſpinnen vermogten: da nahm ich meine Maaßregeln, wodurch ich geſtern Ihren ſtrafbaren Plan erfuhr. Indem ich den Entführer feſthielt, machte ich die Entführung unmöglich; jetzt ſchließe ich meine Tochter in ihrem Zimmer ein, und morgen früh iſt die Bethörte im Hauſe ihres künftigen Schwiegervaters. Geben Sie ſich alſo ferner keine Mühe. Wollte ich übrigens Aufſehen machen, ſo würde ich noch auf andere Art mit Ihnen reden, aber ich muß Sie leider um meiner Ehre, um meiner Tochter Ehre willen, ſchonen. Daß Sie ſchweigen werden, hoffe ich. Uebrigens rathe ich Ihnen, künftig leiſer zu ſprechen, wenn Sie Entführungen verabreden, und ſich dabei nicht behorchen

chen zu laſſen. Und ſomit Gott befohlen für immer!"

Bei dem letzten Worte ließ er mich, den an Hoffnung und faſt an Bewußtſeyn bankerotten Speculanten, ſtehen, und ſchlug die Thüre hinter ſich zu.

Gewiß verlief eine Viertelſtunde, ehe ich mich von meiner Betäubung erholt hatte. Nie war — in welchen unbequemen Lagen ich mich auch ſchon befunden — guter Rath ſo theuer geweſen als jetzt. —

Endlich war ich wieder einigermaßen bei Faſſung; ich horchte an Clara's Thür. Alles todtenſtill; ich klopfte leiſe an die Thür, um ihr zu verkündigen, was geſchehen ſey und daß nun in der Hauptſache nichts geſchehen könne. Keine Antwort, kein Laut.

Hin und her ſinnend, was zu thun ſey,

fällt mir noch eine Möglichkeit der Aushülfe bei. „Vielleicht hat der Alte dem Mädchen das Reden verboten,“ dachte ich. „Wie nun, wenn ich zu ihr gelangen und ſie dennoch fortführen könnte!“

Dieſer Gedanke gründete ſich auf den Umſtand, daß die Thüre, welche mein Zimmer von dem ihrigen ſchied, von meiner Seite verſchloſſen und verriegelt war. Dies hatte ich heute früh erſt bemerkt, und bedauert, daß ich nicht früher aufmerkſam darauf geworden, wie ich vielleicht unbemerkt auf dieſem Wege zu Clara — wie Pyramus zu der geliebten Thisbe — gelangen könne; jetzt dachte ich ſehr ernſthaft daran; ich verſuchte, mit dem Schlüſſel zu der Eingangsthüre das Schloß zu öffnen. Jubelnd im Geiſte fand ich, daß er paßte; ich ſchloß auf, trat ſchleichend in das Gemach und fand es — O weh! — wie einſt bei Carolinen — leer, das Bette friſch gemacht und unberührt.

Unſeelige Entdeckung! Wahrſcheinlich alſo hatte Stetten ſie in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen. Aber indem ich das denke, fällt mir ein Papier auf dem Tiſche in die Augen; ich leſe, von kritzelnder Mädchenhand geſchrieben: „Wenn dieſes Blatt, geliebter Vater! „ſich in Ihrer Hand befindet, iſt Ihre Tochter ſchon auf ewig mit dem geliebten Manne „verbunden, mit dem ich dieſes Haus verließ, und ohne den ich nicht leben kann. „Verzeihen Sie mir, theurer Vater, daß der „Abſcheu gegen Adolph Orten, den ich im „Bilde ſah, und die Liebe für Ferdinand, „mich zu dem, unter anderen Verhältniſſen „ſehr gewagten Schritt nöthigten. Sie werden väterlich die Tochter richten, und meinen Gatten als Ihren Sohn anerkennen, „ſeegnen. Ihre Clara.“

Was war das? So ſchien das Mädchen fort zu ſeyn? Ohne mich? Doch, ſie konnte den Brief geſchrieben haben, ehe der Alte ſie nach ſeinem Zimmer führte, ehe ſie noch die Zerſtörung des Planes ahnte.

Neue Ungewißheit: nur das war ganz ſicher: daß mein Luftſchloß zertrümmert, daß Clärchen, ſammt der reichhaltigen Mitgift, auf immer für mich verloren war.

Stillfluchend auf meinen Unſtern, verlaſſe ich, rückkehrend nach meinem Zimmer, das öde Gemach. Da fällt mir ein, daß der Fährmann mit ſeiner Gondel noch am Ufer harre, und ich ihm, zur Vermeidung des möglichen Aufſehens, wol abſagen müſſe; ich ſchleiche durch den Hof, tappe mich durch die ägyptiſche Finſterniß nach der beſtimmten Uferſtelle, wo ich die Gondel finden wollte.

Kein Fahrzeug iſt ſichtbar. Das fällt mir auf; ich eile nach des Fiſchers Wohnung: er öffnet dem Klopfenden, iſt verwundert, mich zu ſehen und verſichert, er habe mich und eine Dame zur verabredeten Zeit über den Strom gefahren, bei dem jenſeitigen Dorfe abgeſetzt und ſey erſt ſeit einer Viertelſtunde von der Fahrt zurück gekommen; der herbeigerufene Knecht bezeugt das alles; ich darf nicht mehr zweifeln.

„Aber wie konntet Ihr ſtatt meiner einen anderen Mann überfahren, und den Irrthum nicht ſpäter oder früher entdecken?“ fragte ich ergrimmt.

Nun, Sie ſelbſt hatten ja feſtgeſetzt, rechtfertigte er ſich, daß wir kein Licht mitnehmen durften, und es war ſo ſtockfinſter, daß ich ſelbſt mein Weib draußen hätte verkennen können.

So war denn Clara mit einem Anderen entflohen. Das war gewiß. Aber mit wem? Warum? Wie konnte es geſchehen? Schreckliches Räthſel!

Das unermeßlich große Reich der Möglichkeiten durchlaufend, finde ich keine Auflöſung. Nur Eins ſteht felſenfeſt: daß ich wieder um ein junges reitzendes und — für mich Hauptſache — um ein begütertes Weibchen, und zwar auf die ſeltſamſte Art, geprellt bin.

Viertes Buch.

„Aber was hält mich ab, auch über den Rhein und nach jenem Dorfe zu fahren?“ fragte ich mich. „Warum ſoll ich nicht mit eigenen Augen mich überzeugen, daß dem wirklich ſo iſt? Warum nicht mit eigenen Ohren hören, wie es ſich begeben? Hier iſt Alles verloren, und ich muß ohnehin fort, denn Stetten wird mich als den Urheber des böſen Handels zur Verantwortung ziehen; dort aber iſt vielleicht noch die Möglichkeit zur Wiederherſtellung meines alten Verhältniſſes zu Clara aufzuſinden, vielleicht noch Alles gut zu machen!“ —

In dieſem Sinne fragte ich den Fiſcher, ob er mich jetzt ſogleich über den Rhein fahren wolle; er weigerte ſich, Ermüdung vorſchützend, doch mein Anerbieten einer bedeutenden Belohnung machte ihn willfährig, und eine halbe Stunde ſpäter befand ich mich auf dem linken Rhein-Ufer, am Eingange des bekannten Dorfes, wo, nach des Fiſchers Angabe, Clärchen mit ihrem Begleiter an's Land geſtiegen war.

Im Gaſthofe war Licht; ich fand das Hausthor offen, klopfte an die Thüre des erleuchteten Zimmers, trat ein, fand Clara in Thränen ſchwimmend, fand in ihrem, auf dem Sopha ſchlafenden, Begleiter zu meinem Staunen den — Baron Ganz. Mir gingen neue Hoffnungsſterne auf, Clärchen lächelte wieder; ich forſchte nach dem dunklen Zuſammenhange der wunderbaren Begebenheit und erfuhr ihn zuerſt von dem Mädchen und dann von dem, durch mich vom Schlafe erweckten, Baron.

Es iſt zum Raſendwerden, wie das Schickſal die ſchlaueſten Entwürfe der Sterblichen vernichten und, zu dieſem Zweck, die ſeltſamſten Dinge zuſammen würfeln kann!

Während Stetten mich bei dem Schachſpiel in der Klemme hatte, ſaß Clara, nachdem der Wächter längſt die eilfte Stunde verkündigt hatte, meiner harrend im finſteren Vorzimmer auf dem Sopha. Da polterte es auf dem Gange an der Thür vorüber; ſie vermuthete, daß ihr Vater von mir komme, und, wie ſonſt, durch die Nebenthür, ſich nach ſeinem Schlafzimmer begebe; nach einer Weile entſtand wieder ein Geräuſch auf dem Gange und die Thür ward geöffnet.

Das iſt Ferdinand! dachte ſie und gab das verabredete Zeichen, ein leiſes Huſten; der Eintretende antwortete in gleicher Art; da ſchlich ſie zu ihm, nahm ihn am Arm und ging zitternd mit ihm über den ſtockfinſteren

Hof zur Hinterpforte, gelangte mit glühendem Geſichte und pochendem Herzen an das Ufer, in die Gondel.

Der Begleiter ſetzt ſich an ihrer Seite, athmet laut und — ſchnarcht bald; ſie entſchuldigt den vermeinten Geliebten mit dem Kopfſchmerz, der ihn wahrſcheinlich nicht bloß angeblich ſondern wirklich befallen und ſein Gehirn betäubt hatte, und hoffte, er werde geheilt und erheitert erwachen. Man landet, der Nachbar iſt kaum zu erwecken, und als er endlich erſteht, wankt er ſchlaftrunken an des Mädchens Arm dem Gaſthofe zu, wo Clara in ihrem Begleiter einen ihr durchaus fremden Mann erblickt und in Folge dieſes Anblicks vor Schreck faſt ſtirbt. Schluchzend fragt ſie den Fremden, wie ſie in ſeine Geſellſchaft gekommen ſey; und nun findet es ſich, daß er im Gaſthofe und zwar in dem dritten Stock wohnte; er kam geſtern Abend nach eilf Uhr aus einer Geſellſchaft munterer

Freunde im Städtchen etwas berauſcht nach Hauſe, verfehlt ſein Zimmer und tritt in das Gemach, wo Clärchen harrt; eben will er nach Licht rufen, da hört er ein weibliches Huſten. Zum Scherz huſtet er wieder und ſiehe, eine kleine weibliche Hand erfaßt die ſeinige. Froher Laune wie er iſt, will er ſehen, wohin das Abenteuer führt. Die Dame ergreift ſeinen Arm, leitet ihn durch den Hof, zum Rhein-Ufer, und ſie beſteigen eine Gondel.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß der Baron ſtatt meiner mit Clara entwich.

Bei dem Anblick des Barons hatte ich wieder Muth geſchöpft und Clärchen theilte in der Freude des unverhofften Wiederſehens meine Hoffnung, daß nun noch alles gut werden könne.

Aber Fortuna ſchien in ihrer finſterſten

Laune beſchloſſen zu haben, daß es mit uns ganz ſchlecht werden ſolle.

Zwar ſprach der, nun durch mich geweckte und ziemlich nüchtern gewordene, Freiherr, nachdem ich ihm unſere ganze Lage dargeſtellt hatte, uns Troſt zu, und verpflichtete ſich, uns zum Pfarrer zu begleiten, die Fürſprache dort zu übernehmen und ſich für meine redliche Abſicht zu verbürgen. Auch gingen wir ſogleich nach der Pfarre, kamen aber leider nur zu bald troſtlos von dort zurück. Des Barons Fürſprache und Bürgſchaft wirkte eben ſo wenig, als mein kräftiges Bitten und Clärchens Thränenſtrom. Der Geiſtliche weigerte ſich auf das beſtimmteſte, die Trauung zu vollziehen, erklärte, daß ſeit Kurzem die gemeſſenſten Verbote gegen ähnliche geheime Copulationen ergangen wären und wie bereits zwei Prediger, welche dawider gehandelt, durch plötzliche Entſetzung vom Amte hart beſtraft worden ſeyen.

Rathlos, muthverloren befand ich mich wieder mit Clärchen, deren Thränen mir brennend auf das Herz fielen, im Gaſthofe; da wußte Ganz noch einen Rath. „Wir reiſen nach meines Bruders, vierzehn Meilen von hier entlegenen, Gute,“ ſagte er; „für die Einwilligung des dortigen Pfarrers ſtehe ich!“

Faſt wäre ich ihm vor dankbarem Entzücken zu Füßen gefallen, daß er auf den rettenden Einfall gerieth; doch gut, daß ich nicht kniete; es wäre vergebliche Mühe geweſen, denn als ich ihn eben mindeſtens umarmen wollte, öffnete ſich die Thür und herein ſah — der Forſtmeiſter, der Polizey-Commiſſair von drüben, und ein Mann, den man auf den erſten Blick als den hieſigen Dorfrichter erkannte, was er denn auch war, wie es ſich zu meinem Schrecken ſogleich ergab.

Das holde Clärchen ſank bei dieſem Anblick in Ohnmacht, ich ſtrebte ſie aufrecht zu erhalten, zitterte jedoch, bei jener Erſcheinung, ſo heftig, und das bereits angebrochene Tageslicht ward mir ſo dunkel vor den Augen, daß ich ſelbſt faſt das Bewußtſeyn verlor und die Lebloſe in den Armſeſſel fallen laſſen mußte.

Ach zu meinem Unheil war der alte Herr ſchlaflos geblieben, hatte gefunden, daß das eingeſperrt geglaubte Mädchen fort war, und nun Lärm gemacht, die Nachſetzung vollzogen.

Meine alte Geſchichte wiederholte ſich hier wieder. So viele dumme Streiche ich auch zu machen fähig war, ſo wenig Muth beſaß ich, ſie zu vertreten.

„Sehn Sie da meine Tochter!“ brummte Stetten, „und hier“ (auf mich zeigend), „den Elenden, der ſie räuberiſch hieher führte!“

So ſind Sie, mein Herr, wenn dem alſo iſt, mein Gefangener! entſchied der Richter —

„Gefangener!? Das Wort fuhr wie ein kalter Dolch in mein Inneres, und indem ich es mit dem: Räuberiſch in Verbindung brachte, ſah ich bereits im Geiſte Kerker und Guillotine vor mir und durchaus entmannt von der Angſt, rief ich faſt weinend: „Sie irren; nicht ich, führte Fräulein Clara hieher, ſondern dieſer Herr, der Freiherr von Ganz!"

Alle ſtutzten. Der Baron warf mir einen Blick voll kalter Verachtung zu, und bekannte dann: „Ja, Herr Forſtmeiſter, als ehrlicher Mann muß ich geſtehen, daß es wahr iſt. Durch einen unglücklichen Irrthum ward ich der Begleiter Ihrer Fräulein Tochter hieher; aber ich verſichere bei meiner Ehre, daß mich kein böſer Wille leitete, daß ich ohne mein Wiſſen fehlte!"

Richter und Commiſſair zuckten die Achſeln, Stetten aber entgegnete:

„Obgleich ich Ihre Behauptung und den

Zuſammenhang nicht begreife, ſo gilt es hier gleich, ob Sie mit oder ohne Wiſſen und Willen ſich vergingen. Die That iſt geſchehen, ich halte mich in der Hauptſache an den Thäter und nebenbei" — mit einem Blick auf mich — „an den Anſtifter oder Helfershelfer. Meiner Ehre wegen wollte ich früher ſchweigen, ſo lange ich das Aergſte zu verhüten hoffen konnte. Jetzt aber, da ich gedrungen ward, dem Handel Oeffentlichkeit zu geben, müſſen Sie, Herr Baron, oder die Geſetze, mir Genugthuung geben." —

Sie hören, Herr Richter, wie die Sache ſteht, ſprach der Commiſſair, und ſo klage ich vorerſt auf die ſofortige Verhaftung der beiden Herren hier an, die mein Landesfürſt von Ihrem, ihm wohlgewogenen Kaiſer zur Beſtrafung reklamiren wird, wenn nicht ein Vergleich unter den Betheiligten zu Stande kömmt.

Herr Forſtmeiſter! Welche Genugthuung fordern Sie von mir? fragte Ganz — „Nur *Eine* iſt hier möglich!“ antwortete der Befragte. „Meine Tochter war Braut, das iſt nun vorbei und ſie ſteht, mit mir, beſchimpft da; dem Manne von Ehre muß es einleuchten, daß dieſer Schimpf nur auf *eine* Art getilgt werden kann.“

Ich verſtehe! entgegnete der Baron. So laſſen Sie Clärchen als Gattin des Muſik-Directors zurückkehren! —

„Davon kein Wort!“ rief der Alte laut und heftig, die Augenbrauen dicht zuſammen ziehend.

Ich aber, der aus dem Vorſchlage des Freiherrn wieder Troſt und Kühnheit ſchöpfte, ließ mich durch die barſche Antwort nicht ſchrecken. Zu Füßen ſtürzte ich dem Alten, bat, wie Karl von Eichenhorſt:

„Halt an! Bei Gott beſchwör’ ich Dich,
„Bevor Dein Herz bereuet.

„In Ehr' und Züchten hab' ich mich
„Dem Fräulein ſtets geweihet.
„Gieb — Vater! — gieb mir Clärchens Hand!“ —

und hoffte, daß er gerührt werden und, wie dort der Reichsbaron, erwiedern müſſe:

„Da, nimm ſie meinetwegen
„und meinen ganzen Seegen! —
„Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
„an mir und meinem Kinde,
„auf daß ich meiner Güte Lohn
„in Deiner Güte finde!“ —

Doch minder reizbar als Hochburg ließ er, mir den Rücken zuwendend, mich liegen, und entſchied, zu Ganz gekehrt: „Es bleibt bei'm Alten; ich rufe die Geſetze an!“

„Ruhig, Herr Forſtmeiſter!“ entgegnete der. „Auf unſeelige Weiſe habe ich den Anlaß zu Ihrer Kränkung gegeben, und ich finde, daß Sie berechtigt ſind, von mir Vergütung zu begehren. Wohlan, ich bin ledig und habe, des wilden, zweckloſen Umtreibens und der erbärmlichen Zeitvertreibe müde, oft daran gedacht, mich zu verheirathen. Und ſo frage ich denn in Gegenwart dieſer Zeugen: Wollen Sie — wenn nemlich Ihr Fräulein Tochter darein willigt — mich zum Eidam?“

So iſt's brav! rief Stetten. Und ich antworte mit einem freudigen Ja auf dieſe Frage. Für die Einwilligung meiner Tochter — die bis zu der Bekanntſchaft mit dem Herrn hier ein folgſames gutes Kind war — bürge ich. Alſo denn: Herr Sohn! — Er ſchlug ein in die dargereichte Hand des neuen Bräutigams; ich aber kam mir in dieſem Augenblicke vor, wie der Wolf in der Fabel, der in ein Schaaffell gehüllt auf Raub ausging und auf dem Wege in ſeiner Verkleidung von anderen Wölfen zerriſſen ward.

Sie hören, meine Herren, ſagte Stetten zu den beiden obrigkeitlichen Perſonen, welches Abkommen wir unter uns getroffen haben. In Betreff des Herrn Muſik-Directors, ſo will ich zufrieden ſeyn, wenn er ſich auf der Stelle entfernt, um mir nie wieder unter die Augen zu treten.

Die Herren nickten. Was blieb mir bei der neuen Wendung des Handels übrig, als gleichfalls bejahend zu nicken. Der Kluge giebt nach und wählt unter den Uebeln das kleinſte! dachte ich, und ſprach in dieſem Sinne, jedoch nicht ohne Nebenabſicht, kleinlaut und unterwürfig: Ich falle nirgends mit Bedacht zur Laſt, zudem fordert hier mein gebrochenes Herz, daß ich mich entferne, aber ich bin für den Augenblick ohne Mittel. —

„Da kann und will ich helfen!“ rief der Forſtmeiſter, und warf mir eine Geldbörſe in die fangende Hand.

„Reiſen Sie glücklich!“ ſprach Ganz, und ſchob eine kleine Goldrolle in meine andere Hand, indem er mit der ſeinigen nach der Thüre zeigte. „Adieu!“

Bei dem Doppelpflaſter edler Metalle auf meine Wunden, verſchluckte ich alles, was ich noch auf dem Herzen, verſchwieg alles, was ich noch zu ſagen hatte, ging ſtumm hinaus, und trat dort drüben, Caffee verlangend, in das Gaſtzimmer, wie Einer, der Schiffbruch litt, aber ſo glücklich iſt, daß er vergißt, was nicht zu ändern ſtand.

Die Einſamkeit führte mich zu Betrachtungen. Die jüngſten Abenteuer erſchienen mir wie Traumgebilde. Im Beſitz von Claras Liebe und einer Doſis von Schlauheit wähnte ich mich geborgen, da tritt zufällig ein alter Bekannter dazwiſchen, raubt mir im Rauſche meine Braut, mein Glück, das ich eben, nach ſeinem Rath zu machen im Begriff ſtand, er wird an meiner Statt des Mädchens Bräutigam, und wo ich auf eine liebenswürdige Gattin und viel Geld Jagd mache, empfange ich ein wenig Geld, mit ſichtbarer Verachtung gegeben; dennoch mußte ich mir Glück wünſchen, mit einem blauen Auge aus dem gefährlichen Handel zu kommen.

„Wird Clärchen aber auch dem Baron, der in den Mitteljahren ſteht, ihre Hand reichen?“ fragte ich mich im Stillen. „Warum nicht? Iſt ſie nicht ein Mädchen?“ —

„Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
„giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum!“ (Gothe.)

„Der Baron,“ ſetzte ich hinzu; „er iſt freilich bald ein Vierziger, aber jetzt, nachdem die Spur ſeiner früheren gefährlichen Krankheit an ihm verſchwunden iſt, ſeitdem er Brille und Peruke abgelegt hat, wieder eine ganz paſſable, und durch Bildung, Geiſtesreichthum und Talent angenehme, Mannsperſon. Hat ſie nur die Wahl zwiſchen dem ihr verhaßten häßlichen Adolph und dem leid lich hübſchen Baron, ſo neigt ſie ſich unfehlbar dem letzteren zu, der ſie obendrein zur geachteten Freifrau erhebt. In der That, ſie können und werden durch dieſe Verbindung beide gewinnen, ſie an Rang und glänzendem Leben, er an Regelmäßigkeit und Einfachheit. Er wird, wie er ſchon früher für dieſen Fall beſchloſſen, nicht mehr ſpielen und trinken, und das höhere häusliche Glück nur kennen lernen dürfen, um es immerdar zu genießen. Mit mir hingegen wäre Clara nicht glücklich geworden; ich bin zu leichtſinnig, zu charakterlos. Ach Caroline! Dein Beſitz hätte mich gebeſſert, veredelt, aber es ſollte nicht ſeyn!"

„So muß ich denn aufs Neue die Pilgerfahrt beginnen, das Glück zu erjagen, und, dem Syſiphus gleich, den Stein den Berg mühſam hinan wälzen, um ihn von der Höhe wieder in den Abgrund hinabrollen zu ſehn! O ich Unglückſeeliger!"

„Und wohin nun? Hier auf Frankreichs Boden iſt die Erde unter meinen Füßen hohl. Verloren wär' ich, wenn man den Deſerteur erkennte; im mittägigen Deutſchlande aber wüthet jetzt, nach der Leipziger Schlacht, der Krieg, die Künſte des Friedens ertödtend. Könnte ich hoffen, gefahrlos durch die Heere nach Deutſchlands Norden zu gelangen, ſo böte dort vielleicht ſich mir Verſorgung dar." — Dies war das Ergebniß meines Nachdenkens.

Im Begriff, das Haus ſtill zu verlaſſen, über den Rhein zurück zu fahren, im Gaſthofe des Städtchens meine zurückgelaſſenen Sachen zu holen und mich verſprochenermaaßen vor Stettens Ankunft weg zu begeben, ſah ich den Polizey Commiſſair mit dem Richter in das Gaſtzimmer treten, wahrſcheinlich um hier zu frühſtücken. Beſcheiden nahete ich mich ihnen, fragend, wie es mit Fräulein Clara ſtehe, und vernahm, daß ſie zum Leben zurück gekehrt, friſch und geſund, und bereit ſey, auf des Vaters Gebot, Frau Baronin zu werden, ſobald es dem Bräutigam beliebe, ſie dazu zu machen.

Wie ich vorausgeſehen hatte, war es geſchehen, denn —

„Ach ein Mädchen iſt ſie und die ſich geſchwinde dem Einen
„giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum!“ —

Grollend mit dem gebrechlichen Geſchlecht, langte ich drüben im Gaſthofe an, packte eiligſt meine Habſeeligkeiten ein, und fuhr ſchon nach einer Stunde, ehe von Stetten nebſt Zubehör etwas ſichtbar geworden war, zum Tempel hinaus, und nach Frankfurt zu.

Während dieſer Reiſe traf ich überall auf franzöſiſche Krieger, die im Rückzuge über den Rhein eilten, und in Frankfurt, wo ich

Muſiklectionen zu geben beabſichtigte, rückten bald (nach kurzem Kampfe in der Nähe) verbündete Truppen ein.

Neujahr war vorüber. Der Krieg ſchwang jetzt die bluttriefende Fackel in Frankreich; der Weg nach Nord-Deutſchland war frei, und ich trat die Reiſe dahin an.

Glück und Unheil, Leid und Freude folgten von jeher einander buntgereiht in meinem Lebenslaufe, und bei bedeutenden Uebeln, die mich befielen, gab der Zufall mir hinterdrein ſogleich ein Palliativ, damit ich nicht gänzlich an Hoffnungsloſigkeit erſterben möge. So auch jetzt wieder, denn auf dieſer Reiſe traf ich in einer Stadt am Ober-Main durch ein günſtiges Ungefähr mit dem mir bekannten großen Violinſpieler Starck, der ehedem meine Vaterſtadt beſucht und mich liebgewonnen und belobt hatte, zuſammen.

Von meinem Reiſezweck unterrichtet, erbot er ſich augenblicklich, mir Empfehlungsbriefe an berühmte Muſik-Künſtler und Freunde in mehreren Städten mitzugeben, die mir in jeder Hinſicht von Nutzen ſeyn könnten, und er hielt, auf mein Begehren, Wort.

Sehr angelegentlich fragte er nach ſeinem Freunde, den Baron Ganz, und hörte nicht auf zu lachen, als er von mir hörte, daß der ſich verheirathet habe, was, wie ich in Frankfurt erfahren, wirklich geſchah. Ach ja, Clara war ſeine Gattin geworden.

„Es kann indeſſen von Nutzen für ihn ſeyn,“ ſagte Starck im Laufe des Geſprächs über dieſen Gegenſtand, „daß Ganz auf dieſe Weiſe ein neues Leben begonnen hat; des gewohnten war er ſatt und ſtarb unter Zeitvertreiben faſt vor langer Weile, wie es allen Männern geht, die eine genußreiche Jugend verlebten. Von Ihnen, Herr Stimming,“ ſetzte er hinzu, „hat er mir ſehr viel Gutes erzählt. Anfangs war es ſeine Abſicht, Sie beim Spiele als Aufſieher und Bevollmächtigter zu gebrauchen, ſpäterhin aber beſtimmte er Sie zu ſeinem Geſellſchafter, oder beſſer zum Gouverneur, der ihn allmählig von der Trink- und Spielſucht heilen und ihm beſſere Zeitkürzung durch das Ihnen beiwohnende Kunſttalent verſchaffen ſollte. Auf jeden Fall hatte er Gutes mit Ihnen im Sinne!"

Was ich dankbar anerkenne, entgegnete ich; aber das Alles iſt jetzt vorbei. Uebrigens iſt es mir lieb, daß Sie mir über den Grund Aufſchluß geben, warum er mich oft mit Güte überhäufte. Wie edel jedoch auch ſeine Abſicht mit mir war, ſo ward er doch zuletzt durch einen unſeeligen Irrthum mein Verderber, denn durch ihn verlor ich eine reiche hübſche Braut, die jetzt ſeine Gemalin iſt.

„Nun, nun," tröſtete er lächelnd, „für eine verlorene Braut finden Sie, ein junger intereſſanter Mann und talentvoller Muſik-Künſtler, tauſendfachen Erſatz. Die norddeutſchen Mädchen ſind Gottlob! durchweg muſikaliſch und ein gewandter Tonkünſtler wie Sie, wirkt auf das weibliche Geſchlecht eben ſo kräftig ein wie ein magnetiſirender Arzt. Der Zauber ſeiner Töne macht Somnambulen, über welche er zu gebieten hat. Darum ſuchet, ſo werdet ihr finden!"

Etwas Aehnliches hatte ich mir ſelber längſt geſagt, und meine Erwartungen von der Zukunft darauf gegründet; doch that es mir wohl, es von einem Geweihten im Tempel der Erfahrung bekräftigt zu hören; auch beſchloß ich, dieſe Theorie bei ſchicklicher Gelegenheit durch klügliche Anwendung zu prüfen.

„Nur muß ich künftig," ſetzte ich hinzu, „wenn ich aufs Neue dem Glücke Fallen ſtelle, vorſichtig, rechtlich und geſetzlich zu Werke gehen, der heimliche Raub, die Flucht, die Entführung iſt verbrecheriſch, und mit Intriguen habe ich nun einmal, wie ich aus Erfahrung weiß, kein Glück. Kann ich in Zukunft nicht frei, im Angeſicht des Vaters oder Oheims, um die Tochter oder Nichte werben, ſo laß' ichs bleiben!"

Mehr als dieſer wackere Vorſatz und Starcks Vertröſtung erhob mich die bedeutende Zahl der von dieſem mir gegebenen Empfehlungsſchreiben. Mit dieſen verſehen, ſchied ich ſo dankbar als erwartungsvoll von Starck.

In einer Elbſtadt machte ich den erſten Gebrauch von einer ſolchen Empfehlung und der Erfolg ließ mein Hoffen weit hinter ſich zurück.

Der Organiſt Janke, an den ich Starcks Brief übergab, nahm mich mit einer Auszeichnung auf, die von ſeiner hohen Achtung für jenen zeugte und eröffnete mir ſogleich die ſchöne Ausſicht auf die ergiebige Einnahme eines Concerts.

Herr Janke war ein, ganz in der Muſik und für dieſelbe lebender und webender, und in dieſer Rückſicht ein eben ſo gutmeinender als redſeliger Mann; als ich kaum eine halbe Stunde mit ihm geſprochen hatte, kannte ich, in Bezug auf meinen Zweck, alle Perſonen und Verhältniſſe im Orte ſo genau, als ob ich von Jugend auf daſelbſt gelebt, gegeigt und geblaſen hätte.

„Den Bürgermeiſter Staff müſſen wir zuvörderſt für Sie zu gewinnen ſuchen,“ bemerkte er, „was aber, gut angefangen, ganz leicht iſt. Da er als der Erſte im Orte und als der begütertſte Einwohner zugleich gilt, ſo übt er im Allgemeinen ſchon den ſtärkſten Einfluß aus, insbeſondere aber hängt das Gedeihen Ihrer Unternehmung gänzlich von ihm ab. Sein Wille entſcheidet darüber: ob Sie ein einziges Concert oder eine Reihe derſelben hier geben werden.“ —

Er liebt alſo die Muſik? fiel ich fragend ein.

„O ja,“ verſicherte er lächelnd, „die Janitſcharen-Muſik beſonders, nächſt dieſer aber nur das Fortiſſime und Allegro. Was ihm Beifall abgewinnen ſoll, muß rauſchen, lärmen, praſſeln. Als der Angeſehenſte giebt er bei uns den Ton an, und ein Fremder, der hier Furor und pecuniäres Glück machen will, muß dieſem Geſchmack huldigen.“

Und folglich muß auch ich es! ſagte ich achſelzuckend. Wie aber ſteht es dann mit dem Grundſatze: der Künſtler ſoll die Maſſe zu ſich herauf ziehen zum Großen und Schönen, nicht aber ſich hinabneigen zum Niedrigen und Kleinlichen!? —

„Der Grundſatz iſt von einem wohlhabenden Artiſten aufgeſtellt, taugt aber nicht für die Kunſt, die nach Brod geht!" behauptete er.

Die meinige geht leider auch darnach, beklagte ich mich, und deshalb muß und will ich mich in die Staſſiſche Laune fügen.

„Thun Sie das und Sie werden ſich wohl dabei befinden," verſicherte er, „ſo wohl, wie ein anderer Muſikus, angeblich ein portugieſiſcher Kapellmeiſter, der vor Kurzem hier war. Der Menſch hatte einige Schnörkeleien auf der Geige eingeübt, kratzte aber übrigens ſchauderhaft auf ſeinem Inſtrumente. Nun, er executirte in ſeinem pomphaft angekündigten Concerte jene Seiltänzerſtückchen in einer eigenen baroken Compoſition, die voll ſchroffer Gegenſätze, und den Regeln des Generalbaſſes ſo ſchnurgrade entgegen war, wie der Norden dem Süden; aber jene Schnörkel, unter tauſend Grimaſſen vorgetragen, wurden von Herrn Staſſ und den hieſigen Honoratioren mit Staunen und lautem Jubel gehört; der Arlequin gab ſechs Concerte nach einander bei überfülltem Saale. Das merken Sie ſich!“

Wohlan, rief ich, wenn dieſe Art von Geſchmack hier waltet, ſo will ich den Herrn Bürgermeiſter und das Publikum befriedigen, ohne ein Arlequin dieſer Art zu ſeyn; doch ohne Seltſamkeit geht es freilich nicht ab; ich habe mir ein Potpourri geſetzt, in welchem ich fünf verſchiedene Blaſe-Inſtrumente unmittelbar nach einander ſpiele, und ein brillantes Trompeten-Concert; freilich würden Mozart und Gluck die beiden Stücke nicht gebilligt haben, aber ſie ſind ungewöhnlich, und reißen durch wunderbare Neuheit das neugierige große Publikum hin.

„Was?“ fragte er lachend. „Ein Potpourri für fünf Inſtrumente, und ein Trompeten-Concert? Herr, dann iſt Ihr Glück bei uns gemacht, und der neue Columbus der Muſik wird hier wenigſtens ſiebenmal den

Saal des Spritzenhauſes füllen, und mit vollen Geldſäcken von hinnen ziehn."

„Nun bin ich ganz im Reinen mit Ihnen!" verſicherte er darauf; „morgen ſtelle ich Sie dem Herrn Bürgermeiſter vor. Ihre Fertigkeit, mehrere Tonwerkzeuge zu behandeln, verſchweigen wir ihm indeſſen noch. Der wunderliche Patron läßt ſich eben ſo gern überraſchen, als er Andere durch Ueberraſchungen neckt. Ich führe Sie ihm bloß als den mir von Starck empfohlenen Muſik-Director Stimming auf, der die Ehre zu haben wünſcht, ſich unter des Herrn Bürgermeiſters Protection hier hören zu laſſen. Er bittet Sie dann ſogleich zu der Harmonie-Muſik, die morgen Abend in ſeinem Hauſe, jedoch nur unter und vor Hausfreunden, ſtatt findet. Bringen Sie dazu Ihr Potpourri mit; die Inſtrumente finden Sie dort. Wenn

Sie ihn mit der neuen Erfindung überraſchen und ihm — wie ich nicht zweifle — gefallen, ſo iſt er im Stande, Sie für den erſten Tonkünſtler in Deutſchland zu erklären, und Ihnen mit eigener Aufopferung in allen Ihren Wünſchen zuvor zu kommen!"

Es blieb bei der Verabredung, und am folgenden Morgen ſtand ich vor dem Herrn Bürgermeiſter, der die Aufmerkſamkeit ſelbſt war. Jankes Vorherſagung traf buchſtäblich ein; ich ward zu der Abend-Muſik geladen, wo ich zur Probe auftreten ſollte.

Mein Potpourri für Horn, Fagott, Flöte, Clarinet und Hoboe in der Taſche, trat ich Abends in den Saal in Staffs Hauſe, und fand nur, auſſer der Familie des Hausherrn, wenige Freunde vom Hauſe verſammelt. Staff führte mich ſeiner bejahrten Schweſter, ſeiner wunderhübſchen Tochter Eliſe (deren dunkles Auge eben ſo ſchalkhaft blitzte, als ihre ganze Geſtalt mich anzog) und den übrigen Gliedern der Verſammlung mit ſchmeichelhaftem Zuſatze auf.

Ein von mir vorgetragenes Fagott-Solo mit vielen krauſen Verzierungen und einem gelungenen Allegro, regte Staffs Aufmerkſamkeit bereits an; als ich aber das beſagte Kunſtſtück mit den fünf Inſtrumenten unerwartet machte, ward er von Erſtaunen hingeriſſen und fiel mir nach dem Schluſſe mit ſo enthuſiaſtiſcher Dankbarkeit um den Hals, als hätte ich ihm das Leben gerettet.

Welche freudenvolle Ausſicht in die Nähe und Ferne eröffnete ſich mir, dem Sanguiniker!

Feſtſtehend in der Gunſt des Consul regens, nahm ich in zwei öffentlichen Concerten, die mein Talent zur Bewunderung ſtellten, eine bedeutende Geldſumme ein, und freigebiger noch als vormals der deutſche Fürſt belohnte mich Herr Staff perſönlich;

doch tauſendfach mehr als der kleine Schatz, der mir durch jene Einnahme zuwuchs, vergnügte mich der fortwährende Aufenthalt und die Theilnahme und Aufmerkſamkeit im Hauſe des Schutzherrn, der mich gleich Anfangs, wie Janke geweiſſagt, für die ganze Zeit meiner Anweſenheit zu ſich eingeladen hatte, und mich wie einen vieljährigen Freund behandelte.

So oft ich neben der ſo geiſtvollen und frohſinnigen als lieblichen Eliſe ſaß, mit ihr vertraulich mich unterhaltend, ihre theils fröhlichen theils ſinnigen Aeußerungen hörend und erwidernd, genoß ich wonnige Stunden, die mir nur je und je durch die zudringliche Einmiſchung ihrer betagten Tante, der Mamſell Staff, getrübt wurden. Unverkennbar wandte mir die gute Dame ihre läſtige Huld zu, mit der ſie — wie Janke mir erklärte — ſeit Jahren ſchon jedem heirathsfähigen Mann vom Mittelſtande entgegen kam, hoffend, es werde doch endlich Einer, ihrer bedeutenden Mitgift wegen, ſie von dem Joche des unfreiwilligen Cölibats erlöſen. So überaus empfänglich ich aber auch für den Reiz der edlen Metalle war, ſo fiel es mir doch nicht ein, um des baaren Seegens der gezierten und liebeſüchtigen Mamſell wegen, das antike Hauptſtück ſelbſt mit zu übernehmen. Das hieß wahrlich nicht ſein Glück, ſondern ſein Unglück machen.

Jauke, der — vielleicht als Hausfreund der Familie — mich in dieſer Hinſicht aushorchen zu wollen ſchien, machte mir lächelnd einen Vorſchlag zu Gunſten der Jungfrau in den Vierzigen, den ich mit kaum zurückgehaltenem Hohnlachen ernſt und feſt verwarf.

Aber ihre Nichte, entgegnete ich im Laufe dieſes Geſprächs, Staffs Tochter, die herrliche Eliſe, die mir ihr Wohlwollen zu weihen ſcheint: o ſagen Sie mir, Seelenfreund!

Dürfte ich nicht hoffen, dieſe als Braut heimzuführen?

„Schwerlich," war die Antwort, „denn erſtens giebt ihr Vater, in deſſen Willen ſie ſich in jeder Rückſicht fügt, ſo hoch er auch die Künſte ſchätzt, der Tochter Hand doch keinem Künſtler, weil, wie er ſpricht, auch die erſte Kunſt keinen goldenen Boden hat, wie ein Amt oder das Handelsverkehr; zweitens iſt Eliſens Hand, ſoviel man weiß, ſchon verſagt."

Im ſiebzehnten Jahre ihre Hand bereits verſagt?

„Allerdings!"

Nun, wahrhaftig, ſo ſteht an Hymens Horizont für mich ein ewiger Unſtern. Bei meiner Seele: es wäre nöthig, daß ich in die Kinderſtuben ginge und, an die Wiegen weiblicher Säuglinge klopfend, fragte: Heda! Sind Sie auch ſchon Braut?!

„Sehn Sie," erzählte Janke, „das Mädchen iſt ſchon vor einem Jahre von dem Vater an einen ſeit wenig Monden von hier abweſenden Regierungsrath, der hier ehedem als Aſſeſſor diente, verſprochen. Der junge Mann, talentvoll, kenntnißreich und angenehm, erwarb ſich als Dilettant auf dem Waldhorn Staffs Wohlwollen und liebt Eliſe; er hat ein ehrenvolles, einträgliches Amt und die Ausſicht noch höher zu ſteigen, da er dem Miniſter perſönlich bekannt iſt und von dem Mächtigen als Beamter ſehr geſchätzt wird. Dieſer Umſtand ſtimmt den Bürgermeiſter ganz für ihn.“

Wiſſen Sie nicht, ob der verdammte Regierungsrath Eliſens Gegenliebe beſitzt?

„Das weiß man ſelbſt im Hauſe nicht genau,“ verſicherte er; „das Mädchen ging, als er noch hier im Orte lebte, mit dem Hausfreunde ſo offen und traulich um, wie — jetzt mit Ihnen, mein Freund. Tiefes Empfinden ſcheint übrigens gar nicht in dem Character der Frohgelaunten zu liegen, vielmehr hat es das Anſehen, als ſchäme ſie ſich überhaupt der Zärtlichkeit, und wenn ſie den Regierungsrath liebt, ſo hat ſie es wahrſcheinlich nur ihm ſelbſt mit lachendem Munde geſtanden."

Die Eitelkeit ſchöpft auch aus ähnlicher Ungewißheit Hoffnung, und darum hoffte ich jetzt noch im Stillen.

Ach, ſprach ich nach einer Weile, der Beſitz der ſchönen heiteren Eliſe würde mir ſeyn, was dem Durſtigen der Quell, dem Müden der Schlummer, dem Engel der Himmel iſt. Staff ſoll ſehr reich ſeyn.

„Sehr reich!" bejahte jener. „Mindeſtens beſitzt er ſeine hunderttauſend Thaler Vermögen."

Alſo ſo viele Thaler, als ſeine Tochter

Reize? O daß ich allenthalben zu ſpät kommen muß! klagte ich.

„Nun, nun, verzweifeln Sie nicht ganz!“ tröſtete Janke. „Trotz dem, was ich Ihnen als Freund wahrheitgemäß ſagte, ſteht es Ihnen frei, einen Verſuch zu machen. Sie beſitzen Staffs Gewogenheit als Künſtler, die Tochter aber will dem wohlgeſtalteten und angenehmen jungen Manne wohl. Es können andere Verhältniſſe und Rückſichten eintreten oder eingetreten ſeyn. Alle Mädchen und viele reiche Männer haben ſeltſame Launen. Denken Sie an Ihren Wieland:

„Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
„ſo laß uns feſt an dieſem Glauben halten:
„Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten!“

O ſtehen Sie mir rathend bei! bat ich. Was ſoll, was kann ich für meinen Zweck beginnen?

„Bringen Sie Eliſe — vielleicht mit Hülfe ihrer vertrauten Zofe — zu einer Erklärung, und iſt dieſe günſtig, ſo werben Sie, allenfalls auf Verſagung männlich gefaßt, bei Staff um der Tochter Hand!"

Je länger ich über dieſen Rathſchlag nachdachte und je weniger mir ſelbſt ein zuſagendes Hülfsmittel beifiel, um ſo zweckmäßiger ſchien mir der Fingerzeig zu ſeyn; ich beſchloß, noch vor dem dritten Concerte ihn zu befolgen, und zeigte dies dankbar dem freundſchaftlichen Berather an, der meinen Beſchluß billigte.

An Jungfer Trudchen mich wendend, erhielt ich weit mehr Anlaß zum Hoffen als zum Verzagen. Die Zofe rieth mir, mich ihrer Herrin recht bald mündlich oder ſchriftlich zu entdecken. „Wenn ſie gleich über zärtliche Liebe ſpottet," ſagte ſie, „ſo wird ſie doch Ihnen, von dem ſie vortheilhaft ſpricht, wenigſtens mit Milde antworten!"

Auf die Frage: ob Eliſe dem Regierungsrath mit Liebe zugethan ſey? verſicherte ſie, daß jene über ſeinen Ernſt und ſeine Förmlichkeit ſpotte, und ich, dem Anſcheine nach ihr mehr gefalle als ihr Beſtimmter.

Dieſe Verſicherung ermuthigte mich ungemein, und was Trudchen mir anrieth, brachte ich am nächſten Tage, als ich mich mit Eliſen allein befand, mündlich in Anwendung, indem ich mein ſüßes Empfinden und feuriges Verlangen nach ihrem theuren Beſitz ihr verkündigte.

Lächelnd entgegnete ſie in ihrer gewöhnlichen Weiſe: „Das klingt ja wie ein förmlicher Liebes-Bericht und Heirathsantrag!"

Entgegnen Sie liebevoll den erſten, rief ich; und ſprechen Sie mich ſeelig durch Ihr Fiat! auf den zweiten!

„Sie ſind ein guter Muſikus!" ſprach ſie mit Pathos. „Wie, wenn Sie mir die beiden Sachen auf der Trompete vorblieſen?“

Mein Blut gerann zu Eis. Liebloſe! rief ich. Soll dieſer Hohn mich tödten? „Gott behüte mich für Mord und Todtſchlag!“ fuhr ſie fort. „Aber im Ernſt, lieber Director! Solche Geſtändniſſe und Fragen machen mich verlegen und ich rette mich durch Scherz aus der unbequemen Lage — Nein, ich bin Ihnen recht gut, aber — Sagen Sie mir ſchriftlich Ihr Verlangen; wenn ich allein bin, antworte ich Ihnen ſchreibend, ohne verlegen oder roth zu werden. Alſo, Sie ſchreiben mir? Ja?“

Noch tief erſchüttert von der Ironie und grollend, konnte ich doch nur bejahend antworten. Wir wurden geſtört; bald darauf ging ich nach Hauſe, und ſchrieb, ſo gut ich es vermogte, einen Liebes- und Werbebrief an die Auserwählte, den ich ſogleich abſandte.

Aus Janke's Hand empfing ich nach zwe Stunden ſchon die Antwort.

„Liebe kann nur durch Liebe vergolten werden," ſagte der Inhalt; „ja lieber Director, Ihre Wünſche begegnen den meinigen; „doch meine beſondere Lage fordert Schweigen und öffentliche Zurückhaltung, darum „reden Sie ja kein zärtliches Wort mit mir; „aber Gertrude wird Ihnen meine Ideen „darüber mittheilen, wie der Bund liebender „Herzen für die Ewigkeit geſchloſſen werden „mag, und wenn Sie Muth zur Ausführung „beſitzen, ſo rechnen Sie auf Ihre Eliſe „Staff."

Meine Eliſe! rief ich entzückt. Nun, Schickſal, komm mit allen Deinen Stürmen über mich, ich bin im Hafen!

Aber wozu ſoll ich Muth beſitzen? fragte ich mich ſpäter. Warum iſt ſie ſo geheimnißvoll? Bald ſtand ich mit dieſen Fragen vor Gertrude und erhielt Aufſchluß. Eliſens Verlobung, die des Vaters Wille beſchloſſen, die lauſchende Eiferſucht ihrer Tante war der Oeffentlichkeit im Wege. Dazu ward der Regierungsrath täglich erwartet. Gertrude ſchlug mir vor, die Geliebte zu entführen. Schaudernd ſprach ich Nein, denn die Erinnerung führte mir meine Angſt, mein Unglück bei der Begebenheit mit Clärchen vor Augen; die guten Vorſätze, verſchwiſtert mit Bangigkeit, wurden wieder lebendig in mir, und ich äußerte, was mein Inneres bewegte.

„So leben Sie wohl!" rief Trudchen. „Morgen vielleicht ſchon iſt Eliſe Frau Regierungsräthin!"

Das Wort erſchütterte mich. Hunderttauſend Thaler und Eliſe aufzugeben, war kein Scherz; ich ſchwankte, kämpfte, und beſchloß, wenigſtens den Plan zu hören.

„Nach dem Entwurf meiner Gebieterin ſollen Sie am nächſten ſchönen Nachmittage auf das nahe Dorf Schönhaide fahren, wohin ſich die Städter oft begeben," ſprach die Vertraute, „und ſich im Gaſthofe ein Zimmer geben laſſen. Dahin kommt auch Eliſe mit mir, und ſucht Sie dort auf. Unbeobachtet fahren Beide von da über die nicht ferne Gränze und werden durch die Trauung ein Ehepaar, das ſodann der Herr Bürgermeiſter gern als ſolches anerkennen wird, wenn er ſich ſelber ſchonen will."

Eva, wären wir da! ſprach ich achſelzuckend, und mein Puls ſchlug ſtark.

Die Zofe lächelte und blickte mich mit einer Art von Mitleid an. Dieſer Blick und die Ausſicht auf alle lockenden und klingenden Liebenswürdigkeiten der Bürgermeiſter-Tochter, beſtimmten mich, den Plan zu genehmigen, und mit Ja! zu antworten.

So ward denn der morgende Nachmittag zur Ausführung feſtgeſetzt, und nachdem alle Einzelnheiten verabredet waren, entfernte ich mich.

Janke, den ich eine Stunde ſpäter ſprach, meldete mir, daß der Regierungsrath übermorgen, vielleicht morgen Abend ſchon hier eintreffen werde.

So war denn Eile nöthig, und mein Vorſatz ward befeſtigt.

Wenn es nur nicht wieder die alte Geſchichte wie mit Clärchen wird! Es fängt ſich ganz auf ähnliche Weiſe an! flüſterte ich mir daheim zu, und zitterte leiſe. Warum muß ich doch ſtets in gefährliche Lagen gerathen, ſobald ich mich einem Mädchen nähere? Soll ich denn nur durch geheimnißvolle Verbrechen zum Ziele gehen, und unter tödtlichem Erbangen das Glück ſuchen? — Aber ich habe zugeſagt, und der Preis lohnt hier die angſtvolle Mühe; darum ſchlage nicht ſo bergehoch, mein Herz!

„Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
„Lieb' erobert ſich der Held:
„nach den Kämpfen ward Alciden
„Hebe's Blüthe zugeſellt:“ (Schlegel)

Und ſo ſtand denn die Entführung feſt. Ein Wagen ward beſtellt, der mich nach Schönhalde und von da mit Clärchen über die Gränze bringen ſollte. Der Nachmittag kam, ich fuhr nach dem Luſtorte, ließ im Gaſthofe mir, nach der Verabredung, ein eigenes Zimmer anweiſen und gab dagegen dem Kellner auf, eine Dame, die wahrſcheinlich nach mir fragen werde, ſogleich zu mir zu führen.

Am Fenſter ſitzend, das nach der Straße ſah, bemerkte ich bald darauf, daß von der Stadt her ein Wagen kam, in welchem zwei verſchleierte Damen ſaßen. Der Wagen fuhr zu dem Thorwege des Gaſthofes herein, und es war mir wahrſcheinlich, daß Eliſe und Gertrude eintrafen.

Als ich deshalb nach einigen Minuten die Thür des Vorzimmers öffnen hörte; trat ich an die meinige, die kommende Eliſe zu empfangen. Wirklich näherte ſich eine Dame im Schleier meinem Zimmer, aber das war nicht Eliſens zarter Wuchs; befremdet ſah ich die Fremde mit einer leichten Verbeugung zu mir eintreten.

Darf ich fragen, wen ich die Ehre —? begann ich.

„Schelm Sie!“ erwiederte einfallend die Verſchleierte mit einer mir unbekannten ſüßlichen Stimme. „Als ob Sie mich nicht kennten!“ Sie ſchlug den Schleier zurück und vor mir ſtand — Mamſell Staff.

Verzeihung! — ſtotterte ich — wenn — aber —

„Bin ich doch laut Ihrer Uebereinkunft mit Gertrude hier!“ ſprach ſie und legte traulich ihre Hand auf meine Schulter. „Es hat mich Kämpfe genug gekoſtet, ehe ich auf den Plan einzugehen vermogte; doch die Liebe überwand und ich bin bereit, Geliebter, jenſeits der Gränze die Ihrige zu werden!“

Es war mir, als müßte ich augenblicklich in die Erde ſinken. Erlauben Sie! — ſtammelte ich, ein paar Schritte zurücktretend. Hier iſt ein — Mißverſtändniß — wenigſtens iſt mir in dieſer Beziehung — keine Uebereinkunft mit Gertrude bekannt.

„Wie? Sie leugnen?“ rief ſie mit kreiſchender Stimme. „Erklären Sie denn auch dieſes Ihr Schreiben an mich für ein Mißverſtändniß?“ und hielt mir meinen Werbebrief an Eliſen vor die Augen. „Iſt dies etwa nicht mein Name?“

Ein — neuer — Irrthum! verſicherte ich in ſteigender Verlegenheit.

„Abſcheulicher!“ ſprach ſie weinerlich. „Aber gut, daß ich, dem Worte des Fremdlings mißtrauend, mich nach hülfreichem Beiſtand umſah!“

Sie klopfte an die Thüre und herein trat ihr Herr Bruder, der Bürgermeiſter Staff, begleitet von Herrn Janke.

„Denke Dir, Herr Bruder!“ rief ſie dieſem entgegen. „Der Herr Director will ſein Wort zurück nehmen.“ —

„Im Ernſte gewiß nicht!“ behauptete Staff. „Der wackere Mann wird ſicher die Größe des Schimpfs erwägen, den er damit über unſere Familie brächte. Wie iſt das, Herr Muſik-Director? Reden Sie!“

Zwiſchen Zorn und Bangigkeit ſagte ich: Allerdings geſtehe ich — daß — eine andere Abſicht —

„Wer einem Mädchen von gutem Hauſe die Ehe anträgt, ſie zur Reiſe über die Gränze verleitet, kann nur die Abſicht haben, ſie zu ehelichen. Ich habe genug über das abentheuerliche Project gelacht, und meiner Schweſter davon abgerathen; nun aber, da der Handel ſo weit gediehen iſt, ſtehe ich, als Zeuge und Beſchützer meiner Schweſter, hier, und mein Freund Janke theilt meine Abſicht."

Verwirrt, rathlos, ſtotterte ich: Ach, wenn Sie wüßten —!

„Genug weiß und ſehe ich, um meine Maaßregeln zu nehmen!" war die drohend geſprochene Antwort. „Daher fordere ich Ihre letzte Erklärung!"

Ich war im Begriff, ihm die Wahrheit unverholen zu geſtehen, überzeugt, daß er zwar zürnen, aber nicht auf dieſe vermaledeite Verbindung beſtehen würde, als ein junger Mann die Thüre öffnete, und den Auftritt für den Augenblick unterbrach.

„Verzeihung, wenn ich ſtöre!" ſprach der Eintretende, deſſen Geſicht mir wunderbar bekannt vorkam, wenn ich gleich mich nicht beſinnen konnte, wo ich ihn ſchon geſehen hatte.

„Tauſendmal willkommen, lieber Regierungsrath!“ rief Staff, ihn umarmend. „Wie freut es mich, daß Sie meinen Wunſch beachtet haben, zum morgenden Geburtsfeſte meiner Tochter zu kommen. Sie iſt hier, drüben in Nr. 3. Die wird überraſcht werden!“

Alſo dieſer war der Beſtimmte Eliſens?

„Wir haben hier Etwas abzuthun,“ fuhr Staff fort. „Gehn Sie hinüber zu Eliſen. Wir kommen ſogleich nach, lieber Alberti!“

Bei dieſem Namen war ich im Begriff, in Ohnmacht zu ſinken, es ward mir dunkel vor den Augen. Ach, nun erkannte ich ihn deutlich. Der Regierungsrath war der vormalige Lieutnant Alberti, dem ich als Kriegsgefangener, troz des gegebenen Ehrenwortes, entlief. Wehe mir, wenn er auch mich erkannte! Dann kam zu dem gegenwärtigen großen Unglücke noch das der Schande hinzu.

Leider gewann ich meine nothdürftige Faſſung nur wieder, um meine Befürchtung gegründet zu ſehen. Der Ankömmling maß mich ein Weilchen mit ſcharſem Blick, und ſagte dann: „Erlauben Sie; dieſen Herrn ſollte ich kennen. Ja, wahrhaftig — ſind Sie nicht —?"

„Der Herr Muſik-Director Stimming!" ſagte Jante.

„Wenn mir gleich der Name entfallen iſt," fuhr Alberti fort, „ſo kann ich mich doch in der Perſon nicht irren. Sie ſtanden in franzöſiſchen Kriegsdienſten? Nicht?"

Antwortete ich hier bejahend, ſo war mein Untergang entſchieden, und ſo entgegnete ich mit zuſammen gerafftem Muthe: Verzeihen Sie; ohne Zweifel verwechſeln Sie mich mit einem Andern; ich diente niemals in der franzöſiſchen Armee.

„Doch, doch, mein Herr!" war die barſche

Antwort. „So wahr ich lebe, Sie ſind es — den ich meine und kenne!“ —

„Sonderbar!“ rief Staff. „Nun, lieber Sohn! Was Sie auch mit dem Herrn haben; wir ſind hier ſo eben mit ihm in einem Streit begriffen. Hören Sie.“ Er zog ihn bei Seite an das Fenſter und ſprach leiſe mit ihm. Ohne Zweifel erſtattete er ihm Bericht über meine Heirathsangelegenheit.

Jetzt ſchauete ich um mich, die betagte Jungfrau lag in maleriſcher Stellung auf das Sopha hingegoſſen, das Tuch vor den Augen, weinend, ſchluchzend; wahrlich, Dido abandonnata erregte mein Bedauern. Janke ſtand neben mir und kauete an den Nägeln. Staff flüſterte unter ſtarken Bewegungen mit dem Regierungsrath am Fenſter; die Angſt beflügelte meine Pulſe, aber die Verzweiflung machte mich kühn, ich beſchloß durch Läugnen hier, durch Weigerung dort, der drohenden zwiefachen Gefahr mich zu entziehen.

In dieſem Sinne und die Wißbegier zu befriedigen, ſagte ich leiſe zu Janke. Sie ſtehen hier als Zeuge gegen mich, dennoch halte ich Sie für redlich und verſtändig, und ſo ſage ich Ihnen, dem Hausfreunde Staſſs, daß ich nimmer das betagte Schäfchen dort heimführen werde. Erklären Sie mir nur, wie es möglich war, daß ſie meinen an Staſſs Tochter gerichteten Brief empfangen und als an ſie gerichtet betrachten konnte?

„Ihr Benehmen, Herr Director, war mir unbegreiflich,“ entgegnete er; „wenn Sie indeſſen wirklich an die Nichte geſchrieben haben, ſo iſt ohne Zweifel Eliſens Schalkhaftigkeit mit Gertrudens Argliſt und einer beſonderen Zufälligkeit in einen Bund gegen Sie getreten; die Tante iſt auch die Pathe der Nichte und heißt wie dieſe Eliſe, eigentlich Eliſabeth, aber modern umgetauft Eliſe. Gertrude, die Schelmin, gab vermuthlich Ihren Liebesbrief an die Tante, die auf jeden Junggeſellen Jagd macht und hier gerne zugriff.“

Aber die Antwort — fragte ich verwundert über das Gewebe von argen Zufällen — die Antwort war ja von der Nichte Hand geſchrieben? —

„Nicht doch, die Tante ſchrieb,“ verſicherte er; „da jedoch dieſe die Schreiblehrerin der Nichte war, ſo gleichen ſich Beider Handſchriften.“

„So iſt denn Beelzebub aus der Hölle entlaſſen, mich zu foltern!“ ſprach ich voll Ingrimm. „Aber ich dulde und bleibe ledig!“

„Hören Sie auf meinen Rath,“ ziſchelte er; „die Nichte iſt verſagt, und Sie kommen ohne großen Schaden nicht los. Nehmen Sie die Mamſell ſamt ihren dreißig tauſend Thalern.“ —

„Dreißig tauſend Thaler?“ rief ich halblaut; aber ich ſchauderte, und ſetzte leiſer hinzu. „Schönes Geld; doch mein Entſchluß iſt gefaßt: ich bleibe ledig!“

„Dafür bürge ich!“ betheuerte jetzt Alberti im Geſpräch mit Staff ziemlich laut und blickte mehr als ernſthaft auf mich; unmittelbar nach dieſer Verſicherung kam er auf mich zu, ſprach artig aber feſt zu mir: „Auf ein Wort, mein Herr!“ und deutete auf die nahe Kammerthür. Ich ſchauete ihm forſchend ins Angeſicht; o weh, ſein Auge flammte ſo feurig, daß mein Fieberfroſt ſich urplötzlich in Fiebergluth verwandelte. Er ſchritt der bezeichneten Thüre zu, und faſt unwillkührlich folgte ich ihm mit dem Gedanken: „Nun gilt es Entſchloſſenheit!“ Faſt zähneklappernd ſprach ich mir Muth zu. „Nur nicht ängſtlich!“ ſagte ich in mich hinein. „Was er auch von mir wollen, fordern mag, ich widerſtehe bis zum letzten Lebenshauche!“

„Mein Herr!“ begann Alberti, als wir in der verſchloſſenen Kammer allein waren. „Der Herr Bürgermeiſter, deſſen Sohn zu ſeyn ich bald die Ehre haben werde, hat mich in Kenntniß von Ihrer Beziehung zu ſeinem Fräulein Schweſter und von Ihrem unerklärlichen Benehmen gegen dieſelbe geſetzt. Wir kennen einander, gleichviel, ob Sie läugnen oder eingeſtehen. Zahlreiche Zeugen, die Sie als franzöſiſchen Offizier recognosciren werden, befinden ſich ganz in der Nähe. Als entlaufener Kriegsgefangener ſind Sie dem ſtrengſten Arreſt in einer Feſtung verfallen. Die beweisliche Flucht mit einem Mädchen von gutem Hauſe, die Beſchimpfung einer angeſehenen Familie, die nach dem Geſetz als Gaunerſtreich gelten, führen Sie auch hier ins Gefängniß, da Sie kein feſtes Domicilium in dieſem Lande haben und dem Gerichte folglich keine Sicherheit für Ihr Bleiben bis zu ausgemachter Sache gewähren

kön.

können. Das wohlhabende Fräulein Eliſabeth begehrt Sie zum Ehegatten und Sie haben durch Ihr eigenhändiges Schreiben, durch Annahme der bejahenden Antwort und die Reiſe zur Trauung ihr hohe Rechte auf Ihre Hand gegeben. Wollen Sie nun Ihre Verpflichtung gegen Fräulein Staſſ als ein honetter Mann erfüllen, ſo ſchweige ich über unſere frühere Bekanntſchaft nach der Schlacht von Culm. Sie bleiben frei und werden Mitglied einer geachteten Familie. Beſtehen Sie aber darauf, ein gutes Mädchen dem Hohngelächter der Menge, das Staſſiſche Haus dem Schimpf, Preis zu geben, ſo ſey Schande und Elend Ihr Loos. Vor allen Dingen aber fordere ich für den an mir verübten Frevel blutige Genugthuung, und zwar, ehe Sie dieſes Haus verlaſſen: Das ſchwöre ich bei Gott und bei allem, was mir im Himmel und auf Erden theuer iſt. Wählen Sie!"

Heilloſe Wahl! Denke ſich, wer es vermag und Neigung dazu hat, in meine Lage. Hier Schande, Kerker und ein Zweikampf (eine Handlung, an die ich ſtets mit Entſetzen gedacht hatte); dort eine Eheverbindung mit einer Perſon, der die hämiſche Zeit und der Kummer über das Sitzenbleiben längſt alle Blüthen abgeſtreift hatte. Wahrlich, ich hatte ſeit Kurzem in manchen ſauern Apfel beißen müſſen, aber jetzt ward der größte und ſauerſte unter allen mir vor den Mund gehalten: die Ehe wider Willen mit einer ungeliebten alten Jungfer, und man verlangte, daß ich beißen, kauen und ſchlucken ſollte. Ach, die angeſtaunten Arbeiten des Herkules ſind Kinderſpiele im Vergleich zu ſolcher Leiſtung!

Die Sache hatte indeſſen auch noch eine andere gute Seite. Eliſabeth brachte mir eine große Geldſumme zugleich erhielt durch ſie Vermögen, Anſehen, und mangelte ihr auch die Jugendfriſche, ſo hatte ſie ſich doch ziemlich im baulichen Zuſtande erhalten.

Zu obigen Rückſichten, die mir beim Nachſinnen allgemach beifielen, geſellte ſich der Gedanke an Albertis Drohung, an ſein Redner-Talent, und meine Furcht vor gewaltſamen Auftritten. Muth und Kraft zum langen Widerſtande erloſchen in mir; nach Minuten ſchon ſchwankte ich, ich ergab mich darein, dem Verhängniß, dem gewaltigen, zu weichen, die Zähne zuſammen zu beißen und — zu heirathen.

Ach, wenn Sie wüßten — rief ich kleinlaut, um auf ſchickliche Weiſe zum Nachgeben überzugehen — wenn Sie wüßten, wie das Unglück mich von jeher und bis zu dieſem Augenblick verfolgt! —

„Handeln Sie hier edel, wie ich verlange,“ fiel er mit ſanfterem Tone ein, „ſo will ich Sie, als einen über ſein Schickſal erhabenen Mann, ohne Ihr Mißgeſchick näher zu kennen, doch herzlich bedauern.“

Bedauern Sie mich! rief ich, gerührt von dieſer Milde und zum Biß in den Apfel entſchloſſen.

„Wenn ich Sie recht verſtehe,“ entgegnete er heiter, „ſo ſchlagen Sie ein in meine Hand!“

Schweigend, folgſam legte ich meine Rechte in die ſeinige.

„So iſt es männlich und redlich!“ ertheilte er, umarmte mich, führte mich dann in das Zimmer zurück, zu der grollenden Jungfrau, und ſprach triumphirend zu dieſer: „Alle Zweifel ſind gehoben; der Bereuende erbittet Ihre Verzeihung, und will Ihnen forthin ganz angehören!“

Ganz und gar! ſprach ich (an das Duell denkend) ihm nach. Verzeihung!

Eliſabeth war verſöhnlich, und erfreut, das bitterböſe Verhältniß unerwartet ſo gut geordnet und ſich als Braut zu ſehen. Sie verzieh mit liebevoller Milde.

Auch Herr Staß, jetzt mein Schwager in Hoffnung, nahete mir freundſeelig, ſo wie Janke. Und ich —? Wer A geſagt muß B ſagen; ich drückte ergebungsvoll ein Auge zu bei Dingen, die ich nicht zu ändern vermogte, und deren Hintergrund doch auch manche wünſchenswerthe Güter barg. So ſchwamm ich mit dem Strome, gegen den zu rudern ich weder Entſchloſſenheit noch Stärke genug beſaß.

Wir fuhren nach der Stadt zurück, und noch an dem nemlichen Abend ward bei Staß der Ehe-Contract unterzeichnet, am nächſten Sonntage das kirchliche Aufgebot gehalten und Dienſtags darauf verband ein Geiſtlicher mich mit der älteren Eliſe.

Wunderbar weich ward ich bei der Trauung, als ich der Jugendſchöne meiner Caroline, der Angelika, Clara und der jüngeren Eliſe gedachte, vorzugsweiſe der holden Harfnerin und meiner erſten glühenden Liebe gedachte; doch auch jetzt drängte ich die Grille mit dem Bewußtſeyn der Nothwendigkeit zurück, und ſprach in mir mit dem Dichter.

„Was halten wir das Geld ſo feſt,
„das ſchwer wie Blei das Herz zerpreßt.
„Laß fahren, hin iſt hin!“

Zur Munterkeit mich zwingend, ward der Schein zur Wirklichkeit, und rechnete ich mir alles Gute vor, das ſich in das Schlimme meines Zuſtandes miſchte, ſo hatte ich wirklich Gründe, zufrieden zu ſeyn. Und ſo erfüllte ich meine Verpflichtung, wie ich mußte.

In den nächſten Tagen nach der Vermählungsfeyer empfing ich einen Theil der Ausſteuer meiner Gattin, eine Geld-Summe, wie ich ſie noch nie beiſammen geſehen hatte, bezog das von ihr ererbte und wohleingerichtete Haus, und befand mich als Ehemann den Umſtänden nach ganz wohl.

In der That war mein Lebensloos mindeſtens Anfangs erträglich, und ſagte mir von Tag zu Tage immer mehr zu. Meine Hausfrau war ein gutes Weſen, das mir mit herzlicher Neigung zugethan war, ohne ſich jedoch mir jetzt — da ſie mich beſaß — liebeſüchtig aufzudringen, wie ich befürchtet hatte. Wie ſie mir die Erlöſung von der ewigen Jungfräulichkeit durch Wohlwollen vergalt, ſo verdankte ich ihr den Genuß mannichfacher Annehmlichkeiten des Lebens, die mir ihr Eingebrachtes verſchaffte; zudem waltete ſie in häuslicher Tugend und Herzensgüte, und wenn ich dieſe durch freundliches Verhalten (das den Anſchein der Liebe gewann, ohne Zärtlichkeit zu ſeyn) erwiederte, ſo wob ſich ein Band von gegenſeitiger Dankbarkeit und Achtung unter uns, das vielleicht länger währt, als jenes der Sinnengluth, das, ſich ſelbſt verzehrend, bald zerreißt.

So gab es denn in unſerm Hauſe keine Flitterwochen, aber wohl eine täglich mehr befeſtigte Freundſchaft, ein ruhiges Glück, und die Unglückspropheten der Stadt, die in der Ungleichheit unſeres Alters den Keim des Verderbens witterten, verſtummten beſchämt.

Ja, ohne mich zu rühmen, von dieſer Zeit darf ich ſagen, daß ich durch ein gleiches lobenswerthes Benehmen gegen meine Gattin — das Anfangs gezwungen dann aber freiwillig war — glücklich zu ſeyn verdiente; mein früherer Leichtſinn erſchien nur noch als leichter Sinn. Aus dem Feuer der letzten Trübſal war der Phönix des neuen Menſchen hervorgegangen. Nothgedrungen hatte ich vormals mich verwandelt, dann aber aus freier Bewegung veredelt.

Zu meinem Bedauern kränkelte Eliſe bei

dem Beginnen des Sommers; der Arzt rieth zu einer Badekur, und zuvorkommend erbot ich mich, ſie bei derſelben zu begleiten.

Geſagt, geſchehen; aber trotz meiner ſorgfältigſten Wartung und Pflege, trotz der ärztlichen Sorgfalt verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand täglich mehr. Die Beklemmungen wurden ſtärker und kehrten öfter zurück. Eliſe ſprach vom Tode und beſtand darauf, ihr Teſtament zu machen. Um ihre Angſt nicht zu ſteigern, willigte ich darein. Die Gute ernannte vor Zeugen mich zu ihrem Allein-Erben, und hauchte drei Tage ſpäter, nach einem Blutſturze, an meiner Bruſt ihr Leben aus.

Meine Thränen floſſen; ich beweinte in Eliſen eine traute Freundin, und mit inniger Wehmuth beſtattete ich ſie zur Erde.

Sie war dahin, ich Wittwer, frei, aber tiefbetrübt und erſchöpft durch Kummer, Theilnahme und Nachtwachen. Mein Arzt verordnete mir ſtärkende Bäder und Zerſtreuung; ich befolgte die Anordnung, ſorgte nebenbei für kräftigende Nahrungsmittel, und bemerkte bald die erfreulichſte Wirkung dieſer Heilmittel und der Erheiterung, welche mir die Uebung der Tonkunſt und der Hinblick auf mein neues Erbtheil gewährte. Meine Trauer ward milder, die körperliche und geiſtige Kraft kehrte zurück und mit ihnen neuer Lebensmuth, friſche Hoffnungen von der Zukunft.

Indem ich, der Zerſtreuung wegen, die öffentlichen geſellſchaftlichen Kreiſe beſuchte, fand ich im Spielſaale des Badeortes ein paar Bekannte von ehedem wieder, deren Anblick mir jedoch mehr Wehthat als Wohlthat war.

In die Nähe des Tiſches tretend, fiel mir eine ſehr geſchmückte und geſchminkte junge Dame auf, deren ganze Geſtalt mir im erſten Augenblick bekannt vorkam; ſie ſaß, mit einem Strickſtrumpf in den Händen, an der grünen Tafel als Zuſchauerin, doch ſchauete ſie oft auch auf den Männerkreis, und lächelte traulich Dieſem und Jenem zu. Wenn mich nicht Alles täuſchte, ſah ich Fräulein Angelika Krumhorn in ihr. Ja, ſie war es; ich erröthete für ſie und wandte mein Antlitz abwärts, damit die vormalige Peinigerin, die nur zu deutlich ihr verächtliches Gewerbe verrieth, mich nicht erkennen möge.

Bei näherer Umſchau bemerkte ich auch ihren Bruder, den Hofſecretair, der hier als Spielerknecht (Croupier) mit dem Einziehen der Gelder und Auszahlung der Gewinne beſchäftigt war. Ungeſäumt verließ ich, zur Vermeidung unangenehmer Berührungen mit den Geſchwiſtern, den Saal, um nie wieder dahin zu kommen.

Die Nachfrage nach den Wiedergefundenen ergab Folgendes: Krumhorn war wegen Unterſchleifs aus dem fürſtlichen Dienſte gejagt und hatte das Spielergewerbe ergriffen; da er jedoch keine Mittel zu eigenen Unternehmungen beſaß, ſo leiſtete er als Gehülfe gegen Lohn nützliche Dienſte. Seine Schweſter aber diente theils der Spielbank als Lockvogel, theils benutzte ſie ſchamlos dieſe Gelegenheit, ſich Anbeter und einen Gatten zu werben; von jenen fand die Vielgeſehene freilich eine zahlloſe Menge, doch dieſen bisher noch nicht; dagegen büßte ſie auch den Reſt des guten Rufes und das heiligſte Eigenthum der Frauen, die Sittlichkeit, ein. Das unſeelige Loos aller Koketten! —

Wohl mir, daß ich vormals glücklicherweiſe zu unbegütert war, um zu ihrem Beſitze zu gelangen!

Der Spielſaal ward von mir gemieden; auch verließ ich bald darauf den Badeort und habe ſeitdem die Elenden nicht wieder geſehen.

Die Waffen ruhten, des Krieges Stürme ſchwiegen längſt, der Friedensſchluß zu Paris (1814) hatte ihnen ein Ziel geſteckt; noch bei Lebzeiten meiner Seeligen hatten wir patriotiſche Feſte mit Sang und Klang feiern helfen, und mein Vaterland war proviſoriſch von Preußen in Beſitz genommen; da entſtand in mir ein Verlangen, meine Heimath zu beſuchen, und mich in der Herrlichkeit meiner Wohlhabenheit den ſtaunenden Jugendbekannten zu zeigen; zudem ſehnte ich mich nach dem ſchönen Anblick des herrlichen Stromes, an deſſen Ufern hin die Reben wachſen, die dem Deutſchen den vaterländiſchen Labewein gaben.

Unabhängig, wie ich war, beſchloß ich, eine Reiſe nach dem Rheine zu unternehmen, den Herbſt in dem wohlbekannten freundlichen Lande zu durchleben, und nach der Weinleſe heimzukehren. So ordnete ich im Wohnorte meine Angelegenheiten mit Staff und reiſte ab.

Der Weg führte mich durch jenes angenehme Dorf, das vormals dem Baron Ganz nur zum Theil, jetzt aber gänzlich, gehörte; ich ſuchte den Beſitzer auf, der mich ſo wohl empfing, als ſey nie etwas unter uns vorgefallen.

Im Gegenſatze von Vormals fand ich in ihm einen rüſtigen, heiteren, durch regelmäßige Lebensweiſe und ſtille Lebensfreuden verjüngten Mann, in Clärchen ſeine zufriedene, liebenswürdige und geliebte Hausfrau. Er hatte, ſeinem Vorſatze getreu, das Spiel wie den Trunk durchaus aufgegeben, ſich, mit Clärchens Einwilligung, aus der großen Welt zurückgezogen und lebte jetzt, nachdem er das Gut allein übernommen, durchaus der Landwirthſchaft, dem Genuſſe des häuslichen Glücks und der ehelichen Liebe, geachtet von Untergebenen und Nachbarn. Das Verhängniß hatte ihn durch mich zwangsweiſe zum wahren Heil geführt. Ehedem zürnte er deshalb mit mir, jetzt dankte er mir dafür.

Frau Clara ſchien indeſſen noch gewiſſe Erinnerungen im Buſen zu tragen; es koſtete ihr ſichtlich Mühe, den Schein der Unbefangenheit gegen mich anzunehmen, die Verlegenheit ließ ſie einmal über das andere erröthen. Darum ſchied ich, den Frieden des Hauſes nicht zu ſtören, unter dem Vorwande dringender Eile, ſchon nach einer Stunde von dem Ehepaare, zufrieden mit mir, dem Selbſtbeherrſcher, der ehemals nur zu oft ein leichtſinniger Selbſtſclave war.

Die Vaterſtadt lag vor mir und wehmüthige Erinnerungen reihten ſich an das Wiederſehen. Hier hatte die ſeelige Jugendzeit, der holde Zauber der erſten Liebe mich beglückt. Was hatte ich in der Spanne Zeit alles erlebt, gethan, erfahren, gefehlt und gelitten, ſeit ich als Flüchtling durch daſſelbe Thor wanderte, zu dem ich jetzt einfuhr!?

Bei dem Eintritt in die Stadt mußte mein Wagen halten, um einen langen feierlichen Leichenzug vorbei zu laſſen. Auf mein Fragen vernahm ich, daß man meinen vormaligen Verfolger, den Notar Franz Stenger, begrub, dem ein höchſt ſchmerzhaftes Leber-Uebel den Tod bereitet hatte; dem Entſeelten war verziehen; verſöhnt wünſchte ich ihm ſanften Schlaf im Leichentuch.

Den erſten Gaſthof wählte ich, um ein wenig zu prunken, zur Wohnung, und forderte, dort angekommen, von dem Wirthe — meinem vormaligen Schul-Genoſſen — das beſte Zimmer. Er kannte mich nicht mehr, und wollte mir es kaum glauben, daß der vornehme Herr Muſik-Director der bekannte Wildfang Ferdinand Stimming ſey. Sein Staunen, ſeine Demuth ergötzte mich ſehr.

Wie geht es dem Chirurgus Mentz? ſagte ich, um Anlaß zu der Frage nach Carolinen zu finden, dem Gegenſtande meiner erſten und einzigen Liebe.

„Der iſt vor ſechs Wochen ſchon begraben!“ war die überraſchende Antwort; und urplötzlich ſtieg eine neue ſchöne Hoffnung in mir auf, der Gedanke an meine Verbindung mit der Wittwe.

„Und Caroline, ſeine Frau? Was ward aus ihr?“ forſchte ich weiter —

„Sie lebt in wahrer Trauer!“ verſicherte er. „Mentz hinterließ ihr nur Schulden, und ſie wird ſich wahrſcheinlich, ſo ungern ſie auch daran geht, wieder als Harfenſpielerin ernähren müſſen!“ —

„Das ſoll ſie nicht, bei Gott nicht!“ ſagte ich in mir, entſchloſſen, ſie am folgenden Tage aufzuſuchen und um ihre Hand zu werben.

„Schade um das hübſche und herzensgute Weibchen!" ſprach der Wirth theilnehmend. „Caroline lag während ihrer Ehe nicht auf Roſen. Mentz kränkelte ewig, verlor deshalb allmählig ſeine Kundſchaft, und war gezwungen, ſein mühſam erworbenes Gut unter Schmerzen zuzuſetzen. Und hätte ſeine liebevolle Frau ihn nicht ſo treulich gewartet und gepflegt, er wäre ſchon früher untergegangen!" —

O, wie ſchlug mein Herz vor Wonne bei dem Gedanken, daß ich ſo begütert von der abenteuerlichen Glücksjagd heimkehrte, um die Tugend der Hochbelobten unverhofft belohnen, ihr Erſatz bieten, und mir ſelbſt eine ſchöne Zukunft bereiten zu können!

Der Wirth hatte mich verlaſſen, aber ich war nicht allein. Die Geliebte ſtand vor mir und das Bild der traulichen Vereinigung mit ihr, nicht mehr grell beleuchtet von der

Blitzesflamme einer gaukelnden Phantaſie, aber ſanft erhellt vom milden Sonnenſchein; ruhiger als vormals, doch nicht weniger glücklich, dachte ich an ihren Beſitz. Zwar waren auch zwei Jahre ſeitdem verfloſſen; die Ueberſpannung hatte der Ruhe, die Gluth der ſanfteren Lebenswärme Platz gemacht. Auch war ja Manches im Aeußern vorüber, das die Sinne des glühenden Träumers angeregt und verzückt: Caroline war das Eigenthum eines anderen Mannes geworden, hatte an ſeiner Bruſt geruht; der glänzendſte Farbenſtaub war von den Flügeln des ſchönen Schmetterlings verwiſcht, aber mein Wunſch, mein Verlangen hielt ſich an das Höhere im Weibe, das erſt die ſterbliche Form verſchönt und adelt, an Herzenswerth und Dauer in Freundſchaft und Liebe. Was den Rückblick auf äußere zufällige Verhältniſſe betraf, ſo ſtand Caroline dort mit mir auf gleicher Linie: hatte ich ſelbſt mich doch um Angelika, Clara und Eliſe beworben und mit Eliſabeth den Ehebund geſchloſſen.

War die Seele der Trauten der Empfänglichkeit für Treue und Freundſchaft noch fähig, und der Tugend treu geblieben, wie der Wirth angab; liebte Caroline mich noch jetzt, ſo galten meine Anforderungen für befriedigt.

„Ueberraſchen will ich ſie,“ gelobte ich mir nach einigem Nachdenken; „unerwartet ſoll ſie in mir den wohlhabenden Bräutigam finden und mit höherer Freude und Dankbarkeit mir liebend an das liebende Herz ſinken!“

So hatte ich mit mir abgeſchloſſen, als ich mich am nächſten Morgen nach der Wohnung der Wittwe Mentz begab.

Emſig nähend ſaß ſie und weiß gekleidet am Fenſter des Erdgeſchoſſes, als ich dort vorüber ging. Die fleißige Näherin verwandte kein Auge von der Arbeit und bemerkte folglich den Vorübergehenden nicht.

O wie war Caroline ſo ſchön, wie intereſſant jeder Zug des lieben Angeſichts, nur ſchien ſie an Farbe verloren zu haben; die Röthe der Wangen war der Bläſſe gewichen. Begreiflich. Seit zwei Jahren hatte ſie mit dem Gatten gelitten, und nun ihren großen Verluſt betrauert. Ach ſelbſt dieſe Bläſſe machte ſie mir werth, denn ſie bewies ihren Gram um den Hingeſchiedenen, und unter allen Umſtänden iſt die Treue ehrenwerth!

Caroline begrüßte ſanft erröthend den Eintretenden und fragte mit freudiger Verwunderung: „Sehe ich recht? Herr Stimming?"

Der ſich glücklich preiſt, Sie wieder zu ſehen! entgegnete ich. — Sie haben viel gelitten, ärmſte Dulderin, fuhr ich fort, und ſind jetzt, wie ich vernehme, Wittwe?

„Seit ſechs Wochen!" antwortete ſie,

das bethränte Auge trocknend — „Und Sie?" ſetzte ſie bald darauf hinzu. „Ein Gerücht nennt auch Sie verheirathet?"

Ich bin es.

„So wünſche ich Ihnen von Herzen Glück!" ſagte ſie geſenkten Blickes.

Schweigend dankte ich, und ſprach mein Bedauern ihres Verluſtes aus.

„Gott gab mir viel Kraft und wird ſie mir erhalten!" erwiederte ſie.

Er gab Ihnen ein reines Herz, und ein ſolches erhebt den Beſitzer über Erdennacht und Todesſchauer, über die Wolken ſelbſt und bis zum Throne der ewigen Liebe. — Nur eine Frage noch, theure Freundin! ſetzte ich, nach kurzem Schweigen, hinzu. Haben Sie je und je meiner mit Wohlwollen gedacht?

„Im Pflichtgefühl, oft, — mit Theilnahme und Wehmuth;" verſicherte ſie.

Lieben Sie mich noch?

„Mit ſchweſterlicher, chriſtlicher Liebe, die mir geziemt: allerdings. Auch kann in dieſem Sinne nur der Ehemann fragen.“

Und wenn ich in dieſem Augenblicke nicht mehr Ehemann, wenn ich Wittwer wäre, wie Sie Wittwe ſind: könnten Sie mir dann die freie Hand zum Ehebunde reichen, und in der Weihe früherer Empfindung als Gattin mich lieben?

„Warum mir dieſe verletzende Frage, Ferdinand, die noch immer — verzeihen Sie! — die Farbe des ſchonungsloſen Leichtſinns Ihrer Jugendtage trägt? Was ſoll, was kann ich auf dieſes Wenn? antworten?“

Was die Stimme in Ihrem Buſen flüſtert, liebe Caroline! Der Tod meiner Gattin machte die Hand des wohlhabenden Mannes frei, wie die ihrige es iſt; mein Herz war ſtets bei Ihnen. So frage ich beſonnen, ernſt und feierlich: Wollen Sie mein theures Weib ſeyn?

Forſchend ſah ſie mir ins Auge, das ſich auf ſie geheftet hatte; ich ſah Freudenthränen in ihren Wimpern; der ſeelenvolle Blick ſprach beiahend.

„Daß Sie in ſolcher Angelegenheit wahr und redlich ſind und die wichtige Frage überlegt haben, muß ich vorausſetzen, und ſo geſtehe ich Ihnen denn eben ſo ernſt und feierlich als offen, daß ich nie einen andern Mann als Sie geliebt habe und lieben werde, und daß ich mit unverholener inniger Freude die dargebotene Hand des Geliebten und Liebenden als eine rettende, hülfreiche Freundeshand beachte und erfaſſe!“

Dieſe Symbolik ward zur freudenreichen Wirklichkeit, als ſie die kleine weiße Hand in meine dargereichte Rechte legte, und ihre ſchwellenden Lippen ſpäterhin den Mund des flehenden Bräutigams küßten.

Die Vorbereitungen zu unſerm Vereine

wurden angeordnet. Während derſelben bereiſete ich die ſchönen Rhein-Ufer und kehrte nach Ablauf der geſetzlichen und verabredeten Friſt zu Carolinen zurück, um nie mehr von ihr zu ſcheiden.

Bei den gegenſeitigen Erzählungen des bräutlichen Paares geſtand ich ihr offen und ehrlich alle meine Handlungen und Begebenheiten während der unruhigen zwei Jahre; ſie hingegen hatte keinen Fehltritt zu geſtehen und erſchien nur als fromme Dulderin.

Was aber unwiderſprechlich aus ihren Mittheilungen hervor leuchtete, war der Umſtand, daß Mentz bei ſeiner Verbindung mit Carolinen als ein tadelnswerther Egoiſt handelte; ſo viele Gründe ich auch in ſeinem letzteren Benehmen gegen mich fand, ihn zu achten: ſeine Verheirathung unter den Umſtänden ließ ſich nicht entſchuldigen, noch weniger aber rechtfertigen. In einem traulichen

Augenblicke am Tage vor unſerem Hochzeitsfeſte flüſterte Caroline mir Folgendes zu:

„Mentz bedurfte“ — ſagte ſie leiſe mit holder Schaam — „bei ſeinem bedeutenden Siechthum von Anbeginn unſerer Verbindung und bis zu ſeinem Tode einzig einer ſorgſamen Wärterin, einer liebevollen Freundin und Pflegerin, und redlich diente ich ihm als ſolche, nicht als Gattin; nie hat ein inniges Verhältniß unter uns ſtatt gefunden.“

Welch ein Geſtändniß! der zerſtörte Kranke raubte mir die Geliebte, um die Blühende an ſein Siechenlager zu ketten. Entſetzlich! Abſcheulich!

Caroline hatte wahr geſprochen; eine jungfräuliche Wittwe ſank als Neuvermählte in die Arme des entzückten Mannes.

Das ſchönſte Abenteuer meiner Wallfahrt! Wie manchen breiten ſchwarzen Querſtrich auch des Schickſals Laune durch viele meiner Rechnungen zog: dieſer, ſo unerwartet, gewährte mir reiche Entſchädigung für jede Bitterkeit, welche jene mir eingeflößt hatten. Das oft geläſterte Verhängniß gab mir herrlichen Erſatz für Kränkungen und Verluſte, denn unverdient gewann der erſt ſpät gewitzigte Knabe in der Gattin einen Engel an Reinheit und Liebe.

Das Haus des Oheims in der Vaterſtadt ward durch Kauf mein Eigenthum, Carolinens Schönheitsſinn entwarf den Ausbau und die Verzierungen deſſelben, wie ſpäterhin ihre Tugend und treue Liebe es ſchmückte und zum Tempel des ſtillen Glückes weihte.

Wir leben jetzt im Genuſſe jeder Annehmlichkeit des Lebens, der Freundſchaft und ruhiger Zufriedenheit; die Kunſt bringt reizende Abwechſelung in den einfachen Frieden.

Zwei Töchter, Carolinens holde verjüngte Ebenbilder, legt die ſittliche Mutter an das

Herz des Vaters, der durch ſelbſtgepflanzte Dornen zu glänzenden Blumen, durch ſelbſtgeſchaffene Nacht zum freundlichen Lichte, durch ſelbſterregte Stürme in den Hafen der Ruhe gelangte.

Caroline, die ich pflichtgetreu und gerne ehre, flicht und webt himmliſche Roſen in mein irdiſches Leben.

„Und in der Grazie züchtigem Schleyer
„nähret ſie ſorgſam das ewige Feuer
„ſchöner Gefühle mit heiliger Hand.“

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Julchens Reiſe

von

Liebſtadt nach Frauenburg,
Klagenfurth und Grimma,

oder

die Stationen der Ehe.

Ein Roman

von

Julius von Voß.

Berlin.
In der Schüppel'ſchen Buchhandlung.

1829.

Jacob. Fresenius

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Station Liebſtadt.

Aha, Couſine, fing Julchen an, wieder ſchon hier am Fenſter. Ich merke warum. Es hat eben Zwölfe geſchlagen.

Die Couſine rümpfte das griechiſche Näschen und warf den deutſchen Kopf, woran die Natur es befeſtigt hatte. Er ließ ſich ächt deutſch nennen, mit ſeinen himmelblauen Äuglein und gelben weich und reich niederwallenden Locken. Die Beſitzerin meinte daher auch hübſcher zu ſein, wie Julchen.

Julchen, die Tochter des Kaufmanns Steiner, gab es nicht zu. Sie bildete ſich auf ihren höheren und volleren Wuchs, ihre ſchwarzen und doch wetterleuchtenden Augen, und ihr dito Haar nicht wenig ein. Jene Augen drückten übrigens in ihrem Feuer eine glühend heiße Sehnſucht nach einem Geliebten aus, der ſich immer noch nicht eingeſtellt hatte. Und im achtzehnten Jahre, dachte Julchen, wär' es doch Zeit.

Das ſiebzehnjährige Lottchen müßte aber kein Mädchen geweſen ſein, wäre ihm eine ähnliche Sehnſucht noch ganz fremd geblieben.

Hatte Jene übrigens in ihrer Anrede einen Tadel zu äußern geſchienen, bewies ſie auch gleich, daß es mit ihm kein Ernſt geweſen ſei. Denn ſie nahm, wie Lottchen, am Fenſter ihren Platz.

Da ſaßen nun die beiden Mädchen, geſchäftig an weiblicher Arbeit, doch eilten die ſchwarzen und blauen Augen fleißig davon weg, um ſpähende Seitenblicke durch die Spiegelſcheiben zu werfen.

Und was draußen vorüberging, mußte auch, mit Hülfe des Glanzes erwähnter Spiegelſcheiben, die beiden Köpfchen in erhöhter Schönheit ſehn. Daher wiſſen die Mädchen auch, warum ſie gern am Fenſter ſitzen, die Sucht am Fenſter zu ſitzen und die Sucht zu glänzen ſind ſo nahe verwandt, wie Julchen und Lottchen, als Geſchwiſterkinder, es waren.

Stumm ſaßen ſie auch da, woraus ſchon hervorging, daß ſie etwas auf der Zunge hatten. Denn hinter dem Mädchenſchweigen ſteckt was, und man könnte füglich ſagen: haben ſie **nichts** auf der Zunge, ſchwatzen ſie gleich.

Bei Julchen kam es zuerſt hinüber. Das freundliche, edle Antlitz erröthete ein wenig, als der purpurne Mund flüſternd wieder anhob: Was meinſt Du, Couſine, ob er heute auch vorbeikommen wird?

Befremdet, kühl, wegwerfend — dies Alles jedoch nur zum Schein — ward drüben gefragt: Wer denn? Und der ſchüchterne Zuſatz folgte: Etwa der Offizier?

Warum nicht gar, hieß es an dieſer Seite. Und er iſt ja nicht einmal Offizier —

„Was denn?"

Nur Portepeefähnrich.

„Was bedeutet das? Ich kenne den Titel nicht."

Einen Unteroffizier.

„So iſt ein Unteroffizier doch immer ein Offizier —"

Hahaha! Willſt Du militäriſche Kenntniſſe beweiſen? Oder willſt Du Dir ein Anſehn geben, als wärſt Du in den Portepeefähnrich verliebt? Ich glaub' es doch nicht. Was ſollteſt Du auch mit dem anfangen. Heirathen kann er erſt, wenn er Lieutenant iſt. Und darüber gehn vielleicht noch ſechs Jahre hin.

„Du haſt militäriſche Kenntniſſe, wie man hört. ‚Und ohne Grund wirſt Du Dich nicht ſo genau erkundigt haben —“

Poſſen! Die Uniform ſitzt ihm — ſo weit recht hübſch —

„Nein, ſie ſitzt ihm ſo eng recht hübſch.“

Was ſoll mir die Uniform! Du weißt recht gut, wen ich meinte, als ich fragte: ob er heute noch vorbeikommen wird?

Lottchen kreiſchte hell auf, er kam eben.

Wußt' ich es doch, rief Jene, täglich macht er zwiſchen Zwölf und Ein Uhr ſeine Fenſterpromenade. Werkeltags zu Fuße, Sonntags zu Pferde. Aber, Couſine — ob es deinet- oder meinetwillen geſchieht, das iſt die große Frage.

Eben ſalutirte er draußen, und weit riſſen die Mädchen, ihm dankend, die Fenſterflügel auf.

Es war der junge Pipel, ein angehender Kaufmann, eigentlicher, noch der Zeit, Lehrling in einer Putzhandlung. Hätte man eine ſolche, nach älterer Art, Galanteriehandlung nennen wollen, würd' es hier ungemein paſſend geweſen ſein, weil der junge Pipel im hohen Grade, was man unter galant verſteht, war.

Von der ganzen Stadt ließ ſich nicht reden, indem ſie zu den größten Deutſchlands gezählt ward, doch mindeſtens in einem ganzen Stadtviertel waren die Mädchen außer ſich, wenn ſie den jungen Pipel ſahen oder hörten.

Wo iſt man aber, wenn man außer ſich iſt? Im Gebiet der Wünſche und wachen Träume. Nun jedes Mädchen wünſchte ſich den in Rede Stehenden, träumte deſſen Frau zu ſein.

Er hatte aber auch eine Maſſe von Talenten, welche die Mädchen — ſelbſt an Rang und Bildung ſehr verſchieden — rechtfertigen konnten.

Erſtens war er ein ſchöner Jüngling, und ſo was ſehn alle Mädchen gern, von der Köchin bis zur Fürſtentochter hinauf.

Daneben hatte ſeine Schönheit — ob er gleich vom Lande, und der Sohn eines derben Amtmanns war — nichts plumpes, als: eine ſchreiende Kirſchröthe im Geſicht, ungehobelte Fettmuskeln und dergleichen, ſeine Wangen glühten vielmehr von ächter Pfirſichblüthe, das Übrige zeigte eine wohlgerundete, immer jedoch feine, edle, man durfte ſagen, ritterliche Kräftigkeit.

Sie bewies, daß man ein Ladenhocker ſein kann, und doch ſich nicht zu verweichlichen braucht, vielmehr eine hübſche Naturanlage, neben den Berufsgeſchäften, auszuturnen vermag.

Dieſer ſchöne Jüngling that es ſogar in den

Berufsgeſchäften. Denn wie nur Frauenzimmer in den Putzladen traten, gab er auch zur Stelle ſich viele Bewegung. Er flog mehr wie er ging, wenn er die Merinos, die Satins, die Circaſſiennenmäntel, die Tüllhäubchen u. ſ. w. herbeiholte. Beſonders hatte er eine idealiſche Manier, das Ladenleiterchen hinanzuſteigen, und über viele Stufen wieder davon herabzuſpringen, die ſeinem Prinzipal einträglich ward. Überhaupt kamen die Frauenzimmer nicht bloß der Waaren halber, ſondern auch — nun, man weiß es ſchon.

Daran blieb er nicht ſtehn. Zwiſchen Zwölf und Ein Uhr

war geſchloſſen der Laden,
dann gings an die Fenſterpromenaden,

die bereits erwähnten. Dadurch hatte er Julchens Herz erobert. Denn immer mehr hatte ſich die Überzeugung in ihr befeſtigt: ich bin es, und keine andere, die ihn ſo oft in unſere Straße zieht.

Von den ſonntäglichen Spazierritten ſchwieg man oben auch nicht. Die Miethsgäule hatten ſo viele Urſachen, zornig darüber zu ſein, als ſchöne Mädchen erfreut. Es ehrte den ſtrebenden Sinn am ſchönen Jüngling, durch bloßen Selbſtunterricht — dem hier noch Kühnheit eigen ſein mußte — ſich dahin gebracht zu haben, daß er im zierlichen Sitzen auf dem engliſchen Sattel, und den Hopſern, die er ſein Pferd — wie man es nennt — vor Jungfer Lieschen machen ließ, ſchier es einem Dragonerlieutenant nachthun konnte. Julchen wollte indeß bemerkt haben, daß vor *ihrem* Fenſter ſich die Hopſer am meiſten künſtleriſch vollzogen.

In der Jagdzeit ſah man auch den jungen Pivel, von nicht alten Freunden begleitet, oft die Stadt verlaſſen, um Haſen und wildes Geflügel außer derſelben zu bedrohn. Dann trug er einen eleganten grünen Anzug, Flinte und Jagdtaſche am Rücken, ihm folgte ein weißer, leichtfüßiger Hühnerhund. Daß man in der Regel an der Wohnung des Kaufmanns Steiner vorüber kam, hätte ſich leicht daraus gedeutet, daß ſie nicht weit von einem Thore lag, wenn Julchen aber es anders deutete, ließ das wieder ſeine Erklärungen zu.

Doch war die Couſine — eine Zeitlang wenigſtens — hier abweichender Meinung. Ihr verſtorbener Vater bekleidete ja einſt beim Forſtdepartement eine Rendantenſtelle, ſo konnte ſie leicht annehmen, der junge Pivel wolle ſich, in Jagdhabit und Zubehör, vor ihr, der Sachkundigeren, etwas ſehn laſſen. Dem ungeachtet ſollte Julchens Schaale da bald von neuem ſinken.

Denn an einem Spätſommerabend kam Jener ſpät von einer Nimrodsexcurſion heim — die Mädchen ſaßen noch auf ihrem Poſten — der Gruß erfolgte — Fenſterflügelöffnen und Dank auch — Alles ſo weit in der Ordnung.

Doch ungewöhnlicher noch an ſo ſpätem Abend, trat der ſtattliche Jäger an Julchen heran und ſagte mit gerührter und rührender Stimme: O mein ſchönes Fräulein, wenn Sie doch erlaubten, daß ich Ihnen mit meiner heutigen Jagdbeute ein Opfer zu Füßen legen dürfte —

Nun ſchob er den Jagdranzen vor, langte eine wilde Ente und vier Waldſchnepfen heraus, legte ſie zwar nicht zu Julchens Füßen, aber doch auf die Fenſterbrüſtung, und empfahl ſich mit einem verbindlichen: Angenehme Ruh!

Etwas Angenehmeres war unſerm Julchen zeitlebens nicht begegnet. Es lag auch mehr in der Sache, wie da an befiederten Leichnamen vor ihr lag. Denn wäre — wie Julchen wohl wußte, daß ſie es glaubte — die Couſine, ſo zu ſagen, das Entchen oder Schnepfchen geweſen, welches der freundliche Geber hätte erjagen wollen, hätte er ihr wohl und nicht Julchen das Opfer geweiht. Auch müſſen wir einräumen, daß ſich Lottchen bei und nach dieſem Auftritt ziemlich neidiſch betrug.

Julchen eilte aber zu ihrer Mutter, d. h. Stiefmutter, in die Küche, um, wie es angemeſſen ſchien, die erhaltenen Bratvögel zu ihrer Verfügung zu ſtellen.

Frau Steiner II. war nicht, wie Frau Steiner I. geweſen ſein ſollte, nehmlich etwas bös, vielmehr etwas gutmüthig, und von dem Ehrgeiz beſeelt, die alte Redensart: Stiefmutter T*** U*** an ſich zu Schanden werden zu laſſen. Sie war redſelig, bisweilen drollig, und belegte ihre Menſchenkunde oft mit einem citirten Verslein.

Jetzt fragte ſie neugierig: Wie biſt Du denn zu dem Wildprett gekommen, mein Engelchen? Du gehſt doch wohl nicht auf die Jagd, es müßte denn — die —

Sie ſchwieg und Julchen berichtete ohne Hehl, von wannen das Wildprett hergeflogen ſei.

Hätte die Stiefmutter nicht früher bereits etwas gemerkt, würd' es in dieſem Augenblick geſchehen ſein. Denn Julchen ſtammelte, wie eine noch ungeübte Inkulpatin, wenn ſie zum erſten Mal ein Verhör betritt. Und wie unvollkommen auch ſo was bei Licht wahrzunehmen iſt, erröthete ſie doch ſo vollkommen, daß man es ſelbſt im Finſtern würde entdeckt haben, vorausgeſetzt, man hätte ihr zugleich die Hand an Wangen und Stirn gelegt.

Frau Steiner wußte nun um ſo mehr, woran ſie war, und nahm das Wort: Ja, ja, in Liebſtadt wohnen die Mädchen doch gar zu gern!

Nun ging der Stieftochter über ihren jetzigen Aufenthalt erſt ein rechtes Licht auf, und ihr fiel die Stelle im Evangelium bei: hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen.

Jene Altkluge fuhr indeß fort: Aber aus Liebſtadt wollen ſie nach Frauenburg, und kamen ſie erſt dorthin, ſehen ſie auch ein, daß ſie ſich in Liebſtadt viel beſſer befunden haben. Denn gewöhnlich hat das Wünſchen einen Vorzug vor dem Beſitzen. Ich weiß nicht mehr, wo ich einmal las:

Was man entbehrt,
Das hat Werth!
Was man erſt hat,
Wird man bald ſatt.

Julchen fühlte ſich erſt ungemein ergriffen, nie aber hätte ſie begriffen, daß, wenn ſie unter andern den jungen Pipel hätte, ſie ihn ſatt werden könne.

Frau Steiner endete ihre geographiſch-figürliche Rede noch nicht. Doch ſeufzte ſie mehr als daß ſie geſprochen hätte, indem ſie nun wieder anhob: Das liebe Frauenburg! Die Mädchen glauben, wenn ſie nur da erſt ſind, da wird unten Milch und Honig fließen, und oben Manna herabregnen, die Luft wird von allen gebratnen Tauben, die darin herumflattern, ganz verfinſtert ſein. Und o die armen Närrinnen! Sind ſie in dem *Frauenburg*, und ſehn nach einer Weile ſich recht um, ward, eh ſie ſichs verſehn, ein *Klagenfurth* daraus, ein *Grimma* wohl gar.

Die Schülerin hatte in der Schule zu wenig Acht gegeben, als daß ihr hätte ſollen bekannt ſein, wo Klagenfurth und Grimma liegen. Das Andeutende in den Namen entging ihr aber nicht. Sie ſchnitt ein ſpöttiſches, höhniſches Geſichtchen, wodurch *ſie* wieder ihre Überzeugung andeuten wollte: *ihr Frauenburg würde ein ganz anderes ſein, und zugleich ein ewiges Liebſtadt bleiben.*

Ja, ja, hob die Stiefmutter von neuem an, ich weiß nicht, wo ich einmal las: *Was folgt der Liebe, mit des Schattens Treue? — Die Reue.*

Dies war Julchen zu arg. Sie hatte wieder geleſen: *Ach, was iſt die Liebe für ein ſüßes Ding!* Und wie ſollte ſie da gemeint haben, dem ſüßen Dinge könnte etwas ſo Bittres folgen.

Doch trat der Vater auch bald zu ihnen und murrte: Was giebts denn hier? Was thut die Jungfer in der Küche? Warum nimmt ſie nicht einen Strickſtrumpf in die Hand?

Frau Steiner entgegnete vertheidigend: Sie ſoll mir die wilde Ente und die Schnepfen-rupfen helfen, die wir auf den Abend eſſen wollen.

Da legte ſich die Naſe des Kaufmanns in, erwachten Appetit bezeichnende, Falten. Und auch Appetit in der Wortbetonung rief er: Eine wilde Ente? Waldſchnepfen? Ei ſcharmant! Genießt man doch einmal was Ordentliches. Aber die werden verteufelt viel koſten —

Laß nur, mein Engel, fiel die zweite Liebe ein, es geht mit dem Preis noch hin, und ich werde über mein Monatsgeld Dir nichts abfordern.

Bekanntlich hat die Artillerie Geſchütze, die man Brummer nennt. Zu dieſer Art ließ ſich Herr Steiner zählen. Er meinte, barſches Auftreten, Kritteln, Tadeln und Verweiſe geben ſiche einem Hausregenten wohl an. Seine oft wiederholten Reden hießen: Macht mich nicht wild, oder, thut ihr das, werd' ich wild. Die Hausregentin hatte ihn aber ſtudirt, und ihre eigne Manier, ihn zu zähmen.

Julchen war bei ſeinem Eintritt heftig erſchrocken, denn ihr Gewiſſen ſtach. Ängſtlich ſah ſie noch ſchlimmeren, und gerade an ſie gerichteten Strafpredigten entgegen: doch kam es jetzt nicht dazu, und beim Abendeſſen ſtopfte den Mund des Wildgewordenen das Wild.

Vor dem Schlafengehn entſpann ſich noch eine empfindliche Mißhelligkeit zwiſchen den beiden Mädchen. Denn Lottchen hatte überlegt, der ſchöne grüne Jäger hätte, wie er dem Hauſe Wildprett verehren wollen, ſchon nicht umhin gekonnt, es der Tochter von dieſem Hauſe einzuhändigen, ſeine Fenſterpromenaden könnten dem ungeachtet der Couſine vom Hauſe gelten. Darüber warf ſie noch, eben den ſchönen Gliederbau in die Lagerſtatt werfend, einige ſelbſtberuhigende Äußerungen hin, die Jene aber, noch am Spiegel im Ausziehn begriffen, unruhig genug machten. Doch ſagte Julchen nichts dazu, lachte nur ſtolz ein wenig auf, und wollte damit ſagen: „Wo ich bin, hoffe keine Andere!“

Dann löſchte ſie das Licht aus, und vergrub die hohe Geſtalt auch in ihre Bettpolſtern.

Lottchen fühlte ſich beleidigt, und heute erfolgte nicht, wie ſonſt, noch ein Geſpräch im Dunkeln. Aber im Traum ſprach dieſe Nacht Jede.

Beim Frühſtück am nächſten Morgen ſahen die ſchwarzen und blauen Augen einander auf eine

Weiſe an, daß, hätten ſie Offizieren oder Muſenſöhnen gehört, man daraus einen Zweikampf geweiſſagt haben würde.

Dennoch hatte es kaum Zwölfe geſchlagen, als man die beiden Augenpaare ſchon wieder nebeneinander durch die oft berührten Fenſter blicken ſah.

Und wieder nicht umſonſt. Noch war es nicht halb Ein Uhr, als der junge Pivel ſchon daher trat. Doch heute nicht im Grün der Hoffnung, ſondern im blauen Frack, woran die Mädchen aber auch ihr blaues Wunder zu ſehn glaubten, ſo nett ſchloß er an.

Draußen ward das braunlockige Haupt entblößt, drinnen hieß es: Thu auf die Flüglein beide. Und der ſchöne Jüngling kam wiederum heran, bei hellem Tage den Mädchen es jedoch ſchier zu kühn vor, der Nachbarsleute willen. Aber ſie hatten noch eine Nachbarin dicht hinter ſich, Frau Steiner war unbemerkt ins Zimmer getreten und ging nun auch zum Fenſter hin, zu ſehn, was die Mädchen da hätten.

Dieſe eilten nun erſchrocken vom Fenſter weg, Frau Steiner blieb allein dort, und Herr Pivel kam ihr eben in den Wurf. Er ließ ſich nicht irre machen, verbeugte ſich mit anmuthiger Höflichkeit, und nahm das Wort: Madame Steiner, verzeihen

Sie gütigſt! Ich wollte mich erdreiſten zu fragen: ob es den Damen Ihres Hauſes wohl gefällig wäre, unſerer morgenden Vorſtellung im Liebhabertheater beizuwohnen? Es würde der ganzen Geſellſchaft eine ſchmeichelhafte Ehre ſein —

Damit zog er ein Billet heraus, überreichte es, und fuhr fort: Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf —

Jene nahm das Billet, und entgegnete: Sie ſind ſehr gütig. Aber wollen Sie nicht auch die Gewogenheit haben, näher zu treten?

Pivel verbeugte ſich wieder, und eilte durch die Hausthüre ins Zimmer. Die beiden Mädchen hatten ſich im Sofa gleichſam verkrochen. Der junge Mann begrüßte ſie auch artig, und langte die Schreibtafel heraus, in welcher noch mehr Eintrittszeichen für das Liebhaberſchauſpiel befindlich waren. Sowohl Julchen als die Couſine empfingen noch eins, und Herr Pivel, etwas zerſtreut, legte die Schreibtafel dann auf den Tiſch.

Ich hörte viel Gutes von Ihrer Geſellſchaft, nahm Frau Steiner das Wort, es ſollen ſich große Talente darunter befinden.

Die verbindliche Gegenrede hieß: Das würde man nur ſagen können, wenn die Damen Ihres Hauſes Theil nähmen.

Es verſtand ſich, daß der Pipel dabei einen Blick nach der Sofagegend ſchweifen ließ.

Jene fragte wieder: Welches Stück geben Sie morgen?

„Schillers Räuber.“

Mit der Moral des Stücks hab' ich nie einverſtanden ſein können, doch athmet es hohe Genialität.

„Ich glaube, die höchſte! Wenn Shakeſpear denſelben Stoff bearbeitet hätte, es könnte ihm auch nicht mehr damit gelungen ſein.“

Und welche Rolle werden Sie darſtellen, mein Herre Pipel?

„Den Carl Moor.“

Das konnt' ich mir denken, rief das aufſpringende Julchen, und Lottchen, ihr folgend: O wie freu' ich mich auf den morgenden Abend!

Die ächten Herzensergießungen ſchmeichelten Herrn Pipel wie billig, ſchienen ihn aber auch etwas verwirrt zu machen. Er eilte ſich zu empfehlen, nachdem er noch angezeigt, der Vorſtellung würde ein kleiner Ball folgen, und ſämmtliche hier anweſende Damen auch dazu eingeladen hatte. Er nahm das Verſprechen, man würde erſcheinen, mit auf den Weg.

Die

Die Frauenzimmer beſprachen jetzt unter ſich das morgende Vergnügen, ſogar die zu wählenden Anzüge; doch trat noch Jemand hinzu, der das heutige Vergnügen unſanft ſtörte.

Es war der Herr vom Hauſe, der aus dem Laden wahrgenommen hatte, wie ſeine Frau den ſchönen Jungling hereinrief. Bei einem mißgeſtalteten hätte er vielleicht keinen Zorn deshalb geäußert, doch nun ſtand es anders. Er zählte ſechszehn Jahre mehr, wie ſeine zweite Gattin, vergaß es nie, und war in einem gewiſſen Punkt kitzlich, überkitzlich.

Daß er auch eben nicht zartfühlend ſei, bewies er in den, ohne Rückſicht, ausgeſprochenen Worten:

Aber was iſt denn das, mein Kind? Sprichſt da mit dem Grünſchnabel am Fenſter, rufſt ihn noch in die Stube. Schickt ſich das? So was kann mich wild machen!

Julchen dachte bei ſich: O die arme Mutter, und Lottchen: O die arme Tante, die Unſchuldige!

Dieſe aber ſetzte ihrem Mann den Kopf zurecht, obſchon mit Sanftmuth. Mein Engel, ſagte ſie freundlich, wenn uns ſo ein junger Menſch Artigkeiten bezeigt, dürfen wir ſie doch nicht mit Unbill vergelten. Er iſt Mitglied einer Liebhabergeſellſchaft —

Liebhabergeſellſchaft, polterte ihr der Zürnende ins Wort, was heißt das? Daraus will ich keine Mitglieder in meinem Hauſe. Es iſt eine junge Frau darin, und zwei Mädchen. Die junge Frau hat ihren Mann, und die Mädchen ſind noch viel zu unreif, als daß ſie ſchon an Liebhaber denken dürften.

Julchen und Lottchen erhoben unwillkührlich die Hände, als ob ihnen in der letzten Behauptung himmelſchreiend Unrecht widerführe, Frau Steiner bemühte ſich hingegen zu erörtern: daß von einer dramatiſchen Liebhabergeſellſchaft, von den morgen aufzuführenden Räubern, einer höflichen Einladung dazu, mithin von nichts die Rede ſei, worüber Jener aufgebracht ſein dürfe.

Dennoch ward er es um ſo mehr, wiewohl hauptſächlich nun auf Herrn Pipel. Er fragte: ob ſolche Narrenpoſſen ſich für einen jungen Kaufmann ſchickten? Ja, er wählte die Ausdrücke ſo unhold, daß man ihn rufen hörte: Was braucht denn ſo ein Ladenſchwengel den Komödianten zu machen? Die hat man doch genug, es pflegt aber nicht viel daran zu ſein. Aufs gute Buchhalten ſollte ſich der Pipel legen, ſorgen, daß die Handlung viele Geſchäfte machte. Aber es iſt ein Lulei, das hat mir ſein Prinzipal wohl geſagt. Sich putzen wie ein Narr, Spazierenreiten, auf die Jagd gehn, Hans in allen Gaſſen ſein, bald Trinchen nachlaufen, bald Käthchen, das iſt ſeine Sache, aber um die Geſchäfte bekümmert ſich der Windbeutel nicht. Ich ſag es Euch, den laßt mir aus dem Hauſe, denn kömmt ſolcher in ein Haus, und es ſind Frauenzimmer darin, kommen die auch um ihre gute Renommee.

Mit jedem eben ausgeſprochenen Tadel glaubten die Mädchen auch Dolchſtiche im Buſen zu fühlen, und Frau Steiner ſchüttelte mindeſtens widerlegend den Kopf, fügte auch hinzu: ihr Mann täuſche ſich hier, Pipel hätte den Ruf eines ſehr gebildeten jungen Mannes —

Nichts macht mich ſo wild, fiel Herr Steiner ein, als wenn ich immer von den Gebildeten höre. Vor dreißig Jahren ſprach kein Menſch von ſo was. Zum Beruf gebildet ſein, das laß ich mir gelten, aber die Gebildeten heut zu Tage ſind mir die rechten. Schuldenmacher, Komödienläufer, Cotillontänzer, wohl gar Versmacher, kurzum Suitiers, die nennt man ſo. Suitiers und Gebildete, das kömmt auf Eins heraus.

Was ärgerſt Du Dich aber um nichts, mein Engel, fing die Gattin wieder an, und ſtreichelte die brennenden Wangen. Willſt Du nicht haben, daß Pipel ins Haus kömmt, ſoll er wegbleiben, und damit gut.

Es hatte einige beſänftigende Wirkung, und was können wir noch verlangen, wenn man ſich in unſern Willen zu fügen bereit iſt?

Lottchen ſtellte ſich während dem wieder an das geöffnete Fenſter, ohne Zweifel, um noch Herrn Pipel nachzuſehn, der indeß ſchon um die Ecke verſchwunden war. Dagegen ereignete ſich eben ein militäriſcher Vorbeimarſch, wovon die Mädchen in der Regel auch Freundinnen ſind, wenn die Aufzüge ſchon nicht immer mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel geſchehn. Auch war der jetzige ſehr einfach, beſtand nur aus einem Portepeefähnrich, der mit keiner Fahne, und ſtatt des klingenden Spiels nur mit klirrenden Spornen verſehn war, dennoch mit letzteren einigen Lärm auf den Pflaſterſteinen machte. Nach einer gewandten Begrüßung nahte auch er, und hob an: Mein Fräulein, darf ich Sie nicht bitten, unſere morgende Vorſtellung mit Ihrer Gegenwart zu beehren? Auf Lottchens Frage, ob er auch zum dramatiſchen Liebhaberverein gehöre, erfuhr ſie, dem wäre alſo, und der Portepeefähnrich würde den Koſinski ſpielen. Der Koſinski iſt auch eine anziehende Rolle, ſagte Lottchen, und erhielt von dem höflichen Krieger vier Billette in die Hand geſteckt. Er ſagte dabei: Für Sie, Ihre Freundin, den Herrn Onkel und die Frau Tante. Ich empfehle mich gehorſamſt, und bitte um Ihre gütige Nachſicht, wenn ich ſo glücklich bin, Sie in unſerm Theater zu ſehn.

Die Couſine begriff nun wohl, ſie hatte ſich den jungen Helden erobert, weil er, im andern Fall, wohl eine Gelegenheit ermittelt haben würde, Julchen die Billette zuzuſtellen. Es freute Jene aber nicht, wie ſie hernach, mit Julchen davon redend, behauptete. Sie zeigte da einen — den Mädchen ſonſt nicht oft eignen — ſehr lebhaften Widerwillen gegen den Mars und was zu ihm gehört. Was das für eine Thorheit ſein würde, rief ſie auch aus, ſolchen Portepeefähnrich zu lieben! Seine Verhältniſſe räumen ihm ja keine Heirath ein, und die Klugheit, auch Sitte und Anſtand, legen einem Mädchen auf, nur da zu lieben, wo bald einer Heirath entgegen zu ſehen iſt. Wird aber auch ſo ein Portepeefähnrich in etlichen Jahren Lieutenant, macht die Geliebte zur Frau Lieutenantin, und es wird Krieg, wie dann? Allein muß ſie da zu Hauſe ſitzen, und jeden Augenblick der Nachricht entgegen ſehn, daß ihn die Feinde ihr todtgeſchoſſen haben. Nein, um Alles in der Welt keine Militärperſon!

Julchen meinte im Stillen: dieſe Rede wäre allerdings verſtändig genug, doch hatte ſie einen anderen Grund, als nur Klugheit, das Gefühl für den jungen Kaufmann nehmlich. Die Eiferſucht fing an, ihre böſen Saamenkörner in Julchens Herz zu ſtreun.

Herr Steiner deutete noch immer viele Unzufriedenheit mit dem ſchönen Jüngling an. Grob iſt er obenein, hieß es unter andern, hat er Euch Billette gebracht, müßte er ſchicklicherweiſe auch eins für mich dagelaſſen haben, obwohl ich die Narrenpoſſen gar nicht ſehen mag.

Julchen mußte dieſen Vorwurf gerecht erkennen, und brachte keine Entſchuldigung dafür zur Sprache, die Couſine nahm hingegen ſchnell das Wort: Bitte um Vergebung, lieber Onkel, er hat mir auch eins für Sie gegeben.

Dabei nahm ſie eins aus ihrem guten Vorrath, und händigte es Jenem ein, der nun mindeſtens etwas weniger ſchmollte.

Warum ſich Lottchen hier einer Unwahrheit ſchuldig machte? Eitelkeit und Gutmüthigkeit ſchienen zugleich dabei im Spiel zu ſein. Sie wollte vor Julchen damit prunken, doch mit Pivel in einem heimlichen Geſpräch begriffen geweſen zu ſein, das ſie gar nicht wahrgenommen habe.

und den viel Getadelten auch vertheidigen. Aber Julchens ſchwarze Augen ſprühten helle Flammen der Eiferſucht gegen ſie. Überhaupt ſteht dahin, ob dieſe Leidenſchaft vor oder in der Ehe am peinlichſten empfunden werden kann? Beinahe glauben wir im erſten Fall, wenn ſie ſchon im zweiten leichter in ein rächendes Handeln übergeht.

Der alte Kaufmann hatte während dem ſich mit der Schreibtafel, die Herr Pivel vergaß, einen Zeitvertreib gemacht. Er hatte ſie geöffnet, und mit unbefugter Neugier einige darin enthaltene Papiere durchgeſehn. Wechſel, mindeſtens Preiscourante, würden ihm Beifall entlockt haben, deren fanden ſich aber nicht. Was er dagegen ſah, bewog ihn, die Schreibtafel in einen Schrank zu verbergen, um zu ſeiner Zeit Gebrauch davon zu machen.

Übrigens blieb der folgende Tag nicht aus, und die ganze Familie begab ſich am Abend desſelben ins Liebhabertheater, welches man ſehr angefüllt ſah. Julchen und ihre Verwandte kamen in die Nähe anderer jungen Mädchen, wovon Einige ſich aus Leihbibliotheken noch mehr äſthetiſchen Sinn erleſen hatten, als Jene, denn ſie ſprachen noch vor erhobnem Vorhang gar ſachkundig von dem Trauerſpiel, dem man beizuwohnen im Begriff ſtand.

Doch wie es nun begonnen hatte, und Herr Pipel als Leipziger Student erſchien, verging allen Mädchen über dem Sehn und Hören das Schwatzen. Die Tracht des ſechszehnten Jahrhunderts, die wenige Formen verhüllende, war auch geeignet, einen ſo ſchlanken, zugleich wohlausgeründeten und derben Wuchs in die vortheilhafteſte Anſicht zu ſtellen, wobei noch die ſceniſche Beleuchtung das ihrige that. Dem ungeachtet riß Pipel-Moor hernach als Räuberhauptmann die Mädchenblicke noch mehr auf ſich hin. Da trug er einen runden Federhut, ein enges gelbes Koller, den großen Degen am zierlichen Bandelier darüber hängend, ein dichtanſchließendes Tricotbeinkleid und Ritterſtiefeln mit goldenen Frangen, welches Alles eine, für die Mädchen höchſt bezaubernde, Bildlichkeit vollendete. Nun auch ſeine angenehm klingende laute Bruſtſtimme, die Schillers Kraftworte wie in Metall ausprägte, und keine poetiſche Wendung darin mit einem ſchönen, richtigen Gefühl zu betonen vergaß — kein Wunder, wenn die Mädchen es da vergaßen, an ſich zu halten, und nicht der Nachbarſchaft kund zu geben, ſie wären Alle in den ſchönen Räuber verliebt. Hätte das Stück acht Tage lang geſpielt, ſie würden nicht dabei ermüdet ſein, und gern dieſe Zeit über von Luſt gelebt haben.

Trat Amalie auf, nahm die Bewegung unter den Zuſchauerinnen am regſten zu. Denn nun ſprach Carl Moor auch mit der rührendſten Empfindung, jede dachte, wünſchte ſich an Amaliens Stelle, und beneidete ſie zugleich.

Julchen ſah indeß nicht bloß auf das Theater, ſondern viel auch auf Lottchen, und fühlte heftigen Unwillen über das glühend rothe Geſicht, und die geſpannte Aufmerkſamkeit der Couſine. Als Koſinski erſchien, dem ſein polniſcher Anzug auch nicht unvortheilhaft ſtand, ward Julchen zufriedner, indem ſie wahrzunehmen glaubte, daß ſich die Augen der Couſine jetzt vorzüglich weit öffneten. Doch meinte ſie auch, es könne Tauſchung ſein, und fühlte daher nicht ganz ſich beruhigt.

Doch eine Art Wonnetaumel empfand ſie, wenn Carl Moor zuweilen die Blicke von Amalien, oder anderen Mitſpielenden, weggleiten ließ, um ſie ins Parterre herab zu ſenden. Ob ſie mich ſuche, fragte ſich Julchen zum erſten Mal, und zweifelte bald nicht mehr, denn ſie hatte ein gewiſſes freudiges Zucken an ihm gewahrt, als er von neuem ſpähte und fand. In der That wurde Herr Pipel heute zum eigentlichen Räuber, denn das geringe Überbleibſel von Ruhe, das Julchen noch mit ins Theater gebracht hatte, raubte er hin.

Das Stück ging zu Ende, und ein Vorſteher der Geſellſchaft kam zu Steiner, um ihn nebſt den Seinen in einen Nebenſaal zu führen. Dort hatte man den Tanz vorbereitet, das Orcheſter folgte bald, um dazu aufzuſpielen. Was am Schauſpiel Theil genommen hatte, fand ſich auch ein, und noch in der Bühnenkleidung, vermuthlich in dem Bewußtſein, keine andere würde eine ſo gute Wirkung thun.

So kam mithin auch Herr Pipel noch als Räuberhauptmann, nur das falſche Stutz- und Kinnbärtchen hatte er entfernt. Julchen war die erſte Anweſende, die er artig begrüßte, und die nicht wenig ſtolz darauf ward. Verbindlich empfing ſie ihn aber auch mit einem Bravo, und einem Zuſammenpatſchen ihrer niedlichen weißen Hände. Pipel verbeugte ſich, und entgegnete: O mein Fräulein, ich würde nur wahr und natürlich geſpielt haben, wenn Sie die Amalie dargeſtellt hätten.

Welch ein Wort! Solches, meinte Julchen, ſei nie über ſie geſprochen worden. Und eben ſprach das Herzchen in ihr: den Pipel muß ich zum Mann bekommen, oder ſterben, ein Drittes giebt es nicht mehr!

Es kam nun doch einmal deutlicher als je heraus. Denn zeither blieb es immer, und ſelbſt für Julchen, noch räthſelhaft, ob ſich der ſchöne Jüngling um ſie, oder um die Couſine bewürbe.

Er bat ſie auch um den nächſten Tanz, der ihm freundlich zugeſagt wurde. Noch ſprachen Beide zuſammen, als auch der Portepeefähnrich, im gleichfalls beibehaltenen polniſchen Anzug, herantrat, und dem Fräulein Steiner ſeine Höflichkeit bezeugte. Sie mußte einigermaßen erwiedert ſein, doch that es Julchen um ſo mehr kühl, weil Herr Pipel daneben ſtand, der ſeine Annäherung auch mit Verdruß zu gewahren ſchien, ein Verdruß, der Julchen wieder Vergnügen machte.

Der Ex-Koſinski entfernte ſich bald, und nun ſagte der geweſene Räuberhauptmann gar: Es ſcheint, daß Sie den Portepeefähnrich ſehr intereſſant finden.

Julchen antwortete ſchnell: Wahrhaftig, ſo trügt der Schein. Und wo hätten Sie auch nur einen ſolchen Schein wahrgenommen?

Noch geſtern, verſetzte Herr Pipel, als ich von Ihnen ging. Denn ich ſah mich um, und den Portepeefähnrich, der ans Fenſter getreten war und dort mit Ihnen ſprach.

„Mit mir? Da bitte ich um Vergebung! Es wird meine Couſine geweſen ſein. Wir ſind übrigens mit dem Portepeefähnrich weitläuftig verwandt. Das erklärt ſeine öfteren Beſuche, die nicht wohl abzulehnen ſind.“

Dieſe Worte ſchienen Herrn Pipel zu erfreuen, und es ließ ſich an dem nun beginnenden Tanz auch wahrnehmen, den er ſo zärtlich wie fröhlich vollzog. Julchen meinte aber, nie einem ſolchen Wonnetaumel noch hingegeben werden zu ſein. Wie junge feurige Mädchen gewöhnlich, war ſie eine leidenſchaftliche Freundin vom Tanz, doch theilte ſie dies Vergnügen heute zum erſten Mal mit einem Gegenſtand ihrer Liebe. Da wiederklang nun auch jeder Ton der Muſik in ihrem reizbaren Nervenſyſtem, jede Berührung des ſchönen, in ſeinen leichten, gefälligen Tanzbewegungen noch viel anziehenderen, Jünglings, erſchütterte ihr tiefſtes Leben, und ſie wähnte ſich dadurch in ein höheres Oben verſetzt, und von dem Entzücken der Seligen ſchon umfangen.

Die Schicklichkeit wollte aber auch, daß Julchen des Portepeefähnrichs Bitte um den zweiten Tanz nicht abſchlug. Herr Pipel erwählte ſich die Couſine dazu. Ein Theil gab dabei auf den anderen fleißig Acht. Julchen bemühte ſich, an Kälte einer Schneejungfer ähnlich zu ſein, weil der Portepeefähnrich aber ungemein fertig walzte, konnte ſie doch nicht ganz umhin, ſich mit einem gewiſſen Behagen in die Arme zu werfen, die ſo behend und kräftig ſie im Kreis herum, mehr trugen als führten. Jener ſchöne Jüngling ſah nicht mit Behagen auf das ihrige hin, ſtrengte ſich dagegen nach Möglichkeit an, für Lottchen auch kein unholder Tänzer zu ſein, und ſagte ihr manches Schmeichelhafte dabei, was er mit freundlich huldigenden Gebehrden begleitete. Es iſt wahr, daß junge Männer es vor jedem Mädchen thun können, ohne dabei an mehr wie allgemeine Artigkeit zu denken, gleichwohl ſehn Gebehrden ſolcher Art dem Verliebtſein höchſt ähnlich, zumal wenn eiferſüchtige Augen ſie beobachten. Und deren hatte Julchen zwei ſehr ſcharfe mitgebracht. Sie fand auch für gut zu ſchmollen, oder — wie man noch es nennt — zu maulen, wie Herr Pipel von neuem ſich zu ihr geſellte, und neben ihr Platz nehmend, wieder eine Unterredung anknüpfte.

Er bemerkte den veränderten Ton ſogleich, aber nicht mit Unwillen, mit laut geäußerter Freude vielmehr. Wie glücklich macht es mich, rief er aus, daß Sie zürnen, mein ſchönes Fräulein! Ich habe mit Abſicht, aus einem ſehr triftigen Grunde, Ihrer Couſine ein wenig den Hof gemacht, welchen Zwang ich mir ſchon dabei auflegen mußte. Es geſchah nach dem Rath eines klugen Freundes, der mir einmal ſagte: man müſſe, wenn man ein Mädchen liebe, und erfahren wolle, ob man gehaßt ſei, oder nicht, in ein anderes Mädchen ſich verliebt ſtellen. Bliebe das geliebte Mädchen gleichgültig, hätte man wenig gute Hoffnung vor ſich, im andern Fall wäre einige zu ſchöpfen. Sie ſind nun nicht gleichgültig geblieben, mein theures Julchen, hat alſo mein Freund recht, darf ich ſo kühn ſein, mir zu ſchmeicheln, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin?

Julchen ſchmunzelte vergnügt, eilte aber, auch zur Stelle einen Rath zu befolgen, den ihr eine erfahrne Freundin vorhin gegeben hatte.

Es war eine junge, ſeit kurzem erſt mit einem jungen Staatsbeamten verheirathete, Frau, und wohnte dem Kaufmann Steiner gegenüber.

Sie mochte, von früheren nachbarlichen Wahrnehmungen noch abgeſehn, wohl bei der dramatiſchen Vorſtellung bemerkt haben, welches Auge am durchbohrendſten an dem gräflichen Räuber hing. Als dieſer noch mit Julchen einen Tanz vollzogen hatte, bei dem es wieder allerlei Zeichen zu deuten gab, näherte ſich die junge Frau der Letztern, drängte ſich ohne Weiteres in ihr Vertrauen ein: und hob an: Nun, Mamſell Steiner, wird man bald Glück wünſchen dürfen?

„Wozu, Madame N.N.?“

Zu einer Heirath mit Herrn Pipel.

Dieſe Worte tönten wie eine liebliche Muſik in Julchens Ohren, machten ſie aber nicht wenig verlegen. Denn von einer Heirath ſprach der ſchöne Jüngling noch nie, wie es Julchen auch gewünſcht hätte. Sie half ſich aber, wie Mädchen da gewöhnlich, ſie that fremd, beſtritt die geäußerte Vermuthung.

Die erfahrne Bekannte entgegnete aber nun: Nach Allem, was man ſo ſieht, ſollte man das Gegentheil annehmen. Und darf ich offen, freundſchaftlich reden, verſchweige ich Ihnen nicht, daß mir Pipels Betragen gegen Sie für einen Scherz zu weit getrieben ſcheint.

Das meinte Julchen eben auch, erwiederte jedoch mit ſchüchternem Erröthen: Ich — glaube indeß nicht zweifeln zu dürfen, daß mich Pipel liebt, und daß er es ernſt, aufrichtig meint —

Jene fiel ein: So muß es damit aber auch an ſein Ziel gehn. Was ſoll eine flüchtige, vorübergehende Zuneigung? Für das augenblickliche Vergnügen rächt ſie ſich ſchwer, in verlorner Ruhe, in tief verwundeten Herzen, wenn ſie geendet hat. Und ſie erregt Aufſehn, bringt in der Leute Mund. Deshalb würde ich, an Ihrer Stelle dazu ſehn, daß mir aus dem Scherz ein Ernſt würde.

Julchen rief: Ich? Wie ziemte einem Mädchen —

Sie können es mit allen Ehren, unterbrach ſie Jene, mit dem ſittſamſten jungfräulichen Zartgefühl. Mein Mann trieb es auch erſt ſo. Einige Monate ſah ich es ruhig an, was auch nicht geſchehen ſein würde, hätte ich mich weniger zu ihm hingezogen gefühlt. Doch bat ich ihn dann, zu erklären, was er mit ſeinen Annäherungen zu verſtehn geben wolle? Ihm gab ich dabei von weitem zu verſtehn, daß ich einer ehrenvollen, geſetzlichen Abſicht vielleicht nicht widerſtreben dürfte, hingegen mich zu gut hielte, um ein verliebtes Umſchwärmen, das fremde Blicke auf ſich lenke, und dem ſtrengen Urtheil Gelegenheit zu Mißdeutungen gäbe, länger zu dulden. Es hatte die Folge, daß nun mein Liebhaber mir einen nett und runden Heirathsantrag machte, ich alſo nun deutlich wußte, woran ich mit ihm ſei. Ich hatte nichts mehr einzuwenden, meine Eltern genehmigten ihn auch, und bald knüpften wir unſre Verbindung.

Hatte Julchen ſchon wie auf Kohlen geſeſſen, aus Bangigkeit, ihr inneres Gefühl würde ſich zu hell in äußeren Zeichen kund thun, war ſie den-

noch

noch eine höchſt aufmerkſame gelehrige Schülerin geweſen. Sie ſagte ſich dann mit feſter Überzeugung: die Sache zwiſchen ihr und Pipel müſſe auch zum Ausſchlag hingehn, wenn auch nur, damit ſie den bald durch Ernſt, bald durch Scherz launigen, Anmerkungen der Bekannten entflöhe.

Dies war es freilich nicht allein. Julchen hatte geleſen: bei Frauenzimmern ſei die Geſchichte ihrer Liebe die Geſchichte ihres Lebens. Sie ſtellte ſich den Zuſtand eines unverheirathet bleibenden Mädchens auch viel ſchlimmer und verachteter vor, wie er in der That es iſt, und ihn viele Pariſerinnen würdigen, die mit gutem Bedacht auf die Ehe verzichten, um ruhiger, als von einem Mann geſtört, von Kindern umlärmt, ihren Lebensweg zu gehn. Noch wirkte die allen Mädchen eigne Neugier. Kein angehender Freimaurer iſt ſo begierig, die Geheimniſſe der höheren Grade zu erfahren, als Mädchen die des Eheſtandes. Und bei einem ſo feurig ſchmachtenden Herzen, wie es Julchen im hochgewölbten Buſen trug, glühte die erwähnte Neugier auch um ſo heißer.

Wie dem nun ſein mochte, Julchen hatte kaum jenen Rath empfangen, als ſie auch beſchloß, ihm nachzuleben. Wie man vorhin erzählte, gab ihr der Carl Moor dazu eine Veranlaſſung, die ſie ſchnell in den Worten ergriff: Mein Herr Pivel, Sie waren oft ſchon ſo gütig, mir etwas Ähnliches zu ſagen, doch verſtand ich es immer ſo wenig, als eine Hieroglyphenſchrift. Darf ich Sie bitten, ſich einmal unumwunden hierüber auszuſprechen?

Der junge Mann verſetzte: Hätten Sie nicht längſt beobachtet, daß ich Sie liebe, unausſprechlich liebe?

Eben das Unausgeſprochene, entgegnete das verliebte Mädchen, gefällt mir nicht. Etwas ſtammelnd ſetzte ſie hinzu: Darum wiederhole ich meine Bitte. Sagen Sie vor Allem deutlich, welche — Abſicht Sie mit dieſer Liebe verbinden —

„Darf ich es?“

Wenn ich Sie dazu auffordere? Und wenn ich nicht zu viel daran thue, hier Sie aufzufordern. Ihr Benehmen gegen mich forderte aber zu Geſprächen über uns, zu allerhand Vermuthungen auf, bei welchen ich doch wünſchen muß, daß nur eine — die einzige mit Sitte und Anſtand vereinbare — gegründet ſein mag. Sie wiſſen auch, wie zartempfindlich des Mädchens Ruf iſt, und daß böſe Zungen die Gerechtigkeit des Leumunds nicht einmal unterſuchen —

Welche Abſicht, fiel Herr Pivel ein, könnte ich mit meiner anbetenden Liebe verbinden, als die rechtlichſte, wenn ſie mir nur geſtattet wäre! Ich wünſchte — wenn ich dürfte — mir das höchſte Erdenglück, mein verwegner Wunſch fände es nur im Beſitz dieſer ſchönen Hand —

Er preßte zugleich ein halbes Dutzend Küſſe auf dieſe Hand, die Julchen mitten in der Herzenskammer wiedertönten. Doch ſagte ſie ſchnell: In ſolchem Fall ziemt, daß ſich ein junger Mann an die Eltern der Geliebten wende.

Darf ich es, rief Jener entflammt, darf ich es? O wie würden Sie mich ſchon in einer Erlaubniß dazu beſeligen!

„Mir dünkt, in dem, was ich geſagt — und woran ich vielleicht zu viel geſagt habe — läge ſchon dieſe Erlaubniß —“

O meine Theure, ewig Geliebte! Aber ich kenne Ihre lieben Eltern nicht genau. Werden mir auch keine Hinderniſſe begegnen?

„Das — könnte freilich ſein. Aber ich hörte auch, daß junge Männer, die wahrhaft lieben, keine Hinderniſſe achten, ſie vielmehr mit einem kräftigen Willen aus dem Wege räumen.“

Nach dieſen Worten ſtand Julchen auf, und überließ Jenem, dem Inhalt derſelben nachzudenken.

Wie hätte auch ein verliebter Jüngling, der eben noch die gewaltige Kraftrolle in Schillers Trauerſpiel darſtellte, nicht Kraft in ſich fühlen ſollen, jedes Hinderniß zu beſiegen, welches ihm das Schickſal entgegen wälzen dürfte? Er hatte ſchon das vorzüglichſte geahnt, und ſein Nachſinnen mächtig angeſtrengt, um Hülfsmittel dagegen ausfindig zu machen. Es mochte wohl einigermaßen nach dem bekannten jeſuitiſchen Grundſatz geſchehen ſein, dem zufolge der Zweck die Mittel adelt. Wenigſtens gaben es ſpätere Entdeckungen ſo zu vermuthen.

Es litt keinen Zweifel mehr, daß er Julchen in vollem Ernſt liebte. Doch war ihm auch der kaufmänniſche Sinn ihres Vaters ziemlich genau bekannt. Er wußte, Herr Steiner würde bei dem, der ſein Eidam zu werden Luſt hätte, nicht fragen: was iſt er? ſondern: was hat er?

Und Pivel hatte nun wenig oder nichts mehr, als verſchiedene — oben bereits aufgezählte — Talente. Er konnte jedoch überzeugt ſein, daß Herr Steiner davon ſagen würde: ſie paßten ſich für einen Tänzer, Förſter, Stallmeiſter, Komödianten, doch nicht für einen Kaufmann. Auf klingende Talente, von welchen auch die ganze Benennung abſtammt, würde er dringen, ſo ließ es hell ſich vorausſehn. Und wem die nicht angeerbt ſind, oder ihm durch ein ſeltnes Glück, wie etwa einen hohen Lottogewinn, zufallen, der ſchafft ſie auch ſo leicht nicht herbei, und am wenigſten auf einem Wege, den die pünktlichſte Rechtlichkeit gutheißen darf. Vor anderen warnt aber die mit ihnen verbundene Gefahr dringend. Dennoch hatte ihm Liebe einen Weg angedeutet, auf welchem er das Kronenziel der Liebe zu erreichen hoffen durfte, ohne eben Gefahr zu laufen. Mochte das Liebesziel edel ſein, könnten wir die Mittelliebe doch nicht ſo nennen, wir müßten denn — was wir nicht ſind — mit dem erwähnten Grundſatz der Söhne Loyolas einverſtanden ſein.

Julchen ſollte aber, wie zufrieden ſie ſchon war, endlich die nette runde Erklärung des Geliebten vernommen zu haben, dennoch heute noch Schrecken und üble Beſorgniſſe empfinden.

Sie traf wieder mit der jungen, doch altklugen, Rathgeberin zuſammen, erzählte ihr vertraut und vergnügt, was eben geſchehen ſei. Da zog dieſe aber zu Julchens unwilligem, doch befremdeten. Erſtaunen, ganz andere Saiten auf, und ſprach ernſt: Liebe Freundin, eigentlich kann ich Ihnen doch nicht zu Herrn Pivel rathen. Als ich vorhin über ihn redete, hatte ich etwas vergeſſen, das mir von ihm erzählt worden iſt, und ich, leider, eben beſtätigt ſehe. Er ſoll ſich ja auch um die Commerzienräthin Goldau bemühn, ein Gerücht von einer nahen Heirath zwiſchen Beiden war ſelbſt ſchon in Umlauf.

Julchen lächelte: Um die alte Commerzienräthin? — So was ſchien ihr bei Pivels gutem Geſchmack rein unmöglich. Hatte er dieſen guten Geſchmack doch in der ihr offenbarten Liebe ſo bewährt.

Aber, fing Jene wieder an, ſehn Sie doch in den Winkel dort! Da ſitzt er ja neben ihr. Wie freundlich er ſchäkert, welche zärtliche Blicke er an ſie heftet. Nun küßt er ihre Hand.

Dies Alles geſchah in der That eben. Julchen rief außer ſich: Die knöcherne Hand? Nein, es iſt zu toll!

Nun wand ſie ſich von der Anderen los, um einſam und traurig in einiger Entfernung Platz zu nehmen.

Die Commerzienräthin Goldau, Wittwe eines Lieferanten, den einſt der Krieg bereichert, und dem ſein Geld hernach einen wohlklingenden Titel verſchafft hatte, mochte etwa funfzig Jahre zählen. Vermuthlich war in dieſem Alter auch die Schönheit jener Rahel, um die es Jakob ſich einſt ſo ſauer hatte werden laſſen, verwittert. Bei der Commerzienräthin hatte es aber mit dieſem Artikel nicht geſchehn können, weil ſie nie im Beſitz deſſelden geweſen war. Alte Leute erinnerten ſich noch gar wohl, daß ihr verſtorbener Mann ſie einſt aus reiner Liebe zu ihrem Gelde heirathete, um damit weiter zu ſpekuliren, was ihm auch bedeutend glückte. Man hätte glauben können, ſie wäre von der Inſel Sumatra gebürtig, ſo malaienhaft ſchwarzgelb war ihre Haut. Die kurze, aufgeworfene Naſe hätte dagegen auf eine Hottentottenabſtammung ſchließen laſſen können. Und eine gewiſſe Häßlichkeit, die nicht bloß von der ſchmutzigen Farbe und auffallend unregelmäßigen, widrigen Geſichtszügen ausging, die ihr noch abſchreckend eigenthümlich war, ſchien ihre Wurzel aus einem finſtern, von Tücke und Bosheit verunreinigten Gemüth, mit einem Wort, aus einer häßlichen Seele herzuleiten, die ſich auf der Außenſchaale nicht vollkommener abſpiegeln konnte. Phyſiognomiſche Witzlinge behaupteten, daß ſie, ein Mann geworden, ſich vortrefflich zu einem deutſchen Rezenſenten geeignet haben würde.

Frau Goldau zeigte übrigens Verſtand, mußte den Unterricht ihres verſtorbenen Gatten mit Erfolg benutzt haben. Ohne an die Börſe zu gehn, kannte ſie den jedesmaligen Stand der Papiere, und hatte Mäkler zur Hand, durch die ſie geſcheut kaufen oder veräußern ließ. Auch lieh ſie baare

Summen aus, doch nur gegen dreifache Sicherheit und etwa ſechsfache landübliche Zinſen. Dem ungeachtet ſollte ſie bisweilen uneigennütziger ſein, und mancher junge Verſchwender, dem in der ganzen Stadt aller Kredit verweigert wurde, ihn noch bei ihr gefunden haben. Einige wollten indeß vermuthen, daß ſie in ſolchen Fällen ſich den Zins, wo nicht baar, auf andere Weiſe abtragen ließ, ſo daß ihre Schuldner doch in einen höchſt ſauren Apfel beißen mußten.

Sie lebte übrigens auf einem ſehr großen Fuß — oder zweien vielmehr — doch moraliſch nicht, war vielmehr durch ihren engherzigen Geiz berüchtigt, den auch ihre abgetragene, überall zu knappe und gewöhnlich unſaubere Kleidung belegte. Erſchien ſie einmal an einem öffentlichen Vergnügungsort, geſchah es auf fremde Koſten. Denn es gab Damen, welche Silberzeug oder Putz von Werth bei ihr verpfandet hatten, und die, um ſie bei guter Laune, oder verlängerte Zahlungsfriſten von ihr zu erhalten, die Commerzienräthin von Zeit zu Zeit bewirtheten.

Wie es aber zuging, daß man ſie heute bei der dramatiſchen Vorſtellung und auf dem Ball erſah, hatte Julchen auch noch, zu ihrem großen Verdruß, bei jener Unterhaltung hören müſſen. Herr

Pivel, ward ihr verſichert, hätte ſie mit einem Einladungsbillet dazu verſehn.

So ſtand in dieſem Betracht alſo Julchen mit Frau Goldau auf einer Linie. Es empörte ſie unſäglich, und Herr Pivel, der bald darauf ihr wieder nahte, ſah nur flammende Zornblicke den ſchwarzen Augen entglühn, deren Grund ihm auch das ſchöne Mädchen nicht lange verhehlte.

Doch lachte der ſchöne junge Mann und rief: Zürnten Sie vorhin der Couſine willen, mußte ich dieſer Eiferſucht immer doch einiges Sinnige zugeſtehn, bei der Commerzienräthin aber — dieſer alten Sibille — dieſer Carricatur — dieſem Ungethüm — verzeihen Sie, wenn ich da Ihren Unwillen nur mit Lachen beantworten kann. Es drängt ſich gewaltſam mir auf.

Mit großer Hitze entgegnete Julchen: Und doch unterhielten Sie die Sibille, die Carricatur, das Ungethüm ſehr angelegentlich, blickten Sie nicht nur freundlich, nein, ſogar zärtlich an. Sah ich es doch mit eignen Augen.

So haben Sie, nahm Pivel ruhig das Wort, ein kleines Luſtſpiel, oder ein Nachſpiel, welches unſerer Tragödie folgte, geſehn. Madame Goldau iſt — es offen zu ſagen — eine alte Närrin, die es gerne hat, wenn ſie junge Männer mit allerlei

Schmeichelreden bewirthen, eigentlicher aufziehn. Nicht allein ich, ſondern auch Andere, machen ihr bisweilen, vielmehr ſich ſelbſt, dies kleine Vergnügen. Es belohnt ſich einigermaßen, wenigſtens erwirbt ſich Menſchenkenntniß dabei, deren man nicht genug haben kann.

Julchen murrte: Verſtellung, ſo ein zum Beſten haben, ein gutes Herz deuten Sie immer nicht an —

Erwägen Sie doch, fiel Jener ein, daß hier immer nur von einer Art Komödie die Rede iſt. Auf mein Herz laſſe ich übrigens nichts kommen, und bitte ein wenig ſchonend damit umzugehn. Es iſt ein Heiligthum, worin das Bild einer Julie Steiner, mit für die Ewigkeit gemalten Farben, aufgeſtellt iſt, und daher glaube ich es, ohne alle Eigenliebe, ſelbſt ehren zu dürfen. Und hier kömmt noch etwas in Betracht. Aus dem wirklichen, alltäglichen, proſaiſchen Leben. In dieſem Leben iſt die Commerzienräthin keine unwichtige Frau. Sie ſteht in manchen weitverzweigten Verbindungen, ich möchte hinzuſetzen: ſie gilt an der Börſe. Es wären Fälle denkbar, worin ein junger Kaufmann ihren Einfluß, ihr Wirken nützen könnte.

Julchen erwiederte verdrießlich: Das leuchtet ein. Sie ſoll, neben den funfzig Jahren, die ſie zählt, über bei weitem mehr als Funfzigtauſend Thalern gebieten. Da ließe ſich auf eine ächt kaufmänniſche Heirath ausgehn.

Um welche Heirath glühend, einzig mein Herz ruft, ſagte der Andere, werden Sie morgen erfahren. Denn nach einigen Worten, die ich vorhin ſo glücklich, ſo überglücklich war, von Ihnen zu hören, beſchloß ich nun feſt, morgen an Ihren Herrn Vater zu ſchreiben, und ihn um Ihre Hand zu bitten. Wenn Sie nur nicht widerſtreben, jedem anderen Hinderniß ſollen Sie mich gewachſen ſehn. Aber um einen Tanz flehe ich Sie noch an. Ich werde mir dabei einbilden, mit meiner Braut in die Reihen zu treten. Welche Glückſeligkeit wird in dem Gefühl über mich kommen!

Der Gedanke, mit einem Bräutigam zu tanzen, hatte auch zu viel Anziehendes für Julchen, als daß ſie nicht froh hätte einwilligen ſollen. Es war auch ſchier bei der nun folgenden Ecoſſaiſe, als wollte ſich das rege Pärchen gegenſeitig mit den Augen verſchlingen. Es erinnerte an Göthens Worte: „Ein Schauſpiel für Götter, zwei Liebende zu ſehn.“

Gleichwohl fand es nicht ſo Herr Steiner, dem überhaupt das rechte Auge dazu fehlte. Drein hatte er ſchon lange geſehn, und trat nun zu ſeiner Frau, um ihr hier zu ſagen: Sieh nur, wie ſich das Mädchen mit dem Windbeutel gebehrdet! Iſt es nicht zu toll?

Laß nur, entgegnete Frau Steiner, ſie genießt eben die ſchönſte Zeit des Lebens. Nur zu früh werden die Frühlingsblüthen abwelken.

Was ſoll aber daraus werden, fing Jener wieder an, etwas Geſcheutes doch wohl nicht? Schon zehn Mal, und zu meinem größten Ärger, haben mich Leute gefragt: ob der Pipel denn meine Tochter heirathen würde? Er heirathen, der Habenichts, der luſtige Elegant, in gutes Deutſch überſetzt, der Zierbengel!

Die Antwort hieß: Wer weiß immer heute ſchon, wovon ſich morgen wird ſprechen laſſen können! Und eben gut für Julchen, wenn keine Heirath daraus wird. Wie ſagt das alte Lied? „Was iſt der beſte Mann, als Bräutigam ein Fuchs, vertraut man ſich ihm an, ein Tiger, Bär und Luchs.“ Aber ſieh nur, wie glücklich das Mädchen heute iſt! Wie die ſchwarzen Augen leuchten!

Allerdings feierte Julchen Augenblicke einer feſtlich hohen Gegenwart, wozu das ſüße Hoffen einer weit ſchöneren Zukunft noch reichlich beiſteuerte. Wie zufrieden ſie bei dem Allen des Geliebten letzte Rede geſtellt hatte, ſo hatte der Anfang ſeines Geſprächs ſie hingegen auch verwundet, und ſie konnte in allem Freudenwirbel des Tanzes nicht dem Schmerzgefühl darüber entfliehn. Er hatte nehmlich der Eiferſucht auf die Couſine einiges Sinnige zugeſtanden. Dies war das Pfeilwort, das tief verletzende geweſen. Die Franzoſen haben einen Geſang, worin ſich der Refrain wiederholt:

Ce sont les riens, les riens charmans,
Qui font le bonheur des amans.

Wahr, doch peinigt auch manches Nichts die armen Liebenden genug. Und Lottchen konnte übrigens hier wahrlich nicht wie ein Nichts betrachtet werden. Sie war auch eine Schönheit, ihrer Gattung. Sie war kleiner als Julchen, doch hätte man ſagen können: auch feiner. Dies galt von allen Formen, auch von dem ſanfteren, milderen Roſenlicht, das ihre zarten Wangen umfloß. Julchens ſchwarze Feueraugen haben wir beſchrieben, von Lottchens blauen holen wir nach, daß man ſich nichts Blumenhafteres, Traulicheres, raphaeliſch Engelhafteres vorſtellen konnte. Julchens etwas geſchweifte, doch keinesweges eigentliche Adlernaſe, gab ihrer Seitenanſicht einen italiſchen Ausdruck, und Lottchen konnte mit einem mehr idealiſchen, oder Niobenprofil aufwarten.

Titian hätte vielleicht wie Jene eine Lesbia, und wie Dieſe eine Iphigenia dargeſtellt.

Julchen hatte nicht ſo viel Eigenſucht, um ſich die Gefahr einer ſolchen Nebenbuhlerin zu verhehlen, unterdrückte auch ihre Äußerungen hierüber gegen Pivel nicht, wie man den Tanz vollendet hatte. Er bemühte ſich aber, in einem guten Redefluß ihre Furcht wegzuwaſchen. So verließ ſie nun den Ball mit einem ziemlich von Beſorgniſſen gereinigten Gemüth.

Auf die Ermüdung wiegte ſie ein feſter Schlaf in holde Träume. Am nächſten Morgen erwachte ſie voll entzückender Erinnerungen, war indeß auch höchſt geſpannt darauf, ob der Geliebte heute erfüllen würde, was er geſtern verhieß.

Der Morgen lächelte ſo ſchön, wie Julchens innere Welt. Sie mußte noch die Mutter nach einem Spaziergang begleiten, wohin die Couſine, der man Häuslichkeiten auftrug, nicht folgte. Dort traf Jene viele bekannte junge Mädchen, die auch der geſtrigen dramatiſchen Vorſtellung beigewohnt hatten. Ohne Ausnahme fingen ſie mit Julchen von dem Carl Moor an zu reden, und ohne Ausnahme wie Seherinnen begeiſtert. Schillers Räuber haben einmal verſchiedne Jünglinge vermocht, eine Räuberbande zu ſtiften, was ihnen freilich eben nicht wohl bekant. Wie es ſchien, hätten jene Mädchen gern Amalienbanden errichten mögen, wäre nur dabei abzuſehn geweſen, daß jedes Mitglied den Carl Moor von geſtern feſſeln können. Aber welch ein Triumphgefühl für Julchen, als ſie von all den verrückten Köpfchen ſich umringt ſah! Ich, durfte ſie ſich ſagen, werde ihn beſitzen. Freilich hatte ſie auch darüber noch keine Gewißheit.

Herr Steiner empfing die Heimkehrenden mit einem Geſicht, das zum dritten Theil grämlich, zum dritten verſtört, und noch zum dritten halb vergnügt ausſah. Mit klopfendem Herzen erblickte Julchen einen geöffneten Brief in ſeiner Hand. Er zog die Frauenzimmer gleich in die Wohnſtube und theilte ihnen dort des Briefes Inhalt mit.

Der Verfaſſer deſſelben war Herr Pipel. Es ließ ſich vermuthen, daß er ihn im Comptoir geſchrieben hatte, mindeſtens ſich deutlich bewußt geweſen war, der Brief ſei an einen guten Comptoiriſten gerichtet. Denn ehe er zu etwas Anderem darin überging, ſprach er von Geld und Geſchäften. „Noch,“ hieß es, „beſitze ich zwar kein eignes Vermögen, darf geichwohl einſt einem Erbe von meinem Vater, dem Amtmann Pipel, der eine anſehnliche Domänenpachtung hat, entgegenſehn. Ich hoffe auch, daß er mich in dem Vorhaben, das ich zu ergreifen willens bin, namhaft unterſtützen wird. Doch habe ich mir auch, ſeitdem ich conditionire, eine Summe von Zweitauſend Thalern geſpart. Damit ſtehe ich im Begriff, ein eignes Geſchäft zu gründen. Eben wird eine alte, mit langjährigem Ruf, guter Kundſchaft, und einem wohlaſſortirten Waarenlager verſehene, Putzhandlung feil geboten, und ich denke ſie zu kaufen. Sollte ich den ganzen Werth auch nicht baar zu entrichten vermögen, werde ich zur älteren Kundſchaft doch neue bringen. Und bediene ich dann Jedermann prompt und reell, wird es mir nicht an Abſatz fehlen, ich werde die Zinſen des auf die Handlung noch ſchuldig gebliebenen Kapitals bequem entrichten, ja dies Kapital ſelbſt allmählich ablöſen können."

Nach dieſem Eingang warb er um Julchens Hand, und verbat ſich ausdrücklich — was für einen Kaufmann zu großmüthig war — alle Mitgift von Seiten ihres Vaters.

Wie Herr Steiner den Brief vorgeleſen hatte, ſchritt man zu den gehörigen Debatten. Was ſagt Sie Mamſell, hob der Vater an, oder brauche ich hier gar nicht erſt zu fragen? Was ſagſt Du aber, mein Kind? Freilich iſt es für Eltern, die eine mannbare Tochter haben, gut, wenn ſie unter die

Haube gebracht werden kann. Denn bis dahin giebt es doch nur ein Hüten und Angſtigen. Aber man will doch auch, daß eine Tochter gut ankömmt, und wahrhaftig, es könnte mich wild machen, wenn der Schwiegerſohn nichts taugte, und die Jule litt bei ihm Noth. Dem Pivel ſieht man es ſchon an, daß er in ſeinem ganzen Leben noch nicht daran gedacht hat, wie der Kaufmann ſich einen ſoliden Namen erwerben ſoll. Er ſchreibt da von ſeinem Vater, ich habe mir aber ſagen laſſen, daß der alte Amtmann ein Erzknicker iſt. Und es mag auch wohl bei ihm nicht viel zu brudern ſein, man weiß es ja, die Kornpreiſe ſind längſt ſchon gefallen, und wollen immer noch nicht wieder herauf, da muß der Landmann Hungerpfoten ſaugen. Zweitauſend Thaler will ſich der Pivel erſpart haben. Der auch noch! Hängen laß ich mich, wenn das wahr iſt, wenigſtens muß ich ſie erſt auf dem Tiſch liegen ſehn, bis ich es glaube. Und will da mir nichts dir nichts ſich etabliren. Hat er auch ſchon alle nöthigen Kenntniſſe? Gar nicht ſchwer, Chef einer Handlung zu werden, aber es zu bleiben. Und iſt man ſchuldig auf ſein Waarenlager, heißt es die *Intereſſen mit aus der Schüſſel freſſen* giebt es ein erbärmlich Kröpelfuhrwerk. Obwohl, ich auch nicht läugnen will, daß wir wohl nur wenige Kaufleute in der Stadt haben, die ganz rein ſitzen. Auch nicht, daß mancher noch geringer, wohl mit gar nichts angefangen hat, und doch endlich zu Kräften gekommen iſt. Bisweilen heißt es: der liebe Gott iſt der Dummen Vormund, und da ſpräch ich dem Pipel nicht alle Hoffnung ab, dumm iſt er genug.

Es verſteht ſich, daß die übrigen nichts ſagen konnten, ſo lange der Herr vom Hauſe ſprach. Doch als er nun wiederholt in ſeine Frau drang, auch ihre Meinung abzugeben, hieß dieſe vorerſt: Ich ſage nichts dazu, mein Kind, es iſt Deine Sache, Du mußt es am beßten verſtehn. Zugleich wandte ſie ſich aber nach Julchen hin, und rief dann: Sieh mir aber einmal das rothe Geſicht da! Wie mit Scharlachtuch beſchlagen. Aus lauter Freude, daß Jemand um ſie angehalten hat. O freue Dich nicht zu früh! Einmal iſt es noch nicht ſo weit, und wäre das auch, müßt' ich Dich an die Arie erinnern:

Auch die glücklichſte der Ehen,
Mädchen! hat ihr Ungemach.
Auch die beßten Männer gehen
Öfters ihren Launen nach.

Wer ſich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verſpricht,

O der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menſchen nicht.

Sie ſchwieg. Doch war Julchen naiv genug, das Wort zu nehmen:

Wollen Sie nicht gütigſt fortfahren, liebe Mutter? Es heißt weiterhin:

Aber dir dein Glück zu ſchaffen,
Mädchen, ſteht in deiner Hand,
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Schönheit und Verſtand.

Ihr Vater ſchmählte: Seht, wie naſeweis! Wo ſitzt der Jungfer denn die Schönheit? Und obenein der Verſtand? Davon kam mir doch noch nichts zu Geſicht. Aber die Hauptſache nicht zu vergeſſen, mein Kind, ſo denk' ich, wir bedenken es ein Paar Tage. Bedenkzeit iſt ja in ſolchen Fällen — und mir fällt noch was bei. Ich ſchreibe an den Amtmann Pipel, höre, wie da die Glocken läuten. Ja, das thu' ich! Steht doch nicht einmal in dem Briefe, ob der Burſch ſeinen Vater um Erlaubniß gebeten hat, zu heirathen. Gleich ſchreib ich!

Indem pochte es an die Thüre. Auf das Herein ſprangen zunächſt zwei braungefleckte Jagdhunde ins Gemach. Sie mußten in Sümpfen gewatet haben, die benetzten zottigen Felle deuteten es an. Schier wäre zu glauben geweſen, ein Bär folge nach, und etwas von einer Bärenhaut zeigte ſich wirklich nun in der Thüre. Sie war indeß mit grünem Berkan überzogen, und das Ganze überzog wieder eine lange, breitſchultrige, feiſte Mannesgeſtalt, die ſich mit ſtämmigen, ſchwer aufwuchtenden Tritten ins Zimmer ſchob. Das ſcharf geſpannte Geſicht war ländlich gebräunt, doch warf die birnförmige, kräftige Naſe auch einen leuchtend rothen Kupferſchein von ſich. Aus den kleinen grauen Augen blickte nichts von milder Freundlichkeit, vielmehr düſterer Unwille, als der Eingetretene nun mit einer hohlklingenden Donnerſtimme anhob:

Gehorſamer Diener! Um Vergebung, hab ich das Vergnügen, Herrn Kaufmann Steiner zu ſehn?

Dieſer hatte ſich erhoben, machte eine bejahende Verbeugung, und fragte, dem Grünpelz einen Stuhl darbietend, mit wem er die Ehre hätte, bekannt zu werden?

Ich bin der Amtmann Pipel, hieß die Antwort. Ungemein paßte ihr rauher Ton zu dem lupus in fabula, wovon hier zu ſprechen geweſen wäre. Herr Steiner ſagte auch: Dieſen Augenblick haben wir von ihnen geſprochen, mein Herr Amtmann, dieſen Augenblick!

Platz nehmend und die Kupfernaſe werfend, entgegnete Herr Pipel: So? — Aha! So kann ich mir noch mehr denken, und auf den Kopf gefallen bin ich nicht.

Dabei gleitete ſein Auge ſeitwärts nach Julchen hin, und hielt ſie einige Zeit feſt. Dann hielt er nicht länger hinter dem Berg, ſondern polterte von neuem: Muß Ihnen doch etwas erzählen. Ich komme da eben in die Stadt, will auch ſehn, was mein Page macht, gehe zu ihm, finde ihn aber wie verdreht, wie verſtört, bin nicht im Stande, eine vernünftige Antwort aus ihm zu bringen. Endlich ſag' ich: Junge, Du biſt entweder nicht klug geworden, oder Du biſt verliebt, Eins von Beiden muß ſein. Noch keine Antwort, ausgenommen, daß er feuerroth wurde, was denn auch ſchon eine Antwort hieß. Da fiel mir aber ein, daß er in ſeinen Briefen oft vom Herrn Kaufmann Steiner geſchrieben hatte. Da wär er zuweilen im Hauſe, und ſo gut aufgenommen, das wäre eine ſo ſcharmante Familie, et cætera, et cætera. Halt, denk' ich, da willſt du einmal hingehn, hörſt du nichts, ſiehſt du vielleicht deſto mehr. Und nun ich hier bin, geht mir auch ein ganzer Seifenſiederkaſten voll Licht auf. Sie ſinds, mein ſchönes Mamſellchen, in die er verliebt iſt. Hab ichs getroffen? Was?

Es verſteht ſich, daß die letzten Worte an Julchen gerichtet waren, die aber für gut fand, ſtumm den Boden zu betrachten.

Herr Steiner dagegen meinte, es ſei der Augenblick, ſich einen Brief zu erſparen. Mein Herr Amtmann, nahm er das Wort, ich will Ihnen klaren Wein einſchenken. Dies hat mir eben Ihr Herr Sohn geſchrieben.

Damit überreichte er ihm jenen Brief. Während ihn der alte Pipel ernſt durchſah, ſtreichelte Julchen die beiden Jagdhunde, die ihr gleich ſchmeichelnd zugeſprungen waren. Über das Papier hinblickend, ſchmunzelte der Amtmann: Sieh da, Mamſellchen! Eine Hundefreundin? Es beweiſ't, daß Sie ein gutes Herz haben.

Julchen ließ den kleinen Wink nicht verloren gehn. Still ſchlüpfte ſie hinaus in die Küche, füllte einen tiefen Teller mit ſchäumender Milch, brachte ihn herein und ſtellte ihn vor den Hunden an den Boden. Gierig ſchlürften ſie mit den, vorhin ſchon aus Durſt hervorgeſtreckten, Zungen.

Der Alte rief vergnügt: Caro! Waldmann! Das ſchmeckt euch wohl? Hahaha! So möchten ſies immer haben.

Frau Steiner meinte aber, es zieme wenig, daß man die Hunde mit einem Frühſtück bewirthe, ehe noch ihrem Herrn eins angeboten ſei, und nahm das Wort: Aber mein Herr Oberamtmann, wär Ihnen nicht ein Gläschen Rum gefällig, und ein wenig Schinken oder Wurſt?

Ohne erſt ein Geheiß abzuwarten, flog das heute ſehr lebhafte Julchen ſchon wieder hinaus, um in der Speiſekammer ein eiliges und appetitliches Geſchäft zu beſorgen. Doch fing Herr Pipel senior jetzt an: Was? der Page will ſchon heirathen? Womit denn? Verläßt ſich auf mich. Du lieber Himmel, was können wir Domänenpächter heut zu Tage erſchwingen? Vor zwanzig, dreißig Jahren, wie noch das Korn was galt, wärs ein Anderes geweſen. Aber jetzt koſtet es mir ja mehr darzuſtellen, wie ich es bezahlt kriege. Der Herr von Knoblauch, ein ſehr geſcheuter Landwirth, hat es in den Zeitungen dem Publikum deutlich auseinander geſetzt. Und wäre mindeſtens nicht der letzte Wollmarkt ſo ſchlecht geweſen. Da ſcheiterte noch unſre einzige Hoffnung. Wie kann es aber auch anders ſein. Ich habe längſt vorausgeſagt, daß es ſo kommen würde. Sie übertreiben es mit der veredelten Schaafzucht. Jeder Koſſät, jeder Einlieger will ſchon Merinoböcke haben. Wohin führt es? Zu viel Wolle, beſonders feine, wird erzeugt. Und daß überfahrner Markt die Preiſe drückt, werden Sie bei Ihren Geſchäften auch wohl erfahren haben, mein Herr Steiner!

Was ſollte man nicht, ſeufzte Dieſer, und die Gewerbfreiheit ſchadet uns noch ſo.

Ich kann mirs denk,n, verſetzte Herr Pipel, alle Neuerungen, die man ſeit zehn Jahren eingeführt hat, mag der böſe Feind holen. Es gehört auch zur lieben Handelsfreiheit, daß man noch fremde Wolle hereinläßt, ob ſie gleich das Land ſchon mehr als im Überfluß hat. Einfuhrverbote müßten uns ſchützen, Ausfuhrprämien uns aufhelfen. Ich ſollte nur der Herzog ſein, da wollte ich es ganz anders einrichten. Aber es fehlt ihm an guten Räthen, daran liegts. Und wieder auf meinen Pagen zu kommen, iſt er noch viel zu jung zum heirathen. Zweiundzwanzig Jahre, da hat man kaum die Kinderſchuh abgelegt. Unſere altdeutſchen Vorfahren warteten bis zum dreißigſten, brachten ſo aber auch den nöthigen Verſtand mit in die neue Haushaltung, und es gab eine derbe Nachkommenſchaft.

Julchen hatte ſo geeilt, daß ſie bei den letzten Worten ſchon wieder eintrat, doch in einem Rümpfen des feingeſchweiften Näschens andeutete, ſie wären eben nicht nach ihrem Sinn. In einer Hand trug ſie einen Teller, worauf ein Fläſchchen mit dem beſtellten goldfarbigen Getränk ſtand, und ein kriſtallhelles Gläschen daneben, in der anderen einen zweiten, worauf ſie die purpurrothen und weißgeſäumten Schinkenſcheiben gleichſam maleriſch geordnet hatte. Nur Kranke, oder eben an einer Lucullustafel überſättigte würden hier ohne Appetit geblieben ſein.

Um es dem Gaſt bequem zu machen, ſetzte ſie erſt Alles aus der Hand, warf ſchnell noch eine blendende Serviette über ein Tiſchchen, gab den hereingeholten Gegenſtänden darauf ihren Platz, und ſchob es dann vor den Sitz des Amtmanns. Es ward auch die nöthige Sorge für ſchönes Weißbrot, Pfeffer, Gabel und Meſſer getragen, auf welche mit Anmuth beendete Verrichtungen ein holdes, zum Genuß einladendes, Wort, ein freundliches Anlächeln, und ein kindlich ehrerbietiges Kniebeugen, auch Knicks genannt, drei Siegel drückte.

Herr Pipel ließ ſich eben nicht viel nöthigen, ſondern langte friſch zu, dabei war es, wie Julchen ſo bildlich vor ihm ſtand, als hätte ſie ihm die meiſten Falten aus dem braunen Antlitz mit einem Plätteiſen weggeglättet. Dem ungeachtet wollte er im Takt bleiben, und knüpfte den Faden ſeiner abgebrochenen Moralpredigt wieder an, doch nur zu Julchen redend.

Ja, ja, mein liebes Kind, hieß es, Ihnen gefiel wohl nicht recht, was ich vorhin ſagte, und was Sie noch hören mochten. Aber, nehmen Sie mirs nicht übel, wie ſchön Sie auch ſind, können Sie doch ſo was nicht ſo verſtehn, wie ein Graubart, mit ſeinem ganzen Hopfenſack voll Erfahrungen. Das Heirathen muß die Jugend nicht übereilen, ſie kömmt immer noch zeitig genug ins Ehejoch, in den eiſernen Käfich, in den bald gekrochen, aus dem aber nicht ſo leicht wieder zu fliehen iſt.

Wie oft habe ich das geſagt, merkte Frau Steiner an, Julchen that aber, als ob ſie auf die Reden nicht merke, und füllte dem Amtmann das Rumgläschen. Er leerte es herzhaft, ſtieß dann eine Art Seufzer aus, und rief: Hol mich der Schneider, das ſchmeckt, wenn man zwei Meilen in der kalten feuchten Luft geritten iſt! Und obenein aus ſo niedlichen Händen. Aber ich weiß auch, was Sie zu der Sache denken, wovon ich eben ſprach. Wie hoch wetten Sie, ich treff' es? Sie denken: jung gefreit, hat Niemand gereut. Wie? Hab ich es nicht getroffen?

Statt eine Antwort zu geben, ſchenkte Julchen behend wieder ein, und die wulſtigen Lippen des Amtmanns hingen bald wieder an dem Römer. Er war uberhaupt, obgleich in einem anderen Verſtande wie ein Geſchichtsfreund, den Römern zugethan.

Nun abſehend, ſchmunzelte er dem ihn eifrig bedienenden Mädchen freundlicher lächelnd zu: Es läßt ſich auch manches für ihr: jung gefreit, hat Niemand gereut, ſagen, mein liebes Kind! Jedes Ding hat zwei Seiten, es kömmt nur darauf an, von welcher man es beſieht.

Der geſchäftigen Hebe konnte die Wahrnehmung jetzt nicht mehr entgehn, daß, wenn manchem großen Mann der Ruhm ſeinen Geſichtspunkt feſtſtellt, bei Herrn Pipel der Rum es vermochte. Ein neues Füllen des Gläschens ſchien ihr daher ſo angemeſſen, daß ſie keinen Augenblick damit ſäumte. Ah, hieß es nun zwar drüben, es wird zu viel, Mamſellchen, dennoch gleitete aber die neue Gabe ſchnell den früheren nach. Und — Herr Pipel ward allmählich wie ihn Julchens ahnend Herz geträumt, ihr Glaube hatte ſie nicht betrogen.

Es zeigte ſich an des Amtmanns, recht im Ton einer Gewiſſensfrage herausgeſtoßenen Worten: Aber ſagen Sie mir, und aufrichtig, ſind Sie denn meinem Pagen gut, ſo recht was man nennt gut?

Wie hätte Julchen das verneinen können, ob es ihr gleich nicht zu ziemen ſchien, recht klaren

Wein hierüber dem Fragenden einzuſchenken. Doch war auch der Rum nicht trüb, den ſie gleich wieder zur Hand nahm, leicht aber hätte übergießen können, weil ſie das Hebengeſchäft diesmal mit ſo niedergeſenkten Augen vollzog.

Herr Pivel, welchem übrigens die Pantomime auch antwortete, rief nun: Aber jetzt kann ich, hol mich der Schneider, nicht mehr trinken! Ich wär im Stande, und kriegte was in den Kopf, und finge närriſches Zeug an.

Er pflegte gern bei ſeinem derben Akzentſchwur den Schneider zum Surrogat einer weit vornehmeren Perſon zu wählen, ſo hatte es aber auch weniger auf ſich, wenn er den Schwur nicht hielt, wie eben. Denn er trank gleich von neuem.

Es hatte auch eine Wirkung, mit welcher das lauſchende, hoffende Julchen zufrieden ſein durfte. Mehr noch aufgeregt und mit der Hand ſich die gebräunten, und von den lange nicht weggenommenen Bartſtoppeln ſcharfen, Wangen ſtreichelnd, rief nun der Amtmann: Ich ſeh es, mein Engelchen, Sie ſind ihm was man recht gut nennt, und da ſollten Sie billig den Pagen auch haben. Wenn es ſich — nur ſo thun ließe! Aber — es geht nicht, hol mich der Schneider nicht!

Noch ein Glas, nur dies eine, bitte, bitte, preßte liſpelnd Julchen, und drängte ihm das wieder gefüllte in die Hand.

Nichts nimmt ein Held übler, als wenn man ihm ſagt: es könne wohl mancher in der Geſchichte berühmte Sieg im eigentlichſten Urſprung durch ſtarkes Getränk erfochten worden ſein. Deshalb ſei es hier auch nicht wiederholt, aber doch angemerkt, daß unſere Liebesheldin eine Erfahrung über die moraliſche Kraft des ſtarken Rums ſammelte. Denn nach ſeinem erneuten Genuß wandte ſich der Landmann zum Städter, und ſagte mit einer viel weicheren Betonung, als noch eine der früheren war: Ja, ja, mein Herr Steiner, wüßte man, der künftige Wollmarkt würde gut, und das Korn ginge auch etwas herauf, ließ ſich was überſehn, nur — aber —

Mein beſter Herr Oberamtmann, fiel ihm Herr Steiner ins Wort, wären andere Meſſen zu hoffen, wollt' ich das auch ſagen, mich kann aber nichts ſo wild machen, als wenn ich nur an die letzten Meſſen denke.

Herr Pipel ſeufzte: So gehts mir bei den Wollmärkten.

Jener fuhr fort: Und da iſt Leipzig wie Braunſchweig, Naumburg wie Frankfurt. Mein Himmel, es exiſtirt gar kein Geſchäft mehr, es iſt auch nicht mehr Treu und Glauben unter den Menſchen. Kaufen möchten Alle, nur zahlen will Niemand. So wars vor dieſem nicht.

Das muß mir nun gar nicht einfallen, kreiſchte Herr Bipel, ſonſt ärgre ich mir ein Gallenfieber an den Hals. Wo ſind die ſchönen Zeiten hin, wo man ſeine vier Thaler für den Weizen hatte, und dreie für den Roggen. Wärens noch drei und zwei, wollt ichs mir noch gefallen laſſen, aber ſo — nun, damit wir nicht Eins ins Andere reden, wieviel müßte der Page wohl zum Anfang haben, wenn er ſich mit einer eignen Handlung etabliren wollte? Sie können das beurtheilen.

Julchens ſchwarze Augen blitzten, die grünen ihres Vaters trübten ſich hingegen, als er antwortete: Etliche fangen mit Viel an, und hören mit Nichts auf, Manche — Viele aber eben nicht — fangen mit Wenig an, und kommen zu Viel.

Julchen hätte gern den Beweis verſucht, ihr Liebhaber gäbe zu hoffen, daß er an merkantiliſchem Talent ſelbſt einen Joſeph, der bei ſeinem Getreidehandel in Egypten unſtreitig der ſpekulativſte aller Kaufleute geweſen iſt, übertreffen würde, aber es kam doch nur zu einem leiſen Huſten, nicht zum Sprechen.

Dem Amtmann hingegen, den jener unbeſtimmte, Beſcheid nicht zufrieden geſtellt hatte, polterten die Zornworte heraus: Schnickſchnack, hätt' ich bald geſagt, können Sie denn nicht eine runde Summe nennen, die der Page brauchen würde?

Doch Herr Steiner, deſſen Sache Kürze nicht war, ließ ſich darauf vernehmen: Krüger, in ſeiner Abhandlung vom doppelten italieniſchen Buchhalten — übrigens ein gutes praktiſches Werkchen, das ich ſelbſt habe, und noch immer mit Nutzen brauche — ſtellt als Beiſpiel auf, daß man Reichsthaler 50,000 in einer Handlung angewendet hat, wobei man ſich mit Tuchwaaren, als dem Hauptartikel, einläßt, ferner mit diverſen Nebenartikeln, die füglich mit dieſem Artikel verbunden werden können, als Farbewaaren und Wolle, zugleich Geſchäfte machen will, endlich, um dies Kapital ganz zu nützen, ohne es in einem Artikel allein zu verſtecken, ſich mit Faktorei, Commiſſion und Wechſel, nach Coniunktur auch wohl mit Papierhandel zu befaſſen denkt — ei ja, wer gleich zum Anfang ſolch Cassa conto ins Hauptbuch notiren kann, iſt denn auch im Stande, ſich friſch zu bewegen. Aber wie Viele können es!

50,000 Thaler, wimmerte Herr Pipel, o weh, o weh!

Ich ſage ia, rief der Andere, wie Viele können es! Und es heißt auch: Mit Vielem hält man haus, mit Wenigem kömmt man auch aus. Da muß man es aber auch danach anfangen, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Ein Paar Tauſend Thälerchen müßte Jhr Herr Sohn auf jeden Fall haben. Denn wenn ich mir auch einen Theil meines Waarenlagers auf Ziel drei Monat kaufe, muß doch ein anderer Theil davon mir ganz gehören, mein reiner Fond ſein. Wär das nicht, und ich hätte, wenn die Zahlungstermine herankamen, noch nicht ſo viel verkauft, daß ich ſaldiren könnte, ſäß mir die Schwulität auch gleich auf dem Hals. Jch muß mir gleich aber keine Artikel aufs Lager bringen, als ſolche, wovon ich weiß, daß Frage darum ſein wird. Doch muß ich auch ſagen, daß Putzwaaren, verſteht ſich, in der Mode und ſonſt preiswürdig, Artikel ſind, wo die Frage ſo leicht nicht fehlt. Es iſt nicht ſo flau damit, als bei den Tuchwaaren. Die Frauenzimmerchen machen das ſchon, und einer Tuchhandlung, wie meine iſt, zum größten Schaden. Die Männer, oder Väter, müſſen beim Putz ſo oft für ſie heran, daß ſie ſelbſt mit einem Rock zwei Jahre gehn, und ihn da noch wenden laſſen. Übrigens muß ſich jeder Kaufmann, zumal der Anfänger, ſo betragen, daß die Leute gern in ſeinen Laden kommen. Wer mit

Putz handelt, kann es mehr wie Unſer Einer, denn er hat meiſtens mit den Frauenzimmerchen zu thun. Da muß er brav haſeliren, den Galanten machen, ihnen ſagen, was ſie gern hören, hahaha! Und was das betrifft, ſo traue ich Ihrem Sohn zu, daß er auf dem Platz ſein wird.

Julchen zeigte bei der letzten Anmerkung düſtre Wolken und tiefe Falten auf dem zarten Geſicht, die andeuteten, ſie wünſche ganz und gar nicht, daß ihr Künftiger dergeſtalt ſeinen Beruf zieren möchte.

Herr Pipel wiegte aber ſinnend das Haupt, und meinte, Klappern gehöre überall zum Handwerk. Dann fügte er hinzu: Ich dachte ſo eben: wenn der Page mit Zweitauſend Thalern etablirt werden könnte, und der nächſte Wollmarkt wäre gut, das Korn gälte auch was, nun — ſo wollt' ich ſehn, daß ich ihm Tauſend Thälerchen gäbe, und Sie Herr Steiner — weil das Kind hier doch ſo allerliebſt iſt, und man es ihr in den Augen lieſ't, was ſie gern hätte — Sie gäben auch Tauſend. So brächten wir die jungen Leutchen zuſammen. Aber —

Dankglühend eilte die Tochter vom Hauſe zum Tiſchchen, um des Amtmanns Glas wieder zu füllen, eine Bewegung, die jedoch ihrer Mutter zu ausdrucksvoll ſchien, als daß ſie ſie nicht mit einer ernſt verweiſenden Miene hätte ſtrafen ſollen.

Der Amtmann nickte freundlich mit dem Kopf, doch wiederholte er ſein Aber, nebſt dem Gedankenſtrich, ohne einen Zuſatz folgen zu laſſen.

Herr Steiner wiegte aber ſeinen Kopf pagodenartig, und kratzte hinter den, ſolchergeſtalt hin und her geſchobnen, Ohren. Dann hieß es: Ja — hm — wenn es ſich nur ſo thun ließe. Wenn die Meſſen ſich beſſerten und ſonſt ein neues Leben in den Geſchäften entſtünde. Aber ich weiß ſchon, das geſchieht nicht! Wo ſoll es herkommen!

O, rief Herr Pipel, wenn der nächſte Wollmarkt was taugt, ſoll mich auch der Schneider holen! Und wie ſollte das Korn gelten! Da ſtreiten ſie ſich im engliſchen Parlament herum, ob ſie die Einfuhr öffnen ſollen oder nicht, und dabei bleibts. Es iſt da wie mit der Emanzipation der irländiſchen Katholiken, davon wird viel geſprochen, und weiter kömmt es zu nichts.

Julchen hätte gern ſich in die Unterredung gemengt, doch war es, als ob ihr Jemand den niedlichen Purpurmund verſchloſſen hielte. Die Furcht, zu ſehr kund zu geben, wie ihr innres Gemüth die Heirath wünſche, that es. Doch lange konnte ſie es bei dem ängſtlichen Schweigen auch nicht aushalten. Sie trippelte leiſe zum Stuhl ihrer Mutter, umwand dieſe mit recht kindlicher — und auch bildlicher — Zärtlichkeit, und fliſterte ihr zu: Bemerken Sie doch, liebſte Mutter, daß ſich der junge Pipel ſchon Zweitauſend Thaler geſpart hat, folglich die alten Herren gar nicht herauszurücken brauchen.

Frau Steiner lächelte, ſchüttelte aber auch den Kopf. Was giebts, fragte ihr Mann, was hat die Jungfer da für Heimlichkeiten?

Nun ſtand die Gattin auf, und beruhigte ihn ins Ohr: Sie läßt ſich freilich zu ſehr merken — aber es iſt nun einmal ſo. Alle Mädchen auf der Erden wollen gerne Frauen werden.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ihren Duldungsgeiſt im Stillen geäußert hatte, nahm ſie laut das Wort: Herr Oberamtmann, wie ich erfuhr, hat ſich ja Ihr Herr Sohn ſelbſt ſchon ein Kapitälchen von Zweitauſend Thalern bei Seite gelegt. Wenigſtens ſagt er es —

Der Mann im grünen Pelz unterbrach ſie verwundert und zweifelnd: Mein Page? Glaub' ich das, ſoll mich der Schneider holen!

Und Herr Steiner rief: Hahaha! Wenn die Komödie nicht wär, und die Jagden, und der Anzugfirlefanz! Da glaubt ich es nicht einmal, vielweniger nun!

Eine neue Stimme, die man jetzt vernahm, mengte ſich mit beſcheidnem Klang ein: Um Vergebung, mein Herr Steiner, es iſt wahr!

Sie gehörte dem eben Beſprochnen. Er war von einem Gang nach Hauſe gekommen, hatte dort erfahren, daß ihn ſein Vater geſucht, vermuthet, er würde ſich zu Herrn Steiner begeben haben, und das um ſo lieber auch gethan, als es für ihn hier an keinem ſonſtigen anziehenden Magnet fehlte. Als er die Zimmerthüre leis öffnete, mußte er gerade noch hören, daß von ihm die Rede ſei.

Er trat nun vollend in den Kreis, ſich artig verbeugend. Julchen ließ, nach dem überwundnen erſten freudigen Schrecken, die erheiterten Blicke auf der Geſtalt ruhen, meinte, nichts wie Glanz daran zu ſehn, einen ſchier ſie blendenden. Auch fehlte es wirklich an dieſem Artikel dort nicht. Antikes Öhl hatte ihm den idealiſchen, braunen Lockenkopf noch erhöht. Das ſchwarze, höchſt feine Tuch des Fracks und der entſprechenden Unterkleidung warf auch den ſeinigen von ſich. Daneben zeigte der ſchneeweiße Buſenſtreif eine runde Schnalle von kleinen Diamanten, eine goldne Uhrkette, woran mächtige Petſchafte und Schlüſſel hingen, gab die ſie treffenden Sonnenſtrahlen zurück, ſelbſt in den Stiefeln am niedlichen Fuß, mit kleinen blanken ſilbernen Spornen verſehn, hätte man beinah ſich ſpiegeln können. Hierzu das von der Luſt, und mehr noch durch Julchens Gegenwart geröthete, blühende Antlitz, das reine Ebenmaaß in allen Jünglingsformen, und man frägt jede Leſerin aufs Gewiſſen, ob ſie es der Kaufmannstochter eben verübelt, von dieſem Anblick ergriffen worden zu ſein?

Der junge Pipel empfand jedoch, es zieme ihm, nach der erſten allgemeinen Begrüßung, ſeinem Vater ſich in die Arme zu werfen. Dies geſchah, und Julchens Augen ſchienen den alten Graubart darum zu beneiden. Allein Herr Pipel senior führte ſich keineswegs wie ein Beneidenswerther auf, würde mit einem Handkuß zufriedner geweſen ſein, als der ihm zu ſtürmiſchen Bewegung. Er konnte auch nicht umhin, vor allen Zeugen zu äußern, daß ihm Einiges an dem Sohn mißfällig erſchien. Page, brauſ'te er auf, was iſt denn das für ein Klingen und Klappern? Dich kann man ja weiter hören, als ſehn. Bei uns hängen wir den Kühen ſolch Geläute um!

Es verſteht ſich, daß er die klirrenden Töne der Uhrkette meinte, Julchen erſchrak bis zum Bleichwerden über den ſo unzarten Ausdruck.

Während dem muſterte aber auch ihr Vater den Eingetretenen, führte dann Julchen zu ihrer Mutter, und ſagte Beiden leiſe: Ich kann die verdammten ſchwarzen Anzüge nicht leiden. Wer hätte vor dieſen wohl geſehn, daß ein junger Kaufmann einhergezogen wäre, wie ein Küſter, er müßte denn getrauert haben. Ich hörte neulich aber ein Lied, worin von unſern jungen Herren die Rede iſt, und darin heißt es: „Sie gehen ſtets in Trauer, wie man es ſieht, vielleicht iſt geſtorben der Bruder Kredit.“

Dabei fühlte Julchen wieder einen Stich durch ihr eben hochklopfendes Herz, denn jetzt nahte der Geliebte Herrn Steiner, und überreichte ihm das hervorgezogene und geöffnete Taſchenbuch. Nach einer artigen Verbeugung bat er ihn freundlich, den Inhalt durchzuſehn.

Dies that Herr Steiner, anfangs mit einigem Erſtaunen, demnächſt mit einigem Naſerümpfen und Kopfſchütteln. Das Taſchenbuch enthielt in werthgültigen Papieren die nette runde Summe von Zweitauſend Thalern.

Hm — fing Herr Steiner auch an — ich wundre mich, hätt’ es nicht geglaubt. Aber — wenn nur — nein, ich mag nicht denken —

Etwas gereizt fiel der Jüngling ein: Ich hoffe nicht, daß Sie auf das Entfernteſte argwohnen könnten, ich wäre auf irgend einem unlautern Wege in den Beſitz der Summe gekommen. Wär Ihnen gefällig, unſre Handelsbücher durchzuſehn, will ich ſie mit Vergnügen vorlegen, allenfalls noch eine Waareninventur in Ihrer Gegenwart vollziehn. Aber ich habe ſeit etlichen Jahren kleine Artikel für meine Rechnung gekauft, oder anfertigen laſſen, und einiges Glück damit gehabt. Auch ſpekulirte ich bisweilen auf Papiere. So ward mir es möglich, das Kapitälchen anzuſammeln.

Herr Steiner ſah nun ſchweigend drein, aber doch mit Augen wie der ungläubige Apoſtel. Er ſchien nicht begreifen zu können, wie der junge Pipel, der, ſeiner Meinung nach, immer ſchon bei weitem mehr ausgegeben, als er einzunehmen gehabt hätte, ſich Zweitauſend Thaler ſparen ſollen.

Der alte Pipel, welcher aufgeſtanden und hinzugetreten war, rief jedoch ziemlich wohlgelaunt: Hat der Page wirklich das Geld? So iſt es, hol mich der Schneider, viel!

Nicht wahr? ſchienen Julchens leuchtende Augen zu fragen. Sie eilte zugleich aber hin, das Rumglas noch ein Mal zu füllen, und dem Amtmann nachzutragen. Gehorſamer Diener, rief er, und leerte es.

Dann ſtrich er ſeinem Sohn, der es mit großem Vergnügen ſah, wie Julchen ſich um ſeines Vaters Wohlwollen bemühte, und nicht unglücklich darin zu ſein ſchien, mit einiger Zufriedenheit die Wangen, klopfte ſie auch dergeſtalt gellend, daß man urtheilen konnte, dieſe väterliche Zärtlichkeit müſſe einen empfindlichen Schmerz verurſachen.

Dieſer wußte aber längſt, daß bei ſeinem Vater die Darreichung einer Art Ohrfeigen, ſo viel gelte, wie bei Fürſten ein ertheiltes Ehrenkreuz, und äußerte deshalb alle Freude. Von neuem hob er auch wieder an: Es iſt eben eine Putzhandlung zu verkaufen, eine alte, die ſeit vielen Jahren lebhafte Geſchäfte macht. Sechstauſend Thaler fordert man für das Lager. Es iſt wohl aſſortirt, ich kenne es. Gäbe ich Zweitauſend darauf, ließe man das übrige Kapital wohl ſtehn, ich konnte es leicht verzinſen, und, bei einigem Glück, allmählich abzahlen. Und einigem Glück hoffe ich entgegen ſehn zu dürfen. Ich habe mich bemüht, mein Fach gründlich zu erlernen, die erwähnte Handlung hat große Kundſchaft, und vielleicht würde mir ein Theil der unſrigen folgen.

Die letzte Hoffnung war, aus Nebengründen, nicht recht nach Julchens Sinn, doch ließ ſie keine unwillige Miene darüber entſtehn, blickte aber ihrem Vater mit einer gewiſſen blöden freundlichen

Dreiſtigkeit in die Augen. Sie forſchte darin um Beifall, für des Geliebten, wie ihr dünkte, wohl conditionirtes kaufmänniſches Räſonnement.

Allein Herr Steiner ſah weg, ging umher, und pfiff ein kleines Solo, das man von einem Drouet würde lieber gehört haben. Sein Pfeifen ließ ſich überhaupt dem Gackern eines Huhns vergleichen, einmal, weil es nicht angenehm klang, und weil er dann auch [illegible]er zu brüten pflegte.

Einem Hahn ſchien der Amtmann hingegen ähnlich, wenigſtens an [illegible]it. Auch wie krähend nahm er jetzt das Wort: [illegible] mich der Schneider, der Page ſpricht wie ein Buch! Und wahrhaft rumcordial, ſetzte er hinzu. Was meint Ihr, Freund Steiner?

Da keine Antwort erfolgte, [illegible]elte er, nur ſo in den Bart, dann [illegible]ckt, fort: Es iſt mir nur, weil mir das [illegible] gefällt — und weil der Page doch Zweitauſend Thaler hat, ſeht nur einmal, und — wenn die jungen Leute beſtehn könnten, und — wie die [illegible] hat bei dem Pagen, wie das [illegible]aul, hat es ja ſo ein Anſehn — nun, da ſeh ich auch nicht ein, warum wir nicht — was ſagen Sie, Madam Steiner? Reden Sie, auf Heirathsſachen verſtehn ſich die Frauenzimmer beſſer, als wir Mannsleute!

Sie ließ ſich ein, aber auf Entſchuldigungen, die ſie aus ihrem ſtiefmütterlichen Verhältniß beredt herleitete. Sie könne, hieß es, nicht wohl Nein, und eben ſo wenig Ja zu der Sache ſprechen. Im erſten Fall würde ſie Julchen einer ſtiefmütterlichen Härte beſchuldigen, im andern auch über ſie klagen, wenn die gewünſchte Heirath, wie es doch möglich ſei, den fröhlichen Hoffnungen des jungen Pärchens nicht entſprechen ſollte. Da könnte es wohl einmal heißen: eine rechte Mutter würde ſorgſamer geprüft, keinen übereilten Schritt zugegeben haben. Ihr bliebe daher nichts übrig, als die Entſcheidung allein ihrem Mann zu überlaſſen.

Iſt meine Frau, rief Dieſer, doch ein Mal ſo vernünftig, das zu thun? Das hätt' ich ihr kaum zugetraut. Ja, mein liebſter Oberamtmann, verſtehn ſich die Frauenzimmer auf Heirathsſachen, wiſſen ſie doch von Handelsſachen nichts. Und die Handelsſache muß hier doch vorangehn, wie man bei andern Gelegenheiten auch, und gewiß ſinnig, zu ſagen pflegt: erſt Naſen, dann Brillen. So mancher junge Menſch, der eine Handlung übernimmt, denkt auch, die Leute werden ihm das Haus nach ſeinen Waaren einlaufen, und die Beſtellungsbriefe werden mit jeder Poſt dutzendweiſe eingehn. Kommts aber zur Sache, wird das Gähnen im Laden ſein Zeitvertreib, und iſt der Sonnabend da, hat er die Woche nicht drei Verkäufe notirt, und das ſind vielleicht noch Bagatellen, wovon es nicht zu reden lohnt. So gehts denn eine Woche um die andere, die Hoffnung, es ſoll beſſer werden, täuſcht, aber die Termine, wo er zahlen ſoll, kommen heran, und Holland iſt in Noth. Ich hab es auch oft geſagt: wenn der Kaufmann mit Schulden anfangt, und die Intereſſen mit aus der Schüſſel eſſen, hat er ein Kröpelfuhrwerk, und damit kömmt man fort, es iſt aber auch danach, ſo lange Weg und Wetter gut ſind. Wenn ſie ſich gar noch ändern, was bekanntlich oft geſchicht, ſitzt man im Moraſt oder Sand feſt.

Julchen hatte keine Luſt gefühlt, dies, auch wohl conditionirte, kaufmänniſche Räſonnement anzuhören, war vielmehr bei ſeinem Anfang ſchon hinausgeſchlichen, um in der Küche nachzuſehn, ob die vorhin beſtellte Geſundheitschokolade nun bereitet ſei. Sie war ihr eigner Einfall geweſen, und nach einem klug berechnenden Takt, denn Rum genoß ihr Vater nicht, floh überhaupt die hitzigen Getränke, aber eine Taſſe ſogenannter Geſundheitschokolade, welche keine Hitze machen ſollte, erregte ihm einen angenehmen, aromatiſchen Wohlgeſchmack, nährte ihn auch, ſeiner Meinung nach, vorzüglich. Er würde ſich deren öfter bedient haben, die Wirthlichkeit ſeiner Ehegenoſſin hielt aber jede Chokolade für einen theuren, obenein unnützen, Luxusartikel, als ob ſie die Erfahrung gemacht hätte, es ſei es mit dem von ihm behaupteten fetten Nährſtoff nichts. Julchen aber hatte vermeint, heute könne wohl etwas darein gehn, und aus eigenen Taſchengeldsmitteln die braune Tafel holen laſſen.

Eben war Herr Steiner mit ſeiner Rede bis an den Moraſt oder Sand gelangt, und hätte ſie wohl noch bergan fortgeſetzt, als die anmuthige Hebe mit dem ſchäumenden Becher eintrat, und ihn dem verwundert überraſchten Kaufmann hold darreichte.

Der junge Vivel war verſtändig genug, um die kleinen Hülfen, die ſein kluges Liebchen zu geben ſich bemüht, ſcharfſehend wahrzunehmen, und ihm war dabei, als ob das Herz in ſeiner Bruſt einen Freudentanz begönne. Um aber auch nicht unthätig zu ſein, worauf Julchen hätte zürnen können, gab er eine neue Parlamentsrede zum beſten, die er mit ſanfter, ſein untergeordnetes Verhältniß gegen einen erfahrnen Kaufmann bezeichnender, Beſcheidenheit vortrug, die gleichwohl aber mancher Schlagworte, die er auch mit Nachdruck zu betonen verſtand, nicht ermangelte. Er ſuchte darin zu überzeugen: daß es doch zu weit gegangen ſein dürfte, wenn ein Anfänger nur dem Mißgeſchick entgegen ſehn wolle, ohne dabei auf günſtige Ereigniſſe, die ihm doch auch nahen könnten, zu zählen. Was ihn beträfe, ſo zweifle er nicht, daß jener launigen, unbeſtändigen Macht, die wir Glück nennten, keineswegs zu vertrauen ſei, und daß nur zu Viele ſchon die auf ſie geſetzte Hoffnung getäuſcht, ſelbſt zu Grunde gerichtet habe, doch glaube er auch, daß ein recht ernſt thätiges, mit Sachkunde geordnetes, Streben die Göttin am Erſten noch für ſich gewänne, wovon er auch manches Beiſpiel geſehn. So dächte er es auch zu halten, daneben zu einer doppelten Anſtrengung bereit, wenn ihm das Glück dennoch mit Treuloſigkeit verfolgen ſollte, und ihm wäre ein Kaufmann bekannt, dem ſich die Nothwendigkeit, ſeine Zahlungen einzuſtellen, ſchon ganz nahe aufgedrungen hätte, und dem es, durch einen ausgezeichnet rüſtigen Kampf gegen ſein böſes Schickſal dennoch gelang, das Unheil abzuwenden.

Wie geſagt, rief Herr Pipel senior, der Page ſpricht wie ein Buch! Er hat recht, die Soldaten pflegen zu ſagen: wenn alle Kugeln träfen, möchte der — Gott ſei bei uns — in den Krieg gehn, und ich ſage: wenn es nichts wie Unglück in der Welt gäbe, möchte — Dieſer und Jener ein Menſch ſein. Zweitauſend Thaler hat er ſich auch geſpart, alſo — noch ein Mal, Freund Steiner! Was meint Ihr?

Dieſem mundeten eben die letzten Tropfen der ſüßen Chokolade, und er lächelte wie ein heiterer Frühlingsmorgen.

Wir brauchen ja, fuhr der Amtmann fort, es nicht gerade zu verſchwören, auch noch etwas zu thun. Und iſt der nächſte Wollmarkt gut, hol mich der Schneider, ſo greif ich in die Taſche!

Nun ſah Herr Steiner trüb drein, wie ein neblichter Herbſtabend. Es war etwas zur Sprache gekommen, wovon er nicht hören zu wollen ſchien.

Seine Gattin mengte ſich aber ein, vorerſt die Achſeln zuckend und in abgebrochenen Worten die Unmöglichkeit einer baaren Mitgift für Julchen andeutend. Doch ſetzte ſie hinzu: mit Kleidungsgegenſtänden und Linnenzeug wäre das Mädchen hinlänglich verſehen, es könne auch von manchem Stück Hausrath, das ihr zugetheilt würde, noch die Rede ſein, da wäre zum Beiſpiel, das große Kleiderſpind in der grünen Stube, der altmodiſche Spiegel auf dem Boden, der ſo nicht gebraucht würde, der zweite kupferne Keſſel, der ſeine acht Eimer faßte, und mehr —

Der junge Liebende unterließ nicht, großmüthig zu erklären, daß er auf jede Mitgift oder Ausſtattung bei Julchen Verzicht leiſte, ſein Vater mußte aber wohl bei der genannten fahrenden Habe denken: auch gut, denn es förderte die Sache näher an ihr Ziel. Wollte man, rief er, die Heirathen immer ſo lange bedenken, würde, hol mich der Schneider, nicht eine zu Stande gebracht. Kurzum, mein Wort geb ich den jungen Leuten, und Freund Steiner wird es ja auch wohl thun. Madame Steiner, fahren Sie ihm nur ein Paar Mal mit der Hand über die Backen. Es hilft, das wußte meine ſelige Frau wohl.

Der Kaufmann wehrte ſchon mit der Hand ab, ungeachtet ſeine Gattin noch keine Miene machte, die ihrige in Bewegung zu ſetzen. Doch nahm er das Wort: Nun — nun, man muß doch Alles näher unterſuchen. Welche Handlung iſt zu verkaufen, Herr Pirel?

Der junge Mann entgegnete: Die der Laurentiſchen Erben.

Eh ich mich weiter erkläre, hieß es nun drüben, will ich noch hin, Alles mit eignen Augen anſehn. Vielleicht iſt auch noch abzuhandeln.

Gut, verſetzte der Amtmann, Paulus ſagt aber: was ihr thun wollt, thut bald. Und verſich ich des Töchterchens Augen, ſprechen ſie wie der Apoſtel.

Es kann heute Nachmittag geſchehn, ſagte Herr Steiner, ich kenne die Laurentſchen Erben.

So weit alſo waren die Liebenden, nach der langen Familiendebatte, gekommen. In der freudigen Haltung des jungen Mannes zeigte ſich nun zugleich eine feſte Sicherheit, er zweifelte nicht mehr, daß Herr Steiner mit dem beſchloſſenen Ankauf zufrieden würde geſtellt ſein, hielt daher nun alle Schwierigkeiten überwunden, von Julchens Herzen ſchien aber nicht jeder Fels gewichen, es hatte ein Anſehn, als ob ſie ängſtlich noch ein Hinderniß ahne. Dennoch waren ihre Augen nie ſchöner geweſen, als eben jetzt, wo ſie verſtohlen damit nach dem Geliebten blickte, und den Ausdruck des Entzuckens darin zu hemmen ſuchte.

Indem trat, ohne erſt anzuklopfen, ein Menſch in einfacher, doch nicht gefälliger Kleidung, und von ungehobelter Manier herein. Es war der ehrliche Hausknecht aus der Handlung, welcher der junge Pipel vorſtand. Ohne ſich bei überflüſſigen Höflichkeiten aufzuhalten, berichtete er gleich und trocken: die Frau Commerzienräthin hat geſchickt, Sie möchten auf den Abend bei ihr eſſen, Herr Pipel!

Die beiden älteren Männer hörten das gleichgültig, Frau Steiner ſpitzte die Naſe, Julchen hatte aber ein Anſehn, als wäre eine Schreckensbotſchaft eingetroffen, und ſank entfärbt in einen Stuhl, der Geliebte preßte ſich dagegen an den Meldungsbringer, und fliſterte ihm leiſe zu: Eſel, was kömmſt Du ſo gerade herein? Scher Dich zum Teufel!

Nu, wenn man's nur weiß, brummte der Hausknecht, und ging mit derb aufklappenden Tritten nach der Zimmerthüre. Dort wandte er ſich aber um, und fragte ſtier: Werden Sie kommen? Der Bote iſt noch da.

Höchſt verlegen antwortete der junge Mann: Nein — ich laſſe mich entſchuldigen — bin unwohl —

Leiſe fügte er noch hinzu: meine gehorſamſte Empfehlung, die Frau Commerzienräthin möcht' es nicht ungütig nehmen. Oder ſage nichts, der Menſch ſoll warten, ich komme gleich ſelbſt.

Damit ſchob er den Rauhbeinigen — deſſen unglatte Fußbekleidung ihn zu dieſem Namen berechtigte — vollend zur Thüre hinaus. Von dem Nu, Gott bewahre, das Letzterer während dem murrend ausſtieß, klang nur ein Wort ins Zimmer zurück, die übrigen verhallten draußen.

Ich weiß ſchon, fing Herr Pipel junior wieder an, es iſt ihr Geburtstag, ein guter Freund hat

Schuld, daß ich eingeladen bin, ſie wollen Sprüchwörter ſpielen, denken, ich paſſe auch dazu, aber ich gehe nicht hin — muß nur nach, der einfältige Hausknecht möchte es unrecht beſtellen.

Jetzt nahm er den Hut, machte eine ſchnelle Rundverbeugung, und eilte hinaus.

Der Amtmann fragte mit einiger Spannung: Was iſt denn das für eine Frau Commerzienräthin? Herr Steiner entwarf ihm mit etlichen dürren Worten ihre Charakteriſtick. Wenig davon erbaut, fragte Jener von neuem: Wie iſt der Page denn mit der bekannt geworden?

Der Kaufmann erwiederte: Das trifft ſich wohl. So ein junger Menſch kömmt da und dort in Geſellſchaft, die alten Tanten ſpielen gern eine Parthie Whiſt, bitten junge Leute, die können nicht gut es abſchlagen —

Und verſpielen doch wohl ihr Geld, fiel der Amtmann ein, ſchon aus Artigkeit.

Der Kaufmann lächelte: Dies mag bisweilen wohl kommen. Ein gutes Kartengeld wird auch abgeſetzt, das muß die Koſten vom Thee und Abendbrot decken.

Schon kam der junge Pipel aber zurück, ſagte, er hätte den Hausknecht nun gehörig bedeutet, und erinnerte Herrn Steiner noch freundlich an die

Zuſage, die Laurentſchen Erben heute ſprechen zu wollen. Als er hierüber eine Verſicherung erhalten hatte, empfahl er ſich von neuem, und lehnte die Einladung zum Mittagseſſen ab, weil ſeine Geſchäfte, wie er ſagte, ihm nicht vergönnten, ſo lange vom Hauſe zu bleiben.

Nach ſeiner Entfernung beſprachen die Alten das Vorliegende weiter, und nach ihrer Art breit umſtändlich, Julchen blieb aber ungemein verſtimmt, konnte ſich auch während des Mittageſſens nicht aufheitern.

Wie man davon aufgeſtanden war, behielt ſie noch ihren traurigen, etwas verſtörten Blick, ungeachtet ſie doch ihres Vaters Hut und das altſittige ſpaniſche Rohr, welches er zu tragen pflegte, aus dem Nebenzimmer holte, was ihm daran denken half, daß er ausgehn wollen.

Mit einigem Lächeln ſchritt er nun auch zu Werk, blieb mehrere Stunden aus, kam jedoch von ſeinem Gang recht befriedigt zurück. Den Amtmann auf die Seite rufend, eröffnete er dieſem, wie er ſich genau überzeugt hätte, die verkäufliche Handlung ſei vollkommen werth, was man dafür fordere. Er habe dem ungeachtet Tauſend Thaler weniger geboten, worauf man ſich nicht einlaſſen wollen, ihn aber an den Rechtsgelehrten, dem die

Erbtheilung übertragen ſei, gewieſen hätte, ſo daß wohl noch einige Ermäßigung des Preiſes zu hoffen ſtehe. Käme es aber auch nicht dahin, würde immer der Kauf als nicht unvortheilhaft zu betrachten ſein, um ſo mehr, als der alte Ruf und die ausgebreiteten Geſchäfte dieſer Handlung bekannt wären.

Victoria, jubelte nun der Amtmann, ſo laßt den Pagen kaufen, und ihn das allerliebſte Julchen ſich nehmen. Er iſt wohl noch ſehr jung, man pflegt aber auch zu ſagen: Jung gefreit, hat Niemand gereut, und wer es recht bedenkt, muß, hol mich der Schneider, auch geſtehn, daß was darin ſteckt.

Hahaha, rief Herr Steiner, ich habe auch oft geſehn, daß zuletzt eine Lüge darin ſteckte. Und es hatte auch ſeinen guten Grund.

Doch ſetzte er milder, gleichſam aufgethaut, hinzu: Aber ſeit ich die Laurentſche Handlung geſehn habe, und überzeugt bin, daß Ihr lieber Sohn beſtehn kann, wenn er Chef dieſer Handlung iſt, möcht ich beinah auch Ja ſagen. Was ſagſt Du, mein Kind?

Frau Steiner entgegnete ſpitz: Da wir Frauenzimmer nichts von Handelsſachen verſtehn, ſo muß ich es Dir allein überlaſſen, mein Kind!

Ihr Mann lächelte: Ein ſeltner Fall, daß ſie das thut.

Herr Pivel merkte etwas ſchneidend an: So würde ich an Ihrer Stelle denken: wer einmal das Kreuz hat, ſegnet ſich, und entſcheiden.

Es hatte, nach ſeiner Miene, ein Anſehn, als wollte Herr Steiner, das Kreuz betreffend, auf eine Nebenbemerkung eingehn, doch unterdrückte er ſie noch, und ſagte kathegoriſch: Nun, Herr Oberamtmann, ich bin es zufrieden!

Topp, rief Dieſer mit einem derben Handſchlag, künftige gute Verwandtſchaft!

Er ſah ſich dabei nach irgend einer geiſtigen Flüſſigkeit um, weil er meinte, toaſtartige Exklamation dürfe nicht trocken den Lippen entfliehn. Auch ſtand noch eine Weinflaſche vom Mittag auf einem Nebentiſch, und Herr Steiner eilte, zwei Gläſer zum Anſtoß zu füllen. **Julchen**, die ſonſt wohl dies Geſchäft übernommen haben würde, befand ſich nicht mehr im Zimmer, war unbemerkt hinausgegangen.

Der Amtmann, es nun erſt wahrnehmend, fragte: Wo iſt denn das liebe Kind geblieben?

Es hatte ſein Befremdliches, daß Julchen, eben als die große Frage über ihr Lebensſchickſal zur abſchließenden Beantwortung vorlag, ſich entfernen konnte. Aus einem weitgetriebenen jungfreulichen Zartgefühl würde es zu erklären geweſen ſein, obſchon diesmal unrichtig. Ihr wurmte, wie man es zu nennen pflegt, etwas, und vielleicht mehr wie das Eine.

Die verwünſchte Einladung ihres Liebhabers zur Commerzienräthin beunruhigte das arme Mädchen unſäglich. Nun hätte man allerdings gar nicht vernünftigerweiſe vorausſetzen dürfen, eine junge blühende Schönheit würde auf eine funfzigjährige Carricatur eiferſüchtig ſein, aber eine vernünftige Eiferſucht hat es auch nie gegeben, und die gehäſſige Leidenſchaft ſcheint den Liebenden — und zwar je feuriger ſie es ſind — recht eigentlich vom mißgünſtigen Schickſal beigeſellt, als ob ſie, ohne dieſelbe, für ſterbliche Weſen zu glücklich ſein würden. Und Julchen hatte übrigens gehört, ſogar mit eignen Augen geſehn, daß ihr der junge Pipel viele artige Aufmerkſamkeit zu bezeigen pflegte, ja, in der Stadt hatte ſich das Gerücht ſchon ein Mal verbreitet, er wolle ſie heirathen. War es ſchon nicht glaubwürdig, hatte für ein liebendes Mädchengemüth doch immer jene Einladung ihr Ängſtigendes.

Und es blieb nicht einmal nur dabei. Die Couſine Lottchen hatte am Morgen, während des Mittageſſens, und ſpäterhin der Familienſcene als beharrlich ſtumme, doch wie es ſchien, nicht gleichgültige, Zuhörerin beigewohnt, Julchen allein aber ihre ergriffene ernſte Aufmerkſamkeit, ihre ſichtbar geſpannte Neugier, wie das enden würde, ihr je mehr es ſich zum Ausſchlag näherte, auch röthender flammendes Antlitz, und endlich eine Art ſpöttiſcher, höhnender Reſignation, mit glühendem Zorn vermengt, beobachtet, oder zu beobachten vermeint. Sie deutete die Zeichen dergeſtalt aus, daß Lottchen immer noch die Hoffnung genährt hätte, ſie würde mit ihren Reizen den Sieg davon tragen, und ſich von dem ſchönen jungen Pipel als Braut heimgeführt ſehn. Lottchen war ihm auch, bei ſeinem erſten Erſcheinen, mit einer faſt zärtlichen Freude entgegen getreten, hatte ihm dann aber eine ſchneidend kalte, finſtre Nichtbeachtung widerfahren laſſen, um ſo mehr glaubte die Andere zu errathen, was in Lottchens Herzen vorging.

Die alten Perſonen aber, die ſich auf keine Nebenwahrnehmung einließen, beſprachen nur das Vorliegende weiter, und Herr Steiner ſagte dann zum Amtmann halb laut: Ich werde den lieben Sohn zum Abendeſſen herbitten laſſen, und bei der Gelegenheit wollen wir — wenn es Ihnen ſo gefällig iſt — die jungen Leutchen mit einander verſprechen.

Bene, rief der Grünpelz, mir ſchon recht. Da werden wir, hol mich der Schneider, einen recht vergnügten Abend haben, und der Zeiten uns zurückerinnern können, wo wir auf Freiers Füßen gegangen ſind. Iſt man erſt grau auf dem Schädel, hat man ſo nichts mehr, als das Zuſehn, wenn ſich die Kinder freuen, und bisweilen ein luſtiges Andenken beſſerer Tage. Überhaupt iſt der Menſch zeitlebens ein Narr. Jung, lebt er in der Zukunft, alt, in der Vergangenheit, was immer doch nur träumen iſt, eine Zeit, wo er klug die Gegenwart genöſſe, hat er gar nicht.

O wie wahr, ſeufzte Herr Steiner, fügte aber leiſe hinzu: Erlauben Sie, es giebt doch eine Zeit, wo man ſich die Gegenwart munden läßt. Die Brautleute thun es, von dem Augenblick an, wo ſie verliebt geworden ſind, bis zur Hochzeit, und noch ein wenig darüber hinaus, in den ſogenannten Flitterwochen. Aber man hat freilich das kleine Blumenbeet durchſchritten, eh man es ſich verſieht, und dann geht der Weg über dürres Haidekraut mit Diſteln durchpflanzt bis — bis —

Nun, fiel Herr Pipel ein, bis an den Eingang zum ewigen Frühling.

Taback nehmend, raunte ihm der Kaufmann zu: Wenn das nur auch gewiß iſt —

Ei, donnerte der Amtmann, wem kann da nur ein Zweifel beifallen! Glauben Sie mir, wüßt' ich nicht gewiß, ohne alle Einſchränkung gewiß, daß leben eigentlich nur todt ſein heißt, und ſterben aufleben, noch heute ſchöß ich mir eine Kugel durch den Kopf!

Über die Kraftworte erſchrocken, ſchwieg Herr Steiner, und eilte hinaus, um die Magd zum jüngeren Pipel zu ſenden.

Lottchen, obwohl ziemlich verſtimmt, hatte doch auf das obige Geſpräch ſo ſcharf gemerkt, daß ihr auch die leiſen Worte nicht entgangen waren. Jetzt ſagte ſie ungemein hold: Ei, mein Herr Oberamtmann, wie freut es mich, daß Sie ſo überzeugt an unſere Fortdauer glauben. Davon höre ich überhaupt ſehr gern ſprechen, denkende Männer nehmlich, und die ſchönſte, erhabenſte, troſtreichſte Hoffnung der Menſchheit achtende, Zweifler nicht.

Seht doch, mein liebes ſcharmantes Kind, rief der Amtmann erwärmt, und Lottchen die Hand reichend, brav von Ihnen, daß Sie ſo fühlen, recht brav!

Frau Steiner ſchien einer moraliſch-philoſophiſchen Abhandlung — die hier auch ſo wenig an ihrem rechten Platze war, als die redenden Theile ihr gewachſen — vorbeugen zu wollen, denn ſie hob ein davon ganz verſchiedenes Geſpräch an.

Julchen aber empfand einen heftigen Unwillen gegen die Couſine. Stets ſind die Liebenden zum Befürchten geneigt, und Julchen war es im hohen Grad, weil ſie im hohen Grad liebte. Daher bildete ſie ſich nun ein, Lottchen ſuche den Amtmann dergeſtalt zu gewinnen, daß ihm der Wunſch erwachen möchte, in ihr ſeine Schwiegertochter zu ſehn.

Doch entfernte ſich Lottchen bald aus der Geſellſchaft, nachdem ſie der Gattin des Kaufmanns geſagt hatte: ſie müſſe die Tante Grubner beſuchen, deren Krankheit zunehmen ſolle, und die ihr Ausbleiben ſonſt einen Mangel an Achtung nennen dürfte.

Mit dieſer Tante hatte es folgende Bewandniß. Sie war hoch in den Siebzigen, die Wittwe eines fürſtlichen Raths, und man ſagte ihr ein Vermögen von mehr als Zwanzigtauſend Thalern nach. Drei Verwandte — worunter auch Lottchen ſich befand — hofften ihre Erben zu ſein, ermangelten daher auch nicht, ſie am Neujahr und an Geburtstagen mit Glückwünſchen ſorgfältig zu bedienen, ſuchten einander in öfteren Erkundigungen um ihren Geſundheitszuſtand den Rang abzulaufen, obſchon jeder Theil ihr die Freuden der Ewigkeit von Herzen gegönnt hätte. Es gab auch eine Ausſicht für ſie, bald dazu emporzuſchweben, indem ihr ſchon langwieriges Übel von den Ärzten für eine Waſſerſucht erklärt ward.

Julchen vermuthete aber, die Couſine räume nur das Feld, um nicht Zeugin der feierlichen Scene zu ſein, wovon die Alten vorhin geſprochen hatten, und fühlte die Bruſt erleichtert, als Jene verſchwunden war.

Der Abend nahte, und ängſtlich beſchäftigte Julchen die Frage: ob der Liebhaber ſich auch einſtellen würde? Kam er nicht, ſo leuchtete auch ein, daß er, ſeiner Verſicherungen ungeachtet, der Frau Commerzienräthin ſeine Gegenwart geſchenkt hatte. O wie würde Julchen ſie darum beneidet, und ſich ſelbſt verwundet gefühlt haben!

Die Magd brachte gleichwohl den Beſcheid: daß er die Ehre haben würde aufzuwarten. Mit ihm kehrte die ſchon merklich von Julchens Antlitz gewichene Röthe zurück, und als der junge Pivel — freilich nach einem etwas langen Ausbleiben, worin die Minute dem harrenden Mädchen eine Stunde galt — ins Zimmer trat, ſchienen Julchens vorhin ziemlich ſtrahlenloſe Augen wieder Beſtandtheile von Juwelendiademen zu ſein.

Der Amtmann hatte vorher noch mit dem Steinerſchen Ehepaar viel beſprochen und erſprochen. Als er nun den Sohn wieder ſah, fühlte er auch eine Ungeduld, ihn auf dem Wonnegipfel zu ſehn. Deshalb rief er bald: Pagel, weil Du doch ein ſo guter Wirth biſt, und Dir Zweitauſend Thaler geſpart haſt, weil es auch ſcheint, Du wirſt Deinen Plan mit der Laurentſchen Handlung ins Werk richten können, wenn Du nehmlich immer fleißig und ſparſam bleibſt, ſo will Herr Steiner ſo gütig ſein, Dich mit ſeinem lieben Töchterchen zu verſprechen.

Froh erröthend machte der Sohn dem Kaufmann eine Verbeugung, und dieſer nahm Julchens Hand, legte ſie in die ſeinige, und ſprach mit zurückgehaltener Rührung, weil er meinte, ſo was zieme dem Geſchäftsmann nicht: Sie iſt Ihre Braut, da, da!

Frau Steiner nahm dagegen Rührung an, bemühte ſich faſt weinerlich auszurufen: Der Himmel gebe ſeinen Segen zu dem Band! Nachher trocknete ſie die Augen, als ob ſie feucht geweſen wären, dennoch hatte es ihre, ſonſt fertigere, Weinekunſt es diesmal nicht dahin gebracht.

Der Amtmann hatte ſich aber ein Glas gefüllt, erhob es zuſammt der Stimme, und ſchier klirrten die Fenſter begleitend darein, als letztre aus ernſt vollherziger Bruſt ſich vernehmen ließ: Heiſa, aufs Wohl des jungen Pärchens! Hol mich der Schneider, mein Page verſteht ſich darauf, was hübſch iſt! Es giebt in der Stadt wohl keine junge Mannsperſon, die jetzt nicht in ſeiner Haut ſtecken möchte.

Einem Trunknen ſchien der Sohn nicht nur ähnlich, er war es in der That, einen ſüßeren Wonnerauſch hatte er nie empfunden, konnte es auch wohl nicht mehr, denn gewiſſe hohe Augenblicke reicht das Leben nur einmal. Doch überbot ihn Julchens Herz ohne Zweifel an ſeligem Entzücken. Die Verklärung ihres ganzen Weſens ließ deutlich ſehn, daß nicht Tomiris, als ſie den Cyrus überwunden, nicht Corinna, wie man ſie in Rom als Dichterin gekrönt hatte, von ähnlichen Triumphgefühlen konnten durchdrungen geweſen ſein. Mädchen ſind Feſtungen, die ſehnlich wünſchen, daß man ſie übergebe, doch an den geliebten Belagerer, o wie lange hoffte Julchen ſchon dem Augenblick ihrer Übergabe entgegen, durchlebte ihn im vorgenießenden Traum, der ſich nun zur Wirklichkeit umgeſtaltet hatte. Und nicht die Liebe allein beglückte ſie, auch der ſiegfreudige jungfräuliche Stolz. War ſie doch überzeugt, daß viele Mädchen — reiche und ſchöne dabei — ſich den Beſitz ihres Geliebten, den ſo manche Vorzüge ſchmückten, heimlich gewünſcht hatten, und ſie, die aus

Allen Erwählte, ſollte ſich nun von dem liebenswürdigen Jüngling heimgeführt ſehn. Jeden fremden Reiz hatten die ihrigen überwunden.

Aber ein Selbſtgefühl der ſtattlichen Art, die dem Mann ein edles Anſehn verleiht, wohnte auch, neben dem Liebeswonnenglanz in den Blicken ihres Geliebten. Es ſchien, er empfinde, mehr gethan zu haben, als nur einem Mädchen Liebe eingeflößt, was auch Vielen gelingt. Er hatte die Hinderniſſe, welche ſich ihm entgegen ſtellten, kräftig aus dem Wege geräumt, eine Aufgabe, die nicht jeder Liebende zu löſen vermag. Mit dem Ritterſchwert hatte Pipel nicht darein geſchlagen, auch weder Rieſen noch Lindwürmer vor ſich geſehn, wohl aber zwei zähe Väter, welche nur die Summe der Zweitauſend Thaler beſchwichtigen konnte. So waren die Zweitauſend Thaler indeß einem ſiegenden Schwert ähnlich geweſen, und oft iſt es Unbegüterten auch weit ſchwerer, eine namhafte Summe zu erſtreben, als etwa im Zweikampf eines wüſten Haudegens Meiſter zu ſein.

Genug es ging von dem Verlobten noch eine Art Heldenſchimmer aus, und welches Mädchen würde nicht dann um ſo bezauberter ſich fühlen. Recht ſcharfſehende Menſchenkunde würde bei dem Allen noch etwas in jenen Heldenaugen entdeckt haben, das Julchens liebender Umſicht fremd blieb. Nehmlich etwas Scheues, Unſicheres, wenn gleich nur ſchwach u. g. flüchtig angedeutet, ein Räthſel, welches in der Folge ſich löſen wird.

Der junge Kaufmann bewies übrigens auch, daß er die heutige Situation vorausgeſehn, und ſich wie ein Gentlemen darauf angeſchickt hatte. Denn kaum ertönte Herrn Steiners Weiheſpruch, als Jener eine Kapſel von rothem Marroquin aus der Taſche zog, ſie öffnete, einen Diamantring herausnahm, und ihn mit zärtlicher Ehrerbietigkeit an Julchens Finger ſteckte. Er paßte genau, weil Herr Pipel neulich ſcherzend einen Faden um dieſen Finger geſchlungen, dem Juwelier dergeſtalt das rechte Maaß verſchafft hatte.

Die Tochter des Bankier Lafitte in Paris mochte einen köſtlicheren Brautring tragen, doch war der hier in Rede ſtehende verhältnißmäßig auch ein werthvolles Kleinod. Der Geber hatte doch ſeine Hundert Dukaten dafür bezahlt, er wäre ſie denn darauf ſchuldig geblieben. Die, wenn auch nicht großen, Steine hatten doch Waſſer erſten Ranges, und eine geſchmackvolle Faſſung à jour, funkelten beim Zimmerlicht auch ſo hell, daß ſich männiglich drob wunderte, Julchen aber, an deren niedlichen Finger, man ſolche Glanzvorrichtung bisher nie geſehn, wandte kaum das leuchtende Auge davon, ſo daß nun die Strahlenblitze einander begegneten, gleichſam als wenn am Himmel einmal Jupiter und Venus ſich nahe ſtehn.

Aber die Väter ſtutzten ob dem blendenden Geſchenk, ihre Mienen drückten tadelnde Urtheile aus, und ſchienen Predigten über den Text zu halten: Junges Blut, ſpar dein Gut.

Auch waren die erſten Blicke, die Frau Steiner auf den Ring warf, mißbilligend, ſagten: das hieße des Guten zu viel thun, und ſich über ſeinen Standpunkt erheben. Ihr mochte dabei wohl einfallen, daß ihr Gatte einſt keine ſolche Bräutigamsliberalität gezeigt. Doch pflegte ſie auch gern ſich zu bewachen, damit keine mißgünſtige, oder andere gehäſſige, Empfindung an ihr wahrzunehmen ſei, deshalb änderte ſie ſchnell nun die Manier, ſagte dem Jüngling verbindliche Worte, bezeigte, der Ring ſtehe der Empfängerin ungemein wohl, und ſetzte dann, wieder an Jenen ſich wendend, mit holder Freundlichkeit hinzu: Nun mögen Sie der Tochter auch den erſten Bräutigamskuß geben.

Wie man ſchon denken wird, ließ er ſich das nicht zwei Mal ſagen, und Julchen, nachdem ſie eine abwehrende Stellung nicht ernſtlich angenommen hatte, fügte ſich mit niedergeſenktem Blick.

Bravo, rief der Amtmann, ſo iſt es in der Ordnung! Und in den Zeiten, Freund Steiner, in den Zeiten ſchmeckt ſo was noch. Aber ſpäterhin —

Da giebt ſich Alles, ſeufzte Freund Steiner, wir müſſen denken, das haben wir gehabt, und uns jetzt an dem Bacchus halten.

Nun füllte er die Gläſer, und ſtieß mit dem Leidensgefährten an. Seiner Gattin ſchien es jedoch anſtößig geweſen zu ſein, daß ihr Mann bereits in das ſalomoniſche Lied von der Eitelkeit irdiſcher Freuden einſtimmte — wobei ihr die Ausnahme am Bacchus vielleicht auch mißfiel — denn ſie kam zu den Männern her, ſetzte ſich an den Tiſch, und erlaubte ſich einige ſehr ſpitze, wiewohl moraliſch hoch löbliche Bemerkungen. Sie deuteten auf die Jugend unſeres Zeitalters hin, die männliche nehmlich, die, wie gar häufig, auch gar früh zu genießen pflegte, woraus nothwendig eine Verkürzung der ſpäten Genüſſe folgen müſſe. Die beiden alten Männer wurden ſo darüber betroffen, daß man die Zeichen erwachter Gewiſſensbiſſe in hellen Schweißtropfen auf ihren Stirnen ſah. Auch eilten ſie ein Geſpräch, das, wie nützlich auch, immer zu ſpät kam, vorüberzudrängen, und mit einem vom heutigen Wetter zu vertauſchen.

BIBLIOTHECA
REGIA

Der junge Pipel aber, und ſeine erklärte Braut, blieben in ihrem Abſtand, ja, ſie entfernten ſich noch weiter von der übrigen Geſellſchaft. Denn es war dem feinſinnigen Liebhaber nicht entgangen, daß ein Kuß vor Zeugen noch immer nicht den nektariſchen haut gout erreicht, deſſen er fähig iſt. Er nahm daher ſein Julchen an die elaſtiſche Hand, und ſchlich mit ihr in das offen ſtehende Nebenzimmer, wo ſich zwar kein Licht befand, doch aber ein ſehr trauliches Helldunkel, vom andern Gemach ihm mitgetheilt, herrſchte. Sie wollte nicht dahin folgen, blieb aber auch nicht zurück. Hier ließ er ſie Platz im Sofa nehmen, und wählte den ſeinigen ſo nahe, daß er bequem den Arm um die Geliebte ſchlingen konnte. Es iſt gar nicht zu ſagen, wie Julchen dabei zu Muthe ward.

Die reſpektable Geſellſchaft drüben am Tiſch bemerkte, daß Jene verſchwunden waren, und hörte ſogar, wenn einige Stille der Unterhaltung eintrat, womit die Lippen des jungen Pärchens ſich im Nebenzimmer beſchäftigten. Frau Steiner machte dazu — iſt der Vergleich nicht äſthetiſch, paßt er doch ungemein — das Geſicht eines Trompeters, der eben Lärm blaſen will, Herr Pipel senior hielt jedoch ihren Fanfare noch vor dem Ertönen zurück, indem er nach ſeiner, ſchon bekannten, Weiſe anhob: Laßt ſie doch! Das iſt jung, und ſind ſie nun doch verſprochen. Es wird ihnen ſchon einmal vergehn. Nur zu früh. Nicht wahr, Freund Steiner?

Dieſer hatte, in ſolcher Nähe der Frau, nicht den Muth, es zu bejahen, was ſonſt recht von Herzen würde geſchehen ſein, die Gefürchtete rief dagegen laut: Julie, aber Julie, wirſt Du nicht hereinkommen? Ziemt es, daß man ſich ſo von der Geſellſchaft trennt?

Weil die Tochter, bei ihren wichtigeren Verrichtungen, den erſten Ruf überhörte, und dadurch hier Zorn anregte, kam ein Geiſt liberaler Duldung auch über Herrn Steiner, und er fragte die gereizte Ehehälfte ſanft: Wie haben wir es als Brautleute gemacht, mein Kind? Was?

Eine Antwort erfolgte nicht, hingegen drang ein neuer Ruf ſo gellend ins Nebenzimmer, daß Julchen — nicht mehr thun konnte, als höre ſie ihn nicht. Es war ein Heimruf aus ſchöneren Oberregionen ins proſaiſche Erdthal zurück.

Dennoch ward ihm nun gehorcht, die Braut kam, gefolgt vom Bräutigam, mit ſcheuen, Verweiſe beſorgenden, Blicken aus ihrem Zwielicht in die untrauliche Helle.

Die Verweiſe wurden indeß abgeſchnitten, weil eben auch die Couſine Lottchen in die äußere Thüre trat. Sie mußte ihren Beſuch wenig in die Länge ausgedehnt haben, und berichtete, nachdem ſie den dargebotenen Platz und einen ſchmerzlichen Redeton angenommen, daß es mit der Kranken weit übler ſtehe, wie ſie es geglaubt. Der Arzt ſei gerade auch da geweſen, und ſie, Lottchen, hätte ihn beim Weggehn zur Thüre hinausbegleitet, und an der Treppe ernſtlich um ſeine Meinung befragt. Mit einem Achſelzucken hätte er geäußert: „Daß ſchon die Füße ſchwellen, entfernt mir alle Hoffnung.“

Ehrenhalber nahm ſie bei den letzten Worten ein Tuch vors Geſicht, trug aber doch Sorge, daß es mit Anmuth geſchah.

Der junge Pipel hatte die Gewohnheit angenommen, gern mit den Mädchen zu ſcherzen. Darum ſagte er auch jetzt: ſtirbt die Tante, wird die Welt einen doppelten Verluſt haben. Denn Sie grämen ſich todt, das ſehe ich voraus.

Sie können mir glauben, entgegnete Lottchen, daß mein Gram aufrichtig ſein wird. Und ſollte ich auch Sechstauſend Thaler, oder etwas mehr noch, erben, kann es mir immer kein Erſatz für eine ſo würdige Verwandte ſein, die mich ſtets wie eine Mutter geliebt hat.

Jener rief: Sechstauſend Thaler, und mehr noch? Das übrige dazu, und Sie werden eine ſehr brillante Parthie, dann auch wohl bald den ledigen Stand aufgeben.

Lottchen antwortete hierauf nicht, ſondern wich aus: Aber was ſeh ich denn hier ſo brilliren?

Sie meinte Julchens Finger, deſſen karfunkelnde Wirkung ſie gleich beim Eintritt gewahrt hatte.

Mit honigſüßem Stolz deutete Julchen auf ihn, der das Kleinod geſpendet, und ſagte: Jetzt kann ich das Vergnügen haben, Dir meinen Bräutigam vorzuſtellen.

Julchen hatte ſchon jenes Zwiegeſpräch nichts weniger als mit Zufriedenheit gehört. Sie hielt es für eine unziemende Prahlerei, daß Lottchen die Erbſchaft in Rede ſtellte, und zürnte der Abſicht, aus welcher es, wie Julchen vermuthete, geſchehen ſei. Eben ſo fand ſie es gar unzeitig, daß Pipel der Couſine Verbindliches geſagt. Und wie Letztere nun befremdet that, auch nur einen kühlen, ſteifen Glückwunſch zu Tage förderte, legte ihr es Julchen als Unmuth über mißlungene Hoffnung, und neidiſche Gefühle aus.

Dennoch nahm ſie es leichter, wie es ſonſt geſchehen ſein dürfte, weil jene trauliche Unterhaltung im Sofa die Wolken aus ihrem Gemüth ſo vertilgt hatte. Sie beſchloß auch, ihren Triumph am heutigen Feſtabend mit recht vollen Zügen zu genießen, und darüber zu wachen, daß ihre holde Freude durch nichts geſtört ſei.

Die Geſellſchaft ſollte aber noch ein Mitglied zählen. Der Portepeefähnrich, deſſen wir im Anfang unſrer Erzählung gedachten, ſtellte ſich ein, doch nicht im älteren Aufzug, vielmehr in einer neuen, mit glänzenden Schulterquaſten geſchmückten Offizieruniform, die ihm wirklich auch ein recht ſtattliches Anſehn gab, um ſo mehr, als ſich dieſer Artilleriſt nicht nur auf das Bombenwerfen verſtand, ſondern auch auf das in die Bruſt werfen.

Nachdem er den Wirth vom Hauſe beredt um Verzeihung gebeten hatte, ſo ſpät noch läſtig zu ſein, fügte er hinzu: Da ich jedoch Ihre gütige Theilnahme an meinem Geſchick kenne, und dieſen Nachmittag zum Lieutenant ernannt bin, wollt' ich mich ſchnell beehren, es Ihnen, mein Herr Steiner, und der werthen Familie, ganz ergebenſt anzuzeigen.

Nun beſtürmte man den fröhlichen Martisſohn von allen Seiten mit Glückwünſchen, wobei es auch verſchiedenartige Bemerkungen gab. Herr Steiner konnte nicht einſehn, wie der neue Lieutenant ſo ſchnell in die neue Uniform ſich hatte ſetzen können, bedachte aber nicht, daß er ſich, einer bald vermutheten Erhebung willen, ſchon lange auf eine eilig umwandelte Außenſeite mochte angeſchickt haben. Der Amtmann erzählte: ihn hätte ein alter General verſichert, daß man ſich weniger zur Excellenzwürde, als zum Lieutenantstitel freue.

Das begreift ſich wohl, fiel der ältere Kaufmann ein, denn ein Lieutenant kann ſich noch freuen. Auf der ſilbernen Hochzeit, oder gar auf der goldnen, wird auch kein Bräutigam ſo vergnügt ſein, wie auf der erſten.

Frau Steiner ſah hier mit ſchneidendem Unwillen auf ihren Mann. Lottchen, die es wahrnahm, ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Doch klang es etwas vorſchnell aus dem Mund eines Mädchens, als ſie nun das Wort nahm: Herr Lieutenant, nun — werden Sie gewiß auch bald heirathen. Nicht wahr?

Mein Fräulein, entgegnete der Offizier, meinten Sie, ob ich Neigung dazu fühle, ſo hätten Sie eine Gewiſſensfrage ausgeſprochen, bei der man ſich doch zu beſinnen pflegt, ob man ganz offen darauf antworten ſoll. Und verneinte ich ſie, würden Sie mir nicht glauben, mit Recht ſchließen, das wäre in meinem Lebensfrühling, und neben dem hohen Grad, in dem ich weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit verehre, unmöglich. Doch fragten

Sie beſtimmt: ob ich heirathen würde? Das käme aber nicht allein auf mich an. Der Gegenſtand meiner Liebe müßte auch wollen. Und noch die, welche auf ihn einen entſcheidenden Einfluß üben.

Wohl fiel es auf, daß er nach dieſen Worten ſich gleich an — Julchens Seite ſetzte, und bemüht war, ihr, wie man es nennt, viel Schönes zu ſagen. Dem guten Offizier ging es aber wie Herrn Pipel dem Sohn. Auch er ſcherzte gern mit artigen Mädchen, auch er war ſich einer nicht unvortheilhaften Geſtalt bewußt, die, ſeinen Erfahrungen nach, ſelten ohne Eindruck auf Jene blieb, und jetzt kam ihm noch die Offizieruniform, oder das höhere Kriegskleid zu Hülfe, woran ſchon im alten Griechenland — wie eine Polixena, Iphigenia, Helena u. ſ. w. bezeugen — die Mädchen Geſchmack fanden. Drängte er ſich heute, was doch nicht paſſend ſchien, an eine Braut, ſo entſchuldigte ihn auch, daß man verſäumt hatte, ihm bekannt zu machen, welcher Familienakt eben vorgegangen ſei.

Julchen ließ ſich einſtweilen die neue Huldigung gefallen. Theils vielleicht, weil ſie von dem Artikel — wie Alle — keine Feindin war, und theils auch, weil Herr Pipel vorhin gegen Lottchen ſich verbindlich gezeigt hatte, und die liebende Klaſſe in ſolchen Fällen gern Repreſſalien braucht. Dem ungeachtet ſtand ſie doch bald auf, und entfernte ſich weit von dem Lieutenant, denn er hatte ihr etwas geſagt, das ſie doch, in ihrer Brautkathegorie, nicht anhören zu dürfen vermeint, oder nicht bis zum Ende anzuhören.

Fräulein Julchen, hatte der Offizier angehoben, eigentlich danke ich Ihnen meine neue Dienſtſtufe. Auf ihre darüber geäußerte Verwunderung hatte er, romantiſch wie ein Paladin, erörtert: Ich erreichte mein Ziel früher, als ich es hoffen durfte, ſchritt ſogar einigen Kameraden, welchen längere Dienſtzeit mehr Anſprüche gab, voraus. Nur ein Streben, das meinen Obern ein mehr als gewöhnliches ſchien, kann ich als Urſache nennen. Dieſe Urſache hat jedoch wieder eine tiefer liegende, und zu einem höhern Streben erwacht nie der Antrieb allein in der eignen Bruſt, er muß von außen her beflügelt ſein. Nichts iſt dazu ſo geeignet als Schönheit, wenn ſie die Zauber und Wunder höherer Liebe in die Bruſt ſtrahlt, ſo ihren innern Raum verklärt, ihre Gefühle, ihre Willenskraft zum Göttlichen erhebt, und —

Hier ſprang Julchen vom Stuhl, und überließ dem Herrn Lieutenant, ſeine weiteren poetiſchen Darſtellungen in einem Monolog zu entwickeln.

Dies that er freilich nicht, allein er ſchien betroffen, von Ingrimm erfaßt, etwa wie ein Feuerwerker, der ein feindliches Magazin anzünden wollte, deſſen Bombe aber eine unſchädliche Richtung nimmt. Unſer Artillerielieutenant mochte aber gedacht haben, ſeine aus ſo guter Zündmaterie gemengten Worte müßten auf den Brennſtoff in Julchens Herzen mindeſtens wie ein congreveſcher Raketenſatz wirken.

Julchen hatte indeß ſehr wohl an ihrer zeitigen Flucht vor dem ſchweren Kaliber gethan. Schon zielten des Bräutigams Augen wie Pfeile auf ſie und ihren Nachbar, doch als ſie nun freundlich zu ihm kam, und einige leiſe Beſchwerde über die Zudringlichkeit der Militärperſonen geführt hatte, ließ er es gut ſein.

Die Militärperſon blickte mit einiger Verwunderung auf die Gruppe, welche ſie nun mit Herrn Pivel bildete, und die geeignet war, an Pſyche und Amor zu erinnern. Doch wurde auch bald wieder ſtolz davon weggeſehn, als bedeute die Sache zu wenig, um ihr Aufmerkſamkeit zu leihen.

Man traf jetzt Anſtalten zum Abendeſſen. Herr Steiner bat den Lieutenant, der ſeinen Hut nahm, zu bleiben. Das ſchlug dieſer jedoch rund höflichſt ab, erklärend, es wäre Sitte, daß angehende Offiziere die neuen Kameraden mit einem Souper und Punſch bewirtheten. Er hätte die Feſtlichkeit auch in einer nahen Weinhandlung angeordnet, und man erwarte ihn ohne Zweifel dort ſchon.

Dann machte er eine allgemeine Verbeugung, küßte Julchen die Hand, warf ihrem Geliebten einen verächtlichen Blick zu, und ſchied.

Herr Pivel wußte nicht recht, was er mit dieſem verächtlichen Blick machen ſollte. Hätte er aber auch ſeinen Grund richtig geahnt, würde er ſich immer auch haben ſagen können: Beati possidentes, eins der beruhigendſten Worte, die es giebt.

Des Anſtands willen begleitete der Wirth aber den Lieutenant hinaus. Es war dieſem lieb, er ſchien ſelbſt darauf gezählt zu haben, denn er händigte jetzt einen Brief, den er im Taſchenbuch verwahrt gehabt, dem Kaufmann ein, und ſprach dabei: Manches iſt beſſer ſchriftlich wie mündlich zu ſagen, deshalb wählte ich jene Form. Ich empfehle die Zeilen Ihrer Aufmerkſamkeit und Güte.

Und ſo hochfahrend aber, wie ein neugebackener Offizier es nur vermag, ſetzte er hinzu: Aber — ſagen Sie mir doch — zu meinem Erſtaunen mußte ich drinnen ſehn, wie vertraut das Kaufdienerchen da mit Ihrem Fräulein Tochter thut. Das würd' ich, auf Ehre, an Ihrer Stelle, nicht zugeben. Nun, was mich betrifft, ſo verſteht es ſich, daß ich von ſolchem Ladenſuitier gar keine Kenntniß nehme, er iſt unter meiner Kritik, ich ignorire ſeine ganze Exiſtenz. Schlafen Sie wohl!

Herr Steiner würde ihn ſchon eines Nähern unterrichtet haben, der Lieutenant, ohnehin flüchtiger Natur, war indeß nach ſeinen letzten, nicht rein Deutſchen, Worten wie weggeblaſen.

Daher ſchritt der Gebliebene ins Wohngemach zurück, öffnete ſeinen Brief am Licht, und ſchlug, nachdem er ihn durchlaufen, ein helles Lachen auf.

Doch erfuhren nicht alle Anweſende die Veranlaſſung. Den Amtmann hingegen führte er in das Nebenzimmer, und theilte ihm den Inhalt des Briefes dort mit.

Der Lieutenant hatte nehmlich in beſter Form darin um Julchens Hand geworben. Der kommt zu ſpät, lachte ihr Vater, und wenn er ſich auch zur rechten Zeit eingeſtellt hätte, ich glaube doch, ich hätte Nein geſagt.

Runde vorbei, Herr Lieutenant, rief der alte Pipel, Runde vorbei!

Hahaha, ich kann mir wohl denken, fing Jener wieder an, wie es zuſammenhängt. Er wird Geld zur Equipirung brauchen, und ſonſt wohl einſehn, daß mit dem Offiziergehalt ſchwer auszukommen iſt. Unſer Einen aber, wenn man nur etwas Geſchäfte macht, ſchreit Alles gleich für reich aus. Da hat er gedacht, er würde nicht allein die Tochter netto ins Proviſions-Conto notiren, ſondern ſie würde auch noch ein Tara von ein Reichsthaler Sechs-Achttauſend mitbringen. Ja, gehorſamer Diener, hätten wir andere Meſſen gehabt, ſo — aber —

Runde vorbei, wiederholte der Amtmann, ein ſolches *commercium* beſprach die Waare ſchon, da hat ein reſpektives Artilleriecorps das Nachſehn. Und wird heut zu Tage ſelten ein Mädchen um ihr Netto geheirathet, müßt Ihr doch geſtehn, Freund, daß mein Page kein Tara verlangt. Es iſt doch raiſonnabel von ihm.

Fängt ers recht danach an, ſagte Herr Steiner, kann er das Mädchen auch eher wohl ernähren, wie ein Offizier —

Mein Rath iſt aber, fiel Jener ein, daß von dem Brief den jungen Leuten nichts geſagt wird. Das Töchterchen würd' es nur unnützerweiſe beunruhigen, und der Page eiferſüchtig ſein, es könnte gar noch böſe Händel geben.

Recht, verſetzte der Kaufmann, ſie ſollen nichts davon erfahren.

Nun gingen die beiden Altklugen ins andere

Gemach zurück, wo Herr Steiner die Unwahrheit erzählte: der Offizier hätte bei ihm eine Anleihe machen wollen, zu der er jedoch kein Narr ſein würde, ſich zu verſtehn.

Dann genoß man die Abendmahlzeit, und mit allgemeinem Vergnügen. Julchen übernahm das Geſchäft der Hebe bei ihrem Bräutigam, und er machte zum erſten Mal die Erfahrung, daß gewöhnlicher Tiſchwein den Tokaier und Cyper an Wohlgeſchmack hinter ſich zurückläßt, wenn der Geliebten Hand die Gläſer füllt. Auch die Alten ließen ſich den Rebenſaft weidlich munden, und es fehlte weder an ausgebrachten Geſundheiten, noch an heiterem Scherz. Aber die Entzücken, die in der Liebenden Herzen ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, mußten dieſe nothwendig den übrigen Anweſenden entfremden. Sie verlebten die hohen, nur der Jugend und Liebe, und auch ſelten zugetheilten, Augenblicke, wo man dieſer Welt nicht mehr anzugehören, ſich bereits in einer ſchöneren eingebürgert wähnt.

Als ſich der junge Pipel nachher empfahl, meinte Julchen, eine Braut könne ſchon den Bräutigam höflich hinausbegleiten, und ſäumte nicht damit. Als ihre Mutter ein mißbilligendes Urtheil darüber fällte, rief der Amtmann: Was iſt es nun mehr? Die jungen Leute werden ſich draußen noch ein Schmätzchen im Dunkeln geben. Da ſchmeckt es beſſer, im Dunkeln iſt überhaupt gut munkeln.

Herr Steiner fragte ſie: Haben wir als Braut und Bräutigam es anders gemacht? O wir —

Ein Furienblick, welchen die Ehegenoſſin auf ihn richtete, legte ihm ein ſchnelles Verſtummen auf. Julchen kam auch ſchon zurück. Wer hätte ihr noch zürnen mögen, da ſie nur ſo kurze Zeit abweſend geblieben war.

Nie hatte ſich Julchen übrigens ſo freudig zu Bette gelegt, als dieſen Abend, wie ſich das auch von ſelbſt verſtand. Sie konnte nicht aufhören, ſich zu ſagen: nun bin ich eine verſprochne Braut, mit dem Geliebten, dem erſten, einzigen, den ich aus allen Jünglingen am Erdenrund würde erwählt haben, verlobt! Thront irgendwo eine Königin, die ſich mit meinem Glück meſſen dürfte? In dieſem Geiſt ſchwärmte ſie dann der ſeligen Zukunft entgegen, bis ſie Morpheus in die ſüßeſten Träume wiegte.

Nun konnte man erſt ſagen, daß Julchen im eigentlichen Liebſtadt angelangt ſei, bisher ließ ſich nur von einem — doch allerdings auch ſehr reizenden — vorſtädtiſchen Aufenthalt reden.

Und die jenem Abend nun folgenden Tage, wie überreich waren ſie an Erwartungen, die Julchens Fantaſie ſo angenehm beſchäftigten, daß in ihnen bereits hohes Glück wohnte, um ſo mehr, als ſich die Sehnende überzeugt hielt, die ſüßen Hoffnungen würden nicht unerfüllt bleiben. Jeden Morgen erwachte ſie mit dem Gedanken: ich werde ihn ſehn. Und mit ihm war der Tag auch zu einem ſchönen Feſt eingeweiht.

Ein Bräutigam iſt befugt, jeden Tag zur geliebten Braut zu kommen, und darf, bei Strafe zürnender Blicke, und ihm Kaltſinn vorwerfender Anmerkungen, ſchon nicht ausbleiben. Herr Pipel war zu feurig, gehorchte auch der anziehenden Kraft im Steinerſchen Hauſe von ſelbſt zu gern, als daß er ſolche Ahndungen vermißt hätte. Er ſtellte jeden Tag ſich ein, und wußte zu erfahren, wenn Frau Steiner auf einem Ausgang begriffen war. Julchens Vater hatte dann ſeine Geſchäfte, und die Liebenden konnten — ſie, denen Zeugen ſo läſtig ſind — allein beiſammen ſein.

Herr Pipel kam auch nie leer, brachte dem holden Mädchen nach und nach einen feinen Spitzenſchleier, Ohrringe mit Perlen, einen Sammethut, von dem ſtolze Federn wehten, ein Tüllhäubchen, einen niedlichen Sonnenſchirm, einen Shawl, einen ſogenannten Pompadour, reich mit Gold durch-

durchwirkte, und mehr dieſer Art. Julchen widerſtrebte ſtets, mußte zuletzt aber doch nehmen, und der Bräutigam ſagte bei jedem Gegenſtand: Es iſt ja nur eine Kleinigkeit, ich habe das im Laden, und Sie beglücken mich, wenn Sie es nicht ausſchlagen.

Wenn ſie — was ſie nicht unterließ — die empfangenen Geſchenke den Eltern vorzeigte, hieß gewöhnlich Herrn Steiners Anmerkung: „Ich begreife nicht, wo der Menſch das Geld herkriegt.“ Auch folgte wohl der Nachſatz: „Wenn das nur mit rechten Dingen zugeht.“

Julchen bat daher den Geliebten im vollen Ernſt, ſeiner Freigebigkeit Gränzen zu ſtellen. Und ſie erreichte doch nicht dieſen Zweck. Wenigſtens ſandte Herr Pivel — man lebte im Winter — einen blühenden Roſenſtamm, eine Hiazinthe im Porzellantopf, woran die traute Maid denn eine recht kindliche Freude hatte. Auch ſorgte Jener, daß es auf Julchens Toilette nicht an kölniſchem Waſſer, Arompomaden, wohlriechenden Öhlen u. ſ. w. fehlte. Alles Mittel, ſich ſtets lieber gewonnen zu ſehn.

Der Amtmann begab ſich wieder in die Heimath zurück, von wo er aber den Eltern ſeiner künftigen Schwiegertochter manche Proviſion für die Küche ſandte. Waren nun ein Paar fette Kapaunen, oder Gänſe eingetroffen, lud man den Sohn des Gebers ein, ſie verzehren zu helfen, was immer neue Annäherungen der Liebenden herbeirief, und ihr jetzt ſo holdes Daſein zunehmend noch verſchönte. Aber die Landvictualien ſchienen auch dem Bräutigam zu roh, oder plump natürlich für die zarte Braut, er hielt ſie zu ätheriſch, um von einer Gans oder Pute zu genießen, daher brachte er auch, ſo oft er zum Mahl ſich einfand, in niedliches Seidenpapier gewickelt, eine Ananasfrucht mit, die er in Julchens weiche Hand ſchob. Sie wurde bald eine erklärte Liebhaberin von dieſem amerikaniſchen Erzeugniß, und ſagte Jenem einmal, obwohl im Stillen und beim Zwielicht: eine Südfrucht dieſer Art, vom Geliebten empfangen, nähme unter allen Gattungen von Wohlgeſchmack die erſte Stufe ein, für den Gaumen nehmlich, für die Lippen aber gäbe es doch noch einen höheren. Nicht umſonſt ließ er ſie nach dieſer Lippenambroſia ſich ſehnen.

Das Weihnachtsfeſt nahte bald, unſre Julie durfte auf das Angebinde ihres liberalen und auswahlkundigen St. Preux geſpannt ſein. Doch wollte ſie auch nicht ganz gegen ihn zurückbleiben, häkelte ihm alſo eine ſehr niedliche Börſe, woran ihr keine Arbeit ſo freudig ſchien, als indem ſie auch ſeinen Namen hineinwirkte, und es iſt ja bekannt, wie gern Liebende mit dem Namen des geliebten Gegenſtandes, der ihnen aus dem Sanſcrittaalphabet zuſammengeſetzt dünkt, auf irgend eine Weiſe darſtellen.

Herr Pipel kam gegen Abend der Vorfeier zum Beſuch, und erhielt die eben fertig gewordene Börſe mit Wonne und zärtlich ausgeſprochenem Dank. Nun bat er Julchens Eltern aber um die Erlaubniß, das Töchterchen ein wenig auf den Weihnachtsmarkt führen zu dürfen, wo ſich eben die eleganteſte Welt der Stadt verſammelt hätte. Frau Steiner wollte nicht daran, nie hatte ſie noch Julchen allein mit dem Verlobten ausgehn laſſen, und nahm zudem es jetzt übel auf, nicht auch zu jener Luſtparthie eingeladen zu ſein. Doch weil ihr Mann ſich nachgiebiger zeigte, ließ ſie endlich geſchehn, was Herr Pipel wünſchte.

Längſt glühte ſchon ſein Verlangen, mit Julchen ein Mal allein auszugehn, wobei ſie indeß ziemlich ängſtlich that. Der Weg zum Markt führte an ſeiner Wohnung hin, und der Bräutigam lenkte hier ein, um ſie der Geliebten zu zeigen. Sie that verwundert, erzürnt, empört, bewies ſtrengere Grundſätze, wie eine Menge von Bräuten. Allein er hatte ihren Arm unter dem ſeinigen, klemmte ihn feſt, indem er raſchen Tritts weiter ging. Bei dieſem Klemmen half ihr das Stemmen nicht, ſie mußte der ſanft zärtlichen Gewalt folgen. Doch gereicht es ihr zur Ehre, daß wir verſichern dürfen: er hätte beinahe ſie nicht ins Haus gebracht.

Doch einmal darin, blieben nur wenige Schritte nach ſeinem, hinter dem Laden befindlichen, Wohnzimmer übrig. Und da eingetreten, blendeten die vielen Wachslichte Julchens ſchöne Augen viel zu ſehr, als daß ſie noch das hätten ſehn können, was ſich an dieſem Eintritt wenig vertheidigen ließ.

Der Bräutigam hatte nehmlich eine Chriſtbeſcherung veranſtaltet, die aber — beiläufig geſagt — nicht aus dem Chriſtenthume ſtammt, ſondern nur das dem Namen nach veränderte Juelsfeſt der heidniſchen Wenden iſt. Da erblickte man einen langen, weißbehangenen Tiſch, auf deſſen Mitte ein Baum — oder eine Art davon — prangte, bei dem jeden Augenblick die Beſorgniß entſtand, er würde in Flammen aufgehn, ſo leuchtete er von angefügten brennenden Kerzen. Er hatte einige Ähnlichkeit mit dem großen Baum in Mahomeds Paradieſe, an deſſen Zweigen den Seligen Alles wächſt, was ſie wünſchen. Mindeſtens hatte Julchen ſich wohl nach manchem von dem ſchon geſehnt, was ſich daran zeigte. Denn er war mit lauter ſogenannten Nippes behängt, oder kleinen Putzſtücken, und anderen kleinen Damenutenſilien, die zwiſchen ihrer hellen Beleuchtung nicht wenig blitzten und funkelten. Man ſah ein goldnes, zierlich gearbeitetes Etui, Kämme mit bunten Steinen beſetzt, ſilberne Strickſcheiden, Halsbändchen, Armbändchen und vielerlei dieſer Art noch. Neben dem Baum ſtanden zunächſt zwei — Baumkuchen, umlagert von Marzipan, Pfefferküchlein, mit dem Namen Julie in Zuckerguß bezeichnet, und eine Menge anderer feiner Näſchereien, wie ſie bei den Mädchen beliebt ſind. Den übrigen Raum der Tafel, zu beiden Seiten, nahmen weibliche Garderobenſtücke im letzten Geſchmack ein. Da fehlte nichts, um Julchen, vom braungelockten Schädel bis zum niedlichen Fuß herab, neu zu kleiden. Auch die Leibwäſche, von ſpinnenwebenähnlichem Bielefelder Linnen, vermißte man nicht. Eben ſo wenig Strümpfe, wie von Arachnens Hand, mehrfarbige, wahrhaft idealiſch zu nennende, Schuh, derlei immer dutzendweis. Scherzhaft war es, auch eine zarte Unterkleidung, und ein ſolches Miederchen zu entdecken, der Wärme halber aus dünnem Wollenzeug, deſſen Stoff ſicherlich die veredeltſten unter den Schaafen, oder ihr höherer Adel, ihre Grafen und Fürſten, oder vielmehr ihre ſpaniſchen Granden, geliefert hatten. Doch am meiſten glänzte ein volles Prachtkleid, vom ſchwerſten fazonnirten Atlas — oder vielleicht aus dem philhelleniſchen satin grec — oben dicht mit Kanten verziert, denen eine Prinzeſſin hätte zulächeln dürfen. Eigentlich war es zum Brautkleide beſtimmt, und auch daneben die künftige Brautkrone zu ſehn, von Myrten, mit ächten Perlen durchſchlungen. Noch lagen auf dem Tiſch ein großer Pelz von roſenfarbner, das heißt liebesfarbner, Seide, mit koſtbarem Zobelausſchlag, und ein Kopfaufſatz, welchen das Modenjournal eben als die gediegenſte Neuheit aus Paris in Zeichnung darſtellte, und welchen man dort à la Melle. Sontag nennen ſollte.

Julchen verſtummte wie ein Marmorbild vor den Herrlichkeiten, glaubte in der Vorſtellung zu träumen, dies Alles wäre nun ihr Eigenthum. Den Geliebten entzückte aber der ihren Augenglanz noch erhöhende Verwunderungs- und Freudenglanz, wie ihre aus Wohlgefallen und beſcheidner Verlegenheit hoch gerötheten Wangen. Er bat ſie dringend um Nachſicht mit den unbedeutenden Gegenſtänden, verſicherte auch, wohl zu empfinden, daß eine Weihnachtsgabe, die ihrer nur einigermaßen würdig ſein ſollte, mit der einer Königstochter wetteifern müßte. Sie machte ihm dagegen Vorwürfe über eine ſo ausſchweifende Güte, und betheuerte, ſie könne, dürfe unmöglich alle dieſe Geſchenke annehmen.

Er meinte, das würde ſich finden, und zog Julchen — zu ſich ins Sofa, wo ſie auch die ganze Dekoration und Dotation bequemer noch überſehn konnte. Allein ſie überfiel hier eine nieempfundne Ängſtlichkeit, ſie ſtrebte den Armen des Geliebten zu entfliehn. Wäre hier ein Nebengemach vorhanden geweſen, worin ſie ihre Eltern gewußt hätte, würde ſie, wie ſonſt wohl, dieſe quälende Ängſtlichkeit nicht gefühlt haben.

Sie nahm zu, als Herr Pivel den launigen Wunſch äußerte: Julchen möchte ſich in die neue Kleidung werfen, damit er — und ſie am Spiegel — ſehen könnten, wie der künftige Brautanzug ihr ſtehn würde. Das fehlende helfende Kammermädchen erbot er ſich, wie er es nur vermöchte, zu erſetzen. Sie klopfte ihm bei dieſer Gelegenheit derb auf die Finger, womit er einen undankbaren Lohn für ſeine artigen Spenden empfangen haben würde, behielten nicht die Hände einer Geliebten, ſelbſt im Zornausbruch, einen holden Anſchlag.

Wir können nicht an Herrn Pivel loben, aber es auch nicht verſchweigen, daß er — was Umgang mit jungen Libertins konnte veranlaßt haben — einer gewiſſen Aufklärung anzugehören ſchien, nach der zwiſchen einem Brautpaar, das zum Altar gehn will, und einem Ehepaar, das bereits zum Altar ging, eben kein ſo weſentlicher Unterſchied beſteht, oder nothwendig beſtehn dürfe, und daß, wenn Jenes etwa — vorzüglich in einem um ſo mehr entſchuldigenden Räuſchchen — den Amor für den Hymen anſähe, bei der Ähnlichkeit dieſer Götter ſo leicht möglich, die Sünde nicht größer wäre, als wenn man in einem Garten, den man ſchon durch Kauf an ſich gebracht, aber nach einigen Tagen erſt förmlich überliefert erhalten ſollte, heute eine Frucht von einem Baum zu brechen durch ihren Reiz verleitet worden ſei. Dagegen loben wir an Julchen keine ſtrengen Dogmen einer Orthodoxie, welche die Miſſethat in ſolchem Fall — oder Sündenfall — gründlich zu beweiſen verſtehn, doch loben wir — und aus voller Bruſt — eine unwiſſende Schuldloſigkeit an dem holden Mädchen, die gar nicht im Stande war, auf Unterſcheidungen, nur Bemerkungen, hier einzugehn, neben der gleichwohl ein Takt, oder Inſtinkt der Tugend beſtand, der in ihrem — wenn ſchon heißen — Gemüth das predigende Wort führte, und in dunkeln, aber gemeſſen ernſten, Warnungen ihr andeutete, ſie befinde ſich eben in gefährlichen Händen. Auch raunte ihr dieſer edle Inſtinkt wohl ins Ohr, daß die Tugend, wo ſie in Kampf geriethe, das Gegentheil von dem thun müſſe, was der Tapferkeit angeſonnen wird, nehmlich: die Tugend hätte ſchnell das Haſenpanier zu ergreifen.

Sich ſelbſt auch löblich gehorchend — woran diesmal ein Mädchen viele Weiſen beſchämte — ſtand, oder ſprang vielmehr, nun Julchen auf, und wie es ihr auch phyſiſch und moraliſch ſchwer ankam, ſich den ſie umwindenden Armen zu entwinden, ſo richtete ſie es doch ins Werk, oder vollzog die muthige Flucht.

Schnell wie ein aufgejagtes Reh — wenn der Vergleich nicht zu ſehr aus der Mode gekommen iſt — eilte ſie dann zur Thüre. Das Nachdrängen, Bitten, Beſchwören von jener Seite verſteht ſich von ſelbſt, allein es erreichte nur flüchtige Ferſen und taube Ohren.

Und Sie wollten mich ſo kränken, ſagte Herr Pivel ſchon an der Hausthür, meine Weihnachtsgabe nicht anzunehmen?

Julchen erwiederte: Kränken will ich Sie nicht. Schicken Sie morgen früh Alles in unſer Haus. Meine Eltern dürfen ohnehin nicht erfahren, daß ich hier geweſen bin. O ich Unbeſonnene, wie konnte ich etwas thun, das meinen Eltern ein Geheimniß bleiben muß! Dazu haben Sie mich nun gebracht. Und durch Überredung wahrlich nicht, durch eine unziemende, mein Gefühl, ſelbſt den Anſtand verletzende Gewalt. Vor Scham ſollten Sie billig vergehn!

Nach dieſen Worten, bei denen anzumerken iſt, daß ein gewiſſes Fehden und Streiten mit dem Geliebten auch Vergnügen gewährt, eilte Julchen nach der Straße davon. Herr Pipel begriff, es würde auffallend ſein, wenn ſie allein nach Hauſe käme, nahm alſo ſchnell ſeinen Hut, und folgte nach. Wie er ſie erreicht hatte, ſtellte er ihr auch die Nothwendigkeit vor, noch über den Weihnachtsmarkt zu gehn, damit ſie zu Hauſe vom dort Geſchehenen erzählen könne.

Sie willigte ein, da es räthlich ſchien. Man ſah mehrere Bekannte, auch den Artillerielieutenant, der nicht unterließ, ſich an Julchen zu drängen, und zu verſuchen, in wie fern er ſie durch artige Höflichkeiten bezaubern könne. Wie wenig das Herrn Pipel gefiel, ergaben ſeine unwilligen Mienen, Julchen aber that ziemlich freundlich mit dem Jüngling in Uniform, theils weil ein Mädchen überhaupt es doch nicht wohl laſſen kann, militäriſche Huldigungen froh entgegen zu nehmen, theils, weil ſie ihrem Bräutigam, für das vorhin, noch einigen Zorn darthun zu müſſen glaubte, was nun auf dieſe Weiſe anging.

Doch war es nur ein Spiel, und in der That Julchen nicht zornig. Als Siegerin aus dem Streit gegangen zu ſein, dies konnte ſie ja vielmehr mit einem freudigen Stolz erfüllen, und wer ſiegte, haßt den angreifenden Theil nicht mehr, wie ungeſtüm er auch ſein mochte, denn je ſchwieriger der Widerſtand war, um ſo höhere Ehre bringt es vor unſerm Selbſtgefühl uns auch, wenn er gelungen iſt. Ach, und es erwärmte Julchens lebhafte Einbildungskraft ungemein, wenn ſie die holde Zeit ſich vorſtellte, die ihr in ſolchen Fällen keinen Widerſtand mehr auflegen würde. Geheimnißvoll wie ein Delphi und Eleuſis dachte ſich die Schuldloſe jene Zeit, doch gewann ſo die Vorſtellung einen hohen Reiz mehr. Wenn ſie übrigens auch ſich viel daran erinnerte, ſie hätte den Bräutigam ſchwer zu tadeln, ſo geſtand ſie doch ſich heimlich, daß er nie ihr liebenswürdiger als heute erſchienen ſei.

Wie er ſie nach Hauſe gebracht hatte, und dann ſich beurlaubte, ſchienen Beiden des Liedes Worte an die Stirn geſchrieben: Es iſt ja ſo ſchwer aus einander zu gehn. Julchen begleitete Herrn

Pipel aber diesmal nicht hinaus, denn ihre Eltern zeigten ſich etwas verſtimmt, auch ſchalten ſie die Tochter hernach, ſo lange ausgeblieben zu ſein, daheim Beſorgniſſe veranlaßt zu haben. Die Mutter ſagte noch: Diesmal biſt Du allein mit dem Bräutigam gegangen, aber nicht mehr.

Herr Steiner nahm das Wort: Wir ſind zwar als Brautleute auch genug allein herumgelaufen, mein Kind, aber — aber — es iſt doch beſſer, man giebt es nicht zu. Sind ſie verheirathet, können ſie es thun, ſo oft ſie wollen, und da werden ſie es bald nicht mehr wollen thun.

Frau Steiner mochte auf dieſe ungefällige Rede nichts erwiedern, fragte hingegen: Aber Julie, wo biſt Du denn ſo lange geblieben, ſo unvernünftig lange?

Julchen log: Es gab ſo viel in den Buden auf dem Chriſtmarkt zu ſehn, da hielten wir uns auf. Wir trafen auch Bekannte, da kommt man ins Geſpräch, fragen Sie nur den Artillerielieutenant, dem begegneten wir auch.

Nun ſchmiegte ſich aber Julchen an die Mutter, koſ'te, ſchmeichelte, und das Ungewitter zog hin. Denn im Allgemeinen hatte Frau Steiner doch viele Gutmüthigkeit, wollte eigentlich nur Einſicht und Scharfſinn zeigen, wenn ſie bisweilen eine ſchneidende Bemerkung ausſprach, und mochte ſie ſchon dem Ehewirth nicht mit zärtlicher Liebe zugethan ſein, war Julchen doch ihr Augeäpfelchen — in Ermanglung eines wirklichen Stiefaugeäpfelchen, auch meinte ſie die eigne Jugend noch einmal zu durchleben, wenn ſie Julchens Empfinden und Thun voll Mitgefühl beobachtete.

Am nächſten Morgen erſchien nun des Bräutigams Hausknecht, gefolgt von ſeiner Frau, die beſchwert und gebeugt alle jene herrlichen Weihnachtsgeſchenke daher trugen. Julchen mußte thun, als hätte ſie noch nichts davon geſehn, um ſo größere Verwunderung und Überraſchung zu zeigen. Dies ward in ſofern ihr auch leicht, als die meiſten Gegenſtände ſich am Tage noch anziehender ausnahmen, wie geſtern beim Licht. Frau Steiner mengte in ihre Befremdung zufriedenen Beifall, ihr Mann ſchüttelte hingegen den Kopf, und pfiff eins von ſeinen Stückchen, wobei der Text zwar fehlte, doch ſich allenfalls ziemlich errathen ließ. Es giebt manche ausdrucksvolle Pfeifer ſolcher Art.

Der Zufall wollte, daß ein Paar junge Freundinnen, im Begriff, nach der Kirche zu gehn, vorüberkamen, die Julchen herein rief, weil ſie noch einige Zeit hatten. Welch ein Triumph nun, ihnen die Chriſtbeſcherung zeigen, und ihre froſtigen Mienen dabei wahrnehmen zu können. Schiller ſagt: die Freude muß — um vollkommen zu ſein — aus des Zeugen Augen wiederſtrahlen. Dennoch iſt der Menſch nicht immer ſo, daß er um Mitfreude buhlte. Auch die Zeichen der Mißgunſt haben leider ihr Angenehmes. Die Couſine Lottchen äußerte vorhin auch Mitfreude, aber Julchen las auf ihrem Antlitz etwas Anderes.

Julchen hatte vor Allem eine Sehnſucht, den ſchönen neuen Pelz und Aufſatz à la Melle. Sontag — die Stadt ſehn zu laſſen. Sie bat um Erlaubniß, mit Lottchen nach dem Weihnachtsmarkt gehn zu dürfen und man geſtand ſie ihr zu. Da wurden ſchnell die neuen Putzgegenſtände angelegt, und Lottchen, die nicht ſo glänzend auftreten konnte, folgte eben nicht erfreut.

Es war um die Mittagsſtunde, für die Jahreszeit das Wetter angenehm, und der hohe Feſttag, dies hatte eine Menge feiner Welt zwiſchen die Buden mit Kinderſpiel und Backwerk geführt. Es dünkte Julchen, daß man ſie von allen Seiten in Betracht nähme, daß ſie in ihrer Eleganz Aufſehn errege, man ihr ſelbſt mit einer gewiſſen Ehrerbietung Platz mache, und in der That war etwas daran. Wohin ſie das Auge ſchlug, gewahrte ſie kein Mädchen, nach dem ſich die Blicke ſo gerichtet hätten. Ihr ward ungefähr zu Muthe, wie einem Offizier, der zum erſten Mal empfangene Ehrenzeichen zur Schau trägt. Verſchiedene junge Männer von Adel beeiferten ſich, Julchen eine Verbeugung zu machen. Zu dieſem Genuß von Auszeichnung und Vorzug, ja, einem nie empfundenen Überlegenheitsgefühl, hatte der Bräutigam ihr doch verholfen. Kein Wunder alſo, daß nun auch jeder Puls in ihr höher für ihn ſchlug.

Doch kam er auch ſelbſt, dieſer Gefeierte. Gab es ſchon keinen Anblick für Julchen, der ſo angenehm ſie hätte treffen können, ſo hätte es doch vielleicht etwas Mißfälliges auch für ſie gehabt, ihn hier unter einer Menge von jungen Damen zu ſehn. Doch ſprach er mit keiner davon, und kam gleich mit aller möglichen ſchmeichelhaften Artigkeit zu Julchen her, und ſagte ihr: daß er eben in ihrem elterlichen Hauſe geweſen, dort unterrichtet worden ſei, wohin ſie ſich begeben, was ihn denn vermocht hätte, ſchnell hieher zu eilen u. ſ. w. Damit unzufrieden zu ſein, hatte Julchen wohl keinen Grund.

Herr Pipel ſonderte ſich von der übrigen Verſammlung auch nun um ſo mehr ab, als er um die Ehre bat, ihr ſeinen Arm reichen zu dürfen. Und an dieſem ſchritt ſie nun durch das bunte Gewühl hin, ſtets — und auch wohl nicht immer unrichtig — vermuthend, die Mädchen würden einander zuraunen: das ſei der Steiner Bräutigam, und jedes ſich einen eben ſo ſtattlichen wünſchen. O ſüßer Brautſtand., mannichfach holdes Leben in dem anmuthigen Örtlein Liebſtadt! Schade nur, daß es ein ſo enges, auch nach Geſetzen der Nothwendigkeit bald gemiednes, Örtlein, und keine weitläuftige Reſidenz iſt, in der wir unſer ganzes Daſeyn verleben könnten.

Dieſen Abend beſuchte das Steinerſche Haus, in Herrn Pipels Geſellſchaft, das Theater. Denn eine Wandeltruppe hatte ſich an ihrem Wohnort eingefunden, zwar mit ſehr beſcheidenen Anſprüchen auf Kunſtlob, dennoch aber von den vorlieb nehmenden Einwohnern mit Bewunderung angeſtaunt. Sie gab heute die Donna Diana. Julchen, neben ihrem Bräutigam ſitzend, dachte ſich als die Heldin des romantiſchen Spiels, und Jenen als den liebend glücklichen Prinzen, eine Träumerei, wodurch in ihren Augen die Vorſtellung unendlich an Reiz gewann. Ähnlichen hatte ſie zeither oft ſich hingegeben, und ein ihr ganz neues ideales Vergnügen daraus ſchöpfen gelernt. Sie hatte in dieſem Geiſt neulich Romeo und Juliette geleſen. Wie tragiſch auch die Handlung endet, ſo ergriff ſie doch Shakespears mächtige Kraftſprache nun

wie

wie die Stimme höherer Weſen, und die Schilderungen der Liebe, welche das Meiſterwerk der Natur ſo treu giebt, rührten Julchen ſo tief und entzückend, als ihre Wahrheit — etwas, das ſie gegenwärtig zu beurtheilen verſtand — ſie überraſchte. Auch meinte ſie, daß ſie gerne ſterben, und der Tod ſie mit Wonne erfüllen würde, ſtände nur der Geliebte als Romeo ihr zur Seite.

Dieſer hatte ihr übrigens geſagt, daß er auch ſolchen Fantaſieſpielen ergeben ſei, und noch, daß er, ſeitdem er ſie liebe, in ſich eine Aufforderung empfunden hätte, poetiſche Verſuche zu wagen. Er händigte nach und nach ihr deren mehrere auch ein. Sie waren entweder an ſie gerichtet — mit Ueberſchriften wie „An die Geliebte,“ „An die Einzige,“ „An die Himmelsbürgerin im Erdenthal“ u. ſ. w. — oder hatten doch einige Beziehungen auf das Verhältniß, worin Beide ſtanden. Julchen meinte nicht allein in den Proben die ächteſten Blüthen vom Helikon zu ſehn, ſondern fühlte ſich auch ſtolzer als je dadurch geſchmeichelt, ſie faßte nun ſelbſt eine höhere Meinung von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, weil ſie die Geniusflügel des ſchönen Jünglings entbunden hatten. Jedes andere empfundene Brautglück, dachte ſie, bliebe tief unter dem eben genannten zurück.

Doch mußte, zu ihrem herben Unwillen, ihr Vater eine der Poeſien finden. Oho, rief er, der Narr macht auch Verſe? Wie proſaiſch wird ihm zu Muthe ſein, wenn die Kinder tüchtig ſchreien, oder wenn die Frau Wirthſchaftsgeld verlangt, und eben nicht viel in cassa iſt!

Herr Pipel ſorgte übrigens emſig für die Wintervergnügungen des Steinerſchen Hauſes. Man wiederholte den Theaterbeſuch, fand ſich auf Bällen ein, die jetzt in der Stadt veranſtaltet wurden. Julchen machte die Bemerkung, daß mit einem Bräutigam tanzen ein Entzücken ſei, wenn es mit einem Fremden nur ein Vergnügen heißen könne. Dagegen war ſie nun auch ſchwer beängſtet, wenn Herr Pipel — was ſich doch nicht gut ändern ließ — mit einer Anderen in die Reihen trat, und gönnte Dieſer keine Annäherung, kein Umfaſſen des Arms. Sie wußte ſelbſt nicht, warum es bei der Couſine Lottchen am meiſten ſie beſorgt machte, gleichwohl kam es dahin, daß ſie Herrn Pipel rund unterſagte, mit ihr zu tanzen. Lächelnd erklärte er, daß er in dies Verbot ſich fügen wolle, doch auf die Bedingung, daß Julchen dem Artillerielieutenant, der gewöhnlich zugegen war, die Aufforderungen ablehnte. Sie entgegnete: das würde ſie in Verlegenheit ſetzen, und leicht den Lieutenant erzürnen, doch wenn Jener es wünſche, ſage ſie es mit Vergnügen zu.

Die Verlegenheiten, der Unmuth des Offiziers ſtellten in der That ſich ein, aber Julchen lebte ihrem Worte nach, was der Bräutigam ihr auch mit den zärtlichſten Gegenaufmerkſamkeiten lohnte.

Unter Brautleuten bedeuten übrigens die kleinen Eiferſüchteleien wenig, ja, ſie würden oft unzufrieden ſein, wenn der andere Theil kein Zeichen dieſer Leidenſchaft ſehn ließe, und Mangel an heißer Liebe davon argwohnen.

Um Neujahr fiel Schnee. Nun ſprachen die jungen Leute in der Stadt von Schlittenfahrten, und Herr Pipel gehörte zu den wenigen nicht, die davon ſchwiegen. Bald wurde eine veranſtaltet. Daß der Bräutigam um die Ehre bat, ſeine Braut fahren zu dürfen, war in der Regel, und man konnte ſie ihm nicht wohl abſchlagen. Eben hatte er die Zuſage noch zur rechten Zeit erlangt, denn gleich darauf fand ſich der ſchöne Artilleriſt ein, und wollte — zu Herrn Pipels nicht geringem Verdruß — auch Julchens Führer ſein. Das ging nicht mehr an, doch ſchlug ihm Frau Steiner vor, die Couſine Lottchen zu wählen, und es geſchah.

Es war ein heitrer, nicht zu kalter, Winternachmittag, als die Luſtparthie ſtatt hatte. Der junge Kaufmann zeigte ſich mit einem eleganten Schlitten, deſſen Pferd mit einem helltönenden Geläut und einer weißen Schneedecke verſehn war, vor der Hausthüre. Julchen, die am Fenſter ſtand, beurlaubte ſich von den Eltern, und eilte hinaus, nachdem ſie den ſchönen Weihnachtspelz umgeworfen. Der Bräutigam hatte aber auf einen Fußſack auch Bedacht genommen, der im Schlitten lag. Und in dieſem befand ſich noch, um ſeine Braut deſto mehr gegen die Kälte zu vertheidigen, eine Wärmflaſche von Zinn, mit heißem Waſſer gefüllt.

Er war abgeſtiegen, ordnete artig Julchens Sitz. Das ließ ſie unter angemeſſenen Gegenhöflichkeiten zu, doch wie Jener auch mit dem Fußſack und der Wärmflaſche ſich bemühte, ſorgen wollte, daß ſeiner Dame zarte Füßchen ſie an der rechten Stelle träfen, ward dieſe aufgebracht. Daher mußte er nun ſchnell abfahren, und Julchens Zorn verwandelte ſich in Stolz auf ihre heutige Auszeichnung, und ihren ſtattlichen Schlittenlenker.

Lottchen empfand aber vielleicht noch mehr Dünkel ſolcher Art. Denn mit größerem Gepränge noch erſchien jetzt der Lieutenant. Seinem Schlitten jagte ein buntgekleideter, auch mit Federhut und Treſſen ſchimmernder, Reuter voran. Einſteigend bat Lottchen den Offizier, ja nicht an der Wohnung ihrer Tante vorüber zu fahren, weil dieſe es übel aufnehmen könne, daß, während ſie an einer tödtlichen Krankheit litte, ihre Nichte rauſchenden Vergnügungen ſich hingäbe. Eine kluge Vorſicht, bemerkte Jener, ſie könnte wohl gar ihr Teſtament ändern.

Die Schlitten, wohl Zwanzig an der Zahl, verſammelten ſich zunächſt bei einem abgeredeten Hauſe. Ein Muſikerchor im erſten verherrlichte den Aufzug um ſo mehr, als er nun die Hauptſtraßen durchflog, und die Blicke der Neugier an Fenſter und Thüren lockte. Freilich wohnte in einer davon Lottchens Tante, und der Hauptführer war nicht von dem Wunſch der Nichte unterrichtet. Doch hatte der Lieutenant die Aufmerkſamkeit, in eine Nebengaſſe einzubiegen, und hernach wieder zur Vereinigung mit den übrigen Schlitten zu ſehn.

Dann ging es zum Thor hinaus, nach einer Mühle, die eine Viertelmeile von der Stadt lag, und wo man auch Erfriſchungen haben konnte.

Bot hier das geräumige Gaſtzimmer ſchon nur harte Bänke zum ſitzen dar, und Tiſche, die, gleich den altſpartaniſchen, nur mit dem Beil verfertigt ſchienen, ward das hier eintretende junge Völkchen doch ungemein vergnügt, ja luſtig. Vor Allem leuchteten die Äuglein der Mädchen recht von zufriednem Wohlbehagen. Es hatte manchen Grund. Die freie Luft hatte ihnen die Tonleiter des Nervenſyſtems höher geſtimmt, die raſche Bewegung im Schlitten den Kreislauf des Bluts zu einem wahren Kreistanz gemacht. Hierzu kamen die Späßchen und Witze der Herren, worin ſich Dieſe zu übertreffen ſuchten, wie die Mädchen im darüber lachen.

Die Herren waren auch, hinſichtlich der Bewirthung ihrer Damen, vorſorglich geweſen, und fuhren fort, es zu ſein. Kuchen, Torten, und anderes feines Backwerk, ſo lange in den Schlittenkaſten verwahrt, prangten nun bald auf den Tiſchen. Herr Pipel aber hatte auch Ananasfrüchte aus einem Treibhauſe mitgebracht, weil er wußte, daß Julchen ſolche Freundin davon ſei. Auch empfand ſie es um ſo mehr ſchmeichelhaft, als ſich keins der anweſenden Frauenzimmer rühmen konnte, ſo aufmerkſam bedient worden zu ſein. Der Bräutigam erwarb überhaupt heute ihren ganzen Beifall, weil er ſo fein verbindlich ſich betrug, und nur mit ihr, allein mit ihr, ſich zu ſchaffen machte.

Beſſer hätten die Herren wohl gethan, in der Mühle Thee oder Chokolade zu beſtellen, ſtatt nun ihre Wahl den Punſch traf. Damit er aus beſſeren

Elementen könne zuſammengeſetzt werden, als ſie der Mühlenwirth vorräthig haben dürfte, hatte man auch mehrere Flaſchen guten Weins mitgebracht. Und zwar — galt es doch eine feſtliche und ſeltne Luſtparthie — vom perlenden Champagner und feurigen Burgunder.

Sachkundige — Herr Pipel gehörte auch dazu — machten ſich an die Vollendung. Verſahen ſie das Gemenge mit Süßigkeit in einigem Übermaas, verdiente es Lob, weil auch das ſchöne Geſchlecht daran Theil nehmen ſollte, nicht genug berechneten ſie aber die Geiſtesſtärke deſſelben, zufolge dieſer Beſtimmung.

Die Gläſer wurden gefüllt, dampften, dufteten appetiterweckend. Niemand durfte, ohne ungerecht zu ſein, den Wohlgeſchmack des edlen Getränks tadeln. Freilich wehrten die zarten Händchen ab, derbere aber drangen ihnen die Gläſer auf, braune, [illegible]en vernommene Lippen baten, nöthigten, und als der Punſch erſt über die Roſenlippen glitt, fing er auch an, da und dort, mehr oder weniger, zu munden.

Noch lebhafter regte ſich der Geiſt froher Geſelligkeit, wie einige der jungen Perſonen ein Liedchen anſtimmten, welches bald zum allgemeinen Chor ward. Die Muſiker des Vorderſchlittens hatte man auch hereingerufen, ſie begleiteten den Geſang, und das mit ſchmetternden, den fröhlichen Jubel noch mehr aufrufenden, Inſtrumenten.

Muſik und Geſang geben ſchon ein Räuſchchen, und der feuerflammende Punſch noch dazu! Und darüber hinaus ging noch, daß vermuthlich jedes der hier anweſenden Mädchen in einem Liebesrauſch befangen war.

Insgemein findet man es abſtoßend, die Gränzen des Holdſeligen überſchrejtend, das Heilige im Frauenthum entweihend, und viel mehr noch, wenn auch einmal der Bacchus in die niedlichen Köpfchen des andern Geſchlechts emporſteigt. Und doch folgen den Urſachen ihre Wirkungen, doch ſagt Leſſings Emilia: auch ich habe Blut, ſo jugendliches, ſo warmes, auch meine Sinne, ſind Sinne u. ſ. w. Man höhne keck nur ein Mal das Vorurtheil, und darthun wird ſich, daß, wenn wir den Amorsrauſch, in ſeinen glühenden Zeichen, gern an einem ſchönen Mädchen ſehn, auch der Bacchusrauſch — freilich im milden Grad, nicht im höheren der Hochſchulen, wohin auch der gradus ad parnassum gehört — ſie keineswegs entſtellt, vielmehr ſich einer gewiſſen äſthetiſchen Verfeinerung bei ihnen erfreut. Übrigens kömmt die Erſcheinung in aufgeweckten Kreiſen auch häufiger, wie man glaubt, vor, und wenn die Männer den ganz eigenthümlichen Zauber, den ſie hat, nicht oft wahrnehmen, ſo geſchieht es, weil ſie in ſolchen Fällen — nicht mehr klar ſehn. Dem ſei wie ihm wolle, man verſchweigt nicht, daß Julchen von all den Fröhlichkeitsantrieben — doch mit völlig beibehaltener Grazie — in einen Schwung verſetzt ſchien, den kein Auge noch ſo an ihr entdeckt hatte. Doch ihre Augen, die ſonſt Diamantenlicht, diesmal hingegen wahre Himmelsfünklein ſprühten, redeten davon. Ihr mußte zu Muthe ſein, als hätte ſie auf der Weſenleiter eine Stufe betreten, die um eine gute Höhe über die ſterbliche Region hinaus lag. Wenn übrigens dieſe Augen ſtets Herrn Pipel ſuchten und ſtrahlend trafen, ehrte es die Braut ſo, wie es den Bräutigam entzückte.

Doch legte ſich eine zunehmende Dämmerung über die Freude und hatte auch ihr Gutes. Nachdem man einige Zeit darin gehauſ't, brachte die geſchäftige Wirthin Licht, und mit der Helle entſchied ein neues Schauſpiel, welches man auch von allen Seiten begierig erſchaute.

Julchen begriff nicht, warum ſich alle Blicke nun ſo zielend auf ſie richteten, die liebenden ausgenommen, denn Herr Pipel ſah weg. Sonſt aber gaben die Männer Bewunderungsausdrücke zum

Beſten, und die Frauenzimmer rückten ihr theils näher, um näher zu ſehn, mit manchem Ei oder Ach, theils bewegten ſie ſich abwärts, mit einer Art finſteren Scheu, wie ſie oft den Neid bezeichnet.

Julchen ward ſo unruhig, daß ſie aufſtand, durch das Zimmer ging. Und ſo kam ſie an dem Spiegel vorüber. Und wie ſo leicht kein ſchönes Mädchen — wohl andere auch — da vorübergeht, ohne einen Blick an die maleriſche, eine Tieſe bildende, und, wie Fichtens Philoſophie, das Ich ſetzende, Fläche zu werfen, ſo ereignete ſich der gewöhnliche Wurf auch nun. Da erſah Julchen aber, nicht wie gewöhnlich, nur die eigne Schönheit, ſondern begriff nun auch, warum ſie vorhin allen Sehern und Seherinnen zu dem hatte dienen müſſen, was man in den deutſchen Herren point de vue nennt. Sie trug nehmlich, ihr unbewußt, im Haar oben, eine Agraffe in Sternform, aus Juwelen ſolcher Art zuſammengeſtelt, die Edelſteine erſt recht adelt, obwohl die Poeſie nicht, man verſteht ſchon, vom erſten Waſſer. Dieſe Agraffe hatte nun für die Augen den ſchreienden Effekt gemacht, den Gluck für das Gehör ſo meiſterlich hervorzubringen verſtand.

Daß ſie der Bräutigam ihr unvermerkt auf dem Schlitten ins Haar praktizirt hatte, verhelt ſich wohl ſo, Julchen konnte es aber doch nur ahnen, obſchon mit Überzeugung genug. Erſt wollte ſie den leuchtenden Schmuck aus ihrem Haar entfernen, beſann ſich aber noch, und ließ an ſeiner Stelle, was dahin ſo paßte. Nun trat ſie zum Bräutigam hin, und lispelte ihm froh-wehmüthig zu: Pipel, was haben Sie gethan?

Er küßte ihre Hand, überſchüttete die Braut mit Verbindlichkeiten, als Betheuerungen, dieſe Diamanten wären lange nicht ſchön genug für Locken, die, wie jene der Berenize, am Himmel einen Platz verdienten u. ſ. w. und darin lag zugleich ſein Eingeſtändniß.

Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſehr die Mädchen den Gedanken errathen ließen: Ach, wer doch auch ſolchen Bräutigam hätte! Von den Herren wünſchten vielleicht manche, die Geliebten auch ſo ſchmücken zu können, ihren Beifall ſpendeten jedoch alle dem, der es vermocht. Gut, daß Herr Steiner nicht zugegen war. Ohne Zweifel hätte er bedeutend zu ſeiner Frau geſagt: Wo nimmt der Menſch das Geld alle her!

Der Artillerielieutenant erhob aber ſein Glas, und rief ſo laut, als geböte er einer ſchweren Batterie: Das Glanzgeſtirn mit dem Stern ſoll leben! Die Männer fanden den Toaſt zu angemeſſen, um nicht jubelnd einzuſtimmen, die Frauenzimmer thaten auch Beſcheid nach ihrer Art.

So geſchmeichelt hatte ſich Julchen nie gefühlt, und alles erregte Aufſehn, alle Ehre des Tages, wieder ihrem Bräutigam zu danken. O wie ergaben ihre Blicke, daß ſie es vollherzig empfand! Und dieſe Blicke ſprachen daneben heute noch ſo viele geheime Feuerwünſche aus, woran das Burgunder- und Champagnerfeuer nicht ohne Theil ſein mochte.

Der Abend war übrigens da, und obſchon Einige noch zu einem Tänzchen riethen, das, bei vorhandner Muſik, in dem geräumigen Zimmer auch bequem hätte Statt finden können, ſo lehnten ſich doch Andere dagegen auf, indem ſie es unter der Würde einer gebildeten Verſammlung halten mochten, in der Mühlenſchenke zu tanzen, und riethen zur Heimfahrt. Die Anſtalten dazu wurden nun auch getroffen, zunächſt in einem — hier politiſch unſchuldigen — allgemeinen Aufſtand.

Nach entrichteter Zeche ſchritten die Paare hinaus. Der junge Kaufmann zauderte etwas mit ſeiner Braut, ſie blieben die Letzten. Und draußen, zwiſchen Zimmer- und Hausthüre, ungeſehn im Dunkeln, that Julchen, was ſie noch nie gethan. Was thut aber nicht ein ſo angeregtes Mädchen für ſo einen Bräutigam. Aus freiem Willen ertheilte ſie ihm nehmlich einen Kuß, obſchon nur einen leiſen. Dennoch ſpürte er ein Feuer darin, wie in keinem der früheren, und ihm ward eine Glut im Buſen dadurch entzündet, wie ſie ihm auch hiebevor nie dort ſo gelodert hatte.

Die Luft neigte ſich jetzt ſo zur Milde, daß ſie ein nahes Thauwetter zu verkünden ſchien, und die Herren, ihre Zügel und Peitſchen ergreifend, durften nicht einmal die Handſchuh anlegen. Der Vollmond, aller Liebenden Buſenfreund, glänzte verklärend auf die Schneeflur herab, die nun, trotz ihres winterlichen Gewandes, an jene mythologiſch-klaſſiſche Nächte erinnerte, wo Luna die Entzücken jenes ſchönen, von Afroditen lieb gewonnenen, Hirten, und des Endimion, ſanft beleuchtet hat. Kurz, man erfreute ſich einer lieblich romantiſchen Umgebung.

Und Herr Pivel zauderte vor der Thüre auch, hatte immer noch am Schlitten oder am Pferde zu ordnen, nicht beachtend, daß ſchon die übrigen abfuhren. So kam es denn — und wohl nicht ohne Abſicht — daß ſein Schlitten, der ſich zuvor inmitten der Reihe befunden hatte, nun der hinterſte ward, und den Nachtrab bildete.

Julchen that ängſtlich darüber, ohne recht zu wiſſen warum. Sie hatte übrigens auch beim Einſteigen wieder ihres Geliebten Aufmerkſamkeit loben dürfen, denn ſo vorſorglich war er geweſen, daß er die Wärmflaſche mit neuem heißen Waſſer in der Mühle zu füllen geboten hatte. Nur weil er auch im Mondlicht noch eifriger bemüht war, ihrem ſchönen Piedeſtal den vortheilhafteſten Standpunkt darauf zu geben, wie bei der Tageshelle zuvor, ſchalt ihn der holde Mund dafür auch mehr noch aus.

Sie fuhren nun über die glatte Schneebahn, die Glücklichen. Sogar das ſie ziehende Pferd durfte froh ſein, denn der Schlittenlenker trieb es gar nicht an, obſchon Julchen bemerkte, der Schlitten ſei nicht allein der letzte, ſondern bliebe von dem übrigen Zuge auch noch weit ab.

Der Weg zur Stadt führte aber durch einen kleinen Eichenwald, der, wenn auch jetzt entlaubt, doch ziemlich dicht beſtanden war, und an manchen Stellen dem Mondlicht wenigen Eingang gewährte. Nicht weit über den Saum hinaus erblickte Herr Pipel einen Seitenweg, und fand für gut, dieſen einzuſchlagen. Auf eine bange Erinnerung Julchens, der Reihe doch zu folgen, entgegnete er, man käme hier näher zur Stadt, und würde früher am Thore ſein, als die Reihe. Dazu ſchwieg ſie, obwohl ſehr ängſtlich.

Doch Herr Pivel — o der Libertin! — hatte gelogen. Eine ganz andere Richtung, und erſt recht ins tiefe Dickigt hinein, nahm dieſer Weg. Nach einiger Zeit ſagte auch Herr Pivel: Ich glaube doch, wir ſind hier unrecht. Er hielt das Pferd an, kehrte es aber nicht um, ſondern ſtieg von ſeiner Pritſche, und ſtellte ſich neben die anmuthige Braut. Zuvörderſt benachrichtigte er ſie, daß ihre Diamantnadel ſogar im Mondlicht wirke, obwohl ſie von ihrer eignen Schönheit, der auch ein Königsdiadem nichts zuzulegen vermöchte, überſtrahlt ſei. Gut, gut, rief die Geprieſene, machen Sie nur, daß wir nachkommen!

Dies machte er jedoch nicht, wand vielmehr ſeinen rechten Arm um ihre beiden Schultern, und brauchte die linke Hand, um ihren, bis an den Purpurmund heraufgezogenen, Pelz etwas abwärts zu richten, was er auch ſchon thun durfte, weil der Abend, wie bereits geſagt, durchaus nicht kalt war.

Julchens Angſt ſtieg unter dieſen Umſtänden faſt noch höher, wie am Chriſtvorabend, als ſie mit Herrn Pivel ſich allein in ſeinem Wohnzimmer befand. Sie drohte, um Hülfe rufen zu wollen, machte ſelbſt einen Verſuch damit, allein die umſtehenden Eichen waren taub, und nicht fähig, aus der Stelle zu gehn. Was den unternehmenden

Bräutigam anlangte, ſo hatte er während dem ihren Purpurmund vom deckenden Zobelausſchlag befreit, und drückte ſo herzhaft mit dem ſeinigen Küſſe darauf als jener furchtſam ächzte. Wir würden ihn deshalb überaus ſtrenge verurtheilen, entwaffnete nicht das Verhältniß eines Bräutigams zur Braut unſern Zorn einigermaßen. Doch ſind wir auch weit entfernt, ihn zu rechtfertigen.

In dieſem bedenklichen Augenblick hörte man einen nahen Galopp, und den Ruf einer durchdringenden Stimme: Herr Pivel! Herr Pivel!

Der Genannte fuhr zuſammen, wie auf einer Übelthat ertappt, und war ſich doch keiner bewußt. Julchen aber fuhr auf, wie eine froh Überraſchte, auch ohne einzuſehn, aus welchem Grunde. Wie der Reiter, von dem die Stimme ausging, heran kam, was eilig geſchah, betrachtete ſich das edle Mädchen vollend wie eine Gerettete, immer ſo, daß ſie nicht wußte, wovon ſie errettet ſei. Wir ſagen im Vorbeigehn, daß ſich Julchen, wenn ſie dem römiſchen Bekenntniß angehört, dazu geeignet hätte, den Nonnenſchleier zu wählen. Zweierlei beſaß ſie wenigſtens dazu, ein frommes Madonnengeſicht, und den zart heiligen Sinn.

Noch ihre jetzige Ideenverbindung deutete darauf hin. Denn ſie ſagte zu dem Angelangten:

Sie

Sie ſind mein Engel! Ein Mädchen von Welt hätte es nicht gethan, ein zum Kloſter paſſendes Mädchen ſoll aber auch nicht von dieſer Welt ſein.

Überaus unvorſichtig blieben jene Worte immer. Sie empörten den Bräutigam ſo, wie man es durch eine ſchöne, geliebte Braut nur ſein kann, ſchmeichelten dem Artillerielieutenant über alle Gebühr, und ſtifteten noch mehr Unheil. Denn es war der Artillerielieutenant, der ſich bei dem einſamen Pärchen eingefunden hatte.

Mit einem angenommenen freundſchaftlichen Ton, dem man jedoch einen ſonderbaren Hohn beihörte, nahm er jetzt das Wort: Liebſter Pivel, ich ſah, daß Sie ſich in einen unrechten Weg verirrten, daher warf ich mich auf das Pferd meines Vorreiters, und eilte Ihnen nach, um Sie zurecht zu weiſen. Hier kommen Sie nimmermehr zur Stadt, es iſt ein Holzweg. Haben Sie alſo die Güte, mir zu folgen.

Den jungen Kaufmann ſchien nichts mehr zu verdrießen, als in dieſem Augenblick kein Mineur zu ſein, um den Boden unter dem Artilleriſten aushöhlen, und ihn in die Luft ſprengen zu können. Aus Ärger ſtammelnd, entgegnete er: Mein Herr — ich weiß nicht — begreife nicht, was es

Sie angeht, ob ich mich verirre, oder nicht. Ueberhaupt verbitte ich mir jedes unbefugte Einmengen in meine Beziehungen.

Das hätte er nicht thun ſollen, weil die Sittenlehre eines Offiziers ihm vorſchreibt, über empfindliche Worte höchſt aufgebracht zu werden. Auch lebte der unſrige ihrem Gebot ſo eifrig nach, daß er gleichſam Falkonetkugeln mit Bomben erwiederte. Herr Pipel, nun doppelt gereizt, wallte um ſo mehr auf, und wer weiß, wohin es noch geführt haben möchte, hätte nicht Julchen mit einem Bitten ſich eingelegt, das an Flehn gränzte. Da konnten die Streithähne, wie ihnen auch der Kamm bereits geſchwollen war, nicht widerſtehn, und ſchwiegen.

Herrn Pipel blieb freilich aber nichts übrig, als nun mit Julchen nach der Stadt zu folgen. Der Lieutenant ritt neben dem Schlitten her, und Julchen ſprach ungemein freundlich mit ihm. Es kam daher, weil ſie, nach einem dunklen Gefühl, ihm eine Verbindlichkeit zu haben glaubte. Eine zweite ſah ſich heller ein, er hatte ſeinen Zorn auf ihre Vermittlung beſänftigt. Endlich wollte ſie noch ihren Bräutigam dadurch ein wenig ſtrafen. Die Mädchen empfinden gewöhnlich haarſcharf, in welchem Betragen ſolche Abſicht zu erreichen iſt.

Es that auch ſeine volle Wirkung auf das ohnehin choleriſche Temperament des Bräutigams. Doch richtete er ſeinen Unwillen dabei hauptſächlich auf den Lieutenant. Immer ſchon hatte er gegen ihn Abneigung gefühlt, heute aber ſiedelte in ſeinem Herzen ſich ein glühender Haß an.

Man kam nun allein ins Stadtthor, die übrigen hatten vor einer Viertelſtunde es ſchon erreicht. Es machte Julchen ſehr betreten, und doch beunruhigte ſie der beiden jungen Männer Entzweiung noch weit mehr, indem ſie ſchlimme Folgen davon befürchtete. Als ſich der Lieutenant nun empfahl, erneute ſie daher ihre Bitten, drang in Beide, nicht im Groll zu ſcheiden, vielmehr mit einer völligen Verſöhnung.

Der ganze melodiſche Wohlklang ihrer Stimme durchtönte ihre ſanften, holden Worte, die auch bewegten. Der Offizier reichte dem jungen Kaufmann die Hand, und nach einigem Widerſtreben folgte dieſer auch ſeinem Beiſpiel.

Nach ſeiner Entfernung gab es freilich noch einigen Wortwechſel unter den Liebenden, weil jeder Theil Urſachen zu haben glaubte, mit dem anderen unzufrieden zu ſein. Doch hatte ſich, nach dem amor vincit omnia, ziemlich Alles wieder ausgeglichen, wie der Schlitten an Herrn Steiners

Thüre vorfuhr, und einige Küſſe bei Julchens Abſteigen beſiegelten das neue Einverſtändniß. In ſolchen Fällen rechtfertigen die Zeilen des alten Gellert ihre Wahrheit:

Was macht die Liebe?
Sie zankt ſich, weil ſie ſonſt nicht neu und ſüße bliebe.

Drinnen mußte das arme Julchen erſt einige Verweiſe anhören, des langen Ausbleibens willen, doch machten ſie bald der Verwunderung über ihre blendende Sternnadel Platz, wobei Herr Steiner nicht ſein Kopfſchütteln vergaß und noch hinzuſetzte: So was ziemt für eine Gräfin, eine reiche Baronin, nicht für unſere Tochter. Woran denken Sie, künftiger Herr Sohn? Geht Ihnen der Leichtſinn noch immer mit dem geſunden Verſtand davon? Werden Sie das Rechnen zeitlebens nicht lernen?

Herr Pipel gab vor, er hätte die Agraffe aus dem Nachlaß ſeiner Mutter, um den es zeither noch Prozeßſtreitigkeiten gegeben. Dann ſuchte er Jenen durch Scherze aufzuheitern, und machte gleich einen neuen Vorſchlag zu einer Schlittenfahrt auf morgen, weil man, wie er ſagte, die Schneebahn nützen müſſe, ſo lange ſie vorhanden ſei. Aber die ganze Steinerſche Familie ſollte daran Theil nehmen, was auch um ſo leichter anging, weil morgen ein Sonntag einfiel. Herr Pipel wollte ſich in der Frühe mit einem geräumigen Schlitten einfinden. Der alte Kaufmann bezeigte wenig Luſt, ſeine Gattin wollte aber ſo ein Vergnügen auch einmal genießen, und ſo blieb es bei der Abrede.

Julchen legte ſich heute mit wunderlich verſchiednen Gefühlen ſchlafen. Dachte ſie an die fröhlichen Stunden in der Mühle zurück, ſo klangen ſie immer noch angenehm in ihrem Gemüth nach, und ſie war überzeugt, lebelang noch nicht ſo zur hochfliegendſten Freude aufgeregt geweſen zu ſein, eben ſo, wie nie dergeſtalt glänzend und ſinnig geſchmeichelt. Freilich waren hernach Mißklänge laut geworden, und eine innere Stimme ſagte ihr, ſie könne ihrem Bräutigam den eingeſchlagenen Nebenweg nicht verzeihen.

Aber ſie hatte ihm doch Alles ſchon verziehn, ach, bei der ſüßen Verſöhnung! Das Erinnern an die herzigen verſöhnenden Küſſe behielt endlich die Oberhand, und was der Menſch ſo ſelten ſich ſagt: „jetzt bin ich glücklich!“ ſagte nun ſich Julchen wieder. O ſchönes Brautleben, ſeliges Liebſtadt!

Am nächſten Morgen kam Herr Pipel ſchon vor der anberaumten Zeit, und der vier Perſonen faſſende Schlitten ward gefüllt. Die Braut wollte erſt ihre prachtvolle Nadel nicht aufſtecken, doch bat ſie Herr Pipel eigens darum. Die Luſtfahrt ſollte nach einem Dorfe in der Nachbarſchaft gehn, man gelangte wohl zeitig genug dahin, um die Kirche beſuchen zu können, und dann lenkte vielleicht die Nadel der ganzen Gemeinde Blicke auf ſich. Unter ſolchen Umſtänden erinnert man wohl kein Mädchen zwei Mal, einen neuen Schmuck anzulegen.

Von jenem Dorfe hatte der Bräutigam oft ſchon Julchen manches geſagt, es ſchien, er wolle ſie dort mit etwas überraſchen.

Man traf daſelbſt ein. Das Dorf lag in einer ungemein reizenden Gegend, verſchiedene wohlgebaute Landhäuſer, die reichen Einwohnern der Stadt gehörten, gaben ihm außerdem ein gefälliges Anſehn. Vor einem kleineren, doch ſehr nett gebauten, hielt der Schlitten, und der junge Kaufmann führte ſeine Geſellſchaft in ein elegantes Zimmer, wo eine Tafel die feinſten Erfriſchungen enthielt. Nun erklärte Jener, wie er das Häuschen, mit ſeinem artigen Garten, für den nächſten Sommer gemiethet hätte, damit Julchen, nach vollzogner Heirath, die ſchöne Jahreszeit hier zubringen könne. Er, der künftige Mann, wolle dann jeden Abend, nach Abſchluß ſeiner Geſchäfte, heraus kommen, und des Morgens ſich zeitig wieder in die Stadt begeben, was, bei der Entfernung einer halben Meile, ſo weitläuftig nicht ſei. Daß ihn die werthen Schwiegereltern oft durch ihren Beſuch erfreuen würden, hoffe er daneben mit Recht.

Herr Steiner fuhr auf: Was? Auch eine Campagne, wie ein großer Herr? Nun wird mirs zu arg!

Der künftige Schwiegerſohn lächelte: Poſſen, die ganze Rummelei koſtet jährlich funfzig Thaler, und das ſind beinahe die Früchte aus dem Garten werth.

Es könnte befremden, daß noch immer nicht von der anberaumten Hochzeit des jungen Pärchens die Rede war, um ſo mehr, als die geneigten Leſer wohl die Sehnſucht deſſelben danach in keinen Zweifel ſtellen. Darum folge hier, wie es ſich damit verhielt. Am nächſten Oſtertermin ſollte Herrn Pipel die Handlung der Laurentſchen Erben übergeben, und dann auch ſein Vermählungstag begangen werden. Bis dahin — mußte man in Geduld ſich mit ſüßem Hoffen begnügen, und fiel das Herrn Pipel ſchwer, ſind wir überzeugt, daß es Julchen mindeſtens auch nicht leicht wurde.

Als die Geſellſchaft heute aber das Frühſtück eingenommen, tönte Geläut vom bemooſ'ten Kirchenthurm. Der Wirth mahnte, es ſei nun Zeit, ſich zum Gottesdienſt zu begeben, und die Verſammlung brach dahin auf. In der Kirche ſah man freilich nur, der Mehrheit nach, eine plebegiſche Gemeinde, deren weibliche Mitglieder ihren Mangel an Bildung in jeglichem Thun ausſprachen, und die mithin Julchens Sternnadel und ſonſtigen niedlichen Anzug gar nicht würdigen konnten, vielleicht ſelbſt heimlich dabei meinten, die Stadtleute wären doch recht närriſch mit ihrem hoffärtigen Aufklaviren, zur Genugthuung des Fräuleins Steiner trat aber auch die alte Frau Paſtorin, mit ihren zwei, auch nicht überaus jungen, Töchtern ein. Dies Trio warf aus ſechs Augen muſternde, und ſich kennerhaft geben wollende, Blicke nach der ſchimmernden Kaufmannstochter her, und ſchien weniger verwundert, im beſcheidenen Dorftempel ſolchen Glanz zu ſehn, als ſcheelſüchtig, heute um die gewöhnliche Sonntagsprävalenz zu kommen.

Der Gatte und Vater deſſelben erhob ſich, nach dem wenig harmoniſch angeſtimmten, und die Abweſenheit einer Singeſchule hieſigen Orts ſattſam bezeugenden Kirchenliede, auf ſeine Kanzel, und man ſah es ihm gleich an, er wolle diesmal, vor auch ſtädtiſchen Ohren, etwas recht Kernhaftes von einer Predigt halten. Demnächſt ſprach er —

ſchmetterte und donnerte vielmehr — über die Hoffarth und Eitelkeit der heutigen Welt, namentlich die Prunkliebe und Gefallſucht, die Evas Töchter ſich zu Schulden kommen ließen. Da nun der Hirt ſeine Landheerde ſchwerlich meinen konnte, weil ſie auch nicht ein Merkzeichen der angegriffenen Sünden von ſich gab, ſo mußten die ſtädtiſchen Zuhörer ſich geehrt fühlen, indem ſie Jener wie veredelte Schaafe anſah, gleichſam die Herren Steiner und Pipel wie Merinoböcke und die Damen Steiner wie Spanierinnen von feinſter wolligen Race. Sonſt hätte er ihnen wohl nicht die Achtung bewieſen, ihrer Sünden vorzugsweiſe Erwähnung zu thun.

Nachher ſchritt er zum kirchlichen Aufgebot der Brautpaare, etwas, wobei unter den anweſenden Jungfern immer einige Bewegung zu entſtehen pflegt. Auch Julchen rückte ein wenig auf ihrem Stuhl, ward jedoch ſo verwundert wie verlegen, da ſie nun zuerſt den Namen des Herrn Pipel und den ihrigen hörte. Mit einem hochrothen Antlitz gewahrte ſie, wie das ganze ſchöne Geſchlecht des Dorfs voll Spannung die Blicke auf ſie und den Bräutigam richtete. Dies — mitunter auch einen anderen Beinamen verdienende — Geſchlecht mußte folglich herausgeforſcht haben, wer ſie und ihr junger

Nachbar wären. Julchen fühlte übrigens eine Art neuer und höherer Weihe, nun ſich bewußt, auch eine aufgebotene Braut zu ſein.

Wie man die Kirche verließ, ſagte Herr Steiner in der Thüre noch zu ſeiner Tochter: Du haſt viel Ehre heute genoſſen, der Prediger hat Dich abgekanzelt, Du biſt bei der Hoffarth und Eitelkeit gemeint geweſen. Dann richtete er das Wort an den künftigen Eidam und rief: Aber wie kommen Sie in aller Welt auf den Einfall, hier ein Aufgebot zu beſtellen? Es ſollte ja in etwa vierzehn Tagen in der Stadt vor ſich gehn.

Ich war auch wie aus den Wolken gefallen, bekräftigte die Gattin, und ſehe gar nicht ein, was Herr Pivel darunter hat?

Dieſer antwortete in ſeinem gewöhnlichen heitern, ſcherzhaften Ton, ſprach dabei aber zu Julchen. Ich dachte mir, hob er an, daß wir beſſer thun würden, liebſte Braut, unſre Verbindung hier zu vollziehn, hier im Schooß der ländlichen Natur, als in der Stadt, zumal beim herannahenden Frühling. Auf Oſtern wird ſchon neues Grün die Wieſen bekleiden, an den Bäumen hervorſprießen und man die erſten Veilchen ſehn. In unſerm Garten werden ſchon Tulipanen und Aurikeln blühn, ſo kann ich Ihnen einen Strauß winden, wie er einer ſo ſchönen Braut ziemt. Vielleicht iſt am Abend auch ſchon eine Nachtigall da, und flötet uns ein Hochzeitlied.

Julchen ſchlug die Augen nieder, wie ſie es ſtets zu thun pflegte, wenn der Geliebte vom Hochzeitfeſt ſprach. Ob ſie ein zu helles Leuchten derſelben fürchtete, und es hinter zwei Vorhängen bergen wollte, ſtehe dahin. Es geſchah heute aber noch mit einer außergewöhnlichen Unruhe, die Wangen legten dabei ihr zugleich dunkelſtes und flammendſtes Purpurkleid an, ſo daß man auf eine ziemlich hohe Begeiſterung ſchließen konnte, in die jene Worte ſie verſetzt hatten. Wie man im Landhäuschen angekommen war, und Herr Pipel ſie gleich in den Garten führte, um an Lauben und Gängen, die nächſtens mit Blüthen und Grün ſich ſchmücken würden, die Wonne der Frühlingshochzeit näher zu erörtern, entfloh ihm die zu Empfindſame, oder Reizbare, ſogar. Es ſchien, ſie hätte das Feſt der Verbindung an ſich ſchon wie einen Lebensgipfel ſich gedacht, über den kein Flug — auch der Fantaſie — hinausdringe, und ſie erbange nun vor den poetiſchen Werkſtücken, die jene bereits ſchwindelnd machende Zinne immer noch höher in den Äther bauen wollten. Daß ihr bei dem Allen Herz oder Gemüth ungemein erwärmt ſein mußte, bemerkten ſelbſt ihre Eltern, wie die Tochter zurück ins Zimmer kam. Sie wunderten ſich über das hochrothe Antlitz, und es gab von Seiten der Mutter auch Verweiſe, nach welchen es einem Mädchen nicht zieme, allein mit einer jungen Mannsperſon im Garten herumzulaufen, auch wenn das Mädchen der jungen Mannsperſon Braut wäre. Mindeſtens urtheile die Welt übel davon.

Julchen aber, die einmal ſo gern mit dem Bräutigam ſich allein befand, dachte im Stillen: hier ſei ja keine Welt, oder eine ſo wenig elegante, daß an ihrem Urtheil allenfalls nichts gelegen ſein könne.

Nach gewohnter Art mengte Herr Steiner ſich ein: Es wird eine Zeit kommen, wo ſie froh iſt, wenn ſie mit dem Mann nicht allein gehn darf, wo ſie ihn vor Leuten noch am erträglichſten finden wird.

Dies gab dem holden Mädchen einen tiefen Stich in das liebeglühende Herz, und wie hätte auch eine ſo zärtliche Laura nur einen Begriff von der Möglichkeit haben ſollen, daß ihr der ſchöne Jüngling, der mit ſeinem Anblick ſie ſchon beſeligte, ihr einſt gleichgültig, ſogar unerträglich werden könne. Und doch erfuhren das nicht wenige Frauen ſchon, die nicht weniger einſt verliebt geweſen waren.

Nach eingenommenem, durch Herrn Pipel artig veranſtaltet gewordnem, Mittagsmahl fuhr Herr Steiner, mit Gattin und Tochter, allein wieder zur Stadt, denn Jener wollte bis morgen früh auf dem Landhauſe bleiben, um noch mancherlei hier anzuordnen. Julchen hätte dieſe Trennung wohl betrübter gemacht, ohne den Gedanken an das Anzuordnende, deſſen Zweck ſie wohl errieth, und das Sinnige dabei nicht bezweifelte.

Herr Steiner — pfiff unterwegs ſeinen Damen ein Stückchen. Beiden gefiel das Inſtrument, welches ſie hörten, wenig, und nicht allein des Mangels an Wohllaut halber, denn ſie kannten auch ſeine Bedeutung. Am meiſten wünſchte Julchen eine Pauſe herbei, und redete den Nichtvirtuoſen an: Sie ſcheinen heute ſehr verdrießlich, lieber Vater!

Hm, nahm er, ſein Inſtrument beſeitigend, das Wort, ich denke nur ſo über Allerlei nach. Wo der Menſch das Geld hernimmt, das hab ich immer nicht begreifen können, und wie es ihm einfallen kann, ſich für den Sommer eine Campagne halten zu wollen, eine Campagne, ſeht mir nur, dabei ſteht mir mein Verſtand vollend ſtill. —

Seine Gattin fiel ein: Ich möchte ſagen, darüber wäre ſich eben nicht zu wundern, denn man ſieht ihn nie recht in Gang, aber ich bin diesmal doch ganz Deiner Meinung. Ein junger Anfänger ſoll es mit dem Waſſer halten, ſo arbeitet er ſich wohl zum Wein hin, vom Wein zum Waſſer iſt aber eine klägliche Reiſe.

Julchen übernahm jetzt — auch löblich an einer Braut — des Getadelten Vertheidigung, und mit hoch beredtem Feuer. Ein junger Kaufmann, eiferte ſie, würde ja wiſſen, was er beſtreiten könne oder nicht, und vielleicht hätte er mit Geſchäften, die Niemandem ſonſt bekannt wären, Gewinn erzielt, ſo wie er neulich ihr ſelbſt auch geſagt, daß ihm eine Spekulation mit Staatspapieren guten Vortheil abgeworfen habe.

Die ſoll er ja bleiben laſſen, rief Herr Steiner, ſie haben in Hamburg und Berlin manches große Haus ruinirt, und den Fauntleroi in London haben ſie gar — recht hoch hinauf gebracht. Durch die Papiere, und auch das Hochleben kam er hoch hinauf —

Davon ſchweige mir ſtill, fiel die Ehegenoſſin ein, es kömmt mir ſonſt die Nacht im Schlaf vor.

Die Eltern zu beruhigen, fing Julchen wieder an: Und wenn jetzt auch mehr darauf geht, als billig ſollte, ich werde künftig ſchon ſuchen, es durch pünktliche Ordnung und die engſte Beſchränkung im Hausweſen wieder einzubringen.

Das wär ein vernünftiges Wort, entgegnete ihr Vater, wenn ſich der Mamſell Naſeweis auch wirklich Vernunft zutrauen ließe. Und wär das ſogar, woran doch nicht zu denken iſt! Was der Pipel mit ſeiner Vornehmthuerei verſchwenden wird, kann nicht das Haushaltungs-Conto erſetzen, und möchte es der ärgſte Geizteufel ihm vorſtehn. Noch Eins aber! Ich ſehe gar nicht ein, was der Pipel damit ſagen will, daß Eure Hochzeit da draußen vor ſich gehn ſoll. Der Narr hätte die beßte Gelegenheit in der neuen Wohnung, die er auf Oſtern bezieht, und auch bei uns, denn wir haben uns ja zum Ausrichten der Hochzeit erboten, das will er aber nicht, wills allein beſorgen, und — damit könnten wir auch ſchon zufrieden ſein, wenn er ſeine Anſtalten wie ein geſcheuter Menſch träfe. Aber im Dorf, ſind wir denn Bauern? Im Dorf, im Oberſtübchen iſt es bei ihm nicht richtig, das hab ich lange ſchon gemerkt.

Von neuem zum Beßten redend, bat ihn Julchen innig, den Umſtand mit dem Landhauſe zu überſehn, für den nächſten Sommer wenigſtens, daß es künftig mit dieſem unnöthigen Aufwand unterbliebe, dahin wolle ſie ſchon durch Bitten und

Vorſtellungen ſehn. Die Entſchuldigung der romantiſchen Grille, wie ſie es nannte, die Feier des Hochzeittages betreffend, konnte ſie aus Verlegenheit nur mit Stottern hervorbringen. Doch als ſie von einem Streben nach hoher Idealität ſprach, die einmal ſchon zu den Gemüthseigenheiten des Bräutigams, und wie ſie meine, zu ſeinen liebwürdigſten, gehöre, unterbrach ſie der Vater: Das Streben nach Idealität wird ihm ſchon vergehn, wenn das proſaiſche Ehejoch erſt anfängt zu drücken und zu kneipen. Und es iſt doch eine Narrheit mit der ganzen Idyllenhiſtorie da auf dem Lande. Wie ſagteſt Du noch, mein Kind. Vom Waſſer zum Wein, und vom Wein zum Waſſer? Die Liebe geht immer vom Wein zum Waſſer, das iſt bekannt genug. Aber wenn man ihn erſt ſich noch recht zuckert und würzt, muß ja das Waſſer noch ſchlechter hernach ſchmecken. Nicht wahr, mein Kind?

Frau Steiner antwortete nur durch eine Verſicherung, ſeine Witzeleien fielen herzlich kahl und langweilend aus, Julchen aber dachte bei ſich: Die Alten hätten nur das Lieben, das ächte, hohe, nicht begriffen, die Mädchen und Jünglinge dieſer Zeit verſtänden ſich darauf.

Doch gab es ein Argument, das, wenn es auch nicht zur Sprache kam, Julchens Eltern dennoch mit

mit Herrn Pipels Vorhaben ausſöhnte. Denn übernahm er die Einrichtung des Hochzeitfeſtes, durften ſie kein Geld dafür aufwenden. So zeigten ſie nun auch ſich einverſtanden, nur wiederholte Herr Steiner etliche Mal noch: es müſſe hinter der Sache etwas Anderes noch ſtecken, als die Tulpen, und die Vögel, die Vögel, die dem Brautpaar was vorſingen ſollten. Dies laſſ' er ſich nicht ausreden.

Und er hatte auch richtig daran vermuthet. — Es gab noch die übrige Faſchingszeit hindurch manche Gaſterei, manchen Theaterbeſuch, wo Herr Pipel und ſein Julchen zuſammentrafen. Jener äußerte dann ſtets ſehr lebhaft, wie glücklich er ſich fühle, was Dieſer, als Urſache des Zuſtandes, ſchon überaus angenehm ſchmeichelte, auch von ihrem eignen, vielleicht noch heißerem, tieferen Empfinden der nehmlichen Glückſeligkeit abgeſehn. An gefällig aufmerkſamem Betragen, überraſchend angeordneten Vergnügungen, Geſchenken, die, wenn auch nicht koſtbar, durch die geſchmackvolle Auswahl und das verbindlich zärtliche Überreichen, hohen Werth hatten, ließ es der Bräutigam fortwährend nicht fehlen, und traf immer mehr dabei Julchens Sinn. Dazu kamen die oft erwähnten, und ſich noch häufig erneuenden Triumphe der ſtolz frohen Braut, wenn ſie von einigen Seiten Glückwünſche zu ſo einem Verlobten hörte, und von anderen ſich um ihn beneidet ſah. Kurz, jeden Morgen hatte ſie ſchönen Freuden entgegenzuſehn, jeden Abend ſchlief ſie unter lieblichen Erinnerungen gefühlter ein. In der That iſt das eine Art von Elyſiumsleben.

Die Winterluſtbarkeiten ſollte jedoch eine Maskerade beſchließen. Man zweifelt wohl nicht, daß Herr Pipel ſeiner Braut und ihren Eltern vorſchlug, Theil daran zu nehmen. Herr Steiner lehnte es beſtimmt ab, erklärend, er ſähe nicht ein, wie vernünftige Leute an ſolchen Narrheiten Gefallen finden könnten. Daß Julchen anderen Sinnes war, verſteht ſich von ſelbſt, und ihre Mutter wollte die Tochter begleiten, weil es der Anſtand forderte, und es überhaupt ihr ſeit einiger Zeit nöthig ſchien, Jene ſtets nahe im Auge zu halten.

Nun fragte ſichs, wie man auf dem vermummten Ball erſcheinen wollte? Ich, ſagte Frau Steiner, gehe als Fledermaus hin, anders nicht, ſo ziemt es auch meinen Jahren am beſten. Der junge Mann ſchlug ſeiner Geliebten aber vor, ſich als Fauſt und Gretchen aus dem bekannten Schauſpiel Göthens zu zeigen, was freudigen Beifall gewann. Er hatte einmal dies Schauſpiel mitgebracht, und auf ſeine warme Empfehlung es Julchen mit geſpanntem, heißen Antheil geleſen. Viel darin hatte ſie — was auch wohl Männern, und ſelbſt gelehrten, ſo ergeht — nicht verſtanden, bei manchen Stellen hatte die Verſchämte gezürnt, doch was Gretchen im Schauſpiel ſagte, dünkte Julchen wie ganz aus ihrer Seele geſagt, und ſie las die Liebesworte ſo oft, daß ſie ſie auswendig behielt. Daneben verliebte ſich Julchen heftig in den männlichen, ſinnigen Helden des Stücks, was Herr Pipel jedoch, wenn er es erfahren, nicht hätte eiferſüchtig machen dürfen, weil ſie den Fauſt ſich immer in ſeiner Geſtalt dachte.

Am Morgen des feſtlichen Tages, wie eben Julchen über den zu wählenden Anzug in Ungewißheit ſchwebte, trat ein Damenſchneider zu ihr ein, und brachte einen fertigen, ſaubern, netten, der darzuſtellenden Vorzeit auch angemeſſenen. Er nahm keine Bezahlung, denn Herr Pipel hatte für Alles geſorgt. O wie gefiel ſich am Spiegel nun das glückliche Fräulein Steiner, in dem altdeutſchen Spitzenkragen und Zubehör!

Mit dem eingetroffenen, herbeigeſehnten Abend erſchien der Bräutigam, ſtieg völlig gekleidet aus dem Wagen, fand auch ſeine künftige Schwiegermutter bereits in ihrem grauen Gewand, hörte aber, Julchen ſei noch nicht ganz mit ihrem Putz fertig, weil ſie der Haarkräusler, die Menge von altdeutſchen Locken bauend, ſo lange aufgehalten. Herr Pipel bat um die Erlaubniß, ſich in ihr Zimmer begeben zu dürfen, wartete ſie jedoch nicht erſt ab, ſondern flog hinein. Er meinte, das könne ein Bräutigam ſich wohl geſtatten.

Julchen hatte einen freudigen, und einen bangen Schrecken zugleich. Jenen über die Fauſtkleidung aus dem funfzehnten Jahrhundert, mit ihren Bauſchen, goldnen Spangen und Frangen, auch dem Sammetbarret, dem federnumwehten. Julchen meinte, das ließe den Carl Moor weit hinter ſich zurück, und ſo ſchön hätte ſie den Bräutigam noch nie geſehn. Ihre froh ſtaunende Bewegung, ihre Beifall lächelnden Blicke verriethen auch, was ſie meinte, und Herr Pipel, der nach gerade ihre Pantomimenſprache richtig überſetzen konnte, ward verſucht, auf ſeine Geſtalt eitel zu ſein. Den bangen, oder ſchreckhaften Schrecken empfand Julchen, ſich überraſcht zu ſehn, als ſie das Toilettengeſchäft kaum halb beendet hatte. Eben ſchnürten des Dienſtmädchens Hände ihr das altdeutſche Mieder. Herr Pipel glaubte auf den erſten Blick zu ſehn, daß es damit zu langſam, und nicht einmal in der gehörigen Art, zuginge, deshalb legte er die ſeinigen, mit einer edlen Bräutigamskühnheit, was ihm dies Verfahren zu ſein ſchien, an. Bei ſolchen Umſtänden überflüſſig, ging das Mädchen hinaus. Um ſo froher ſchnürte Herr Pipel, Julchen aber fühlte eine Angſt, ein Herzklopfen, die es ihr platthin unmöglich machten, jener Dienſtleiſtung ſich zu entziehn, was ſie doch immer wollte. Und in ihre Angſt mengte ſich ein überſüßes Gefühl, dem ſie durchaus keinen Raum geben wollte, das ſich aber, mächtiger als ſie, ihr aufdrang. Am meiſten ergriffen ſie die widerſtreitenden Empfindungen, als der ſchöne Jüngling einen Buſenſtrauß von lieblichen Roſen, den er bei einem Kunſtgärtner eingehandelt, an ſeinen Platz brachte. Ihr fiel bei, daß man den älteren Fauſt der Zauberei beſchuldigt hatte, woran ſich in neuen Zeiten doch nicht glauben ließ, beim ihrigen dünkte aber Julchen die Zaubermacht in gar keinem Zweifel zu ſtehn.

Der Anzug kam übrigens eben zur Vollendung, wie Frau Steiner — nicht zu Herrn Pipels Freude — eintrat, um zu ſehen, warum es doch ſo lange damit währe. Nachdem ſie einen etwas — moquanten Blick auf das ziemlich — echoffirte Pärchen (die undeutſchen Worte mögen verziehen werden, ihrer treffenden Bezeichnung halber) geworfen hatte, erinnerte ſie, daß es Zeit ſei, aufzubrechen.

Fauſt, Gretchen und die Fledermaus ſetzten ſich nun in den Wagen, und fuhren dem Reduttenſaale zu.

Er hatte nicht die Pracht eines Vauxhall oder Ranelagh in London, zeigte aber doch eine helle Erleuchtung und artige Wandmalerei. Man traf bereits eine zahlreiche Maskenverſammlung, aus der ſich ein Theil, zu einer volltönenden, recht zum Frohſinn aufmunternden, Blaſeinſtrumentenmuſik ſchon im Tanz drehte.

Julchen fühlte ihren gewöhnlichen ſüßen Stolz, als ſie an der Seite ihres ſchönen, und mit ſo vielem Geſchmack gekleideten, Begleiters in der Menge daher ſchritt, und das neue Aufſehen wahrnahm, das ein Paar, wie ſie es mit ihm darſtellte, nun erregte. Auch ſchmeichelte es ihr ungemein, daß ſie und er, obſchon mit Larven am Geſicht, doch augenblicklich erkannt wurden. „Es iſt die Steiner und ihr Bräutigam" ſo hörte ſie rechts und links einige Stimmen flüſtern. Und noch eine ließ ſich vernehmen: „Es iſt das ſchöne Fräulein Steiner."

Das hörte Julchen eben ſo ungern nicht, wohl aber Herr Pipel, indem er zugleich in dem Bewunderer den Artillerielieutenant erkannte. Dieſer begrüßte auch ſeine Braut näher, und bat ſie gleich um einen Tanz. Julchen meinte der Artigkeit es ſchuldig zu ſein, ihn nicht auszuſchlagen, Jenen verſtimmte es aber ziemlich, ſie nun mit Dem, der ihm lange ſchon ein Dorn im Auge war, tanzen zu ſehen. Und um deſto ſchlimmer, daß ſich der Lieutenant auffallend vortheilhaft als alter Ritter gekleidet hatte, mit ſpiegelblankem Helm und Panzer, ſo glaubte der Fauſt ihm nachzuſehen, ſelbſt zu bemerken, daß Julchens Auge mit rechtem Wohlgefallen auf der Heldengeſtalt ruhe. Von Beſorgniſſen der Art, gegründet oder nicht, ſind aber die Liebenden nie frei.

Und obſchon Julchen hernach mit ihm auch tanzte, ihm die gewohnte zärtliche Anhänglichkeit bewies, ſo war es doch um ſeinen heitern Muth an dieſem Abend geſchehen. Julchen, der es nicht entging, wollte ihn zurückrufen, und begegnete, zu des Bräutigams Genugthuung, dem Lieutenant mit einer geſuchten, ſchneidenden Kälte. Weil es jedoch ohne Erfolg blieb, nahm ſie das übel auf, und that nun — wie ſchon Liebende einander wohl necken — gar freundlich mit der ritterlichen Maske. Herr Pipel glaubte wieder, er müſſe das rügen und ahnden, und wählte dazu ein Mittel, wodurch ſeine Braut an ihrer empfindlichen Stelle ſich verwundet fühlte.

Die Couſine Lottchen war nehmlich auch anweſend, mit anderen Freundinnen gekommen. Sie trug ein Dianengewand, mit dem Halbmond am Kopf, das auch vielen Beifall gewann. Herr Pipel drängte ſich zu ihr, und ſagte ſo laut, daß Julchen es hören konnte: „Meine ſchöne Diana, wie glücklich müßte der Sterbliche ſein, den Sie zum Endimion wählten.“

Es waren von beiden Seiten nichtige Neckereien, allein ſie ließen Stacheln im Buſen zurück, die einſt mehr noch als gegenwärtig ſchmerzen ſollten.

Spät erſt kam eine Zigeunerin, nicht mehr jung dem Anſehen nach, und fett bis zur Unförmlichkeit. Mit angenommener komiſchen Manier trippelte ſie umher, ſich zum Wahrſagen erbietend. Kaum erblickte ſie Julchen, als ſie auch zu ihr trat, und ihre Hand nahm, um ihr Schickſal daraus zu deuten. Julchen war zu mißgelaunt, um ihr Rede ſtehen zu wollen, ſuchte ihr auch die Hand zu entziehen. Gleichwohl hielt die Zigeunerin ſie feſt, und ſagte: „Ei, mein Töchterchen, ich bedaure Dich. Du haſt einen Bräutigam, er iſt aber nicht Dein, gehört einer Anderen, die auch ſchon machen wird, daß Du ihn nicht erlangſt.“

Die Worte fuhren wie Dolchſtiche in Julchens Herz. Sie wollte nichts mehr hören, obſchon die unholde Profetin zu reden fortfuhr, ſondern eilte zu ihrer Mutter, und bat ſie dringend, den Saal zu verlaſſen.

Eh es geſchah, kam Herr Pipel zu Julchen, und beſtürmte ſie, geſpannt und erſchrocken, mit Fragen: was die Zigeunerin ihr geſagt? Die Braut gab ihm aber keine Antwort, und Frau Steiner machte ſich mit ihrer Tochter auf den Heimweg, während Herr Pipel noch im Tanzſaale zurückblieb.

Unterwegs empfand Julchen einige Unruhe, doch zerſtreute ſie auch ſich bald in der Erinnerung an das auf dem Ball genoſſene Vergnügen. Und mit dem geliebten Gegenſtand zu tanzen, das iſt gar nicht in die gemeine Kathegorie des Vergnügens zu ſtellen, viel zu nichtsſagend lautet da ſo ein Wort. Auch hochfliegendes Entzücken würde nicht der Sache ein Genüge thun. Vor Allem klang jedoch eine Unterredung mit dem Bräutigam durch ihr ganzes zartbeſaitetes Nervenſyſtem nach. Er hatte darin von der Veranſtaltungen zur Hochzeit geſprochen, die er nun bald treffen wollte. Und welche gluckſche, mozartſche, beethovenſche Melodie, hätten auch die Meiſter ſelbſt auf einer Harmonika ſie gezaubert, tönte wohl ſo ſüß in des Mägdleins Ohr, in das innre Ohr des Herzens!

Wenn Amor, der geflügelte
Doch immer, immer zügelte
Auf dieſer Bahn der leichten Roſſe Lauf,
Wo ſtets die Hoffnung ſpricht: der Himmel nimmt uns auf!
O daß ſie lebelang doch bliebe
Die Rosenzeit der jungen Liebe!
Wehn kleine Stürme in des Maies Blüthenzelt,
Fliehn doch ſie bald, ſchnell winkt erneute Heiterkeit,
Der Kuß wird doppelt ſüß nach dem verſöhnten Streit,
Ja Sterbliche, daß ſie uns bliebe,
Die Roſenzeit der jungen Liebe!

Station Frauenburg.

Auf dem Maskenball hatte es, wie man erfuhr, kleine Mißverſtändniſſe gegeben, doch ſind ſie bei Liebenden immer nur wie eine Diſſonanz in der Muſik zu betrachten, deren harmoniſche Auflöſung im nächſten Akkord liegt. Herr Pipel, der ſich dort wenig mehr aufgehalten, weil er ohne die ſchöne Braut ſich gelangweilt, verſäumte am nächſten

Morgen nicht, früh ſchon zu Herrn Steiner zu gehn, um ſich höflich zu erkundigen, wie die Damen vom Hauſe auf die geſtrige Luſtbarkeit geruht hätten. Und jedes höfliche, zuvorkommende Betragen, wie anerkannt auch ſeine leere Seite iſt, hat doch für den, der es übt, viel Gutes, nimmt vermeinte oder wirkliche Schuld von ihm, läßt ihn im vortheilhafteren Licht erſcheinen. Das gilt ſchon bei Menſchen, die ſonſt einander gleichgültig ſind, um wie viel mehr bei Liebenden. Auch klopfte Julchens Herz nicht wenig hoch, als ſie den Bräutigam wiederſah, und wie viel würde nicht dies Herz gelitten haben, wär er ausgeblieben. Nur meinte ſie, nach Mädchenweiſe unter ſolchen Umſtänden, doch etwas kühl thun zu müſſen. Er that dagegen, als ob er es gar nicht wahrnähme, zeigte den gewohnten heitern Sinn, und begegnete ihr mit aller zärtlichen Aufmerkſamkeit. Nun ward Julchen auch wieder hold, der Artillerielieutenant, wie die Couſine, blieben unerwähnt. Herr Pipel machte ſeine Laura auf das bereits ſchöne, den nahenden Frühling ankündigende, Wetter aufmerkſam, und erinnerte, wie das kirchliche Aufgebot draußen zum dritten Male ſchon vollzogen ſei, folglich der Hymensfeier jetzt kein Hinderniß mehr im Wege ſtehe. Er ſetzte den Vorſchlag hinzu, die Feier zeitiger, als man bisher es gewollt, anzuberaumen, indem auch ſeine jetzige Wohnung geräumig genug ſei, um Julchen darin aufzunehmen. Die Braut ſchwieg zu dem Gedanken, welche Empfindungen er ſchon ihr anregen mochte, denn ſie hatte ſich eifrig in der Kunſt geübt, ihre Sehnſucht nach dem Hochzeittage zu verhehlen. Allein Frau Steiner, die auf die Unterredung gelauſcht hatte, trat hinzu, und ſchnitt den Einfall des Bräutigams ſogleich ab, bemerkend, Julchens Linnengeräth ſei noch nicht in die nöthige Ordnung gebracht.

So mußte ſich das — ungeduldige Pärchen noch alſo in Geduld faſſen. Weil es bis zur Vermählung noch eine ſo ſchöne, frohe, luſtige Zeit gab, konnte es das wohl, aber es ward ihm dennoch ſchwer genug. Der Menſch genießt allenthalben das Glück der Gegenwart wenig, lernt es erſt, wenn ſie Vergangenheit geworden iſt, in der Erinnerung ſchätzen. Und Brautleute vollend ſind durch das höhere Ziel, das ihnen ſo reizend winkt, und immer noch unerreicht blieb, ſo beunruhigt, daß ſie die Roſen, über welche ſie dermalen hingehn, kaum wahrnehmen. Doch ſpäterhin ſind wohl alle Eheleute — die nehmlich Amor, nicht Plutus, verband — darüber einig, daß die nächſten vier Wochen vor der Hochzeit ihr lieblichſter Lebensabſchnitt waren, auch die nächſten vier Wochen nach der Hochzeit nicht ausgenommen.

Herr Pipel erzürnte übrigens ſein Julchen noch zwei Mal heftig. Er begegnete ihr eines Morgens, da ſie von einer Freundin kam, ſchloß ſich an, und bewog ſie, noch einen kleinen Gang durch die Straßen mit ihm zu machen. Dabei führte er ſie an der neuen Wohnung vorüber, die er nächſtens mit der Braut beziehn ſollte, wenn ſie erſt in ſeine Gattin umwandelt ſei. An der Thüre nahm er den Schlüſſel heraus, und bat Jene, mit ihm hineinzukommen, um die Einrichtungen zu ſehn, die er getroffen, und ihm zu nennen, was ſie zu ihrer Bequemlichkeit noch wünſche. Hätte Julchen zu ſagen vermocht, es zieme ihr nicht, ihm in eine einſame Wohnung zu folgen, und könne den Leuten, die es wahrnähmen, Stoff zu nachtheiligen Bemerkungen geben, müßte ſie über die Gefahr, die unter ſolchen Umſtänden ihr drohe, auch mehr im Klaren geweſen ſein. Dies war die Schuldloſe indeß keineswegs, ſie verlor auch kein Wort über den Antrag, widerſetzte ihm ſich aber in einem ſchnellen Weitergehn, und warf mit dunkelroth gewordenen Antlitz, dem Bräutigam einige finſtere Blicke zu. Sie mußte alſo eine warnende Stimme in ſich vernommen, oder an jenen Abend im Eichwald zurückgedacht haben.

Ein anderes Mal, wo Herr Steiner auf einige Tage verreiſ't war, ging ſehr zeitig ſchon ſeine Gattin aus, um eine kranke Verwandte zu beſuchen. Herr Pipel erfuhr es durch einen Zufall, und eilte ſogleich in das Steinerſche Haus, weil er Julchen nun dort allein zu finden hoffte. Im Erdgeſchoß traf er Niemanden, erhielt aber vom Dienſtmädchen die Nachricht, daß Julchen — noch ſchliefe. Seinem älteren Syſtem zufolge, welches einem Bräutigam ausgedehnte Freiheiten gab, ſtürmte er gleich in das Schlafgemach hinan, um der Geliebten ſeine Aufwartung noch vor ihrem Lever zu machen. In der That ſah er nun auch den bildlichen dunkeln Lockenkopf zwiſchen den ſchneeweißen Bettüberzügen hervorſchaun, und mit weit geöffneten Augen. Denn Julchen blieb — wie viele Mädchen, und die verliebten zumal — gern wachend noch lange im Bette, und konnte heute, bei der Eltern Abweſenheit, dieſem kleinen Vergnügen um ſo mehr nachhängen. Doch gewahrte ſie kaum Herrn Pipel, als ſie auch ein faſt erbärmliches Geſchrei anhob, welches noch lauter würde geſchmettert haben, wenn ſie den Kopf nicht dabei zwiſchen den Kiſſen verſteckt hätte. Diesmal Worte genug findend, rief die Aufgebrachte: Iſt es ſchicklich, daß Sie in mein Schlafzimmer kommen? Wie unzart behandeln Sie mich! Wollen Sie hinaus! Mir aus den Augen, ſogleich! Ich hebe unſer ganzes Verhältniß auf, wenn Sie nicht augenblicklich gehn!

Und Herr Pipel, von welchem muthigen Unternehmungsgeiſt er auch in ſolchen Fällen beſeelt, und der ſchon im weitern Vordringen begriffen war, um die ſchöne Braut zwiſchen den Kiſſen zu küſſen, ward durch jene Donnerſtimme von den roſigen Lippen dennoch erſchreckt, und wußte in der Verwirrung keinen geſcheutern Rath, als ſich eilig über die Treppe davon zu machen. Eine Flucht, die ihn ehrte, was einer Flucht ſelten eigen iſt.

Aber auch Julchen hatte ihr Zorn geehrt. Dabei fällt uns eben ein: ob nicht, wenn die Mädchen — wie Kriegsoberſten, die einen Angriff auf ihre Feſtung tapfer abſchlugen — für ähnliche Tapferkeit Ehrenzeichen empfingen, das, immer noch ziemlich enge, Reich der Tugend dadurch erweitert werden dürfte? Zwar ließen ſich die wahren Umſtände bei ihrem Heldenmuth wohl immer ſchwierig ausmitteln, aber man ruft die Wahrheitsgöttin auch im Kriege nicht ängſtlich dazu, wo es Ehrenlohn auszutheilen gilt.

Wir hätten übrigens mancher Situation zwiſchen dieſen Brautleuten nicht erwähnt — ob wir gleich das kleinſte Steinchen des Anſtoßes ſorgſam dabei vermieden — wär es nicht geſchehn, um ihnen, vorzüglich dem veſtaliſch heiligen Julchen, das gebührende Lob nicht vorzuenthalten. Julchen brachte nun doch ein gewiſſes Ornament der Veſta zu Hymens Heiligthum, daß ſo vielen Bräuten auf dem Wege dahin, wie unverſehens verloren geht. Tempel und Altar büßen aber auch von ihrer Weihe kein Geringes ein, wenn die Brautpärchen, mit Wieland zu reden, ſtatt den Hymen, den Amor ihren Bund krönen ließen.

Endlich nahte der anberaumte, ſo mit glühender Sehnſucht herbeigewünſchte Tag. Es verſteht ſich, daß je mehr er heran kam, je mehr auch die Stunden ſich für Julchen langweilend ausdehnten. Ihr Bräutigam, der über ſeine Ungeduld mit Freiheit ſprach, bediente ſogar ſich der Hyperbel: die Minuten würden ihm zu Jahren bis zur Hochzeit. Damit war Jene eben nicht unzufrieden, aber ein gewiſſes Heimlichthun mit dem Vermählungstage, von Seiten des Bräutigams, befremdete ſie, und ſie konnte den Grund davon nicht einſehn. Er wollte unter Andern, vor Fremden nicht davon reden hören, die Gäſte ſollten auch nur zwei Tage vor-

vorher dazu eingeladen ſein. Und beim Dorffeſt blieb es, wie ſchon die Alten da immer noch widerſtrebten.

Der Polterabend ging ihm voran. Mit einem ſolchen machte ſich das junge luſtige Völkchen der Stadt gerne zu thun. Ob nun ſchon Herr Pipel ſich keineswegs zu ihrem traurigen zählte, wollte er doch lange erſt keinen veranſtaltet ſehn. Julchen nahm es etwas übel auf, weil ſie einigen beigewohnt, und die Scherze dabei unterhaltend gefunden hatte. Nun ſchlug Jener vor, den Tag vor der Hochzeit ſchon auf das Dorf zu reiſen, und auch den Polterabend daſelbſt zu begehn. Hiezu ſtimmten gleichwohl die künftigen Schwiegereltern nicht.

Plötzlich zeigte jedoch Herr Pipel einen veränderten Sinn. Er kam eines Morgens und erklärte ſehr vergnügt: es dürfte angemeſſen ſein, wenn Herr Steiner zum Polterabend eine kleine Geſellſchaft in der Stadt einlüde, am nächſten Tag begäbe man ſich denn aufs Land. Doch, wenn ſeine künftigen Schwiegereltern darauf beſtänden, wolle er nunmehr ſeiner Dorfhochzeit entſagen, und auch ſie in der Stadt begehn.

Das ſetzte Eltern und Tochter in Verwunderung, weil ſich Herr Pipel zeither ſo leidenſchaftlich für die ländliche Hochzeitfeier eingenommen gezeigt hatte. Doch ſagten Jene: es möge nun, weil ſchon manche Einrichtung dazu vorgekehrt ſei, auch bei dem älteren Vorſatz bleiben, gern willigten ſie aber ein, den Polterabend in ihrem Hauſe zu feiern.

Während man noch davon ſprach, fand ſich ein Nachbar zum Beſuch ein, und erzählte als eine Stadtneuigkeit: die Commerzienräthin Goldau ſei durch einen Brief zu einer zwanzig Meilen entfernten, und auf dem Sterbebett liegenden Freundin beſchieden worden, ohne Zweifel, weil Letztere der Goldau ein Erbe zuzuwenden entſchloſſen ſei, und ſelbſt ſie noch davon unterrichten wolle. So urtheile man wenigſtens, die Freundin war auch reich, und Madame Goldau eiligſt abgereiſ't.

Herr Steiner und ſeine Gattin machten einige Anmerkungen über die Ungerechtigkeit des Geſchicks, das einer ohnehin mit Geld überflüſſig verſehenen Frau neue Glücksgüter darböte, und Anderen, die es mehr bedürften und verdienten — ſie meinten da ſich — keine reiche Freunde, nach vorher löblich angeordneten Teſtamenten, ſterben ließ, Julchen aber wurde ziemlich betreten. Es widerfuhr ihr jedesmal, wenn man von der Commerzienräthin ſprach, und wollte auch bemerkt haben, daß ihr Bräutigam dann nie ohne einige ſichtbare Unruhe blieb. Diesmal jedoch zeigte er nichts davon, womit Julchen, die bereits forſchende Blicke auf ihn gerichtet hatte, ſehr zufrieden war.

Als ſich übrigens der Beſuch entfernte, ſchrieb man die Gäſte auf, welche bei einem und dem anderen zugegen ſein ſollten. Es waren nur acht Tage noch bis dahin. Herr Pipel, ſo nachgiebig als vergnügt heute, willigte ein, daß ſie morgen ihre Karten empfingen.

Die acht Tage liefen denn auch um, wie alle, ſo lange der Erdball um die Sonne laufen wird. Julchen hatte während derſelben oft ſagen dürfen, ſie freue ſich auf den Polterabend, was ſchon rückſichtlich der Hochzeit nicht ſo anging.

Zu dieſem Polterabend erſchienen denn Eingeladne, und auch andere Bekannte in guter Zahl. Sie erſchienen zum Theil nett und gefällig, zum Theil auch ſeltſam, grotesk und abentheuerlich verlarvt. Zeigten Einige feinen Geſchmack in ihrer Wahl, ließ ſich von Anderen das eben nicht behaupten. Die Stadtpoeten hatten auch, für Geld und gute Worte, gereimte Anreden zu Jener Behuf fertigen müſſen, von welchen manche ungereimt waren, doch nicht wie Klopſtocks Oden, die auch ungereimt ſind. Man ſah eine niedliche, mit Blumen wohlgeſchmückte, Gärtnerin, die ihre auch blumigen Worte an die Braut richtete, und ihr ein Körbchen mit ſchönen Roſen verehrte, andeutend, darüber hin ſolle fortan ihr Weg gehn. Nicht eben zufrieden war Julchen damit, nicht weil die Roſenallegorie ſchon ſo häufig gebraucht worden iſt, ſondern weil ſie in der Gärtnerin die Couſine Lottchen erkannte, und weit entfernt war, hier an einen aufrichtigen Wunſch zu glauben. Sie würde gerne ſelbſt über dieſe Roſen gegangen ſein, dachte Julchen, denn ſie konnte ſich es nicht ausreden, in Lottchen eine geheime Nebenbuhlerin zu ſehn. Auch ein Keſſelflicker trat in das Gemach. Seine ſchlechte zerlumpte Kleidung ließ aber eine anſehnliche männliche Geſtalt durchblicken. Die Redeweiſe geringer Stände annehmend, hob er an: wenn denn hier ein Polterabend ſei, müſſe es auch nicht an Scherben fehlen, alſo etwas entzwei geworfen ſein. Hierauf nahm er eine Taſſe vom Tiſch, aus der Julchen eben ihren Thee getrunken, und die eben keinen Werth hatte, und zertrümmerte ſie am Boden. Nun bat er um Verzeihung, Schaden angerichtet zu haben, las die Stücke auf, und verhieß, ſie gleich wieder zuſammenzufügen, was er bei Taſſen ſo gut, wie bei Keſſeln zu verſtehn, vorgab. Unvermerkt tauſchte er die Stücke jedoch mit einem neuen Porzellangeſchirr um, das eigens dazu gefertigt war, und ſchob es in Julchens Hand. Man mußte billig über die Schönheit dieſes ſogenannten Chokoladenbechers ſtaunen. Vergoldung und Malerei daran zeichneten ſich gleichermaßen im hohen Grade aus. Man ſah auch Julchens wohlgetroffenes Porträt darauf. Der Geber mußte ein anderes, welches im Zimmer hing, auf einige Zeit heimlich entfernt haben, um eine Kopie fertigen zu laſſen. Die Umgebung war ungemein ſchmeichelhaft. Ein Göttinnenſchein entſtrahlte dem Haupte, Genien kränzten es noch mit Blumen, ein goldner Apfel ſank in die Hand nieder, als Preis der Schönheit. Unten an dem Piedeſtal, worauf das Geſicht abgebildet war, lag ein Herz, durch einen Pfeil verwundet, und blutend. Darin konnte man das Herz des Bräutigams ſehn, wenn man wollte, es ließ ſich aber auch auf ein anderes beziehn, das Julchens Heirath in einen leidenden Zuſtand verſetze.

Herr Pipel betrachtete die Taſſe mit geſpannter Neugier und — nicht geringem Ärger. Denn er meinte, es ſtände billig ihm nur zu, ſeiner Braut ein Geſchenk zu machen, das ihre Schönheit mit artigem Lobe überhäufte. Das verwundete Herz unten verwundete ihm vollend das eigene. Der Keſſelflicker hatte ſich ſchon entfernt, als Jenem erſt beifiel, es ſei, wie unkenntlich er ſich auch gemacht, ohne Zweifel der Artillerielieutenant geweſen. Um deſto mehr empfand Herr Pipel nun auch Verdruß über ihn. Doch iſt es einmal ſo, die Eiferſucht trübt den Liebenden ihre froheſten Stunden.

Als hierauf, nach einem freilich oft auch dageweſenen Einfall, eine als Pantoffelmacherin verkleidete Bekannte eintrat, und der Braut einen Pantoffel überreichte, ſchlug dieſe die Gabe mit Feſtigkeit aus, ungeachtet der Pantoffel von ſchönem Seidenzeug und mit zierlicher Stickerei geſchmückt war, die Verehrerin auch, wie man ſah, den zweiten noch bereit hielt. Es hatte ſeine Bedeutung, daß Julchen ein Symbol der Frauenherrſchaft nicht annehmen wollte, und ihr Bräutigam ſchien ſo zufrieden damit, als er es mit dem Wohlgefallen, das Jene der ſchönen Taſſe bewieſen, nicht eben ſich gezeigt hatte.

Eine dramatiſche Scene, wiewohl pantomimiſch, ward auch von einigen jungen Leuten, und ſinnig genug, dargeſtellt. Der Ehegott kam zuerſt mit ſeiner Fackel, ſah im Zimmer ſich um und that, als hätte er Anordnungen zu treffen. Bald erſchienen auch der Merkurius, mit ſeinen gewöhnlichen Attributen, und noch verſchiedenen, artig eingebundnen und wohlrubrizirten Handelsbüchern, und der Amor, wozu man einen hübſchen Knaben angethan hatte. Der zuerſt Gekommene nahm Beide wohl auf, führte den Merkurius zum Bräutigam, dem er die Handelsbücher einhändigen mußte, und leuchtete dabei mit der Fackel hinein, um anzudeuten, dem Ehemann würde beſonders nöthig ſein, mit dem Handelsgott ernſt ſich zu befreunden. Den umher flatternden Amor ergriff er dann, ſchnitt ihm die Flügel ab, und band ihn an den Stuhl feſt, auf welchem Julchen ſaß. Ein Bacchus mit Weinflaſchen und ein Aktäon mit hohem Geweih hatten ſich während dem auch noch eingefunden, allein der Anordner trieb ſie, als nicht hieher gehörend, und mit dem Verbot, dieſe Schwelle je wieder zu betreten, ſogleich zur Thüre hinaus.

Herr Steiner bemerkte, dies Polterabendſpiel, welches die Brautleutchen ſich recht ad notam nehmen könnten, hätte ihm, als ſehr verſtändig, wohl gefallen. Bis auf den Aktäon, entgegnete ſeine Gattin, die Anſpielung war unzart und plump, einen Gedanken ſolcher Art muß man einem anſtändigen Brautpaare gar nicht aufregen wollen.

Dem ungeachtet kamen, wie bei ſolchen Gelegenheiten öfter wohl, noch andere zur Sprache, die Julchen ungemein entrüſtet haben würden, hätte ſie das Zweideutige darin verſtanden, was jedoch nicht der Fall war.

Nachdem ſich noch ein luſtiger Witzling eingeſtellt, und verſichert hatte, er wolle dem Bräutigam etwas Beſſeres als die Vorgänger wünſchen, nehmlich immer, was er jetzt mit Füßen träte (er meinte den Abſatz) kam noch ein Arzt in altväterlicher Kleidung, unterſuchte den Puls des Bräutigams und der Braut, ſchüttelte den Kopf zu den beiderſeitigen Liebesfieberſimptomen und Blutwallungen, erbat ſich dann Papier und Dinte, und ſchrieb ihnen nachſtehendes Rezept auf:

Recipe.

Nimm Liebe,
Treue,
Beſtändigkeit,
von jedem 100 Gran,
Ökonomie
und Häuslichkeit
ſo viel auch hinzu gethan;
Eiferſucht weder gehegt,
noch erregt,
ſtets den üblen Schein gemieden,
und immer geſehn zum häuslichen Frieden.

Probatum est.

Dr. Hymen.

Zum Beſchluß ſah man noch eine Quadrille von vier jungen, mit vielem Geſchmack gekleideten Paaren, die, zu mitgebrachter Muſik einen niedlichen Tanz vollzogen. Einen noch fröhlicheren

Sinn, als zuvor, verbreiteten ſie unter den Anweſenden, beunruhigten aber auch Herrn Pipel und ſeine Braut ein wenig. Jener bewachte nehmlich Julchens Augen, ob ſie nicht vielleicht an einen der griechiſch angezogenen, und anziehenden Jünglinge ſich hefteten, und Dieſe forſchte, ob nicht der Bräutigam Wohlgefallen an einem der Mädchen, die Grazien nachbildeten, ausdrücke. So bleibt es einmal den Gemüthern eigen, worin die Liebe ihren Thron aufſchlug, und enden alle ähnliche Beſorgniſſe, iſt es auch ein Zeichen, daß die Göttin ihren Wohnſitz dort verließ.

Was ſich von den maskirten Perſonen nicht ſchnell entfernt hatte, wurde zum Abendeſſen behalten, welches man nun in zahlreicher Geſellſchaft und hoch vergnügt einnahm.

In der folgenden Nacht beſuchte wenig Schlummer die Braut. Die Erwartung war zu geſpannt auf den kommenden Tag. Dabei iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß einer Braut die Vermählung ein wichtiger, ja der wichtigſte Lebensabſchnitt zu ſein dünkt, weil ſie dann aus dem Mädchenſtand in das Frauenthum übertritt. Sie ſieht in derſelben eine Rettung vor dem gefürchteten Loos, nicht begehrt zu werden, und den Empfang einer neuen, ſelbſtſtändigeren, bedeutenderen Würde, im Ganzen also eine Standeserhöhung, wobei die Eitelkeit immer betheiligt iſt, und wovon ſich die jugendliche Einbildungskraft mehr träumt, als die Wahrheit zu bethätigen vermag. Kein Wunder alſo, wenn aus ſolchen Gründen ſchon das Brautherz der Trauungsepoche mit hochfliegenden Pulſen entgegenklopft. Dabei iſt noch von den weit ſüßeren, glühenderen Hoffnungen der Liebe abgeſehn, die, je heiliger noch ihre Flamme blieb, je mehr ſich auch in die Zauberregion ſchöner Idealität emporſchwingen. Dennoch ſchwärmte Julchen allein dem vollen Beſitz ihres Geliebten entgegen, und jene Idealität war der Unſträflichen ein dunkel geheimnißvolles Land. Aber auch Dunkelheit und Geheimniß, wenn es darüber nicht an holden Winken fehlte, üben einen mächtigen Reiz, den ſogar in den Augen des Gläubigen der Tod hat, weil er ihm die Pforten eines unbekannten ſchöneren Daſeins zu öffnen verſpricht.

Aus dem kurzen Schlummer, in den erſt die Morgenröthe Julchen eingewiegt hatte, weckten ſie die ſchon in den Lüften regen Lerchen, und die in ihr Fenſter blickenden warmen Sonnenſtrahlen eines Frühlingstages, der nicht heitrer ſein konnte. In dem Grade ward es nun das Mägdlein auch, theils wegen der beſtmöglichen Grundlage dazu im Gemüth, theils, weil die Bräute gewöhnlich ſchöne Witterung am Hochzeittage als ein glückliches Vorzeichen ihres Eheſtandes anſehn. Julchen floh ihr Lager und eilte ſich in die leichte Morgenkleidung zu werfen.

Als ſie hinabging, um mit den Eltern zu frühſtücken, traf ſie bei ihnen ſchon ihren Bräutigam. Dieſer wollte voran auf das Dorf hinausfahren, und hatte ſich bewogen gefühlt, erſt noch hier ſeine Aufwartung zu machen. Julchen erblickend, hob er an: Dies iſt der letzte Beſuch, den ich Ihnen als Bräutigam abſtatte, denn morgen um dieſe Zeit habe ich ſchon das Glück, Ihr Mann zu ſein.

Das gute Kind erröthete mit hold verſchämtem Wonnegefühl, mit einem altklugen Seufzen fiel die Mutter jedoch ein: Der Himmel gebe, daß Sie in zehn Jahren es noch ein Glück nennen mögen.

Herr Pivel ließ es nicht an Betheuerungen fehlen, daß auch die Ewigkeit ein zu kurzer Zeitraum ſein würde, um ſeine Gefühle zu ändern, und Julchen hörte das mit großem Vergnügen, denn Liebende hören ſo was einmal gern, und ſie glaubte auch daran, weil ihr eignes Empfinden keine Minute von der Unendlichkeit ſtrich.

Nach genommener Abrede entfernte ſich der

Bräutigam. Um vier Uhr nach dem Eſſen ſollte der Wagen kommen, um die Braut und ihre Eltern aufs Dorf — dem Gnidos und Paphos Julchens — zu fahren. Welch ein langer Zeitraum dünkte es dem liebeglühenden Mädchen noch bis dahin!

Gleichwohl lief er um, und die Reiſe — zum Gipfel der Wonne, zur Zinne der Glückſeligkeit wurde angetreten. Aber auch das fluthenkühle Steinerſche Ehepaar hätte ſie eine wahre Luſtreiſe nennen dürfen. Eben hatte ſich die Natur in jenes erſte helle Grün, welches ſo vielen Reiz der Neuheit entfaltet, und dem Auge ſo wohlthut, gekleidet, die ſo lange geathmete Winterluft hatte ein mildwarmer Himmel verdrängt, und ſeine klare Bläue durchſchwebte jubelnd das Orcheſter von kleinen Sängern oder Flötenſpielern, welches ſich der Lenz zurückgerufen hatte. Die Obſtbäume, noch vor einem Monat dicht mit kaltem Schnee bedeckt, waren es nun eben ſo mit weißen, neues warmes Leben entfaltenden Blüthen, und aus den Gärten, woran man vorüber kam, ſahen die Tulipanen und Aurikeln, hinter den Gehägen mit lächelnder Freundlichkeit hervor.

Auf dem Dorf angelangt, fand man die Gäſte bereits verſammelt. Und — welche feine Aufmerkſamkeit des Bräutigams — vor dem Gehöft des kleinen Landhauſes ſtand eine Ehrenpforte, aus grünem Tanger, mit Blumengehängen umwunden, oben Julchens Porträt und Name in einem Sternenkranz. Noch mehr hatte es ſich Herr Pivel koſten laſſen. Denn nicht allein ertönten an der Ehrenpforte die ſchmetternden Inſtrumente gerufener Muſiker zum Willkommen, es hatten ſich daſelbſt auch zwölf hübſche Dorfmädchen aufgeſtellt, Alle ſauber gewaſchen, in ſchneeweißer Kleidung, mächtige Tulpen- und Fliederſträuße an der — in der Mehrheit hochgewölbten — Bruſt. Nach herkömmlicher, obſchon gewöhnlich nur fürſtliche Perſonen auszeichnender, Sitte überreichten ſie der Braut ein Atlaßkiſſen, worauf ein Gedicht lag, auf gewäſſerten Taffent gedruckt, doch ſelbſt nicht wäſſerig, denn Herr Pivel hatte dazu den feurigſten Dichter erfragt und beauftragt, auch ihm in einem zugeſandten Korb mit Liebfrauenmilch ſein Feuer noch anzuſchüren getrachtet. Julchen ward in den Verſen als künftige Einwohnerin, Zier und Schmuck hieſigen Örtleins begrüßt, auch ſonſt über das Verhältniß am heutigen Ehrentag ihr viel Poetiſch-Artiges geſagt. Sie ward um ſo trunkner durch die ſchmeichelhaften Huldigungen, als mindeſtens neunundneunzig Hunderttheile der Dorfbevölkerung an dem Gehöft zuſammengelaufen waren, um die

Braut, die Hochzeitgäſte und Ceremonien zu ſehn, die man hier — ſo drückte ſich darüber ein Altmütterchen aus — bei Menſchen- und Viehgedenken nicht erlebt hatte.

Wir merken jedoch an, daß Herr Pipel immerhin jenes Dutzend in der Unſchuldsfarbe hätte weglaſſen können, denn Fräulein Steiner blickte mit einem etwas gerümpften Näschen darauf. Kein Wunder, eine Braut ſieht es nicht gern, wenn der Bräutigam mit Mädchen, wer ſie auch ſein mögen, verkehrt, und was es auch ſei. Und bei dieſem Schauſpiel ließen immer doch ſich Proben vorausſetzen, die mit dem Perſonal zu halten, nöthig geweſen war.

Unwahrgenommen konnte es übrigens von Julchen nicht bleiben, daß ſie nicht ſowohl draußen vor dem Dorfparterre ein ſchier blendendes Aufſehn erregt hatte, ſondern auch vor dem ſtädtiſchen, nachdem ſie Herr Pipel in das Beſuchzimmer geführt. Doch hatte man auch Anlaß genug, froh zu ſtaunen, und ſelbſt dem weiblichen Theil der Geſellſchaft entlächelten Beifall und Verwunderung. Jedes ſchöne Mädchen wird im Brautanzug ſchöner, in ſofern man dieſen ſo ſorgſam auswählt und anlegt. Dies galt ſo eigentlich aber nicht von Julchen, wenn ſie ſchon für ihre Gallakleidung mit einem Geſchmack, den man wahrhaft äſthetiſch nennen konnte, geſorgt hatte. Denn ihr ſchönfarbiges, in der neueſten Modeform dargeſtelltes, mit Spitzen, welche an Zartheit Spinneweben glichen, verſehenes Kleid gewann erſt durch den Wuchs dieſer neuen Tochter der Niobe ein Anſehn. Sie trug manche Kleinodien, aber ſie liehen ihr keinen neuen Reiz, Julchen war vielmehr der Schmuck des Schmuckes. Sie war nicht nur eine ſchöne, ſondern auch eine liebende Braut, und der ſchönen Liebe himmelvoller Ausdruck in ihren Morgenſternaugen, auf ihren Morgenröthenwangen überleuchtete jeden anderen Glanz in ihrer Umgebung. Und die bedeutſame grüne Brautzier auf dem idealiſchen Lockenhaupt, aus Myrten geflochten, weckte einem Wortſpielfreund den Einfall: Julchen ſei eine gekrönte Krone.

Es verſtand ſich wohl, daß auch der Bräutigam alle Mühe angewandt hatte, das Licht ſeiner Antinousgeſtalt ſo hell wie nur möglich leuchten zu laſſen. Juwelier und Goldarbeiter hatten ſich neuen Gewinns dabei erfreut, der Schneider Herrn Pipel kaum zu befriedigen vermocht, mit dem kölniſchem Waſſer und den Arompomaden ward Verſchwendung getrieben. Daß er jedoch ſchwarz einher ging, womit auch die Braut ſehr zufrieden war, indem es ihr ſchien, als ob die Geſichtspfirſichblüthe aus dem Schattendunkel um ſo mehr hervorträte, mißfiel Herrn Steiner von neuem. Es bewog ihn, ſeiner Frau leiſe zu ſagen: Bei der Hochzeit, am rechten Freudentag, in Trauer zu gehn, iſt das nicht einfältig? Beſinnſt Du Dich noch, mein Kind, wie ich als Bräutigam ausſah? Mein rother Scharlachrock, meine weißſeidnen Unterkleider, waren doch feſtlich, brillant. Was? Ja, mein Kind, entgegnete ſie, ich beſinne mich. Du trugſt auch einen Haarbeutel, und Deine Locken, Dein Toupet waren ſo weiß gepudert, daß ſie die ſeidenen Strümpfe weit hinter ſich zurückließen.

Julchen ſaß nun übrigens mit einem wahren Hochgefühl, oder Siegesgefühl, wie man es zu nennen belieben will, auf ihrer Ottomanne, während ſich alle Blicke mit ſchmeichelhafter Anerkennung auf ſie richteten, und der Bräutigam nicht unterließ, in den feinſten Aufmerkſamkeiten ihr zu huldigen. Daß ihr jedes Mädchen in der Verſammlung dieſen Bräutigam nicht wenig beneidete, gaben ihr Zeichen genug zu verſtehn, und ſie konnte in Stolz ſchwelgen. Auffallend mußte ihr daneben ſein, daß, obſchon eingeladen, ſich die Couſine Lottchen nicht zum Hochzeitfeſt geſtellt, ſondern eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt hatte. Gewiſſermamaßen ein Triumph mehr für Julchen, dennoch war es ihr aber auch ziemlich unangenehm.

Den Artillerielieutenant, als einen Verwandten, hatte der Kaufmann Steiner anfänglich auch einladen wollen, Herr Pipel es ſich jedoch ernſt verbeten.

Noch ließ der Geiſtliche auf ſich warten, und Herr Pipel ſchlug ſeiner Braut einen kleinen Spaziergang in den Garten vor. Sie ließ ihn ſich gefallen.

O wie hatten dieſen Garten, ſeit ihn das holde Mägdlein nicht betrat, Frühling und Kunſt noch verſchönt! Zu bedenken iſt hier, daß Julchen die zu Verſailles, Schönbrun, Potsdam, Wörlitz u. ſ. w. nicht geſehn hatte, mithin keine Vergleiche anſtellen konnte, wäre dies aber auch geſchehn, würde ihr doch der Garten, in dem ſie nun mit dem Geliebten luſtwandelte, ſchöner wie alle übrigen, ja, wie ein Paradies vorgekommen ſein. Denn im Verſchönen übertrifft doch nichts die Liebe.

Was hier die Kunſt anlangte, ſah Julchen ein neues, wohl nur kleines, doch zierliches, tempelartiges Gebäude in länglicher Form. Es reichte in den Garten, in ein Akazien- und Fliedergebüſch dort, von welchem es zur Hälfte umfangen war, dennoch hing es auch mit dem Wohnhauſe zuſammen, und hatte einen Eingang von daher. Es beſtand meiſtens nur aus Holzwerk, deshalb war es Herrn Pipel auch möglich geweſen, in ſehr kurzer Zeit es aufführen zu laſſen.

Verwundert über die ihr neue Erſcheinung, fragte ihn nun die Braut, was das für ein Gebäude ſei? Er antwortete lächelnd: Unſer Torus.

Jene verſtand das Wort Torus nicht, und bat, es ihr zu erklären. Um es anſchaulich zu thun, führte ſie der Bräutigam ſogleich in das Innere des Tempels, oder Heiligthums, wie man es nennen wollte.

Ein lieblicher Wohlgeruch von den Blumen, die darin auf bunten Vaſen ſtanden, worunter man auch einige blühende Orangenſtämme ſah, duftete ihr zunächſt entgegen, bereitete ſie auf das ſüße Staunen vor, mit welchem der Anblick des innern Raums ſie ergreifen ſollte. Joniſche Säulen, grün gefärbt und mit vergoldeten Knäufen, auch von Blumengewinden umhangen, trugen die ſinnig bemalte Decke, von der, an einer ſtarken ſeidenen Schnur, eine Alabaſterlampe niederſchwebte. Im Hintergrunde befand ſich ein Altar, und eine Amorsſtatue darauf, mit Pfeil und Bogen. An den Seitenwänden erblickte man zwei große ſchöne Gemälde, neulich auf einer Verſteigerung erkauft. Das eine bildete Cephalus und Prokris, das andere Diana und Endimion ab, beide Liebespaare in ſehr zärtlicher Stellung. Die Mitte nahm — eine breite Lagerſtatt ein, im antiken Geſchmack, mit bronzenen Verzierungen, und höchſt elegant die Polſter und der anderweitige Zubehör. Jener Amorsaltar enthielt zugleich, als ein hohler Kaſten, ein Flötenwerk, welches Herr Pipel nun anzog. Da hörte Julchen ihre Lieblingsarie, mit Tönen von bezaubernden Wohlklang vorgetragen. Aber ſie hielt es jetzt nicht länger hier aus. Es war, als ob die Entzücken und ahnenden Vorſtellungen ſie ſchwindeln machten. Eilig floh Julchen in die Verſammlung zurück, umſonſt wollte es der Bräutigam hindern. Ihm blieb nichts übrig, als das Heiligthum zu verſchließen, und der Braut zu folgen.

Nun hatte ſich der Geiſtliche eingeſtellt, und kaum waren ihm einige Erfriſchungen dargereicht worden, als auch der Bräutigam Herrn Steiner heimlich antrieb, ſein Brautvateramt zu vollziehn. Dieſer machte dem Prediger nun eine Verbeugung, ergriff die Hand ſeiner Tochter, führte ſie vor, und winkte Herrn Pipel, ſich ebenfalls aufzuſtellen.

O welcher Augenblick, wenn nun die Myrtengeſchmückte vor den Mann tritt, der ſie dem geliebten Gegenſtand als Eigenthum zuſprechen wird, und ihn zum ihrigen, o wichtiger Gränzpunkt für das Mädchen, Ziel, lange mit ſtiller, doch um ſo heißerer Sehnſucht gehofft, Weihe voll ſchöner Heiligung, die, mit den Augen der Liebe angeſehn, zu nieempfundner, doch himmelvoll geahnter Glückſeligkeit erhebt, den edelſten Träumen Wahrheit, den kühnſten Wünſchen Erfüllung beſtätigt — o wie empfand ihn das liebeglühende Julchen, dieſen hohen Augenblick! Man ſah es den flammend rothen Wangen, den bange niedergeſchlagenen Blicken, der ganzen, wankend dahin ſchwebenden Haltung an, wie übervoll das Herz, wie zerſtreut und trunken der Sinn, wie entflohn die Geiſtesgegenwart ſein mußte. Klopſtock ſagt irgendwo: „Ach, wenn nun die glückliche, zu glückliche Stunde kömmt" — für die Braut, welche ſich eben zur Gattin erklären hörte, war ſie gekommen, Julchen zweifelte bald, ob ſie auch wache, bald empfand ihre Beſcheidenheit eine Art Schamgefühl, vor allen Verſammelten die einzige ſo Erhobne, einer eben geſalbten Königin, einer verklärten Heiligen ſo ähnlich zu ſein. Sie beging Verwirrung beim Wechſeln der Ringe, vermochte nicht das Ja auf die prieſterlichen Fragen deutlich auszuſprechen, und wie, nach vollendetem Trauungsakt Herr Pivel ſie umarmte, fuhr ſie bebend zuſammen, erblaßte ſelbſt, als hätte Jener an dem eine Sünde begangen, wozu ihm doch eben ein Recht ertheilt war.

Dieſe reizende Verlegenheit wurde von den anweſenden Männern mit großer Spannung, auch wohl mit einem ſcheelſüchtigen Seitenblick auf den beneidenswerthen jungen Kaufmann beobachtet, doch endete ſie, als man ſich nun mit Glückwünſchen an das eingeſegnete Paar drängte. Es mußte doch Gegenhöflichkeiten vollziehn, worüber Julchen wieder zu einiger Faſſung kam. Doch konnte ſie dabei nicht eine Thräne in ihrem ſchönen Auge unterdrücken, welche indeß offenbar den Glanz einer ächten Freudenthräne hatte, und welcher Pitt, oder Regent, *) oder noch erſt aus Golkondas Tiefen zu bringende Edelſtein reichte wohl an dieſen Glanz!

Nachher zog Frau Steiner das Töchterchen in eine Fenſtervertiefung, um es dort, nach ihrer Weiſe, mit guten Lehren zu beſchenken. Nun biſt Du aus Liebſtadt weg, mein Kind, fing ſie an, biſt nach Frauenburg gekommen, wohin Ihr Mädchen alle ſo gern wollt, aber — aber gieb nur Acht, es wird nicht ſo ſein, wie Du es Dir vorgeſtellt haſt, und Du wirſt auch in Klagenfurth

---

*) Durch ihre Größe und Schönheit berühmte Diamanten.

ſein, eh man es denkt. Ich habe einmal ein altes Lied gehört, das hieß: „Hochzeit iſt, juchheh, juchheh, wie der Braut die Äuglein doch leuchten,"du armes Kind, wie thuts mir weh, wenn ich die Tauſend Thränen ſeh, die werden deine Äuglein befeuchten." — Herr Steiner trat jedoch hinzu, fand es unzeitig, und ſagte: Heute ſollteſt Du der Tochter das Herz doch nicht mit herzbrechenden Redensarten ſchwer machen. Es thut auch gar nicht mehr Noth, ſie wird nun Alles von ſelbſt ſchon erfahren. Und der Bräutigam, von deſſen Gemüthsart ziemlich alles Feierliche ausgeſchloſſen blieb, kam auch, und rief: Julchen und ich bleiben zeitlebens in Liebſtadt, das verſteht ſich!

So will ich es auch mir ausbitten. nahm Julchen lächelnd das Wort. Dabei fiel ihr heimlich die Zigeunerin vom Maskenballe ein, und Julchen freute ſich, daß ihr der Bräutigam doch nicht entriſſen worden ſei. Die Zigeunerin war jedoch verreiſ't geweſen.

Jetzt wurden Spieltiſche geordnet, eine Verrichtung, die Herr Pipel übernahm. Für die Braut und ſich beſtimmte er einen kleinen, an dem er mit ihr eine Parthie Mariage ſpielen wollte, und ſcherzte: Dies paßt für uns.

Einige Stunden hatte man ſo zugebracht, und es war bereits dunkel geworden, als Einer von den Aufwärtern zu Herrn Pipel kam, und ihm ſagte: Draußen vor dem Garten, auf dem Felde hätte ſich ein Mann eingefunden, den er nicht kenne, und ihm aufgetragen, die Hochzeitgäſte, vor Allen aber das Fräulein Braut zu bitten, ein wenig am Ende des Gartens zu erſcheinen. Herr Pipel verwunderte ſich, machte der Geſellſchaft indeß bekannt, was man ihm eben angezeigt. Es hatte die Folge, daß nun Alles die Karten weglegte, und in den Garten hinausſtrömte. Nun entſtand auf dem Felde ein wirklich prachtvolles Feuerwerk. Nachdem Raketen, Luſtgranaten, Schwärmer und ſogenannte pots à feu in guter Zahl die Augen ergötzt hatten, ſah man eine hohe, ſchön erleuchtete Pyramide, und Julchens Namen darauf im Brillantfeuer. Julchen offenbarte in ihrer Freude über das helle, funkenſprühende Schauſpiel erſt einen kindlichen Sinn, dann eine Beſcheidenheit, die ſich in der Pyramide zu hoch geehrt fühlte, dankte jedoch Herrn Pipel ſehr innig für den neuen Beweis ſchmeichelhafter Aufmerkſamkeit. Denn ſie hielt ihn für den heimlichen Veranſtalter der überraſchenden Luſtbarkeit, was auch von Seiten aller Anweſenden geſchah. Doch läugnete Herr Pipel es ab, und zeigte ſich ziemlich verſtimmt. In dem Artillerielieutenant vermuthete er den Urheber, und irrte auch daran nicht. Herr Pipel ſah darin wieder einen Eingriff in ſein alleiniges Recht, für Julchens Vergnügen zu ſorgen. Die längſt empfundne Eiferſucht, den jungen Krieger betreffend, wachte von neuem auf, und ward ihm zumal heute eine arg freudenſtörende Peinigerin. Und Julchen, die aus ſeinem Betragen wohl errieth, was ihn wurmte, und auch richtig ſchloß, wem das Feuerwerk ſeinen Urſprung danke, ward ungemein betreten und beſorgt. Es iſt ſchon ſo, auch die Tage des höchſten Glücks bleiben uns nie ganz ungetrübt, und wie an einem vorzüglich klaren Himmel ein dunkles Gewölk um ſo mehr ſichtbar wird, empfinden wir auch in ſchönen Freudenſtunden ein ſich einmengendes herbes Gefühl lebhafter als ſonſt. Julchen that indeß, was ihr möglich war, des Geliebten Sinn wieder aufzuheitern. Die Unbefangenheit, womit es geſchah, die Wahrheit der Zuneigung, welche ſie dabei äußerte, und noch der Unmuth, der ärgerliche Widerwille, den ſie nun gegen das Feuerwerk zeigte, verfehlten auch ihre Wirkung nicht.

Man begab ſich dann in das Haus zurück, und nahm an der Abendtafel Platz. Herr Pipel hatte nichts da verſäumt, auch ein Gourmand aus Paris würde mit der Zahl und dem Inhalt der Schüſſeln zufrieden geweſen ſein. Die anweſend gebliebenen Muſiker ließen ſich fleißig dabei hören, man brachte viele Toaſts aus, ſang frohe Liedchen, Witz und Scherze nahmen in dem Maas zu, als der Wein in den Flaſchen abnahm. Doch wie gehäuft auch die Genüſſe und Freuden ſein mochten, wünſchte Herr Pipel doch nichts mehr, als ihr zu Endegehn, und ſollte da Julchen auch ſein Empfinden getheilt haben, plaudern wir es nicht aus.

Herr Steiner ſorgte übrigens, daß nicht die Tafel zu lange währte, traf auch, nachdem man davon aufgeſtanden war, bald zur allgemeinen Abfahrt der Gäſte Anſtalt. Er hatte recht, was könnte einem neuvermählten Paar, wenn die Nacht bereits ihre Schatten ausbreitete, wohl läſtiger ſein, als Gäſte. Herr Steiner ſagte auch: Nur kurzen Abſchied, denn eine angenehme Ruh braucht man hier nicht erſt zu wünſchen.

Dies Wort ſetzte Julchen in eine große Verlegenheit. Schon die Entfernung der Gäſte und ihr Zurückbleiben würde es gethan haben.

Sie waren nun entfernt, Julchen war zurückgeblieben, mit ihm, den ſie oft den Einzigen genannt, und der jetzt nur der Einzige war, der ſich mit Ihr auf dem Landhauſe befand, um Elf Uhr in der Nacht, denn eben ſagte dieſe Stunde des

Dorfthurms — dem ſein alterthümliches Gemäuer der aufgegangene Vollmond beleuchtete — Glocke an.

Sie war zurückgeblieben mit dem Neuvermählten und — ſeinen Rechten, und — ihren Rechten. Der hohe Augenblick war für ſie da, und der kritiſche ſtellt ſich für den ein, der es übernommen hat, die Geſchichte ihrer Liebe zu verkünden. Allerdings ziemt es nicht, daß er nun das junge Pärchen an die Hand nimmt, und — in den Torus führt, wo es ohnehin fremde Gegenwart ſich verbitten würde. Es läßt ſich zwar abthun mit Blumauers Worten bei einer ähnlichen Gelegenheit:

Gott Hymen leuchtet ſie zur Ruh,
Und zieht den ſeidnen Vorhang zu,
Und löſcht vergnügt die Fackel.

Dem ungeachtet will man die Einbildungskraft der gütigen — zumal der jungen — Leſer und Leſerinnen im mindeſten nicht ſtören, wenn ſie hier weiter beſchäftigt zu ſein für gut findet.

Einige Anmerkungen will man indeß noch machen, auf die Gefahr, daß ſie neben einem ſo idealiſchen Vorwurf, zu verflacht, oder altklug geſcholten werden. Nehmlich:

Wunſch, Hoffnung, Erwartung machen ſtets den Menſchen glücklicher als die längſt erſehnte Wirklichkeit.

Demnächſt bezaubert ihn die Erinnerung vergangner ſeliger Stunden auch mehr, als dieſe Stunden ſelbſt es thaten, und vermochten zu thun.

Denn es übt die Gegenwart immer ſchon dadurch eine Tücke auf ihn aus, daß ſie ihm — wenn er von den Armen hohen Glücks umfangen iſt — eine gewiſſe Trunkenheit der Sinne bereitet, die ihm guten Theils das Selbſtbewußtſein, das volle Gefühl des entzückenden Augenblicks, dahin nimmt.

Wir möchten zwar nicht unbedingt Schillers — im Grunde traurig niederſchlagendes — Wort: Das Schöne wohnt nur im Geſang, unterſchreiben, nein, es wohnt auch unter den Menſchen — wenn gleich ſein Beſuch ſelten und kurz iſt — doch naht es uns, hat es eine betäubende Macht im Gefolge, die uns ſeinen Götterreiz nicht erkennen läßt, wie es die Hoffnung erſt zuſagte, und hernach die Erinnerung — ungetreu — abbildet.

Schreiber dieſes ſah einmal in jüngeren Jahren eine erhebende Scene, obwohl anderer, als der hier gemeinten Art. Ein alter ehrwürdiger General im Preußiſchen Heere, der auch im ſiebenjährigen Kriege dem Staat nicht durch Scheinverdienſt, ſondern wahrhaft genützt hatte, ward durch den großen Friedrich von einer militäriſchen Rangſtufe zur anderen bis zu der eines General-Lieutenants erhoben, doch mit dem Ehrenglanz des ſchwarzen Adlerordens verſah er ihn nicht, und zwar — weil die Statuten deſſelben Ahnen auflegten, aber die Sage von jenem alten Helden ging, er ſei bürgerlicher Abkunft. Letzterer hegte Ehrzeiz, ohne Zweifel hatte es ihn viel gekränkt, mit dieſer Auszeichnung ſich übergangen zu ſehn, die manchen anderen General-Lieutenant doch ſchmückte, von dem Jener wiſſen konnte, er habe nicht geleiſtet, was ihm gelungen ſei. Friedrich II. ſtarb im Jahr 1786. Im nächſtfolgenden ward am großen Revuetag im Königlichen Schloſſe zu Berlin die Parole ausgegeben. Die geſammte Generalität und viele andere Offiziere waren im Courſaal verſammelt, wo man, in tiefer Stille, den König erwartete. Endlich öffneten ſich die Thürflügel, und Friedrich Wilhelm II. trat ein, gefolgt von einem Pagen, der auf einem Kiſſen die Inſignien des ſchwarzen Adlerordens trug. Mit der ihm eigenthümlichen Majeſtät und leutſeligen Anmuth nannte der Monarch den Namen jenes alten Generals, und winkte ihn zu ſich, als er etwas aus der Reihe vorgetreten war. Hierauf nahm der König das Band vom Pagen, ſagte ſchnell, doch ungemein freundlich: General B..., ich weiß, Sie hatten den Orden ſchon lange verdient, und will ihn nun ſelbſt Ihnen umhängen.

Dies geſchah, und der Page mußte darauf einſtweilen ihm mit Nadeln den Ordensſtern ans Kleid heften.

Sicher war es der höchſte Augenblick im Leben des Greiſes. Wäre ihm entgegen zu ſehn geweſen, o mit welchem Entzücken würde er ihn vorausgenoſſen haben! Ohne Zweifel ergriff ihn auch ſpäterhin ein hohes Wonnegefühl, daran zurückdenkend, doch an der Stelle ſelbſt, wo er vor der glänzenden Verſammlung — der auch die Prinzen des Königshauſes, fremde Generale, Geſandten u. ſ. w. beiwohnten — ſo ausgezeichnet ward, hatte dem Geehrten eine Art Rauſch das Bewußtſein gleichſam entrückt, ſein Anſehn war halb zerſtreut, halb gleichgültig, die Überraſchung hatte ihn auch zu betreten gemacht, als daß er ſeinen Dank, auf die in ſolchen Fällen herkömmliche Weiſe, darzubringen vermochte.

Nächſt der Liebe, wirkt gewiß die Ehre — zumal bei einer Gemüthslage, wie die eben erwähnte, und in dem bezeichneten Stand — am mächtigſten auf das Herz, und wenn vorſchreitende Jahre für die Liebe abſtumpfen, geſchieht das beim Ehrgeiz keineswegs, der mit dem Aufſteigen zu höheren Würden vielmehr noch fortwährend geſchärft wird, und wenn bei dem Allen unſer Held der Gegenwart nicht angemeſſen froh wurde, kann es bei jungen Liebenden, auf dem Gipfel ihres Glücks, um deſto mehr auch nicht anders ſein, als ihr Gefühl noch viel weniger ruhig, und ihre Anlage zur betäubenden leidenſchaftlichen Trunkenheit noch weit heftiger iſt. Göthens Lied heißt:

Ach, wer bringt mir jene Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Und doch bleibt es dabei, ſchöner iſt ihre Erinnerung, als ſie ſelbſt einſt waren. Die Erinnerung vollzieht ſich auch mit ruhigem Bewußtſein, was in jener holden Zeit entfloh.

Nach dieſer Abſchweifung wollen wir das neuvermählte Pärchen am nächſten Morgen beim Frühſtück begrüßen. In der Gartenlaube, von jungen Blumen umduftet, überhaupt von einer Frühlingsfrühe umgeben, die nicht reizender ſein konnte, nahm es daſſelbe ein. Allerdings lächelnd und ſcherzend, unter vielen Küſſen und manchem Handdruck, wäre indeß ein Lavater zugegen geweſen, hätte er ſicherlich an den Phyſiognomien, gegen den vorigen Tag gehalten, manche Veränderung entdeckt. Es ließ ſich nicht genau bezeichnen, was die heutigen Züge von den geſtrigen unterſchied. Das

Lebhafte von geſtern, hätte man ſagen können, wäre daraus guten Theils verſchwunden, auch das glühende Wangenroth, das Augenfeuer merklich umwandelt. In jedem Fall war die Metamorphoſe ungemein ſichtbar.

Julchen — oder nun Madame Pipel — machte ſelbſt die Bemerkung, daß es einem ſo ſtill im Garten vorkäme. Schnell ſetzte ſie aber hinzu, wie es ſchien, aus einer Furcht, Langweile kund gegeben zu haben: es ſei auch erklärlich genug, da ſie ſonſt hier immer viel Geräuſch wahrgenommen.

Herr Pipel regte ſie jedoch bald wieder auf. Er ſagte, in älterer Zeit ſei es üblich geweſen, daß junge Ehemänner, am nächſten Tag nach der Hochzeit, den Gattinnen eine Morgengabe verehrt hätten, und einen ſo löblichen Brauch dürfe man nicht einſtellen. Damit eilte er ins Haus, und kam ſchnell mit einem ganzen Arm voll niedlichen Geſchenken zurück, die in Zeugen, Hüten, Tüchern und dergleichen beſtanden, Alles elegant und der neuſten Mode vollkommen entſprechend. Es war die Morgengabe für Julchen.

Sie tadelte ihm freundlich die ausſchweifende Freigebigkeit, dankte jedoch mit zärtlichen Küſſen, und beſah die Spende ſorgſam. Galt doch von ihr, was Schiller ſeine Maria Stuart zu ihren

Kammerfrauen ſagen läßt: „Eure Jugend freut ſich noch des Putzes.“

Der Geber hatte übrigens noch als Bräutigam die Putzgegenſtände beſorgt, und wir glauben, er dürfte als Ehemann — und wenn ſchon auch ein nagelneuer — dabei ſpärlicher verfahren ſein.

Noch ein Stündchen hatte man in der Laube vertändelt, als die Benachrichtigung einlief, der Wagen hielte an der Thür.

Denn es war beſchloſſen worden, heute bei guter Zeit in die Stadt zurückzufahren, wie es auch angemeſſen war, und Herr Steiner es geſtern noch dringend empfahl. Des jungen Kaufmanns Geſchäfte litten zeither nur zu oft Unterbrechungen, jetzt wollten ſie mehr als ſonſt einen feſten Gang. Herr Pipel hatte vor einigen Tagen einen Ladengehülfen angenommen, mit dem er nicht unzufrieden ſchien, dem er gleichwohl nicht zu lange ſeine Handelsbeziehungen vertrauen mochte.

Die neuen Eheleute ſtiegen alſo in den Wagen. Julchen machte bald — doch ganz vor ſich im Stillen — die Bemerkung, daß ihr geſtern bei der Hinausfahrt zum Landhauſe doch anders zu Muthe geweſen ſei, als nun auf der Heimfahrt.

Doch hat auch Shakespear ſchon geſagt: Die Tau-

Tauben der Venus fliegen ſchneller nach Paphos, als ſie von da zurückkehren.

Daneben erkannte Madame Pivel, daß eine junge Frau, wenn ſchon nur in einigem Betracht, duldſamer wird, als ſie vor der Hochzeit es war. Denn unterwegs ſchlief Herr Pivel — auch nicht befremdlich unter ſolchen Umſtänden — ein wenig ein. Als Braut würde es Jene höchlich entrüſtet haben. Jetzt aber nahm ſie es ſo wenig übel auf, daß ſie das Köpfchen ſogar in die andere Ecke des Wagens lehnte, und einer auch ſie anwandelnden Neigung zum Schlummer ſich hingab. Beide Theile wachten erſt kurz vor dem Stadtthor wieder auf, und ſchäkerten unbefangen über den kleinen Beſuch, den ihnen der Gott des Schlummers eben abgeſtattet.

Nun ſollte Julchen in ihre neue Wohnung, ihre künftige Wirthſchaft einziehn. Der Wagen hielt bald. Herrn Pivels neuer Ladengehülfe trat heraus, den Wagen zu öffnen. Julchen hatte ihn noch nicht geſehn, er empfahl ſich höflich der Gunſt ſeiner nunmehrigen Frau Prinzipalin. Dieſe hätte ihm beinahe ins Geſicht gelacht, doch hielt ſie ein gewiſſes abſchreckendes Gefühl davon ab. Der Menſch war nehmlich auffallend, oder im hohen Grad häßlich. Für dieſen Naturfehler konnte er freilich eben ſo wenig, als der Schauſpieler A... zu B... für den ſeinigen, der in einer auffallend kleinen, und ihm von einem gewiſſen Kritiker ſo oft zum Vorwurf gemachten Perſon beſteht. Der Ladengehülfe war indeß nicht nur eben ſo klein, wie Herr A..., ſondern noch ſehr übel gewachſen, und ſein Geſicht durch eine Unzahl von Pockengruben ſowohl, als widrigen Zügen, die einen gehäſſigen Charakter zu verrathen ſchienen, entſtellt. In letztrer Beziehung wäre anzumerken, daß allerdings für eine gewiſſe Häßlichkeit der Beſitzer kann.

Mit dem Gedanken, es würde doch ſein Unangenehmes haben, eine ſolche Mißgeſtalt täglich um ſich zu ſehn, trat Julchen in das Haus, und ward von ihrem neuen Gatten in ihr Wohnzimmer geführt. Es befand ſich mehr Hausrath darin, als neulich, da ſie es geſehn, aufs Beßte war da für Zierlichkeit und Bequemlichkeit geſorgt.

Herr Pipel erſuchte ſie nun, ſich mit ihm an ein kleines Schreibſpinde zu ſetzen. Er wollte ihr ſeine Entwürfe, nach welchen es die künftige gemeinſchaftliche Haushaltung zu führen galt, mittheilen. Demnächſt zeigte er ihr ein Hauptbuch vor, in welchem die Einnahmen aufgezeichnet waren, die er vom Ertrag ſeiner Handelsgeſchäfte ungefähr hoffen dürfe, und ein Anſchlag der Ausgaben, die man ſich, den Einnahmen gemäß, erlauben könne, wobei jedoch nicht unerinnert blieb, daß man des Überſchreitens ſich vorſichtig werde zu enthalten haben. Miethzins, häusliche Ökonomie, Kleidung, Geſindelohn, Vergnügungen u. ſ. f. waren berechnet, doch nichts davon eben in ſtarken Sätzen, und der junge Ehemann fand noch rathſam, auf ein alljährliches Erſparungsſümmchen ſich anzuſchicken, welches die Fehlrechnungen bei der vorausgeſetzten Einnahme, und auch unglückliche Ereigniſſe, die jeden Sterblichen zuweilen heimſuchten, zu decken vermöchte. Herr Pivel ſagte auch, daß nur auf der Grundlage einer klüglich und richtig geführten Haushaltung eine glückliche Ehe beſtehn könne. Julchen erhielt noch ein Nebenbuch, worin ſie gebeten ward, die Tagesausgaben zu ſtellen, am Hauptbuch wollte dann ihr Mann jeden Monat Überſicht und Zuſammenrechnung halten.

Was für die Küche und Julchens ſonſtigen Bereich angeſchlagen war, empfing ſie auf einen Monat voraus, und daneben einigen Beſtand, woran es in ihrer Wirthſchaftskaſſe nicht fehlen ſollte. Die Sitzung endeten einige eingeſchärfte Lehren, den möglichſt genauen Einkauf, und die Vorſicht gegen Übervortheilung von Dienſtboten und anderweitige, betreffend.

Was Herr Pivel da that und wollte, ehrte ihn kaufmänniſch und hausväterlich, wie er nun auch ſich zu betrachten hatte. Man hätte kaum von ihm vermeint, er würde über die nächſten Anordnungen in ſeinem Eheſtand ſo reiflich nachgedacht haben. Auf Julchen aber machte die ganze Seſſion keinen erfreulichen Eindruck. Sie war noch zu jung und leichtgeſinnt, um die Wichtigkeit der empfangnen Belehrungen einzuſehn. Zur Arithmetik hatte man ſie nicht angehalten, ſo ſchien ihr auch das Zuſammenrechnen, zu Buch ſtellen u. ſ. w. höchſt mühſam und mehr noch trocken. Der neue Lebensgefährte hatte auch bei ſeinen Weiſungen einen gewiſſen moraliſchen, oder predigenden Ton angenommen, der zuweilen gar wie gebietend klang, und der von ſeiner Redeweiſe im Bräutigamsſtand — wie es Julchen wenigſtens dünkte — ſchneidend abwich. Eine gehörte Sentenz hatte noch ihr Gefühl mächtig verletzt. Nach ihr wäre die Grundlage einer glücklichen Ehe im Einmaleins zu ſuchen, nach dem Gefühl der neuen Hausfrau — und ſollte es ſchon am erſten Ehemorgen nicht mehr ſo romantiſch geweſen ſein? — mußte und konnte nur Liebe dieſe Grundlage bilden.

Auch manche Einzelheit in jenem Finanzplan ſtellte Julchen eben nicht zufrieden. Die Summe, welche Herr Pivel als ſeinen vermuthlichen Handelsgewinn annahm, hatte ſich Julchen bedeutend höher gedacht — konnte es auch, ſeiner anſehnlichen Geſchenke als Bräutigam zufolge — fand ſich alſo da getäuſcht. Sie hätte auch erwartet, er würde für ihre Kleidung, oder ihr ſogenanntes Nadelgeld, und auch für die Vergnügungen, beträchtlichere Sätze feſtſtellen, und meinte noch, man könnte dagegen füglich auf Erſparniſſe, die unnöthigen, Verzicht thun.

Im Beſprechen der weiteren Einrichtungen bat ſie der Gatte, ein Dienſtmädchen zu miethen, was noch nicht geſchehn war, und fügte hinzu, daß, weil er bereits nach einem Comptoir geſchickt, deren ſich heute wohl noch melden würden. Er äußerte die Meinung, es könne an einem hinreichend ſein, wenn daſſelbe zugleich die Küche und das übrige Hausweſen zu beſtreiten verſtände, weil überdem ja noch ein Hausknecht in ſeinem Dienſt befindlich ſei.

Es dünkte Julchen, als wolle er daneben zu verſtehn geben, daß Madame Pivel nicht übel thun würde, hie und da auch einen ordnenden Blick in die Küche und Speiſekammer zu werfen. Dazu war ſie zwar nicht abgeneigt, ſtand jedoch nahe daran, zu urtheilen, ihr Gatte behandle ſie etwas herabſetzend. Auch hatte ſie vermuthet, er würde eine Köchin und ein anderweitiges Frauenzimmer — eine Art Garderoben- oder Kammerjungfer — zu ihrer Bedienung halten. Zeither war es ihr rein unmöglich geweſen, an ihrem geliebten Pipel irgend etwas zu entdecken, das ſich in die Kathegorie der Fehler oder Mängel hätte ſtellen laſſen, nun — am ſogenannten Lendemain immer ſchon viel — glaubte ſie an ihm tadelnswerthen Geiz zu erblicken, und fürchtete ſelbſt ſchwere Kämpfe mit einer Eigenthümlichkeit, die manchen Frauen, wie ſie gehört, ein peinlich Loos bereite.

Dem ungeachtet war ſie auch zu zärtlich, fühlte ſie zu neu auch in ihrer jetzigen Stellung, als daß ſie irgend etwas von ihrem Unwillen — oder milder genannt, ihre Befremdung — hätte äußern können. Und der junge Ehemann fiel auch oft in die Bräutigamsweiſe zurück, tändelte und ſchmeichelte unter ſeinen ernſten Abhandlungen, dann ſchien er auch der alte Geliebte, und die unmuthige Stimme im Herzen der Ehegenoſſin ſchwieg.

Bald trat ein Dienſtmädchen ein, hier Unterkommen ſuchend. Es war eine muntere nette Dirne, nach ihrer Art wohl gekleidet, und nicht zurückſtoßend in ihrem Betragen. Madame Pipel gab ſich das Anſehn einer ſchon erfahrenen Hausfrau, wie ſie nach den Fähigkeiten des Mädchens ſich erkundigte. Auch da lauteten die Antworten nach Wunſch und man ſchloß den Vertrag ab.

Eben aber ſtellten ſich Julchens Eltern zum Beſuch bei dem neuen Ehepaare ein. Die Tochter gerieth in keine geringe Verlegenheit, nun als junge Frau vor ihnen zu ſtehn. Daraus ward indeß bald eine andere und weit herbere Empfindung.

Herr Pivel war hinausgegangen, um für einige Bewirthung der Eingetretenen zu ſorgen, hatte auch im Laden Geſchäfte. Da hob Frau Steiner ſogleich an: Julchen, aber woran denkſt Du, ſo ein Mädchen zu miethen?

„Wie ſo, liebe Mutter?“

Die Perſon iſt ja viel zu hübſch, und ſieht frech aus, frech — ich mag nicht ſagen, wie!

Herr Steiner lachte: Solche nähm die Mutter nicht einmal bei mir, und ich bin ein alter Kerl. Aber ganz unrecht kann ich ihr da nicht geben. Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, er kömmt doch wohl!

Zwar verſtand Julchen kaum halb, was gemeint ſei, dennoch fühlte ſie ſich wie zu Boden geſchlagen, in dem ihr aufgeregten Gedanken, es ſei nur möglich, daß ſie da, da von ihrem Mann etwas zu fürchten hätte. Unglückſeliger Weiſe fiel ihr noch ein, daß Herr Pipel vorhin mit dem Mädchen freundlich, ſelbſt etwas ſcherzhaft, redete. Dies war ſeine Gewohnheit, konnte aber auch eine ſchlimme Auslegung finden.

Siehſt Du, hob — wieder nach ſeiner Art — der Vater von neuem an, Dein Mann hat es klüger bei ſeinem Commis gemacht. Er hat gedacht, ich muß mir einen nehmen, in den ſich meine Frau gewiß nicht verliebt, hahaha! Denn es iſt ein wahrer Riegel vor dem ſechſten Gebot. Pipel wird ſich dabei auch wohl erinnern, wie er es als Commis gemacht hat, wenn die Frau Prinzipalin jung und hübſch war.

Dieſe Worte ſchnitten noch tiefer in Julchens vorhin ſchon ſo verwundetes Herz. Wenn Pipel aus ſolchem Grunde ein Original von Häßlichkeit gewählt hatte, war dieſer Grund auch die ſchwerſte Beleidigung für ſie.

Wenig fehlte, daß Julchen nicht ohnmächtig in einen Stuhl ſank. Die Mutter redete ihr jedoch wohlmeinend zu, empfahl ihr, nicht die Dinge zu gewichtig zu nehmen, und jedes Übermaas von Empfindung, das zugleich unglücklich und lächerlich machen könne, zu fliehn. Du biſt nun in Frauenburg angekommen, fuhr ſie fort, richte

Dich aber vom erſten Tage ſchon darauf ein, daß zutreffen wird, was ich ſo oft geſagt habe, und daß im Eheſtand nicht Alles Gold iſt, was gleiſ't.

Ein leiſes Aufſeufzen der Tochter gab ſchon wahrzunehmen, daß ſie nicht mehr ſo ungläubig über den Punkt ſei, wie früherhin. Und dies ſchon konnte man in der That zu früh nennen.

Herr Pipel kam jedoch bald zurück, man vermißte die ſonſt an ihm gewohnte frohe Laune, die Neigung zum Scherzen nicht. Er begegnete ſeiner Gattin vor den Eltern ſo zärtlich wie einer Geliebten; auch mit ſo ehrerbietiger Achtung wie einer Fremden. Aufgeweckt und angenehm unterhielt er ihren Vater und ihre Mutter. Dies that nach allen Seiten hin eine gute Wirkung.

Mit Julchen heimlich redend, ſchlug Herr Pipel ihr vor, die Eltern auf den Mittag zum Eſſen zu behalten, und weil die Küche wohl heute nicht gut dahin zu beſtellen ſei, nach einem Speiſehauſe um Eſſen zu ſchicken. Julchen war es zufrieden.

Beim Mittag herrſchte leichte Fröhlichkeit, die mit allerhand Rathlehren und Bemerkungen über einen neugeſtifteten Hausſtand und was ſein Vortheil auflege, von Seiten der Alten abwechſelte. Herr Pipel lieh ihnen ein aufmerkſames Ohr, und gab — zum großen Vergnügen der Predigenden, ſelbſt zu ihrer Verwunderung — zu erkennen, wie er dies Alles wahr und angemeſſen erachte, auch der ſchon gewählten Richtſchnur beifügen wolle. Der jungen Frau aber — ob ſie ſchon nicht recht wußte, warum — gefiel das nicht. Überhaupt ſchien er ihr, als ob Ernſt ihren Mann, wo nicht entſtelle, doch um einen Theil ſeiner vorigen Liebenswürdigkeit bringe. Daneben erſchien ſie ſich heute, wie vor Zeiten, da ſie noch die Schule beſucht, und dort eine Unzahl von Lehren und Ermahnungen empfangen hatte, die — wie ſie gar wohl ſich erinnerte — ihr mehr Langweile als Vergnügen gebracht. Dieſen Morgen hatte ſie nun deren von ihrem Mann gehört, bei Tiſche verſahen die Eltern ſie im Übermaas damit. Es behagte ihr um ſ. weniger, als ſie gedacht hatte, jedes Verhältniß einer Schülerin würde von dem Augenblick an, wo ſie verheirathet ſei, enden, und Selbſtſtändigkeit, die Befugniß, in ihrem Wirkungskreiſe zu gebieten, aber nicht ſich angewieſen zu ſehn, an die Stelle treten. Es war vielleicht einiger Stolz im Spiel, nach dem ſie vermeinte, es bedürfe des Leitens bei ihr nicht, ſie würde ohnehin ihren rechten Weg finden.

Doch entfernten ſich nach dem Eſſen die Alten, und — die Jugendlichen waren allein, richtiger vielmehr, ſie blieben mit Amor allein. Es wäre auch zu ſchlimm geweſen, hätte der ſich nicht zugegen befinden ſollen.

Doch wo er ſeine Pfeile ſchießt,
Der Unmuth auch bald in nichts zerfließt.

Ob nun das junge Pärchen eine Sieſte, oder kleine Nachmittagsruh hielt, wiſſen wir nicht, ſagten es auch nicht, wenn es uns bekannt wäre. Ohne Rückhalt dürfen wir jedoch erzählen, daß man ſich gegen Abend nach einem öffentlichen Spaziergang begab. Dort traf man ältere Bekannte, ward mit Höflichkeiten, mit Glückwünſchen überhäuft. Dies hatte ſein Erfreuliches.

Ein Zufall wollte aber auch, daß ſich im Gewühl der — Artillerielieutenant befand. Es war Herrn Pipel nicht erfreulich, und man weiß ja ſchon, daß ſein Anblick ihm längſt wenig behagte.

Dieſer Lieutenant hatte die Kunſt, Höflichkeiten zu ſagen, in ein Syſtem gebracht, und obenein zu einem wahrhaften Meiſterthum ausgebildet. Er ſäumte jetzt auch nicht, ſein Talent vor dem erblickten neuen Ehepaar ſchimmern zu laſſen. Herrn Pipel Glück zu ſeiner Verbindung wünſchend, umarmte er ihn zugleich feurig, und es geſchah auf eine Art und Weiſe, als ob er einen hoch Beneidenswürdigen, einen Auserwählten unter den glücklichſten Sterblichen umwunden hielt. Dies war allerdings eine große und feine Höflichkeit für die Gattin des Geprieſenen. Doch an Letztere ſich wendend, that der Lieutenant gebeugt, wie von einer ſtillen Wehmuth, einem trauernden geheimen Schmerz zerriſſen. Scharf erwogen, konnte das auch nicht gewiß unhöflich zu nennen ſein, wenn ſchon unzeitig genug. Da ihm übrigens aber die höflichen Worte dabei redſelig floſſen, war Julchen doch genöthigt, Einiges der Art zu erwiedern. Und als der Lieutenant beim Scheiden noch ſagte: Wenn Sie es erlauben, Madame Pipel, erdreiſte ich mich nächſtens, Ihnen meine Aufwartung zu machen, konnte ſie wieder nicht umhin, den hier üblichen Gemeinſpruch: „Es wird uns viel Ehre ſein,“ zu entgegnen.

Herrn Pipel war es indeß gar nicht darum zu thun, daß irgend Jemand ſeiner Frau die Aufwartung mache. Uns fällt da ein Anekdötchen bei, ob es ſchon nicht hieher gehört. Ein neuangenommener, und mit den gewohnten Redensarten in der großen Welt noch nicht vertrauter, Bedienter ward von ſeinem Herren zu einem Freund deſſelben geſchickt, um ihn auf morgen zum Mittag zu bitten. Der Eingeladne ſagte: Ich werde aufwarten. Hm — fing der Bediente wieder an, Sie haben mich wohl nicht recht verſtanden. Sie ſollen eſſen, aufwarten werde ich. Nun, Herr Pipel meinte wenigſtens auch, daß er, was das Aufwartung machen bei ſeiner Gattin anlange, er ſchon ſelbſt dahin ſehn werde, und keines Artillerielieutenants dazu bedürfe. Auch läge Dieſem nur ob, dahin zu ſehn, daß ſeine Mortiere und Kanonen gut bedient würden u. ſ. w.

Herr Pipel eilte nun aber, ſeine junge Frau nach Hauſe zu führen, und war unterwegs etwas karglaut, verſtimmt, gab unzuſammenhängende Antworten. Die Begleiterin gewahrte es mit Schrekken, ſah indeß wohl ein, daß ihre zu große — oder von Jenem zu groß empfundne — Artigkeit gegen den Lieutenant die Veranlaſſung ſei. Was hätte ſie aber, meinte ſie auch, thun können? Sie fand es unbillig, daß Pipel nicht erwog, man dürfe doch nicht gegen die gute Sitte verſtoßen.

Übrigens dachte ſie der Sache weiter nach, konnte es auch ungeſtört, denn ihr Mann fuhr im Schweigen fort. Jener Artillerielieutenant pflegte ſtatt des Wortes bezeichnen, das Wort marquiren zu gebrauchen, und hatte Julchen dieſen Abend auch etwas marquirt. Nehmlich einen wehmüthigen Schmerz über ihre Verheirathung, woraus folgte, daß er ſie gern würde geheirathet haben, wenn ihm Pirel nicht zuvorgekommen wäre. Eine angenommene Larve da vorausgeſetzt, hatte Julchen volles Recht, darüber entrüſtet zu ſein. Doch wie, dafern es reiner Ernſt war? Sollte ſie dem Mann zürnen, der ſie längſt ſchon geliebt hatte? War ein ſolcher Zorn nicht ungerecht, in ſo fern Julchen doch wußte, daß Liebe nicht gerufen kömmt, ſondern von ſelbſt ſich einſtellt, und ihr zu widerſtehn eine Aufgabe iſt, wozu ſchier die menſchlichen Kräfte nicht ausreichen? Mußte ſie dann nicht zugleich ihre Schönheit anklagen, etwas, worauf keine Tochter Evens noch gezürnt hat? Doch verdiente wohl jene Andeutung des Lieutenants, was in ſeinem Herzen vorginge, die ſo unnütz wie peinlich ſie beläſtigt hatte, und geeignet war, ſie mit ihrem Mann in ſchwere Mißverſtändniſſe zu verwickeln, Julchens ernſthaften Tadel, ja ihren Haß, und ein künftiges Betragen gegen den Lieutenant, wie es ſolchen Empfindungen entſpräche. Doch fragte ſich auch, ob ein wahrhafter Schmerz gekränkter Liebe ſich zu verhehlen nur im Stande ſei? Es ſchien vielmehr, daß, je wahrhafter, je erkennbarer auch er ſich darſtellen müſſe. Hätte Julchen ihren Mann nicht heirathen können, und ihn an der Seite einer anderen Gattin geſehn, wie würde ſie es vermocht haben, den Zeichen ihres inneren Gefühls darüber vollen Einhalt zu thun u. ſ. w.

Das geheime Selbſtgeſpräch führte endlich zu dem Ergebniß: der Lieutenant verdiene keinen Haß um ſie, nur Mitleid, doch hätte ſie auch ihr Verhalten gegen ihn ſorgſam zu bewachen, um ihrem Mann nicht den leiſeſten Anlaß zum Unwillen zu geben.

Doch wie das recht anzufangen ſei, wußte ſie auch nicht, denn ſie blieb zugleich daran ſtehn, daß Bildung oder feine Lebensart nicht verletzt werden dürften.

Es fehlte ihr da noch an einem Erfahrungstakt. Ihre Stiefmutter, welche indeß vor dem ganzen Artilleriecorps gute Ruh hatte, würde in ſolchen Fällen ihre Parthie ſchon ergriffen haben. Sie würde, ohne die gewohnten Höflichkeitsformen zu umgehn, doch bald von einem Aufwartungsmacher befreit geweſen ſein. Denn ſie verſtand eine Kunſt, die Herr Steiner das Geſichterſchneiden nannte, und die zum Abſchrecken und Verſcheuchen trefflich geeignet war. Julchen hatte aber auch dieſe Kunſt unmöglich nachzuahmen vermocht, ihr Geſicht war zu ſchön und hold dazu.

Ubrigens brachte ſie heute noch die Bemerkung nach Hauſe, daß man in der Ehe doch ungemein beengt, beſchränkt oder genirt ſei, nicht genug auf ſeiner Hut ſtehn könne, zumal, wenn der andere Theil für die Eingebungen der Eiferſucht empfänglich wäre. Damit hatte ſie es freilich ſchon im Brautſtande verſucht, meinte aber doch, jetzt ſtehe es weit ſchlimmer darum, weil nun eine Pflichtenſtrenge eingetreten ſei, an die eine Braut ſich noch nicht ſo feſt zu binden hätte.

Doch kehrte man auch verſtimmt heim, blieb es auch etwas noch beim Abendeſſen, übernahm es Amor gleichwohl ſpäterhin, die entſtandnen kleinen Mißtöne wieder in Einklang zu bringen.

Am nächſten Tag, wo man das Speiſehaus nicht wieder in Anſpruch nahm, begann eigentlich erſt das Küchen- und anderweitige Haushaltungsregiment der Madame Pivel. Dies gab nun ziemlich proſaiſche Details mit dem Einholenlaſſen von Fleiſch, Gemüſen, Gewürzen und dergl., wobei es Julchen noch empfindlich ward, daß ihr Mann anrieth, ſie möchte wöchentlich einige Mal ſelbſt auf den Markt gehn, und den Vorrath für etliche Tage kaufen, weil die Magd ſonſt nicht ermangeln würde, ſie zu betrügen. Doch verſtände ſich von ſelbſt, daß ſie ihrer Herrin folgen, und die eingehandelten Gegenſtände tragen müſſe. Aber das Einhandeln von Gegenſtänden, welche der Markt ſieht, ſchien

un

unſerm neuen Hausmütterchen kein Geſchäft für — eine Grazie. Und warum hätte ſie ſich nicht für etwas Ähnliches halten ſollen, verglich man ſie nicht oft genug damit?

Dieſen Morgen erſchien auch die Couſine Lottchen zum Beſuch, angeblich hergeſtellt von jener Unpäßlichkeit, die ſie abhielt, der Freundin Hochzeit beizuwohnen. Sie ging in Trauer, die kranke Verwandte, von der ſie ein Erbe gehofft, und die ihr wirklich 6000 Thaler im letzten Willen vermacht hatte, war ſeit einigen Tagen geſtorben.

Der Traueranzug enthielt einige Zeichen dieſer Erbſchaft, die man auch Freudezeichen hätte nennen können. Alles daran bewies feinen Geſchmack, ein Paar Ohrringe mit kleinen Diamanten, und eine goldne Halskette mit Chryſopraſen untermengt, die Lottchen noch über die baare Summe hinaus empfangen hatte, ſchimmerten auch, und Lottchen gab ſich eine Art von wichtigem Anſehn in ihrem Putz.

Madame Plvel nahm die Couſine, die Jugendfreundin achtend auf, daß ihr Mann jedoch ſchnell aus dem Laden herbeikam, die Beſuchende mit Verbindlichkeiten überhäufte, und ſelbſt nicht unberührt ließ, die Trauer ſtände ihr vortheilhaft, erzeugte drüben Unmuth. Wohl hätte Julchen erwägen können, daß einmal ſo Herrn Pivels Art ſei, er ſich daran gewöhnt hätte, dem ſchönen Geſchlecht zu ſagen, was es gerne zu hören pflegt, vermuthlich ohne dabei etwas zu denken, allein dies geſchah nicht.

Lottchen machte übrigens halb die Zerſtreute, halb die Betrübte. Das Letzte konnte ziemend genannt werden, und Jenes hatte vielleicht eine für Madame Pivel ſehr gleichgültige Urſache, dennoch kam Letztere auf den unſeligen Einfall, die Stimmung der Couſine ungefähr wie die auszulegen, welche der Artillerielieutenant dargethan. Es ward ihr klar, Lottchen beſeufze im Stillen, daß Pivel für ſie verloren ſei, oder — nähme wenigſtens den Schein eines tiefen Kummers hierüber an. Im erſten Fall, meinte Julchen, verdiene ſie ihren Haß, denn warum hatte ſie Empfindungen genährt, die fremde, ja einer Verwandten, einer Jugendgeſpielin Rechte verletzten, im zweiten vollend hielt Julchen die Couſine ihrer tiefſten Verachtung würdig. So bemüht iſt oft der Menſch, durch fein herausgeſponnene, und doch ſelten nur richtige, Schlüſſe Unruhe und feindſelige, daher auch nichts weniger als erfreuliche, Gefühle ſich in die Bruſt zu pflanzen. Befremde es ihn aber auch nicht, wenn daraus ſchlimme Frucht entſteht.

Ängſtlich bewachte nun Madame Pipel jeden Blick, den ihr Mann auf Lottchen warf, jede kleine Verbindlichkeit, jeden Scherz ſah ſie mit einem Auge voll Mißtrauen an. Weil es zum Mittag ging, und Herr Pipel Lottchen fragte, ob ſie nicht bleiben und vorlieb nehmen wollte, ſie es nach einer leichten Weigerung auch annahm, war Julchen das Eine wie das Andere ziemlich unlieb.

Beim Eſſen klagte Lottchen über ihren jetzigen Aufenthalt, den ſie bei einer Wittwe ihrer Bekanntſchaft genommen, an Dieſer nun aber eine grämliche, wunderliche Gemüthsart entdeckt hatte. Schnell ſagte Herr Pipel: Ziehen Sie zu uns, meine Frau iſt ja Ihre Freundin. Julchen ward ſo betroffen hierüber, daß ſie das eben in der Hand gehaltene Meſſer zum Boden fallen ließ. Ihr Mann nahm es nicht wahr, indem er eben auf Lottchens Antwort Acht gab. Dieſe beſtand in Dank für das gütige Anerbieten, doch auch in Ausweichungen und einer geäußerten Furcht, ſie würde zu ſehr beläſtigen.

Als ſie Nachmittag ſich entfernt hatte, nahm Herr Pipel das Wort: Liebes Julchen, was ich Deiner Couſine da vorſchlug, war mein Ernſt.

Voll Ingrimm dachte Julchen: Auch das noch? Aber ſie ſagte nichts, glaubte zu ſtolz ſein zu müſſen, um hier etwas zu ſagen.

Jener fuhr fort: Denn es iſt doch übel für ſie, als eine Waiſe immer nicht recht zu wiſſen, wohin. Und bei Verwandten müßte ihr der Aufenthalt doch am angenehmſten ſein. Da ſie nicht unvermögend iſt, zahlte ſie uns ein Billiges für ihren Unterhalt. Ich dachte auch, es würde Dir lieb ſein, immer eine Geſellſchafterin um Dich zu ſehn. Auch könnte ſie zuweilen im Laden verkaufen helfen, wozu Du, wie es ſcheint, keine Neigung fühlſt. Es zöge vielleicht mehr Käuferinnen an, weil manche Frauenzimmer in Putzläden es gern wieder mit einem Frauenzimmer zu thun haben. Sie meinen, daß ſich dann verſtändlicher über ihre Wünſche zu machen ſei, und — aber wenn Du es nicht genehm hältſt, liebes Julchen, wie ich zu bemerken glaube — und ich geſtehe, mit einiger Verwunderung — ſo mag es unterbleiben.

Da Julchen hartnäckig ſchwieg, lächelte Herr Pipel, ergriff ihre Hand, und fing wieder an: Ich glaube doch nicht — fürchte doch nicht — daß hier irgend eine Mißdeutung nur möglich ſei. Du würdeſt mir nicht allein damit ſchweres Unrecht thun, ſondern Dir, Dir ſelbſt noch weit mehr. Aber nein, ſo was iſt unmöglich!

Seine Ehegenoſſin beharrte nicht allein in ihrem Schweigen, ſie heftete auch finſtere Unmuthsblicke zum Boden hinab, und dieſen Blicken entdrang ſogar eine Thräne.

Wer nie geliebt hat, könnte da mit Recht fragen: warum denn aber, warum? Im Gegenfall wird ihm die Frage aber ſchon beantwortet ſein. Nichts geringeres wie ein Verbrechen an der Liebe, an ſeiner Stellung als Ehemann konnte Julchen darin ſehn, daß Herr Pipel ein junges Mädchen ins Haus nehmen wollte, dem man — einige Schönheit doch zugeſtehn mußte.

Und wenn eine junge Frau ſo was einmal wurmt, iſt ſie nicht ſo leicht zu beruhigen.

Doch hatte ihre Thräne den jungen Mann erſchüttert, ihm einen Dolch in den Buſen gedrückt. Neuheit der Ehe macht innig fühlbar und auch leicht verwundbar.

Zunächſt küßte er dieſe Thräne hinweg, und es geſchah auch unter den zärtlichſten Schmeicheleien. Dann ſagte er tief bewegt, doch zugleich mit einigem Ernſt: Mein gutes Kind, wir haben uns einen ökonomiſchen Plan entworfen, wie es einem verſtändigen Ehepaar ziemt, ich ſchlage aber noch eine verſtändige Richtſchnur vor, der wir, unſerer Ruhe, unſerer Zufriedenheit willen, unbedingt folgen wollen. Sei es uns ein unverbrüchlich Geſetz, zu unſern Herzen nie dem unſeligen Dämon der Eiferſucht einen Zugang zu geſtatten. Eiferſüchtige mißtrauen ſich ſelbſt in dem Grade, in dem ſie den andern Theil durch Mißtrauen kränken. Eiferſüchtige machen ſich ſelbſt ſo unglücklich, wie den andern Theil, und das in den meiſten Fällen ohne alle Noth, weil das Auge des Argwohns ſo leicht falſch ſieht. Eiferſüchtige möchten immer entdecken, was doch ihren ganzen Frieden zerſtören würde. Iſt es da nicht beſſer, auf keine Entdeckung auszugehn, lieber feſt überzeugt zu ſein, es würde nichts Heilloſes aufzufinden geben? Ein gegenſeitiges volles, reines Vertrauen, wodurch man zugleich den anderen Theil wie ſich ſelbſt ehrt, ſchützt uns auf immer gegen ſolche thörichte Pein. Wozu ſich durch nichtigen Wahn die Ruhe untergraben? Und iſt es nicht qualenvoll, wenn man im Umgang mit der Welt, der einmal ſeine Gewohnheitsformen hat, von jedem höflichen Wort, jedem unbefangenen Scherz zu fürchten hat, der andere Theil werde ſie lieblos auslegen? Liebe hat ja unſere Verbindung geknüpft, ſo bleibe auch alles Liebloſe daraus weg. Biſt Du nicht auch meiner Meinung, theure Julie?

An dieſer gingen aber die weiſen Worte verloren. Denn ſie glaubte weiſer noch in dem Allen zu ſein, und wenn ſie ihre Grundſätze nicht beredt vortragen könne, doch ihre Wahrheit deſto tiefer zu fühlen. Nach ihnen war die Eiferſucht ein Zeichen der Liebe, ja, eine Eigenſchaft, ein Attribut derſelben, welches ſich von ihr gar nicht trennen ließe, dergeſtalt mithin, daß, wo Liebe vorhanden ſei, auch die Eiferſucht ſich äußern müſſe, und man hätte im Gegenfall die Anweſenheit der Liebe in Zweifel zu ziehn. Auch ſei die Eiferſucht eine hohe Werthachtung des anderen Theils, von deſſen Liebe man nicht den kleinſten Theil aufgeben möchte, und zugleich eine eigne, weil man glaube, dieſer Liebe im vollſten Beſitz würdig zu ſein, und es mit Recht auch ſei, wenn man in keinem Streben, ihn zu verdienen und zu erwiedern, Säumniß oder Leichtſinn zu ſchulden ſich kommen ließ u. ſ. w.

Wer ihr davon etwas wegzuſchwatzen ſuchte, galt ihr für einen Unwiſſenden, einen Ungeweihten in das rechte Heiligthum der Liebesgottheit, oder ſie ſchloß auf abnehmendes Gefühl in ſeiner Bruſt, weil er das ſo Gewichtige leicht nehmen könne. Leider hatte nun ihr Mann dieſen Schluß auf ſich gezogen, in ſeinem gutgemeinten und ohne Zweifel auch ſinnigen Vortrag.

Doch erörterte ſie ihre Anſichten ihm nicht, ſchwieg vielmehr beharrlich, denn ſie meinte auch, das Schweigen rede oft laut genug. Dieſes Schweigen, für Zartempfindende peinlich genug, wird im gemeinen, oder dem Leben niederer Stände auch das Maulen genannt, und iſt jungen verliebten Weibern häufig eigen. Herrn Pipel ſchien es um ſo mehr unhold, als er zur Fahne der Redſeligen geſchworen hatte.

Noch war er umſonſt bemüht, Julchens ſchönem Mund durch Küſſe Worte zu entlocken, als es an die Thüre klopfte und — der Artillerielieutenant hereintrat. Man ſah, er wollte das Aufwartungmachen nicht lange aufſchieben.

Herr Pipel trat einige Schritte zurück, eh er ſeine Begrüßung erwiederte. Hernach ſagte er zwar, was bei ſolchen Gelegenheiten üblich iſt, und nöthigte den Offizier zum Sitzen, doch koſtete es ihm einen ſichtbaren Zwang.

Der Artilleriſt brachte hingegen die froheſte Laune mit, und wie bei dem Kunſtfeuer, das er neulich veranſtaltet hatte, Raketen, ließ er nun den Wortglanz ſchimmern. Die Verſicherungen der Freundſchaft gegen Herrn Pipel, die Äußerungen bewundernder Verehrung gegen Madame Pipel flogen gleichſam daher wie ſeine Kartätſchen auf die Zielwand. Dabei nahm er eine zierliche, bildliche Stellung an, die auch ein Veſtris nicht getadelt haben würde, und befleißigte ſich einer ſo anmuthigen wie regſamen Geſtikulation, wobei der in der Hand getragene Hut vielfach manchen halben Kreislauf beſchrieb, und mit ſeinem wogenden Federbuſch Julchen Kühlung zuwehte. Es konnte allenfalls ihr lieb ſein, der Tag war ziemlich warm, und ihr Antlitz noch von der eben empfundenen Gemüthsbewegung erhitzt.

Herren Pipel wollten indeß nicht die oratoriſchen, nicht die pantomimiſchen Talente gefallen, die man vor ihm da entwickelte. Der Lieutenant ſchien ihm ein zu kühner Vauban, oder wenigſtens ſeine Frau kein Wall, vor dem er Laufgräben oder Breſchbatterien anzuordnen hätte, damit zu ſeiner Zeit der Sturm erfolgen könne. Des Lieutenants Artigkeit, meinte er auch, ſei keine einnehmende, Gegenverbindlichkeiten auflegende, ſondern eine gewaltſam zudringliche, die beſonders geeignet ſei, einen wohlgeſinnten Ehe- und Ehrenmann in Schrekken zu ſetzen.

Auf Julchen machte dieſe fürchterliche Artigkeit hingegen keinen entmuthigenden Eindruck. Sie ſtand ihr mit beſonnener Geiſtesgegenwart, und ließ dem Strom von Höflichkeiten, der ſich auf ſie ergoß, beſonnen ein dem Weltton angemeſſenes Maas entgegen rauſchen. Aber ſie mengte ihrer Höflichkeit noch eine holde Freundlichkeit bei die jene erſt in den Adelſtand erheben kann, und weit mehr einnimmt, als die kalte, wenn ſchon gewandtere, Manierirung. Dabei ſchien es noch, ſie wolle ihr comme il faut recht zur Schau ſtellen, und ein kleiner Trotz war vielleicht im Spiel, indem ſie dachte: Kann mein Mann Lottchen ins Haus nehmen wollen, kann ich auch freundlich gegen den Lieutenant ſein. Denn das Maas für Maas, das mit gleicher Münze Bezahlen iſt auch in der Ordnung bei einer jungen verliebten Frau.

Herrn Pipel befriedigte aber die Schau ſo wenig, daß er zur Zimmerthüre hinauseilte, und den Lieutenant drinnen mit ſeiner Frau allein ließ. Es war eine Art Gegentrotz.

Dies nahm Julchen wieder höchſt empfindlich auf, wußte gar nicht, was ſie davon denken ſollte. Es lag ein Vertrauen darin, aber ſie meinte, die Beſorgniß, die Angſt hätten bei ihrem Mann alles gerechte Vertrauen aufwiegen ſollen, dann hätte er wahrhaftere Liebe kund gethan.

Schwer, ſo einer jungen Frau es recht zu machen. Doch gerieth ſie nun in Angſt über den Lieutenant, der zu glauben ſchien, wenn der Feind nicht recognoszire, müſſe man mit den Approſchen ſo weit als möglich vorgehn. Er machte nun wieder, was zeither nicht geſchehn war, den Unglück lichen, manche kleine Anſpielung auf ſeinen troſtlos traurigen Zuſtand verlautete, doch immer halblaut, und eine ganz leiſe murmelte ſogar etwas von einer Piſtole vor den Kopf, die allein ihm übrig bleiben würde. Julchen hörte ſie dennoch und mußte wohl zuſammen fahren. Nur zu entgegnen wußte ſie nichts. Ihre Mutter — die aber Niemand dergeſtalt ängſtete — würde ſich ſchon aufgerafft und verſetzt haben: „Mein Herr, es iſt ſehr unartig, daß ſie mir das ſo mir nichts dir nichts ſagen. Iſt es Ihnen gefällig, ſich todt zu ſchießen, ſteht das in Ihrem Belieben, warum jagen Sie mir aber damit einen Schrecken ein?“ Julchen wollte hingegen nicht über den Kreis hinausgehn, welchen der gute Ton um eine gebildete Frau zog, und wie neulich fiel ihr auch wieder ein: der Lieutenant verdiene, wenn er ſie wahrhaft geliebt habe und noch liebe, ſeines Unglücks willen ihr Mitleid, doch nicht ihren Haß. Und nun ſaß ſie da mit ihrem guten Herzen.

Noch quälte ſie die Art, wie der Lieutenant ſie anzureden pflegte, ungemein. Denn ſeine — auch oft wiederholte — Vocativen hießen bei der heutigen Seſſion im Sofa nicht Madame, oder Madame Pipel, oder Frau Pipel, ſondern Schöne

Madame Pipel, oder Göttliche Frau, auch wohl Meine ſchöne Frau!

Die letzte Formel empörte den Horcher am meiſten, denn Herr Pipel war nicht, wie es ſchien, nach ſeinem Laden gegangen, ſondern hatte das Ohr draußen an die Zimmerthüre gelehnt. Dabei iſt ſelten Vortheil. Er kam nun aber — ſtürmte vielmehr — ins innere Gemach zurück, ärgerbleichen Geſichts und zornfunkelnden Auges, ging mit verſchränkten Armen auf und ab.

Julchen war von Herzen froh, ihn wieder zu ſehn, denn ihr wich ein Stein vom Herzen, der Lieutenant theilte hingegen ihre Freude ſo wenig, daß er bald nun aufbrach und ſich empfahl, wobei eine neue — doch eiskalt erwiederte — Umarmung des Herrn vom Hauſe nicht vergeſſen blieb.

Nun kam die Reihe des Schweigens, oder Maulens, an Herrn Pipel. Julchen ließ es im Anfang ſo hingehn, doch als er auch es beim Abendeſſen fortſetzte, meinte ſie, nun wäre es Zeit, ihm den Kopf etwas zurecht zu ſetzen. Ei, lieber Pipel, fing ſie an, Du haſt vorhin einen ſo erbaulichen Vortrag über die Eiferſucht gehalten, und doch ſcheint es, Du gehörſt zu den Predigern, bei welchen es heißt: thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken. Was haſt Du nun, und womit habe ich Deinen Unwillen verdient?

Mit den Zähnen knirſchend entgegnete Herr Pipel: Wie es ſcheint, nährt der Herr Lieutenant die Abſicht, als ſogenannter Hausfreund und Ciciſbeo hier ſich einzudrängen. Aber — aber, ich rathe ihm davon abzuſtehn. Er könnte ſeinen Mann an mir finden.

Allerdings, nahm Julchen von neuem das Wort, mußte mir ſein Betragen höchſt unangenehm ſein. Was konnte ich gleichwohl thun? Es ging doch nicht, den Anſtand zu verletzen. Du biſt Mann, es wäre an Dir geweſen, über dies Betragen ein Urtheil zu fällen, das ihn abſchrecken konnte, es zu wiederholen, und haſt es auch nicht gethan. Freilich beſorgte ich auch mit großer Furcht einen zu ſchlimmen Ausgang, wenn Du etwa in Hitze gerietheſt, und bin froh, daß es nicht dahin gekommen iſt.

Eigentlich war die Sache ein Nichts, wenn man ſich nur über ſie vernünftig einverſtanden hätte. Leicht war ſie dergeſtalt zu nehmen, daß es wohl kaum einen jungen hübſchen Lieutenant in Europa gäbe, der, einer jungen hübſchen Frau gegenüber, nicht glaube, er müſſe wenigſtens verliebt in ſie thun. Es kam hier nur auf das an, was Herr

Pipel ſelbſt dringend empfohlen hatte, auf ein volles reines Vertrauen, und er durfte beruhigt ſein. Es gab dann auch wohl Mittel, des Offiziers zu häufige Beſuche abzuſchneiden.

Eben ſo hätte aber auch Julchen ſagen können: Welcher junge Kaufmann, der Bildung verrathen will, wird nicht gegen ein junges Mädchen, das ſeine Frau beſucht, artig ſein? Und von den Gründen, aus welchen man Lottchen ins Haus aufnehmen könnte, ließen noch einige als richtig und wohlgemeint ſich hören. Ein volles reines Vertrauen gegen ihren Mann, und Julchen konnte ſelbſt bei einer ſolchen Aufnahme beruhigt ſein. Die Aufnahme konnte indeß auch unterbleiben.

Aber wäre die Eiferſucht eine Leidenſchaft, wenn ſie vernünftige Einverſtändigungen zuließe? Man berief ſich früherhin auf die franzöſiſchen Worte:

Ce sont les riens, les riens charmans,
Qui ſont le bonheur des amans.

Sie würden aber auch dahin umzuändern ſein:

Ce sont les riens, les riens detestés,
Qui ſont le malheur des nouvaux mariés.

Kurz jede Hälfte des neuen Paars fühlte nun einen Stachel in der Bruſt, Julchen der Couſine, ihr Mann des Lieutenants willen. Und Stacheln dieſer Art ſind mit Widerhaken verſehen, mithin ſchwer zu entfernen.

Die erſten vierzehn Tage der neuen Ehe liefen dergeſtalt um, daß ſich Lottchen noch öfter zum Beſuch einſtellte, und eben ſo auch der Artillerieoffizier. Nie blieb der Himmel dann von Gewölken rein, doch Amor, im erſten Frühling des Eheſtandes noch ſo voll hohem Neuheitsreiz, übt dann auch eine hohe Macht, und ſo glückte es ihm ſtets noch, die Gewölke des Tages am Abend zu verjagen.

Peinlich und neu für ſie, war der Verdruß aber auch, den Julchen mit ihrer Dienſtmagd hatte. Trotz ihres gewandten Anſehns war Letztere träg, oft ungeſchickt, übel anzulehren, ward auch einige Mal bei Übervortheilungen im Einkauf ertappt. Julchen, zur Hitze geneigt, ſchalt ſie in ſolchen Fällen derb aus, wählte dabei auch Worte, von denen ſie glaubte, ſie paßten eben hieher. Das wäre nun eine der gewöhnlichſten häuslichen Unannehmlichkeiten geweſen, allein ſie ſchlug zu etwas Ernſterem aus. Denn Herr Pipel, nach ſeiner ihm eignen Gutmüthigkeit, nahm ſich bisweilen der Geſcholtenen an, wodurch er das Verfahren ſeiner Gattin als zu hart zu mißbilligen ſchien. Julchen wollte ſich aber nicht unmittelbar, nicht mittelbar getadelt ſehn, und das Einlegen für ein — ſonſt ganz hübſches — Dienſtmädchen war ohnehin ſchon dazu angethan, ihre Herrin aufzubringen. Man hatte die Magd, als ſie den Dienſt angetreten, um ihren Taufnamen befragt, und ſie geantwortet, ſie heiße Dorette. Julchen fand es zu pretiös, und bediente ſich der Anrede Dörte, ihr Mann hingegen, als achte er auf etwas ſo Unerhebliches nicht, ließ es bei dem Dorette bewenden, rief auch in guter Laune wohl Dorettchen! Immer ging ſeiner Frau mit dem leidigen Diminutiv ein Stich durchs Herz. Doch als ihr Mann, in vorzüglich guter Laune, ein Mal ſogar Liebes Dorettchen gerufen hatte, empfing Dörte zur Stelle ihr Dienſtlohn und ward von der Brotherrin aus dem Dienſt gejagt. Daß Herr Pipel darin zugleich eine inhumane Übereilung und eine Beleidigung gegen ſich ſehn wollte, darüber konnte Julchen eine ganze Stunde lang nicht zu weinen aufhören.

Wer hatte Unrecht, meine Damen? Doch wohl ein Mann, der ſeine junge liebenswürdige Frau zum Weinen bringt, und das ſechszig Minuten lang.

Wer hatte Unrecht, meine Herren? War es nur der Rede werth, was hier ſolchen Zorn anfachte? Ein Diminutiv, das Zuſatzwörtchen Liebes, in heitrer Gutmüthigkeit einem Dienſtmädchen in

den

den Kauf gegeben. Und mußte nicht der Mann, je moraliſch reiner er ſich fühlte, hier um ſo mehr ſich beleidigt erachten.

Gleichwohl dürfte hier keine Entſcheidung angemeſſener ſein, als jene, die Holberg ſeinen politiſchen Kannengießer ausſprechen läßt. Nehmlich: der eine Theil hat recht, und der andere Theil hat auch recht.

Nach vierzehn Tagen erſchien eine neue Differenz. Julchen war nehmlich jetzt ſchon mit dem Wirthſchaftsgelde ausgekommen, welches einen Monat ausreichen ſollte. Und wie kam das? War ſie eine üble Wirthin? Nichts weniger!

Sie hatte nur kleine Liebhabereien. Feines Backwerk, gutes Obſt gehörten dazu, und — faſt ſchämt man ſich es zu ſagen — Roſinen und Mandeln auch. Statt nun andere junge Weibchen das Klavier ſpielen — was doch Noten erfordert und von Zeit zu Zeit ein neues Inſtrument — manche auch Romane leſen — was für die Leihbibliothek Koſten macht, und noch für die Einbildungskraft gefährlich ſein ſoll — machte ſich Julchen lieber einen Nebenzeitvertreib mit Biscuiten, Himbeertörtchen, ſüßen Früchten u. ſ. w. Und ging ſie bei einem Modenhändler, Kammmacher, oder Handſchuhladen vorbei, und ſah etwas Niedliches von ihren Waaren zum Kauf ausgelegt, nahm ſie es gern mit nach Hauſe, und wäre ſie auch mit ähnlichen Gegenſtänden bereits verſehn geweſen. Madame Pipel war doch eine junge artige Frau, man kennt das ſchon, und wem fiele wohl ein, über ſolche Bagatellen ein Aufſehn zu erheben.

Allein die Bagatellen ſummen heran, wenn ſie oft gekauft werden, und eh man es ſich verſieht, geht dabei ein Kaſſenbeſtand auf die Neige.

In Verlegenheit gerieth Madame Pipel dadurch eben noch nicht, ihr Mann hatte ihr ja einen beſonderen Fond noch eingehändigt, der aus funfzig Thalern beſtand, und nach ſeiner Erklärung einen bleibenden, doch in außerordentlichen Fällen zu nützenden, bilden ſollte. Nun, ein außerordentlicher Fall hatte ſich ereignet, ſie konnte ihn angreifen, und ihr Deficit ſo gedeckt ſehn.

Gleichwohl leuchtete auch ein, daß beim künftigen Abſchluß der Monatsrechnung es ſich nicht würde verhehlen laſſen. Julchen konnte dann nicht umhin, ihren bleibenden Fond darzulegen, und die Urſache zu nennen, weshalb er guten Theils nicht bleibend geblieben ſei. Doch war dann auch Mißbilligungen entgegenzuſehn. Und Mißbilligungen an ſich konnte das zart empfindliche Julchen nun durchaus nicht ertragen. Wir haben ſchon einigen

Stolz an ihr eingeräumt, doch nicht gerade wie einen Fehler, ſie war von ſo vielen Seiten her immer gelobt worden, und das konnte ihr ſchon den Glauben einflößen, es müſſen dazu doch Gründe vorhanden geweſen ſein. War ihr jedoch eine Mißbilligung von ihrem Mann am unleidlichſten, hing das wohl an dem ſo ſchneidend fühlbaren Gegenſatz zum Bräutigamsſtadium. Denn Herr Pipel hatte damal nicht gelobt, nein, vielmehr es nie ohne in Bewundern, zum Himmel Erheben, oder Anbeten gethan. Und ſie hatte überdem gehofft, ihr Bräutigam würde, nachdem er ſie aus dem Vaterhauſe — wo es der Mißbilligungen freilich auch, und mitunter in nicht geringer Zahl, gab — in das ſeinige als Mann geführt hätte, ſie dadurch auf lebelang davon befrein.

Wie ließ ſich aber nun dem Gefürchteten ausweichen? Sollte Julchen etwa zu ihren Eltern gehn, und ſie um ein Sümmchen zur Aushülfe erſuchen? Ihre Eltern hatten da einen gewiſſen zähen Sinn, und Jene mochte ſich vor ihrem Tadel auch nicht demüthigen. Sollte ſie eine heimliche Anleihe machen, und ſie zur Deckung brauchen, wie es ſchon mancher Kaſſenrendant in ähnlichen Fällen that? Darauf verſtand ſich Julchen aber noch nicht, wiewohl ſie ſpäterhin es lernte.

Doch fiel ihr als das Beßte ein, ihrem Mann zu nennen, was ihr auf dem Herzen lag, und ſo ſchnell wie möglich, damit es vom Herzen verjagt ſei. Hatte er doch volles reines Vertrauen gewollt.

Sie bewies ihm nun volles reines Vertrauen. Allein ſie traf ſchon keinen günſtigen Zeitpunkt. Es hatten öfter ſchon, ihr unbekannte, Männer ſich eingefunden, mit welchen ihr Gatte in einem beſondern Zimmer zu ſprechen pflegte, und wenn das geſchehn, nie bei recht guter Laune war. Heute mußte er eben auch mit einem ſolchen Zuſpruch es zu thun gehabt haben, und etwas dabei vorgegangen ſein, das ſeinen Unwillen im hohen Grad angereizt hatte. Denn als ihm Julchen nun mit ihrem Eingeſtändniß nahte, traf keineswegs ein, was ſie erwartete, von einem liebenden Gatten mit Recht erwarten zu dürfen meinte, es war nehmlich von einem geneigt aufmerkſamen Ohr für ihre Angelegenheit, einem nachſichtigen Leichtnehmen des Geſchehenen, einem freundlichen Entgegenkommen auf halbem Wege bei der ihrem Bericht angeknüpften Vorſtellung, ſie könne mit dem zum innern Haushalt Beſtimmten nicht ausreichen, und der Bitte, er möchte den Satz erhöhn, nicht die Rede. Zerſtreut und mit Ungeduld hörte der Gatte ſie an, äußerte eine gewiſſe ſpitze Verwunderung, die noch ein Achſelzucken um ſo herber machte, empfahl ſeinem Julchen zwar liebreich, doch auch mit einer hausväterlichen Amtsmiene, die von der früheren bräutigamlichen Amtsmiene ſich freilich merkbar unterſchied, ein ſorgſamer wirthliches Verfahren, indem es einmal nothwendig ſei, brachte, und mit Aufheben, gleich durch Kopfrechnung das Fazit eines Jahresbetrags heraus, wenn man jeden Monat 50 Prozent Minus hätte, und endete mit einer runden Erklärung, er vermöge den Wirthſchaftsſatz auf keine Weiſe zu erhöhn, weil es ihm die Verhältniſſe nicht geſtatteten. Nach dieſen Worten eilte er in ſeinen Laden zurück.

Es iſt wahr, er hätte ſeine Gegenrede wohl mehr ſänftigen und glätten können, und ſo hätte es einem jungen zärtlichen Ehemann auch geziemt, doch hatte ihn ſeine augenblickliche unwillige Stimmung daran verhindert.

Gott, wie fühlte ſich Madame Pivel aber nun zu Boden geworfen. In ſolchem Licht hatte ſie ihren Mann nie geſehn. Aus Zärtlichkeit hatte ſie bisher nichts Fehlerhaftes an ihm gewahren mögen, nur ſich zugeſtanden, er ſei ein wenig geizig. Doch nun erſchien er Julchen wie das vollendete Urbild eines Harpagon.

Welche betrübende Ausſicht, welche da ſich vermuthlich immer von neuem öffnende Quelle ſchlimmer Zwietracht, wenn ſie mit einem Wirthſchaftsgelde hinreichen ſollte, von welchem die Erfahrung ſie eben doch belehrt hatte, daß es unmöglich ſei. Auch hatte ſie da vollkommen recht, es war unmöglich, wenn anders Kuchenbäcker, Obſthändler u. ſ. w. eine gute Kundin an Madame Pipel behalten ſollten. O wie oft fielen ihr nun ſchon die von ihrer Stiefmutter einſt angeführten Zeilen ein: Wer ſich von dem goldnen Ringe, goldne Tage nur verſpricht u. ſ. w.

Übrigens hatte es ſeine Richtigkeit — und auch ſeine guten Urſachen, die man nächſtens erörtern wird — daß Herr Pipel in ſeinem Hausſtand ziemlich geizig verfuhr. Julchen hatte gehofft, er würde mindeſtens drei Mal in der Woche mit ihr das Theater, von welchem ſie eine ſo erklärte Freundin war, beſuchen, und ein Mal nur geſchah es, während ihrer Ehe. Er hatte auch die Einladung zu einem gemeinſchaftlich veranſtalteten Ball ausgeſchlagen, auf welchem ſeine Frau ſo gern getanzt hätte. Wie viel Anlaß zum Gram für ſie, bei ihrer ſo lebendig ausgeſprochenen Neigung zur heitern Geſelligkeit. Da mußte ſie nun daheim ſich langweilen, die Wände anſehn, und die wichtige Frage überlegen: was morgen zu kochen ſei. Hätte ſie

Racine gekannt, würde ſie folgende Worte deſſelben auf ſich bezogen haben:

Helas, si jeune encore,
Par quel crime ai-je pû meriter mon malheur!

Wie am nächſten Tag das eben beſchriebene Gewitter ſich verzogen hatte, gab ſie doch ihrem Mann zu verſtehn, daß man hieſigen Orts nicht im türkiſchen Reich lebe, wo es üblich ſei, die Frauen ſtets im Hauſe verſchloſſen zu halten. Er begriff den Wink bei der fernſten Andeutung, ſchien ſich einen Selbſtvorwurf zu machen, und ſchlug auf Nachmittag den Beſuch eines öffentlichen Gartens vor, wo man die elegante Welt der Stadt anzutreffen pflegte. Erfreut willigte Julchen ein, ſie konnte nun doch einmal in eine andere, als die gewöhnliche Hauskleidung ſich werfen.

Es geſchah mit einer Sorgfalt, auf welche ihr Mann mit einem gewiſſen Nachdenken hinſah. Wer ſich auf das Gedankenleſen aus den Mienen verſtanden, hätte vermuthen können, Herr Pipel mache eben die Bemerkung, daß Julchen ſchon angefangen hätte, für ihn ſich nicht mehr zu putzen.

Aber auch in dem öffentlichen Garten mißbehagte es nun der jungen Frau. Es war nicht mehr wie einſt. Die Mädchen, worunter ſie ihre älteren Freundinnen zählte, thaten gegen die verheirathete

Bekannte jetzt etwas fremd, ſie gehörten nicht mehr in ihren Kreis. Und den älteren Frauen ſchien Julchen noch kein reifes Mitglied ihrer Verbindung zu ſein, und was hätte auch Dieſe von ihrer Unterhaltung gehabt, die ſich um Verdruß mit weiblichen Dienſtboten, Marktgegenſtände, theuer gewordenes baumwollenes Garn u. ſ. w. drehte. Es waren auch junge Frauen gegenwärtig, die ſich zugleich ihrem Standesverhältniß nach für Julchen zum Umgang ſchickten, aber auch von Dieſen ſprach die Eine dürr proſaiſch, eine Andere war ſo mit Flitterſtaat behängt, daß ſich Madame Pipel durch ſie verdunkelt hielt, und noch Eine kam ihr in der That ſo ſchön vor, daß ſie ihren Mann von derſelben entfernt zu ſehn wünſchte. Und was die jungen Herren in der Verſammlung betraf, ſo wären ſie vielleicht nicht ſo zurückhaltend geweſen, hätte nicht Herr Pipel ſeine Frau begleitet, nun geſchah es aber, und Julchen vermißte daher eine Spende, die ſie doch wie — oder beinahe wie eine Schauſpielerin liebte, den Weihrauch.

Herr Pipel ſchien auch wahrzunehmen, ſeine Stellung in der Geſellſchaft ſei nicht mehr wie in jener Zeit, da er noch keinen Trauring am Finger getragen, viele Mädchen ihr Hoffen auf ihn gerichtet, und die jungen Männer ihn als einen unvergleichlichen, luſtigen Kumpan betrachtet hätten, deſſen nähere Verbindung zu ſuchen zum guten Ton gehöre. Denn er hatte das volle Anſehn eines Gelangweilten. Bald ſuchte er jedoch in die alte Fährte zu lenken, trat zu einigen jüngeren Damen, ſuchte ſie durch Scherz zu beluſtigen, ſagte ihnen ſogenannte Galanterien.

Das Letzte war indeß ſo wenig nach Julchens Sinn, daß ſie auf dem Heimgang es ihm eintränkte. Zeither wußte ſie immer noch nicht dazu zu kommen, ihn über irgend etwas geradehin zu tadeln. Jetzt vermeinte ſie hingegen, ſie dürfe, weil er ſchon mit einigen Moralpredigten ſich hätte vernehmen laſſen, es auch. Und er empfing die ſeinige über den Text: Einem Ehemann zieme kein Betragen, wie einem noch ledigen Jüngling.

Aber, liebſtes Julchen, entgegnete er, wollen wir uns denn ſo ängſtlich beſchränken, oder ſelbſt mit Verdacht umſtellen, und das um nichts, um gar nichts? Denn iſt es mehr wie ein Nichts, daß ich da mit einigen Damen geſprochen habe? Wozu beſucht man eine Geſellſchaft? Würde man nicht ein Sauertopf heißen, wenn man Niemanden unterhielte, oder ein Pinſel, der Niemanden zu unterhalten wiſſe?

Allein es verſteht ſich, daß Julchen ſeine Unterhaltung mit Blüthen aus ihrem Geſchlecht tadelnswürdig fand, denn bei welken Mitgliedern deſſelben würde ſie eben nichts zu erinnern gehabt haben. Auch hatte die Art, womit es dort geſchah, ihr zu aufgeweckt und bei weitem zu verbindlich gedünkt, ob ſie gleich ſelbſt würde haben eingeſtehn müſſen, die Verbindlichkeit des Artillerielieutenants erreiche noch einen viel höheren Grad.

Sie belehrte nun Herrn Pivel, ein Ehemann ſetze durch Verbindlichkeit gegen Andere ſeine Frau herab, laſſe ſie vor der Welt wie eine Vernachläſſigte, Überſehene erſcheinen, und dies ſei doch wohl kein Nichts, wovon er eben geſprochen. Überhaupt, ſetzte ſie höflich weiſe hinzu, wolle alle Tugend oder Rechtlichkeit nicht allein die That gemieden, ſondern auch den Schein. Und Eheleute hätten ganz beſonders, vor Anderen und vor einander ſelbſt, den Schein zu fliehn, weil dieſer Schein ſo kränke.

Es läßt ſich hier anmerken, daß beider Theile Gemüthsweiſe ziemlich ähnlich war. Und das hätte, nach gewöhnlicher Anſicht, einen glücklichen Eheſtand herbeiführen müſſen. Aber ſie waren ſich auch an haarſcharfer Empfindlichkeit und weitgetriebener Forderung an den anderen Theil ähnlich, zudem an einer ziemlich tiefgewurzelten Eigenſucht. Konnte nun Herr Pivel nicht wohl aufgeben, was man

Galanterie nennt, und Julchen nicht, was — doch lege man das Wort auch nicht zu ſchlimm aus — Coquetterie heißt, ſo war es unmöglich, daß ſchlimme Rückwirkungen davon ausblieben.

Für Galanterie und Coquetterie haben wir keine genau treffende Benennungen, doch ſind die Begriffe dieſer Worte in der Sprache, welcher ſie angehören, auch ſchwankend genug. Man kann ſie füglich mild, und als etwas verſtehn, wozu der Umgang mit der gebildeten Welt junge Perſonen leicht hinzieht. Das Eine darf eben ſo wenig Buhlſucht, wie das Andere Gefallſucht heißen, wie man ſchon überſetzen wollen. Man kann jenes auch wie ein Vergnügen am eignen artigen Betragen, und Letzteres wie ein Vergnügen an fremden artigen Betragen gegen ſich anſehn. Und das nur, mehr nicht, wollte man bei Herrn Pipel und ſeiner Gattin bezeichnen. Doch leuchtet auch ein, daß es ſo ſchon junge Eheleute wechſelſeitig beunruhigen kann.

So ſtanden alſo die Sachen, als Julchens Eltern wieder einmal zum Beſuch erſchienen. Herr Steiner kam mit der Frage in die Thür: Nun, wie gehts, Herr Sohn? Aber wie iſt da noch zu fragen, in den Flitterwochen muß Alles gut gehn.

Seine Gattin richtete das Wort an ihre Tochter: Wie gefällt es Dir in Frauenburg? Nicht wahr, Du haſt Dir mehr davon vorgeſtellt?

Herr Pipel umarmte in Beider Gegenwart Julchen, und verſicherte, die liebenswürdigſte Frau zu beſitzen. Er war eben in einem vollherzigen Augenblick, hegte nicht die mindeſte Verſtellung, doch würde er allenfalls ihrer fähig geweſen ſein.

Dies galt nicht von ſeiner Frau, deren Gemüth heute auch nicht aufgeheitert war, ſo erfolgte denn nur ein ſtummes, und eben nicht zärtliches Erwiedern jener Umarmung.

Es entging den ſcharfen Augen ihrer Mutter nicht, der Vater überſah hingegen, was geſchah, und ſetzte den Scherz fort, an ſeine Gattin ſich wendend.

Mein Kind, rief er, kannſt Du Dich nicht erinnern, wie lange unſre Flitterwochen gewährt haben? Ich glaube, das iſt ſehr ungleich. Hier die jungen Leutchen ſind erſt vierzehn Tage verheirathet, zum Henker, da wär es zu früh, ſollten ſie ſchon umgelaufen ſein. Und doch iſt es bei manchen Ehen wohl noch früher damit aus. Ich möchte nur wiſſen, ob ſich da kein Termin beſtimmen ließe, oder eine Art Gränzſtein, an welchem ſie zu Ende gingen. Vielleicht beim erſten Maulen. Doch nein, das gleichen die Mäulchen noch zu leicht aus. Aber den erſten tüchtigen ſchmetternden Zank könnte man wohl zum Termin brauchen. Nun, für das Maulen ſchwör ich hier nicht, aber einen ſchmetternden Zank hat es doch wohl noch nicht gegeben. Er kömmt zu ſeiner Zeit aber auch, und was thut es, post nubila Phöbus. Mein ſeliger Schwiegervater, ſo ein alter deutſcher Degenknopf, beſuchte uns, als wir vierzehn Tage verheirathet waren, und traf uns ſchon bei ſolchem Zank. Nach ſeiner Weiſe aber ſagte er nur: Ei was, es dauert immer einige Zeit, bis zwei junge Hunde von einem Teller freſſen lernen. Hahaha! Und wir haben es doch gelernt. Nicht wahr, mein Kind?

Für Herrn Pipel, und weit mehr noch für Julchen, war dieſe Art des Scherzes zu unzart, und Beide mochten nichts darauf erwiedern. Jener eilte aber hinaus, um den Eltern eine Erfriſchung zu beſtellen.

Wie das Mädchen damit eintrat, ſchlug Frau Steiner ein helles Gelächter auf, deſſen Bedeutung ihre Tochter wohl einſah, aber ſich ziemlich verwundet dadurch fühlte.

Denn ſtatt jener ſo im Zorn entlaſſenen Dorette hatte Julchen ein anderes — und zwar diesmal ausgeſucht mißgeſtaltetes — Mädchen in Dienſt genommen. Sie hatte den neulichen Wink ihrer

Mutter alſo benutzt, würde gleichwohl nie eingeſtanden haben, weshalb ſie eine ſolche Wahl gethan.

Oft dachte Julchen nun auch über das Weſen der Ehe nach. Reiflich wohl eben noch nicht, gleichwohl ernſter als in jener Zeit, wo ſie noch die Ehe nicht aus der Erfahrung kannte. Es betrübte und ängſtete ſie nicht wenig, daß ſie ungefähr auf folgende Betrachtungen kam:

Das Ziel iſt anders, als die Bahn dahin,
Unſtät bleibt ewig auch des Menſchen Sinn,
Die Hoffnung röthet heller ihm die Wangen,
Als das Entzücken im Erlangen.
Süß iſt der holden Küſſe Tauſch,
Und Seligkeit der höchſten Liebe Rauſch,
Doch bald iſt er entſchwunden und verflogen,
Schnell folgt ihm eine leere, kuhle Friſt,
Die Pred'gerin der ſchlimmen Lehre iſt:
Daß wir betrogen ſind, wie wir betrogen.
Und wendet allgemach ſich Amor ſchon zur Flucht,
Quält noch, Damonen gleich, uns bange Eiferſucht.

Station Klagenfurth.

Bis jetzt hegte das neue Paar wohl im Stillen gegenſeitige Unzufriedenheit, es gab auch wohl unter vier Augen kleine Fehden, wie man deren beſchrieben hat, doch führte noch kein über den anderen gegen irgend einen Dritten eine Beſchwerde. Vielmehr lobte und vertheidigte da Julchen ihren geliebten Mann, und Dieſer that es rückſichtlich ſeiner liebenswürdigen Frau.

Aber auch das ſollte nicht von Beſtand ſein. Eines Morgens kam Julchen mit verſtörtem Geſicht und von Thränen gerötheten Augen zu ihren Eltern gelaufen, und meldete ihnen: Geſtern Abend hätten ein Paar junge Leute ihren Mann beſucht, er ſei mit ihnen weggegangen, nicht zum Abendeſſen, ja erſt um Mitternacht wieder nach Hauſe gekommen. Sie häufte die Ausrufungen, ſah darin einen empörenden Frevel an der häuslichen Eingezogenheit, die eines Ehemanns Pflicht ſei, ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät des Liebesgottes, an einem fremden Ort ſich ergötzen zu können, die Frau einen Abend allein, ja vergeblich mit dem Eſſen warten zu laſſen.

Oho, rief ihre Mutter, da ſind wir ja ſchon in Klagenfurth. Dacht ichs doch, es würde bald dahin gehn.

Herr Steiner ſagte kopfſchüttelnd: Hm — das iſt unrecht. Nimm es aber auch nicht gleich ſo ſchwer, liebe Tochter! Wie das ſo iſt, man hat ſeine älteren guten Freunde, will ſich doch nicht ganz von ihnen losreißen. Man wird geneckt, im Eheſtand ein Einſiedler, ein Kopfhänger geworden zu ſein, und — läßt ſich da wohl ein Mal verleiten, mit in eine aufgeweckte Geſellſchaft zu gehn. Was iſt es denn nun mehr —

Er entſchuldigt es, fiel ſeine Gattin ein, weil er es vor dieſem auch ſo gemacht hat. Und nicht um Mitternacht, wohl erſt um Zwei, Drei Uhr Morgens iſt er mir nach Hauſe gekommen, und wohl gar ſo, daß ich geſchwind noch mußte Thee machen laſſen. Ja, die Männer, die Männer, ſie verſtehn es, den Frauen zur Qual zu leben. Aber ſagt ich es Dir nicht oft?

Julchen ſeufzte: Was das nun für Geld gekoſtet haben wird. Und wo er geweſen ſein mag, wo, davon weiß ich auch kein Wort, und ängſtige mich unerhört. Die Bürſchchen ſahen luſtig genug aus. Nein es iſt zu arg, iſt himmelſchreiend!

Wo wird er denn geweſen ſein, verſetzte Herr

Stei-

Steiner, wo man mit guten Freunden ein Glas Wein trinkt. Und wär das eine Todſünde, gäb es in der Hölle ſchon lange keinen Raum mehr. Ich rathe Dir, Julchen, ihm darüber vernünftige Vorſtellungen zu machen, aber nicht gleich kränkend, beleidigend. Mit Güte wirſt Du es ſchon dahin bringen, daß ſo was wenigſtens nicht zu oft kömmt.

Frau Steiner lachte: Vernünftige Vorſtellungen, Güte, hahaha! Damit würd' ich viel bei Deinem Vater ausgerichtet haben. Ich ließ aber, wenn es Noth that, ein kleines Donnerwetter aufſteigen, und es half die meiſte Zeit. Verſuch es mit der Güte, iſt es aber umſonſt, wie ich es ſchon vorausſehe, ſo mach es wie ich. Die Männer gerathen doch in Furcht, wenn man ihnen die Leviten lieſ't, und derb.

Sanftmuth iſt vorzuziehn, glaube mir, fing Herr Steiner wieder an, und laſſe Dir auch zu Hauſe nicht merken, daß Du hier geweſen biſt, über Deinen Mann geklagt haſt. Wir wollen auch thun, als wüßten wir von nichts.

Machts der Herr Schwiegerſohn aber noch ein Mal ſo, rief Frau Steiner, werde ich kommen und ihm den Kopf zurecht ſetzen. Die Fenſter ſollen davon klirren.

Ihr Mann zürnte: Warum nicht gar! In

eheliche Zwiſtigkeiten muß ſich überhaupt Niemand mengen, auch die nächſten Verwandten nicht. Oft gießt es nur Öhl ins Feuer. Laßt ſie nur zuſammen wieder gerade biegen, was krumm geworden iſt. Und ſo ein junges Paar obenein. Es iſt immer ein Keſſelflickervölkchen, das erzürnt ſich, und verträgt ſich auch wieder.

Julchen machte ſich auf den Heimweg, und bekam in der Thüre noch zwiefachen Rath mit, wie ſie es anzufangen hätte.

Sie wählte aber den glimpflichen, als ſie zu Hauſe wieder mit ihrem Mann ſprach, und äußerte ihm nur mit ſanftem Vorwurf, ſie hätte geſtern rechte Sorge um ihn gefühlt, befürchtet, ihm möchte ein Unglück zugeſtoßen ſein.

Liebes Kind, nahm er das Wort, da iſt der Sekretär Golling, ein alter Bekannter, mit dem ich oft vergnügt geweſen bin, der und die beiden Andern ließen nicht nach, bis ich mit ihnen auf ein Kaffeehaus ging. Da ſpielte ich etliche Parthien Billard, darüber lief die Zeit unvermerkt hin, und —

Aber, fiel Julchen ein, wo haſt Du denn gegeſſen?

„Ich ließ mir beim Spiel ein Butterbrot geben, trank einmal dazu, wie man ſo thut. Ich bitte Dich nur, ſei darüber nicht empfindlich. Es iſt ja kaum der Rede werth.“

So ſchien es Julchen aber keineswegs, und ſie entgegnete etwas trocken: Ich werde mir es ſchwerlich angewöhnen, daß ich vergnügt ſein kann, ohne Dich um mich zu ſehn, und ich geſtehe auch, als Braut gehofft zu haben, Du würdeſt Dich einſt an keinem Ort ſo froh befinden, als in Deiner Wohnung, bei Deiner Gattin.

Herr Pipel umarmte ſie, küßte den ſchönen Mund zärtlich, obwohl unter einigen erneuten Anmahnungen zum ruhigen Sinn, und Vorſchlägen, man wolle das gegenſeitige Beſchränken mehr fliehn, um ſo an Ruhe und Einverſtändigung zu gewinnen. Er ſetzte hinzu: Immer, liebes Julchen, bleibt der Eheſtand doch eine aufgeopferte Freiheit, deſſen Ketten Liebe und Eintracht jedoch mit Blumen umwinden, ſoll man jeden Augenblick aber noch gleichſam ſklaviſch abhängig ſein, die unbedeutendſten Handlungen gemißdeutet, die unſchuldigſten beargwohnt ſehn —

Julchen ließ ihn nicht weiter reden, und füglich hätte er dieſen etwas ſchroffen Satz auch unangehoben laſſen können. Du vergleichſt, unterbrach ihn **Madame Pipel**, den Eheſtand ſchon mit einem Gefängniß? O ich Unglückliche!

Damit eilte ſie wie im Flug in ihr Schlafzimmer. Dies Heiligthum würde man auch Amors Juſtizſaal haben nennen können, denn hier war es, wo er die bisherigen Streitigkeiten geſchlichtet und verſöhnt hatte, wenn — dieſe gewagte Anzeige nehmlich erlaubt iſt. Jetzt aber konnte er es nicht, denn wie Julchen hineingetreten war, ſchob ſie auch den inneren Riegel vor. Diesmal entwölkte ſich der Himmel erſt — ſpät.

Die Männer, welche ſich oft einſtellten, und mit denen Herr Pipel ſtets allein ſprach, ſo daß ſeine Gattin nichts davon hören konnte, fingen auch an, Letztere zu beunruhigen. Das iſt ebenfalls der jungen Frauen Art. Sehn ſie einen Unbekannten, meinen ſie gleich, er hätte ein Liebesbriefchen abzugeben, oder eine geheime Zuſammenkunft einzuleiten. Auf Julchens Befragen erhielt ſie die Antwort: es ſeien Waarenmäkler und andere Geſchäftsleute, die in Handelsangelegenheiten mit ihm zu ſprechen hätten. Weil die Antwort jedoch etwas verlegen ertheilt ward, und Julchen die wiederholte Beobachtung machte, Herr Pipel ſei nach ſo einem Zuſpruch übel aufgeräumt, that ſie auch, was junge Frauen bei erregter Neugier vollziehn, ſie horchte. Der Fremde, mit dem ihr Mann eben allein war, ſchien ein Iſraelit zu ſein. Es gab ein etwas lebhaftes Zweigeſpräch unter ihnen, von noch warten ſollen, und nicht mehr warten zu können, umgelaufenen Termin, nicht eingelaufenen erwarteten Zahlungen, endlich von Prolongation, Verzugszinſen und derlei. Julchen war eine Kaufmannstochter, hatte ſolche Ausdrücke mithin zu oft gehört, um nicht einigermaßen zu begreifen, was ihr zu Ohren kam. Und ſchon aus einigen anderen Umſtänden hatte ſie die Vermuthung, ihren Mann beläſtigten Schulden, die bald zu tilgen ihm unmöglich ſei.

Nun hielt ſie ihre Vermuthung beſtätigt, was ſie mit Schrecken und traurigen Beſorgniſſen füllte. Sie eilte in das Wohngemach zurück, um da ungeſtört über das Erfahrne nachzuſinnen. Doch war es die Selbſtberathung einer zärtlichen Frau, wenn ſie auch nicht auf entdeckte Mittel zur Abhülfe des Übels führen konnte. Julchen erwog, daß wohl die Vergnügungen ihres Mannes im ledigen Stand den Grund dazu gelegt haben würden, ließ aber auch nicht unberückſichtigt, daß ſie namhafte Geſchenke von ihm erhalten hatte. Bald dachte ſie nun darauf, wie ſich das Hausweſen aufs Möglichſte könne beſchränken laſſen, bald faßte ſie den Entſchluß, ihre Kleinodien und ihren werthvollſten Putz zu verkaufen, um aus dem Erlös ihres Mannes Gläubiger befriedigt zu ſehn.

Herr Pipel überfiel ſie dabei, nahm ihren geängſteten Zuſtand wahr, und Julchen hehlte ihm auch nicht, weshalb er ſie ergriffen hatte. Mein gutes Kind, verſetzte er leicht, in der Handelswelt geht das ſo. Man nimmt da und dort Waaren auf Kredit, hat ihrer nöthig, doch verkaufen ſie ſich nicht immer ſchnell genug, um den Zahlungstermin pünktlich einzuhalten. Der Gläubiger kann um ſo billiger dann einige Geduld üben, als er ſolche Waaren auch höher im Preiſe ſtellt. Eben ſo habe ich Forderungen auszuſtehn, die mir nicht immer nach Wunſch entrichtet werden. Ich bin dann auch zu einiger Nachſicht genöthigt, und ziehe ſie gern den Klagen, oder dem harten Gültigmachen des Wechſelrechts vor. Frage überhaupt nur Deinen Vater, ob es wohl einen Kaufmann in der Stadt giebt, der nicht in den Büchern Anderer im Debet ſtände.

Weil Julchens Unmuth durch dieſe Worte noch nicht zerſtreut ſchien, hob Jener von neuem, und halb ſcherzend an: Ich rathe Dir, mein Täubchen, die Güte zu haben, Dich — um ſo was lieber gar nicht zu bekümmern. Es iſt Dein Geſchäftskreis nicht, und Du würdeſt Dich da, wie in anderen Fällen auch ſchon, ganz unnöthig beunruhigen. Iſt es Dir gefällig, wollen wir heute ins Theater gehn? Man giebt ein ſchönes Stück.

Dies war der Berathenden gefällig, und ſie dachte nun vor der Hand nicht mehr an den geheimnißvollen Zuſpruch, ob er ſchon nicht ausblieb.

Sie dachte jetzt aber in einigen Punkten billiger von ihrem Mann, und die zugleich angeſtellten Überlegungen konnten geeignet ſein, eine größere Eintracht mit ihm zu befördern.

So hatte ſie ihm ſeinen Geiz zeither ungemein verübelt. Nun ſah ſie nur eine kluge Wirthlichkeit darin, die ihm durch ſeine Lage empfohlen wäre, und ihn dieſer Lage entwinden ſollte. Gerade ſo befand es ſich auch. Julchen beſchloß nun, da mit ihm gänzlich einverſtanden zu ſein, und von ihrer Seite noch beizutragen, was ſie nur vermöchte, um ſeine Abſicht, worauf ja Beider Wohl auch beruhe — ſobald wie möglich erfüllt zu ſehn.

Eben ſo hatte Julchen, wenn Frauenzimmer in Herrn Pipels Laden getreten waren, und ſie aus der Ferne hinein — geſchielt, es übel empfunden, daß er nicht allein nach ſeiner gewohnten Weiſe artig und ſcherzhaft, ſondern dann noch ganz beſonders zuvorkommend gegen ſie that. Auch hierüber änderte Julchen nun ihre Anſicht, erwägend es geſchähe wohl, damit ſein Laden um deſto mehr beſucht würde.

Urtheilen die jungen Frauen erſt ſo, dann iſt im Roſengärtlein der Liebe auch manches Unkraut ſchon ausgejätet, und es gewinnt ein Anſehn, als würde nächſtens die Friedenspalme dauernd darin blühn.

Doch iſt es ſchon übel, daß junge Frauen wie Julchen — und auch junge Männer wie der ihrige — die Ehe wie ein Liebesgärtlein betrachten, nur meinen, ſie könne das ſein. Hat ſie doch einen viel ernſteren, wichtigeren Zweck. Der Hausvater, wie die Hausmutter, ſind dem Gemeinweſen, den Angehörigen, und ſich ſelbſt, ſchwer verpflichtet. Sie hätten die Beziehung, in welche ſie treten wollten, nach allen Seiten vorher betrachten, und ſich ohne jede Selbſtſchmeichelei, fragen ſollen, ob auch die Kraft in ihnen wohne, die ſie verlangt. Freilich hätten ſie denn eine Erfahrung haben müſſen, die ſie noch nicht hatten, noch nicht haben konnten, aber Jugend höre die fremde. Es giebt überhaupt kein beſſeres Mittel zum Heil der Jugend, als wenn ſie fremder Erfahrung glaubt.

Die Liebe iſt eine ſüße Harmonie, aber das Leben auch voll Mißklängen, die jene leicht übertäuben, wie ein ruſſiſches Jagdhorn die Äolsharfe. oder eine Stampfmühle die Nachtigall.

Widrigkeiten begegnen jedem Stand, jedem einzelnen Erdenbürger, und erfließen oft ſo natürlich aus ſeiner Stellung, daß er ſich gar nicht dabei zu wundern hat, ob er ſchon dann meiſtens geneigt iſt, ſein Geſchick anzuklagen, ſich für einen recht erklärten, ausgewählten Sohn des Unglücks zu halten, ja wohl von einer höheren Macht zu träumen, durch die er feindſelig verfolgt ſei.

So wollte es im Allgemeinen Herrn Pipel mit ſeiner Handlung nicht glücken, ob man ſchon einräumen mußte, daß er es an Streben dabei nicht fehlen ließ. Doch hing es an den Umſtänden. Die Stadt war mit Putzläden überfüllt, und immer noch ſah man deren neue öffnen. Überhaupt iſt es, wo zunehmende Bevölkerung und Gewerbefreiheit beſtehn, etwas ſehr Gewöhnliches, irgend eine Waare in ſolcher Menge feilgeboten zu ſehn, daß die Frage darum nicht mehr ein angemeſſenes Verhältniß erreichen kann.

Und iſt die Bewerbung groß, werden auch die Betheiligten — durch ihre Lage ſchon angetrieben — auf allerhand Kunſtmittel ſinnen, wodurch ſie vorzugsweiſe ſich Abſatz verſchaffen wollen. Dies that nun auch mancher von den hieſigen Putzhändlern, und brachte irgend einen anziehenden Artikel hervor, der auch Beifall erzielte, wodurch aber den übrigen Läden geſchadet ward. Seit kurzem hatte ſich auch ein junger Putzhändler — zu Herrn Pipels großem Mißvergnügen — ihm gegenüber anſäſſig gemacht. Er hoffte Ruf und Zulauf davon, daß er ſeine Waaren um einen ſo ganz ungewöhnlich niedrigen Preis überließ, ſo daß ihm Sachverſtändige nachrechneten, er könne ſo durchaus keinen Gewinn daran ſehn. Er dachte indeß ſchon theurer zu verkaufen, wenn die Menge erſt daran gewöhnt ſei, zu ihm zu ſtrömen, und dann würde ſein anfänglicher Nachtheil auch eingeholt. Die Folge war allerdings für Herrn Pipel, daß ſeine älteren Kunden zum Nachbar gingen, und mancher Tag entfloh, an welchem Niemand in ſeinen Laden trat. Jenem im herabgeſetzten Preis nachgeben, dies wollte er nicht, glaubte, er vermöchte es nicht, ſo galt es alſo, die ſchlimme Concurrenz auszuhalten, und den Verluſt zu tragen, bis der Andere ſich würde genöthigt ſehn, ſein Verfahren einzuſtellen, was indeß ſo bald nicht geſchah.

Herr Pipel hatte es ſich zum Geſetz gemacht, nie, oder mit der größtmöglichen Vorſicht nur, Kredit zu geben, ſah aber auch, daß ein Kaufmann es nicht ſo leicht zu erfüllen im Stande iſt. Es gab vornehme Einwohner im Ort, die allenfalls bedeutende Käufe machten, doch waren ſie auch gewohnt, ſie auf lange Rechnung ſtellen zu laſſen, und man konnte nicht wohl ihnen Mißtrauen darthun. Eben ſo meldeten ſich geringe Kaufleute aus benachbarten Städtchen als Waarenabnehmer, verlangten aber auch bei ihren Zahlungen Sicht. Viele Geſchäfte wünſcht nun jede Handlung, mancher ſind ſie auch eine Quelle des Wohlſtands, ſelbſt des Reichthums geworden, ſo meinte Herr Pipel denn auch die ſeinigen nicht beengen zu dürfen. Er änderte nun ſeinen Grundſatz, bewilligte Kredit, um reichlich zu veräußern, wandte aber auch große Vorſicht dabei an, glaubte es wenigſtens zu thun, fand jedoch nicht ſelten hernach, er habe ſich bei dieſer Vorſicht getäuſcht.

Denn von jenen vornehmen Einwohnern ließen manche ſich ohne Erfolg an die Zahlung erinnern, und Klagen waren in dem Maas weitläuftig, als ſie auch eine weitere Geſchäftsverbindung mit ſolchen Leuten bedrohten. Andere geriethen unverhofft in Umſtände, worin es ihnen nicht möglich blieb, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Von ſeinen Schuldnern in kleineren Städten verſtarb Einer Herrn Pipel mit einem Rückſtand, der aus dem Nachlaß nicht zu befriedigen war, ein Anderer fallirte u. ſ. w.

Kaum waren vier bis fünf Monate entflohn, als Herr Pipel ſchon manches, und darunter manches nicht unbedeutende, Mißlingen dieſer Art erfahren hatte. Es ließ ſich ihm dabei nichts vorwerfen, als etwa ein zu weit getriebner Glaube an die Redlichkeit der Menſchen. Wie dem aber auch ſein mochte, die Folgen zu tragen, war an ihm.

Es iſt allerdings ein ſehr niederſchlagender Umſtand für einen Kaufmann, wenn ihm namhafte Einnahmen, auf die er mit Sicherheit rechnen zu dürfen glaubte, nicht eingehn. Und er wird dem ungeachtet gedrängt, da zu bezahlen, wo er Materialien zu ſeinen Waaren ausgenommen, oder Arbeiter beſchäftigt hat. Auch nährte Herr Pirel da einen Ehrgeiz, nach welchem er in letzteren Fällen nicht an Pünktlichkeit ermangeln ließ. Aber ſein Hausſtand war nun erſchüttert, die Nahrungsſorgen, dieſe unſeligen Gefährtinnen auf unſerer Pilgerbahn, hatten ſich eingeſtellt. Der Mann, auf welchem ſie laſten, kann nicht mehr freudigen Muths ſein, und die Gattin will dieſen freudigen Muth ſo gerne, und ſtets, einmal, weil ihr Mann darin am liebenswürdigſten erſcheint, und zweitens, weil im Gegenfall ſie Beſorgniſſe quälen, ſie auch ein ſchmerzliches Bedauern, rückſichtlich ihres niedergebeugten Mannes, fühlt, und die Urſache doch nicht hinwegräumen kann, die ihm ſeinen freudigen Muth raubte. Je wahrhafter ſie ihn liebt, je mehr wird der eigne ihr dann auch ſchwinden.

Julchen ahnte indeß mehr, als ſie erfuhr, denn Herr Pipel ſchonte ſie noch zu zärtlich, um ſie zur Vertrautin ſeines Kummers zu machen. Das pflegt ſein Gutes für die Frau zu haben, und auch nicht. Und wie hätte ihr auch der wahre Zuſtand der Dinge ein Geheimniß bleiben können. Iſt Mangel ein Stamm, auf deſſen vielen Zweigen nichts als böſe Frucht wächſt, hat dieſer Stamm auch einen zu großen Umfang, als daß er ſich wohl verbergen ließe. Auch ſehr natürlich, daß, wo viel ausfließt, und wenig und ſelten, ein, mitunter eine volle Leere entſteht. Julchen ward es inne, wenn ſie beim Umlauf des Monats ihr Wirthſchaftsgeld abzuholen kam, und nur einen Abſchlag darauf erhielt, oder ſich auch auf einige Tage damit vertröſtet ſah. Denn bei geleerter Kaſſe Geld aufnehmen, und ſchwer verzinſen, das wollte Herr Pipel nicht, und hatte recht daran. Mußte er ohnehin doch andere Kapitale verzinſen. Julchen hingegen, wenn ſie glaubte, der Gegenſtand fehle eben, mochte ihren Mann nicht um Geld angehn, ſuchte lieber dann bei Freundinnen ſich Rath zu ſchaffen. Dies ergab denn kleine Anleihen auf kurze Friſten, und ließen die um, ſchwebte ſie in keiner geringen Verlegenheit. Überhaupt iſt der Augenblick eines empfangenen Darlehns angenehm, die Abtragung dagegen herb.

Sie war nun bei dem, ihr ſeither unbekannt geweſenen, Stadium angelangt, wo wir kennen lernen, was es damit auf ſich hat, wenn man entbehrt, was auf dieſer Welt doch ſo ſchwer zu entbehren iſt.

Der Sekretär Golling, ihres Mannes Freund und ein erzluſtiger Bruder, pflegte jetzt oft zum Beſuch zu erſcheinen, und da einmal die Rede auf Spinoza kam, rief er: Dieſer Philoſoph ſchwatzt viel von einer Weltſeele, und macht ſie doch nicht deutlich. Ich ſage aber, das Geld iſt die Weltſeele, und da wird mich Jedermann verſtehn.

Herr Pivel lächelte: Wahr iſt, man fühlt ſich wie ein entſeelter Körper, wenn man —

Einmal kein Geld hat? fiel Herr Golling ein. Darüber muß man ſich auch kein graues Haar wachſen laſſen. Ich weiß nicht mehr, wo ich einmal geleſen habe:

Kein Geld zu haben, ach, kein Geld,
Welch ſchlimmes Übel auf der Welt!
Und doch, zum Weiſen und zum Held,
Zum Landmann, wie ihm grünt das Feld,
Zum Jager, wie er Füchſe prellt,
Zum Kaufmann, wie er Waaren ellt,
Zum Wuchrer, wie er Arme ſchnellt,

Zur Dame, die mit Silber ſchellt,
Zur Sängerin, die Zauber gellt,
Und Lords aus Engeland gefällt,
Zum Zierling, dem Arom entquellt,
Zum Schiffer, deſſen Segel ſchwellt,
Zum Richter, der das Urtheil fällt,
Zum Dichter, den Apoll erhellt,
Zum Fürſten ſelbſt, ſo hoch geſtellt,
Und wenn er manches Scepter hält,
Sich wohl das böſe Lied geſellt,
Daß es ihm fehlt an Geld, an Geld.

Nun, geht es denn Allen ſo, wie kann mich es wundern. Die Kur, wenn das Übel da iſt, wird ſchwer, man muß aber Präſervative brauchen, daß es nicht erſcheinen kann. Das Beſte iſt, ſo viel wie möglich aufzuborgen und nirgend zu bezahlen. Nur eine edle Dreiſtigkeit und es geht. Kömmt man aber einmal ins Schuldengefängniß, iſt das luſtig und intereſſant. Da trifft man die rechten jovialiſchen Suitiers, und auch gebildete Leute, die Genies, die Rezenſenten und derlei.

Julchen, ſagte Herr Pipel, Du magſt nur nicht glauben, das wäre Gollings Ernſt. Er hat ſich nur an ſolche Reden gewöhnt, und iſt übrigens ein ſo guter Wirth, wie es jeder vernünftige Mann ſein muß.

Dieſen Anſchein hatte es gleichwohl nicht. Er hatte ſeit einiger Zeit einige Mal wieder Herrn

Pipel zu abendlichen Auswanderungen vermocht, und Julchen nicht wenig Verdeuß darüber empfunden. Auch riethen ihre Freundinnen ſchon an, möglichſt zu verhindern, daß ihr Mann mit dem Sekretär, der ein Wüſtling ſei, umgehe. Sie hatte auch freundliche Abmahnungen verſucht, und da ſie keinen Erfolg davon geſehn, dieſer Umſtand ſie ziemlich lebhaft gegen ihren Mann eingenommen.

Auch heute ging Herr Pipel mit dem Sekretär fort, was Julchen mehr als je aufbrachte. Denn ſie erwog die ſchlimme Lage, worin man ſich befand, und wenn ſie ſich vorſtellte, ihr Mann könne dabei noch außer dem Hauſe verſchwenden, mußte ihr Unwille gegen ihn um ſo mehr ſteigen. Allein ſie irrte, es war mit dem Verſchwenden ſo arg nicht. Früherhin that er es wohl aus einem älteren Hang zu vergnügenden Zerſtreuungen, wenn er Bekannten nach einem öffentlichen Ort folgte, jetzt aber legte ſich dieſer Hang bereits. Es ging ihm dagegen wie vielen Männern, die, wenn ſie daheim von Sorgen und daraus abfließenden Mißhelligkeiten in ihrer Ehe, gedrückt ſind, zuweilen doch einmal frei aufathmen, und die ſchwere Bürde bei einem erleichternden Glaſe Wein vergeſſen wollen. Zu loben iſt das Hülfsmittel nicht, wenn es auch die

die alten Griechen empfohlen haben, *) dennoch wird es oft gewählt.

Und bis zur Verabſcheuung beinah ſtieg denn Julchens Unzufriedenheit mit ihrem Mann, wenn er bisweilen nach Hauſe kam, und ſich das an ihm ein wenig bethätigte, was Frau Steiner vom ihrigen aus älterer Zeit berichtet hatte. Oft nicht, bisweilen — ſogar ſelten nur — geſchah es, und leicht auch ward dieſer Zuſtand bei Herrn Pipel bewirkt, indem er nur geringe Gaben von geiſtigen Getränken zu ertragen vermochte.

Es bedurfte aber auch nur einer geringen Andeutung eines ſolchen Zuſtandes, um Julchens feines Zartgefühl aufs höchſte zu empören. Sie dachte nun auch dabei an den von ihrer Mutter gegebnen Rath, um ſo mehr, als ſie glaubte, die von ihrem Vater empfohlene Sanftmuth ſchon lange genug, und zugleich nichtig, verſucht zu haben.

---

*) Eine von Hagedorn überſetzte griechiſche Skolie heißt:

O Bacchis, laß Sorgen und Grillen
Dir Herz und Gedanken nicht füllen,
Sprich, ob man das Glücke ſo zwingt?
Das kräftigſte Mittel, die Plagen
Und allen Verdruß zu verjagen,
Iſt dieſes — daß man ſich betrinkt.

So machte Herr Pipel denn die Erfahrung, ſeine Gattin könne ihre Zunge in eine ſehr raſche Bewegung ſetzen, und wähle auch, wenn ſie in Hitze gerathen ſei, ihre Worte eben nicht mit dem ihr ſonſt eignen Zartgefühl.

Allein dies konnte zu nichts Gutem führen. Wer ſich gegen den andern Theil leidenſchaftlicher Hitze überläßt, reizt ihn an, auch eben nicht kalt zu bleiben, und deſto übler, wenn der andere Theil ſchon in einer aufgeregten Stimmung iſt. Auch erzeugen unholde Worte unholde Gegenreden, es geht nach dem Sprüchlein: wie in den Wald gerufen wird, tönt der Schall zurück.

Dahin war es gekommen. O wie viel klagte nun Julchen im Innern, auch zu ihren Eltern, wenn ſie mit ihnen ſprach, und ſelbſt zu Lottchen, wenn dieſe kam, über einen Mann, der ſtatt des verſprochenen Glücks nur ihr Leben verbittre, an deſſen Seite nichts als Kummer und Pein ihr Loos wären, der den Umgang ſeiner Gattin fliehe, um mit Trinkbrüdern zu ſchwelgen, und wenn ſie es ſanft und liebreich ihm verwieſe, unzart und heftig aufbrauſe, der ſich durch früheren Leichtſinn in Schulden geſtürzt, und die böſe Laune über ſeinen bedrängten Zuſtand nun einer Frau mit zu empfinden gäbe, die doch ſeine Thorheiten nicht veranlaßt, der auch unmöglich ſeine Berufsgeſchäfte mit dem einem Ehemann aufgelegten Eifer treiben könne, da von allen Seiten her weder Glück noch Gedeihen daran wahrzunehmen ſei, neben dem ſich ihr die Ausſicht öffne, einſt noch darben zu müſſen, wohl ſelbſt an den Bettelſtab zu gerathen, und was dem mehr war, und wobei ſich die Übertreibungen der leidenſchaftlichen Gemüthlichkeit von ſelbſt verſtanden.

Und die Arme fand doch nirgend Troſt, viel minder noch einen heilenden Balſam für ihre Wunden. Ihr Vater entgegnete Gemeinſprüche, ihre Mutter wiederholte einen Rath, den befolgend ſich Julchen nur deſto ſchlimmer befunden hatte, und die Couſine tadelte ſie, Alles in einem zu ſchwarzen Lichte zu ſehn. Julchen ſchöpfte ſelbſt den Argwohn, die Couſine hege Schadenfreude, nicht dieſe Ehe glücklich zu ſehn, was ſich aus ihrer einſt für Herrn Pipel empfundenen Zuneigung herleiten ließ.

O wie war nun alſo das Klagenfurth, auch nach eben nicht langer Zeit, beſtätigt, und den Weg nach Grimma hatte man offenbar auch eingeſchlagen, befand ſich gleichſam dort ſchon in der Vorſtadt, wenn ein heftiger Wortwechſel — nach Herrn Steiners Ausdruck ſchmetternder Zank — vorfiel. Doch entſtand ein ſolcher immer nur in aufgeregter Hitze, bei kaltem Blute nie, und die

Hitze verflog, ohne einen Groll, der zum Urſtoff des Grimms hätte dienen können, nachzulaſſen. Schlimm befand ſich Julchen dem ungeachtet nur zu oft.

Was wir ſo mächtig ſtrebten zu erjagen,
Woran wir alle Kraft geſetzt,
Das preßt nur Klagen aus, umwindet uns mit Plagen.
Wie anders war es doch in ſchönen Frühlingstagen,
Als in dem heißen Sommer jetzt,
Wo zwar die Roſe blüht, doch hart mit Dorn verletzt.

Station Grimma.

Eines Tages kam Julchen in ihres Mannes Zimmer, wollte ihn ſprechen, fand ihn jedoch nicht. Ein halb vollendeter Brief lag auf ſeinem Tiſch. Welcher jungen Frau würde da nicht Neugier aufgeregt ſein, welche nicht etwas erfahren wollen, das ihr vielleicht verheimlicht worden ſei? Hier geſchah es um ſo mehr, als ein auf das Schreiben geworfener Blick Julchen überzeugte, es ſei von ihr die Rede darin. Schnell ward es mithin geleſen.

Es mußte an einen guten Freund gerichtet ſein, der einſt Herrn Pipel abgerathen hatte, ſchon zu heirathen, oder ſollte es geſchehen, doch nicht ſo, wie es ſeine Abſicht wäre. Eine Stelle darin lautete:

O wie hatten Sie recht, mein Theurer, als Sie mich einſt dringend von einer voreiligen Heirath abmahnten. Nie berechnete ich genau, wie viel eine Haushaltung koſtet, nie ſchätzte ich den unendlichen Werth der Freiheit gehörig. Und Beides hätte ich doch vermocht. Wenn ich aber noch keine richtige Vorſtellung über die ſo mannichfachen häuslichen Verdrießlichkeiten in der Ehe, über die herben Zwiſte mit einer Gattin, die neben der beſten auch unausweichlich ſind, weil die Ehe ſo viele Reibungen herbeiführt, und zwei Gemüther unmöglich in ihren Anſichten und Gefühlen ganz einſtimmig ſein können, wenn ich hierüber noch keine richtige Vorſtellung hegte, ſo entſchuldigt mich der Umſtand, daß ich in dieſem Betracht noch keine Erfahrungen eingeſammelt hatte. Und doch würde ich mich, fremde Ehen beobachtend, auch hierüber wohl haben belehren können. Allein es bleibt da bei dem alten Satz: nicht durch fremden, erſt durch eignen Schaden will der Menſch klug werden. Unſelige Klugheit aber, wenn der Schaden zugleich da iſt, und zu Boden drückt! Meine Vermögenslage iſt ſo zerrüttet, daß ich ſchaudre, ſie zu überſehn, und ich muß alle meine

Kraft aufbieten, um das Fahrzeug nur von einem Tag zum andern über die ungeſtümen Wogen hinzuſteuern, und doch jeden Augenblick um ſein Scheitern beſorgt. An ein ruhiges Meer iſt ſo wenig zu denken, wie an ſein Einlaufen in einen ſicheren Hafen. Es iſt die natürliche Folge einer Liebesſchwärmerei, die meine geſunde Vernunft einſt in Feſſeln ſchlug, wofür ich genöthigt bin, die jetzigen ſeufzend zu tragen. Und doch bin ich mit meiner Frau noch allein, was aber, wie ich von ihr hörte, nicht lange mehr ſo bleiben wird. Billig ſollte ich mich darauf freuen, auch Vater zu ſein, aber ich zittre vor dem Augenblick. Denn es wird meine Ausgaben von neuem mehren, und es ſteht mir doch kein Mittel zu Gebot, auch die Einnahmen zu erhöhn, weil ich Niemanden zwingen kann, meine Waaren mir abzukaufen. Mein Freund, der Sekretär Golling, iſt feſt entſchloſſen, nie zu heirathen. Ich glaube, daß er ſich Wort halten wird, und wie klug wird er daran thun. Kann er ein freieres und ruhigeres Daſein genießen, als im ledigen Stand? Naht ihm einmal auch ein Ungemach, und wär es der äußerſte Mangel am Nöthigen, ſo trägt er es doch allein, iſt nicht gezwungen, es mitzutheilen, auch einem geliebten Gegenſtand noch es aufzubürden, was ſolcher Laſt ein doppelt ſchweres Gewicht giebt. Hat er ſich irgend etwas vorzuwerfen, mag er ſelbſt es thun, was noch hingeht, doch von anderwärts ſich wie ein Schulknabe meiſtern und tadeln hören, durchbohrt des Mannes Herz, und wahrlich am tiefſten, wenn die Mißbilligung von einem geliebten Gegenſtand ausgeht. Sie könnten vielleicht fragen, ob die Liebe, mit allem von ihr behaupteten Reichthum, mich denn nicht für die Widerwärtigkeiten entſchädige, denen ich hingegeben bin? Ach, Freund, dieſe Widerwärtigkeiten ſind ſo groß, ſo quälend, daß in keinem Wahn, in Realitäten allein, die herbeizuſchaffen keine Ausſicht beſteht, Hülfe dagegen zu finden ſein würde. O wie lernt man auch, hierüber anders denken. Und Liebe will nur gefühlt ſein, denkt man erſt über ſie, hat ſie auch den alten hohen Reiz verloren, den ohnehin — wie ſchlimm iſt der Menſch daran! — ſchon Beſitz untergräbt. Es ſind dürre alte Reime, aber ſie drücken Wahrheit aus:

Was man begehrt,
Hat nur Werth,
Was man hat,
Iſt man bald ſatt.

Ich las einmal einen Schriftſteller, welcher behauptet, die Natur, oder Weltregierung, bekümmre ſich nicht um die Einzelnen, nur um das Geſchlecht. Wie ich einſt auch dieſen traurigen Glauben verwarf, ſieh ich jetzt doch nahe daran, mich auch zu ihm zu bekennen. Das Menſchengeſchlecht ſollte erhalten ſein, eine gewiſſe Ordnung gehörte dazu, vor Allem Ehen. Weil aber Niemand ſich freiwillig an ihre Kette gebunden haben würde, galt es noch einen Köder, einen wohlerſonnenen, dem ſo leicht Keiner widerſtände. Es iſt die, allerdings mit ſchöpferiſcher Weisheit für das Ganze, doch nicht mit Wohlwollen für die Individuen hervorgebrachte, Liebe. Mächtig lockt ſie an, wir erſtreben den reizenden Köder, hängen nun aber auch an der ſpitzen Angel, die ihre befeſtigenden Wirkungen thun ſoll. Ja — wüßte man vorher, was in dem Köder verborgen iſt, doch hätte er ja auch mit der leiſeſten Ahnung davon ſeine unwiderſtehlich anziehende Kraft verloren gehabt, darum mußte jene ihm entzogen werden.

Sie ſagten mir insbeſondre einſt, lieber Freund, daß ein Kaufmann, wolle er eine Frau nehmen, durchaus nur auf ſolche Weiſe es thun müſſe, daß er ſeine Glücksumſtände zugleich damit verbeſſere, weil der Kaufmann nicht nur wie Andere, ſondern gewiſſermaaßen mehr noch, mit ſeinem Wohlſtand, ſeiner ganzen Exiſtenz, vom Gelde abhängt. O daß ich Sie nicht hörte, ein gewiſſes falſches Zartgefühl barg, einen Edelmuth darin ſah, wenn ich ein uneigennütziges Band knüpfte! Die Wirklichkeit iſt anders, wie frühere Träumereien ſie uns ſchilderten, und von ſolchen Träumereien noch eine der thörichtſten, wenn man ſich etwa vornimmt, ein armes Mädchen glücklich machen zu wollen. Kann man es ohne Fülle des Reichthums? Und mit dieſer auch ſtände es noch dahin, ob ſo ein Zweck in einer Welt zu erreichen ſein könne, in der ſo wenig vom Glück die Rede iſt, und wo das beſte Glück noch darin beſteht, wenn wir es nur dahin bringen, vielem Unglück zu entfliehn. Und bei der Abſicht, zu beglücken, würde auch die Ehe, wie ſie einmal iſt, immer ein ſchlecht gewähltes Mittel ſein. Gieb dem Vogel, der ſo lange mit Noth ſeinen Unterhalt gefunden hat, im goldnen Käfich das reichlichſte Futter, er ſehnt ſich doch wieder ins Freie hinaus, und ihm ſind alle Eheleute, nach vier Wochen, ähnlich. Alle? Sage ich da nicht zu viel? Nun, es mag Ausnahmen geben. Da, wo die Nahrungsſorgen entfernt geblieben ſind, und man den Käfich über die Reize der Liebe und Eintracht vergißt. Höchſt ſelten aber ſind ſie ohne Zweifel.

Ich hätte die Goldau heirathen können. Da würde ich Reichthum erlangt, ſelbſt nicht nöthig gehabt haben, nur auf ein Berufsgeſchäft, mit allen ſeinen Mühen und Plagen, noch einzugehn. Aber mein Herz widerſtrebte zu laut, und ich klage mich nicht an, Müſſiggang auf fremde Koſten verſchmäht zu haben. Dem kräftigen Mann, dem guten Staatsbürger, ziemt auch Thätigkeit. Aber ich verſtrickte mich dabei in ein unſeliges, mir billig auch zum Vorwurf gereichendes Verhältniß, unter deſſen Centnerbürde ich nun faſt erliegen muß, und wohin mich auch die berückende Liebe führte. Denn ſo lange ſie mich in gewiſſen romantiſchen Banden gefangen hielt, dachte ich auch, ich müſſe ein Held ſein, der alle meiner Liebe entgegen ſtehende Hinderniſſe überwältigte, und um jeden Preis. Über die Folgen beruhigten mich ſanguiniſche Hoffnungen, etwas wozu auch der Liebende ſo aufgelegt iſt.

Aber ich hätte auch ein Mädchen heirathen können, bei dem von einer widrigen Geſtalt und einem ſtörenden Unterſchied der Jahre die Rede nicht war, und wo ich zugleich eine Ausſtattung erhalten können, die eben hinreichend geweſen wäre, mich aus dem Labyrinth meiner Schulden zu befrein, und meinem Handlungsgeſchäft einen rüſtigeren Antrieb zu geben —

So weit nur reichte der Brief. Man konnte nicht wiſſen, ob nicht der Schreiber nun einen Übergang zu weniger trübſinnigen Gemälden folgen laſſen, auch die männlichen Vorſätze ſchildern würde, die er unter Umſtänden, wie ſie einmal vorhanden wären, ergriffen hätte. Das ließ ſich zumal auch vermuthen, wenn er den Brief in einer ruhigeren Stimmung vollendete, als er bis dahin verfaßt zu ſein ſchien.

Aber Julchen hatte an dem genug, was ſie geleſen, und hob ſich einſtweilen als Hauptſätze heraus, daß ihr Mann ſeine Heirath bereue, daß es mit ſeiner Liebe ſo gut wie zu Ende ſei, und daß er dem Gedanken nachhänge, er würde eine viel geſcheutere Ehe zu knüpfen vermocht haben.

Ihr ſchwindelte ob der grauenvollen Entdeckungen, der furchtbaren Aufſchlüſſe. Zunächſt mußte ſie ſich auf ihr Bett werfen, denn ihr dringendſtes Bedürfniß war, erſt nur wieder zu einigem Athem zu kommen. Dort wurde über das Erfahrne mehr nachgeſonnen, wobei ſie oft ſich durch ein So iſt er? So? unterbrach. Nach ihrem erſten Antrieb wollte ſie ſogleich zu ihm, und ihm vorhalten, was ihr bekannt geworden ſei. Es war dabei eine Genugthuung für andere Fälle zu hoffen, wo Herr Pipel, wenn ſie über etwas ihn beſchuldigt, es abgeläugnet hatte. Nun jedoch überwies ihn ſeine eigne Handſchrift. Bald meinte Julchen aber, in dem Eingeſtändniß, einen Brief ſolcher Art geleſen zu haben, würde etwas zu Demüthigendes für ſie enthalten ſein, und ſie wäre ſich hier eine ſchweigende ſtolze Verachtung ſchuldig.

Hätte ſie jenen Entſchluß ausgeführt, würde es ohne Zweifel einen ſehr ungeſtümen Auftritt, doch vielleicht auch Erörterungen herbeigeführt haben, die ſpäterhin den Sturm in etwas beruhigen konnten. Der ſtille, und um deſto feindlichere Grimm aber, den nun Madame Pipel in ihr Herz pflanzte, gab der Sache eine viel üblere Wendung.

Denn Julchen behandelte ihren Mann von dieſem Augenblick an ſchneidend kühl, ſah auf ihn gleichſam von der Höhe hinab, antwortete ihm nur auf die nöthigſten Fragen einſylbig oder ſpitz, und entwand ſich jeder Liebkoſung. Herrn Pipel kränkte und beleidigte es um ſo mehr, als er keinen Grund davon einſah, und ihm fiel auch nicht bei, was hier wohl im Spiel ſein könne. Aber ein unfreundliches Betragen, ohne alle Veranlaſſung, glaubte er ſich auch berechtigt, mit gleicher Münze zu bezahlen.

Doch gedieh es zwiſchen einem Ehepaar ſchon bis auf den Punkt, wo ein Theil mit dem andern gleichſam im widerwärtigen Verhalten wetteifert, es recht erſonnen, und ſo zu ſagen methodiſch iſt, dann wehe auch beiden Theilen. Viel erträglicher ſind vorübergehende, und wenn auch heiß leidenſchaftliche Veruneinigungen, als der heimliche, kalte, und tiefe Wurzeln ausbreitende Grimm.

Und wie der Menſch die Erſcheinungen immer doch begreifen will, mühte auch Herr Pipel ſich nicht wenig ab, die Urſache von Julchens verändertem Betragen aufzufinden. Keine andere leuchtete indeß ihm ein, als daß ſie den Artillerieoffizier liebe. Denn öfter als je kam er jetzt.

Und in den Tagen, wo am Himmel noch dies Ungewitter hing, fand auch Lottchen ſich wieder ein. Eben da ſie am Theetiſch ſaß, traten einige Frauenzimmer in Herrn Pipels Laden, und er ging dahin. Lottchen hüpfte nach, weil ſie die Frauenzimmer kannte, und ſprach in den Handel, doch ſo, daß ſie Jenen noch den einen und anderen Putzartikel, als ausgezeichnet und der letzten Mode gemäß, empfahl. Es hatte in der That die Wirkung, daß die Käuferinnen mehr Waaren mitnahmen, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre. Nach ihrer Entfernung ſagte Herr Pipel zu Lottchen: Sie beſtätigten meine letzthin geäußerte Meinung, daß Sie ſich in einem Putzladen zur Verkäuferin vortrefflich eigneten. Lottchen hatte während dem ſich umgeſehn, und eine neue Art von Spitzenhauben vermißt, die man eben viel trug. Sie erinnerte Herrn Pipel, ſie eilig anzuſchaffen, und beſchrieb ſie auch ſo genau, wie es nöthig war. Eine neue Beſtätigung des von Herrn Pipel Angemerkten.

Wie man ſich von neuem im Wohnzimmer befand, ſah man auch — das ſchwere Geſchütz anrükken. Der gütige Leſer verſteht, was damit gemeint ſei. Heute zeigte es ſich mit ſeinen Höflichkeitsſtürmen gegen Lottchen eben ſo unternehmend, wie gegen Madame Pipel. Es ſchien halb, als ſei es nur auf eine junge Dame angeſehn, gleichviel welche, und halb wieder, als ſei die Lottchen gemachte Aufwartung noch mehr ſtürmiſcher Natur. Noch gab es ſich nicht recht deutlich zu erkennen.

Zum Abend blieb nur Lottchen. Herr Pipel, ſtumm manchen Tag, zeigte nun, aus Rückſicht für die Fremde, wieder Redſeligkeit, und Julchen mußte da auch ſchon verhehlen, wie ſie eben mit ihrem Mann ſtand, wodurch von allen Seiten die Worte in den gewohnten Fluß kamen.

Herr Pipel aber fing gleich wieder von Lottchens Talenten zum Beiſtand in einer Putzhandlung an, erneute ohne weiteres auch ſeinen älteren Vorſchlag, ſie möchte zu ihm ins Haus ziehn. Es geſchah zum Theil aus Handelsconſequenz, denn in der That konnte Lottchen zuweilen den Verkauf im

Laden beſorgen und zeigte, wie man geſehn hat eine Anſtelligkeit dazu, welche Nutzen verſprach. Zum Theil machte Herr Pipel aber dieſen Vorſchlag, eben weil Julchen neulich Empfindlichkeit darüber geäußert hatte, denn es iſt ſchon eines ergrimmten Ehemanns Art und Weiſe, zu thun, als kehre er ſich gar nicht an ſeine Frau. Doch will man vorläufig noch hinzuſetzen, daß Herr Pipel, in Lottchens Betracht, noch eine anderweitige Spekulation entworfen hatte.

Lottchen ſperrte ſich diesmal nicht mehr, ſondern entgegnete ſchnell: Wenn die Couſine will, bin ich es zufrieden.

Wirklich ſehnte ſich Lottchen nach einem anderen, als ihrem bisherigen, Aufenthalt, doch war in ihrem Herzensgrund noch ein Beweggrund niedergeſchrieben. Sie hatte nehmlich einer Erſcheinung, die oft hier ſich erwarten ließ, Geſchmack abgewonnen, und vorzüglich heute ſah ſie etwas ganz Vorzügliches in dem feurigen Artillerielieutenant. Beiläufig wäre hier zu ſagen, wie es gar nicht befremden kann, wenn ein Jüngling, der ſo viel mit dem Gemenge aus Salpeter, Schwefel und Kohlen umgeht, eine feurige Natur annimmt. Lottchen war indeß auch eine Jungfrau, der es nicht an innerem Brennſtoff fehlte. Sie hatte immer noch keinen Geliebten erlangt, meinte, es wäre nun doch an der Zeit, und der Artilleriſt ſchien ihr mit allen dazu erforderlichen Eigenſchaften aufs Beßte verſehn.

Madame Pivel würde mit einem *Nein* offenbar die Couſine beleidigt haben, und das wollte ſie der Jugendfreundin doch nicht thun. Sie hatte überdem auch noch Luſt zu einem *Ja*. Denn ſie überlegte ſchnell, daß Lottchen, wenn ſie im Hauſe wäre, den Verbindlichkeiten des Lieutenants — worüber ſie, Julchen, manche Bitterkeit von ihrem Mann hören müſſen — zum Ableiter, alſo auch Gewitterableiter, dienen könne. Was jedoch eine Beſorgniß über die Anweſenheit eines jungen artigen Mädchens im Hauſe betraf, ſo hätte jedes Äußere da viel zu ſehr *Liebe* angedeutet, und Julchen zur Zeit eine *ergrimmte* Frau, wollte ihren Mann ſo viel gar nicht ehren, ihm etwas darzuthun, das wie Liebe ausſah. Und ſo entgegnete ſie auf Lottchens Worte ſchnell: *Warum nicht? Es wird mir viel Vergnügen ſein.*

Man wundert ſich oft über das, was der Menſch ſagt, weil man nicht weiß, warum er es ſagt. Manche altkluge Frau würde indeß behauptet haben, Julchen hätte eben etwas ſehr Thörichtes geſagt, und wäre Frau Steiner zugegen ge-

geweſen, hätte ſie vermuthlich der Tochter wieder ein man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen in die Ohren geraunt.

Doch war nun die Folge, daß Lottchen den andern Tag wirklich ins Haus zog, und Herr Pipel betrug ſich von jetzt an ſo freundſchaftlich, man hätte ſagen mögen, überfreundſchaftlich gegen ſie, daß ſeine Frau, trotz ihres Grimms, keine geringe, und ſelbſt eine täglich wachſende, Unruhe darüber fühlte. Sie konnte auch nicht mehr ſtets umhin, ihrem Mann — wie das genannt wird — es ein wenig einzutränken. Allein da gab es nicht mehr die früheren beſorgten Eröterungen, auch kein ſchmeichelhaftes: wie kannſt Du fürchten? Herr Pipel redete vielmehr ganz barſch von den wiederholten Erfahrungen, daß Lottchen nütze, oder fragte kurz angebunden: Riefſt Du ſie nicht ſelbſt ins Haus?

Überhaupt zeigte er ſich häufig jetzt rauh und polternd. Der Ladengehülfe ſchien vor ſeinem Anblick zu erbangen, Dienſtmädchen und Hausknecht zitterten gar, wenn ſie den grimmigen [illegible] Herrn ſahn. Und Julchen hatte ein viel zu ſanftes Gemüth, um das gutheißen zu können.

Das arme Julchen! Wer ſie nun ſah, und ihres Anblicks vor einem halben Jahr ſich erinnerte! Welche matte Augen, wie viel von den Wangen geſchwundene Blüthen, welche leidende Haltung überhaupt! Einige Mal in der Woche kam eine Bäurin vom Lande, und brachte den Milchbedarf. Es war, nach dörfiſcher Art, ein drollig Weib, und gab oft ein Wort mit drein. Auch dieſe Alte bemerkte Veränderungen an Julchens Außenſeite, und fing einmal treuherzig an: Was iſt Ihnen denn Madamchen? Gewiß iſt im Eheſtand nicht Alles, wie es ſoll. Das kömmt wohl.

Weil Julchen nicht antwortete, fuhr Jene — wiewohl bäuriſch — fort: Ja, ja, ich pflege immer zu ſagen, Mann und Frau ſind vor den Pflug geſpannt, wie ein Ochs und eine Kuh. Sie müſſen ziehn, da hilft nichts, und je beſſer ſie ziehn, je weniger Schläge. Haben ſie ſich doch ſelbſt angeſpannt. Ich pflege aber auch zu ſagen, wenn ſie den Tag über gut gezogen haben, und werden Abends auf die Weide gejagt, da ſollen ſie auch tüchtig freſſen und luſtig ſpringen. Aber Sie ſind gar nicht mehr ſo luſtig, wie ſonſt, Madamchen! Wo haperts denn?

Julchen wollte eben nicht antworten, den Fragen aber auch ein Ende machen. Und da ihr Mann gerade im Poltern begriffen war, ſeufzte ſie unwillkührlich und zerſtreut: Ach — mein Mann iſt nur ſo böſe.

Das laſſen Sie ſich, rief die Bäurin, lieb ſein. Ein böſer Hund verdirbt nicht, ein fauler Hund verdirbt.

Herr Pipel kam darüber zu, nachdem er die letzten Reden gehört hatte. Julchen entfernte ſich, und ihr Mann rief ihr einige — nicht billigende — Verwunderung darüber nach, daß ſie von ihm ſich mit der Milchfrau unterhalten können.

Letztere blieb aber auch jetzt nicht ſtumm. Herr Pipel, fing ſie wieder an, ich will Ihnen etwas ſagen, das ſchreiben Sie ſich hinters Ohr. Ein guter Mann macht eine gute Frau. Verſtehn Sie mich? Und nun guten Morgen.

Man konnte ſich aus den Worten der Bäurin etwas nehmen, wenn man wollte.

Aber die Zufriedenſtellung hatte Julchen wenigſtens, in der Couſine nun wirklich einen Ableiter für die Höflichkeitsſtürme des Lieutenants zu ſehn. Er ſchien nun ganz zu Lottchens Fahne ſchwören zu wollen, und Madame Pipel war über die Treuloſigkeit zwar nicht aufgebracht, aber doch — etwas empfindlich. Denn bei aller Tugend meinte ſie doch ſchöner zu ſein, als Lottchen. Es kam hier gleichwohl nicht auf den ihrigen, ſondern auf den Geſchmack des Lieutenants an, und über den iſt ohnehin nicht zu ſtreiten. Lottchen mußte doch etwas beſonders Anziehendes für ihn haben, und es konnte allenfalls die Wahrnehmung ſein, daß er ſie beſonders anzöge. Hatte auch Herr Pipel richtig vermuthet, daß hier der Lieutenant den Hausfreund und Cicisbeo darſtellen wollen — wobei er nicht der erſte ſolche Entwürfe machende Offizier geweſen wäre, denn viele ſuchten ſchon auf dem Wege des Cicisbeats die Bequemlichkeit der Ehe, ohne genöthigt zu ſein, auch ihre Unbequemlichkeit aufzubürden — und der Lieutenant hatte geſehn, das erſtrebe hier ſich nicht, war ſein Übertritt um ſo mehr erklärlich. Kurz, Lottchen hatte ihn weg, wie die Mädchen bei ſolchen Gelegenheiten wohl zu ſagen pflegen.

Damit konnte Julchen alſo, von der kleinen Eitelkeitsverletzung abgeſehn — zufrieden ſein. Doch nicht — o Himmel! — mit der zunehmenden Freundſchaft ihres Mannes für daſſelbe Lottchen, die wirklich, alles gefällige, zuvorkommende und für kleine Mühen dankbare Benehmen eingerechnet, das volle Anſehn einer zärtlichen Freundſchaft gewann. Das Schlimmſte war noch, daß Herr Pipel die Couſine ſo oft allein zu ſprechen ſuchte. O wenn ſich da auch ein Ableiter gefunden hätte! Es verſtand ſich aber wohl, daß mit dieſer zunehmenden Freundſchaft auch Julchens innerer Grimm nicht abnahm.

Der alte Amtmann Pipel ſtattete um dieſe Zeit den jungen Leutchen auch einen Beſuch ab. Nun, wie iſts, mein Sohn, fragte er beim Eintreten, wie geht Dein Handel? Nach Deiner Miene zu urtheilen, nicht ſonderlich. Darüber kann man ſich nicht wundern, jetzt wird allenthalben über Stockung im Handel geklagt. Hätteſt Du erſt Getreide und Wolle zu verkaufen, würd' es vollend an ein Seufzen gehn. Und Frau Tochter — wie ſieht es da? So vergnügt ſehn wir auch nicht mehr aus, wie als Braut. Sehr natürlich. Ein Roſengärtlein der Liebe iſt der Eheſtand nicht, obwohl die Roſen zum Vergleich paſſen, weil ſie auch mit verteufelt ſpitzen Dornen bewachſen ſind. Nein, die Ehe iſt ein ſtaatsbürgerliches Verhältniß. Wenn alle Eheleute das nur tief bedächten, würden ſie in ihren Anſtrengungen thätiger ſein, und damit viele Urſachen zur Unzufriedenheit wegräumen, oder ihnen bei Zeiten vorbeugen. Hier aber, denke ich doch, iſt noch keine Urſache zur Unzufriedenheit, wenigſtens keine erhebliche. Und mit erträumten, grillenhaften, hat es ſo viel nicht auf ſich. Wie wolltet ihr dann thun, liebe Leutchen, wenn ihr ſieben Kinder hättet, die um Brot ſchrieen, und es wär keins im Hauſe? Und ſo geht es doch Manchen, zuweilen ohne ihre Schuld, wo es ſich noch am leichteſten trägt, oft aber auch durch ihre Schuld, und das iſt am ärgſten, denn nun treffen ſie noch innre Vorwürfe.

Er blieb einige Tage. Weil er ſich außerdem gegen die Schwiegertochter freundlich betrug, auch ihr für die Küche Wildprett und geräucherte Schinken mitgebracht hatte, wollte Dieſe, im Geiſt einer für den Mann vorſorglichen Gattin — und es lobte ſie — beim alten Schwiegervater ein Wagniß unternehmen. Sie wählte alſo einen Augenblick, in dem ſie allein mit ihm ſprechen konnte, ließ ein Paar Schmeichelreden vorangehn, und folgte ihnen mit einem — von einer hübſchen Frau auch ſo ſchmeichelhaften — Vertrauen, womit ſie dem aufmerkſamen Hörer vorſtellte: ſie wiſſe zwar es nicht gewiß, vermuthe aber, daß ihren Mann einige Handelsunfälle in eine Verlegenheit geſtürzt hätten, aus der es ihm unmöglich wäre, ſich herauszuwinden, und daß ſeine mißvergnügte Stimmung aus dieſem Grunde zu erklären ſei. Doch was ſie gehofft, nehmlich eine Subſidienbewilligung, ſchlug fehl. Der Amtmann dankte höflich für das bewieſene Zutrauen, bezog ſich dann jedoch auf die ſo ſchlechten Getreide- und Wollpreiſe, und ſchloß die Unterredung mit den Worten ab: Gott wird meinem Sohn ſchon helfen, wenn er ſich ſelbſt hilft. Dies hat der berühmte Franklin von jedem Erdenbürger, und wie mir dünkt, ſehr richtig geſagt.

Stets iſt es ſchmerzlich, umſonſt gebeten, wohl gar ſich dabei etwas gedemüthigt zu haben. Und einer jungen hübſchen Frau zumal, die gewohnt iſt, ſchnell aufgethan zu ſehn, wo ſie anklopft. Julchen ſah nun ihr Geſchick von einer neuen Schattenſeite an. Sie war mit ihrem Gatten unglücklich, und auch an einen geizigen harten Schwiegervater — von dem ſie überzeugt glaubte, er würde helfen können, dafern er wollte — gekommen. Daß es ihr Vater hingegen nicht könne, ob er es ſchon in ſolchem Fall thun würde, bezweifelte ſie auch nicht. Er hatte neulich, ohne daß ſie ihn um Beiſtand angeſprochen, eine Erklärung dieſer Art gemacht. Auf den Amtmann auch warf Julchen nun einen wüthenden Haß.

Dabei war indeß freundliche Meinung für ihren Mann im Spiel. Denn Julchen ſah, wie er litt, ſchrieb auch die jetzige Bläſſe ſeines Geſichts ſowohl, als eine Krankheit, die ihn neulich heimgeſucht, auf Rechnung eines tief nagenden inneren Grams. Und heillos trieben es nun auch die Gläubiger mit ihm. Denn obwohl ſich jeder Schuldner über Die beklagt, die — ſehr natürlich — das Ihrige verlangen, ſo giebt es in der That doch Gläubiger, die das Verhältniß, worin ſie zu ihren Debitoren ſtehn, auf eine himmelſchreiende Art mißbrauchen. Einige thun es mit Wucherſinn, nützen die ſchlimme Lage des andern Theils, um noch immer mehr Prozente ihm abzudringen, nähmen gern die Haut noch, wenn es ſich thun ließe. Andere glauben gegen den Mann, der ihnen zu bezahlen außer Stande iſt, unhöflich ſein, und ihn mit den härteſten, kränkendſten Vorwürfen und Drohungen überſchütten zu dürfen, und ſetzen wohl ihr ungeſchliffenes Betragen ſtundenlang fort. Noch Andere thun Beides zwar nicht, haben gleichwohl eine Manier, in die Preſſe zu nehmen, die einen gefühlvollen Schuldner weit mehr noch beugt. Sie wollen nehmlich durch Klagen über eigne Noth ihr Ziel erreichen, lügen oder vergrößern dieſe wenigſtens, und ſagen wohl gar, Weib und Kind ermangelten daheim des trocknen Brots. Wer ſie nun befriedigen ſoll, und dem ungeachtet nicht befriedigen kann, möchte darob in Verzweiflung gerathen. Und von allen dieſen Klaſſen zählte ſie Julchens bedauernswürdiger Mann, wovon ſie ſich durch wiederholtes Lauſchen überzeugte. Früherhin würde ſie vor Mitgefühl dabei faſt untergegangen ſein, doch ſeitdem ſie — und am meiſten über jenen unſeligen Brief — einen Grimm wider ihren Mann hegte, blieb ſie zwar nicht fühllos bei ſeinem harten Ungemach, allein ſie wallte dabei doch auch in heftigen, ſchier unverſöhnlichen Zorn gegen ihn auf, daß er ſo thöricht unbedachtſam, ſo ſtrafbar leichtſinnig hätte verfahren, ſich in dieſen bodenloſen Abgrund von Leid und Sorge ſtürzen können.

In der That war Herr Pipel noch einige Anleihen aus ſeiner Bräutigamszeit — woraus die Julchen einſt dargebrachten Geſchenke indeß einſt beſtritten worden — und demnächſt manchen Handwerkern gelieferte Arbeiten rückſtändig, wie denn auch der größte Theil des bei ſeiner Heirath angeſchafften Hausraths noch unbezahlt geblieben war. Er hatte, reichen Gewinn aus ſeinem kaufmänniſchen Betrieb erwartend, auch gehofft, die Rückſtände nach kurzer Friſt tilgen zu können, gleichwohl ſich getäuſcht. Leichtſinn blieb ihm allerdings dabei vorzuwerfen, und wir kennen dieſen bereits als eine Gemüthseigenheit deſſelben im Allgemeinen. Den hier beſonders gezeigten Leichtſinn müſſen wir jedoch auf die Rechnung der Liebe ſtellen. Denn Julchen mußte, koſtete es was es wollte, geheirathet ſein. Nur ſchlimm, daß Liebe, wie viel Tauſende ſie auch in Schuld verwickelt, doch für keinen Einzigen noch ſie bezahlt hat.

Jene Rückſtände, wovon übrigens keiner noch ausgeklagt ward, beliefen ſich ziemlich auf 2000 Thaler. Viel an der Summe hatten aufgehäufte Zinſen und Verlängerungs-Erpreſſungen gekoſtet, Herrn Pipels Handlung warf indeß nur den Hausbedarf, und oft kaum, ab, ſo daß keine Ausſicht beſtand, jene Summe noch vom Proviſions-Conto allmählich getilgt zu ſehn.

Doch über jene Summe hinaus, ſchuldete Herr Pipel noch eine anderweitige, die allein ſo viel betrug, als die übrigen einzelnen zuſammengenommen. Und war bei dieſen immer noch einige Geduld, wo nicht zu erbitten, doch zu erkaufen geweſen, doch ſtand es nicht ſo um die große Poſt. Sie ſchwebte bereits vor Gericht, Herr Pipel war ſchon zu einem Termin deshalb vorgeladen worden. Kein Anſuchen um längere Friſt, kein Erbieten zur allmähligen Zahlung ward von dem Anwald der Klägerin angenommen, denn bei dieſen 2000 Thalern hatte es der Schuldner mit einer Gläubigerin zu thun, und einer hartherzigen. Betrachtete man die Umſtände indeß genau, konnte es auch nicht ſehr in Verwunderung ſetzen.

Über dieſe mißliche Angelegenheit ſchöpfte Julchen zwar Vermuthungen, konnte jedoch auf keine Weiſe ein näheres Licht erhalten. Wenn die Gerichtsboten ſich einfanden, urtheilte ſie zwar richtig, ihr Mann ſei verklagt, die empfangenen Papiere zeigte er indeß nicht, ſchloß ſie auch ſo ein, daß Julchen ſie nicht finden konnte, und ſtand ihren Fragen in dieſem Betracht platterdings auch nicht Rede. Allein da wieder ein Gerichtsbote kam, eilte Julchen ihm ſchlau an die Thüre entgegen und nahm ihm, vorgebend ihr Mann ſei nicht zu Hauſe, das Papier ab.

Mit Entſetzen erfuhr ſie ſogleich mehr, indem ihr der Überbringer gut meinend empfahl, beizuwirken, daß Herr Pipel ja zur Zahlung Rath ſchaffe, denn die Sache ſtehe bereits an der Execution. Zahlte er nicht, würde man ihn auspfänden, und er noch, wenn ſich die 2000 Thaler nebſt Prozeßkoſten, nicht vom Erlös aus ſeinen anderen Habſeligkeiten decken ließen, ins Schuldgefängniß kommen.

2000 Thaler alſo war Herr Pipel noch an einer Stelle ſchuldig. O der verſchwenderiſche Böſewicht, zürnte Julchen vor ſich hin, wie macht er ſich und ſeine Frau unglücklich! Als ſie vollend in das Papier geſehn, und den Namen der Klageführenden geleſen, auch dem Handel noch ein wenig nachgeſonnen hatte, koſtete es ihr viel Mühe, nicht ohnmächtig zu Boden zu ſinken. Nein, meinte ſie, nicht verachten nur, aufs tiefſte verabſcheuen müſſe ſie dieſen Mann. Und doch ſollte der ſo hoch geſtellte Grimm eine höhere Staffel noch erreichen.

Wohl leuchtete übrigens ein, daß Herr Pipel nicht 2000 Thaler bezahlen könne. Und pfändete man ihm ſein Waarenlager ab, das etwa ſo viel werth ſein mochte, war er ohne Rettung bankerott. Wovon ſollte er dann mit ſeiner Gattin leben? Dahin, dahin hatte der Unſinnige es gebracht.

Ein kleiner Überreſt alter Zuneigung, und Rückſicht auf das eigne Ergehn, machten, daß Julchen abermal zu dem noch anweſenden Amtmann ging, und ihm aufs Beweglichſte, mit in Thränen ſchwimmenden ſchönen Augen die Lage der Dinge vorſtellte. Der Alte rief: Oft hab ich es ſchon geſagt: die Liebenden ſind nicht nur wie die Kinder, nein viel eigenſinniger, viel wunderlicher, mit einem Wort, viel ärgere Schreihälſe noch. Die Kinder weinen nur, wenn man ihnen ihren Willen nicht thut, da weinen die Liebenden auch, aber iſt ihr Wille ihnen geſchehn, weinen ſie noch mehr. Übrigens ahnte ich ſchon, hörte auch ſonſt ein Vögelchen davon pfeifen, wie mein Sohn mit ſeinem debet und credit ſteht. Und wiſſen Sie auch, wie ich ſtehe. Frau Tochter? Dieſen Sommer litt ich einen Hagelſchlag, der mein Feld, ſo weit es nur geht, verwüſtete, und eben unterrichtet mich dieſer Brief, daß unter meinen Pferden und meinem Rindvieh eine Seuche ausgebrochen iſt. Glauben Sie an kein eitles Vorgeben. Da leſen Sie den Brief. Zur Stelle muß ich deshalb auch nach Hauſe.

Wie Julchen von Hagelſchlag und Viehſterben gehört hatte, mußte freilich ihre letzte Hoffnung zertrümmert ſein. Auch hatte der Amtmann bereits den Wagen anſpannen laſſen und fuhr ab. Mit welchen Empfindungen ließ er die Schwiegertochter zurück.

Nicht das Geringſte konnte ſie dieſen Mittag eſſen, und ſprach auch kein Wort am Tiſch. Ebenfalls zeigte ihr Mann weder zum einen noch zum anderen Luſt, die ängſtlichſte Verwirrung, dumpf ſchwermüthiges Nachſinnen, und ein tauſendfach zerriſſenes Herz waren ihm an der Stirne zu leſen. Das Siegel auf dieſen verzweifelten inneren Zuſtand drückte noch ein ſichtbares Bewußtſein innerer Schuld.

Ein furchtbares Schattengewölk in der Augengegend iſt das Zeichen eines ſolchen Bewußtſeins. Julchen ſah mit Beben darauf hin, und erinnerte ſich dabei an einige Worte des Amtmanns, auch an die Ruhe, womit er von Hagelſchlag und Viehſeuche reden können, indem er es doch nicht war, von dem das Unglück ausging.

Nachmittag entfernte ſich Lottchen, um, wie ſie vorgab, eine Freundin zu beſuchen. Kaum eine Viertelſtunde ſpäter, ſagte auch Herr Pipel, er hätte einen Geſchäftsgang vor, und eilte zum Hauſe hinaus.

Julchen fuhr ängſtlich darüber zuſammen. Unter den ſchauderhaften Vorſtellungen, die ſie quälten, war auch die, Herr Pipel könne ſeinem traurigen Leben ein gewaltſames Ende machen wollen. Gleich darauf ward dieſer Gedanke indeß verſpottet, doch in einer Art, die Julchens Herz vollend durchbohrte.

Der Ladengehülfe kam nehmlich zu ihr, und ſagte geheimnißvoll: Madame Pipel, wenn ich auf Ihr Schweigen zählen darf, will ich Ihnen etwas vertrauen, etwas für Sie Wichtiges.

Er hatte ſchon einige Mal ſich mit Augendienerei und Ohrenbläſerei an Julchen drängen wollen, ſie aber eine ſolche Dienſtfertigkeit um ſo mehr geflohn, als ſie den Ladengehülfen auch fähig hielt, ihrem Mann, dafern ihm dergleichen bekannt wäre, Nachtheiliges von ihr zu hinterbringen. Vielleicht hatte er es ſelbſt ſchon gethan, und ſchändlich Unwahrheiten nennend. Julchen hatte ſich wenigſtens manches feindliche Betragen ihres Gatten ſo zu erklären verſucht.

Doch in ihrer heutigen Stimmung empfand ſie auch hierüber anders. Gutes zu hören konnte ſie nicht mehr erwarten, ihr ſchien übrigens das Ärgſte bereits gleichgültig. Nur einige Neugier blieb ihr noch zurück, vielleicht nach Aufſchlüſſen über manches zeither doch ihr Unbegreifliche. Sie gelobte alſo Verſchwiegenheit, und munterte Jenen zum reden auf.

Herr Pipel, fing er nun wieder an, und Mamſell Lottchen haben ſich vor dem Thor in einen Garten beſtellt. Mamſell Lottchen iſt ſeit einer Viertelſtunde vorangegangen, und nun der Herr gefolgt. Ich hörte die Abrede im Laden nehmen, ſtand hinter einem Spinde, wo ſie mich nicht ſahn. Um des Himmels willen aber verrathen Sie mich nicht!

Wie durchdonnert ſaß Julchen da. Auch das, auch das noch! Dieſes Gedankens nur war ſie fähig. Ihre Parthei ergriff ſie indeß noch ſchnell genug. Sie ſtülpte den eleganten Hut auf, warf den feinen Czirkaſſiennenmantel um, und machte ſich ebenfalls nach dem bezeichneten Garten auf den Weg. Es war auch ein öffentlicher, doch beſuchte man ihn wenig.

O welche ſchwarze Gedanken folterten ſie auf dieſem Gang. Was ſie von Lottchen ſo oft gefürchtet hatte, ſchien jetzt in keinem Zweifel mehr zu ſtehn. Die Ehrloſe hatte ſich alſo ein Rendezvous mit ihrem Mann, mit einem Ehemann gegeben. Und dieſer Treuloſe konnte darauf eingehn, ſogar in einer ſo verhängnißvollen Zeit, während einer ihn faſt zu Boden werfenden Noth, an — konnte Julchen das Schreckensbild ſich vollenden? — an verbotne Lüſte, an — Ehebruch denken!

Stets fiel ihr auch der Unglücksbrief wieder ein, der ſo vielen böſen Saamen in ihr Herz geſtreut, und den ihr Mann in einem Augenblick niedergeſchrieben hatte, wo Betrachtungen der Lebensklugheit, vom Mißgeſchick angeregt, über ſein Herz einmal den Ausſchlag gewannen.

Über einen ihr in dem Briefe zeither noch räthſelhaften Punkt hatte ſie dieſen Morgen, aus dem von Gerichtsboten erhaltenen Papier, Licht empfangen, ein Licht, das übrigens eine Wirkung auf ſie gethan, wie der Aufblick einer nächtlichen Feuersbrunſt bei aus ruhigem Schlaf Erwachten.

Herr Pipel hatte dem Freunde aber auch geſchrieben: es würde ihm möglich geweſen ſein, ein Mädchen mit ſo vielem Vermögen zu heirathen, wie ſeine Lage eben deſſen bedurft hätte.

Wer könnte dies Mädchen ſein, als Lottchen? Früherhin beſaß ſie ein ſolches Vermögen nicht, erbte hernach indeß 6000 Thaler, und nun kam Herr Pivel auch erſt darauf, ſie in einem ſolchen Licht zu ſehn. Nichts konnte vollend Alles heller machen, als ſein geheimes Stelldichein mit ihr. Vielleicht war ſelbſt ein noch ſchlimmeres Abſehn dabei, als nach Julchens erſter — doch überaus ſchlimmen — Vorſtellung.

Sie wußte ſelbſt kaum, wie ſie zum Thor hinaus, und zu dem Garten, deſſen Anblick ſie wie eine Hölle anſchauderte, gelangt war.

Eine Thür des Gehäges ſtand offen, ſo brauchte Julchen nicht erſt durch das Haus zu gehn. Zitternd trat ſie ein, und verfolgte einen mit dichten Hecken bepflanzten Steig, der bis zum andern Ende des Gartens führte. Dort bog ſie um, und erſah eine kleine Laube. Und in dieſer Laube — ſaß die Couſine, Herr Pivel dicht neben ihr, ſein Geſicht nahe dem ihrigen, ſeinen Arm um ihren Rücken gewunden.

Mit einem gräßlichen Aufſchrei hielt Madame Pivel inne, drehte gleich aber um, und floh den

Garten. Ihr Mann würde vermuthlich ihr zur Stelle gefolgt ſein, wenn nicht der Schrecken ihn an ſeinen Sitz geſeſſelt hätte.

Seine Gattin eilte jedoch auf geflügelten Füßen zu ihren Eltern, und verkündete dort mit Stottern und Wehklagen, was ſie hatte ſehn müſſen. Klar iſt nun wohl, fügte ſie hinzu, daß er mit der Buhlerin Abrede nimmt, wie er von mir ſich trennen, und ſie heirathen könne. Nun, ſo will ich denn auch nicht mehr im Wege ſtehn, aber ich will ſelbſt eine Scheidungsklage einreichen. Die aus dem gefundnen Brief entdeckten Geſinnungen meines Mannes, die verdächtige heimliche Zuſammenkunft, und vor Allem die Stellung, in der ich meinen Mann und das laſterhafte Geſchöpf traf, begründen ſie hinlänglich. O wie will ich mich preiſen, wenn ich aus den Qualen dieſer tauſend Mal ſchon verwünſchten Ehe erlöſ't bin!

Die alten Eltern waren heftig erſchrocken, und hatten für diesmal weder Sprüchwörtchen, noch Rath und Troſt. Niemand wird eine verheirathete Tochter wohl gern in dem Gedanken an eine Scheidung beſtärken, lagen die Sachen jedoch, wie eben es Julchen dargeſtellt hatte, dann konnten auch Herr Steiner, wie ſeine Gattin, keine Gründe auffinden, aus welchen ſie von einer Scheidung hätten abmahnen ſollen. Die Zwietracht Julchens mit ihrem Mann ſchien ihnen lange bereits unheilbar, und ſie hegten übrigens auch Sinn für die Ehre ihrer Tochter.

Julchen beſtand auch darauf, daß ſie nun bei den Eltern bleiben wolle. Sie ſandte eine Magd nach Hauſe, um ihre Kleidungsſtücke abzuholen, und dort zu ſagen, daß ſie weder dieſe Nacht, noch ie heimkehren würde.

Bald darauf kam Herr Pipel, fand ſeine Frau nicht, hörte, wo ſie ſich befände, und eilte ihr zu Herrn Steiner nach. Julchen verſchloß ſich aber in ein Hintergemach, ohne ihn zu ſprechen.

Den nächſten Morgen ſchickte Jener den Secretär Golling, um eine Vermittlung zu übernehmen. Madame Pipel gab auch Dieſem kein Gehör, und einen Brief ihres Mannes ſandte ſie unerbrochen zurück. Sie wollte die Ehe fliehn, die ſie jetzt eine Marterkammer nannte. Sie pries die alten Mädchen, die ſo klug geweſen waren, nicht mit einem Mann zugleich einen Folterer ſich aufzubürden, und behauptete von der Liebe, daß ſie unter allen Betrügerinnen die liſtigſte und boshafteſte ſei.

Da haben wir es, rief Frau Steiner, nun iſt ſie aus Klagenfurth nach Grimma gekommen, nahm auch da, wie es ſcheint, einen recht feſten Wohnſitz.

Julchen betheuerte, daß ſie ihn auch nicht mehr verlaſſen würde, mindeſtens nur im ledigen Stand Erholung von ihren unſäglich empfundnen Leiden und Ruhe hoffen könne.

Herr Steiner, der ſich auch in dieſe Unterredung mengte, rief: Aber eine Scheidung taugt doch den Teufel nicht. Wackre Eheleute ſollen dahin ſehn, daß ſie vergnügt nach Silberberg und endlich nach **Goldap kommen.**

Er ſpielte damit auf die ſilberne und goldene Hochzeit an, ſetzte auch hinzu: Deine Mutter und ich erfuhren gewiß auch, daß der Eheſtand mehr ein Wehſtand als ein Juchhehſtand iſt. Und doch hoffen wir das nächſte Jahr in Silberberg einzutreffen, wenigſtens einzutreffen, was doch nicht geſchehn könnte, hätten wir uns ſchon längſt ſcheiden laſſen. Zuweilen war freilich auch die Rede davon, wir beſannen uns aber doch wieder. Und Julchen, ſo dächte ich, weil Dein Mann doch Schritte zur Verſöhnung thut, und wir Alle einmal gebrechliche Menſchen ſind, es auch heißt, vergebet, ſo wird euch vergeben —

Julchen fiel ihm aber mit Verwünſchungen gegen ihren treuloſen Mann ins Wort. Eine Verſöhnung mit ihm ſchien ihr zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

Wir können gegen die, für die wir einſt ſo glühten,
Wer hatte es gedacht, in Feindes Grimm noch wüthen.

So waren drei bis vier Tage entflohn, als ungehofft, und eh Julchen entſchlüpfen konnte, der Amtmann Pipel ins Zimmer trat. Ein Brief des Sohns hatte ihn über die letztern Ereigniſſe unterrichtet.

Ei, ei, Frau Tochter, ſagte der Alte, hier, und nicht bei Ihrem Mann? Niemand ſoll nur nach dem Schein urtheilen, und noch weniger nach dem Schein zürnen und handeln. Ich bin nun überall hinter die Wahrheit gekommen. Sehr tröſtlich iſt ſie nicht, aber doch beſſer Wahrheit, als quälende Geheimniſſe und trügender Schein. Wenn Sie es erlauben, will ich Ihnen auch — wie man es nennt — klaren Wein einſchenken, und iſt mancher Tropfen davon bitter, wird es zuletzt auch ſüße geben, zumal da ich einen Hagelſchlag und ein Viehſterben litt. Setzen wir uns, die lieben Eltern mögen zuhören.

Herr und Frau Steiner waren mächtig über den Hagelſchlag und die Viehſeuche erſchrocken, und äußerten ihr Bedauern theilnehmend. Der Amtmann ſetzte ſich jedoch zu ihnen, und hob wieder an: Mein Sohn war ein Leichtſinniger und ein Liebender, alſo ein leichtſinniger Liebender, von dem ich nun erſt hörte, wie ſich Alles zugetragen hat. Er wollte Julchen heirathen, Julchen und keine Andere, ſie heirathen. Wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden geweſen, er hätte ſich auf einen Luftball geſetzt, um ihr nachzufliegen, ſie abzuſchneiden. Kurz, er wollte und mußte ſie heirathen. Ob er mit ihr würde zu leben haben, dies war eine Kleinigkeit, woran ſo ein Bürſchchen nicht denkt, und bei ihm geht auch das Lieben dem Leben voraus. Er ſah wohl ein, daß weder Herr Steiner noch ich ſeine Heirath zugeben würden, wenn er uns nicht bei dem Lieben auch das Leben darthun könnte, ſagte uns alſo — und Liebe nimmt ſich eine kleine Nothlüge nicht übel — er hätte ſich Zweitauſend Thaler geſpart, wovon er ſich eine eigne Handlung zu gründen vermöchte. So war es denn nicht, er hatte die Summe bei einer gewiſſen Commerzienräthin Goldau angeliehen. Er hatte ihr — wie es bei den jungen Leuten heißt — ein wenig den Hof gemacht, doch nur erſt, als ihm die lüſterne Wittwe merken laſſen, ſie hätte ein verliebtes Auge auf ihn geworfen.

Julchen erröthete zornig bei dieſen Worten. Sie erinnerte ſich wohl, einſt gehört zu haben, was die Stadt von ihrem Mann und der Commerzienräthin ſagte. Nun quälten ſie empörende Vorſtellungen über dies alte Verhältniß.

Der Amtmann fuhr fort: Unrecht hatte mein Sohn da ohne Zweifel, doch in den Augen Solcher, die ſich auf das Hofmachen nicht verſtehn — etwa aus Mangel an feiner Lebensſitte, oder auch aus Mangel an einer hübſchen Figur — ein artiger und wohlgewachſener Jüngling hat aber darin nie ein Verbrechen geſehn. Es kam hinzu, daß Liebende allenfalls jeſuitiſch denken, der Zweck adle die Mittel, und ſeinen Zweck, das heißt ſein Julchen, mußte nun mein Sohn einmal erreichen. Ein Eheverſprechen — heilig betheuert er es — hat er der Commerzienräthin nie gemacht, ſie aber, die ſich zur Ehe und Liebe auch nicht zu alt fühlte, mag wohl gedacht haben, der Scherz des holden Jünglings ſei auf Ernſt angeſehn. Da ſie nun überaus dienſtfertig gegen ihn, und reich war, benutzte er die Gunſt, worin er bei ihr ſtand, dahin, daß er ſie bat, ihm ein Kapital von Zweitauſend Thalern vorzuſtrecken. Sie that es, und ich zweifle nicht, in der Hoffnung, mein Sohn würde, wenn er mit der Summe ein eignes Geſchäft ſich angelegt hätte, kommen und um ihre Hand werben. Daß er jedoch eine ganz andere Abſicht nährte und vollzog, iſt bekannt. Es war daneben aber auch ſein redlicher Vorſatz, der Commerzienräthin ihr Darlehn zu erſtatten, ſo bald es ihm nur möglich ſein würde. Allein die ſanguiniſchen Erwartungen über ſein Handelsglück täuſchten ihn, wie ſo Manchen, und die Folge war, daß ſeine Gläubigerin noch immer unbezahlt blieb. Eine andere und ſehr begreifliche, daß ſie wüthete, den holden Jüngling in den Armen einer Anderen zu ſehn, und auch ihr Geld nicht zurück zu erhalten, ob ſie ſchon ſeitdem noch eine anſehnliche Erbſchaft that. Sie verklagte meinen Sohn, und ich zweifle auch nicht, daß ihn die Racheluſtige gern auspfänden und zum Schuldarreſt bringen würde. Sie hat ſelbſt verlangt, er ſolle ſich ſcheiden laſſen und ſie heirathen, iſt damit jedoch abgewieſen, und muß zufrieden ſein, wenn ſie ihr Geld erhält.

Und außerdem noch hat mein Sohn, um ſich einſt wie ein galanter Liebhaber und Bräutigam zu betragen, auch ſein errungenes ſüßes Weibchen durch eine ſchöne häusliche Einrichtung erfreuen zu können, ſich noch eine ziemliche Schuldenlaſt aufgehalſt. Nur mit 4000 Thalern iſt er aus dem Schlamm zu ziehn. Ich vertheidige in dem Allen ihn nicht, es würde auch einem ernſten Graubart nicht ziemen, doch an Ihnen, Frau Tochter, iſt es keineswegs, ein hartes Verdammungsurtheil über ihn zu fällen. Denn was geſchehn, iſt Ihrentwillen geſchehn, die Liebe zu Ihrer Schönheit hat gefrevelt, mein Sohn ſchien ſich ein Alexander, der, wenn der Knoten nicht anders ſich löſen wollte, ihn zerhieb. Freilich würde es nun auch ſehr übel ſtehn, wenn mich der Hagelſchlag und das zweite Unheil nicht getroffen hätten. Aber ich muß noch einen Stein, vielleicht den ſchwerſten von Ihrem Herzen wälzen. 4000 Thaler, wie geſagt, braucht alſo Ihr Mann, um ſich zu retten. Nun heißt es aber auch: wer wird ſich im Schiffbruch noch beſinnen, auf einem Brette zu entrinnen, oder: wer das Feuer bedarf, ſucht es in der Aſche. Da iſt Fräulein Lottchen, Ihre Couſine, Frau Tochter, und durch meines Sohnes Heirath auch ſeine Verwandte geworden, und wie ich höre, ſonſt eine gutmüthige Perſon. In ſeiner peinlichen Bedrängniß fiel nun meinem Sohn noch als ein Ausweg bei, er wolle dieſe Couſine bewegen, von ihrem Vermögen, das 6000 Thaler beträgt, ihm 4000 in ſeine Handlung zu geben, die er ihr gut und pünktlich zu verzinſen, und mit der Zeit auch das Kapital heimzuzahlen dachte. So konnte er ſich helfen, und glaubte, daß wenn Lottchen nur einwilligte, er ihren Vormund, den er kennt, auch ſchon für dieſe Abſicht gewinnen würde. Um ſich zuvörderſt Lottchen geneigt zu machen, erwies ihr mein Sohn alle erſinnliche Artigkeit, und um ſie einmal unbelauſcht und recht ausführlich über den Gegenſtand zu ſprechen, beſchied er ſie nach einem Garten vor der Stadt, dabei vorgebend, ein gewiſſer Artillerieoffizier, den Lottchen gerne zu ſehn ſcheint, wolle dahin kommen, um mit ihr Wichtiges zu reden. Vielleicht einen Heirathsantrag vermuthend, ging die Couſine wirklich dahin, aber mein Sohn folgte ihr, und trug ſein Anliegen dort in einer Laube ihr vor. Unglücklicherweiſe mußte ſeine Frau -- er kann nicht einſehn, aus welchem Beweggrund — auch in dieſem Garten erſcheinen, und gerade es ſehn, wie er ſeine Bitte an Lottchen recht dringend wiederholte, und ihr dabei — wie man ja wohl einer Hausgenoſſin, einer Verwandten in allen Ehren thut — den Arm über den Rücken legte. Sie prallten zurück, Frau Tochter, als hätten Sie eine Todſünde erblickt, aber es war ein Nichts, mindeſtens ſo gut wie ein Nichts, und mein Sohn kann getroſt ſein Honni soit, qui mal y pense dabei ausrufen. Um das Nichts meiden Sie nun Ihr Haus, Frau Tochter, und es ſoll gar, wie ich höre, zu einer Scheidung führen? Mir dünkt doch, ein Nichts wiege zu leicht für einen Scheidungsgrund.

Julchen athmete nun zwar etwas freier auf, ohne aber durch eine Darſtellung, die zu ſehr das Gepräge einer väterlich ſchonenden hatte, völlig überzeugt zu ſein. Den ſchönen Mund jetzt auch in Bewegung ſetzend, brachte ſie ihre abweichenden Anſichten, in Betracht der Gartenſcene, und noch mancherlei Klagen über ihren Mann, zur Sprache. Der auch vom Amtmann empfohlnen Verſöhnung widerſetzte ſie ſich aus dem Grunde beſtimmt, daß ſie nicht wieder in die ſchreckliche Bedrängniß von Nahrungsſorgen dort zurückkehren, lieber im Elternhauſe mit weiblichen Arbeiten ihr Brot gewinnen wolle. Was nützte mir es auch, fügte ſie hinzu, wieder zu meinen Mann zu gehn? Er ſteht am Rand des Untergangs. Nur zu lange ſchon habe ich die Frauenpflicht des gemeinſchaftlichen Tragens aller Widerwärtigkeiten geübt. Was ſoll er jetzt aber noch mit einer Frau? Wie die Commerzienräthin Ernſt macht, was auch die übrigen Gläubiger thun können, iſt ſein Bankerott da, und er mag froh ſein, wenn er nicht mehr nöthig hat, auch mich zu ernähren.

Aber Frau Tochter, rief der Amtmann wieder, ich hatte Hagelſchlag und Viehſeuche.

Deſto ſchlimmer, ſeufzte Julchen, obſchon ich, die Wahrheit zu geſtehn, nie hoffen konnte, der

Herr Amtmann würden aufgelegt ſein, Ihren Sohn zu retten.

Ohne den Hagelſchlag und das andere Unglück, entgegnete er, würde es freilich nicht möglich geweſen ſein. Aber —

Er ward unterbrochen. Denn Lottchen kam hereingeſtürmt, umarmte die Jugendfreundin heftig, und beſtätigte Alles, was der Amtmann geſagt hatte. Doch ſetzte ſie noch hinzu: Ich bin es zufrieden, liebes Julchen, Deinem Mann 4000 Thaler in die Handlung zu leihn. Mache nur, daß er mit meinem Vormund ſich darüber einverſtändigt.

Hübſch, ſagte der alte Pipel, recht engelherzig, wer aber nicht damit einverſtanden iſt, bin ich. Es heißt nicht aus dem Schlamm kommen, wenn man ſtatt eine Summe an A ſchuldig zu ſein, an B ſie ſchuldig wird. Und weil ich den Hagelſchlag — doch liebſte Frau Tochter, hätten Sie nicht wenigſtens eine Gefälligkeit für mich? Sehn Sie, da ſind Staatspapiere — er zog deren aus ſeinem Taſchenbuch — und ſolche die al pari ſtehn. Da zuſammen 4000 Thaler. Hätten Sie nicht die Gewogenheit, ſie ihrem Mann zu bringen.

Julchen rannen die Freudenthränen über das ſchöne Antlitz. Was hör ich — Sie wollten — Sie konnten —

Das übrige verſteht ſich nun von ſelbſt und nach dieſen heftigen Erſchütterungen ward Julchens Ehe ſo glücklich, wie eine nur hienieden ſein kann.

Doch merkt es, junge Liebende, nicht jedes Paar, das voreilig in den Eheſtand getreten iſt, findet ſo einen Amtmann, der ſo aus dem Schlamm zu ziehen vermag. Manche bleiben darin jämmerlich ſtecken.

Zur Verſtändigung diene hier noch, daß er in einem gewiſſen deutſchen Lande — welches ungenannt bleiben kann — Domänenpächter war. In der Regel ſtehen dieſe Herren gut, wenn ſie auch über zu niedrige Preiſe ihrer Erzeugniſſe klagen, denn ſie wollen mehr noch als gut ſtehn. Auch ſagen ſie gern: ein Hagelſchlag, ein Viehſterben müſſen zuweilen das Beßte thun. Sie reichen dann nehmlich Entſchädigungsgeſuche bei der Regierung ein, die noch einen guten Vortheil abwerfen können, und ſo hatte es — nur dem Beiſpiel ſeiner Kollegen folgend — auch der Amtmann Pipel gemacht.

Beinah hätte man die Anzeige vergeſſen, daß nun auch der Artillerielieutenant und Couſine Lottchen ſich heiratheten. So war dieſen geholfen, und um deſto weniger konnte Julchens Hausfrieden noch geſtört ſein.

BIBLIOTHECA
REGIA

Schwedt, gedruckt bei Janzen.

Der
Großinquiſitor
von
Portugal
oder
das Erdbeben in Oporto.

Letzter Roman

von

Julius von Voß.

J. F. Schmidt.

Berlin, 1833.
Verlag von Carl Curths.

Der

Großinquiſitor.

I.

Iſabelle.

Es war ſchon dunkle Nacht, hohl wehte ein Sturm vom Meer, die kleinen vergitterten Fenſter im uralten Kloſter zitterten und klirrten oft, man hörte den Uhu auf dem gothiſchen Nonnenthurm.

Und Iſabella, im langen Gewand von grobem, rauhem, ſtechendem Zeug, das ſchwarze Haar tief verhüllt vom kleinen weißen Häubchen, wie man es auch den Leichen dort mit in den Sarg zu geben pflegt, in den gefalteten Händen einen Roſenkranz, ging noch in der einſamen Zelle ſinnend auf und nieder. Jugendlichkeit und ſchöne Würde vereinten ſich in der hohen Geſtalt, die Farbe des Lebens war von den Wangen entflohn, das Feuer in ihrem tief dunkeln, großen, herrlichen Auge hatten Gram und oft ſie anwandelnde Verzweiflung nicht austilgen können. Noch immer ſprühte es edle, ächte Juweelenblitze, und man glaubte einen Himmel in der Bruſt, doch einen jetzt ſchauerlich umnachteten, darin abgeſpiegelt zu ſehn. Es war, als ließen die wolkenjagenden Stürme an dieſem Himmel ſich ahnen, aber auch das weiße diamantne Geſtirnlicht, mit ſanfteren Mondſtrahlen wechſelnd, das in den frei gewordenen Räumen erſchien.

Heute war ihr Loos gefallen, durch ihre eigne Schuld, ihren unbeugſamen Willen. Unglückliche Liebe hatte ſie vermocht, in ein Kloſter zu gehn, in eins von der ſtrengſten Regel, und wo das Gelübd der Armuth nicht in leeren Worten beſtand.

Umſonſt waren die väterlichen Ermahnungen geblieben, von dem Vorſatz abzuſtehn.

Doch hatte man auch vermuthet, daß ein Entſchluß, den Leidenſchaft erzeugt, nicht den beruhigenden Wirkungen der Zeit widerſtehn, und am Ende des Probejahrs die Reue nicht ausbleiben würde.

Ihr Vater war ein reicher, ſeine Geſchäfte mit kluger Beſonnenheit treibender Kaufmann zu Oporto. Auch jetzt noch hat dieſe Seeſtadt einen lebhaften Handel, doch blühte er mehr noch im ſiebzehnten Jahrhundert. Antonio Rouza kannte ſeine Zeit und das Glück belohnte ihm den regen Fleiß. Geitz war ein Hauptzug ſeines Charakters; er mühte ſich raſtlos ab, um immer noch mehr zu erwerben; doch fühlte er auch nicht wenig Stolz auf das bereits Erworbene, was ihn zu einigem Aufwand, zu einer mit Glanz begleiteten Gaſtfreiheit führte. Doch wußte er aus dem Anſehn, das er auf dieſe Weiſe erlangte, Vortheile zu ziehn, die erweiterten Bekanntſchaften leiteten ausgebreiteteren Verkehr, dieſer aber reicheren Gewinn herbei.

Es konnte ſo nicht fehlen, daß eine in dieſem Hauſe erzogene Tochter mit den Reizen der Geſelligkeit und eines verfeinerten Wohllebens vertraut werden mußte. Antonio beſaß ein großes bequemes Haus in der Stadt, und eine angenehme Villa in einiger Entfernung, am Ufer des Duero. Hier und dort wurden fleißig Geſellſchaften verſammelt, ſo wie man in anderen reichen Häuſern ſich gegenſeitig eingeladen ſah, wobei es ſich verſteht, daß noch die Schauſpiele und andere öffentliche Vergnügungen, welche man in jener Zeit hatte, nicht unbeſucht blieben.

Iſabelle ward Novize. Sonſt hatten ihren Morgen ſogleich Freuden begrüßt, angenehme Zerſtreuungen jeden Tag bezeichnet, geſchmackvoll, leicht, den Jahreszeiten angemeſſen, war ihre Kleidung, mit üppigen Speiſen und Getränken die Tafel im elterlichen Hauſe beſetzt. Nun mußte ſie früh auf, um ſchwere Andachtsübungen zu vollziehn, und täglich viermal zur Hora, wovon die erſte früh um Ein Uhr geſungen ward. In andern Nonnenklöſtern geſtattete die Regel weiblichen Beſuch von Verwandten und Freundinnen, hier ward er blos in dringenden Fällen, und auf kurze Zeit, am Sprachgitter angenommen. Das ſteife Ordensgewand beklemmte ſtets, ängſtete am meiſten aber in heißen Tagen. Kein Bettler in Portugal lebte ſo ärmlich, wie dieſe Himmelsbräute. Auf den Waſſerkrug und ein wenig hartes Brod waren ſie zum Frühmahl angewieſen, der Mittagstiſch enthielt grüne Vorkoſt oder Mehlſpeiſen, einfach zubereitet; nur am Weihnachts- und Oſterfeſte ein wenig Fleiſch. Ankauf oder Zuſendungen anderer Genüſſe waren meiſtens unterſagt, und überhaupt die ſtrengſte Aufſicht beobachtet.

Gleichwohl trug Iſabelle die Beſchwerden einer ſo harten Lebensweiſe ohne Murren, ließ keine Sehnſucht blicken, den geweihten Mauern wieder zu entfliehn. Von Zeit zu Zeit erſchien der Vater am Sprachgitter, um nachzuforſchen, ob ſie den Sinn noch nicht geändert hätte, und gab ihr ſeine Wünſche zu verſtehn. Die Tochter würde ihnen nachgelebt haben, auf die Bedingung aber, welche ſie gemacht hätte, Antonio nicht eingegangen ſeyn. Sie hieß — den Geliebten heirathen zu dürfen.

Ueberhaupt ward das gute Mädchen aber von ſehr entgegengeſetzten Gefühlen und fremden Eingebungen beſtürmt. Wer könnte zweifeln, daß ſie die Ungemächlichkeiten ihres jetzigen Zuſtandes nicht ſollte empfunden, und bisweilen einen Wunſch nach den jetzt völlig entbehrten, und einſt gewohnten Freuden genährt haben. Allein ſie fürchtete auch, daß ihr Vater ſie zu einer Heirath gegen ihr Herz zwingen würde, und jede wär' es geweſen, die ihr verſagte ausgenommen. Die ihr in dieſem Fall ſchon gezeigte, und noch künftig zu beſorgende Härte machte, daß nun die väterlichen Wünſche nicht ſo eindrangen, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde.

Iſabellens Bruder, vielleicht mehr als er es verdiente, von der Schweſter geliebt, hatte aber von dem Augenblick an, wo ſie den Schleier nehmen wollen, ſie eines ſo heiligen Vorhabens willen geprieſen, und nachher, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu ereignet, ſie darin zu beſtärken geſucht. Seine frommen Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben. Dennoch ſchien es nur Habſucht, die er mit frommer Heuchelei bedeckte. Blieb Iſabelle im Kloſter, theilte ſie einſt nicht das väterliche Erbe mit ihm.

Die Priorin, ſtrenge und ernſt, doch gern auch menſchlich, ſo weit ihr Beruf es geſtattete, glaubte nicht abreden zu dürfen, empfahl aber auch Iſabellen den Schleier nicht, und ihr Schweigen, ihr unterdrücktes Seufzen, wenn vom nahen Ablauf des Probejahrs die Rede war, hatten demungeachtet Beredſamkeit genug. Und manche halb laut hingeworfene Bemerkung der älteren Nonnen, die lesbaren Spuren der Reue auf manchem jüngeren Antlitz eigneten ſich eben ſo zum Abſchrecken.

Darum wankte Iſabelle doch gegen den herannahenden Zeitpunkt, und dürfte vielleicht ihren Entſchluß zurückgenommen haben, wäre nicht eine entſcheidende Begebenheit noch eingetreten.

Die Ausſicht vor dem Gitterfenſter ihrer Zelle ging über Hausdächer und endete im Hintergrunde mit dem weitläuftigen alterthümlichen Gemäuer eines Kapuziner-Kloſters und ſeiner Kirche. Es lag nur einige hundert Schritte entfernt, deshalb konnte man die Töne der Orgel zum Gottesdienſt auch bei Tage hören, und deutlicher noch den Choragesang der Mönche in ſtiller Nacht.

Oft hatte Iſabella darauf gelauſcht, bisweilen nur ſich einer tiefen Rührung, dem angeregten Zuge einer ſchwärmeriſchen Andacht hingebend, doch bisweilen auch, indem ſie, als eine Freundin und Kennerin der Tonkunſt, Wahrnehmungen über den kräftigen, majeſtätiſchen Wohllaut der Orgel drüben, und die ſchöne Harmonie, womit die Mönche ihren Geſang vortrugen, nachhing. Sie unterſchied ſelbſt bei Soloſätzen die einzelne Stimme eines Mönchs, die jederzeit einen wunderbaren Eindruck auf ſie machte, den ſie aber auch ſchalt, oder um den ſie ihr tiefſtes Gefühl anklagte. Es war eine jugendliche Tenorſtimme. So, hatte ſich die fromme Dulderin zu erinnern, müſſe kein Geſang ſie treffen, und es ſchärfte die inneren Vorwürfe noch, daß ſie dieſe holdklingende Stimme ſchon zur portugiſiſchen Cither, und Abends unter ihrem Balkon oder Erkner gehört zu haben vermeinte. Mochte ſie da — Ueberzeugungen hatte ſie nicht — auch ſich täuſchen, ſo blieb eine zufällige Aehnlichkeit ſchon beunruhigend genug, und die Nebenempfindungen, die, einem Aufenthalt im Kloſter ganz fremdartige Gedankenreihe, die ſie hervorrief, konnten, als ſündhaft, ſchwer ängſtigen. Es war ſeltſam, daß Iſabelle, wenn ſie ihr ferneres Thun überlegte, durch dieſe Stimme ſich eben ſo mächtig angetrieben fühlte, das Kloſter zu fliehn, als lebelang darin zu weilen.

Doch hatte einige Wochen vor Ablauf der Prüfungsfriſt die ſonntägliche Andacht der Nonnen eben geendet, in der Kapuzinerkirche verlängerte ſie ſich aber noch, und mit außergewöhnlicher Feierlichkeit. Iſabelle befand ſich wieder einſam auf ihrer ſtillen Zelle, öffnete das kleine Fenſter, und merkte auf Orgel und Weihgeſang drüben. Eben kam die dienende Schweſter, welche den Nonnen kleine Handreichungen zu thun hatte, und brachte Iſabellens Waſſerkrug.

Unnütze Plaudereien waren verboten, die Schweſter aber konnte ihrem Hange zur Geſchwätzigkeit doch nicht widerſtehn. Wahrnehmend, daß Iſabelle auf den Gottesdienſt bei den Kapuzinern Acht gab, erzählte ſie, daß Heute ein junger Edelmann, welcher ſein Probejahr überſtanden, als Mönch eingekleidet würde. Iſabelle fühlte ſich heftig ergriffen, und die Frage, ob Jene nicht den Namen des jungen Edelmanns kenne, entſchlüpfte ihr bebend.

Die Schweſter konnte ſie beantworten. Bereits wieder ſich entfernend, ſagte ſie: Don Henarez di Mentiona.

Gut, daß ſie nun zur Thüre hinausging, ſo konnte ſie nicht mehr ſehn, daß Iſabelle ohnmächtig auf ihre harte Lagerſtatt ſank.

Wieder zum Bewußtſeyn aufgedämmert, ſann Iſabelle über das Gehörte nach. Wenn ſie, in jenem Augenblick, wo die zerſtörten Hoffnungen der Liebe ihr das Leben verhaßt gemacht, den Entſchluß ergriffen hatte, dies Leben in einem Kloſter zu enden, ſo ſchien das weniger befremdend; doch Henarez, dem ſeinen um Thatenglanz rufenden Ehrgeiz nicht Schlachten zur See, nicht in Afrika gegen die Mauren geſtillt hatten, wenn er auch die Mönchszelle wählte, wie mächtig mußte der Antrieb dazu geweſen ſeyn. Und doch ſchien es der nehmliche, der ſie beſtimmt hatte.

Nun beſchloß auch Iſabelle feſt, den Schleier für immer zu nehmen, gab es doch, nun Henarez Mönch war, vollends kein Hoffen mehr für ihre Liebe. Doch ängſtete ſie auch dies Gefühl als irdiſch, ſündhaft; durch Gebet und Bußübungen wollte ſie es bekämpfen, austilgen. Einigen Hang zur frommen Schwärmerei hatte ſie übrigens ſtets genährt.

Auch eine Jugendfreundin Iſabellens, welche ebenfalls im Nonnenkloſter ſich befand und bereits Profeß gethan hatte, trug noch dazu bei, daß Iſabelle ihren Entſchluß nicht mehr zurücknahm.

Nach dieſer entworfnen kurzen Schilderung der Portugieſin und ihrer Gemüthseigenheiten, wird man die vorangegangnen Ereigniſſe, die ſie bewogen hatten, das väterliche Haus zu fliehn, erzählen.

2.

Henarez.

Der Jüngling hätte ein Hyper-Portugieſe genannt werden können. Fehlte es ſeinen Landsleuten nicht an heißem Blut, ſchien das ſeinige zu ſieden. Es hatte ein Anſehn, als verriethe jede ſeiner Bewegungen Ungeduld. Die hohe, mehr noch ſchlanke als männlich ausgerundete Geſtalt trug ſich kriegerhaft zierlich, leicht, keck, mit Anmuth. Auf dem wenig gerötheten Antlitz war eine redliche Freundlichkeit der Hauptzug, neben einigen anderen, die ein glühendes, dunkles Sehnen, aber auch etwas Stolz und Neigung zum Spott ausdrückten. Wenn irgend eine Gemüthsbewegung ſich andeutete, ſchien die feine, halbgeſchweifte Naſe immer einen ſehr lesbaren Buchſtaben zur phiſiognomiſchen Schrift zu liefern. Am unbeſtimmteſten ließ ſich aus dem großen braunen Auge der Charakter leſen, es trieb ein zu wechſelndes Spiel. Oft ſprühte es die lebendigſten Funken von hellem Urtheil, brennendem Gefühl, Witz, Satyre, bohrte gleichſam auf die angeblickten Gegenſtände ein; zuweilen ſtreifte es wieder an ihnen gleichgültig hin, von nichts ergriffen, in eine tiefe Ruhe zurückgezogen, der an den griechiſchen Bildſäulen ähnlich. Man glaubte ihm dann die kühne Todesverachtung, die Henarez in

Schlachten bewieſen haben ſollte, aber auch, daß leicht dieſer Ruhe ein heftiges Leidenſchaftsungewitter folgen könne. Es ſey noch erinnert, daß Henarez alle Gebräuche, welche die katholiſche Kirche vorſchreibt, emſig vollzog. Betrat er ein Heiligthum, pflegten die anweſenden Frauen verſtohlen nach ihm hinzuſehn, denn es hatte etwas Bildliches oder Idealiſches, wie er das Weihwaſſer nahm, das Knie beugte, ſein Gebet ſprach. Dennoch würden ſcharf Beobachtende leicht entdeckt haben, die Inbrunſt ſey angenommener Schein, ihr mangle innere Ueberzeugung.

Er entſtammte einem Geſchlecht, das vor etwa hundert Jahren in den Adelſtand erhoben, mithin keins von den durch hohes Alter glänzenden war. Denn wer in Spanien und Portugal in dem Betracht will Stolz fühlen dürfen, muß, wenigſtens angeblich, ſchon ritterliche Ahnherrn unter den Gothen aufzählen können.

Krieg hatte den erſten Mentiona auf ſeine Ehrenſtufe erhoben, ohne ihn deshalb auch begütert zu machen. Den Söhnen und Enkeln hatte es nicht an Verdienſt, wohl aber an Glück gefehlt. Hätte die launenhafte Göttin nur Einem aus dem Hauſe Mentiona erſt gelächelt, würden es bald andere Mitglieder deſſelben empfunden haben, weil der Nepotismus, ſo gut als nur irgend wo anders unter der Sonne, auch in Portugal wohnt.

Henarez legte es aber im vollen Ernſt darauf an, ſeinem Hauſe den noch immer entbehrten Glanz in hohen Aemtern und Reichthum zu verſchaffen. Erſt funfzehn Jahre alt, trat er unter eine damals geworbene Miliz, die man nach Afrika einſchiffen wollte. Von da führte ihn ſein Geſchick nach den portugieſiſchen Inſeln, nach Braſilien, nach Goa in Oſtindien. Neun Jahre entflohen ihm, während welchen er an vielen größeren Gefechten zu Lande und zur See Theil genommen, bisweilen auch nur in ruhiger Friedensbeſatzung geſtanden hatte. Ehre an ſich war es ihm zu erwerben gelungen, die gehofften höheren Ehrenſtellen dagegen nicht. Dieſe wurden, in erledigten Fällen, Perſonen von älterem Adel oder mächtigeren Verwandten zugetheilt. Entrüſtet darüber, kam Henarez, nun vierundzwanzig Jahre alt, nach Liſſabon, um bei Hofe ſein gutes Recht zu ſuchen. Daran hinderte man ihn nicht, nur hatte es auch den Anſchein — er würde nicht finden, was er ſuchte.

Reich war er auch nicht geworden, indeß auch nicht ganz ſo arm geblieben, wie er einſt von hinnen zog. Man hatte bisweilen Priſengelder vertheilt, und Henarez wirthlich geſpart, was auf ihn fiel. Auch verband er mit ſeinem heißen Streben, ſich auf alle Weiſe zu unterrichten und hervorzuthun, ein gewiſſes Talent zum Handel, nahm kleine Waarenvorräthe aus Afrika nach Braſilien, von dort nach Goa, wieder nach Europa mit, und verſtand ſie jedesmal nicht ohne Gewinn abzuſetzen. Er beſaß endlich gegen Zehntauſend ſpaniſche Piaſter. Da er auf graden Wegen nicht den Lohn erreichen konnte, der, wie er glaubte, ſeinen Kriegsthaten zieme, beſchloß er ſchon einen Theil dieſes Vermögens, oder ſelbſt das Ganze an jenen Zweck zu ſetzen. Denn Wohlunterrichtete hatten ihm verſichert, daß es ihm nur ſo glücken dürfte.

Vorerſt unternahm er jedoch eine Reiſe nach Oporto, wo ſein Vater lebte. Auch dieſer hatte ſich einſt im Kriegerſtande verſucht, ohne ſeine darauf-gebauten Hoffnungen erfüllt zu ſehen. Er friſtete ſein Leben, indem er die Mittelsperſon bei Handelsgeſchäften machte, oder die Verrichtungen eines Mäklers trieb, wenn ſie ſich gleich nicht recht für einen portugieſiſchen Edelmann zu eignen ſchienen. Doch hatte er ſich auf den entfernteſten Kolonieen befunden, war mit mannichfachen Verhältniſſen vertraut, konnte in dem nun gewählten Beruf daher Einiges leiſten. Es hatte überhaupt eine gewiſſe denkwürdige Seite, daß ſich an den Mitgliedern des Hauſes Mentiona ſtets Geſchick zur Handelſchaft zu offenbaren pflegte.

Don Cirillo ſtand aus dem erwähnten Grunde mit Antonio Rouza in Verbindung, war in deſſen Hauſe gern geſehn. Als Henarez angelangt war, ſtattete ſein Vater mit ihm dort einen Beſuch ab. Man befand ſich allein; Antonio ſtellte dem Fremden erſt ſeine Gattin vor, dann ſeine Tochter, die nebſt Juana ins Zimmer trat.

Iſabelle hatte eine Amme gehabt, deren Tochter dieſe Juana, folglich Iſabellens ſogenannte Milchſchweſter war. Nach dem Abſterben ihrer Mutter hatte man ſie ins Haus genommen, ſie ward Iſabellens Geſellſchafterin; der Freundſchaft willen aber, welche ihr dieſe bewies, nicht allein ſehr gut gehalten, ſondern auch von Anderen mit vieler Achtung behandelt. Gewöhnlich ging ſie eben ſo gut gekleidet, als Iſabelle, was nur bei großen Feſtlichkeiten eine Ausnahme fand, wo die Tochter vom Hauſe allein mit Juwelen prangte. In die Kirche, ins Schauſpiel, nach Spaziergängen begleitete Juana Jene ſtets; doch weil ſie Schönheit eben nicht auszeichnete, vermutheten Manche auch, Iſabelle ſtelle ſie neben ſich, wie den Schatten im Gemälde zum Licht, um die eignen Vorzüge deſto bemerklicher zu machen. Dem entſprach Iſabellens ſonſtige Gemüthsweiſe aber nicht, und man konnte füglicher annehmen, daß ihre Zuneigung lebhafte Erinnerungen aus der Kindheit, Gutmüthigkeit und Gewohnheit begründeten.

Henarez mußte nebſt ſeinem Vater zum Mittagmahl bleiben. Antonio liebte politiſche Geſpräche, war auch ſonſt wißbegierig, ſo mußte der junge Krieger manches von ſeinen Feldzügen, gefahrenvollen Seereiſen, und unter den Wilden in Südamerika beſtandnen Abentheuern erzählen. Es geſchah ohne Anmaßung, viel weniger noch mit Prahlſucht; dennoch verrieth, was Henarez mitzutheilen hatte, nicht gewöhnliche Eigenſchaften, war ſonſt auch geeignet, die Aufmerkſamkeit im hohen Grade zu ſpannen. Es ließ ſich auch wahrnehmen, daß Iſabelle nicht unbewegt blieb; ihren Augen und Wangen entblitzten und entglühten Zeichen, man hätte an Dido, wie ſie dem Aeneas, an Desdemona, wie ſie dem Othello zuhörte, denken können. Henarez ſelbſt ſchien auch zu bemerken, daß ſeine Worte — vielleicht ſeine ganze Gegenwart — hier nicht ohne Eindruck blieben. Unwillkührlich hatte er vom Anfang das Auge oft auf Iſabellen richten müſſen, ſpäterhin geſchah es häufiger, was Iſabellen wieder nicht entging. Sie wurde betreten, doch nicht unwillig.

Noch ſaß man bei Tiſch, als ein alter Matroſe die Ankunft eines dem Wirth vom Hauſe gehörenden Schiffes meldete. Stannend blickte er auf Henarez, rief ſeinen Namen aus, und überhäufte ihn mit, noch von alter Zeit ihm ſchuldigen, Dankſagungen. Geſchwätzig erzählte er zugleich, der junge Offizier hätte ihn und einige Kameraden aus der mauriſchen Sklaverei befreit. Sowohl über die Herzhaftigkeit, als den Edelmuth, womit es geſchehen war, konnte Iſabelle nicht ihre Bewunderung, nicht ihre Rührung unterdrücken. Henarez, welcher dem Matroſen aus Beſcheidenheit, wiewohl umſonſt, Schweigen aufgelegt hatte, blieb auch jetzt nicht ohne Scharfſicht.

Seit dieſem Tage zeigte ſich eine große Veränderung an Henarez, und mehr noch, als er bald danach auf einem Ball, wo Iſabella ſich auch befand, eingeladen worden, dort viel mit ihr getanzt, und außerdem ſich unterhalten hatte. An die Stelle ſeiner vorigen Ungeduld war nun Gelaſſenheit getreten, und wo er ſonſt ſich gleichgültig bewieſen, wurde jetzt nur zu viel Unruhe an ihm ſichtbar. Ungeduldig war er nehmlich im hohen Grad geweſen, ſich nicht weiter als bis zum unterſten Grad eines Seeoffiziers befördert zu ſehn. Heftig hatte er gegen den Vater ſich darüber beklagt, und nur drei Tage in der Heimath bleiben wollen, um dann ſchnell wieder nach Liſſabon zu eilen. Nun äußerte er keine Unzufriedenheit mit ſeinem Verhältniß mehr, und Wochen vergingen, ohne daß er ſeiner Abreiſe nur gedacht hätte. Dagegen hatte er ſonſt immer von ſich behauptet, unempfindlich für das weibliche Geſchlecht zu ſeyn, und es auf Rechnung ſeines Seelebens, und öfteren langen Aufenthalts an Orten geſtellt, wo er mehr ſchwarze und braune, als weiße Mädchen erblickt hatte. Nun würde dem flüchtigſten Beobachter nicht entgangen ſeyn, daß auch ihm ſeine Stunde jetzt ſchlug, und wer etwas genauer auf ihn Acht gab, mußte auch bald den Gegenſtand zu nennen wiſſen, der ihn entflammte. Denn wo es nur anging, ſuchte er mit Iſabellen zuſammenzutreffen, und hatte dann nicht Auge, nicht Ohr für etwas Anderes. Oft ſchlich er auch ſpät am Abend nach des Kaufmanns Hauſe, und ließ, nach Art verliebter junger Portugieſen, unter dem Balkon ſeine Stimme zur Cither hören. Der Gebrauch war damals noch üblicher, als in neuer Zeit, und wurde nur als eine Huldigung betrachtet, die nichts mehr zu bedeuten hatte, wie andere gewohnte Galanterieen.

Demungeachtet hörte Iſabelle, die Stimme wohl erkennend, mit einem anderen Ohr auf dieſen Geſang. Sie fand den Tenor ungemein ſchönklingend. Man beobachtete auch an ihr einen ſchnell umwandelten Sinn, doch verbarg ſie immer noch ihre innere Empfindung geſchickter, als Henarez; daher konnte man auch nicht ausdeuten, durch wen die Veränderung bewirkt worden ſeyn möchte.

Eines Tages beſuchte ſie mit den Eltern das Stiergefecht. Henarez fand ſich auch ein, nicht ſowohl des Schauſpiels willen, ſondern vielmehr weil er den Gegenſtand ſeiner heißen Liebe dort anzutreffen dachte. Die ſogenannten Matadore übten ihre Kunſtfertigkeit im Erlegen zuvor bis zur höchſten Wuth gereizter Beſtien. Henarez ſah nicht hin, Iſabelle auch nicht, Beider Blicke wurden in anderer Richtung ausgeſandt. Plötzlich vernahm ſich jedoch ein Angſtruf, ein Jammern wie in Todesnoth. Ein Matador hatte es doch verſehen, der Stier die Geſchicklichkeit bewieſen, ihm den Stoß mit den Hörnern aufzufangen und die Lanze zu zerſplittern. Nun zog jener das Seitengewehr, doch abermals ward auch dies ihm aus der Hand geſchleudert, und das Thier wollte nun das Vergeltungsrecht an dem Feinde üben. Der arme Teufel ſchrie erbärmlich, und konnte die Thüre der Schranke, die den Schauplatz umſchloß, nicht erreichen, weil ihn der Stier eben von da mit ſeinen gefällten natürlichen Waffen wegtrieb und den Rennenden weiter verfolgte.

Billig hätten andere Stecher nun herein eilen und dem hart Bedrängten helfen ſollen. Doch ſah man beim Viehtheater, was ſich beim Menſchentheater auch wohl ereignet, — Nachläſſigkeit und Unordnung. Zwei davon waren ins Weinhaus gegangen, ihren Durſt zu befriedigen, weil ſie hofften, der Meiſter würde allein ſchon das Seinige thun. Noch Einen hielt die Angſt zurück, wo es nicht löbliche Beſcheidenheit war, die ſich nicht zu vollbringen traute, was dem Meiſter nicht habe gelingen wollen. Mehrere waren gar nicht da, und ſo hätte das ganze Publikum gewettet, der Matador ſey verloren. Viele mochten ſich auch wohl auf das neue Schauſpiel freuen.

Zu dieſen gehörte jedoch Iſabelle nicht, ſie äußerte vielmehr bange menſchliche Beſorgniß. Henarez blickte erſt auf das Geſchrei dorthin, und ließ ſich dann gemächlich aus ſeiner Loge auf das ſandige Parterre hinab. Es ſchien ihm wie angeboren, daß er Nothleidende zu retten ſuchen müſſe. Wir glauben nicht, daß Eitelkeit im Spiele war, die Tapfern ſollen indeß noch tapfrer ſeyn, wenn ſie vor der Geliebten Augen kämpfen. Das ſchien wenigſtens hier auch beſtätigt, als Henarez ſeinen Degen zog und der Stier einen tiefen Stoß in die Seite empfing. Sein vom Schmerz erzeugtes Brüllen glich dem donnernden Himmel, ſeine zwei Augen ſchienen feurige Höllenthüren, als er eine kurze Wendung nach dem neuen Gegner machte, in Wuth ſich hoch aufbäumte, aber auch gleich wieder auf Henarez mit der ganzen Laſt des Leibes losſtürzte, um ihn darunter zu zerſchmettern. Dem Sturz ging noch ein Sprung auf den Hinterbeinen vorher, oder begleitete ihn, ſo kam das Ungethüm dem jungen

Ritter um ſo näher auf den Hals. Ohne ein Meiſterſtück von ſogenannter Geiſtesgegenwart hätte es um ihn müſſen geſchehen ſeyn. Es iſt auch nichts Kleines, wenn ein mächtiger Ochs auf Jemanden fällt, obſchon es ſich andrer Orten und unter andern Verhältniſſen auch wohl ereignet. Henarez, von dem man es nicht einmal hätte glauben ſollen, der Geiſt wäre ihm ſo zu Hauſe, weil er ſich bei Iſabellen aufzuhalten pflegte, vollzog demungeachtet erwähntes Meiſterſtück. Es war ihm ſchon recht, daß ſich der Stier nach ihm herum gewandt hatte, es machte ihm das Weitere bequemer. Die aus der Seite gezogne Klinge zielte jetzt nach ſeiner Bruſt, und das wuthſchnaubende Ungethüm ſprang zur Hälfte ſelbſt hinein, während ſich Henarez flink wieder auf die Seite machte.

Das noch Weitere verſteht ſich ſchon von ſelbſt, denn welche kräftige Natur auch ſo ein Kampfſtier hat, zwei tiefe Wunden, wovon die eine noch mitten ins Herz ging, erträgt er doch nicht.

In einer Loge begab ſich aber noch ein Schauſpiel. Iſabelle war bleich und mit geſchloſſenen Augen an die Stuhllehne zurückgeſunken. Die chriſtliche Liebe thut wohl bei armen und häßlichen Ohnmächtigen ein Uebriges, hinſichtlich mancherlei Hülfsleiſtungen; nun iſt ſich vorzuſtellen, wie erſt die Riechfläſchchen zu Iſabellens Dienſt bereit waren. Sie thaten auch Wirkung, doch half ſicher auch das ungeheure, dem Sieger tönende Beifallklatſchen und Bravorufen erwecken. Ihm ſchien es verdrießlich, weil er nicht zu Solchen gehörte, die im Kampf gegen wilde Beſtien Ehre zu ſuchen hatten. Iſabelle fühlte kaum wieder Beſonnenheit, als ſie den Blick auch wieder in die Tiefe hinab ſandte. Eben entröchelte dem blutenden Stier ſein letztes Leben. Sich noch nicht völlig bewußt, rief Iſabelle unbeſonnen genug: Dem Himmel ſey Dank! und zog durch dieſen Aufruf die Blicke ihrer nächſten Umgebung auf ſich, wodurch ſie, da ſie zu ihrem Schrecken es inne ward, beinahe abermals in Ohnmacht geſunken wäre.

Nach Ende der ganzen Vorſtellung konnte Henarez nicht umhin — wie es heutigen Tages noch die jungen Herren zu machen pflegen — an dem Ausgange des Schauplatzes ſich ein Oertchen zu wählen, um die Schönheit ſeines Herzens noch einmal an ſich vorübergehen zu ſehen. Er hielt ſich daher zurückgezogen, Iſabelle entdeckte ihn gleichwohl, und bewies, daß ſie ihre Beſonnenheit noch immer nicht wieder geſammelt habe. Denn ſie ergriff ſeine Hand, drückte ſie ungeſtüm und liſpelte ihm die Worte zu: „O thun Sie das nie wieder! Ich bin vor Beſorgniß um Sie faſt des Todes geweſen!“ Dann ſchlüpfte ſie fort.

* * *

3.

Die eingelaufenen Schreiben.

Iſabellens Vater bewies ihr auf dem Heimgang wenig Zufriedenheit. Er tadelte eine ſo heiße Theilnahme, die geeignet geweſen ſey, Aufſehn zu erregen. Der Sohn eines reichen Kaufmanns, in Rouza's Geſellſchaft, nahm das Wort: Es iſt einmal den Damen eigen, Tapferkeit zu bewundern, am meiſten, wenn ſo ein ſchöner junger Mann ſie vollzieht.

Seit einiger Zeit fand ſich der Sohn des Kaufmanns häufig ein, und ſah ſich in Rouza's Hauſe wohl aufgenommen, von Iſabellen ſelbſt, denn ſie hatte es an der Art, auch gegen ſolche Perſonen freundlich zu ſeyn, die ihr höchſt gleichgültig waren. Das blieb er indeß von dem Augenblicke an ihr nicht, wo er jene Worte geſagt hatte, ward ihr vielmehr — höchſt unerträglich. Denn er hatte ſie mit einem gewiſſen Anklang von Eiferſucht hören laſſen. Zum Erſtenmal fiel nun Iſabellen ein, er könne wohl eine Heirath mit ihr beabſichtigen. Da ſtellte ſie erſt Betrachtungen darüber an, wie übel er mit ſeiner Außenſeite berathen wäre, und zweifelte kaum, es würde mit dem Herzen ihm auch ſo gehn. Im jetzt nahe liegenden Vergleich mit Henarez, nahm Iſabellens Abſcheu vor ihm noch zu.

Am nächſten Morgen ging man für einige Tage nach der Villa. Man ſah die gewohnte Munterkeit nicht mehr an Iſabellen. Sie ward einſylbig, ſchwermüthig, Tonkunſt wie geſellige Freuden ſchienen ohne Reiz für ſie. Einſt fragte die Mutter, ob ſie an der Geſundheit litte? Antonio ſagte lächelnd: Sie ſteht in dem Alter, wo ich ihr einen Mann geben muß. Auch will ich ſie nicht nicht mehr zu lange hoffen laſſen, berathe ſchon die Wahl.

Iſabelle erſchrack heftig, denn ſie vermuthete aus des Vaters zunehmender Freundſchaft für ihn, die Wahl dürfte den Gehäſſigen treffen. Eines Nachmittags ging ſie trübſinnig im Garten umher. Auch Juana war diesmal nicht bei ihr, was ſelten nur ſich ereignete. Den Garten umlief eine hohe Mauer, doch konnte man aus einem Lufthauſe darüber hinwegſehen. Iſabelle beſtieg den obern Theil, und blickte aus dem Fenſter trauernd in die Ferne.

Ein kleines Geräuſch ſtörte die Stille. Am nahen Wege lag ein Bettler und wimmerte bald leiſe, bald laut. Ein langer weißer Bart floß weit über den ſchlechten Mantel hin. Iſabelle wurde aufmerkſam und gerührt. Endlich frug ſie theilnehmend: Seyd Ihr krank, Alter? Nur ein hohles Seufzen antwortete.

Wehmüthige ſind auch in mitleidiger Stimmung. Die ſchöne Portugieſin hätte leicht Geſinde rufen und ſo dem Alten beiſpringen laſſen können; aber ſie wollte ſelbſt erſt näher ſich unterrichten, und wiederholte ihre Frage. Nun ſtand der Bettler auf, wankte an ſeinem Stabe näher und fragte mit einer Stimme, die anders tönte: Sind Sie allein, Sennora?

Ein Ja entſchlüpfte ihr, doch war ſie ungemein betreten. Nun ließ Jener den weißen künſtlichen Bart fallen und hob wieder an: Auf einen ſolchen Augenblick warte ich ſchon manchen Tag. Ich mußte Sie einmal allein ſprechen, Sennora! Vielleicht bemerkten Sie ſchon, daß ich Sie glühend liebe —

Don Henarez, fiel **Iſabelle** ein, wie haben Sie mich erſchreckt! Und — und dieſe Verkleidung. Es ſind Arbeiter im Garten. Meine Ehre iſt mir heilig —

Sie kann es Ihnen nicht mehr ſeyn, entgegnete der Ritter, als mir! Kurz denn, wollen Sie mich heirathen? Ich glaube, die Liebe hat uns für einander beſtimmt.

Iſabelle ſchwieg einige Augenblicke höchſt betroffen. Der Antrag kam von dem Mann, den ſie liebte. Daneben mußte er noch, wenn ſein Wunſch in Erfüllung gehn konnte, ihr als ein Retter von einem Loos erſcheinen, das ſie mit Entſetzen bedrohte. Doch fiel ihr des Vaters Gemüthsweiſe zugleich ein, über welche Bitten wenig vermochten. Es gab kein höheres Verdienſt als Reichthum für ihn; und oft hatte er ſchon erklärt, er würde keinen Eidam wählen, der nicht mindeſtens eine Tonne Goldes beſäße.

Aber Liebende hoffen auch allenfalls das Unglaubliche. Darum ſagte Iſabelle nach einigem Beſinnen: Schreiben Sie an mich, nennen Sie Ihre Wünſche, wie das Herz ſie Ihnen eingiebt. Senden Sie den Brief unter meiner Aufſchrift grade in unſer Haus. Wie zweifelhaft auch der Erfolg ſeyn mag, ich will thun, was ich kann. Es naht Jemand. Entfernen Sie ſich! Leben Sie wohl!

Henarez verkappte ſich wieder und eilte hinweg. Jene wollte den Brief ungeöffnet ihrer Mutter einhändigen, und wenn ſich dieſe vom Inhalt unterrichtet haben würde, ſie anflehen, des Vaters Einwilligung zu erbitten. In der That hatte die Mutter viele Herzensgüte und war dem Geiz nicht ergeben. Iſabellens weitere Hoffnung ſchien deſſenungeachtet ziemlich auf Sand gebaut.

Es mußte ſie befremden, in acht Tagen kein Schreiben von Henarez eintreffen zu ſehn. Es entſprach dem ſonſt an ihm gewohnten Feuer nicht, und Iſabelle konnte ſich es nicht verhehlen, von einer zunehmenden, nie empfundenen Ungeduld gepeinigt zu ſeyn.

Doch löſ'te ſich das Räthſelhafte dabei ſeltſam genug. Eines Morgens war Juana nicht mehr zu finden, auf ihrem Putztiſchchen hatte aber ein Brief an Iſabellen gelegen, welchen man dieſer brachte. Er enthielt einen Abſchied auf immer, mit der Benachrichtigung, Juana wolle mit ihrem Geliebten nach Indien, doch in Portugal ſich mit ihm erſt vermählen. Als Gründe ihrer heimlichen Entfernung gab ſie die Beſorgniß an, Iſabelle würde ſie vielleicht nicht haben von ſich laſſen wollen, und eine zweite, nach der einer von Antonio's Schreibern ſie liebe, doch unerhört geblieben ſey, und, vermöge einer boshaften Sinnesweiſe, noch an ihr oder dem Geliebten Rache nehmen könne.

Iſabelle war verwundert und zugleich bekümmert, die Geſpielin von Kindheit auf nicht mehr um ſich zu ſehn. Stets hatte ſie vor, Juana aus ihrem Erſparten noch zu beſchenken, wenn ſich eine Heirath für ſie darböte, zweifelte auch nicht, ihre Eltern würden in dieſem Fall noch einige Milde beweiſen. Juana hatte ſich um dieſe Vortheile gebracht, was Iſabellen wenigſtens ſehr thörigt dünkte. Befremdend ſchien ihr dabei, wie Juana Jemandem in dem Grad Liebe erregen können, daß er keine Nebenrückſichten gehegt, ſie nur ihretwillen begehrt hätte. Daß ein Schreiber Abſichten auf ihre Hand geäußert, wußte Iſabelle, doch hatte er nicht verſchwiegen, daß er ſo eine beſſere, und auf immer geſicherte, Stellung in Antonio's Hauſe zu erlangen hoffe. Einiger übeln Eigenſchaften des Mannes willen, hatte ſich Antonio aber zu keiner Zuſage verſtehn wollen.

In jedem Fall wünſchte Iſabelle der Jugendfreundin alles Glück, wollte ſich aber doch bemühn, ihren Aufenthalt auszumitteln. Da konnte ſie immer noch ihr ein Geſchenk zutheilen, vielleicht ſie auch von einer Thorheit zurückhalten. Denn Jene vermuthete auch halb und halb, eine Thorheit könne im Spiel ſeyn.

Eben an dem Morgen, wo ſie nach dem Hafen geſandt hatte, um nachfragen zu laſſen, ob ein Schiff nach Indien ſegelfertig wäre, kam auch ein Bote mit einem an ſie gerichteten Brief. Mit freudigem Herzklopfen ging ſie damit zu ihrer Mutter, that, als ahne ſie nicht, wer ihn ſende, und überließ Jener, ihn zu öffnen.

Als es geſchehen, behauptete die Mutter, Iſabellen müſſe durchaus etwas Näheres bekannt ſeyn, und gab ihr den Brief zu leſen. Mit Schrecken und Erſtaunen fand ſie nachſtehende Worte:

Sennora!

Ich habe in einem Irrthum geſchwebt, und Ihres Vaters Grundſätze kennend, ſehe ich wohl, daß es für mich keine Hoffnung giebt. Fürchterlich bin ich noch geſtraft, weil ich mich gezwungen ſah, einen wackern Jüngling zu entleiben, deſſen Schatten bis zum Grabe mich verfolgen wird. Verzeihen Sie einem unglücklich Liebenden, der aber nie aufhören kann, Sie anzubeten.

Henarez di Mentiona.

Es war Iſabellen unmöglich, in dem, was ſie bereits wußte, und dem, wovon der Brief ſprach, einen Zuſammenhang zu ſehn. Doch blieb ihr auch nichts übrig, als ihrer

Mutter einzugeſtehn, was ihr Henarez lange zu vermuthen gegeben, und was ihr mit ihm am Garten der Villa begegnet ſey. Die Mutter tadelte ſowohl die Verheimlichung, als daß ſie Henarez aufgemuntert hätte, in einer Abſicht an ſie zu ſchreiben, wo beim Vater doch keine Einwilligung zu hoffen geweſen wäre. Eben ſo ſchauderhaft als räthſelhaft dünkte Beiden übrigens, was der Brief von einem Entleibten ſagte, und Iſabellens Mutter äußerte ſchon die Meinung, der Sohn des Kaufmanns würde von ſeinen Entwürfen gehört, und ihn zum Zweikampf gefordert haben.

Der Irrthum bewies ſich ſchon am Mittage, wo der junge Mann eingeladen war, und in beſter Geſundheit erſchien. Doch hatte der Juana's willen ausgeſandte Diener auch die Nachricht gebracht, es ſey am vorigen Tage ein Schiff nach Indien abgeſegelt, doch ohne Paſſagiere aus Oporto mitgenommen zu haben.

Unter Juana's Aufſchrift war in Rouza's Hauſe folgendes Schreiben, aber früherhin, abgegeben worden:

Sennora!

Ich vermuthe, daß Ihnen ſchon meine Unruhe, als ich zum Erſtenmal Sie erblickte, nicht entgangen ſeyn wird. Sie ſahen aus meinem weiteren Betragen ohne Zweifel, daß Sie ein Feuer in mir angezündet haben, welches der Tod ſelbſt nicht mehr auslöſchen kann. Hohe Entwürfe baute ich zeither, ich wollte im Kriege, in Staatswürden glänzen, meinen Namen über Portugal hinaus berühmt machen. Doch allen meinen vorigen Wünſchen nahm die Liebe ihren Reiz. Laut und deutlich nennt mein Herz mir ein höheres Glück. Ich flehe um Ihre Hand, und ſchwöre Ihnen, daß ich mich Ihrer werth zu machen ſuchen will. Ich beſitze etwa Zehntauſend Piaſter, und denke ein Landgut dafür zu kaufen, wo Ruhe im Schooß der Natur das Glück der Liebe noch erhöht. Genehmigten Sie es aber, mir nach Indien zu folgen, ſo könnte ich dort uns einen noch mehr paradieſiſchen Aufenthalt ausſuchen, wie Portugal ihn darbietet. Mit glühender Ungeduld hofft Ihrer Antwort entgegen

Henarez di Mentiona.

4.

Der unglückliche Zweikampf.

Juana antwortete:

Ganz konnte Ihr Schreiben mich nicht überraſchen, Ihre feurigen Blicke, Ihr verbindliches Betragen gegen mich, ſagten mir längſt genug. Ich würde ſehr undankbar ſeyn, wenn ich Ihren ſchmeichelhaften Heirathsantrag zurückwieſe, halte vielmehr es für eine Pflicht, Ihnen meine Hand gerne zu reichen. Doch könnten unſern Wünſchen in Portugal Hinderniſſe begegnen. Darum, und auch, weil ich von dem ſchönen Lande ſo viel gehört habe, würde mir es am liebſten ſeyn, daß wir nach Indien zögen. Daneben fände ich es rathſam, wenn ich meinen jetzigen Aufenthalt heimlich verließe. Ich würde in einer von Ihnen beſtimmten Nacht mit dem Glockenſchlag Ein Uhr aus unſerer Hausthür treten, vor welcher Sie einen Tragſeſſel bereit halten können. Zuvor würde ich mir aber noch Ihr Ehrenwort als Ritter bedingen, daß Sie auch einen Prieſter zu meiner Verwandten gerufen hätten, um dort gleich unſere Trauung zu vollziehen, denn meine Ehre iſt mir über Alles heilig. An dieſe Verwandte, deren Namen und Wohnung in der Vorſtadt das beiliegende Papier bezeichnet, geben Sie auch nun Ihren nächſten Brief ab, ſo erhalte ich ihn ohne Aufſehen. Vielleicht treibe ich meine Beſorgniſſe zu weit, und die geheimnißvollen Anſtalten könnten zuletzt überflüßig ſeyn, aber wenn ich in Büchern, worin Liebesgeſchichten erzählt ſind, von Entführungen las, machte es mir immer großes Vergnügen, und ich ſtelle mir vor, daß es für Mädchen ein ſüßes Gefühl ſeyn muß, ſich entführen zu laſſen. Uebrigens u. ſ. w.

Juana Xico.

Die hierauf empfangene Erwiederung lautete:

Sennora!

Vergebens würde ich eine Schilderung des Entzückens wagen, welches mit Ihrem Briefe über mich gekommen iſt, kein Wort darin würde doch die Wahrheit erreichen. Sie entſcheiden ſich für Indien: vortrefflich! Edlere Früchte, duftendere Blumen, ein ſchönerer Himmel als in Europa werden Sie dort erwarten. Ich kenne das Land, und werde gelegentlich die Vortheile benutzen können, die Europäern dort winken. Ein günſtiger Zufall will, daß eben ein Schiff im Hafen Ladung nach Goa einnimmt. Binnen etlichen

Tagen wird es unter Segel gehn können. Plätze für uns habe ich ſchon gemiethet. Daß eine Entführung nöthig ſey, hätte ich in der That nicht erwartet, doch können Ihre Wünſche nur Gebote für mich ſeyn, und ich habe ſogar einige Gründe, ſowohl meine Heirath als meine Abreiſe heimlich zu vollziehn. Wenn Sie es daher ſo genehmigen, werde ich Uebermorgen, gleich nach Mitternacht, von Trägern begleitet, vor Ihrem Hauſe erſcheinen. Ein Mönch, der mich und die Reinheit meiner Abſichten kennt, iſt zur Einſegnung bereit, auch etliche Zeugen ſollen gerufen ſeyn, bis zum folgenden Tag werden wir bei Ihrer Verwandtin noch verborgen bleiben können, dann wird mit Ihnen an Bord gehn Ihr u. ſ. w.

Henarez.

Er hatte, doch vorläufig nur, ſeinen Vater über ſeine geänderten Abſichten unterrichtet, dieſer aber ſie auf das Beſtimmteſte gemißbilligt. Henarez zweifelte deshalb, er würde je damit zufrieden ſeyn, und liebte doch viel zu heiß, als daß er hätte aufgeben können, was einmal beſchloſſen war. So blieb ihm nichts übrig, als ſeine Lieber den kindlichen Gehorſam zum Opfer zu bringen.

Juana ließ ihn durch die Verwandte beſcheiden, ſie wäre mit Allem einverſtanden, und ſchaffte ihre beſten Habſeligkeiten und erſpartes Geld heimlich zu Jener. Henarez erſchien um die anberaumte Zeit, Juana ließ ihn eben nicht lange warten. Die Nacht war tief dunkel.

Bei ſolchen Gelegenheit iſt ſtummes Handeln rathſam, Henarez ſprach daher nicht, und hob Juana nur eilig in den Tragſeſſel, dem er in einiger Entfernung folgte. Die Verwandte hatte er mit dem Nöthigen verſehen, um ein kleines, doch ſtattliches Mahl zu bereiten, und dieſe eine junge Freundin als Zeugin eingeladen. Henarez beſtellte ſeinerſeits zwei junge Männer, womit es ihm genug ſchien.

Der Weg bis zu dem vorſtädtiſchen Hauſe, wo ihm die Geliebte zugetheilt werden ſollte, dünkte ihm weiter, wie einſt der von Goa bis Liſſabon, dennoch ward er zurückgelegt. Mit Entzücken öffnete Henarez nun die Sänfte, nahm Juana an den Arm und führte ſie in die kleine, ſie begrüßende Verſammlung. Wie befremdet wurden aber die Uebrigen, als er, die Hereingeführte nun beim Licht ſehend, ſtier und ſtarr zuſammenfuhr, und nach einigem dumpfen Schweigen ausrief: Sie ſind nicht Sennora Juana!

Verſicherungen hierüber gab es von allen Seiten, doch Juana, empört, ſich vor den Anweſenden ſo gedemüthigt zu ſehen, brach in Verwünſchungen gegen Henarez aus. Sie warf auch einen wüthenden Blick auf die eingeladene junge Freundin, und rief, ſie ahne nun den Grund der ſo ſchnell wankelmüthigen Liebe, die mit nichtigen Ausflüchten ihrer Verbindlichkeit ſich entziehen wolle. Die Verwandte mengte ſich auch ein, erklärte, hiezu wären die Sachen zu weit gekommen, und verlangte, das junge Mädchen ſollte den in der Hand haltenden Brautkranz auf Juana's Haupt befeſtigen.

Henarez kam vor eigener Verwirrung und dem Geſchrei der Uebrigen nicht zu Worte, eilte jedoch ſchnell zum Hauſe hinaus, als er die näheren Anſtalten zur Trauung ſah. Dies bewirkte eine Ohnmacht der ſo herb getäuſchten Braut, welcher nun Alle beiſprangen, ohne ſich um den Entflohenen weiter zu bekümmern. Sie erholte ſich bald, ſchrie heftig und wüthete abermals gegen die Freundin. Denn ſie bildete ſich ein, Henarez wäre, ſie erſehend, plötzlich verliebt, und bewogen worden, ſeinen älteren Vorſatz zurückzunehmen. Die eiferſüchtige Juana wollte ſelbſt bemerkt haben, Jene hätte den hervorgebrachten Eindruck wahrgenommen, und durch erwiederte ſchmachtende Blicke erhöht.

Die Freundin beſtritt Juana's Muthmaßung, fühlte ſich zugleich beleidigt und erklärte, daß ſie, wenn es ſich ja ſo verhielte, in keinem Fall Henarez Liebe erwiedern, vielmehr, was nur in ihren Kräften ſtehe, anwenden wolle, ihn bewegen zu helfen, an Juana zu thun, was recht ſey. — Die Verſammlung trennte ſich kopfſchüttelnd.

Henarez begriff dagegen vollkommen, was er als den Grund ſeines gewaltigen Irrthums anzuſehen hätte. Er entſann ſich wohl, daß ihn, bei jenem erſten Beſuch in des Kaufmanns Hauſe, Iſabellens Anblick verwirrt machte, ihre Schönheit gleichſam ihn blendete. In dieſem Zuſtand merkte er nicht genau auf, wie Antonio ihm ſeine Tochter und deren Geſellſchafterin vorſtellte, und meinte, die Schönſte unter Beiden ſey die Geſellſchafterin. Der einmal gefaßte Irrthum blieb um ſo mehr, als ſtets neue Verwirrung über ihn kam, wenn er Iſabellen nahte, und die einfache Anſpruchloſigkeit der Letzten, wogegen Juana eine gewiſſe Anmaßung zeigte, gern ſich hervordrängte, konnte ſelbſt ihn nähren. Welche Pein fühlte er nun beim nächtlichen Heimgang, wie manches hatte er zu bereuen. Es war ihm allerdings höchſt unangenehm, der armen Juana eine nichtige Hoffnung geweckt, ſo tief eben ſie gekränkt zu haben, doch mußte ſein Schmerz über die eigne, furchtbar zerſtörte, Erwartung auch alle andere Gefühle überwiegen.

Noch war am nächſten Morgen kein Schlaf zu ihm gekommen, als ein Bote mit einem Briefe erſchien. Juana's Bruder hatte ihn unterzeichnet. Er lautete ganz kurz:

Sennor, ich fordere Sie auf, meiner Schweſter das gegebne Wort zu halten, ſonſt werde ich ſie zu rächen wiſſen.

Henarez fertigte dem Boten die Antwort aus:

Ob ich gleich von keinem Bruder Juana's hörte, ihn auch bei dem geſtrigen Feſte wohl angetroffen haben dürfte, will ich mich doch gegen Sie erklären, mein Herr! Ich hatte mich in der Perſon geirrt, und kann Juana unmöglich heirathen. Doch erkenne ich mich zu einiger Vergütigung ſchuldig, und bin deßhalb bereit, ihr Tauſend Piaſter auszuzahlen.

Schon nach einer Stunde fand ſich der Bote abermal ein. Das jetzt übergebne Schreiben hieß:

Sie konnten mich Geſtern nicht ſehen, weil ich beim Gouverneur zu thun hatte. Auf Ihr Anerbieten erwiedre ich übrigens, daß Sie meiner Schweſter Liebe geweckt haben, und daß ſie ihre Ehre unheilbar verwundet erachten müßte, bliebe das Eheversprechen unerfüllt. An einen Irrthum in der Perſon glaubt ſie nicht, doch an einen Leichtſinn, der unverantwortlich mit eines Mädchens Ruhe ſpielen konnte. Beſtehen Sie auf Ihrer Weigerung, muß ich Sie erſuchen, mir außerhalb der Stadt einen Ort zu bezeichnen, wo ich Sie Morgen früh mit gewaffneter Hand erwarten kann.

Henarez war nicht der Mann, vor einem Anſinnen dieſer Art zu beben, und führte die Waffen ſehr geübt. Dennoch fühlte er große Abneigung, dieſen Zweikampf zu beſtehen. Er wollte ein Mädchen, das er, wenn ſchon unwiſſend, gekränkt, nicht um den Bruder auch noch bringen. Gleichwohl nannte er dem Briefſteller Ort und Stunde, wo man ſich Morgen treffen könne, hoffte aber in mündlichen Vorſtellungen noch alles Blutvergießen abzuwenden.

Henarez konnte nicht umhin, jetzt ſeinem Vater zu ſagen, es wäre nicht Iſabellens Geſellſchafterin, ſondern Iſabelle ſelbſt geweſen, die ihm heftige Zuneigung eingeflößt, und eine Namenverwechslung hätte ſich dabei nur eingeſchlichen.

Don Cirillo fand dieſe Zuneigung nun begreiflich. Nicht genug konnte ich mich wundern, entgegnete er, als ich neulich etwas ganz Anderes hörte. Denn Juana iſt nichts weniger als ſchön, glaubt es aber, wie man aus ihrem eiteln Betragen ſieht, vermuthlich zu ſeyn. Ihr Auge ſpricht von Liſt und Bosheit. Auch erfuhr ich ſchon, daß ſie in Antonio's Hauſe allerhand heimliche Ränke üben, und die Freundſchaft keineswegs verdienen ſoll, mit der Iſabelle zu hoch ſie ehrt. — Doch — wenn Iſabelle Dir gehören könnte, das ſchöne, edelmüthige, reiche Mädchen, dazu würde ich mit Recht Dir Glück wünſchen. Es lächelt da wenig Hoffnung, doch — will ich es verſuchen, mit dem Alten reden, noch Heute.

Er begab ſich nach dem Landhauſe, fand den Kaufmann im Garten. Es war ein ſchöner Oktobernachmittag, die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang. Der Tiſch wurde eben unter einer Laube gedeckt, wo Antonio mit den Seinigen, doch ohne alle fremde Geſellſchaft, Heute zu Nacht ſpeiſen wollte.

Don Cirillo hatte einen Grund, aus welchem ihm einige Hoffnung machte, was er ſah. Er rief Jenen nach einer einſamen

Stelle, und fing nun an, von der Leidenſchaft, die ſeinem Sohn Iſabelle geweckt, zu reden. Wie zufällig, hob er dabei die beiden erſten Finger der rechten Hand einigemal auf, während die zwei übrigen geſchloſſen blieben.

Antonio zeigte Befremdung, hochfahrenden Sinn, Spott in ſeinen Geberden, ſchwieg aber.

Der Andere ließ ſich nicht irre machen, ſondern bat ihn nun dringend, er möchte Iſabellens Hand ſeinem Sohn zugeſtehn. Er nannte die guten Eigenſchaften des Letzteren, wodurch er wohl einer ſolchen Verbindung nicht unwerth ſey, und den Mangel eines Vermögens, wie es dem entſprechen könne, welches Iſabellen zufallen würde, einigermaßen auszugleichen, berief er ſich auf die Ehre, die Henarez im Kriege erworben, auf den Umſtand auch, daß er ein junger Edelmann ſey.

Lächelnd verſetzte der Kaufmann: Hätte er ein paar Tonnen Golds erworben, möchte von der Sache zu reden ſeyn, und wär' er auch kein junger Edelmann. Ein junger iſt er übrigens in mehr als einem Betracht.

Don Cirllo entgegnete unmuthig: Sie wollen auf ſeine Abſtammung aus einem noch nicht alten Hauſe deuten. Es giebt aber — weit ältere Stämme —

Bei den letzten Worten erhob er von neuem jene zwei Finger. Antonio hatte erſt gethan, als bemerke er das Zeichen nicht, jetzt wandte er ſich mit düſterm Geſicht ab, wie er es ſah, und rief: Es thut mir leid, die meinem Hauſe angetragne Ehre beſtimmt und für immer ablehnen zu müſſen. Ich habe ſchon einen Bräutigam für meine Tochter gewählt.

Damit entfernte er ſich ohne Weiteres, und Jenem blieb nichts übrig, als in die Stadt zurückzukehren, und ſeinem Sohn die ſchlimme Nachricht zu bringen. Er fügte hinzu: Fliehe eine Liebe, für die es keine Hoffnung giebt. Antonio's Geiz iſt eine Mauer, die wir nicht überklimmen werden. Denn ſeine ſchon getroffne Wahl halte ich für ein nichtiges Vorgeben.

Der Sohn hatte vorausgeſehn, daß ſein Vater umſonſt ſich bemühn werde, und gerieth dennoch über die niederſchlagende Botſchaft in eine ſchmerzlich heftige Gemüthsbewegung. Allein er ſagte Jenem nichts davon, daß er auf Morgen zu einem Zweikampf ausgefordert ſey.

Zur anberaumten Stunde ging er, in Begleitung eines Freundes, vor's Thor. Nicht lange ließ ihn ſein Gegner warten. Er hatte auch einen Freund, und noch einen Wundarzt, bei ſich.

Er nannte ſich Rodrigo, ſah der Schweſter ähnlich, hatte nur ein noch ſchlaueres und verſchmitzteres Auge, und viele Gewandheit im Betragen. Niedern Herkommens und arm wie ſie, hatte er durch Liſt, Schmeichelei bei Vornehmen, und heimliche unerlaubte Mittel ſich dennoch ziemlich fortzuhelfen gewußt, ging ſtattlich gekleidet, und trug ſtets einen Degen.

Henarez konnte ihn im mindeſten nicht, doch fand er es achtenswerth, daß Rodrigo eintrat. Er äußerte es, fügte aber hinzu: Sie würden dennoch thöricht handeln, Sennor, und ich unrecht, wenn wir uns ſchlügen. Legen wir den Streit bei. Ich will Ihrer Schweſter Zweitauſend Piaſter auszahlen. Für ein Mädchen ihrer Abkunft iſt die Entſchädigung wohl ausreichend, und was hier zu entſchädigen bleibt, nur ein getäuſchtes Hoffen. Denn von einer beleidigten Jungfrauenehre kann nicht die Rede ſeyn, wo nur ein Irrthum im Namen ſtatt gefunden hat. Denken Sie ſich in meine Lage, Sennor! Würden Sie eine Heirath ohne Neigung vollziehen, wenn man Sie, eines begangenen Verſehens willen, dazu zwingen wollte?

Ich bin nicht gekommen, hieß die Antwort, einen Vergleich abzuſchließen, Sie vollziehn das Ehegelöbniß, oder ſchlagen ſich mit mir auf Leben und Tod. An einen Irrthum glaubt meine Schweſter übrigens nicht, ſondern an Ihren Wankelmuth. Sie hatten ein anderes Mädchen geſehen, das größeren Eindruck auf Sie machte, und wurden treulos. Dem Mann von Ehre ziemt das nicht, wohl aber einem Bruder, es zu rächen.

Jenes Verlangen wies Henarez beſtimmt ab, wollte auf das andere indeß auch nicht eingehn. Ich brauche, ſagte er, meinen Muth nicht erſt an Ihnen zu beweiſen, that es bei anderen Gelegenheiten ſchon, und kann mich noch auf ein neulich in Portugal erlaſſenes Geſetz berufen, welches den Zweikampf ſchwer unterſagt.

Muß ich, fragte Jener, einen Edelmann noch erinnern, daß beleidigte Ehre auch auf Gefahr des Geſetzes um Vertheidigung ruft?

Ich nenne Sie einen Feigen, wenn Sie nicht Ihren Degen ziehn.

Er that es bei dieſen Worten ſchon mit dem ſeinigen, und der Seeoffizier hatte keine Wahl mehr. Dennoch ſuchte er Kaltblütigkeit zu bewahren, den Gegner zu ſchonen. Deſto hitziger zeigte ſich Rodrigo, lief, wie es ſchien, blind und wüthend auf ſeinen Degen ein, der bald auch ſeine Bruſt traf.

Rodrigo ſank zu Boden. Aus ſeinem Kleide, in der Gegend des Herzens, rann das Blut häufig. Der Wundarzt rief, es ſey keine Hülfe mehr. Auch ſah man kein Lebenszeichen noch an Rodrigo.

Henarez war voll Beſtürzung, wollte dem Gefallenen beiſpringen, was doch unnütz ſchien. Sein Freund, wie der Wundarzt, riethen ihm, ſich eilig zu entfernen, was er auch that.

* * *

5.

Die unterirdiſchen Gänge.

Henarez fühlte unbeſchreibliche Unruhe, hatte aber ſich den Vorwurf nicht zu machen, jenen Zweikampf veranlaßt zu haben, ſein Bewußtſeyn zeugte auch dafür, welche Mühe er angewandt, einen blutigen Ausgang zu fliehn. Er begab ſich in die Stadt zu ſeinem Vater, und erzählte ihm offen, was geſchehen ſey. Don Cirillo entſetzte ſich um ſo mehr, als er hörte, der Entleibte habe ſich Rodrigo genannt. Denn wie er letzthin erfahren, ſollte der Gouverneur einen jungen Mann dieſes Namens, der ſeit kurzem von Braſilien zurückgekommen war, lange ſchon lieb gewonnen haben. Iſt es der Nämliche, ſagte er, ſteht es um den Handel noch übler, zudem iſt der Gouverneur mein Feind, und eine Gelegenheit, meinen Sohn zu verfolgen, dürfte ihm ſchon willkommen ſeyn. Es bleibt nichts übrig, als Dich ſorgſam in meinem Hauſe zu verſtecken. Doch will ich heute auch noch einen Boten nach Liſſabon abfertigen, durch ihn an einen Freund dort ſchreiben, der nicht ohne Einfluß am Hofe iſt. Vielleicht gelingt es ihm, Deine Begnadigung auszuwirken, wo nicht, mußt Du zur See entfliehen, ſobald ich einen fremden Kapitain gewinne, und er Dich heimlich mitnehmen will.

Der Sohn ward in eine entlegne Kammer geführt, und da verſchloſſen. Doch fand ſich nach einer Stunde ein Bekannter ein, und hinterbrachte dem Vater, wie der Gouverneur eben Befehl ertheilt hätte, Gerichtsdiener zu rufen, die jeden Winkel in Don Cirillo's Hauſe durchſuchen ſollten. Der Grund ſey zu errathen. Hielte er etwa den Sohn verſteckt, möchte er eilig auf eine andere Zuflucht für ihn bedacht ſeyn.

Der geängſtete Vater wußte nicht, was er ſchnell thun ſollte. Er kam zu Henarez, bezeichnete ihm einen dichten Wald, der etwa eine Stunde von Oporto lag. Dahin, rieth er ihm, ſich ohne Zeitverluſt auf den Weg zu machen. Es wird dort im verwachſenen Geſträuch, fuhr er fort, nicht an Schlupfwinkeln fehlen. Sollte man indeß auch vermuthen, Du hätteſt dahin Dich gerettet, und gar noch im Wald eine Nachſuchung geſchehen, dann — in ſolchem Nothfall nur — gehe zu dem alten Einſiedler, von dem Dir bekannt iſt, daß er an einem Felſenabhang dort wohnt, hebe zwei Finger der rechten Hand auf, und bitte ihn um eine Zuflucht. Du magſt auch ſagen, wer Dich zu ihm geſchickt hat. Aber thue es allein, wenn Du zu fürchten haſt, Dich entdeckt zu ſehn, in keinem andern Fall. Für das Uebrige werde ich ſorgen.

Tief in ſeinen Mantel gehüllt, entkam Henarez glücklich aus der Stadt und erreichte die Waldung. Es war im Oktober, in dieſem Monat weiß man in Portugal nichts von Kälte, und ſo übernachtet es ſich leicht ohne weiteres Obdach, als Baumzweige. Don Cirillo hatte ihm auch noch eine hohle Ulme, nicht weit vom Eingang des Weges, der durch den Wald führte, bezeichnet, worin der Sohn Lebensmittel und ſchriftliche Benachrichtigungen finden würde. Er ſollte jeden Abend, wenn es dunkel geworden ſey, dahin gehen, am Tage hingegen ſich weit entfernt aufhalten.

Er wählte ein Dickigt aus, und verbarg ſich darin. Am Abend ſchlich er nach der Ulme, weil ihn der Hunger plagte. Don Cirillo hatte Mittel gefunden, einige kalte Speiſen und eine Flaſche Wein in den hohlen Stamm bringen zu laſſen. Auch ein Papier fand der Sohn, konnte am nächſten Morgen aber den Inhalt erſt leſen. Ein Name war nicht unterzeichnet, doch kannte er die Hand. Die Zeilen ſagten im Allgemeinen, der Bote ſey nach dem bewußten Ort abgefertigt, wie er mit Nachricht zurückgekommen wäre, ſollte ſie im Baum zu finden ſeyn. Daneben ward alle Behutſamkeit empfohlen, weil es dazu nicht an Gründen fehle.

Henarez blieb mehrere Tage im einſamen Aufenthalt, ohne ſeine Ruhe dort hergeſtellt zu ſehen. Liebe, für die es keine Hoffnung mehr zu geben ſchien, nagte an ſeinem Herzen, und das Bild des Entleibten wich daneben nicht aus ſeiner Vorſtellung. Eines Abends fand er abermal einen Brief, der einen zweiten einſchloß. Der Letzte war vom Gouverneur und an Don Cirillo gerichtet Es hieß darin:

Ohne Zweifel wiſſen Sie um den geheimen Aufenthalt Ihres Sohns. Will er Rodrigo's Schweſter heirathen, die ihn liebt, und der er wohl Genugthuung ſchuldig iſt, da er ihren Bruder getödtet hat, ſo will ich nicht allein von allen Verfolgungen abſtehn, ſondern erbiete mich noch, in Liſſabon es dahin zu bringen, daß ihn des geſetzwidrigen Zweikampfs halber nicht die mindeſte Strafe treffen ſoll.

Don Cirillo gab zugleich dem Sohn auf, ſeinen Entſchluß hierüber niederzuſchreiben. Damit er es könne, war Papier und Schreibzeug beigefügt. In den Baum ſollte er die Nachricht niederlegen. Henarez gehorchte und ſchrieb zurück:

Ich befinde mich in einer Stimmung, die nichts weniger als dazu geeignet iſt, an eine Heirath zu denken. Und hat Juana die Erklärung, welche mir zu Geſicht kam, zu veranlaſſen gewußt, befremdet mich von ihr, daß ſie Jenes ſchon vermochte, ob man ſchon ihren Bruder kaum in's Grab gelegt hat. Da ich, wenn auch gegen meinen Willen, empfindlich verwundete, bin ich bereit, mein Vermögen mit ihr zu theilen, doch kann ich zu keiner Heirath mich verſtehen, ohne den Antrieb der Liebe zu fühlen.

Wäre Iſabelle nicht geweſen, hätte ihn die, wenn auch ſchuldlos empfundene Gewiſſenspein vielleicht vermocht, jenem Verlangen nachzuleben, aber nun war es ihm unmöglich. Denn gewiß liebt der nicht, der ſeine Hand einer Andern zuſagen kann.

Wieder nach einigen Tagen fand er ein neues Papier. Als er am Morgen es las, ſtanden die Worte darauf:

Dein Beſcheid hat viele Erbitterung aufgeregt, und man ſcheint Deinem Aufenthalt ſogar auf die Spur zu kommen. Wenigſtens ſoll der Wald Morgen ganz früh durchſucht werden, und trotz aller Vorſicht könnte man Dich entdecken. So iſt der höchſte Nothfall da, eile zum Einſiedler!

Da blieb keine Zeit zu verlieren, Henarez meinte ſogar in einiger Entfernung ſchon ein Rufen und Getümmel von Pferden zu hören. Schnell befolgte er den gegebenen Wink.

Die Lage der Einſiedelei war ihm bekannt. Im Ruf großer Frömmigkeit ſtand ihr achtzigjähriger Bewohner, und Henarez fand ihn vor einem Kruzifix betend, als er an den Felſenabhang gekommen war. Doch

Greis ihn verbergen ſollte. Die Klausner-
begriff er auch nicht, wo der andächtige
hütte, welche offen ſtand, enthielt nur ein enges Gemach, die Kapelle daneben mit ihrem kleinen Altar hatte keine Thüre. Beide lehnten ſich an einen hohen Felſen. Sonſt zeigte ſich nacktes Geſtein umher, doch nicht einmal Strauchwerk.

Henarez eilte auf den alten Beter zu, und ſagte ihm, er ſey ein verfolgter Flüchtling, der bei ihm einigen Schirm hoffe.

Dem Einſiedler ſchien es unangenehm, geſtört worden zu ſeyn, er wandte nur einen halben finſtern Blick zu dem Jüngling, und fragte ihn: wer verfolgt Dich?

Henarez nannte den Gouverneur von Oporto.

Es ziemt mir nicht, ſagte nun der Klausner mürriſch, dem Arm der weltlichen Obrigkeit Dich zu entziehen, wenn Du gegen das Geſetz frevelteſt. Wo hätt' ich auch eine Zuflucht? Willſt Du in meine Kapelle gehn, ſo thu' es. Aber ſie iſt keine Freiſtatt Ich kann es nicht hindern, wenn man auch bis dahin Dir nachſtellt.

Nun betete der Kniende fort, ohne auf Jenen weiter zu achten. Doch erinnerte ſich Henarez, daß er nicht, wie ſein Vater es gewollt, die zwei erſten Finger ſeiner rechten Hand aufgehoben hätte. Er that es, den Einſiedler von neuem anredend, der nun aufſtand, und ihn forſchend mit den von Alter trüben Augen maß, und dabei ſeinen langen milchweißen Bart durch die Hand gleiten ließ.

Nach einigem Schweigen fragte er: wie kömmſt Du hieher, wer hat Dir angerathen, zu mir zu gehn?

Henarez nannte ſeinen Vater. Nun machte der Alte auch eine leichte Bewegung mit zwei Fingern der rechten Hand, und wollte noch mehr Fragen an Jenen richten. Eben hörte man ein Geräuſch in einiger Nähe. Schnell hob der Alte ein Felsſtück, welches an einer Seite hohl lag und deshalb zu regieren war, auf, und zeigte in eine Vertiefung, zu der eine Treppe hinabführte. Eile hinunter, ſagte er leiſe: bis wo die Treppe endet und erwarte mich dort.

Henarez ſäumte nicht. Die Oeffnung war eng wie ein Bergſchacht, und tiefe Finſterniß herrſchte darin, als der Eremit den Steinblock in die alte Lage zurückgebracht hatte. Manche Stunde dauerte es, wo er Unten ſich mit Geduld waffnen mußte, und die Zeit währte um ſo mehr ihm lang, als ſich ſchlimme Beſorgniſſe einzuſtellen anfingen. Der Einſiedler, meinte er, könne ihn hieher gewieſen haben, um ihn nie wieder an's Tageslicht hervorzuziehen. Er hatte ohnedies etwas Schroffes in den Geſichtszügen, das bei Henarez Mißtrauen erregte. Als ſich immer noch nichts Weiteres hören ließ, ſtieg er die Treppe wieder hinan, und verſuchte mit ſeinen Schultern den Stein zu erheben. Da blieben jedoch ſeine Anſtrengungen umſonſt. Eben wie er ſich noch damit beſchäftigte, nahm er indeß ein kleines Rücken wahr, das ſeitwärts mit dem Stein vorgenommen wurde. Gleich darauf erhob dieſer ſich. Der Eingeſperrte ſah blendend das Licht hereinſtrahlen und auch den Eremiten. Das Seitwärtsrücken ſchien der Kunſtgriff, deſſen man ſich zu bedienen hatte, und ohne ihn zu kennen, war von Außen und Innen Niemandem möglich, was ſonſt mit Leichtigkeit geſchah.

Der Alte lächelte, als er ihn Oben ſah, und errieth den Grund. Es ging nicht an, früher zu kommen, ſagte er, man ſuchte Dich, und lange blieben noch Späher in der Nähe. Jetzt folge mir!

Es ging wieder in die Tiefe. Mit einem Feuerzeug wurde hier eine Laterne angezündet, der Führer ſchritt voraus, und Henarez mußte in einen Gang folgen, der ſich mehrere Hundert Schritte ausdehnte. Noch ſchien er lange nicht zu Ende, als der

Weißbart ſtille ſtand, und rechts einige Mauerſteine tief am Boden aus ihren Fugen zog. Durch die entſtandene niedrige Oeffnung mußte Henarez kriechen, und der Andere folgte ihm. Jetzt befand man ſich in einer unterirdiſchen Höhle oder Kluft, die ganz dazu eingerichtet ſchien, Leute, um deren Aufenthalt Niemand wiſſen ſollte, zu verheimlichen. Sie enthielt eine Lagerſtatt, einen Tiſch und andern kleinen Hausrath. Auch einiges Licht fiel von Oben durch eine Art Röhre herein. Es hatte ein Anſehn, als ob ſie durch den Felſen gehauen, die Höhle dagegen eine Schöpfung der Natur ſey. Der Eremit ſagte ihm, Jene träfe Oben zwar auf eine Felsſchlucht, in welche Niemand ſo leicht hinabſteigen könnte, empfahl ihm gleichwohl die tiefſte Stille während ſeines hieſigen Aufenthalts.

Dann entfernte er ſich, kam indeß bald wieder, und brachte ihm einen Krug mit Waſſer, auch Feigen, Kaſtanien und Orangenfrüchte. Den andern Tag verhieß er wiederzukommen, und brachte von Außen die Steine wieder in ihre vorige Ordnung.

In dem ſchauerlichen Wohnſitz hatte der Eingekerkerte mehr noch mit trüben Gedanken und Langeweile zu kämpfen, als im freien Wald, doch blieb ihm nichts übrig, als die Geduld zu Hülfe zu rufen.

Er ſah am nächſten Tag ſich wenigſtens beſſer verpflegt. Der Einſiedler brachte ihm Speiſen und Wein, die ihm Don Cirillo durch einen treuen Diener zugeſandt hatte. Von Liſſabon, hieß es zugleich, wäre noch keine Botſchaft angelangt, doch erwartete ſie der Vater nun jeden Tag.

Er mußte dem Alten noch irgend eine Benachrichtigung über den Sohn gegeben haben, die ſich dieſer nicht zu erklären wußte. Denn auffallend ſtrenger und mißtrauiſcher zeigte ſich der Eremit heute, und verbot ihm ſehr gemeſſen den Einfall, etwa aus der Höhle zu gehn. Vorzüglich bezog er es auf den morgenden Oktobertag. Hütet Euch, warnte er, es könnte Euer Leben koſten.

Doch als Henarez den folgenden Abend in einiger Entfernung ein ſeltſames Murmeln hörte, ward er um deſto mehr geſpannt. Keinen Laut noch hatte er in ſeinem unterirdiſchen Aufenthalt vernommen, wenn nicht der Einſiedler kam. Heute beſtand die erſte Ausnahme. Und das wunderliche Murmeln endete den ganzen Abend nicht. Längſt herrſchte düſtre Finſterniß um Henarez, er hatte ſich auf die Lagerſtatt geworfen, ohne ſchlafen zu können, es mußte, wie er dafür hielt, um Mitternacht ſeyn, und er hörte fortwährend, was ihn ſo lange ſchon befremdet hatte. Er konnte endlich ſeine Neugier nicht mehr unbefriedigt laſſen, ſprang auf, zog die erwähnten Steine nach inwärts heraus, und kroch in den Gang. Da tönten die Laute etwas vernehmlicher, und tief im Hintergrunde zeigte ſich ein Lichtſchimmer. Ihm ſtieg die Vermuthung auf, es müſſe auch von wo anders her in das unterirdiſche Gangwerk zu kommen ſeyn, denn an ſeiner Kluft hatte er nichts vorübergehen hören. Anfänglich blieb Henarez unentſchloſſen, ob er dem Getöſe weiter nachſpüren ſollte, oder nicht, und ihm fiel die ernſte Drohung des Alten ein. Gleichwohl ſiegte endlich die Neugier, und er machte ſich mit leiſen Tritten nach dem Lichtſchimmer auf den Weg. So kam er an eine Seitenthür, in die er nur mit etwas vorgebognem Kopf zu blicken wagte. Jetzt ſah er eine neue Höhle, viel geräumiger, als die von ihm bewohnte, und mit einer Menge von Wachskerzen feſtlich erhellt. In der Mitte zeigte ſich eine Erhöhung von etlichen Stufen, mit einem Gitter eingefaßt, und an der Hinterwand eine Art Schrank. Mehr als Hundert männliche Geſtalten, von Kopf bis zu den Füßen weiß verhüllt, Einige mit Larven, Andere nicht, ſaßen auf Bänken umher, und machten fortwährend neigende Bewegungen. Dabei ſprachen ſie halb laut Worte, die Jenem unverſtändlich waren. Henarez würde ſie für betende Mönche gehalten haben, wenn ſie nicht einer fremden Sprache ſich bedient hätten, und ein Altar, oder irgend ein anderes Zeichen des Chriſtenthums hier zu ſehn geweſen wäre. Deſto mehr ſchien ihm Alles geiſterlich. Wer nennt aber noch ſein Erſtaunen, als er ſeinen Großvater, den er früherhin noch gekannt, hier ſah. Die Inquiſition hatte ihn vor einigen Jahren, beſchuldigter Ketzerei willen, verbrennen laſſen.

Nun zweifelte Henarez nicht mehr, Geſpenſter, eine Zuſammenkunft Verſtorbner zu ſehn, und eilte mit bergan ſtehendem Haar wieder in ſein Verließ. Als er die Steine wieder eingefugt hatte, warf er ſich auf die Lagerſtatt, blieb dort eine gute Zeit noch geängſtet, und ſchlief dann, erſchöpft von ſeiner heftigen Gemüthsbewegung, ein.

Wie er am folgenden Tag ſpät erwachte, tobte ein Sturmwind draußen. Man hörte ihn durch die Oeffnung im Felſen, auch abwechſelnde Regenſchauer. Der junge Portugieſe hing ſeiner, von neuem ihn ängſtigenden, Erinnerung nach. Zum Aberglauben war er nicht geneigt, und mochte daher ſich ſelbſt nicht glauben, was er ſo deutlich doch geſehn hatte. Das Träumeriſche in der ganzen Erinnerung bewog ihn, lieber ſich zu überreden, er hätte nur ein Traumgeſicht während des eben entflohenen Schlafs erblickt.

Doch ließen Sturm und Regen ein wenig nach, dünkte ihm auch, er höre das geheimnißvolle Murmeln abermal. Es wären doch ſeltſame Geſpenſter, die auch bei Tage ihr Weſen treiben. In einem Augenblicke zwang er ſich den Glauben auf, es ſey eine von ſeinem Traum nachgebliebene Täuſchung, im andern bezweifelte er es, und blieb nur zu überzeugt, wachend jene geſpenſtiſche Verſammlung beobachtet zu haben.

Es blieb ſo bis zum Abend, wo das Wetter ſich geändert hatte, und ſonſt auch ihn wieder tiefe Stille umgab. Spät kam der Alte heute erſt mit Erfriſchungen, und fragte ihn ſehr geſpannt, ob er auch in ſeiner Kluft geblieben ſey? Weil ihm jene Drohungen einfielen, ſagte Henarez kein Wort von dem, was ihm begegnet war, antwortete vielmehr: Ich befand mich Geſtern unwohl, legte mich daher zeitig nieder und ſchlief bis gegen Mittag. Er hätte doch, fragte Jener von neuem, nicht etwa ein fernes leiſes Geräuſch gehört? Ein leiſes wahrlich eben nicht, hieß die Antwort, Regen und Sturmwind tobten draußen nur zu laut. Sonſt, fing der Alte wieder an, war der Tag Geſtern, an welchem die Berggeiſter in den unterirdiſchen Gängen ſpuken. Deſto beſſer, wenn Euch nichts davon zu Ohren kam, ſo ſeyd Ihr unberuhigt geblieben.

Am folgenden Tag kam der Einſiedler mit einem Brief, und ſagte: Leſ't, ich glaube, er enthält eine gute Botſchaft. — Don Ciriſſo melde'te ſeinem Sohn darin, der Freund in Liſſabon hätte ſeine Begnadigung ausgewirkt, und frei dürfe er nun in die Stadt zurückkommen.

Ihr ſeyd denn erlöſ't, folgt mir, ſagte der Eremit, am Wege drüben hält der alte Diener Eures Vaters mit einem Wagen.

Draußen mußte Henarez das Kruzifix berühren, und ſo einen Eid ſchwören, daß er Niemanden den Eingang in die hier vorhandene Unterwelt entdecken wolle. Billig, ſagte der Greis, hätte ich Deine Augen verbinden ſollen, eh' ich Dich hinabführte, allein die Zeit war zu kurz.

Wie das Verlangen erfüllt war, konnte der Jüngling nicht umhin, zu fragen, welchen Zweck die gewiß mit unſäglicher Mühe ausgehöhlten Gänge in der Tiefe hätten?

Das werdet Ihr, lautete die Antwort, einſt wohl erfahren, für itzt zähmt die Neugier. Und ſchweigt ja davon. Die Berggeiſter ſind rachſüchtig, und hauſen nicht Unten allein, können Euch bis in Eure Schlafkammer folgen. Einen Vorwitzigen, den vor langen Jahren ein Ungefähr in die Tiefe hatte blicken laſſen, fand man hernach im Bett erwürgt. Nur im tiefſten Schweigen könnt Ihr einem ähnlichen Schickſal entgehn.

Henarez fragte nun, was er Jenem für Aufnahme und Bewirthung ſchuldig ſey?

Ich bedarf nichts, hieß die Antwort, es giebt Früchte, Wurzeln und Quellen im Wald, die mich nähren, doch gebricht es meiner Lampe vor dem Kruzifix an Oehl. Wollt Ihr dazu eine Gabe beiſteuern, mag es ſeyn.

Der Andere reichte ihm ein Goldſtück, hob indeß wieder an: Wäre die eine Kluft auch beſtimmt, Verfolgte zu ſchirmen, eine allerdings edelmüthige Abſicht, ſo iſt mir doch nicht begreiflich, wozu der weitere lange Gang, und die zweite geräumige Höhle —

Du haſt ſie geſehn? unterbrach ihn der Eremit erſchrocken und wüthend, ſo ſtirb! Zugleich riß er einen unter dem härnen Gewand verborgnen ſpitzen Dolch aus der Scheide, und ging mit blitzenden Augen auf Henarez ein.

6.

Erſcheinung des Todten.

Henarez war unbewaffnet, doch fehlte es ihm nicht an Gewandtheit, und an Stärke übertraf er ſeinen Feind bei weitem. Er wich dem, ohnehin mit blinder Hitze geführten, Stoß durch eine Seitenbewegung aus, packte hernach den Arm des Einſiedlers, und entriß ihm das Todeswerkzeug. Unter heftigen Vorwürfen, daß er ſeinen heiligen Beruf ſo ſchände, und mit einem Fuß bereits im Grabe, noch den Vorſatz hegen könne, ein Mörder zu ſeyn, zerbrach er es und ſchleuderte die Splitter weit umher. Fürchte übrigens nichts, ſetzte er hinzu, ich will Dich und Deine Berggeiſter nicht verrathen.

Darauf entfernte er ſich, und der Eremit, verzweifelnd, daß ihm ſein Vorhaben nicht gelungen ſey, warf ſich in der Hütte nieder und winſelte erbärmlich. Henarez achtete nicht darauf, ſuchte vielmehr den Weg, fand den alten Diener und fuhr eilig mit ihm davon.

Froh umarmte ihn Don Cirillo. Die Begnadigungsurkunde lag auf dem Tiſch. Nun blieb von den Nachſtellungen des Gouverneurs nichts mehr zu fürchten.

Hätt' ich gewußt, fing Don Cirillo an, mein Freund in Liſſabon würde ſo bald die Sache ins Werk richten, wäre ich auch nicht auf den Einfall gekommen, Dich in den Wald zu ſenden, am wenigſten zum Klausner.

Henarez ſagte halb laut: Der alte Böſewicht!

Denn, fuhr Jener fort, immer hätte der Gouverneur nichts mehr thun können, als Dich verhaften, Dein Richter konnte er nicht ſeyn. Und aus dem Gefängniß machte Dich immer auch der Begnadigungsbrief frei.

Der Sohn entgegnete: Es wäre in manchem Betracht ſo heilſamer geweſen. Mit Noth entkam ich Mörderhänden. Aber — reden Sie nicht davon!

Don Cirillo wurde bleich. Faſt ahne ich, und — ohne Zweifel hatte er Dich — in eine unterirdiſche Kluft gebracht.

Verwundert fragte Jener: Sie wiſſen um dieſe Kluft?

Von Hörenſagen, hieß die Antwort, ſchweige nur von Allem, was Dir zu Geſicht mag gekommen ſeyn. Du möchteſt ſonſt Gefahren, ſchlimme, aufladen.

Halb für ſich fügte er hinzu: Daß es auch grade im Oktober ſeyn mußte!

Henarez erinnerte ſich an den Schwur, Niemandem jenen Eingang zu verrathen.

Von dem, was er in der zweiten Höhle geſehn, war die Rede nicht dabei geweſen. Zudem hatte ihn das letzte Betragen des Einſiedlers empört, und von einem unterirdiſchen Aufenthalt ſchien ſein Vater unterrichtet. So konnte er denn nicht umhin, zu erzählen, was ihm dort widerfahren ſey. Er endete: Gern hätt' ich mich überredet, ich hätte nur einen Traum geſehn, doch würde mich eines Traums willen der Einſiedler nicht haben tödten wollen. Und er zückte ſchon ſeinen Dolch, als er nur ahnen mußte, ich hätte in die zweite Kluft geblickt. Wie ſoll ich dies Alles mir deuten! Wollte ich annehmen, ich hätte wirkliche Menſchen geſehn, wie es in der That mir denn vorkam, als glichen etliche der weiß verhüllten Geſtalten lebenden Einwohnern in Oporto, ſo früge es ſich: wie kam der Großvater, deſſen zu Aſche verbrannte Gebeine längſt der Erde zurückgegeben ſind, unter ſie? Da müßte ich nun glauben, ich hätte bei den Lebendigen mich getäuſcht, wenn ich anders für wahr hielte, daß Todte wieder in ihrer alten Geſtalt erſcheinen könnten. Daran glaubte ich aber nie, und mußte gleichwohl einen Todten ſehn. Der Alte ſprach von Berggeiſtern, die ich ſtets Mährchen nannte. Wäre der Großvater zum Berggeiſt geworden? Doppelte Ungereimtheit, und doch will ich mit einem Eid beſiegeln, daß ich ſeine Züge erkannt habe. Alles beunruhigt, erhitzt mir die Fantaſie, ſpannt mich gleichſam zwiſchen Glauben und Zweifel auf die Folter.

Der heftig ergriffene Vater ſchwieg lange und ſichtbar beſtürzt. Nach einiger Zeit hob er feierlich wieder an: Sage mir gleichwohl — ob Du nicht, im Anblick der niegeſehenen Verſammlung, heilige Ehrfurcht, nicht davon Dich angezogen fühlteſt, nicht in den frommen Kreis hätteſt treten, zu den Betern Dich geſellen mögen?

Das würde vielleicht geſchehen ſeyn, antwortete Henarez, wenn irgend ein Cruzifix oder ein Apoſtelbild mir ein chriſtliches Heiligthum bezeichnet hätte. So aber ſchauderte mich wohl an, was ich ſah, andächtige Rührung weckte es mir hingegen nicht. Und der Todte vollend! Wer träte gern in einen Kreis, wo ihm das Geſpenſt eines Verſtorbenen erſchiene? Ich floh, und wie ich einräume, mit ziemlich gelüftetem Haar.

Don Cirillo that nun wie Jemand, der eben ſeine Gedanken ändert, und auch Faſſung zu gewinnen ſucht. Mit angenommener Kälte ſagte er: Nun — es war ein Traumgeſicht, konnte, den Naturgeſetzen nach, ſchon nichts Anderes ſeyn. In dem ſchauerlichen Aufenthalt, den Du ſchon mit bewegtem Gemüth betreten, war eine offnere Empfänglichkeit für Täuſchungen über Dich gekommen, ſo meinteſt Du, einen Gang zurückgelegt zu haben, wo Du nicht die Lagerſtätte verlaſſen; die Höhle mit ihren wunderlichen Geſtalten hatte nur das geiſtige Auge in Dir geſehn, das uns im Schlaf geöffnet wird. — Doch, wenn der Eremit Zorn äuſſerte, will ich meine Vermuthungen hierüber nennen. Ich halte mit Dir, Berggeiſter und was dahin gehört für abgeſchmackte Erdichtungen. Es könnte gleichwohl ſeyn, daß in den Tiefen dort Räuber ihren Schlupfwinkel hätten, und daß der Einſiedler — ſchlimm genug, wenn er die geprieſene Frömmigkeit ſo heuchelte! — darum wiſſe. Er glaubte nun, ſie hätteſt Du entdeckt, und wollte das Ausplaudern für immer Dir unmöglich machen. Aber auch in dieſem Fall bleibt tiefes Schweigen rathſam. Wer lüde gern die Rachſucht Gewiſſenloſer auf, und ſie könnten auch an anderen Orten Mitgeſellen zählen.

Dieſe Darſtellung überzeugte den Sohn wenigſtens ziemlich, und in ſofern er gern eines Anderen, wie der Augenſchein es gethan, belehrt ſeyn wollte.

Aber komm, fing Jener wieder an, laß uns die Meſſe hören! Du biſt im Zweikampf dem Tode entronnen, und von neuem heute.

So ziemt Dir wohl, dem Himmel zu danken. Ich will auch der heiligen Jungfrau zwölf Kerzen weihn, und dem heiligen Laurentius, dem Schutzpatron unſeres Hauſes, ſechſe.

Beide nahmen Roſenkränze, und gingen in die nächſte Kirche, wo ſie knieend ihr Gebet verrichteten. Henarez konnte nicht umhin, währenddem einigemal zum Vater hinüber zu ſehn, und zwar, weil er bei ähnlichen Gelegenheiten zuweilen entdeckt zu haben glaubte, daß es mit ſeiner Andacht kein voller Ernſt ſey. Heute aber zeigte er die reinſte Inbrunſt, ein Beiſpiel, welches den Jüngling innig rührte, und das er um ſo lieber nachahmte, als ihn die erlebten Begebenheiten wohl Dankgefühl auflegten. Er empfand überhaupt diesmal den Eindruck des Heiligthums tiefer als je. Das Bildniß des Märtirers Laurentius, die erhebenden Orgeltöne wirkten mit nie gefühlter Macht auf ihn. Da eben auch Beichte gehört wurde, vollzog er auch dieſe Andachtsübung. Er bekannte dem Prieſter nicht ſowohl Sünden, deren er mindeſtens auch keine wichtige ihm zu vertrauen hatte, als ein ſchwer belaſtet Herz. Der Prieſter entgegnete ihm: Es ſteht geſchrieben, kommt her, die Ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will Euch erquicken. Flieht das Irdiſche vor Dir, ſo wende dem Himmliſchen Dich zu. Kannſt Du das Glück der Welt nicht erringen, ſo eile in den Schooß der Kirche. Da wohnen Ruhe und höheres Glück.

Dieſe Worte erſchütterten den Jüngling heftig, und als er nach Hauſe kam, wohin der Vater ſchon voran gegangen war, näherte ſich Henarez ihm ſehr bewegt, und eröffnete ihm, er hätte eben den Entſchluß gefaßt, in ein Kloſter zu gehn.

Don Cirillo hörte das mit Befremdung und Schrecken. Uebereilten Entſchlüſſen, rief er, ſoll man nicht folgen, und ſicher leitete dieſen keine ruhige Beſonnenheit. Hätteſt Du in Deiner Kindheit ſchon einen inneren Beruf dieſer Art gefühlt, würde es ein Anderes geweſen ſeyn, aber Du haſt die Laufbahn eines Kriegers gewählt, dem Vaterlande Deinen Arm gelobt, ſo ziemt es auch, dabei auszuharren. Noch ſieht Dein Geſchlecht auf Dich, hofft von Dir, daß Du ſeinen Namen geehrt machen, es fortpflanzen ſollſt, und glaube mir, ein Herz, das ſich nur in einem leidenſchaftlichen Augenblick ihm zuwandte, kann dem Himmel nicht angenehm ſeyn. —

Der Jüngling achtete auf dieſe Gründe nicht, und erwiederte blos, eine unwiderſtehliche Neigung zur Mönchszelle habe ſeiner ſich bemächtigt, er fühle auch, dort allein würde er Ruhe finden.

Wäre es, fragte ihn der Vater, in Deinen Jahren ſchon Zeit zur Ruhe, oder zu noch langer rüſtiger Thätigkeit? Ich weiß gar wohl, daß hoffnungsloſe Liebe Dich ſchwermüthig, mit der Welt unzufrieden macht. Doch eben das zeugt von einem ohnmächtigen Willen, der gegen die Sklavenfeſſel, womit eine Leidenſchaft ihn umwand, ſich nicht zu ermannen fähig iſt, von einem Mangel an richtiger Einſicht, die ſolche Feſſel augenblicklich zerbrechen würde. Schon nach zehn Jahren wirſt Du über die Liebe viel kälter empfinden, und über Die lächeln, welche meinen, mit einem Mädchen ſey Alles verloren, als ob es der Mädchen nicht in überflüſſiger Anzahl gäbe. Nach zwanzig Jahren wirſt Du vollend eine Thorheit in ſolchem heißen, und für die Wahrheit blödſichtigen Gefühl verſpotten. Dein feuriges Gemüth taugt zur Mönchszelle nicht, nur ein Irrthum, dem bei Deiner verblendeten Liebe ähnlich, kann vorübergehend Dir eine andere Meinung vorſpiegeln. Jeder Irrthum flieht zu ſeiner Zeit: wie würdeſt Du nach Jahren bereuen, einer Lebensweiſe Dich hingeopfert zu ſehen, für welche Du nicht geſchaffen biſt. Und es wäre doch zu ſpät.

Nur bald wieder zur See. Im Getümmel vieler Beſchäftigungen zerſtreut ſich ein Unmuth, wie er jetzt Dich überwältigt, Zeit und Abweſenheit ſind auch treffliche Heilmittel gegen Uebel, welche die Liebe angerichtet hat.

Der Alte predigte, wie gewöhnlich in ſolchem Fall, tauben Ohren. Ich tauge für die Welt nicht mehr, rief Henarez, lernte auch einſehn, wie nichtig ihre Hoffnungen ſind; das Kloſter, o ich empfinde es tief, wird mir allein in dem Wort halten, was es meiner Sehnſucht verheißt.

Seufzend ging Don Cirillo umher, rang die Hände. Wir ſind ohne Zeugen, ſagte er, ſo wage ich, Dir meinen feſten Glauben daran zu geſtehn, daß unter keinen Umſtänden dem Himmel das Kloſterleben wohlgefällig ſeyn kann. Fanatiſche Schwärmer haben es ausgedacht. Wir finden in den heiligen Schriften, die wirklich göttlichen Urſprungs ſind, es nirgend geboten.

Als ob nicht, entgegnete Henarez, der Himmel auch durch menſchliche Herzen reden könnte. Der Gedanke, allem Irdiſchen zu entſagen, der Andacht allein das ganze Leben zu heiligen, iſt zu erhaben, als daß ihn nicht dem Erſten, der von ihm beſeelt war, eine höhere Macht eingegeben haben ſollte.

Don Cirillo gewahrte, wie umſonſt er die beredteſten Einwürfe aufbot, und durfte nicht einmal zu weit darin gehn. Denn erfuhr es die Geiſtlichkeit, ließ ſie ihn gewiß ihre ſchwere Mißbilligung empfinden. Bei dem Allen konnte wohl nie ein Vater ſo ſchwer daran gehn, es nur zu träumen, daß ſeinen Sohn das Mönchsgewand umhüllte, als er. Nach einigem Sinnen und Kopfbrechen fing er wieder an: Uebrigens — wär' es auch nicht grade unmöglich, Deine Liebe gekrönt zu ſehn. Ich ſollte — wenigſtens meinen —

Mit dieſen Worten ſchien auch der heilige Eifer des Jünglings entflohn. Er beſtürmte den Vater, wenn er noch ein Mittel wiſſe, unverzüglich es anzuwenden.

Nun wohl, entgegnete der Alte, doch auf die Bedingung, daß Du nie das Mittel erfahren willſt.

Er ging nun in ein einſames Gemach, verſchloß ſich darin, und ſetzte folgenden Brief auf:

Sennor!

Wenn Sie alljährlich ſchon an einem gewiſſen Tag einer Larve ſich bedienen, blieben Sie nicht unerkannt. Verrath — und der Scheiterhaufen. Wollen Sie ihm entfliehen, ſo geben Sie die Hand Ihrer Tochter einem jungen Edelmann, der ſie liebt und ihrer nicht unwerth iſt.

Eine Unterſchrift ward nicht beigefügt, und das Schreiben ſehr vorſichtig in Antonio Rouza's Hand geliefert. Eben ſo wurde am folgenden Morgen eine Antwort ihm abgefordert. Sie lautete:

Den Brief des Ungenannten verſtehe ich nicht. Doch weil darin von Verrath die Rede iſt, urtheile ich, der Verräther würde beweiſen müſſen. Könnte er es nicht, würde ihn die Strafe eines Verläumders treffen, der es auf den Tod eines redlichen Mannes angeſehn hätte. Könnte er es, wäre der Scheiterhaufen auch ſein Theil. Seltſam noch, daß von Verrath und einem Edelmann die Rede iſt. Ein ſolcher, und was zu ihm gehört, müßte ſich am wenigſten doch mit einer ſchimpflichen Abſicht beſudeln. Uebrigens iſt meine Tochter bereits einem Andern verſagt.

A. R.

Wie Don Cirillo ſie geleſen hatte, lief er zum Sohn, und ſagte ihm rund: das äußerſte Mittel ſey ohne Erfolg geblieben, er wiſſe kein anderes mehr.

Dagegen erklärte auch Henarez, ihm bliebe kein Ausweg, als in heilige Mauern.

Am Abend dieſes Tages legte er ſich zeitig nieder, allein der wohlthätige Schlaf floh den Unruhigen. Lange hatte er ſchon die Mitternachtsuhr gehört, als in ſeinem Schlafzimmer eine matte Helle entſtand, die zunahm. Im Hintergrunde zeigte ſich ein Nebelgewölk in Menſchenhöhe. Es war in Bewegung, entfaltete ſich nach den Seiten hin, ſo daß in der Mitte ein freier, beleuchteter Raum blieb. In dieſem ſtand — Rodrigo, in der Kleidung, worin Jener beim Zweikampf ihn geſehen, mit einer blutenden Wunde an der Bruſt. Eine hohle Stimme rief: Verſöhne meinen Schatten!

Eben entſtand im Hauſe aber ein Lärmen. Man ſchrie: Diebe, Diebe!

Henarez gerieth in Entſetzen. Kaum ſtarrte er das fürchterliche Nachtgeſicht an, als es auch wieder im Gewölk verſchwand. Man hörte einen heftigen Donnerſchlag. Gleich darauf war es auch wieder um Henarez finſter. Es dünkte ihn, als hätte der

Geiſt noch mehr ſagen wollen, doch ihn das Getöſe draußen verjagt.

Nun rief der alte Diener, Sancho genannt: Ich habe ihn!

Henarez ſagte ſich: Diesmal träumte ich gewiß nicht, hege nun auch keinen Zweifel mehr, denn zum Zweitenmal ſah ich, daß Todte erſcheinen können.

Nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, ſprang er auf, hüllte ein Gewand um, und eilte hinaus, wo es noch immer lebhaft zuging. Der alte Diener war von einem Geräuſch erwacht, hatte im Hauſe geſucht, und in einem Winkel einen armſeligen Menſchen ertappt, der allem Anſehn nach ſtehlen wollen. Don Cirillo ward durch ſein Schreien auch geweckt, eilte hinzu, hielt den Dieb, während Jener ſchnell Feuer anzündete. Als Henarez dazu kam, ward dem Ergriffenen eben ſtark mit Fragen zugeſetzt.

Bebend ſagte er: ſeine Armuth wäre ſo groß, daß es ihm auch an einem Obdach fehle. Denn weil er den Miethszins nicht entrichten können, hätte er ſich genöthigt geſehen, die alte Wohnung zu räumen. Weil heute ein Leichenſtein auf dem nahen Kirchhofe ſein Lager geweſen, hätte ein Regenguß ihn davon vertrieben, er dies Haus offen ſtehen ſehn, und wäre hinein gegangen, bloß um die Nacht im Trocknen zuzubringen. Ihm ſey der Unfall begegnet, ein Stück Hausrath umzuſtoßen, wovon man erwacht ſey.

Man glaubte ihm eben nicht aufs Wort. — Die Thür hätte aufgeſtanden? rief der alte Diener, ich verſchloß ſie ja, wie immer, am Abend. Der Schelm wird ſie mit einem Nachſchlüſſel geöffnet haben. Seine Taſchen wurden durchſucht, aber nichts gefunden. Auch in der Thüre ſteckte kein Schlüſſel mehr.

Vielleicht hatte er Gehülfen, die ſchon davon liefen. Vielleicht redete er auch wahr, und der alte Diener hätte diesmal, trotz ſeiner Behauptung, eine Nachläſſigkeit bewieſen.

Don Cirillo erwog es, und fragte den Sohn, was er dazu meine?

Henarez war noch zu betäubt, vermochte kaum zu antworten. Jener ließ nun den Unbekannten in einen Keller ſo einſperren, daß er nicht daraus entrinnen konnte. Er ſollte am nächſten Morgen der Obrigkeit abgeliefert werden, und die Unterſuchung anheimgeſtellt ſeyn, ob es mit dem mangelnden Obdach ſeine Richtigkeit hätte. In dieſem Fall blieb mindeſtens ſeine weitere Ausſage nicht ohne alle Glaubwürdigkeit.

Als es geſchehen war, nahm Henarez den Vater mit in ſein Schlafgemach, um dort ihm zu erzählen, was vorgegangen ſey. Es war noch wie mit einem Nebel erfüllt. Als Don Cirillo aufmerkſam zugehört, rief er: So trieb man eine Gaukelei. Der Eingeſperrte half vielleicht, oder wenn er die Wahrheit ſagte, wiſſen wir nun auch, warum er die Thür geöffnet fand.

Der Sohn entgegnete: Was bedürften Todte eines Gehülfen, oder einer geöffneten Thür? Ich hatte die meinige von Innen verriegelt, fand ſie noch ſo, als ich hinausging; und doch war mir Rodrigo leibhaftig erſchienen. Sein Geiſt hatte nehmlich die Geſtalt angenommen, in der ich ihn lebend ſah. Gleich darauf zerfloß ſie in Nichts.

Don Cirillo merkte an, der im Zimmer noch befindliche Dampf widerſpräche dem Geiſterhaften, in Nichts Zerfließenden. Jener ſagte hierauf: Ich habe, wenn ich es ſchon verſpottete, doch gehört, daß Todte, wenn ſie zur Welt zurückkämen, Rauch und Dampf nachzulaſſen pflegten. Sie hätten ihn aus dem Fegfeuer mitgebracht.

Wie der Alte auch den Kopf ſchüttelte, Henarez erklärte ſich nun von ſeinen Zweifeln geheilt, und fügte hinzu: Er forderte, ich ſollte ſeinen Schatten verſöhnen. Wie kann ich es beſſer thun, als wenn ich im Prieſtergewand für ſeine Erlöſung bete, ſelbſt ihm Seelenmeſſen leſe? So tilge ich meine Blutſchuld zugleich. O ich fühle es wohl, ſie treibt mich mehr noch in ein Kloſter, als meine unglückliche Liebe.

Dir ſchien alſo, fragte Jener ſinnend, der Geiſt hätte noch mehr ſagen wollen?

Allerdings, hieß die Antwort, eben öffnete er den Mund wieder, als das Geräuſch im Hauſe ihn zu ſtören ſchien, und er eilig verſchwand.

Der Alte that nun auch gläubig, wenn er es ſchon nicht ſeyn mochte. So iſt es denn wohl, nahm er das Wort, Rodrigo's Geiſt, aus dem Fegfeuer zurückkehrend, gewesen. Doch hat es dann auch keine Wahrſcheinlichkeit, daß er verlangt, Du ſollſt in ein Kloſter gehn. Für die Schweſter zog er ſeinen Degen, für ſie ſtarb er, ohne Zweifel beunruhigt ihn ihr weiteres Geſchick. Hätte er noch mehr geredet, würdeſt Du auch die Worte vernommen haben: Heirathe Juana! Und möchte ich unter anderen

Umſtänden ſie gewiß nicht zur Schwiegertochter, rathe ich doch nun ſelbſt dazu. Lieber noch wird es mir ſeyn, als Dich im Mönchsgewand zu ſehn. Heirathe ſie, und Du wirſt Ruhe vor dem Schatten ihres Bruders finden.

Henarez widerſtrebte lebhaft, einmal, weil ſeine Ueberzeugung die Geiſterworte anders deutete, und auch, weil er vor jeder Heirath, die er mit Iſabellen nicht knüpfen durfte, einen Abſcheu trug.

Vater und Sohn trennten ſich jetzt. Am Morgen ſchlief Jener etwas lange, weil ihm ein Theil der Nacht ohne Ruhe entflohen war. Aufgeſtanden, fragte er gleich, ob der Gefangene auch nicht entſprungen ſey? — Das wäre unmöglich, hieß es, weil an der Kellerthür ſich ein Vorlegeſchloß befand. Die Oeffnungen des Kellers waren zu eng, als daß ein Menſch hindurchzukriechen vermochte, auch gingen ſie nach dem Hof, wo ein großer Hund jede Nacht von ſeiner Kette befreit ward. Man ſtieg in den Keller und fand auch den armen Tropf noch. Er ſchüttelte ſich mächtig. So, rief er, hat es mir lebelang nicht gegrauſ't, als dieſe Nacht, und wer auf Gräbern ſchlafen kann, gehört doch nicht zu den Furchtſamſten. Ich war nicht allein im Keller. Im Anfang regte ſich nichts, doch nach einer halben Stunde, als ich auf dem Boden eben etwas zu ſchlummern dachte, hörte ich etwas ſich zwiſchen den Tonnen erheben, mit Schlüſſeln klirren, die Treppe hinanſchleichen, zurückkommen, bis nach einiger Zeit das Getöſe endete. Ich that kein Auge zu. Doch als am Morgen einiges Licht in den Keller fiel, und ich Allenthalben mich umſah, entdeckte ich gleichwohl nichts.

Don Cirillo befahl ſeinem Diener, ein brennendes Licht zu holen. Beide ſuchten nun zwiſchen den Tonnen und in jedem Winkel emſig nach, fanden aber auch Niemanden mehr. Du haſt geträumt, ſagte der Herr, und der Diener: Ratten wirſt Du gehört haben.

Man führte nun den eingeſperrt Geweſenen vor Gericht. Er wiederholte die frühere Ausſage. Es wurde in ſeine alte Wohnung geſchickt, und ihm dort bezeugt, was er über ſeine Armuth geäußert hatte. Nun legte der Edelmann ſelbſt eine Fürbitte ein, und man entließ ihn.

Sancho fing auf dem Heimwege an: Mir fällt bei, daß im Keller etliche Tonnen ledig ſind. Ob in eine etwa ſich Jemand verſteckt hätte? danach iſt noch nicht geſehn, aber das Vorlegeſchloß wieder an ſeiner Stelle.

Daheim ſtieg man noch einmal in den Keller. Eine Tonne ſtand aufrecht, der offne Boden nach unten. Sancho legte ſie um, man fand wieder nichts. Wenigſtens, ſagte Jener, könnte Einer darunter geſteckt haben.

Seines Herrn Blick fiel jetzt aber auf die Wölbung Oben. Mit Erſtaunen ſah er hier eine ausgebrochene Oeffnung. Sie war groß genug, um einen Menſchen hindurch zu laſſen, und traf auf des Sohnes Schlafgemach. Die Fußdiele, welche man durch ſie gewahrte, zeigte eine fein durchſägte Stelle. Man konnte einen Theil davon erheben, und ſah nun in das Schlafgemach.

Der Edelmann rief: Nun geht mir ein Licht über die getriebene Gaukelei auf. Durch die Oeffnung iſt Rauch ins Zimmer gebracht. Ehe er ſich zertheilt hatte, konnte Jemand hinaufſteigen, der mittelſt nachgeahmter Kleidung, und vielleicht einer ähnlichen Larve noch, den Todten darſtellen wollte. Den Schein warf noch eine Blendlaterne von unten in's Zimmer. Erſchreckt floh der Betrüger, hatte das Brett jedoch wieder eingefügt.

Man ging Oben, wo eine Magd nun fragte, ob Henarez, der früh ſich wegbegeben hätte, etwa heimgekehrt und von Neuem weggegangen ſey. Denn ſeine Zimmerthür wäre von Innen geöffnet worden, ſie hätte aus der ihrigen geſehen, doch Niemanden weiter bemerkt.

So hat der Schurke, rief Sancho, richtig in der Tonne geſteckt, als wir unten waren, und ging hernach von Oben uns davon. Ins Haus iſt er mit einem Nachſchlüſſel gekommen, in den Keller auch, das Vorlegeſchloß hing ich erſt daran, wie der Gefangne eingeſteckt ward. Darum fand er den Ausgang da in der Nacht verſperrt.

So ſcheint es freilich, ſagte Don Cirillo, bei dem Allen muß er in früheren Nächten ſchon hier geweſen ſeyn, um die Vorbereitungen zu treffen, was in einer nicht anging. Meinem Sohn werde ich übrigens nun beweiſen können, daß er nichts weniger als ein Geſpenſt ſah.

* * *

7.

Eintritt ins Capuziner-Kloſter.

Mit Sehnſucht erwartete ihn deshalb Don Cirillo, allein er kam nicht mehr in's Vaterhaus. Früh am Morgen war er zum Prior eines Kloſters geeilt, hatte ihn um Aufnahme als Noviz erſucht und ſie auch gefunden. In einem Schreiben, welches ein Laienbruder nach einigen Stunden Jenem einhändigte, ſtand dieſe Nachricht. Don Cirillo wußte ſich vor Schrecken nicht zu faſſen. Er beklagte nichts mehr, als daß Henarez nicht noch einmal zu ihm gekommen ſey, weil er glaubte, die entdeckte Gaukelei dürfte ſeinen Vorſatz geändert haben. Freilich ſtand es noch dahin, jedenfalls hatte ihn aber die nächtliche Erſcheinung früher zur Reife gebracht.

Es ging nicht an, daß Jener in das Kloſter eilte, um den Sohn von Neuem dort abzumahnen. Es war üblich, daß in den erſten vier Wochen des Noviziats auch die nächſten Verwandten einen geiſtlichen Neuling weder beſuchen, noch an ihn ſchreiben durften. Er ſollte vielmehr in dieſer Zeit, wo ihn manche Vorübungen beſchäftigten, ganz ungeſtört bleiben. Hernach waren ſolche Beſuche zwar nicht unterſagt, der Noviz durfte gleichwohl die Verwandten nur im Beiſeyn eines älteren Mönchs ſprechen. Briefe, die an ihn gelangten, öffnete zunächſt der Prior. Da leuchtete ein, wie wenig Don Cirillo noch eine Gelegenheit finden würde, ſeinem Sohn das Kloſterleben zu widerrathen. Ohnehin mußte er, was geiſtliche Dinge betraf, ungemein auf ſeiner Hut ſtehen. Denn weil ſein Vater der Ketzerei willen den Scheiterhaufen hatte beſteigen müſſen — obwohl man ihn nur einiger aufzelegten und verſäumten Bußübungen, ſo wie einiger freien Worte beſchuldigen können — richtete auch der Clerus ein ſcharfes Auge auf den Sohn.

Don Cirillo hatte indeß manches Beiſpiel geſehen, daß Novizen nach dem Probejahr ihren Entſchluß zurücknahmen, weil ſie über die erſte Veranlaſſung dazu anders denken gelernt, oder auch die Berufspflichten härter empfunden hatten, wie ſie einſt ſich vorgeſtellt. Er hoffte auch von dem Sohn etwas Aehnliches. Seine Liebe, die der Vater eine thörichte nannte, mußte in dem Zeitraum eines Jahres wohl an Feuer abnehmen, wenn er Iſabellen nicht mehr ſah, und in eines Anderen Arm ſie wußte. Die Regel des Ordens, in welchen er treten wollte, war ungemein ſtreng, jemehr einſt Henarez an Freiheit und einiges Wohlleben ſich gewöhnt hatte, um deſto weniger konnte ihm auch ein Zuſtand gefallen, der ihm das Gegentheil darbot.

Als die vier Wochen um waren, eilte Jener in das Kloſter. Währenddem hatte er noch eine ſeltſame Neuigkeit erfahren.

Henarez ſah nun ziemlich bleich aus,

hatte von ſeiner alten Munterkeit viel eingebüßt, was ſich leicht erklärte. Den Mönch, in deſſen Gegenwart er ihn nur ſprechen durfte, kannte Don Cirillo ſchon lange, es war ein freundlicher Greis. Jener fragte ihn, ob er dem Sohn eine Nachricht mittheilen dürfe, die ſein Gewiſſen erleichtern würde? Der Mönch hatte in dieſem Fall nichts dagegen.

Zunächſt erzählte nun der Vater, welche Entdeckung man in ſeinem Hauſe letzthin gemacht, und Henarez ſchien darüber nicht wenig betroffen. Daran iſt es nicht genug, fuhr Jener fort, Du meinſt, Rodrigo wäre todt, er lebt. Die Gewiſſensbürde, ihn getödtet zu haben, weiche nun.

Höchlich befremdet rief der Noviz: Aber ich ſah ihn ohne ein noch übriges Lebenszeichen am Boden liegen, die Wunde hatte in der Gegend des Herzens ihn getroffen, ſie mußte tief ſeyn, dicht ſtrömte das Blut hervor —

Don Cirillo unterbrach ihn: Es heißt bei Manchem, die Wunde hätte ihn nur bis zur Ohnmacht erſchöpft, ohne einen edlen Theil zu verletzen. Geſchickte Behandlung, verbunden mit ſeiner jugendlichen Kraft, hatte nach Monatsverlauf ihn hergeſtellt. Daß man ihn todt geſagt, hätte nicht ausbleiben können, weil man ihn, völlig todt ſcheinend, von dem Platz, wo er die Wunde empfangen, getragen hätte. Er ſey übrigens bei einer Verwandtin, die in einer entlegenen Vorſtadt wohne, geheilt. Aber ich glaubte auch daran nicht, als ich es hörte. Ich ließ es mir etwas koſten, um völlig hinter die Wahrheit zu kommen. Und da wurde mir ins Ohr geraunt, er hätte ſich bei dem Zweikampf mit einem dreifachen ſtarken Leder ſo verwahrt, daß ihn kein Stoß verwunden können. Er hätte es unter dem Kleide getragen, auch noch einen kleinen Schlauch mit Blut gefüllt. Abſichtlich wäre er nun auf des Gegners Degenſpitze eingerannt, zu Boden gefallen, und hätte mit einem Schlag auf die Bruſt, ſcheinbar als ob ihn die Schmerzen ihm abnöthigten, bewirkt, daß nun Blut aus dem Schlauch hervorbringen müſſen. Wozu Dich ſein vermeintlicher Tod bewegen ſollte, iſt Dir nicht unbekannt, mein Sohn.

Henarez äußerte hohe Zufriedenheit, daß Rodrigo noch am Leben ſey. Welche Bewandniß auch es damit haben mag, fügte er hinzu, ich bin froh, ihn nicht mehr todt glauben zu müſſen. Aber — ich nenne das viel für eine Schweſter thun, wie leicht hätte ihn mein Degen treffen können, wo er nicht gepanzert war.

Es leidet nun keinen Zweifel, hieß es drüben noch, daß er die Rolle ſeines Geſpenſtes ſelbſt übernommen hat. Wer hätte ihm auch ähnlicher ſehn können, wie er ſelbſt.

Der alte Mönch wünſchte dem Novizen Glück, keine Blutſchuld mehr auf dem Herzen zu tragen, doch urtheilte er, den jungen

Mann, von welchem noch die Rede ſey, müſſe billig die weltliche Obrigkeit ſtrafen, die geiſtliche ſelbſt ſie dazu auffordern. Es gehöre zu den Sacrilegien, Todte, die aus ihren Gräbern geſtiegen wären, Anderen zum gefährlichen Schrecken darzuſtellen.

Der Edelmann entgegnete: Was ich von dem Zweikampf hörte, kann ich ſo wenig beweiſen, als ihn überführen, daß **er** in meinem Hauſe die Gaukelei trieb. Verſteht er, wie es ſcheint, in jenem Fall ſich mit einem Wundarzt, läugnet er in dieſem alles ab, wird er ſich leicht aus der Verlegenheit winden. Noch iſt der Gouverneur ihm gewogen, hat ihm ſo gut, wie ein Freund meinem Sohn, Begnadigung des Zweikampfs willen vermittelt. Er könnte ihn ſonſt auch in Schutz nehmen. Darum würde mein Rath ~~nicht~~ ſeyn, Klagen ~~zu~~ beginnen.

Iſabelle wurde bei dieſem Geſpräch nicht berührt, wozu der Vater ſeine Gründe hatte. Er ſchied ziemlich vergnügt aus dem Kloſter, denn ſichtbar hatte auf den Sohn gewirkt, was er eben hören müſſen. Der Vater glaubte ſelbſt in ſeinen Mienen ſchon einiges Bereuen des Schrittes zu leſen, welchen er gethan.

Von dem Verhältniß zu reden, in welchem Henarez früherhin zu Iſabellen ſtand, würde im Kloſter nicht geziemt haben. Wenn Don Cirillo aber in Erfahrung gebracht hätte, ſie würde mit Nächſtem verheirathet ſeyn, oder wäre es ſogar ſchon, würde er dieſen Umſtand gern noch als eine Tagesneuigkeit in die Unterredung gemengt haben. Er hätte gemeint, ſie würde im Anfang den Sohn verwunden, ihn ſpäterhin aber deſto früher von ſeiner unglücklichen Leidenſchaft heilen. Doch war es keinesweges ſo. Man ſagte vielmehr ſich in der Stadt, Iſabelle widerſtrebe auf jede Weiſe der Heirath, zu welcher Antonio ſie nöthigen wollte. Als er mit Zwang gedroht, hätte ſie das Vorhaben geäußert, lieber eine Nonne zu werden. Lebhaft hätte Antonio das Widerſpiel gehalten, Iſabellens Mutter hingegen nicht. Und ihr Bruder — vielleicht, weil er ein um ſo größeres Erbe dann hoffen könne — ſey der Letzteren Meinung beigetreten, man dürfe, wenn das Herz einer Jungfrau ſtatt irdiſcher, Liebe zum Himmel fühle, ihm die Braut nicht entziehen.

Das müſſe, glaubte Don Cirillo, ſein Sohn nicht erfahren. Denn ohne Zweifel würde er vermuthen, Liebe für ihn bandle aus der Geliebten, und die ſeinige es nähren.

Dennoch blieb es ihm kein Geheimniß. Die älteren Mönche durften bisweilen ausgehn, und erfuhren dann wohl Manches, was in der Stadt ſich zutrug. Einige Zeit darauf, als Henarez ſeinen Vater geſehen, wurde im Refektorium erzählt, die Tochter des reichen Antonio wolle den Schleier nehmen, und hätte ihr Noviziat ſchon im Nonnenkloſter gegenüber angetreten.

Henarez mußte ſein Geſicht verbergen, als er dies hörte, es flammte ihm. Stets hatte er mit Entſetzen an den Augenblick gedacht, wo ihm die Nachricht zu Ohren kommen würde, Iſabelle hätte geheirathet. Die Liebenden ſind einmal ſo; den Beſitz des Gegenſtandes ihrer Anbetung gönnen ſie keinem Anderen, und wie fremd ihren Herzen auch ſonſt aller Neid ſeyn mag, hier fühlen ſie ihn gewiß im ausſchweifendſten Grad. Das ſchien nun Jener nicht mehr fürchten zu dürfen, und wenn Iſabelle aus Abneigung gegen einen ihr ausgewählten Bräutigam in die heilige Freiſtatt geflohen war, ließ ſich kaum noch bezweifeln, daß ſie auch nach überſtandenem Probejahr darin bleiben würde. Denn ging ſie hinaus, war zu beſorgen, daß Antonio ſeine Zumuthung erneuern würde. Und wie rührte, wie ſtolz machte es Jenen, wenn er, wofür es doch nicht an einiger Wahrſcheinlichkeit fehlte, ſich als den Grund der Abneigung anſah, welche Iſabelle gegen den Wunſch ihres Vaters empfand! In der That hatte ihm der öde Aufenthalt ſchon einigemal Widerwillen erregt, was ihn zu ſeiner Zeit vielleicht zu dem Entſchluß bewogen haben würde, dem ſein Vater hoffend entgegen ſah.

Nun änderte ſein Gefühl hierüber ſich ſchnell. Was Iſabelle trug, wollte er auch nicht von ſich werfen, und gehörte ein heldenmüthiger Sinn dazu, von einem Mädchen ſich darin nicht beſchämen laſſen.

Aus der ihm angewieſenen Zelle konnte er nach jenem Kloſter ſehn. Es lag einige Hundert Schritte entfernt. Manche Stunde brachte er nun an ſeinem Fenſter zu, und ſah hinüber. Der Gedanke allein, dort wohne Iſabelle, machte ihm dieſe Beſchäftigung ſüß, und o was hätte er nicht darum gegeben, aus der Reihe von kleinen Gitterfenſtern, welche die Nonnenzellen drüben bezeichneten, das ihrige herauszuſehn!

Der Abſtand war zu groß, um ein Geſicht zu erkennen, daneben ließ auch jede Nonne, wenn ſie einmal an das Fenſterchen trat, erſt den Schleier über das Antlitz fallen. Deſſenungeachtet meinte Henarez mit ſeinen ſcharfen Augen die bisweilen ſichtbaren Köpfe einigermaßen unterſcheiden zu können. Etwas Eignes in Haltung und Beweglichkeit ſchien ihm jugendliche anzudeuten. Nach langem Prüfen waren es nur zwei, woran er dieſe Kennzeichen wahrnahm. Und der eine von dieſen Köpfen ließ ſich bei Weitem öfter als die Uebrigen am Fenſter ſehn. Aus ſeinem Vermuthen, Iſabelle wär' es drüben, ward allmählig ein feſter Glaube, und mit Entzücken hielt er daran.

Einige Monate waren ſchon vergangen, als Henarez erſt die Bemerkung machte, die oft geſehene Verſchleierte hielte oft ein weißes Tuch in der Hand, das zum Gitter hinausflatterte. Es bewog ihn, auch ein weißes Tuch mit an ſein Fenſter zu nehmen und ſich ſichtbar zu machen. Augenblicklich bewegte das Tuch drüben ſich öfter, als ob es Wink und Gruß ausdrücken ſollte. Das wiederholte ſich manchen Tag ſo, und ihm blieb kein Zweifel mehr, daß er mit Iſabellen die Zeichen wechsle. Allem Anſehn nach wußte ſie auch, wem ſie die ihrigen gab.

Im Kloſter lebte auch ein Mönch, Pater **Leo** genannt, von ſtrengen Grundſätzen und finſtrer Gemüthsart. Er mußte den Novizen in der ſcholaſtiſchen Theologie unterrichten. Einigemal ſchon hatte er ihm Mangel an Aufmerkſamkeit, Zerſtreuung vorgeworfen. Eines Tages ſtand Henarez mit ſeinem Tuch am Fenſter, hörte nicht, daß Jener in die Zelle trat. Leo berührte ſeine Schulter. Als Henarez ſich umwandte und einigen Schrecken verrieth, ſah ihn Jener mit durchdringenden Blicken an, und ſagte kopfſchüttelnd: **Ihr hängt irdiſchen Gedanken nach!**

Sein Vater kam von Zeit zu Zeit. War der alte freundliche Mönch zugegen, deſſen Kloſtername Hilarius war, ließ er wohl bisweilen einen Wink über ſeinen geheimen Wunſch fallen. Er that es jetzt um ſo mehr, als er ſeit Kurzem den Sohn ruhig und heiter fand, und aus guten Gründen lieber Ungeduld und Trauer an ihm entdeckt haben würde. Pater Hilarius ſchien Don Cirillo's Abſicht ſogar in etwas zu ahnen, und widerſtrebte ihr nicht. Er mochte auch wohl zu Solchen gehören, die ſpäterhin bereuet hatten, was ſie früher gethan, oder von ſeinen Eltern gezwungen, das Mönchsgewand angelegt haben. Seine Berufspflicht erlaubte ihm keineswegs, einen Novizen gradehin vom Gelübd abzumahnen, doch vermied er auch das Gegentheil. Einmal ging er ſelbſt ſo weit, daß er ſeufzend zu Henarez ſagte: er möchte wohl bedenken, was er thun wolle, ehe ſein Loos unwiderruflich geworfen ſey. Früher würden die Worte tiefen Eindruck gemacht haben, nun aber fühlte ſich Henarez im Kloſter völlig zufrieden.

In Gegenwart eines anderen Mönchs, oder gar des Paters Leo, deſſen Ruf wie ſein Betragen warnten, mußte Don Cirillo alle Vorſicht üben. Das Letzte ängſtigte ihn nicht wenig, zumal wie der Ablauf des Probejahrs immer näher heran kam. Nur einige Wochen fehlten noch daran, als er einmal ſehr eilig das Glöckchen läutete, in's Sprachzimmer gelaſſen zu werden, und den Sohn dahin gerufen zu ſehn verlangte. Henarez erſchien, mit ihm — Pater Leo. Jener konnte diesmal nicht an ſich halten, ſehr bewegt ertheilte er vielmehr dem Sohn die Nachricht: eben ſey ein Schiff aus Rio Janeiro angelangt, deſſen Capitain ihm erzählt habe, ſein Bruder wäre geſtorben, und zwar ohne Leibeserben und reich. Es iſt Dir nicht unbekannt, fügte er hinzu, daß vor langen Jahren Dein Oheim nach Braſilien gegangen iſt, um da ſein Glück zu ſuchen. Wir ſtanden in keinem Briefwechſel zuſammen, weil wir uns jung veruneinigt hatten. Der Vater ſelbſt hörte nur ſelten von ihm. In ſpäterer Zeit erfuhr ich, er hätte durch eine Heirath Vermögen erworben, auch durch Geiz es bedeutend erhöht, aber auch Kinder. Wie der Schiffskapitain nun behauptet, ſtarben ſie vor ihm. Ich bin daher ſein natürlicher Erbe. Eine gerichtliche Anzeige erhielt ich noch nicht, muß ſie nach dieſen Umſtänden jedoch bald vermuthen. Dann wird eine Reiſe nach Braſilien nöthig ſeyn, um die Erbſchaft zu ordnen. Ich fühle mich zu alt, um ſie noch anzutreten.

Er ſchwieg nun, Henarez konnte allein ſich das Weitere ſagen. Nichts ſchien jetzt nöthiger, als daß er nach einigen Wochen das Mönchsgewand ablegte.

Pater Leo runzelte die ſchon finſtre Stirn jetzt noch mehr. Welchen Reichthum, fragte er, könnte die ganze Erde bieten, dem Seelenheil ähnlich, das ein der Andacht geweihtes Leben erwirbt? Oft iſt Reichthum ein Fallſtrick des Teufels, durch ihn will er in Sünde verlocken, für irdiſche Eitelkeit um den Himmel betrügen.

Don Cirillo fuhr zuſammen, ſtotterte indeß noch: Ein Mönch kann nicht erben, und ich habe außer ihm nicht Sohn, nicht Tochter. Nun auch mein Bruder kinderlos geſtorben iſt, bleibt er der letzte Zweig des Hauſes Mentiona. Es geht mit ihm unter.

Der Pater rief: Beſſer erbt ein Mönch ewigen Reichthum. Wer zeitlichen hat, laſſe ihn frommen Stiftungen nach, ſtifte dafür ſich Gnade Oben.

Schneidend ſetzte er noch hinzu: Gehn manche Stämme unter, freut es den Glauben.

Die letzten Worte ſchienen Jenen wie ein Donnerſchlag zu treffen, und er machte, daß er von hinnen kam.

Henarez, auch heftig erſchüttert, mußte noch eine lange Predigt über die Nichtigkeit alles Irdiſchen, und die ernſteſten Ermahnungen, dem Himmel treu zu ſeyn, hören.

Wieder auf ſeiner Zelle, ſtellte er manche Betrachtung an. Er war noch zu jung, zu bekannt einſt mit dieſen und jenen Freuden geweſen, um von einer Ausſicht auf hohen Reichthum nicht lebhaft getroffen zu werden. Gleichwohl fragte er ſich auch: Hatte noch irgend eine Freude Reiz für mich, als ich Iſabellen erſt ſah? Alle meine Wünſche ſtrebten nun nach einem Ziel nur, Iſabellens Hand ſollte alle Glückſeligkeit mir vereinen. Erringe ich ſie nicht, was nützte mir auch aller Reichthum von Mexico und Peru!

Er trat zum Fenſter. Das Tüchlein drüben winkte. O ſüßes Gefühl, und täglich empfunden! Es wäre das beſte Glück, meinte er, was ihm hienieden noch lächeln könne, und es würde ihm entflohen ſeyn, wenn er die Zelle miede.

Einige Tage darauf kam ein junger Menſch zum Pförtner, und brachte zwei ſchöne Melonen. Er käme von Don Cirillo, ſagte er, die eine ſollte ein Geſchenk für den Prior, die kleinere für Henarez ſein. Sie wurden abgegeben.

Wie Letzterer — zum Glück allein — die ſeinige aufſchnitt, fand er ein kleines Buch darin, ſehr künſtlich hineingebracht. Er ſchlug es auf und erſchrack. Es war ketzeriſchen Inhalts. Eilig verbarg er es in ſeinem Schränkchen und konnte ſich nicht genug wundern, daß ſein Vater gewagt hätte, ein Buch dieſer Art ihm heimlich in die Hände zu ſpielen.

Nach etlichen Tagen fand ſich dieſer wieder zum Beſuch ein. Diesmal ging der Prior ſelbſt mit dem Novizen ins Sprachzimmer, und der Vater des Letzteren war heute ziemlich kleinlaut, erwähnte auch vom Erbe in Amerika nichts. Der Prior dankte ihm für die empfangne treffliche Melone. Befremdet verſicherte Don Cirillo, ihm keine geſandt zu haben. So mußte, entgegnete der Prior, ein Irrthum im Namen obwalten. Wie dem auch ſey, ſie hat mir unvergleichlich geſchmeckt. Wir haben deren im Kloſtergarten nicht.

Don Cirillo wandte ſich an den Sohn: Es ſind nur noch acht Tage, fing er an, ich hoffe, Du wirſt thun, was Dein Herz Dir ſagen muß.

Dann ſchied er, und Henorez ſuchte wieder die Einſamkeit. Er glaubte wohl zu wiſſen, warum Jener die Zuſendung des Geſchenks abgeläugnet hätte. Seine letzten Worte hatten ihn auch ergriffen. Der Prior konnte ſie nicht tadeln, und doch waren ſie zweideutig genug. Das Herz mußte unter andern ihm ſagen: leiſte dem Vater Gehorſam.

Es führte ihn zu Betrachtungen anderer Art, wie die neulich angeſtellten. Wie hätte es ihm entgehen können, des Vaters ſehnlichſter, ihm einzig noch übriger Wunſch ſey, er möchte aus dem Mönchsthum keinen

Ernſt machen. Dem Wunſch des Vaters nachzuleben, verlangten vom Sohn gar viel Geſetze, und Henarez meinte noch, er höre am lauteſten die Stimme der Natur. Doch wenn der Wunſch ſich gegen die Geſetze der Religion richtete, war es ſtrafwürdig, ihn zu vollziehen. Das würde Pater Leo mit Donnerworten ihm bewieſen haben. Es war gleichwohl dem Lehrer der ſcholaſtiſchen Theologie nicht gelungen, wahren apoſtoliſchen Fanatismus in des Schülers Herz zu pflanzen. Die empfangene Erziehung widerſtrebte manchen Ueberzeugungen. Hätte nun irgend etwas ſeinen Entſchluß, im Kloſter zu bleiben, zum Wanken bringen können, würde es auch der Gedanke an die ſeinem Vater ſchuldigen Pflichten geweſen ſeyn. Es kam mindeſtens ſchon dahin, daß er heute noch nicht wußte, was er im entſcheidenden Augenblick thun würde.

In den nächſten Tagen ſah er drüben im Kloſter das Tuch ſich mehr als ſonſt regen, urtheilte auch, es müſſe nicht ohne Bedeutung ſeyn. Das Eifrige in den Zeichen nahm zu, doch blieb es ſchwer, ſie auszulegen. Vielleicht wollte Iſabelle, unterrichtet, der Tag ſeines Gelübdes wäre nicht fern mehr, ihn beſtärken. Aber ſie konnte auch das Gegentheil meinen. Das Tuch flatterte mehr rechts und links, als daß es ſich vorwärts geneigt hätte. Deutlich ſah er bisweilen auch ein Kopfſchütteln. Es konnte anzudeuten ſuchen, er möchte das Gelübd nicht ablegen, aber auch heißen: ſie würde nie aus dem Nonnenkloſter gehn. Eine Botſchaft an ſie, die eine Erklärung abholte, war unmöglich. Deshalb ſchwebte auch Henarez in großer Verlegenheit.

Nur drei Tage hatte er noch, da verſuchte er die Zeichen zu beantworten. Er bewegte ſein Tuch hin und her, und ſchüttelte den Kopf. Sogleich machte das Nonnenhaupt drüben eine bejahende Neigung, und das Tuch ſank nieder. Da meinte Henarez belehrt zu ſeyn. Er hatte gefragt, ob Jene es billige, wenn er dem Entſchluß nicht treu bliebe, und Antwort empfangen. Nun beſchloß er, kein Mönch zu werden.

Iſabelle, hoffte er, würde ſeinem Beiſpiel dann auch folgen. Sie war ſpäter ins Kloſter gegangen als er, ſo lief ihr Probejahr auch um einige Wochen ſpäter um. Von der Erbſchaft aus Braſilien unterrichtet — bewilligte ihm Antonio dann wohl auch ihre Hand, die er gewiß nur aus kaufmänniſchem Sinn ihm verſagt hatte. Nun wiegte ſich Henarez in die angenehmſten aller Träume, die der hoffenden Liebe.

8.

Juana tritt wieder auf.

Doch trat am Vorabend des verhängnißvollen Tages Pater Leo in ſeine Zelle. Was ich vermuthet hatte, fing er an, darüber empfing ich eben näheren Aufſchluß. Wie Euer Vater letzthin von einem in Amerika Euch verſtorbenen Oheim ſprach, fiel mir bei, es könne wohl ein leeres Vorgeben ſeyn, in welcher Abſicht, iſt zu errathen. Heute mußte ich zum Hafen; ein Seemann lag tödtlich krank auf einem Schiff, verlangte die Abſolution. Ich fragte, woher das Schiff gekommen ſey. Von Rio Janeiro, hieß die Antwort. Nun ſprach ich auch mit dem Kapitain. Er wußte weder von einem Mentiona in Braſilien, noch einer Botſchaft, die er ſeines Todes willen Eurem Vater gebracht hätte.

Henarez war über dieſe Nachricht betroffen und beſtürzt. Sie zertrümmerte eine kaum genährte Hoffnung wieder.

Gutmüthiger als ſonſt fuhr indeß Pater Leo fort: Höchſt ſtrafbar iſt Euer Vater, eine Lüge brauchte er, um Euch vom Gelübd abwendig zu machen, und würde ſich ſchwer verfolgt ſehn, wenn davon verlautete. Doch weiß es Niemand, als Ihr und ich, und ich verheiße Euch unverbrüchliches Schweigen, wenn Ihr, wie ich ohnehin hoffe, der Kirche treu bleibt.

Nun verließ er die Zelle, die heftigſten Gemüthsbewegungen waren über Henarez gekommen. Er mußte jetzt ſich ſagen: mir iſt das irdiſche Glück nicht beſtimmt! Seinen Vater konnte er auch nicht in ſchlimme Gefahr bringen wollen. Auf ihm ruhte ſchon ein Verdacht, über welchen in der letzten Zeit erſt, und vor Allem, wie neulich Pater Leo mit ihm redete, ein näheres Licht dem Sohn aufgegangen war.

Schon nahte der Abend, ein Zeichengeſpräch mit der Nonne drüben war nicht mehr anzuknüpfen. Und wer ſagte ihm auch, er hätte neulich die Hieroglyphen richtig entziffert? Iſabelle konnte auch verſtanden haben: ob ſie es billige, wenn er ſeinen Entſchluß nicht untreu würde.

Alle Umſtände zwangen ihn nun, daran feſt zu halten. Er legte den folgenden Tag das Gelübd ab, wurde mit den üblichen Feierlichkeiten zum Mönch und Prieſter geweiht, und empfing den Kloſternamen Innozenz. Es war geſchehen.

Nun änderte ſich jähling viel. Der neue Mönch mußte die vorige Zelle räumen, eine auf der anderen Seite des Kloſtergebäudes beziehn. Nun war es um jene Ausſicht, mit allen ihren Freuden, geſchehn. Die neue war eng und düſter, enthielt nur den Raum zwiſchen dem Kloſtergebäude und der Kirche, Unten zeigten ſich Gräber.

Wie Henarez die wenigen Habſeligkeiten aus dem alten in den neuen Wohnſitz ſchaffte, fiel ihm das kleine Buch wieder in die Hand, woran er, indem ſo viel Anderes zeither ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, kaum noch gedacht hatte. Es nur aufbewahrt zu haben, hätte ihn ſtraffällig gemacht, daher ſteckte er es ſchnell in den Buſen, und wies auch in der neuen Zelle ihm einen Platz an, wo es ſo leicht Niemand finden konnte.

Sein Vater hatte jener Feierlichkeit nicht beigewohnt, ließ auch jetzt nichts mehr von ſich hören. Es bewies dem Sohn, wie erzürnt er ſeyn mußte, was Dieſem weh that.

Nach einigen Tagen befand er ſich im Refektorium, wo der Prior über die reiche Erbſchaft, die ſeinem Vater zugefallen wäre, ſprach. Henarez ſchwieg, Pater Leo entgegnete aber: Ihm mag wohl — ein Gerücht dieſer Art zu Ohren gekommen ſeyn, doch weiß ich von guter Hand, daß es nichtig iſt. Der Prior verſetzte: und ich weiß vom Gouverneur das Gegentheil. Hunderttauſende beträgt das Erbe. Es würde in Ländereien beſtanden haben, doch hatte ſie der Verſtorbene kurz vor ſeinem Tode zu Gelde gemacht, und in Wechſel verwandelt, die in Holland zahlbar ſind. Don Cirillo wird alſo nicht erſt nach Braſilien reiſen müſſen, er kann von Holland den ihm zugefallenen Reichthum beziehen. Jener rief: Seltſam, ich ſprach doch ſelbſt einen Schiffskapitain, der von Rio Janeiro kam. — Es liegen zwei Fahrzeuge im Hafen ſagte der Prior, die von dort gekommen ſind. Die amtliche Nachricht hat Don Cirillo aber Geſtern erſt über Liſſabon erhalten.

Pater Leo verſank jetzt ein wenig in Nachſinnen, dann ſagte er: Wunderbar ſind die Wege des Himmels! Daß ich den Kapitain ſprach, dem von jener Angelegenheit nichts bekannt war, ſchirmte unſern Pater Innozenz vor einem Rücktritt, den er allem Vermuthen nach, ſonſt gethan hätte. Wohl ihm, er hat das beſſere Theil gewählt!

Henarez gab kein Wort in die ganze Unterredung, und entfernte ſich bald. Er hätte denken müſſen wie Pater Leo, wären ſeine Ueberzeugungen die nämlichen geweſen, man ſagte indeß ſchon, daß es um die ſeinigen abweichend ſtand.

So gab es nun auch genug für ihn zu

bereuen. Er hatte, in ſofern er ſeinem Vater keine Gefahr bringen wollen, in einem Irrthum geſchwebt. Doch war es nicht ungeſchehn zu machen.

Er hatte jetzt mehr Muße, als im Novizenſtand, und doch nicht jenes Mittel noch, ſie auszufüllen, wodurch er ſo beglückt ſich gefühlt hatte. Um die trübſinnigen Gedanken zu zerſtreuen, las er oft in dem kleinen geheim gehaltnen Buch. Doch rief es noch tiefere Schwermuth über ihn. Es zählte alle Gründe auf, die ein Wiklef, Huß, Luther, Calvin u. ſ. w. gegen die Mönchs- und Nonnenorden, wie gegen den eheloſen Stand der Prieſter eingewandt hatten. Sie prägten ihm ſich weit mehr als richtig ein, wie die entgegen geſtellten, die ſeine Pflicht ihm auflegte, unumſtößlich zu finden. In voller Jugendblüthe war er nun verurtheilt, Liebe, Freiheit, und ſo manche Genüſſe noch zu fliehen, welche das bürgerliche Leben harmlos nennt, das Kloſter hingegen unterſagt.

Nach einigen Wochen hörte er im Refectorium, die Tochter des reichen Antonio hätte das Gelübd auch abgelegt. Die Kunde gewährte ihm an einer Seite Troſt, denn nie konnte ſie nun doch ein Anderer beſitzen, auf der anderen flößte ſie ihm herbe Wehmuth ein. Denn vielleicht, dachte er, hätte ſie auch ein anderes Verfahren gewählt, wenn er mit ſeinem Beiſpiel ihr vorangegangen wäre.

Man erzählte noch, was ihm neu, befremdend, doch im Ganzen gleichgültig war. Eine Jugendfreundin und Milchſchweſter von Iſabellen, hieß es, wäre, nachdem ſie erfahren, was Jene gethan, auch in daſſelbe Kloſter gegangen, und hätte viel beigetragen, daß Iſabelle feſt geblieben, ſie aber ſelbſt hätte doch nach überſtandener Probefriſt die heiligen Mauern wieder gemieden.

Henarez konnte nicht zweifeln, daß Juana gemeint ſey. Warum ſie, zuvor doch mit ihr entzweit, Iſabellen in ein Kloſter gefolgt war, begriff er nicht. Auf eignen andächtigen Trieb ließ ſich bei ihr nicht ſchließen, und man hätte glauben ſollen, daß ſie in einem ſolchen Fall, oder wenn ſie die Welt aus Gram über — fehlgeſchlagene Liebe meiden wollen, nicht einen Aufenthalt erkieſt haben dürfte, wo Iſabelle ſich befunden. Zwar würde auch erneute Anhänglichkeit löblich geweſen ſeyn, doch hätte Juana bewirken helfen, daß Iſabelle nicht mehr vom Nonnenſchleier ſich getrennt, hätte ſie der junge Mönch darum bitter haſſen mögen, obſchon ihm keine Hoffnung mehr auf die Geliebte übrig blieb. Wie dem auch ſeyn mochte, billigte er Juana's Verfahren, indem ſie wieder aus dem Kloſter ging, und wünſchte ſeufzend, er möchte auch es beobachtet haben.

Sein Vater kam ſo wenig, als er an den Sohn geſchrieben hätte, doch kam ein Gerücht in das Kloſter, Don Cirillo habe ſich verlauten laſſen, er wolle nach Holland gehn, wo ſein Vermögen ſich befände, um künftig dort zu leben.

Es wurde hart beurtheilt. Ein Katholik, ſagte der Prior, und will in das Ketzerland. Es iſt Verſündigung. Schärfer noch ließ ſich Pater Leo vernehmen, und ſagte, Don Cirillo würde ſich damit verſündigen, und zugleich wie ein treuloſer Patriot handeln. Denn es wäre um ſo mehr ſeine Pflicht, das geerbte Vermögen nach Portugal zu bringen, als es in einer portugieſiſchen Colonie erworben ſey. Das meine ich auch, verſetzte der Prior, und er könnte ſowohl den Himmel damit verdienen, als auf Erden ſich einen geprieſenen Namen ſtiften, wenn er aus dieſem Vermögen in Portugal eine Kirche oder Abtei baute.

Pater Hilarius, der gern zum Beſten wandte, vertrat Jenen. Einmal, bemerkte er, gäbe es in Holland auch Katholiken, weil man daſelbſt jede Religion dulde.

Die beiden Anderen fielen ſogleich ein: Darum ſey es ſchon ein Ketzerland, und nach ihren Anſichten, welche die römiſche allein für eine Religion erkannten, hatten ſie da auch nicht Unrecht.

Innozenz, den es verwundete, ſeinen Vater nachtheilig beurtheilen zu hören, rief mit Hitze: Ohne Zweifel iſt es ein falſches Gerücht, wie man deren manche ſchon lieblos von meinem Vater ausgebreitet hat, er wolle in Holland bleiben. Vielleicht iſt es ſchwierig, durch Briefe ſeine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und ſie fordern ſeine perſönliche Gegenwart. Er wird zu ſeiner Zeit wohl zurückkommen.

Davon war er ſo eigentlich nicht überzeugt, und wenn ihn der Gedanke ſchon wehmüthig machte, er würde in einem ſolchen Fall ſich ganz von ſeinem Vater getrennt ſehn, meinte er dennoch, Jener würde aus manchem Grunde wohl thun, den Aufenthalt in Holland mit dem in Portugal zu vertauſchen. Er hatte indeß ihn vertheidigen, und allenfalls dazu beitragen wollen, daß man ihm die Reiſe nicht etwa behindere.

Weil die Mönche aber noch viel über Ketzerei, und zwar öffentliche und geheime ſprachen, die letzte auf ſeinen Vater zu beziehen ſchienen, nahm er das Wort noch einmal für ihn, wallte dabei ziemlich auf, und ſagte in dieſer Stimmung — freilich unbedachtſam genug: er hätte auf ſeinen Reiſen faſt jeden Erdtheil beſucht, wogegen ſie Alle, die Mönche, — nicht aus Portugal gekommen wären. Er hätte Länder mit proteſtantiſchen Einwohnern geſehn, auch deren, wo Mahomed, oder Brama u. ſ. w. verehrt würden. Doch allenthalben glaube der Menſch, in ſeinen Meinungen Recht zu haben, und fremde des Irrthums beſchuldigen zu können, es fehle auch nirgend an Beweiſen, die Jeder an ſeinem Theil unfehlbar zu erkennen nicht anſtehe. Da gleichwohl die verſchiedenſten Meinungen immer von Dankbarkeit gegen den Urheber der Welt ausgingen, und auch, mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Völker ausgebildet wären, Tugend zu befördern ſuchten, verdienten auch alle, nach ſeinem Dafürhalten, Achtung.

Für dieſe, allerdings unkatholiſche, Aeußerung ward der junge Mönch ſogleich in den Anklagezuſtand geſetzt. Pater Leo rief: So haben wir denn einen Ketzer in unſrer Mitte. Wer da meint, Juden, Türken, Heiden verdienten Achtung, muß den eignen Glauben auch geringſchätzen. Dennoch wagte Pater Hilarius einige Entſchuldigungsgründe. Der Pater Innozenz, ſagte er, hätte nur auf ſeinen Reiſen gemachte Beobachtungen mitgetheilt, und das beigefügte, ohne Zweifel unbeſonnene und ärgerliche, Urtheil wäre ſeiner Jugend und dem Umſtande, daß er noch ein Neuling im Kloſter ſey, wenigſtens ſo zuzurechnen, daß man eine mildere Strafe ihm dafür zuzuerkennen habe. Wäre er übrigens nicht vom Vorzug der römiſchen Kirche vor allen überzeugt, würde er nicht ihr Prieſter geworden ſeyn.

Der Convent mußte ſich verſammeln. Pater Leo erkannte ihm Hundert Streiche mit der Diſziplin (Geiſſel) und vierwöchentliches Gefängniß bei Waſſer und Brot, den dritten Tag gänzlich faſtend, zu, wobei er, wie er ſich äußerte, noch Jugend, Unerfahrenheit, und den erſten Fehler ſolcher Art ſchonend in Betracht zöge, indem er ſonſt, oder ein wiederholter, bei Weitem härter geahndet ſeyn müßte. Die eine Hälfte der Mönche trat dem Ausſpruch bei, die andere gleichwohl dem des Pater Hilarius, welcher auf eine nur achttägige Kerkerſtrafe antrug. Pater Leo zeigte ſich hierüber ungemein aufgebracht und beſchuldigte Jenen eines Mangels an frommem Eifer; Pater Hilarius ſtand demungeachtet ſeines hohen Alters und fleckenreinen Wandels halber ſo in Anſehn, daß ſein Wort die Stimmen wenigſtens theilte. Sie wurden nach dem vorläufigen

Beſprechen erſt geſammelt. Dem Prior lag nun die Entſcheidung ob, bei der er jeden Theil zu berückſichtigen hatte. Er gab den Ausſchlag dahin: Pater Innozenz ſollte funfzig Streiche erhalten und vierzehn Tage mit hartem Gefängniß büßen.

So ward die Strafe nun vollzogen. Henarez hatte einſt allen Stolz eines portugieſiſchen Edelmanns und Seeoffiziers gefühlt, dennoch mußte er den entblößten Rücken einer Geiſſel darbieten. War er einmal Mönch geworden, folgte auch, daß er ſich der Verfaſſung des Ordens zu unterwerfen hatte. Die Streiche wurden ihm auch keineswegs gelind zugemeſſen, das Blut rann vielmehr ziemlich danach. Gleich darauf mußte er das Mönchskarcer beziehen. Es war ein enges Behälter unten am Kreuzgang, welches die Ratten fleißig heimſuchten. Mit einer ſchweren Kette ward er dort an die Wand gefeſſelt. Er konnte weder aufſtehen noch liegen; bei der vom Pater Leo vorgeſchlagenen Koſt, und dem dritten Hungertage blieb es.

Dieſer Aufenthalt konnte nicht geeignet ſeyn, ihm das Mönchsleben, dem er ſich hingegeben zu haben, ohnehin ſchon viel bereute, angenehmer zu machen.

Wie man ihn aus der Haft entlaſſen hatte, mußte er die kirchlichen Amtspflichten eines Mönchs vollziehen, was zeither noch nicht geſchehen war.

So hörte er nun auch Beichte. Da kam unter Andern ein junger Mann zu ſeinem Stuhl mit rothen Haaren und einem großen Knebelbart von derſelben Farbe. Jenem dünkte die Stimme etwas bekannt, das Geſicht aber nicht. Der junge Mann beichtete einige unerhebliche Sünden, und Pater Innozenz legte ihm eine angemeſſene Büßung auf. Hernach ſagte Jener leiſe: Ehrwürdiger Herr, erlaubt mir, daß ich Euch ein Heiligenbild verehre. Er reichte es ihm zugleich in den Beichtſtuhl. Schnell ſagte er noch: Zeigt es heute, wenn Ihr wollt, doch morgen ja Niemandem.

Nach dieſen Worten verſchwand er eilig. Jener beſah das kleine Gemälde. Es ſtellte den heiligen Franz von Aſſiſſi dar. Um ſo räthſelhafter ſchienen jene letzten Worte.

Als er nach ſeiner Zelle zurückging, fragte ihn Pater Leo, der ſich auch in der Kirche befunden hatte, was ihm dort gegeben ſey? Henarez wies ihm das Bild. Pater Leo beſah es ſorgfältig, ob etwa zwiſchen dem Rahmen, worin es gefügt war, ein Briefchen ſtecke. Als er nichts fand, gab er es zurück.

Henarez behielt jene Worte aber im Gedächtniß und verbarg das Empfangene ſorgſam. Den andern Tag war es unſcheinbar, es zeigten ſich Riſſe darin, die Farben bröckelten theilweiſe ab, wie Jener es bewegte. Der lateiniſche Spruch, geſtern unten zu leſen, war nicht mehr da, hingegen waren in portugieſiſcher Sprache die Worte zum Vorſchein gekommen: Trauen Sie dem Ueberbringer völlig.

Es leuchtete ein, daß eine geheime Dinte im Spiel ſey. Oben ſchienen dünne Paſtellfarben dergeſtalt mit einer Flüſſigkeit verſehen, daß ſie nur etwa einen Tag dadurch gebunden blieben. Auch mußte etwas von einer ätzenden Materie beigefügt ſeyn, welche noch ſie auflöſ'te. Henarez gewahrte es mit Verwunderung, ſchüttelte und klopfte noch an dem Bildchen. Nun fiel die Oberſchaale ganz weg, und wer beſchreibt des jungen Mönchs Empfindung, als er nun — Iſabellens Abbild ſah. Es war ſprechend getroffen, in Oelfarben dargeſtellt, und mit einem Firniß überzogen, welchem das Aetzmittel nicht ſchaden konnte. Das holde Geſicht im Nonnenhäubchen ſchien ihn anzulächeln, und auch wehmüthig anzuſehn. So klein das Gemälde auch war, zeigte es doch im Hintergrunde das Meer und ein vor Anker liegendes Schiff. Iſabelle wies deutend mit der Hand dahin.

Von ihr wurde ihm alſo auch geſagt, er ſolle dem Ueberbringer völlig trauen. Ob er ſchon wenig begreifen konnte, wie eine Nonne im Stande ſey, eine Verbindung mit Jemandem außer dem Kloſter zu unterhalten, beſchloß er dennoch, jenen Worten nachzuleben, auf jede Gefahr.

Nach einigen Tagen traf ihn wieder die Reihe, Beichte zu hören. Er blickte geſpannt in der Kirche umher, ob nicht der Mann von neulich erſcheinen würde. Nicht lange ließ er auf ſich warten, blieb jedoch entfernt, that ſcheu. Pater Innozenz wagte es, ihm durch einen leichten Wink Muth zu machen, glaubte heute es um ſo eher thun zu können, weil der zu fürchtende Leo nicht zugegen war.

Jetzt nahte der Andere, that als ob er beichte, ſagte ihm hingegen ins Ohr: „Warum haben Sie das Buch nicht geleſen, das

Iſabelle Ihnen in einer Melone zugeſchickt hat. Sie wollte Ihnen andere Ueberzeugungen wecken, und zugleich ſagen, denen im Buch enthaltenen pflichte ſie auch bei. Viele Zeichen gab ſie Ihnen mit einem Tuch, Sie möchten das Gelübd nicht vollziehen, was ſie dann auch nicht gethan haben würde. Da Sie nicht darauf achteten, blieb ihr auch nichts Anderes übrig, weil ihr Vater ſie doch gezwungen haben dürfte, ſich mit dem ihr früher zugedachten Bräutigam zu verbinden. Allem Anſehn nach hätte er das nicht begehrt, wären Sie aus dem Kloſter gegangen, denn er wußte um die reiche Erbſchaft Ihres Vaters. Doch iſt für die Liebenden noch nichts verloren, wenn Sie den Muth haben, mit Iſabellen zu entfliehen. In wenigen Tagen geht Don Cirillo auf einem holländiſchen Fahrzeug nach Amſterdam ab. Ich will ihm das Geheimniß vertrauen, doch erſt, wenn er an Bord gegangen ſeyn wird. Dort kann er ohne Furcht ſich äußern, und von den proteſtantiſchen Schiffleuten beſorgt ſich auch nichts. Das Schiff muß aus dem Hafen ſteuern, doch auf der Rhede, als wäre noch etwas verſäumt, wieder vor Anker gehn. Für eine Schaluppe am Ufer will ich ſorgen. Wie gern wird Ihr Vater Sie nach Holland mitnehmen, wo Niemand ſich darum bekümmert, ob Sie ein Mönch geweſen ſind, oder nicht. Dort giebt es ein anderes Recht, eine andere Wahrheit, als in Portugal, und wer kann entſcheiden, welches das rechteſte, welche die wahreſte iſt. Auch Antonio war ſtets damit unzufrieden, ſeine Tochter als Nonne eingekleidet zu ſehen. Hat ſie aufgehört es zu ſeyn, lebt in einem fremden Lande, iſt nicht zu bezweifeln, daß er einſt ihr Erbtheil ihr zuwenden wird. Ich folge Ihnen und Iſabellen, denn bot ich zu ſo einem Wagniß die Hand, kann ich in Portugal nicht mehr Sicherheit hoffen.“

Je mehr dieſe Worte dem jungen Mönch das Geſchehene bereuen ließen, je lebendiger ſie auch ſein Gemüth, ſeinen Willen für die Zukunft erregten; das ganze Feuer, die Kühnheit, welche er als Krieger einſt bewieſen hatte, loderten wieder in ihm auf. Mit Iſabellen entfliehen, dieſer Vorſtellung wichen alle Bedenklichkeiten, die ſein Stand ihm auflegte. Dennoch konnte er die Hinderniſſe, die einem ſo verwegenen Unternehmen begegnen mußten, weder ſich, noch dem Rathgeber abläugnen. Er ſagte ihm leiſe: Ständen Tauſend Kanonen auf dem Wege zu Iſabellen, ich beträte ihn; doch wie ſoll ich aus meiner Zelle kommen, wie aus der ihrigen ſie abholen?

Der Andere entgegnete: „Die Nächte ſind jetzt dunkel, und viel iſt da zu thun. Sie werden doch aus Ihrer Zelle in die Kirche ſchleichen können. Von da läßt ſich aus einem Fenſter zur Gaſſe hinabſteigen. Dann eilen Sie zum Nonnenkloſter, holen Iſabellen ab —“

Die Kirche ſteht bei Tage nach dem

Kreuzgang auf, Abends nicht mehr. Um Mitternacht gehen die Mönche zur Hora. Dann wird ſie geöffnet, und gleich hernach verſchloſſen. Blieb ich allein darin zurück, würde man wahrnehmen, daß ich nicht nach meiner Zelle ginge, ich bin ſcharf beobachtet. Schlich ich ſpäter hinaus, fände ich die Thüre zu —

„Neulich war Niemand beim Kreuzgang zu ſehn. Ich ging nach ſeiner Thüre, drückte mir den Schlüſſel in Wachs ab, und ließ einen anderen darnach fertigen. Hier hab' ich ihn in mein Tuch gewickelt. Nehmen Sie ihn geſchwind. Uebermorgen, das weiß ich, wird Don Cirillo an Bord ſeyn. Die Mitternachtshora währt bis gegen halb Eins. Eine Stunde ſpäter, wo Alles im Kloſter wohl ſchläft, mögen Sie aufbrechen. Schlag halb zwei Uhr ſollen Sie mich draußen finden, wo ich Ihnen Hülfe leiſten will. Iſabelle ſteht mit einer Pförtnerin im geheimen Bund. Iſt es möglich, finden wir ſie bereits an der Mauerpforte des Kloſters. Hätte die Vertraute nicht Rath ſchaffen können, nun ſo ſieht man nach Leitern aus; Sie ſteigen zum Fenſter hinan, durch Feilen und Scheidewaſſer wird das Gitter zerſtört — genug, fehlen Sie um die beſtimmte Zeit nur nicht.“

Henarez unterbrach ihn: Ich weiß genug. Pater Leo kömmt, entfernen Sie ſich!

Er hatte den Schlüſſel bereits in ſeinen Buſen geſteckt. Es kamen noch einige Perſonen, welche beichteten. Dabei fiel dem argwöhniſchen Pater Leo nichts auf und Henarez nahm, was er empfangen, unbemerkt mit weg.

Nun ſchwelgte er in Hoffnungen und ſüßen Träumen der Zukunft. Er ſollte, was nicht mehr denkbar geſchienen hatte, Iſabellen ſein nennen, nicht vom Vater mehr ſich getrennt ſehen. War er in Holland, konnte ihn der Flucht aus einem Kloſter willen nicht allein keine Strafe mehr treffen, ſondern man billigte nach den vorigen Grundſätzen gewiß noch eine ſolche Flucht. Der lange Krieg Spaniens mit den Niederlanden hatte ſeit Kurzem geendet, und manche Klöſter waren dort aufgehoben, den Mönchen und Nonnen ihre volle Freiheit ertheilt worden, indem ihr Gelübd unzuläſſig, nichtig hieß. Auf dortigem Boden erſt, meinte Henarez, dürfe auch ſein Gewiſſen ihm keinen Vorwurf mehr machen, weil mit den Landesgeſetzen einſtimmte, was er gethan.

Allein es ging dabei ohne ſchweren innern Kampf doch nicht ab. Die Stimme des Gewiſſens ängſtete ihn gegenwärtig, ſtellte ihm den Treubruch gegen die Kirche, das Verbrechen einer meineidigen Flucht in einem ſchreckenvollen Lichte dar, und fragte ihn, ob in Portugal auch gelte, was in Holland einer ketzeriſchen Regierung frevelnder Ausſpruch ſey.

Er brachte die folgende Nacht ohne Schlaf zu, und wankend zwiſchen zwei widerſprüchigen Vorſätzen. So ging es ihm mehr noch den andern Tag, und die fürchterliche Unruhe nahm mit der herannahenden entſcheidenden Nacht zu. Sah er Iſabellens Bild an, wie es lächelte, flehte, nach dem Schiffe wies, glühte auch das alte Vorhaben, auf jede Gefahr es zu wagen, auf, und er hätte in dieſem Augenblick der ganzen Hölle getrotzt. Hatte er das Gemälde weggelegt, und gab ſich einem nähern Ueberlegen hin, bangte ihm wieder ſchaudernd. Nicht vor irgend einer irdiſchen Gefahr, um Iſabellen würde er auch dem gewiſſen Tode freudig entgegen gegangen ſeyn, den Zorn des Himmels fürchtete er.

9.

Verrath überall.

Am Abend ließ ihn der Prior rufen, und gab ihm einen gleichgültigen Auftrag. Doch hielt er ihn einige Zeit dabei auf und ſagte auch: Seyd Ihr krank? Das Geſicht brennt Euch fieberhaft, Ihr ſcheint zu zittern.

Wenig fehlte, und Pater Innozenz hätte ſich ihm zu Füßen geworfen und Alles reuig bekannt. Doch hielt er noch an ſich, geſtand einiges Uebelbefinden zu, und richtete den Auftrag aus.

Wieder nach ſeiner Zelle gekommen, legte er mit Ernſt ſich auf, nicht zu fliehn, dem irdiſchen Glück um ein höheres zu entſagen. Er nahm auch das Bild nicht mehr in die Hand, weil ihm ſein Anblick den nun feſt ergriffenen Vorſatz nicht mehr ſtören ſollte.

Mitternacht nahte, er mußte zur Hora. Es ſchien ihm, als ob der Prior und Pater Leo ihn dort mit Blicken mäßen, die er unheilſchwangre hätte nennen mögen. Doch geſchah weiter nichts, und man begab ſich zurück.

Pater Hilarius ging an ſeiner Seite, und als die übrigen Mönche meiſtens in ihre Zellen getreten waren, ſagte der Alte leiſe: Was habt Ihr doch gethan? Ein Chorknabe will erlauſcht haben, daß Ihr im Beichtſtuhl mit Jemandem von Entfliehen ſprachet. Ihr bringt es noch dahin, daß Ihr eingemauert werdet.

Dann ſchied er, und dem jungen Mönch war zu Muthe, als ob das Haar neben ſeiner Tonſur emporſtieg. Er beſann ſich, daß er letzthin einen Chorknaben etlichemal nahe vorübergehn ſahe, vielleicht beauftragt.

In der Zelle fiel ihm auf, ſein Schränkchen offen zu ſehen. Er hatte ſich ein geheimes Schubfach darin verfertigt, wo er das proteſtantiſche Buch und das kleine Gemälde aufbewahrte.

Welche Beſtürzung! Es war gefunden, nichts mehr darin. Ohne Zweifel kam dem Prior zu Ohren, was der Knabe hinterbracht, er ließ ihn rufen, und währenddem ſeine Zelle durchſuchen, ob ſie Mittel zu einer Flucht enthielt. Was man gefunden, galt nicht weniger verbrecheriſch. Vermuthlich wollte der Prior das Buch erſt leſen, um zu ſehen, welche Anklage es gegen den Mönch begründete.

Nun blieb dieſem nichts übrig, als zu fliehen. Die vom Knaben erlauſchten Worte, das Bild eines Frauenzimmers, der ketzeriſche Inhalt des heimlich verwahrten Buches, reichten vielleicht ſchon zu, ihn zur entſetzlichen Strafe des Einmauerns zu verdammen. Auch über Iſabellen ſchwebte fürchterliche Gefahr, wenn man am Gemälde ihre Züge erkannte, und aus den beigefügten Worten auf ihr geheimes Unterhandeln mit Jenem ſchloß.

Um halb Zwei Uhr wollte ihn der Helfer draußen erwarten, doch hatte es noch nicht Eins geſchlagen, wie Henarez ſchon im Stillen aufbrach. Er konnte noch in der Nacht ſich verhaftet ſehn.

Welch Glück nun, daß er den Schlüſſel nicht vom Buſen ließ. Er paßte zur Kirche.

Dort brannte die nie verlöſchte Lampe, die Fenſter waren auch hoch, und er hätte eins davon zertrümmern müſſen, um hinaus zu ſteigen. Er ging nach dem Thurm, wo die Thüre nach Innen aufſtand, die andere jedoch nicht. Ihm fiel bei, ſeine Treppen zu erſteigen. Es war ziemlich hoch bis zur nächſten Oeffnung, von da nicht hinabzuſpringen. Henarez ſuchte aber das lange Tau der einen Glocke auf, womit von Unten zur Hora geläutet wurde. Es war lang, er zog es herauf, und warf den untern Theil durch die Oeffnung. Er hatte den Seedienſt einſt mit den Verrichtungen eines Matroſen beginnen, Maſten häufig erklettern müſſen, ſo konnte er ſich von einem Thurm an einem Tau hinablaſſen. Er verwahrte die Hände mit einem Tuch in etwas, und kam glücklich zum Boden. Wie er jedoch nun das Tau aus den Händen ließ, bekam die Glocke oben, die ſchon einmal, indem ſeine Schwere auf das Tau wirkte, angeſchlagen hatte, wieder einen Schwung, wodurch einiges Läuten entſtand. Der Fliehende erſchrak, doch weil es eben auch Ein Uhr ſchlug, vermengten ſich die Glockentöne, und ſchliefen die Mönche alle, hatte es damit um ſo weniger auf ſich.

Was ihn begünſtigte, war nicht nur eine völlig dunkle, ſondern auch ſtürmiſche Nacht. Der Wind ſauſ'te bald hohl, bald glich ſeine Stimme einem Krachen und Praſſeln. So konnte er manches Geräuſch übertäuben und ſelbſt auf die Vermuthung bringen, er hätte die Glocke auf dem Mönchsthurm in Bewegung geſetzt.

Henarez fand Niemanden in der Gaſſe, und eilte dem Wohnſitz der Nonnen zu. Freiheitsgefühl, entzückende Hoffnung, die entſchloſſenſte Kühnheit durchwogten ihm die Bruſt, und ſein Gewiſſen hatte er betäubt, ſeitdem er ihm das Unausweichliche entgegen ſtellen können.

Die Nonnen hatten um Ein Uhr ihre Hora begonnen, Henarez vernahm ſie; näher kommend, glaubte Iſabellens Stimme vor den übrigen zu unterſcheiden. Es folgte, daß ſie jetzt nicht auf ihrer Zelle war, doch bald dahin zurückkehren würde. Er brannte vor liebender Ungeduld, ſie zu ſehen.

Der Rathgeber hatte ihm geſagt, man würde ſie an der Pforte finden, wenn die Pförtnerin es ermöglichen könnte, ſonſt aber ſie aus ihrer Zelle abholen müſſen. Jener Fall unterlag alſo Zweifeln, hatte noch ſein Unwahrſcheinliches.

Das ganze Kloſter umlief eine hohe Mauer, in der Nähe war man im Bau eines Hauſes begriffen. Jener tappte dort im Finſtern nach Leitern umher, die ſich vermuthen ließen, fand auch eine kürzere und eine ziemlich lange. Gleich legte er beide an die Kloſtermauer, beſtieg ſie auf der kürzeren, und bog die andere ſo hinüber, daß er auf ſie in den Hof gelangen, und ſich ihrer weiter bedienen konnte. Iſabellens Fenſter war ihm der Zahl nach, welche es in der Reihe einnahm, gar wohl bekannt, und weil in den Zellen Licht brannte, war ein Verſehen um ſo weniger zu fürchten. Er legte die längere Leiter an, ſie reichte zum Fenſter hinauf. Iſabelle konnte alſo im ſchlimmern Fall darauf niederſteigen. Allein ihr Fenſtergitter mußte erſt zerſtört ſeyn. Der Helfer ſagte ihm zu, eine Feile und Scheidewaſſer zu bringen, doch kam er vermuthlich bald, wenn er Jenen nicht am Mönchskloſter fand, und wohl errathen konnte, er ſey hieher geeilt.

Vor der Hand beſchloß der Abentheurer, zum Fenſter hinauf zu ſteigen. Er konnte mit Iſabellen reden, ſie befragen, wie es um die Hülfsmittel der Pförtnerin ſtände. Liebende Sehnſucht hatte auch ihren Theil an dieſem Entſchluß.

Er führte ihn aus, blickte in Iſabellens Gemach. Es mußte leer ſeyn, weil die Hora noch nicht geendet hatte. Währenddeſſen unterſuchte Henarez die Außen befindlichen Gitterſtäbe, um ihre Feſtigkeit zu prüfen. Sey es nun, daß die Länge der Zeit ihre Einfügungen vermürbt hatte, oder daß des Prüfenden Kraft ungewöhnlich war, genug, ein Gitterſtab trennte ſich Unten aus der Mauer, und konnte nach Oben hin umgebogen werden. Henarez verſuchte es bei einem anderen, wo es ſchwerer hielt, gleichwohl nach einiger Anſtrengung gelang. Wie zwei Stäbe umgebogen waren, ließ der entſtandene Raum ein Durchpreſſen zu. Es war um ſo eher thunlich, weil er das Glasfenſter hinten nur angelegt, nicht verriegelt fand.

Er beſann ſich nicht mehr, ſtieg vollend in die Zelle. Von Außen mit Iſabellen zu reden, ſchien doch gewagter, als dort, weil eine andere Nonne an ihr Fenſter treten und es hören konnte.

Daß aber eine mit Iſabellen auf ihr Gemach kommen würde, ließ ſich nicht beſorgen, denn es war verboten, daß die Nonnen einander beſuchten. Dennoch verbarg er ſich vorſichtig in einen Winkel, damit ſie nicht, ihn ſo unverhofft hier ſehend, ihre Verwunderung laut äußern möchte, während die Uebrigen noch nahe blieben.

Nach einigen Minuten kam Iſabelle von der Hora zurück, und mit ihrem Anblick das ſeligſte Gefühl über den Liebenden. Er ſah das holde Antlitz ohne Schleier, und nach länger als einem Jahre wieder zum Erſtenmal. Doch hielt er ſich, auch noch, wie draußen auf dem Gang bereits Alles ſtille war. Gern hätte er es gethan, bis ſich hätte vorausſetzen laſſen, die Nonnen ſchließen insgeſammt.

Doch traf Iſabelle Anſtalten, die Ruhe zu ſuchen. Dahin wollte er es aus Zartgefühl nicht kommen laſſen, und es befremdete ihn auch, weil die Zeit da war, in der ſie, wie ihm hinterbracht worden, entfliehen wollte.

Er fing daher leiſe an: Iſabelle, erſchrecken Sie nicht, und werden Sie ja nicht laut, daß Sie mich hier finden —

Er hatte die Worte noch nicht vollendet, als Iſabelle ſchon ohnmächtig zu Boden ſank. Es wirkte ſo gewaltſam auf ſie ein, eine männliche Stimme in ihrer Zelle zu hören, und vollend dieſe.

Behutſam ſprang der Liebende ihr bei, erhob ſie, trug ſie auf die Lagerſtatt, und ſuchte ihre Beſinnung zurückzurufen, was nach einiger Zeit gelang. Antworten Sie ja leiſe, fing er von Neuem an, wie iſt es mit der Pförtnerin? Wird ſie das Kloſter öffnen können? Wo nicht, bin ich mit anderm Hülfsmittel verſehen —

Stier blickte die todtbleich gewordene Nonne auf ihn. Iſt es ein Traum, rief ſie, mit dem mich die Hölle neckt?

Henarez fand ſich genöthigt, den ſchönen Mund zuzuhalten, und bei ihrer ganzen Wohlfahrt ſie um Stille zu beſchwören. Laſſen Sie den Schrecken ſich nicht übermannen, fügte er hinzu, und die Flucht wird glücklich von Statten gehen.

Um der heiligen Jungfrau, um aller Märtyrer willen, ſagte nun Iſabelle etwas leiſer, wachte ich wirklich, wären Sie Don Henarez di Mentiona?

Die Antwort verſtand ſich. Und Sie betreten verwegen, fuhr Iſabelle fort, dieſe heiligen Mauern, ſogar die Zelle einer Gottgeweihten? Selbſt ein Mönch, im Prieſtergewand, üben Sie den unerhörten Frevel, die Todſünde?

Der junge Mönch ward ziemlich verwirrt, über Vorwürfe, denen er nicht entgegen geſehen hatte, und fragte Jene: Haben Sie mir nicht ein lutheriſches Buch geſchickt, woraus ich Grundſätze ſchöpfen ſollte, die auch die Ihrigen wären?

Ich hätte mit Ketzerei mich bemengt? Sie reden im Wahnwitz!

Auch Ihr Bildniß, wodurch Ihre Schönheit von Neuem ſo mächtig auf mein Herz wirken mußte?

O wär' ich taub, um die Gräuel nicht zu hören!

Das Bildniß macht auch Ihrentwillen die Flucht nothwendig. Es iſt in den Händen meines Priors. Eilen Sie!

Ich bin eine Sünderin, bedürftig der Gnade des Himmels, doch wer könnte mich anklagen, ich hätte je mein Bild einem Mann geſandt, nur dem Gefühl der Liebe noch Raum gegeben, ſeit ich in dieſe Mauern trat? Einſt hatte es mir Thränen über Thränen gekoſtet, hier waffnete mich Andacht dagegen, mit Faſten und Beten hab' ich ſie niedergekämpft, und — Sie erſcheinen, Henarez? Wollen Sie einwerfen, was Engel mir bauen halfen? Oder ſoll ich noch die härteſte aller Prüfungen beſtehen?

Henarez ſtellte das unbegreifliche Abläugnen auf Rechnung ihrer beſtürzten Lage, ihrer Furcht, ſich belauſcht zu ſehen. Es war auch nichts Geringes, daß eine Nonne in Portugal einen Mönch auf ihrer Zelle fand. Draußen erſt, meinte Henarez, würde ſie ſchon anders reden. Sie hatte auch, indem ſie vom Kampf gegen ihre Liebe ſprach, es ſo gethan, daß ihr, wenn es ja ein horchendes Ohr geben ſollte, ein Vorwurf deshalb nicht möglich war, und ihm doch zu verſtehen geben wollen, dieſe Liebe wohne noch lebendig genug in ihrem Herzen. So legte er wenigſtens ihre Worte ſich aus, die ihn übrigens entzückend bewegten. Er liſpelte von Neuem ihr zu: Säumen wir nicht mehr! Iſt es nichts mit der Pförtnerin, ſo ſteht am Fenſter eine Leiter. Zagen Sie nicht vor dem Hinabſteigen, vertrauen Sie ſich meinem Arm, ich trage Sie hinab!

Ich entfliehen? antwortete ſie, hab' ich nicht das Gelübd abgelegt? Wohin ſollt' ich mit Ihnen fliehen?

Nach Holland, entgegnete er, um uns dort zu vermählen. Sie wiſſen ja ſchon —

Daß der Geliebte das Wort vermählen ausſprach, durchdrang die Liebende mit

Wonnegefühl, das die Nonne mit Entſetzen von ſich ſtoßen mußte. Ich bin eine Braut des Himmels, ſtotterte ſie, o wär' ich es nicht!

Es hatte ſie überwältigt, eine neue Ohnmacht befiel ſie. Henarez rieb ihre Schläfe, wollte ihr Faſſung, Entſchloſſenheit einſprechen. So über Iſabellen hingebeugt, kamen ſeine Lippen den ihrigen nah. Wie gefährlich für die glühende Zärtlichkeit! Doch wußte er es ſelbſt nicht, hatte er es abſichtlich zu einer vollen Berührung kommen laſſen, oder hatte ſie es durch ein Auffahren bei ihrem krampfhaften Zuſtand veranlaßt. Doch als die Lippen ſich erſt berührt hatten, trennten ſie auch ſo ſchnell ſich nicht wieder. Das empfundene Gefühl war Beiden zu neu und zu mächtig. Iſabelle gewann dadurch alle eben verlorenen Lebensgeiſter zurück, doch nicht die Kraft, hier zu widerſtehen. Und Henarez, wie ſchwindelnd ihn auch ſelbſt der Augenblick fortzog, hatte doch wahrgenommen, was belebend auf die Geliebte wirkte, und meinte es fortſetzen zu müſſen, damit ſie ganz zu ſich käme, und das längere Säumen abgewendet ſey.

Doch ſtand ſchon die Aebtiſſin der Nonnen hinter ihm, neben ihr ſein Prior und Pater Leo, die ſtill herein getreten waren. Die Männer falteten ſchweigend die Hände über dem Kopf, Jene kreiſchte endlich: Schweſter Clara!

10.

Schrecklicher Blick in die Zukunft.

Sechs Jahrhunderte ſchon hatte dieſes Kloſter geſtanden, doch eine halb entkleidete Nonne auf ihrer Lagerſtatt, und einen über ſie gebeugten jungen Mönch, der ſie küßte, man nie darin geſehen. Die Aebtiſſin fuhr auch gleich fort: das Heiligthum ſey entweiht, müſſe von Grund auf niedergeriſſen und neu aufgebaut werden.

Ein finſtres Schickſal hatte gewollt, daß drüben ein Mönch noch wachen, die zur Unzeit antönende Glocke hören mußte. Er ſtand auf, ging nach der Kirchenthüre, die er offen fand, meldete es eilig dem Prior. Dieſer ahnte mehr, ließ nach der Zelle des Pater Innozenz ſehen. Er fehlte. Nun wurde auch Pater Leo, brauchbar in ſolchen Fällen, geweckt. Man ſuchte, kam auf den Thurm, ſah das hinausgeworfene Tau. Nun waren die Töne erklärt, doch wußte der Prior nicht, wohin der Entflohene ſich gewandt haben möchte. Pater Leo, der einſt Antonio's Tochter geſehen, und nun auch das Bild, meinte eine Spur zu wittern, und vermochte den Prior, nach dem Nonnenkloſter zu gehen, wohin er ihn begleitete. Die an die Mauer gelehnte Leiter widerſprach ſeinem Argwohn nicht. In dem ganz außergewöhnlichen Fall, wo es die Ehre der Kirche galt, zogen ſie das Glöckchen und die Pförtnerin erſchien. Beide waren alte Geiſtliche, und wurden, indem ſie es für nothwendig erklärten und zu jeder Verantwortung ſich erboten, zur Aebtiſſin geführt. Im Hofe hatten ſie noch die zweite, laut ſprechende, Leiter entdeckt.

Es geſchah nun, was unter Liebenden ſich oft ereignet hat. Der junge Mönch, keine Rettung mehr abſehend, wollte Schuld und Strafe auch allein tragen. Ich bin aus freiem Willen hieher gekommen, ſagte er, ſie wußte von nichts.

Schweſter Clara — ſo ward Iſabelle nun genannt — war hingegen außer ſich, als ſie bedachte, welches Loos nun dem Geliebten bevorſtand. Sie warf ſich vor Jenen zur Erde, flehte, ihren Geliebten — dieſen Ausdruck wählte ſie in ihrer Verwirrung — zu ſchonen, lieber das Schrecklichſte über ſie zu verhängen.

Man hatte jene Berührungen der Lippen geſehen, die Kloſterjungfrau eines Geliebten erwähnt, Schuld genug. Einige noch gerufene Nonnen kamen ſchon, und erhielten Befehl, die Verworfenen in den unterirdiſchen Kerker zu führen.

Henarez empfing das Gebot, ſeinem Prior und Pater Leo zu folgen. Er hätte unterwegs ihnen leicht entſpringen, oder Beide überwältigen können, allein er dachte an die Verhöre, die nun folgen mußten. Er wollte in ſeiner Ausſage Iſabellen von aller Schuld freiſprechen, und gälte es ſein Leben. So ließ er ſich ohne Widerſtand in das Kloſtergefängniß werfen. Dort nachſinnend, fing ihm auch an, einzuleuchten, Iſabelle könne in der That nichts von dem gewußt haben, was in ihrem Namen ihm hinterbracht ſey.

Und ſo war es auch. Rodrigo, ſtets wie ein laſterhafter Menſch bekannt, der Vornehme dadurch bisweilen gewann, daß er ihnen ſchmeichelte, oder ſich zum Ausſpäher, oder zum Werkzeug ihrer verſteckt gehaltenen Leidenſchaften brauchen ließ, war nach Braſilien gegangen, um dort ein beſſeres Unterkommen zu ſuchen. Er fand es nicht, und beſchloß, ſich wieder nach Portugal einzuſchiffen. Eh' er es that, hörte er noch in Rio Janeiro, Don Cirillo's Bruder ſey von einem unheilbaren Uebel befallen, und da er ohne Leibeserben ſey, würde auch deſſen Reichthum ſeinem Bruder in Oporto zufallen.

Wieder in Oporto angelangt, erzählte ihm ſeine Schweſter, was ihr mit dem Sohn dieſes Bruders begegnet ſey. Er fand, daß Juana eine ungemein vortheilhafte Heirath ſo machen könne, und nahm ſich vor, ihr allen Beiſtand zu leiſten, um hernach auch nicht leer auszugehen. Er ſprach mit ihr von dem reichen Erbe, welches den Mentiona's bevorſtände, rieth ihr aber, dieſen Umſtand geheim zu halten, was er auch zu thun beſchloß.

Juana hatte, ſo lange die Vorſtellung währte, Henarez liebe ſie, auch für ihn Zuneigung und um ſo mehr Schmerz gefühlt, da ſie ihr Hoffen vereitelt ſah. Als ſie vom Uebrigen hörte, erneute ſich ihre Begierde, mit Henarez ſich verheirathet zu ſehn, deſto heftiger. Sie drang in den Bruder, zu thun, was ihm nur möglich ſey, und verhieß ihm reiche Belohnung, wenn ſie erſt die Gattin eines reichen Mannes wäre.

Deshalb begann Rodrigo ſeinen Zweikampf mit dem jungen Seeoffizier, ſtand dabei mit einem Wundarzt, ſeinem Verwandten, in Einverſtändniß. Er meinte, wenn ihn Henarez todt glaubte, würde er auch nicht anſtehen, ſeiner Schweſter den ihr geraubten Bruder vergüten zu wollen. Zu ſeiner Zeit würde Rodrigo dann ſchon aus dem Grabe auferſtanden ſeyn.

Dem Gouverneur hatte er früherhin Dienſte bei geheimen Liebſchaften geleiſtet, und brachte ihm jetzt für ihn wichtige Nachrichten aus Amerika. Deshalb zeigte er ſich auch nicht abgeneigt, Jenem in einer Bitte zu willfahren, ob er ſchon nicht genau wußte, wie ſich Alles verhielt, erſt den Rodrigo todt, dann ſchwer verwundet glaubte. Ein Dritter lenkte die Angelegenheit, und der Gouverneur verſtand ſich um ſo leichter dazu, an Don Cirillo jenes Schreiben, und ſeinen Sohn eifrig aufſuchen zu laſſen, weil eine alte Feindſchaft zwiſchen dem Edelmann und ihm beſtand.

Wie der eine Plan mißlungen, und Iſabelle in das Nonnenkloſter gegangen war, folgte ihr, auf des Bruders Rath, Juana bald dahin. Es hatte die Abſicht, daß Iſabelle auf alle Weiſe beſtärkt werden ſollte, für immer den Schleier zu nehmen. Denn wankte ſie hierin, und Don Cirillo beſaß ſchon die reiche Erbſchaft, ließ es kaum einen

Zweifel noch zu, daß Antonio ſeinem Sohn Iſabellens Hand zugeſtehn würde.

Es war ein glücklicher Umſtand für dieſe Abſicht, daß es mit der Krankheit des Bruders in Amerika noch langwierig zuging. Juana heuchelte nun Iſabellen die vorige Freundſchaft, und ging in Andacht und Bußübungen ihr als ein Beiſpiel voran. So hatte es wenigſtens vielen Schein, daß Juana mächtig beitrug, Iſabellen keine Reue empfinden zu laſſen.

Welche Vorſicht man im Nonnenkloſter auch übte, Juana unterhielt mit ihrem liſtigen Bruder gleichwohl einen geheimen Briefwechſel, und erfuhr durch ihn, was ihr zu wiſſen nöthig war. Er konnte an Henarez nicht kommen, ſo lange dieſer Noviz blieb, aber die Zelle, welche er bewohnte, mittelte er aus, und Juana ward davon unterrichtet. Sie war es geweſen, mit der Henarez oft durch Zeichen, die er gleichwohl mißverſtanden, ſich unterhielt. Sie wollte hindern, daß er ſein Gelübd ablegte.

Als Iſabelle es gethan hatte, verließ Juana, wie man es ſchon berührt hat, das Kloſter, und Jener ward die von ihr zeither bewohnte Zelle angewieſen.

Es war eine Schreckensnachricht für Juana, als ſie hören mußte, Henarez habe das Gegentheil von dem gethan, was ſie ſo ſehnlich wünſchte. Dennoch verlor ſie den Muth nicht, ob es Rodrigo ſchon ſelbſt bezweifelte, Jener würde zu einer Flucht aus dem Heiligthum zu bewegen ſeyn.

Juana rief: „Iſt es auf irgend eine Weiſe zu hoffen, muß es dadurch erzielt werden, daß man ihm vorſpiegelt, Iſabelle wolle mit ihm entfliehen.“

Und doch, entgegnete der Bruder, iſt vorher nöthig, daß man in ſeinen Grundſätzen ihn wankend macht, und vielleicht gelingt das bei einem ehemaligen Seeoffizier eher, wie bei tauſend Anderen.

Er ſchaffte das oft erwähnte Buch an, das kleine Portrait hatte Juana einſt von Iſabellen zum Geſchenk erhalten. Ein Maler fügte noch hinzu, was man wünſchte, ohne die Abſicht zu kennen.

Das Uebrige weiß man bereits. Hätte ſich der fliehende Mönch eine halbe Stunde ſpäter auf den Weg gemacht, würde Juana in Nonnentracht ihn an der Kloſterpforte erwartet, und Rodrigo ihn dringend beſchworen haben, nicht früher mit ihr zu reden, bis man am Bord des niederländiſchen Fahrzeugs angelangt ſey.

Allerdings lag ein ſolches im Hafen, und Don Cirillo befand ſich darauf. Jener, immer mit falſchen rothen Haaren und Bart, fuhr gleich nach, als er ſah, daß ſich Don Cirillo in einer Chaluppe dahin begeben hatte. Auf dem Schiffe, verlangte er, ihn allein zu ſprechen, und er ging mit ihm in ein Kajütenzimmer. Rodrigo entdeckte ihm dort, Henarez wolle entfliehen, und den Vater nach Holland begleiten.

Jener hörte es mit Schrecken und zugleich mit einer frohen Ueberraſchung. Er konnte jetzt freier reden, als er in der Stadt es hätte wagen dürfen, und entgegnete: er fürchte, daß es nicht gelingen, und ſein Sohn in unabſehliches Unglück ſich ſtürzen würde.

Rodrigo ſprach von den angemeſſenſten Vorkehrungen, verſicherte auch, er wolle, keine Gefahr achtend, nur die Stimme der Freundſchaft hörend, dem Sohn Beiſtand leiſten, und hoffe, ihn zuverſichtlich an Bord zu bringen.

Don Cirillo ſagte auf dieſem Fall ihm alle Dankbarkeit zu, und bewog den Schiffer, der bereits die Anker lichten wollen, noch zu bleiben. Nach der Rheede zu gehn, wie er dem Mönch geſagt, rieth Jener indeß nicht an, weil er Gründe dazu hatte.

Wäre nun Henarez nach dem Schiff gekommen, und hätte an der vermeinten Geliebten Stelle Juana erkannt, hätte ſich eine ungeſtüme Aufwallung allerdings erwarten laſſen. Man konnte gleichwohl ihm vorſtellen, wie an Iſabellens Beſitz nie zu denken ſey, und hatte ſich immer das Verdienſt um ihn erworben, ihn dem heiligen Kerker entführt zu haben, ein Verdienſt, welches der Vater vermuthlich in einen größern Anſchlag brachte, wie der Sohn. Jener hatte Dankbarkeit zugeſagt, Rodrigo verlangte als Belohnung eine Heirath des Sohns und ſeiner Schweſter. Weigerte man ſich, drohte Jener, im Hafen noch Lärm zu machen, das Wachtſchiff herbei zu rufen, wo denn Vater und Sohn Schlimmes genug zu fürchten hatten. Geſetzt, der Plan wäre auch nicht völlig gelungen, ſo konnten Rodrigo und Juana doch einer namhaften Summe entgegen ſehn, und ſollte ſie ihnen auch erſt in Holland, wohin ſie immer folgen wollten, ausgezahlt werden.

Alles ſchlug jedoch fehl. Wie Rodrigo nach dem Mönchskloſter kam, fand er den Prior und Pater Leo mit Laternen draußen, ſah das vom Thurm niederhängende Tau, und hörte Jene ihr weiteres Vorhaben beſprechen. Er machte, nach dem andern Kloſter zu kommen, wohin Juana, als Nonne gekleidet, bereits vorangegangen war, und an der Pforte wartete. Jener hatte ſchlimme Botſchaft für ſie, und zog ſie in eine Nebengaſſe, wo ſie auf das Weitere merkten.

Alle Schlauheit und lange Mühe waren verloren. Sie hielten am rathſamſten, zu fliehen.

* * *

11.

Der Großinquiſitor.

Den Abend zuvor war der Großinquiſitor aus Liſſabon angekommen, um eine

Viſitation bei den Kirchen und Klöſtern zu halten. Es war ein Mann von ſchrecklichem Eifer, unerbittlicher Strenge, vor deſſen Namen man ſchon zitterte. Wo er ſich anweſend befand, waren die Kirchen überfüllt, Niemand wollte ſich Läſſigkeit bei den Andachtsübungen zum Vorwurf machen laſſen. Es gab zu Oporto ein eignes Inquiſitionsgebäude, worin er ſeinen Wohnſitz aufſchlug.

Was ſich in den beiden Klöſter ereignet hatte, wurde ihm angezeigt. Er ſchrie heftig auf, und betheuerte, ein ſo weit getriebener Gräuel ſey in Portugal nicht geſchehen, ſo lange er ſein Amt führe.

Er befahl, die Schuldigen in die Gefängniſſe des Inquiſitionshauſes zu bringen. Sie ſollten hier gerichtet werden. Ueberhaupt gehörten Verbrechen, wie die ihrigen, vor die Inquiſition.

Das Gerücht durchlief die Stadt. Jeder Einwohner äußerte den heftigſten Abſcheu vor dem, was Pater Innozenz und Schweſter

Clara gethan, wunderte ſich, daß nicht die Erde ſich ſchon geöffnet, und Beide verſchlungen hätte, urtheilte die Strafe könne nicht entſetzlich genug ſeyn, damit nicht der Miſſethat willen, die ganze Stadt den Fluch des Himmels auflüde. Wem auch nicht ſo um's Herz ſeyn mochte, ſprach doch dergeſtalt, weil der Großinquiſitor in Oporto war.

Der Pöbel freute ſich auf ein Auto da fe, welches man lange nicht hier geſehn hatte, und die Kinder hüpften vor Freuden, wenn ſie an das große Feuer dachten, was da brennen, und die Teufel, welche man an den Mützen der Verurtheilten ſehen würde.

Zunächſt traf die Unterſuchung den Prior und die Aebtiſſin, weil ſie nicht beſſere Zucht und Ordnung in ihren Klöſtern gehalten hätten. Der Prior wurde ſeines Amts entſetzt und zum ſechswöchentlichen Gefängniß in Ketten verdammt, weil er den Mönch nicht früh genug zur Haft bringen ließ. Indem er den Pater Leo beſchuldigte, ihm auch nicht früh genug entdeckt zu haben, was ihm der Chorknabe geſagt, wurden dieſem Hundert Streiche mit der Diſziplin zuerkannt. Die Aebtiſſin ſchien freilich nicht dafür zu können, daß man in der Nacht Leitern angelegt, aber ſie hatte die Feſtigkeit der Gitterſtäbe an dem Zellenfenſter nicht unterſucht, verlor auch ihre Würde, und ſollte vier Wochen lang einen um den andern Tag faſten, und während dieſer Zeit einen Stachelgürtel tragen.

Darüber wunderten ſich Manche. Ihnen ſchien, der Großinquiſitor würde mit herannahendem Alter gelinder, als ſonſt.

Nun gebot er die Verhöre über Pater Innozenz und Schweſter Clara, denen man gleich anfangs Prieſter- und Nonnenweihe nahm, um ſie wie gemeines Miſſethätergeſindel zu behandeln. Die Torturwerkzeuge, deren die Inquiſition ſehr ſcharfſinnig ausgedachte beſaß, mit denen Daumſchrauben, Kneipmaſchinen, Streckmaſchinen, Werfmaſchinen u. ſ. w. nicht wetteifern konnten, wurden aus dem Magazin hervor geholt, um allem Läugnen damit ein Ziel zu ſetzen.

Rodrigo und Juana beriethen, was für weiter ſie zu thun ſey. Jener ſagte: Ohne Zweifel wird Alles geſchehen, um den Rothhärigen aufzumitteln, und ertappt, würde er einen ſchlechten Lohn empfangen. Man wird alle Rothhärigen der Stadt verſammeln, damit Henarez ſeinen Mann daraus nenne, und findet er ihn nicht, ſonſt Hausſuchungen anſtellen. Zwar habe ich meine Perücke und den falſchen Knebelbart verbrannt, um nicht ſelbſt zu brennen, allein es dünkte mir, als wenn mich Henarez Einigemal forſchend angeſehen hätte,er äußerte ſogar, meine Stimme töne ihm bekannt. Es giebt aber noch einen Umſtand, der beſorgen läßt, man könnte auf mich rathen. Man wird Iſabellen ihr Bild zeigen, ſie nicht verſchweigen, daß ſie es Dir geſchenkt hat. Glaubt man das auch nicht, wird man doch vermuthen, ſie habe es durch Deine Vermittelung in das Mönchs-

Kloſter geſchafft, und was liegt näher, als die zweite Vermuthung, daß Juana's Bruder, deſſen Ruf ohnehin nicht der frömmſte iſt, im Spiel war.

Juana rief: „Ich ſage, das Bild ſey mir geſtohlen, und mir fremd, was damit ferner vorgegangen iſt.“

Die Ausſage wäre gut, verſetzte Rodrigo, wenn es keine Tortur gäbe.

Bei dem Wort fuhr die Schweſter zuſammen, und ſchrie, als ob ſie bereits den erſten Foltergrad empfände.

Genug, fing Rodrigo wieder an, in Portugal iſt unſers Bleibens nicht länger, und auch der Gouverneur, wenn er mich ſonſt gleich in Schutz genommen hat, wird vor dem Großinquiſitor viel zu bange ſeyn, als daß er nur einen Schritt zu meinem Beſten thun ſollte, wenn ich erſt in den Händen des heiligen Gerichts bin. Don Cirillo ſoll uns aber mit nach Holland nehmen, wir wollen zu ihm an Bord, und auf die Nachricht, die wir bringen, läßt er gewiß das Schiff ſogleich die Anker lichten.

Seine Schweſter fragte, welche Verbindlichkeit Don Cirillo für ſie noch hegen könne, um ihnen Beiſtand zu leiſten. Er würde vielmehr in Zorn gerathen, weil des Sohnes Flucht mißlungen ſey, und dem Bruder noch Schuld beimeſſen.

Thut nichts, verſetzte Rodrigo, ich kann ihn mit Drohungen zu Allem zwingen. Als ich neulich auf dem Schiffe bei ihm war, ſah ich einen ſehr alten Mann, deſſen Züge mir bekannt ſchienen, doch entſann ich mich nicht gleich, wer es ſey, und hatte auch mit Dingen zu thun, die mehr Wichtigkeit für mich hatten. Späterhin beſann ich mich auf des Alten Geſicht. Wenn ich ſchon nicht begreifen kann, wie das Räthſel zu löſen ſeyn mag, will ich Don Cirillo doch in Furcht und Schrecken damit ſetzen, daß ich mehr weiß, als er wohl glaubt, und er wird gezwungen ſeyn, meinem Verlangen zu genügen.

Er redete noch mit der alten Verwandtin Einiges ab, übergab ihr auch ein verſiegeltes Schreiben, und miethete dann ein Boot welches ihn und die Schweſter nach dem holländiſchen Fahrzeug bringen mußte.

Es geſchah am andern Morgen nach der für Henarez und Iſabelle ſo unglücklichen Nacht. Den Vater hatte es ſchon nicht wenig geängſtet, nicht zur verhießenen Zeit den Sohn kommen zu ſehn, und was er nun von Rodrigo hörte, raubte ihm vollend beinahe alle Faſſung.

„Und was um ſo ſchlimmer iſt,“ fügte der Unglücksbote hinzu, „mußte auch eben der Großinquiſitor aus Liſſabon kommen, der ſo gefürchtete heilige Tyrann.

Don Cirillo fragte ſchnell: Der Großinquiſitor iſt da?

Jener entgegnete: „Danken Sie dem Himmel, daß ich ſo ſchnell Sie davon unterrichten konnte. Sie ſind noch im Hafen, er könnte Argwohn hegen, Sie hätten um das Vorhaben Ihres Sohnes gewußt. Der Umſtand, daß noch das Schiff vor Anker blieb, ungeachtet die Ladung eingenommen war, und man günſtigen Wind hatte, könnte dem Schlauen den Gedanken leicht eingeben. Laſſen Sie alſo das Schiff eilig unter Segel gehn. Für meine Ihnen ſo nützliche Nachricht verlange ich billig, daß Sie mich und meine Schweſter mit ſich nehmen, und auch in Holland einigermaßen für unſer weiteres Fortkommen bemüht ſind. Einen Leibeserben haben Sie doch nicht mehr."

Der Edelmann rief ſeufzend: Ich zürnte auf meinen Sohn, als er gegen meinen Wunſch Mönch bleiben wollte, und würde, ohne ihn noch einmal zu ſehen, mich entfernt haben; doch nun er zu fliehen verſucht hat, und in eine ſo furchtbare Lage gerathen iſt, kann ich unmöglich weiter. Mein Vatergefühl legt mir auf, nichts unverſucht zu laſſen, wodurch ihm noch Rettung zu bringen iſt. Ich will zurück in die Stadt, zum Großinquiſitor, einen Fußfall thun —

Rodrigo unterbrach ihn mit ſpöttiſchem Gelächter, weil er nur daran zu denken vermochte, es würde beim Großinquiſitor etwas auszurichten ſeyn. „Ihr Sohn hat Schuld,“ fügte er hinzu, „machte zu früh ſich auf den Weg, hielt nicht genau an unſerer Abrede, ſonſt hätte ich ihn an Bord gebracht, und wir könnten ſchon weit auf dem hohen Meere ſeyn.“

Juana ſprach jetzt auch mit. Für Ihren Sohn, rief ſie, iſt nichts mehr zu thun, Sie müſſen ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Und was frommte es ihm, wenn ſein Vater auch noch in Gefahr ſich ſtürzte, ſogar ſein Loos theilte? Alſo die Anker gelichtet, fort, um Portugal nie wieder zu ſehn!

Weil Don Cirillo nichts davon hören wollte, fing Rodrigo wieder an: „Wir ſind noch im Hafen, das Wachtſchiff iſt nahe, erwägen Sie, was ich thun kann! Ohnehin machte ich neulich hier eine wunderſeltſame Entdeckung. Ich fand einen Mann, der einige Jahre bereits — todt iſt. Dennoch ließ er die Mahlzeit ſich wohl ſchmecken. Ohne Zweifel haben Sie in tiefer Nacht ihn auf das Fahrzeug gebracht, und hier glaubte er, ſich nicht mehr ſo ängſtlich verbergen zu dürfen. Es iſt Ihr Vater; ich habe ihn früher wohl gekannt. Weiß ich ſein Auferſtehn aus dem Grabe ſchon nicht zu erklären, leuchtet doch ein, daß ſie ein fürchterliches Spiel bei der heiligen Inquiſition finden würden, erführe ſie, daß ein Ketzer noch in Ihrer Verwahrung iſt, den ſie ihrer Rache ſchon zum Opfer geweiht zu haben vermeinte.

Don Cirillo wurde betreten, entgegnete aber: Man hat geſagt, mein Vater ſollte verbrannt werden, doch begnadigte ihn die Inquiſition heimlich. Niemand ſollte davon wiſſen. Ich erhielt ihn auf die Bedingung zurück, daß er nicht mehr ſichtbar würde. Er bewohnte ſeitdem ein abgelegenes Zimmer in meinem Hauſe, und mein Sohn erfuhr nicht einmal das Geringſte davon.

„Nein, nein!“ riefen Juana und Rodrigo zugleich, „er hat den Scheiterhaufen beſtiegen, wir Beide haben es geſehen.“

Dies Geſpräch ward auf dem Verdeck gehalten. Der Kapitain verſtand ein wenig die portugieſiſche Sprache, alſo auch, wovon die Rede war. Mit ſeemänniſcher Heftigkeit rief er: Meinen die es böſe, ſo ſperrt man ſie in den untern Schiffsraum. Denn zurück dürfen ſie auch nicht mehr, ſie ſcheinen boshaft genug zu Angebereien.

Rodrigo nahm das Wort: „In den Händen einer Verwandtin ließ ich ein Schreiben an den Großinquiſitor. Es nennt Don Cirillos Mitwiſſen um die Flucht, die Henarez unternehmen wollte, und mehr. Nach zwei Tagen, lautet ihr Auftrag, ſoll ſie es abliefern. Sie ſehen alſo, welche Gründe es für Don Cirillo giebt, nicht zu weilen. Auch Sie, mein Herr, wenn Sie ſchon ein

Fremder ſind, würden ſich ſchwerer Verantwortlichkeit ausgeſetzt ſehen, könnte man nur die entfernteſte Theilnahme ahnen."

Mit dem Briefe iſt es wohl nur eine Erdichtung, rief Don Cirillo, hätten Sie doch nichts Gewiſſeres zu erwarten, als daß ich, würde eine Unterſuchung über mich verhängt, Sie als den Zwiſchenträger bezeichnete.

In den untern Schiffsraum, rief der Kapitain nun ganz ernſt, dann berathen wir das Uebrige.

Juana und Rodrigo hoben nun ein lautes Schreien um Hülfe an, doch ergriffen ſie etliche derbe Matroſen, und ſchleppten ſie nach dem Ort ihrer Beſtimmung. Er befand ſich tief unter der Meeresfläche am Kiel. Dort iſt es auch in den beſten Schiffen immer nicht ohne alles Waſſer, hier ſtand es aber gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch, und wurde jeden Tag ausgepumpt, bis es von neuem wieder eingelaufen war. Dort half kein Rufen mehr, weil man es nicht einmal auf dem Verdeck des Schiffes gehört haben würde. Auch hatte man weder auf dem Wachtſchiff noch auf einem anderen das frühere Geſchrei vernommen.

Der Kapitain ſagte: Eine wüſte Inſel trifft man auf der Fahrt nach Holland nicht, aber wohl eine trockne Sandbank, da werd' ich ſie ausſetzen, und ſie mögen ihr weiteres Fortkommen darauf ſuchen.

Da legte Jener doch eine Bitte um Milderung des Urtheils ein, vor der Hand mußten ſie jedoch in der feuchten, dunkeln Behauſung ihr weiteres Schickſal abſehen.

Don Cirillo ſagte nun dem Kapitain: „Ich weiche nicht von dem Vorſatz, noch für den Sohn zu thun, was ich kann. Warten Sie zwei Tage auf mich, und zwar draußen auf der Rhede. Bin ich dann nicht zurück, ſo mögen Sie nach Amſterdam ſegeln, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern."

Dem alten Vater übergab er ſeine Papiere, auf welche die Erbſchaft zu heben war, beglaubigte ihm ſonſt auch das Nöthige und fuhr nach der Stadt zurück.

Wer ihn dort ſah, bemitleidete ihn des Sohnes willen, ſtaunte aber auch, daß er in einen ſo dornigen Handel ſich zu mengen dachte, und widerrieth es dringend. Doch ließ er ſich davon nicht abhalten.

12.

Audienz.

An dieſem Tage kam er bei dem Großinquiſitor nicht vor, auch den folgenden nicht, weil dieſer zu beſchäftigt war. Am nächſten Morgen durfte er im Vorzimmer ihn erwarten, heute wollte der mächtige Prälat öffentliches Gehör ertheilen.

Als der Edelmann erſchien, fand er bereits Antonio Rouza im Inquiſitionspallaſt. Auch er wollte verſuchen, ob Iſabellens Schickſal nicht wenigſtens zu lindern ſeyn würde. Die beſtürzten Väter konnten einige Minuten ſich im Vorgemach ohne Zeugen beſprechen. Don Cirillo rief dem Kaufmann mit Bitterkeit in die Erinnerung, welchen Kummer, welches Entſetzen er von ſich abgewendet haben würde, hätte er ſeine Einwilligung zu einer Heirath zwiſchen Iſabellen und Henarez gegeben. Und Ihr hattet, fügte er hinzu, doch einen wichtigen Grund, hier nicht bloß Euern Geiz zu hören.

Bei den letzten Worten hob Don Cirillo die beiden erſten Finger der rechten Hand gegen ihn auf, und ließ ſie wieder fallen.

Antonio hatte ſonſt immer gethan, als achte er auf das Zeichen nicht, oder wäre keineswegs mit ſeiner Bedeutung vertraut. Doch ſo zerknirſchten Herzens nun, konnte er nicht mehr an ſich halten. Wahr, wahr! entgegnete er, doch iſt es zu ſpät.

Er gab bei den Worten auch das Zeichen. Noch waren die Finger erhoben, als die Flügelthüren ſich öffneten, und der Großinquiſitor herein trat, gefolgt von einigen anderen vornehmen Geiſtlichen, die Beiſitzer des Inquiſitionsgerichts waren, und deren Mienen eben ſo vielen heiligen Grimm zeigten, wie man ihn auf dem Geſicht ihres Oberhauptes las.

Don Cirillo und Antonio warfen ſogleich ſich dem Großinquiſitor zu Füßen, und beugten ihr Haupt bis zur Erde. Er fragte ſie mit donnernder Stimme, was ihr Begehr ſey?

Der Kaufmann ſprach zuerſt. Mit heftigem Zittern ſtellte er vor, wie er der unglückliche Vater der Schweſter Clara ſey, doch ihren frommen Sinn kennend, ſich nicht zu überzeugen vermöchte, ſeine Tochter trüge wirkliche Schuld. Wie ihm zu Ohren gekommen, habe ſie, mit faſt tödtlichem Schrecken, den Mönch auf ihrer Zelle gefunden. Daß ſie keinen Anlaß zu ſeinem unerhörten Frevel gegeben, zeige an ihrem Entſetzen ſich ſchon, und ſicher würde man nichts Anderes beweiſen können.

„Es giebt eine Folter,“ ſagte der Großinquiſitor kalt, „die ihr ſchon das Geſtändniß ihrer Mitwirkung, vor Allem der innern ſündlichen Gefühle abnöthigen wird, die ſie im Kloſter noch für den Kapuziner barg. Und ſie räumte da ſchon genug ein, weil ſie im Nonnengewand von einem irdiſchen Geliebten zu reden ſich vermaß.“

Antonio ſchauderte. Wie geizig er auch war, bot er doch eine namhafte Summe, die er frommen Stiftungen ſpenden wollte, auf die Bedingung, daß Iſabelle wenigſtens mit der Folter verſchont werde.

Zornig rief Jener: „Ihr wollt der Kirche Bedingungen vorlegen? Seyd Ihr etwa auch ein geheimer Ketzer? Was Euern Reichthum betrifft, ſteht dahin, ob er zulangen wird, das entweihte Nonnenkloſter niederreißen und doppelt herrlich wieder aufbauen zu laſſen. Ihr ſollt es auch ſo mit neuen Einkünften ausſtatten, daß es zweimal ſo viel Nonnen wie ſonſt aufnehmen kann. Entfernt Euch!“

Antonio wankte verzweifelnd zur Thüre hinaus, und jetzt begann der Edelmann zu reden. Allein der Großinquiſitor unterbrach ihn gleich mit furchtbar ihn anklagenden Vorwürfen, daß er es noch wagen könne, für einen Sohn, deſſen gräuelvolle Schuld ſo offenbar ſey, zu bitten. Don Cirillo fuhr dennoch bebend fort, ſprach von ſeinem Erbe in Holland, und daß er es kommen laſſen, ganz es der heiligen Inquiſition abliefern wolle, um darüber nach Willkühr zu ſchalten, wenn frühere Lebensbeziehungen, Jugend und die Gewalt der Liebe bei dem durch Leidenſchaft und Irrthum verblendeten Sohn in Betracht kommen ſollten.

Jener achtete nicht darauf, weil er einen Brief, den man ihm während dieſes Geſprächs eingehändigt hatte, las. Er zeigte dabei Erſtaunen und ſteigende Wuth. Dann rief er mit wilder Stimme: „Ich erfahre ſo eben, dieſer Edelmann hat den verbrecheriſchen Sohn im Hafen erwartet, ſeine meineidige Flucht begünſtigen wollen. Im Ketzergeruch ſtand er längſt. Werft ihn in Ketten, bringt ihn in das Gefängniß im Thurm!

Der Kerkermeiſter und andere geringe Diener der Inquiſition waren zugegen. Don Cirillo ward ergriffen und abgeführt.

Es gab der Gefängniſſe manche im Inquiſitionspallaſt. Die unterirdiſchen ſollten aber jetzt meiſtens ſchon angefüllt ſeyn, denn ohne Pater Innozenz und Schweſter Clara hatte man zeither Schuldige dort in Verhaft gehalten, die ihrem Urtheil nach der lange ſchon erwarteten Ankunft des Großinquiſitors entgegen ſahen.

Auf dem alten, ſchon ziemlich baufälligen Thurm waren indeß noch einige enge Behälter zu Kerkern eingerichtet. Doppelte Gitter an Fenſtern, die ſo klein waren, daß man nur einen Arm hindurch ſtecken konnte, eiſerne Thüren, mit Schlöſſern und Riegeln aufs Beſte verwahrt, ſtellten die Inquiſition wohl vor jedem Gedanken an ein Entfliehen ſicher. Die Gefangenen hatten dort eine Pein ganz eigner Art auszuſtehen. Bei dem geringſten Wind hörten ſie mürbe Steine von der Zinne des alten, an vielen Stellen geborſtenen Thurms fallen, blies er mit einiger Heftigkeit, dröhnten und krachten die Wände, bisweilen ſchien das ganze morſche Gemäuer ſich zu bewegen, drohte jeden Augenblick den Einſturz. Und der ängſtliche Zuſtand in ſolchem Aufenthalt ſollte ſchon zu Geſtändniſſen vermocht haben, die ſelbſt die Folter nicht erzielen können.

Antonio war todtenbleich nach Hauſe geeilt, hatte ſeine in Thränen ſchwimmende Gattin und ſeinen Sohn von dem ſchrecklichen Erfolg benachrichtigt, den ſein Gang nach dem Inquiſitionspallaſt gehabt. Er trocknete eine Thräne, als er nun erklären mußte, für Iſabellen bliebe nichts mehr zu thun, und wenn er ſein halbes Vermögen auch daran ſetzte, betheuerte auch, wie tief ihr bejammernswerthes Loos ſein Vatergefühl durchbohre. Und ein voller Unmenſch hätte er wohl ſeyn müſſen, wäre er gleichgültig dabei geblieben. Allein er fügte nun kaufmänniſch hinzu: Wenn ich mein halbes Vermögen zu ihrer Rettung hingäbe, und gern, ſo ſeh ich wieder auch nicht ein, weshalb ich den Pfaffen das ganze unnütz aufopfern ſollte. Und ſie ſorgten wohl, daß nichts davon bliebe.

Seine Gattin beſchwur ihn, nicht geringſchätzig vom Clerus zu reden, weil Jemand horchen könne. Er ſah zur Thüre hinaus, fand Niemanden, und fuhr leiſe fort: Wir müſſen nun eilen; was Heute ſich noch wird thun laſſen, dürfte Morgen zu ſpät ſeyn. Gut, daß ich immer mich auf einen ſchlimmen Fall vorgeſehn habe.

Dies hatte er auch gethan. Der größte Theil ſeines Reichthums mußte ſtets im Auslande ſeyn, in da und dort aufgeſpeicherten oder auf der Sendung begriffenen Waaren, Wechſeln u. ſ. w. Große Vorräthe hielt er in Oporto nicht, ſchlug ſie bald los, oder ſchickte ſie weiter. Sowohl auf ſein ſchönes Haus in der Stadt, als auf die Villa, hatte er ſo viele Summen, wie es ſich thun ließ, angeliehen, die er verzinſ'te, doch in ſeinen Handelsgeſchäften ihnen auch eine Beſtimmung gab. Es folgte, daß ſein Grundeigenthum weit mehr Anderen, als ihm gehörte.

Was im Hafen vorging, war ihm ſtets bekannt, ſo wußte er auch, daß ein Schiff nach Amſterdam ſegelfertig läge. Er ſchickte gleich einen Diener an ſeinen Bord, und ließ den Kapitain bitten, wo möglich bis Abend zu verweilen, indem er ihm noch Briefſchaften nach Holland zuſenden wolle. Jener mußte ſchon nach der Rhede folgen, der Kapitain erklärte indeß, er bliebe die Nacht, und vielleicht länger noch, vor Anker, weil er vermuthe, ein anderes Fahrzeug würde von Cadix hier eintreffen, und er mit deſſen Kapitain noch eine Verrichtung abzuthun hätte. Antonio Rouza brauche alſo nicht zu eilen, doch ſollten ſeine Aufträge nach Wunſch vollzogen ſeyn.

Als der Bote zurückkam, hatte Antonio bereits manches vorgekehrt, und fuhr fort, zu Gelde zu machen, was nur ſchnell verkäuflich war. Am Abend mußten ſeine Gattin und der Sohn in eine Chaluppe ſteigen, und ſich nach dem holländiſchen Fahrzeug begeben. Sie nahmen die baaren Geldvorräthe und Kleinodien, welche er beſaß, mit ſich. Daß er nicht gleich ſich zu ihnen geſellte, hatte den Grund, daß er nicht zu viel noch übriges Eigenthum zurücklaſſen mochte. Er dachte ſein Silbergeräth und den beſten Hausrath noch im Stillen verkaufen zu können, und in einigen Stunden damit fertig geworden zu ſeyn. Dann wollte er Jenen folgen.

Allein die Inquiſition hatte ihre Späher, ließ ihn beobachten. Schon am Nachmittag erregte bei dieſen Aufſehn, was in Antonio's Hauſe geſchah, und ſie meldeten es ihrer Behörde. Der Großinquiſitor urtheilte, daß eine Verhaftung auf bloßen Argwohn nicht angemeſſen ſeyn dürfte, man müſſe ihn die Flucht erſt wirklich beginnen laſſen. Daß ſie nicht glücken könne, müſſe gehörig veranſtaltet ſeyn.

Ueber anderen Geſchäften wurde es noch in etwas verſäumt, daher entkamen Antonio's Sohn und Gattin noch, hatten auch das Glück, am Ausgang des Hafens nicht vom Wachtſchiff aus ſich bemerkt zu ſehn, weil die Nacht ſehr dunkel war, und das kleine Fahrzeug ſo behutſam gerudert ward, daß man über den Wellenſchlag hinaus kein Geräuſch hörte. Doch wie nach einigen Stunden Antonio eben ein ähnliches beſtiegen hatte, fand er mehrere Boote mit Soldaten in einigem Abſtand vom Ufer, ward umringt, wieder an's Land und von da nach dem Inquiſitionspallaſt gebracht. Er mußte nun auch ein Gefängniß im alten Thurm beziehen.

Den Kerkermeiſter ſah man immer große Freude äußern, wenn er einen neuen Gefangenen einzuſperren hatte, und laut jubelte er auch dem nahen Feſte entgegen, wo man nach langer Zeit wieder einmal Ketzer verbrennen ſehn würde. Er kam dieſen Abend noch ſpät zum Oberhaupt, um zu melden, der Kaufmann ſey wohl verſchloſſen. Doch machte er noch unbefugt den Vorlauten, äußerte nicht allein das gewöhnliche Vergnügen unter ſolchen Umſtänden, ſondern fragte noch: ob der Antonio auch den Scheiterhaufen würde beſteigen müſſen? Es war eine Herablaſſung, daß der vornehme Prälat einem ſo geringen Wicht antwortete. Er hatte indeß ihn ſchon Einigemal ſcharf in's Auge gefaßt, bei ſeiner letzten Anweſenheit in Oporto hatte er das Kerkermeiſteramt noch nicht bekleidet, es ſchien, Jener wolle ſehen, ob auf ſeine — Treue auch zu bauen ſey. Er antwortete: „Antonio iſt eines Kirchenraubes zu beſchuldigen, wenigſtens eines mittelbaren. Die Inquiſition hält ſich in Fällen, wo die Kirche beſchädigt iſt, an die Glücksgüter, welche die nächſten Verwandten der Schuldigen beſitzen. Antonio erfuhr ſchon, daß er das entweihte Nonnenkloſter aus ſeinen Mitteln neu erbauen müſſe, und wollte ſich dem mit der Flucht entziehen. Doch blieb das Vorhaben unausgeführt, und der Ketzerei iſt er nicht eigentlich anzuklagen. Giebt er ſein Vermögen richtig an, ſchafft es aus der Fremde herbei, wozu ihn die Folter ſchon nöthigen wird, kann es wohl ſeyn, daß er mit lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken davon kömmt.

Das bedauerte Jener mit kläglichem Unmuth, doch machte er auch deſto höhere und gar poſſierliche Freudenſprünge, als er noch hörte, Don Cirillo aber würde nicht dem Feuer entgehen. Stets hätte der Argwohn des Unglaubens über ihm geſchwebt, er müſſe ohne Zweifel dem Sohn eine ruchloſe Erziehung gegeben haben, weil dieſer in einer Kapuzinerzelle ſonſt nicht das Bild eines Frauenzimmers und ein Ketzerbuch aufbewahrt, nicht an eine Flucht gedacht haben würde; worin ihm der Alte, um manche andere Frevel noch zu krönen, Beiſtand leiſten wollen.

Es dünkte aber dem Großinquiſitor, dem ſcharf Wahrnehmenden, in dem Betragen des Kerkermeiſters etwas Falſches, Erheucheltes zu ſehen. Er ſtand auf, nahm ein Licht und leuchtete dem Kerl nahe in's Geſicht. Sogleich erſchrak er heftig. Jetzt erhob der Großinquiſitor die beiden erſten Finger der rechten Hand. Nun ſtürzte der Kerkermeiſter, wie auf dem Strafwürdigſten ertappt, ohnmächtig zu Boden.

* * *

13.

Foltern und Urtheilsſprüche.

Vierzehn Tage lang ſprach man in der Stadt von nichts, als den beim Inquiſitionsgericht verhängten Unterſuchungen. Sie ſollten, hieß es, ſehr geheim angeſtellt, einige ſogar vom Großinquiſitor allein vollzogen werden, nur im Beiſeyn eines anderen vornehmen Geiſtlichen, dem ſein Vertrauen vorzüglich gehörte. Vielleicht, urtheilte man, wolle er Geheimniſſe ausmitteln, um die kein Anderer wiſſen ſolle, vielleicht beſorge er auch im Anblick der Martern des jedesmal peinlich Befragten, zu viele Weichherzigkeit von den übrigen Mitgliedern des Gericht, ob man ihnen dieſen Fehler ſonſt ſchon nicht zur Laſt zu legen pflegte. Jener hatte auch zwei eigne Folterknechte aus Liſſabon mitgebracht, von welchen man verſicherte, ſie wären den meiſten Theil des Tages jetzt thätig. Auch hörten ſolche Einwohner, die durch den Hof des Inquiſitionsgebäudes gingen, troß ſeiner dicken Mauern, oft ein jammerndes Schmerzensgewinſel. Einige hatten die Stimme der Schweſter Clara, Andere die des Pater Innozenz erkannt. Noch deutlicher hatte man Don Cirillo und Antonio Oben im Thurm ſchreien hören, ein Beweis, daß Verhör und Peinfrage dort mit ihnen vorgenommen würden.

Nach einigen Wochen wollte man wiſſen, daß aller Martern ungeachtet nicht von den Eingekerkerten hervorzulocken geweſen ſey, was man gehofft. Henarez wäre an Stricken zu einer beträchtlichen Höhe aufgeſchnellt worden, von dort hätte man ihn hinabfallen, durch die Stricke jedoch nahe am Boden halten laſſen, dann ihn weit daran umher geſchleudert, und es ſo oft wiederholt, bis ſeine Gelenkknochen aus den Fugen getreten, und, bald zu verſchwollen, auch nicht mehr einzurenken geweſen wären, denn er hätte den Mitſchuldigen nennen ſollen, der ihm Bild und Buch gebracht, lange darauf beſtanden, er wiſſe ſeinen Namen nicht, endlich ſey ihm beigefallen, es könne wohl Juana's Bruder, und auch die Schweſter im Spiel geweſen ſeyn. Beide hätte man aber nicht mehr in Oporto gefunden. Iſabellen wäre häufig die Qual des Mangels an Luft bereitet, Kiſſen über ſie gedeckt, bis ſie dem Erſticken nahe geweſen, und dann ſie durch belebende Mittel aus der Ohnmacht zurückgerufen worden. Man hätte unter die Nägel an Händen und Füßen glühende Nadeln in Menge geſteckt, und weil ſie einen Abſcheu vor den Ratten, die in ihrem Kerker ſich eingefunden, bezeugt, deren Viele zu ihr geſperrt, jede Oeffnung aber ſorgſam verſtopft, ſo daß die Ratten ihren Hunger an Iſabellen ſtillen müſſen, und dennoch hätte ſie nicht eingeräumt, Bild und Buch dem Mönch zugeſandt zu haben. Und gleichwohl vermuthe es das Gericht aus ihrer Liebe zu dem Mönch, ſelbſt aus dem Umſtand, daß Juana ihre Freundin, wahrſcheinlich alſo auch ihre Unterhändlerin geweſen ſey. Doch wenn Henarez dem Tode gar nicht entfliehen könne, weil ſein Hauptverbrechen auf keine Weiſe abzuläugnen ſey, dürfe auch Iſabelle keinem anderen Geſchick entgegen ſehn. Denn ſie könne von dem Verdacht ſich nicht reinigen, den Mönch verführt, und das Ketzerbuch früher ſelbſt beſeſſen zu haben, und hätte auch eingeſtanden, ihre Liebe wäre in ſeinem Anblick, auch im Kloſter, von Neuem erwacht, hätte immer noch ihn zu entſchuldigen verſucht, und oft wiederholt, müſſe er ſterben, wolle ſie auch nicht leben, und gefleht, ſie vereint mit ihm zum Tode gehen zu laſſen: Aeußerungen, die allein ſchon eine Nonne, in den Augen der Inquiſition, todeswürdig machten.

Von Antonio wurde geſagt, man hätte ihn zwiſchen zwei Balken mit Schraubengewinden zu halben Tagen eingeklemmt, auch einen mit Stacheln beſchlagnen Fußboden in ſein Gefängniß gebracht, worauf er ohne Schuhe, auch ſonſt ohne Stuhl oder Tiſch bleiben müſſen. Sechs Tage und Nächte wäre er ſo ohne Schlaf geblieben, dann öfter aus Müdigkeit umgeſunken, doch auf die Stacheln gefallen, was ihn wohl gezwungen hätte, ſchnell wieder aufzuſtehen. Und nicht dieſe, nicht andere grauſame Foltern, hätten ihn zu der Ausſage bewogen, wo ſein Vermögen ſich befände, und wo ſeine Gattin und ſein Sohn geblieben wären. Einiges Gold hätte man bei ihm gefunden und in Beſitz genommen, man wolle indeß ſeinen ganzen Reichthum, und hätte die Stacheln einſtweilen entfernt, damit er nicht ſtürbe, ehe ſein Geheimniß, durch noch ſchärfere Mittel, ihm entlockt ſey. Don Cirillo, hieß es, ſey unter den Martern wahnſinnig geworden, und kein Mittel hätte ihn wieder zur Vernunft gebracht. Es ſey zu vermuthen, daß man es zu weit getrieben hätte, entweder mit dem ſiedendem Oel, was man ihm auf den vorher abgeſchorenen Kopf träufeln laſſen, oder mit dem viele Zentner ſchweren, eiſernen Hut, den er außerdem ſtets tragen müſſen, und der ihm allmählig die Wölbung des Hirnſchädels platt wie ein Tiſchblatt gedrückt. Ueber den Mißgriff des Folterknechtes ſolle der Großinquiſitor indeß höchſt aufgebracht ſeyn, weil er noch eine ganz beſondere Heimlichkeit, über die er ſich nicht weiter ausgelaſſen, hier entdecken wollen.

Einige, welche dies Alles hörten, äußerten wohl Zweifel, und meinten, das Gerücht übertriebe, allein der Kerkermeiſter der Inquiſition, der überhaupt geſchwätziger ſchien, wie er es ſeyn ſollte, und deſſen Zunge ſich vorzüglich löſ'te, wenn er ſich einmal eine Stunde abmüßigen und ein Trinkhaus beſuchen konnte, ſagte keck: nicht dies Alles ſey wahr, ſondern viel mehr noch, was aber, weil es zu tief im Verborgnen geſchähe, auch Niemandem zu Ohren käme. Doch ſetzte er hinzu: Bekannt oder verſchwiegen, was Ketzern widerfährt, iſt immer noch Gelindigkeit, wie hart es auch ſeyn mag.

Vier Wochen waren entflohen, ſeitdem der Prozeß ſeinen Anfang genommen hatte, als in einer Winternacht ein heftiger Sturmwind aufſtieg. Einige Bewohner der Stadt glaubten auch Erdſtöße, keine Seltenheit in Portugal, zu verſpüren. Gegen Morgen aber hörte man ein rollendes, krachendes, donnerndes Getöſe, wovon erwachte, was nur ſchlief, und beſtürzt aufſprang. Die Fenſter klirrten zugleich allenthalben, Viele waren jetzt überzeugt, daß ein Erdbeben vorhanden ſey. Um ſich nicht unter den Häuſern verſchüttet zu ſehen, eilte Alles in die Straßen hinaus. Die noch düſtre Luft erfüllte weit umher ein Dampf, den man jedoch weniger ſah, wie am ſchwefelartigen Geruch erkannte. Straßenlaternen, noch wenig in jener Zeit üblich, gab es in Oporto nicht; ſo währte es lange, bis die meiſten Einwohner erfuhren, was den gehörten Knall verurſacht. Endlich kam das Geſchrei vom Inquiſitionspallaſt her, der alte Thurm ſey vom Erdbeben eingeſtürzt. Dächer und Fenſter hatten dort auch viel gelitten, und mehrere Wände zeigten Riſſe.

Nun entſtand ein Anlauf dahin. Alles wollte die Trümmer ſehn. Es fehlte nicht an Fackeln, auch nicht an Gedränge, Lärm, Verwirrung und Ungebühr. Wachen trieben endlich den neugierigen, wilden Pöbelhaufen ab, und es ward ein Befehl ertheilt, die Kirchen ſollten geöffnet werden, und Alles ſich hinein begeben, um den Himmel um Abwendung neuen Unglücks anzuflehn.

Der Tag zeigte erſt die Zerſtörung deutlich. Nach ſeiner Mitte war der alte Thurm eingeſtürzt, ein Erdbeben ſchien es wohl veranlaßt zu haben, weil dem Sturm allein nicht ſo viele Kraft zuzutrauen war, und er höchſtens den oberen Theil nach einer Seite hin umgeworfen haben dürfte. Es kamen auch Nachrichten, daß einige Theile der Stadtmauer, und einige kleine Gebäude der Vorſtadt ein ähnliches Geſchick erlitten hatten.

Es verſteht ſich, daß Antonio und Don Cirillo unter der gewaltigen Steinmaſſe erſchlagen ſeyn mußten. Der Großinquiſitor gab Befehl, den Schutt ſogleich aufzuräumen, womit viele Arbeiter den ganzen Tag und länger beſchäftigt blieben. Erſt nach Mitternacht kam man bis auf die Ueberbleibſel gänzlich zerſchmetterter, unkenntlich gewordener, menſchlicher Gebeine. Sie wurden, laut neuem Befehl, hinaus in die Umgegend der Abdeckerei geſchafft, und dort vergraben.

Man urtheilte verſchieden über den grauſenhaften Vorgang. Einige meinten, der Himmel habe die lebendig Begrabenen gerichtet, und wären ſie dadurch immer noch einem ſchlimmeren Tode entgangen, müſſe man die Gnade ihnen gönnen, die ihnen von Oben verliehen ſey. Andere urtheilten, der Himmel hätte ſeinen Zorn über das ſo lange bereits aufgeſchobene Auto da fe bezeugt. Doch ein Bürger, von dem man es gewohnt war, daß er gern anderer Meinung als die Uebrigen ſeyn, auch tiefblickend ſcheinen wollte, vermuthete gar, Antonio's Freunde hätten Pulver unter dem Thurm angebracht, um eine Exploſion zu bewirken, die ihn nicht grade in die Luft ſprengen, aber durch Erſchütterung ſeinen Einſturz doch herbeiführen müſſen. Ohne Zweifel hätten ſie dadurch den Kaufmann, dem nach ſo vielen andern, neue Martern noch bevor geſtanden, auf einmal von ſeiner Qual erlöſen wollen. Den ſchwefel- und ſalpeterartigen Geruch, den man in der Nacht wahrgenommen, ſuchte er als Beweis zu nützen.

Man widerlegte ihn zwar, erinnernd, daß bei Erdbeben oft ein ähnlicher Geruch durch die Erdſpalten hervordringe, allein der ſeltſame Gedanke lief doch von Mund zu Mund, und erregte Spannung.

Die Inquiſition fühlte ſich aber doch bewogen, jetzt mit dem Auto da fe zu eilen. Geheimniſſe blieben auch nicht mehr zu erpreſſen, und ſo ſchritt ſie zum Urtheilsſpruch über Schweſter Clara und Pater Innozenz.

Nach einigen Tagen wurde er bekannt. Die Nonne hatte man allein zum Scheiterhaufen verdammt, weil die meiſten Stimmen bei dem Mönch das gänzliche Einmauern, mit dem langſamen Hungertode verbunden, für eine noch härtere Strafe erkannt. Auch ſollte das ſündige Paar nicht denſelben Tod ſterben, viel weniger ihm vereint entgegen gehn, weil dies eine Milderung, ſelbſt eine Art Triumph geweſen wäre.

Nun traf man die Vorbereitungen, wobei Niemand ſich froher zeigte, als der Kerkermeiſter. In einem langen Corridor, wo die Mauer eine große Tiefe hatte, ward ein Behälter ausgebrochen, der grade eine menſchliche Geſtalt aufnehmen konnte. Im geräumigen Hof des Inquiſitionspallaſtes ward ein Scheiterhaufen errichtet, ſo hoch und auf gewiſſe Weiſe künſtlich, daß man drei Tage darauf zubrachte.

Auf den Vorabend der Hinrichtung ward ein allgemeiner Faſt- und Bußtag angeſagt. Jedermann ſollte trauern über die begangenen unerhörten Frevel, welche der heiligen Gerechtigkeit Arm zu ſtrafen gezwungen ſey.

Dumpfe Glocken verkündeten am nächſten Morgen das fromm-ſchauerliche Volksfeſt. Den Vornehmen der Stadt waren Einlaßkarten ausgetheilt, auf welche ſie an den innern Fenſtern des Inquiſitionsgebäudes Platz nehmen konnten. Von den übrigen Einwohnern wurden ſo viele zugelaſſen, wie der Hof Raum enthielt, wobei die Wachen auf Ordnung zu ſehn hatten. Der Holzſtoß befand ſich in der Mitte, von einem Spalier umgeben. Vor demſelben in einiger Entfernung ſtand eine Art Emporbühne mit Bänken, worauf die Richter der Inquiſition, und hinter ihnen die Stadtobrigkeit ſaßen. Vorne ſah man einen großen Tiſch, mit ſchwarzem Tuch, worauf Todtenköpfe abgebildet waren, behangen. Die ganze übrige Geiſtlichkeit des Ortes ſtand zu beiden Seiten der Emporbühne, mit Kruzifixen und Prozeſſionsfahnen, um welche man Trauerflor gewunden ſah. Eine lateiniſche Todtenmeſſe ward unter Glockengeläut abgeſungen.

Dann ertönten dumpfe Trommelwirbel, und nun ward Henarez, von Geiſtlichen und Wachen begleitet, vor die Emporbühne gebracht. Er konnte nicht gehen, mußte auf einem Seſſel getragen werden, ſein Körper ſchien unförmlich geſchwollen, und Binden umwanden ihn. Die Folterknechte, welche ihn trugen, ſetzten ihn vor dem ſchwarzen Tiſch nieder, wo ihm ſein Todesurtheil vorgeleſen und der Stab hernach über ihn gebrochen ward. Dann wurde er, in Begleitung vieler Geiſtlichen und der Stadtobrigkeit, welche als Zeugen dienen mußten, nach dem Corridor geſchafft. Unter neuem Glockengeläut ertönte dabei ein lateiniſcher Grabgeſang. Am Behälter angelangt, ſtellten ihn die Folterknechte hinein, und die anweſenden Maurer gingen nun an ihre Arbeit. Mit großen Werkſtücken, die erſt ein feſter Kitt verband, und dann noch eiſerne Klammern, ward die enge Höhlung allmählig verdeckt, und man ſah immer weniger von dem Unglücklichen im Innern, bis er ganz den Augen der Zuſchauer verſchwunden war. Noch ein dichter Kalkanſtrich mußte die neue Mauer überziehn, dann entfernten ſich die Geiſtlichen, nach erſt geſprochenem Gebet.

Nun war Jedem erlaubt, durch den Corridor zu gehen, und die Stätte der grauenvollen Ahndung zu betrachten. Wer Mitleid mit dem Jüngling fühlte, den man hinter dieſen Steinen in der Blüthe der Jahre dem Hungertode weihte, hütete ſich wohl, es zu äußern, läſterte ihn vielmehr noch, um dies gefährliche Mitleid zu verbergen. Einige beſchwichtigten es, indem ſie meinten, er würde es nicht lange machen, weil er im Hofe bereits mehr todt als lebendig geſchienen.

Nach und nach hatte Alles die vorigen Plätze wieder eingenommen. Die Glocken ertönten abermal, und nun ward Iſabelle gebracht. Sie ging zwar, doch geführt. Sie trug ſchwere Ketten, war in ſchlechtes graues Linnenzeug gekleidet. Darüber hing ein Mantel, worauf rothe Flammenreihen gemalt waren, aus deren zackigen Spitzen Teufelsköpfe ſahen, die Feuer geiferten. Ihren Kopf deckte eine unförmliche Mütze von Papier, woran die ſchwarzen ſcheußlichen Luzifersgeſtalten von den Hörnern bis zu den Pferdefüßen herab ſichtbar wurden. Sie ſchauderte weit mehr noch an, wie Henarez. Denn ihr Geſicht zeigte viele rothe Flecke, und man urtheilte, Ratten hätten dort ihr Wunden gebiſſen.

Knieend mußte ſie ihr Urtheil hören. Wie es geſchehen war, führte man ſie nach dem Holzſtoß, wo ſie die Henker empfingen. Ein Treppchen führte zur Mitte. Dort war eine Kammer ausgetieft, wo man ſie mit Ketten an einen Pfahl befeſtigte. Dann ſetzte man die Kammer mit Holzſtücken in doppelter Reihe zu, und Iſabelle blieb nicht mehr ſichtbar.

Vier Henkergehülfen ſtanden in ſchwarzen Kitteln mit Fackeln da. Ehe ſie anzündeten, ſangen die Geiſtlichen noch eine Todtenmeſſe, und fuhren auch mit abwechſelnden, hohl und düſter tönenden Chören fort, wie bereits Jene den Scheiterhaufen an vier Seiten in Brand geſetzt hatten.

Erſt loderte die Flamme Unten nur langſam, bald aber ſtieg ſie zur Mitte empor, wo über dem Holz noch Pechkränze hingen, und nach einigen Minuten ſtand Alles in lichter Glut.

Da glaubten Viele noch das hinſterbende Geſchrei der Nonne zu hören, allein es ließ ſich vor dem Kniſtern des Feuers und dem Geſang nicht unterſcheiden. Auch konnten die vorderſten Zuſchauer am Spalier es in der nahen Hitze nicht aushalten, und drängten die Uebrigen rückwärts, wodurch ein lautes Getümmel entſtand.

Das Schauſpiel hatte eine gräßliche Pracht. Man glaubte einen Flammenberg zu ſehn, die Rauchſäule ſtieg bis zu den Wolken auf.

Wie nach einer halben Stunde die Glut abnahm, und die Kohlentrümmer ineinander ſanken, brachen die Geiſtlichen auf, und trennten ſich nach ihren Abtheilungen. Die verſammelte Menge folgte bald, und es ſollten nur Wachen noch beim immer mehr zuſammen fallenden Holzſtoß zurückbleiben. Man ſah den Pfahl roth glimmend aufrecht ſtehn, daran die Verurtheilte befeſtigt geweſen. Weiß glühend hing noch die Kette daran. Erſt tief in der Nacht ſollte die erkühlte Aſche aufgeräumt, hinaus geführt, und in alle vier Winde zerſtreut und die noch darin übrigen Gebeine im Felde verſcharrt werden.

Der Tag war dem Grauſen, die Nacht — dem Erſtaunen gewidmet.

14.

Ausgang der Begebenheiten.

Man wird ſich des Einſiedlers erinnern, zu dem Henarez einſt ſeine Zuflucht nahm. Heute ſaß der Greis noch ſpät im Hüttlein auf, eine Lampe brannte neben ihm. Er hatte die Rauchſäule aus der Stadt aufſteigen ſehn, und Grund, irgend einen Befehl zu erwarten.

Eine Stunde vor Mitternacht kam ein Mann durch den öden Wald, nahte ihm, und hob zwei Finger ſeiner rechten Hand auf. Der Alte erwiederte das Zeichen. Man hätte glauben ſollen, es deute auf die zwei moſaiſchen Geſetztafeln.

Nun empfing der Eremit die Weiſung, in die nahe Unterwelt, zu deren Hüter und Wärter man ihn beſtellt hatte, hinabzuſteigen, und die größere Kluft darin zu erhellen. Der Andre wollte bleiben und ihm Hülfe leiſten.

Sie erhoben das Felsſtück und legten es wieder an ſeinen Ort, als ſie ſich auf der Treppe befanden. Eine Laterne ward angezündet, man begab ſich nach der geräumigen Höhle und in Kurzem brannten die dort auf Leuchtern vorhandenen Kerzen.

Bald nach Mitternacht ſah man im andern Theil des Ganges, der ſich weithin dehnte, eine kleine Fackel ſchimmern. Vom Kerkermeiſter der Inquiſition, der heute eine andere als die gewöhnliche Miene annahm, ward ſie getragen. Don Cirillo und Antonio folgten ihm, und verrichteten, in die Höhle tretend, ihre Andacht.

Bald erſchien einer von den Folterknechten, nun wohlgekleidet und freundlich, mit Henarez, und nicht lange nach ihm der Andere mit Iſabellen, die noch zwei ältliche Frauen begleiteten.

Welch Entzücken fühlten die Liebenden, ſich wiederzuſehn! Sie waren ſo wenig gefoltert worden, als Don Cirillo und Antonio, man hatte nur ein Gerücht davon ausgeſprengt, und über das nöthige Verhalten ihnen Weiſungen ertheilt. Auch hatten ſie keine Todesangſt empfinden dürfen; Henarez wußte, man würde ihn aus ſeiner Mauerhöhle, und Iſabelle, man würde ſie zur rechten Zeit aus der Kammer des Scheiterhaufens abholen. Man wird ſchon errathen, daß es nach Unten hin geſchehen war, als ſich Fallthüren geöffnet und kleine Treppen ſie in den unterirdiſchen Gang geführt hatten.

Auch Don Cirillo und Antonio waren zeitig aus dem Thurm geſchafft worden und hatten ſeitdem ein Gemach in der Tiefe bewohnt. Die vorigen Kleider hatten ſie dort zurück gelaſſen, und zwei Leichname waren aus einem Hospital dahin gebracht. In der That hatte einiges Pulver den Einſturz des Thurmes bewirkt, und man eine ſtürmiſche Nacht dazu gewählt. Die Wahrſcheinlichkeit eines Erdbebens vermehrte man noch auf anderen Stellen. Wohl berechnete Geſchicklichkeit und verſchwiegene Treue leiteten Alles an's Ziel.

Henarez und Iſabelle wurden erinnert, im Heiligthum nicht ihre Dankgebete für die wunderähnliche Rettung zu vergeſſen. Jenem war, als ſtände er nun über etwas längſt Geahntes auf dem Reinen, und er eilte, ſeine Andacht zu vollziehen. Iſabellen dünkte hingegen der Ort zu fremdartig, ſie bebte vor einem hier vollzogenen Gebet wie vor einer Sünde zurück.

Währenddem konnte Don Cirillo nicht umhin, ſeine älteren Vorwürfe gegen den Kaufmann zu erneuen. Wie vielem Unheil, ſagte er, hätte ſich ausweichen laſſen, wie vieler bangen Furcht, der Ausgang würde mißglücken, hätten Sie meinem Sohn nicht Ihre Tochter verſagt! Und warum läugneten Sie mir, ein Mitglied unſers alten geheimen Bundes zu ſeyn? Wenn Sie auch dieſen, eben ſo wie ich, mit einer Larve beſuchten, blieb es mir doch nicht unbekannt.

Nun trat auch der Großinquiſitor mit ſeinem Vertrauten ein, heiter lächelnd. Henarez und Iſabelle geriethen in heftiges Schrecken, gaben wieder Alles verrathen, verloren. Bei den wirklich mit ihnen gehaltenen Verhören, im Beiſeyn aller Inquiſitionsrichter, hatte der finſtre Mann ſie nur mit donnernder Stimme angeredet, und in ſeinem drohenden Betragen ſich ihnen ſonſt furchtbar gemacht. Auch Antonio gerieth in ein banges Erſtaunen, begriff die Erſcheinung des Schrecklichen hier nicht, würde nicht geglaubt haben, es ſey möglich, daß er um die Rettung wiſſe, ſchloß nur auf Genoſſen des heimlichen Vereins. Don Cirillo hingegen wußte mehr. Hatte er einſt doch ſeinen Vater, der von den Flammen verzehrt ſchien, zurück erhalten, und er zweifelte damals ſchon nicht, durch wen, ob ſich Jener gleich nicht zeigte.

Der Großinquiſitor fragte mild die beiden Väter, weshalb ſie ihre Kinder nicht zeitig ſchon in das tiefſte Geheimniß geweiht hätten?

Don Cirillo entgegnete, er hätte es bei dem Leichtſinn, den Henarez oft zeige, immer noch aufſchieben zu müſſen geglaubt, und Antonio berief ſich auf den Hang zur frommen Schwärmerei bei Iſabellen, wo ihn gedünkt hätte, es ſey nie zu wagen.

Der Großinquiſitor fing wieder an: Ich wurde aus einem ähnlichen Hang Geiſtlicher, hörte dabei meines Vaters Einrede nicht. Erſt vor ſeinem Sterbebette, wohin ich gerufen ward, unterrichtete er mich, auf welche Weiſe, da in Portugal und Spanien keine andre möglich blieb, die Treue unſers Volks an ihrem uralten Glauben hielt. Die Ermahnungen des ſterbenden Vaters, es ihnen gleich zu thun, bewegten, erſchütterten mich. Ich blieb im geiſtlichen Stand und ſtrebte durch Eifer nach hohen Würden, um ſo meinem Volk nützen zu können. Wir zählen manche Geiſtliche von unſrer Abkunft, die in treuer Bruſt das Geheimniß bewahren, und in der angenommenen fremden Außenſeite dem Bund nützen, wo es thunlich wird. Ohne ſie würde unſer Volk viel unglücklicher, und bald ausgetilgt ſeyn.

Wohlan, fuhr er fort, der Schiffer aus Holland iſt nicht in ſeine Heimath geſegelt. Nach einem Uebereinkommen mußte er, gegen eine angemeſſene Belohnung, an der Küſte kreuzen, oder in nahen Buchten ankern, bis man ihn durch Zeichen ans Ufer zurück beſcheiden würde. Schon liegt er vor der Rhede, und ein kleines Fahrzeug, welches den Hafen nicht berühren wird, iſt am

Meerſtrand. Don Cirillo wird ſeinen Vater, Antonio Gattin und Sohn auf dem Schiff wiederſehn. Flieht nach Holland, lebt dort frei im Glauben unſrer Väter, doch ſchweigt von dem Geheimniß in Portugal. Wir Anderen bleiben zurück. Erſt noch will ich das junge Paar vermählen.

Henarez glühte vom Entzücken der Liebe. Iſabellens Auge blitzte hell auf, doch ſchlug ſie gleich erſchrocken es nieder. Zitternd hatte ſie das kaum ihr Begreifliche angehört, nun ſtammelte ſie heftig erbangt: Mein Kloſtergelübd —

Jener entgegnete mit Nachdruck: Wenn der Großinquiſitor von Portugal Dich davon freiſpricht, wird Dein Gewiſſen doch beruhigt ſeyn!

Iſabelle neigte ſich, theils vor der Würde des Mannes, theils um ihre Ueberzeugung auszudrücken, er könne ihr Band löſen.

Er that es nun auch bei Henarez, der Mönchsweihe halber. Dann legte er ſeinen hochprieſterlichen Ornat einſtweilen ab, und einen ähnlichen, doch von anderer Bedeutung, an. Henarez und Iſabelle mußten zuſammen treten, und Jener verrichtete die Trauung.

Hernach ſchied man für immer, ein Theil ging nach dem Inquiſitionspallaſt zurück, Don Cirillo und Antonio folgten mit ihren Kindern dem Eremiten. Im Wald ſtand ein Wagen, der ſie zum Meer brachte. Das Schiff wurde glücklich erreicht, und ſpannte die Segel auf. Des frohen Ausgangs willen fanden nun auch Juana und Rodrigo Schonung.

P. o. germ. 1538 b

Vol 5

Der Geſandte

oder

die Vermählung durch Procuration.

Ein Roman
aus der Fürſtenwelt

von

Julius v. Voß.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Niemand ſuche hier etwas wirkliches, irgend eine Beziehung oder Deutung auf das Vorhandene, alles iſt aus dem Gebiete der Traumwelt dichtend entliehen, und nur, wie es ziemte, von einem Gewand des Möglichen umfangen.

Erſte Abtheilung.

Der Heilige und die Nonne.

Es war ein ſogenannter Giovedi grasso. Freilich eben keine vollendete Nachahmung jener fetten Dienſttage, die Venedig, einſt noch mit Reichthum und Freiheit im Bunde, in ſo zügelloſem Wonnetaumel dahinfliehen ſah, wo, vom Doge bis zum Gondelfahrer hinab, alles ſeinem Geldbeutel ungemeine Anſtrengungen zumuthete, um ja dem Per la Morte del Carnoval Bachanalienehre anthun zu helfen. Der, von welchem wir reden, beſtand in einem großen Maskenball, welchen die Königin von *** gab. Einige Tauſend freie Eintrittzeichen waren vertheilt worden, Speiſen und Getränke im ſchwelgenden Ueberfluß da, und was die Verkleidungen anlangte, ſo galt es heute mehr als ſonſt ächte Mummerei. Auch der Hof, den gewöhnlichen Reduten nur im Domino von ſeiner Loge zuſehend, machte Gebrauch von der heutigen Ausnahme. Die meiſten Perſonen, welche ihn zuſammenſtellten, mengten ſich unerkannt in das bunte Gewimmel. Dies konnte um ſo eher geſchehen, weil man nur den gebildeteren Ständen Karten eingehändigt hatte. Dem Hofmarſchall, den vornehmen Staatsbeamten, den fremden Geſandten, war das Vertheilen anheimgeſtellt worden.

Adel und reiche Bürgerſchaft wetteiferten in ſchimmernden und launig gewählten Aufzügen. Sogenannte Quadrillen, deren Tänzer und Tänzerinnen mit Diamanten prangten, wurden geſchmackvoll ausgeführt. Witzlinge mühten ſich, die Rolle des Abends in verſtändiger Red' und Antwort gut zu ſpielen, manche derbe Wahrheit floß mitunter, die geſpannte Neugier rieth bald fehl, bald traf ſie den wohlbekannten Freund, den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens ihm in die Hand ſchreibend.

Die ſchon betagte Königin ſelbſt freueten ſolche Erluſtigungen nicht, ſie gab ſie nur zu, weil ſie mit häufigen Bitten darum angegangen wurde. Auch war ihr Grundſatz, den Luxus nicht zu hemmen, weil ihr die gute Seite daran nicht entging. Und hörte ſie Tugenden der Mäßigkeit und Wirthlichkeit empfehlen, ſo blieb ſie zwar mit den Moraliſten, welche die nützlichen Lehren vortrugen, einverſtanden, aber ſie bedachte auch, daß bei ihrer genauen Vollziehung, ein ſehr nachtheilig ſtockender Geldumlauf, ein gelähmter Verkehr, und die Arbeitloſigkeit vieler thätigen Hände, nicht würden ausbleiben können.

Genug, die Freude, mehr oder weniger nach Maaßgabe der noch grünen oder ſchon welkenden Empfänglichkeit dafür, gefühlt, trieb heute, im feſtlicherleuchteten Tanzſaal ihr Weſen. Vom hohen Chor tönte der rauſchende Klang eines zahlreichen Orcheſters, in vielen Seitenzimmern ſtanden Tafel an Tafel gereiht, die Verſammelten hatten die Wahl ihrer Ergötzung, wovon allein das Hazardſpiel ausgeſchloſſen blieb.

Unter dem Maskengewühl ſahe man auch eine junge Nonne. Es war eine höchſt edle Geſtalt von mittler Größe. Wie faltig auch das nachgeahmte kirchliche Gewand ſie um[illegible], es konnte den bezaubernden Einklang dieſer ſchönen Verhältniſſe nicht hehlen. Ihr Schleier war ein ungemein feines Spitzengewebe, das jedoch nur das halbe zarte Antlitz durchſichtig verhüllte. So blieben alſo eine glänzende, mit lieblichem Morgenroth gemengte, Lilienhaut, und idealiſch geringelte hellblonde Locken, den bewundernden Blicken kein Geheimniß. Die tiefblauen, großen, wohlgeſchnittenen Augen beſchatteten aber noch zwei ſchwarze Samtringe, die viel wieder unkenntlich machten, wenn das Schleiergewebe manchem hohen Reiz ein halbes Vorleuchten geſtattete.

Die ſchöne Nonne ging Arm in Arm mit einem andern jugendlichen Weſen, das ihr nachſtand, aber doch auch anziehend war. Ebenmaaß und Fülle, ſehr lebhafte ſchwarze Augen, ein kaſtanienfarbnes Haar, gewannen für dieſe Begleiterin, die ſich als Novize zeigte. Zur rechten Hand aber ging die ältliche Domina, in der Wirklichkeit tief verhüllt. Es mochte nicht ſowohl aus pünktlichem Beachten des Koſtums, als aus dem Grunde geſchehen ſeyn, daß ſie von einer Untreue dagegen wenig Vortheile für ſich hoffte. Sie trippelte mit Beſorgniß für die Nonne nebenher, ſchien hindern zu wollen, daß nicht Männer der Geweihten nahen möchten. Dies paßte, auch ſah man die Männer immer vor den drei Damen weichen, und nur aus einiger Ferne ihre Blicke auf die Nonne heften. Geſchah es nicht, ſo machte ein Ritter, der ihnen noch folgte, mit einem leis geſprochenen Worte, ſogleich freie Bahn.

Endlich nahmen ſie an einer Seite auf atlaſſenen Lehnſtühlen Platz, um einem Zigeunertanz, der eben anhob, zuzuſehen. Vor ihnen entfernte ſich alles, ſie konnten ungehindert ihrer Schauluſt gnügen.

Während deſſen machte ein Heiliger, der in den Saal getreten war, allgemeines Aufſehn. Man konnte ſchwerlich eine ähnliche, ſo blühende, reine Jünglingsſchönheit finden. Ein hoher anmuthiger Wuchs, ſchöne Lebendigkeit, einnehmende Würde, Harmonie in Gang und Betragen. Nur eine übergezogene pergamentne Naſe, die aber nichts unbildlich entſtellte, gab dem Geſichte Fremdheit. Daneben blieben aber eine offene Stirn, dunkelblaue lichtfunkelnde Augen, um die ein heitres Lächeln ſchwebte, reine mit Lebensfrühling gefärbte Wangen, ein glänzender Purpurmund, wie überhaupt vortreffliche Züge ſichtbar, die einen liebenswürdigen, nur hie und da von jugendlichem Muthwillen, und einem nicht hinlänglich gezügelten Ungeſtüm, vielleicht zu ſcharf bezeichneten, Charakter ausſprachen.

Wer mag dieſer junge Mann ſeyn? So fragte alles. Und zwar alle Damen froh, die Männer hingegen in einem Tone, als fühlten ſie, was ihnen etwa von Glanz beiwohnen möchte, mit Verdunkelung bedroht. Die vornehme Welt, ob man gleich die Mummerei heute ziemlich weit getrieben hatte, kannte ſich nach einer halben Stunde, wer hingegen der Neueingetretene ſeyn mochte, wußte Niemand zu errathen. Einem ſehr gebildeten Hauſe ſchien er anzugehören, ſein Anſtand zeugte davon, allein man war mir dem Umherſinnen bald zu Ende gekommen, ohne eine in *** wohnhafte Perſon von dieſer Geſtalt ausgemittelt zu haben. Auf Reichthum, auf ſeltnen Reichthum, ließ ſeine Staffirung auch ſchließen. Denn er trug zwar ſein Heiligengewand ſo einfach, wie die italieniſche Schule Apoſtel malt, dagegen aber hatte ihm beliebt, ſeine Glorie auf eine ſehr blendende Art um die hellbraunen Locken zu fügen. Aus Diamanten vom erſten Waſſer beſtand ſie nehmlich, und unter dem vortheilhaft wirkenden Einfluß ſo vieler Kerzen gab das einen unbeſchreiblich ergreifenden Anblick. Eine Dame ſagte: Der Morgenſtern ſey auf ſein Haupt niedergeſunken.

Ein zweiter Jüngling, als Pilgrimm angethan, begleitete ihn. Beide zogen gleichgültig den Saal hindurch, widmeten den Gegenſtänden darin nur eine flüchtige Neugier, doch weil ſie mit Niemanden eine Unterhaltung anknüpften, ſo wenig Jemand erkannten als ſich erkannt ſahen, war die Meinung der einheimiſchen Anweſenden auch um ſo mehr befeſtigt: Jene müßten Ausländer ſeyn.

Nach einiger Zeit kam der Heilige an den Sitzen der Nonnen vorüber. Die ältliche Domina hatte den ihrigen eben auf einen Augenblick gemieden, um über den glänzenden Fremdling hie und da Erkundigungen einzuziehn. Denn gleich von Anfang hatte ſie den Strahlenden mit ihren Blicken verfolgt, und ihre Neugier ließ nicht mehr ſie ruhig.

Der Heilige erſah die junge Nonne. Sein bis dahin flüchtiges Umherblicken, verwandelte ſich in ein angelegentliches frohes Staunen. Zu Anfang mochte der Gedanke noch einigen Theil daran haben, daß Heilige und Nonnen eben nicht ganz heterogene Masken wären. Ihm war auch ſchnell der zweite Gedanke, eine Anrede im frommen Styl zu beginnen, gefolgt. Es wurde auch nicht damit geſäumt. Mit einer anmuthigen Freiheit trat der ſchöne Jüngling hinzu, gab ſich der veſtaliſchen Jungfrau wie ein Gegenſtand ihres Gebetes, nahm auch ohne viele Umſtände, auf der ledigen Stelle Platz.

Im Anfang zeigte ſich die Nonne betreten, ſelbſt unwillig. Das änderte ſich jedoch bald, wie ſie mit dem Ankömmling ſich tiefer ins Geſpräch verwickelte. Er ſagte ihr: wie er, der Heilige, jedes Gebet, das ſie, die Nonne, zu ihm erhöbe, in Voraus bewilligen werde. Einen Augenblick darnach ſtrafte er ſich aber ſelbſt für die Rede, und fuhr fort: allen Heiligen gebühre, zu dieſer Heiligſten zu beten, und noch einen Augenblick ſpäter war er auch mit ſeinen Galanterien am Ende, denn ſeine Gefühle begannen über Laune und artige Wohlredenheit mächtig zu gebieten, dieſe zu Boden zu drücken, damit ſie ſelbſt hoch ſich erheben könnten.

Die Nonne gerieth in eine unendliche Bedrängniß. Sie verſuchte ſich von dem Heiligen zu wenden, und heftete ihre Blicke an ihn. Sie wollte dem Scherz des Anfangs begegnen, wie Carlos ſagt: ſo lange der Faſching währte die Lüge ehren, allein ihre Verſtellung mißrieth. Einen heftigen Kampf mit ihren Empfindungen hatte ſie zu beſtehen, aber nur zu ſchnell ſiegten die gewaltigen. Von dieſer Nonne und dieſem Heiligen hätten im gegenwärtigen Augenblicke, jene Zeilen aus Wielands Seraphina gelten mögen:

> Gleich beim erſten Anblick
> Erbebten ihre Seelen, erkannten ſich,
> Und ſtrahlten ineinander —

Es iſt unſtreitig der höchſte Augenblick in unſerm Daſeyn, das Sterbliche iſt dem Göttlichen am nächſten verwandt, Tod und Grab legen ihre Schauder ab, von ewigem Fortſtreben in höheren Welten umfängt das geweihte Herz eine ſiegende

Ueberzeugung, wenn die Liebe, die tiefe, wahre, zum Erſtenmal ihren Triumpheinzug feiert, und die ganze ſtaunende innere Welt der Gottheit ſelig demüthig zu huldigen eilt.

Aber, könnte man einwenden, der Heilige und die Nonne erblickten nur ſich halb, davon weggeſehn, daß ſie einander noch gar nicht kannten. Erinnerungen von ſolcher Art, macht indeſſen wohl Niemand, der über die Natur der Liebe Erfahrungsbeobachtungen anſtellte. Wahrlich, es erhöht nur ihren Zug, wenn an dem Weſen, das ein ganzes Menſchſeyn neugeſtaltend durchdringt, mehr Reitze als gewöhnlich den Blicken entzogen ſind Darum läßt Shakeſpear auch ſeinen Angelo ſagen:

> So kündigen dort jene ſchwarze Hüllen
> Die eingemummte Schönheit lauter an,
> Als ſie enthüllt es ſelbſt vermöchte —

Und läßt er nicht Romeo und Julias unſterbliche Liebe auf einem Maskenball anheben? Dieſe Liebe, welche neulich Göthe, der hohe Zeichner von Werthers tiefer Leidenſchaft, dem verwandten Altbritten nachbildete, und darin einmal wieder in ſeiner vollen alten — zuweilen vermißten — Herrlichkeit erſchien? Wo eine Maaß als Julia, die Zuſchauer ſo gewaltig traf, und dem Gefühl nachſtehende Zeilen abnöthigte:

Von Romeo und Julia's Geſchichte,
So ſprach die Liebe zu dem Meiſter, dichte.
Der Meiſter trug es glühend in das Leben,
Die Liebe ſprach, du haſt mich ſelbſt gegeben,
Doch möge nicht allein die Saite göttlich tönen,
Ich will ein lebend Maaß des Schönen,
Die Meiſterin nun trug es in des Lebens Leben,
Die Liebe ſprach, mich ſelbſt noch konnteſt du erheben!

Doch wieder zur Geſchichte hin. Viel hatte dem ſchönen Mädchen der Heilige zu ſagen, wenn es gleich, den Verſtändigern in ihre Sprache überſetzt, nicht als viel geklungen haben möchte. Die Nonne hingegen ſprach wenig, hatte aber unendlich viel zu hören, und ſchien ſich auch wieder zu mahnen, ja nicht zu hören. Der Pilger, in Begleitung des Heiligen angelangt, wollte auch nicht müßig bleiben. Er ſah die Novize, und einen leeren Stuhl, den eben jener Ritter verlaſſen hatte. Ohne zu ſäumen nahm er dieſen Stuhl ein, und ſchien bald die Novize ſeiner großen Aufmerkſamkeit werth zu finden. Auch unter dieſem Paare ſpann eine Unterhaltung ſich an, welche das Gepräge einer mehr als gewöhnlichen Unterhaltung trug.

Nun war aber die ältliche Domina zurückgekommen. Sie ſchlug die welken Hände über den Kopf zuſammen, einen Mann, was der Heilige immer doch war, neben ihrer Pflegebefohlnen zu ſehn. Das hatten die Anweſenden koſtumgerecht zu nennen. Im Geiſt ſollen Kloſterjungfrauen mit einem Auguſtin, Benedikt oder Ignaz von Loyola andächtige Gemeinſchaft üben, doch ein leiblich Nebeneinanderſitzen ziemt auf keine Weiſe, da ja, was noch im Beſitzthum eines Leibes ſich zeigt, noch nicht kanoniſirt ſeyn kann. Bei der Domina ſchien die Sache aber mehr noch wie Maskenernſt zu ſeyn. Nach ihren Bewegungen hätte man einen Eid darauf ablegen mögen, der Angſtſchweis müſſe in Fluthen unter ihrer dichten Larve niederrollen.

Sie nahte, ſchnell, ſogar aufgebracht und trotzig. Sie langte mit ihrer Hand nach dem Jüngling, wollte ihn von dem Stuhle, deſſen er ſich mit ſo vieler, nach ihrem Betragen, ſehr tadelhaften, Freiheit bemächtigt hatte, wegziehn. Dennoch gelangte ſie wieder nicht dazu. Sein Heiligenſchein, der wie ein kleiner Sternenkranz auf ſeinem Haupte lag, zog ihre näheren Blicke an. Sie ſchien eine Kennerin von Juwelen, betrachtete dieſe mit wonniger Theilnahme, gleichſam ihren Werth abſchätzend. Daneben flößten ſie ihr eine Art von Ehrfurcht ein, daß ſie wieder nicht gleich zu dem Wagniß ſich entſchließen konnte, ihre Hand an den reichen Eigenthümer eines ſolchen diademartigen Schatzes zu legen.

Der Heilige aber, ſich Gewalt anthuend, um endlich aus ſeiner mächtig ihn niederhaltenden Empfindungsfülle zu gewohnter launigen Munterkeit wiederzukehren, forderte ſeine Nonne zum Tanz auf. Die Zigeunerquadrille hatte eben geendet. Bedenklich lehnte Jene den Antrag ab, konnte ſich bei dem Allen, den wiederholten flehenden Bitten nicht verſagen, da ſie zugleich feſtſtellte, der Tanz ſolle kein anderer als ein polniſcher ſeyn, und nur eine Minute währen.

So folgte ſie dem ſchönen Jüngling, zum hohen Schrecken ihrer Domina, in die Mitte der Tanzbahn. Auch der Pilger und die Novize blieben nicht zurück. Viele Paare ſchloſſen ſich an, und das Orcheſter vollzog die gebotene Melodie.

Es war nicht allein die einnehmendſte idealiſche Grazie, womit der Heilige und die Nonne dem polniſchen langen Reihen vorantraten, ſie glichen faſt ätheriſchen traumweltlichen Erſcheinungen. Alle Blicke waaren auf ſie gerichtet. Die Bewunderung ſiegte endlich über allen Neid, den beide Geſchlechter ſonſt hätten auf ſolche, alle übrigen Anweſende in Schatten und Nacht ſenkende, Vorzüge empfinden mögen. Jedermann drängte ſich zu ſehen, und dies Sehen war ein frohlockender Jubel, welcher demungeachtet ehrerbietig verſtummte.

Neben dem ſchönen, bot ſich aber auch ein komiſcher Anblick dar. Die peinlich verlegene Domina trippelte immer ihrer Nonne zur Seite, und ward mechaniſch in den Tanzſaal mit fortgezogen. Jeden Augenblick wollte ſie den ihr ſo mißfälligen Handel enden, und ließ immer noch ab, weil ſie das Aufſehen, was nothwendig ſo erregt werden mußte, auch ſcheute. Die Rittermaske geſellte ſich dazu, flüſterte von Zeit zu Zeit, in eben ſo beſtürzter Unruhe, der Domina etwas ins Ohr. Deutlich ſahe man wohl, es müſſe etwas von einem: dies zieme nicht, könne nicht länger Statt haben, ſeyn. Endlich ergriff die ungeduldige Domina der Nonne Hand mit einem, unter einer tiefen Verbeugung geſprochenen: c'est assez, zog ſie weg, und führte ſie augenblicklich ab. Die Novize wand ſich vom Pilger los, und eilte nach.

Die beiden Fremdlingen waren ohne Damen, mußten bei Seite treten. Dem Heiligen ſchien das über die Maaßen verdrießlich. Er warf ſich, von einer plötzlichen, düſter melancholiſchen Anwandlung ergriffen, in einen Stuhl. Sein Begleiter verſank neben ihm in Nachdenken.

Dies währte einige Zeit, dann erſchien eine Maſke im Domino, welche den Heiligen kannte. Dieſer ſprang ihr entgegen, und fragte ſehr hitzig: Baron, kannten Sie die Dame nicht, mit der ich tanzte?

Die Antwort hieß: Ich komme ſo eben, ſah keinen Tanz.

Verwünſcht, rief der Jüngling, nahm den Pilger an die Hand, und eilte ins Gewühl, überall ſeine Blicke jenen Damen nachſendend. Sie waren aber verſchwunden, die Nonne nicht mehr zu ſehn. Nun mochte der Heilige auch nicht bleiben, mied zur Stelle den Saal, und fuhr mit ſeinem Begleiter nach Hauſe.

Der Ritter war noch geblieben, und hatte überall ſich vergeblich erkundigt, wer der Heilige geweſen ſeyn möchte. Zuletzt ſagte ihn Jemand, jener ſchwarze Domino habe mit ihm geſprochen, ſchiene ihn zu kennen.

Sogleich flog der Ritter auf den Domino zu.

Geſandter, fing er an, ich bitte Sie, wer iſt der Heilige?

Nach einigem Bedenken wurde ihm entgegnet: Nun Hofmarſchall — ich kann es Ihnen wohl ſagen. Sie lernen ohnehin den Mann kennen. Es iſt der Graf Thronheim, General in unſerm Dienſt. „Der außerordentliche Botſchafter, den unſer Hof erwartet?“

Der nehmliche.

„Wahrhaftig! So jung und ſchon General?“

Sein Geſchlecht — mächtige Verbindungen — und auch wirklich ſeltne Vorzüge. —

„So — ſo? — Aber ſehr zudringlich iſt der junge Mann. Hätte doch, eh er einer Dame ſo angelegentlich den Hof macht, ſich erkundigen ſollen, wer dieſe Dame ſeyn mochte.“

Vielleicht zählte er auf Maskenfreiheit —

„Sie hat ihre Gränzen. Beſonders nach unſerer Etikette“ —

Die ſchwarze Maske — der Freiherr Löwenmark — unterbrach den Hofmarſchall: Ich ſehe, der Graf begiebt ſich weg, ich muß ihm folgen, er iſt in meiner Wohnung abgetreten. Auf Wiederſehn!

So endete das Abentheuer des Heiligen und der Nonne im Maskenſaal.

Zweite Abtheilung.

Nachrichten über den Hof zu * *

Seit einigen Jahren war der König geſtorben, der Kronprinz Eduard hatte ſeine Volljährigkeit noch nicht erlangt.

Bis dahin führte, wie die Staatsverfaſſung gebot, ſeine Mutter, des alten Königs Wittwe, die Regentſchaft. Ohne Eduard hatte ſie noch eine Tochter, die Prinzeſſin Italia, welche eben im ſiebzehnten Lebensfrühling, trefflich erzogen, und von ungemeiner Schönheit war.

Königin Eleonore, ſo nannte man ſie, hatte, wenn gleich mit wenigem Selbſtvertrauen, von Anfang ihrer Regentſchaft her, eifrig geſtrebt, das wichtige, ſchwer auf ſie drückende Amt, untadelhaft zu verwalten.

Untadelhaft, dies war das erſte Ziel welches ſie ſich ſteckte. Doch lange konnte es unmög-

unmöglich ihr Ziel bleiben. Wie bald mußte ſie einſehn, daß auf Erden nie dem Tadel zu entfliehen ſei, und am allermindeſten in einem Wirkungskreiſe wie ihn die Pflicht zu herrſchen giebt. Sie lenkte ſpäterhin ihren Blick auf die Geſchichte, wollte für ſie handeln. Einiges Nachdenken aber, neben einer, bei Fürſtinnen nicht eben gewöhnlichen Vertrautheit damit, welche ſie noch bei dem Leben ihres königlichen Gemahls ſammelte, machte wieder, daß ſie auch hier abſprang. Die Geſchichte, ſagte ſich Eleonore, iſt eine Thörin, noch immer iſt ſie es, und folglich unwerth, daß man ihr Urtheil achte. Die Beſtechliche gewinnt nur das Geräuſchvolle. Läßt ſie aber einmal von ihrer Thorheit ab, wird ſie auch das Geräuſchloſe hervorziehn. Und wenn nicht, wenn mein Name auch nur eine Lücke unſrer Ahnenreihe füllte, es giebt etwas Höheres, als ein zweideutig Lob der Vergangenheit, von einer Nachwelt ausgeſprochen, die nicht genau würdigen kann, da ſo viel ihren Blicken unterging, was ſie geſehen müßte haben, um zu treffenden Urtheilen zu gelangen. Und dies Höhere iſt das Gewiſſen.

Es war dieſer Monarchin kein leeres Vorhaben damit. Fromm erzogen, und während ihres

Ehelebens viel einſam — oft auch duldend, wo ſie Niemanden ihr Leid zu klagen vermochte — hatte ſie die Religion zu ihrer Freundin und Tröſterin gewählt. Demungeachtet war auch ſie kein immer ſicher leitender Faden in den Irrgängen des Regierens.

Nicht Liebe, ſondern Politik hatte ſie einſt dem verſtorbenen Könige in die Arme geführt. Er war ein ſehr artiger Bräutigam, ein ſehr artiger Gemahl, ließ es nicht an verbindlichen Aufmerkſamkeiten fehlen, doch einige Jahre nach vollzogenem Eheband, an — Treue fehlen. Eben dachte ſich die Königin innig an ſein Herz zu ketten, da mußte ſie erfahren, ſie theile es mit einer Buhlerin. Mit ſtolzer Kälte zog ſie nun ſich zurück, lebte der Religion, und, wobei ſie freilich durch manche von ihrem Gemahl befohlene Anordnung gehindert wurde, der Erziehung ihrer beiden Kinder.

Ihr Gemahl war übrigens ein König, wie es deren ſchon viele gab. Nicht eben ein böſer Tirann, doch auch kein guter Landesvater. Das Regieren galt ihm keine Amtspflicht, ſondern er vollzog es nur in oberer Inſtanz, weil das nicht anders ſeyn konnte, weil das ſchon einmal eine läſtige Nebenſache, bei den Genüſſen, welche der höchſte Standpunkt darbietet, war. An ein Streben, das Regierungsamt künſtleriſch zu vollziehn, war nun gar nicht zu denken. Er beſchloß nach dem Rath ſeiner Großbeamten, unterſchrieb, was ſie ausgefertigt hatten. Weil ſie auch bald merkten, wie man es anzufangen habe, ſein Ja oder Nein zu erlangen, ſo ward er bald ihr Spiel. Er pflegte bisweilen Selbſtſtändigkeit zeigen zu wollen, und dann gerade von dem, was man ihm empfahl, das Gegentheil zu beſchließen. Vertraute und Miniſter kannten aber ſolche Stunden des Mißtrauens oder eines flüchtigen, bald wieder geſchwundenen, Regierungseifers, und waren dann ſo klug, vorzuſchlagen, was ſie verworfen, und in Abrede zu ſtellen, was ſie genehmigt wünſchten. So regierten ſie eigentlich unter der königlichen Firma. Dies in der Vorzeit ſo oft ſchon gegebene, wenn freilich ſelten nur ſichtbare, Schauſpiel, wird auch bei den Enkel ſo lange häufige Wiederholungen finden, als die Schmeichelei nicht enden wird.

Der König hatte das Glück, während ſeiner Regierung, den Staat eben nicht in ſchlimme, einen gewaltigen Geiſt fordernde, Bedrängniſſe verwickelt zu ſehn. So ließ er auch, bei ſeinem

Tode, die mit ſeinem Regierungsantritt empfangenen Lande alle wieder nach, inzwiſchen durch Abgaben ziemlich mitgenommen und nicht wenig verſchuldet.

Das Alter trat bei ihm ſehr zeitig ein. Und wenn es überhaupt den Berg zwar hinab, aber doch nicht bequem geht, ſo befinden junge Greiſe ſich doppelt unhold, wenn die Scheitel Reif umzieht. Denn ſie mögen ihre Verwitterung, des chronologiſchen Widerſpruchs willen, noch immer nicht glauben, die Natur hingegen überzeugt ſie von Tag zu Tage mehr, und wenig ſanft.

Dieſer König hatte, ungemein zeitig mit ſchädlichen Ausſchweifungen bekannt, ſeine Lebensjahreszeiten voraus zu entlehnen gepflegt. Ein Knabe hatte er ſchon heimlich ſich der Jünglingsrolle befleißigt, der Jüngling war ſpäterhin ein Mann geworden, und der Mann Graukopf. Ach, zu beklagen wer er dennoch geweſen, einer vernachläßigten höfiſchen Erziehung willen. Beſteht das menſchliche Leben meiſtens zur Hälfte aus Sünde thun, und zur andern Hälfte aus Strafe dulden, ſo verwirken viele Unglückliche doch in dem Umſtande keine Schuld, daß ihnen, ehe ihre Vernunft ſich mit Kraft waffnen konnte, die Sünde aufgedrungen ward. Und bei einer zu nachſichtigen Obhut, hatten Pagen, Gardeoffiziere, Kammerjunker, ſich bei dem fürſtlichen Knaben einſt dadurch beliebt zu machen geſucht, daß ſie ſeine Begierden nach verführeriſchen Unterricht aufregten, und ſich, die geforderten Lehren demnächſt ertheilend, einſchmeichelten.

Der König ſtarb zeitig an den traurigen Folgen, und ſeine Wittwe, die einem ſolchen Beruf nie entgegen geſehn hatte, mußte, wie Oben wir ſchon berichteten, die Regentſchaft antreten.

Sie erſchrak davor, ſuchte ſich aber, was einer kräftigen Weiblichkeit auch ehe gelingt, als entmarkten Herren der Schöpfung, zu ermannen.

Mit einem vollkommen entſchiednen Willen des Guten ging ſie an die That. Doch begegnete ſie Schwierigkeiten genug, ſahe bald, wie viel ſie zu lernen nöthig hätte, und überzeugte ſich ſpäterhin, wie unvollkommen, wie ſchwankend alle Lehren blieben, die man in den Erfahrungsſchulen des Regierens zu ſammeln vermöge. Oft mußte ſie auch einen ergriffenen Grundſatz wieder aufgeben, und einen ganz entgegen geſetzten Pfad wählen. Doch ehrte ſie das, bewies, ſie fliehe alle Eigenſucht, die einmal ausgeſprochene Urtheile untrüglich wähnt. Nicht war ſie da einer gewiſſen, einſt berühmten Regentin zu vergleichen, die gegen allen Widerruf ſich hartnäckig anſtemmete, mochte ihr auch das Heilſame davon noch ſo klar gemacht werden, und in ſolchen Fällen ſagte: Wir haben ſchon einmal reſolvirt, zweimal können wir nicht reſolviren.

Beim Antritt der Staatsverwaltung nahm ihre Frömmigkeit zuerſt die Religion ins Auge. Unter dem verſtorbenen Könige war ſie kein Gegenſtand ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit geweſen. Man hatte ihm Duldung und Gewiſſensfreiheit empfohlen, und er eingewilligt. Im Zuſammenhang mit dieſer Anſicht hatte auch die Preſſe keinen Zwang gelitten. Daraus war manches Gute entſprungen. Die Königin blickte nun aber allein auf die Schattenſeite. Viele Staatsbeamte waren treulos erfunden, die Zügelloſigkeit der Sitten hatte bedeutend Platz gewonnen, in den Begriffen herrſchte im Allgemeinen eine ziemliche Verwirrung. Jene Uebel zählten mehr als eine Urſache, die Königin fand aber nur die Abweichung vom angeerbten Glauben auf.

Sie richtete ihr Streben auf Beförderung der

Religiöſität, ließ alle Schriften einer höchſt ſtrengen Cenſur unterwerfen, alle aus der Fremde eingehende ſcharf unterſuchen, und wenn ihr Inhalt nicht dem angenommenen Syſtem entſprach, ſie von der Gränze abweiſen. In ſofern es mit ihrem Glauben der Königin ein ächter Ernſt war, trug ſie auch eine entſchiedene Vorliebe zu dem eignen Bekenntniß im Herzen, und meinte ihm deſto ehe zu gnügen, wenn ſie jene darlegte. Andere Sekten wollte ſie zwar nicht gradehin verfolgt ſehn, demungeachtet erfuhren ſie Zurückſetzung.

Nach einigen Jahren ſahe aber die Königin — genau aufmerkend, welche Früchte der von ihr geſtreute Saamen trug, und ihren berichtenden Staatsdienern immer die Wahrheit zur Pflicht machend — ſie habe ihren wohlthätigen Abſichten nicht zu nahen vermocht. Eine gränzenloſe Heuchelei war an vielen Orten in Schwang gekommen, nicht aber Tugend. Man fand ſo viel als vorhin zu beſtrafen. Der Sittenverderb umhüllte ſich zwar mit vorſichtigem Scheine, doch im Verborgenen trieb er ſein Weſen dennoch fort. Der Preßzwang fachte grade noch mehr an, was er hatte tilgen ſollen. Der Unglaube nahm zu, als der Glaube durch Befehle aufgelegt wurde. Verbotene Schriften, die frei nur wenige Leſer dürften gefunden haben, wurden nun heimlich durch eine neugierige Menge verſchlungen. Es entſtanden deren, wo man die Regierung, ihres die Geiſteskraft lähmenden Verfahrens willen, gehäſſig, ſogar lächerlich darſtellte. Dies mußte ihr viele Gemüther abgeneigt machen. Und wie entfernt auch die Königin davon war, irgend einem Bekenntniß harten Druck auflegen zu wollen, ſo übten die Prieſter der herſchenden Kirche dennoch bald ſolche Mißbräuche. Religiöſe Partheiwuth, bürgerlicher Zwieſpalt, Trennungen, Auswanderungen ſonſt nützlicher Menſchen, waren die Folge. Da ſah die Königin endlich wohl, ihre Einrichtungen dieſer Art fänden ein Widerſtreben in der Zeit, das nicht rathſam wäre, länger zu bekämpfen. Sie kehrte allmählig wieder zu den alten Grundſätzen der Meinung- und Preßfreiheit zurück.

Den Hof, dieſe ihre nächſte Umgebung, wohin auch die vornehmen Beamten, und der in der Hauptſtadt ſich aufhaltende reiche Adel gezählt wurden, nahm die Königinn von Anfang her in ſorgſame Obacht. Alle Höfe zeigen im Allgemeinen etwas Aehnlicher, davon macht nicht der des Cubo von Japan, nicht der des tättowirten Oberhauptes von Nukahiva eine Ausnahme Ueberall buhlt man an Höfen um Gunſt, doch giebt auch die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch ſie zu erlangen ſteht, ihnen wieder ſehr verſchiedene Farben. Aus dieſem Grunde trugen die Höfe eines Philipp II., einer Eliſabeth, eines Ludwig XIV., eines Jakob II., eines Carl XII., eines Friedrich Wilhelm I., eines Friedrich II., einer Maria Thereſia, einer Catharina II. immer ein anderes Gepräge. Bald herrſchte der frömmelnde, bald der ausſchweifende, bald der ſchönwiſſenſchaftliche, bald der freidenkeriſche, bald der martialiſche Geiſt vor. Bei dem erſten Feldzuge Carls XII. folgte ihm der franzöſiſche Geſandte in eine Schlacht. Auch er wollte dem Könige nach ſeinen Anſichten gefallen. Carl rieth ihm ſich nicht unnöthig in Gefahr zu begeben. Ew. Majeſtät, ſagte der Geſandte, werden mich doch nicht von Ihrem Hofe verbannen, da er am glänzendſten iſt? Ein altes Buch: Histoire des favoris genannt, iſt beſonders eigen, über Dinge ſolcher Gattung zu unterrichten.

Unter dem vorigen Könige waren an dem Hofe, wovon hier die Rede iſt, vorzüglich Leichtſinn, Hang zu ausſchweifenden Ergötzlichkeiten, Vergeudung, üblich geweſen. Die Königin begehrte nun von ihren nächſten Umgebungen, daß ſie dem geſammten Lande, ein Beyſpiel in ſittlicher Ordnungsliebe, in häuslicher Beſchränkung, und ſtrenger Sparſamkeit darſtellten. Sie ging ihnen ſelbſt in einfacher Genügſamkeit, in Entſagung aller rauſchenden, koſtſpieligen Freuden, ein winkend Muſter voran. Weil auch das Finanzweſen im Staate ſich in einer ziemlichen Unordnung befand, ſo empfahlen Erſparniſſe aller Art ſich ihr um deſto mehr.

Das hatte gute Folgen, aber auch ſchlimme. Die neuen Etate ließen wichtige Schuldenabtragungen zu, man konnte nach wenigen Jahren ſchon dem Zeitpunkte entgegen ſehn, wo der Staat alle ſeine Papiere würde eingelöſ't haben. Die Vornehmen in der Reſidenz, wie die Höflinge, ahmten zum Theil in Einfachheit ihre Königin nach, glaubten ſich ihr auf dieſem Wege gefällig zu machen. Andere hingegen, denen rauſchende Ergötzlichkeiten am Herzen lagen, konnten ſich in den neuen Zuſtand der Dinge nicht finden, ſie mieden die Hauptſtadt, unternahmen Reiſen außerhalb Landes, und ſuchten Städte auf, wo es Zerſtreuungen, die ſie einmal zu lieben ſich gewöhnt hatten, gab. Ehedem hatten viele reiche Fremdlinge eine Hauptſtadt beſucht, die ihnen ſo viele Merkwürdigkeiten und Freuden darbot, jetzt kam ſie nach und nach in den Ruf, ein langweilig öder Aufenthalt zu ſeyn, und die Reiſenden blieben weg.

Nun geriethen aber auch Tauſende, deren Betriebſamkeit ſonſt an den Summen, welche Hof, Adel und reiche Ausländer in Umlauf brachten, hing, in die bedrängteſte Lage. Es war um ihre Thätigkeit, ihren Erwerb geſchehn. Die immer mehr zunehmende Armuth wurde eine läſtige Erſcheinung für die Polizei. Selbſt ſchwere Verbrechen erzeugten Noth und Mangel. Die Häuſer ſanken um mehr als die Hälfte im Preiſe. Dies brachte die Kapitaliſten um ihren Wohlſtand. Auch ſie konnten den arbeitſamen Klaſſen wenig noch zu verdienen geben, deſto mehr nahm das Elend überhand.

Nun ſah die Königin ein, auch dieſer Schritt wäre übereilt geweſen, und ſie müſſe nach einem Mittelpfade umlenken. Von dieſer Zeit an wurde von Seiten des Hofes wieder einiger Aufwand gemacht, man hielt Schauſpiele und Winterluſtbarkeiten, man bemühte ſich mit Ernſt, den arbeitenden Ständen Unterhalt zu verſchaffen. Da kamen nach und nach die Fabriken auch wieder empor, die Gebäude ſtiegen im Werth, den Auswanderungen und Verarmungen ſah man vielfach Einhalt gethan.

So ging es der Königin in manchen Fällen. Sie überzeugte ſich, die Regierungskunſt ſey unendlich ſchwer, man könne darin nur ſtreben, nie aber vollenden. Nichts deſtoweniger kam jedoch ihr wie dem ganzen Lande dieſe erworbne Einſicht zugute. Daneben gab ihr auch das Schickſal den Segen langer friedlichen Zeiten.

Die Erziehung ihrer Kinder blieb — wie es ein ſolcher Charakter auch ſchon erwarten ließ — eine ihrer Hauptſorgen. Den Prinzen Eduard mußten Lehrer, deren Fähigkeit und tadelloſer Ruf gleich anerkannt waren, in allen Wiſſenſchaften unterrichten, die ſie einem künftigen Monarchen zuträglich hielt. Sie theilte ihm ihre eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, über das ſchwierige Handhaben der oberſten Gewalt, alle mit, verhielt ihm den Widerſtand, dem man dabei begegne, nicht, und mahnte ihn um ſo ernſtlicher, zu dem hohen Beruf ſich mit geübten Kräften zu rüſten. Er mußte die Landesſtühle fleißig beſuchen, und vorzüglich dann ihren Sitzungen beiwohnen, wenn Angelegenheiten von wichtigem Belang abgehandelt wurden. Vor dem Gift der Schmeichelei ſuchte ſie ihn auf alle Weiſe zu bewahren, man hätte ſagen können, Minerva habe ihren Telemach nicht beſorgter vor den Pfeilen der Liebe geſchirmt. Genug, ſie that alles, was ſie glaubte, das einer königlichen Mutter an Erziehungspflichten obläge.

In einem Falle änderte ſie aber auch den, im Anfang für ihren Sohn entworfenen, Bildungsplan. Denn ſie wollte es erſt bewirken und fügen, daß aller kriegeriſcher Sinn von ihm entfernt bliebe. Wie ſie den Krieg verabſcheute und haßte, ſollte ihr Sohn von einer ähnlichen entſchiednen Abneigung dagegen erfüllt und durchdrungen werden, und, wie es in einer Klopſtockſchen Ode heißt, den Ruhm eines Eroberers ſein menſchlicher Edelmuth viel zu klein achten. Aus dieſem Grunde gab ſie es nicht zu, daß er den Waffenübungen beiwohnte, ließ überhaupt die Soldaten ſo wenig als möglich vor ihm erſcheinen. Dann, glaubte ſie, würde er den Prunk und Glanz, welcher ſie umgiebt, nicht liebgewinnen, und ſie hatte erfahren, wie von dieſen gefälligen Außendingen, und dem Umgange mit jungen leichtfertigen Kriegsmännern, die politiſche, gern mit dem Schwerte hadernde, Zankſucht der Monarchen oft auszugehen pflegt. Sie ſchilderte dagegen ihrem Liebling alle Gräuel, Noth und Plage, welche den Krieg begleiten. Er ſollte vor Trophäen ſchaudern, weil ſie blutig ſind, vor Schlachtruhm und Triumphzügen zurückbeben, weil ſie ihren Weg über Leichen und durch rauchende Trümmer nehmen. Erdengötter, ſagte ſie oft, nennt man die Fürſten, das können ſie nun zwar bei der natürlichen Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge nicht ſeyn, laßt ſie aber auch nicht Erdenteufel werden.

Demungeachtet aber kam ſie ſpäterhin von ihren Grundſätzen über dieſen Punkt in etwas zurück. Sie bedachte auch, wie ein Fürſt, der nicht im Stande ſey, die Rechte ſeines Landes mit Kraft und Nachdruck zu vertheidigen, weder bei den Zeitgenoſſen, noch in der Weltgeſchichte eine dankbare Rolle ſpiele. Ihr leuchtete ein, wie er, in einem ſolchen Falle, nur zu bedenkliche Gefahren laufe, da ehrſüchtige und weniger menſchliche Nachbarn ſeine friedliche Tugend wohl nicht achten, vielmehr ihrer ſpotten dürſten, und daß, zum Krieg unabwehrlich genöthigt, wenn er ſich nicht darauf vorbereitet hätte, ſein Land noch weit ſchlimmeren Heimſuchungen bloßgeſtellt werden müſſe. Sie wandelte ihr Ideal eines guten Königs alſo um. Sie verlangte ihn friedliebend im weiten, ja im weiteſten Umfange des Wortes, aber auch ſtets bereit und gerüſtet, mit Schwertes Spitze zu ſchlagen, was, bei ungerechten ſtolzen Anmaaßungen, keinem gütlichen Vergleich begegne. Da ließ ſie nun den Prinzen mit eben der Sorgſamkeit in Kriegswiſſenſchaften unterrichten, als es in den übrigen geſchah. Die Lehrer wurden eben ſo klüglich gewählt. Nicht auf dürftige Halbheit, auf gründliche tiefe Kenntniß der Gegenſtände mußte es angeſehen werden. Der Prinz hatte viel angeborne Lebhaftigkeit, und war nicht ohne Talente, ſo fanden die Lehrer auch keinen Grund, ſich über ihn zu beklagen, konnten vielmehr ſein Streben nach Ausbildung, ſeinen anhaltenden Fleiß mit Recht loben.

Prinzeſſin Idalia ſtand, wo nicht eben dem Herzen, der Perſon ihrer Mutter doch noch näher. Wenigſtens beſchäftigte dieſe ſich noch mehr, ſie zu ermahnen, und ihr die Verhältniſſe und Beſtimmungen junger Fürſtinnen zu deuten. In ihren ehlichen Beziehungen hatte ſich die Königin, wie wir ſchon hörten, nie glücklich gefühlt. Sie zog davon allgemeine Sätze ab, die eigentlich zu ſtrenge waren, denn Ausnahmen von der Regel, welche ſie aufſtellte, giebt es dennoch, wenn freilich ſchon ſelten Liebe Tochter, ſagte ſie oft, wähne ja nicht, Du dürfeſt, in ſo hohem Rang geboren, auch einſt glücklich zu ſeyn hoffen. Vielmehr waffne Dich muthig zum Dulden. Nur damit kannſt Du vor Deinem eignen Bewußtſeyn — denn die Welt erfährt wenig von den geheimen Leiden der Fürſtinnen, und kann folglich die ſtille Größe, womit ſie tragen, nicht ehren — nur damit kannſt Du vor dieſem Bewußtſeyn Dich rechtfertigen. Oft wirſt Du nur allein aus dem unſträflichen Zeugniß, das Du berechtigt biſt, Dir abzulegen, Troſt gegen die Widerwärtigkeiten, die Dich beugen, gegen den Kummer, der Dich zu Boden drückt, ſchöpfen. Eine Prinzeſſin umgeben Reichthum und Schimmer, alles huldigt ihr mit Ehrfurcht, alles ſucht ihre Zufriedenheit zu gewinnen, alles ſtrebt ihr Freuden zu bereiten, aber alles das iſt kein Glück. An Prunk und Verehrung wird ſie von Kindheit auf gewöhnt, was man immer ſieht, immer erfährt,

fährt, kann — wie es auch von niedern Stufen geprieſen und beneidet wird — nicht froh machen, muß vielmehr langweilen und anekeln. Der Reichthum einer Prinzeſſin, gegen die Anforderungen gehalten, die von allen Seiten auf ſie eindringen, iſt wahrlich immer nur Armuth zu nennen. Sie muß von ihrem Einkommen den ſie umgebenden Glanz, ihre zahlreiche Dienerſchaft unterhalten. Dann aber wollen die Künſte und Wiſſenſchaften von ihr Pflege, die Dürftigkeit ſtreckt die Hände zu ihrer Milde empor, nach allen Seiten hin ſoll ſie freigebig ſeyn. Dies geht nicht an, wenn ſie ihren Haushalt geordnet ſehn, nicht in läſtige, ſchwer zu tilgende Schulden verſinken, nicht ſich bei den Perſonen, von denen ſie wieder abhängt, ſie mögen über oder unter ihr ſtehen, Vorwürfen oder Klagen, blosgeſtellt ſehen will. Beide ſind wohl höchſt empfindlich, mögen Eltern zu vorſichtigerer Wirthſchaftlichkeit anmahnen, oder ein Miniſter die Achſeln zucken, daß er, um die geforderten neuen Summen zu ſchaffen, neuen Druck auf das Volk legen muß. Daher bleibt ihr nichts übrig, als gegen Einmal, wo ſie das Vergnügen ſich machen darf, zu gewähren, Zehnmal und öfter, ſtrenge mit verſchloſſenem Herzen zu verſagen, und je fühlbarer ſie iſt, je ehe wird die angenehme Genugthuung der einen Wohlthätigkeit ihr dann nicht allein getilgt, ſondern noch ſchwer, in der folgenden nothwendigen Härte, verbittert werden. Was hat es mit den Huldigungen, die man den Großen darbringt, auf ſich? Niemand ſchmiegt ſich vor ihnen ohne Eigennutz, ſey auch der Gegenſtand ſeiner Wünſche, was er immer wolle. Je wärmer die, Anhänglichkeit, Ergebung und Bewunderung ſchwörende, Rede fließt, je kälter ſind die Herzen, je gelungener der Ausdruck, je entſchiedener die leere Heuchelei. Immer, wie ſie auch einfach ſeyn will, iſt eine Fürſtin dem Zwange des Ceremoniels unterworfen, all ihr Umgang iſt ſteif, abgemeſſen, und das läſtige Gefühl dieſer goldnen Ketten wird allein erträglich, weil man ſich auch daran gewöhnte. Auf eine wahre Freundin, einen ächten Freund, darf ſie nimmer zählen. Selbſt die heiligſten Bande der Natur lockern unter den Einflüſſen der Hoheit. Sie kann in den Fall kommen, wo man von ihr wünſcht, daß ſie eine Fahne für die Truppen ſticke, welche ihren Bruder, ihre Mutter, ihren Vater bekämpfen ſollen. Sie muß ſich an ihrem Rang, an das neuumfangene Intereſſe verſündigen, denkt ſie zu widerſtreben. Zwar giebt es hie und da wirkliche Ergebenheit von Dienern, Aufopferung ſogar, doch herzlich wird keiner, immer nur ſieht er aus dem Staube empor, und das verödet den hohen Standpunkt, macht ihn einſam, froſtig, traurig. Und am feindlichſten winken einer Königstochter die Geſtirne, wenn ihre Vermählung naht. Mädchen auf niedrigeren Stufen der Geſellſchaft, können doch oft dem Zuge ihrer Neigung folgen. Doch bei Jener richtet ſich die Frage, welchem Bräutigam ſie zugetheilt werden ſoll, oder, den Umſtänden nach, kann, allein an die Politick. Man gebietet ihr da, ſie hat keine Stimme. Kaum wird ihr ein geſchmeicheltes Porträt des künftigen Gatten vorgezeigt. Sie muß ihr Vaterland meiden, in die Fremde hinausziehen, und dort ihre Heimath vergeſſen lernen. In dem Augenblick, wo die Heirath beſchloſſen wird, iſt ihr Vaterland vielleicht mit dem Staate, dem ſie nun gehören ſoll, im Bunde, Jahr und Tag nachher können beide im Krieg begriffen ſeyn, und ſie muß Freudenfeſten beiwohnen, wenn ihr elterliches Reich Provinzen verlor. Sie langt in der fremden Hauptſtadt an. Freilich wird es Pracht-einholungen, feſtlichen Einzug, Erleuchtungen, jubelnden Empfang geben, doch der ſchallende Vivatruf übertäubt das bange Klopfen eines, durch die Trennung von ihrer Heimath ſchweren, und nun zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilten Herzens nicht. Sie erblickt ihren Bräutigam. Wer weiß, wie er mißgeſtaltet, mit ihrem Gemüthe, ihren Anſichten und Urtheilen im Widerſpruch, mit zurückſtoßenden Neigungen vertraut, oder durch Wollüſte entnervt iſt. Er ſpricht ihren Hoffnungen, ihren Erwartungen nicht an. Dennoch gilt es, alle Seufzer zu unterdrücken, jeden Unmuth zu hehlen. Sie muß Liebe und Wonne lächeln, Gnadenwinke den Mengen ſpenden, welche mehr aus Neugier als aus Anhänglichkeit ſich huldigend zudrangen. Ihr Verlobter wird keine Zeichen ſeiner zärtlichen Empfindung ſparen, aber es ſind auch nur Zeichen, nach Höflingsweiſe dargebracht, ein Herz hat er nicht zu geben, denn auch die Braut iſt ihm fremd, auch er hat ſie nur aus den Händen der Staatskunſt empfangen. In der Ehe wandelt ſich das alles um. Je mehr erzwungene ſcheinbare Eintracht vor den Augen der Welt, je früher tritt oft die Kälte, die Entzweiung, ja die fortwährende Anfeindung der Neuvermählten ein, die heimlich ihren Frieden ſtören. Der Gemahl entzieht ſich wohl der Bürde ſeiner angelegten Feſſeln, die überall umſtellte, bewachte Gemahlin drücken ſie deſto ſchwerer, und ſie darf keine Thräne zeigen. In den meiſten Fällen — ein Glück noch, wenn es ihr ein Geheimniß bliebe, doch Vertraute, die ſich einſchmeicheln wollen, bringen es ihr zu Ohr — in den meiſten Fällen kann ſie nur darauf zählen, ihren Gemahl mit Buhlerinnen theilen zu müſſen, die ſogar oft noch frech genug ſind, ſie durch unentblödete Anmaßungen zu kränken. So, meine Tochter, iſt der hohen Fürſtinnen Loos, ſo, wiſſe es, hab ich es ſelbſt mit durchbohrtem Herzen, erfahren müſſen. Und Anderen meines Gleichen, erging es nicht beſſer, denn ähnliche Urſachen bringen ähnliche Wirkungen hervor. Die Fälle, wo ein freundlicheres Geſchick lächelt, ſind ſo ſelten, daß ich ihrer gar nicht einmal gedenken mag. Doch hehle ich die Wahrheit Dir nicht, denn ſoll man unabänderlich einem ſchlimmen Looſe entgegen gehn, iſt es doch noch einigermaßen wohlthätig, die Uebel, welche es in ſeinem Gefolge bringt, zu kennen, man bereitet ſich mit Standhaftigkeit, und einem, ſo viel als möglich, leichten Muth, darauf vor.

Wie die Sachen einmal ſtehn, kenne ich nur ein erhebend Glück, das — obſchon bisweilen nur — ſich zu den Vermählungen junger hoher Fürſtinnen geſellt. Und Diejenige unter ihnen preiſe ich, welcher eine ſolche Beſtimmung wird.

Glaube nicht, ich würde die verſtehn, etwa in einem Reiche, wo die Verfaſſung weibliche Regentſchaften zugiebt, das Scepter als Wittwe zu führen. O die Pflicht, das Ruder zu lenken, erkannte ich für ſchwache weibliche Hände ſchon lange zu mißlich. Nein, ich meine die frohe Beſtimmung einer Prinzeſſin, wenn ſie durch ihre Heirath zwei feindlich nachbarliche Staaten ausgleichen, einen Krieg in ſeinem Fortgang hemmen, oder einem nur angedrohten wehren, zweien Nationen eine lange blühende Friedenspalme pflanzen kann. Oft ſollte das zwar geſchehn, und wurde hernach von einer ſchwankenden, nicht mit Ernſt zum Guten ſehenden, Politik nicht gehalten, in manchen andern Fällen ſahen aber dagegen ſich Fürſtinnen ſo glücklich, in der That das friedliche Segenheil über weite Staaten gebracht zu haben. Mochten ſie dann auch ſich als Opfer anſehn, der zürnende Schlachtengott war doch mit dieſen Opfern verſöhnt. Sie konnten zu ſich ſagen: dieſe Auen und Gefilde ſtehen durch mich voll Blumen und Halmen. Daß Tauſend Gattinnen nicht Wittwen, Tauſend Kinder nicht Waiſen ſind, haben ſie mir zu danken. Ich war die Vermittlerin, die Friedensbotin, die Heroldin des Guten und Schönen, rief Sicherheit und Milde vom Himmel nieder. Ohne mich erblickte der Wanderer Oeden und verbrannte Dörfer, hörte jammernde Wehklage, wo ihm jetzt Ueberfluß und Erfreuung begegnen. Die Geſchichte hat Dich unterrichtet, wo das ſchon gelang, auch wie es in Spanien die Kronen von Caſtilien und Arragonien, in England die rothe und weiße Roſe, in Frankreich die getrennten alt-capetingiſchen Stämme vereinte. Immer wurden dadurch der blutigen Fehden weniger, und ich geſtehe Dir meinen Wunſch, ganz Europa möchte dereinſt durch fürſtliche Ehen, wo nicht zuſammenfließen, doch ſo zu einem Familienbeſitzthum werden, daß fortan Kriege als eine unerhörte Selbſtzerſtörung betrachtet, und alle noch etwa vorkommende Streitigkeiten durch einen allgemeinen Gerichtshof abgethan würden. Denn von dem ſchönen Bilde eines ewigen Friedens kann ich mich, wie man es auch, als unausführbar, ins Gebiet der Träume verweiſen mag, immer nicht entfernen.

Und, wie ich meine höchſte Freude, meinen Stolz darin finden würde, böte ſich eine Gelegenheit an, in ſo menſchlich edler Abſicht Dich vermählen zu können, ſo habe ich andererſeits beſchloſſen, Deine Hand nie zu verſagen, wenn ſie nicht ſich zeigt. Ich will Dich als den Troſt meines Alters dann um mich behalten. Es iſt ſehr natürlich, und alle weibliche Jugend, vom Purpur bis zur Hirtin hinab, fühlt da wohl gleich, wenn Deine geheime innere Empfindung den ewig ledigen Stand Dir als einen ſchlimmen bezeichnet. Allein, baue da nur auf meine Umſicht, wie auf die mütterliche Liebe, er wäre unter dem Schlimmeren das noch am wenigſten Schlimme. Nur wenn ein Zweck, wie ich ihn meine, zu erreichen ſteht, werde ich das mütterliche Gefühl ſchweigen heißen, wie Du hochſinnig dem erhabnen Berufe folgen mußt. In jedem Fall aber rathe ich Dir, nie Wünſche und Hoffnungen der Liebe in Deinem Buſen laut werden zu laſſen. Unterdrücke, vertilge ſie zeitig mit ſtarker Selbſtbeherrſchung. Es ziemt ohnehin denjenigen, die andern gebieten ſollen, nichts mehr, als daß ſie das eigne Gemüth zu meiſtern verſtehn. Denn Liebe, ich wiederhole es, findeſt Du, die Monarchentochter, doch einmal nicht. Und ganz beſonders wenn Du ihr Gemälde nach hohem Ideal von Hingebung, Innigkeit, vollkommnen Einklang, Unſchuldsſinn, unverbrüchlicher Treue, entwirfſt. —

So verfuhr die Königin gegen den Staat und gegen ihre Kinder. Man wird nach dieſem ſüchtigen Abriß ihrer Eigenthümlichkeit ſchwerlich noch ihr Herz anklagen wollen, ja auch ihrem Urtheil Gerechtigkeit und Achtung zuwenden.

Doch in allem menſchlichen Beginnen ein Anderes das Wollen, ein Anderes das Vollbringen. Schon hörten wir von der Staatspflege dieſer Königin, daß ſie oft ſich genöthigt ſah, ihre Anſichten zu wechſeln, ihre angenommene Handlungsweiſe umzuändern, und es ehrt ſie, wenn ſie nicht eigenſinnig auf Planen beharrte, die nicht den gewünſchten Erfolg zeigten. Sie leitete auch die Bildung des Thronerben ſpäterhin nicht mehr wie im Anfang. Nur bei ihrer Tochter hielt ſie das alte Verfahren unumwandelt feſt, denn ſie fand keinen Grund, der eine Abweichung empfohlen hätte.

Was iſt aber ſo ſchwierig überhaupt als Erziehung. Wir können die innere Anlage der Zöglinge ſo wenig nur erforſchen, ihre Zeichen ſelbſt trügen häufig. Daneben ſind wir noch weniger über die Einwirkung der Außendinge Herr, die einen ſo großen Antheil haben, wo ſich Jugendlichkeit entwickelt. Bei fürſtlichen Kindern gilt das letzte beſonders. Es ließe ſich behaupten, daß man da viel weniger als im Privatleben, ſowohl die ſchädlichen abwenden, als auch die nützlichen herbeizuſchaffen könne.

Die Erziehung des Prinzen Eduard, bei aller ſorgſamen Mühe und ſelbſt bei recht glücklichen Naturanlagen, wenn ſie ſchon nicht eben ganz [illegible], gelang doch auch wenig. Aber iſt die Erziehung an ſich ſchon ein ſo ſchwierig Geſchäft, um wie viel mehr iſt es noch die eines Thronerben. Mit einem Syſtem ſind die Pädagogen bald fertig und es leſen ſich die aneinander gereihten Sätze, Schlüſſe und Folgerungen auch ganz artig, wie es denn ein ſchlechter Syſtematiker ſeyn müßte, der nicht ſagte, was zu ſeinem Theorienbau gut paßt, und nicht verſchwiege, was ihn bedroht. Aber die leidige Ausführung, die widerwärtigen Dinge, keineswegs geneigt, ſich herzurücken, zuſammenzuordnen, wie es ein ſolcher Entwurf verlangt. Welchen — gebornen — König hätte man nicht vortrefflich erziehen wollen, und von wie wenig vortrefflichen Königen will uns die Geſchichte doch Meldung thun? Und dieſe wenige, haben ſie meiſtens ſich nicht ſelbſt erzogen, und dies mächtige Selbſt, das ſich zu erziehen vermochte, entnahmen ſie es von Mentoren, oder von glücklichen Umſtänden, die man großentheils glückliche unglückliche nennen könnte?

Geſetzt, es wäre ein Kronprinz — das Kind eines Bürgers iſt es nicht einmal — wie Rouſſeaus Emil zu erziehn, würde er dann ein guter König ſeyn? O gewiß nicht. Er wäre zu fühlbar, zu einfach, und kennte vor allen Dingen die Welt im Großen nicht. Er wäre viel zu gut, und müſte darum erſt noch — wie hart es auch klingen mag — in Macchiavellis böſe Schule gehn. Denn über wenig gute und viel böſe Menſchen wird er ja zu regieren haben, den Verhältniſſen, in welche ihn die Staatskunſt hinzieht, läßt nur ſelten mit Herzlichkeit oder Vernunft ſich begegnen, es nahen Aufgaben in Menge, die allein mit Liſt oder Gewalt zu löſen ſind.

Wieland ſpottet über den Hof, als den unziemendſten Aufenthalt der Fürſtenbildung. Viele haben gerathen, die Kinder der Monarchen zeitig von Prunk, Schmeichelei und Verführung zu entfernen, in harmloſer Abgeſchiedenheit, ſogar ihres Standes unbewußt, ſie aufwachſen zu laſſen.

Es läßt ſich da, wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, immer ein Für und ein Dawider aufbringen. Iſt ein Prinz beſtimmt, von der Höhe hinab zu blicken, warum ſoll nicht zeitig an die Höhe gewöhnt werden. Und iſt viel da widerſtrebend, ſo kann er ja nicht zeitig genug damit kämpfen lernen. Man ſagt, vom Thron entfernt, wird er ſo mancherlei Ausſchweifungen nicht kennen lernen. Es iſt aber auch wohl möglich, ihn am Throne davor zu bewahren, und, ihrem Anblick ganz entzogen, könnten ſie ihm ſpaterhin, wo ihm doch einſt Freiheit werden muß, leicht nur um deſto gefährlicher ſeyn. Man verlangt, ein Fürſt ſoll die Leiden der niederen Stände in der Nähe ſehn, ja wohl mitempfinden, damit er nicht einſt kalt und herzlos dagegen bleibe. Hier könnte aber leicht zu viel geſchehn. Denn regierend muß er ſich doch gegen die Leiden der Menſchen verhärten, wenn er nicht aus Güte mehr helfen will, als er einmal zu helfen vermag. Iſt er im Stande ganzen, durch Krieg oder natürliche Landplagen um ihren Wohlſtand gebrachten, Provinzen den alten Flor zurückzugeben, ohne dieſen Flor anderen Provinzen zu entziehn, oder wenn das ganze Land unter Mangel und Elend ſeufzt, es mit Schulden zu überladen, daß alſo nichts gegeben, vielmehr noch genommen wird? Solche mitleidige Empfindungen überſchreiten alſo bei einem Fürſten ſeinen Beruf, machen ihn nur vom feſten Lenken des Steuers abwendig, oder zerreiſſen ſein Herz, man darf ſie ihm nicht anerziehen wollen. Auf der anderen Seite aber, ein fühlloſer Regent, welch ein Unheil! Was kann das Land durch ihn zu leiden haben, wie unglücklich er ſelbſt werden, wenn er ſtatt ihrer Liebe, den Haß der Unterthanen gewinnt! Es giebt da eine Mitte, und wie ſchwer ſie iſt zu treffen.

Man lobt das Wiſſen an einem Fürſten, er könne für ſeine Beſtimmung nicht genug davon einſammeln, heißt es, alſo Unterricht auf Unterricht gehäuft. Allein wir ſehen auch im Privatleben manchen Vielwiſſer, der über alles zu reden, zu ſchreiben weiß, aber, wo es auf Handeln ankömmt, oft ſich durch Leute beſchämt ſieht, die an geiſtiger Bildung tief unter ihm ſtehn. Und das iſt wohl zu erklären. Er iſt nicht ſelten in der Ideenmenge befangen, die eignen Begriffe verwirren ihn. Da er ſo viele Wege ſieht, ſteht er an, welchen er einſchlagen ſoll, und Entſchluß, thätiger Vorſatz, werden noch durch etwas Gemüthliches beſtimmt und geſtärkt, das unter dem Vielwiſſen und Vieldenken eher ſchwächer als kräftiger wird. Wir ſehen große ſogenannte Philoſophen, die Heute ganz anders urtheilen und wollen, als Geſtern, und Morgen wieder zu neuen Anſichten übergehen werden. Das könnte einem Volksgebieter unmöglich frommen. Wie ein Gelehrter in Büchern vergraben, ſoll der Fürſt nicht ſeyn. Das Leben in der Ideenwelt könnte ihn leidenſchaftlich aus der wirklichen fortziehn, oder auch, er könnte ſeinen Staat allerhand Theorienproben unterwerfen, welche dieſem nicht gedeihlicher ſeyn möchten, als oft Kranken in Hoſpitalen, woran Aerzte neue Heilmethoden verſuchen. Heißt es bei jedem einzelnen Zweig menſchlicher Kunde ſchon vita brevis, welche Zumuthung, der Fürſt ſoll ihrer ſo viele im kurzen Leben umfangen. Es thut ihm ja nicht eben Noth, es giebt der Wiſſenden genug, über deren Wiſſen er gebieten, das er zu Nutz und Frommen ſeiner Staatszwecke anwendend gebrauchen kann. Alſo — da es der Julius Cäſar, Marcus Aurelius, Friedrich II, die alles in allem zu ſeyn verſtehn, ſo wenige giebt, ſo erzieht uns keine gelehrte Fürſten, noch viel weniger fürſtliche Gelehrte. Auf der andern Seite aber, ein unwiſſender Fürſt, wie kläglich ſteht er da, oben auf der Pyramide! Von allen geſehn, und und ſelbſt nicht ſehend! Im Lichte finſter! Den Volksgeiſt lenkend, und ſelbſt geiſtlos. Nicht je zu hoffen, daß er ſich mit den Weiſeren umſtelle. Vielmehr wird ihn ihre Ungleichheit mit ihm, mit Abneigung gegen ſie füllen. Die Mittelmäßigen, wohl gar die Erbärmlichen, wird er zu Vertrauten, Günſtlingen, Räthen erheben, der Irrthum ſeinen Wohnſitz am Throne aufſchlagen, Mißgriffe der ſchlimmſten Art können da nicht fehlen, das unglückliche Volk wird die Schuld des unwiſſenden Regierers, der wieder durch die Unwiſſenheit ſich regiert ſieht, ſchwer büßen. Alſo erzieht einen Thronfolger ja nicht unwiſſend. Es bleibt da abermal eine Mitte nöthig, und iſt ſie ſchon ungemein ſchwierig aufzuſuchen, um wie minder läßt ſich hoffen, daß man ſie treffen werde.

Was am Menſchen Gemüth heißt, ſoll es beim künftigen Regierer vorzüglich angeregt, entwickelt, gekräftigt werden, oder dem Geiſte — in ſofern die Erziehung das ihrem Willen aneignen kann — ſchwach untergeordnet ſeyn? Nur zu leicht kann ihn das Gemüth fortziehen, mehr nach dunkelm Empfinden zu handeln, als es dem Staate frommt, hell und klar ſoll der herrſchend waltende Geiſt ſich der Urſachen jeder That bewußt werden. Und doch wieder, ein nur kalter Klügler, der nicht das Volk mit Liebe umfaßt, möchtet Ihr ihn?

Wird der rechnende Plan ſo weit im Guten dringen, wie das lebendige warme Gefühl, das dem Pol des Guten ſich gar nicht verſagen kann, ihm nothwendig zufliegen muß?

Mit der Phantaſie hat es eine ähnliche Bewandniß. Was der Verſtand als das Gute erkennt, entwirft, geſtaltet, wird immer noch ein froſtig Machwerk bleiben, nicht bis zum Schönguten ſich erheben, wenn eine liebliche Einbildungsweihe ihm die Blumenkrone vorenthält. Nicht einmal den ſtarren todten Buchſtaben des Geſetzes haltet ihr mit nur kalter Hand feſt, der Staat veraltet unter Brauch und Satzung der Väter, es muß ihnen ſtets wieder Jugendfriſche erzogen werden, das kann nur der hohe Aufflug zu Idealen des Beſſeren, und nur die Schwinge der Phantaſie trägt da den Geiſt. Hingegen kann ſie den Monarchen auch zu allerhand Gefährlichen, Irrthümlichen, im Ausgang Unglücklichen hinleiten. Er kann die Schätze und des Landes Mark erſchöpfen in ausſchweifenden Bauten und Prachtanlagen, der Merkwürdigkeiten, Alterthümer, Bildſäulen, Gemälde, Gemmen, ſo viele herbeiſchaffen, daß das Nützliche verarmt, die Schwärmerei für Heldennachnachruhm in der Geſchichte, ihm unſelige wilde Kriegsluſt entflammen.

Soll man dem Prinzen zeitigen Gebrauch der Freiheit anvertrauen, oder nicht? Er wird ſich ja einſtmal im Beſitz der höchſten Freiheit ſehn, wie nöthig alſo, daß er ſich daran gewöhne. Ihr Mißbrauch, nach ſo langer Hemmung, oder ein bleibender Mangel an Selbſtſtändigkeit, nur zu leicht die Folge anhaltender Aufſicht und Vormundſchaft, der ihn ſpäterhin zum Werkzeug der Räthe machen kann, ſtatt er ſie als ſolche brauchen ſollte, ſind beide gleich zu fürchten. Und wiederum eine zeitig dargebotene Freiheit, kann ſie nicht auch höchſt gefährlichen Mißbräuchen Thür und Thor öffnen, daß er Geiſt und Leib verwüſtenden Genüſſen ſich hingiebt, und einſt ein entnervter Wollüſtling den Thron beſteigt?

Religioſität, wer wird ſie nicht dem künftigen Monarchen wünſchen, wer aber auch nicht vor einem unduldſamen, fanatiſchen, um Meinungen verfolgenden Glaubenstirannen zurückſchaudern? Und wie leicht geht Religioſität, im Beſitz der Gewalt, zur Glaubenstirannei hin. Je zarter die Gewiſſenhaftigkeit, je mehr ſteht zu fürchten, daß ſie Abneigung gegen Andersmeinende auflege, von dieſer zum Haß iſt nur ein kurzer Schritt. Und man huldigt wahrlich der Zeit mehr als ſie es verdient, wenn man etwa behaupten will, ſie habe ſchon eine Höhe erreicht, wo Beſorgniſſe dieſer Art ſchwänden. Zuweilen trit ſogar die Mode mit dem Fanatismus in Bund, wie am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo man, in die Zukunft blickend, nur ſehr andächtig erzogne Fürſten voraus ſetzen durfte, um bei künftigen Geſchlechten an Wiederkehr tiefer Geiſtesverfinſterung, und aller Gräuel, welche auf dieſem Boden keimen, zu glauben.

So eine ſchwierige Sache iſt es alſo um die Prinzenerziehung. Kein Wunder, daß ſie bei dem Thronerben Eduard auch nicht gelang, wie man es beabſichtet, erwartet hatte. Von dem empfangenen Unterricht war ihm zwar manches, es konnte ſelbſt Viel heißen, im Gedächtniß aufbewahrt geblieben, allein es hatte denjenigen Wiederſchlag nicht empfangen, der Wiſſen und Denken in Verbindung, Einklang, Wechſel- und Geſammtwirkung bringen muß. Dies lag theils an dem zeitigen Ueberladen mit ſo vielſeitigem Unterricht, der ein gehöriges Verarbeiten des Einzelnen unthunlich machte, auch ſtatt Liebe für die Kenntniſſe anzufachen, ehe gleichgültigen Froſt, wo nicht Abneigung, dagegen hervorbrachte. Dann hatte auch die gefällige Lehrform, wodurch Unterrichtgeber ſich bei hohen Schülern gern beliebt machen, es verſaumt, den Geiſt ſelbſt thatig zu machen, wie er es bei eignen Studien, wo es gilt, ſich allein Wege zu bahnen und durch ſchwierige Hinderniſſe zu helfen, geſchieht. Der Prinz wußte nun viel, und begriff dennoch wenig, ſein natürlich gutes Verſtand war für Demonſtrationen zugänglich geworden, konnte aber ihre Schärfe, ihre Richtigkeit nicht prüfen, und das iſt es grade bei Fürſten, was ſie dem beredten Vortrag, den Scheinwahrheiten, hingiebt, in Irrthum befangt, und aus dem Regierer einen Regierten macht. Nachſtdem hatte man ihn viel zu eng umzogen, beſchränkt, er hatte die Dinge in der Wirklichkeit nicht kennen lernen Sein gutes Herz glaubte immer dem guten Anſehn, ſo konnte er aber auch einſt von ſchlimmen Vertrauten, die eine empfehlende Außenſeite zu heucheln wußten, ſich fürchterlich hintergangen ſehn. Es konnten manche niedergehaltene Leidenſchaften, einſt vom Zwange befreit, ihm deſto mehr Gefahren bringen.

Die Königin hatte nicht bedacht, welchen Urſachen und Antrieben ihr eigner Geiſt eine ſelbſtſtändigere Entwicklung verdankte. Es waren Einſamkeit, Zurückweiſung auf ſich allein, Nothwendigkeit, ſich gegen Leiden, welche das tiefſte Gefühl durchbohrten, aufrecht zu halten, welche den Gebrauch der eignen, nicht fremden, Kraft auflegten. Auch gerieht die Königin da zu den Büchern. Nur hinlängliche, von anderweitigen Zerſtreuungen übrige, Zeit kann fürſtliche Perſonen dergeſtalt an ſie feſſeln, daß ſie ihnen Geſchmack abgewinnen, und findet dies einmal ſtatt, verſagen ſie der Wahrheitanerkennung ſich wohl ſelten mehr: die Wahrheit ſey für ſie nur dort aufzuſuchen. Es ſey wiederholt, ſie hatte Selbſtſtändigkeit, und ſie würde auch, da ſie den Standpunkt auf der Höhe richtiger kannte, beſſer als die geſuchten weiſen Lehrer, dem Prinzen haben Lagen und Beziehungen ausſinnen und zutheilen können, die ſeiner Bildung zweckmäßiger gefrommt hätten, doch wär ſie ſelbſt noch immer nicht tief genug in das Weſentliche ihrer Abſichten gedrungen. Es ging ihr, wie leider ſo vielen fürſtlichen Perſonen, die man ſchon — und mit Recht — gute nennt, nach Shakeſpears Ausſpruch. Sie beſaß hinlänglichen Witz, um falſch zu wählen. Ein ſolcher Witz gebiert ſodann meiſtens die gutwollende Mittelmäßigkeit. Und dieſe iſt auch in ihren Wirkungen, man darf es einräumen, erfreulich, doch eine ruhige, nicht Größenkraft erheiſchende, Zeit bedungen, eine Zeit, wie unſere Königin ſie glücklicherweiſe erlebte. Außerdem hingegen kann eine ſolche Mittelmäßigkeit auch Uebel erzeugen, die oft noch die Wirkungen der Tirannei hinter ſich laſſen. Denn bei günſtigem Wind auf ſicheren Meeren lenkt das Steuer ſich bequem, doch zwiſchen Klippen in Nacht und Sturm geworfen, bewährt ſich der kräftige Pilot.

Bei ihrer Tochter erreichte die Königin auch wenig von dem, was ſie wollte. Ihrer Meinung nach — die viel Wahres, aber auch wieder viel düſtern Schein von dem eignen Schickſal entliehen hatte — war das Loos der Königstöchter höchſt beklagenswerth. Sie gegen Leiden zu waffnen, zu entſagendem Aufopferungsſinn vorbereitend zu ermuthigen, galt ihr die Hauptſache bei ihrer Erziehung. Es wurde ſchon oben erzählt, wie Prinzeſſin Idalia mütterliche Lehren, die ſich nach jenem Ziele hinwandten, in Menge vernahm. Und am eifrigſten ſtrebte die Königin — ihre Gründe ſind auch bereits angeführt worden — allen Sinn für Liebe in dem Herzen ihrer Tochter abzuwehren, auszutilgen. Sie ſollte etwas, das ſie, nach ihrer

Mutter Glauben, nie finden könne, auch nie ſuchen, und ſie überhöbe ſich denn auch der Schmerzen über das Mißlingen. Vielleicht mochte die Königin auch einſt an tiefen Wunden, gebohrt durch Pfeile der Liebe geblutet haben, daß ſie über den Punkt am nachdrücklichſten hielt, ob ſie ſchon Niemanden ihr Geheimes offenbarte.

Idalia gab ſich den Belehrungen und Ermahnungen mit aller Empfänglichkeit einer kindlichen offnen Seele hin, achtete ſie mit frommer Ehrfurcht, begegnete ihnen auch mit dem reinſten Willen, gehorſam zu vollbringen, was ihre Mutter, in welcher ſie zugleich eine ſinnige Rathgeberin, eine höchſt zärtliche Freundin, zu erblicken ſich gewöhnte, nur als Verlangen ausſprach. Allerdings machte es ſie niedergeſchlagen, wenn ſie immer hörte, das Loos der Fürſtinnen ſey, bei allem beneideten Zwang der Umgebung, unglücklich, doch ſuchte ſie auch, nach dem empfangenen Rath, ſich zeitig dagegen zu erheben, und ein Sinn für diejenige Ehre vor dem Richterſtuhl des inneren Bewußtſeyns, welche mit Entſagungen und Opfern, löblicher Zwecke willen, zu erlangen iſt, erwachte zeitig in ihrem Gemüth. Dagegen aber wollte die Zumuthung, allen Träumen der Liebe zu entfliehen, nicht Platz greifen, vielmehr lehnte ſich ein Widerſtreben dagegen auf, als Idalia dem fünfzehnten und ſechszehnten Jahre nahte, und ihre geheimen Vorſtellungen vom glückſeligen Wohnen auf den Höhen der Liebe, nahmen, mit jeder Warnung davor, an Zauber und Idealität, mächtig zu.

Es ſchien überhaupt, die Liebe ſelbſt habe Prinzeſſin Idalia zu ihrer auserwählten Lieblingin erkoren. Man hätte die Bildner auf ihre Geſtalt anweiſen können, wo es das Vorzüglichſte der weiblichen Schönheit, in Marmor, oder in Leben nachahmenden Farben, darzuſtellen galt, ein ſinniger Conti würde in der That ſein Studium da gefunden haben. Zwiſchen dem ſiebzehnten und achtzehnten Jahre — in welchem Alter ſie zu Anfang dieſer Geſchichte ſich befand — hatten ſich ihre Blüthen zu einer wundergleichen Haltung entfaltet. Eine mittle Länge, ein vollkommener Einklang aller Verhältniſſe, ein hellblondes bildlich gelocktes Haar, tiefblaue, Anmuth, Edelſinn, Hoheit ſtrahlende Augen, Wangen voll zart friſchem Morgenroth, mit den Lilien an Kinn, Buſen und Armen, um Glanz wetteifernd, ein ächter Huldinnenmund, ein ächt griechiſches Profil ſtellten dieſe liebliche organiſche Vollendung zuſammen. Und wenn diejenige frühe äußere Bildung, welche eine hohe Geburt zu begleiten pflegt, der Schönheit an einer Seite nicht ganz zuträglich iſt — indem ſie den Einflüſſen der Weichlichkeit blosſtellt — ſo kann man auch wieder nicht abläugnen, daß ſie an einer andern ihr manchen günſtigen Vorſchub leiſtet. Eine Prinzeſſin trit nicht hinaus in die von kleinlichen Sorgen gedrückte, von unlauteren Neigungen und Abſichten verzerrte, bürgerliche Welt. Es kann daher kein ungefälliger Abdruck ſolcher Mißklänge auf ihrem Antlitz ſich einſiedeln. Ein Schweigen aller Leidenſchaftlichkeit, ein ruhiges Gleichgewicht, vielmehr wohnen da, und ſie eben laſſen die wahre Schönheit am deutlichſten hervorgehn, führen zu der über alles Gewöhnliche erhabenen Bildlichkeit zurück, durch welche die höheren Antiken ſeit Jahrtauſenden ſchon den Preis gewannen. So ſpiegelte ſich auch eine himmelvolle Reinheit im Gemüth auf Idaliens Antlitz, den Charakter ſtiller Größe an edlen Kunſtwerken bewundert, gab ſie lebendig, und, auch durch — beſſere — Tanzkunſt gebildet, trug ſie ſich ſo anmuthig, wie groß, und war, wie jung auch noch, von den Glorien der Majeſtät umleuchtet, nur daß man hätte ſagen mögen: die Grazien — welche auch ihr ſtets einfaches Gewand, und ihren, meiſtens aus den Tempeln der Flora genommenen, Schmuck beſorgt zu haben ſchienen — ließen von dieſer Majeſtät ſich etwas in die Poeſie des Idylls verſchmelzen. Aufmerkſame Blicke allein beobachteten, daß — zuweilen mehr, zuweilen minder — ein gewiſſer melancholiſcher Zug, die ſonſt immer ſtill lächelnde Heiterkeit auf ihrem Geſicht umſchattete. Aber ſtörend konnte man dieſen Zug auf keine Weiſe nennen wollen, und brachte er ſchon das Göttinnenhafte dem Menſchlichen näher, ſo war das gewiſſermaaßen eine Ausſöhnung mit der zu fremden Würde.

So war alſo Prinzeſſin Idalia geſtaltet, die liebenswürdigſten Eigenſchaften an Geiſt und Herz, trefflich ausgebildete Talente, kamen hinzu. Wäre die Liebe aus der Welt gezogen, Idalia hätte ſie wieder ins Daſeyn rufen können. Wer vermochte ſeinen Huldigungen dieſer ſiegenden Anmuth ein Ziel zu ſetzen, wer einer ſo ſüß bewegenden Macht edler Schönheit zu widerſtehn, wer konnte ſeligen Entzückungen, wie ſie vom Anblick der jungen Monarchentochter ausſtrömten, den Eingang verſagen, wer nicht in Bewunderungswonne freudig aufathmen wollen! Alle Männer, die Idalia ſahen, fühlten Liebe, auch die Greiſe nicht ausgenommen, denen ihr Lebensfrühling wieder im Andenken aufging. Alle aber empfanden zugleich im erſten Augenblick das Wagniß einer ſolchen Liebe, nicht allein bei den Abſtänden des Ranges, ſondern den noch viel weiteren anderer Vorzüge, ſie räumten ihre Gefühle ſich nicht ein, nannten ſie bewundernde Verehrung, ſtill anbetende Aufflüge des Gemüths, aus den Tiefen zu einer Heiligen emporgeſandt. Und heilig waren dieſe Empfindungen auch in der That, der Hohen nahen, hieß ſich erheben, ihre Gegenwart veredelte, duldete nur unſträfliche Weihe der Anſchauung. Hie und da aber drängte wohl auch die Betrachtung den Gedanken auf: O der Sterbliche, dem Rang und Vorzug geſtatten, hier zu lieben, wie über alle Sterbliche hinaus wird er ragen!

Was aber ſo geeignet iſt, hohe Liebe zu geben, kann ſie auch mehr wie Andere — empfangen. Und Idalia ſollte — das hörte ſie immer — nicht lieben. Der bisweilen ihr Antlitz umſchattende melancholiſche Zug findet da eine leichte Erklärung.

Auch eine Prinzeſſin iſt — Mädchen. Von äußerer Schönheit kann man auf innere zählen. Liebe iſt die höchſte Schönheit, die ewige Schönheit, einem ſchönen Mädchen gebieten, nicht zu lieben, heiſt von Blumen verlangen, ſie ſollen dem Lenz entſagen, und auf ſtarren Eisgefilden blühn.

Die Natur widerſtrebt einer ſolchen Zumuthung nach ihren unwandelbaren Geſetzen. Kloſterſinn iſt ſchon von Mädchen erzwungen worden, doch in klöſterlicher Umgebung, und dieſe bildet ein Hof nicht. Und auch in heiligen Mauern blieben die Herzen nicht ohne Wunden, oder täuſchten ſich, für den himmliſchen Bräutigam ſchwärmend.

Idalia ward nicht allein durch ihre königliche Mutter erzogen, wie immer, verlangten ja auch die Dinge ihren Antheil. Das Horaziſche Mihi res, non me rebus subjungere conor führt ſich immer ſchwierig aus, am meiſten hier. Idalia liebte die Königin fromm und innig, aber je lebendiger der jugendliche Frühling in ihrem Buſen anklang, je weniger konnte ſie auch ſich enthalten, ihre Mutter ſchwermüthig und den Freuden zu ſtrenge abhold zu finden. Hiemit allein würde bereits ein Schritt gegen ihre Abſichten gethan worden ſeyn, die Pzinzeſſin wurde jedoch in weit mehrere hingezogen, womit aber im geringſten nichts anderes verſtanden wird, als ihr geheimer Seelenzuſtand.

Der Hof pflegte einen guten Theil des Sommers auf einem Landſitze hinzubringen, der in einer ſehr angenehmen, halb bergwaldig und halb ebnen, Gegend von romantiſchem Charakter lag, und einen franzöſiſchen Kunſtgarten, einen engliſchen Park, und einen ſehr weitläuftigen Wildhain vereinte. Große Summen hatte der verſtorbne König dieſen Anlagen zugewendet, und man rechnete ſie auch unter die vorzüglichſten ihrer Art.

Naturſchönheit an ſich macht empfängliche Herzen ſchon weicher und fühlbarer, und hier hatte die Kunſt nicht allein eine Menge von Naturſchönheiten zuſammengeſtellt, ſondern auch noch ſo manchen Gegenſtand hinzugefügt, dem die junge Prinzeſſin nicht ohne Gefahren für ihre Einbildungskraft nahte, es mochte nun auf Spaziergängen mit ihrer Mutter, der Oberhofmeiſterin, oder ihrer Hofdame, dem Fräulein Ilmen, ſeyn.

Der franzöſiſche Garten enthielt beſchnittene Hecken und Baumgänge, die an einer Seite Tadel verdienten, gleichwohl aber zog die hier in die Natur gebrachte Regelmäßigkeit auch die Blicke an. Beſonders an mondhellen Abenden that dieſer Garten eine Wirkung, die an Feerei gränzte, und man glaubte ſich dann, wenn die weiſſen mattbeleuchteten Bildſäulen an den hohen Laubwänden glänzten, in eine ſelige Schattenwelt verſetzt. Unter dieſen Marmorgeſtalten gab es einige, an welchen die Prinzeſſin auch am Tage nicht ohne Wallung vorübergehen konnte. Einen trefflich gearbeiteten Antinous, einen Theſeus voll kräftiger Jünglingswürde, auch etliche Gruppen, als Cephalus und Prokris, Luna und Endimion, und andere mehr. Im Hintergrunde dieſes Gartens befand ſich ein kleiner Amorstempel. Der Gott, ſehr gelungen aus Alabaſter gefertigt, ſtand auf einem Piedeſtal, dem jene bekannte Inſchrift Voltairens einverleibt war:

Tu, qui tu sois, voilà ton maitre,
Il le fut, l'est, ou le doit être.

Der engliſche Park, neben dieſem gelegen, dehnte ſich an dem Geſtade eines groſſen Landſees, mit ſeinen ſchattigen Buchengängen, aus. Vorne an lag eine kleine felſige Inſel, und weiterhin eine ziemlich entfernte andere. Dort war eine oſſianiſche Halle am Ufer gebaut, und das kaledoniſche Mädchen, das um ihren Geliebten drüben auf dem Eilande klagt, ſtand da in Erz gebildet. Hier ſah man dagegen Gesners erſten Schiffer aus

Stein, wie er eben, auf dem gehöhlten Baumſtamm, abfahren, und das Mädchen ſeine Liebe drüben von der Inſel abholen will. Die ganze Dichtung war zudem an die Wand einer Hütte geſchrieben.

Aus dieſen Park gelangte man in den von Rehen und Hirſchen angefüllten Wildhain. Die Königin hatte eine Vorliebe für ihn, ſah gern die zahmen harmloſen Thiere um ſich wimmeln, und fuhr oft mit ihrer Tochter nach einem Jagdſchloſſe, das an ſeinem Ende, auf einem, mit ehrwürdigen Eichen bewachſenen, Hügel lag.

Dies Jagdſchloß war im mittelaterlich gothiſchen Styl erbaut. Mahnten ſchon die Malereien der Säle und Zimmer an neue Kunſt, ſo hatten ſie doch wenigſtens nur angemeſſene Gegenſtände behandelt. Man ſah hier Arthur an ſeiner Tafelrunde, den ritterlichen König Pharamond, Amadis, René, Medor und Angelika, Roland, Turniere, wo ſchöne Damen erröthend ſchöner Tapferkeit den Dank reichten, und ſo was mehr. Bei keinem von den dortigen Gemälden aber empfand die Prinzeſſin mehr Unruhe, als bei Eginhard, von Emma über Karl des Großen Burghof getragen.

Auf dem Landſitze las die Prinzeſſin auch viel. Nun hatte ihre Mutter zwar Sorge getragen, daß ihr kein Buch von im mindeſten zweideutigen Inhalt, unter die Hände fallen konnte, doch las Idalia ſchönwiſſenſchaftliche Werke, und in welchen davon würde alle Liebe übergangen? Niemand hatte wohl daran gedacht, ihr die Trauerſpiele Racinens vorzuenthalten, und eines darunter, Titus, brachte eine mächtig gefährliche Wirkung bei Idalia hervor. Sie konnte gar nicht enden, dem Geſchick der liebenden Berenize Thränen zu weihn.

Man hatte die Prinzeſſin zeitig im Geſang unterwieſen. Die Prima Donna der Oper folgte einem ſehr guten Meiſter als Lehrerin. Mit einer ungemein ſchönen Stimme verſehn, und voll Neigung zu den Tönen, hatte es die Schülerin bald zur Virtuoſität gebracht.

Sie zeichnete auch. Das führte ſie oft in die Bildergallerie. Da fehlten nicht Venus und Adonis, nicht Orpheus und Eurydize, wie man ſchon denken mag.

Im Winter gab es viele Luſtbarkeiten, nachdem ſie die Königin wieder zurückgerufen hatte. Dahin gehörten Schauſpiele aller Art. Prinzeſſin Idalia war ihre beſondere Gönnerin. Die Hoftheater mußten ihre wochentlichen Repertorien einſenden, die Königin pflegte ſie zu überſehn, und für die Tage, an welchen ſie mit ihrem Gefolge die Bühne beſuchen wollte, entweder die verzeichneten Stücke zu genehmigen, oder andere zu wählen. Oft auch, bei ihrer nur geringen Liebhaberei, überließ ſie es ihrer Tochter, und dieſe verlangte, was ihren vorzüglichen Beifall gewonnen hatte. Man wird von ſelbſt urtheilen, daß es keine Tragödien oder Luſtſpiele ohne Liebe waren, da alle ja ihre Hauptwirkung darauf berechnen, und die wenigen Ausnahmen von der Regel höchſt ſelten Glück machen. Auch bei Hofe ſelbſt, im engen kleinen Zirkel, wurden bisweilen Dilettantenſchauſpiele gegeben. Die Prinzeſſin nahm Theil daran. Ihre Mutter hatte nur das Gute beachtet, was für ihre Haltung aus dieſem Geſchäft hervorgehn könne, und ſich nicht widerſetzt. Und welche Rollen konnten der jugendlichen Schönheit da zu Theil werden?

Bei den Hofbällen war die Einrichtung getroffen, daß Niemand die Prinzeſſin zum Tanz aufziehen durfte, ſondern ſie ſchickte eine Dame an denjenigen ab, dem für diesmal eine ſolche Ehre werden ſollte. Ganz natürlich fand ſie keinen Geſchmack daran, einem podagriſchen Miniſter oder graukopfigen Feldmarſchall ihre Befehle zu ſenden, ſie trafen vielmehr junge Cavaliere, deren Anſtand, Formen und bekanntes vorzügliches Tanzen ſie im Gebiet des guten Tones auszeichneten. Am Hofe und unter dem erſten Adel der Stadt gab es manchen Jüngling von ſchöner Geſtalt.

Die Carnevalredouten empfingen oft einen erhöhten Glanz durch ſogenannte Quadrillen. Meiſtens waren es Perſonen vom Hofe, welche da in Aufzügen und Verkleidungen erſchienen, die ein feinſinniger Geſchmack angeordnet hatte. Auch da verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß alles was der Prinzeſſin anheimfiel, ſchmeichelhafte — aber daneben auch ganz wahre — Beziehungen auf ihre Schönheit, und die mächtigen Wirkungen ihrer hohen Eigenſchaften, hatte. Beſonders ergrif es einſt allgemein, da ſie von einem Paris den Goldapfel empfing. Bei aller liebenswürdigen unbefangenen Beſchiedenheit mußte ſie empfinden, wie ihr der Schönheit Preis auch in der That zieme.

Und demungeachtet ſollte dieſe Schönheit, neben ſo vielen Erinnerungen daran, alle Liebe fliehen, aus ihrer Phantaſie jeden Traum, jeden Gedanken davon, muthig, reſignirt, ja verächtlich tilgen, auf einer moraliſchen Höhe ſtehn, wo ſo ein nichtiger Tand nichts über ihre ſtarre Bruſt vermöchte. Dies war viel gefordert. Es könnte befremden, daß ihre ſorgende Mutter ſo wenig darauf gedacht habe, zu entfernen, was ihren Planen Gefahren bringen konnte. Allein dieſe weitblickende Dame meinte einmal — und mit Recht — das ließe ſich ſchon bei einer Prinzeſſin nicht thun, und dann ſchloß ſie — mit nicht ähnlichem Recht — von ſich auf ihre Tochter, vergaß den Unterſchied der Jahre, wie es dem höheren Lebensalter wohl zu begegnen pflegt.

Die Prinzeſſin hatte noch wirklich nie geliebt, doch von Ahnungen der Liebe wallte, glühte ihre Bruſt. Ihr Stolz als Königstochter hatte ihr nimmer geſtattet, das Herz irgend Jemanden hinzuwenden, der tief unter ihr ſtand, doch Ideale von Mannesſchönheit, von ritterlichem, durch Bildung jeder Art ausgeſtatteten Manneswerth hatte ſie unter ſolchen Umgebungen, und wahrlich nach einem hohen Maaß, entwerfen lernen Ihnen flog entgegen, was ihrer Seele höhere

Schwingen gab, ihnen flammten die ätheriſchen Gluten in ihrer ſchönen inneren Welt, all ihr Sehnen, Wünſchen und Hoffen war darauf bezogen. Nur wenn ſie bisweilen — denn immer geſchah es nicht — den freudeloſen Weiſſagungen ihrer Mutter glaubte, nahm wohl ihre ſüße Schwärmerei eine andere, und bedenklichere Richtung. Sie verlor ſich im hinbrütenden Nachſinnen an Gemälden, wo Göttinnen, um Liebe, zu den Irdiſchen niederſtiegen, oder hing, mit betroffnerem Auge, im Jagdſchloſſe an Emma und Eginhard, glaubte auch, was die Kaiſertochter gethan, gebiete um ſo ehe Verzeihung, als ja Karl ſelbſt den Zorn in Segen umgewandelt habe. Gefährliche Betrachtungen! Doch ſammelte und ermannte ſie immer bald ſich wieder davon, und waffnete ſich mit dem Glauben: es werde ihr dennoch einſt, und mit ihrem hohen angeſtammten Rang in keinem Widerſpruch, würdige Liebe nahen. Bisweilen richtete dieſer Glaube ſie auf, in andere Augenblicken aber ging er in Zweifeln unter. Dann geſchah es, daß ſich eine trübe Melancholie ihrer Seele bemächtigte. Uebrigens vermochte ſie, bei aller der Königin gewidmeten Verehrung, den Muth nicht zu faſſen, ihr Inneres dieſer zu geſtehn, weil ſie doch nur unerfreuliche Mißbilligungen entgegenſah. Ihre Hofdame, ein Fräulein Ilmen, hingegen, eine Vertraute, nach des Begriffes weiten Umfang, theilte alle Geheimniſſe ihrer Empfindungen.

Dieſe Ilmen war ein junges ſchönes fühlbares Mädchen, von einer ausgezeichneten Geiſtesbildung, und der Prinzeſſin mit allem Antheil eines vollen Herzen zugethan. Idalia, oft ihrer königlichen Mutter Ausſprüche über das Loos der Hoheit, welcher keine Freundſchaft nahen ſollte, zu hart findend, ſah in dieſem reinen Hingeben eine frohe Beſtätigung ihrer Zweifel.

Wir haben jetzt einige andere Perſonen vom Hofe zu beſchreiben.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß allerdings im Allgemeinen höfiſche Weiſe und Brauch dort anzutreffen waren, doch hatte ſich, gegen die Zeit unter dem verſtorbnen Könige gehalten, auch ungemein viel umwandelt. Manche Perſonen welche der Königin, zufolge ihrer Sinnesart nicht gefallen konnten, waren entfernt worden, andere hatten ſich in den neuen Zuſtand die Dinge fügen müſſen, einige Hofſtellen waren neu beſetzt. Wir hörten bereits, daß im Anfang der Hof ein ſehr eingezognes, beſchränktes, ſpärliches Anſehn gewann, hernach aber viel von dem alten Glanz zurückrief. Hiebei obwaltete nun jedoch ein pünktlicher Ordnungsſinn, man hielt auf ſchöne Einfachheit und Geſchmack.

Dieſe aber, mit Ordnungsliebe und verſtändiger Wahl im Bunde, Furcht vor einer, mit ſtrengem Ernſt das Rechtliche wollenden, Königin, müſſen einem Hofe ein Anſehn geben, das weniger durch blendenden Glanz auffallt, aber dagegen hohe Achtung erwirbt. Unter dem vorigen Könige drang man zwar auch auf Geſchmack, und erreichte viel darin, aber leichtſinnige Verſchwendung, wüſter Luxus, waren ſeine Gefährten, und das mußte von vielen Seiten Tadel finden, ja Abſcheu erregen. Die Hofcavaliere zeigten ihr air dissipé, wie man die Zeichen eines weitgetriebenen Sittenverderbs nennt, ohne Scheu, es gehörte zum Ton, ſich viel Arges an Ausſchweifungen nachſagen zu laſſen. Die Moden wechſelten unaufhörlich, man überſchrit die Grenzen des Vermögens, bezahlte unordentlich, und lachte nur, wenn man tief in Schulden geſunken, ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllen konnte. Man hielt Buhlerinnen, ſogar weniger aus Neigung, als die

Eitelkeit damit prunken zu laſſen. Wer durch allerhand lockre Künſte die Unſchuld verführte, empfing das Bravo ſeiner Freunde, und ſchamlos machte laut, wer dergleichen that. Ein Marſchall Richelieu, das Treiben unter dem Regenten Orleans, und unter Jakob II, ſchienen als Muſter vorzuwinken. Die Läſterchronik wußte viel von den geheimen Liebeshändeln der Hofdamen ins Ohr zu raunen, und erfuhren ſie davon ſelbſt etwas, zogen ſie mit Witz ſich aus der Verlegenheit. Von allen ſolchen Dingen war jetzt nicht mehr die Rede. Die Ausſchweifungen hatten das Licht zu fliehen, und waren ſchon darum ſelten geworden. Aber diejenigen Perſonen, welche die Königin zunächſt umgaben, mußten auch wirklichen Sinn für Moralität ſich zugeeignet haben, wenn ſie an ihrer Stelle bleiben wollten.

Ein Hof blieb es demungeachtet noch immer, und dem Ernſte, der von tieferen Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft darauf hinſah, kam noch viel in dem Benehmen der Höflinge luſtig genug vor. Das liegt aber im Gegenſatz der Sitten überhaupt. Shakeſpear, in ſeinem Reichthum an treffenden Bemerkungen, ſagt unter andern: Hofbrauch wird auf dem Lande verſpottet, wie auch wieder am

Hofe nichts lächerlicher kann erfunden werden, als dörfiſche Sitte. Was man Hofbrauch an ſich nennt, ohne Verirrung zu ſträflichen Abwegen nehmlich, iſt gar wohl zu rechtfertigen, zu loben. Das hat ſchon der Philoſoph Garve empfunden, und die neueren Weltweiſen, die immer mehr aus den überſinnlichen Gebieten in das wirkliche Leben zurückkehren, räumen es noch überzeugter ein. Denn an ſich iſt dieſer Hofbrauch in ſehr achtbaren Strebungen begriffen, in denen der Verfeinerung, einer immer weiter gebrachten Gegenſeitigkeit, und eindringenden, tiefblickenden Lebensklugheit. Dieſe Elemente können allerdings bei ſchlimmen Antrieben, die meiſtens ſchon Duldung in der Höhe, und um wie viel mehr Beiſpiel, entſtehen läßt, zu nachtheiligen Ausartungen führen. Die Verfeinerung kann in Grundſatzloſigkeit über das Rechte ausarten, die Gegenſeitigkeit zierliche Verzerrung werden, ſteifes, leeres Ceremoniel, die Lebensklugheit ein ängſtliches Selbſtbewachen, das alle Schritte nach Balthaſar Gracians höfiſchen Lehren abmeſſen will, oder auch in arge, ſehr arge Intrigue. Das Wie der Ausartung hängt an dem Stoß von Oben, und noch gar nicht einmal iſt da ein zum Schlimmen ermuthigendes, fortziehendes Beiſpiel nöthig, um den Dingen Unten ſchon einen bedenklichen Impuls zu geben, irgend eine Schwäche, die auf Nachſicht gegen Sträflichkeit zählen läßt, wirkt ſchon genug. Herodias erbat einen Kopf, wie nur im fröhlichen Muth ihr Vater ſeine Strenge vergaß, Leſſings Hettore Gonzaga zeigt vortreffliche Seiten, und doch kann die leichtſinnige Galanterie dieſes Fürſten bereits einen Marinelli ermuthigen, Mörder zu dingen. Sonſt aber liebt gewiß der ſinnige Mann das Streben nach Verfeinerung, das auch nirgend ſolche begünſtigenden Umſtände finden kann, wie an einem Hofe. Was giebt zugleich dem Geſellſchaftsleben eine höhere Annehmlichkeit, als wenn alles gegenſeitig dahin trachtet, ſich mit Anmuth, mit dem Wunſch, den Augenblick erfreulich zu machen, am anderen Theil alles Gute erkennend hervorzuziehn, allen Nachtheil zu ſchonen, darſtellt. Lebensklugheit bildet den Geiſt, verſchafft Vortheile, unter lebensklugen Menſchen dazuſtehn, iſt angenehm, lehrreich, nützlich, wenn nicht ein Dämon böſer Intrigue ſeinen Nachtfittig über ſie breitete.

Der Hofmarſchall an dieſem Hofe, als ein gutgearteter, auf Reiſen gebildeter Cavalier, durch die Königin zu ſeinem Amte berufen, und unter ihren Einflüſſen zu dem, was er jetzt war, hingediehen, konnte ein überaus liebenswürdiger Hofmann genannt werden. Seine Haltung war gefällig, angenehm, durch Zuvorkommen verbindend, doch ohne alle ſteife Geſchraubtheit, leicht, doch ohne allen windigen Ton, ſelbſt mit Biederkeit traf das ſogenannte air degagé zuſammen, wie er ſich es zugeeignet hatte. Leere Komplimente ſtrömte er nicht mit geläufiger Zunge aus, aber er zeigte ſich mit Anmuth verſtändig beredt, und ſprach ſo leicht mit Niemand, ohne ihm irgend etwas treffend Verbindliches zu ſagen. Nach Witz haſchte er freilich ziemlich ſichtbar, doch floh dieſer Witz hämiſche Afterrede, und verwundende Satyre, er heiterte nur die Unterhaltung auf. Er war froh, als bey den Veränderungen, welche die Königin in den Hofluſtbarkeiten einſchlug, er nun einen offneren Wirkungskreis für ſeine Thäthigkeit erblickte, und es richtete ſein Ehrgeitz ſich auf das Ziel, die Anordnung dieſer Luſtbarkeiten, als geſchmackvoll und alle Theilnahme erregend gelobt zu ſehn. Pünktlich war ſeine Sorgfalt dabei, Niemand konnte geſchäftiger dahin trachten, daß alle Eingeladne und Verſammelte auf den Bällen oder in den Schauſpielen ſich wohl ergötzten. Beſonders ſuchte er die Fremden ſo zufrieden zu ſtellen, oder auch zu überraſchen, daß ſich vorausſehen ließ, ſie würden in der Ferne die Einrichtungen an dieſem Hofe rühmen. Ein wenig pflegte er von Aromen zu duften, ſonſt aber trug ſein Anzug den Stempel einer einfachen Eleganz, was auch von ſeinen Wagen und Pferden, ſeinem Hausrath, ſeiner Dienerſchaft galt.

Die Oberhofmeiſterin war eine ältliche Dame, die Wittwe eines Miniſters. Repräſentiren mußte ſie, aber ſie that es mit aller freundlichen Anmuth, die ſich ihrem — ſchon freilich verwitterten — Aeußeren noch abgewinnen ließ. Sie kannte die Etikettengeſetze des Hofes genau, und hielt darüber, doch in bloßen Förmlichkeiten nicht mit Aengſtlichkeit. Eine bei ihr nicht abgegebene Viſitenkarte, eine vergeſſene Aufwartung, brachten ſie nicht auf. Eben ſo ſchonte ſie die noch nicht unterrichtete Neuheit, oder die Blödigkeit, welche etwa am Hofe Säumniſſe oder Linkheit zeigten. Mit deſto größerem Eifer und Nachdruck aber wachte ſie, daß bei den Hofdamen, und demnächſt den Kammerfrauen der Königin, nichts vorging, was nur zu den mindeſten zweideutigen Anmerkungen hätte Gelegenheit darbieten können. Unaufhörlich empfahl ſie da ſtrengen und wahrhaft zartempfindenden weiblichen Sinn, und wirthlich rechnendes Ausgleichen der Einnahmen und Ausgaben.

Ihre meiſte Sorgfalt wandte ſie auf die Prinzeſſin, weil das auch der Pol war, dem ſich das Herz der Königin am meiſten hinneigte. Hier maaß ſie überall genau ab, hier wollte ſie ſtets die engſten Gränzen gezogen ſehn, hier ſollte die Etikette in ihrem ſchärfſten Begriff gelten. Oft Zeugin und Zuhörerin bei den mütterlichen Ermahnungen, welche Prinzeſſin Idalia empfing, hatte ſie ihren Sinn nach dem weiteſten Umfang zu verſtehen geſucht, und handelte danach. Oft wurde ſie läſtig, durch ihre — auch ziemlich breiten — Predigten über Religioſität, Ernſt, Fürſtinnenwürde. Im Sommer, auf dem Landſitze, fand die Oberhofmeiſterin demungeachtet nur einen geringen Spielraum für ihr Walten, denn man lebte da ſehr im häuslichen Kreiſe, und einer anſtändigen Freiheit durfte ſich Jedermann erfreuen. In der Hauptſtadt dagegen ſah die Königstochter ſich unaufhörlich durch die Mentorin beobachtet, erinnert, umſchränkt. Eine etwas lange Unterhaltung mit einer vorgeſtellten Dame, eine milde Freundlichkeit dabei, veranlaßten gleich Erörterungen, nach welcher Friſt etwa das abfertigende Neigen zieme, und wie viel an Herablaſſung zu ſpenden ſey, ohne die hohe Würde zu beeinträchtigen. Einem jugendlichen Humor, der zum Scherz überwallte, zeigte ſich bald eine verfinſterte Stirn gegenüber. Idalia tanzte ſehr gern, aber die Fragen: mit wem es füglich geſchehen könne, und wie oft es, ohne ihrer Geſundheit nahe zu treten, geſchehen dürfe, welche die Oberhofmeiſterin zugleich aufwarf und entſchied, verkümmerten ihr dieſe Freude um zwei Drittheile. Nach einem Tanz, und wäre es auch nur ein polniſcher geweſen, erlangte ſie gewiß noch in einer Stunde nicht einmal eine Taſſe Thee, und die Beſorgniſſe, mit warmen Gewand Erkältungen abzuhüten, wie unnöthig die Prinzeſſin auch ſie fand, endeten beinahe nicht. Reitzte ſie im Schauſpiel eine komiſche Szene zum Lachen, oder die Fühlbare konnte gar in einer tragiſchen Rührung eine Thräne nicht hemmen, folgten unterthänige Bemerkungen: an einem Lächeln dürfe es wohl dort genug, und hier das vollkommene ſich Gleichbleiben zu empfehlen ſeyn. Prinzeſſin Idalia fügte ſich aus kindlichen Gehorſam, und wagte keine Beſchwerden bei ihrer Mutter, der treuen Ilmen hingegen geſtand ſie oft, wie unbequem ſie in den Kreiſen ſich fühlte, welche die Oberhofmeiſterin ſtets um ſie zöge.

Der Kronprinz war bei dem allen noch bemeſſener umſtellt. Ein alter General hatte das Amt ſeines Gouverneurs, und vollzog es in militariſcher Genauigkeit. Ein ſehr gelehrter Mann leitete ferner ſein Bildungsgeſchäft, und wachte über die ſonſtigen Lehrer, aber alle theilten ſeine Zeit ſo in Lernſtunden ein, daß er faſt nicht zu ſich ſelbſt kam. Er hatte nicht, wie Prinzeſſin Idalia, Jemand, dem er ſich vertraulich mittheilen konnte, ſelbſt mit ſeiner Schweſter kam es zu keinen herzigen Annäherungen, weil die vielen Beſuche der Landesſtühle neben jenen Bildungsübungen, den Prinzen ſo viel abhielten, und Beide einander nicht ohne Zeugen ſahn. Auch blieb er im Sommer, um ja nichts von dem, was man für nöthig hielt, zu verſäumen, in der Hauptſtadt, kam nur dann und wann hinaus auf das Landſchloß. Als er einen eignen Hofſtaat bekommen hatte, war auch dieſer aus ältlichen, und ſelbſt pedantiſchen, Leuten zuſammengewählt, die ſeinem jugendlichen Sinn nicht anſprachen. Der kleinere Hof ſtand in dieſem Betracht mit dem größeren in vielem Widerſpruch Die Königin ſah es, meinte aber, eine weit getriebene Strenge in der Jugend werde dem Kronprinzen nützlich ſeyn, und wer einſt befehlen ſollte, könne ſich durch nichts beſſer dazu vorbereiten, als wenn er erſt gehorchen lernte.

Außerdem ſahe man einige Kammerherren und Hofdamen von angenehmer Geſtalt, aufgeweckten Geiſt, richtigem Sinn für das Schöne und Ziemende, und immer den Willen der Königin feinſinnig beachtend. Viele darunter wandten ihre Muße den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten zu, Erfahrenheit darin war auch ſo zum Ton geworden, daß man, im entgegengeſetzten Falle, eine wenig erfreuliche Unbedeutſamkeit zu fürchten hatte. Deshalb ſah man auch einige recht ausgebildete Talente, in Sprachkunde, Muſik oder Malerei, und wenn, was vorzüglich im Sommer, obwohl nur ſelten geſchah, Liebhaberſchauſpiele gegeben wurden, überraſchte die Vollkommenheit der Darſtellung. Die Karten waren in der Sommerreſidenz verbannt, dagegen allerhand Spiele des Witzes beliebt, wo ſich denn gute Köpfe in ſinnreichen Einfällen offenbarten, und mancherlei Erudition, eine erheiternde, und auch lehrreiche, Anwendung fand. Das Fräulein Ilmen zeichnete ſich da aus, ohne es jedoch zu wollen. Sie war ſelbſt Dichterin, ließ aber ihre Poeſien nur der erhabenen Freundin ſehn, welcher ſie ein großes Vergnügen machten.

Hie und da gab es aber auch noch Perſonen, denen noch die alte Zeit anhaftete, und die ſich die neue nicht anzueignen wußten. Jene galt aber nicht mehr. So ſtanden ſie denn nicht an ihrem Platze, ſtörten wohl den Einklang, oder erfuhren Mißbilligung. Verſchiedne darunter luden einigen Spott auf ſich, wenn ſie es ſchon nicht ahnen mochten.

Wie allenthalben in der Welt, lagen alſo an dieſem Hofe das Gute und Nichtgute neben einander, doch überwog Jenes, weil die Königin ſo vielſeitig gut war.

Dieſe Beſchreibung, ob ſie ſchon manchen Leſern zu weitläuftig mag bedünkt haben, erachtete man angemeſſen, um den Verfolg der Geſchichte klarer überblicken zu können. Von nun an werden des Büchleins Inhalt mehr Thatſachen zuſammen ſtellen.

Dritte Abtheilung.

Die Audienz.

Eine Audienz ſoll nun beſchrieben werden. Eine Audienz, werden die Sprachreiniger fragen, warum nennt man das nicht deutſch? Nun, einmal iſt noch an Höfen dieſe Benennung im Gebrauch. Und dann, wie ſoll man ſagen, die Herren zufrieden zu ſtellen? Gehör? Das mahnt auch an die Gehörwerkzeuge. Gehörertheilung klingt ſo ſchwerfällig. Die Campe und Heinſius mögen ſich alſo ſchon einmal bei einer Audienz beruhigen.

Graf Altingen war Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er zeigte der Königin an, wie ein außerordentlicher Geſandte vom ***ſchen Hofe eingetroffen ſey, der Befehl habe, über die ſtreitigen Punkte, welche ſeit einiger Zeit einen lebhaften Courierwechſel mit dem nachbarlichen Reiche veranlaßten, nähere Unterhaltung zu pflegen.

Dieſe ſtreitigen Punkte hatten die Königin lange ſchon beunruhigt, weil ſie fürchtete, man würde ſie auf dem Wege der Güte nicht ſchlichten und beilegen können, um ſo mehr, als der nachbarliche Hof eine eben nicht friedfertige Sprache führte.

Nichts geringeres, wie eine an den Gränzen belegene Provinz, ſtand in Rede, worauf man drüben Anſpüche zu haben behauptete. Uralte Papiere, aus ſtaubigen Archiven gezogen, ſollten die Gültigkeit des Rechtes daran außer Zweifel ſtellen. Gleich als die Sache in Anregung gebracht worden war, hatte die Königin ihrem Miniſter aufgegeben, alles genau zu prüfen, zu wägen, und ihr von ſeinen Meinungen Bericht abzuſtatten. Graf Altingen wollte auch jetzt dem Ruf, der ihn als einen fertigen, gewandten Diplomatiker bezeichnete, entſprechen. Er meldete ſeiner Fürſtin, auch dieſſeits gäbe es Urkunden aus grauer Vorzeit in Menge, und es würde gar nicht ſchwer fallen, mit ihrer Hülfe, die vom Nachbar aufgeſtellten Sätze zu beſtreiten und zu entkräften. Die Königin hörte das gern, und drang in ihren Staatsbeamten, alle Kunſt ſeiner geübten Feder aufzubieten, und dieſer vollzog den Befehl um ſo lieber, als er von einer glücklichen Endigung des Streites hoffte, ſie würde ihm das Ordensband vom erſten Rang — noch ſchmückte es ihn nicht, und er war ſeiner beſten Freunde unter den übrigen Miniſtern Feind geworden, weil ſie es hatten — als Lohn abwerfen. Nun wurden alſo Depeſchen über Depeſchen ausgefertigt. Man bezog ſich auf dieſe Traktaten, und jene Friedensſchlüſſe, wollte aus einer Menge von angezognen Artikeln und Paragraphen die Richtigkeit der Anforderung herleiten. Nach dem Willen der Königin mußten jedoch immer die artigſten und verbindlichſten Wendungen hinzugefügt werden, als Verſicherungen ihrer beſondern Vorliebe für den *** Hof, ein lebhaftes Bedauern der angeſponnenen Mißhelligkeit, ein eben ſo lebhaftes, daß es, bei allem Wunſch gefällig zu ſeyn, hier doch ihr unmöglich würde, ein mit Innigkeit dargelegtes Verlangen, die ſo viele Jahre beſtandnen freundlich nachbarlichen Verhältniſſe noch länger fortwähren zu ſehn, und was dem mehr war.

Allein drüben wurde der begonnene Staatsrechtshandel auch von Anwalden geführt, denen ſowohl diplomatiſche Beredſamkeit, als die Kunſt zu Gebote ſtanden, dunkle oder unvollſtändige

Worte alter Urkunden dem eignen Vortheil gemäß auszulegen. Man hatte wieder andere Papiere in Betracht zu nehmen, nicht erwartete Grundſätze aufzuſtellen, die vom Graf Altingen beigebrachte auf eine ihn in Verlegenheit ſetzende Art zu bekämpfen. Daneben ſtanden zwar auch Höflichkeiten, doch nur alltägliche und im ziemlich kühlen Ton ausgeſprochen, was der Königin nicht gefallen wollte.

Graf Altingen beeiferte ſich zwar nach allen Kräften, im Fortgang dieſes Briefwechſels Ehre einzulegen, von der anderen Seite ließ man es aber auch nicht an einem ähnlichen Streben fehlen, und ging auch immer mehr zu Darſtellungen über, welche den entſchiedenen Eigenſinn, womit man auf den gemachten Anforderungen beſtehn werde, außer Zweifel ſetzten. Es wurde ſogar ſchon beklagt, daß man vermuthlich ſich genöthigt ſehn würde, ſeine guten Rechte dem Waffenlooſe anheim zu ſtellen.

Der reſidirende Geſandte am jenſeitigen Hofe ſchickte der Königin verſchiedene, in Chiffern abgefaßte, Berichte ein. Er ſagte darin: wie er, nach aller vergeblich angewandten Mühe, die gütlichen Unterhandlungen des Grafen Altingen zu unterſtützen, kaum noch hoffe, es werde einem ruhigen Ausgang entgegen zu blicken ſeyn, man müßte ſich denn entſchließen, in die Abtretung der ſtreitigen Provinz ohne Schwertſchlag zu willigen. Dies ließe ſich aber auf keine Weiſe von Ihro Majeſtät vorausſetzen, würde auch der offenbaren Nachtheile zu viele herbeiführen. Der König von *** ſey alt und ſchwach, meiſtens walte in politiſchen Angelegenheiten der Kronprinz. Dies ſey ein junger Herr, den zwar einige liebenswürdige Eigenſchaften auszeichneten, als eine vortheilhafte Geſtalt, ein lebhafter Geiſt, ein gutmüthiges Herz, der aber gleichwohl auch die ihm zeitig ertheilte Freiheit in manchen ungeſtümen Neigungen gemißbraucht habe. Unter andern lege er einen entſchiedenen kriegeriſchen Sinn an den Tag. Schon manches Jahr habe er ſich vorzüglich mit dem Heere beſchäftigt, deſſen Uebungen, Neuerungen und Verbeſſerungen ins Auge gefaßt, und ſorgend geleitet. Er, der Geſandte, müſſe fürchten, alles was zwiſchen beiden Kabinetten kürzlich vorgegangen ſey, habe keinen andern Grund, als eine im Buſen des jungen Fürſten erwachte feurige Ruhmſucht. Er wolle einen Krieg anſpinnen, um, das Heer befehligend, einen glänzenden Namen und Lorbeern zu erringen. Um eben dieſer Sinnesart willen, dürfte auch ein — gewiß nicht rühmliches — Entgegentreten bei den erhobnen Anſprüchen, keineswegs die Ruhe der Zukunft ſichern. Denn wie leicht fände nicht der Heldenungeſtüm einen neuen Zankapfel, und dann hätte man bei einer durch jene Abtretung geſchwächten Macht, noch die Gränzen von einer guten Vormauer, welche die ſtreitige Provinz mit ihren Feſtungen, und einer nachdrücklichen Abwehr günſtigen Oertlichkeiten, bilde, entblößt. Als getreuer Unterthan und Patriot könne der Geſandte folglich nichts rathen, als den bisherigen ſo friedfertigen Ton, der nur Mißdeutungen finden könne, in einen ſolchen umzuwandeln, der urtheilen ließe, man ſtehe jeden Augenblick bereit, nöthigenfalls der Gewalt durch Gewalt zu begegnen.

Die Königin ſank in Verlegenheit und Betrübniß. Es war ihr Stolz geweſen, die ganze Zeit ihrer Regentſchaft hindurch, dem Lande einen ungeſtörten Frieden erhalten, und ihn nicht etwa mit Opfern gekauft, ſondern die Würde der Krone daneben vollkommen behauptet zu haben. Dieſe Würde mußte es nun beeinträchtigen, ihr Sohn, die Geſchichte, durften ſie anklagen, wenn ſie es ruhig ſich gefallen ließ, den Staat um eine Provinz ärmer zu ſehn. Auf der anderen Seite wollte ſie unendlich gern den Frieden erhalten, immer war es ihrem fühlbaren Herzen ein Trauertag, wenn ſie nur ſich genöthigt ſah, eines Verbrechers Todesurtheil zu unterzeichnen, ſie ſchauderte um deſto mehr. die Befehle zu geben, in deren Kraft ganze Blutſtröme vergoſſen werden ſollten. Die Milderung der Abgaben, im langen Frieden durch ihre Erſparniſſe möglich gemacht, hatte ihr eben auch eine ſüße Genugthuung verſchafft, bei einem Kriege aber ließ ſich die Nothwendigkeit vorausſehn, den Unterthanen ſchwere Laſten aufbürden zu müſſen. Am meiſten aber ängſtete ſie der Gedanke an einen unglücklichen Erfolg, der ganze Provinzen vom Feind überſchwemmt, verwüſtet, oder in Brandſchatzungen erſchöpft ſehn könnte, und wo am Ende vielleicht gar ein Friede eingegangen werden müſſe, der ſelbſt noch demüthigender wäre, als die friedliche Abtretung der ſtreitigen Provinz.

In dieſer peinlichen Lage, rief die Königin einen großen außerordentlichen Staatsrath zuſammen. Der Thronerbe mußte demſelben beiwohnen, nächſtdem alle Miniſter und die vornehmſten Generale. Auch die Landſtände waren aufgefordert worden, Deputirte zu ſenden.

Mit einer bewegenden und majeſtätvoll geſprochenen Rede eröffnete die Königin dieſen Staatsrath. Dann wurden den Anweſenden alle Verhandlungen mit dem nachbarlichen Hofe vorgelegt, und nun die Meinung Aller, was man unter den gegenwärtigen Umſtänden zu thun habe, eingefordert.

Nicht eine Stimme erklärte ſich für die Abtretung, Alles begegnete ſich in dem Gutachten, das Schwert allein müſſe, wenn alle Vorſtellungen ohne Kraft blieben, die unbillige Forderung zurückweiſen. Die Miniſter ſagten: je bekannter die friedlichen Wünſche der Regierung wären, der man den gerührteſten Dank für die ſo lange beſtandene Ruhe darzubringen habe, je freyer werde auch das geſammte Land die heilige Pflicht vollziehn, dieſer Regierung in einem gerechten unausweichlichen Kriege beizuſtehn. Auch fehle es dem Staate gar nicht an Geldkräften dazu, da eine wirthliche Haushaltung nicht allein die ſämtlichen Kaſſen gefüllt, ſondern noch bedeutende

Summen erübrigt und auf ſchlimme Fälle zurückgelegt habe. Die Generale ſuchten alle Beſorgniſſe der Königin, nachtheiliger Wendungen des Krieges halber, zu heben, indem ſie über den Zuſtand der Truppen, nach Zahl, Güte und Geübtheit im Waffengeſchäft, ſehr vortheilhaft berichteten. Es wurde verſichert, die Regierung könne auf ihre treue Anhänglichkeit, ihren feſten frohen Muth, getroſt bauen, auch brenne ſchon, ſeit den leiſe umlaufenden Gerichten von einen vielleicht nahen Krieg, das Heer von edlen Verlangen, ſich im Kampfe mit Ehre zu ſchmücken. So beſtehe denn eine große und erhebende Wahrſcheinlichkeit, man werde nicht allein des Feindes Hoffnungen vereiteln, ſondern ihn auch für ſeine Anmaaßung beſtrafen, und die Koſten der blutigen Fehde ihn in Brandſchatzungen, oder wohl in Abtretungen, die er nach erlittenen Niederlagen zu machen genöthigt ſey, tragen laſſen. Der Thronfolger ſprang hier mit einer rühmlichen Aufwallung von ſeinem Sitz, und bat mit einem ſo beredten Feuer, als man es nicht von ihm erwartet hätte, ihn mit ins Feld ziehen, und den Kampf theilen zu laſſen. Die Landſtände endlich eröffneten der Königin, ſie wären bevollmächtigt, auf den Fall des Krieges ihr von Seiten des Adels weſentliche freiwillige Beiſteuern anzutragen. Mit huldreichem Dank für einen ſo allgemein und rein ausgeſprochenen Gemeingeiſt entließ ſie nun die Verſammlung, obſchon ſie demungeachtet wehmüthig geſtimmt blieb und nichts ſehnlicher wünſchte, als die drohenden Ungewitter möchten noch vorüberziehn.

Jetzt mußte Graf Altingen dem jenſeitigen Hofe eine Note überſchicken, die alle gemachten Forderungen auf das beſtimmteſte verweigerte, allen ferneren Glimpf umging, und wenn gleich nicht ſelbſt Drohungen, doch Ausdrücke enthielt, die beweiſen ſollten, man fürchte Drohungen von dorther ganz und gar nicht.

Daneben wurden nun einige vorläufige Kriegsrüſtungen angeordnet, denn man erwartete, die letzte Note werde ſie drüben zur ſchnellen Folge haben, und wollte lieber einen Schritt zuvor thun, als in ſeinen Anſchickungen auf den Waffenernſt zurückbleiben.

Allein man hörte nicht, daß der Hof zu *** Truppen verſammle. Unvermuthet ſchrieb dagegen jener dort reſidirende Geſandte der Königin: es dürfe gegen ſein Verhoffen doch wohl noch möglich ſeyn, die Mißverſtändniſſe unblutig zu beſeitigen. Er wiſſe nicht, ob die letzten Depeſchen eine Wirkung hervorgebracht hätten, die Anſtand zu nehmen empfehle, oder ob es der jetzigen Abweſenheit des Kronprinzen, welcher die Truppen in den Provinzen muſtere, zuzuſchreiben ſey, genug aber, er höre unter der Hand, der alte König habe ſich friedfertig geäußert, und wolle den Grafen Thronheim als außerordentlichen Botſchafter an die Königin ſenden, der ihr Vorſchläge überbringen ſolle, von denen man eine Erneuung der alten freundlichen Verhältniſſe hoffe.

Niemand war zufriedner mit dieſer Nachricht als die Königin. Graf Altingen mußte nun gleich dem Geſandten in Chiffern ſchreiben, und ihn befragen, welch ein Mann Graf Thronhelm ſey, wie man wohl mit ihm zu unterhandeln habe, ob er vielleicht dem Könige oder dem Kronprinzen mehr Ergebenheit bezeige. Die Königin wollte das genau hören, denn ſie wußte nach ihren Erfahrungen, daß auf die Perſon eines politiſchen Unterhändlers, ſeinem Geiſt und ſeinen Beziehungen nach, viel anzukommen pflegt.

Der Geſandte antwortete: Graf Thronhelm ſey ihm ganz und gar nicht bekannt, indem er auf ſeinen Gütern lebe, und ſo lange er, der Geſandte, ſich dort befände, die Hauptſtadt noch nicht beſucht habe. Indeſſen lieſſe ſeine Wahl auf Vorzüge ſchlieſſen, und ſo viel er in Erfahrung bringe, habe der Graf, ein junger reicher Mann, auf hohen Schulen und Reiſen viele Kenntniſſe geſammelt.

Dieſen auſſerordentlichen Botſchafter erwartete man nun am Hofe der Königin von *** mit Spannung. Endlich war er eingetroffen, und hatte ſeine Wohnung bei dem Freiherrn Löwenmack, dem Geſandten des nachbarlichen Hofes bei der Königin, aufgeſchlagen. Graf Altingen, wie wir ſchon bemerkten, machte dieſer hievon ſeine Anzeige.

Viele Mühe hatte man ſich gegeben, im Voraus zu erfahren, worin die Vorſchläge beſtehen dürften, welche Graf Thronhelm überbringen ſollte, doch umſonſt. Der Geſandte dort ſchrieb: es ſey ihm unmöglich geweſen, in das Geheimniß zu dringen, auch habe er den Grafen nicht einmal zu Geſicht bekommen. Denn, nach einem

Aufenthalt von wenigen Stunden in der Hauptſtadt, ſey dieſer ſchon zu ſeiner Beſtimmung abgegangen.

Dem Grafen Altingen war es gelungen, einen Schreiber des Freiherrn Löwenmark durch Beſtechung auf ſeine Seite zu ziehn. Dieſer mußte ihm hinterbringen, was in dem Hauſe deſſelben vorging, denn kein Mittel verſäumte der Miniſter, um ſich, wo möglich, dem Empfang des ſo gewünſchten großen Bandes zu nähern. Der Schreiber hatte ihm angezeigt, wie ſich der Freiherr über das Eintreffen des Grafen ungemein gefreut, und ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft habe. Auch wie Beide ſich gleich darauf eine halbe Stunde lang eingeſchloſſen hätten, und nach dieſer geheimen Unterhaltung eine ſichtbare Zufriedenheit im Antlitz des Geſandten zu leſen geweſen wäre. Und — dieſer Umſtand war nicht unwichtig — der Freiherr Löwenmark hatte ſich gleich darauf nach einem großen Hotel in der Stadt erkundigt, das er einſt für ſich miethen wollen, aber in den letzten Zeiten ſeinen Entſchluß wieder aufgegeben hatte. Dachte er nun jetzt wieder daran, ſo hatte man einen Beweis, der Geſandte müſſe Urſachen finden, ſeinen noch langen Aufenthalt am Hofe der Königin vorauszuſetzen. Doch — was nun wieder ſchwer zu erklären und nicht minder wichtig war — ſchon am andern Morgen wollte der Schreiber bemerkt haben, der Geſandte ſcheine weniger vergnügt, habe auch ſeinem Haushofmeiſter die Nachfrage um das Hotel bis auf weiteren Befehl unterſagt. Daraus ſchien wieder hervorzugehn, er blicke ſeiner nahen Abreiſe entgegen. Verdrießlich war er ohne Zweifel über dieſen Umſtand, weil er oft erklärt hatte: der Aufenthalt zu *** ſey ihm ungemein angenehm, und auch ſeiner Geſundheit mehr zuträglich als die Heymath.

Die Königin erfuhr das alles durch Graf Altingen, wußte es aber nicht zu deuten. Einſtweilen aber befahl ſie, dem fremden Botſchafter mit aller möglichen verbindenden Auszeichnung zu begegnen. Eine Ehrenwache war ihm auch ſogleich zugetheilt worden, und man eilte ihm die verlangte Audienz zu bewilligen.

Schon am dritten Tage nach ſeiner Ankunft hatte ſie Statt. In einer prächtigen Hofkaroſſe, von königlicher Bedienung und einem zahlreichen Gefolge vornehmer Staatsmänner begleitet, wurde der Graf nach dem Schloſſe abgeholt. Die Königin erwartete ihn im großen Audienzgemach unter dem purpurnen Thronhimmel. Ihr zur Seite ſtand der Kronprinz, und im Hintergrunde befanden ſich die älteſten Generale und Miniſter. Graf Altingen und der Hofmarſchall führten den Botſchafter ein, den nur ſein Adjutant, der Major von Gillen, begleitete.

Der Fremdling erregte bei ſeinem Eintritt eine ſeltne Aufmerkſamkeit. Seine hohe ſchlanke Geſtalt, der jugendliche Frohſinn, von dem ſeine Stirn umleuchtet war, die leichte Tragung ſeiner wahrhaft ſchönen Formen, machten, daß alle Blicke, welche ohnehin die Neugier ihm entgegen geſandt hatte, nun in Betroffenheit funkelten. Der Eindruck traf nach jeder Richtung hin. Schon in den Vorgemachen waren die Höflinge, welche ſich männlicher Schönheit und edler Feinheit im Anſtand bewußt waren, betreten, und konnten dennoch vor Wohlgefallen nicht zum Neid gelangen. Nun reckten die Miniſter lange Hälſe empor, zeigten in einem ſchnellen, leichten Auflächeln Beifall, und wieder in einem Kräuſeln der Stirn, das vom Emporheben der Augenbraunen entſtand, Verwunderung, daß man einem Cavalier, der kaum zwanzig Jahre alt zu ſeyn ſchien, zu ſo wichtiger Sendung beſtimmt, und ihn bereits mit den großen Orden des nachbarlichen Staats bekleidet habe. Die Generale zeigten in ihrem leiſen Kopfnicken, ſie verſtänden ſich beſonders auf männlichen Wuchſes jugendlicher Schönheit, und dies ſey einmal eine außerordentliche Erſcheinung der Art, ein folgendes kaum bemerkliches Kopfſchütteln aber drückte wieder ihre Befremdung aus, den jungen Mann ſchon in der Generalsuniform zu ſehn. Den Kronprinzen machte ſein Anblick heitrer als zuvor, und von dem Geſicht der Königin wich viel von dem majeſtätiſchen Ernſt, Wohlwollen und Vertrauen hingegen nahmen darauf Platz.

Sie erhob ſich von ihrem Sitz und neigte ſich mit ungemein hoher Freundlichkeit gegen den Botſchafter. Dieſer hatte ſeine Verbeugungen an der Thüre gemacht, nahte ohne die mindeſte Beklommenheit, wiederholte am Thron zwei tiefe Reverenze gegen die Königin, und einen, der etwas leichter, doch freundlicher ausfiel, gegen den Kronprinzen, dann faßte er aber die Königin ſcharf ins Auge und ſchwieg für einige Zeit.

Den Anfang ſeiner Rede erwartete Jedermann, und noch folgte er nicht. Die Königin glaubte dennoch, es müſſe ihn irgend etwas betreten machen, und zum Stocken bringen, ſie begann alſo ſelbſt ſehr mild und artig: Was bringen Sie mir von Ihrem Hofe, Herr Geſandte?

Graf Thronhelm gab zur Antwort: Ihr Majeſtät — Vermittlungen, Wünſche der Freundſchaft —

Die ſollen uns willkommen ſeyn, entgegnete die Königin.

So war man alſo zur größten Verwunderung der Umſtehenden in einen Converſationston gefallen, ſtatt bei ſolcher Gelegenheit ſtudirte Ceremonialreden üblich ſind, und auch hier erwartet wurden. Es ſchien auch wohl, der Botſchafter habe ſo eine Rede ſeinem Gedächtniß zuvor einverleibt, doch vielleicht aus einer gewiſſen Abneigung gegen ſteife Förmlichkeit nicht damit zu Stande zu kommen vermocht. Dem ſey wie ihm wolle, als es einmal zu einem gewöhnlichen Redewechſel gediehen war, ſetzte ihn Graf Thronhelm mit einer Unbefangenheit, die ihn liebenswürdiger zeigte, als es die abgemeſſenſte Courtoiſie würde gethan haben, fort.

Mein Hof, ſagte er — zugleich höchſt ehrerbietig, und wieder ſo lächelnd, wie man es einer Dame gegenüber aus Galanterie zu thun pflegt, damit ſich der Ernſt mildere, und eine Saite, deren Berührung ſie wohl lieber vermieden ſähe, doch ſo wenig unangenehm tönt, als nur möglich — mein Hof, Ihro Majeſtät, hat gute Rechte, ſich die Provinz *** zu erbitten —

Die Königin fiel lächelnd ein: Und ich habe eben ſo gute Rechte — zu bedauern, daß ich die Bitte abſchlagen muß.

Ihro Majeſtät ſind ſehr gnädig, ſagte der Botſchafter mit einer anmuthigen Verbeugung.

Bitte ſehr, gab die Königin darauf, und — weiter?

Uebel mit dieſen Anſprüchen, nahm der Geſandte das Wort, mein Hof — kann ſie nicht wohl aufgeben, die Politik, einſt die Geſchichte, reden da ein —

Mit Ernſt und ſanftem Nachdruck entgegnete die Monarchin: Politik empfiehlt in den meiſten Lagen friedfertigen Sinn, da man nicht in den Ausgang der Kriege zu ſchauen vermag, und von der Geſchichte — wollen wir hoffen, ſie werde ſich beſſern, und künftig auch Menſchlichkeit rühmen.

Wie feinſinnig, wie erhaben, rief der Geſandte, o man kennt das an unſerm Hof! Gegen eine ſolche Dame Krieg zu führen —

Der Kronprinz fiel ein: Sie würden auch Männer gegen ſich finden, Herr Graf, und die Generale räuſperten ſich leiſe.

Meinen Sie, gnädigſter Herr? ſagte Graf Thronhelm zum Kronprinzen, ihn lächelnd mit den Augen meſſend.

O ja, hieß die Antwort.

Die überſandten Noten, fing die Königin wieder an, waren —

O mit dieſen Noten, fiel ihr Graf Thronhelm ohne Umſtände ins Wort, dieſen todten Kanzleiformen, mündliche Unterhandlung iſt beſſer, geht bequemer, und führt ehe ans Ziel —

Wohlan, ſagte die Königin, laſſen Sie hören.

Der Geſandte fuhr fort: Mein Creditiv, Ihro Majeſtät, hab ich dem Grafen Altingen übergeben, es enthält die Bemerkung, daß ich mit weitausgedehnten Vollmachten verſehn bin.

Graf Altingen, der aus Verwunderung über eine ſo ſeltſame Audienz auf den Fußſpitzen ſtand, merkte an: dies Creditiv ſey Ihro Majeſtät allerunterthänigſt eingehändigt worden.

Der Fremde zog hieraus erſt die Folgerung: man könne alſo mit ihm das Wichtigſte verhandeln, fügte dann in einem artigen, gutmüthigen Tone hinzu: er wolle das Beſte der Königin daneben ſo genau in Acht nehmen, als ob er die Ehre hätte, ihr Unterthan zu ſeyn, und endete dieſen Redeabſchnitt mit den leicht hingeworfnen Worten: Wie wäre es, Ihro Majeſtät, wenn man den Vorwurf theilte? Sie geben uns die halbe Provinz, auf das Uebrige leiſten wir ewigen Verzicht.

Der Thronfolger ſtand im Begrif aufzufahren, die Miniſter verdunkelten das Antlitz, die Generale ſcharrten im Unwillen mit den Füßen. Mit einem Ruhe gebietenden Blick ſah die Monarchin um ſich, und bemerkte nun gegen den Fremdling: man habe ihn als einen Boten angekündigt, der Vorſchläge überbringen werde, die allen Streit beſeitigten, nicht aber ihn neu entzündeten.

Graf Thronhelm entgegnete lächelnd: Nun, Ihro Majeſtät — ich warf nur eine Frage hin.

Unſere Antwort darauf konnten Sie vorher wiſſen, ſagte Jene.

Allerdings, nahm der Graf wieder ehrerbietig das Wort, nur die einer hochſinnigen Fürſtin, die nichts der Würde ihrer Krone vergiebt, durfte ich erwarten. Doch, ſetzte er nun abermal ganz leicht hinzu, geſtatten Ihro Majeſtät das gelegentlich doch aufs Papier zu werfen. Graf Altingen iſt ja ein diplomatiſcher Miniſter. Wir ſenden uns einander Memoiren zu. Ich fertige Couriere nach Hauſe ab. Vielleicht löſ' ich, heb ich alle Mißverſtändniſſe, und Ihro Majeſtät ſind vollkommen zufrieden geſtellt.

Mit Ihrem Könige, entgegnete die Monarchin, hatten wir das Glück, fortdauernd im beßten Vernehmen zu ſtehn, ich wünſche nichts mehr, als auch beim Kronprinzen mich ähnlicher Beziehungen erfreuen zu können.

Ach, Ihro Majeſtät bauen nicht auf den Kronprinzen? rief Graf Thronhelm. Nun ich mag ihn eben nicht vertheidigen, doch ganz ſo ſchlimm iſt er nicht, wie ſein Ruf. Meine Depeſchen werden ihm auch überſandt, ich — darf mich ſeiner Zuneigung rühmen, vermag etwas über ihn. Bis die letzten Antworten zurückgekommen ſind, haben Ihro Majeſtät die Gnade zu geſtatten, daß ich an Ihrem Hof bleibe, wo es mir ohnehin unendlich gefällt. Die Stadt iſt ſo angenehm, die Vergnügungen ſind voll Geſchmack, der Ton iſt ſo ungezwungen, das kenne ich ſchon, ob ich gleich nur einige Tage hier bin. Und nun ſogar, nachdem ich das Glück hatte, Ihro Majeſtät demüthig aufzuwarten —

Sehr zufrieden ſagte die Königin: Es wird uns Allen angenehm ſeyn, einen ſo artigen Cavalier recht lange an dieſem Hofe zu ſehn, und machte nun ihre königliche Abfertigungsverbeugung ſo einnehmend, wie nur jemal Catharina II, bekanntlich eine Virtuoſin in der Kunſt, die Majeſtät zu repräſentiren. Demungeachtet überſah das Graf Thronhelm, und knüpfte eine Unterredung mit dem Kronprinzen an, welche dieſen, da er ſie unzeitig und nicht wenig frei fand, in Verlegenheit ſetzte. Der Graf brachte ihm Empſehlungen von ſeinem Könige und deſſen Sohn, daneben eine Menge von angenehmen Verſicherungen, dann wandte er ſich wieder zur Königin, und ſagte: Dem gnädigſten Herrn richtete ich nun meine Botſchaft aus, kann ich jetzt die Gnade haben, Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin vorgeſtellt zu werden?

Dieſen Abend bei der Cour, verſetzte Jene.

Warum erſt bei der Cour und nicht gleich? rief der Graf. Doch wie Ihro Majeſtät befehlen. Ich lege mich untertähnigſt zu Füßen.

Jetzt machte er ſeine Abſchiedsverbeugungen, entfernte ſich, und fuhr wieder im Prachtwagen davon.

Am Hofe zeigten ſich allenthalben Wirkungen von dem Aufſehen, das die Erſcheinung des Grafen gemacht hatte. In jedem Winkel ſtanden verwundernde Gruppen. Was mit Genauigkeit an den Satzungen der Etikette anhing, konnte über das freie Benehmen des Grafen nicht genug ſtaunen. Was auch über den Punkt nicht mit ängſtlicher Schärfe hielt, meinte dennoch, ein Botſchafter dürfe an einem fremden Hofe, zumal bei der erſten Audienz, nicht ſo leicht über die Förmlichkeiten hingehn, und gleichſam in den vertraulichen Geſellſchaftston fallen. Man hätte den Fremdling gern einer Unbekanntſchaft mit ſeinem Brauch angeklagt, aber das ging nicht, weil ſeine Zwangloſigkeit doch von allen Grazien liebenswürdiger Anmuth begleitet war. Endlich begegnete man ſich in dem Ausſpruch: der Graf ſey ein Libertin, und noch im Verſtoß gegen das, was einmal zieme, angenehm, ſein Hof dagegen wäre zu tadeln, daß er in einer ſo ernſthaften Sendung einen Libertin brauche. Der Kronprinz wußte ſelbſt nicht, was er über den Grafen ſagen ſollte, es ſchien aber beinahe, er habe ihn liebgewonnen. Die Königin ſagte: Gern will ich über den Mangel an Etikette hinſehn, wenn die Sendung den Krieg entfernt. In dem Fall wäre mir der roheſte Landjunker mit ſeiner guten Botſchaft willkommen, und das iſt Graf Thronhelm doch wahrlich nicht, vielmehr ein die Herzen einnehmender, durch geiſtvolle Lebendigkeit anziehender Jüngling.

Graf Altingen hingegen ließ jetzt alle Nebendinge auf ſich beruhen, und grübelte nur der politiſchen Hauptſache nach. Er fand allenthalben Räthſel und Widerſprüche. Aus dem Hotel des Freiherrn Löwenmark waren ihm ſeltſam hinwinkende Zeichen gegeben worden, die am Ende auf nahen Krieg ſchließen machten. Der Graf aber hatte die alte Forderung nur halb ausgeſprochen, ſich dann bald wieder mit Leichtigkeit davon getrennt, und friedfertige Geſinnungen ſeines Hofes ahnen laſſen. Wie reimte ſich das zuſammen, was ſollte man von den eigentlichen Vollmachten des Grafen denken?

Der Schreiber des Freiherrn Löwenmark empfing übrigens neue Geſchenke, und ſcharfe Weiſung, täglich über jeden der Aufmerkſamkeit werthen Vorgang Meldungen zu bringen, auch ſollte er die Schritte des Grafen Thronhelm, ſo viel immer möglich beobachten. Die Geſchenke trieben an, und der Schreiber hätte, ſo geleitet, Verſchlagenheit entwickeln müſſen, auch wenn ſie ihm nicht vorhin bereits eigen geweſen wäre.

Vierte Abtheilung.

Die Vorſtellung bei der Prinzeſſin.

Am Abend nach der Audienz war eine große Cour angeſagt. Der Fremdling ſollte den Hof in ſeinem vollen Glanze ſehn, und Ehren empfangen, welche er daheim, als Achtung gegen ſein Königshaus, rühmen könnte. Darum wurden Einladung und Abholung wieder mit allem verbindlichen Ceremoniel, und ſchöngewählter Pracht, vollzogen. Der Hofmarſchall, die Stallmeiſter, der Hoffourier ſtolzirten jeder in ſeinen eigenthümlichen Verrichtungen dabei.

Der Prinzeſſin Geburtstag, der eben heute feſtlich begangen wurde, hatte eine willkommene Veranlaſſung zur höchſten Galla dargeboten. Die Cavaliere gingen in Staatskleidern, die Damen in Roben, von Goldtuch, manches nicht wohlhabende Hoffräulein, das nur eine geſtickte Robe hatte aufbringen können, ſah gar ſehr launenverſtimmt aus. Von Diamanten glänzte es allenthalben, beſonders aber in den Haaren und Ohren, an den Buſen, Armen und Fingern, wo die Natur ihren Glanz bereits entfernte, nehmlich bei den alten Damen. Die Prinzeſſin, wie ſich von ſelbſt verſteht, machte jedoch hier eine Ausnahme. Dort vereinten ſich die Schimmer von Golkonda und Braſilien mit den lieblichſten Blüthenſtrahlen ſchönen weiblichen Jugendlebens.

Demungeachtet brachte das keine Geſamtwirkung hervor, wie man ſie wohl hätte träumen mögen. Stets hatte man auch am Hofe ſchon geſagt: Prinzeſſin Idalia kleideten Juweelen nicht. Und das aus einem ſehr natürlichen Grunde. Sie zerſtreuten ja nur die Blicke des Anſchauenden. Und neben den Glorien in ihrem Auge behielt kein Edelſtein noch die ſeinige, möcht' es auch ein Pitt oder Regent geweſen ſeyn. Die Edelſteine wurden alſo mindeſtens ein Ueberfluß, und die wahre Schönheit kann dieſer nie etwas geben, nur ihr etwas nehmen. Dieſe breiten Geſchmeide in den Haaren — man hätte die Locken lieber geſehn, am Hals, am Buſen, an den Armen — man zürnte ihnen, daß ſie ſo viel von der Lilienhaut verbargen, genug die Juweelen befanden ſich hier nicht an ihrer Stelle. Und was der vollen Galla ſonſt noch anhing, dieſe ſchwere, ſteiſe, weitfaltige, blendende Robe, alles deckte ſo viel von den ſchönen Verhältniſſen, die ihre ſonſt einfachen und idealiſch drappirenden Gewande bewundern ließen, daß man in der That behaupten durfte, die junge Fürſtin könne ſich nicht unvortheilhafter ſchmücken, als im reichen Glanz.

Hiezu kam für dieſen Abend, daß ſie eben, wie man zu ſagen pflegt, nicht ihren roſenfarbnen Tag hatte. Auch die lieblichſten Roſen im Junius ſchimmern nicht in jeder Minute gleich. Feindliche Einflüſſe der Tageszeit und Witterung üben da viele Macht. Schon ſeit einigen Tagen — den Grund wollen wir den Leſern bald kund thun — hatte die Prinzeſſin eine ſichtbar üble Laune. Zum Theil wogten in ihrem innern Gemüth unruhige Bewegungen, zum Theil aber hatten empfangene Verweiſe ihrer königlichen Mutter ſie tief niedergeſchlagen gemacht. Mit der Oberhofmeiſterin hatte ſie mehr als jemal ſich entzweit. Weil ſie keinen Tadel verdient zu haben glaubte, zeigte ſie der Königin Empfindlichkeit, und wandte der Oberhofmeiſterin Kühle, ſelbſt einigen ſatyriſchen Ton hin. Es war zu einer völligen Unluſt, ſich am Courtage zu zeigen, gekommen, ſie fühlte auch in der That Kränklichkeit, und wollte ſich von der Obligenheit zu erſcheinen, befreit ſeyn. Allein man ſtellte ihr ſehr nachdrücklich vor, die Königin wünſche an ihrem Geburtstage keine Störung der feſtlichen Galla, es ſollte ihr ohnehin ein fremder Geſandte bei der großen Cour vorgeſtellt werden, den man, politiſcher Gründe halber, auf alle Weiſe auszuzeichnen gedenke, ſie möchte alſo für diesmal, dem Verlangen Ihrer Majeſtät zu genügen, ſich einige Gewalt anthun. Da konnte Idalia ſchon nicht umhin, nachzugeben, war aber bleich, unheiter, und trug jenen melancholiſchen Schatten, den wir ſchon kennen, heute nächtlicher als je zuvor im Antlitz. Auch trat ſie mit einer ſonſt an ihr ganz ungewohnten, abgemeſſenen froſtig ceremoniellen Haltung auf. Man hätte diesmal ſogar einigen engherzigen Stolz aus dieſem Betragen vermuthen können, wogegen die Prinzeſſin ſonſt durch die ſchöne Würde und Hoheit ſo bezauberte, als daneben himmelvolle ſanfte Milde im Gemüth ahnen ließ.

Als Graf Thronhelm ihr vorgeſtellt wurde, blickte ſie ihn kaum an, ſprach einige ganz unbedeutende Höflichkeitsworte, und verneigte ſich gleich darauf mit ſteifer Abfertigung. Der Geſandte, wie er auch heiter und in ſeiner unbefangenen Darſtellung von dieſem Morgen eingetreten war, fiel bei einem ſolchen Empfang auch aus ſeinen Charakter. Er hatte die Prinzeſſin erſt ungemein ſcharf ins Auge gefaßt, und ihr viel von ſeinem König und Thronfolger ſagen wollen, nun aber ſchwieg er, nahm das Abfertigungszeichen ſchnell auf, und entfernte ſich mit dem ſteifſten Ceremoniel.

Die Königin that kühl gegen ihre Tochter, die Oberhofmeiſterin aber nahm den nächſten Augenblick wahr, um der Prinzeſſin heimlich zu ſagen: ſie habe den Geſandten des Königs von *** nicht nach den Wünſchen der Königin empfangen. Idalia antwortete: Grade ſo karglaut will ich nun immer ſeyn, weil mir doch ſonſt jedes Wort bei irgend einer Unterhaltung abgewogen wird. Uebrigens befinde ich mich krank, werde keine Karte nehmen und auch nicht zur Tafel bleiben.

Wenige Minuten danach, als ſie noch bei Weitem nicht alle Glückwünſchungscouren angenommen hatte, rief ſie das Fräulein Ilmen, und zog ſich, aller Einreden der Oberhofmeiſterin ungeachtet, auf ihre Zimmer zurück.

Die Königin war ſehr ungehalten. Man hatte den Grafen Thronhelm an den Spieltiſch der Prinzeſſin bringen wollen, nun mußte eine andere Dame den Platz einnehmen. Graf Thronhelm ließ Empfindlichkeit blicken, daß die Prinzeſſin nicht geblieben war, ſpielte nachläſſig, zerſtreut, und ließ auch bei Tafel nichts mehr von dem vorigen frohen Humor ſehn. Sobald es anging, fuhr er vom Schloſſe weg.

Die Höflinge ſteckten die Köpfe zuſammen, Niemand aber war ſo betreten wie Graf Altingen. Er nahte der Königin noch, als ſie ſchon ſich entfernen wollte und ſagte ihr geheimnißvoll: Ihro Majeſtät, eine gewiſſe Ahnung über den eigentlichen Grund der außerordentlichen Botſchaft durchflog mich immer, und ſie trifft auch genau mit dem Inhalt eines chiffrirten Briefes zuſammen, den ich von unſerm Geſandten zu * * * erhalten habe, und nun — nun —

Welche Ahnung, welcher Brief? unterbrach ihn die Königin. Davon ſagten ſie mir ja noch nichts.

Die Ahnung, verſetzte der Miniſter, habe ich nicht auszunennen gewagt, und den Brief hier auf dem Schloſſe vor einer halben Stunde erſt bekommen, wo der Courier eingetroffen iſt —

Und was enthält er? fragte Jene wieder.

„Es iſt ſehr wichtig, Ihro Majeſtät, höchſt wichtig!“

So folgen ſie nach meinen Zimmern.

Graf Altingen gehorchte, und eröffnete nun ſeiner Gebieterin, was man ihm geſchrieben hatte. Unterrichtete Leute, ſo hieß der Brief des Geſandten, wollen mich verſichern, der König von *** habe den Gedanken gefaßt, eine Vermählung zwiſchen der Prinzeſſin von *** und ſeinem Thronfolger einzuleiten, um auf dieſem Wege alle entſponnene Mißverſtändniſſe erfreulich zu enden. Dagegen ſagt man auch, der Kronprinz habe keine Neigung gezeigt, ſchon eine Gemahlin zu nehmen, und den Wünſchen des Monarchen widerſtrebt. Hernach aber ſey man einander dennoch näher getreten, und der Prinz habe nur eine genaue Nachricht über die junge Fürſtin, um deren Hand man für ihn zu werben gedenke, verlangt. Gemälde, habe er behauptet, ſchmeichelten und ſagten nichs, oder wenig, von den ſonſtigen Eigenſchaften. Man müſſe einen Geſandten ſchicken, mit dem heimlichen Auftrag, zu beobachten, ob die Prinzeſſin von *** in der That jene Schönheit, jene Vorzüge beſäße, wovon der Ruf in die Ferne dringe. Und zwar einen jungen Mann, der Eigenſchaften dieſer Art zu würdigen verſtehe, denn einem Greis, wie der Freiherr Löwenmark, würde er da nicht glauben. Aus dieſem Grunde ſey nun der Graf Thronheim, ein Jugendfreund des Prinzen, erkoren, und ſchnell mit dem Generalstitel und allerhand Ehrenzeichen ausgeſtattet worden. So hat man mir geſagt, und je mehr Wahrſcheinlichkeit dieſer Wink hat, je mehr eile ich, Euer Excellenz davon zu benachrichtigen.

Graf Altingen wiederholte noch oft, er habe das geahnt, aber die Königin war ſo überraſcht, daß ſie für Heute ſich über dieſe Angelegenheit nicht weiter zu äußern vermochte, ſondern ihren Miniſter auf den andern Tag beſchied.

Sie hatte eine ſehr unruhige Nacht. Wie ſie über Frieden und Krieg empfand, hörten wir ſchon. Jetzt nahte die Ausſicht, ihre Regentſchaft, den alten immer gefühlten Wünſchen nach, friedlich zu enden, ja wohl in eine lange ruhige

Zukunft für die Regierung des Sohnes blicken zu können. Aber von Idalia mußte ſie dann ſich trennen. Wohl hatte ſie oft von ſo einem möglichen Fall geſprochen, und ihn, wenn er einträte, geprieſen. Aber das Mutterherz ſprach nun auch laut, jetzt empfand ſie erſt lebhaft, was ſo eine Trennung ihm koſten würde. Und nach dem was ihr vom Kronprinzen von *** zu Ohren gekommen war, urtheilte ſie, es dürfte ohne Zweifel ein Wüſtling ſeyn, mit dem Idalia kein anderes Loos hoffen könne, wie ſie, neben ihrem verſtorbnen Gemahl, es einſt gefunden habe. Dieſe Betrachtung machte die Mutter ſehr traurig, allein die Königin, die Landesmutter, empfand auch wieder die Pflicht, ſich gegen den zärtlichen Schmerz zu waffnen. Es gelang nur, indem ſie mit angenehmeren Hoffnungen ſich über jenen Thronerben ſchmeichelte, als wozu ſie im Anfang ſich berechtigt gehalten hatte. Nun kam ſie über den Entſchluß aufs Reine, ihre Tochter, wenn man für den Kronprinzen von *** um ſie werben ſollte, demſelben ohne Anſtand zu vermählen. Politiſch konnte immer auch keine Heirath erfreulicher für die benachbarten Staaten, in welchen beiden ſchon Kriegsgerüchte in Umlauf waren, und den Unterthanen bange Sorge zu empfinden gaben, ſeyn.

Früh erſchien Graf Altingen am nächſten Morgen, und die Königin theilte ihm ihren genommenen Vorſatz mit.

Er ſtrömte von unterthänigen Glückwünſchungen über, und ſetzte alles Heil, das aus dieſer Vermählung keimen werde, ſo redſelig, und den ihm genau bekannten milden Empfindungen der Monarchin ſo anſprechend, auseinander, daß er ſie noch weit mehr dafür erwärmte. Er fügte hinzu: Graf Thronhelm verlangt Morgen eine Conferenz mit mir, ohne Zweifel wird er dann ſchon den glücklichen Antrag von ferne einleiten.

Das glaube ich nicht, entgegnete die Königin mit einigem Nachſinnen. Er ſoll ja erſt heimberichten, über die Prinzeſſin —

Und was gäbe es an Ihro Königliche Hoheit wahrzunehmen, als Vollkommenheiten, rief der Graf. Immer glaube ich, er wird ſchon befugt ſeyn, wenn er das Außerordentliche gewahrt, die Ideen ſeines Hofes auszunennen.

Nein, ſagte Jene, ſo weit und voreilig dehnt man wohl keine Vollmachten aus. Und — in der That mir jetzt beſonders unangenehm — die

Prinzeſſin hat ſich nie von einer ſo wenig vortheilhaften Seite gezeigt, als bei der geſtrigen Cour. Ihr baldiges Verſchwinden konnte der Geſandte ſogar als eine Zurückſetzung betrachten. Seine Empfindlichkeit darüber entging mir nicht. Er war nicht mehr der Mann von Geſtern früh.

Nun, Ihro Majeſtät, bemerkte Graf Altingen, er mag es auch bei der Audienz aus allerhand Zeichen der Verwunderung entnommen haben, ein Ton, wie er ihn ſich vielleicht bei dem Kronprinzen von *** geſtatten darf, wo alte Verhältniſſe aus früher Kindheit beſtehn, zieme an Ihro Majeſtät Hofe nicht. Da hat er ſich in die Schranken zurückgezogen, welche ſein richtiger, nur bei der Audienz von ihm gewichener, Takt ihm angaben. Was Ihro Königliche Hoheit belangt, ſo waren die Prinzeſſin unpäßlich, der Geſandte ſchaue und bewundere nur oft.

Die erſten Förmlichkeiten ſind vorbei, nahm die Königin das Wort, jetzt müſſen wir ihn viel an den Hof ziehn, in vertrauliche Zirkel, ſeine Liebhabereien ausſpähen, ihnen begegnen — o was bin ich nicht bereit, des goldnen Friedens willen zu thun!

Graf Altingen erhob alles was die Monarchin geſagt hatte, mit preiſenden Worten, und ſah ſich entlaſſen.

Nun ward die Prinzeſſin zu ihrer Mutter gerufen. Der Empfang war liebevoller und ſanfter, als ihn Idalia hoffen mochte. Es geſchah keine Erwähnung des Umſtandes vom geſtrigen Abend, dagegen eröffnete die Königin ihrer Tochter, wie ſie vermuthe, der König von *** wolle die entſtandenen Mißhelligkeiten durch eine Vermählung zwiſchen beiden Häuſern ausgleichen.

Die Prinzeſſin erſchrack ſo heftig, daß ſie faſt zu Boden geſunken wäre.

Nachdem ſie in etwas ſich erholt hatte, beklagte ſie ein Geſchick mit vieler Bitterkeit, daß ſie zum Opfer der Politik rufe.

Ihre Mutter entgegnete: Nun — die Politik kömmt auch hier nicht allein in Anſchlag. Der Kronprinz von *** muß eine Gemahlin haben. Der Ruf, wie mir zugleich bekannt iſt, hat drüben zu Deinem Vortheil —

O Himmel, fiel die Prinzeſſin ein, was ſagte uns der Ruf hingegen von dem Kronprinzen.

Und, fügte ſie beſcheiden hinzu, welche Vorzüge könnte er auch an mir rühmen, ich bin mir deren nicht bewußt.

Die Königin ſuchte ihr Gemüth zu beruhigen, Idalia aber warf ſich ihr mit Thränen in die Arme, flehte, einen ſolchen Vermählungsantrag abzuweiſen, und betheuerte, ſie würde es nicht überleben, ſich von ihrer Mutter zu trennen. Sie berief ſich endlich darauf, Ihro Majeſtät hätten einſt beſchloſſen ſie nie zu vermählen.

Wenn, entgegnete die Königin, ſich keine Gelegenheit darböte, wie grade dieſe.

Die Prinzeſſin rief weinend aus: Ihre Mutter hätte wohl Recht gehabt, das Loos der Fürſtinnen unglücklich zu nennen. Dieſe hingegen mahnte ſie an den oft gehörten Zuſatz: wie eben dies Loos nicht hoch genug geprieſen werden könne, wenn eine junge Prinzeſſin, mit dem Ehebande, zugleich entzweiten Völkern die Bande froher beſeligenden Eintracht knüpfe. Die Prinzeſſin wurde erinnert, wie ſie ja ſelbſt verſprochen habe, in ſo einem Fall willig nach dem Gebot der Umſtände zu handeln, auch ihr zu bedenken gegeben, das Mutterherz würde zu nicht geringer

Entſagung dann ſich genöthigt ſehn. Endlich folgte eine kurze aber markige Abhandlung über Größe der Hoheit. Die Hoheit verſpottet den eignen Rang, ſprach die Königin, wenn ſie nicht auch groß iſt. Und groß ſeyn, heißt ſich über die Menge erheben, die allein leidenſchaftlichen gemeinen Antrieben folgt. Der Stammvater eines jeden Fürſtengeſchlechts war ein großer Mann, vollbrachte was die Alltäglichkeit nicht vermag, ſonſt hätten Völker ihm nicht Macht und Gewalt übergeben. Sollen die Enkel entartet, der Ahnen unwerth von der angebornen Höhe zu ſinken? Nein, jede Gelegenheit ſey ihnen vielmehr willkommen, wo ſie den Muth, der Kraft berühmter Vorfahren zu entſprechen vermögen.

O Himmel, rief die Prinzeſſin, ſtets wollte ich mich auch zu ſolchen moraliſchen Höhen aufſchwingen, wie die Geburt mir eine bürgerliche Höhe anwies. Doch — ich ſehe es mit Schrecken im gültigen Augenblick, ich habe mir eine Kraft zugetraut, die ich jetzt nicht in meinen Buſen finde.

Vielleicht, ſagte die Königin, biſt du dennoch glücklicher als ich. Vielleicht kannſt du den Prinzen lieben, und Dich beſeligt Gegenliebe.

Nein, nein, rief Idalia ſtürmiſch bewegt, ich werde ihn nie lieben können!

Der Königin mißfiel dieſer leidenſchaftliche Ausbruch höchlich. Er deutete auf eine Schwäche, die ſie an ihrer Tochter nicht ſehn wollte. Indem ließ er ahnen, Idalia werde jene ſo oft empfangne Warnung, ja ihr Herz keinen Träumen und Wünſchen der Liebe zu öffnen, nicht befolgt haben. Denn wie konnte ſie denn ſonſt ſo beſtimmt zu verſagen wollen, ob ſie lieben werde oder nicht. Das Glück der Liebe hätte dieſe zärtliche Mutter ihrer Tochter übrigens wohl unendlich gewünſcht, wenn es ihr auf dem Wege, den die Verhältniſſe einzuſchlagen geboten, begegnet wäre, wenn ſie den Prinzen ſo gefunden hätte, daß er — es verſteht ſich, nur er — das ſchöne Gefühl ihr zu wecken vermocht hätte. Indem ſie aber das ſelbſt nicht hoffte, wollte ſie auch — und eigentlich nur zum Glück ihrer Tochter — den Begriff der Liebe aus dem Gemüth derſelben verbannt, oder ihn vielmehr nie eingezogen, wiſſen. Denn ſie beſorgte, er könne nur zu Schwärmereien, zu Vorſtellungen einer Wonne, die einmal für ſie doch nicht zu erlangen wäre, leiten, welche alle ihre Ruhe untergraben müßten. Daß Idalia aber wirklich ſchon liebte, über den Begriff zur Wirklichkeit der Empfindung hinausgeſchwebt ſey, fürchtete ſie nicht, und dennoch war es alſo.

Die Prinzeſſin wurde ziemlich kühl entlaſſen, und weinte den tiefen Schmerz am Buſen ihrer Ilmen aus.

Fünfte Abtheilung.

Verlegenheiten mancher Art.

Graf Altingen eilte am andern Tage zum fremden Botſchafter, die gewünſchte Conferenz mit ihm zu halten. Er erwartete nichts mehr, und auch ſo überzeugt, als, die von deſſen Hof beabſichtigte Vermählung würde hier zur Sprache gelangen. Dennoch hatte er ſich betrogen. Graf Thronheim brachte nichts als den Streit um die Provinz in Anregung. Er war dabei viel ernſter als zuvor, und zeigte, was den Miniſter befremdete, eine ungemein tiefe Kenntniß aller Archivgegenſtände, worauf die Anſprüche ſeines Hofes beruhten. Er ſagte nun auch: Weil die Königin jene ihr vorgeſchlagene Theilung verſagt hat, ſo wird es ohne Zweifel doch wohl zum Kriege kommen.

Dies machte den Miniſter ſehr beſtürzt. Es war ihm nur zu genau bekannt, wie viele Abneigung die Monarchin gegen das Entſcheiden der Waffen hegte. Trat die Nothwendigkeit ein, den Krieg zu beginnen, durfte er das ſo gewünſchte große Ordensband in keinem Fall hoffen, wogegen er es als ausgemacht anſah, daß es ſeine Bruſt ſchmücken werde, wenn ſeine geſchickte Diplomatik den blutigen Kampf abzuwenden vermöchte. Noch mehr ſchlug es aber ihn nieder, als Graf Thronheim gleich darauf erklärte: er werde in einigen Tagen an ſeinen Hof abgehen, um die abſchlägige Antwort in Perſon zu überbringen.

Ei, mein Herr Graf, fing der Miniſter hierauf an, ich finde ſie ungemein veränderlich. Neulich bei der Audienz machten Sie uns die Hoffnung, alles ohne Opfer von unſerer Seite beizulegen, das Intereſſe unſerer Krone wahrzunehmen, als wären Sie ein Unterthan meiner Königin, auch ſo lange hier ſich aufzuhalten, bis gewechſelte Noten das friedliche Ziel herbeigeführt hätten, und nun klingt Ihre Sprache ganz umgewandelt.

Man wechſelt ſeine Anſichten zuweilen nach

Gründen, erwiederte der Botſchafter ziemlich trocken, und Graf Altingen brachte es, ungeachtet aller Mühe, zu keiner anderen Erklärung.

Nachdem er von ihm geſchieden war, ließ er ſogleich den Schreiber des Freyherrn von Löwenmark rufen. Vielleicht, dachte Graf Altingen, kann er mir irgend etwas ſagen, das auf die Räthſel, worin ſich der Botſchafter hüllt, einiges Licht wirft.

Der Söldling erſchien, und klagte mit vielen Worten, daß er aus des Freyherrn Löwenmark Dienſten entlaſſen ſey. Und zwar, weil er den Eifer, Seiner Excellenz Befehle zu vollbringen, nicht weit genug treiben zu können gemeint habe. An dem Abend nehmlich, wo der fremde Botſchafter von der Cour zurückgekommen, und auf dem Zimmer des Freyherrn mit dieſem in einem Geſpräch begriffen geweſen ſey, habe er, der Schreiber, es gewagt, ſein Ohr an das Schlüſſelloch zu legen. Da habe er aus dem Munde des Grafen Thronheim die Worte vernommen: Nein, ſie iſt keine Gemahlin für den Kronprinzen von ***. Gleich danach ſey aber der Adjutant herausgetreten, habe ihn beim Horchen ertappt, und ein Abſchied zur Stelle wäre die Folge geweſen.

Graf Altingen ließ ſich die vernommenen Worte, einigemal wiederholen, und ſann darüber nach. Da hätten wir ja den Schlüſſel zur Myſterie, dachte er. O daß er auch die Prinzeſſin nur mit einem flüchtigen Blicke, und grade übelgelaunt, unpäßlich, ſehn mußte. Ich ſagt es gleich, was man jetzt vorzukehren habe. Und nichts ſo nöthig, als daß vor der Hand der Graf noch hier bleibe.

Er fragte den Späher noch, was an dem Grafen ſonſt noch zu beobachten geweſen ſey, ob er etwa irgend eine Liebhaberei zeige?

Die Antwort hieß: wie ihm dünke, müſſe er in der Stadt eine dem Namen nach ihm unbekannte Dame ſehr angelegentlich ſuchen? Sonſt dürfte er vielleicht ſchon abgereiſet ſeyn.

Graf Altingen verſprach Jenem, ihn durch ein Amt zu entſchädigen, wenn er die nähere Bewandniß, oder die geſuchte Dame ſelbſt ausmittle, und gebot ihm, ſogleich an dies Geſchäft zu gehn.

Sollte es wohl eine Liebſchaft ſeyn? dachte er weiter. O vortrefflich, ſie konnte ihn an unſere Stadt feſſeln. Und die Dame — nun, ſie müßte, fürs Vaterland, dieſer Liebſchaft begegnen.

Die hinterbrachten Worte des Grafen wollte er jedoch um keinen Preis der Königin wieder melden. Sie konnten Ihren Stolz entrüſten, ſie ihre Ungnade auf den Fremdling werfen laſſen, und alle politiſche Ausſöhnung, folglich auch die Ausſicht auf das große Ordensband, rein verderben.

Dagegen fuhr er gleich nach dem Schloſſe, um mit dem Hofmarſchall über die Feſtlichkeiten Rückſprache zu nehmen, die man wohl bereiten könne, den Fremdling auf eine anziehende Weiſe zu vergnügen. Sie ſollten, nach dem ſchon ausgeſprochenen Willen der Königin, im kleinen Zirkel ſtatt haben, alle ſteife Etikette davon entfernt bleiben, Graf Thronheim durch ſie Gelegenheit finden, die königliche Familie in ihrem einfach häuslichen Leben zu ſehn, und vor allen Dingen die Talente der Prinzeſſin zu bewundern.

Anmuthungen, Plane der Art zu entwerfen, begegnete der Hofmarſchall gern. Jetzt hieß er ſie noch mehr willkommen, denn es ſtand zu erwarten, die Königin werde diesmal minder auf Sparſamkeit ſeyn, als gewöhnlich. Einfachheit, rief er, kleine Zirkel, gut, aber Geſchmack, und Geſchmack einem königlichen Hoflager angemeſſen! Auf ein Hunderttauſend Ducaten muß es da nicht ankommen, was ſind ſie gegen einen Krieg, oder gar den Verluſt der ſtreitigen Provinz. An ſolche Festi galanti dachte ich auf vorkommende Gelegenheit ſchon. Es iſt noch Winter, wir ſchaffen aber Frühling mittelſt unſrer Treibhäuſer. Ein Conzert auf dem Helikon zum Beiſpiel. Ein künſtlicher Berg im großen Saal. Lauter edle Fruchtbäume und duftende Blumen darauf. Apoll und die Muſen laſſen ſich auf Inſtrumenten und im Geſang hören. Die Prinzeſſin iſt Minerva. Wir geben einen kleinen olympiſchen Ball. Alles erſcheint da im Göttergewand, wer die Göttin der Liebe darſtellt, verſteht ſich von ſelbſt. Wir halten ein griechiſches Diner. Es wird geſchwind ein kleiner Marmorſaal, wie ihn etwa Perikles hatte, zugerichtet, alle antike Bildſäulen aus dem Muſeum zieren ihn. Alle Speiſen helleniſch, wie ſie im Anacharſis beſchrieben ſeyn. Ein andermal, ein römiſches Souper, das muß gegen jene des Lucull nicht zurückbleiben. Wieder eine afrikaniſche Jagd in einer Abhegung des Park. Neger und Hottentotten warten auf. In einer Loge erwartet der Hof das zugetriebne Wild. Es müſſen die Löwen, Tieger, Affen und Strauſe aus der Menagerie ſeyn, gelegentlich läßt man andere kommen. Dann wieder einen ſiberiſchen Zobelfang im Kleinen. Da iſt der Schnee Puderzucker, und man ſieht Eishügel von Gefrornem aus Maraskin und Vanille. Oder ein Elyſium, wo in der That Mandelmilchbäche und Kremen fließen. Auch einen Fiſchzug, auf einen Teich von Roſenwaſſer. Nachdem man Auſtern, Korallen und dergleichen herausgezogen hat, empfängt Graf Thronhelm das Netz. Alles iſt ſo eingerichtet, daß ihm ſein Zug nicht ſchwer wird. Er hebt aber einen ungeheuren künſtlichen Walfiſch empor. Dieſer ſpeit einen Propheten aus, der eine zierliche poetiſche Rede hält, und einen ewigen Frieden beider nachbarlichen Reiche weiſſagt. Dann auch ein Turnier, oder Ringſtechen alter Ritter. Dabei muß es aber auf den Helmen und Schilden nicht an Diamanten fehlen. Die Prinzeſſin theilt den Dank aus. Vielleicht gewinnt ſich der Fremde ſelbſt einen.“ Deſto beſſer.

Graf Aitingen war über dieſe Vorſchläge ſehr erfreut, nur unterſchied der wägende Diplomatiker, einen Botſchafter dürften ſolche Anordnungen doch über die Gebühr ehren, man hätte das Glänzendſte davon wohl aufzuſparen, wenn etwa die Vermählung zu Stande, und der Kronprinz von *** ſelbſt hieher käme. Der Hofmarſchall entgegne aber, dann wolle er noch viel ſinnreichere und koſtſpieligere Feſtlichkeiten ausdenken.

Beide ließen ſich nun bei der Königin melden, und trugen ihr vor, was ſie eben überlegt hatten. Ihr ſchien manches zu phantaſtiſch, und auch zu theuer, ſie wählte nur das Conzert auf dem Helikon und das Turnier und Stechen aus. Dann fügte ſie aber noch ein Liebhaberſchauſpiel hinzu, das von Perſonen des Hofes aufgeführt werden, und woran ihre Tochter auch ſelbſt Theil nehmen ſollte.

Das Conzert wurde ſchon auf den folgenden Tag anberaumt, und bei dem unermüdeten Eifer des Hofmarſchalls, der die Arbeiter die ganze Nacht hindurch beſchäftigte, kam es auch glücklich zu Stande. Der Botſchafter wurde eingeladen und erſchien.

Allein die Prinzeſſin fand ſich nicht ein, ſie war in der That krank geworden. Weil man dem-

ungeach-

ungeachtet vollziehn wollte, was einmal angeordnet war, mußte Fräulein Ilmen die Jener vorher beſtimmte Rolle übernehmen.

Man konnte nichts ſchöneres ſehn, als die ganze Anordnung. Der pieriſche Hügel bezauberte. Ein junger Mann von einnehmender Geſtalt, Kammerherr am Hofe, ſtellte den heitern Gott vortrefflich dar. Hofdamen und junge Töchter aus vornehmen Geſchlechten, zeigten ſich als Muſen mit den gehörigen Attributen. Es gab Harfenſpiel, Flötenſpiel, Einzelgeſang und harmoniſche Chöre. Minerva ſprach mit ſeelenvollem Ausdruck eine, ſelbſt gefertigte, Poeſie, die aber Niemanden ſo gewaltig hinriß, als den Adjudanten des Grafen Thronheim.

Dieſer ſelbſt war jedoch auch in eine entzückende Bewegung gerathen, ob er gleich beim erſten Eintritt noch Froſt gezeigt hatte. Die rührende Muſik, von ſo ſchöngeſtalteter Virtuoſität vollzogen, regte alle ſeine Lebensgeiſter auf, und brachte eine ſüße Wonnetrunkenheit über ihn. Nicht allein der leichtfröhliche Jugendſinn, den er bei jener Audienz gezeigt hatte, umſchwebte ihn wieder, ſondern er zeigte nun ſich auch viel herzlicher. Unbeſangen ſagte er der Königin: er habe nicht geglaubt, daß an ihrem Hofe ſo viele liebenswürdige Talente verſammelt wären, und ſicher fände man das an keinem anderen Orte mehr Er fügte hinzu: die Muſik mache heute einen unendlich tieferen Eindruck auf ihn, neben ſolchen Anſchauungen, als wenn er ſie nur von einem Orcheſter und Operſängerinnen vollziehen höre. Die Königin entgegnete ihm: Gefällt es Ihnen bei uns, Herr Graf, ſo weilen Sie lange hier.

Den andern Tag zog man den Botſchafter an die Tafel des Thronerben. Dieſer gewann ihn noch lieber, als zuvor, und es entſpann ſich unter beiden ſogleich eine Vertraulichkeit, bei welcher Thronheim jedoch die Bahnen zu öffnen, und die Geſchloſſenheit und Zurückhaltung des Prinzen zu bekämpfen hatte. Er that es mit ſeiner gewohnten, offnen, dreiſten Unbefangenheit. Sie ritten fortan täglich mit einander ſpazieren. Der Fremdling machte ſehr zeitig die Bemerkung, daß man den Prinzen zu eingezogen und von Aufſicht umſtellt gehalten, und ihm dadurch einen zu wenig auf ſich ſelbſt bauenden Sinn gegeben, die Entwicklung ſeiner guten Anlagen gehemmt habe. Er ſagte dem Prinzen: Gnädigſter Herr, Sie thäten wohl, ſich mehr Freiheit zu bedingen, und ſelbſt der Königin, bei der er nun faſt jeden Abend ſich eingeladen ſah, wagte er, den Rath zu geben, ihrem durchlauchtigen Sohn zu bewilligen, was er nicht den Muth habe, zu verlangen, aber ihm demungeachtet nothwendig ſey.

Sie entgegnete: Mein guter Graf, die Freiheit könnte auch leicht von meinem Sohne gemißbraucht werden. Es ſoll dies, wie man hört, auch mit dem Kronprinzen von *** eine ſolche Wendung genommen haben.

Wahr, entgegnete Thronhelm, er hat einigen Mißbrauch damit getrieben, als man ſie, auf ſeine Gefahr, ihm zeitig hingab. Aber die Gefahr war dennoch ſo groß nicht, wie es die andere geweſen ſeyn würde, lebenslang in Banden gehalten zu werden. Frei gewann er auch manche Umſicht und Selbſtſtändigkeit.

Die Königin ſann nach, und fing wirklich an, den Zwang aus den Verhältniſſen ihres Sohnes mehr zu entfernen. Er nahm auch zur Stelle an Lebhaftigkeit und heiterm Muth bedeutend zu, und je mehr er dem Grafen zu verdanken glaubte, je enger wurde das Band, das ihn an den Fremdling knüpfte.

Heimlich ließ man indeſſen Beider Schritte genau beobachten. Denn weil Jedermann in dem fremden Botſchafter einen Erzlüſtling ſehen wollte, ſo konnte auch zu beſorgen ſtehn, er dürfe, in ſeinen innigen Beziehungen zum Thronfolger, als ein Werkzeug der Verführung ſich geltend machen. Dann konnte man dem Prinzen ſeine nahen Achthaber vorſichtig wieder zugeſellen. Rit oder ging er alſo mit Thronhelm aus, ſo folgten immer, in einiger Entfernung, ihnen Perſonen nach, die, ſo viel als möglich unbemerkt, ſie wahrnehmen mußten. Es darf nicht geläugnet werden, daß ſie einige Unbeſonnenheiten miteinander beginnen, und es lief ſogar einmal Klage ein, als ſie im jugendlichen Muthwillen Unfug geübt hatten. Dies veranlaßte die Aufſeher und Lehrer von der alten Dingeordnung, bedächtige Warnungen am Throne zu erheben, doch ließ es die Königin, nach etlichen dem Sohne gemachten Verweiſen, doch bei der ihm ertheilten neuen Freiheit ſein Bewenden haben. Denn ſie hatte des fremden Geſandten Bemerkungen richtig anſehn lernen, und ſtellte ſich den Grundſatz auf: daß, wenn Jugend auf die kalten Erfahrungsurtheile des Alters nicht genug hören könne, das Alter hinwiederum auch der warmen Friſche des Lebensfrühlings oft glauben müſſe, weil er ſo leicht als ſcharf empfinde. Und der ſichtbarlich erhöhten Lebendigkeit des Prinzen freute ſich die Mutter gar ſehr.

Ihr Wohlgefallen an Thronhelm nahm daneben mit jedem Tage zu. Dieſer junge Cavalier, der draußen bisweilen mit einem engliſchen Wettrenner halsbrechende Künſte unternahm, und auch wieder in Spiel und Trunk ſich Exceſſe nachſagen ließ, neigte ſich dennoch, ſobald er zur Monarchin kam, immer mehr zu Ernſt und Nachdenken hin. Er verwickelte ſie gewöhnlich in weitſchweifige Unterredungen, und die Königin zeigte ſich in der That um ſo mehr wortreich, als der Zuhörer ſich aufmerkſam bewies. Unbefangen, wie immer, aber dann von dem gewohnten Leichtſinn völlig getrennt, fragte er ſie viel über ihre Regierung, und die Grundſätze, welche ſie, ihre Befehle ertheilend, und ihren Anordnungen nachſinnend, geleitet hätten. Bisweilen gab es einen kleinen Meinungsſtreit, öfter jedoch rief Graf Thronhelm: Das muß ich unſerm Kronprinzen meiden, dieſe Maxime wird er ſich auch aneignen. Dem was die Königin über Religion, Tugend und Streben nach Völkerglück, ſo weit es die menſchliche Natur zugäbe, ſagte, zollte er immer die ehrerbietigſte, gefühlvollſte Achtung, und wenn ſie über wahre Fürſtengröße ſprach, riß es ihn zu dem edelſten Enthuſiasmus hin, und immer wiederholte er dann: es ſolle dem Kronprinzen von *** zu Nutze kommen, was er hier an wohlthätigen Lehren geſchöpft habe. Bei der ganzen Sinnesweiſe der Königin mußte ihr das ein hohes Vergnügen gewähren, um ſo mehr, als Graf Thronhelm, bei ſeinen Einflüſſen auf jenen Fürſten, ſo viel für eine friedliche Zukunft entſcheiden konnte. Aus dem nehmlichen Grunde war ihr auch ſeine Freundſchaft mit ihrem Sohne ungemein lieb.

Graf Altingen an ſeiner Seite freute ſich über nichts mehr, als daß der fremde Botſchafter, über ſein zunehmendes Gefallen an dem Aufenthalt, die Abreiſe noch immer vergaß. Auch hatte er weder einen Courier noch eine Staffette nach ſeiner Heimath geſandt, alſo die früheſten Bemerkungen über die Prinzeſſin noch nicht anzeigen können. Daß ſich dieſe Bemerkungen ändern würden, davon war er überzeugt.

Allein die Kränklichkeit der Prinzeſſin hielt volle drei Wochen an, in welcher Zeit ſie nicht öffentlich erſchien, der fremde Graf ſie daher auch nicht ſehen konnte. Man gab unterdeſſen kleine Feſtlichkeiten am Hofe, wo immer Wiſſenſchaften und Künſte mit im Spiele waren, und die den Botſchafter je länger je mehr anzogen.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gab ſich daneben alle erſinnliche Mühe auszuſpähen, welche Dame Graf Thronheim ſuche, und ſein Söldling wandte auch, des zugeſagten Amtes willen, allen Eifer an. Demungeachtet hatte man über dieſen Umſtand noch kein Licht empfangen können.

Jetzt beſſerte ſich der Prinzeſſin Geſundheitszuſtand, und das beſchloſſene Liebhaberſchauſpiel ſollte vollzogen werden. Weil das kleine Theater jedoch im Pallaſte des Landſitzes befindlich war, und ohnehin zeitig ſchon angenehme Frühjahrswitterung eintrat, befahl die Königin, der Hof ſolle auf einige Tage ſich hinaus begeben.

Sechste Abtheilung.

Julius von Tarent.

Die Wahl der Königin fiel auf das Trauerſpiel Julius von Tarent. Und als die Frage entſtand, welche Rolle der Prinzeſſin zugetheilt werden ſollte, bezeichnete ſie die der Blanka.

Ihre Gründe waren feinſinnig, und lagen tiefer als der Hof wohl glaubte, der ohnehin ſich verwunderte, eben jetzt ein Trauerſpiel, und noch dazu ein ſo ſchauderhaftes, erkieſ't zu ſehn. Aber die Königin ſah die Gemüthsbewegungen, unter denen ihre Tochter litt. Sie wollte eine moraliſche Kräftigung in dies Gemüth zu bringen verſuchen, möchte ſie ihm auch ſelbſt auf dem Wege phantaſtiſcher Schmerzen zukommen. Nebenbei, dachte ſie, müſſen zugleich Betrachtungen und Ueberzeugungen ihr nahen, die unter den gegenwärtigen Umſtänden einen bedeutenden Ausſchlag zu geben vermögen.

Das Trauerſpiel Julius von Tarent iſt fürſtlichen Perſonen unendlich lehrreich. Es zeigt ihnen, wie ſie, anderen Sterblichen darin vollkommen ähnlich, den Stürmen eines zornigen Schickſals blosgeſtellt ſind. Die Heldentragödien ſprechen eine ſolche Lehre zwar auch aus, vorzüglich die griechiſchen, aber in Julius von Tarent wird ſie dadurch anſchaulicher gemacht, daß die Formen aus der poetiſchen Abgezogenheit mehr ſich dem wirklich von uns beobachteten Leben und den Zeitideen anſchließen. Das Trauerſpiel zeigt auf eine erſchütternde Weiſe, wie gefährlich fürſtlichen Perſonen die Liebe werden kann. Und zwar nicht eine ſchnöde buhleriſche Leidenſchaft, wie die des Prinzen in Emilia Galotti, ſondern — weshalb, man ſage was man auch will, Julius von Tarent weit über Emilia Galotti ſteht — die zarteſte, erhabne, im vollen Umfang des Wortes, ſchöne Liebe. Blanka — wenn ſchon im umgekehrten Verhältniß — urtheilte die Königin, muß das tief empfinden. Und lernt ſie ſchon zuvor das ſüße Gift der Schwärmerei kennen, ſo waffnet ſie hernach ſich mit heldenmüthiger Entſagung, und giebt die kräftige Herzensfülle der Religion hin. Die daraus fließenden Lehren, ſollten der Prinzeſſin, in ſoweit ſie dieſelben auf ihre Lage beziehen konnte, frommen. Auch nahm ſie die Rolle gern an, und ging mit dem Fräulein Ilmen emſig an ihr Studium.

Der Hofmarſchall eilte zuvor hinaus, alles in Bereitſchaft zu ſetzen, die Königin mit ihren Damen folgte, einen Tag ſpäter der Kronprinz, vom Grafen Ehrenheim begleitet.

Es waren ſchöne Märztage, meldende heitre Frühlingsboten. Eine klare Bläue zeigte der entwölkte Himmel, erquickende Wärme goß die Sonne herab, die Raſen lächelten im neuen Grün, und erzogen ſchon blaue holde Veilchen, in den Gärten waren viele arbeitende Hände an den Beeten und Spalieren thätig, man ſah dem nahen Aufblühen der Aurikeln und Jazinthen entgegen, die Tulipanen drangen allmählig hervor, und ließen hoffen, ſie würden, bei anhaltender Luftmilde, bald ihre purpurnen und goldfarbnen Kelche öffnen. In den Orangerien hob man während der Mittagſtunden bereits die Fenſter aus, und an den Pfeilern des Jagdſchloſſes zeigten ſich ſchon einige der alljährlich zu ihren mütterlichen Neſten wiederkehrenden Schwalben.

Man vergnügte ſich durch Spaziergänge in den Gärten und am blauen See. Der Kronprinz zeigte ſeinem neuen Freunde alles, der über die Schönheit der dortigen Natur und den Geſchmack der ſinnigen Einrichtungen entzückt war. Die Prinzeſſin genoß dieſe Erholungen auch einigemal mit Fräulein Ilmen, doch nicht lange, auch mußte ſie die Abendluft noch vorſichtig meiden. Sie ſpeiſte auch auf ihrem Zimmer, ſo traf es ſich nicht, daß Thronhelm ſie wieder ſah.

Er hatte aber dem Luſtwandeln in den zauberiſchen Umgebungen, die an die Gärten des Alkinous im Homer, oder jene der Armida im Taſſo mahnten, ſo vielen Geſchmack abgewonnen, daß er auch umherſtreifte, wenn der Kronprinz — deſſen Lehrſtunden man doch wenig unterbrach — beſchäftigt war. An einem Nachmittag irrte er noch ſpät nach dem Wildhain und beſuchte das gothenhafte Jagdſchloß, das ihm vor allen gefiel. Der Kaſtellan war nicht da, die Thüren aber ſtanden auf. Graf Thronhelm ging hinein, beſah die Malereien, und gelangte auch in den Saal, wo Emma und Eginhard an einer von den Wänden abgebildet ſtanden. Nachdem ſein Auge einige Zeit mit Antheil auf dem Gemälde geruht hatte, wandte es ſich zufällig nach einem Stuhle hin, wo eine kleine in rothen Marroquin gebundene Schreibetafel lag. Ohne Zweifel, dachte er, hat ſie Jemand hier vergeſſen, ich nehme ſie mit zurück, und frage nach. Wäre die Schreibetafel zugeſchlagen geweſen, dürfte er, bedenkend, daß es unziemend ſey, ſie zu öffnen, und auch ohnehin auf ihren Inhalt nicht neugierig, ohne weiteres ſie eingeſteckt haben. Aber ſo lag ſie offen, näher tretend ſah er, wie die ſichtbaren Blätter Poeſien enthielten, da konnte er ſich einer näheren Betrachtung nicht enthalten. Auf das gewaltigſte indeſſen fühlte er ſich ergriffen, als das Gedicht, was das nächſte Blatt füllte, die Ueberſchrift zeigte:

An den Heiligen.

Beſtürzt — froh — in eine dunkle ſelige Ahnung, von einer unnennbar bewegenden Macht, fortgezogen, las er folgende Zeilen:

Ach könnt ich einmal nur Dich wiederfinden —
Nein, nimmer wünſch ich Heilger Dich zu ſehn.
Du könnteſt mich empor zu Himmelshöhen winden
Aus ewgen Blumen dort mir Kränze binden,
Und doch muß ich in Erdentiefen ſtehn,
Wo meine Blüthen Stürme niederwehn.
Ein Loos das Millionen thöricht neiden,
Läßt, Kronen gebend, mich von Kronen ſcheiden.
Ein Strahlenſchimmer floß von Deinem Haupte,
Doch edler ahnt ich Dich, als jeden edlen Stein.

Es war Dein innrer Strahl, an den mein Sehnen
glaubte,
Der aus dem Buſen mir die Macht, die Stärke raubte,
Von hinnen floh die Ruh, nicht bin ich ſelbſt noch mein.
Aus meiner tiefen Welt hab ich in Dich geſchauet,
Und doch in Trümmer fällt, was ſich mein Wünſchen
bauet.
O Dein Berühren ließ empor mich fliegen,
Mit neuem Leben da mich jedes Wort umfing.
Wer lehrt in das Nothwendige mich ſchmiegen,
Mein flammend Lieben mächtig zu beſiegen,
O eine fremde Kraft, da meine unterging!
Du ſelge Emma durfteſt ihm dich einen,
Nicht lebet noch ein Carl, und elend muß ich weinen.

Der Geſandte las die poetiſchen Zeilen einmal über das andere, jedes Wort grub ſich ihm flammend ins tiefſte Herz. Nie hatte er Gefühle empfunden, wie ſie jetzt über ihn kamen, bald war es himmelvoll klar in ſeiner Seele, bald glich ſein Gemüth einem verwirrten Labirinth, und er konnte vor Regung keine Beſonnenheit ſammeln. Endlich fiel ihm die Schreibetafel aus der Hand auf den Boden. Er vergaß, in ſeiner wilden Zerſtreuung, ſie aufzuheben, und ſtürmte hinaus ins Dickigt der Eichen, dem ſeltſam freudigen Abentheuer nachzuſinnen. Wohl eine Stunde irrte er umher, dann mahnte er ſich, es würde Zeit ſeyn, in den Pallaſt zurückzukehren. Er fragte ſich, ob er jetzt die Schreibetafel mitnehmen und die Urheberin jener Poeſie ausmitteln dürfe oder nicht. Geſchah es, war es ſüß, unendlich ſüß, doch auch indiſcret ohne Gleichen. That er es nicht, konnte ein Anderer finden, was die ſchöne Dichterin gewiß vor allen Augen geheim halten wollte. Er beſchloß endlich, damit nicht der letzte Fall eintreten konne, das Taſchenbuch zu ſich zu ſtecken, aber auch aus Zartgefühl ſich nicht als den Finder anzugeben, es möchten denn ganz beſondere Umſtände ihn einladen, dieſen Entſchluß zu umwandeln.

Dies Vorhaben alſo brachte den Grafen wieder in das gothiſche Schloß. Aber — nun fand ſich die Schreibetafel nicht mehr. Heftig erſchrack er aus manchem Grunde darüber. Einmal gewann doppelten Weth, was er nun entbehrte. Er hätte ſo gern die Poeſie — ob er ſie gleich dem Gedächtniß ſchon Wort für Wort einverleibt hatte — wieder geleſen, die Urzüge mit glückſeliger Wonne betrachtet, das Blatt an die hochwallende Bruſt gedrückt, und fernerhin entſtand nun die bedenkliche Frage, welche ſehr ungerufene Hand das Taſchenbuch weggenommen haben könne. Vielleicht die Eigenthümerin ſelbſt. Das würde ihn beruhigt haben. Aber neben dieſem Gedanken verwünſchte er auch ſein Geſchick, das ihn nicht früher wieder anlangen, mit ihr zuſammentreffen ließ. So konnte er — ohne einzuräumen, daß ihm jenes Blatt zu Geſicht gekommen ſey — ſie ſie ſehn. Denn wer ſie war, blieb eine große Myſterie. Deuteten einige Worte, ſo beſtritt er ſie aus gewiſſen Gründen. Und — ſollte er wünſchen oder nicht, daß jene Worte richtig deuteten? Darüber konnte er noch unmöglich mit ſich einig werden.

So voll neuer Unruhe trat er vor das Portal des hochliegenden Schloſſes. Da erblickte er im Thale unten, ſchon ziemlich entfernt, eine nach dem Garten, woran der Wildhain gränzte, eilende Dame, die ein weiſſes, durch die Baumſtämme leuchtendes, Kleid trug. Der Geſandte flog ihr nach, ſuchte ſie zu erreichen, doch leiſe und nur bis auf einen mäßigen Abſtand, daß er ſie, wo möglich, zu erkennen vermöchte, ohne doch ſelbſt wahrgenommen zu ſeyn. Seine Abſicht gelang ihm auch bei dem ſchnellen Lauf. Im engliſchen Garten war die Eilende ſo weit eingeholt, daß er das Fräulein Ilmen erkannte Auch ſah er deutlich die Schreibetafel in ihrer Hand.

Er ſtutzte bei dieſer Entdeckung. Fräulein Ilmen war ein ſchönes Madchen von Geiſt und

Bildung, und — wie man ihm geſagt hatte — Dichterin. Von ihr geliebt, ſo hoch geliebt zu werden, hätte ihm unter anderen Umſtänden, als worin er ſich befand, angenehm genug ſeyn können, und er würde dieſer Liebe — trotz ihrer idealiſchen Höhe — als ein angenehmer Libertin, was er ja auch allgemein galt, begegnet haben. Er ſuchte aber eine Dame, eine ihm auch ganz unbekannte Dame, die ihm eine Liebe geweckt hatte, unter welcher die ſogenannte Libertinſchaft tief verſunken lag, eine Liebe, die ſein ganzes Weſen mehr als je in ſeinen Grundfeſten berührt, erſchüttert hatte. Die Poeſie ließ ihn hoffen, dieſe Dame müſſe ihre Urheberin ſeyn, doch einige Worte deuteten bekanntlich auf eine ganz andere Perſon hin, als Fräulein Ilmen. Und — dieſe Perſon hatte er einſt — nicht liebenswürdig gefunden.

Sah mich denn Fräulein Ilmen als Heiliger? fragte er ſich. Habe ich ſie je berührt? Ja, neulich im Conzert, da ſie als Minerva die poetiſche Rede geſprochen hatte. Ich drückte, küßte ihre Hand, im Wohlgefallen an ihrem Geiſt, ihrer Grazie. Aber von Liebe zu ihr habe ich um ſo weniger etwas empfunden, als meine ganze Seele mit jedem Tage mehr an der Unbekannten hing. Es iſt auch die Geſtalt der Unbekannten nicht.

Und Fräulein Ilmen liebte nun, wie es offenbar am Tage zu liegen ſchien, den Grafen. Demungeachtet ſtand damit in Widerſpruch, daß ihm ſein Adjutant, der Major von Gillen, ſeit einigen Tagen vertraut hatte: er liebe Fräulein Ilmen, urtheile auch aus manchen Zeichen, und einigen Hoffnung gebenden Worten, er dürfe ſich ihrer Gegenliebe freuen.

Während der Geſandte über das alles, unter vielen gemüthlichen Aufwallungen, nachdachte, trat ein Kammerjunker zu ihm heran, der ihn ſchon lange im Park geſucht hatte. Man erwartet Sie im Schloſſe, Herr Graf, ſagte er, das Schauſpiel wird bald ſeinen Anfang nehmen.

Betäubt nahm Graf Thronheim den Kammerjunker unter ſeinen Arm, und folgte ihm in den Schauſpielſaal.

Er war klein, aber ungemein prächtig und ſinnig erbaut. Nur für eine wenig zahlreiche Verſammlung beſtimmt, hatte man die Logen ganz weggelaſſen, die Sitze waren allein auf dem, nach hinten erhöhten, Parterre angebracht. Das der

Bühne gegenüberliegende, vollkommene Halbrund, welches das eben genannte Parterre umfing, beſtand aus glatten Wänden von meergrünen Gipsmarmor. Oben ſah man ein domartiges Gewölbe aus der nämlichen Materie Dies ſah zwar ziemlich einfach aus, allein der Baumeiſter hatte auch Bedacht genommen, daß es im Schauſpiele eigentlich nur nach vornehin etwas zu ſchauen giebt, und man nicht zweckmäßig handelt, durch anziehende Nebenverzierungen das Auge vom Theater wegzulenken. Das beſondere Gute aber, deſſen ſich die Verſammlung von dieſen Wänden erfreute, war ein ſo hell und vernehmlich klingendes Wiedertönen, daß man wohl in keinem anderen Muſentempel, jedes auf der Bühne geſprochene Wort, ſo genau und deutlich hören konnte Wurde eine Oper dargeſtellt, galt dies noch weit mehr von der Muſik. Im Domgewölbe konzentrirten ſich die Schallſtrahlen, goſſen rein ſich nieder. Geſang und Inſtrumente tönten ſo laut als bezaubernd, denn es ſchien, als ob dieſe Einrichtung ſie noch wirklich veredelt hätte. Aber wehe dem unrichtigen Geſang, den falſchen Griffen, allen Mißtönen überhaupt, ſie wurden hier auch um deſto bemerkbarer.

Auch das Proſcenium war einfach, weil man den Uebelſtand vermeiden wollen, einer, vielleicht auf der Bühne ſichtbaren, Hüttenſtube vergoldete Prachtſäulen widerſprechen zu ſehn. Aber königlicher Luxus war an den Sitzen zu finden. Dieſe beſtanden aus lauter ſehr ſtark vergoldeten Ottomannen, mit geſchwollnen Polſtern, von rothem Sammet und reichen Borten. Der Vorhang, welcher niederſchwebte, ehe das Stück noch begann, zeigte eine, von hoher Meiſterhand ausgeführte, und ungemein ſinnreich erfundene, allegoriſche Malerei. Nehmlich man ſah das Gefühl, in Geniengeſtalt, zwiſchen Melpomene und Thalie, die jede einladend ihre offnen Tempel zeigten. Die beiden Tempel waren ſtattlich, und von edler Architektur, ein Lorbeerhain, den die aufgehende Sonne eben röthete, umfing ſie nach dem Hintergrunde zu. In den Tempeln ſah man die zu jeder Gattung des Schauſpiels paſſenden Attribute, und las an Pfeilern die Namen berühmter Dichter, dramatiſcher Künſtler und Künſtlerinnen, und Tonkundigen. Das Ganze that eine vortreffliche Wirkung. Bei den Zwiſchenakten aber ſah man dieſen Vorhang nicht mehr, der Eindruck des eben auf der Bühne Dargeſtellten ſollte nicht geſtört werden. Dann ſank nur eine Gardine von grünem Seidenzeug herab, deren Farbe dem Auge wohl that. Die Theaterverzierungen an ſich ſtrebten immer nach einer Täuſchung, die der Wahrheit ſo nahe als möglich käme Allen Ueberfluß hatte man daher gemieden. Auch aus Geſchmack enthielt man ſchon auf dieſer Bühne ſich der ſogenannten Spektakelſtücke, die eine Menge von Schirmen, Vorrichtungen, Komparſen, Kolophonium, oder gar lebendige Thiere fordern, doch freie Plätze, Straßen, Landſchaften, weite Ausſichten überhaupt, wie klein auch dies Theater ſeyn mochte, hatten die Zuſchauer täuſchender vor Augen, als irgend anderswo. Denn einmal gab es keine Wolkenkuliſſen, ſondern bei Zimmern eine gehörig paſſende Decke, in jenen Fällen aber war das Gebäude über dem Theater hoch genug, daß man von Außen, neben einer ſehr kunſtreichen Perſpektive, an freien Raum unter dem wirklichen Himmel glauben konnte. Seitenſchirme der gewöhnlichen Art, beſtanden hier auch nicht, ſondern wieder bei Zimmern grade Wände, und, dafern Plätze oder Landſchaften ſichtbar werden ſollten, wurden ſie ganz entfernt. Nun dehnte ſich aber das Gebäude auch wieder zu beiden Seiten des Theaters weit genug aus, um keinem Zuſchauer, wenn er auch im äußerſten Winkel hinter dem Orcheſter ſtand, das Ende wahrnehmen zu laſſen. Man kann denken, bis zu welchem Grade auf dieſem Wege die optiſchen Zaubereien getrieben werden konnten. Noch kein Baumeiſter hat daran gedacht, irgend einer Bühne dieſe Einrichtung zu geben, ob ſie gleich durch Umfang, Höhe, und Kreuzform, leicht zu erlangen wäre.

Die Königin trat bald nach dem Grafen ein, und nahm, vor den Ottomannen, auf dem für ſie dort beſtimmten Armſtuhle, Platz. Zu ihrer Seite ſah man den Kronprinzen, und dicht hinter beiden, zwiſchen den zweien vornehmſten Damen des Hofes, war dem fremden Gaſt ſeine Stelle angewieſen worden. Er ſaß indeſſen ſo tiefſinnig da, daß er kaum zu antworten vermochte, als die Monarchin einige Fragen an ihn richtete.

Die Sinphonie hob mit ihrem Eintritt an. Sie war dem Trauerſpiele angemeſſen gewählt, drückte heftige Stürme der Leidenſchaft, erhabnen Emporflug des Gemüths, und tiefe, erſchütternde Wehklage, aus. Die erſten Töne überraſchten den Grafen, weil er noch keinen ſo anſprechenden Muſikklang gehört hatte, deſto mächtiger fühlte er ſich aber auch ergriffen, und die weichen, aber ſich ſchnell fortbewegenden Akkorde, die eindringende

Gewalt der, im hohen Styl wirkenden, melodiſchen Figuren ſchürten die in ihm entzündeten Flammen wilder, ungeſtümer als je an. Sie waren eine erhebende Vorweihe zu dem Anſchaun der Empfindungshöhen, auf welchen die junge Herrliche ſchwebte, als ſie die Rolle der Blanka mit einer unendlich tieſen Wahrheit gab. Die Beſchreibung würde nicht an das Leben reichen, wir enthalten uns alſo derſelben.

Siebente Abtheilung.

Der geheime Brief.

Prinzeſſin Idalia war durch ihr Spiel heftig mitgenommen worden. Die Königin beobachtete ſie genau, vermuthete indeſſen kummerbeladen, jene Rolle dürfte zwar den ſchwärmenden gemüthlichen Aufflug noch mehr befiedert, nicht aber die ſonſt bei ihrer Lieblingin gehoffte Wirkung geübt haben. Ein Rückfall in die vorige Kränklichkeit zeigte ſich auch zur Stelle, und ſo erſchien die Prinzeſſin wieder nicht bei den Tafeln.

Erklärte gleich, von Anfang an, und jetzt abermal, der Leibarzt den Zuſtand der Prinzeſſin am mindeſten nicht beunruhigend, ſo verſtimmte ihr Rückfall doch alle Freudigkeit am Hofe, und man begab ſich, ehe als es ſonſt geſchehen ſeyn würde, in die Hauptſtadt zurück.

Der Söldling des Grafen Altingen, thätig bemüht, dem Miniſter irgend eine Anzeige von Gewicht verſchaffen zu können, war dem Hofe nach dem Landſitze gefolgt. Unter die Dienerſchaft gemengt, nahm er, wie es nur immer anging, wahr, was Graf Thronhelm that, oder ſagte. In dem Augenblick, wo er ſich zum Kronprinzen in den Wagen ſetzen wollte, um mit dieſem zurück zu fahren, hielt er noch eine kurze Unterredung mit ſeinem Adjutanten, welche dem Späher zu behorchen gelang. Der Major von Gillen ſagte nehmlich leiſe: Wohl hab ichs geahnt, die Dame von der Redute ſey Niemand als die Prinzeſſin, nur wagt ichs nicht, den Gedanken zu äußern. Graf Thronhelm antwortete ſeufzend: O Himmel, wer hätte das gedacht! Dann eilte er in den Wagen.

Dem Grafen Altingen wurde das ſogleich hinterbracht. Er ſtutzte, und gab dem Söldling Befehl, das Gehörte ja vor Jedermann zu verſchweigen, und ſann weiter darüber nach. Der Königin jedoch etwas davon zu ſagen, ſchien ihm zu bedenklich. Dagegen nahm er ſich vor, über den ſeltſamen Umſtand auf jede Art weiter nachzuforſchen.

In der That erſchien nun der fremde Geſandte ernſter als je, bisweilen zeigte er ſich ganz im Tiefſinn verſunken. Das befremdete männiglich, aber die Königin gewann ihn deſto lieber, und freute ſich auch mehr über ſeinen Umgang mit dem Kronprinzen, weil für dieſen dann keine Gefahr von dem Leichtſinn des Grafen zu beſorgen ſtand, Jener aber hingegen von dem Geiſt deſſelben um ſo mehr Nutzen ſchöpfen konnte, als das jugendliche Vertrauen lieber von Geſpielen als Lehrern Rath anzunehmen pflegt. Und Graf Thronhelm ſchloß ſich dem Kronprinzen inniger als je an, ſo wie auch die Monarchin ihn nicht genug um ſich ſehn konnte.

Alles blieb übrigens auf die politiſche Wendung ſeiner Botſchaft nach wie vor in Spannung, und der Erkundigungen, ob er noch immer keinen Eilboten an ſeinen Hof abgefertigt habe, gab es von allen Seiten genug.

Die Prinzeſſin empfing Weiſungen, die geringe Unpäßlichkeit nicht zu achten, und, ihrer ungeachtet, zu erſcheinen. Eben dies wurde ihr ſchwer, aber ſie konnte ſich dem Willen der Monarchin nicht lange verſagen Eine Woche nachher, ſeit man in die Hauptſtadt zurückgekehrt war, beſuchte ſie die Abendgeſellſchaften ihrer königlichen Mutter.

Thronhelm ſah ſie nun erſt genau, in all ihrer hohen Schönheit, nahm die volle ſiegende Macht ihrer ſo herrlichen, Anbetung fordernden, Eigenſchaften wahr. Graf Aitingen ließ den Botſchafter hiebei wieder nicht aus den Augen, und ihm entging der erſchütternde Eindruck nicht, welcher auf ſeinem, bald von Rothe angeflogenen, bald erbleichenden Antlitz ſichtbar wurde, wenn die Prinzeſſin mit bezaubernd tönender Stimme ſang, oder mit entzückender Anmuth, von hohen Geiſt und himmelvollen Gemüth zeugende, Worte ſagte. Mag er ſie ſo vollkommen finden, als wir Alle, dachte der Miniſter, ſo wird das gewünſchte Ziel erreicht. Das vorige Urtheil hat er ohne Zweifel zurückgenommen, davon ſpricht ſeine Bewegung. Sie ſelbſt zu lieben — darf er indeſſen nicht mehr wagen, als Jedermann, das heißt, aus tiefer Entfernung die Göttliche anbeten.

Gleichwohl ſah Graf Thronhelm die Prinzeſſin lange nicht ſo vollkommen, als ſie es in der That war. Denn ſie wußte von ihrer Mutter, aus welchem Grunde man den Botſchafter eigentlich hier vermuthete. Dann war es auch mit jenem einſt geſprochenen, und dem Grafen Altingen heimlich angezeigten, Worte gegangen, wie es wohl an Höfen — und auch anderswo, als nur an Höfen — zu gehen pflegt. Die Königin hatte der Miniſter nicht davon zu unterrichten gewagt, dagegen es, unter einem ſtrengen Siegel der Verſchwiegenheit, dem Hofmarſchall mitgetheilt. Der Hofmarſchall konnte nicht umhin, es, abermal die Heiligkeit der Geheimhaltung empfehlend, einer Hofdame anzuvertrauen, welche ſeine Freundin war. Dieſe ſtand jedoch in einem zu innigen Verhältniß mit dem Fräulein Ilmen, als daß ſie ihr die wichtige Neuigkeit hätte vorenthalten ſollen. Sie that ihr davon eine leiſe Meldung, doch nur erſt, als ſie aufs dringendſte gebeten hatte, die Sache ewig zu verſchweigen. Fräulein Ilmen aber gehörte der Prinzeſſin mit einer zu heiſſen Ergebenheit an, als daß ſie es nicht ſollte ihre Pflicht genannt haben, den Umſtand ihr eilig zu hinterbringen. Es war freilich eine bedenkliche Sache damit. Graf Thronhelm hatte geſagt: Die Prinzeſſin iſt keine Gemahlin für den Kronprinzen von ***. Welche unartige, einen ſo zu den höchſten Auſprüchen, durch Rang, Schönheit und Liebenswürdigkeit berechtigten, weiblichen Stolz, ſchwer verwundende, durchbohrende Worte. Welche peinliche Selbſtüberwindung, welch ein gefährlich Wagniß auf ewige Ungnade, ſie nur zu wiederholen! Gleichwohl durfte Fräulein Ilmen auf das milde, nachſichtige, zum Verzeihen gütig aufgelegte, Gemüth der Prinzeſſin ziemlich getroſt bauen, und noch mehr auf die nahe Beziehung zu ihr, wo die edle, herablaſſende Idalia ſo oft ſich ihre Freundin genannt hatte. Endlich ſtand ja offenbar zu erwarten, die Prinzeſſin würde, ob ſie gleich auf einer Seite zürnen und ſich empört fühlen müßte, auf der andern ganz zufrieden mit der unverbindlichen Aeußerung ſeyn. Die Prinzeſſin hatte ihrer Vertrauten häufig geſagt: ſie denke ſich nie zu vermählen. Mehr als je hatte ſie dieſen Entſchluß nun in ſich befeſtigt, Fräulein Ilmen wußte auch warum, der Entſchluß ſollte zudem ausgeführt werden, in ſofern nur immer — wozu freilich aber eben keine Hoffnung blieb — die Königin zu bewegen wäre, ihm beizuſtimmen, und nicht vom Gehorſam ein unbedingtes Opfer forderte. Jetzt hatte aber der Botſchafter, nach einem unvortheilhaften Eindruck der kalten, ihm von der Prinzeſſin wiederfahrnen, Behandlung, ein unvortheilhaftes Urtheil über ſie ausgeſprochen. Ihm, ließ ſich erwarten, dürfte eine ähnliche Meldung in die Heimath, und dieſer ein Aufgeben des dortigen Plans, folgen. Das konnte ja der Prinzeſſin nicht anders als ungemein willkommen, allen ihren geheimen Wünſchen zuſagend, ſeyn.

Fräulein Ilmen hinterbrachte alſo, mit aller möglichen zarten Vorſicht, die wichtige Neuigkeit. Sie brachte eine doppelte Wirkung hervor. Einmal war die Prinzeſſin, wie es ihre Dame richtig geahnt hatte, ſehr froh, aber dann — konnte auch die Weiblichkeit ſich nicht ganz verläugnen. Wie hätte es auch anders ſeyn können, bei einer, nur an unendliche Huldigungen gewöhnten, Königstochter.

Sie warf alſo einen geheimen Haß auf den Grafen Thronheim, wenn ſie ſchon lebhaft wünſchte, er möchte von ihr eine nachtheilige Anzeige an ſeinem Hofe machen. Der Krieg, dachte ſie, wird ja wohl auf eine andere Art abzuwenden ſeyn, und wo nicht, mögen unſere Waffen die Anmaaßung ahnden, ich will ſelbſt den Truppen Fahnen ſticken. Auch ſie erkundigte ſich unter der Hand fleißig, ob er noch keinen Eilboten abgeſendet habe, und vernahm mit Betrübniß, daß es immer noch nicht geſchehen ſey. Nicht aus Kränklichkeit allein hielt ſie ſich vom öffentlichen Erſcheinen zurück, ſie wollte von dem Botſchafter nicht mehr geſehen werden, und — ihn auch ſelbſt nicht mehr ſehn.

Als ſie aber die Abendgeſellſchaften dennoch wieder beſuchen mußte, ward ſie zurückhaltend und karglaut, denn, neben aller liebenswürdigen edlen Beſcheidenheit, ſagte ihr doch ein geheimer Inſtinkt: daß ſie, wenn ſie ſchon an jenem Courabend einen unvortheilhaften Eindruck gemacht habe, ihn doch nur zu leicht wieder austilgen könne. Aber weit ließ ſich immer das Verhüllen eignen Glanzes nicht treiben. Ein Blick der ſcharfſichtigen Königin, und — die Sonne mußte gehorſam leuchten. Mehr würde es, ohne jenes Gewölk, denn ganz natürlich doch geſchehen ſeyn.

Den fremden Geſandten aber blickte ſie kaum an. Machte ſie ihm ihre Gegenverbeugung, ſchlug ſie die Augen nieder, hielt ihn äußerſt fremd von ſich entfernt.

Demungeachtet ließen einige Worte der Bewunderung und andere Zeichen bald fürchten, er habe das vorige Urtheil zurückgenommen. Dieſer Umſtand tilgte zwar die Flammen des Haſſes in ihrem, ohnehin ſo wenig einer ſolchen Empfindung begegnenden, Gemüth, aber aus der neuen Furcht wandte ſie noch mehr ſich von ſeinem Anblick weg. So blieb ihr Graf Thronhelm nach wie vor fremd.

Einige Zeit danach hieß es plötzlich: Graf Thronhelm werde morgen ſeinen Adjutanten als Eilboten in die Heimath ſchicken. Die Pferde waren ſchon im Poſthauſe beſtellt, von wo Graf Altingen den Wink erhielt. Auch hatte der Major dem Fräulein Ilmen ſeine nahe Abreiſe ſelbſt angezeigt.

Graf Altingen hoffte nun, und die Prinzeſſin ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung. O was wird der Geſandte nach Hauſe melden ? Dieſe Frage peinigte ſie. Weil auch die Furcht den Sieg über die Hoffnung davon trug, ſo ermannte ſich die Prinzeſſin endlich, ſchnell einen Gedanken auszuführen, der ihr ſeit einigen Tagen beigefallen war.

Sie beging nehmlich das Wagniß, an den Grafen Thronhelm zu ſchreiben. Fräulein Ilmen empfing den Brief, und mußte ihn dem Adjutanten noch am Abend zur weiteren Ueberlieferung einhändigen.

Dieſer, unter großen Bewegungen aufgeſetzte, Brief, hatte folgenden Inhalt.

„Herr Graf! Ich verſehe mich zu einem Cavalier wie Sie, er werde dieſen Brief in ein ewiges Geheimniß begraben. Sie ſtehn im Begriff, eine Meldung nach Ihrem Hof zu ſenden. Erfahren Sie hiemit, daß mir wohl bekannt iſt, über welchen Gegenſtand Sie eine Anzeige abzuſtatten haben. Daneben hehle Ich Ihnen nicht, wie Mir nichts angenehmer ſeyn könnte, als wenn Ihr Bericht über dieſen Gegenſtand ſo ausfiele, daß zugleich der König und der Kronprinz von ***, Ihre Plane darin widerrathen fänden. Vielleicht iſt Ihre Abſicht keine andere, und dann würde ſie mit Meinen Wünſchen im genauen Einklang ſeyn. Sollten Sie hingegen Ihren Depeſchen einen Inhalt geben wollen, der jenen Planen empfehlend das Wort redete, ſo beſchwöre Ich Sie dringend, von dieſem Entſchluß ſich wieder zu entfernen. Ewig werden Sie Mich damit verbinden, denn Ich fühle die entſchiedenſte Neigung, unvermählt zu bleiben. Es werden ſich ohne Zweifel noch Mittel finden,

finden, den politiſchen Streit, ſowohl ohne Meine Dazwiſchenkunft, als ohne den Ausſchlag der blutigen Waffen zu beſeitigen. Herr Geſandte, Ich habe Ihnen offen dargelegt, woran das Glück, die Ruhe Meines Lebens hängen, und erwarte keine Fehlbitte gethan zu haben.“

Noch denſelben Abend brachte der Major von Gillen nachſtehende Antwort zurück:

„Ihre Königliche Hoheit dürfen über mein Leben gebieten, unendlich beſtürzt aber macht es mich, daß ich die Befehle, welche Sie eben mir zu ertheilen geruhten, nicht werde vollbringen dürfen. Vollkommen richtig, Durchlauchtigſte Fürſtin, urtheilen Sie über den Zweck meiner Sendung. Ohne allen Hehl räume ich ein, daß ich meinem Hofe über die erhabenen Vorzüge Ihrer Königlichen Hoheit Bericht abſtatten ſoll. Dem Monarchen, Seinem Thronfolger, dem Vaterlande, bin ich Treue ſchuldig. Wenn ich nun die bewundernswürdigſten Vollkommenheiten erblickte, wie dürfte es die Unterthanenpflicht wagen, dem Hofe zu verſchweigen, was mit Staunen und Anbetung mich füllte. Es kömmt darauf an, dem Alter meines Königs einen Troſt gewährt zu ſehn, der alle ſeine Hoffnungen kühn überfliegen wird. Es kömmt darauf an, die Krone von *** mit einem Juweel geſchmückt zu ſehn, den nicht der ganze Erdenraum köſtlicher enthält, und den gerechteſten, freudigſten Stolz des Entzückens auf ſeine künftige Landesmutter, über mein Vaterland aufgegangen zu ſehn. Und — was am meiſten neben meiner Treue und Pflicht, einem Herzen gebietet, das von Liebe zum Kronprinzen glüht — der Glückſelige, deſſen Loos hier in Betracht kömmt! O Seinen Thron, Sein Reich darf Er nicht mehr achten, beneidenswürdig, über alle Sterblichen hinaus, wird er nur dann ſeyn, wenn Ihro Königliche Hoheit Ihm Höchſtdero Hand reichen. Ehrerbietigſt wage ich zu flehn, Gnädigſte Prinzeſſin, Ihren ſtrengen Sinn über die Bande der Liebe zu umwandeln, einen Sinn, der zudem den heiligſten Empfindungen widerſpricht, welche die Natur in die Menſchenbruſt pflanzte. Bauen Ihro Königliche Hoheit auf unſern Thronfolger. Und trüge er das Herz eines Phalaris, eines Caligula im Buſen, unter ſo himmelvollen Einflüſſen müßte ein Titus, ein Alfred, ein Carl VII. aus Ihm entſtehn. Es könnte das Anſehn gewinnen, als wollte ich Ihro Königliche Hoheit, partheiiſch für den Sohn meines Königs, mit Unwahrheiten ſträflich hintergehn, wenn ich viel zu Seinem Vortheil ſagte. Etwas aber darf, muß ich mich erkühnen, von unſerm Thronerben anzuführen. Es lag im Erziehungsplan des königlichen Vaters, Ihm zeitig viele Freiheit zu bewilligen, auch Ihm, der einſt dem ganzen Staat gebieten ſoll, ſchon früh manchen Regierungszweig anzuvertrauen, damit eine vorangehende Uebung des Herrſcheramtes, Ihm nicht das Ganze, welches ihm künftig untergeordnet wird, als eine Neuheit, in die er durchaus erſt ſich zu fügen lernen müßte, darſtelle. Es muß eingeräumt werden, daß jugendliche Lebhaftigkeit den Prinzen einigen Mißbrauch mit ſeiner Freiheit treiben ließ, wovon, wie es den Anſchein hat, Ihro Königlichen Hoheit etwas mag zu Ohren gekommen ſeyn. Er iſt nicht ohne Uebereilungen und Verirrungen geblieben. Doch haben auch ſeit einiger Zeit manche freundſchaftliche Beziehungen, die Er zart achtet, Ihm den beſſeren Pfad gedeutet, und den Willen in ſeiner Bruſt erwachen laſſen, dieſen Pfad einzuſchlagen. Der Jugend wird bei dem Allen ſo was nicht leicht. Es gilt ſchwere Kämpfe, um Hinderniſſe zu überwältigen, die im eignen, von ungeſtümen Leichtſinn angetriebnen, mancher unbeſonnenen Neigung Raum gebenden, Gemüth wohnen. Es gilt eine fremde höhere Kraft, die noch zur eignen ſich geſellen muß, um dieſen Kampf rühmlich zu beſtehn. Ihr Zartgefühl, meine Gnädigſte Fürſtin, ahnt ohne Zweifel, daß ich mit dieſer Kraft eine ächte wahre Liebe meine. Ein glückſeliges Geſtirn ſcheint unſern Kronprinzen dieſer Liebe entgegen zu führen. Vorausempfunden hat Er die Gewalten lange, welche ſie über ihn üben könte. Es wär das ſchönſte Ideal Seiner Jugend, auch vom Throne das Beiſpiel einer wahren Liebe zu geben, und Völkern ihre ſegnende Wirkung empfinden zu laſſen. Mit dieſer Liebe — und wie könnte ſie ausbleiben, wenn Er Ihro Königliche Hoheit erblickt — wird alles, was in Seinem Willen zum Schönen und Guten aufzuſtreben, noch ſchwankt, die entſchiedenſte Feſtigkeit gewonnen haben. Nach dieſer vollkommen wahrhaften Darſtellung, gebe ich Ihnen, Durchlauchtigſte Prinzeſſin! demüthig zu bedenken, ob ich den Befehlen, welche von Ihro Königlichen Hoheit an mich ergangen ſind, gehorchen darf? O — ſonſt wüßte ich nichts, das mir ſchwerer fallen würde, als irgend einem Wunſch, den eine ſo in allem Betracht erhabene Dame an den Tag legte, widerſtreben zu müſſen. Ihro Königliche Hoheit vermuthen nicht, mit welchen Bewegungen ich dieſe unterthänigſten Zeilen niederſchrieb. In demüthigſter Ehrfurcht erſterbe ich u. ſ. w.“

Hatte die Prinzeſſin früherhin einmal auf den Grafen einen Haß geworfen, ſo mußte er nach dieſem Briefe wohl — an einer Seite — bis auf die letzten Spuren ausgetilgt ſeyn, doch — an der anderen — auch wieder neue Wurzeln ſchlagen. Denn verſagte ſich der Geſandte ihren Bitten nicht? Wollte er nicht, trotz einer ſo unzweideutigen Darſtellung ihrer heiſſen Wünſche, dieſen Wünſchen entgegen handeln? Es ſchien als ſollte dieſer Haß durchaus beſtehn, wie fern auch ſonſt der Buſen, in welchen er abermal einzog, von allem Haß war.

Die Umſtände drängten, es war ſchon ſpät, Morgen beim Sonnenaufgang hatte man die Pferde des Eilboten beſtellt. In ihrer peinlichen bangen Verlegenheit warf die Prinzeſſin noch folgendes Billet aufs Papier:

„Und wäre Ihr Kronprinz ein Gott, Ich könnte ihn dennoch nimmer lieben. Seine Ideale betrügen ihn, er ſuche eine Gemahlin, die den großherzigen Hoffnungen Zuſage leiſten kann. Ich Unglückliche vermag es nicht. Graf — Ich flehe um Ihr Erbarmen!“

Auf dies Billet erfolgte — keine Antwort, und der Courier flog am nächſten Morgen davon. Die Prinzeſſin war troſtlos. Graf Altingen deſto froher. Nun, meinte er, würde ihm das große Ordensband nicht mehr entgehn, beſonders als ihm der Freiherr Löwenmark in einer heimlichen Unterredung vertraute: Graf Thronheim habe eine ſo vortheilhafte Schilderung der Prinzeſſin an ſeinen Hof geſandt, als ihre Vollkommenheiten ſie auflegten, und mit der Rückkehr des Eilboten ließe ſich einem wichtigen und freudigen Antrag des Königs von *** entgegen ſehn.

Achte Abtheilung.

Das Turnier.

Die Prinzeſſin wandte ihre Blicke mehr als je von dem gehaßten Grafen, und zu ihrem tiefen Verdruß erſchien er dennoch täglich am Hofe. Die Königin, welche vom Miniſter Altingen erfahren hatte, was ihm durch den Freiherrn Löwenmark anvertraut worden, rief ihre Tochter jetzt öfter in ihr Gemach, kündigte derſelben, was zeither als Erwartung verlautet hatte, als nahe an, und gab ihr Weiſungen über Weiſungen. Die Prinzeſſin an ihrer Seite, wohl mit dem feſten Charakter und den Anſichten der Monarchin vertraut, entgegnete keine Bitten mehr, dieſe Anſichten aufzugeben, ſondern that ſich ſo viele Gewalt an, daß ihre Mutter glauben konnte, ſie habe mit ſich ſelbſt dahin ſich geeinigt, in das, was die Politik einmal verlangte, nun willig einzugehn. Im

Herzen dagegen gab Idalia ihre Wünſche nicht auf, gab ſogar ihren Hoffnungen Raum, die Vermählung noch abgewendet zu ſehn. Sie ging deshalb auch mit allerhand geheimen Planen um, von denen wir in der Folge mehr hören werden. Vorerſt ſuchte ſie ſich an ihren Bruder, den Thronfolger, mehr als je zu ketten, und ihn durch ihre ſchweſterliche Liebe zu gewinnen. Seitdem man den Prinzen von einer, ihn immer beobachtenden, Aufſicht befreit hatte, lagen dem innigeren Umgang des Geſchwiſterpaares keine Hinderniſſe im Wege. Sie konnten oft ſich ohne Zeugen ſehn, und einſame Unterredungen halten. Bei dieſen ſtellten Zuneigung und Vertraulichkeit ſich bald ein, und von dem Augenblicke an zögerte Idalia nicht, dem Bruder zu offenbaren, wie ſie vor dem Ehebande zittre, das ſie, dem was die Staatskunde empfehle zu gnügen, knüpfen ſollte. Der Prinz begriff nicht, wie die Beſtimmung, dereinſt Königin von * * * zu ſeyn, ſie nicht vielmehr erfreuen ſollte, doch rührten ihn die Bitten ſeiner Schweſter, und er ſagte ihr feierlich zu, daß er, was nur in ſeiner Macht ſtände, anzuwenden bereit ſey, um ihren Wünſchen zu begegnen. Da ihm die nähere ſüße Eintracht mit Idalia ein großes, und ihm zuvor unbekanntes, Vergnügen gewährte, ſo legte die Ausſicht, ſeine geliebte Schweſter ſtets um ſich zu behalten, auch bei dieſem Entſchluß ein ſchweres Gewicht auf die Waage. Und dies mußte auch der Fall ſeyn, nie würde er ſonſt dem, was ſie weiter von ihm verlangte, ſich haben geneigt erzeigen können.

Jetzt bereitete man am Hofe das ſogenannte Turnier vor, was unter den, von dem Hofmarſchall in Vorſchlag gebrachten Ergötzlichkeiten, die Monarchin ausgewählt hatte. Eigentlich ſollte es freilich kein wirkliches Turnier, ſondern mehr ein Ringelrennen, und hauptſächlich die Gelegenheit ſeyn, prächtige, ſinnig erkieſete Aufzüge ſchimmern zu laſſen. *)

---

*) Etwas Aehnliches geſchah am Königlich Preußiſchen Hofe, einige Jahre vor dem ſiebenjährigen Krieg. Die Prinzeſſin Amalia vertheilte die Kleinodien, welche der Auszeichnung in ritterlicher Kunſt zum Lohn beſtimmt waren. General Ziethen, obgleich ſchon über funfzig Jahre alt, gewann ein Paar diamantne Hemdeknöpfe, von welchen aber Frau von Blumenthal, ſeine Lebensbeſchreiberin, ahnen läßt, ſie hätten ihm viel geſchadet, indem ſie den Neid eines Mannes anfachten, der beim Könige zu empfehlen und in Schatten zu ſtellen vermochte.

Es wurde ein eirundes Gebäude von weitläuftigem Umfang errichtet. Obwohl nur aus Brettern, hätte man ſeine Geſtalt von dem weltberühmten Coloſſeum entliehen, jedoch aber nicht die gegenwärtigen Trümmer, ſondern ſeine ehemalige ſtattliche Herrlichkeit nachgeahmt. Rund umher ſaßen die eingeladenen Zuſchauer und Zuſchauerinnen. Für den Hof war eine räumige Loge gebaut, die wieder eine beſonders abgeſchlagene, mit Vergoldungen geſchmückte, Niſche enthielt. Hier ſaß in hoher Anmuth die Schönheit, aus deren Händen den Preis empfangen ſollte, was in ritterlichen Uebungen ſich am meiſten hervorthat.

Zuerſt erſchien eine Quadrille von griechiſchen Rittern. Es zeigten ſich da wohlgeſtaltete adliche Jünglinge auf herrlichen Roſſen. Mit dieſen vollzogen ſie, auf der Tummelbahn, eine Art Tanz, wozu die genaueſte Lenkung ihrer Zügel gehörte. Alle zeigten in den Reitkünſten ſich gut erfahren, alle ſaßen ſo feſt als zierlich auf ihren Sätteln, und der quadrupede Tanz fand allgemeinen Beifall. Dann jagten ſie in die Runde nach einem Ziel, wo an einer Pyramide ein Blumenkranz hing. Er war nur bei einem hohen Sprung des

Pferdes, durch einen ſchnellen und behenden Griff abzureichen. Dies fiel jedoch um ſo ſchwerer, weil die Uebereinkunft des Spieles wollte, daß Einer dem Andern dies durch alle mögliche Hinderniſſe ſtreitig machte, indem er das preiskämpfende Roß wegzudrängen, den Sprung unmöglich zu machen ſuchte. Dennoch gelang das Bedungene endlich einem jungen Offizier der Reuterei. Er legte ſeinen Kranz zu den Füßen der Prinzeſſin nieder. Sie gab ihm, dem Griechen, hingegen zum Lohn, ein goldnes, aus Drapd'or gefertigtes, Vließ. Er durfte für Heute es um ſeine Schultern ehrend hangen, und behielt es dann zur immerwährenden Erinnerung an den feſtlichen Tag. Noch vollzogen die Griechen ein Wetterennen, warfen mit dem Diskus, und trieben andere olympiſche Spiele, in ſofern der Raum ſie geſtattete.

Nun betrat eine auserleſene Anzahl von römiſchen Helden die Schranken. Wie bei Jenen, hatte man Koſtume und Waffen auch hier richtig beobachtet. Es waren Parther- Gallier- Numidier- Germanenköpfe auf Pfähle geſteckt. Die Aufgabe verlangte, ſie entweder mit dem Wurfſpieß, oder dem Schwerte zu fällen, und auch das mußte im raſchen Gallop vollbracht werden. Mancher Wurf, mancher Streich gingen fehl, endlich aber lagen alle Köpfe. Der Oberſtallmeiſter hatte die größte Zahl derſelben an ſeinen Spieß geſteckt, und Prinzeſſin Idalia reichte ihm ein Schwert, deſſen Griff reichlich mit Gold ausgelegt war.

Auf die Römer folgten Edle aus den Zeiten der Chevallerie, mit Harniſchen, Schilden und Feldbinden, wie ſie im Mittelalter üblich waren. Ihr heller Waffenglanz machte Aufſehn, und alle Hände klatſchten bei ihrem Erſcheinen. Beſonders zeigten die anweſenden Damen viel Wohlgefallen, denn immer ſind ſie den Minnerittern holder als Römern und Griechen, weil Jene, neben dem tapfern Sinn, um die Cultur der feineren Liebe bemüht waren, und die Galanterie ſtifteten. Die Ritter ſprengten unter aufgehängten Ringen weg, die ſehr hoch befeſtigt waren, daß es alſo auch nur bei erheblichen Sätzen der Thiere, und mittelſt einer ſeltnen Geſchicklichkeit, thunlich werden konnte, ſich durch die Lanzenſpitzen der aufgehängten Ringe zu bemächtigen. Vielen gerieth ihre Kunſt nicht, wie ſie auch ſich mühten, ſo vermochten ſie dennoch keinen Ring an die Lanze zu bringen. Einigen Andern aber lächelte mehr Glück, und unter dieſen zeichnete ſich der Oberjägermeiſter aus, ein Mann, welcher mit einem herkuliſchen Leib, ein jagdgeübtes, ſcharfes Auge, und eine ungemein richtig zielende Feſtigkeit des Armes, verband. Von ſeiner körperlichen Stärke ließen die kräftigen Muskeln, wie die Obergewalt urtheilen, mit der er ſeinen wilden ſchnaubenden Hengſt zu bändigen wußte. Die meiſten Ringe hatte er aufgeſpießt, und ein Diamantring, von den ſchönſten Händen in der Verſammlung mit gütiger Anmuth übergeben, lohnte ihn.

Das alles war in der vorbereiten und eingeübten Ordnung. Jetz ſah man aber etwas, das außer dem Plane lag, und jeden in Verwunderung ſetzte, der, mit dieſem Plane ſchon bekannt, zuvor wußte, welche Spiele den Blicken der Neugierigen ſich darſtellen würden. Es erſchien nehmlich ein Herold in den Schranken, verneigte ſich gegen die Königin, und bat für einen unbekannten Ritter um die Erlaubniß, hier Kampf zu üben, und eine Lanze zu brechen. Sie wurde geſtattet, und ein gewappneter Jüngling, ſchöner wie alle übrigen, und glänzender in der hellleuchtenden Rüſtung, folgte ſeinem Herold, wiewohl mit herabgezogenem Viſir, daß Niemand alſo das Geſicht erkennen mochte. Demungeachtet zielten alle Blicke auf die hohe edle Geſtalt, und ſchienen die leichte Würde, die kühne Haltung, womit er ſich auf dem ſtattlichen weißen Renner zeigte, nicht genug betrachten zu können.

Der Herold nahm abermal das Wort, und kehrte ſich zu den Rittern hin. Mein Herr, ſprach er, meint, es ſey geringe Kunſt, nur das muthige Roß zu tummeln, und mit Ringen Spiel zu treiben. Manneskraft ſoll ſich an Manneskraft verſuchen, wie in den Jahrhunderten der Minne. Er ladet alſo einen Ritter vor, der mit ihm kämpfe. Eine Lanze will er brechen, und nicht ende der Streit, bis Einer von Beiden aus dem Sattel in den Staub gelegt iſt, und demüthig ſeines Ueberwinders Sieg anerkennt.

Dies war nun keineswegs nach dem Sinn der ſanftmüthigen Monarchin. Sie wollte gefahrloſe Spiele, keine aus rohen Zeiten. Beim Lanzenbrechen, dachte ſie, kann auch leicht ein Stoß blutig verwunden, wer vom Sattel zu Boden fällt, kann die Gebeine zerſchellen. Sie rief alſo den Hofmarſchall, und gebot ihm, in die Schranken tretend, in ihrem Namen den bedenklichen Kampf zu unterſagen.

Allein der Hofmarſchall konnte nur durch einen Umweg den Eingang der Schranken erreichen. Während deſſen hatte des Fremdlings kecker Trotz den Oberjägermeiſter, der ohnehin eben in Triumphgefühlen ſchwelgte, empört. Er wollte zu ſeinem alten Sieg einen neuen fügen, der ihn zudem noch mehr ehren konnte. Er erhob die Stimme gegen den Herold, und rief: Sage deinem Ritterlein, daß ich erbötig bin, auf Lanze und Schwert mit ihm zu fechten.

Sogleich ſtellte der Ankömmling ſich ihm gegenüber. Hochmüthig nahm auch der Oberjägermeiſter ſeinen Platz. Sie rannten altſittig gegeneinander, daß die Roſſe ſich mit den Köpfen trafen. Dies machte beide Thiere wild, es koſtete die gewaltigſte Anſtrengung, ſie, bändigend, wieder unter die Herrſchaft von Zügel und Sporn zu bringen. Dennoch gelang es den kräftigen Reutern, und ein neuer Lauf wurde verſucht. Man bebte um das Geſchick des Fremdlings, denn mochte er ſchon mit ſeinem Gegner dieſelbe körperliche Länge haben, traute ihm Niemand doch eine Stärke zu, die hier ſich zu meſſen wagen könne.

Allein die Gewandheit, die Geiſtesgegenwart, der leichte frohe Muth glichen aus, und der Jüngling wurde dem Mann überlegen, Antinous gewann es über Alzides. Denn einem gewaltigen Lanzenſtoß, den der Oberjägermeiſter, unter raſchen Anſprung des Kampfroſſes, auf ſeine Bruſt richtete, entwich er durch eine ſchnelle Biegung, traf nun aber den Widerſacher ſo heftig, daß dieſer auf dem Sattel zu wanken begann. Gleich darauf war er ihm in die Seite gekommen, wiederholte den Stoß gegen ſeinen Oberarm, und nun ging das Gleichgewicht des ſtolzen Feindes vollend verloren. Unter klirrendem Getöſe ſeines Panzers fiel er aus den Sattel, und begrüßte den Boden. Der Sieger ſprang vom Pferde und zog das Schwert. Der Andere eilte auch ſich aufzuraffen, und that daſſelbe. Beide fochten, aber man ſah gleich, daß hier der neue Ritter ihm überlegen war. Der Oberjägermeiſter hatte obenein, bei ſeinem unbequemen Fall, Schmerzen davon getragen, die ihn an ſeiner Gegenwehr hinderten. Er ſah bald ſich entwaffnet, und mußte ſich beſiegt nennen. Jauchzender Jubelbeifall tönte von allen Seiten. Der Fremde ſprach aber leiſe mit dem Ueberwundenen, und bat ihn, ſich wegzubegeben, was auch geſchah. Die Pferde wurden zugleich abgeführt, und die übrigen Ritter höflich erſucht, die Bahn frei zu machen.

Alles war geſpannt, was nun erfolgen würde, ſchrie aber auch voll Entſetzen auf, als einige Diener des Fremdlings einen Räderkaſten in die Schranken rollten, und einen grimmig wilden Tieger daraus ließen, indem ſie zugleich ſich wieder ſchnell davon machten.

Das afrikaniſche Ungethüm, in der Menagerie, hinter feſten Gittern, wohl gern von Neugierigen betrachtet, lüftete Tauſend Haarlocken, da man es, von allen Banden frei, umhertoben ſah. Der Gedanke, es könne einen Sprung in die Zuſchauerſitze verſuchen, machte viele Wangen bleich. Zudem hatte der ſchöne Jüngling ſo allgemeine Theilnahme erregt. Ihn einem Feinde gegenüber zu ſehn, von dem ſich nicht die mindeſte Schonung erwarten ließ, und der auch mit ſeinen Zähnen und Krallen leicht die Fugen an Helm und Panzer trennen, und ſeines Gegners Leben erreichen konnte, erfüllte die Gemüther mit Grauſen. Ungeduldig, ſelbſt zornig ward die Königin. Sie gebot ſogleich Anſtalten zu treffen, daß der Tieger durch viele Hände niedergeſtreckt, und der fremde Waghals aus der ſchlimmen Gefahr erlöſet würde. Das ließ ſich aber ſo leicht nicht thun, ſeine Diener hatten, nach dem empfangenen Befehl, die Schranken verſchloſſen, ſo konnte Niemand bald eindringen, wenn auch die Willensantriebe zu der mißlichen That ſtärker geweſen wären, als man es von ihnen rühmen durfte. Unter dieſer Zeit ſäumte der verkappte Paladin nicht, er ging dem buntgefleckten Raubthier entgegen, und reitzte ſeine Wuth. Es ſchoß auf ihn ein, und ließ die Hauer in ſeinem weitgeöffneten Rachen ſehn. Ein Schwerthieb, den es auf den Kopf empfing, machte es noch raſender, wildgebäumt hoben ſich die ſchrecklichen Vorderklauen, um den Ritter zu Boden zu reißen. Wie ſchnell aber der Tieger auch ſeyn mochte, wie behend er einſprang, der Anblick ſeiner furchtbaren, ihm durch die Natur verliehenen, Waffen, raubte Jenem die Beſonnenheit nicht, allen Angriffen ſo ſchnell ſich zu entziehn, wie die eignen mit Vortheil zu lenken. Manchen Stich empfing das Ungethüm, und die Verblutung an den Wunden, hatte eine zeitige Entkräftung zur Folge. Nicht lange danach ſtieß ihm der Ritter das Schwert tief in den offnen Schlund, das Thier ſank, noch ein Stich in die Bruſt, und es lag getödtet im Sande.

Nun athmete die Verſammlung wieder auf, jetzt öffneten auch Hülfebringende, nach der Gefahr, mit Gewalt ſich den Eingang. Das Beifallrufen und Klatſchen, wozu man erſt nach einiger Zeit gelangte, konnte nun, einmal begonnen, kein Ende finden.

Die Königin hatte, ſchon weil die griechiſchen Helden eingezogen waren, nach dem Grafen Thronhelm ſich umgeſehn. Sein Platz war ihm in der Hofloge, nicht weit von ihr, angewieſen worden. Er hatte ihn auch eingenommen, und der Königin viel zum Lobe des Baues, und aller übrigen Einrichtungen, geſagt. Dann aber war er plötzlich verſchwunden geweſen, und ſchon bei dem Kampfe mit dem Oberjägermeiſter, durchflog die Monarchin eine leiſe Ahnung, Thronhelm dürfe wohl der Ritter mit herabgezogenem Viſir ſeyn. Als der Tieger erſchien, vergaß ſie das Nachſinnen über den Umſtand, und wollte nur den lebensbedrohten Verwegnen um jeden Preis gerettet ſehn. Nun aber, da man ihn, den glücklichen Sieger, anſtaunte, und ſeine tapfre That rühmend ehrte, war ihr Verlangen deſto größer, zu erfahren, ob ſie geirrt habe oder nicht. Sie ſchickte eilig zwei Höflinge in die Schranken, den Fremdling zu erſuchen, daß er nun ſich namenkundig gäbe. Er ſtand noch ruhig neben dem getödteten Thier, erinnerte in ſeiner, von aller anmaßenden Eitelkeit entfernten, Stellung, an Raphaels heiligen Georg neben dem erlegten Lindwurm auf dem Louvre zu Paris. Er ſtand auch in einigem Nachſinnen verſunken, gleichſam als überlege er nun erſt die That, und müſſe ſie als voreilig unbeſonnen ſich verweiſen. Aus ſeiner Betäubung aber weckte ihn das Beifallgeräuſch, das nun wieder ſeine Beſcheidenheit zu verwunden ſchien, und dem er mit — um Schonung bittenden — Verneigungen, gegen den Hof und die Menge, ſo gern ein Ende gemacht hätte, es aber durch das Einnehmende in ſeinem Betragen nur mehrte.

Jetzt langten die Höflinge mit ihrem Auftrag bei ihm an. Sie baten wiederholt, er möchte das Viſir nun aufziehen. Er antwortete: man möchte der Königin ſeine Ehrfurcht bezeugen, aber für ihn um die Gnade flehn, unerkannt bleiben zu dürfen. Ich habe, fügte er hinzu, den Beifall, das Aufheben von der Sache, nicht vorausgeſehn, und nun ſetzt mich das zu ſehr in Verlegenheit. Es iſt mein dringender Wunſch, mich unentdeckt wegbegeben zu dürfen.

Der eine Cavalier fuhr mit ſeinen Bitten fort, der andere war aber zur Königin geeilt, um ihr ſchnell zu hinterbringen, daß er die Stimme des Grafen Thronheim erkannt habe.

Dacht ichs doch, rief ſie, doch welchen Dank geben wir ihm nun? Es fiel ihr aber gleich ein Gedanke der verbindlichſten Art bei. Sie hatte ſchon früherhin beſchloſſen, dem außerordentlichen Geſandten, an dem Tage, wo er die erwartete Anwerbung für den Kronprinzen von ***, nach ihm zugekommenen neuen Befehlen von ſeinem Hofe, machen würde, eine Dekoration ihres großen Ordens zuzuſtellen. Die Anwerbung ſahe man als eine ausgemachte Sache an, auch hatte vor wenigen Tagen der Freiherr Löwenmark darüber eine abermalige, alles außer Zweifel ſetzende Depeche erhalten. Die Gewogenheit der Königin für Jenen kam dazu, und nun die gegenwärtige Veranlaſſung — ſo fiel ihr bei, dem Grafen ſogleich reichen zu laſſen, was er ja doch einmal empfangen ſollte. Weil ſonſt kein Band in der Nähe war, mußte Einer von den damit geſchmückten Vornehmen in der Loge, ihr das ſeinige darleihen. Sie ſchickte es ſogleich der Prinzeſſin, mit der Weiſung, es dem fremden Ritter umzuhängen, daneben auch einen Lorbeerkranz, den man noch übrig hatte, und erſt nach Vollendung der Feierlichkeit, nach Maaßgabe des beſten Verdienſtes an dieſem Tage, noch austheilen wollen, ihm auf das Haupt zu ſetzen. Mochte nun der Ritter ſich auch ſperren wie er wollte, und zu entfliehen ſuchen, es gelang nicht. Zu viele Höflinge umringten ihn, zogen ihm das Viſir mit ſcherzhafter Gewalt ab, und ihn zugleich zur Königin fort.

Dieſe empfing ihn aus ihrer Loge mit Vorwürfen, die freundlich, aber doch in ernſten Worten ertheilt wurden. Sie ſagte — doch unter Lächeln — ſie nähme es ihm ſehr ſehr übel, daß er ſich, und noch dazu vor ihren Augen, ſolchen Gefahren blos geſtellt hätte. Dies ſey ungemein unrecht geweſen, man habe harmloſen Spielen, und keinen Barbareien aus einem finſtern Zeitalter, beiwohnen wollen. Sie zürne um ſo mehr auf ihn, da ſie ſo viele Sorge um ſein Leben empfunden, und ganz beſonders, weil ſie gleich die Perſon richtig geahnt habe.

Der Graf führte gar nichts zu ſeiner Entſchuldigung an, ſondern bat nur demüthig um

Verzeihung. Er geſtand alles Unrecht, das ihm aufgebürdet wurde, vollkommen ein, klagte ſich der höchſten Unbeſonnenheit an, dem Einfall, ſo etwas heimlich vorzubereiten, und, von einem eben anweſenden herumziehenden Beſitzer fremder Thiere, die Beſtie zu kaufen, ſogleich Raum gegeben zu haben. Er verſicherte, nun erſt darüber zum Nachdenken gelangt zu ſeyn, das Unziemende ſowohl, als die Gefahr, worin er ſo leicht hätte als ein Opfer fallen können, mit Ueberzeugung einzuſehn; weil es aber nicht mehr zu ändern ſtände, flehe er Ihro Majeſtät um gnädige Nachſicht an, betheure auch, er wolle ſich nie wieder etwas Aehnliches zu Schulden kommen laſſen.

Die Königin entgegnete nun: Für diesmal ſey die Unbeſonnenheit verziehen, die Tapferkeit aber muß ihren Dank holen. Gehn ſie zu meiner Tochter.

Prinzeſſin Idalia würde, im Fall ſie den Grafen Thronheim geahnt hätte, bei dem auf ihn geworfnen Unwillen, ſeinen Kampf auch mit Abneigung, oder, ihn beinahe gar nicht angeblickt haben. So aber gewann die fremde Geſtalt, in dem leuchtenden Schmuck, ihr doch einige Aufmerkſamkeit ab, wie geringe Neigung, ſich an Luſtbarkeiten zu vergnügen, ſie auch zu dem Ritterſpiel gebracht hatte. Ihre Aufmerkſamkeit ſtieg in fortgeſetzter Anſchauung, ſie vergaß in dieſen Augenblicken, was ſonſt in ihrem Inneren beunruhigend vorging, und ſah auf den ſtattlichen Fremdling. Seine Gewandtheit, ſein kühner Muth, neben dem mittelalterlichen Aufzug, rieſen ihr die Jahrhunderte der Minne und Tapferkeit, in welche ſie oft ſich froh zurückgeträumt hatte, lebendiger in die Phantaſie, als irgend eine andere Erſcheinung zuvor. Ihre Theilnahme an dem Unbekannten, erhöhte ſich mit jedem Augenblick, ihre Bangigkeit um ihn, ihre Freude ihn gerettet zu ſehn, ließen ſich gar nicht verbergen. Hätte nicht alles nur auf den Kampf geſehn, man würde, höchſt befremdet, die Bewegungen in ihrem Innern, an den bald bleichen, bald rothen Wangen, und den bald trüben, bald wonnefunkelnden Augen, geleſen haben. Die Zeit, wo man den Ritter entlarvte, und ihn zur Königin brachte, wandte ſie dazu an, von dem zerriſſenen Zuſtand, deſſen Wahrnehmung ſie fürchten mußte, ſich wieder zu erholen. Und grade deshalb konnte ſie auch nichts mehr um ſich beobachten. Nur eine frohe Wallung empfand ſie, als ihr das

Ordensband geſchickt wurde, freute ſich auch, dieſen hochverbindlichen Preis einem Cavalier geben zu können, der ihr ein ſo ungemeines Intereſſe eingeflößt hatte.

Sie war nun geſammelt, und erwartete den zu Schmückenden. Graf Altingen und der Hofmarſchall brachten ihn geführt. Er hatte das Haupt geſenkt. Vor der Prinzeſſin kniete er nieder, und ſchlug das Antlitz dann ein wenig zur Höhe.

Wie fühlte ſich die Prinzeſſin von einem ſeltſamen Schrecken ergriffen, als ſie den Grafen Thronheim ſah. Ihn, den gehaßten Thronheim! Ihn alſo hatte ſie mit einer ſolchen Theilnahme betrachtet, mit ſo geſpannten Blicken an den Feind gehangen, der ihre Bitten nicht hören wollen, der ſo eifrig beitrug, gegen ihren Willen, ein Loos, wovor ſie ſchaudernd bebte, über ſie zu verhängen. Ihn, ihn, mußte ſie jetzt ſehn.

Die Gerechtigkeit welche ſie ihm hatte widerfahren laſſen, reuete ſie dunkel. Wenn es geſtattet wäre, die hohe Schönheit mit einer tiefen Widrigkeit zu vergleichen, ſo konnte man ſagen: es ging der Prinzeſſin in dieſem Augenblick wie einem Rezenſenten, der ein Buch, von unbekannter Feder, in der Literaturzeitung mit Lob überhäufte, und dann in Erfahrung bringt, einer von ſeinen Feinden habe das Buch geſchrieben.

Und nun ſollte ſie dem gehaßten Feinde die Ordensdekoration umhängen, ihn mit dem Lorbeer ſchmücken! Welch ein Auftrag, welch ein, Selbſtüberwindung abnöthigendes, Geſchäft! Doch würde ſein Vollziehn jeder Anderen dennoch viel ſaurer angekommen ſeyn. Denn ihr hochſinniges Gemüth, zu allem Edlen ſo aufgelegt, kam ihr zu Hülfe. Wenn ſchon Feind, ſagte ſchnell ſich die Huldreiche, er hat die Ehre verdient.

So hing ſie ihm denn auch mit den Bibelworten: Ehre dem Ehre gebührt! das große Band um. Hierauf nahm ſie den Lorbeerkranz, und ſetzte ihn auf das, von ſeinem Helm durch die Führer entledigte, Haupt.

Nun fühl ich meine Glorie! brach Graf Thronheim aus, der faſt in der Gewalt ſeiner Regungen unterging. Die Prinzeſſin — dieſe Worte vernehmend — ſank plötzlich in Ohnmacht. Denn ſie ſagten ihr: ſie habe den gekrönt, den ſie liebe.

Es verſieht ſich, daß Alles hinzueilte, der Prinzeſſin beyzuſpringen. Sie kam auch bald wieder zu ſich, daß die Störung des Endes der Feſtlichkeit nicht lange währte. Niemand ahnte bedenklich dabei, als Graf Aitingen, der ſelbſt die Oberhofmeiſterin, welche ſich in der Nähe befand, einige leiſe zweideutige Worte hören ließ.

Neunte Abtheilung.

Rückblicke.

Warum aber ſank die Prinzeſſin in Ohnmacht? Man denke nur an die Redute zurück, und — die Leſer müſſen es ja ſchon geahnt haben, der Verfaſſer hat ſich auch bemüht, dieſe Ahnung ihnen zu erwecken, daß jene Nonne, mit welcher der Heilige ſprach und tanzte, Niemand als die Prinzeſſin war.

Graf Thronhelm langte am Nachmittag des Giovedi grasso beim Freiherrn Löwenmark an, erfuhr, daß die Feſtlichkeit Statt haben würde, und nahm ſich vor, ihr beizuwohnen. Das Gewand eines Heiligen traf die Wahl, im Beſitz vieler Diamanten, ließ der Graf ſich die Glorie ſchnell von einem Juwelier zuſammenfügen. Wir hörten im Anfang ſchon, welchen leuchtenden Glanz ſie im Saale verbreitete.

Die hohe Schönheit, welche ſich in den Nonnenanzug verſteckt hatte, zog ihn an. Frei bei den Damen, noch mehr, ſeiner Meinung nach, auf einer Maskerade dazu befugt, geſtattete er es ſich, neben einer Schönheit Platz zu nehmen, die, trotz mancher durch Larve und kirchlich Gewand verhüllten Reize, dennoch ſo bezauberte.

Wir haben den Grafen Thronhelm oben verſchiedentlich einen Libertin nennen hören. In dem Augenblick, als er der Nonne im Tanzſaal nahte, war er es wirklich, ob er es gleich nicht lange blieb, und überhaupt ſpäterhin zu *** ſeine Charakterhaltung gar ſehr umwandelte, und den meiſten Leichtſinn abwarf. Er ſagte anfangs Scherzhaftes, über die Beziehungen einer klöſterlichen Beterin zu einem Heiligen, aber wie das Geſpräch ſich verwickelte, ward er ſinnig, betreten, verlegen, es kamen Gefühle über ihn, die er nie empfunden hatte. Denn ſo unendlich rührend, ſo der ächte Engellaut, der aus einer Bruſt tönt, welche der Himmel innerer Schönheit verklärt, klang die ſüße Rede der geweihten Jungfrau, und was ſie ausſprach, mit den ſichtbaren, lieblichen, roſenhaften Lippen, es verkündete ſo viel Geiſtesklarheit, ſo viel edle, fromme Reinheit, einen ſo holden, ſanften und doch lebendig fühlbaren Sinn, ſo viel Güte und Milde — hiezu die entzückende Harmonie aller Bewegungen der feinen idealiſchen Geſtalt, und die Geſammtwirkung mußte in die tiefſte Seele des Grafen ſiegend dringen. Er rief, ſich der Gefahren bewußt, in der That ſeinen Leichtſinn gegen die nahende mächtige Flamme zu Hülfe, es waren Gründe genug vorhanden, die ihn mahnten, ſie zeitig abzuwenden. Doch alles, was er ſagte, ſeine immer mehr in bewundernde Ehrfurcht, und tief zärtlichen Anklang, hinſchmelzende Unterhaltung, der Wechſel ſüßer, ſanfter Schwärmereien, und hochſinniger Ausflüge in dem ſeligen Entzücken, alles meldete dieſen Kampf und auch ſein Mißlingen.

Die Prinzeſſin an ihrer Seite, war auch gleich durch die ſchöne Geſtalt des Unbekannten mehr bewegt worden, als jemal zuvor. Der Anzug begünſtigte dieſe Geſtalt ungemein, in keinem anderen Gewande hätte er wohl ſich in ein ſo vortheilhaftes Licht zu ſetzen vermocht. Es trug viel dazu bei, die Prinzeſſin alle Wirkung dieſer männlichen Schönheit empfinden zu laſſen, daß ſie eben auf einem Maskenball ſich befand. Denn es begleitete ſie dahin immer eine Idee von Heute aufgehobenem Unterſchied der Stände, und dieſe Idee that ihr wohl, es war ihr darin zu Muthe, als wäre ſie, für einige Stunden, von läſtigen goldnen Ketten befreit. Wie ihr der Heilige nahte, ſo unbefangen war ihr, der Königstochter, Niemand zuvor genaht. In einer andern Zeit würde ſie das entrüſtet haben, die Redute machte aber diesmal einen Unterſchied, eben ſo wie zu keiner anderem Zeit, ihr, neben allem hold ſanftmüthigem Sinn, durch das Ranggefühl anerzogner Stolz, nicht mit ſolchem Antheil würde von ihrer Höhe auf den ſchönen Jüngling geblickt haben. Aber es war Heute Redute, noch dazu die letzte, munterſte, frohſte und freiſte im Carneval.

Die Stimme des jungen Fremden entſprach ſeiner Geſtalt. Sein Leichtſinn hatte unendlich viel Grazie, ſonſt kündigte er Bildung, Scharfſinn, Witz, Empfindung, genug eine Menge von Eigenſchaften an, welche ehren und ſchmücken.

Und — er kündigte an, daß er von plötzlicher Liebe tief entflammt ſey. Nur Anbetung aus — immer doch fremden — Tiefen hatte der Prinzeſſin bis dahin gehuldigt. Und, wenn gleich dunkel, ſchnell mußte ſie es doch empfinden, hier traf ihre Liebenswürdigkeit allein, von der Prinzeſſin wußte der Fremdling nichts, ſein ganzes Betragen gab zu erkennen, daß er ſie nicht erkenne.

Keine weibliche Bruſt bleibt gleichgültig dabei, wenn ſolche Wahrnehmungen ihr ſich aufdrängen, vor allen Dingen, wenn es die erſte in ſolcher Art, und der Gegenſtand, in dem ſchnelle Liebe erwacht, ein — ſchöner Gegenſtand iſt. Aber ein ſolcher Augenblick wird daneben ſehr gefährlich, die ausgeſtrömten Lichtſtrahlen der Schönheit, wie ſie dort erhellen und zünden, ſpiegeln ſich und — wiederleuchten. Die Prinzeſſin empfand das auch.

Den erſten einweihenden Silberton auf dem unberührten Clavier, nennt ihn Schiller, ihn hörte ſie in den tiefen Räumen ihrer Seele. Wohl hatte ſie Liebe geahnt, doch nimmer bisher empfunden, ihre Stunde ſchlug. Der Tanz regte, wie immer, die Geiſter der Liebe noch höher auf.

Tanz und Geſpräch endeten wohl, doch nicht die Erinnerung daran. Alle unterthänige Vorſtellungen der Oberhofmeiſterin, daß jenes Geſpräch nicht hätte fortgeſetzt, jener Tanz nicht hätte vollzogen werden ſollen, machten das Herz der Prin-

zeſſin

zeſſin nicht ruhiger, in das zu blicken, die zur Etikette ſehende gute Alte, demungeachtet nicht Scharfſicht genug hatte.

Mehr als je ward nun die Ilmen der Prinzeſſin Vertraute. Ihr Bedürfniß ſich mitzutheilen, war gränzenlos. Alles, bis auf den leiſeſten Puls ihrer Gefühle bei jenem Zuſammentreffen, der volle Nachklang jener Minuten, der ſo umwandelnde, ihre ganze Eigenthümlichkeit einer höheren Richtung entgegen drängende, Einflüſſe auf ſie übte, wurde ihrer Dame bekannt. Nur zu wohl begriff dieſe ihre Herrin, denn eine ähnliche magiſche Wirkung hatte der, auch ſchöne artige, Begleiter des Fremden auf ſie hervorgebracht. Daneben erſchrack ſie jedoch nicht wenig, daß ihrer Prinzeſſin die Liebe begegnet ſey. Nicht gleich that ſie aber ihre Unruhe, ihre Beſorgniſſe darüber kund. Sie hoffte, in all den glühenden Mittheilungen würden die inneren Flammen ihrer Gebieterin ausſtrömen, und der alte Gleichmuth dann zurückkehren, wie ein Vulcan, nachdem er ſich von Lavafluten getrennt hat, wieder in den Zuſtand der Ruhe kehrt. Weil ihre Hoffnung demungeachtet nicht eintraf, ſchien es ihr nun auch durch ihre Pflicht geboten, gegen ſolche, dem inneren Einklang gefährliche, Phantaſieſpiele warnende Vorſtellungen zu machen. Die Prinzeſſin geſtand ihr Recht an einer Seite ein, und beſtritt es gleichwohl auf der anderen. Was Du über meine Beziehungen ſagen kannſt, weiß ich, empfinde ich ſelbſt. Aber ſeit ich die Liebe kennen lernte, fühle ich auch, daß ſie eine Göttin iſt, gegen die man umſonſt mit Stolz der Hoheit ſich waffnet, ſie thront und gebietet über alle Verhältniſſe. Und warum ſollt ich mich einer Herrſchaft zu entziehen verſuchen, gewiß umſonſt verſuchen, der einmal alles Leben unterworfen iſt? Aber mißverſtehe auch mich nicht, gute Ilmen, ich rede von meinem Herzen, und allein von meinem Herzen. Was ich da verberge, iſt mein Eigenes, geht die Welt nicht an. Die Liebe hat ſich dort ein Heiligthum geweiht, ich kann, ich will ſie nicht daraus verbannen. Begleite mich das ſchöne Gefühl durchs Leben. Wohne das lächelnde Bild des Fremdlings, der mein ganzes Weſen in ſeinen tiefſten Grundfeſten erſchütterte, bis an meinen Tod in mir. Es tröſte mich gegen den ſtarren, freudenloſen Glanz, womit ich mich zu umgeben beſtimmt bin, mache die goldnen Ketten, die ich im Kerker der Hoheit trage, mir leicht, erquicke, erwärme mich auf dem kalten Gipfel, wohin mich die Geburt ſtellte. Doch fern jeder Gedanke an

Verwirklichung meiner Ideale! Die Königstochter zahle dem Purpur ihre Schuld durch Entſagungen. Den erſten Einfall, nachſpähen zu laſſen, wer der Fremdling ſeyn mag, ich habe ihn ſiegend unterdrückt. Und — ſollte er dennoch — ich kann nicht dafür einſtehn — aufs Neue erwachen, den Sieg mir wieder entwinden wollen, dann helfe Deine Beſonnenheit mir dagegen kämpfen. Befeſtige mich in dem nothwendigen Entſchluß, den Jüngling meiner Liebe nie wieder ſehn, nimmer von ihm noch hören zu wollen. Nur meine Träume, meine Schwärmereien laſſe mir, theile ſie im Mitgefühl ſüßer Freundſchaft. Die Mutter will mich unvermählt laſſen, es müßten denn ganz beſondere politiſche Umſtände, die meine Heirath zum Vorwurf ganzer Völker machten, ſie bedingen. Möchten ſolche Umſtände nie, nie eintreten. Jetzt fühle ich, daß ich es nicht werde über mich gewinnen können, mit der Größe, welche die Mutter in einem ſolchen Fall erwartet, eine Iphigenia mich zum Opfer hinzugeben. Ich war an dem glückſeligen Abend Nonne. Wohlan, ſo will ich klöſterlich bleiben, mitten im ſchimmernden Ranggewühl, und einer Welt hoffend entgegen blicken, wo ſich eint, was die Natur zum ewigen Einklang berief, und zeitliche Satzungen ſchieden.

Dies war die Liebesreligion der Prinzeſſin, oder wenn man will, ihre Philoſophie der Liebe. Es iſt bereits erzählt worden, daß die ſchönwiſſenſchaftliche Ilmen Dichterin war. Idalia hatte immer Wohlgefallen an ihren Ausarbeitungen gehabt, ohne jedoch ähnliche zu verſuchen. Jetzt aber kam der Poeſie freundlicher Geiſt ſelbſt über die junge Fürſtin. Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, ſagt Göthe, ruft die Dichtkunſt. So geht es allen Menſchen in der ſchönen Blüthezeit des Lebens. Nur ſind die Veranlaſſungen nicht immer da, die Poeſie, in Formen geſchmiegt, hinauszuſprechen. Ein Anderes, wenn man zuvor ſchon einige Vertraulichkeit mit belletriſtiſchen Gegenſtänden anknüpfte, oder die mit ihnen bekannte Freundſchaft neben uns ſteht. Dann finden wir gleichſam den Boden, worin wir unſere Blumen ſtecken können, und die Ordnung der Beete — giebt der liebend angeregte Genius.

Die Prinzeſſin wunderte ſich, ohne Lehrzeit das Weſentliche einer Kunſt begriffen zu haben, die ſonſt ihr ſo ſchwierig dünkte. Die neue Flora hegte ihre Blumen mit Wonne. Manches Blatt einer — ſehr geheimgehaltenen — Schreibetafel nahm die Pflanzungen auf. Gegen Andere als die Ilmen, beſonders gegen die Oberhofmeiſterin, that Idalia gar ſehr proſaiſch. Nur einmal hatte ſie, zu ihrem fürchterlichen Schrecken, die auf einem Spaziergang mitgenommene Schreibetafel im Saal des Jagdſchloſſes vergeſſen. Das Fräulein mußte aus dem engliſchen Garten ſchnell zurück, und beide hofften, Niemand würde das Wiedergebrachte entdeckt haben. Fortan war man deſto ſorgſamer damit, auch mußte die Ilmen bei ſich die Schreibetafel verwahren.

Nur ſchlimm für die Prinzeſſin, daß ihrem poetiſchen Frühling auch gleich rauhe Stürme nahten. Denn grade wie ſie es, als ein Glück ihres Lebens, entſchiedener als je, zu wünſchen begann, unvermählt bleiben zu dürfen, öffnete ſich zugleich die trübe Ausſicht, die Politik werde in kurzem über ihre Hand gebieten.

Die Ilmen erſchien, auch während der Unpäßlichkeit ihrer Herrin, in den Hofgeſellſchaften. Dort nahte ihr der Adjutant des Grafen, und beide waren bald damit auf dem Reinen, daß ſie im Maskenſaale einander geſprochen hatten. Das damal angeknüpfte ſüße Verhältniß band ſich nun um deſto feſter. Der Major von Gillen ſchrieb und ſagte dem Fräulein: Wenn Ihre Prinzeſſin unſerm Thronfolger die Hand reicht, folgen Sie ihr ohne Zweifel in das neue Vaterland. Laſſen Sie uns dort auch das Glück der Liebe krönen. Die Ilmen empfand Gegenliebe, und ſagte Herrn von Gillen ihre Hand auf den Fall zu, daß ihre Prinzeſſin in die Vermählung willige. Daran glaubte ſie freilich nicht, ſah aber auch mütterliche ſtrenge Gebote voraus, und die endliche Nothwendigkeit für die Prinzeſſin, ihnen zu gehorchen.

Aber weſſen Gefährt war Herr von Gillen auf der Redute geweſen? Ein unbefangener Blick auf den jungen Geſandten, und Fräulein Ilmen erkannte ſogleich die Geſtalt des Heiligen, der das unruhige Feuer in dem Buſen ihrer Prinzeſſin entzündet hatte. Melden wollte ſie aber die Entdeckung um keinen Preis. Hatte Idalia nicht beſchloſſen, ihn nie wieder zu ſehn, nie wieder von ihm zu hören, damit ja alle Gedanken an Verwirklichung ihrer Ideale in ewiger Ferne von ihr lägen? Sollte ſie nicht mit aller Treue ihr Herz bewachen helfen? Sie ahnte nur zu viele Gefahren davon, wenn die Prinzeſſin den Gegenſtand ihrer heimlichen Schwärmereien ſo nahe erblickte. Daß, vermöge ſeiner ihr ſo unwillkommenen Aufträge, die Prinzeſſin feindlichen Unwillen gegen Thronhelm empfand, war die Urſache geworden, daß ſie ihn kaum angeblickt, alle Unterhaltungen ſo kurz als möglich abgeſchnitten hatte, und ſo war auch keine Vermuthung, der geprieſene Heilige und der gehaßte Botſchafter wären eine Perſon, über ſie gekommen. Demungeachtet zitterte Fräulein Ilmen, ſo oft er ſich, in Gegenwart der Prinzeſſin, am Hofe befand, denn es ließ ſich gar nicht vorausſetzen, daß, unter den vorhandnen Umſtänden, ihr die Wahrheit lange verborgen bleiben könne. Wenn ſie aus dem Umſtande, daß Fräulein Ilmen mit dem Adjutanten in ein Liebesbündniß getreten war, nicht ſchon einiges Licht über ſeinen Begleiter empfing, ſo kam es daher, weil ihre Dame nach jenem Redutenabend keine Bekenntniſſe abgelegt, ob ſie gleich ſpäterhin die Anwerbungen des fremden Offiziers der Prinzeſſin eingeſtanden, hatte. Keinesweges auch ſagte Jene dabei, ſie ſey dem Manne ſchon im Maskenſaale begegnet. Und als Fräulein Ilmen ihrer Gebieterin die Worte hinterbrachte, die einſt dem Grafen Thronhelm über ſie entfallen waren, hatte ſie ſelbſt Herrn von Gillen noch nicht wieder erkannt, und folglich nicht auf die eigentliche Bewandniß aller Dinge geſchloſſen. So bunt hatte ſich das verwirrt. Uebrigens kamen Liebe und Ergebenheit bei dem Fräulein in einen nicht wenig verlegnen Widerſpruch. Ihre Liebe mußte die Ilmen eine Vermählung der Prinzeſſin mit dem Thronfolger von *** wünſchen laſſen, dagegen wurde ſie treulos an ihrer Ergebenheit in dieſem Wunſch. Die Prinzeſſin ſagte ihr einmal: ſie wolle es lenken, daß Major von Gillen in den Dienſt ihrer Mutter gezogen würde, ſo könne das Fräulein denſelben heirathen, und dennoch ihre Hofdame bleiben. Nein, entgegnete aber die Ilmen, ich liebe den Offizier, gelingt indeſſen Ihro Königliche Hoheit der Plan, unvermählt zu bleiben, nehme ich auch nie einen Gatten.

Zehnte Abtheilung.

Ergießungen.

Dem ſey wie ihm wolle, nun brachte Prinzeſſin Idolina beim Turnier in Erfahrung, wer in jenem Ma[illegible]nſaale ihr die hohe, mächtige, erſte Liebe eingeflößt hatte. Gegen ihren Willen ſah ſie den Geliebten wieder. Aber es kann leicht etwas gegen unſern Willen geſchehn, und doch unendlich froh und ſüß bewegen, wenn ein ſolcher Wille nehmlich durch Vernunftantriebe, nicht aber durch Sehnen der Gefühle begründet ward. Die Liebende mußte zugleich noch eine viel erhöhte Theilnahme an dem Jüngling empfinden, der ſo bezaubernd in ſeiner gewandten Haltung, ſo männlich tapfer ſich erwieſen hatte. Aber deſto ſchlimmer auch, der Geliebte war ihr Feind. Liebe und Feindſchaft in einer Bruſt, auf einen und denſelben Vorwurf gerichtet, welche Stürme müſſen ſie im Herzen anfachen.

Und ſie ſollten noch heftiger gewittern. Dem Ritterſpiele folgte ein Ball, nachdem die Cavaliere ſchnell ſich in andere Kleidung geworfen hatten. Gern würde ihm die Prinzeſſin nicht beigewohnt haben, allein es galt den inneren ungeſtüm bewegten Zuſtand klüglich zu verbergen, Ruhe und Heiterkeit zu erzwingen. Dahin gehörte auch, daß ſie tanzte.

Um alles in der Welt hätte ſie nicht aus freiem Entſchluß den Grafen Thronhelm zu einem Tanz mit ſich einladen laſſen, Furcht vor ſich ſelbſt, Furcht vor fremden, die geheimſten Seelenregungen erſpähenden Blicken, die ihre Aengſtlichkeit ahnte, auch wo ſie nicht vorhanden waren, hatten die Bange davon abgehalten. Allein der fremde Botſchafter ſollte geehrt werden, die Königin nahte ſelbſt ihrer Tochter, ihr aufgebend, das Fräulein Ilmen mit einer ſolchen Ladung an ihn zu ſenden. Prinzeſſin Idalia hätte zu Boden ſinken mögen.

Demungeachtet mußte ſie die Weiſung vollziehen. Die Ilmen bebte ſelbſt für ihre Herrin, als ſie dem Grafen den Befehl brachte. Er eilte herbei, einmal in ſeinem Anſtand einen freudigen

Stolz über den empfangenen Befehl, und dann — was dem Scharfblick der Prinzeſſin nicht entging — eine Verlegenheit, welche nur zu deutlich anzeigte, die Redute hätte auch in ſeinem Buſen Störungen und Umwandlungen genug angerichtet.

Einer neuen Ohnmacht nahe, fühlte ſich die Prinzeſſin, als der Graf ihre Hand berührte. Das ihm vorhin übergebene Ordensband hing auf ſeiner Bruſt. Ein Blick darauf mahnte ſie wieder an die Glorie. An jenem Abend, wo der Heilige und die Nonne mit einander ſprachen, hatte die Letzte, um der Unterhaltung nur Gleichgültigkeit zu geben, ihm etwas über den diamantnen Nimbus geſagt, der ſo ſchön zuſammengefügt war, ſo helleuchtend ſtrahlte. Mit Entzücken ſeufzend, hatte er geantwortet: Nun fühle ich meine Glorie! Die Wiederholung dieſer Worte, aus zerſtreuter Selbſtvergeſſenheit im hochaufwallenden Augenblick, galten nach dem Turnier der Prinzeſſin eine Looſung, durch ſie empfing ſie eine Kunde, die ihr Herz ſo unendlich traf, und das Ordensband ließ die Worte nun abermal durch alle Tiefen ihres Gemüthes klingen.

Wer von Liebeswunden geneſen will, tanze nicht, kein Heilungsmittel dürfte wohl übler zuſagen. Die nahen Berührungen, die Muſik in deren Regionen und Wirbel man tanzend ſo fortgezogen, mit ihrem Weſen ſo vereinbart wird, das ſchnelle, alles Nervenſpiel erhöhende und verfeinernde, Bewegen, ſchüren die Flammen nur zu ſehr. Anadiomene darf ſich keine treuere Dienerin wählen, als die Muſe Terpſychore.

So hatte die Prinzeſſin die Miſtik des Tanzes nie empfunden, nie ſo klar und deutlich die geheime Sprache der Töne verſtanden. Noch ein Glück bei dem allen für ſie, in dem Widerſtreit gegen ihre glühend zärtliche Empfindung, dem Widerſtreit nehmlich, der aus dem Gedanken erwachte: es ſey ja doch ein Feind ihres Schickſals, der ſie eben in ſeinen Armen hielt. Das ließ einigermaßen ihre gleichgültige Verſtellung noch gelingen, ſonſt hätten vielleicht ihre Blicke, ihre Wangen das Geheimniß an jede Beobachtung ausgeplaudert. Und die Oberhofmeiſterin ſowohl, als Graf Altingen, beobachteten ſie aus einiger Ferne ſehr ſcharf. Die Dame war vom Miniſter aufmerkſam gemacht worden.

Der Ball ging um Mitternacht zu Ende, und die Prinzeſſin, von ihrer Dame gefolgt, begab ſich nach ihren Zimmern. An Ruhe war aber nicht zu denken, vielmehr blieb ſie bis zum Morgenroth auf, und ſprach mit der, in ihr Schlafgemach beſchiednen, Ilmen, über die Begebenheiten am geſtrigen Tage. Sie mußte das überſchwenglich volle Herz noch in den Buſen der Vertrauten ausſtrömen.

O Himmel, fing ſie an, was habe ich Ihnen nicht alles zu ſagen, gute Ilmen —

Nichts Neues, gnädige Prinzeſſin, fiel dieſe ein, ich wußte ſchon alles.

„Sie wußten — wie?“

Daß Ihro Königliche Hoheit Niemanden als den Grafen Thronhelm, in der Geſtalt eines Heiligen erblickten.

„Und nichts meldeten Sie mir davon.“

Mir war geboten, alles fernen zu helfen, was eine gefährliche Unruhe mehren könne.

„Ich ſah ihn wieder, Gott, ich ſah ihn wieder! Ilmen, es — war ein fürchterliches Entzücken!“

Prinzeſſin — ich flehe —

„Was Du auch von mir verlangen willſt, Mädchen, alle meine Selbſtbeherrſchung iſt dahin — nein, ſie wäre dahin, wenn der Mann nicht zugleich mein Feind wäre. In dieſer Betrachtung hoffe ich ſie noch zu retten. Ich bitte Sie, gute Ilmen, ſagen Sie mir Nachtheiliges von ihm, viel, recht viel, das kann mir wohlthun.“

Wüßte ich auch dergleichen, Ihro Königliche Hoheit glaubten es ſchwerlich —

„Meinen Sie? — Aber hat er nicht, ich empfing die Nachricht ja von Ihnen ſelbſt, gegen den Freiherrn Löwenmark ſich über mich auf eine Weiſe ausgelaſſen, die ſehr unverbindlich war, und die auch — beim Himmel! — der glühenden Wallung gar nicht entſprach, mit der er zum Erſtenmale mir nahte?“

Das iſt leicht erklärt, gnädige Fürſtin. Die Aeußerung folgte jener Cour, wo Ihre Königliche Hoheit auch ſich nicht ſelbſt entſprechen wollten. Sicher ahnte er damal nicht —

„Nicht? Wirklich nicht? Und was ließ ihn hernach mich wieder erkennen? Das begreife ich wenig.“

Nun — Ihro Königliche Hoheit geruhten ſpäterhin wieder in Ihrer wahren Geſtalt ſich zu zeigen. Oder vielmehr es konnte nicht immer gelingen, Ihre Vollkommenheiten zu hehlen.

„Keine Schmeichelei, Mädchen! Sage mir vielmehr rund, offen — glaubſt Du, ich habe ihm auf der Redute Liebe entzündet?“

Meine Gebieterin — wahrlich Sie durchſchauten das tiefer als ich.

„Oder vielmehr — denn entzündete ich an jenem Abend auch ſeine Liebe, ſo ahnte er die Prinzeſſin nicht — vermutheſt Du, daß er jetzt, nach Erkennung der Wahrheit, mich noch liebt?“

Auch dies wiſſen Ihro Königliche Hoheit ohne Zweifel, und es gefällt Ihnen nur, eine Beſtätigung aus fremden Munde hören zu wollen. —

„Mache nicht mich ungeduldig! Ohne Umſchweif ſollſt Du reden, begehrt die Freundin.“

Dann — geſtehe ich ein, daß man für Abſpieglung innerer Gefühle aller wahrnehmenden

Blicke müßte entrathen haben, wenn man beim Tanz nicht aus Zeichen auf das geſchloſſen hätte, was in der Seele des Grafen vorging. Und das Turnier —

„Das Turnier, o Himmel, das Turnier! Sprich, was hälſt Du von ſeinem Erſcheinen dort?“

Soll ich ganz aufrichtig ſeyn?

„Mein Gott, eben das verlange ich ja.“

Dann Prinzeſſin, glaube ich, es ſey eine ritterlich hochſinnige Eitelkeit der Liebe geweſen, die ihn bewog, da mit ſo verwegnen Muth Gefahren zu beſtehn. Um ein Geringeres als den Beifall der Geliebtin, pflegen ſo kühne Wagniſſe eben nicht unternommen zu werden.

„Sehn Sie, Ilmen, da treffen Sie genau mit meinen heimlichen Vermuthungen zuſammen!“

Unläugbar machte ihn die Kraft der Liebe zum Roland.

„O ſchöne Liebe, die ihre Götterkraft in die Bruſt der Sterblichen gießt, den Jüngling zum Heros,

Heros, das Mädchen zum Engel macht! O ſeliger Stolz, vom heißgeliebten Gegenſtand der inneren zärtlichen Sehnſucht, ſo himmelvoll ſich geliebt zu ſehn.“

Um Gotteswillen, Prinzeſſin, nicht dieſen Flug der Schwärmerei!

„Du Unbarmherzige, fühl ich die Macht, ihre Schwingen zu hemmen?“

Der Unbeſonnene! Hätte er ſich nie bei dem Ritterſpiel gezeigt!

„Auch ich bebe, an die Gefahren denkend, welche ihn da verderben konnten. Doch — nachdem ſeine vorwitzige Kühnheit triumphirte, er lorbeergekrönt — ach durch mich — von dannen ging“ —

Liebten Sie ihn noch mehr. Schlimm, ſchlimm, er hätte Ihnen das nicht thun ſollen. Faſt glaube ich, er mag das hernach dunkel begriffen, und ſich mit innerem Tadel und Vorwurf geſtraft haben. Wenigſtens zeigte er gegen die Königin Reue, als ſie ihm die That verwies —

„Vielleicht nur Beſcheidenheit, wie ſie den ächt Heldenmüthigen immer eigen war.“

Sie verwunden ſich immer tiefer, meine Gebieterin! Wie ſoll das enden? Und ich — ich vollziehe wahrlich den Befehl ſehr ſchlecht, Nachtheiliges vom Grafen zu ſagen.

„Weil deine Blicke an dem Herrlichen nichts davon entdecken. Aber dennoch — O Gott, und wenn er mich ſchon liebt, handelt er nicht auch feindlich —“

Eben darauf wollte ich hinkommen, müßte ich auch den Weg durch Lobſprüche nehmen, obwohl ich doch ſeine Unbeſonnenheit, die ſolche Gefahren über Ihro Königliche Hoheit Herz brachte, mißbillige. Aber ich denke einen Punkt zu berühren, der — wenn ich auch dort grade den Grafen am rühmlichſten darzuſtellen mich genöthigt ſehn werde, Ihro Königlichen Hoheit weſentlich frommen ſoll. Dies hoffe ich mindeſtens —

„Nun?“

Der Graf liebt Sie, Fürſtin, liebt Sie ohne allen Zweifel. Er hat dem Eindruck Ihrer ſelten hohen Vorzüge um ſo minder widerſtehn können, als ihm dieſer mächtige Eindruck zuerſt auf der Redute begegnete, wo die Verkleidung ihn nicht vermuthen ließ, in welcher Tiefe er gegen die

Liebenswürdige ſtand, die ſein Herz mit Entzückungen füllte.

„O feindlicher Rang, der mich grade durch ſeine Höhe von dem Höchſten ſcheidet, was das Leben zu geben vermag! Unſelige Verhängniſſe, warum ſtelltet ihr den Geliebten in eine Tiefe, wo ihn mein Herz wohl, doch nicht meine Hand abreichen kann! Warum mußte der Graf nicht für einen Thron geboren werden!“

Vergebliche Klagen, die allein Ihre Unruhe mehren. Laſſen Ihre Hoheit mich fortfahren. Der Graf liebt Sie, und wahrlich eine Gewalt zog mit dieſer Liebe in ſeine Bruſt, die allmählich ſein ganzes Weſen veränderte. Denn zu Aller Befremdung, iſt aus dem Libertin, der zuerſt an unſerm Hofe ſich zeigte, ein Jüngling geworden, der eine Menge vortrefflicher, nur am ernſten und rühmlich ausgezeichneten Mann ſonſt gefundenen Eigenſchaften, in ſich vereint. So ſchnelle Umwandlungen vollbringt nur die Liebe. Ich urtheile auch, daß ſie nach und nach ihre Macht erſt an dem Grafen entwickelte, und nicht plötzlich. Bei jenem Zuſammentreffen im Redutenſaal mochte noch wohl etwas von dem, was man Libertinage nennt, in dem Grafen ſeyn. Er wollte ein galantes Abentheuer beſtehn. Zwar fühlte er bald die höhere Weihe der Liebe, doch begreifen konnt er ſich noch wenig darin. In ihrem Nachklang kam erſt allmählig das Bewuſtſeyn einer wunderbaren Verwandlung über ihn, die mit jedem Tage mehr zunahm, doch erſt dann ganz entſchieden war, als er Ihro Königliche Hoheit näher beobachtete, und endlich erkannte, Sie wären die Dame von jener Redute. Ich hoffe aber zum Grafen, daß er in demſelben Augenblick ſich auch geſagt hat, er könne und dürfe nichts für ſeine Liebe hoffen, daß er ſie gleich in jene ſtille Anbetung aus weiten Fernen umwandelt hat, die ihm das Rangverhältniß auflegt. Nein, ich hoffe es nicht allein, meine Zuverſicht wird Ueberzeugung, weil des Grafen Handeln ſo laut ſpricht. Denn, wie glühend er liebt, hat er doch Seelengröße genug, der Sendung, welche ihn hieher führte, mit reiner Treue für ſeinen Herrn, nachzuleben. Man baut viel auf ihn, ein Kenner des Schönen, ein in Würdigung hoher weiblicher Vorzüge beglaubigter Geſchäftsträger, ſoll er über Ihro Königliche Hoheit Meldung thun, dieſe Meldung giebt den vermuthlichen Ausſchlag bei den Planen, die man an ſeinem Hofe entwarf. Ein gemeines Herz würde, was es ſelbſt nimmer beſitzen ſollte, auch keinem anderen, wer es auch ſeyn möchte, gönnen. Ein unvortheilhafter Bericht konnte ihn des herben durchbohrenden Anſchauens fremder Glückſeligkeit, wo er zum Entſagen verdammt bleibt, doch überheben. Der Graf aber — berichtete mit heldenmüthiger Reſignation, ſogar — wie viel muß es ihm gekoſtet haben — gegen den Willen des Vorwurfs ſeiner Anbetung, berichtete er die Wahrheit. Daß er den Tieger überwand, achte ich für eine geringe Kraft, gegen die moraliſchen Waffen, womit es ihm gelang, alle Gefühle niederzukämpfen, die nothwendig ſich wider den Entſchluß das Rechte zu thun, auflehnen mußten. Ich gebe Ihrer Königlichen Hoheit zu bedenken, ob er Ihnen nicht, wenn Sie den von ihm empfangenen geheimen Brief, mit ſeinen, uns keineswegs noch räthſelhaften, Gefühlen vergleichen, in erhabner Seelengröße erſcheinen muß. Wahrlich, da leuchtet eine Glorie um ſein Haupt!

„O traurige Größe, die mich elend machen will! Wäre er kleiner, hätte er doch nur ein menſchlich Herz, nicht würde es ihm das übermenſchliche zumuthen. Nein, ich will nicht mehr ſeyn, als ich zu ſeyn vermag! Ich kann von dieſer Liebe mich nicht trennen!“

Nun ſtehe ich an dem Punkt, den ich erreichen mußte, um die wichtigſte aller Nutzanwendungen für Ihro Königliche Hoheit daraus herzuleiten. Ich beſchwöre Sie flehend, kniend, Prinzeſſin, geruhen Sie dieſe Nutzanwendung ſcharf und genau aufzufaſſen! Sie lieben, der Geliebte — geht Ihnen mit großem Beiſpiel voran, entſagt, der Nothwendigkeit gehorchend, ſeinen Hoffnungen. Dieſer Wink — ich unterſtehe mich zu fragen — ob er nicht deutet —

„O Du grauſam Predigende! Deine Moral durchbohrt mein Herz. Was willſt du aber? Ich begreiſe es ja auch, daß ich von meiner Liebe nichts hoffen kann, nichts hoffen darf. Iſt ſie ſchon weit mächtiger aufgeflammt, habe ich mich doch nicht gegen den Spruch der Nothwendigkeit betäuben lernen. Auch ich entſage meiner Liebe, indem ich, die Rangpflicht ehrend, anerkenne, ich dürfe nichts von ihr hoffen. Aber verbannen kann ich ſie aus meinem Herzen demungeachtet nicht. Vermag es der Graf — nun ſo iſt er nicht allein ſtärker, ſondern auch treulos. Ich will um ſo ſchmählichen Preis nicht eine ſolche Kraft erringen. Genug, wenn ich jeden Wunſch, den meine beweinenswerthe Hoheit verbietet, ſiegend unterdrücke. Das iſt ſchon menſchlich viel. Mehr wolle Niemand aber von mir. Man laſſe mich feſter auf meinen alten Entſchluß beſtehn, unvermählt zu bleiben. Folgte ich den Geboten einer erbarmloſen Politik, müßte ich ja den Kronprinzen von ***, mit einem, von fremder Liebe vollen, Herzen betrügen.

Eben darum —

„Schweig! Ich müßte — O Gott, was noch unendlich mehr ſagt — an dieſer Liebe, die mein Alles ward, untreu werden!“

Eben darum, gnädige Fürſtin, müſſen Sie dieſe Liebe wirklich verbannen, austilgen. Den Sieg in dieſem ſchweren Kampf legen Ihnen die Verhältniſſe auf.

Die Prinzeſſin lief an ihr Pianoforte. Dort lag Wielands Seraphina am Pulte aufgeſchlagen. Sie hatte dieſe Cantate, ſeit jenem Abend, wo ſie in Nonnentracht ging, und noch mehr ſeit ſie in Julius von Tarent ſpielte, liebgewonnen. Der

Hofkapellmeiſter hatte ihr eine neue Kompoſition derſelben verfertigen müſſen. Idalia ſetzte ſich an das Inſtrument, und ſang mit unendlich wehmüthiger Empfindung die ausgehobnen Worte:

Ach ich fodre nichts, erwarte nichts –
Von dieſem Leben.
In jenem beſſern wahren Leben erſt,
Wo Engel lieben,
Engelharfen nur von Liebe tönen,
Im Paradies der Liebe,
Rings um mich Seligkeit,
Will ich zum Erſtenmal in deine Arme ſinken —

Die Vertraute hinderte mit ſanfter Gewalt das Fortſetzen der Cantate, und trug das Notenbuch weg. Prinzeſſin Idalia brach in Thränenſtröme aus, und quälte ſich noch lange auf dem, von keinem Schlummer beſuchten, Lager, als die Ilmen ſich ſchon entfernt hatte.

Dieſe weinte über das Schickſal ihrer Herrin.

Am folgenden Tag aber ſuchte die Prinzeſſin eine geheime Unterredung mit ihrem Bruder halten zu können, und ergoß ſich mehr als noch zuvor gegen ihn. Zwar wagte ſie nicht, ihm ihre Liebe zu bekennen, dafür könne er, dachte ſie, keinen Sinn haben, weil er noch ſelbſt nie geliebt hätte, und ſie fürchtete daher ſein Staunen, ſeine entrüſtete Mißbilligung. Dagegen aber trug ſie ihm vollſtändig erörtert vor, was er, ihrer Meinung nach, im Stande ſeyn würde, zu Abwendung deſſen, was ſie ſo fürchtete, zu thun. Es überraſchte ihn freilich ſehr, er fand die Zumuthung ungemein ſeltſam und erheblich, dennoch brachten ihn die rührenden Bitten der Prinzeſſin ſo weit, daß er mindeſtens ſich ihnen nicht zu verſagen im Stande war. Seine Antwort ging aus Verwunderung endlich in unbedachtſam zärtliche Brüderlichkeit über. Wir müſſen deßhalb, ſagte er, vor allen Dingen mit dem Grafen Thronhelm ſprechen. Er iſt der Einzige, zu dem ich ein volles Vertrauen empfinde, an Niemand darf ich ſonſt von einer ſo bedenklichen Angelegenheit eine Sylbe wagen. Zudem kann er ja allein hier wirkend auftreten.

Die Prinzeſſin erröthete heftig, als der fremde Botſchafter genannt wurde. Der Thronfolger bemerkte es, hatte aber noch keine Erfahrungen über Zuſtände geſammelt, in denen man leicht die Farbe wechſelt. Darum glaubte er auch ſeiner Schweſter unbefangen, als ſie vorgab, bisweilen ſogenannten Congeſtionen des Bluts nach dem Kopfe unterworfen zu ſeyn. Er brachte übrigens eine Unterredung in Vorſchlag, welche ſie beide mit dem Geſandten halten wollten, und wozu ſich die Gelegenheit auf der Landreſidenz wohl finden würde. Denn nach einigen Tagen wollte der Hof abermal dahin gehn.

Die Prinzeſſin bebte vor einer ſolchen Unterredung. Einmal hatte ſie geleſen: daß man gegen die Liebe nur fliehend mit Erfolg kämpfe, und ſie glaubte an den Ausſpruch. Ihr Herz gab ſie zwar immer ſchon verloren, aber ſie wollte doch auch das Bewuſtſein davon nicht mehr noch gebeugt empfinden, deshalb den Grafen, wie auch dem Herzen lüſten möchte, den Genuß des ſüßen Giftes zu wiederholen, nicht mehr ſehn, ausgenommen, wenn ſie am Hofe es nicht ändern könnte. Ferner, ſchien ihr auch nichts nothwendiger, als dem Grafen auf das ſorgſamſte zu hehlen, was in ihr vorging. Und bei einer vertraulicheren Unterredung, die ohnehin ſich um ihre Abgeneigtheit gegen die Plane ſeines Hofes drehen ſollte, fürchtete ſie nur zu ſehr, auch in leiſen Zeichen den Grund zu verrathen, aus welchem ſie ſo fühlte. Bei dem Allen ließ ſich auch dem Vorſchlage des Prinzen nicht ausweichen, oder ſie muſste fürchten, ihm ſeltſame Gedanken darüber anzufachen, und endlich ſchien es, die Galanterie werde den Botſchafter am wenigſten geſtatten, ihren mündlich ihm vorgetragenen Wünſchen ſich zu entziehen, oder auf ſeinen Einwendungen noch zu beharren, wenn ſie ihm auch ihre Unrichtigkeit bewieſen hätte. Die Prinzeſſin fügte ſich alſo in den Plan ihres Bruders.

Sonſt erblickte ſie zwar den Grafen täglich, aber er drängte ſich keineswegs zu anderen Aufwartungen, als ſie beim Eintritt und beim Wegbegeben die Ehrfurcht gebot. Außerdem mied er den Anblick der Königstochter, und, wie es ſchien, ſehr ängſtlich. Sie ſchloß von dieſen Zeichen auf eine peinliche Betretenheit über den Umſtand, daß er beim Turnier, in einer Aufwallung ſüßer Trunkenheit ſich als die Maske jener Redute verrathen habe. Daß nur mein Herz nichts verrathen möge, dachte die Prinzeſſin. Nie habe ich gegen ihn dergleichen gethan, und nimmer ſoll es auch geſchehn.

Eilfte Abtheilung.

Die neue Ceremonienaudienz.

Uebrigens hielt der fremde Botſchafter mit der Königin längere Unterredungen als je. Ihre Vorliebe nahm eben ſo noch täglich zu. Denn, außer dem gefaßten perſönlichen Wohlwollen, erblickte ſie in ihm das Werkzeug des ſegnenden Friedens, und dies würde allein ſchon ihm ihr Herz gewonnen haben. Daß ſie in Folge der Friedensbegründung eine geliebte Tochter von ſich laſſen ſollte, rechnete ſie nicht dem Grafen, ſondern den Umſtänden, billig zu.

Gegen alle Welt rühmte ſich Thronhelm, aus den Unterhaltungen, mit welchen ihn die Königin ſo gnädig ehre, einen wahren Reichthum von belehrenden Notizen zu ſchöpfen. Er habe ein

Memoire angelegt, darin alles, was ſie, aus ihren Regierungserfahrungen, über Fanatismus und Aufklärung, Aktiv- und Paſſivhandel, mittelbare und unmittelbare Steuern, Staatskredit, Gerechtigkeitspflege, Domänenverwaltung, Geldumlauf u. ſ. w. ihm mittheile, verzeichnet, und dann auch hie und da mit ſeinen eignen theoretiſchen Anmerkungen begleitet, ſtände. Dieſer Schatz ſollte ſpäterhin dem Kronprinzen von *** zu Gute kommen, der bei ſeinem künftigen Regiment ſodann manches koſtſpielige Lehrgeld, das man ſonſt in den Schulen der Ausführung zu entrichten habe, würde ſparen können.

Wenn die Königin von dieſen Aeußerungen hörte, war ſie immer ſehr vergnügt darüber Nennt mir, ſagte ſie zum Hofmarſchall, dieſen Grafen noch einen Libertin. Hatte man einen Weiſen mit ergrautem Kopf geſandt, ſo ſteht dahin, ob er von ſeiner Zeit hier eine ſo ernſte Anwendung gemacht haben dürfte. Bei dieſer klugen Dame empfahl überhaupt nichts ſo, als wirthlicher Zeitgebrauch. Sie führte das Sprichwort oft im Munde: Nous n'avons rien à nous, que le tems, dont jouissent ceux même, qui n'ont point de demeure.

Der Frühling goß inzwiſchen, aus ſeinen lieblichen Urnen, das Schöne milder und milder auf Thale und Auen herab. Der Hof, obgleich der heitre ländliche Wohnſitz noch nicht für den ganzen Sommer bezogen werden ſollte, beſchloß doch einige der entzückenden Tage dort zu verleben, von denen die Oberhofmeiſterin witzig zu ſagen pflegte, die Natur mache dann ihre verjüngende Toilette, und vielleicht daneben heimlich beſeufzte, daß mit einer herbſtlichen Dame keine ähnliche Palingeneſie vorzunehmen ſey.

Man fuhr hinaus. Die Winterſaaten am Wege begannen ihre Halmen ſchon mit Aehren zu krönen, der Hafer drängte die ſpitzen Keime aus den friſchgeegten Boden. In erquickender Reine prangte das neue Grün der Laubgehölze, noch kein Blatt vom Zahn feindlicher Raupen durchnagt, oder von trocknen Winden beſtäubt, und matt im ſpäten Sonnenbrande falbend In den Dörfern hingen alle Obſtbäume voll ſchneeweiſſen Blüthen, und frohſinnige Knaben weilten darunter, den ſummenden Maikäfer zu fangen. Mit ihren gelbhaarigen Kleinen, ſchritt die mütterliche Henne auf den Raſen daher, und flüchtete ſie ängſtlich vor den Gefahren der Wagen. Aus den noch feuchten Wieſen kamen flinke Dirnen gewatet, die Arme voll goldgelber Blumen zur Fütterung beſtimmt. Genug, überall lächelte und waltete Frühling, und in den, gegen den vorigen Aufenthalt nun ſo ſchimmernd umwandelten, Gärten der Hofvilla, ermangelten empfindende Herzen des Raumes, um alle wonnigen Eindrücke der ſüßen Herrlichkeit aufzunehmen. Nur die Prinzeſſin fühlte die Zauber nicht ſo tief, als im vorigen Jahre, innere Wehmuth hielt ihre, ſonſt den Naturſchönheiten ſo offne, Seele befangen.

Sie mahnte den Bruder zeitig an ſein Verſprechen. Demungeachtet wurde ihr die alte Freiheit, Spaziergänge in den Gärten mit ihrer Dame vorzunehmen, jetzt ziemlich beengt. Die Oberhofmeiſterin ließ ſie nicht aus dem Geſichte, höchſtens mochte ſie, wenn die ermüdete Alte etwa in einer Grotte oder Niſche ausruhte, dieſe oder jene Blumenbeete beſuchen, doch ſo, daß Jene ſie immer dabei in den Augen behielt. Die Prinzeſſin wunderte ſich in eben dem Maaße über die hier ſonſt nicht übliche Strenge, als ſie ihr läſtig war.

Allein man konnte veranſtalten, daß grade ihr Bruder nahte, wenn ſie, von der Aufſeherin etwas entfernt, Florens liebliche Töchter beſchaute. Er lud ſie dann ein, mit ihm weiter zu gehen, wogegen die Alte doch nicht gut einreden konnte. Und eilte man ſchnell, kam man ihr wohl aus dem Geſicht. Der Prinz konnte den fremden Botſchafter auf das Jagdſchloß im Wildhain beſcheiden. Dahin folgte die Ober-Hofmeiſterin ſchwerlich, denn ſie litt zudem in dieſem Frühjahre am Gichtübel, das einen weiten Gang ihr unterſagte.

Alles wurde ſo eingeleitet, und Prinzeſſin Idalia, der Thronerbe und Fräulein Ilmen, machten ſich auf den Weg zum Jagdſchloß, als das kränkelnde Mütterchen, in einem Tempel der Hygea, den Wachstaffent an ihrem, von Schmerzen heimgeſuchten, Arm ordnete.

Graf Thronhelm befand ſich ſchon dort, und eben in dem gothiſchen Saale, als die Prinzeſſin mit hochklopfendem Herzen nahte. Sie hätte gewünſcht, ihn in einem anderen Zimmer anzutreffen, jener Saal regte ihr ſtets Empfindungen auf, von denen ſie jetzt zu beklemmend getroffen zu werden, fürchtete. Man trat ein, der Botſchafter war im Anſchauen der Malerei von

Emma und Eginhard verſunken, und erſchrak heftig, als er die Prinzeſſin anlangen ſah. Denn nicht ſie, nur den Thronfolger hatte er vermuthet, der von da noch weiter mit ihm luſtwandeln wollte. Idalia that, was nur möglich war, ihr Inneres durch künſtliche Verſtellung zu hehlen, und nichts von den Bewegungen, die ſie in des Geſandten Nähe ergriffen, in unruhigen und verlegnen Deutungen zu offenbaren. Beobachtende Scharfſicht würde nichts deſto weniger bald entdeckt haben, daß ihre Abſicht ziemlich unvollkommen gelänge.

Sich hinter einem gleichgültigen Geſpräch bequemer verbergen zu können, fing ſie an: Lieben Sie dieſen Saal, Herr Graf?

Thronhelm — in einem Rückfall von unbedachten Leichtſinn, wo die Gewalt ſeiner Empfindungen mit ſeiner Beſonnenheit davonging — fuhr auf: Gnädigſte Fürſtin, er iſt mein Heiligthum, mein poetiſches Heiligthum geworden!

Die Prinzeſſin machte ſeine Antwort betreten, ohne daß ſie jedoch auf etwas Anderes geſchloſſen hätte, als daß Thronhelm, in Träumen der Liebe, ſich eben an Eginhards Stelle gedacht habe, was ſein volles Gemüth unvorſichtig denen ausplauderte, die Ohren hatten zu hören. Zum Glücke aber, dachte ſie, gehört mein Bruder nicht dazu. Fräulein Ilinen hingegen ward auf die Aeußerung des Geſandten todtenbleich, und weil die Prinzeſſin, in dem Augenblicke, wo ſie durch die Antwort ſich betreten fühlte, ſich nach ihrer Dame hinkehrte, entging ihr auch die ſchneidende Verwandlung ihrer Farbe nicht.

Der Kronprinz hatte nur in des Grafen Antwort eine ehrerbietige Galanterie vermuthet, weil ihm vielleicht ſeiner Schweſter Vorliebe zu dieſem gothiſchen Saal bekannt wäre. Er nahm jetzt das Wort, und ſagte: Graf, eigentlich haben wir Sie hieher beſchieden, um ohne Zeugen mit Ihnen über eine Familienangelegenheit zu unterhandeln, die man, gegen den Wunſch der Prinzeſſin, zu einem Staatsvorwurf macht. Ihr Hof — es iſt uns kein Geheimniß mehr — geht mit dem Plan einer Verbindung unſerer beiden Häuſer um. Doch Idalia — ich möchte es beinahe eine zärtliche Grille des Kindesliebe, der Schweſterliebe, nennen, will nur lebenslang ihrem Hauſe, ihrer Heimath angehören, der Freiheit vom Ehebande huldigen. Ich kenne die Einwendungen, die gegen ihren Entſchluß zu erheben ſind, habe ſie ihr auch nicht verſchwiegen, doch eine unwandelbare Beharrlichkeit auf ihren Meinungen gefunden, und dieſe am Ende auch mit dem eignen Verlangen, die geliebte Schweſter nicht von mir getrennt zu ſehn, ausgeſöhnt. Sie, Graf, ſind der Mann, der unſern Wünſchen zu begegnen vermag, und Sie würden uns Beide zu ewiger Freundſchaft damit verbinden. Es iſt wahrſcheinlich, daß Sie in Ihren letzten Depeſchen das Gegentheil von dem empfohlen haben, was meine Schweſter heimlich wünſcht, doch läßt ſich — beſonders durch einen klugen Geſchäftsführer, wie Sie es ſind — das leicht widerrufen, anders einleiten. Noch wäre es Zeit, weil von öffentlichen Declarationen noch nicht die Rede war Selbſt wenn auch ein Courier Ihnen ſchon den Befehl gebracht hatte, ſie unſerm Hofe mitzutheilen, zweifle ich, bei Ihren weitausgedehnten Vollmachten, keinen Augenblick, Sie würden noch im Stande ſeyn, den Plan rückgängig zu machen —

Prinzeſſin Idalia, die alles angewendet hatte, ſich zu ſammeln, fiel nun mit rührender Stimme ein: O ja, Herr Graf, ſenden Sie einen neuen Eilboten ab, widerrufen Sie, wenn Ihre Depeſchen ein zu ſchmeichelhaftes Urtheil über mich enthielten, Sie haben ſich geirrt, mich genauer beobachtet — o beim Himmel, Sie können nach Recht und Pflicht widerrufen!

Wie, fragte der Geſandte, Ihro Königliche Hoheit wollen mich dahin bringen, dem Kronprinzen von *** dieſe Vermählung zu widerrathen, und nennen dabei Recht und Pflicht?

Eben darum, rief die Königstochter ängſtlich. Ihr Prinz hat Sie geſchickt, um erſt wahrzunehmen, ob ſie, die man ihm zur Gemahlin beſtimmen will, auch die Liebe in ſein Herz rufen wird. Dieſe zartfühlende Sendung unterſcheidet ihn von manchen andern Fürſten, die mit kaltem Gemüth die Frage um ihre Vermählung nur an die Staatsklugheit richten, und hoch achte ich ihn, einer ſo feinſinnigen Ausnahme willen, die er von der gewohnten Regel macht. Aber darum eben mag ich, kann ich ihn nicht hintergangen ſehn. Und jedes vortheilhafte Gemälde, das ihm von mir entworfen wird, iſt ein Betrug. Ich kann ihm nicht ſeyn, was er hofft.

Und ſein treuer Diener muß die Pflicht erkennen, ihm Wahrheit zu melden.

Fühlten Ihro Königliche Hoheit nur meine Beſtürzung, entgegnete der Geſandte, daß ich dieſen Befehlen widerſtreben muß. Ich bin auch Patriot. Wie kann ich ein Werkzeug der Hinderniſſe ſeyn, wo unſerm Staate das Glück winkt, einer ſolchen Landesmutter zu gehorſamen —

Was kann, fiel die Prinzeßin ein, Ihr Vaterland von einer künftigen Monarchin hoffen, die ſich auf dem Throne unglücklich fühlen wird.

Ihre Widerſetzlichkeit, ſagte der Thronfolger, iſt bei Weitem ſchmeichelhafter für die Prinzeſſin, als es ein Begegnen ihres Verlangens ſeyn würde. Dennoch bitte ich Sie dringend darum. Ich beſchwöre Sie ſogar, auf meine Bruderliebe die Rückſichten zu nehmen, welche Ihr ſonſt mir bewieſener Antheil mich hoffen läßt. Nur dann würde ich mich getroſt von meiner Schweſter trennen können, wenn ſie ihrem Glücke entgegen zöge. Doch ſo — werde ich mit ihr unglücklich.

Aber mein gnädigſter Herr, fragte der Geſandte, wie ſoll der Streit um die Provinz ſich ſchlichten? Mit welchem Auge ſieht Ihro Majeſtät die Königin alle blutige Fehde an?

Nun ſtehen wir an dem Punkt, der hier noch zur Sprache kommen mußte, um die wichtigſte Schwierigkeit hinwegzuräumen, die den Abſichten meiner Schweſter noch begegnet, ſagte der Prinz. Hören Sie Graf, ich werde Ihnen Vorſchläge machen, die auf Beſeitigung aller blutigen Händel überdacht ſind. Schreiben Sie Ihrem Könige, Ihrem Kronprinzen, die Vermählung ſey, weil die Prinzeſſin einmal eine unüberwindliche Abneigung dagegen fühle, durchaus nicht anzurathen, Sie müßten vielmehr dringend empfehlen, davon abzuſtehn. Was aber die ſtreitige Provinz betrifft, ſo war Ihres Hofes letzte, von meiner Mutter jedoch verweigerte, Forderung, die Hälfte. Wohlan, nach zwei Jahren komme ich zur Regierung. Ich bin erbötig, Ihnen eine geheime Akte auszuſtellen, in welcher ich mich verpflichte, dann Ihrem Hofe ohne Schwertſchlag jene halbe Provinz abzutreten. So erreicht er ſein Ziel ohne Unternehmungen, die doch auch für ihn ihre Bedenklichkeit haben. Ja ſelbſt die zweijährigen Einkünfte ſollen ihm erſtattet werden, daß ihm alſo, die zweijährige Friſt abwartend, auch da kein Verluſt bleibt.

Graf Thronhelm ſchlug ſeine Hände über den Kopf zuſammen. Iſt es möglich, rief er mit einem Tone der heftigſten Befremdung aus, darf ich meinen Ohren trauen? Eure Königliche Hoheit wollten ſich zu einer Abtretung verpflichten, weil — verzeihen Sie Gnädigſter Herr, wenn ich mich erkühne, Ihren eignen Ausdruck zu wiederholen — weil eine zärtliche Grille Ihrer Durchlauchtigen Schweſter ſich gegen das Glück der Liebe auflehnt? Was ſollte die Welt, was die Geſchichte von einer ſo unköniglichen Verminderung Ihres Reiches ſagen, der man ohnehin ganz andere, und vielleicht wenig rühmliche, Gründe andichten würde? Handeln Eure Hoheit auf dieſe Weiſe im Geiſt Ihrer königlichen Mutter? Haben Sie die erhabnen Lehren derſelben begriffen?

Dieſer, allerdings wenig artige, aber, eben nach den Lehren der Königin, wohlverdiente Vorwurf machte, daß der Kronprinz vor Schaam und Verwirrung erröthete, und nichts antworten konnte. Prinzeſſin Idalia war ſo entrüſtet über Thronhelms verwendende Beredſamkeit, als ein zart Gemüth es nur immer gegen — einen Geliebten ſeyn kann. Eben wollte ſie die Unterrebung fortſetzen, als keuchend die Oberhofmeiſterin eintrat. Sie hatte es nicht über ſich vermocht, zurück zu bleiben, und machte einer ſchweren Klage gegen die Prinzeſſin Luft, daß ſie genöthigt geweſen ſey, durch den engliſchen Park in den Wildhain zu gehn, wo es noch ſo manche feuchte ſumpfige Stelle gäbe, deren Einfluß ſie an Gichtpein würde zu büßen haben. Weil dieſe erhöhte Gichtpein ſich in der That ſchon anmeldete, überſah die Oberhofmeiſterin die hier auf allen Geſichtern wohnende Verwirrung. Graf Thronheim nahm dieſen Augenblick wahr, ſich einer Unterhaltung zu entziehn, wo es für ihn nur Bitten abzuſchlagen gab, und beurlaubte ſich mit einer kurzen Verbeugung.

Die Uebrigen gingen bald nach, langten aber erſt ſpät im Schloſſe an, weil die Alte nicht wohl fort konnte. Niemand war unterwegs vergnügt. Der Prinz that ein wenig kühl gegen ſeine Schweſter, weil ihn die herben Erinnerungen des Grafen nachſinnen machten, daß ihn brüderliche Gefälligkeit doch wohl zu etwas Unziemenden verleitet habe. Die Prinzeſſin war außer ſich vor Unmuth und Kummer, daß ein Plan, von dem ſie viel ſich verſprochen hatte, mißlungen ſey. Demungeachtet mußte, wenn ſie alles genau erörterte, ihre Achtung vor dem Grafen Thronhelm noch mehr anwachſen. Fräulein Ilmen hegte eine peinliche Beſorgniß, die ihre Herrin noch nicht ahnte, ſie aber auch bald mit neuen Schrecken füllen ſollte.

Die Oberhofmeiſterin, vom Kronprinzen gutmüthig geführt, unterbrach das Schweigen durch ihre, an Prinzeſſin Idalia gerichteten, Vorſtellungen und Bitten. Ihro Königliche Hoheit, fing ſie an, würden in der That wohl thun, wenn Sie gnädigſt geruhten, Dero Spatziergänge, ob wir gleich in *** ſind, nur in meiner unterthänigen Begleitung zu vollziehn. Ich hätte gar nicht erwartet, daß Sie, ohne mir zu befehlen, daß ich Ihnen folgen ſollte, ſich nach dem Jagdſchloſſe erheben würden.

Verdrießlich antwortete die Prinzeſſin: Man iſt doch ſonſt auf der Villa nicht ſo peinlich geweſen.

Jene merkte an, wie ſie von Ihrer Majeſtät der Königin jetzt andere Befehle empfangen habe.

Auch die Königin, entgegnete Idalia, wird nichts dagegen haben, wenn ich am Arm meines Bruders promenire.

Ohne allen Zweifel, verſetzte die Duenna, nur hätte ich immer die Ehre haben können, auch zu folgen, um gleich aufzuwarten, wenn Ihro Königliche Hoheit, oder der Gnädigſte Herr, etwas zu befehlen gehabt hätten.

Ich wollte Sie ſchonen, da Sie krank ſind, hieß die Antwort.

Der Kronprinz mengte ſich ſchlichtend ein, und verwies ſcherzhaft der Oberhofmeiſterin ihre jetzt ſo große Aengſtlichkeit, ob ſie gleich ſonſt ein ſo gutes Mütterchen geweſen ſey.

Das Wort Mütterchen gefiel ihr zwar nicht, doch aber der ſcherzhafte Ton, welchen der Kronprinz noch ſonſt nicht gegen ſie angenommen hatte, und ſie beruhigte ſich wieder. Aber mit Recht hatte ſie von der Naſſe im Park gefürchtet. Die Erkältung der Füße zog ihre Gicht dahin. Sie bekam die, bei Damen ſeltene Krankheit, das Podagra. Wie man ſie auch am Hofe bedauerte, ſo konnte es doch auch nicht ausbleiben, daß Witzlinge über dies Podagra allerhand launige Einfälle ausſtreuten.

Als die Prinzeſſin ſich wieder auf ihrem Gemache befand, ſagte ſie zur Ilmem: O Gott, ich liebe Thronhelm mit jedem Tage mehr innig, heiß, unausſprechlich. Deſto weniger kann ich ſeinem Bilde, das in meinem Herzen leuchtet und gebietet, untreu werden. Ich muß ſein Widerſtreben, mag es mir gleich an einer Seite Bewanderung abnöthigen, koſte es was es wolle, entwaffnen. Es muß geſchehn, auch wenn es meinen Bruder reuen ſollte, was er mir zugeſagt hat. Um jeden Preis ſey die Vermahlung abgewendet, und wenn ich alle meine Kraft an mein Vorhaben ſetze, fürchte ich das Mißlingen nicht. Um nichts Sträfliches ruft mein Herz, deſto hoher glüht auch der Muth in dieſem Buſen auf.

Fräulein Ilmen trat, wie gewöhnlich, zwiſchen die Gefühle der Prinzeſſin, mit ihren abmahnenden Vorſtellungen, doch auch, wie immer, vergeblich. Letztere rief endlich aus: Ich muß, im äußerſten Fall, der Konigin da meinen Gehorſam verſagen, wo ich einmal nicht gehorchen kann.

Aller Einreden der Ilmen ungeachtet, nahm ſie nun an ihrem Schreibetiſch Platz, um zwei

Briefe, an den König, und an den Kronprinzen von ***, aufzuſetzen. Sie führte darin über ihre Gefühle eine Sprache, wie gegen den Botſchafter, doch mit höherem Nachdruck, vergab ihrer Würde nicht das mindeſte, und gab ihren Briefen dennoch ſowohl die Kraft ſiegender Vernunftdarlegung, als der rührend flehenden Herzlichkeit. Nannte ihr fürſtlicher Stolz ſchon das Wort Großmuth nicht, ſo hätte durch ein Vertrauen, wie dieſe erhabne Briefſtellerin es zeigte, die Großmuth doch erwachen müſſen, auch wo ſie dem Charakter fremd geweſen wäre; nur daß Jene, vor ſich ſelbſt, es nichts wie eine unerläßige Pflicht genannt haben würden, in das Verlangen der ſo zarten als ſtolzen Bitterin einzugehn. Allein die Briefe erreichten den Ort ihrer Beſtimmung nicht, wie wir ſehen werden.

Als ſie vollendet waren, entſtand die Frage, auf welche Art man ſie nach *** ſenden könne. Ohne Aufſehn zu erregen, war es der Prinzeſſin unmöglich, einen Eilboten damit abzufertigen. Die gewöhnliche Poſt ging zu langſam für die Ungeduld der Prinzeſſin, und es ſtand auch zu befürchten, ihre Mutter könne davon unterrichtet werden, wenn ſie dort die Schreiben abgeben ließ. Es ſchien alſo das rathſamſte, dem Botſchafter ſie, zur weiteren Beförderung, einzuhändigen. Unmöglich, dachte die Prinzeſſin, könne er das ihr abſchlagen, wann er ſonſt ihren Bitten auch Widerſtand entgegen geſetzt hätte. Bei dem Allen hoffte ſie dieſen Widerſtand, da er, ihrer Meinung nach, doch immer von dem Irrthum ausgehe, ſie werde ſeinem Vaterlande irgend ein Glück herbeiführen können, noch zu beſiegen. Dazu war jedoch eine abermalige Unterredung nöthig. Trotz aller Hinderniſſe ſollte ſie herbeigeführt werden. Und zwar durch ihren Bruder, ohne daß er hernach ſelbſt daran Theil nähme. Ohne ſeine Gegenwart hoffte ſie mehr über den Grafen zu vermögen. Sie wollte es ſelbſt über ſich gewinnen, dem Grafen ein Wort zu ſagen, das, wenn der Kronprinz Zeuge war, nimmermehr ihren Lippen entfliehen durfte. Sie wollte nehmlich kühn genug ſeyn, ihm zu äußern, daß ſie es wiſſe, er liebe ſie. Wenn nun der Erſchrockene ihrer Frage: wie er doch einen Gegenſtand ſeiner Liebe ſchwer zu beleidigen vermöge, noch mit ſeinem alten Irrthum, mit ſeiner unſeligen Charaktergröße, die gegen das eigne Herz wüthe, begegnete, wollte ſie drohen, ihn zu verderben, daß er es habe wagen können, ſie zu lieben.

Dies, hoffte ſie, müſſe entſcheidend ſeyn, der Graf wenigſtens alle Notificationen, wenn er deren bald empfinge, noch zurückhalten, und ihre Briefe auf das Schnellſte abſenden, die eine gute Wirkung ſchwerlich verfehlen dürften.

Zu allen dieſen Planen führte ihr Gemüthszuſtand die Prinzeſſin. Weit näher aber, als ſie es fürchtete, lag ſchon die ſchreckliche Notification. An dieſem Abend noch langte der Major von Gillen, deſſen Eile ohne Beiſpiel geweſen war, von ſeiner Reiſe in die Heimath wieder an, und brachte dem Geſandten die wichtigen vermutheten Depeſchen. Graf Thronhelm geſtattete nicht, daß er ſich dem Fräulein Ilmen zeigen durfte, ſo erfuhr auch die Prinzeſſin nicht, daß er in der Hauptſtadt, und von da auf dem Luſtſchloſſe eingetroffen ſey. Hingegen ſagte Graf Thronhelm am Abend noch der Königin mit einem freudig geheimnißvollen Weſen: er müſſe ſchnell in die Reſidenz, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu erſuchen, daß er ihm, wie es die Förmlichkeiten geböten, eine große Audienz bei Ihro Majeſtät bewirke, um Allerhöchſtderſelben den Inhalt der eben von ſeinem Hofe empfangenen Depeſchen zu Füßen zu legen.

Die Königin erwiederte lächelnd: Es iſt doch eine Familienangelegenheit, die Sie mir vorzutragen haben?

Der Geſandte beſtätigte die Vermuthung.

Nun, fing Jene wieder an, ſo wollen wir es mit den Förmlichkeiten nicht zu genau nehmen. Wozu eine Audienz in der Hauptſtadt. Ich kann ſie Ihnen auch hier im Kreiſe der Meinen ertheilen. Graf Altingen werde übrigens dazu beſchieden Er kann Morgen früh hier ſeyn. So brauchen wir uns Alle nicht von dieſem angenehmen Aufenthalt zu trennen. Morgen Mittag erwarte ich Sie, Herr Graf!

Ein Stallmeiſter mußte ſogleich in die Reſidenz ſprengen, um den Miniſter zu rufen. Sein Herz ſchlug bei dem Befehl, den er überkam, weil es hoffte, nun gewiß bald unter dem großen Ordensbande ſchlagen zu können.

Er fuhr die Nacht hindurch, wartete am Morgen der Königin gleich pflichtſchuldigſt auf, und ſprach von dem was der fremde Botſchafter melden würde, auf eine feingeſchickte Art, wie von einer Sache, die ſeinen Leitungen und Wendungen den erwünſchten Ausgang danke. Die Königin gab ihm auch zu erkennen, daß ihr ſein Verdienſt daran nicht fremd ſey, und ſie es belohnen werde. Dann ſeufzte ihre mütterliche Liebe im Hinausblick auf die Zukunft, und der Miniſter eilte, ihr ſowohl über die bemerkte wehmüthige Regung viel Schmeichelhaftes zu ſagen, als ſie durch frohe Glückwünſche zum beneidenswürdigen Looſe der Prinzeſſin, und der nun ein ſchönes Ziel erreichenden Friedensliebe ihrer erhabnen königlichen Mutter, zu lindern. So geht es an Höfen. Die Nachrichten, welche man aus der Fremde empfangen ſoll, ſind meiſtens daheim ſchon bekannt, ehe ſie eintreffen.

Die Prinzeſſin erhielt von der, zu ihr hereinhinkenden, Oberhofmeiſterin, im Namen ihrer Mutter, die Weiſung, mit einiger Feſtlichkeit ſich zu kleiden. Idalia fragte nach der Urſache. Jene antwortete, daß ſie ihr unbekannt ſey, und ſetzte hinzu: vielleicht möchten Fremde eingetroffen ſeyn, die bei Hofe vorgeſtellt werden ſollten. Die Prinzeſſin vollzog die Weiſung, ohne den richtigen Grund zu ahnen. Auch der Kronprinz war auf eine ähnliche Weiſe beſchieden.

Gegen die Mittagſtunde wurde Prinzeſſin Idalia nach den Zimmern der Königin abgerufen.

Die podagriſche Dame, und ihre Vertraute, folgten nach. Im Gemach ihrer Mutter fand ſie ſchon den Thronerben, von ſeinem erſten Gouverneur begleitet. Gleich darauf trat die Königin, mit einigen Kammerherren und Damen, ein. Ganz kurz ſagte ſie ihrer Tochter: die Audienz, welche ſie eben zu ertheilen im Begriff ſtehe, würde ſie angehn, und wandte ſich ab, ohne eine Gegenrede zu erwarten.

Die Prinzeſſin bebte ſchreckenbleich. In dem Augenblick begab ſich aber auch die Königin unter den kleinen Thronhimmel, der ſich in dem Gemache befand, und ließ ihre Kinder zu beiden Seiten neben ſich Platz nehmen. Auf einen Wink flog der dienſtthuende Kammerherr hinaus.

Zärtlich, obwohl höchſt ernſt und gemeſſen zugleich, richtete die Königin abermal leiſe das Wort an ihre Tochter. Der Gegenſtand, worauf es ſogleich ankäme, ſagte ſie, wäre ſchon hinlänglich beſprochen, alſo neue Unterredungen darüber unnöthig geweſen. Sie, die Königin, zweifle keinen Augenblick, die Prinzeſſin werde antworten, wie es der Wille ihrer Mutter, den die Umſtände erheiſchten, die Achtung gegen den Hof zu * * *, und ihre eigne Würde, verlangten.

Grade auch öffneten Pagen die Flügelthüre. Graf Thronhelm, zwiſchen dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, und dem Hofmarſchall, kam herein. Ihm folgte der Major ſein Adjutant, bei deſſen Anblick der Prinzeſſin junge Hofdame froh erröthete.

Dagegen überzog eine neue Schneedecke die Wangen ihrer Herrin. Die Gegenwart des Adjudanten brachte vollend aufs Reine, was die Königin noch mit einiger Dunkelheit geſagt hatte. Prinzeſſin Idalia begriff nicht, wie der Eilbote ſchon wieder zurück ſeyn könne, und war vor Betrübniß außer ſich, von ſeiner Ankunft nicht einige Wiſſenſchaft gehabt zu haben, damit ſie den fremden Geſandten noch, um jeden Preis, vor ſeinen öffentlichen Erklärungen, zu ſprechen im Stande geweſen wäre.

Sie litt unendlich in dieſen Minuten, und, wie es ihre Gemüthslage herbeiführte, die widerſprüchlichſten Regungen ſtürmten abermal durch ihre Bruſt. Denn der Geliebte trat ein Die ganze reiche Natur hatte einmal ihr keinen bewegenderen Anblick darzubieten, als dieſe Geſtalt. Der Graf trug diesmal eine Jagduniform. Zum Theil als angemeſſen gewählt, da man ſich auf dem

Landſitze befand, zum Theil die Farbe der Hoffnung im ſinnigen Hindeuten erkoren. Sie war einfach, nur mit Epauletten geziert. Weil aber Thronhelm demungeachtet auch im Einfachen die hohe Feſtlichkeit darſtellen, den königlichen Freiwerber mit Glanz ankündigen wollte, ſo trug er die Schulterquaſten, wie die Knöpfe an ſeiner Uniform, und den Griff des Seitengewehres, von Diamanten. Ihre Blitze auf dem tiefen Grün, mahnten an die ſonnebeleuchteten Thautropfen auf Wieſen in ſchöner Morgenfrühe. Wenn gleich die Edelſteine auch ſeinen edlen Formen eben nichts zulegten, ſo nahm der ganze Aufzug ſich dennoch ſehr wirkend aus, und zog alle Blicke an. Nicht mit jener leichten frohſinnigen Gewandheit, wie man ihn zu der erſten Audienz hatte kommen ſehn, nahte er, es lag vielmehr jetzt in ſeinem ganzen Weſen eine ſanft kindliche Ehrerbietung, und die Rührung in ſeinem, wie Pfirſich und Roſe blühenden, Antlitz war ſo groß, daß ſein ſchönes blaues Auge eine Thräne nicht mehr hemmen konnte, die, über die Jünglingswange rinnend, mit ſeinen Juweelen um den Preis des helleren Glanzes rang.

Die Prinzeſſin, wenn ſie gleich die Augen kaum aufzuſchlagen wagte, hätte ihn dennoch mit ihren Blicken durchbohren mögen. Die Edelſteine, die Thränen erinnerten ſie, alle Tiefen ihrer Seele bewegend, an jene Glorie. Ein dunkles, aber mächtig um Erfüllung rufendes, Gefühl ſagte ihr, es würde die höchſte irdiſche Glückſeligkeit, und mit Thronen viel zu wohlfeil bezahlt ſeyn, wenn ſie dieſem Jüngling in die Arme fliegen dürfte. Und die grauſamen Verhältniſſe ſchieden ſie ewig von einem Ziel, ohne das ihr Leben allen Werth zu verlieren ſchien. Die erſchütterte Rührung, welche ſie an dem Geſandten entdeckte, konnte ſie keinem anderen Umſtande beimeſſen, als der Gewalt, die er ſeiner Liebe zu thun hatte, etwas zu vollbringen, dem ſo laut dieſe Liebe doch widerſprechen mußte. Siegte ein mächtiger Wille, das zu thun, was ihm das Rechte ſchien, dennoch über allen geheimen Widerſtand ſeiner Leidenſchaft, ſo war ſie genöthigt, dem Grafen immer noch um ſo mehr Achtung zuzulegen, als ſie die leiſe Hoffnung genährt hatte, er dürfte wohl am Ziel der peinlichen Laufbahn noch wanken. Dadurch übte er nun aber auch die entſchiedene, vollbrachte, bei allem Flehn laut gebliebene, Feindſeligkeit, wider die Geliebte aus, und verdiente ihren Haß eben ſo gerecht, als ihre Bewunderung. So leerte die Prinzeſſin in dieſen Minuten einen Nektarbecher, der zugleich mit dem bitterſten Wermuth gemengt war.

Graf Thronhelm warf, im Hertreten zur Monarchin, einen, wie es ſchien, unwillkührlichen, Blick auf die Prinzeſſin, und hatte ſichtbarlich nach dieſem Blick erſt wieder Faſſung zu ſammeln. Dann wankte er, Idalia gewahrte ſein Beben, und hätte untergehn mögen. Er beugte ein Knie vor den königlichen Damen, richtete nun ſeine Worte an die Königin, doch immer auch, mit einnehmender Grazie, durch eine Seitenbewegung, an die Tochter. Der Inhalt ſeiner Rede war eine diplomatiſche officielle Anzeige der Wünſche ſeines Hofes, den Kronprinzen von ***, durch eine Vermählung mit der Prinzeſſin von ***, zu ehren. Wenn inzwiſchen Thronhelm ſich auf einer Seite der herkömmlichen diplomatiſchen officiellen Worte bediente, ſo wich zugleich die ſtudirte förmliche Rede wieder oft aus ihrem Geleis, und ſtreifte ſo ins Gebiet des Poetiſchen und Romantiſchen hinüber, wenn das Glück, welches der Thronfolger zu *** hoffe, zur Sprache kam, daß es allen Anweſenden auffiel. Sie meinten bei ſich: es ließe ſich begreifen, daß Graf

Thronhelm eine Vorſtellung von dieſem Glück hege, allein er fliege über die Schranken hinaus, welche ihm ſein untergeordneter Rang, und ſein Geſchäftsauftrag zögen, wenn er dieſe Vorſtellung, und noch dazu in, bei Audienzen ganz ungewöhnlichen Ausdrücken, ſo hervorſcheinen ließe. Auch der Königin entging das nicht, und ſie unterbrach den Redner zeitig, als er geſagt hatte, was, dem Weſentlichen nach, zu ſeinem Auftrag gehörte.

Mit freundlicher Majeſtät entgegnete ſie kurz: wie ſie unter allen Umſtänden ihr Haus durch eine ſolche Werbung geehrt fühle, jetzt ſie aber ihr noch angenehmer ſeyn müſſe. Wenden Sie ſich, fügte ſie hinzu, an die Prinzeſſin, ſie theilt meine Empfindungen.

Graf Thronhelm hatte ſein neues Creditiv dem Miniſter eingehändigt, trug aber noch ein Porträt, in einer goldnen Kapſel, in der Hand, das er nun mit einer neuen Knieveugnng der Prinzeſſin überreichte. Er zeigte ihr an, es ſey das wohlgetroffene Gemälde des Sohnes ſeines Königs.

Prinzeſſin Idalia war ſo verwirrt, daß ſie es auf den Boden fallen ließ. Ihre Hofdame hob es geſchwind auf. Die Königin, der Tochter Aengſtlichkeit gewahrend, wollte ihr, aus mütterlichem Antheil, zu Hülfe kommen, wenn ihr ſchon die ganze Haltung derſelben ziemlich mißfiel. Sie nahm die Kapſel zu ſich, öffnete ſie ſchnell, und gab das Porträt ihrer Tochter zurück, indem ſie zugleich leiſe, und mit einigem ſcherzhaften Ton ſagte: Es iſt der Mühe ſchon werth, das Porträt des Bräutigams zu ſehn.

Wie hätte Prinzeſſin Idalia auch wohl nur eine flüchtige Neugier dazu empfinden können? Ihr galt nur ein männlich Geſicht auf dem Erdenrund ſchön. Demungeachtet mußte ſie ſchon auf das Gemälde ſehn. Es ſchien ihr in dem Augenblick, ſie begehe einen Verrath an ihrer Liebe. Das Geſicht, welches die Farben zeigten, war ſo übel nicht, hatte friſche Jugendlichkeit, und regelmäßige Züge. Nichts deſtoweniger fand es die Prinzeſſin abſchreckend, ſie fühlte in ſeinem Anblick das harte ſie bedrohende Schickſal, zwiefach. Endlich, als Graf Thronhelm ihr noch einen Brief des Kronprinzen einhändigte, und dabei den Wunſch äußerte: ſie mögte ſeinen Herrn durch eine freudige Antwort beglücken, hatte ſie ſich genug ermannt, um entſchloſſen antworten zu können. Sie ſagte: Herr Graf, weil es das Geſchick meines Lebens gilt, muß ich mir eine Bedenkzeit von vierzehn Tagen erbitten, und ich hoffe, Ihro Majeſtät werden mir das Billige auch mütterlich zugeſtehn.

Die Königin zog ihre Stirn in düſtre Falten, und warf einen unwilligen Blick auf ihre Tochter. Gleich aber ſammelte ſie ſich wieder, und beſchied den Geſandten freundlich: Meine Erklärung wiſſen Sie, Herr Graf! Töchter ſind in ſolchen Augenblicken immer noch nicht gefaßt genug, um ausſprechen zu können, was das Herz wünſcht. Vom Miniſter das Weitere, und hiemit empfehle ich mich Ihnen.

Graf Thronhelm, der zuvor noch dem Kronprinzen die Empfehlungen ſeines Hofes gebracht hatte, verbeugte ſich ziemend, und entfernte ſich mit ſeinen Begleitern.

Die Audienz hatte ein Ende. Prinzeſſin Idalia erhielt einen Wink von ihrer Mutter, und mußte derſelben gleich in ihr Gemach folgen, wo eine Strafpredigt unter vier Augen begann, daß ſie, auf eine ſo wenig angemeſſene, und ganz überflüſſige Weiſe die Bedenkzeit zur Sprache gebracht hätte. Bei Fürſten-Ehen, wo die ſtaatsklugen Zwecke allen übrigen vorangehn, und wahrlich immer auch ſollten, ſo das eine Ausnahme höchſt tadelhaft iſt, weil man ein Völkerheil, das zu begründen geſtanden hätte, überſah, bei dieſen Ehen liegt einmal ganz außer der Ordnung, was in der bürgerlichen Welt unter uns, vollkommen billig iſt.

Die Prinzeſſin konnte nicht antworten, ſondern warf ſich ihrer Mutter, laut weinend, zu Füßen. Das entrüſtete die Königin noch mehr. Sie fragte: ob denn alle Mühe ihrer Erziehung verloren gegangen wäre? Sie forderte auf das Nachdrücklichſte, Idalia ſollte ihr nicht mehr durch ſolche Aeußerungen ihres jener Vermählung abgeneigten Sinnes, weh thun. Sie fügte hinzu: wie es gar nicht mehr in ihrer Gewalt ſtehe, der Prinzeſſin Verlangen zu willfahren. Denn, ſey es eine fürſtliche Pflicht, ſo viele Dinge als nur möglich ſich gebietend unterzuordnen, ſo gäbe es auch wieder andre Dinge, über die man nichts vermöchte, und denen zu gehorchen, eine eben ſo nothwendige Pflicht ſey. Sie wiſſe, wie ſchwer es ihrem Muttergefühl werde, ſich von einer geliebten Tochter zu trennen, demungeachtet aber gäbe ſie ihr ein Beiſpiel, wie man ſich gebietenden Dingen unterwerfen müſſe. Noch einmal wiederhole ſie, daß ihre bedungene Friſt etwas ganz Ueberflüſſiges ſey, ſie müſſe Kronprinzeſſin von *** werden, daher ſey ihr zu empfehlen, klug zu wollen, was ſie müſſe. Deſto ſchlimmer, wenn ſie ein Loos, von dem ihre Mutter ſelbſt geſtände, nicht viel Freudiges zu hoffen, durch trübes Hinblicken darauf, ſich noch düſterer mache. Was an Liebe eine Fürſtin erwarten dürfe, habe die mütterliche Lehre ihr oft geſagt, und ſie daneben deshalb Tauſendmal gewarnt, alle Hoffnungsideale in dieſem Betracht zu fliehn, ja die nach Liebe ſeufzenden Regungen ganz aus dem Gefühl zu verbannen. Bei dem Allen ſey es nicht unmöglich, daß ihr Geſchick eine beſſere, als die abzuſehende, Wendung nähme. Sie könne vielleicht, beſonders wenn ſie ſelbſt in ihrem Thun dazu ſähe, die Liebe des Bräutigams mehr gewinnen, als es einſt ihrer Mutter habe glücken wollen. Doch auch im günſtigſten Fall müſſe ſie allen ſchwärmeriſchen oder ſentimentalen Anſpruch rein aufgeben. Eines Königs Minuten wären ihm zugewogen, er dürfe nicht Tauſend nöthige, durch die Regierungspflicht bedungene, Verrichtungen hintenanſtellen, um nur, ein zärtlicher Gatte, das Lob ſeiner Gemahlin zu verdienen.

Hiemit wurde die Prinzeſſin entlaſſen, und weil ſie auch zuletzt noch den Lauf ihrer Thränen nicht zu hemmen vermochte, kühler als je.

Zwölfte Abtheilung.

Die Inſel.

Die Prinzeſſin war aber in den Strom ihrer Empfindungen fortgezogen, kühle Vernunftſprüche hielten ſeine glühenden Fluten nicht auf. Nur von der Liebe allein war noch eine Kraft für ſie zu gewinnen, die ſich dieſer Liebe entgegen ſtellen ließ.

Der Flug ihrer Einbildungskraft zeigte ihr das Schwere leicht. Sie hoffte, wie weit auch ſchon die Sache gelangt ſeyn möchte, ein feſter Wille müſſe ſie noch abändern können, und ſie ſchmeichelte ſich, daß ſo ein mächtig ergriffener Wille ihr Herz ehre! Sie baute auf ihre Briefe, auf den Grafen, wenn ſie ihm das Innere in ſeinen geheimſten Tiefen berühren werde, endlich auf eine laut gegen die Königin ausgeſprochene Widerſetzlichkeit. Noch hatte ihre Kindesliebe ihr den Kummer deshalb ſparen wollen, noch, da ſie an andere

Mittel glaubte. Schlügen dieſe aber fehl, dann, meinte ſie, wäre jener Kummer auch nicht mehr zu umgehn. Und, ſagte ſie zu Fräulein Ilmen, was kann man noch thun, wenn ich nach Umlauf der vierzehn Tage, heiße es unfürſtlich oder nicht, mein Jawort entſchloſſen verweigere? Man darf vor ganz Europa doch nicht das Beiſpiel gehäſſiger Zwangmittel geben. Und ich will die Zwangmittel ſehn, die mich wirklich zwingen ſollen. Der Zorn mag gegen mich wüthen, ihn verlache ich. Man wird mir eine Feſtung zum Aufenthalt anweiſen, er ſey mir willkommen, deſto ungeſtörter vermag ich dort an meinen Geliebten zu denken, und die Zeichen der furchtbaren Hoheit, die mich von dem Höchſten ſchied, umgeben mich dort nicht mehr in ihren ſchaudervollen Erinnerungen.

Die Hofdame warf ſich ihrer Prinzeſſin zu Füßen. Doch weil dieſe Bewegung ſchon genug von dem ſagte, was die Prinzeſſin nicht hören wollte, ließ ſie Jene auch weiter nicht zu Wort, ſondern gebot ihr, nimmer ſich zu erkühnen, eine neue Gegenvorſtellung auszuſprechen.

Das Podagra der Oberhofmeiſterin nahm zu, ſie mußte ihr Zimmer hüten. Ein erwünſchter

Umſtand für die Abſichten der Prinzeſſin. Sie hielt viele geheime Unterredungen mit ihrem Bruder. Im Anfang wollte er nicht, wie vorher, auf ihre Zumuthungen hören, jene Worte des Grafen Thronhelm hatten ſeinen dienſtfertigen Sinn ziemlich verändert. Er führte beinahe die Sprache der Königin, und wunderte daneben ſich höchlich, daß ſeine Schweſter, nachdem jene Audienz ihre Angelegenheit bereits zu einem öffentlichen Akt gemacht hätte, auch der Königin Einwilligung dem Botſchafter mündlich, und hernach in einer vom Grafen Altingen ihm geſchickten Note, kund gemacht ſey, noch hoffen könne, etwas an der Sache zu hintertreiben. Allein wenn dieſe Prinzeſſin zu bitten fortfuhr, wenn ſie gar durch ein Perlendiadem aus ihren ſchönen Augen beſtach, konnte nur eine Selbſtbeherrſchung, wie ihre Mutter ſie ſich angeeignet hatte, widerſtehn. So hatte der Prinz noch ſich nicht gewaffnet. Er weinte endlich ſelbſt mit ſeiner geliebten Schweſter, und ſagte, von Rührung betäubt, ihr aufs Neue alle Hülfe zu, die nur in ſeiner Gewalt ſtände.

Sie dankte ihm mit einer frohen Umarmung, und ſagte daneben: noch würde ſie ihn nicht in den Fall ſtellen, eine geheime Akte wegen der einſt abzutretenden halben Provinz, zu unterzeichnen, vielmehr hoffe ſie ohne dieſe, allerdings für ihn drückende, Bedingung, noch ihr Ziel umfangen zu können. Der Prinz entgegnete: daß ſie, wenn ſie ihn von einer Bedingung freiſpreche, die er, als künftiger Landesherr, ſo ſchwer zu erfüllen im Stande ſey, doppelt auf ſeine Willfährigkeit zählen dürfe. Wie ſehr auch ſein Herz an ihrem Verlangen, ſich nicht von ihm getrennt zu ſehn, hinge, wiſſe ſie ohnehin.

Idalia trug ihm nun die Nothwendigkeit vor, den fremden Botſchafter noch einmal zu ſprechen. Sie behauptete feſt: es könne ihr dann nicht mißlingen, alle ſeine Einwendungen völlig zu entkräften, denn ſie wiſſe genau, wie das möglich, wie das untrüglich zu vollenden ſey. Doch müſſe ihre Unterredung mit ihm ohne alle andere Zeugen, als ihre Hofdame, Statt haben, ſie auch keine Störung derſelben fürchten dürfen. Nun folgte eine ſo angelegentliche als rührende Bitte, dieſe Unterredung zu veranſtalten.

Der Prinz fragte: wie das geſchehen könne? Sie hatte ſchon alles überdacht. Sie wollte den nächſten Morgen früher als gewöhnlich aufſtehn, früher, als die Königin ſich von ihrer Morgenarbeit in ihrem Kabinette entfernte, und als auch von der jetzt kranken Oberhofmeiſterin eine Erſcheinung zu beſorgen ſtand. Unkenntlich in dichten Schleiern wollte ſie mit der Ilmen durch die Korridore nach einer kleinen Seitenthüre des Pallaſtes gehen, und von da, durch die Küchengärten nach der Feldſeite des Sees ſchleichen. Dort wohnte ein Fiſcher. Der ſollte beide nach der Inſel überſetzen, die man gewöhnlich die Gesnersinſel nannte. Um dieſelbe Stunde aber ſollte auch der Kronprinz, nachdem er heute noch den fremden Botſchafter zu einem ſehr zeitigen Spaziergang, in der nächſten ſchönen Frühe eingeladen hätte, dieſen an den Platz führen, wo der einem Block ähnliche Kahn, am Gartenufer ſtand, dem man die Idee anzuhängen pflegte, es ſey der, worauf der erſte Schiffer den erſten Verſuch einer Fahrt über die Wogen gemacht hätte. Der Kronprinz ſollte nun ſagen: Machen wir auch die Fahrt nach dem Eiland hinüber, doch Jenem im mindeſten nicht zu ahnen geben, wen er daſelbſt vorfinden werde. Am Geſtade dort angelangt, ſollte der Prinz den Grafen ausſteigen laſſen, und nun, gleichſam Scherz treibend, wieder rückwärts abſtoßen, als wolle er ihn, wie einen Robinſon, der

Ein-

Einſamkeit auf einer wüſten Inſel übergeben, auch für eine halbe Stunde Ernſt machen. Dann möchte er ihn wieder abholen, inzwiſchen auch ihre Unterredung mit ihm, die er zwar nicht hören ſollte, durch das Fernglas ſehn. Denn nahe am Ufer, und an keinem anderen Orte, wolle ſie dieſelbe halten.

Dies alles ſchien ausführbar, auch in ſofern, als ihr Bruder, der oft ſich ein Vergnügen auf dem See machte, einen Kahn geſchickt ruderte. Er fand jedoch ihren Plan ſehr abentheuerlich, und das, wie er ſagte, ohne Noth. Man würde denſelben Zweck, fügte er hinzu, auf eine minder weitſchweifige, und die Entdeckung nicht beſorgen laſſende, Art erreichen können. Die Prinzeſſin blieb aber demungeachtet bei ihrem Entwurf ſtehen, ließ auch nicht ehe mit zärtlichen Bitten nach, bis Jener ſein Wort gab, ihnen ohne Abweichung nachleben zu wollen.

Graf Thronhelm begegnete der Einladung des Prinzen ſehr gern. Wir können, ſagte er, den Sonnenaufgang vom Thurm des Jagdſchloſſes anſehn. Das wird ein reitzend Schauſpiel geben. Wohlan, verſetzte der Prinz, hernach luſtwandeln wir am Seeufer.

Beide machten ſich den andern Tag früh auf ihren Weg. Der Frühlingsmorgen konnte nicht ſchöner ſeyn. Von den Kehlen gefiederter Sänger, die in der Morgenſtille deſto lieblicher tönten, begrüßt, ſtieg das purpurfarbne flammende Rund über dem Heiligthum eines fernen Bergwaldes empor, und mit offnem Buſen gaben die betrachtenden Jünglinge ſich dem Eindruck hin, den auf ihre lebensfriſche Empfänglichkeit der feierlich ſchöne Anblick machte. Sehr bewegt ſtiegen ſie endlich, von ihrer gothiſchen Zinne, die ihnen ein Belvedere im ganzen Umfang des Wortes dargeboten hatte, in den Wildhain hinab, von wo der Spaziergang die Seeufer bald erreichte.

Genau der Abrede mit ſeiner Schweſter folgend, beliebte nun der Prinz eine Kahnfahrt, deren Vergnügen auch ſein Begleiter gern theilte. Man langte drüben an, Thronheim ſtieg aus, und der beſchloſſene Scherz, ihn am einſamen Geſtade nun zu verlaſſen, ward vollzogen. Der Graf lachte im Anfang, dann bat er, doch umſonſt.

Die Prinzeſſin hatte von ihrer Seite es an nichts fehlen laſſen. Bald nach Sonnenaufgang war ſie mit ihrer Ilmen, der das Herz nicht wenig ſchlug, aufgebrochen. Die ſchon beſchäftigten Hofbedienten hatten zwei Damen im Morgenanzug nach dem Küchengarten wandeln ſehn, aber nicht weiter darauf geachtet. Die Erſcheinung war auch ſo ungewöhnlich nicht, weil bisweilen einige Damen des Hofes, in der ſchönen Jahreszeit den Brunnen getrunken, und dann ſich oft ſehr früh gezeigt hatten.

Bei der Fiſcherhütte angelangt, mußte ſogleich ein Kahn in Bereitſchaft geſetzt werden. Die Prinzeſſin hatte es ſich nicht eingeſtanden, wie vielen Theil an dem ganzen Plan ihr eigener romantiſcher Sinn haben mochte. Sie ſagte der Ilmen, und auch ſich ſelbſt, ſie lege nur eine Berechnung auf das Herz des Grafen an. Denn ſchon müßte ihn die holde Frühe an einem lieblichen Maitag feierlich ſtimmen. Ihm ſey auch das ſchöne Idyll bekannt, welchem die Inſel ihren Namen danke. Unmöglich könnte ein fühlbares Gemüth eine Ueberfahrt dahin machen, ohne durch eine Menge von anziehenden Vorſtellungen bewegt zu ſeyn. Drüben ausgeſtiegen, umfangen von den Schönheiten, womit das kleine Eiland ausgeſtattet ſey, vermeint einſam, müſſe die tiefberührte Empfindung noch an Macht über Rückſichten, welche aus den gewohnten Lebensverhältniſſen abgezogen wären, zunehmen. Erſchien hier endlich, ungehofft, auf dem Eiland der Liebe, ſie, die ihm doch — möchte er ſich gleich mit Seelengewalt der Leidenſchaft verſagen — eine Geliebte wäre, dann, urtheilte die Prinzeſſin, könne in dieſer Situation ſeine Erweichung, ſeine blinde Hingebung in ihre Willkühr, nicht anders als vollendet ſeyn. Und, im ſchlimmſten Fall, müſſe ihr Drohen den Sieg in ihre Hand geben.

Alles das waren ihre Anſichten, und ihr Verſtand hatte auch dabei vielen Tiefblick bewieſen. Nichtsdeſtoweniger ſchien ihr der Fährmann, welcher nun das Boot regierte, ein Charon, und dies legte wieder ein Zeugniß ab, ſie habe, in ihren Berechnungen, ſich bei dem eignen Herzen dennoch verrechnet.

Sie war um einige Minuten früher auf der Inſel gelandet, als Thronhelm. Ihr Palinurus empfing den Befehl, heimzurudern, und nach einer halben Stunde die zwei Damen, welche er nicht kannte, wieder abzuholen.

Prinzeſſin Idalia und Fräulein Ilmen verbargen ſich in einem kleinen Dickigt, als ſie am jenſeitigen Geſtade den Thronfolger, Arm in Arm mit dem Grafen, erblickten. Nicht lange danach hatte der Letzte auch die anmuthige Inſel betreten.

Als ſchon ihr Bruder dem Ufer drüben wieder nahe war, trat erſt die Prinzeſſin aus ihrem Gebüſch, deſſen Boden voll kleiner wilden Maililien ſtand. Sie trug einen eben davon gepflückten Strauß an ihrem, dieſe Blumen an Weiße überhellenden, Buſen. Das ganze, ſie umgebende, Morgengewand, war aus einem höchſt feinen Zeuge von dieſer Farbe, einfach, doch ungemein bildlich drappirend, nur der köſtliche Spitzenſchleier deutete entfernt auf den hohen Rang. Sonſt konnte am Erdenrund keine ſterbliche Schönheit mehr den Wahngebilden nahen, welche die glühendſte Dichtung einer edlen Phantaſie von Göttinnen entwirft.

Der Geſandte war ſo von dem Anblick ergriffen, als die majeſtätumſtrahlte ſanfte Huldin über den blumigen Raſen, aus einer laubigen jungen Platanengruppe trat, daß er, in ſeinem ſeligen Schrecken, wirklich anfangs an eine himmliſche Erſcheinung glaubte. Bald erkannte er zwar die Prinzeſſin, das änderte aber ſeine Gefühle nicht.

Uebermannt von Drang und Sehnſucht anzubeten, vermochte er es nicht, ſeine Knie vom zu Boden ſinken, ſeine Arme von einem Emporheben, wie es geſchicht, wenn man dem Göttlichen huldigt, abzuhalten. Seine Rede aber verſtummte.

Idalia trat näher, während Fräulein Ilmen, in einiger Entfernung, am Gebüſch zurückblieb. Jene war außer ſich und beſonnen zugleich, eine Gemüthshaltung, die gar wohl liebend Statt haben kann. Ihr Auge ſpiegelte den Himmel, ihre Wangen überflog die Röthe junger, für die Ewigkeit geborner, Liebe, um ihren Mund wohnte das Lächeln freundlicher Engel, demungeachtet aber ſtörten Unmuth und Verwirrung dieſen entzückenden Einklang, jene Schatten der Melancholie, wovon bereits im Anfang die Rede war, lagen düſtrer als je auf ihrem Geſicht, und eine ſtrenge Entſchloſſenheit, ſich zur Herrin des Willens bei dem Manne, dem ſie eben nahte, zu machen, wurde auch aus Gang und Mienen offenbar.

Sie wollte klüglich den erſten Augenblick der Ueberraſchung nützen, dem geliebten Feinde keine Friſt gönnen, in der er Beſonnenheit ſammeln konnte, ſondern begann ihre Anrede ſchnell. Hoher Stolz klang in dem Tönen ihrer Worte, dennoch konnte der zarte, natürliche Wohllaut keine Härte erzwingen, Melodie zauberte immer von dieſen roſigen Lippen, und ein Etwas bekämpfte noch jenen Stolz, ein Etwas von ſüßer frommer Milde, von rührend heimlicher Klage, von unausſprechlichem Wohlwollen, von einem Schmachten und Sehnen, das mit heftiger Anſtrengung nur ſich gefangen zu halten vermochte.

Schnell begann die Prinzeſſin: So, Graf, huldigen nur Liebende!

Thronhelm erſtarrte, und Jene fuhr fort: Doch lange ſchon blickt ich in Ihr Herz. Sie wagen mich zu lieben. Unerkannt entzündete ich Ihnen Flammen, und dieſen gebührte Nachſicht. Strafbar wurden Sie aber, übten Verrath gegen Ihren Herrn, da Sie auch — für die Königstochter zu ſchwärmen fortfuhren.

Der Geſandte ſtand auf. Heilige Schauer, entgegnete er, wie in einer Himmelentſtiegenen Nähe, umfingen mich eben. Kein Wahn. Ihro Hoheit bewähren die Göttin, kein Geheimniß verbirgt ſich Ihnen.

Und Ihre frevelnde Kühnheit geſteht noch ein? ſagte die Prinzeſſin. Wenn ich Sie nun dort anklage, wo Ihre feindſelige Vermittlung mich als Braut opfern will? Es iſt um Sie geſchehn, meide ich Ihrem Hofe, Graf Thronhelm liebt mich.

Nein, Fürſtin, nur Anbetung aus ſeinen Fernen, mehr wird Graf Thronhelm nimmer wagen. Und wollen Sie das verbieten, ſo tilgen Sie erſt alle Vollkommenheiten, die Sie wie eine göttliche Erſcheinung darſtellen. Veredelt, größer wird alles durch Ihren Einfluß. Soll die Frühlingsnatur winterlich bleiben, gieße kein glühend die Keime entfaltender Strahl ſich herab.

Prinzeſſin Idalia entgegnete: Nun, an den Gefahren bebend, läugnen Sie, was zuvor ein raſches Wort bekannte. Umſonſt. Sie ſind entlarvt. Damit ich ſchonend meine Entdeckung in Verſchwiegenheit begrabe, unterwerfen Sie nun unbedingt Ihren ganzen Willen meinem Gebot. Ein ſklaviſch Werkzeug meiner Abſichten, ſenden Sie Ihrem Hofe Depeſchen, deren Inhalt ich Ihnen Wort für Wort vorſchreibe. Mit dieſen Depeſchen ſollen zwei Briefe abgehn, welche ich an Ihren König und Ihren Kronprinzen geſchrieben habe. Bei Ihrem Verderben, Graf, Sie müſſen jetzt mit der treueſten Hingebung für mich walten!

Doch nicht, indem ich am Glück des Kronprinzen meineidig werde?

Dieſen Einwurf habe ich lange ſchon entkräftet, rief die Prinzeſſin. Ihre Widerſetzlichkeit iſt am Ende, ſeit Ihr Geſchick in meiner Hand liegt. Eine Widerſetzlichkeit, die ſo ſchlecht jedem Ritter ziemt, wo eine Dame, mit ihm von gleichem Rang, zu ihm fleht, und die Sie ſelbſt gegen eine Prinzeſſin übten. Doch was ſind Geburt und Hoheit, Satzungen der Menſchen. Throne können fallen, rebelliſche Völker ihren Geſalbten Purpur und Leben rauben, ſie entweihen ältere Verträge, ſündigen an Jahrhunderten, brechen Urkunden, die ihre Ahnen heiligten, von deren Begriffen ſie eine erſtiegne Zeithöhe ſchied. Alles das engt das bürgerliche Leben in ſeine Gränzen, Meinungen können es rechtfertigen, die veränderliche Zeit ſpielt mit Geſetzen, die Tugend des Republikaners ächtet den Helden, der groß für ſeinen König ſtirbt, Rom baut einem Conſul Altäre, der die Tarquinier verjagte, und Auguſt fluchte wieder dem Andenken eines Brutus, Cromwell ſieht ſeine Thaten vergöttern, und ſein Leichnam wird der Schmach preisgegeben. Aber Graf Thronhelm erfand ein Verbrechen um die Natur, um das Ewige. So lange Menſchen athmen, hat noch gegen die Liebe ſich kein Herz empört. Graf Thronhelm liebt, ſein verwegner Kampf, der romantiſch ein Leben an den Beifall der Gefeierten ſetzte, drückte das Siegel auf meine Ueberzeugung, und will die Geliebte in fremde Arme werfen. O das heißt Geſetze aufheben, die eine Gottheit am tiefſten in unſre Bruſt pflanzte, was wir lieben, ſollen wir, nach den Geboten der Natur, nicht anderm Beſitz gönnen, kann es uns nicht gehören, ſoll es doch Eigenthum unſrer Phantaſie bleiben. Wer es ſelbſt hingiebt, zerſtört vandaliſch den edelſten Tempel göttlicher Empfindung, wirft das Heiligthum der inneren Schönheit ewiger Gefühle in Trümmern. Und ſo, Graf, ſo in Tiefen, in welche noch kein Sterblicher hinabſank, wollen Sie vor mir daſtehn. Beben Sie nicht vor dem Haß, womit Ihre künftige Fürſtin Sie zu ſtrafen droht, ſo hoffe ich, Sie werden nicht die Verachtung Ihrer Geliebten tragen können

Prinzeſſin, antwortete der Graf, iſt die Liebe ewig, iſt es die Tugend nicht weniger.

O, rief Jene, daß Ihr Wahn Ihnen ja keine Seelengröße andichte, wo Sie der Verworfenheit in den Arm eilen.

Fragen Sie, nahm Thronheim das Wort, Ihro Majeſtät —

Meine Mutter, fiel die ſchöne Rednerin ein, gehört zu den Wenigen, in deren Herzen die ſchönſten Blumen des Lebens nimmer dufteten. Meiſtre ſie ſtaatskluge Regierungskunſt, eine Richterin über die Liebe kann ſie ſo wenig ſeyn, als der Blindgeborne über Raphaels Verklärung.

Der Geſandte nahm abermal das Wort: Soll die Tugend den glorreichſten Sieg erringen, muß ſie auch gegen die Liebe ihren Kampf beſtehn. Mir winkt eine ſolche Tugend mit ihren Palmen. Können mir Ihro Hoheit Achtung verſagen, wenn ich muthig darum ringe? Doch nein — beim Himmel, mein Kampf rühmt mich nicht —

So hat mich, rief die Prinzeſſin, ein Irrthum befangen, ſo wohnt in Ihrer Bruſt keine Liebe.

Geruhen Sie, mich enden zu laſſen, fuhr der Botſchafter fort. Ich kann nicht tugendhafter an meinem Vaterlande handeln, als wenn ich Ihro

Königliche Hoheit auf ſeinen Thron hebe. Nicht allein die Grazien, mit dem Schönen wird alles Edle in Ihrem Gefolge uns nahen, ein Volksglück dem Staate aufblühn, wie es nur in dem widerſtrebenden irdiſchen Boden zu gedeihen vermag.

Aber wie oft ſoll ich Ihnen wiederholen, rief die Prinzeſſin ungeduldig, daß ich den Thronerben nimmer lieben kann —

Er wird ringen ſich Ihrer Liebe werth zu machen, o bei allen Gottheiten des Erhabnen, rief der Graf. Und dann iſt für den Staat alles gewonnen. Ihrer Liebe kann er nur edel würdig ſeyn Er muß ſeinen Wahn von Heldenruhm in der Geſchichte ablegen, nur das Schwert ziehn, wenn die Nothwendigkeit es auflegt, aber dann, zum glorreichen Kampf vorbereitet, mit dem Geiſt eines Leonidas oder Scipio. Er muß die Regierung wie eine Pflicht, nicht wie einen Genuß umfangen, die Erfahrung der Zeiten um Rath für des Beſſere fragen, und ſie, vom Genius der Liebe befiedert, erweiten, berichtigen. Er muß Einſicht und Tugend, nicht die Schmeichelei an ſeinen Thron rufen, und nur helle Köpfe, über edel ſchlagenden Herzen, zu Vertrauten wählen.

So wird es ihm gelingen, das Königsamt ſo zu vollziehn, daß er mindeſtens einer Höhe naht, wo die Liebe der höchſten Liebenswürdigkeit zu verdienen wäre. Und dann, meine Prinzeſſin — dafür bürgt Ihre reine Edelmüthigkeit — werden Sie ihm ſie nicht ewig verſagen. Eine Königin, wie ſie freilich die Welt nur ſelten erblickt, aber von unendlich ſegnenden Einflüſſen, ſtehn ſie dann neben ihm. Mit himmelvoller Zufriedenheit blicken Sie auf die entzückende Stiftung Ihrer Liebe herab. Sie waffnen den königlichen Geliebten mit Kraft, wo es Streit gegen die innere menſchliche Schwäche, wo es Entſagung, wo es wahrhaft fürſtliches Erheben über die Gewöhnlichkeit gilt, und lohnen ihm ſüß, wo er ſolchen, Ihrer Billigung würdig, vollbrachte. Jenes Waffnen, Durchlauchtige Fürſtin, wird Ihnen dann am beſten gelingen, wenn — Sie zuvor ſich auch in Selbſtbeherrſchung übten, zum Lohnen haben Natur und Bildung Sie verſchwendend ausgeſtattet. Sie mengen ſich in die ernſten Reichsgeſchäfte nicht, ziehen den Gemahl eben ſo wenig aus den weiten Kreis ſeiner Pflichten in die enge Häuslichkeit Sein Beruf iſt einmal das Hinausſtreben auf allen Wegen ſeiner Kraft, auf ſeine Liebe ſind Millionen angewieſen, alſo darf ſeine Gemahlin nur die Augenblicke ſüßer Zärtlichkeit mit Reſignation fordern. Sie prangen aber eine ſchöne Blume neben dem ſchattigen Fruchtſtamm, der auch Stürmen Trotz zu bieten hat. Legen die Geſetze dem Gatten Strenge auf, ſind Sie das Mitleid, das Erbarmen. Sie nehmen wohlthätig die Pflege der Dürftigen in Ihre Obhut, bereiten der Unſchuld, deren Verfolgung ihm entging, Freiſtätten, die ſanften Künſte, die veredlenden Wiſſenſchaften, finden an Ihro Hoheit eine milde Beſchützerin. Nach eitlem Ruhmgetöſe greifen Sie nicht, wird die ſtille Frauentugend im gemeinen Leben mit Schweigen übergangen, ſagt auch die Geſchichte nicht viel von gediegen Königlicher Weiblichkeit. Doch Ihr Bewuſtſeyn wird Sie beſeligen, und einſt öffnet Ihnen auch die Erziehung Ihrer Kinder ein Gefild, wo, fortpflanzend die mütterlichen Vollkommenheiten, Sie Ihr Lob in den Ernten der Nachwelt finden.

In der That, ſegte die Prinzeſſin, ſtände nicht Graf Thronhelm vor mir, ich würde glauben, meine Mutter zu hören. Doch nein, Ihre Farbengebung iſt blühender — O meine Fürſtin, fiel der Geſandte ein, nicht läugne ich ab, was ich von Ihrer Königlichen Mutter lernte. Noch ein ziemlich leichtſinniger Wüſtling traf ich hier ein, höchſtens durchflogen den Unbeſonnenen Ahnungen. Die Weisheit, die Tugend jener Dame machten mich aufmerkſam, zeigten mir Pfade — doch ich muß ganz wahr ſeyn, die Kühnheit ſey wie groß ſie wolle. Ich ſtehe für eine noch größere Sache da. Nie würde ich den ſchönen Lehren mein Herz geöffnet haben, wenn nicht — meine Liebe mich dafür empfänglich gemacht häte. So bin ich denn ſtolz auf dies kühne Empfinden, denn ich werde, was es mich begreifen ließ, ſegnend weiter tragen. Der Kronprinz und ich ſind ſo einig, daß er genau in meine Anſichten übertreten wird. Und betrachtet er die ſchöne moraliſche Frucht einer ſo verwegnen Liebe, kann er auch nimmer darauf zürnen. Sie drohen mir alſo vergeblich, Prinzeſſin!

Zerſtreut und ſeufzend ſagte Idalia: Freilich ein ſchöneres Ideal einer Königin giebt es nicht — und nur Sie, Thronheim, nur Sie konnten es entwerfen.

O wie ſchön kleidet Sie dieſe Rührung, nicht dachte ich dieſe Schönheit könne noch gewinnen, rief der Graf. Nun umleuchtet Sie eine Glorie!

Dies Wort that ihr in ſeinen Erinnerungen weh. Bitter gemacht, verſetzte ſie: Ihr Kronprinz vermag ſich nicht zu ſolchen Vorſtellungen aufzuſchwingen.

Fürchten Sie nichts mehr vom Kronprinzen, entgegnete der Graf, wenn Sie mit ihm vermählt ſind. Ich ſtehe für ihn ein. Seine Glückſeligkeit wird ihn erheben, er wird zu dem Gemälde, was ich zugleich von einem Könige entwarf, geſeſſen haben. Doch beim Himmel, will man ihm eine Glückſeligkeit, wovon er durch mich ein Bild empfing, durch Widerruf entziehen, dann wehe unſerm, wehe dieſem Lande! Die Truppen ſtehn unter ihm, ſein Vater wird dem Sohn geſtatten, ſolche Schmach zu ahnden. Die Kriegsfurie wird ihre Fackel ſchwingen, mit Blut und Verwüſtung ihre gräuelvollen Spuren bezeichnen.

Die Prinzeſſin rang ihre Hände. Blut — Verwüſtung — brach ſie aus. O mein theurer Graf — da Sie über ihn ſo viel vermögen, können Sie ihm die weiſe Tugend meiner Mutter, die Schönheit friedlicher Geſinnungen, auch ohne mich empfehlen. Einem Freunde wie Sie, der die Menſchlichkeit vertrit, iſt nicht zu widerſtehn. Sie könnten einem Attila das gezückte Schwert entwinden.

Immer würde dann, entgegnete Thronhelm, mein Vaterland um eine Königin betrogen, deren Ideal ich entwarf. Ein Patriot, der hiezu ſeine Hand böte, würde nichts geringeres als die Blutbühne verdienen. Sie lobten mein Ideal, Prinzeſſin, und wollen dem ſchönen Zuge nicht folgen? Sie ſtehen ihm nahe, doch — aufrichtig — erreicht haben Sie es noch nicht. Der Königin Frau Mutter Majeſtät ſagen oft: Wer über Andere zu herrſchen beſtimmt iſt, lerne zuerſt in der eignen Bruſt herrſchen. Verſuchen es Ihro Hoheit, die Uebung iſt einer Königin nöthig, denn oft muß ſie über ſich gebieten, ihrem Erbarmen, ihrem Mitleid, ihrem Wohlthun Gränzen ziehn, der Staatspflicht folgen, auch wo das Herz widerſtrebt. Gelang das Schwere, hat es wenig Noth mehr um das Leichte. Fangen Sie beim Schweren an, Prinzeſſin, herrſchen Sie über — Ihre Liebe.

Die Prinzeſſin fuhr zwei Schritte zurück. Meine — meine Liebe? fragte ſie bebend.

Der Geſandte fuhr fort: Ihro Hoheit ſollen es erfahren, es iſt ſogar entſcheidend wenn Sie es erfahren. Hören Sie alſo — ich weiß, daß ich nicht allein liebe.

Die Prinzeſſin ward bleich wie die Lilien an ihrem Buſen.

Ein Blatt, ſagte Thronhelm mit geſenktem Blick, in einer gefundenen Schreibtafel, das eine gewiſſe Poeſie enthielt — rief einen Stolz über mich, wie ihn noch kein Sterblicher empfunden hat.

Idalia wankte, Fräulein Ilmen ſprang hinzu, ſie zu halten. Sie hatte das letzte gehört, und ſagte der Prinzeſſin leiſe: Wohl hab ich bei einer Aeuſſerung des Grafen ſchon vermuthet, daß er die Schreibtafel im Jagdſchloß gefunden haben müſſe. Sie lag am Boden, und er folgte mir nach.

Der Graf ſagte: Erſt war ich zweifelhaft, von welcher Hand jene Dichtung rühre — doch empfing ich ſpäterhin einen Brief — es waren die nämlichen Züge —

Prinzeſſin Idalia gebot ihrer Dame ſich wieder zu entfernen. Sie ſtand auf dem Gipfel ihrer Leidenſchaft. Zugleich betäubt, übermannt und fortgezogen von Gefühlen, rief ſie: Sie wiſſen — wiſſen — und dennoch, dennoch! O der

Tieger, welchen Sie zu meinen Füßen erlegten, war nicht ſo grauſam! Nicht kann ich mehr hehlen, was meine unglückſelige Poeſie verrieth. Aber dann mußten Sie auch begreifen, warum ich nicht — O Feind — Dein Bild ſollte nur in meiner Bruſt herrſchen, ihm wollt ich nimmer untreu ſeyn! Dennoch willſt du mich unbarmherzig in Arme, vor denen meine Liebe ſchaudert, werfen?

Der Graf ſchwieg, und trocknete eine Thräne, die ſeinem Auge entſank.

Nach einer Pauſe fuhr die Prinzeſſin, ganz außer ſich gerathen, fort: Wohlan, kühn beglaubige ich, was meine Poeſie ſprach! Einen Carl finden Eginhard und Emma nicht mehr, doch eine winkende Krone für die höhere Liebe hinzugeben, das vermögen noch Königstöchter! So wollen wir denn allein dem Schönen huldigen. Der Klugheit wird eine glückliche Flucht gelingen. Wir nehmen Edelſteine und Gold, eilen übers Meer, in die Republik Amerika, und vergeſſen dort in ſeliger Liebe alle Monarchien, welche dieſer Erdtheil zählt — O Gott was hab ich geſagt!

Thronhelm ſagte leis und von Entzücken tief bewegt: So — ſich geliebt ſehn, hebt über alle Kronen der Welt! Dann faßte er ſich aber und entgegnete lauter: Ihre Königliche Hoheit letzte Worte mahnten Sie an die Uebereilung —

Wie, fuhr die Prinzeſſin auf, noch, noch die ſtarre Kälte — und neben der flammenden Liebe, die in Ihrem bethränten Auge ſpricht? — O Thronhelm, vermeſſen Sie ſich nicht, ein Gott ſeyn zu wollen, bleiben Sie ein Menſch!

Ich bin nicht groß, ſeufzte der Geſandte, doch erinnre ich Ihro Hoheit, daß Sie groß ſeyn können.

Dies Wort rief im Gemüth der Prinzeſſin um Beſinnung. Ja, ſagte ſie nach einigem Schweigen, ich erkenne Ihre Gewalt über ſich an. Sie lieben, und wahr. **Sie wiſſen ſich geliebt**, und eine ſo mächtige Verſuchung gewinnt nichts über Ihren heldenmüthigen Streit für das Rechte — ja, will ich da Ihre Achtung behalten — darf ich mich nicht beſchämen laſſen. Muthig denn zum Entſchluß! Hier liegen die Briefe zerriſſen. Schreiben Sie Ihrem Prinzen — — daß ich bereit bin, ihm meine Hand zu geben.

Graf Thronhelm ergriff die Hand der Prinzeſſin. Sie zog ſie weg. Nein, rief ſie, kein Nahen, ich hoffe, Graf Thronhelm wird mich ſchonen, und mir ſeinen Anblick, ſo bald als möglich, und für immer, entziehn. Nein — nicht für immer — Sie glauben doch, Thronhelm, ein Leben über den Gräbern?

Er vermochte nichts zu ſagen, und des Fährmanns Ruder plätſcherte am Ufer. Das Fräulein meldete ſchreckenbleich: die Oberhofmeiſterin befände ſich im Kahn. In der That hatte ſie, die Prinzeſſin vermiſſend, nicht geruht, bis ſie ihren genommenen Weg erforſchte. Einen Krückenſtab in der Hand, betrat ſie nun den Boden und kam auf die Prinzeſſin her. Graf Thronhelm eilte ſich in ein Gebüſch zu werfen, aber die Alte hatte ihn ſchon erblickt.

Die Königin wünſcht Ihro Hoheit zu ſprechen, ſagte ſie blos, und Prinzeſſin Idalia folgte ihr in das Fahrzeug. Niemand redete unterwegs, doch im Pallaſt angelangt, glaubte die Oberhofmeiſterin, um alles in der Welt nicht die Pflicht verſäumen zu dürfen, alles was ſie geſehn hatte, anzuzeigen. Sie überreichte zugleich die zerſtückten, auf dem Eiland gefundnen Papiere, weil ſie ihr des Aufnehmens werth dünkten, und wichtig Geheimes zu enthalten ſchienen.

Die Königin befahl ihrer Tochter, ſogleich aus ihren Augen ſich zu entfernen, und das Zimmer nicht zu verlaſſen. Dieſe gehorchte ſchweigend.

Fräulein Ilmen ward zur Stelle von ihrem Amte entſetzt, und ihr den Hof zu räumen geboten. Sie floh — in die Arme des Major von Gillen.

Nach einer Stunde ließ der Kronprinz ſich bei der Königin melden. Er fand ſeine Mutter in der höchſten Bewegung. Die Oberhofmeiſterin hatte ihr jetzt mitgetheilt, wozu ſie bisher den Muth nicht ſchöpfen können, nämlich die von Graf Altingen ſchon geäußerte, und nun ſo ſehr beſtätigte Vermuthung: die Prinzeſſin liebe den fremden Geſandten, und weigere ſich darum ſo, den Willen ihrer Königlichen Mutter zu vollziehn. Die Königin wollte in dem einen Augenblick nichts davon glauben, in dem anderen wallte ihr Zorn ſo heftig auf, daß ſie davon ſprach, der Prinzeſſin lebenslang ihren Aufenthalt in einer

Feſtung anzuweiſen, im dritten mahnte ſie ſich wieder, die Sache müſſe durchaus in ewige Verheimlichung begraben werden.

So außer ſich gerathen, traf ſie der Kronprinz an. Er verklagte ſich gleich ſelbſt, die Unterredung auf der Inſel vorgekehrt zu haben, weil der Prinzeſſin Wunſch, im Kreiſe ihrer Familie zu bleiben, ſo in ihn gedrungen, und ſie überzeugt geweſen ſey, den Botſchafter allein am erſten für ihre Abſichten einzunehmen.

Der Kronprinz erhielt Verweiſe, doch warf ſeine Ausſage ein milderes Licht auf die That der Prinzeſſin. Die zerſtückten Briefe waren zuſammengefügt, und darin auch eine Beſtätigung gefunden worden. Jener ſtellte vor, daß er die Wahl des Mittels nicht rechtfertigen könne, wohl aber die Prinzeſſin nur aus Kindesliebe und Schweſterliebe ſeltſam gehandelt habe.

Von einer Seite viel beſänftigt, von der andern wieder zürnend, rief die Königin: Solche Regungen müſſen ſchweigen, wo es einen Frieden zwiſchen Völkern zu ſtiften giebt. Eben das, antwortete der Kronprinz, hat ihr Graf Thronheim auch dargeſtellt, und wie er mir eben ſagte, mit Erfolg. Die Prinzeſſin willigt ohne Einrede in ihre Vermählung.

Die Oberhofmeiſterin mußte gehn, ſie über den Punkt zu befragen, und kam bald mit einem Bericht zurück, wie ihn die Königin wünſchte.

Nun begegnete ſich alles in der Meinung: man müſſe das Geſchehene ſo vorſichtig als möglich hehlen, damit nicht liebloſe Gerüchte in Umlauf kämen. Der Thronfolger vertrat auch noch den Grafen, und erzählte, wie er ihn nur durch Liſt an das Eiland geführt habe.

Alle dieſe Umſtände bewirkten zwar eine Ausſöhnung zwiſchen Mutter und Tochter, allein die Letzte entging manchem bittern Tadel nicht, und ward auch durch eine fortwährende Kälte noch empfindlich beſtraft.

Dem Geſandten zeigte die Königin an: ihre Tochter habe die Bedenkfriſt zurückgenommen, und jetzt nur mit ihrer Mutter einen Willen. Graf Thronhelm antwortete: Ein Eilbote ſey gleich am Tage der letzten Audienz mit einer Meldung des Ausſpruchs Ihrer Majeſtät an ſeinen Hof abgegangen, und er habe in der Depeſche keine Erwähnung jener Bedenkfriſt gethan. Um ſo angenehmer war dieſer Umſtand der Königin.

Von dem Antlitz der Prinzeſſin wichen viele Roſen, man las den ſchweren Kampf in ihrer Bruſt, doch ſprach aus ihrem Auge zugleich ein großes Etwas, das nur dann zu ſtrahlen pflegt, wenn edle Seelen, ſich erhebend im ſchweren Kampf, der Siegeskrone entgegen fliegen.

Acht Tage hernach kam der Eilbote des Grafen Thronhelm zurück. Er überbrachte ein Schreiben des Königs von *** an die Königin, voll Freude und Frieden. Unter andern hieß es darin: Mein Sohn würde ſelbſt kommen, die Prinzeſſin Braut abzuholen, doch leiden Staatsgeſchäfte ſeine Entfernung für jetzt nicht. Sie können aber ſeine zärtlichen Wünſche nicht mindern. Ich ſchlage daher Ihro Majeſtät für Unſere geliebten Kinder eine Vermählung durch Procuration vor, und Mein Sohn fleht ehrerbietig, ſie, ſo viel als möglich, zu beeilen. Mein General, der Graf von Thronhelm, befindet ſich an Ihro Majeſtät Hof. Ich ernenne ihn hiedurch zum Bevollmächtigten in dieſer Mir ſo theuren Angelegenheit.

Er vertrete Meinen Sohn am Altar, und wenn ihm an heiliger Stätte, im Namen des Kronprinzen von ***, die Prinzeſſin Tochter anvermählt iſt, bitte Ich ergebenſt, Letztere ſchnell in Ihr neues Vaterland zu ſenden, wo Gemahl und Schwiegervater Sie an den Gränzen empfangen werden. Ein angemeſſenes Gefolge iſt ſchon, von hier aus, unterwegs u. ſ. w.

Letzte Abtheilung.

Die Procuration.

Die Königin war über den Inhalt des empfangenen Briefes ſehr vergnügt, obwohl es ſie auch lebhaft ſchmerzte, daß ihre geliebte Tochter ſo bald von hinnen ziehen ſollte. Demungeachtet glaubte ſie den Wünſchen des Konigs begegnen zu müſſen, und hielt überhaupt ein Eilen mit dem beſchloſſenen, aus manchen Gründen, rathſam.

Der Hofmarſchall überkam alſo den Befehl, eine königlich glänzende Feſtlichkeit anzuordnen, und nie war ihm ein Befehl ſo erwünſcht geweſen. Den Grafen Altingen beſchied die Königin auf ihr Zimmer, redete da von jenem Gallatag, und fügte hinzu: Damit auch Sie höher geſchmückt erſcheinen, ſo nehmen Sie hiemit das große Ordensband. Der Miniſter zog kein Wagenfenſter auf, als er nach Hauſe fuhr, ungeachtet es heftig regnete. Die Oberhofmeiſterin hatte ſo viel ordnend umherzutrippeln, dachte zugleich ſo oft an die Geſchenke, die ſie bei Gelegenheit der erfreulichen Vermählung ohne Zweifel von beiden Höfen empfangen würde, daß Bewegung und Vergnügen ihre Gicht entfernten.

So war denn alles froh, bis auf die Prinzeſſin. Hatte ſie vorhin, nur mit Stoa gewaffnet, in eine für ſie umwölkte Zukunft blicken können, ſo verlor ſie noch mehr ihre Faſſung, als man ihr bekannt machte: Graf Thronhelm würde bei der kirchlichen Einſegnung die Perſon ihres erhabnen Bräutigams vertreten. Sie hatte in dieſen Tagen immer ſeinen Anblick geflohn, hoffte, er würde, ihre letzte Bitte auf dem Eiland hörend, ſich, wie bald es nur anginge, auf immer aus ihren Augen entfernen, und nun ſollte ſie ihm wieder ſo nahe treten. Ihm! Am Altare! Welche erſchütternde Regungen mußte ihr dieſe Situation nicht anfachen, wie alle, kaum erſt von ihrem Kämpfen gehoffte, Ruhe ihr entwinden, wie ſie mit neuen Wunden durchbohren, ſtatt die alten einer, wenn gleich faſt nicht abzuſehenden, Geneſung entgegen zu führen. Ihr Bewußtſeyn rühmte den genommenen Entſchluß, eine Prüfung aber, wie die, einer ſcheinbaren und nicht wirklichen Vermählung mit dem Geliebten, verzweifelte ſie beſtehn zu können.

Die Stürme in ihrer Bruſt wehten ſo heftig, daß ſie ſogar, das kindlichſte Vertrauen zu Hülſe rufend, an die Königin ſchrieb, und ihr unumwunden den ganzen Zuſtand ihres Herzens entdeckte. Iſt Lieben ein Verbrechen, ſagte ſie in dieſem Briefe, ſo habe ich es, uneingedenk aller mütterlichen Warnungen, begangen. Eine höhere, ich nenne es eine göttliche Gewalt, drang mir die Liebe auf. Wer kann mich aber noch tadeln, wenn ich gehorſam alle menſchliche Kraft gegen die unglückſelige Empfindung aufbiete. Nur um das Eine flehe ich, man laſſe mich nicht mit Graf Thronhelm zum Altare gehn. Jedes fühlende Herz wird die Gerechtigkeit meiner Bitte anerkennen.

Die Königin ſank in tiefe Beſtürzung über dieſen Brief. Regte ſich ein Unwille gegen die Tochter, ſo mußte ihr offnes Bekenntniß auch wieder die, ohnehin ſo fühlbare, Mutter rühren. Was ſie gefühlt hatte, war menſchlich, eine Heldin aber unterwarf ſie ſich der gebietenden Nothwendigkeit. Ihre Bitte war ſo gerecht als klug.

Bei dem Allen galt es ihrer Erfüllung willen manche Rückſicht. Der König von *** hatte den Grafen zum Bevollmächtigten ernannt. Nur einem Manne von ausgezeichneten Rang, konnte er das hochehrende Geſchäft abtreten, und immer allein mit Bewilligung ſeines Monarchen. Sollte man nun den Grafen darum angehn, konnte er es eine ſchwere Beleidigung nennen, man hätte ihm denn offen die Urſache entdecken müſſen. Zu einer Beleidigung war das Wohlwollen der Königin für ihn nicht aufgelegt, auf eine Entdeckung der Wahrheit durfte man ſich noch viel weniger einlaſſen. Und auf welchen Bewegungsgrund ſollten der König, der Kronprinz von ***, ſchließen, wenn Thronhelm bat, einen anderen Geſandten abzufertigen. Weil auch die Fahrt der Prinzeſſin nach jener Inſel, am Hofe kein Geheimniß geblieben war, und man allgemein auch um die Ernennung des Grafen wußte, ſo konnte es grade, wurde er entfernt, den Leumund auf zweideutige Vermuthungen bringen. Alles dies zuſammengenommen, empfahl, ja machte unerläſſig nothwendig, der Prinzeſſin, wie ungern es auch geſchah — ihre Bitte abzuſchlagen.

Prinzeſſin Idalia empfing ein Antwortſchreiben. Es war rein mütterlich. Kein leiſer Vorwurf, inniges Danken vielmehr, für ein ſo hingebendes Vertrauen. Nun wurden aber auch alle Gründe aufgezählt, die ein Willfahren unterſagten. Die Königin wandte ſich an das Urtheil ihrer Tochter, und überließ es ihm, zu prüfen, ob die Gründe nicht gewichtig wären. Dann richtete ſie das Wort an ihre ſo löbliche Selbſtbeherrſchung, fachte ſogar ihren Stolz an, indem die Ueberzeugung geäußert wurde: Prinzeſſin Idalia würde, da das Schwere gelungen ſey, am Leichten gewiß nicht wanken. Nur das noch, fuhr die Königin fort, dann will Ich den König von *** bitten, daß Er die Stelle des Freiherrn von Löwenmark durch den Grafen Thronheim beſetzt, und ihn auf immer hier behalten.

Unmöglich konnte die Prinzeſſin ſich dieſen Gründen verſagen. Es gab für ſie keinen Ausweg, dem ſo Gefürchteten zu entfliehen. Sie mußte ſich anſchicken, einem Mann, der ſie in glühender Leidenſchaft ſo ſchwach, ſo rangvergeſſen geſehn hatte, unter ſo peinlich ſimboliſchen Beziehungen wieder nahe zu treten Die Sache war ſo angethan, daß ſie dunkel ihr den Vergleich vor die Seele rief: Tantalus habe ſie zum Gaſtmahl geladen.

Unterdeſſen eilte der Hof in die Reſidenz zurück, wo alles die Vorkehrungen zu den Feſtherrlichkeiten mit dem regſten Eifer betrieb. Cavaliere und Damen waren mit Juwelieren, Zeughändlern, Schneidern, Putzmacherinnen, in nichts als Handel, Beſtellungen und Rückſprachen begriffen. Der reiche Adel verlangte von ſeinen Pächtern Vorauszahlungen, um mit neuen Equipagen und Livreen wetteifern zu können. Die fremden Geſandten berichteten, was ihnen bevorſtand, nach ihren Höfen, um, wo möglich, für die Beſtreitung des ihre Staaten ehrenden Glanzes, Zuſchüſſe zu empfangen. Im Pallaſt waren die Maler, Vergolder, Stuckaturarbeiter, Tapezierer, Lakirer, Silberwäſcherinnen, in einem unaufhörlichen Geſchäftstumult begriffen. Der Hofmarſchall hatte ſie bis auf den letzten Auskehrer ſo in Athem geſetzt, daß Niemand ihre Verrichtungen würde gehemmt haben, jenem eifrigen Schloßknecht in einer gewiſſen deutſchen Hauptſtadt ähnlich, der, Eis aufhauend, das an die Fenſter ſprang, durch den ſich dort zeigenden Fürſten erinnert wurde, die Arbeit einzuſtellen, ſie aber demungeachtet unter einem: der Hofmarſchall hats befohlen, fortſetzte.

Aus den Hausdiamanten traf man eine ſorgſame Wahl, und im umgekehrten Verhältniß mit der Poeſie, gab das Waſſer hier den Vorzug. Es wurde eine herrliche Brautkrone davon für die Prinzeſſin gefertigt, wie auch Hals- Buſen- Ohren- Armgeſchmeide der koſtlichſten Gattung. Was ſie ſonſt, dem herkömmlichen Brauch an dieſem Hofe nach, zur Ausſtattung, an Roben, Pelzen, Spitzenkleidern, feinen Linnen und dergleichen mehr, empfing, wurde in einigen Zimmern zur Schau ausgelegt, und neugierige Bürgersleute ſtrömten in Menge hin, die Prachtfülle anzuſtaunen.

Die Kaufleute in ſüdlichen und nordiſchen Handelſtädten mußten in größter Eile noch Leckereien und Spezereien aller Himmelſtriche ſenden. Man verzweifelte, wie ſtattlich ſie auch gefüllt waren, daß die Hofkeller des Guten genug würden thun können, veranſtaltete alſo noch geſchwinde Ankäufe von rheiniſchen Stückfäſſern, mit uralten Jahrjängen gefüllt, von großen Vorräthen der edelſten Rebenſäfte aus Ungarn und Italien, aus Champagne und Burgund, von der Garonne und vom Cap, nicht minder von der Inſel Cypern, eigentlich der paſſendſte Wein an Hochzeitfeſten, welche das Gold nicht ſchonen. Die Forſten hatten Wild über Wild zu liefern, Kellner, Mundköche, Confituries, Kuchenbäcker, alles bewegte ſich ohne Raſt, und der Hofmarſchall fand dennoch überall läßige Trägheit.

Er hatte der Königin eine Leſefrucht mitgetheilt, nämlich das Verzeichniß der Lieferungen, welche zu einem Gaſtmahle, das im Jahre 1470 der Erzbiſchof von York, ſeine Inſtallation zu feiern, gab, gemacht worden. Sie beſtanden aus folgenden Artikeln: Dreihundert Quart Waizen, Dreihundertunddreißig Tonnen Ale, Einhundertundvier Tonnen Wein, Eine Pipe Gewürzwein, Achzig fette Ochſen, Sechs wilde Stiere, Eintauſendundvier Schöpſe, Dreihundert Schweine, Dreihundert Kälber, Dreitauſend Gänſe, Eintauſend Kapaune, Dreihundert Ferkel, Zweihundert Pfauen, Zweihundert Kraniche, Zweihundert

Ziegenböcke, Zweitauſend junge Hühner, Viertauſend Tauben, Viertauſend Kaninchen, Zweihundert Rohrdommeln, Viertauſend Enten, Zweihundert Faſanen, Fünfhundert Rebhühner, Viertauſend Schnepfen, Vierhundert Waſſerhühner, Einhundert Waſſergänſe, Einhundert Wachteln, Eintauſend Waſſerreiger, Zweihundert Rehe, Vierhundert Hirſche, Hirſchkühe und Böcke, Eintauſendfünfhundertundſechs Wildpretpaſteten, Vierzehnhundert Schüſſeln gebrochene Geleen, Viertauſend Schüſſeln kalte, und Zweitauſend warme Cuſtords aus Milch, Eidotter, Zucker und Gewürz, Dreihundert Hechte, Dreihundert Brachſen, Acht Robben, Vier Delphine und Vierhundert Torten. Der Hofmarſchall meinte: weil die Vermählung einer Prinzeſſin doch weit erheblicher ſey, ſo dürfe man wenigſtens dem Feſte des Erzbiſchofs an Reichhaltigkeit nicht nachſtehn, an Geſchmack hingegen müſſe daſſelbe um ſo viel übertroffen werden, als der Zeitgeiſt ſeidem fortgeſchritten wäre. Die Königin antwortete lächelnd: ſie wäre es zwar vollkommen zufrieden, daß bei dieſer Gelegenheit Summen von Belang in Umlauf kämen, doch bis zum auszeichnenden Aufſehn wolle ſie es auch nicht getrieben haben. Dies war dem Hofmarſchall nicht lieb, er dachte: wo eine Provinz erhalten iſt, und Millionen an Kriegskoſten geſpart ſind, da kann der Freudenjubel immer ein wenig ausſchweifen. Und ganz Europa, wünſchte er, ſollte von ſeinen Einrichtungen ſprechen.

Je näher der groſe Tag kam, je mehr Freudengewühl auch in der Stadt. Landadel und fette Domänenpächter, theils um ſelbſt aufzuwarten, theils um zuzuſehn, ſtrömten herein, und man ſahe manche barocke Geſtalt darunter. Neugierige fremde Reiſende fehlten auch nicht, eben ſo wenig ſpekulirende Haſardſpieler, die bei dieſer Gelegenheit ihre pigeons à plumer zu finden hofften. Kaufleute, Marionettenſpieler, Kunſtreuter, Wachsbildner, Rieſen; Zwerge, Poſſenreiſſer, Diebe, alles nahte, und baute Entwürfe auf Gewinn, bei dieſer, Menſchen und Geld nach einem Mittelpunkt ſammelnden, Veranlaſſung. Niemand war froher als die Gaſtwirthe, und die Lichtzieher nahmen mehr Arbeiter an, um dem Bedarf der Erleuchtungen beſtreiten zu können.

Die Poeten zerbrachen ihre Köpfe in Epithalamen, die Kupferſtecher ſannen ſchmeichelhafte Allegorien aus, die Zeitungſchreiber verſchrieben mehr Papier, um außerordentliche Beilagen mit Erzählung der Feſtlichkeiten anfüllen zu können. Das Hoftheater ſchickte ſich auf Prologe und beziehende Ballette an, die Gärtner klagten, in dieſem Jahre nicht mehr Blumen gepflanzt zu haben, weil die Kränze, Guirlanden und Bouquets ohne Zweifel einen ungeheuren Verbrauch abnöthigen würden.

Das aus *** für die Prinzeſſin beſtimmte Gefolge langte an, und am Hofe wurden Rang und Zahl gemuſtert, um ſich auf die ihm zu ſpendenden Uhren, Doſen und Ringe einrichten zu können. Am dieſſeitigen Hofe wurde oft die Frage beſprochen, was der Kronprinz von *** doch ihm an Geſchenken für das hieſige Perſonal dürfte mitgegeben haben. Niemand war traurig als — die Prinzeſſin Braut.

Endlich war der hohe Vermählungstag da. Gegen Vier Uhr Nachmittag begannen die blinkenden Wagen in den Schloßhof zu rollen, und zwar durch Spaliere von Soldaten, und mit Fahnen aufgezogener Bürgerwachen, damit nicht die neugierig herbeigewimmelten Mengen jeden Zugang ſtopften. Die Polizei bat und fluchte wechſelnd, um das Erdrücken abzuwenden.

Die glänzenden Zimmer Oben füllten ſich mit neuem Glanz, die Edelſteine ſchimmerten, die Prachtkleidungen rauſchten, die Arome dufteten, die geborgten Roſen auf den Wangen alter Damen blühten. Graf Thronhelm langte, den Kronprinzen darſtellend, in einer mit Acht arabiſchen Hengſten beſpannten Staatskaroſſe mit blendendem Gefolge an, und wurde mit ſolchen Etikettehren empfangen, als wäre er ſelbſt, was er heute repräſentirte. Je ſchöner an dieſem Tage er in Fülle von Munterkeit und Frohſinn war, je mehr erſchrack die Prinzeſſin vor ſeinem gefährlichen Anblick. Heimlich nahm ſie ihm zugleich das aus ſeinen Augen leuchtende Entzücken unendlich übel, denn ſie meinte: auch er müſſe ja, wie ſie, vor einer ſolchen Feierlichkeit ſchaudern.

Die Hofkirche lag einige Hundert Schritte vom Schloſſe entfernt, man hatte aber Mauern durchbrochen, und eine überdachte Brücke dahin gebaut. Inwendig hatte man dieſen Gang, wie einen Hymenstempel geziert, und ſeine ſtarkvergoldeten Säulen mit Blumen umwunden. Die Fußtapete beſtand aus grünem Sammet.

Um Fünf Uhr begab ſich der Hof durch dieſen Gang in die Kirche. Es waren Logen für die Königin, den Hof, die fremden Geſandten, und die vornehmſten Bewohner der Hauptſtadt errichtet. Der höchſte Biſchof im Lande erwartete die Prinzeſſin am Altar, wohin ſie, den Grafen Thronhelm zur Seite, und einen, durch Kammerherrn getragenen Baldachin aus Goldſtoff über ſich, von den Großdignitarien des Reichs begleitet wurde.

Während des Zuges läuteten alle Glocken in der Reſidenz, von den Thürmen wehten Fahnen, in der Kirche vollzogen die Hofſänger und die Capelle ein kurzes Oratorium.

Die Prinzeſſin hatte ſich mit all ihrer Kraft zu waffnen, um ihren geheimen Schmerz, die unausſprechliche Bewegung zur Seite des Geliebten, zu verbergen.

Endlich ſtand das Paar vor dem Heiligſten im Heiligthum, die Muſik ſchwieg, und der ehrwürdige Biſchof hob ſeine Trauungsrede an. In dem Augenblick donnerten auf den Wällen Zweihundert Kanonen, und die am Glacis hingereihten Truppen vollbrachten ihre Lauffeuer. Die Erſchütterung hatte etwas Wohlthätiges für die

Prinzeſſin, die immer verzweifelte, ihr Ermannen werde bis zu Ende Stand halten. Denn einem Geliebten angetraut, und dennoch ſeine Gemahlin nicht zu werden, muß für eine Mädchenbruſt, wenn auch königliche Geſchmeide ſie umgeben, doch keine unbedeutende Qual ſeyn.

Der Geiſtliche fragte nach üblichem Ritus: ob ſie entſchloſſen wäre, Seiner Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen von ***, ihre Hand als Gemahlin zu reichen? Nahe war ſie in dieſem Augenblick daran, Nein zu ſagen. Geſchah es nicht, ſo vermochte ſie auch das Jawort eben ſo wenig über die Lippe zu bringen. Der Biſchof nahm es aber geſagt, und nur im Getöſe nicht durch ihn vernommen, an, und vollendete die Ceremonie.

Ein Glück für die Prinzeſſin, jetzt nach einer Loge geführt zu werden, ſie hätte in der That ſonſt vor Erſchöpfung noch zu Boden ſinken können.

Man betete leiſe, und hörte nun das von hundert ſchmetternden Inſtrumenten begleitete Tedeum an, worauf ſich der glänzende Zug wieder ins Schloß zurück verfügte, während die Lüfte von neuen Glockenklängen und Freudenſchüſſen bebten. Jeder Wonneton durchbohrte das Gefühl der Neuvermählten.

Sie hatte, wieder im großen Prachtſaal angelangt, nun die Glückwünſchungscouren von allen Seiten anzunehmen, was ihr um ſo läſtiger fiel, als ſie allein jammerndes Beileid zu verdienen glaubte. Lange hielt ſie es nicht aus, wollte noch vor Tafel einige Augenblicke allein zubringen, um dann ihren, mit unſäglich ſchwerer Mühe zurückgehaltenen, Thränen endlich freien Lauf zu geben. Sie wand ſich aus dem prunkenden Gedränge, und ſchlüpfte in ihr Gemach, wo ſie nicht einmal die Ilmen noch fand, um ſich in ihre Arme zu werfen.

Graf Thronhelm bemerkte ihr Verſchwinden. Der Gelegenheit im Pallaſt kundig, folgte er der Prinzeſſin, nachdem er zuvor noch einen kleinen eigenhändigen Brief des Königs von ***, an die Monarchin übergeben hatte.

Er kam, ohne bemerkt zu werden, durch alle Vorzimmer der Prinzeſſin, trat ohne Meldung in ihr Gemach. Heftig weinend lag ſie in einem Armſtuhl, und gerieth über das Erſcheinen des Ankömmlings in die tiefſte Beſtürzung. Graf, um Gotteswillen, rief ſie, hier wagen Sie mir zu nahn? O weg auf ewig aus meinen Blicken!

Der Graf trug ein kleines Gemälde in ſeiner Hand. Kronprinzeſſin, ſagte er, ich habe Ihnen ein Verſehn abzubitten. Nicht das Porträt des Kronprinzen von *** händigte ich ihnen ein, ſondern das von einem ſeiner Freunde, eines Grafen Thronheim, der auf ſeinen Gütern lebt. Und — geſtatten Sie Ihrem Gemahl ein ſüßes Recht zu üben.

Er umwand Die Fürſtin mit ſeinen Armen, neigte ſeine feuerflammende Lippe an die ihrige. Sie blickte, einer Ohnmacht nahe, um nur das Auge, bei dem ſie mit Entſetzen und göttlicher Wonne zugleich ergreifenden Frevel, niederzuſchlagen, auf das Bild. Es zeigte, angethan mit den Inſignien des Thronerben, den Mann — in deſſen Armen Sie lag.

Lächelnd ſagte der fürſtliche neuvermählte Jüngling: Ich bin der Kronprinz ſelbſt, wir ſind wirklich Gemahlin und Gemahl. Ich handelte ſo, um Liebe zu ſuchen, fand mehr —

Die Königin ſtürzte in dem Augenblick auch herein. Der Brief hatte ſie unterrichtet. Segen, rief ſie, Glück zweien Völkern und am Thron die Liebe. —

Der Vorhang ſinkt.

Ende.

Nacherinnerung.

Der Verfaſſer geſteht, wie ihm die Vermählung eines Herzogs von Braunſchweig, mit einer Prinzeſſin von Dännemark, im ſechszehnten Jahrhundert, den Gedanken an dieſen Roman erweckt habe.

6133

ind
115 $\frac{3}{7}$

tojs

Jüdiſche
Romantik und Wahrheit.

Von
einem getauften Iſraeliten.

Herausgegeben
von
Julius von Voß.

7065

Berlin, 1817.
Bei Joh. Wilh. Schmidts Wittwe.

Inhalt:

Seite.
Joel Potsdammers Flug vom Zopfband zum Ordensband 3
Der Jude und drei Zeugen 65
Kleines, aus dem Leben des groſſen Spinoza 70
Der Jude und die egyptiſche Mumie. . . . 101
Des weiſen Salomon Steigen durch die Steigekraft der Papiere. 107
Die zum Glück der Liebenden fehlende winzige Kleinigkeit 183
Des Juden Hirſch Reiſe nach Siberien, oder merkwürdigſtes Jahr ſeines Lebens . . . 204
Des Philoſophen Maimon romantiſche Fahrten 221
Jüdiſche Scene, geſpielt im Saale bei Kämpfer 275
Ueber das jüdiſche Deklamiren des Herrn Schauſpieler Wurm in Berlin 291

Joel Potsdammers Flug

vom

Zopfband zum Ordensband.

Man ſagt, die Beredſamkeit der Alten wäre verloren gegangen, die Vergniaux und Danton, die Fox und Burdett ließen mit einem Demoſthenes und Cicero ſich gar nicht vergleichen.

Das iſt nicht wahr, unter den Juden entwickeln ſich noch große Rednertalente, und die ihren Zweck auch häufig nicht verfehlen. Robeſpierre hatte ſich endlich um den Hals geredet, Fox ſprach ſich oft heiſer für eine Meinung, und wenn es zum Stimmen kam, ging ſie doch nicht durch. Die geſammte Beredſamkeit der franzöſiſchen Revolution erſchwatzte ſich endlich Bonapartens Tirannei, die des engliſchen Parlements eine unerhörte Nationalſchuld; nicht ſo die jüdiſche. Sie iſt nicht allein jener an Demoſthenes und Cicero gleich, ſondern noch darüber hinauszuſtellen.

Die Waare kann nicht reden, ſagen die Juden, man muß es ſelbſt thun. Wie thätig ſie den Grundſatz zur Ausübung bringen, davon zeugen Läden und Jahrmärkte.

Auch hat die iſraelitiſche Staatsberedſamkeit viel mehr ausgerichtet, als jene der Areopagiten, Conſuln, Senatoren u. ſ. w. Griechenland und Rom ſind längſt untergegangen, der Judenſtaat hingegen lebt, blüht und gedeiht noch. Und nicht ſchwer, wenn das ein Staat mit großem Länderumfang, mit zahlreichen Heeren und Flotten bewirkt; doch ohne Land und Schwerdt einen in ſeinen Gliedern allenthalben verzettelten Staat Jahrtauſende in Leben, Blüthe und Gedeihen zu erhalten, dies will mehr ſagen.

Auch die iſraelitiſche kirchliche Beredſamkeit macht jeder anderen den Rang ſtreitig. Die Rabbiner und Talmudiſten ſprechen ihre Religion feſt, das Tridentiſche Concilium ſprach die chriſtliche locker.

Demoſthenes bewegte den Staat von Athen. Nun das war der eigne, er wurde gehört vom ganzen Volk. Hat es aber Fälle gegeben, wo Juden fremde Staaten bewegten, nur gehört von einem Miniſterohr, ſo haben ſie mehr als Demoſthenes gethan.

Cicero führte des Raburius Sache gut, und davon ſpricht man noch dieſen Tag. Raburius Sache war aber auch ziemlich gut; wenn aber jüdiſche Lieferanten ihre oft gar nicht gute Sache außerordentlich gut führen, achtet man kaum darauf.

In dieſen Blättern wird man die Entwicklungsgeſchichte eines ungemeinen jüdiſchen Rednertalents geben, ſo wie Herr Profeſſor Buchholz die Entwicklungsgeſchichte eines Jeſuiten dargeſtellt hat. Daß Juden und Jeſuiten viel Aehnlichkeit haben, darf nicht erſt bemerkt werden.

Im ſtarkumfangnen Willen, in dem Grundſatz: der Zweck adle die Mittel, begegnen ſie ſich, noch mehr jedoch in derjenigen Beredſamkeit, die ſich auf jenen Willen, auf jenen Grundſatz richtet. Und Rede geht dem Handeln voraus. Die Schüler des Ignatius von Loyola hatten, gegen Ganganellis Zeiten hin, die Redekunſt ein wenig vernachläſſigt, und mußten den Fehler büßen. Ganz im Stillen machten ſie ihn aber wieder gut, ſprachen ſich endlich wieder auf die Bahn, und ſo leiſ', daß man es kaum hörte.

Bisweilen ſind hie und da — im Allgemeinen aber nie — auch die Juden in Vernachläſſigung der Beredſamkeit gefallen, und haben dies und jene Land dann räumen müſſen. Gemeinlich ſprachen ſie aber ſpäterhin ſich wieder hinein.

Erziehung macht den Menſchen, das iſt gewiß, die Natur fing aber ſeine Erziehung im Mutterleibe ſchon an. Daß ihm jedoch, aus dem neunmonatlichen Gefängniß entlaſſen, nicht Eltern und Lehrer allein, ſondern auch andere Umgebungen, die Erziehung fortſetzen, weiß männiglich.

Demungeachtet kömmt es auf einen erſten Impuls, einen Grundſtein für den Charakterbau, auf ein Motto für die Intelligenz an, das geleſen und wieder geleſen wird, einen Text, über deſſen Auslegung das ganze Leben begriffen iſt. Wir tragen alle ſo einen Text in uns, und ob er ſchon wörtlich vergeſſen ſeyn mag, legen wir ihn für und für aus.

Seit Rouſſeau hat man ſich über das Erziehungsweſen die Köpfe zerbrochen, und die vortrefflichſten Kinder auf dem Papier erziehen gelernt. Im Leben taugen ſie freilich eben nicht.

Bei den Juden hört man dagegen nichts von einem Emil, auch nichts von geſcheiterten Baſedowſchen und Bartſchen Inſtituten, ſie erziehen dagegen für das Leben. Der Sohn eines Juden wird immer wieder ein guter Jude, dafern nur jüdiſche Erziehungseinflüſſe ihn ausbilden; giebt er ſich aber chriſtlichen hin, dann mißräth er als Jude, und daß, wenn er ſich gar taufen laſſen, ein guter Chriſt aus ihm geworden ſeyn ſollte, davon will man eben keine Beiſpiele kennen.

Hieraus läßt ſich auf eine ſehr achtbare Erziehungskonſequenz bei den Juden ſchließen. Sie verſtehen ſich ohne Zweifel auf erſten Impuls, Grundſtein, Motto u. ſ. w.

Joel nennt ſich der Mann, deſſen Entwicklungsgeſchichte wir geben. Sein Vater wohnte in einem kleinen Städtchen an der polniſchen Gränze. Er war arm, die Chriſten hatten ihn ſo oft betrogen, das hatte ihn aber endlich reich an Weisheit gemacht.

Arm geworden, lernte er einſehn, wie er hätte reich werden können, ſo wie es Niemand beſſer zu ſagen vermag, wie man durch Keuſchheit ſich geſund erhalten könne, als entnervte alte Wollüſtlinge.

Es war für Joels Vater zu ſpät, ſeine erworbnen Theorieen noch ſelbſt in Ausübung zu bringen, dafür ſollte es aber ſein Sohn thun. Der Wackre nahm ſich vor, es mit dem Erziehungsweſen nicht allein ernſter zu treiben, als die unverſtändigen Chriſten, ſondern ſelbſt mehr als die verſtändigen Juden. Ein großer Plan.

Es ward ihm klar, daß er ſich um eine einfache, aber höchſt tiefe und erſchöpfende Idee bemühen müſſe, von welcher ſein Erziehungsſyſtem ausginge. Deshalb ſann er viel über die Beſtimmung des Menſchen nach, und nicht, indem er ſie in der Natur aufſuchen und moraliſch nachweiſen wollte, wie Fichte, ſondern indem er auch verlangte: der Sohn ſollte die gefundne Beſtimmung genau erfüllen, was Fichte's Schüler nicht thun.

Es kann nicht geläugnet werden, daß ſich der Alte weniger in der allgemeinen Natur und im höheren Moralgebiet, als in den Verhältniſſen ſeiner Nation umſah, und eigentlich über die Beſtimmung des Juden nachdachte; es gelang ihm demungeachtet, zuletzt etwas Allgemeingültiges zu ergrübeln.

Dies glaubte er in dem Satz gefunden zu haben: Der Menſch ſoll reden.

Nun hatte er ſein Princip. Reden, meinte er, darauf käme es an, alles Uebrige folge von ſelbſt. Wer nur rede, erſpräche ſich ſchon was auf Erden. Indem Erſprechen hier der Rede Ziel war, verſtand es ſich auch, daß nicht dummes Reden gemeint ſeyn könne.

Wer könnte den Satz umwerfen wollen. Die Weisheit doch nicht. Wer da reden will, muß wiſſen, und man redet auch mit der Feder. Die Liebe auch nicht. Wer bei ihr reden will, muß fühlen, und man redet auch mit den Augen.

Die Religion eben ſo wenig. Es kömmt da nicht allein auf das an, was man andern ſagt, auch auf die Rede zu ſich.

Alſo reden ſoll der Menſch; wie? das meſſe er an den Umſtänden ab. In Sparta mußte man mit wenigen Worten viel ſagen, am Hofe thut man oft wohl, mit vielen nichts zu ſagen, Fürſt Blücher von Wahlſtatt ſagte mit dem einen Worte: Vorwärts! viel.

Gegen den Satz iſt alſo nichts einzuwenden, daß er jedoch einer gar verſchiednen Anwendung fähig ſey, beſtreitet auch wohl Niemand.

Der Menſch ſoll reden, hieß hier ſo viel, als — der Jude ſoll reden. Das verſtand ſich von ſelbſt.

Was man ſoll, muß man können, was man können will, lernen, hienach richtete ſich das Erziehungsſyſtem in ſeinen Mitteln zum Zweck.

Noch nicht vier Jahre war der Knabe alt, ſo wurde ihm das Maul ſchon gleichſam zu einer Klappermühle gemacht. Keine Speiſe, kein Trunk Waſſer, kein Spielzeug wurde ihm gegeben, er hätte denn vorher ausführlich darum nachgeſucht, dringend gebeten, vollſtändig alle Gründe aufgezählt, aus welchen er den Gegenſtand wünſchte, und darum bäte. Dies gelang anfänglich ſchlecht genug, die Mutter hielt ſich oft die Ohren zu vor dem ungewaſchenen Zeuge, der Vater meinte dagegen: Ungewaſchenes würde im Waſſer gewaſchen.

Ein Antreiben mit Strenge würde dem Kleinen das Sprechen zum Ekel gemacht haben, weil er nun aber ſtets etwas Angenehmes damit ſuchte, und dadurch empfing, war das ein Anderes, und die Geläufigkeit mehrte ſich von Tag zu Tag.

Hatte Joel Unarten begangen, erſchien der Vater mit einem Strafwerkzeug, und gebot Rochs fertigung. Auf bloße Furchtzeichen und Weinen folgten tüchtige Prügel, beredte Entſchuldigungen konnten hingegen Ruthe oder Stock abwenden. Moraliſch waren die Folgen hier nicht, der Knabe lernte einſehn, daß er wohl Unarten begehn dürfe, wenn er ſich nur geſchickt auszureden verſtände. Aber dem Syſtem entſprachen ſie, ſtellten als Motto, als Auslegetext für das Leben hin: die Tugend iſt im Reden, das Laſter in Maulfaulheit zu ſuchen.

Er durfte mit dem Vater ſtreiten und zanken, nie aber gröblich ſeyn, in welchem Fall derbe Züchtigung ihn traf. Der Menſch ſoll reden, hieß es, nicht aber ſich das Maul verbrennen, merke dir's.

Wie der Knabe das achte Jahr erreicht hatte, ſagte ihm ſein Vater: Ich habe dich lange genug ernährt, nun ernähre dich ſelbſt.

Bitterlich fing er an zu weinen. Da gab es eine Ohrfeige. Der Menſch ſoll reden, und nicht weinen, hieß es. Er kann wohl zum Reden auch einmal weinen, warum nicht, wo es paßt, aber Weinen allein ſoll er nicht.

Joel fing nun an zu reden, ausführlich und weitläuftig, auch geſcheut genug für ſein Alter, indem er Jenem darthat: er wiſſe nicht, was er hier reden ſollte, denn weil ihm der Vater eine Ohrfeige gegeben hätte ums Weinen, ließe ſchon ſich abſehn, daß kein Bitten helfen würde, ihn noch nicht ſich ſelbſt ernähren zu laſſen, und er rede mithin unnütz. Sollte er ſich aber ſelbſt ernähren, könne es doch mit dem Reden nicht geſchehn, fürs Reden gäbe ihm doch Niemand Geld, oder Brot oder Suppe, aber wohl für Waare. Nun hätte der Vater freilich auch oft geſagt: die Waare könnte nicht reden, man müßte ſelbſt reden, er wollte das auch, wenn er Waare hätte, er hätte aber doch keine, der Vater ſollte ihm alſo welche geben.

Dieſer zeigte ihm nun: daß man ſchon aufs Rechte käme, wenn man nur redete. Waare müſſe er freilich haben, er, der Vater, hätte aber keine für ihn, auch kein Geld, ihm welche zu kaufen, doch würde es auch keine Kunſt ſeyn, für Geld Waaren zu haben, kaufen könnte ſie jeder Narr, Joel möchte alſo zuſehn, daß er ohne Geld deren überkäme.

Soll ich denn welche ſtehlen, fragte der Knabe.

Die Antwort lautete: Der Menſch ſoll reden, und nicht ſtehlen, wer ſtiehlt, kann auch darüber an den Galgen kommen. Sieh nur, vors Erſte thäten Dir ein zwanzig Ellen Potsdammer Haarband Noth. Verkaufteſt Du ſie, die Elle mit einem Dreier Profit, ſo hätteſt Du zwanzig Dreier, wovon Du ſchon etliche Tage leben könnteſt. Solchen Band haben mehr Juden in der Stadt, auch

Kaufleute von den Chriſten. Nun ſieh zu, daß Einer die zwanzig Ellen auf Borg giebt, ſind ſie verkauft, kannſt Du ſie bezahlen, und dann haſt Du wieder Kredit.

Joel begab ſich nun zu einem Iſraeliten, und trug ihm ſein Anliegen kurz vor. Es war kein Freund ſeines Vaters, der Kleine ſah mit harten Worten ſich abgewieſen. Ein Zweiter hatte auch nicht Luſt, dem barfußgehenden Knaben auf Borg zu geben, und nicht beſſer ging es ihm bei einem Dritten. Tief betrübt kam er heim, und meldete den eiteln Erfolg.

Du haſt nicht geredet, fuhr ihn der Alte an.

Wohl hab ich geredet, es half nur nichts, klagte Joel.

Man muß ſo reden, daß es hilft, entgegnete der Vater. Das Maul ſpricht nicht allein, hab' ich Dir auch ſchon geſagt.

Joel wußte keinen Juden mehr, zu einem Chriſten traute er ſich noch weniger zu gehn. Der, meinte er, würde es um ſo eher abſchlagen.

Wenn Du nicht redeſt, freilich, ſagte Jener. Sonſt würdeſt Du auch nicht weit kommen, wenn Du nur mit unſern Leuten zu thun haben wollteſt. Von den Chriſten mußt Du leben.

Der Kleine ging nun zu einem Kaufmann, erſchien jedoch bald wieder, mit rothgeweinten Augen, mit Schaam und Zorn am Geſicht. Der

Kaufmann war gröblich geweſen, hatte ihn verſpottet, geſagt: wer wird ſolchem dummen Judenjungen Kredit geben. Und da er mit ungeſtümen drängenden Bitten fortgefahren, hatte er ihn durch ſeinen Ladendiener zum Hauſe hinauswerfen laſſen.

Du haſt nicht geredet, ſagte der Vater.

Was ſollt ich nicht geredet haben, ſchrie der Knabe. So lange, bis ich darüber bin hinausgeworfen worden.

Der Menſch ſoll reden, hieß es drüben, aber auch ſo wie er ſoll. Das Maul ſpricht nicht allein, auch die Mütze. Du haſt die Mütze vielleicht auf dem Kopf behalten. Der Puckel ſpricht auch, Du haſt Dich vielleicht nicht gebückt. Du biſt vielleicht nicht freundlich geweſen, und der was freundliches verlangt, muß doch freundlich reden. Beſinne Dich auf das Alles, und rede beſſer.

Joel wollte aber zu keinem Andern, hatte Furcht, wieder ſchlimm anzulaufen, hatte die eiteln Verſuche ſchon ſatt, meinte, alle neuen würden doch vergeblich ſeyn.

Gut, ſagte der Alte, wie Du willſt. Der Tiſch wurde gedeckt, der Knabe empfing aber keinen Platz daran. So ging es auch am Abend, und am nächſten Morgen beim Frühſtück.

Er zeigte ſich trotzig, weil er meinte, ihm geſchehe groſes Unrecht. Laßt mich todthungern, ſagte er, meinetwegen, ihr könnt es verantworten.

Wer redet, hungert nicht todt, erwiederte man ihm.

Daß hier kein Reden um Eſſen half, ſah er inzwiſchen wohl ein, der Vater hatte ſich einmal erklärt, Joel müſſe fortan ſich allein das Nöthige verdienen, und pflegte an ſeinem Wort ſtehn zu bleiben.

Bald war Joel verſchwunden, und kehrte mit zwanzig Ellen Haarband zurück, die er mit einem gewiſſen Stolz auf den Tiſch warf.

Das Hungerempfinden hatte ihn doch zu einem andern Kaufmann getrieben. Mit tiefgezogner Mütze, tief gebeugtem Rücken, und ſo freundlichem Weſen, als er es nur aufzubringen vermochte, war er in den Laden getreten, und hatte die Bitte um Kredit anhängig gemacht. Der Kaufmann war befremdet geweſen, hatte über die kleine Geſtalt und das ſeltſame Anliegen nicht wenig gelacht, ſich aber durch Joels ſchmeichelnde Worte endlich erbitten laſſen. Auf Acht Tage war ihm der Kredit bewilligt.

Siehſt Du wohl, daß Reden hilft, ſagte der Vater. Nun will ich Dir heute auch Eſſen auf Borg geben.

Während die Mutter es beſorgte, hielt der Alte gleichſam eine Feier- und Weiherede über Joels erſte Waare. Der Anfang iſt nun da, hieß es unter andern, Du haſt zwanzig Ellen Band.

Das Band kann nicht reden, redeſt Du aber, wie Du ſollſt, kannſt Du mit dem Band Dir Haus und Hof erſprechen, Kutſche und Pferde, und Bedienten, die mehr als zwanzig Ellen goldne Treſſen am Rock haben. Er ſetzte — im prophetiſchen Geiſt — hinzu: nicht unmöglich, daß Du es mit dem Zopfband noch zu einem Ordensband bringſt, aber reden mußt Du können.

Joel ſchmauſete vor der Hand, und ließ das Uebrige gut ſeyn.

Der Alte pflegte aufs Land zu gehn, dort einige Ellenwaaren, Zwirn, Nadeln, Scheeren feil zu bieten, auch alte Kleider, und was ſonſt ſich fand, einzuhandeln. Er nahm den Sohn jetzt mit, empfahl ihm Acht zu haben, wie er es bei Verkauf und Kauf mache, und daneben zu ſehn, wie das Band ſich anbringe.

Die Reiſe währte fünf Tage, und mühſelig ging es dabei zu. Elende Koſt, hartes Nachtlager auf Bänken in den Dorfwirthshäuſern. Joel mußte, ohne die ſeinige, auch von des Alten Waare tragen, das Alles gefiel ihm wenig.

Am erſten Tage bot er ſeine Waare umſonſt an, ob er ſie ſchon, wie der Vater die ſeinige, beredt zu loben ſuchte. Er hatte ſich damit zu Jedem, ohne Unterſchied, gemacht, und nur Bauern und Frauenzimmer waren ihm zu Geſicht gekommen.

Der Alte ſagte: der Menſch ſoll reden, aber nicht, wo es unnütz iſt. Bauern tragen abgeſchnittene Haare, Frauenzimmer brauchen kein Zopfband.

In jener Zeit wurden jedoch von gewiſſen Ständen noch allgemein Zöpfe getragen. Man kam den nächſten Tag auf einen Edelhof, wo es Schreiber und Bediente gab. Joel ſah, daß ſie Zöpfe trugen, und bot ihnen ſein Band an. Theils bedurften ſie deſſen, theils bewog ſie des ſchmeichelnden Kleinen Manier zum Handel. Er ward auf einmal alle zwanzig Ellen los, und hatte fünf Groſchen daran gewonnen. Wie groß war nun ſeine Freude. Er beklagte, nicht mehr Band zu haben, weil ſich auf der Reiſe noch manche Gelegenheit zeigte, wo er deſſen hätte losſchlagen können.

Am Vorabend des Sabbath kamen Vater und Sohn zurück, der Letzte that gegen die Mutter nicht wenig groß mit ſeinem Erfolg.

Indeſſen begehrte auch der Vater fünf Groſchen Koſtgeld für die fünf Tage. Du haſt wohl mehr verzehrt, als täglich einen Groſchen, weil Du aber meine Waaren getragen haſt, mag es darum ſeyn. Den Sabbath über ſollſt Du wieder Koſt auf Borg haben. Sieh nur zu, daß Du hernach bezahlen kannſt.

Joel eilte noch zu dem Kaufmann, die Schuld abzutragen, erſchien alſo noch vor dem Termin, und bat um neuen Kredit. Er fügte hinzu: daß er noch viel mehr Band hätte loswerden können, wenn er mehr davon beſeſſen hätte.

Der Kaufmann hatte ihm neulich auf gut Glück, und halb aus Scherz, halb aus Mitleid Borg gegeben. Da er nun den kleinen Debitor ſo pünktlich fand, und wohl einſah, daß er manches verhandeln könne, glaubte er auch, dies ſey eine Gelegenheit, viel von ſeinem Bande abzuſetzen. Er ſagte alſo: Gut, ich will Dir funfzig Ellen, und auf vierzehn Tage, geben. So lange Du richtig bezahlſt, wirſt Du auch neuen Kredit finden.

Nach dem Sabbath hauſirte nun Joel in der Stadt, lief allen Leuten auf der Gaſſe nach, und pries ſeine Waare an. Einige kauften, Andere nicht, Einer, den er zu lange und hitzig verfolgte, gab ihm einen Hieb mit dem Stock. Der Vater ſagte: man ſoll reden, ſich aber nicht das Maul verbrennen.

Die funfzig Ellen waren vor Ablauf der vierzehn Tage doch alle geworden, der kleine Handelsmann beſtand aber diesmal nicht. Er hatte Einiges zu wohlfeil hingegeben, ſich durch den Geldbeſitz auch verleiten laſſen, Näſchereien zu kaufen, Der Vater hatte jetzt täglich ſechs Dreier Koſtgeld verlangt, und Joel ſie erlegt, wie er nun aber ſeinen Gläubiger bezahlen ſollte, war auch nicht die Hälfte der nöthigen Summe beiſammen.

Weinend klagte er dem Vater ſeine Noth. Eine harte Züchtigung folgte ſogleich. Es hieß abermal: Rede, weine nicht. Und ſchlecht haſt Du geredet, ſchlecht gerechnet, und Rechnen iſt auch Reden. Das Rechnen ſpricht zu Deinem Beutel. Rede, wie wird das nun gehn? Du brauchſt es mir nicht zu ſagen, ich weiß doch ſchon, daß der Kaufmann Dir nichts mehr auf Borg geben wird, wohl noch eine Tracht Prügel, daß Du dann nichts mehr verdienen kannſt, kein Eſſen mehr von mir kriegſt, und verhungern mußt, rede nur darüber mit Dir ſelbſt, und rede Dir das Verhungern weg.

Zwei Tage fehlten noch am Ablauf der Zahlfriſt. Joel war verſchwunden, man ſah ihn zwei Tage nicht. Die Mutter war voll Angſt und Bangigkeit, der Junge möchte ſich ein Leid gethan haben, ihr Mann ſuchte ſie zu beruhigen.

Die Schmerzen der Züchtigung, und Furcht zu erhungern, hatten den Knaben angeregt. Er hatte ſich ſo vielerlei geſagt, was er noch thun könne, bis er auf das gefallen war, womit er in der That ſich noch half.

Er hatte ſich geſagt: da das rechte Reden ihm ja bei dem einen Kaufmann zu Borg geholfen, wäre es ja bei andern auch möglich, wo er neulich nicht recht geredet habe. So war er zu zweien Juden gegangen, zu Einem dennoch vergeblich, den Andern hatten ſeine Bitten aber dahin gebracht, ihm nun zwanzig Ellen zu gewähren. Für das noch übrige Geld hatte Joel noch baar ſich Band gekauft, und weil im Städtchen keines mehr zu verhandeln war, hatte ſich der achtjährige Knabe allein aufs Land gemacht, doch zuvor wohl nach Dörfern erkundigt, wo es Edelleute, Amtleute, oder ſolche Perſonen gäbe, die Zöpfe trügen. Schier außer Athem hatte er ſich gelaufen, eben ſo für ſeine Waare geſprochen, und nur von Brod und Waſſer gelebt. Das Band war jedoch in den zwei Tagen abgeſetzt, und ſo viel daran gewonnen worden, daß er den Kaufmann zu bezahlen vermochte. Spät in der Nacht, und beinahe erſchöpft, kam Joel zurück, nun labte und lobte man ihn aber auch.

Der Vater ging mit ihm weiter aufs Land, und bald auf einen Jahrmarkt in einer größeren Stadt. Dort machte Joel ſchon recht anſehnliche Geſchäfte nach ſeiner Art, indem er mehrere Hundert Ellen los wurde. Was er nicht mitgebracht hatte, kaufte er, und um baares Geld wohlfeiler, als im Geburtsort um Kredit. Er ſprach dabei tüchtig, um möglichſt wohlfeilem Preis und Rabatt, den er bei dieſer Gelegenheit kennen lernte, zu erhalten. Er eilte vom Morgen bis zum Abend nach den Gaſthöfen, zu den Wirthstafeln, in die öffentlichen Gärten, bot und pries ſein Band an. Oft kaufte man ihm ab, um ihn nur los zu werden, oft weil der ſo beredte Knabe eine Art Intereſſe einflöſ'te, und da gewann er an einer Elle nicht ſelten einen halben, wohl bei vornehmen Leuten einen ganzen Groſchen, denn er forderte derb über den Preis hinaus. Oft wurde der barfüßige und in Lumpen gekleidete Junge auch von Markören mit Härte weggeſtoßen.

Dann ſagte ihm der Vater: Du haſt nicht gut geſprochen, und auch noch lange nicht genug geſprochen. Rede Dir erſt Schuhe an die Füße, und einen Rock an den Leib, die reden auch in der Welt mit.

Joel verſuchte zuerſt ſolche Leute, die ihn verächtlich behandeln wollten, mit Rede zu entwaffnen, indem er ihnen vorſtellte: es ſey doch ſehr unrecht, daß ſie einen armen Jungen, ſeiner Armuth willen, Leid thäten, er wolle doch auch leben, und ſuche ſich ehrlich zu nähren, wie er könne, müſſe es im achten Jahre ſchon ſelbſt thun. Das half meiſtens, und Joel empfing wohl noch hie und da ein kleines Geſchenk über den Kauf, oder ſtatt des abgelehnten Kaufs.

Man ging von Markt zu Markt, endlich zur Meſſe nach Frankfurt. Hier blühte Joels Waizen trefflich, denn er konnte ſeine Waare aus erſter Hand beziehn, und fand ſo häufige Gelegenheit, ſie gut an den Mann zu bringen. Zu Ende der Meſſe war im Stande, ſich ein Paar Schuhe neu, und auf dem Trödel einen alten Ueberrock zu kaufen. Er ſtolzirte nicht wenig, als er mit dieſem Aufzug in den Geburtsort zurück kam, und lernte ſeine Neigung zu Näſchereien bekämpfen, weil er ſich ſagte: für zwanzig ſolcher Gegenſtände wäre ein Stück Zeug anzuſchaffen, was doch bliebe, und mitredete, denn ſeines Vaters Wort: daß auch Kleider redeten, ſah er beſtätigt.

Er hätte freilich auch mit anderen Waaren handeln können, der Vater wollte das aber nicht, vielmehr: Joel ſollte nur erſt einen Handelzweig recht genau kennen lernen, das Weitere müſſe dann ſchon ſich finden.

So ging es denn für und für an ein Bandtragen aufs Land, Märkte und Meſſen beziehn. Joel nährte in der That ſich allein, trug von ſeinem Gewinn dem Vater Koſtgeld ab, und gelangte nach und nach zu immer beſſeren Kleidern. In zwei Jahren hatte er, am Ende einer Meſſe, einen baaren Geldvorrath von zwanzig bis dreißig Thalern. Dafür handelte er bei Kaufleuten, die Reſte von Band liegen hatten, den ſie los ſeyn wollten, mit ſehr vortheilhaftem Rabatt ein, wobei die Worte auch nicht geſpart blieben, und trug nun einen ſchweren Sack mit Waare heim.

Dieſe konnte er nicht allein verkaufen, redete alſo anderen jüdiſchen Knaben zu, davon zu nehmen, und damit aufs Land und nach Märkten zu gehn. Die Eltern der Knaben, wie ſie bedachten, daß es dem Joel ſo damit geglückt ſey, waren das zufrieden. Joel unterrichtete ſeine Unterverkäufer, und ſo hatte der zehnjährige Knabe eine Art Hauptniederlage, woraus ſpäterhin eine Art Comptoir wurde.

Viele Jungen kamen, verlangten bisweilen Kredit, Joel bewilligte ihn, ſah ſich bisweilen aber auch betrogen. Der Vater ſagte: Du haſt nicht geſprochen. Fragen iſt auch ſprechen, Du mußt fragen: wo kann ich verborgen?

Der Vertrieb wuchs, die Waaren fehlten, zur nächſten Meſſe ſah Joel ein, daß er wohl dreimal ſo viel mitnehmen und abzuſetzen hoffen könne. So viel Baarſchaft hatte er jedoch nicht, ihm ſtand auch da und dort aus. Er ging alſo zu den Kaufleuten, bei denen er ſchon viel erſtanden hatte, und bat ſie um Kredit. Er ſprach ſo beredt über den ſteigenden Flor ſeiner kleinen Handlung, und ſeine Pünktlichkeit im Zahlen, daß er Vertrauen gewann, und ſeinen Zweck erreichte. Um ſo mehr

Geſchäfte, man hätte nun ſchon von Joel et Compagnie reden können.

Noch war er in keine Schule gegangen, der Vater hatte ihn nur ſelbſt im Leſen, Schreiben und Rechnen dürftig unterwieſen. Das letzte meiſtens gelegentlich auf Reiſen, wo Joel dieſe und jene Aufgabe im Kopfe löſen mußte. Nun aber ein kleines Comptoir entſtanden war, langte Joel damit nicht aus, wollte er ſich nicht verrechnen und ſchaden, nicht zu leiſtende Zahlung und ausſtehende Schuld vergeſſen, mußte Buch über die Geſchäfte gehalten werden.

Der Vater ſagte: Du mußt in die Schule gehn, kannſt es auch, während die Anderen für Dich verkaufen. Aber vergiß nicht zu reden.

Wohl hatte der Alte geſehn, daß Kinder, welche den Schulunterricht umſonſt empfangen, nichts daraus machen, ihn auch eher fliehen als ſuchen würden. Und daß es auch ſo zu gehen pflegt, wenn ſie den Nutzen des Unterrichts noch nicht einſehn.

Joel hatte aber dieſen Nutzen ſchon einſehen gelernt, und ſollte die Schule auch aus ſeinen Mitteln bezahlen. Da ließ ſich nun hoffen, er würde für ſein Geld möglichſt gut einkaufen wollen.

Im Orte hatte man eine chriſtliche Schule, die eben nicht viel bedeutete, doch war Deutſch Schreiben und Rechnen bis an einen gewiſſen

Punkt dort zu lernen. Joel eilte zum Vorſteher, und redete ihm mit vielen Worten beweglich zu, ihm für einen billigeren Preis als den übrigen Kindern Unterricht zu ertheilen. Weil Kleider auch reden, legte er diesmal ſeine guten nicht an, ſondern erſchien im alten dürftigen Lumpengewand. Weil Jener ihn aber doch beſſer angethan geſehn, auch von ſeinem kleinen Wohlſtand gehört hatte, vermuthete er die Abſicht, wollte auf keine Herabſetzung des Schulgeldes eingehn, und ſagte ihm warum. Nun entgegnete der Knabe: ihm wären ſchlimme Unfälle begegnet, er ſey um alle Habe gekommen, und der Schulmann willigte hierauf ein.

Man hat zu bemerken, daß ſich Joel aus einer Lüge nichts machte, vielmehr bereits ein rechter geſchickter Lügner war, wo es darauf ankam. Der Vater hatte das nicht allein wahrgenommen, ſondern auch leiſe befördert. Nach ſeiner Moral, die ſich aus einem ſtets folgerechten Syſtem entwickelte, war die Beſtimmung des Menſchen — namentlich insbeſondere des Juden — zu reden. Nun iſt Lüge auch Rede, alle Rede verlangte das Syſtem, aber auch zweckmäßig. Was ließ ſich da nun gegen eine zweckmäßige Lüge ſagen? Er dachte: alle Welt lügt, und im Handel wird vorzüglich gelogen. Lügt man bei zugeſagten Zahlungen, lügt man dumm, verliert den Glauben, und kömmt auch wohl in Straſe. Lügt man im Anpreiſen der Waare, ſchadet es nicht, es müßte denn ſo weit gehn, daß Niemand mehr von ſolcher Waare kaufen wollte. Dann wäre es dumm gelogen, und dumme Lügen trifft auch Hohn und Verachtung, ſchon weil ſie an den Tag kommen. Die klugen bleiben hingegen verborgen, werden ſie aber auch einmal erkannt, und ſtehen denn nur als geſcheute da, hat es mit der ſie treffenden Schande bei der heutigen Welt nicht viel zu ſagen.

Ein guter talmudiſcher Moraliſt war er da freilich nicht. Denn das rabbiniſche Sittengeſetz iſt viel ſtrenger und heiliger, als Chriſten wohl denken. Und es dringt ſo auf Wahrheit, daß ein Jude einen Heiden auch nicht mit einem Gruß hintergehn ſoll. Es iſt ihm z. B. unterſagt, da ſich der Höflichkeitsformel zu bedienen: Ich freue mich Sie wohl zu ſehn. Denn es iſt nicht wahr, der Jude kann ſich nicht freuen, einen Heiden — oder Chriſten, gleichviel — wohl zu ſehn, und er ſoll nicht lügen. Ein Chriſt lügt hingegen mit dieſer Formel wohl ſeinem ärgſten Feind ins Angeſicht.

Man könnte fragen: wie es bei der Moral des Mannes um das Betrügen geſtanden hätte, da man betrügend doch auch redet. Es verſteht ſich aber hier auch, was vom Lügen gilt. Hat man betrogen, daß man darüber in Straſe gelängſt, hat man unklug betrogen, und der Rede ſich dabei bedient, und dies blieb immer verboten. Daß alle Welt betröge, nur weniger oder mehr, feiner oder gröber, geſcheuter oder einfältiger, ſtand als ein Erfahrungsſatz da, über welchen zu ſich reden konnte, wer zu reden wußte.

Es iſt ſchon geſagt worden, wie gemeſſen er den Sohn vor allem Stehlen warnte. Und ſie gingen auf ihren Reiſen bei keinem Galgen vorüber, ohne daß nicht der Alte einige Nutzanwendungen hätte ſollen zu vernehmen geben. Doch als Joel nachgrade älter wurde, floß auch einige Lebenserfahrungsphiloſophie über das Galgenverhältniß zu Staat und Menſchheit ein. Z. B. daß, wer mit einem Brecheiſen ſtehlen ginge, könne darüber das luſtige Haus beziehn, mit Hunderttauſend Brecheiſen — nach Bayonner Art — wäre es freilich ein Anderes u. ſ. w.

Als nun Joel die Schule beſuchte, erfolgte, was ſein Vater erwartet hatte. Er wollte ſein Geld zu möglichſt hohem Zins anlegen, ſchrieb in der Schreibſtunde wohl dreimal ſo viel, als die Kameraden, daſſelbe galt vom Rechenunterricht. War doch Schreiben und Rechnen auch Reden.

Dabei fragte er den Lehrer alle Augenblick, wie er das und jenes zu machen habe, wies ſo oft vor, und begehrte neue Weiſung, daß man mit ihm mehr zu thun hatte, als mit einem halden Dutzend anderer Knaben. Erſt freute Jenen der Fleiß, ſpäterhin ward ihm aber die übertriebene Zudringlichkeit läſtig. Und das um ſo mehr, als der immer redende Joel, wenn der Monat um war, und er zahlen ſollte, vom Bedungenen immer noch wieder abzudingen ſuchte.

Man jagte ihn alſo nach drei Monaten zur Schule hinaus. Er wollte ſie eben aber von ſelbſt ſchon verlaſſen, weil er meinte, nun das Geld des Lehrers ſelbſt verdienen zu können. Er kaufte ſich auf der Meſſe calligraphiſche Vorſchriften, ein Buch über Rechenkunſt und Handel. Die Schule hatte ihn auf den Weg gebracht, nun konnte er ihn allein ſchon gehen. In Jahr und Tag ſchrieb er eine ungemein kunſtfertige Hand, und war ſchon ein tüchtiger Algebraiſt. Da begegnete er dem Schullehrer einmal, und fragte ihn: was bezahlen Sie mir, ſo gebe ich Ihnen Unterricht im Schreiben und Rechnen? Dieſen verdroß es von dem noch nicht zwölfjährigen Knaben, und er gab ihm eine Ohrfeige. Hab' ich's Dir nicht oft geſagt, merkte der Vater an, der Menſch ſoll reden, ſich aber das Maul nicht verbrennen.

Ein polniſcher Rabbiner unterwies in der ebräiſchen Sprache und Religion. Joel bat die Vorſteher der jüdiſchen Gemeine ſo lange, bis er den Unterricht da frei bekam. Weniger fleißig zeigte er ſich hier, vielleicht weil ihn das Unentgeldliche nicht ſo reizte. Der Vater ſagte: Dummer Junge, je mehr umſonſt, je beſſer. Und wer reden will, muß auch hören, was Andere ſagen. Höre nur, was die Talmudiſten ſagen, und wie ſie es ſagen, da wirſt Du erſt recht reden lernen.

Nun gewann er der Sache Geſchmack ab, drang weiter ein, die ſpitzfündige Dialektik, ihm erſt dunkel, ward ihm nach und nach klarer, half ihm den Verſtand ſchärfen. Er hörte auch die Predigten in der Synagoge ſorgſam, und ahmte ſie daheim nach. Um deſto größer wurde ſeine Redefertigkeit.

Einmal hatte er dem Vater geſagt: es käme ihm vor, als wenn die Thurmuhr auch ſpräche. Freilich ſpricht ſie, hatte die Antwort gelautet, Du mußt ſie nur verſtehn. Was meinſt Du, was pflegt ſie zu ſagen?

Joel antwortete: Thue ich was, iſts, als ob ſie ſagte: ſpute Dich, thue ich nichts, klingt's wie: fauler Eſel!

Richtig, entgegnete der Vater, ſprich nur wieder zur Thurmuhr: ich ſpute mich ja, oder: Du lügſt, ich bin nicht faul. Und ſprich von Morgens um vier Uhr mit ihr.

Das that denn Joel, und las fleißig in talmudiſchen Schriften und Büchern über den Handel.

Sein eignes Geſchäft hatte er im zwölften Jahre in der vollkommenſten Ordnung, und hielt die genaueſte kaufmänniſche Rechnung über Ein- und Verhandel, Credit und Debet. Die Umſicht in dem einfachen Verkehr bereitete ihn zum weiten und zuſammengeſetzten vor.

Das Schickſal nahte aber ſeinem Verkehr höchſt feindlich. Die Mode hatte die Zöpfe immer kürzer gemacht, und die Nachfrage um Band vermindert, endlich ſchaffte ſie die Zöpfe ganz ab, und es gab keine Nachfrage mehr. Es blieb nichts übrig, als die Niederlage um einen geringen Preis zu veräußern, und zu einem andern Geſchäfte überzugehn.

Zu welchem? war die Frage. Rede, ſprach der Vater, wir gehen zur Meſſe, rede.

Joel konnte, nach verkaufter Niederlage, und eingetriebnen Schulden, die Meſſe jetzt mit einem baaren Geldvorrath von Hundert Thalern beziehn. Er fragte nun bei den Juden im Orte nach, von welchen Gegenſtänden ſie zeither das Meiſte abgeſetzt hätten. Einer nannte dieſe, Einer jene Waare, Joel erfuhr auch, daß ſie nicht gern mit Summen die Meſſe bezögen, ſondern Waaren dafür hinbrächten, um an dieſen zu gewinnen. Man nannte ihm Honig, Wolle, Schaaffelle, und was ſonſt in der Gegend zu haben, und dort anzubringen war.

Joel kaufte derlei auf dem Lande, und gab es auf einen Frachtwagen. Der Gewinn daran lohnte wenig, trug kaum die Ausgaben der Fortſchaffung über. Doch ging es auf der Meſſe glücklicher. Dort hauſirte Joel mit ſeidnen Tüchern und andern kleinen ſogenannten Galanteriewaaren, lief bis in die ſinkende Nacht, und ſeine gewöhnliche ſchmeichelnde Beredſamkeit verſchaffte ihm Abſatz. Er hatte zu Ende der Meſſe ſein Kapital mit funfzig Prozent Vortheil umgeſetzt, und kaufte nun nicht allein für Hundertundfunfzig Thaler ſolcher Waaren, ſondern empfing auch von den Kaufleuten, denen ſeine ſchon erfahrne Pünktlichkeit und ſein flinkes Maulwerk Vertrauen abnöthigte, um einige Hundert Thaler auf Glauben bis zur nächſten Meſſe.

So kehrte er alſo mit einem artigen Vorrath heim, nahm wieder Unterverkäufer, bezog kleinere Märkte und handelte aufs Land. Es gab einige Mißerfahrungen mit den neuen Artikeln, einige gingen nicht nach Wunſch, einiger Kredit war abermal nicht mit Erfolg gegeben. Doch übertrug der allgemeine Vortheil den Schaden im Einzelnen, Joel konnte ſowohl in der nächſten Meſſe ſeine Verbindlichkeiten erfüllen, als den Geſchäftskreis abermal erweitern. Ein Jahr darauf bezog er auch die Meſſen in Leipzig und Naumburg, ſeine Waarenkunde und anderweitige praktiſche Umſicht nahmen zu, und ſeine fortgeſetzten theoretiſchen Studien hielten Schritt mit jenen. Funfzehn bis ſechszehn Jahre alt, hatte er bereits einige Tauſend Thaler erworben, und dies hatte ſein emſiger Fleiß um ſo mehr erzielen können, als er, mochte er auch an dem Tage einen Dukaten gewonnen haben, doch für und für um ſechs Dreier lebte. Er war das einmal ſo gewohnt, ſein Appetit nach höheren Zahlen im Proviſions-Conto größer, als der nach leckeren Speiſen.

Nun wollte er aber in ein großes Handlungshaus als Comptoirbedienter treten, bemühte ſich auf der Meſſe um eine ſolche Stelle, und fand ſie bald in einer namhaften Stadt.

Wie er ſie antrat, war ihm manches geläufig, manches fremd. Er ſchrieb die beſte Hand unter den Uebrigen, das Rechnungsweſen galt ihm ein Kinderſpiel. Das ihm Neue mußte er hingegen lernen, wollte es auch, es konnte ihm nicht geſchwind genug damit gehn, deshalb fragte er in einem weg, erzählte auch immer wieder, was er begriffen hatte, um zu erfahren, ob er auch nicht irre, ſtörte damit oft die Geſchäfte, und empfing manchen Verweis. Dann bat er wieder, um den Unmuth durch Reden abzuleiten, ſehr wortreich um Verzeihung, wobei er die Gründe aufzählte, aus denen er ſo viel gefragt. Darüber lachte man denn.

Man that es nicht weniger bei ſeinen mit freundlichen Aeußerungen, und tief demüthigenden Verbeugungen ſo überflüßig begleiteten Höflichkeiten, die hier gar nicht üblich waren. Er hatte oft mit ſeinen kleinen Waaren nach den polniſchen Landgegenden gehandelt, bemerkt, daß Iſraeliten hier ſo gegen den Adel auftreten, und das um ſo mehr nachgeahmt, als er ſtets ja etwas erreden wollte, und den Antheil der Gebehrde aus oft guten Erfahrungen kannte. Deshalb fehlte ihm der richtige Takt.

Unterrichten wollte er ſich allenthalben zu ſeinem Nutzen. Er ſah, daß Buchhalter, welche der franzöſiſchen Sprache mächtig, und Geſchäftsbriefe darin zu ſchreiben fähig waren, mehr geachtet, beſſer gelohnt wurden. Gleich nahm er einen Lehrer an, und bei dem Ungeſtüm, womit er ſich auf den Gegenſtand warf, machte er eilige Fortſchritte. Aber auch, als dieſe noch weit vom Ziele entfernt blieben, ſuchte er Gelegenheiten, ſich zu üben, zu befragen, wo es nur anging, hob mit Allen, welche dieſe Sprache verſtanden, ſie zu reden an, was Jeden zu lachen machte.

Er lebte, einmal daran gewöhnt, ſehr eingeſchränkt, Andere mußten den filzigſten, übertriebenſten Geitz darin finden. Denn er reinigte ſich Kleidung und Stiefeln ſelbſt, beſuchte das wohlfeilſte, aber auch vom geringſten Pöbel nur be-

liebte

liebte Speiſehaus. Lud ihn jedoch ſein Patron einmal an die Tafel, dann mundete ihm die leckere, noch wohlfeilere Koſt, und Joel machte ſich in gieriger Gefräßigkeit lächerlich.

Die übrigen Comptoirbedienten verwieſen ihm das eine wie das andere Betragen, verlangten, er ſollte eſſen gehen, wo man anſtändige Leute fände, ſich mit Geſchmack kleiden, ſich beim Gaſtmahl des Patrons beſcheiden und ſittlich zeigen.

Er folgte zum Theil, und das, indem ſeine Grundidee, die wie ein Inſtinkt ſein Lebensſyſtem durchdrang, einſtimmte. Auf Reden kam da Alles an. Bei vornehmeren Perſonen ließ ſich mehr erreden, als bei geringen, Kleider redeten auch.

Wie aber den Aufwand, an den er ſo ſchwer ging, zurückgewinnen? Das mußte auch beredet, d. h. berechnet werden. Joel hatte einen Theil ſeines Kapitals in der Handlung des Patrons untergebracht, wiewohl ihn das bald reute, weil die Zinſen davon nicht hoch ſtiegen. Einen anderen hatte er zurückbehalten, um gelegentlich eine Spekulation auf eigne Rechnung zu machen, wobei er denn nicht ſäumte. Er fiel nun auch darauf, ſich Uhren, Petſchafte, Ketten, Buſennadeln und dergleichen zu halten, und ſuchte, wohin er kam, Jeden mit regſamer Zungengeläufigkeit davon aufzuſchwatzen, nicht weniger einzuhandeln, was ſich vorfand. Dieſer redſelige, auffallende Schacherſinn lud ihm abermal Gelächter auf.

Und war von nichts Anderem zu ſprechen, redete Joel von ſich. Er konnte ſich das Zeugniß ablegen, vom achten Jahre her ungemein thätig geweſen zu ſeyn, und für ſeine Lage ein Bedeutendes erworben zu haben. Er wußte, daß er auch jetzt bei Weitem fleißiger ſey, als die nächſten Bekannten, und ſie in mancher Hinſicht überträfe. Dies hatte ihn durch und durch mit Eitelkeit erfüllt, er glaubte ſich loben zu dürfen, weil er an ſich ſo viel zu loben fände, und es geſchah mit dem gewohnten Reichthum an Worten. Allerdings machte er ſich zum Geſpötte dadurch.

Er nannte jetzt ſich Joel Potsdammer, zum Andenken des Potsdammer Bandes, womit er die Handelslaufbahn eröffnet hatte. Allenthalben hieß es: der Potsdammer iſt ein unverſchämt zudringlicher Laffe, ein linkiſcher Hans Taps, ein eingebildeter Narr. Er befand ſich, nach Jean Paul, jetzt in ſeinen Flegeljahren, an den Dornen auf ſeinem Wege, über die er hin mußte.

Seine Eigenliebe ließ ihn nicht gleich wahrnehmen, daß man ſich über ihn luſtig mache. Denn ſo leicht tadelte ihn doch Niemand ins Geſicht, und Manche neckten und ſchraubten ihn auch durch hohe Lobſprüche, die er für baare Münze nahm.

Auf die Länge konnte es ſeiner Scharfſicht aber doch nicht entgehn, wie er im Urtheil der Menſchen ſtand, und nun ward er höchſt unwillig darüber, fühlte ſich in dem verwundeten Stolz tief gekränkt, und ſchrieb ſeinem Vater, wie hart, wie ungerecht man ihn behandle. Dieſer antwortete: Der Menſch ſoll reden, aber nicht das Maul ſich verbrennen. Daneben folgte der Rath: ein anderes Unterkommen in der Fremde zu ſuchen.

Der Sohn dachte jetzt nach, ſah ein, daß er wohl oft ſich das Maul verbrannt haben konnte, und daß es geſcheut ſey, vom Feuer wegzubleiben. Den Satz über das Reden warf die Bemerkung hingegen nicht um, er hatte ihn ja anderweitig ſo oft bewährt gefunden. Der Menſch ſoll reden, dies ſtand feſt, aber freilich recht und am rechten Orte.

Er beobachtete nun mehr, wie es Andere in der wirklichen Welt machten, und beſonders die, welche darin Achtung und Gedeihen finden, er las Bücher, ſahe Schauſpiele, worin das Leben gezeichnet war. Das mußte ihm Frucht bringen.

Nach zwei Jahren verließ er ſeine Stelle, an Kenntniſſen und Erfahrungen nicht wenig bereichert. Was iſt am Ende Genie, als heftige Tendenz des Willens zu einem gewiſſen Zweck, und heftiger konnte ſie nicht leicht bei Jemanden ſeyn. Er hatte nach der franzöſiſchen Sprache auch die engliſche angefangen. Er war ein ſo fertiger Comptoirrechner geworden, daß man ihn oft nach anderen Handelshäuſern rief, wenn ſich ein Fehler oder Irrthum in den Büchern eingeſchlichen hatte, den man nicht zu entdecken vermochte, und Joel half da gleich aus.

Er hatte manches bei ſeinem Patron geſehn, das klug zu nennen, wenn gleich nicht der ſtrengſten Sittenlehre nach zu empfehlen war. Man gab dort häufig große Tafel, lud bedeutende Männer der Stadt und Fremde ein. Nicht aber, um ſie durch Gaſtfreiheit zu achten und zu ehren, ſondern um Jene für gewiſſe Abſichten zu brauchen, und mit Dieſen vortheilhafte Geſchäftsverbindungen anzuknüpfen.

Er hatte auch manches beobachtet, das übel genug war. Denn indem ſein Patron doch einen viel reicheren Aufwand machte, als er in einem angemeſſenen Verhältniß zu dem rechtlich möglich zu erzielenden Gewinn ſtand, verfuhr man nicht aller Orten gewiſſenhaft. Das Haus unterhielt eine bedeutende Fabrik, wobei aber die geringen Arbeiter unter dem ſchmählichſten Druck ſeufzten. Es gab manche Schwindelgeſchäfte, ſogenannte Wechſelreutereien, unerfahrne Kaufleute wurden oft empfindlich übervortheilt. Schmuggelei (Contrebande) trieb man, ſo oft Liſt und Beſtechung nur einen gefahrloſen Ausgang zu hoffen gaben.

Joel hatte das Alles geſehn, auch oft tiefer in die Karte geblickt, als ſein Patron ahnte. Es hatte den Vorrath ſeiner erworbenen Kenntniſſe vermehrt, er ſchied wie ein viel entwickelter guter Kopf. Daß er über ſeine Entwicklung ſehr zeitig begriffen geweſen, und, der Anlage nach, ein guter Kopf war, erhellte lange ſchon aus dieſer Lebenszeichnung; daß Joel aber ein gutes Herz hatte, iſt nicht behauptet worden.

Er dachte, wie es den Umfang ſeiner Einſichten in den Handel unſtreitig noch bedeutend erweitern könne, wenn er eine Reiſe nach Holland und England unternähme. Die großen Koſten würde er geſcheut haben, es lag ihm jedoch nahe, daß er wohl aus ſeiner Unterrichtsreiſe zugleich eine thätige Geſchäftsreiſe machen könne. Darum nahm er Waaren, von denen er wußte, daß ſie in Hamburg guten Abſatz finden würden, und brachte ſie dahin. Dort ging er an die Börſe und auf Waarenverſteigerungen, ſah, wie er einen Kauf auf baldigen Wiederverkauf abſchloß. Dann ging es mit Waaren nach Amſterdam, von da nach London. Immer trieb er irgend einen ſchnellen Verkehr, ſah daneben alle große Comptoire, Niederlagen, Manufakturen u. ſ. w., wo es der Erkundigungen kein Ende gab. Er vervollkommnete ſich in der engliſchen Sprache, ward oft in guten Häuſern, womit er ſtets einige Verbindung einzuleiten wußte, zur Tafel gezogen, gewann nun den eigentlichen Geſellſchaftstakt, nahm das Weſen eines brittiſchen Gentlemen an, das in der Handelswelt ſo beliebt iſt.

Jahr und Tag brachte er auf dieſer Reiſe hin, und als er nach Deutſchland zurück kam, hatte ſie ihm über die Koſten doch noch einen nicht unanſehnlichen Geldgewinn abgeworfen. Daß jener andere Zweck erreicht worden, verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Er begab ſich nun in die Hauptſtadt eines deutſchen Fürſtenthums. Dort lebte ein reicher alter Wechsler, der einen erſten Buchhalter und Diſponenten ſuchte. Es hatten ſich einige, mit den vortheilhafteſten Zeugniſſen verſehene, Perſonen von außerhalb gemeldet, und man war ſchon in eine nähere Unterhandlung getreten.

Joel hatte Luſt zu dem Amte, und ging daran, es ſich zu erreden. Er eilte zu dem Wechsler, redete, und recht. Mehr wie irgend eine fremde Empfehlung es vermochte, wußte er in ſeiner Darſtellung ſich ſelbſt zu empfehlen. Er ließ Kenntniſſe durch ſeine Rede ſchimmern, die Achtung auflegten. Er ſprach von ſeinen Reiſen und Geſchäftserfahrungen, prahlte, und log dabei über die Wahrheit hinaus, prahlte und log aber klug. Der Wechsler brach jene Unterhandlung ab, und nahm ihn an.

Nur einige Wochen, und Joel war in den hieſigen Geſchäften völlig zu Hauſe, leitete ſie vortheilhafter, als es ſonſt geſchehen war. Man ließ auch ſeiner Umſicht, ſeinem emſigen Fleiß nur Gerechtigkeit widerfahren, indem man höchſt zufrieden mit beiden wurde. Alt und träge war der Chef des Hauſes bereits, Joel überhob ihn beinahe aller Mühwaltung, und doch ſahe man einen mehr lebendigen und einträglichen Geſchäftsgang, denn zuvor.

Der Wechsler hatte eine einzige Tochter, von vierzehn bis funfzehn Jahren, einſt die Erbin von Hunderttauſenden. Sie war ſchön, möchte ſie das aber auch nicht geweſen ſeyn, dem Rechner mußte ſie, jenes Umſtandes halber, in Licht und Anmuth einer Göttin erſcheinen.

Könnte ich mir die erreden, dachte er, würde mein Mund ſeine Preisaufgabe löſen. Da ſchien jedoch nirgend eine Hoffnung anzuknüpfen. Am wenigſten bei der Tochter ſelbſt, die ſtolz und vornehm that, in Geſellſchaften von den artigſten und bedeutendſten jungen Männern ſich geſchmeichelt, auf Joel kaum aus der Höhe nieder ſah. Und Joel hatte zwar keine widrige Auſſenſeite, war aber auch nichts weniger als ſchön. Auf einen Kaufmann machten ſein Betragen, ſeine Redeweiſe, den vortheilhaften Eindruck eines geſcheuten Kopfes, doch gebildete junge Damen angenehm zu unterhalten, war nie ſein Studium geweſen, und bei einigen Verſuchen auch gänzlich mißglückt. Dies Mädchen trieb Muſik, las ſchöngeiſtige Schriften, und redete gern davon. Joel war die Beredſamkeit ſelbſt, doch nur über Gegenſtände der Kaufmannswelt.

Bei den Eltern ließ ſich auch nichts abſehn. Sie wollten mit dem Töchterchen hoch hinaus, dahin richtete ſich die ganze, nach Verfeinerung und Bekanntheit mit dem Leben der großen Welt ſtrebende Erziehung. Ein reicher Geſchäftsfreund in Wien hatte einen Sohn. Man vermuthete eine ſchon halb und halb beſtimmte Heirath. Der junge Mann war vor einiger Zeit auch hieher gekommen, und hatte, ſeiner Geſtalt und Bildung willen, ungemeinen Beifall gewonnen.

Demungeachtet hörte man nicht, daß ſchon etwas ganz beſtimmt ſey, dies ließ nach einigen Jahren ſich erſt ahnen. Und Zeit gewonnen, viel gewonnen.

Der neue Buchhalter ſchrieb an ſeinen Vater, gab ihm von dem Allen Nachricht, und fragte ihn: ob er wohl meine, daß auch hier des Menſchen Zunge ein Meiſterwerk vollenden könne?

Dem Alten waren die näheren Umſtände in dem Briefe nicht klar geworden, doch beſchied er im Allgemeinen den Sohn wie immer: der Menſch ſoll reden. Er fügte hinzu: Joel werde nun doch wiſſen, wie und wo, auch daß nicht blos die Zunge rede, auch daß man, um mit Jemanden zu reden, die Worte bisweilen an einen Anderen richten, oft auch am nachdrücklichſten für eine Sache reden könne, wenn man über eine ihr ganz fremde ſpräche.

Joel ſah das als richtig ein, und dachte auch noch: er habe ſich oft den Mund um Nichts verbrannt, um eine leckere Speiſe könne man es ſchon eh' darauf wagen.

So beſchloß er denn vor der Hand zu den Eltern zu reden, doch ganz und gar nicht von der Tochter. In den Geſchäften verdoppelte er noch ſeinen Eifer, und ſtellte nach einiger Zeit dem Wechsler vor: daß ein großer Theil der in ſeinem Betrieb angelegten Summen einen viel nahmhafteren Gewinn abwerfen könne, dafern man eine Zuckerraffinerie ſtiftete.

Der Alte war träg, doch geizig und gewinnluſtig genug. Er entgegnete aber: daß es mit einer ſolchen Anlage bedenklich ſey. Wollte ſie Abſatz finden, müſſe ſie mit dem Auslande nicht allein Preis und Güte halten, ſondern jenen wohl noch niedriger ſtellen, und dieſe zu erhöhen ſuchen, denn ſonſt kaufe man an den gewohnten Plätzen. Die genannten Maasregeln würden hingegen den Vortheil ſchmälern.

Joel verſetzte: dies habe er Alles wohl bedacht, es käme hauptſächlich aber darauf an, daß ihm die Regierung den Alleinhandel im Fürſtenthum bewillige, dann ſey die Konkurrenz mit dem Auslande nicht mehr zu fürchten, und das Geſchäft ließe mit deſto höherer Sicherheit ins Große ſich ausdehnen.

Wäre das, rief Jener, leuchteten bedeutende Vortheile wohl ein, aber die Regierung iſt gegen alle Monopole eingenommen, und nicht zu hoffen, daß man da mit einer Bitte durchdringen würde.

Es käme darauf doch an, erwiederte Joel, und fragte: ob der Wechsler ihm geſtatten wolle, einige vorläufige Schritte in dieſer Abſicht zu thun? Die Antwort hieß Ja.

Nun galt es, eine ſolche Verwilligung zu erreden, und alles was nur reden könne, dabei in Athem zu ſetzen. Joel fand es nicht unangemeſſen, einige Tauſend Thaler aus dem eignen Vermögen auf dies hohe Glücksſpiel zu wagen. Im ſchlimmſten Fall gab ihm ſein jetziges Verhältniß ſchon Gelegenheit, den Schaden wieder einzuholen.

Unter dem Fürſten regierte ein Miniſter das Land, der ungemein thätig war, den Ruf der unbeſtechlichſten Redlichkeit, und auch großer Einſichten im Staatsverwaltungsweſen hatte. Da man aber doch ein öfteres Wanken und Schwanken in den Maasregeln wahrnahm, die Regierung oft von einem Grundſatz in den ihm widerſprechenden überging, ließ ſich demungeachtet nicht auf Feſtigkeit an dem Manne ſchließen.

Joel wandte ſich vorerſt an einen Schriftſteller, und erſuchte ihn, verſchiedene Aufſätze zu machen, worin von der Zuläſſigkeit, dem Nutzen manchen Alleinhandels die Rede war. Sie wurden fremden Journalen zugeſandt, und dort abgedruckt. So kam die Sache zur Sprache, und der Miniſter pflegte ſolche Zeitſchriften zu leſen.

Ein alter Kanzelliſt mit vielen Kindern, und in betrübten Vermögensumſtänden, war mit Geſchenken bald gewonnen, und Joel empfing durch ihn die Nachricht: der Miniſter pflege bei Vorwürfen, über die er nicht ſelbſt entſcheiden wollte, das im Lande geſtiftete Handelskollegium zu fragen. Es beſtand aus fünf Räthen, über die Joel ſorgſame Erkundigungen einzog. Einer liebte eine gute Tafel und vorzüglichen Rheinwein, ein Anderer beſuchte mit Leidenſchaft Jagden, noch ein Anderer unterhielt eine Liebſchaft mit einer Schauſpielerin. Dreie gaben die Mehrheit, und Joel leitete es ſchon ein, daß jene drei Männer ſeinem Patron zugethan werden mußten, ehe noch von einem Anliegen die Rede war.

Der Eine wurde oft zur Tafel geladen, und empfing ein Stückfaß alten Hochheimer, dem Andern bereitete man Jagdvergnügungen, und verehrte ihm eine Kuppel trefflicher engliſcher Windhunde, die Schauſpielerin wurde mit Putz bewogen, ihren Liebhaber auf einen vorkommenden Fall geneigt zu ſtimmen.

Nun ſuchte Joel an den Miniſter ſelbſt zu kommen. Er gab nicht leicht Gehör, und nur auf wenige Augenblicke. Vom Thürſteher bis zum Kammerdiener bahnte Joel ſich den Weg mit wohlangebrachten Dukaten, und der Letzte war bald dahin gebracht, den Iſraeliten zu melden, wenn Seine Excellenz die wenigſten Geſchäfte, und gute Laune hatten.

Nun entwickelte Joel die volle Macht ſeiner Redekunſt, als er, im Namen ſeines Patrons, um Bewilligung des Zuckeralleinhandels bat. Er zeigte, welche bedeutende Summen, zum großen Nachtheil des Landes, für den Gegenſtand über die Gränze ſtrömten, wie viele jetzt müßige, dürftige, und aus Armuth zu ſchlimmen Handlungen aufgelegte, Menſchen in der Hauptſtadt eine ſolche Fabrik würde nähren können, was die landesherrlichen Gefälle an Nutzen davon ſehn müßten, wenn die nun Wohlgenährten von ihrem Verzehrten indirekte Steuern entrichtet hätten, und was des Schwatzens mehr war. Der Miniſter wollte immer mit einem entſcheidenden Nein dareinfahren, Joel ließ ihn aber auch nicht zu dem einen Wort, und zogen Seine Excellenz unwillige Mienen, ſchob eine feine, höchſt verbindlich gewandte Schmeichelei über ihre tiefdringende Einſicht, Weisheit und Huld die Falten wieder von der Stirn. Zwar wurde das Erſtemal nichts ausgerichtet, dies hatte Joel auch nicht hoffen können, dagegen ſchien er dem Miniſter doch manche Idee über die Angelegenheit aufgeregt zu haben, mit welcher ſich derſelbe ſonſt noch nicht beſchäftigt hatte.

Bei einem zweiten Gehör trat der Miniſter ihm gleich mit dem Satz entgegen: Monopole taugten nicht, dies Syſtem würde einmal beſtimmt feſtgehalten, auch ſey das Fürſtenthum zu klein, auf dergleichen einzugehn. Nun widerlegte ihn aber Joel mit einem Strom von Beweiſen, daß, wie bewundernswürdig das Syſtem im Allgemeinen auch ſey, es doch einzelne Ausnahmen geſtatte, daß hier eine ſich empfehle, und grade ein Staat von nicht großem Umfang zu ſeinem Vortheil darin ſehen würde. Der Miniſter konnte ſich nicht genug wundern, daß ein Jude ſo dreiſt war, ihm zu widerſprechen, ihn belehren zu wollen, demungeachtet aber trug Joel alles ſo geſchickt und geſcheut vor, daß der Miniſter nicht dazu gelangte, es übel aufzunehmen, vielmehr oft lachte, wenn Jener einen witzigen Einfall beimengte, und aufmerkſam ward, wenn er hellen Scharfſinn zeigte.

Mit einer abſchlägigen Antwort ſah Joel ſich dennoch entlaſſen, der Miniſter ſagte aber ſchon hinter ihm zu Anderen: es ſey ein verteufelter Kerl, der Jude wiſſe ſeine Worte zu ſetzen, und daß er Verſtand habe, ließe ſich ihm nicht ſtreitig machen.

Uebrigens veranlaßten die Geſpräche, daß Seine Excellenz ſich erinnerten, was ſie neulich über den Gegenſtand geleſen hatten, und mit dieſem und jenen Rath darüber ſprachen, wo das Für und Wider denn in Rede kam, und den alten Grundſatz nach und nach in ſeiner Feſtigkeit erſchütterte.

Joel kam aber wieder, und nicht zur ungelegenen Stunde. Der Miniſter fing an, Behagen an den Unterhaltungen mit ihm zu finden, und widerſtand bereits weniger heftig. Joel ſagte, zu einer ſolchen Anlage würde ſein Patron weitläuftiger Gebäude bedürfen. Der Fürſt hätte eine alte, nicht mehr gebrauchte, Kaſerne, dies wäre eine Gelegenheit, ſie vortheilhaft zu verkaufen. Man würde zu den Geräthſchaften viel Holz bedürfen, dies bereite den landesherrlichen Forſten Abſatz. Sein Patron ſuche hier nicht Gewinn, könne ſeine Kapitalien höher ausbringen, nur aus patriotiſchen Rückſichten wünſche er dieſer Unternehmung Fortgang.

Ja den Patriotismus der Juden kennt man, ſagte der Miniſter lachend. Joel entgegnete: Euer Excellenz, alle Patrioten im Lande nehmen gern für den Patriotismus Zahlung, die Juden aber bezahlen noch den Staat dafür, wenn er ihnen den Patriotismus nur zugiebt, wie es hier klar der Fall iſt. Denn Fürſt und Land ſollen bei der Anlage gewinnen.

Es kam nun ſo weit, daß Seine Excellenz eine Eingabe des Wechslers verlangten, welche dem Handelskollegium ſodann zur genauen Prüfung vorgelegt werden ſollte.

Es verſteht ſich, daß nun dieſe Eingabe mit großer Redekunſt angefertigt wurde. In den Zeitſchriften erſchienen neue Aufſätze, mit noch bündigeren Gründen für den Zweck als zuvor, und ihre Herausgeber waren durch Geſchenke vermocht, nichts wider den Vorwurf aufzunehmen. Drei Räthe von dem Kollegium hatte man ſchon gewonnen, zu den beiden übrigen, denen ſchwer beizukommen ſchien, begab ſich Joel, und ließ auch dort ſeine gewaltige Zunge das ihrige thun, und ſo vorbereitet als er war, hatte er für jeden Einwurf immer ein halbes Dutzend Entkräftungen im Hinterhalt. So machte er die beiden Männer wenigſtens irre an ihren Meinungen.

Es gab nun lebhafte Debatten im Kollegium, die Mehrheit ſprach aber für die neue Siederei, und den ihr zu bewilligenden Alleinhandel.

Der Miniſter empfing den Bericht, wollte nicht gleich genehmigen, ſprach noch mit einem Rath. Dieſer gab in Ehrfurcht zu bedenken: ob man nicht vielleicht mit der Sache einen vorläufigen Verſuch machen könne, das Monopol nicht auf immer, doch auf zwanzig Jahre gewähren.

Zu lange, rief der Miniſter, auch in zwölf Jahren läßt ſich ſchon ſehn, ob Nutzen für das Gemeinweſen dabei iſt, oder nicht.

Auf zwölf Jahre empfing alſo der Wechsler ſein Privilegium, und das war ſchon ein guter Zeitraum, um Pfeifen im Rohre zu ſchneiden.

Nun ging es an ein Reden über die Kaſerne, die Joel zu einem ſpottniedrigen Preiſe herabſprach, wobei eine gewonnene Kommiſſion, die von baufälligem alten Mauerwerk redete, ſprach. Eben ſo ging es bei dem nöthigen Holz zu neuen Schuppen und Geräthſchaften.

Man hatte ein Einfuhrverbot des fremden Zuckers beſchloſſen, wenn die Siederei erſt den im Lande nöthigen Bedarf würde liefern können. Joel kam nun aber auch um die Akziſefreiheit für das Zuckerrohr ein, welches die Fabrike zu ihren Darſtellungen nöthig hätte. Dieſe Forderung ſahen Miniſter und Handelskollegium als die Staatskaſſen faſſen beeinträchtigend und höchſt unverſchämt an. Joel ſtellte aber dem Miniſter vor: die Fabrik würde in dieſem Fall den Zucker um ſo wohlfeilen Preis geben können, daß man ihn auch im Auslande begehren würde. Der Staat könne dann einen hohen Ausgangszoll fordern, der ſich immer noch übertragen würde, ſo überkäme der Landesherr größere Summen, als die Einfuhrakziſe vom Rohr betrüge, und es käme für gelohnte Arbeit wieder ſo viel, und mehr, Geld in die Heimath, als für das Rohr in die Fremde ginge.

Dem Miniſter leuchtete das noch nicht ein, er ſagte: hierüber müßten erſt ſich Erfahrungen ſammeln, aufs Gerathewohl könne man den Staatseinnahmen nichts Bedeutendes vergeben. Demungeachtet brachte der redſelige Joel es zu einer Akziſefreiheit für die erſte Fabrikation, überkam einen Paß auf ein halbes Jahr. Er lautete nicht auf eine gewiſſe Menge, ſondern auf die Zeit. Da nun aber ſein Patron Geld hatte und Kredit fand, konnte er in dem halben Jahre ſo viel Rohr einbringen, als nur in zwölfen immer ſich verbrauchen ließ. Auf dieſen weſentlichen Umſtand, und die mancherlei ſo wohlfeil erkauften Dinge, gründete ſich nun ſogleich ein blühender Flor der ganzen Unternehmung.

Einige ſachverſtändige Zuckerbäcker verſchrieb man aus Hamburg, ſonſt wurden Arbeiter erſt angelehrt, mußten ſehr viel thun, und bekamen ſchlechte Zahlung. Es waren Leute, die ſonſt keinen Erwerb finden konnten, Noth zwang ſie, in die gemachten Bedingungen ſich zu fügen.

Bei Joels Thätigkeit verkaufte die Siederei nach einem halben Jahre ſchon ihre Erzeugniſſe, und das Einfuhrverbot begann.

Man fand die Preiſe hoch, die Fabrik berief ſich aber auf die ſo theuren Anlagen, und die hohe vom Zuckerrohr zu erlegende Akziſe. Außer einigen vortrefflichen Sorten, die man nach Hofe lieferte, und womit etliche bedeutende Perſonen unentgeldlich verſorgt wurden, waren die übrigen ſchlecht genug. Die Kaufleute ſchrien, ſandten eine Deputation an den Miniſter. Dieſe konnte aber nicht ſo gut ſprechen, als Joel, der unterdeſſen immer mehr Eingang dort gefunden hatte, und mit dem auch der Miniſter gern über andere Handelsangelegenheiten ſprach. Es blieb alſo bei den Anordnungen, und die Fabrik konnte es nicht einen Augenblick in Zweifel ſtellen, daß ſie in den privilegirten zwölf Jahren Hunderttauſende gewinnen müſſe.

Da mußte nun einem gewinnſüchtigen Patron der Mann, welchem er eine abzuſehende Verdoppelung ſeines Vermögens zu danken hatte, wohl ungemein werth ſeyn. Er bot dem Buchhalter ein anſehnliches Geſchenk, das Joel indeſſen ſtandhaft ablehnte.

Die Gattin des Wechslers hatte Eitelkeit, prunkte gern, zuſammt ihrer Tochter, in Modeanzügen, die ſich als neu und geſchmackvoll auszeichneten, und die bisher Niemand trug. Joel ſparte kein Geld, und wußte ſchon, was er that. Er unterhielt einen Briefwechſel nach Paris und London, von wo man ihm dergleichen eilig ſenden mußte. Bei Geburtstagen und ähnlichen Gelegenheiten wurden ſie zu ihren Behörden mit Anreden gebracht, die Joel aus ſchöngeiſtigen Büchern zuſammengeſchöpft hatte. Und mit Putzwerk und verbindlichen Worten gewinnt man bei den Frauenzimmern einen Stein im Brett.

Lange ſchon war Joel zu einem Muſiker gegangen, und hatte ihn gefragt, welches Inſtrument man am leichteſten erlernen, und in der kürzeſten Friſt es darauf zu einer nicht mehr unbedeutenden Fertigkeit bringen könne. Er hatte die Guitarre genannt, und etwa einen Zeitraum von drei Jahren zu jener Abſicht. Das verdollmetſchte ſich Joel in ein Jahr, weil er ſich kannte, und ſein Gelingen, wenn er irgend etwas mit Ungeſtüm ergriffe. Zwei bis drei Stunden wurden jeder Nacht vom Schlaf abgebrochen, und nach einem Jahre hatte er die Guitarre in der

That ſchon ſo in ſeiner Gewalt, daß Halbkenner ſtaunten.

Die Tochter war nun eine Halbkennerin, liebte die Muſik jedoch mit Leidenſchaft. Erſt hatte ſie den Buchhalter kaum bemerkt, dann war er ihr ein gewohnt Geſicht, ſpäterhin, der Achtung willen, die ihr Vater ihm Urſache hatte, zu beweiſen, auch ein ihrer Erkenntlichkeit werther Mann geworden. Sie mußte ja einſehn, um wie viel ihr künftiges Vermögen durch ihn geſtiegen ſey, und war nicht unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeiten bei den Putzgegenſtänden. Nun traf ſie noch mit ihm in der Neigung zur Tonkunſt zuſammen.

Dies Alles blieb jedoch nur wenig für Joel. Dachte ſie doch, nach Wien ſich zu verheirathen, lebte ſchon im Traum der Zukunft dort.

Hier übte Joel aber auch nicht gewöhnliche Feinheiten aus. Schon lange hatte er ſchlau dahin geſehn, daß Geſchäfte, die mit dem Wiener Hauſe angeknüpft waren, dort oder hier, auf irgend eine Art mißriethen, mit Unzufriedenheit endeten. Die Papierverhältniſſe boten Gelegenheit dazu, es kam öfters zu einem nicht angenehmen Briefwechſel. Als einſt ein jüdiſcher Kaufmann, den Joel von Ehedem kannte, aus Wien gereiſ't kam, und bei dem Wechsler zur Tafel gezogen wurde, ſprach er viel über jene Stadt, wie ſie ein unangenehmer Aufenthalt, der Handel durch das Papiergeld immer empfindlicher gefährdet, und der erſten Häuſer Fall nächſtens zu befürchten ſey. Er warf ſelbſt Winke über das geſchäftsbefreundete hin, als habe es ſchon erhebliche Nachtheile gelitten, ſtehe nicht mehr auf den alten Füßen. Endlich ſagte der Mann noch: die katholiſche Unduldſamkeit erhebe in Wien ſich neuerlich, und ſuche eine Vertreibung aller Iſraeliten aus den öſterreichiſchen Erbſtaaten einzuleiten.

Joel hatte den Bekannten, deſſen Mund einem Geſchenke feil war, dahin vermocht, ſo zu reden, und wir hörten ſchon, daß er nicht glaubte, ſtets allein reden zu müſſen.

Bald darauf ließ er ſich verläumden. Sein Vermögen beſtand noch in wenigen Tauſend Thalern, die Hälfte davon war in den Entwürfen auf die Hauptabſicht geſchwunden. Mit dem Reſt machte er gleichwohl Lärmen genug, ſandte da und dort heimlich eine Summe hin, und ließ ſie auf der Poſt ſich wieder ſchicken, und dann wieder namhafte Wechſel auf ſich ziehn. Sein Vater mußte ihm in einem Brief ſchreiben: die Zinſen der Funfzehntauſend Thaler, die er ihm neulich zu belegen aufgetragen, wären richtig bezahlt, und laut Weiſung, abermal belegt worden. Dieſen Brief zog Joel bei einem Freunde des Wechslers mit dem Tuche heraus, daß er in einen Winkel fiel, und erſt bei ſeiner Abweſenheit entdeckt wurde. Der Freund las, ſchüttelte den Kopf, begriff nicht, wie Joel zu ſolchen Summen käme, und urtheilte: er müſſe ſeinen Herrn betrügen. Er ging zu dem Wechsler, ihn aufmerkſam zu machen. Dieſer war es ſchon einigermaßen geworden, und meinte: er ginge vielleicht nicht gehörig in Unterſuchungen ein. Deshalb ſah er alle ſeine Handelsbücher, alle Papiere, welche die Fabrik angingen, mit der genauen Sorgſamkeit durch. Allenthalben fand er die pünktlichſte Ordnung, nirgend mangelte ein Beleg über die kleinſte Summe. Ihm war einmal ein Verdacht angeregt worden, er wiederholte, verdoppelte ſeine Unterſuchungen, doch immer wieſen Einnahmen und Ausgaben ſich klar aus, an den Beſtänden fehlte kein Heller. Jede nähere Ueberſicht der Geſchäfte mußte ihn nur um ſo mehr erinnern, wie bedeutend ſie emporgeſtiegen wären, ſeit Joel ſie geleitet hätte.

Da ſagte er ihm denn offen: es ſey ihm fremd und neu, erfahren zu haben, daß Joel kein ganz unbeträchtliches Vermögen beſitze, und wenn dies der Fall ſey, müſſe ihn wundern, daß Joel als Buchhalter diene, und keine eigne Handlung ſtifte, die er, bei ſeinen trefflichen Kenntniſſen, ohne Zweifel dem Gedeihen bald entgegen führen würde.

Joel entgegnete: er habe in Holland und England früherhin einiges Vermögen erworben, und nun von einem Oheim eine Summe geerbt. Mit einer eignen Anſiedlung habe es immer noch Zeit, und den hieſigen Geſchäften vorzuſtehn, mache ihm mehr Vergnügen; ſollte der Wechsler aber glauben, hie und da ein unbedeutendes Geſchäft auf eigne Rechnung würde den ſeinigen nachtheilig ſeyn, oder könne er gar irgend eine noch ſchlimmere Meinung auf ihn werfen, koſte es ja nur einen Wink, und Joel wolle augenblicklich ſein Amt einem Würdigeren übergeben.

Der Wechsler mußte einwenden: nie habe Joel irgend eine ſchlimme Meinung um ihn verdient, und da Wohlhabenheit in den Augen des Reichthums viel achtbarer daſteht, als Armuth, war die Folge des Plans eine noch mehr erhöhte Achtung. Sie zeigte ſich mehr als ſonſt öffentlich, Joel begleitete die Familie auf Spazierfahrten, ins Schauſpiel, in Konzerte, und ward freundlich und ausgezeichnet behandelt.

Jetzt ließ er in der Stadt gradehin ausſprengen, der Patron würde ihm ſeine Tochter geben, und es fand, jener Umſtände halber, Wahrſcheinlichkeit. Joel lenkte es dahin, daß ein ſolcher Ruf bis zum Miniſter drang.

Und da er nun einſt zu ihm kam, fragte der Miniſter, ob das wahr ſey?

Joel verſetzte: Es kann wahr ſeyn, wenn Euer Excellenz eine patriotiſche Handlung vollbringen wollen, und das thun Sie ja bei jeder Gelegenheit gern.

Der Miniſter fragte lachend: wie Joels Heirath mit ſeiner Vaterlandsliebe in irgend eine Beziehung treten könne.

Dieſer zeigte ihm das. Vermuthlich, ſagte er, heirathet meines Patrons Tochter einſt nach Wien. Sterben die Eltern, erbt ſie Alles, und das große Vermögen geht zum Lande hinaus. Nimmt ſie mich aber zum Mann, bleiben ich und das Vermögen im Lande. Sie würde mich aber nur nehmen, Vater und Mutter würden ſie mir nur geben, wenn ich eine mächtige Fürſprache hätte. Es wäre eine tiefe Herablaſſung von Euer Excellenz, wenn Sie mir die angedeihen ließen, Euer Excellenz handelten aber patriotiſch daran. Ich weiß auch, daß Euer Excellenz den landesherrlichen Kaſſen gern Einkünfte zuwenden. Bekäme ich den Titel Kommerzienrath, wäre ich der erſte Jude im Lande, der ihn hätte, würde bei meinem Patron um ſo mehr gelten, und wollte mit Freuden die Chargen- und Stempelgebühren doppelt erlegen. Was ſchadet es dem Staat, daß ein Iſraelit Kommerzienrath heißt.

Der Miniſter war heute bei einer vorzüglich guten Laune, machte ſeine Bemerkungen darüber, wie dreiſt ein Jude doch ſey, und wie es käme, daß man ihm eine Dreiſtigkeit ſelten übel aufnähme. Er zeigte ſich endlich bereit, den gewünſchten Titel beim Fürſten auszuwirken, an eine Empfehlung zum Schwiegerſohn beim Wechsler mochte er aber nicht gehn, weil er das unter ſeiner Würde hielt.

Für jetzt war es aber ſchon genug, und Joel empfing den Titel nach einigen Wochen. Es machte bei allen Iſraeliten, namentlich aber bei dem Patron, großes Aufſehn. Er hatte lange ſchon erfahren, wie viel Joel bei dem Miniſter ausrichten könne, an ſo eine begünſtigende Auszeichnung, die er für ſich nie gewagt haben würde, nachzuſuchen, war ihm nicht eingefallen zu denken. Er ſah nun den Buchhalter mit einer Art Reſpekt an, und wußte ſich nicht wenig damit, einen Kommerzienrath zum Buchhalter zu haben.

Und es war ein Kommerzienrath, der Vermögen hatte, wer konnte wiſſen, wie viel er noch beim Miniſter auszuwirken vermochte. Weil der Ruf einer Heirath Joels mit ſeiner Tochter ſchon umlief, in dem Titel Beſtätigungen zu finden ſchien, kam er durch fragende Freunde auch zu ihm. Er fühlte ſich betreten dadurch, verneinte, erwog hingegen doch nach und nach, was hier ſich erwägen ließ. Freilich mußte, wenn die Tochter nach Wien heirathete, dies Haus nach ſeinem Tode aufgelöſ't werden, blieb ſie, konnte es auch ſtehn bleiben. Joel hatte nie, weder gegen ihn, noch gegen Mutter und Tochter, nur ein Zeichen eines ſolchen Wunſches dargethan, das Publikum hatte lediglich das Gerücht erſonnen, wie es ſchien, oder hatte die Sache ſo vermuthet. Im Vermuthen oder Erfinden ſchien es jedoch wieder ſo eine Heirath angemeſſen zu halten, und wer konnte freilich mehr geeignet ſeyn, als Joel, des Hauſes Geſchäfte dereinſt fortzuſetzen. So wurde er denn nach und nach mit dieſem Gedanken vertraut.

Es kam auch zu Geſprächen mit Frau und Tochter darüber, als Damen ihnen, zu beider großen Befremdung, die Frage vorgelegt hatten: ob die allgemeine Sage gegründet ſey? Zu dieſen Damen gehörte ſogar des Miniſters Gemahlin, mit der man im Konzert zuſammengetroffen war. Sie hatte hinzugefügt, daß man an einer ſolchen Verheirathung ohne Zweifel gut thun würde. Dies war eine ſehr wichtige Empfehlung.

Joel hatte berechnet, daß es leicht ſo kommen könne, weil die Dame geſchwätzig war, und im Hauſe des Miniſters die Sache in Rede geſtanden hatte. Was nun die Gemahlin des Miniſters billigte, konnte man das unangemeſſen finden?

Nun machte Joel auch den Verliebten bei der Tochter, redete, was er nur vermochte, redete ſchöngeiſtigen Büchern trefflich klingende Liebesworte nach, und die Phraſen begannen dem Ohr des Mädchens angenehm zu klingen. Sprach ſie zudem doch ein Kommerzienrath aus. Wien ſollte eine herrliche Stadt, aber doch manches dort auch nicht ſeyn, wie man es zu wünſchen hätte. Im Hauſe der Eltern zu bleiben, hatte auch ſeine glückliche Seite.

Joel ſprach auch zur Mutter, und nicht übel. Die Rede hatte um ſo mehr Nachdruck, als ſie aus dem Munde eines Mannes kam, dem ſogar die Gemahlin des Miniſters wohlwollte.

Demungeachtet brachte er es noch ſelbſt zu einem Empfehlungsſchreiben von des Miniſters eigner Hand. Dieſer wollte Güter verpachten, Joel ſchaffte einen Pächter, der ein Anſehnliches mehr bot, als der vorige. Eine redſelige, dringende Bitte im Augenblick des abgeſchloſſenen Vertrags, und Joel hatte das Schreiben.

Er fügte es zu dem ſeinigen, worin er den Patron um ſeine Tochter bat. Die Einlage ſchmeichelte dem Stolz, der Vater konnte nicht widerſtehn. Ein verliebter Fußfall vor der Tochter, und Phraſen auf Phraſen, ſo machte ſich das Uebrige, und Joel hatte das reiche Mädchen erſprochen.

Nach empfangenem Jawort fiel es leicht, Scheinbeweiſe von Vermögen darzubringen, und man ſtellte keine genaue Nachforſchung über den Punkt an. Die Hochzeit wurde bald gefeiert, und nun hieß es beati possidentes.

Nach der Heirath wurde der ſchon kränkliche Schwiegervater um ſo mehr träge, und Joel entfernte ihn bald ganz von den Geſchäften. Hatte er nun eine um ſo freiere Hand, unternahm ſeine Thätigkeit auch um deſto mehr. Reich geworden, ſtieg ſein Einfluß beim Miniſter auch von Tag zu Tag, er überkam Aufträge von Seiten der Regierung in Handels- und Fabrikangelegenheiten, und man wird ohne Verſicherung glauben, daß Joel nicht zu kurz dabei kam. Er legte noch zwei große Manufakturen an, und ſo vortheilhaft, daß man ihn, nach ſechs bis acht Jahren — wo ſein Schwiegervater bereits geſtorben war — einen Millionär nannte.

Bald darauf nahten Kriegsdrangſale, kamen Feinde ins Land. Der Staat mußte Anleihen machen. Joel, der reichſte Wechsler in der Hauptſtadt, empfing die Beſorgung. Er gab, ſchaffte Geld, mußte aber ſich ſchon gehörig ſicher zu ſtellen. Was er an einer Seite verlor, mußten auf der anderen erlangte Lieferungen und ähnliche Begünſtigungen wieder doppelt einbringen. Oeffentlich, und mit Gepränge, mußte er ſich aber den

Schein aufzuladen, als handle er ohne Eigennutz, bringe dem Gemeinbeſten willige und namhafte Opfer. Er machte den Armenanſtalten Vorſchüſſe, verſorgte gebrechliche Soldaten in ſeinen Fabriken, wußte es aber auch zu lenken, daß nicht wenig zu ſeinem Lobe davon geſprochen wurde, und man am Hofe ſeinen Namen oft in den Zeitungen geprieſen fand.

Nach dem Frieden wollte die Regierung ſolche Staatsbürger belohnen, welche in ſchlimmer Zeit ein guter Geiſt beſeelt hatte, und ſtiftete einen Orden der Vaterlandsliebe. Die erkannten Verdienſte des Herrn Kommerzienrath Potsdammer machten nun, daß er einer von den Erſten wurde, die das Ehrenzeichen empfingen. So hatte ſein Vater denn im Prophetengeiſt geredet; vom Zopfband war der Sohn bis zum Ordensband geflogen.

Der

Jude und drei Zeugen.

Der Jude und drei Zeugen.

Hieher paßt das Geſchichtchen von einem Juden zu B***, an den ſich ein junger Rechtsgelehrter um ein Darlehn von Dreihundert Thalern wandte. Jener ſagte: Ich habe dies Geld nicht, will mich jedoch umſehn, ob es bei irgend einem Bekannten zu finden iſt. Nach etlichen Tagen erſchien er bei dem jungen Mann, klagte über den jetzigen Mangel an baaren Summen, und über den Wucherſinn derjenigen, welche noch deren beſäßen, und ſich zu einem Geſchäft verſtänden. Gern wollte ich Ihnen helfen, ſetzte er hinzu, aber es geht nicht an, ich würde es nicht über mein Gewiſſen bringen können. Denn wo ich auch geſucht habe, nur bei einem Bekannten fand ich Geld, der hat aber die Unverſchämtheit, für Dreihundert auf zwei Monate Sechshundert wieder zu fordern. Das werden Sie nicht eingehn, ich kann auch als ein ehrlicher Mann nicht dazu rathen, es thut mir leid, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu dienen.

Dem Rechtsgelehrten that das Geld Noth, er wußte, daß ihm in zwei Monaten eine nahmhafte Summe einkomme, er dann würde bezahlen können, doch einen ſo unerhörten Zins wollte er nicht geben. Er bot, was ihm billig dünkte, bot über das Billige hinaus; der Iſraelit antwortete hingegen: Was wollen Sie, hätte ich das Geld, mit Freuden ſtände es um ſechs Prozent zu Dienſt, nur um einem ſo wackern Mann gefällig zu ſeyn. Der Bekannte aber läßt keinen Thaler ab, da helfen keine Vorſtellungen.

Wohl leuchtete Jenem ein, der Bekannte wäre Niemand anders, als der Ebräer ſelbſt, doch faßte er nun einen Gedanken, nach welchem ſich der Wuchrer in der eignen Grube fangen ſollte. Die Geſetze konnten dem Rechtsgelehrten nicht fremd ſeyn, und darauf baute er ſeinen Plan.

Und ſo äußerte er ſich, der Jude möchte nur das Geld von ſeinem Bekannten holen, und Morgen bringen, weil es nicht anders ſey, müſſe ſchon der Biß in den ſauern Apfel geſchehn. Die Verſchreibung auf Sechshundert Thaler ſollte nach Empfang der Dreihundert erfolgen.

Nun ging er aber zu drei Freunden, und bat ſie, gegen die Zeit, daß ſich der Iſraelit einfinden würde, zu ihm zu kommen. Dann ſollten ſie in einem Nebenzimmer, wo man jedes Wort hören könne, ſich aufhalten. Wäre der Termin umgelaufen, würde er dem Juden Dreihundert Thaler und landesübliche Zinſen anbieten. Nähme er ſie nicht, hätte er drei Zeugen über nicht empfangene Valuta, und man könne den argen Wucherer gerichtlich belangen.

Die Freunde willigten gern ein, und hatten ſich bereits verborgen, als der Iſraelit erſchien. Er trug drei Beutel, in jedem Hundert Thaler, mit ſich, und bat, ihn bald abzufertigen, weil ihn andere Geſchäfte drängten. Er diktirte die Verſchreibung dem Rechtsgelehrten in die Feder, nahm ſie, prüfte ſie mit Sorgfalt, und ſteckte ſie dann ein. Hierauf nahm er die Beutel, und ſtellte ſie nacheinander mit den Worten auf den Tiſch:

Da ſind Hundert — Zweihundert — Dreihundert Thaler.

Es waren Kaſſenbeutel mit richtigen Siegeln, kein Zählen weiter nöthig, und der Iſraelit ging fort.

Lachend rief der junge Mann ſeine Freunde nun herein, zeigte ihnen die Beutel, und fragte, ob ſie auch genau die geſprochenen Worte gehört hätten. Sie bejaheten es, hatten dicht an der Thüre geſtanden und aufgemerkt.

Als der Zahlungstag da war, beſaß der Rechtsgelehrte das nöthige Geld, und legte dem Gläubiger, der ſich nicht einzufinden vergaß, Dreihundert Thaler, und ſechs vom Hundert Zinſen hin.

Was ſoll das, fragte Dieſer, treiben Sie Scherz, habe ich Ihnen nicht Sechshundert Thaler baar und richtig gegeben? Würde ein ſo kluger Mann für die Hälfte eine ſolche Verſchreibung ausgeſtellt haben? Es thut mir leid, aber nun muß ich klagen.

Dies war Jenem ſchon recht, er ſagte aus, wie die Sache ſich verhielt, und berief ſich auf die Zeugen.

Als man einen Termin anberaumt hatte, um ſie zu vernehmen, wurden ſie dem Juden vorgeſtellt, und er gefragt: ob er gegen Einen oder den Andern etwas einzuwenden habe. Behüte, entgegnete er, das ſind brave Herren, werden gewiß die Wahrheit ſagen.

Man hörte den erſten Zeugen ab. Er behauptete, genau gehört zu haben, wie der Iſraelit Beutel auf den Tiſch geſetzt, und die Worte gebraucht habe: Da ſind Hundert — Zweihundert — Dreihundert Thaler.

Richtig, ganz richtig, merkte der Gläubiger an, es iſt ein braver Herr!

Der zweite und dritte Zeuge erhärteten das Nehmliche. Sagt ichs doch, rief Jener wieder, ich wußte es vorher, daß mich die Herren nicht würden ins Unglück bringen wollen. Dazu ſind ſie zu ehrlich.

Man ſtaunte über dieſe Aeußerungen, weil man ihn für überwieſen hielt. Er nahm jedoch abermal das Wort.

Einhundert, Zweihundert und Dreihundert, wie viel macht das? Doch wohl Sechshundert, ganz natürlich.

Der Schuldner wandte ein: nur drei Beutel, jeden zu Hundert Thaler, empfangen, und ſie hernach den Zeugen auch vorgewieſen zu haben.

O, rief der Jude, da haben Sie dreie verſteckt, ich brachte ſechſe, meine eignen Worte, von den Herren Zeugen gehört, beweiſen das.

Nun geriethen die Richter in Verlegenheit. Die Zeugen ſchienen für den Juden zu ſprechen, die Verſchreibung erklärte ausdrücklich, Valuta empfangen zu haben. Mochte man glauben, was man wollte, es fehlte an einem rechtlichen Grund wider den Ebräer, er gewann, und der Rechtsgelehrte mußte die Sechshundert Thaler bezahlen.

Kleines
aus dem Leben des großen Spinoza.

Als Fichte geſtorben war, ſagte die Zeitung: Deutſchland habe ſeinen tiefſten Denker verloren, und Deutſchland hieß ebenein ſo viel als Europa, der Erdball, weil man in Deutſchland am tiefſten zu denken glaubt.

Eine frühere Zeit nannte Kant den tiefſten, eine noch frühere Leibnitz, wie es ſich denn auch verſteht, daß andere Länder auch ihre tiefſten Vertiefer ins Denken aufzählten, wie England ſeinen Locke, die Griechen ihre ſieben Weiſen, und wohl noch ein Dutzend andere.

Nur ſchlimm, daß es kein Maas für die Brunnen der Erkenntniſſe giebt, nach welchem eigentlich anzugeben wäre, ob A. oder B. den Grabſcheit der Spekulation weiter hineingetrieben, und welche Strecke die Rüſtigſten zurückgelegt hätten. Iſt einmal der Brunnen da, kann friſche Arbeit leicht weiter gelangen, das ſieht wohl ſich ein, gleichwohl offenbart ſich die neue Kraft doch nach den Umſtänden. Fichte nach Kant hatte leichter Spiel, als Jemand in einem Jahrhundert, in einer Nation, wo das Tiefdenken ſelten geübt, durch Fanatismus unterſagt, und wo es nöthig wurde, ſowohl mit ſchwerer Mühe die früheren Pfade der Alten aufzuſuchen, als ſich auch von den mannichfachen Ketten erſt zu befreien, in welchen die Geiſter ihre neue Zeit gefangen hielt.

Es leidet wohl keinen Zweifel, und die berühmteſten Philoſophen nach ihm haben es eingeſtanden, daß Spinoza einer von den tiefſten Denkern aller Zeiten geweſen ſey. Betrachtet man aber: daß jene nahmhafteſten vor ihm, doch häufig eine Tendenz zu ſeinem Syſtem wahrnehmen ließen, die nur noch dunkel, unvollſtändig entwickelt, nicht klar ausgeſprochen war, und die nach ihm, auch wenn ſie ihn beſtreiten wollten, wie z. B. Leibnitz, oder wenn ſie anfangs ganz andere Wege einſchlugen, wie z. B. Leſſing, in ſofern er Philoſophie abhandelte, Mendelſohn, Kant, Jakobi, Fichte, doch endlich unvermerkt wieder in Wahlverwandtſchaft mit ſeinen Sätzen geriethen, oder wohl gar ihre Unterſuchungen damit endeten, daß ſie zu Spinozas Syſtem ſo gut als übergingen, dann fühlt man ſich zu der Behauptung aufgelegt: Spinoza ſey platterdings der Meiſter unter allen Denkern geweſen. Und man wäre berechtigt, hinzuzufügen, daß wohl die Neuern ſelnen Brunnen mit allerhand Einfaſſung und Verkleidung geſchmückt, aber auch noch um keinen Zoll tiefer gegraben hätten, weil man nicht durch Kant, nicht durch Fichte in der Hauptſache mehr erführe, als was Spinoza ſchon dargethan, und daß Spinoza obenein noch einen höchſt ſtattlichen Syſtembau gegründet hätte, was von den letztgenannten Philoſophen nicht zu behaupten iſt.

Denn Spinoza wollte die Welt erklären, und erklärte ſie. Kant unterſuchte aber blos die geiſtigen Fakultäten, wodurch alle Unterſuchung und Erklärung vollzogen werden muß, und Fichte ſtellte dar, wie der Schein trügen, alle Wirklichkeit nur Vorſtellung ſeyn könne, räumte eine Gränze des Denkens ein, und wieß auf den Glauben zurück. Mit ganz anderer Gewißheit ſteht Spinoza da, bei ihm iſt alles ein ſouverainer Dogmatismus (Satzlehrbegriff), voll der erhabenſten Grundideen über Gott und Natur, (obſchon beide ihm nicht mehr getrennt ſind, als das Denken und das ſichtbare Weſen des Menſchen,) die, vermöge der ganzen Analogie der Schöpfung, einleuchten, und wenn ſchon, wie alles rein metaphyſiſche oder transzendentale, nicht mathematiſch zahlengerecht bewieſen, doch wieder auch nicht mit Erfahrungen aus der Natur und Vernunftſätzen beſtritten und umgeſtoßen werden können.

Es iſt hier der Ort nicht, Spinozas Syſtem abzuhandeln, man will nur einige Nachrichten über das Leben des merkwürdigen Mannes geben, die vermuthlich weniger bekannt ſind, als ſein Syſtem. Von dieſem nur ſo viel: Gott iſt nach ihm der Weltgeiſt, das Leben der Materie. Gott iſt die Natur, aber nicht ſinnlich verſtanden, wenn ſchon ſeine Wirkung allenthalben ſinnlich wahrzunehmen iſt. Als man ihn darüber nicht recht begriffen hatte, ſagte er in einem Briefe: Deum rerum omnium causam immanentem, non vero transeuntem statuo, zu deutſch: Ich halte Gott für die inwohnende, einverbleibende Urſache aller Dinge, nicht für die übergehende.

Und Gott, wie die Dinge, ſind ihm nothwendig und unendlich. Das iſt genug für die, welche über ſein Syſtem nachdenken wollen und können, oder auch können und wollen.

Der erſte von allen Denkern, im erſten Vorwurf alles Denkens, jener Metaphyſik, welche ſeit Pythagoras die Kraftgeiſter ſo tummelte, ſo oft in Verzweiflung ſetzte, und ſie bewog, das ganze Daſeyn einer Wiſſenſchaft zu läugnen, die ſo ſchwer anzubauen war, und für alle Mühen ſich nur Ernten abgewinnen ließ, die, genau betrachtet, in nichts zerfloſſen ſchienen; der Erſte alſo hier, und auch der Einzige, Herr Prof. Schleiermacher, ſagt: Spinoza throne einſam in ſeiner heiligen Welt, ohne Mitbürger, ohne Schüler.

Alles das will doch viel ſagen. Wer möchte nicht, einen Weiſen ſich denkend, den man getroſt im Tempel der Philoſophie malen könnte, wo Xenophanes, Demokrit, Heraklit, Sokrates, Platon, Ariſtoteles, Zeno, Pyrrho, Lukratius, Seneca, und alle Neueren, die ſich in dieſem Gebiet dauernde Namen erſtrebten, ihm huldigen, oder wohl gar auf einem Triumphwagen, woran die berühmten Herren ziehn, wer möchte da nicht einen ungemein erhabnen geweihten Begriff, nicht allein von der Intelligenz des Mannes, ſchöpfen, auch von ſeiner Perſon, ſeinen Lebensumſtänden und umgebenden Beziehungen. Wer möchte nicht an eine Geſtalt, einen phiſiognomiſchen Ausdruck glauben, die redend den muthigen Forſcher nach Wahrheit verkündeten, den in ſeinen Gott verſenkten heiligen Seher, den ernſten Tugendlehrer, ein Platonskopf wäre das geringſte, das man ſich einzubilden lieben würde. Und welche Erziehung hätte man Gründe zu vermuthen, die ſolche Anlagen entwickeln, erhöhen konnte, welche Lehrer der Jugend, welche Studien auf den erſten hohen Schulen ſeines Zeitalters, welchen ausbildenden, immerfort neuaufmunternden Umgang oder Briefwechſel mit den vorzüglichſten Köpfen des Jahrhunderts u. ſ. w.

In all den pathetiſchen Träumen würde man ſich höchlich täuſchen. Spinoza — von dem wohlgetroffene Bildniſſe übrig blieben — hatte das Anſehn eines gemeinen polniſchen Schulmeiſters. Er war auch nichts als ein gewöhnlicher Jude, der, neben der Philoſophie, Gläſer ſchliff, und damit handelte, ſeine Erziehung hatte ihn zu nichts als zum Schacher angeleitet. In ſofern er zeitig einen Trieb zum Wiſſen fühlte, und ihn nähren wollte, um, ſtatt des Handels, dem ſeine Neigung wenig entſprach, jüdiſche Theologie als Lebensgeſchäft zu ergreifen, waren die Umſtände, welche ihn heftiger antrieben, und ſeine Richtung in eine andere Bahn lenkten, ungemein auffallend, mitunter gar komiſch, achtungswürdiger Art jedoch am wenigſten. Es lohnt der Mühe, dies flüchtig zu erzählen, indem es nicht ſehr bekannt iſt.

Der große Philoſoph, welcher ſich Benedikt von Spinoza nannte, wurde 1632 in Amſterdam geboren. Seine Eltern waren ſogenannte portugieſiſche Juden, d. h. ihre Vorfahren aus Portugal nach Holland gekommen. Das von Spinoza könnte an eine adliche Herkunft denken laſſen, ſollte aber nichts anders heißen, als wenn in Deutſchland ein Iſraelit nach einer herkömmlichen Stadt ſich nennt. Den Namen Benedikt legte Spinoza erſt ſich ſelbſt zu,*) als er dem Judenthum entſagte, ohne deshalb als Chriſt ſich taufen zu laſſen. Vorher hieß er Baruch.

---

*) Seine Feinde ſagten, er hätte lieber ſich Maledikt nennen ſollen.

Seine Eltern waren nicht reich, aber auch nicht arm, und konnten ihm wenigſtens Lehrer halten, ſeinen Wünſchen nach. Außer den talmudiſchen Wiſſenſchaften wollte Spinoza auch die lateiniſche Sprache erlernen. Man wandte ſich an einen deutſchen Sprachmeiſter, der aber Urſachen zur Unzufriedenheit gab.

Nun lebte jedoch in Amſterdam damal ein Menſch von dem Schlage der ſogenannten Kraftgenies, d. h. nicht in der verbindlichſten Bedeutung. Er hieß Franz van den Ende, war eigentlich Arzt, daneben aber auch ſeiner übrigen Kenntniſſe willen in der Stadt berühmt, vorzüglich galt er für einen Lateiner vom erſten Rang. Die ausübend ärztlichen Geſchäfte trugen ihm nicht genug ein, vielleicht weil er ſie vernachläſſigte, daher legte er auch noch eine Art Schule an, wohin die reichſten Kaufleute gern ihre Söhne ſchickten. Sie hatte mehrere Jahre Ruf und Flor, der Unternehmer würde ſich lebelang dabei recht gut befunden haben, wenn er nicht ſelbſt — wie lange nach ihm Doktor Bahrdt — alles verdorben hätte. Franz van den Ende war nämlich ein Erzreligionsſpötter, und läugnete Gottes Daſeyn platterdings ab. Dieſe Grundſätze hehlte er ſeinen Schülern ganz und gar nicht, deren Väter, ſobald ſie davon hörten, Jene denn von einem ſolchen Lehrer entfernten. Dies zertrümmerte endlich die Anſtalt, und van den Ende fand endlich ein gar kläglich Ende. Er begab ſich nemlich nach Frankreich, mengte ſich in Aufhetzungen der damals Mißvergnügten, und — wurde gehangen.

Doch während ſeine Schule noch luſtig blühte, beſuchte auch Spinoza, ſchon ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren ſie, um hier mehr, als eben bei dem Sprachmeiſter, im Lateiniſchen ſeinen Zweck zu erreichen. Dies gab den Ausſchlag über ſein Leben.

Es iſt billig zu vermuthen, daß er wie ein guter Iſraelit hier eintrat, indem weder das Vaterhaus, noch die ihn in talmudiſcher Wiſſenſchaft unterrichtenden Rabbiner, eine Veranlaſſung werden gegeben haben, den jungen Menſchen im orthodoxen Glauben wankend zu machen. Was er etwa beiläufig von den Vorſtehern hörte, dürfte ihn auch wohl ſo wenig erſchüttert haben, als jene chriſtlichen Predigten in Rom, welche man die jüdiſchen Knaben alle Wochen einmal zu beſuchen zwang, und die nimmermehr einen bekehrten. Hier obwaltete dagegen noch ein zweiter und ziemlich ſeltſamer Umſtand.

Van den Ende hatte eine erwachſene und ſchöne Tochter. Dieſe war nicht allein in der Tonkunſt unterrichtet, ſondern auch dergeſtalt in der lateiniſchen Sprache, daß ſie wieder Unterricht darin ertheilen konnte. Hatte nun der Vater nicht Luſt, mußte ſie die Lehrſtunden halten.

In dies Mädchen verliebte ſich nun Spinoza, und da wird es zunächſt begreiflich, daß ein fertiger Lateiner aus ihm wurde. Bringt Liebe zu irgend einem Wiſſen an ſich ſchon am weiteſten, um wie viel mehr muß es geſchehn, wenn der Jüngling ſeine Geliebte das Geliebte vortragen hört.

Und dazu noch die ſchöne Atheiſtin, wahrlich, dies konnte einem gar feſten Glaubensbau wie ein Mauerbrecher drohn.

Spinoza liebte heftig genug, um mit Heirathsplanen umzugehn. Da mußte er ſich doch ſeiner Schönheit auf alle Weiſe gefällig machen, ihr Gegenliebe abzunöthigen. Es gab dazu für ihn keine andere Mittel, als in ihre Anſichten einzugehn, und daneben ihre Blicke auf eine ausgezeichnete Thätigkeit, einen beiſpielloſen Fleiß zu lenken, damit ſie das achtete, wo möglich bewunderte. Eng war nur das eine Feld der Sprachkunde, man philoſophirte in dieſem Hauſe, die Starkgeiſterei war an der Tagesordnung, hier mußte Spinoza mithin vornehmlich glänzen, wollte er gelten. Cartheſius fiel ihm in die Hände, er verſchlang gleichſam das Buch, und fühlte ſich beſonders zum Anerkennen des Geſetzes angezogen: nichts für wahr zu halten, was nicht durch klare Gründe bewieſen ſey. Das Beweiſen führte ihn auf die Geometrie, von da ging er zur Naturlehre hin, welche die Gründe der Erſcheinungen aufſucht u. ſ. w.

Ein Streben dieſer Art, bei vorausgegangenen erheblichen Anlagen, und Jahrelang unter dem Einfluſſe der Liebe fortgeſetzt, wohin mußte das nicht leiten. Man weiß ohnehin, wie eigen den Juden eine heftige Tendenz des Willens zu ſeyn pflegt, wie ſehr ihre ganze Erziehung darauf dringt.

Sollte es einſt zu einer Heirath kommen, verlangte die Geliebte ohne Zweifel, daß Spinoza — wenigſtens der Form nach — ein Chriſt würde. Auch der Gedanke hieran machte ihn ohne Zweifel zeitig von allem Fanatismus los.

Das Glück krönte ſeine Neigung inzwiſchen nicht. Er hatte einen Nebenbuhler aus Hamburg, Namens Kerkering, der Sohn eines reichen Kaufmanns. Dieſer gewahrte, daß Spinozas ungemeine Talente allerdings großen Eindruck auf die Tochter des Lehrers machten, und daß wenigſtens von derjenigen hohen Achtung, die ſie für ihn bewies, bis zur Liebe hin, kein weiter Weg mehr ſey. Er wollte ihn ungänglich machen. Gaben, wie ſie Minerva ehrt, hatte er nicht, dagegen ſolche die an der Börſe gelten.

Einige hundert Piſtolen in Kleinodien und andern Geſchenken aufgewandt, und der Philoſoph war überboten. Dieſer Kerkering ſoll in der That auch das Mädchen geheirathet haben, ob zuvor, oder nachdem ſchon der Vater einen Galgen bewohnte, melden die Sagen nicht.

Daß Spinoza eine, durch den Verluſt ſeiner ſchönen Jugendhoffnung geſchlagene Wunde tief empfinden mußte, darüber läßt die menſchliche Natur keinen Zweifel übrig. Wie ſie heilen, ihre Schmerzen wenigſtens lindern? Ja, ſofern die Weltweisheit Vernunftgewalt über die Leidenſchaften zuſagte, konnte nur eine deſto eifrigere Hinneigung zu ihr, dem Unglücklichen Waffen zum Kampf gegen ſein Leid nachweiſen. Er philoſophirte alſo im Anfang, der Liebe willen, und ſpäterhin, um die Liebe auszutilgen. In jedem Fall hatte er dieſe Richtung einmal genommen, war mit zu feſtem Willen darin zeither fortgegangen, als daß er nun ſie wieder hätte verlaſſen mögen.

Entweder es gelang bei dem Allen nicht, den nagenden Gram im Innern zu tödten, oder Spinoza übertrieb, aus ſteigender Neigung zu den ſpekulativen Wiſſenſchaften, die Kopfarbeit, ſeine Geſundheit ſank in große Zerrüttung. Es wurde endlich eine Schwindſucht daraus, deren Fortſchritte nur die enthaltſamſte Mäßigkeit ver-

zögern

zögern konnten. Dieſe gewann Spinoza über ſich, lebte faſt nur von Milchſuppen, Grütze und ähnlichen Speiſen, was denn, trotz des unheilbaren Uebels, ſeinen Tod noch um zwanzig Jahre entfernt hielt.

Seine Abſicht war nun ein höchſt beſchränktes Stillleben anzufangen, und darin ein neues philoſophiſches Syſtem, deſſen Grundlinien ihm zeitig vorſchwebten, auszuarbeiten. Um aber von ſeinen Verwandten unabhängig leben, einen gewiſſen, obſchon kleinen Unterhalt mit eignen Händen erwerben zu können, legte er ſich auf die Glasſchleiferei, lernte hauptſächlich Ferngläſer zurichten. Bald hatte er Fortſchritte genug in dieſer Kunſt gemacht, um ſeinem Vorhaben zu gnügen.

Nun erhob ſich jedoch bald ein furchtbarer Sturm gegen ihn. Schon lange hatte er die Synagoge nicht mehr beſucht, als etwa, wenn er gar nicht umhin konnte; mit den jüdiſchen gelehrten Rabbinen floh er alle Gemeinſchaft. Da nun ſeine Talente nachgrade Aufſehn machten, wollten die Iſraeliten in Amſterdam ein ſolches Mitglied nicht verlieren, ja ſie hatten den Ehrgeitz, daß ihm ihre Gemeine ein Jahrgeld bot, wenn er nicht, wie ſie es vermutheten — ein Chriſt werden, und ſich zu ihrem Cultus halten wollte. Man ſtieg in dem Gebot auf tauſend holländiſche Gulden.

Die Summe hatte aber keinen Gegenreitz bei Spinoza, der alsdann auch von dem Vorhaben, philoſophiſche Schriften drucken zu laſſen, hätte abſtehn müſſen. Dem Judenthum hatten ſeine Ueberzeugungen entſagt, zur Taufe wollte er nun deshalb aber auch nicht übergehen. Dies würde ohne Zweifel geſchehen ſeyn, wenn er ſeine Geliebte hätte ehelichen können, was nicht mehr anging. Er lehnte alſo das Jahrgeld ab, und blieb ſeinen Entſchlüſſen treu.

Je weniger auch ſeine Aeuſſerungen vorſichtig ſeyn mochten, je höher ſtieg der Unwille ſeiner Glaubensbrüder. Ihre Erbitterung drohte ihm ſo ſehr in gefährlichen Zeichen, daß an einem Abend ein Vermummter mit einem Meſſer nach Spinoza ſtach. Durch eine ſchnell ausweichende Bewegung traf es jedoch nur ſein Kleid, das er lebenslang zum Andenken aufbewahrte.

Nicht mehr in Amſterdam ſicher, beſchloß er einen andern Aufenthalt zu wählen. Nun wurde er gerichtlich und nach den jüdiſchen Kirchengeſetzen verfolgt. Ein alter angeſehener Rabbi, Namens Chacham Abuar, ſprach ein Verdammungs-Urtheil oder einen Bannfluch über ihn aus. Spinozas Lebensgeſchichte, im Franzöſiſchen von einem Prediger im Haag beſchrieben, enthält das

Formular eines ſolchen Bannfluchs im dritten Grade, Schammatha genannt. Es iſt ſchauderhaft und merkwürdig genug, um ihm hier einen Platz zu gönnen.

„Zufolge dem, was im Rath der Engel und in der Verſammlung der Heiligen beſchloſſen und geboten worden, verwerfen, verbannen und erklären wir, verflucht und ausgeſtoßen, nach dem Willen Gottes und ſeiner Gemeine, in Kraft des Geſetzbuchs und der 613 Gebote, welche darin enthalten ſind, den N. N. Wir ſprechen eben das Verbot aus, welches Joſua im Angeſicht der Stadt Jericho ergehen ließ, eben den Fluch, womit Eliſa ſowohl die muthwilligen Knaben als ſeinen Diener Gehaſi belegte, eben das Anathema, welches Barack gegen die Stadt Meros brauchte, eben den Bann, deſſen ſich die Mitglieder des großen Rathes vor Alters bedienten, und womit Jehuda, Ezechiels Sohn, gleichfalls wider ſeinen Knecht ſtürmte, wie ſolches in dem Gemarat unter dem Titel Keduſchim auf der 70. Seite verzeichnet iſt. Endlich ohne Ausnahme eines einzigen von den Flüchen, von den Anathemen, von den Verbannungen, welche von der Zeit Moſis unſers Geſetzgebers an, bis auf dieſen heutigen Tag ergangen ſind, ſprechen wir alle ſolche aus im Namen des Achtariel, welcher auch Joh, der Herr der Feldſchlachten heißt, im

Namen des großen Fürſten Michael, im Namen des Metatteron, deſſen Namen ſeines Meiſters Namen gleich iſt, im Namen des Sardaliphon, deſſen Verrichtung iſt, ſeinem Meiſter Blumen und Kränze, das iſt, die Gebete der Kinder Iſrael vor den Thron Gottes zu bringen; in dieſem Namen endlich, welcher 42 Buchſtaben in ſich begreift, das iſt nähmlich: Im Namen desjenigen, welcher dem Moſes im Buſch ſich offenbarte. In dieſem Namen, durch welchen Moſes die Fluthen des rothen Meeres aufgethan und von einander getheilt hat; im Namen desjenigen, der geſagt hat: Ich bin der ich bin, und der ich ſeyn werde; durch die geheimnißvollen Tiefen des großen Namen Gottes Jehovah, durch ſeine heilige Gebote, welche in die zwei Tafeln des Geſetzes eingegraben worden; im Namen des Herrn, des Gottes der Feldſchlachten, der über den Cherubinen ſitzt; im Namen derjenigen Kugeln, Räder und geheimnißvollen Thiere, die Ezechiel geſehn; im Namen aller heiligen Engel, welche vor dem Höchſten bereit ſtehn, ſeine Befehle auszurichten, u. ſ. w.

Es ſey N. N. verflucht von dem ewigen Gott Iſrael, welcher über den Cherubinen ſitzet, deſſen heiliger und furchtbarer Name von dem Hohenprieſter am großen Verſöhnungstage ausgeſprochen werden. Er ſey verflucht im Himmel und auf Erden aus dem Munde des allmächtigen Gottes ſelbſt, u ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Niſan (März), über welchen die Obhut dem Uriel und deſſen Engeln aufgetragen, ſey er verflucht aus dem Munde Uriels und ſeiner Engel.

Iſt er gebohren im Monat Ijar (April), welchem der Engel Zephaniel mit ſeinen Schaaren gebietet, ſey er verflucht aus dem Munde Zephaniels und ſeiner Schaaren.

Iſt er gebohren im Monat Sivan (Mai), über den Amniel die Aufſicht hat, ſey er u. ſ. w.

Iſt gebohren im Monat Thamnus (Junius), dem Peniel vorſteht, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Abh (Julius), welcher dem Barkiel untergeben, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Elul (Auguſt), welchen Periel regiert, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Tisri (September), der unter dem Einfluß des Zuriel ſtehet, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Macheſeh (Oktober), den Zachariel beherrſchet, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Hisleu (November), über den Adoniel waltet, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Thevat (Dezember), dem Anäel befiehlt, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Schevat (Jenner), darüber die Regierung dem Gabriel anvertraut worden, ſey er u. ſ. w.

Iſt er gebohren im Monat Adar (Hornung), den Rummiel leitet, ſey er u. ſ. w.

Er ſey verflucht aus dem Munde der ſieben Engel, welche den ſieben Tagen der Woche vorſtehen, und aus dem Munde aller Engel, welche ihnen folgen und unter ihren Fahnen ſtreiten. Er ſey verflucht aus dem Munde der vier Engel, welche den vier Jahreszeiten vorſtehen, und aller Engel, welche ihnen folgen und unter ihren Fahnen ſtreiten. Er ſey verflucht aus dem Munde der ſieben Oberſten des Geſetzes, welches Krone und Siegel genannt wird. Er ſey verflucht aus dem Munde des ſtarken, gewaltigen und ſchrecklichen Gottes. Wir bitten dieſen großen Gott flehentlich, daß er ihn zu Schanden mache, und den Tag ſeines Falls und Verderbens beſchleunige. Gott, der Gott der Geiſter wolle ihn unter alles Fleiſch erniedrigen, ihn ausrotten, verderben, vertilgen und vernichten. Die geheimen Gerichte des Herrn, das Ungewitter und die ſchädlichſten Winde müſſen über das Haupt des Gottloſen fallen. Die Verderber müſſen über ihn herabfahren, er mag ſich wenden gegen welche Seite er immer will, ſo wird er nirgends etwas anderes als Widerſpruch, Hinderniß und

Verwünſchung finden. Seine Seele wird bei ſeinem Tod den Leib in Schrecken, Entſetzen und Bangigkeit verlaſſen. Es wird ihm unmöglich ſeyn, den Schlag des Todes und dem Gerichte Gottes zu entfliehn. Gott laſſe über ihn die ſchärfſten und gewaltigſten Plagen fallen. Er komme um durchs Schwerdt, durch ein hitziges Fieber, durch eine Abzehrung, von Innen werde er durchs Feuer getrocknet, und von Auſſen mit Ausſatz und Schwären bedeckt. Gott verfolge ihn ſo lange, bis er gänzlich zu Grunde gerichtet und vertilget iſt. Des Gottloſen Schwerdt wird in ſein eigen Herz graben, ſein Bogen wird zerbrechen, er wird ſeyn, wie die Spreu, welche der Wind zerſtreut, und der Engel des Herrn wird ihn verſtoßen, und ihn allenthalben verfolgen. Der Engel des Herrn wird ihn verfolgen in der Dunkelheit, an ſchlüpfrigen Orten, wo die Fußſteige und Gänge des Boshaften ſind. Sein Untergang wird nahen, wenn er ihn am wenigſten vermuthet. Er wird ſich im eignen Fallſtrick gefangen ſehn. Er wird von dem Angeſicht der Erden vertrieben werden, und aus dem Licht in die ewige Finſterniß wandeln. Ueberlaſt und Bangigkeit werden ihn aller Orten ergreifen. Seine Augen werden ſeine Verdammniß ſehn. Er wird aus dem Zornkelch des Herrn trinken, deſſen Fluch ihn bedecken wird, wie ſein eigen Kleid. Die Erde wird ihn verſchlingen. Gott wird ihn ausſtoßen, und ihm den Eingang in ſein Haus auf ewig ſperren. Gott verzeihe ihm nie ſeine Sünde. Der Zorn und Grimm des Herrn müſſen ihn umgeben, und immerdar über ſeinem Kopf rauchen. Alle in dem Buch des Geſetzes enthaltenen Flüche müſſen auf ihm ruhen. Gott vertilge ihn aus ſeinem Buche, er ſondere ihn zu ſeinem Untergang von allen Stämmen Iſraels ab, und gebe ihm zu ſeinem Erbtheil alle im Buch des Geſetzes ausgedrückten Flüche.“

Man muß geſtehn, daß es hier an Ausführlichkeit eben nicht fehle, und auch nicht an überflüſſigen Wiederholungen. Dem ſey nun wie ihm wolle, mit dieſen Kraftworten lohnte man Spinozas Neigung zur Philoſophie. Da er ſich bereits von Amſterdam entfernt hatte, wurden ſie niedergeſchrieben, und ihm ſo nachgeſandt.

Spinoza proteſtirte gegen den Bannfluch, faßte in ſpaniſcher Sprache eine Gegenſchrift ab, und ſchickte ſie den Rabbinen ein. Sie nahmen den Proteſt an, und die Sache hatte ein Ende; ein Beweis, daß ſie doch nicht ſo grimmig ſeyn mochten, als ihre Worte lauteten.

Im Jahre 1664 hatte Spinoza ſeine Geburtsſtadt verlaſſen, und ſich nach Rynsburg begeben. Er blieb hier nur einen Winter, und ging dann nach Voorburg, einem Oertchen, eine Meile vom Haag gelegen. Dort lebte er drei bis vier Jahre, während deſſen er viele Beſuche aus Haag und andern Orten, wo ſich wiſſenſchaftliche Männer aufhielten, empfing. Wie es, Hundert Jahre ſpäter, in Berlin Aufſehn erregte, daß Mendelſohn unter den Denkern ſich auszeichnete, ſo geſchah es auch in Holland. Oft kam vielleicht nur die Neugier, den gelehrten Juden zu ſehen, von dem man ſo viel ſprach, und mit dem berühmte Männer jener Zeit einen Briefwechſel anknüpften.

Endlich wählte er Haag ſelbſt zu ſeinem Aufenthalt, miethete in dem Hauſe eines gewiſſen Herrn van der Spyk ein kleines Zimmer, ſchliff dort bald Gläſer, und mühte ſich bald wieder, ein metaphyſiſches Glas zu entdecken, wodurch man in die tiefen Geheimniſſe der Natur ſehen könnte.

Von ſeinen Nahrungsmitteln redeten wir ſchon, nicht beſſer ſtand es um ſeinen Hausrath und um ſeine Kleidung. Als man ihm die Unſcheinbarkeit und wenige Ordnung davon vorwarf, entgegnete er: Soll man um ein ſo geringfügiges Ding, als der Menſch iſt, eine koſtbare Decke legen?

Hatte er einmal Geld empfangen, war es auch bald wieder verſchwunden, und Spinoza ſorgte nicht bange für den anderen Morgen. Simon von Uries in Amſterdam, der reich und ihm ergeben war, bot ihm einſt Zweitauſend Gulden zum Geſchenk, damit er bequemer leben könne; Spinoza nahm jedoch keinen Stüber davon.

Was bedurfte er auch vielen Geldes. Mehlſpeiſen und Grütze koſteten wenig, ſeine einzige Leidenſchaft beſtand in vielem Tabackrauchen. Seine Erholungen nach ermüdenter Arbeit waren einfach, und dabei ſeltſam genug. In ſolchem Fall ging er hinab zu den Wirthsleuten, und ſprach mit ihnen über ganz alltägliche Dinge, und trieb Scherz. Gern fing er Fliegen und warf ſie in Spinngewebe. Den Kampf der feindlichen Thiere deſto genauer zu beobachten, pflegte er dann ein Mikroskop zur Hand zu nehmen.

Als jener Simon von Uries ſpäterhin auf dem Todtenbette lag, ſetzte er dem Spinoza ein Jahrgeld von Fünfhundert Gulden aus, welches dieſer auf Dreihundert ermäßigte, und dann annahm. Man ſagte ſogar, Uries habe ihm ſein geſammtes Vermögen nachlaſſen wollen, Spinoza aber nicht zugegeben, daß ſeine Vettern um ihr Erbe ſo beeinträchtiget werden ſollten. Er hatte alſo nicht blos dem Glauben der Iſraeliten entſagt, ſondern auch ihren gewöhnlichen Grundſätzen in Betracht des Geldwerthes.

Im Jahr 1664 gab er den erſten und zweiten Theil eines Werkes heraus, das er betitelte: Renati Des Cartes Principiorum Philosophiæ Pars prima et secunda, more geometrico demonstratæ. Ihm folgte bald ſeine Cogitata Metaphysica, und beide Bücher ſtifteten ihm in der gelehrten Welt ſeiner Zeit, und bei allen die Wiſſenſchaften pflegenden Nationen, einen glänzenden Ruhm. Auch fanden ſie noch wenige Gegner, indem ſein eigentliches, ſpäterhin erſt vollſtändig entwickeltes Syſtem über den Zuſammenhang Gottes mit der Natur darin noch nicht zum Vorſchein kam. Blos der tiefe abſtracte Denker machte ſich geehrt. Es kam dahin, daß ihm der Churfürſt der Pfalz, Carl Ludwig, eine Profeſſorſtelle der Weltweisheit in Heidelberg antragen ließ. Eben ſo wollten ihn einige Franzoſen von Bedeutung nach Paris ziehn, indem ſie ihm bei Ludwig XIV. ein namhaftes Jahrgeld auszuwirken verſprachen. Zu beiden hatte Spinoza kein Ohr. Den angebotenen Lehrſtuhl ſchlug er, wie man ſagte, aus Liebe zur Bequemlichkeit aus, und ein Aufenthalt in Frankreich ſchien ihm gefährlich, weil ſeine Freidenkerei ihn doch gelegentlich in einen Aufenthalt in der Baſtille hätte verwandeln können. Derhalb blieb Spinoza wo er war, und lebte fort wie zeither.

Tractatus Theologicus Politicus nannte jedoch Spinoza eine andere Schrift, welche er 1670 in Druck gab, und die jenes erwähnte Syſtem — welches die frühern Schriften nur angedeutet hatten — ausführlich vorträgt. Sie iſt ohne Zweifel ſein Hauptwerk, und auch ein Hauptwerk in dieſer Art, das einzige in dieſer Art, und ein Ganzes, von dem nichts zu nehmen, nichts mehr zu geben iſt, wie es ſcheint. Entweder es muß nothwendig beſtehen an ſich und wie es iſt, oder auch gänzlich verworfen werden. Von Verpflanzungen einzelner Zweige zu weiterer Kultur, wie es bei den Leibnitziſchen und Kantiſchen Schriften häufig geſchehen iſt, kann hier nicht die Rede ſeyn, eben ſo wenig, als Spinozas Syſtem irgendwo ſich anſchmiegt, und — nach dem Sprichwort — eine wächſerne Naſe darbietet, die man beliebig drehen könnte.

Deshalb iſt Spinozas Syſtem auch den Nachahmern und Erweiterern immer ein Noli me tangere geblieben, und man hat nie von einem Buche nach Spinozas Grundſätzen und dergleichen gehört. Niemand wollte ſeinen Glauben klärlich zugeſtehn, und ſich als einen Nachfolger in Spinozas Fußtapfen bekennen. Ein Anderes war es denn freilich, mit den huldigenden Anerkennungen, die unvermerkt aus den Urtheilen über ihn verfloſſen. Und die größten

Köpfe pflügten oft — wie man zu ſagen pflegt — mit ſeinem Kalbe, entweder ohne es ſcheinen zu wollen, oder ohne ſich deſſen ſelbſt recht bewußt zu ſeyn.

So würde Leibnitz wohl nie die Begriffe ſo fein ſpalten gelernt haben, wie es in ſeiner Theodizee geſchieht, wäre er mit Spinoza nicht ſo innig vertraut geweſen. Er ſuchte ihn zu widerlegen, es ging ihm aber ſchier damit, wie Friedrich dem Großen, der, Macchiavelli widerlegend, in Macchiavellis Geiſt regieren lernte.

Spinozas Abhandlung über die Verbeſſerung des menſchlichen Verſtandes, kann man als die Vorläuferin der Kantiſchen Vernunftkritiken anſehn, ſo wie auch Kants Moralprinzip gar ſehr mit dem des Spinoza übereinſtimmt.

Fichte's Ich, das die Welt conſtruirt, und eine göttliche Kraft enthält, iſt als ein Theil der Gottheit Spinozas zu betrachten. Fichte's Anweiſung zum ſeligen Leben iſt Spinoziſtiſch, denn nach Spinoza beſteht die Seligkeit in den Wirkungen, welche die Tugend über das Leben verbreitet.

Ja, was man gar nicht glauben ſollte, Swedenborg, der theoſophiſche Schwärmer, deſſen ungeheure poetiſche Einbildungskraft weit ins Gebiet der Metaphyſik zu fliegen ſucht, ohne doch von der buchſtäblichſt genommenen, chriſtlichen Orthodoxie, und von ſolchen Vorſtellungen, die alles in ein ſinnlich Gewand kleiden, ſich trennen zu wollen, auch Swedenborg hat bei Spinoza Begriffe entliehen. Dieſer theilt ſeines Gottes Weſen in zwei Hälften, cogitatio und dimensio (Gedanke und Ausdehnung). Swedenborg behält dieſe Eintheilung bei, wählt nur dafür Weisheit und Liebe. Liebe aber beſtimmt, nach ihm, Gott, ſeine Wirkung allenthalben auszubreiten.

So wird alſo ſchwerlich — es ſcheint für jetzt noch unmöglich — irgend ein Denker wohin kommen, wo Spinoza nicht ſchon geweſen wäre, und dieſer hat vor ſo vielen anderen noch voraus: daß er aller unnützen (Kantiſchen) Weitſchweifigkeit, aller (Fichteſchen) Paradoxie, aller (Swedenborgiſchen) Schwärmerei und Myſtik abhold iſt, vielmehr ſich überall der einfachſten Klarheit befleißigt, um das Unbegreifliche ſo begreiflich zu machen, als es die Kraft der menſchlichen Vernunft zugiebt. Wer möchte ihm nun da — wenn man gleich nicht zu ſeiner Fahne ſchwört, und das Unbegreifliche einmal auch undurchdringlich bleibt — den Namen des tiefſten Denkers ſtreitig machen wollen. Dieſen alſo in ihrer Mitte haben aufſtehen ſehn, können die Juden ſich rühmen, wie er auch einſt durch ſie verfolgt worden iſt.

Das Aufſehn, welches die genannte Schrift machte, war ohne Beiſpiel. Man ſchrieb damals wiſſenſchaftliche Bücher meiſtens nur in lateiniſcher Sprache. Es hatte das Uebel freilich, daß ſie nun dem Volke nicht in die Hände kamen; aber auch das Gute, leicht durch ganz Europa den Gebildeten bekannt zu werden, und Alle, welche damals auf Bildung Anſprüche machten, mußten auch mit dieſer Sprache vertraut ſeyn. Das Buch ward nun allenthalben geleſen, fand Bewunderer in Menge, aber auch Verbote, Anfechtungen, Widerleger (angemaaßte) genug. Letztere traten hauptſächlich in Deutſchland auf, welches damals an Aufklärung gegen England, Frankreich und Holland, noch ziemlich weit zurück ſtand. Es verſteht ſich, daß man die Streitwaffen gegen Spinoza nicht aus dem Arſenal philoſophiſcher Gründe, ſondern aus der heiligen Schrift, und den orthodoxen Deutungen ihrer Worte hernahm. Einige chriſtliche Profeſſoren wütheten nun gegen Spinoza mit nicht geringerem Grimm, als ihn einſt die jüdiſchen Rabbinen in ihrem Bannfluch ausgelaſſen hatten.

Von einem gewiſſen Spizelius erſchien eine weitläuftige Schrift gegen ihn, betitelt: Infelix literator, worin es unter andern heißt: Irreligiosissimus autor, stupenda sui fidentia — oder deutſch überſetzt: Der höchſt gottloſe Verfaſſer iſt aus Bezauberung eines ungeheuren Selbſtvertrauens, in Frechheit und Irreligion ſo weit gegangen, daß er u. ſ. w.

Ein Herr von Mannsfeld, Profeſſor in Utrecht, ſchrieb: Tractatum hunc ad æternas damnandum tenebras judicamus etc. (zur ewigen Finſterniß möge dies Buch verdammt ſeyn) u. ſ. w.

Wilhelm von Blyenburg ſchrieb: Eine Wahrheit der chriſtlichen Religion gegen Spinoza; und ſagte darin: Dies Buch iſt voll von ſeltſamen aber abſcheulichen Behauptungen, die nur aus der Hölle geſchöpft werden konnten. Kein Chriſt, kein Menſch von nur geſundem Verſtande wird es ohne Entſetzen leſen, da es von eitel ruchloſem Atheismus wimmelt u. ſ. w.

Von einem gewiſſen Wittich kam ein Anti-Spinoza heraus, der ihn wie einen ſchändlichen Volksverführer und Betrüger darſtellte, und den verworfenſten Gottesläugner, den je das Tageslicht geſehn.

Muſäus, Profeſſor in Jena, ſagte in einer Schrift gegen ihn: Es iſt zu zweifeln, daß von Allen, welche der Teufel gedungen, göttliche und menſchliche Rechte umzukehren, Einer dieſem zum Unheil der Kirche und des Gemeinweſens betrognen Betrüger gleicht.

Doch

Doch zogen auch mehrere Franzoſen gegen ihn ins Feld. Ein Herr Peiret in einer Schrift: Fundamenta Atheismi eversa, sive specimon absurditatis Spinozianae. (Uebern Haufen geworfene Grundfeſten der Gotteslåugnung, oder Probe der Spinoziſtiſchen Ungereimtheit.) Ein Herr Aubert de Verſe: L'impie convaincu, ou Dissertation contre Spinoza, dans la quelle on refute les fondemens de son Atheisme. (Der überwieſene Gottloſe, oder Widerlegung ſeiner Gründe u. ſ. w.

Sie gingen aber von einem falſchen Satz aus, denn Spinoza låugnete Gott platterdings nicht, behauptete nur: Er ſey in, nicht außer der Natur.

Seine Freunde munterten ihn dagegen auf, an die Widerſacher ſich nicht zu kehren, ſondern rüſtig im Streben nach Wahrheit fortzufahren. Ein Herr Oldenburg aus Bremen, Reſident des Niederſächſiſchen Creiſes in London, ſchrieb ihm: Liberrima est respublica vestra, liberrime in ea philosophandum. (Frei iſt eure Republik, frei darin alles Denken.)

Spinoza gab noch einige kleinere Schriften heraus, die theils ſein Syſtem erläuterten, theils es gegen ungerechte Angriffe vertheidigten, doch lebte er nicht mehr lange.

Wir haben ſchon erzählt, daß eine unheilbare Schwindſucht bei ihm ſich angeſiedelt hatte, deren Fortſchritte nur eine äußerſt mäßige Lebensweiſe aufhalten konnte. Endlich nahm demungeachtet ſeine Krankheit überhand, wiewohl ſie ihn nicht bettlägerig machte, ſondern allmählig die Kräfte wegzehrte. Im Jahre 1677 ließ er einen Arzt aus Amſterdam, der ſein perſönlicher Freund war, zu ſich kommen, dieſem ſchien die Gefahr noch nicht groß, und Spinoza ging am Morgen ſeines Sterbetages noch hinab zu den Wirthsleuten. Nachmittag um drei Uhr aber erfolgte unvermuthet ſein Tod, in Gegenwart des Arztes. Es geſchah am 21. Februar 1677. Spinoza war noch nicht fünf und vierzig Jahre alt geworden, und zwanzig Jahre ſchwindſüchtig geweſen.

Sein Nachlaß war gelehrtenartig genug. Seine Schweſter meldete ſich erſt zum Erbe, da ſie jedoch hörte, die Schulden würden den Werth des Vorhandenen überſteigen, zog ſie ſich wieder zurück, und ein Buchhändler in Amſterdam gab die Koſten zu einem anſtändigen Begräbniß, das, ob Spinoza gleich nicht getauft war, doch auf einem chriſtlichen Kirchhofe erfolgte, und dem aufgeklärten Sinn der Einwohner von Haag eine Lobrede hielt.

Groß waren die Schulden zwar nicht, aber die Aktiva eben ſo wenig. Unter jenen kamen Apothekerrechnungen, rückſtändiger Miethzins und dergleichen vor, auch eine Rechnung folgenden Inhalts: Herr Spinoza ſel. Andenkens, iſt dem Wundarzt Abraham Kervel, dafür, daß er ihm ſeit dem letzten Vierteljahre den Bart geputzt hat, einen Gulden und achtzehn Stüber ſchuldig. Ueber dieſe Rechnung ereiferte ſich der Lebensbeſchreiber, Johann Colerus, darum, weil von einem ſeligen Herrn Spinoza darin die Rede iſt. Er meint: wenn der Barbier nur gewußt hätte, welch ein Vogel der Entſchlafene geweſen ſey, würde er nicht mit dem Worte ſelig ſo geſpielt haben.

Dem geſammten Nachlaß giebt er auch an, zuſamt den Preiſen, um welche die Gegenſtände auf der Verſteigerung losgeſchlagen worden. Auſſer einigen Büchern, und ſchlechtem Hausgeräth, beſtanden ſie aus einem kamelhaarnen Mantel und ſolchen Hoſen, verkauft um 21 Gulden 4 Stüber. Einem grauen Mantel, verk. um 12 Gulden 14 St. Vier Betttüchern, verk. um 9

G. 6 St. Einem Bett und Polſter, verk. um 5 G. Neunzehn Halskragen oder Ueberſchlägen, verkauft um 19 G. 11 St. Fünf Schnupftüchern, verk. um 2 St. Zwei kleinen ſilbernen Schnallen verk. um 2 G. u. ſ. w.

Das iſt ſehr beſcheiden, für einen Mann, von dem ohne Zweifel in Jahrtauſenden ſo gut die Rede ſeyn wird, als von Plato.

Der Jude und die egyptiſche Mumie.

Moſes führte ſeine Glaubensbrüder aus Egypten, ſie kamen aber häufig wieder dahin, und man findet in Alexandria, Cairo, Damiate u. ſ. w. ſie in guter Zahl. Handlung, Mäkelei, Auftragegeſchäfte, und auch einige Handwerke nähren ſie. Reiſenden Europäern gewährt dieſer Umſtand manche Bequemlichkeit, weil viele dieſer Juden nicht allein mehrere Sprachen reden, ſondern auch bei weitem emſiger in allerhand Dienſtleiſtungen ſind, als die trägen, und gegen Chriſten muſelmänniſch ſtolzen. Dagegen erfahren ſolche Reiſende oft die Unbequemlichkeit, von Jenen übers Ohr gehauen zu werden.

Als nach Klebers Tod und Bonaparte's Entfernung, die noch übrigen Franzoſen das Land hatten räumen müſſen, und Britanniens Söhne einſtweilen den Meiſter dort ſpielten, entſtand in London gleichſam eine Wuth, nach Egypten zu reiſen. Kaufleute bauten Entwürfe auf hohen Gewinn, Naturkundige und Gelehrte wollten den

Umfang ihrer Kenntniſſe dort erweitern, reiche Neugierige einſt ſagen können, ſie hätten die Pyramiden, die Sphinx, und was ſonſt an merkwürdigen alterthümlichen Seltenheiten Egypten darbietet, geſehn.

Unter den letzten befand ſich auch ein reiſeluſtiger, wohlbegüterter Lord. Er ging unter Segel, und langte glücklich in Alexandria an, von wo er denn, mit einer Bedeckung verſehn, ſeine Ausflüchte machte. Endlich war alles erſchaut, was nur die Umgegenden von Cairo, Theben, Ghizah vorzuweiſen haben, einige Steine mit Inſchriften waren gefunden, ſelbſt ein Krokodil erbeutet, das, ausgeſtopft, mit nach England gebracht werden ſollte. Nur Eins fehlte noch, die Reiſe nach Egypten nicht allein höher zu beglaubigen, ſondern ihr noch das Gepräge einer ächt klaſſiſchen aufzudrücken, nehmlich eine Mumie.

Der Lord hatte einen Juden angenommen, zum Faktor und Cicerone, dieſer empfing den Auftrag, eine wohlerhaltene zu ſchaffen, was ſie auch koſten möchte.

Es fehlte jedoch an dieſem Artikel nunmehr. Franzoſen und Engländer hatten gewetteifert, Mumien ausfindig zu machen, und in ihr Vaterland zu ſenden. In den bekannten alten Todtengrüften war es leer, man konnte nur vom Zufall die Entdeckung anderer hoffen, deren Verborgenheit ihre durch Balſam den Zeiten trotzende Leichname erhalten hatte.

Der Ebräer gab ſich alle Mühe, kam jedoch ſtets mit der Klage zurück: alle Nachforſchungen wären vergeblich. Der Lord beſtand hingegen um ſo mehr auf ſeinen Wunſch, und erhöhte ſeine Lohnzuſage.

Endlich meldete ihm Jener: Dafern Seine Herrlichkeit nur etwa noch vierzehn Tage Anſtand nehmen wollten, könne er einen pharaoniſchen Prinzen zur Stelle bringen, wie man ihn ſicher noch in Europa nicht geſehen habe. Der Beſitzer wohne indeſſen ziemlich entfernt, er, der Jude, müſſe eine Reiſe durch Wüſten zu ihm antreten, von welcher nicht vor genannter Friſt heimzukehren ſey. Er wolle den Verkäufer mitbringen, der ſeine Waare vorzeigen, und dann ſelbſt mit dem Lord handeln könne. Wie er gehört, begehre er, nach engliſchem Gelde, Fünfhundert Pfund, werde vielleicht aber den Preis noch ermäßigen.

Froh beſchied ihn der Lord, nur ſo bald als möglich abzugehn, und ſich mit dem Mann einzufinden.

Nach vierzehn Tagen erſchien der Jude wieder, ſehr erſchöpft von ſeiner mühſeligen Reiſe, in ſeiner Begleitung ein gelbbrauner Araber. Dieſem folgte ein Kameel, das einen großen, von Matten umwundenen Kaſten trug. Vorſichtig, brachte man dieſen in die Wohnung des Lords, öffnete ihn, und hob nun einen Mumienſarg heraus, deſſen ganzes Anſehn ſchon von Jahrtauſenden zu zeugen ſchien. Nach weggehobnem Deckel ſah man nun eine dürr zuſammengetrocknete, ſchwarzgraue, beinah verſteinerte, und doch höchſt leichte, Menſchengeſtalt, die mit urzeitlicher Ehrwürdigkeit anſchauderte. Noch ließ ſich ein Hauch des Balſamduftes ſpüren, ob man ſchon urtheilte, daß er vielleicht ſchon vor Moſes Zeit in dieſen Leichnam gethan werden. Binden, mit altegyptiſchen Hieroglyphen bezeichnet, umgaben ihn.

Den Engländer ſetzte dieſer Anblick ſo in Erſtaunen, als er ihn froh machte, und er genoß die ſelbſtzufriedne antiquariſche Wolluſt ſchon voraus, wenn er nun in London ſeine Mumie den Kennern zur Bewunderung ausſtellen würde. Um aber die Beſtätigung des Werthes ſelbſt von Kennern erſt zu hören, den Kauf nicht allein zu ſchließen, rief er einige Schiffskapitäne und engliſche Gelehrte herbei, fragte ſie um ihre Meinung. Sie ſtaunten, wie der Lord, und erklärten einmüthig, noch kein ſo ſchönes Exemplar einer Mumie geſehn zu haben.

Nun bot Jener, der Araber wollte nichts ablaſſen. Der Iſraelit mengte ſich dagegen ein, ſprach zum Vortheil des Lords, verſchaffte ihm endlich die Koſtbarkeit um Dreihundert Pfund.

Ein namhaftes Geſchenk für Reiſe und Bemühung lohnte ihn.

Nun packte man den Pharaonenkadaver ſorgſam ein. Der Jude half emſig, dann aber — war er verſchwunden.

Wäre der arme Lord nur zeitig abgereiſet, zu ſeinem Unheil aber hielt er ſich noch einige Wochen auf. Und da mußte grade ein anderer Jude aus Cairo nach dem Hafen kommen, von dem Kauf hören, und zudem grade ein Feind des Glaubensgenoſſen ſeyn. Ohne dieſen Umſtand würde er ohne Zweifel nicht geplaudert haben.

So aber machte es ihm Vergnügen, im Hafen zu erzählen, wie die Sache ſich verhielte, denn er hatte das in Cairo erfahren. Der vorige Ebräer war nämlich dorthin gekommen in ſeinen Geſchäften, und eben hatte ſich ein Kerl erhängt. Mit Hülfe einigen Geſindels hatte er den Leichnam bei Nacht abgenommen, und nach einem Dorfe gebracht. Hier war er ausgeweidet, und in einen heiſſen Backofen geſchoben worden, den man drei Tage warm erhalten. Dieſe Zeit war hinreichend geweſen, ihn ganz auszutrocknen, und von allen Flüſſigkeiten getrennt, ſo zuſammen ſchwinden und ſchrumpfen zu laſſen, wie man es an wirklichen Mumien ſieht. Die ſchwärzliche Farbe verſtand ſich bei dem halb geſchmorten Zuſtand auch wohl. Dann hatte man ihn mit gebrannten Waſſern und Eſſig gewaſchen, und acht Tage in die Luſt gehängt. Endlich Kräuter in den Leib gethan, altes Lappenwerk zu Binden geſtaltet, und mit Hieroglyphen bemalt, darum gewunden, und das Ganze abermal noch der Ofenhitze übergeben, damit es Schwärze, Mürbheit, Verwitterung genug erhielte, um Jemanden zu täuſchen, der — für Täuſchung Empfänglichkeit hat.

Es kam dem Betrognen zu Ohren, er wüthete, konnte aber den Juden nicht ausfindig machen, der leicht mit ſeinen Helfern ſich verſteckt hielt, bis Jener abgeſegelt war. Statt nach London, wanderte nun der Erhenkte in die Fluthen.

Das Merkwürdigſte hiebei iſt aber: daß eine nach dieſem Mumienrezept behandelte Leiche in der That eine ſehr lange Dauer gewinnt, und folglich ermeldete nach Hundert Jahren in dem berühmteſten Muſeum noch Kenner hätte täuſchen und vergnügen können. Leidige Schwatzhaftigkeit, welche den Lord und ſo viele Perſonen dieſer und einer ſpäteren Zeit um eine hohe Freude brachte.

Uebrigens ſollen die Juden dort häufig ſchon derlei Mumien gemacht haben, und dieſe und jene vermuthete alte egyptiſche Prinzeſſin war vielleicht nichts als eine — neugebackne Jüdin.

Des weiſen Salomon Steigen durch die Steigekraft der Papiere.

In dem berühmten Trauerſpiele: Julius von Tarent, weiß ein liebender Vater, deſſen Sohn ein Segenswort über ſich geſprochen verlangt, kein angemeſſeneres zu finden, als:

Sey weiſe!

Und wer könnte den hohen, tiefen, das ganze Leben umfangenden Sinn auch anfechten wollen? Giebt es irgend etwas, das uns auf dem ſtürmevollen Meere, über welches man, vom Ankerplatz der Hebamme bis zum Hafen, den ein Todtengräberſpaten öffnet, zu ſegeln hat, ſicherer durch Klippen, Untiefen und empörte Wogen helfen könnte, als Weisheit?

Freilich überhebt Manchen das Glück aller Weisheit, und die Weisheit ſcheitert und ſinkt auch oft, die Weisheit bleibt aber das ſicherſte, ob ſie ſchon, wie Alles hienieden, nicht unfehlbar iſt. Auch kömmt es hier auf Stand und Verhältniſſe an. Sehr hoch- und reichgeborne Erdenſöhne bedürfen, in der Regel, nur ein Geringes von Weisheit, und gedeihen doch luſtig. Die Regel hat demungeachtet ihre Ausnahmen, und es kann ſeltne Fälle geben, wo die vornehmſten und Reichſten ohne Weisheit verloren ſind.

Bisweilen hingegen taugt die Weisheit auch wieder nicht, und Viele kommen durch ihre Dummheit beſſer fort, als Weiſe.

Aber das auch nur unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen. Die fortkommende Dummheit muß noch irgend eine Hülfe, einen Stab gewinnen, der ſie ſtützt, damit ſie nicht über die eignen Beine falle. Wo nicht Geld, doch Geburt, oder mächtige Verwandte, eine Geſtalt, die empfiehlt, ohne daß man wiſſe warum, oder eine mehr als gewöhnliche Dummdreiſtigkeit.

Dergleichen Eigenſchaften helfen Chriſten leicht fort, Juden hingegen nicht, das einzige Geld ausgenommen, welches man einem dummen Juden aber auch ablocken dürfte. Was nützte ihm Geburt? Möchte er beweiſen können, in gerader Linie von Joſua oder Saul zu ſtammen, wer früge danach? Mächtige jüdiſche Verwandte bekümmern ſich um keinen Tropf von Vetter. Sey er auch ſchön, jüdiſche reiche Mädchen wollen mehr. Dummdreiſtigkeit vermöchte etwas hie und da, Bedeutendes aber auch nicht.

So iſt denn zu behaupten: daß ein Jude nicht durch ſeine Dummheit fortkommen kann, ihm thut die Weisheit Noth, und mehr als Erdenſöhnen, die weſtphäliſche Schinken und Jauerſche Wurſt ſpeiſen.

Salomon nennt ſich der Mann, deſſen Steigekraft hier beſchrieben werden ſoll. Es verſteht ſich, daß er in ſeinem Namen die gewichtigſte Aufforderung hatte, weiſe zu ſeyn, und zeitig ſchon als Knabe, dünkte ihm, hörte er von dem weiſen Salomon reden, er ſey gemeint. Aeußerte er ſich deſſen, wurde freilich oft über ihn gelacht, und ihm bedeutet: man habe den König Iſraels verſtanden. Das verdroß ſeinen jüngeren Namensvetter, welcher nun dachte: Sollt' ich denn nicht auch ſo gut weiſe ſeyn können, als der?

Dem Gedanken folgte ein Entſchluß, ſich darum zu bemühen, und Salomon verfolgte ihn mit Ausdauer.

Früh ſtarben ihm die Eltern, ließen zwar einiges Vermögen, doch auch mehrere Söhne nach. Salomon kam zu einem Oheim, der in einer mittelmäßigen, doch durch Handel nahrhaften, Stadt wohnte. Seine Geſchäfte waren nicht beſtimmt. Er hatte einſt eine Fabrik von Baumwollenzeugen geſtiftet, doch bei ihrem Untergang den Gläubigern nur Vierzig vom Hundert zahlen können. Einen Bankrottirerprozeß hatten ſie nicht erheben wollen, denn Leiſer — ſo nannte ſich der Oheim — war über die Gränze gegangen, hatte beweglich an ſie geſchrieben, ihnen dargethan: wie er durch böſe Menſchen häufig betrogen worden, und ihm die Zeitläufte ſo entgegen gewirkt hätten, daß er, neben allem Fleiß und der eingeſchränkteſten Sparſamkeit im Hausweſen, nothwendig doch hätte in den Abgrund gerathen müſſen. Die Gläubiger hatten gefürchtet: ein Rechtshandel würde nur ſchwere Koſten noch hinnehmen, und ihnen dann um ſo weniger bleiben, waren alſo den angebotenen Vertrag eingegangen.

Leiſer kam ſodann zurück, nannte ſich einen ruinirten Mann, der es um ſo mehr ſey, weil er aus zu großer Ehrlichkeit den Gläubigern Alles hingegeben habe, miethete eine ſehr kleine Wohnung, und lebte ungemein karg.

Er ſagte, es würde nun kein Mittel für ihn geben, ſein Daſeyn zu friſten, als daß er etwa für Andere ſogenannte Commiſſionen beſorgte, deshalb mühte er ſich auch hie und da, Aufträge zum Einhandeln, Veräußern kleiner Gegenſtände zu überkommen.

Nach Jahr und Tag ſchien es demungeachtet, Leiſer müſſe bedeutendes Vertrauen gewonnen haben, und der Geſchäftsträger reicher Leute ſeyn. Denn er beſuchte Waarenverſteigerungen, wo er nicht ſelten um Tauſende erſtand, und anderweilig die Sachen wieder mit namhaftem Vortheil abſetzte. Es geſchieht, ſagte er, für Kapitaliſten, die nicht genannt ſeyn wollen.

Auch wandten ſich junge Männer, die Geld bedurften, an ihn. Er unterſuchte dann, ob etwa nach erlangter Volljährigkeit, oder ſonſt Heimzahlung ſich abſehen ließe, und konnte man da einige gute Hoffnung ſchöpfen, verhieß er mit einem ſeiner Kapitaliſten Rückſprache zu nehmen. Jene hatten dann allen Grund, über den ſchreienden Wucherſinn dieſer Ungenannten zu klagen, und Leiſer pflichtete ihnen bei, daß es hartherzige gewiſſenloſe Menſchen wären, betheuerte jedoch mit hohen Schwüren, daß er ſelbſt nur ganz Geringes, kaum das Salz auf dem Brote dabei verdiene.

Seine dürftige Kleidung und Lebensweiſe ſchienen das zu beſtätigen, und ſollte er Abgaben entrichten, koſtete es oft eine dreimalige gerichtliche Exekution, ehe von ihm ein Heller zu erlangen ſtand.

Zu dieſem Oheim kam nun unſer Salomon, indem aus ſeinem Vermögen jenem ein Koſtgeld für ihn ausgeſetzt war. Der Jüngling fand hier nichts weniger als angenehme Tage. Er mußte den ganzen Tag Waarenpacken tragen, oder ſonſt ſich verſchicken laſſen, im Hausweſen allerhand Dienſtleiſtungen vollziehn, die Küche war ſchmal, und es gab der verdrießlichen Klagen über ſchlechte Zeit und Mangel an Nahrung täglich genug zu hören.

Dies Alles gefiel dem Neffen gar nicht, indeſſen ſagte er ſich: Ich bin ja der weiſe Salomon, muß ſchon darin mich ſchicken, es wird wohl einmal beſſer werden. Er gab daneben auf ſeines Oheims Verfahren im Handel und Wandel ſo genau Acht, als dieſer — meiſtens ſehr verſteckt und geheimnißvoll — es nur zuließ. Bald ſtarb die Frau ſeines Oheims, und nun mußte Salomon ſogar kochen, wobei es nicht einmal einige Marktpfennige zu gewinnen gab, weil der Alte viel zu ſcharf nachrechnete.

Wie Salomon etliche Jahre ſich hier aufgehalten hatte, fing er auch an, über die Weisheit des Oheims ſeine Betrachtungen zu machen. Er hatte zeither deſſen Worten immer geglaubt, konnte aber nicht umhin, ſie jetzt oft zu bezweifeln. Er ſah, daß Leiſer an manchen Waaren ſo namhaft gewann, hörte immer, die Geſchäfte würden für Andere vollzogen, bemerkte hingegen nie, daß ſolche Andere ſich einfänden, oder daß ihnen Geld übermacht würde. Einige ſolche Verbindungen unterhielt Jener zwar, doch waren ſie unbedeutend, und ſchienen nur zum Schein unterhalten. Dies öffnete des weiſen Jünglings Augen in etwas, und er urtheilte: ſeines Oheims

Oheims ehemaliger Bankrott könne auch wohl auf dem Grunde einer tiefen Weisheit geruht haben.

Nicht lange darauf entſpann ſich ein Krieg, deſſen Schauplatz näher zu kommen drohte. Leiſer zeigte ſich darüber höchlich beſtürzt, und erklärte, daß er nichts mehr fürchte, als einen Krieg in der Nähe. Salomon wandte ein: man habe doch erlebt, daß manche Iſraeliten in Kriegszeit gerade am meiſten gewonnen hätten. Das ſind immer nur Einige, verſetzte der Oheim, für die Meiſten iſt der Krieg Noth und Plage, und ich bin ſchon zu alt, um mich ſo herum zu tummeln, wie es erforderlich iſt, wenn man im Kriege etwas verdienen will. Gefahren bleibt man dabei ohnehin immer noch bloßgeſtellt, und ich fahre nicht einmal auf einem Kahn, weil das Waſſer keine Balken hat.

Leiſer eilte jetzt auch, alle ſeine vorräthige Waaren loszuſchlagen, mit geringem Vortheil, ſogar hie und da mit Schaden, und als ihm Salomon deshalb Erinnerungen machte, entgegnete er: In zwei Monaten kann das Alles um funfzig Prozent im Preiſe gefallen ſeyn. Beſſer ein kleiner Verluſt, als ein großer, und ich habe den Auftrag ſo von meinen Kapitaliſten.

Je weiter die Feinde vorrückten, je mehr Angſt und Sorge kamen über den Oheim. Er trieb alle noch ausſtehenden Schulden mit dem größten Eifer ein, und ließ ſich Abzüge gefallen, um nur Geld habhaft zu werden. In kurzem, ſagte er, würden die Schuldner gar nicht mehr zahlen können, beſſer etwas, als nichts, und meine Aufträge lauten ſo.

Der Neffe wurde jetzt viel aus dem Hauſe geſchickt, und oft aus unerheblichen Gründen. Da ſchlich er denn bisweilen zurück in den Hof, lauerte auf, und nahm wahr, daß ſich der Alte viel in dem kleinen Keller zu ſchaffen machte, der zu ſeiner Wohnung gehörte. Und bald darauf ließ er Holz fahren, da es, wie er ſagte, nächſtens gar theuer werden könne, und den Keller ganz damit vollpacken. In der Küche ging es nunmehr ſo zu, als ob man den andern Tag zu verhungern beſorgte.

Der weiſe Salomon dachte: Gewiß hat der Alte Geld, und daß er es zuſammengebracht hat, war Weisheit; aber unweiſe iſt's doch, zu hungern. Kann ich einmal, will ich ſo weiſe ſeyn, Geld zu erwerben, aber auch ſo weiſe, mir gutes Eſſen und Trinken ſchmecken zu laſſen.

Wenige Zeit danach ging eine Schlacht verloren, in welcher die Feinde ſiegten. Einem reißenden Strom ähnlich, wälzten ſie nun ſich ins Land, und hauſeten übel darin. Salomons Oheim gerieth in ein Schrecken ohne Gleichen, weil er fürchtete, ſie würden die Stadt plündern. Dies geſchah aber nur an kleineren Orten, und auf dem platten Lande, hier aber ſandte ihnen die Obrigkeit Abgeordnete entgegen, die verſprechen mußten, was ſie verlangten, und ſo zog der Gegner — welcher den beträchtlichen Ort im Allgemeinen beſſer zu nutzen dachte — friedlich ein, und hielt eine ziemliche Mannszucht. Leiſern hatte demungeachtet eine Furcht aufs Krankenbett geworfen, und der Gedanke an die Einquartierungen und hohen Abgaben, die nothwendig erfolgen würden, machte ſein Uebel ärger, ſo daß er platterdings nicht vom Lager aufſtehen konnte.

Salomon eilte ans Thor, die Feinde einziehen zu ſehen. Er war überhaupt neugierig, und dachte: je mehr man ſieht, je mehr Weisheit kann man davon ernten.

Weil die fremden Soldaten nun in der Umgegend viel geraubt, und aus manchen Kirchen und Klöſtern Koſtbarkeiten entwandt hatten, gab es viel mit ihnen zu wechſeln und zu handeln. Mancher Grenadier trug den halben Torniſter voll Silbermünze, und weil er eine ſolche Laſt nicht weit ſchleppen konnte, ſuchte er ſie in Goldſtücke zu verwandeln. Man bot Juwelen, Silberzeug, Uhren, Stoffe, geraubtes Vieh und andere Gegenſtände zu Kauf. Jeder wollte aber

Gold in Zahlung, um nicht ſchwere Münzen fortbringen zu dürfen.

Salomons Glaubensbrüder ſtürzten allenthalben zu, und wetteiferten in Betriebſamkeit, den günſtigen Augenblick zu nützen. Hier gewann einer hohes Aufgeld an Piſtolen oder Dukaten, dort handelte ein Anderer treffliche Pretioſen um einen Spottpreis ein. Das Getümmel auf dem Markt und in den von Soldaten beſuchten Schenken war unbeſchreiblich.

Salomon hätte vor Unmuth vergehen mögen, daß er kein baar Geld beſaß, um hier ähnliche ergiebige Geſchäfte zu machen. Jeder Iſraelit, der, Triumph im Geſicht, an ihm vorüberlief, gab ihm gleichſam einen Dolchſtich ins Herz. Demungeachtet mußte er den Vortheil der anderen unthätig ſehn, denn ohne Geld iſt weder zu wechſeln, noch zu kaufen. Er hätte vor Neid und Zorn ſich ein Leid anthun mögen. Dies würde aber keine Weisheit offenbart haben, und ſo unterließ er es dann, ſann dagegen mit aller Anſtrengung nach: ob er, der weiſe Salomon, nicht auch hier ein Mittel ſollte finden können, an dem Gewinn der Uebrigen Theil zu nehmen.

Er eilte nach Hauſe. Der Oheim war an dieſem Tage äußerſt krank geworden, das Waffengeräuſch draußen hatte einen ſo peinlichen Einfluß auf ſeinen Zuſtand gehabt. Wie er auch alle Koſten ſcheute, hatte er doch eine jüdiſche Krankenwärterin zu ſich rufen laſſen, denn Salomo ſtellte ſich, wenn er ihm Handreichungen thun ſollte, aus Weisheit ungeſchickt, und erhob Getöſe und Lärmen. Er dachte: betrage ich mich nach Wunſch, muß ich ganze Nächte bei dem Alten aufbleiben.

Jetzt war Leiſer eingeſchlafen, wie es ſchien ſehr tief, aus vorangegangener Ermattung. Salomon ſchlich leiſe auf den Zehen, ſandte aber — von einem weiſen Gedanken ergriffen — die Wärterin zu einem Gang aus. Der Oheim pflegte ſeine Beinkleider unter das Kopfpolſter zu ſtecken. Sie enthielten ein Bund Schlüſſel, wie Jener wußte, ohne die Beſtimmung der Schlüſſel alle zu kennen. Behutſam faßte er unter das Kiſſen, und brachte die Schlüſſel, ohne den Eingeſchlafenen dabei zu wecken, glücklich heraus.

Als die Krankenwärterin zurückgekommen war, ſchlich Salomon hinab in den Keller, ſein weiſer Genius hatte ihm Ahnungen eingegeben. Da war der ganze Fußboden jedoch mit Holz bepackt. Salomon ließ ſich aber keine Mühe verdrießen, ſchaffte hinaus, legte bei Seite, bis ein Raum leer war. Da er ſich mit einem Grabſcheit verſehen hatte, fing er an, in die Erde zu wühlen.

Er fand hier nichts, machte einen zweiten Raum leer. Diesmal hatten ihn ſeine weiſen Vermuthungen nicht betrogen. Er gelangte in der Tiefe an eine große Kiſte, die aber zu ſchwer war, um ſie allein hervorzubringen. Dem Oheim waren kürzlich bedeutende Summen in Silbermünzen eingekommen. Vermuthlich enthielt ſie die Kiſte, zu Salomons Abſicht konnten ſie hingegen nichts nützen. Er forſchte weiter, und nicht umſonſt. Denn er traf auf eine in viele Matten gewundene kleinere Chatulle. Sie war mit Eiſen belegt, folglich auch von ziemlichem Gewicht, doch langten Salomons Kräfte und weiſer Thatendrang aus, ſich ihrer zur näheren Anſicht zu bemächtigen.

Man würde ihm die größte Ungerechtigkeit anthun, dafern man behauptete: er habe hier etwas entwenden wollen. Dazu dachte er, der Folgen halber, zu weiſe.

Indem aber das Bund auch den Schlüſſel zur Chatulle enthielt, öffnete er ſie. Da lagen, vorſichtig in Wachstoffent gehüllt, um ſie vor Näſſe zu ſchirmen, Kapitalpapiere von nicht geringem Werth, und in einem Beutel tauſend holländiſche und ungariſche Dukaten. Sie waren die Beſtätigung ſeines Ahnungsvermögens.

Es ließ ſich bei dem hinfälligen Zuſtande des Oheims abſehn, daß er noch in mancher

Woche nicht in den Keller würde ſteigen können. Salomon nahm alſo jene Dukaten, ſcharrte alles ſonſt wieder ein, und bemühte ſich, die vorige Ordnung im Keller möglichſt wieder herzuſtellen.

Nun eilte Salomon zurück auf den Markt, oder wo ſonſt handelsluſtige Feinde zu treffen waren. Die ſtarke Nachfrage um Gold hatte dies Metall in der Stadt nun ſchon ſo vermindert, daß es bei den Kaufleuten und Wechslern faſt gänzlich ausgegangen war. Man bot ſchon vier bis fünf Thaler für einen Dukaten, und ſo verhältnißmäßig für andere Goldſtücke. Jetzt ließen die Iſraeliten, die vor einigen Stunden jubelten, nur verdrießliche Mienen, und Hände, welche hinter den Ohren kratzten, ſehn. Denn wer ſich gefreut hatte, an ſeinen Dukaten zwanzig bis dreißig vom Hundert zu gewinnen, wehklagte nun, daß er ſie nicht bis jetzt aufbewahrt hätte, wo man funfzig oder ſechszig daran verdienen könne. Einige Wechſelhäuſer ſchickten nach andern Handelsplätzen Eilboten, um Summen in Gold ſich übermachen zu laſſen.

Jeder wird glauben, daß Salomon kein müſſiger Zuſchauer der Dinge blieb. Er fing nun an zu wechſeln, trug nach Hauſe, kam wieder, und ſo fort. Es langten am Abend noch zwei Regimenter an, die morgen weiter ſollten, mithin gepreßt waren ihre Geldangelegenheiten zu ordnen. In den Schenken, wo ſich zum Theil unwiſſende, zum Theil halb trunkene Grenadiere, Huſaren, Dragoner u. ſ. w. befanden, ſchloß Salomon die einträglichſten Geſchäfte ab. Er ſetzte ihnen den Werth ihrer verſchiedenen, ihnen oft nicht bekannten Silbermünzen herab, und gab bei manchen ſogar ſeine Dukaten für Piſtolen aus. Gegen die Nacht war er mit ſeinen Verwechslungen zu Stande gekommen, und hatte für ſeine Tauſend Dukaten mehr als Fünftauſend Thaler Konventionsgeld. Dies war ein ſegensvoller Tag. Salomon wußte nicht, ob er träumte, als er auf ſeinem Kämmerchen den reichen Schatz anſah. Nein, ſagte er zu ſich, es iſt kein Traum, ich ſehe aber, daß ich wirklich der weiſe Salomon bin.

Er hatte auch weislich nicht unterlaſſen, die Schlüſſel wieder an ihren Ort zu bringen, und es war ihm abermal unvermerkt gelungen. Kein Wunder, denn ob das Glück ſchon den Weiſen gemeiniglich nicht hold zu ſeyn pflegt, macht es bei gewiſſen Weiſen doch, wie bei den Tapfern, oft eine Ausnahme.

Der Oheim blieb in der That mehrere Wochen krank. Unterdeſſen waren die meiſten Feinde, bis auf eine geringe Beſatzung, abgezogen. Die Wege und Poſten genoſſen Sicherheit. Alle Geldhändler ſuchten Gold aus der Fremde herbeizuſchaffen, meinend: die Gelegenheit, es ſo trefflich unterzubringen, würde lange bleiben.

Darin täuſchten ſie ſich. Nach den erſten Ausſchweifungen, beim Einfall in das Land, waren die Feinde, ihrer ſelbſt willen, genöthigt, mit Strenge auf Schonung derjenigen zu halten, auf deren Koſten ſie leben wollten; es erſchienen folglich keine Plünderer mehr, mit denen ſich durch Goldſtücke, mit Gewinn, verkehren ließ. Anderweitige Handelsgeſchäfte ſteckten vor der Hand, und ſo beſaßen die Wechsler in kurzem mehr Gold, als ihnen frommte, und der Silberumlauf hatte dagegen mehr Lebhaftigkeit, der Einquartierungen willen. Piſtolen und Dukaten ſanken mithin, und ſtanden nach einigen Wochen nicht allein im alten Cours, ſondern noch darunter. Salomon hatte Ruhe genug, vor dem Oheim dieſen Zeitpunkt abzuwarten; tauſchte nun wieder Dukaten ein, bemächtigte ſich in nächtlicher Weile noch einmal der Schlüſſel, und brachte jene wieder an Ort und Stelle. Mehr als Zweitauſend Thaler blieben ſein Gewinn, die er theils in vortheilhaften Kauf von Waaren, theils in Darlehnen an ſichere Einwohner, die für den Augenblick nur in Geldmangel verſetzt waren, anlegte, und ſich Verſchreibungen nach Art ſeines Oheims ausſtellen ließ. So hatte ſeine Baarſchaft nach etlichen Monaten ſich ſchon in Dreitauſend Thaler verwandelt.

Leiſers Krankheit dehnte ſich noch immer aus, die Gemüthsbewegungen trugen viel dazu bei. Ihm kam zu Ohren, daß viele Iſraeliten, die bei Ankunft der Feinde Piſtolen und Dukaten gehabt, damit ſo trefflich verdient hätten; er hingegen, war leider in den Tagen des reichen Gewinns nicht von dem Zuſtand der Dinge unterrichtet, auch nicht vermögend geweſen, ſeine Goldfüchſe aus ihrem Dunkel hervorzuholen, um Beute damit zu erjagen. Urſache genug, daß ſeine Geneſung noch immer keinen Fortgang hatte.

Endlich kam er doch ſo weit, an einem Stock im Hauſe umher wandeln zu können. In den Keller hatte Niemand gedurft, und Salomon das im Hauſe nöthige Brennholz von einem anderweitigen kleinen Vorrath nehmen müſſen, indem nur auf einen Nothfall der größere bleiben ſollte. Wie es jedoch Leiſers Kräften möglich wurde, begab er ſich hinab in das unterirdiſche Verließ, um das während der Krankheit ſein Herz ſtets unruhig klopfte. Ein Geizhals merkt alle Zeichen ſich genau. Wie ſorgfältig auch der Neffe geweſen war, das Holz wieder ſo aufzupacken, als er es gefunden hatte, ſah der Oheim doch mit einem Blick, hier müſſe eine fremde Hand geweſen ſeyn, und fiel darüber in eine Ohnmacht. Nachdem ſie geendet war, bot er ſeine matten Kräfte, unter Strömen von Angſtſchweiß, zum Wegräumen und Nachſcharren auf. Er athmete wieder, als er demungeachtet ſeine Kiſten und ihren Inhalt noch fand. Letztern jedoch unterſuchend, bemerkte er, dies wären nicht ſeine alten Dukaten, er gewahrte nemlich beſſere. Leiſer hatte die Gewohnheit, allen Dukaten, welche durch ſeine Hände gingen, mit einer kleinen ſcharfen Feile einige Striche zu geben, und bei einer namhaften Zahl ſummte der Werth des Feilſtaubs ſich dann ſchon einigermaßen auf. Es iſt auch zu vermuthen, daß Leiſer, wenn er mit den Feinden ein Wechſelgeſchäft hätte treiben können, ſein Inſtrument vorher noch ein Zweitesmal, und recht derb würde angeſetzt haben, urtheilend: die Soldaten möchten ſchwerlich eine Goldwage im Torniſter führen.

Die jetzt vorgefundenen Holländer und Kremnitzer zeigten dagegen keine Wundennarben, der Rand war unverſehrt. Auf der einen Seite eine freudige Entdeckung, auf der andern litt es aber auch keinen Zweifel, das Heiligthum müſſe von einem Ungeweihten berührt worden ſeyn. Und auf wen ließ ſich da ſchließen, als auf Salomon?

Leiſer wankte nach deſſen Kammer, fand ihn dort, nahm den Stab, woran er ſich ſtützte, und ſchlug unbarmherzig auf den Neffen los.

Dieſer ſchrie jammervoll, und fragte, warum ihn der Oheim mißhandle.

Du biſt mir bei meinem Gelde geweſen, entgegnete Leiſer, wollt ich ſagen, bei dem Gelde, das ich von Kapitaliſten in Verwahrung habe.

Salomon ſtritt, und ſchwur hoch und theuer: das ſey nicht wahr.

Der Stab ſank mit ſo härteren Berührungen auf ihn. Salomon, jung und ſtark, hätte leicht die Unbill abwehren, ja dem Oheim doppelt zurückgeben können, was er ihm zumaß, er war jedoch der weiſe Salomon. Leiſer hatte keine Kinder. Salomon und ſeine Brüder erbten wahrſcheinlich einſt von ihm, und wenn er ſich in vorzüglicher Gunſt erhielt, ward er auch wohl vorzüglich bedacht. Aus dieſem weiſen Grunde hatte er mit Speiſe und Trank vorlieb genommen, deren Werth das, dem Oheim für ihn gezahlte Koſtgeld, nicht zum vierten Theil erreichte, einer Küchenmagd Dienſte gethan, und ſich früh und ſpät plagen laſſen. Die nehmliche Rückſicht machte auch, daß er dem über ihn wüthenden Zorn eine eiſenfeſte Geduld entgegen ſetzte, und nur durch Bitten und Schreien ihn zu entwaffnen ſuchte.

Endlich mußte der Arm des ſchwachen Oheims, doch ermüden. Keuchend ſetzte er ſich auf einen Stuhl, und fing wieder an: Nun ſage, warum habe ich dich geſchlagen, warum? Der Neffe entgegnete: Mags geſchehn ſeyn, warum es will, ſo hab' ich's doch unſchuldig gelitten.

Leiſer verſetzte: Weil du mir im Keller nachgegraben haſt, weil du mir bei dem Gelde geweſen biſt, darum nicht, da verdiente ich Schläge, daß ich mich nicht beſſer vorgeſehen habe. Du haſt nach Dukaten geſucht, haſt wollen damit verdienen, haſt welche gefunden, haſt damit verdient, nun da haſt du es geſcheut gemacht, geſcheuter als ich, weil ich das Geld nicht verwahrt habe, aber, was haſt du noch gethan? du willſt doch der weiſe Salomon ſeyn, der dumme Salomon biſt du. Befeilen hätteſt du die Dukaten müſſen; die alten hatten ſolche Leute unter den Händen gehabt, die jeden um ein Aß leichter machen, da hätte ich doch ſo leicht nichts gemerkt, und du konnteſt noch Tauſend Aß Geld mehr verdienen. Weil du ſo dumm geweſen biſt, darum, darum hat dich mein Stecken und Stab getröſtet.

Salomon ärgerte ſich innerlich, ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf dieſen Gegenſtand gerichtet zu haben, doch ließ er ſich das nicht merken, und blieb darauf ſtehn: die Mißhandlungen hätten ihn unverſchuldet getroffen.

Du haſt aber doch heute Geld gezählt, hub der Oheim wieder an, viel Geld, ich ſeh es an deiner Hand, die noch ſchwarz iſt. Wie kömmſt du zu Geld? Salomon zeigte die Hand vor. Sie war ſchon wieder gewaſchen. Der Neffe ſagte mit einem edlen Stolz: Wenn euer Gewiſſen ſo rein wäre, als meine Hand, wärt ihr ein armer Teufel.

Ein klug Wort, ein geſcheut Wort, entgegnete Leiſer, was wahr iſt, ſoll man geſtehn. Nun, ich ſehe überhaupt, daß du ein Burſch biſt, der Verſtand hat, du biſt auch herangewachſen, ich will dich künftig beſſer halten, du ſollſt mir in den Geſchäften beiſtehn, wir wollen Compagnie machen, du ſollſt zehn Prozent von Allem haben, was ich verdiene. Sage mir aber auch ehrlich, was haſt du mit den Dukaten von meinen Kapitaliſten verdient? Salomon urtheilte: dies wäre nichts, als eine Falle, und er wollte keine Maus ſeyn, die ſich fangen ließe. Er gab zur Antwort: Nicht einen Pfennig von euren Kapitaliſten habe ich angerührt, vielweniger Tauſend Stück Dukaten.

So, rief Leiſer, ſo? Ei, ſchließe mir doch einmal dein Koffertchen auf. Salomon fragte: was er darin ſehn wollte? es ſey nichts darin, wie ſein Taleth und Tefilim *), die Wäſche und dergl.

Schließ mir auf, befahl der Oheim. Es geſchah. Im Koffer war auch nicht das Geringſte zu ſehn, als was der Neffe geſagt hatte.

Hm — das hätte ich mir auch wohl denken können, ſagte Leiſer. So dumm wirſt du nicht ſeyn, dein Geld hieher zu legen.

Er ſuchte auch im Bettſtroh, fand aber nichts. Salomon hatte weiſe vorbedacht, es könne dem Oheim einfallen, nachzuſuchen. Er hatte überdem ſchon von Leuten, die bei ihm zu thun hatten, erfahren: Salomon habe gewechſelt, Einkäufe gemacht, und gienge an die Börſe.

Hierauf fußte nun der Oheim, und wollte wiſſen: durch welche Mittel Salomon dieſes bewerkſtelligt habe?

Der junge Menſch konnte hier nicht ſtreiten, weil darüber ſich Zeugen aufrufen ließen. Er antwortete hingegen: Dies wären Geſchäfte in Auftrag für Kapitaliſten.

Welche Kapitaliſten ſind das? fragte Leiſer.

Ich darf ſie nicht nennen, lautete die Antwort. Ihr verſchweigt die Eurigen ja auch.

So konnte Einer mit dem Anderen nichts

---

*) Gebetsinſtrumente, wie es bei den Catholiſchen Chriſten der Roſenkranz iſt.

ausrichten, und das Ende blieb, daß der ſchlaue Oheim zugeſtehn mußte: ſein Neffe wäre auch nicht auf den Kopf gefallen.

Er ging in ſeine Stube zurück, that, als ob von den neuen Gemüthsbewegungen er ungemein wieder angegriffen wäre, und die Krankheit nun heftiger als je zurückkehrte. Salomon mußte Thee bereiten, das fruchtete aber nicht, und jetzt ſollte er den Arzt holen. Er wollte nicht gern aus dem Hauſe, redete dem Alten zu: es würde nichts zu bedeuten haben. Dieſer blieb mit ſchwacher Stimme auf dem Befehl ſtehn, und Salomon, nach genauer Beſichtigung des Oheims überzeugt, es ſtände wirklich übel um ihn, eilte fort.

Es war gleichwohl nur Verſtellung. Der Alte machte ſich ſchnell wieder auf Salomons Kammer, um dort noch einmal Alles zu unterſuchen. Es ſchien ihm, die eine Diele wäre nicht vollkommen ſo eingefügt. Mit einer Zange hob er die Nägel heraus, nun war es unter dem Fußboden hohl gemacht, mehrere Uhren, andere Koſtbarkeiten, Papiere, einiges baares Geld, Alles auf Zweitauſend Thaler an Werth, lagen dort verwahrt. Leiſer bemächtigte ſich deſſen insgeſamt, nagelte das Brett wieder an, und kehrte nach ſeiner Stube zurück.

Salomon erſchien mit dem Arzt, nun hatte es ſich jedoch mit dem Kranken ziemlich gebeſſert. Der Neffe ward bleich vor Schrecken, da ihm nichts Gutes ahnte, und der Arzt ging bald von dannen.

So bald als möglich, eilte der Neffe auch nach ſeiner Kammer, ſah gleich, daß fremde Hände waren bei der Diele geweſen, öffnete, und fand ein leeres Neſt.

Mit Heulen, Fluchen und geſträubtem Haar kam er zum Oheim, und rief: er habe ſeinen Kapitaliſten das Ihrige genommen.

Der Oheim ſagte mit Lachen: Von dem, was deinen Kapitaliſten gehört, habe ich keinen Pfennig berührt, was du aber mit meinem Gelde verdient haſt, gehört mir, und du wirſt keinen Heller zurück bekommen.

Das wollen wir ſehn, rief Jener, ich werde meine Committenten holen, und Ihr ſollt einen verdammten Prozeß zu führen haben.

Er ſtürzte hinaus, des Willens, einige von ſeinen Bekannten zu rufen, die ſich für die Eigenthümer des Gefundenen ausgeben ſollten. Er ſchlug ſich wüthend vor den Kopf, bei dem Gedanken: daß er der weiſe Salomon wäre, und doch nicht mehr Weisheit, in Verbergung ſeines Eigenthums, gezeigt habe, da ſich doch wohl hätte vorausſehn laſſen: ein ſo verſchmitzter Durchtriebener würde leicht an den Fußboden denken.

Warum ging ich nicht vors Thor, in den Wald, dachte er, vergrub es, verſenkte es in ein tiefes Waſſer, in ein verpichtes Käſtchen, wie das, worin Moſes gelegen hat!

Es war jedoch geſchehn und verſehn, und der Schatz hätte am Ende auch draußen können entdeckt werden. Salomons Weisheit überlegte nun: ob es auch wohl zum Zweck führen könne, wenn er Scheineigenthümer brächte. Der Alte würde Beweiſe fordern, und ſie müßten mehr als Schein ſeyn. Vor Gericht ließen ſich verzweifelte Weitläuftigkeiten erwarten. Da mußte Salomon beweiſen: in der That unter dem Fußboden werthhaltige Gegenſtände verborgen gehabt, den Oheim überführen: ſie weggenommen zu haben. Es ließ ſich nicht erwarten: Leiſer werde auch öffentlich bekennen, was er ihm unter vier Augen eingeſtehe. Und es gänzlich mit ihm zu verderben, empfahl die Weisheit auch nicht, denn lange konnte er es doch nicht mehr machen.

Wie Schreckenvoll heftig Salomons Leidenſchaften auch aufgeregt waren, ſo daß er genau die Empfindung eines am hitzigen Fieber Leidenden hatte, ſo muß ihm doch nachgerühmt ſeyn: daß ſie endlich Weisheit zügelte, ein Verdienſt, das Chriſten viel ſeltner als Juden erwerben. Er ſagte ſich: Mit Liſt muß ich das Meinige wieder zu bekommen trachten, mit Gewalt, ſteht es zu ſehr dahin. Seine Weisheit fügte hinzu: er müſſe jetzt mit aller Kraft ſeines Verſtandes auf einen Plan denken, welcher dazu geeignet ſey, dieſe Zweitauſend Thaler wieder in ſeine Hände zu ſpielen. Vor der Hand ging er nach Hauſe, grollte und that böſe mit dem Oheim, verhielt ſonſt ſich ſcheinbar ruhig.

Der Grund, weshalb Leiſer jedoch nur Zweitauſend Thaler gefunden, war, daß Salomon früher ſchon Tauſend in einem andern Entwurf auf Gewinn angelegt hatte. Einige feindliche Regimenter in der Stadt und Umgegend verlangten neue Uniform auf Koſten der Provinz, requirirten ſie, nach dem Kunſtausdruck. Die Landſtände mußten für die Bezahlung haften, während ein feindlicher Commiſſär in der Stadt ſich nach Lieferanten umſah, die zeitig alles beſorgen konnten. Wohl meldeten ſich chriſtliche und iſraelitiſche Kaufleute bei ihm, gingen aber wieder heim, ohne das Geſchäft übernommen zu haben. Denn ohne Hehl ſagte der Commiſſionär: daß ihm von der Betragſumme zwanzig vom Hundert entrichtet werden müßten, und die vorgezeigten Proben von Tuch, von Schuhen und andern geforderten Sachen, waren von einer ſolchen Güte, daß ſie, mit dem genau bedungenen Preis zuſammengehalten, nur ein ziemlich ſpärlicher Vortheil davon ſich hätte abſehn laſſen, empfindlicher Schade im eignen Beutel aber, wenn man dem Commiſſär noch hätte ſeine unverſchämte Zumuthung erfüllen wollen.

Salomon hörte von dem Allen, wußte aber auch, daß anderer Orten ſich demungeachtet Lieferanten gefunden und Reichthum bei ſolchen Unternehmungen geſammelt hätten. Seine Weisheit machte ihm nicht gleich klar, wie das müſſe zugegangen ſeyn, doch beſchloß er, ſich zu dem Mann zu begeben, und einen Verſuch zu machen: ob er nicht weiſer heimkehren würde, als er hingegangen ſey.

Der Kommiſſär nannte ihm, wie den früheren Bewerbern, alle Bedingungen. Salomon überſchlug, rechnete, zerbrach ſich den Kopf, ſagte aber: Fünf Regimenter brauchen Uniformen, und die ſollen geliefert werden. Nun ſind die Soldaten aber doch in Schlachten und Scharmützeln geweſen, und Viele in den Spitälern geſtorben. Was todt iſt, braucht doch nicht Kleider, nicht Schuhe mehr. Nun freilich, ſagte der Kommiſſär lachend. Ein Regiment beſteht aus Dreitauſend Mann, gar wohl iſt jedoch anzunehmen, daß Tauſend an jedem fehlen, da ſie nicht einmal vollzählig waren, da ſie ins Feld rückten. Wohlan, ſagte nun der junge Iſraelit, werden Sie mich für Dreitauſend Uniformen quittiren, wenn ich Zweitauſend bringe, will ich lieſern, und die zwanzig Prozent entrichten. Nun ja, antwortete jener, weil der Herr aber ſo geſcheut iſt, kann es unter fünfundzwanzig nicht abgehn. Salomon willigte auch das ein, und zeichnete, nachdem er ſich von allen Umſtänden weiter noch unterrichtet hatte, kühn einen Vertrag.

Weisheit mußte nun vollenden, was Unternehmungsgeiſt begonnen hatte. Freilich gehörten zu einer ſolchen Lieferung bedeutende Auslagen. Salomon hatte aber in dem Vertrag zugeſtanden erhalten: daß, wie er Tauſend Uniformen lieferte, er auch Zahlung dafür empfangen ſolle. Es kam alſo nur darauf an, das erſte Tauſend herbeizuſchaffen. Und dies machte Salomons Weisheit möglich, indem er nur Tauſend Thaler Angeld in den Kauf von Tuch, Leder und Leinwand ſteckte. Denn, indem er ſchon ſo manche Geſchäfte trieb, hatte er einigen Kredit gewonnen, und der vorgezeigte Kontrakt begründete ihm neuen. Gute Worte ſparte er auch nicht, und ein weiſer König hat ſchon geſagt: Ein gut Wort, mit dem Hut in der Hand, kann viel ausrichten.

Die Schneider und Schuſter erhielten auch nur ein Weniges, bis er abgeliefert hatte, und er ſetzte das Zugeſagte, obſchon mit harter Mühe durch. Noch heiſſer ward ihm beim zweiten Tauſend, doch fand er auch da noch Rath, und als er nun über Dreitauſend beſcheinigt wurde, konnte Salomon frohlocken. Das Bureau der Landſchaft hatte ihm nun, laut Anweiſung des feindlichen Kommiſſärs, Dreitauſend Uniformen bezahlt, er hingegen nur Zweitauſend anfertigen laſſen. So konnte er, trotz ſeiner Abgabe, trefflich beſtehn, und getroſt fortfahren. Außer dem Kommiſſär gab es noch einige feindliche Militärperſonen, beauftragt: die Güte der Lieferungsvorwürfe zu unterſuchen. Salomon gewahrte nicht allein, daß ſie nur im Anfang der Beſichtigungen eifrig, ſondern, auch zufriedner waren, wenn man ſie über dem Geſchäft mit ſtarken Getränken bewirthete, alles Dinge, die man nicht überſieht, wenn man weiſe iſt.

Der neue Lieferant ſorgte künftig alſo nur: daß die erſten Dutzende vorgewieſener Gegenſtände ein probemäßiges Anſehn hatten, dann lief Mittelgut und ſehr ſchlechtes Gut darein. Beſſer kaufte Salomon den Wein für die Beſchauer, und trank ihnen ſo fleißig zu, daß ihnen das richtige Schauen bald verging, und ließ ihnen auch ein Paar Goldſtücke in die Hand gleiten.

Bei dem ſchlechten Gut hatte Salomon den beſten Vortheil. Elendes, verlegenes Tuch war dazu gekauft, den Handwerkern ihr Macherlohn über die Hälfte abgedungen, wofür ſie auch mehr als halb ſo ſchlecht arbeiteten. Auch riſſen den

Soldaten, welche dergleichen Uniformen erhielten, die Nähte in vierzehn Tagen, und eben ſo bald gingen die Sohlen der Schuhe entzwei. Der Kommiſſär aber, der wohl ein Auge zudrückte, das andere hingegen offen behielt, erklärte unſerm Salomon: Weil er es denn ſo ungemein klug mache, könne er auch dreißig vom Hundert geben.

Nach Verlauf einiger Monate war die Lieferung für die fünf Regimenter geſchehn. Auf den Mann wurde für Rock, Weſte, Pantalon und Schuhe, zehn Thaler bezahlt, was auf Funfzehntauſend die hohe Summe von Hundertundfunfzigtauſend Thaler machte. Fünftauſend Uniformen waren jedoch nicht geliefert, mithin Funfzigtauſend rein daran gewonnen. An den übrigen ſtieg der Vortheil auf Dreißigtauſend Thaler, was die ſchlechten Zeuge und Arbeit möglich gemacht hatten. Salomon mußte nun dreißig Prozent, oder Fünfundvierzigtauſend Thaler abgeben, ſo, daß der Kommiſſär noch bedeutend mehr als er gewann; doch blieben dem Lieferanten Fünfunddreißigtauſend Thaler, ein Vermögen, das ſchon jenes ſeines Oheims überſtiegen haben würde, dafern man in baaren Summen gezahlt hätte. So aber beſaß das Bureau der Landſchaft nur Einigemal klingende Baarſchaft, dann mußte ſie in Papieren, auf ihren Kredit ausgeſtellt, die Anweiſungen befriedigen. Ihre Scheine lauteten auf ein Vierteljahr, wo ſie bezahlt werden ſollten. Indem zeither dieſe Landſchaft ihre Verbindlichkeiten immer pünktlich erfüllt hatte, zweifelte auch Niemand, das beſtimmt ausgeſprochene Wort dießmal gehalten zu ſehn, um ſo mehr, als die Ernte nahe war, und die ohnehin ſo wichtigen Hülfsquellen der Grundeigenthümer vermehren mußte. In dem Fürſtenthume war man zudem des Krieges und ſeiner Folgen nicht gewohnt, man hielt ſeine dermaligen üblen Erſcheinungen blos vorübergehend, ließ den Glauben an Verbindungen, ſo nahmhafter, und auf unbewegliches, reiches Beſitzthum gegründeter Art, nicht wanken. Indem aber Viele, die ſolche Scheine empfangen hatten, klingend Geld bedurften, und loszuſchlagen eilten, verloren ſie doch an der Börſe nach und nach auf zehn Prozent, obwohl Jedermann auch voraus ſagte: daß ſie gegen den Zahlungstermin nothwendig zum Vollwerth empor ſteigen müßten, und man behauptete, daß Alle, welche ſie dermalen kauften, einen ſehr vortheilhaften Handel machten. Umlaufende Gerüchte, deren manche bald einen nahen Frieden, manche eine weit abſehende Verlängerung des Krieges, ankündigten, wirkten denn auch auf den Preis dieſer Scheine, ſo daß er an jedem Börſentag in etwas ſich hob, oder ſank. Uebrigens widerſprachen auch die älteſten, geſcheuteſten Kaufleute, welche die Börſe dreißig Jahre beſucht hatten, und ſonſt für Orakel der Handlung galten, einander in ihren Urtheilen über die gegenwärtigen Angelegenheiten, weil ſie außer dem Bereich ihrer geſammelten Erfahrungen lagen. Dies machte denn auch wieder: daß bald eine ſehr ſtarke, ſpekulationstrunkene Nachfrage um Papiere, bald ein zurückhaltender Zweifel, und ein vielfaches Ausbieten derſelben beſtand. Was man in London das Treiben der Stockjobbers nennt, und an dieſem Orte nie gekannt hatte, fing an ſich zu regen.

Salomon hatte ſich tief gekränkt, ſtatt klingenden Geldes Papiere erhalten zu haben, die Verluſt litten. Was er immer noch anſehnlich gewann, freute ihn nicht ſo, wie ihn der Schaden in Unmuth verſetzte. Inzwiſchen ſagte er ſich doch: Ich bin ja der weiſe Salomon, und werde ja Mittel finden, den Schaden einzuholen.

Allerdings hatte ſein Oheim gehört, daß Salomon bedeutende Lieferungs-Geſchäfte übernommen hatte, auch ging Leiſer nun wieder aus, und fand ſich an der Börſe ein. Er wollte ſeinem Neffen verbieten, ein Werk fortzuſetzen, das er ohne ſeine Erlaubniß angefangen. Scheelſucht trieb ihn dazu, und Aerger, daß man am Ende ſagen würde: das Ei ſey klüger als die

Henne geweſen. Und konnte er nun ſchon nicht genau erachten, was der Neffe bei ſeiner Unternehmung gewänne, ließ ſich doch überſchlagen: daß es ein Anſehnliches ſeyn müſſe.

Salomon kehrte ſich an das Verbot gar nicht, und wandte ein, der Vertrag müſſe erfüllt, die Kleidung für die Soldaten abgeliefert werden.

Leiſer entgegnete: Er möchte das thun, aber wenigſtens Gemeinſchaft dabei mit ſeinem Oheim machen, der ihm ja nützlich mit Rath und That an die Hand gehen könne.

Indem Salomon dachte: er ſey weiſe genug, fremden Rathes nicht mehr zu bedürfen, und würde ſehr unweiſe handeln, ſeinen Vortheil halb zu ſchmälern, verwarf er den Antrag. Dies hatte Leiſer freilich erwartet, ſonſt würde er das Verbot dem Antrag nicht haben vorangehn laſſen. Er wüthete nun und rief: Was du verdienſt, gehört mir ganz, mit meinem Gelde iſt es erworben, denn du mußt noch mehr gehabt haben, als die Zweitauſend Thaler unter der Diele. Sucht, rief Jener, ob ihr noch etwas dort findet. Er hatte jetzt andere Gewahrſame, außer Leiſers Wohnung.

Nun führte der Alte die Sprache des Patrioten, und ſagte: Wir leben hier in dem Lande, genießen Schutz, müſſen es redlich mit ſeinem

Vortheil halten. Du biſt aber ein Schelm, kleideſt die Feinde des Landesherrn.

Salomon rief lachend: Wenn ich's nicht thäte, würde es Jemand anders thun, und ihr ſelbſt gern, wenn ihr könntet. Uebrigens bin ich ein guter Patriot; die ſchlechten Kleider und Schuhe werden ſchon Krankheiten unter den Soldaten hervorbringen.

Dies war dem Oheim ein tiefer Stich ins innere Herz, weil ſchlechte Zeuge um ſo mehr gutes Geld bringen mußten. Er wollte im Zorn abermal den Stab, deſſen er in ſeiner Krankheit ſich bedient hatte, gegen Salomon brauchen. Dieſer ſagte jedoch: Die Zeiten ſind vorbei, nahm ihm das Werkzeug weg, und zeigte eine Miene, die ein gemeſſenes Noli me tangere ausſprach.

So enterbe ich dich, ſchrie Leiſer, und ging zur Stelle zu den Aelteſten der Judenſchaft, den widerſpenſtigen Neffen anzuklagen. Dieſe zuckten aber die Achſeln, und bemerkten: Jeder ſuche in der Welt fortzukommen. Salomon empfing zwar auch einen Verweis durch ſie, was ſein Betragen jedoch nicht abänderte. Uebrigens ward er nunmehr volljährig, und zog aus dem Hauſe des Oheims weg.

Nun empfand Leiſer um deſto mehr Unwillen über den Neffen, der ein ganz anderes Leben begann. Denn ſeinem einſt beſchloſſenen Vorhaben treu: Geld zu erwerben, aber auch Freuden zu genießen, miethete er eine artige Wohnung, aß an Wirthstafeln, kleidete ſich nett, beſuchte Schauſpiele und Konzerte; genug, er machte den Gentleman.

Leider ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, ſolcher Verſchwendung willen, und wo er den Neffen anſichtig wurde, rief er ihm zu: Ich enterbe dich! Salomon ſchien nicht darauf zu achten. Schien, in der That war es nicht ſo. Er achtete jeden Groſchen, wie viel mehr ein Erbe. Es ziemt auch, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß er ſeine Weisheit unter keinen Umſtänden aus den Augen verlor. Selbſt, indem er ein Wohlleben umfing, ſah er ein, daß es zugleich Gelegenheit herbeiführte: Bekanntſchaften zu machen, die ihm nützlich ſeyn konnten. Er übte ſich, Ton und Bildung der vornehmen Welt zu lernen, dann konnte er aber auch bei vornehmen Leuten gelten, und ſie zu ſeinem Vortheil gebrauchen. Er bewirthete die feindlichen Großbeamten in der Stadt, und mit Glanz und Aufwand. Dies war koſtſpielig, erzeugte aber auch ein enges Vertrauen, und ſie begünſtigten ihn in anderweitigen vortheilhaften Unternehmungen.

Daneben ſann der junge Mann auf nichts

ſo ernſtlich, als wie er ſeine Papiere mit Vortheil anbringen könne. Und in der That zeigte er hier, wie viel doch auch Erden-Weisheit vermag. Salomon urtheilte nun, er müſſe jetzt zehn Prozent an ſeinen Scheinen verlieren, und das wollte er nicht. Wenn ſie jedoch um abermalige zehn Prozent ſänken, und kämen dann ſpäterhin wieder auf neunzig hinauf, (Salomon hatte aber beim tiefſten Stande, noch einmal ſo viele, als er ſchon beſaß, an ſich gekauft,) und ſchlüge dann ſie beim Hinaufgegangenen los, könne er zu ſeinem Schaden, ja wohl noch zu Vortheilen kommen.

Er nahm jetzt einige Diener an, bezahlte ſie gut, verhieß ihnen noch beſſere Geſchenke, doch durften ſie Niemanden ſagen, daß ſie ihm angehörten, auch in ſeiner Wohnung ſich nie zeigen. An einem dritten abgelegenen Orte gab ihr Herr ihnen ſeine Aufträge.

Zuvor mußten ſie landſchaftliche Papiere in großer Menge an der Börſe ausbieten und ein Prozent wohlfeiler, als ihr Cours ſtand. Zu hohen Summen fanden nicht leicht ſich Käufer, geſchah es aber, ſagten Jene: ſie wollten zu den Männern, von denen ſie den Auftrag der Veräußerung hätten, gehen, kamen dann zurück, und beklagten, daß eben die Papiere an einem anderen Orte losgeſchlagen worden. Kleine Summen verkauften ſie auch wirklich ein Prozent unter dem Cours, und thaten dabei, als wäre ihnen ſehr darum zu thun, ihre Waare ſchnell abzuſetzen.

Der wirkliche niedrige Verkauf und das Gerede von noch ausgebotenen hohen Summen um den nemlichen Preis, machten denn, daß ihr Cours um ein Prozent niedriger aufgezeichnet wurde.

Salomons Agenten mußten hierauf da und dort öffentliche Geſellſchaften beſuchen, wo ſie dann über die Landſchaft und ihren Kredit ſprachen. Sie urtheilten: Unmöglich würden ſie am Termin zahlen können, da ſie es nur von den Zinſen ihrer Gläubiger, und den aufgelegten, außergewöhnlichen Gaben der Stände vermöchte. Dieſe hätte der Krieg aber bereits mitgenommen, das Korn gelte wenig, müſſe nach der Erndte um ſo mehr fallen, weil Jeder eilig verkaufen würde, um Zins und Gaben zu entrichten, ſeinen Zweck aber dann leicht verfehlen dürfte, und was dem mehr war.

Solche Geſpräche drangen dann weiter und auch zu den Ohren alter Kaufleute. Zum nächſten Börſentag gaben ſie Anderen wieder Kommiſſionen, ihnen für Papiere paar Geld zu ſchaffen, und machten ſich anheiſchig, ein auch wohl zwei von Hundert ſie wohlfeiler zu liefern, als man ſie dermalen bezahlte. Suchten ſie nun die Mäkler, ließen ſie ſich nicht finden. An der Börſe hatten die Kommiſſionen aber doch ſchon Aufſehen erregt.

In Geſellſchaften brachten Jene nun aus: Nächſtens würde noch eine ungemein anſehnliche Zahl feindlicher Truppen anlangen, in die Stadt und aufs platte Land gelegt werden. Man könne voraus ſehen, daß die zu ihrer Verpflegung nöthigen Getreidelieferungen meiſtens die Erndte des Jahres hinnehmen würden, und dies müſſe die Grundeigenthümer nothwendig in unabſehliche Verlegenheit ſtürzen. Die genannte Truppenzahl klang ausſchweifend übertrieben, aber die Klugen glaubten doch an einen Theil davon, wie Jemand, dem von einer Jungfer geſagt wurde: ſie wäre ſchon Mutter von zwei Kindern, entgegnete: Das iſt gewiß Verläumdung, wir wollen die Hälfte annehmen.

Alles dieß machte, daß man über die gemeinten Papiere immer mehr den Kopf ſchüttelte, und Viele, welche deren beſaßen, noch bei guter Zeit ihrer entledigt ſeyn wollten. So entſtand ein überfahrner Markt, und nun grade boten die Agenten wieder eine weit größere Summe als letzthin aus, und zwei Prozent niedriger. Sie eilten hin und her, verließen die Börſe, und kamen wieder. Als man ſie beim

Wort nahm, hieß es: Bis auf einen kleinen Ueberreſt ſey Alles bereits losgeſchlagen, dieſen gaben ſie wirklich um den angebotenen Preis hin, und wer ſonſt verkaufen wollte, mußte ihn ſich auch gefallen laſſen.

Als die Börſe geſchloſſen war, kam noch ein Mäkler gelaufen, von einem der Agenten beauftragt, und ſagte: Es wolle Jemand eine hohe Summe in Papieren noch um drei Prozent geringer weggeben, was ſo auffiel, daß am folgenden Börſentag auch keine Käufer zu dieſem Preis ſich finden wollten.

Es waren zudem ungünſtige Nachrichten vom Kriegsſchauplatz angekommen, die Salomon noch vergrößern und allenthalben ausſtreuen ließ: Der Landesherr — gegen die Feinde verbündet, und ſeit ihrer Ankunft abweſend — würde ſein Fürſtenthum nicht zurück erhalten, und der neue Beſitzer die Papiere vermuthlich durch ſtrenge Gewaltmittel außer Umlauf ſetzen.

Der Eindruck ließ am nächſten Börſentage ſich deutlich wahrnehmen. Ueberall gepreßte Verkäufer, die immer mehr freiwillig herabſchlugen, und in dem Maaß die Käufer abſchreckten. Und Salomons Agenten boten immer noch ein Prozent niedriger an, ebenfalls ohne Abſatz.

Als man noch gar eine neue Sage hörte: die Landſchaft werde eine ganz unverhältnißmä-

ßige

ßige Summe neuer Zettel fertigen und ausgeben, empfingen die alten einen um ſo heftigern Stoß, und waren ſolchergeſtalt binnen wenig Wochen über zwölf vom Hundert gefallen, was Salomons Erwartungen noch überſtieg.

Man hatte in dieſem Fürſtenthume keine deutlichen Begriffe von einem geheimen Treiben dieſer Art, auch trugen ſich viele Handelsmänner vom chriſtlichen und jüdiſchen Bekenntniß noch mit Ideen von Rechtlichkeit, oder wenigſtens mit Scheu vor dergleichen herum, beſorgten: ſo was könne ihnen üble Folgen aufladen, hegten auch wohl eine zu gute Meinung von dem Verſtand erfahrner Wechsler und Kaufleute, als daß er leichtgläubig durch allerhand Märchen ſich würde bethören laſſen. Und eben darum konnte Salomons Weisheit ſo herrlich über Alle triumphiren. Er hatte vorausberechnet: daß in Angelegenheiten des Mein und Dein auch die Verſtändigſten irre zu machen ſind, vorzüglich in unruhigen Zeiten, wo die Wendungen des Krieges und der politiſchen Verhältniſſe ſo oft ſich umgeſtalten.

Die Landſchaft aber, der an ihrem Kredit gelegen ſeyn mußte, und welche mit Unmuth ſeine bedeutend ſchnelle Erſchütterung gewahrte, ſchrieb eine Verſammlung aus, um darin einmüthig zu berathen: was man zu thun habe.

dieſem Uebel Grenzen zu ſetzen. Salomon, der ſich je länger je mehr in anſehnliche Zirkel drängte, und Beamte dieſer Landſchaft beim Wein offen gemacht hatte, erfuhr das zeitig, und es war ihm ein Wink, ſeine Maſchine nunmehr in Stillſtand zu bringen.

Kurz vorher aber hatte er noch mit feindlichen Kommiſſären eine neue Lieferung abgeſchloſſen, und, wie neulich, ſo: daß er für die zugewieſene Kundſchaft, und das Sehen und Nichtſehen, Dreißig vom Hundert entrichtete. Sie brauchten Pferde zur Artillerie und zum Fuhrweſen, die beim Heere abgegangen waren, und die man zu erſetzen hatte. Nicht weniger Schlachtvieh, um es nachzuſenden. Das Fürſtenthum ſollte nun das Verlangte herbeiſchaffen, und die Kommiſſäre wollten, daß es durch Lieferanten geſchehe, die alsdann gegen ihre Ablieferungsſcheine und Anweiſungen bei der Landſchaftskaſſe Zahlung empfangen ſollten. Die Stände wollten das Vieh in natura geben, die Kommiſſäre wandten ein: dies würde zu lange dauern, zu weitſchweifig ſeyn, mit Lieferanten käme man kürzer weg, und könne ihnen beſſer auf die Finger ſehn. Auch einem Beſitzer gleich viel: ob er ein Stück Vieh durch einen Lieferanten bezahlt erhielte, und wiederum Geld an die Landſchaft entrichte, oder ob ſeine Gabe in dem Vieh ſelbſt beſtände. Wohl in jenem Fall noch kürzer und vortheilhafter für ihn.

Es war Krieg, die feindlichen Beamten drängten, man mußte ſich fügen, und kam bei ſolcher Gelegenheit um ſo viel ſeltner zur rechten Beſinnung, als jene Herren leicht mit Drohungen von Verdopplung der Forderungen, ja wohl mit hingeworfenen Reden von Sengen und Brennen bei der Hand waren. Es iſt Krieg, hieß es.

Salomon machte ſich anheiſchig, das Vieh zu liefern, doch auf die Bedingung: daß man ihm die landſchaftlichen Papiere, worin er bezahlt zu werden vorausſehn konnte, nicht anders als nach ihrem Börſenwerth verrechnete. Die Kommiſſäre verlangten das als höchſt billig, die Landſchaft wollte nicht daran, weil ſie ja von denen, welche ihr zu zahlen hätten, die Papiere voll annähme, ſie mußten demungeachtet nachgeben.

Der Lieferant eilte nun ſelbſt in die Umgegend, und ſchickte ſeine Agenten aus, Vieh einzuhandeln. Es geſchah mittelſt Paperen. Viele Landleute nahmen ſie für voll, weil ſie in ihren Zinſen und Gaben ſie wieder ſo anzubringen hofften, Andere waren deſſen zwar nicht ganz zufrieden, aber auch nicht genau von ihrem neulichen jähen Fall unterrichtet. Zeigte man ihnen alſo einen Courszettel von vor vierzehn Tagen, ließen ſich immer noch gute Käufe mit ihnen abſchließen.

Uebel war es für die Landſchaftskaſſe, aber von Salomon — in ſofern er dabei im Spiel geweſen — ſehr weiſe vorgekehrt, daß jene Beamte keine ausgenannte Zahl gefordert, ſondern geſagt hatten: Man ſolle nur liefern, ſie würden nach eingelaufenem Befehl ihrer Behörden: anzuhalten, davon gleich Kenntniß geben; und dieſer Befehl könne nicht leicht ausbleiben, weil der Abgang nur geringe ſey, und auch von andern Orten Ergänzung fände.

Salomon kaufte nun etwa Hundert Zugpferde, und eben ſo viele Schlachtochſen, und das Stück war ihm von beiden auf funfzig Thaler im Durchſchnitt angeſchlagen. Er ließ ſie durch Unterlieferanten in kleinern Abtheilungen in die Stadt treiben. Dieſe empfingen Thorzettel und akziſefreien Eingang, die Kommiſſäre fanden das Vieh gut und tüchtig, gaben Scheine, und dieſe wurden nun bei der Landſchaftskaſſe vorgewieſen, und gegen Zahlung umgetauſcht.

Die Stadt hatte aber ſechs Thore. Jenes Vieh ging nach und nach, bei dem, wo es eingekommen, wieder aus. Es hieß bald: es ſolle noch auf die Weide bis zum Abführen zu ſeiner Beſtimmung, oder einige Soldaten begleiteten es, und gaben vor: es zum Heere zu bringen.

Den andern Tag wurde es in ein zweites Thor gebracht, beſcheinigt, beſichtigt, und wie für eine neue Lieferung Baarſchaft abgeholt. Und ſo ging es in acht Tagen allmählig bei allen ſechs Thoren; die Landſchaft mußte Zwölfhundert Häupter Vieh bezahlen, in der That gingen endlich nur Zweihundert zum feindlichen Heere ab. In Friedenszeiten würde es unmöglich ſeyn, weiſe Anſchläge dieſer Art auszuführen. Kriegsverwirrung und Neuheit der Sache hingegen, machten Vieles thunlich.

Die Nachrichten lauteten hier übrigens etwas verſchieden. Eine ſagte: die feindlichen Beamten hätten um Alles genau gewußt, und dem Mann, damit er ihnen deſto mehr Prozente liefere, in ſeinen Nichtlieferungen aufs beſte unterſtützt. Eine andere behauptete: Salomon hätte ſelbſt ihnen gar nicht zu wiſſen gethan, was ihnen unbekannt bleiben ſollen. Er habe immer zehn Häupter auf Einmal vorgewieſen, darüber einen Schein genommen, und weil nur Zahlen die Menge darin ausgedrückt hätten, ſich die kleine Mühe genommen, eine Null beizufügen. Daß man nicht eher abſenden würde, bis Hundert von jeder Gattung beiſammen wären, ſey ihm bekannt geweſen, und er habe ſich erboten, die Uebrigen ſo lange zu füttern. Nicht minder habe er gewußt: dieſe Beamten würden nächſtens einem anderen Berufe folgen, und durch neue erſetzt werden. Iſt dem ſo, war es unſtreitig eine viel höhere Weisheit, da er nun blos von Zehntauſend Thalern dreißig Prozente gab, nicht aber von den übrigen Funfzigtauſend. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt doch klar: daß Salomon an dieſem Geſchäfte noch ein Gutes mehr erwarb, als an den gelieferten Uniformen.

Die Landſchaft fing nunmehr ihre Berathungen an. Ihre Verlegenheit war, ſeit den neulichen anſehnlichen Zahlungen, empfindlich gewachſen. Je mehr ſie Zettel ausgab, je mehr ſuchten ihre Gläubiger die ſchuldigen Verbindlichkeiten in Zetteln abzuthun. Daß ſie an der Börſe ſo fielen, war ſchlimm, und Jene hatte ſich einmal bei den Viehlieferungen darauf eingelaſſen, ſie nach dem Cours auszugeben; nun verlangte das Jeder, dem ſie zu zahlen hatte. Daneben blieben ſo viele Landbeſitzer mit ihren Gaben in Rückſtand. Demungeachtet wollte die Landſchaft nicht allein die Zinſen ihrer alten Papiere richtig abzahlen, ſondern auch ihrem Worte bei den neueren nachleben. Indem einige reiche Mitglieder des Adels ſich zu Aufopferungen für den Gemeinvortheil bereit zeigten, man auch nahen Frieden hoffte, glaubten die Vorſteher auch noch: es würde möglich ſeyn, die genannte Abſicht zu erreichen.

Salomon hatte nun ſehr viele Papiere in Händen, und folglich Gründe, ihr Erheben vom Fall zu wünſchen. Er machte ſich an die Beamten der Landſchaft, welche in der Stadt lebten. Sie kannten ihn als einen jungen Mann, bei dem es ſich trefflich ſpeiſte und trank, hegten aber auch ein Vertrauen zu ſeinem Urtheil, denn er wußte zu reden und zu rechnen. Es kam dahin, daß Salomon allerhand Rathſchläge gab, was man unter dieſen Umſtänden zu thun habe, daß in der Verſammlung dieſer Rath zur Sprache kam, weislich erfunden, und meiſtens in Ausübung gebracht wurde.

Deſſen zum voraus kundig, handelte nun Salomon unter der Hand noch ſo viele Papiere ein, als er nur habhaft werden konnte. Doch geſchah es anfänglich nicht an der Börſe, um kein Aufſehen dort zu erregen. Er hatte früher Tuchhändlern und Handwerkern viele Papiere in Zahlung gegeben, und für den Nennwerth. Sie hatten zum Theil ſie liegen laſſen, einen beſſeren Cours hoffend. Nun es aber mit dem Fall täglich ärger ward, riethen ihnen Klugheit oder Nothbedarf: loszuſchlagen, ehe ſie noch mehr verlören. Hier kauften nun Salomons Agenten ſehr vortheilhaft, und man konnte behaupten: die meiſten Tuch- oder Leinwandhändler hätten ihm ihr Tuch eigentlich umſonſt gegeben, die meiſten Handwerker umſonſt ihm gearbeitet, und Alles, weil dieſe Leute gegen Salomons Weisheit zurückſtanden.

Auf dem platten Lande erhielt man da und dort auch die Papiere um den niedrigen Börſencours, obſchon man baar Geld zahlen mußte. Indem es Salomon endlich daran doch mangelte, ſchloß er nun mit Wechslern und Kaufleuten Verträge, nach welchen ſie ihm in vierzehn Tagen Papiere für den jetzigen Cours zu liefern, und dann Zahlung zu erwarten hatten, der Cours möchte in jener Zeit noch mehr gefallen, oder beſſer ſeyn als jetzt. Manche fürchteten neues Sinken, und ließen auf ſolche Verträge ſich ein, fanden aber nach vierzehn Tagen alle Urſache, hinter den Ohren zu kratzen. Denn von jetzt an ſtieg dieſer Zettel-Börſenwerth merklich. Schon die Verträge, welche Salomon abgeſchloſſen, hatten einigen Einfluß darauf gehabt, lange war keine ſolche Nachfrage darnach geweſen.

Sie mehrte ſich aber nun täglich. Denn wie Salomon früher Agenten geſetzt hatte, ihren Werth zu verringern, geſchah es nun in der entgegengeſetzten Abſicht. Die Handelſchaft wurde nun an den Börſentagen mit Erkundigungen überlaufen und beſtürmt: ob man Papiere habe, und wie man ſie zu laſſen geſonnen ſey. Die Klugen wollten nun ſich nicht übereilen, oder ſpannten ihre Forderungen. Einige Schritte, welche die Landſtände jetzt eben thaten, gaben hier noch bei weitem mehr einen Ausſchlag. Sie waren auf Salomons Rath geſchehn. Ihre Aelteſten und Vorſteher hatten an den feindlichen Oberfeldherrn geſchrieben, ihm die Unerſchwinglichkeit der von ihnen geforderten Lieferungen dargeſtellt, und um eine ſchonendere Behandlung gefleht. Der Feldherr wußte nun recht gut, daß ſeine Kommiſſäre eigentlich dem Fürſtenthum die ſchwerſten Laſten aufbürdeten. Er wollte ihnen das Handwerk nicht grade legen, weil er dafür hielt: Alle ſeine Landsleute müßten den Geſchmack am Kriege nicht verlieren, wozu denn mächtig beitrüge: wenn man hie und da Jemand erblicke, der Reichthum geſammelt habe. Auf Unterſuchungen bei etwanigen Beſchwerden anzuſtellen, dazu hatte er folglich keine Luſt, ſah auch wohl, daß eine, deren Hundert nach ſich ziehen würde. Demungeachtet wollte er den Schein in etwas retten, die Kommiſſäre ſollten es auch nicht zu arg machen, nicht einer zu viel nehmen, damit auch für Andere etwas übrig bliebe; nicht eine Gegend zu ſehr ausſaugen, damit ſie lange dem Herrn nützlich bleiben könne. Deshalb ſchickte er ein Antwortſchreiben, das manche ſüße und glatte Worte enthielt, vom Krieg, der zwar ein Uebel ſey, das aber Menſchlichkeit lindern müſſe, von einem großmächtigen Fortfahren, in dem einmal zugeſicherten Schutz, worauf man bauen könne, und was dem mehr war. In der That beſtellte man auch einige ſchon ausgeſchriebene Lieferungen ab, weil die Kommiſſäre ein mit Strenge abgefaßtes Verweisſchreiben empfiengen, und ſelbſt im erſten Augenblick gedacht hatten: der Feldherr würde auch mit derſelben Strenge über die Vollziehung ſeiner Befehle wachen.

Beides gab den Vorſtehern der Landſchaft Muth und Zuverſicht. Sogleich machten ſie in öffentlichen Blättern, das empfangene Schreiben bekannt, und fügten hinzu: daß männiglich ſich zu den Ständen verſehen könne: ſie würde alle ihre Verpflichtungen auf das pünktlichſte erfüllen. Auch fehle es dazu glücklicherweiſe gar nicht an Hülfsquellen, weil das Fürſtenthum künftig, laut Anordnung der feindlichen hohen Generalität, nur mäßige Kriegslaſten zu tragen haben würde, und im wenigſten hätte das umlaufende Gerücht: die Landſchaft wolle ihre Papiere noch vermehren, einigen Grund, ſey vielmehr, von eben ſo ſchlecht denkenden als unterrichteten Leuten ausgeſtreut worden.

Dieſe Erklärung wirkte ungemein vortheilhaft. Zwar ſagte ſie nicht beſtimmt: die Landſchaft würde alle ihre Zettel nach Ablauf der anberaumten Friſt einlöſen, doch gab ſie es zu hoffen, und das Zutrauen wuchs um ſo mehr, als die Landſchaft — mit Zutrauen auf ſich ſelbſt nun gewaffnet — es möglich machte, die eben fälligen halbjährigen Zinſen, ihrer alten, auf die Hypotheken der Güter eingetragenen Schuldſcheine in klingender Münze zu entrichten.

Dies Alles hatte ihre neuen Papiere, die vor einigen Wochen ſchon zweiundzwanzig vom Hundert verloren hatten, bereits um zehn verbeſſert. Salomon empfing nach ſeinen abgeſchloſſenen Verträgen, eine vielbedeutende Summe, die er nach dem alten Werth nur zu bezahlen hatte, und gleich mit zehn Prozent Gewinn wieder veräußern konnte. Dies geſchah bei dem Allen noch keineswegs, er legte ſie als Pfand bei Wechslern ein, ließ ſich bis zum alten Werth Geld darauf vorſchießen, und befriedigte die Verkäufer, welche ſcheele Mienen zeigten.

Demnächſt ſuchte er durch Beamte der Landſchaft zu erforſchen: wie man es am Termin der Zettel, von dem man nur ſechs Wochen noch entfernt lebte, zu machen denke? Vertraulich gab ihm Einer, den Salomon durch beſondere Mittel noch offen zu machen wußte, zu verſtehn: Es würde freilich unmöglich ſeyn, ein Vorhaben ins Werk zu richten, das in einer Zeit gefaßt worden ſey, als man noch nicht habe erwarten können, die Summe der Schuld würde ſo ungemein hoch anwachſen, auch berechtigt geweſen ſey, manchen Einnahmen entgegen zu ſehn, deren Quellen ſpäterhin durch die unfreundlichen Zeitläufte wären verſtopft worden. Einige reiche Patrioten hätten zwar thätige Hülfe zugeſagt, aber, auch über Erwartung mitgenommen, hernach ſich zurückgezogen. Demungeachtet glaubten die Vorſteher der Landſchaft ein Mittel gefunden zu haben, das nicht allein den Kredit der Verbindung aufrecht erhalten, ſondern womit Jeder von ihren Gläubigern einverſtanden und beruhigt ſeyn könne. Sie wollten nehmlich ihre unzinslichen Papiere gegen zinsliche eintauſchen, und für letztere pünktlich fünf vom Hundert abführen. Was könnten die Gläubiger mehr wollen. Ihr Kapital bliebe ihnen ſicher, und ſie würden ſelten Gelegenheit finden, es höher als zu fünf Prozent auszubringen.

Salomon hatte längſt etwas Aehnliches ſich vorgeſtellt, denn ſeine Weisheit ſchloß ſehr richtig: daß man ohne Einnahme keine Ausgabe zu beſtreiten vermöge. Er ließ ſich nun bei einem der Vorſteher, von welchem der Ruf den meiſten Einfluß auf die Stände behauptete, und der eben zur Stadt gekommen war, melden. Empfangen, fragte Salomon ungemein artig, höflich, unterwürfig und herzlich zugleich. Ob es einem ehrlichen Mann wohl geſtattet ſey, eine ehrliche, durchaus ehrliche, freilich ganz unmaaßgebliche, aber ehrliche ehrliche Meinung, über eine gewiſſe Angelegenheit der reſpektiven, höchſtverehrten Landſchaft zu ſagen?

Der Edelmann kannte den Juden nicht, ſein Weſen ſchien ihm gutmeinend, ſeine Rede von Verſtand zu zeugen. In bedrängten Lagen ſind auch Stolze geneigt, da fremdes Urtheil anzuhören, wo ſie ſelbſt keinen Rath zu finden wußten, und ſo ſtand er Rede.

Salomon ſprach nun von dem Termine, und kam, nach höflichen Wendungen und Umſchweifen, auf die augenblickliche Verlegenheit, die ſich als möglich vermuthen laſſe, doch allerdings, bei ſo wohl gegründetem reichen Beſitzthum und Hülfsquellen aller Art, nur augenblicklich.

Der Cavalier unterbrach ihn, geſtand ſie ohne Hehl zu, und ſprach auch von der vorhabenden Maaßregel, um die Salomon ſchon wußte.

Letzterer zuckte die Achſeln, bat geſchmeidig höflichſt, eine unterthänige Bemerkung wagen zu dürfen, und ſprach ſie in den Worten aus: Nicht zahlen, auch wenn man dem Gläubiger ſpätere Vortheile zuſagt, iſt für den Kredit immer kein Vortheil.

Ohne Zweifel, rief der Vorſteher; wie ſoll man unter den jetzigen Umſtänden aber zahlen?

Salomon ging nun zu einem Rath über. Die Herren Stände, ſagte er, wollen ihre Papiere mit fünf verzinſen. Das iſt theuer. In Holland giebt es viele reiche Häuſer, und der Handel ſtockt. Der Zinsfuß ſteht niedrig. Gern leiht man dort bei ſicherer Hypothek, und nimmt zwei, wenn es hoch kömmt, drei Prozent. Wie, wenn die Herren Stände dort aufnähmen, was ſie zu Löſung ihres Worts am Termin bedürfen. Sie erfüllten es einmal, und darauf hielten ſie ja ſtets, für Ereigniſſe der Zukunft würde es auch von Gewicht ſeyn, daß auch in Kriegszeiten die Regel keine Ausnahme gelitten hätte. Und zweitens dürften ſie von einem Kapital, das ſie hier mit fünf verzinſen wollen, dort nur zwei, oder vielleicht zwei und ein halb Prozent geben, was, bei einer hohen Summe, doch eine nicht unbedeutende Erſparniß machte.

Der Edelmann ſtellte die Arme in die Seite, und ſah den Hebräer mit großen Augen an Der Vorſchlag ließe in der That ſich hören, war ſeine Meinung, und er ſetzte die Frage hinzu: ob man wohl darauf fußen könne, eine ſolche Anleihe in Stand zu bringen, und ob es auch wohl in der kurzen Friſt noch angehen dürfte.

Salomon nannte gleich die Namen einiger

ſteinreichen Kapitaliſten in Amſterdam, die Vermittler, an die man in ſolchen Fällen ſich zu wenden habe, und betheuerte: die Sache ſchiene auch nicht dem mindeſten Zweifel zu unterliegen, weil die Holländer ja keine beſſere Sicherheit finden könnten, als bei einer ſo reich begüterten, und als ſo höchſt rechtlich bekannten Landſchaft. Was die Zeit beträfe, machten einige Poſttage ſo ein Geſchäft ab, und das Geld ſey angewieſen.

Salomon empfing einen artigen Dank, und hörte bald: wie Jener ſeinen Rath in der Verſammlung vorgetragen habe. Einige Mitglieder hatten zwar ihre Zweifel geäußert: daß man in Holland geneigt ſeyn werde, Summen nach einer Provinz zu verborgen, die eben an Kriegsübeln litte, hatten doch aber auch geurtheilt: es ſey immer angemeſſen, einen Verſuch zu machen. Dahin hatten endlich Alle ſich entſchieden, theils, um wenn es gelänge, anſehnlich bei den Zinſen zu ſparen, theils, weil ihr Stolz mit in Berührung kam, und ſie den übernommenen Verpflichtungen gern wörtlich nachgelebt hätten.

Salomon wurde erſucht, die verſprochenen Adreſſen zu geben, und die Landſchaft fertigte zur Stelle einen ihrer Beamten als Eilboten nach Amſterdam ab.

Dies ſollte ein Geheimniß ſeyn, aber Salomon trug im Geheim auch Sorge, daß bald

Niemand in der Stadt war, der es nicht gewußt hätte. Die Nachricht empfing durch ihn noch den Zuſatz: das Geſchäft der Landſchaft ſey bereits durch Briefe in Richtigkeit gebracht, und der Beamte nur abgeſchickt, die Wechſel und Anweiſungen zu heben.

Nun ſchien es den meiſten Börſenbeſuchern gar keinem Zweifel mehr unterworfen: jene Papiere würden am Termin Berichtigung finden, und wer Geld liegen hatte, ſuchte ſie, um bis dahin etwas daran zu gewinnen. So ſtanden ſie nun gleich wieder auf neunzig, und jetzt ließ Salomon unter der Hand tüchtig verkaufen, oder kaufte werthhaltige andere Gegenſtände ein, wobei er die Papiere nach dem Cours ausgab.

Sein Oheim, wie er auch von Unmuth gegen den Neffen glühte, überwand ihn jetzt doch ſcheinbar, nahte ſich ihm oft freundlich, und ſagte: Du haſt ſo viel Glück im Handel, ich gar nicht mehr, es iſt auch nichts zu thun, was mache ich, daß ich auch etwas verdiene? Der Neffe entgegnete ihm nun: Er habe ja viel Geld liegen, ſolle Papiere kaufen, in einigen Wochen hätte er zehn Prozent daran gewonnen. Iſt das auch richtig? fragte der Alte. Salomon verſcheuchte ihm dergeſtalt alle Zweifel, daß er wirklich dem Rath zu folgen beſchloß. Der Neffe ließ ihm nun durch Agenten die ſeinigen verkaufen, ſen, und dachte: Hier iſt die Gelegenheit, die mir entwandten Zweitauſend Thaler wieder zu bekommen.

Alle Papiere loszuwerden, gelang ihm dem ungeachtet nicht, wohl die Hälfte blieb ihm noch zurück, obſchon er Häuſer und andere liegende Gründe damit von Leuten gekauft hatte, die aus Noth zuſchlagen mußten. Es waren der Zettel doch zu viele ausgeboten worden, und noch ein anderes Ereigniß veranlaßte einen Stillſtand in dieſem Handel. Einige ſehr vorſichtige Kaufleute hatten an ihre Korreſpondenten nach Amſterdam geſchrieben, um nach dem Geſchäft ſich zu erkundigen, welches die hieſige Landſchaft dort eingeleitet, oder wie Andere ſagten, bereits abgeſchloſſen habe. Die Antworten hatten unbeſtimmt gelautet, Einer nichts davon gewußt, ein Anderer ſogar den Erfolg bezweifelt.

Salomons Weisheit machte ihn aber auch hier nicht um ein Mittel verlegen, ſeine Abſichten weiter zu befördern. Seine zwei Brüder waren Comtoirbediente in namhaften Handelsſtädten, und faßten die Briefe ab, welche ihre Patrone nach dem Orte ſchrieben, wo Salomon lebte. Er hatte ſie mit Aufträgen verſehn. Sie mußten Jenen von der Amſterdammer Angelegenheit, als von etwas Ausgemachtem, erzählen, und weil Neuigkeiten, die ſich auf Handels- und

Geldverhältniſſe beziehen, auch in kaufmänniſchen Briefen Platz finden, ſo konnten ſie in den nächſten, von ihren Patronen unterzeichneten, mit einfließen laſſen: Wie man hört, iſt ja durch Ihre Landſchaft in Amſterdam eine vortheilhafte Anleihe gemacht worden. Und dies war ſchon einiges Gegengewicht, weil die Briefe aus angeſehenen, und über ſolche Vorfälle wohl unterrichteten Häuſern kamen.

Salomon ging indeſſen noch weiter. Er machte eine Reiſe über die Gränze des Fürſtenthums, in eine fremde Stadt, wo er einen Buchdrucker, dem er ſich nicht Namenkundig, wohl aber ein anlockendes Geſchenk gab, bewog: ihm ein Amſterdammer Zeitungsblatt, nach ſeiner Angabe zu fertigen. Das Aeuſſere wurde, ſo viel als möglich nachgeahmt, gewöhnliche und wahrſcheinliche politiſche Artikel wurden ihm einverleibt, endlich aber eine beſtimmte Nachricht über die vollzogene Anleihe der Landſchaft in ***, mit Ausnennung der Compagnie, welche das Geld zuſammengebracht, des Beamten, der es in Wechſeln empfangen habe u. ſ. w.

Mit dem Blatt eilte Salomon zurück, ließ in einem anderen Thore einen unbekannten Reiſenden einfahren, welcher ſeiner Angabe nach von Amſterdam kam, und mit Extrapoſt eilend, früher als die gewöhnlichen, eingetroffen ſeyn konnte.

Er nahm das Blatt im Poſthauſe heraus, ließ es auf dem Tiſche liegen, und fuhr wieder ab. Neugier ließ einige, die um Briefe fragten, hineinblicken, es mitnehmen, und bald erzählte man ſeinen Inhalt ſich an der Börſe. Selbſt die Beamten der Landſchaft hörten davon, waren froh und ſprachen darüber.

Nun ließ Salomon eine übergroße Nachfrage um Papiere ausgehen, die ihre Wirkung nicht mehr verfehlen konnte. Es waren nur noch einige Wochen hin, bis zum Termin. Wer Geld hatte, kaufte, wer es nicht hatte, ſchloß Verträge auf Lieferungen ab. Die Zettel ſtiegen auf drei-, vier-, endlich ſelbſt auf fünfundneunzig, da fünf Prozent in ſo enger Friſt immer ſchon ein anlockender Gewinn waren. Salomon entübrigte ſich auf verſchiedenen Wegen, binnen etlichen Tagen, ſeines ganzen übrigen Vorraths, und das ſo unter der Hand, daß er ſelten als Eigenthümer genannt wurde.

Nun langte aber auch die ächte Zeitung aus Holland an, nicht weniger der verſandte Beamte, der nichts ausgerichtet hatte, weil die Kapitaliſten in Amſterdam theils anderweitig zu verſteckt, theils zu behutſam geweſen.

Im Anfang begriff man die Erſcheinung eines doppelten Zeitungsblattes von demſelben Tage nicht, und konnte nicht entſcheiden, welches das ächte ſey; als die Scharfſichtigen aber hernach den Trug und ſeinen Beweggrund erriethen, waren ſie immer nicht im Stande, den verſchwundenen Reiſenden, oder ſeinen geheimen Obern, auszumitteln. Und als einige Tage vor abgelaufener Friſt die Landſchaft eine Erklärung erließ, war es Salomon, der am lauteſten über Verluſt ſchrie, indem er ſich durch Ankäufe von Zetteln geſtürzt habe.

Es verſteht ſich, daß mit jener Erklärung nun der ſtändiſche Kredit eine tiefere Wunde davon trug, als er ſie ohne die verſuchte Anleihe in Holland würde gelitten haben. Die neulich ſo geſpannte, und hernach doch nichtige Erwartung, hatte keine gute Folgen, und Amſterdam, Zeichen und Wink zum Mistrauen gegeben. Niemand, der auf Geld gerechnet, war mit dem Tauſch gegen zinsliche Papiere zufrieden, und die neulichen guten Hoffnungen hatten die alten Zettel meiſtens in die Hände von Spekulanten geſpielt, die ſchnellen Umſatz wollten, und die zugeſagten fünf Prozent um ſo weniger achteten, als ſie ſchon fürchteten, es könne wohl mit der Zinſenentrichtung wie beim Kapital ergehn. Tauſchte man nun gleich die neuen Papiere ein, wollte Jeder ſich ihrer doch ſo ſchnell als möglich wieder entledigen, und ſie hatten, trotz ihrer Zinſen, nach einigen Börſentagen ſchon zwanzig

Prozent verloren. Hunderte rangen an der Börſe die Hände, und von denen, welche mit Salomons Agenten Verträge auf Lieferung geſchloſſen hatten, ſanken Einige vom Wohlſtand zur Dürftigkeit herab, oder mußten ihren Bankrott erklären. Leiſer kam zu ſeinem Neffen und überſchüttete ihn heulend mit Vorwürfen. Salomon rief mit Thränen in den Augen: Konnt ich denn das vorausſehn, hab ich nicht ſelbſt beinahe Alles verloren, was ich zeither mit tauſend Mühe zuſammenbrachte!

Einſam in ſeinem Comtoir verſchloſſen, war er um deſto vergnügter. Denn ſeinen jetzigen Vermögenszuſtand überſehend, den jene Uniformlieferungen, die Nichtlieferungen des Viehes, manche wohlfeilen Einkäufe, und jüngſthin der Vortheil an den Papieren, ſo ſchnell zu Blüthe und Wachsthum gefördert hatten, fand er, daß nun mehr als Zweimalhunderttauſend Thaler ſein Eigenthum waren. Und dieſe hatte der weiſe Jüngling in Tagen zuſammengebracht, wo die ältere Erfahrungsweisheit an der Börſe nur zu oft in ihren tiefdurchdachten Entwürfen ſcheiterte. Salomon beſtätigte hier den Ausſpruch des Generals Sarrazin über Napoleon Bonaparte. Nach ihm hatte der Corſe 1796 in Italien viel Genie und wenig Erfahrung, in Rußland und bei Leipzig viel Erfahrung und wenig Genie, weil ihm das Letztere in Eitelkeit und im Einfluß der Jahre untergegangen geweſen. Sarrazin zieht nun die Schlußfolge: daß der Jünglingsgenius die Manneserfahrung, trotz allem ihr beigelegten Lobe, überfliege.

Nicht lange darnach erſchien ein neuer Kommandant in dieſer Stadt. Der abgelöſete vorige war ein Mann, welcher, nach den Umſtänden, Obrigkeit und Bürgerſchaft zufrieden ſtellte, einfache Anſprüche für ſich machte, und in einem uneigennützigen Betragen Ruhm ſuchte. Nur den Beſchwerden über die viele Einquartierung und das unartige Thun und Treiben der Soldaten hatte er wenig abzuhelfen gewußt.

Auf den Neuen ſetzte man, in dieſem Betracht, mehr Hoffnung, weil er eine entſchloſſene Energie zeigte, die vielleicht mit nöthiger Strenge durchgreifen würde. Der Magiſtrat ſendete Abgeordnete an ihn, die ihre Klagen wehmüthig vortrugen. Der Befehlshaber lieh ihnen ein aufmerkſames Ohr, und gab mit Theilnahme zu: daß Einquartierungen für den Bürger, dem ſie nicht allein ſchwere Koſten, ſondern auch Störung in ſeinen Nahrungsgeſchäften verurſachten, eine peinliche Laſt wären, und um ſo mehr, als auch bei dem beſten Willen, nicht jedem Unfug roher Krieger abzuwehren ſey. Und was noch das Schlimmſte, wäre die Stadt zu bekla gen, indem man die jetzt nur ſchwache Beſatzung nächſtens bis auf fünf- oder ſechstauſend Mann bringen werde. Der Oberfeldherr wolle es ſo, da ſie immer doch einen Rückpoſten bilde, den, ungeachtet der weiten Entfernung, Partheigänger bedrohen könnten, um die hier aufbewahrten Vorräthe wegzunehmen. Man mußte folglich auf eine angemeſſene Vertheidigung bedacht ſeyn. Demungeachtet wolle er, der Kommandant, Vorſtellungen gegen eine ſolche Maasregel machen, ſollten ſie aber — wie freilich zu beſorgen — ohne Erfolg bleiben, würde er in anderer Art Mittel ergreifen, durch welche die Stadt ihre Einquartierung ſo gut wie gar nicht empfinden ſollte.

Die Entſendeten kehrten nun freilich mit einer Hiobsbothſchaft zurück, ergoſſen ſich aber auch in Lob des neuen Befehlshabers, der ſo verſtändig, ſo billig ſey, und zu dem man ſich verſehen könne: er werde ſo viel als möglich der Stadt Erleichterungen verſchaffen. Auch wurde ein ſogenannter Tagesbefehl an die Ecken geſchlagen, worin man den Soldaten alle Ungebühr ſehr ernſt unterſagte.

Wenn dieſer Offizier ſchon in manchen Hinſichten ganz und gar nicht wie ſein Vorgänger dachte, ließ eine gewiſſe gute Seite an ihm ſich doch nicht abläugnen. Er war nämlich ein zärtlicher Gatte und Vater, wollte, daß Frau und Kinder ihm einſt nachrühmten: er habe die, mit einer Kommandantenſtelle zu *** verknüpfte, Gelegenheit, ihnen ein Erbtheil zu verſchaffen, nicht ungenützt entfliehen laſſen. So war er mithin ſo gut auf Ruhm bedacht, wie der abgelöſete Befehlshaber, nur in einer anderen Art.

Vor der Hand erkundigte er ſich nach einem Mann, wie er ihn dermalen brauchen konnte, und die Schreiber im Kommandantenhauſe nannten ihm einmüthig Salomon.

Dieſer, ſtets weiſe, hatte auch viel über den Ruf gedacht und geſorgt, in welchem er ſtände, und war dabei in tiefere Bemerkungen über den Ruf an ſich eingegangen, als es ſonſt wohl, und ſelbſt von klugen welt- und menſchenkundigen Leuten zu geſchehen pflegt. Es ſchien ihm mit dem Ruf gar ſehr nach dem Stande, worin man lebe, verſchieden zu ſeyn, auch mit dem Ruf eines Juden, oder eines Chriſten. Ein allgemeiner Ruf, glaubte er ferner, ſey einem jüdiſchen Kaufmann nicht zuträglich, weil Jeder ſodann zu wiſſen glaube, wie er mit ihm daran ſey. Ein vielſeitiger, woraus die Menge nicht recht klug würde, ſey aus manchen Gründen vorzuziehen. Daneben gäbe es Orte und Leute, wo ein guter Ruf Vortheile bringe, und wieder andere, wo er grade Nachtheile im Gefolge hätte. An noch andern

Stellen ſtifteten Ungewißheit und Zweideutigkeit eben keinen Schaden, man könne ſelbſt gelegentlich einen Nutzen daraus ſchöpfen.

Einen ſolchen ungewiſſen und zweideutigen Ruf hatte nun Salomon bei dem geſammten Handelsſtande erworben, und man wußte dort nicht, was man aus ihm machen ſollte. Daß er geſcheut und unternehmend ſey, daran wollten Viele keinen Zweifel beſtehen laſſen; Andere meinten: er habe doch neulich bei den Papieren anſehnlichen Verluſt gelitten, da er ſich folglich doch nicht gut vorgeſehen, und bei den Lieferungen könne ein blindes Glück ihm zur Seite geſtanden haben. Noch Andere wollten behaupten: er habe bei den Papieren außerordentlich gewonnen, und durch allerhand ſchlaue Liſt auf ihr Fallen und Steigen gewirkt. Doch konnten dieſe nichts beweiſen, ſondern nur Vermuthungen hegen. Denn Salomon hatte verſchwiegene Agenten, und auch ſie konnten ihm nie genau in die Karte ſehn, weil ſie ihre Aufträge oft durch die dritte Hand bekamen, und es bei den Geſchäften nicht ſelten hieß: ſie würden für fremde Rechnung geführt. Wer an den Papieren verloren, und einen Argwohn dieſer Art hatte, ſchimpfte und läſterte denn gewaltig auf ihn, Andere, nicht im Stande, das Gewebe ſolcher Feinheiten durchzuſehn, fanden die Behauptung unwahrſcheinlich, und beſtritten ſie, noch Andere gewannen dadurch eine hohe Meinung von Salomons Verſtand. Und dieſe wollten Einige, die allein ſich weiſe dünkten, wieder nicht gelten laſſen. Genug, ſein Ruf war hier unbeſtimmt, ihm aber kein Geheimniß, wer vortheilhaft oder nicht über ihn geredet hatte, wer ihm traute oder nicht, und er konnte ſich, nach Maasgabe ſeiner Geſchäfte, an dieſen oder jenen wenden.

Sehr gut lautete hingegen ſein Ruf bei der Obrigkeit. Einmal bewirthete er viele dazu gehörige Perſonen, und bei wem man gut ſchmauſ't, von dem ſpricht man nicht übel. Der Magiſtrat und die Stadtkämmerei waren auch einmal in eine dringende Geldverlegenheit gerathen, und Salomon hatte ſogleich bei den Wechslern und Geldhändlern eine Unterzeichnung auf eine namhafte Summe eröffnet, die man ihnen, gegen äußerſt billigen Zins, darlieh. Seine beredten Vorſtellungen hatten es ins Werk gerichtet, er bezeugte auch den Frauen der Rathsperſonen an öffentlichen Orten tiefe Hochachtung, bereitete ihnen kleine galante Feſte und Ueberraſchungen an Geburtstagen, ſpendete freigebig zu den Sammlungen für die Stadtarmen, und was dem mehr war. Hier hieß es von ihm: er ſey ein braver Mann. So auch bei der Landſchaft: er habe mindeſtens einen guten dienſtfertigen Willen durch ſeinen gegebenen Rath gezeigt, und hinlänglich beredt dargethan, das Mißlingen habe nicht an ſeiner Schuld gehangen.

Bei den feindlichen Behörden ſagte man aber keineswegs, er wäre ein braver Mann. Und ſo wollte es Salomon auch, da bei ihnen nicht die geringſte Nachfrage um ſogenannte brave Männer beſtand. Ein guter Ruf würde ihn hier um hunderttauſend Thaler gebracht haben, die ihm, da man ihn hier mit ganz andern Beiworten bezeichnete, jetzt als ein neuer Gewinn lächelten.

Der Kommandant ſetzte nun ſich mit ihm in Verbindung. Nicht in eigner Perſon, ſondern durch einen Adjutanten, der auch ein Mann war, wie ihn ſein Befehlshaber — und deſſen Familie — brauchten.

Der Adjutant eröffnete ihm nun: Jener habe an den Oberfeldherrn geſchrieben, und ihn dringend gebeten: die Stadt mit der zugedachten ſtärkeren Beſatzung zu ſchonen, doch eine abſchlägliche Antwort empfangen, was der Obrigkeit auch ſchon kund gethan ſey. Man wolle bei dem Allen die Einwohner gänzlich von der Obliegenheit befreien, Soldaten aufzunehmen, und dieſe nur in Kaſernen quartieren. Ihre Verpflegung müſſe die Stadt ſodann aufbringen, was die Obrigkeit, theils durch eine auf die Bürger vertheilte kleine Abgabe, theils durch eine nicht bedeutende Akziſerhöhung, leicht ordnen würde. Auf jeden Soldaten verlange man täglich nur einen halben Thaler, wofür ihn ein Bürger ſchwerlich in Speiſe und Getränk erhalten könne. Nun ſchritt der Adjutant zu der Frage: Ob Salomon gewillt ſey, die Verpflegung in ſämmtlichen Kaſernen zu übernehmen? Man würde ihm dabei einige Bedingungen ſtellen, doch billige.

Salomon zeigte ſich aufgelegt dazu, und bat um eine nähere Kenntniß der Bedingungen.

Sie klangen freilich nicht ſo beſcheiden, wie bei jenen Kommiſſären, es war ein vornehmer Mann im Spiele, deſſen Anſprüche denn auch einen vornehmen Charakter hatten. Er wurde zwar nicht genannt, ließ ſich jedoch ahnen. Sechzig vom Hundert wurden für ihn gefordert, der Adjutant begehrte nur funfzehn, zuſammen mithin fünfundſiebzig. Aus fünftauſend Mann, ſetzte der Adjutant hinzu, werde künftig die Garniſon beſtehen.

Salomon rieb die Stirn, und ſagte: Von den Einquartirten bin ich nicht im Stande, nur ein Prozent zu erlegen, weil der halbe Thaler kaum ausreichen wird; von den Nichteinquartirten will ich dagegen fünfundſiebzig prompt abführen.

Der Adjutant ſah, daß er verſtanden war, und man einigte ſich.

Dem Magiſtrat wurden nun obgenannte Vorſchläge eingeſandt. Er gerieth in Schrecken über die tägliche hohe Summe, und verzweifelte daran, ihre Zahlung auf den angedeuteten Wegen herbeizuſchaffen. Man bewies ihm aber: die Ernährung der Fünftauſende würde den Einwohnern in ihren Häuſern noch mehr koſten, wozu ſich noch die ſchwere Unbequemlichkeit geſelle, ſtatt die neue Abgabe ſich kaum fühlen werde. Mit den Einwendungen geht es unter ſolchen Umſtänden bald zu Ende, das erfuhr der ſchwache Theil auch hier.

Es waren einige Kaſernen vorhanden; man nahm noch mehrere leere, von ihren Eigenthümern aus Noth gemieden, Häuſer dazu, und richtete Alles ein. Salomon ſchaffte Betten, Geſchirre und andere Nothwendigkeiten, und gab ſeine Rechnungen beim Magiſtrat ein. Er fand ſie in der That ungemein billig, ſie beſtärkten ihn in ſeiner Meinung von Salomon; er freute ſich, daß die Beſorgung in die Hände eines doch braven Mannes gefallen ſey, da ein Anderer die Matratzen, Decken, Schüſſeln und derlei vermuthlich höher angeſchlagen haben würde. Salomons niedrige Forderungen galten indeſſen auf fünftauſend Mann: ob er jedoch für eine ſolche Zahl die Utenſilien herbeigeſchafft hatte, war eine andere Frage.

Eben beliefen ſich kaum die vorhandenen Truppen auf tauſend Mann. Dazu kamen einige hundert nachgeſendete Rekruten, oder aus den Spitälen Entlaſſene. Mit dieſen geſchah ungefähr, was Salomon einſt mit den Roſſen und Ochſen vorgenommen hatte. Sie trafen, noch verſtärkt durch entgegengeſandte Mannſchaft der alten Beſatzung, zu allen Thoren ein, und gingen zu allen Thoren, zur Waffenübung angeblich, wieder hinaus. Bald erfolgte ein Einmarſch am Tage, bald zur Nacht. Viel mußten die Soldaten außerdem ſich auf den Straßen zu thun machen, und Trommelſchläger da und dort ihren harmoniſchen Fertigkeitsübungen obliegen, ſo daß man eine recht friſche Lebhaftigkeit wahrnahm, und hätte glauben mögen, es wäre ein halb Dutzend neuer Regimenter angelangt. Der Magiſtrat zweifelte auch gar nicht: die fünftauſend Mann wären nun da. Anzeige davon hatte ihm der Befehlshaber gemacht, ein Recht des Nachzählens und inneren Beſichtigens der Kaſernen hatten jedoch Bürgermeiſter und Räthe nicht, obwohl ſie früher einſt eigens aufgefordert worden: die Utenſilien, der Güte und Zahl nach, prüfen zu laſſen. Es war geſchehn, man hatte alles gefunden, Salomon aber auch die Gegenſtände aus einem Gebäude ins andere tragen laſſen.

Es trafen noch dann und wann kleine Abtheilungen ein; ſtets wurde Geräuſch damit veranſtaltet, dem Heere aber auch immer davon nachgeſchickt, ſo, daß in der Stadt durchſchnittlich immer kaum tauſend Mann verblieben. Fünftauſend hatte aber Magiſtratus zu bezahlen. Der ſogenannte Servis erfuhr eine mächtige Steigerung, es wurde eine Miethsabgabe, dann eine Einkommensabgabe aufgelegt, nicht weniger erhöhte man die Akziſe von Getreide, Schlachtvieh und anderen Lebensmitteln. Dies brachte ein Namhaftes ein, namhaft war aber auch die Summe von Zweitauſendfünfhundert Thalern, welche die Garniſon jeden Tag koſtete. Man tröſtete ſich aber mit den Verſicherungen des Kommandanten: es würde nicht lange ſo bleiben, man die Beſatzung nächſtens um mehr als die Hälfte vermindert ſeyn, wenigſtens unterhandle er höheren Ortes eifrig darum.

Salomon kam nun jedoch bei der Obrigkeit mit der Vorſtellung ein: daß er für einen halben Thaler das Beköſtigen eines Soldaten übernommen, ſchon dabei ſich zu ſeinem Schaden verrechnet, aber gleich ſeinen Ueberſchlag ſo gemacht habe, daß auf die ſpätere bedeutende Erhöhung der Akziſe keine Rückſicht genommen worden ſey. Nun dieſe eingetreten, müſſe er gänzlich zu Grunde gehen, das Anſuchen wäre daher gewiß billig;

ihm für die auf fünftauſend Mann nöthigen Lebensmittel eine Freiheit von den neuen Impoſten zuzugeſtehen. Verſage man ihm die nothgedrungene Bitte, müſſe er zurücktreten, einer von den feindlichen Beamten würde ſodann ohne Zweifel die Verpflegung übernehmen, und ſeine Forderungen noch mehr ſpannen. Sich das nicht auszuſetzen, ſchlug die Obrigkeit ein. Salomon empfing Freipäſſe, und dies war ein Gegenſtand von Belang, auch ein Profitchen, das er, ohne Wiſſen ſeiner feindlichen Oberen, davon trug.

Tauſend Mann wurden im Durchſchnitt wirklich verpflegt, und koſteten ziemlich auch fünfhundert Thaler. Von den übrigen zweitauſend Thalern gingen fünfundſiebzig Prozent, oder fünfzehnhundert ab, ſo daß für Salomon fünfhundert blieben, die ſich täglich doch gar angenehm einſtreichen ließen. Weil er indeſſen auch noch Holz und Licht für die Kaſernen lieferte, an den mit Akziſefreiheit eingebrachten, und mit gutem Vortheil wieder verkauften Lebensmitteln auf viertauſend Mann, die er nicht brauchte, anſehnlich gewann, der halbe Thaler auf den Kopf bei Salomons ſpärlicher Haushaltung nicht gänzlich aufging, ſo konnte er doch monatlich ſeinen Geſammtvortheil auf beinahe fünfundzwanzigtauſend Thaler bringen. Etwas über vier Monate währte dieſe ergiebige Erntezeit, und machte die Hunderttauſend

Thaler mehr als voll, die ohnehin, wie ſie heranwuchſen, nicht müßig beigelegt, ſondern in anderweitigen Handel geſteckt wurden.

Auf die Länge hatte der Magiſtrat nicht baar zahlen können, die Abgaben trieben ſich von den immer mehr ausgeſaugten Einwohnern ſo ſchwer ein, die Akziſe warf immer weniger ab, da ſich die Zahl der Einwohner und ihre Konſumtion nach und nach empfindlich minderten, und ſo hatte man denn zu ſogenannten Bons ſeine Zuflucht nehmen, und dieſe ausgeben müſſen. Indem es je länger je ſchlimmer um das öffentliche Kreditweſen ſtand, fielen ſie an der Börſe Tag für Tag, und es verſteht ſich, daß Salomon ſie ſowohl nicht anders, als nach dem Cours nahm, ſondern auch mit ſeinen weiſen Künſten auf dieſen wirkte.

Die Landſchaft, der, trotz jener einſt freundlichen Zuſagen, wieder ungemein ſchwere Leiſtungen aufgebürdet wurden, mußte auch ſehn, daß ihre neuen Papiere noch weit tiefer ſanken, als einſt die alten. Es geſchah beſonders merklich, als ſie jene nicht verſprochenermaßen verzinſen konnte. Sie gingen auf funfzig und endlich ſelbſt unter vierzig hinab. Um die Bons ſtand es auch nicht beſſer. So lange bei den letzten ferneres Sinken zu ahnen war, machte Salomon immer, daß er ſie ſchnell los wurde, indem er allerhand Gegenſtände, deren Werth künftig ſteigen konnte, dafür kaufte. So waren jetzt manche Häuſer ſpottwohlfeil zu kaufen, und Salomon bewirkte dann beim Kommandanten, daß ſie zu den Kaſernen geſchlagen wurden, ſo, daß er der darauf haftenden bürgerlichen Laſten entübrigt ward. Seinem Oheim redete er abermal Papiere auf, der Mann wurde nachgrade ſchwachſinnig, und Salomon gedachte ſich deſſen, um was er ihn enterben wollte, ſo zu bemächtigen, was nach und nach auch vollkommen gelang.

Da es aber endlich zum Frieden ſich anließ, wußte Salomon früher darum, als irgend Jemand, theils durch die feindlichen Behörden, theils indem er einen Agenten im Hauptquartiere hielt, der kein Geld ſparen durfte, um Nachrichten zu erhalten, und ſie zeitig ihm zuzufertigen. Aber grade nun wurden mißliche Nachrichten von Verlängerung des Krieges, von keinem Hoffen, das Fürſtenthum werde ſeinem Landesherrn wieder anheim fallen, und derlei, in Menge ausgeſprengt. Fanden ſie ſchon Widerſpruch, hatten manche Kaufleute auch bewährte Nachrichten, blieb man im Allgemeinen doch ungewiß, und Salomon trieb es feiner als andere, hatte ſelbſt Schriftſteller in Sold, die in Journal- und Zeitungsaufſätzen die Zukunft trüber, als die Gegenwart, aufſtellen mußten.

Dagegen ließ er, weil es ihm nun Zeit dünkte, unter der Hand Papiere der Landſchaft und Bons der Stadt aufkaufen. Meiſtens erhielt er ſie um Vierzig vom Hundert, und konnte jetzt ſowohl über ſehr bedeutende Summen gebieten, als Kredit nach Wunſch finden. Als der Friede nahe rückte, hielt er, bis zum Hauptquartiere, auf jede Viertelmeile einen reitenden Boten, doch nicht in der Hauptſtraße, ſondern nebenweg, um kein Aufſehen zu erregen. Da nun ſein Agent in dem erſten Augenblick des Abſchluſſes die Reuterlinie in Bewegung ſetzte, konnte Salomon um vierundzwanzig Stunden früher benachrichtigt ſeyn, als nur Stafetten anlangen konnten. Und nun gerade ſuchte er das Publikum noch recht irre zu führen, da auch, im Hauptquartiere geſchmiedete, Briefe an mehrere Einwohner der Stadt eintreffen mußten, die von Zerſchlagung des Friedensgeſchäfts und Wiederanfang der Feindſeeligkeiten ſprachen, ja man wollte ſchon von einer neuen unglücklichen Schlacht wiſſen.

Und nun wandte Salomon die letzten Baarſchaften an, borgte auf, wo es nur anging, ſtellte Wechſel aus, Alles, um nur noch ſo viele Papiere als möglich einzuhandeln. Die große Nachfrage hob ſie noch in etwas, doch erreichte er ſeine Abſicht noch gut genug, und erſtand die theuerſten nicht höher, als um fünfundvierzig Prozent. Wie nun aber die Friedensnachricht eintraf, gingen ſie gleich auf funfzig. Salomen bewahrte die ſeinigen aber, wohl ahnend, ihre Steigekraft werde mächtig zunehmen, und ſeine Verbindlichkeiten hie und da zu erfüllen, konnte ihm nicht mißglücken, da er, wenn er Wechſel zu bezahlen hatte, ja nur Papiere bei Kapitaliſten in Unterpfand geben durfte.

Salomen hatte übrigens um mehr als Fünfmalhunderttauſend Thaler Papiere an ſich gebracht, und im Durchſchnitt etwa zu zweiundvierzig vom Hundert. Wenn ſie bis vierundachtzig gegangen wären, nahm er ſich vor, ſie zu veräußern, ehe nicht, länger wollte er jedoch auch nicht warten, mit funfzig Prozent Gewinn ſich begnügen, weil das al pari ihm doch zu weit hinaus zu liegen ſchien.

Freilich entflohen zwar Jahre, und der gewünſchte Stand war noch nicht erreicht. Die Landſchaft bezahlte aber jetzt ihre Zinſen richtig, der Magiſtrat hatte ſeine Bons auch in zinsliche Papiere verwandelt, bis ihn die erhöht ſtehen gebliebene Akziſe dahin würde gebracht haben, ſie gänzlich einzulöſen. Weil auch der Landesherr zum Beſten des öffentlichen Kredits that, was er nur vermochte, würden alle Papiere bald wieder auf den Nennwerth gekommen ſeyn, wenn man dem Feinde nicht noch anſehnliche Brandſchatzungsgelder hätte bezahlen müſſen, was noch das Land ſehr angriff. So zögerte ſich ihr Steigen aber noch.

Demungeachtet empfing Salomon gute Zinſen, und Herr von ſo vielen Papieren, konnte er auch ſtets Herr von großen Summen ſeyn, machte anderweitige Geſchäfte in Menge, ſo wie man das von ihm geſtiftete Wechſelkomptoir jetzt für das erſte in der Stadt hielt.

Nach etwas mehr als zwei Jahren kamen die Papiere auf vier- und fünfundachtzig, und Salomon ſchlug nun allmählig los. Durch die dazu gelegten Zinſen und anderen Gewinn waren die Papiere, um Fünfmalhunderttauſend Thaler gekauft, jetzt ſein reines Eigenthum geworden, funfzig vom Hundert gewann er nunmehr darauf, und war nun Beſitzer einer Million. Das heißt, durch Steigekraft der Papiere ſteigen.

Er hatte bei dem Allen einen feinen Geruch bewährt; es gab, nicht lange hernach, wieder Krieg, und die Papiere ſanken.

Daß aber Jemand, der eine Million und Salomoniſche Weisheit beſitzt, auch in der Folge nicht zu kurz kam, wird Jeder ſchon vermuthen. Da gab es neue Lieferungen, Geſchäfte mit Kolonialwaaren, neue, mit Papieren, mit Wechſeln, und die Völkerſchlacht bei Leipzig prägte endlich noch ein trophäenartiges Siegel auf die weiſen Unternehmungen. Denn Papiere auf Papiere hatte Salomon damal wieder um geringen Preis gehäuft, und erlebte nach Jahr und Tag, daß ſie meiſtens al pari ſtanden. Nun iſt er der reichſte Mann im Fürſtenthum, und hat er Viele arm gemacht, kann er ſie fragen: Warum wart ihr nicht weiſe?

Die zum Glück der Liebenden fehlende winzige Kleinigkeit.

(Eine wahre Geſchichte.)

Mamſell Liſettchen war bei ihrer Tante, und dieſe die Gattin eines Kaffeewirthes. Liſettchen half in der Wirthſchaft, wo man eine ziemlich gute Nahrung ſahe. Sie hat ſich die Aufforderung der Tante, bei ihr zu wohnen, nicht ſowohl darum gefallen laſſen, daß ſie dort gutem Eſſen und Trinken entgegen ſehen konnte — denn bei ihrer Mutter fehlte es ihr daran auch eben nicht — ſondern weil viele und allerhand Geſellſchaft das Kaffeehaus beſuchte. Darunter waren die jungen Leute ihr Augenmerk.

Mißverſtand bleibe hier fern. Liſettchen war brav erzogen, hatte feſte Grundſätze. Doch, wie man ſagt:

> Alle Mädchen auf der Erden
> Wollen gerne Weiber werden,

macht ſie da auch keine Ausnahme, was weder befremden darf, noch ſie billig tadeln läßt. Sie zog ihre Rechnung ſo: ihre Mutter, eine Wittwe, lebte eng und eingezogen, in einer abgelegnen Straße, ging ſelten aus, pflegte wenig Bekanntſchaft. Dort ſah Liſettchen wenige junge Leute vom andern Geſchlecht, und wurde eben ſo wenig geſehen. Soll jedoch eine Heirath ſich anknüpfen, muß das Sehen doch vorangehen, eine Regel, die nur bei fürſtlichen Perſonen, und in andern Fällen eine Ausnahme leidet. Auf dem Kaffeehauſe wurde ſie dagegen täglich geſehn, konnte einem der Anſchauenden gefallen, dies konnte Jemand ſeyn, der ihr wieder gefiel, es auch werth war u. ſ. w. Dies iſt eine — und ſehr erlaubte — Spekulation bei tauſend jungen Mädchen, die ſich hie und da an öffentlichen Orten zeigen.

Genug, Liſettchen zog zur Tante, nahm ſich übrigens vor, den ſich einfindenden Gäſten höflich und anſtändig, doch auch mit der nöthigen Zurückhaltung zu begegnen, daß man nie die Achtung gegen ſie aus den Augen ſetze.

Im Anfang bekümmerten die Gäſte ſich wenig um ſie. Mehrere ältere Geſchäftsleute beſuchten nur Abends dies Kaffeehaus, um ſich von der Arbeit des Tages zu entſpannen, tranken Bier, rauchten Taback, laſen Zeitungen, plauderten, wie das ſo geht. Auch waren dies meiſtens verheirathete Männer. Die jüngeren ſpielten Billard, oder ſcherzten mit einander. Wandten ſie bisweilen mit ihren Scherzen ſich an Liſettchen, ſo geſchah es nicht ſelten auf eine Weiſe, die ihr nicht gefallen konnte.

Nach einigen Wochen erſchien hingegen zum erſtenmale ein artiger junger Mann Nachmittags. Er bat höflich um eine Portion Kaffee und eine Pfeife. Der Marquer war nicht bei der Hand, Liſettchen reichte ihm beides. Er dankte verbindlich, und ſchien ſie mit einiger angenehmen Befremdung anzuſehen. Das entging Liſettchen nicht, denn Mädchen ſind in dergleichen Beobachtungen ſcharfſichtig.

Der junge Mann fand den andern Tag ſich wieder ein, blieb länger, kam von nun an jeden Tag, doch ſpät erſt, und blieb dann den ganzen Abend. Da er jedesmal mit Liſettchen zu ſprechen ſuchte, und es mit aller Freundlichkeit that, zweifelte ſie nicht: er wiederhole ſeine Beſuche, weil er ſie hier, und mit Wohlgefallen, geſehen habe.

Der junge Menſch konnte etwa zwanzig Jahre zählen. Roh und unverſchämt war er im mindeſten nicht, zeigte vielmehr ſich beſcheiden und ſittſam. Seine Geſtalt war vortheilhaft. Eine mittlere Höhe, wohlgeformt, brennend ſchwarze Augen, ſchwarzes bildlich geordnetes Haar. Sein Anzug war fein, elegant, doch ohne modige Uebertreibung. Eine ſchöne goldne Uhr ließen Wohlſtand vermuthen.

Dies Alles konnte Liſettchen nicht mißfallen. Wer mochte der junge Menſch ſeyn? Niemand von den gewöhnlichen Gäſten kannte ihn. Er ſagte jedoch einmal zu Liſettchen: ſteif und müde ſaß ich mich heute auf dem Comptoir, gut, daß ich mich nun ein Stündchen zerſtreuen kann, und wo könnte ich es angenehmer, als bei Ihnen, mein ſchönes Liſettchen!

Daraus ging nun hervor, daß er kaufmänniſche Geſchäfte triebe. Ob noch in einem fremden Hauſe, oder ſchon auf eigne Rechnung, war eine andere Frage. Doch in jenem Fall konnte er ſich doch bald ſelbſt anſiedeln. Geſchickt holte ihn Liſettchen aus, ob er bereits verheirathet ſey, und hörte ſein Nein mit großem Behagen. Noch mehr Freude und Wonne gab es ihr, daß er hinzuſetzte: Vielleicht wäre ich es ſchon, wenn ich unter unſern Mädchen eins gefunden hätte, das Ihnen gliche.

Schön klingende Worte, die Liſettchen gleichwohl mißverſtand. Sie urtheilte: der junge Mann wäre aus einer andern Stadt gebürtig, noch nicht lange hier, habe dort nicht gefunden, was er gewünſcht, aber — nun hier. Denn Reden dieſer Art, und das geſammte übrige Betragen des jungen Mannes, deuteten ja an, daß er in Liſettchen verliebt ſey. Und nun konnte ſie mit der Frage ſich beſchäftigen: ob ſie wieder in den einnehmenden Jüngling ſich verlieben ſolle, oder nicht. Denn — wie Herr von Hippel, Verfaſſer der Lebensläufe in aufſteigender Linie, richtig bemerkt — iſt das bei Mädchen anders, wie bei den Männern. Wenn dieſe nur glauben, Liebe dränge ſich unwillkührlich auf, komme von außen her, laſſe nicht ſich wollen, auch wenn man drüben alle mögliche Liebenswürdigkeit ſieht; meinen Jene hingegen: im Fall der Liebenswürdigkeit, und bei ſonſt ziemenden, angemeſſenen Nebenumſtänden, ſey Liebe anzuregen, von innen nach außen auf einen Gegenſtand zu werfen, der Klugheit zu lieben empfiehlt. Sie halten oft auch Wort, lieben dann wirklich, und die ganze Erſcheinung verliert das Seltſame, wenn man bedenkt, daß ihnen nicht, wie den Männern, freie Wahl zuſteht, daß ſie, nach Shakeſpear, da ſind, geſucht zu werden, nicht ſelbſt zu ſuchen.

Indem Liſettchen jene Frage ſich vorlegte, lag die Antwort auch nahe: ſie würde da ohne Zweifel wohl thun, den ſie offenbar liebenden jungen Menſchen wieder zu lieben, dafern ſeine Abſichten redlich und die anderweitigen Umſtände auch erwünſcht angethan wären.

Es kam darauf an, hierüber Nachrichten einzuziehen. Da er ſich jeden Abend lange, und beinahe nur ausſchließlich mit ihr unterhielt, konnten geſchickte Fragen ja wohl manchen Aufſchluß erzielen. Ich weiß Sie immer nicht zu nennen, ſagte Liſettchen, wie iſt denn der wertheſte Name?

Ich heiße Meier, antwortete der junge Mann.

Sind Sie, um Vergebung, denn von hier?

Nein, aus ***.

Leben dort Ihre Eltern?

Die Mutter iſt todt, mein Vater ein dortiger Handelsmann. Ich bin ſchon mehrere Jahre hier, weil ich mich auch dem Handel widme, mich darin zu vervollkommnen. Nach Jahr und Tag etwa denke ich auf eigne Hand mich anzuſetzen. Noch bin ich nicht beſtimmt, ob in meiner Vaterſtadt oder hier. Seit einiger Zeit gefällt es mir viel mehr hier, als im Anfang, und ſo möchte wohl der letzte Fall eintreten.

Dann werden Sie auch wohl — ſich verheirathen?

Liſettchen ſagte das huſtend, und das mit einigem verlegnen Erröthen. Herr Meier lächelte, und gab zur Antwort: ohne das wird es ſchon nicht abgehn.

Ein andermal regte ſie die nehmliche Saite wieder an, kam, nach einigen Umſchweifen, dahin, daß ſie die Vermuthung äußerte: Herr Meier würde ſich ohne Zweifel — bei ſeiner Anſiedelung auf eigene Hand — nach einem ſehr reichen Mädchen umſehn.

Nein, entgegnete er, und ich habe das, Gott ſey Dank, nicht eben nöthig. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen, gern fleißig und thätig, keinem unnützen Aufwand, noch weniger Ausſchweifungen ergeben, und ſo hoffe ich mein Fortkommen doch zu finden. Meine Sinnesart, meine Gefühlsweiſe — ſind darin eigen, abweichend von meinen meiſten Bekannten. Auch mit Hunderttauſend Thalern möchte ich keine Braut, zu der ich keine Neigung empfände. Am *liebſten* wirklich ein armes Mädchen, das ich *liebte*, weil ich da am erſten hoffen könnte, mich wieder geliebt zu ſehn. Und ſtriche ich keine Mitgabe ein, würde auch ſolches Mädchen am wenigſten eitlen unnöthigen Aufwand veranlaſſen, und durch gute Wirthſchaft dem Hausweſen nützen.

Liſettchen erwiederte: das iſt — in der That — edel gedacht. Nur — was würde Ihr Herr Vater ſagen? Man weiß auch, wie Kaufleute über den Punkt denken.

Vom meinigen hätte ich da keine Einwendung zu beſorgen, entgegnete der junge Mann. Er würde mir freie Wahl geben, nur — wie auch billig — vorausſetzen, daß meine Wahl ein gutmüthiges, unbeſcholtenes, häusliches Mädchen träfe. Nur über einen anderen Punkt hält er mit Strenge, mit feſten abgeſchloſſenen Grundſätzen, um mich ſo auszudrücken. Und ich bin wahrlich auch nicht geſonnen, ihm da jemals zu widerſtreben, theils weil ich ihm als Sohn Gehorſam ſchuldig bin, theils weil meine Ueberzeugungen auch den ſeinigen vollkommen begegnen.

Mußte nicht Liſettchen das alles ungemein gern hören, nicht Zauberklänge angenehmer Hoffnungen ihr entgegentönen? Ein ſchöner Jüngling, gutdenkend, wohlhabend, im Begriff, nach einiger Zeit eine eigene Haushaltung zu gründen. Ein Vater, der kein Widerſtreben fürchten ließ. Und ſo unzweideutige Beweiſe, des Sohnes liebende Zuneigung gewonnen zu haben. Denn jeden Abend erſchien er, und indem er ſelten nur an den Geſprächen der übrigen Gäſte Theil nahm, ſchien es doch gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ſie der Magnet ſey, der ihn anzöge. Dieſen Jüngling konnte, durfte ſie lieben, ſprach die Klugheit, und nun beſtätigte das auch ihr tiefſtes Gemüth. Dies gab ihr Betragen nicht undeutlich zu erkennen, auch Herr Meier ſchien ihre Meinung von ihm, ihr Wohlwollen, ihre Freude, wenn er kam, mit hohem Vergnügen wahrzunehmen, und immer inniger wurden die abendlichen Unterhaltungen.

Eine Leipziger Meſſe nahte, er mußte ſie beziehen. Vielleicht iſt es die letzte, ſagte er, die ich in fremden Geſchäften bereiſe, denn gewiſſe Umſtände — über die ich ſchon mit meinem Vater unterhandle — bewegen mich, früher als ich ſonſt gedacht, eine eigne Niederlaſſung vorzubereiten,

Welche Umſtände mochten das ſeyn, fragte ſich Liſetchen, und es verſteht ſich nun ſchon, wie ſie das ſich beantwortete. Sie warf auch beiläufig die Frage hin: welchen Gang die angeknüpften Unterhandlungen mit ſeinem Vater nähmen? Die Antwort hieß: nun — ganz wollte er nicht gleich in meine Anſichten treten, erklärte ſich für meinen Geburtsort, und ich möchte doch ſo gern hier bleiben. Und noch eins und das andere. Doch nach dem letzten empfangenen Briefe zweifle ich nicht mehr, wir werden bald einverſtanden ſeyn. Der Mann iſt zu gut, meinen Wünſchen — die ich ja auch als vernünftig rechtfertigen kann — ſich zu verſagen.

Einige Tage vor der Abreiſe that der junge Mann wie ſchwermüthig, geſtand auch: er trenne ſich diesmal nicht leicht von dieſer Stadt, weil ſeine Entfernung ihn des Vergnügens beraube, in Geſellſchaft ſeiner liebenswürdigen Freundin zu ſeyn. Ich werde das — fügte er hinzu — jedoch leichter tragen, wenn Sie mir geſtatten, daß ich Ihnen etwas mitbringe, hoffen darf, daß Sie ein ſolches Andenken mit Güte annehmen werden. Liſettchen antwortete durch artiges Verbitten aller Umſtände.

Den Abend vorher ſagte er mit Herzlichkeit Lebewohl, und Liſettchen konnte ein paar Thränen nicht mehr zurückdrängen. Am andern Tag ſcherzten einige vorlaute Gäſte über ihre Niedergeſchlagenheit. Mamſell Liſettchen, hieß es bei dem Einen, iſt heute ſo ſtill, und, mein Seel, obenein blaß. Wie kann das fehlen, ſagte der Andere, iſt doch ihr Liebhaber nicht da. Sie erröthete. Auch das begleiteten ſcherzhafte Anmerkungen.

Die Tante war eben Zeugin davon, und dieſe Wendung der Sache bewog ſie, Liſettchen in ein Nebengemach zu rufen, um dort ausführlich mit ihr davon zu ſprechen. Allerdings hatte ſie die täglichen Geſpräche und Aufmerkſamkeiten des jungen Mannes für die Nichte beobachtet, aber — in häuslichen Geſchäften verſtrickt — doch nicht ſo genau, wie manche ſonſt Anweſende. Sie war auch ihm nicht abhold, bei der einnehmenden Außenſeite, und dem auch gegen ſie verbindlich höflichen Betragen. Er hatte einigemal Liſettchen ein Schauſpielbillet gebracht, und, damit ſie nicht allein ginge, dann auch eins für die Tante. Ein andermal hatte er, im Winter, einen ſchönen blühenden Roſenſtock geſandt, den Liſett-

Liſettchen in das Wohnzimmer ihrer Tante ſtellte, und was dem mehr war.

Als eine ſonſt ganz vernünftige Frau, und ihrer — auch nicht tadelhaften — Nichte herzlich zugethan, glaubte ſie nun, die Beziehungen derſelben zu Herrn Meier um ſo mehr erforſchen zu müſſen, als die Gäſte ſich hier ſchon Bemerkungen erlaubten. Liebes Kind, fing ſie an, junge Leute ſind wohl gegen Mädchen freundlich und artig, ohne daß ſie dabei im Sinn haben, was ein Mädchen nur zu leicht denkt und hofft. Es iſt ihnen um Erheiterung, um angenehm hingebrachte Stunden zu thun, ich will nicht ſagen, um Verführung, hier nicht, dazu ſcheint Herr Meier zu redlich, und ich kenne dich. Bisweilen giebt es auch wohl ein ernſthaft Plänchen, doch nur für einige Zeit, man beſinnt ſich wieder, oder auch die Umſtände geben nicht zu, was man will. Darum iſt ein Mädchen nie vorſichtig genug. Allen Bekanntſchaften, Annäherungen, Geſprächen auszuweichen — das geht freilich nicht. Es würde Ziererei genannt werden, und ein ſolches Mädchen — wer kann es läugnen — käme da wohl nie unter die Haube, beſonders ohne Vermögen. Es taugt aber auch gar nicht, wenn man durch falſche Hoffnungen ſich bethört. Das bringt ein paar angenehme Tage und hernach vielleicht Jahre lang Unruhe, Gram und Kummer. Es taugt eben ſo wenig, hat oft die übelſten Folgen, wenn von einem Mädchen geſagt wird: der und der iſt ihr Liebhaber, und die Sache im Ernſt ſich doch nicht ſo verhält. Ein Liebhaber, aus dem kein Ehemann wird, bringt ja ein Mädchen nur um den guten Ruf, macht, daß ein anderer wegbleibt, der ſonſt gern ihr Mann geworden wäre. Weil nun ſchon die Gäſte Herrn Meier deinen Liebhaber nennen, würde es mir leid und weh in der Seele thun, wenn ſie lögen. Sage mir alſo — und ganz offen — wie ſtehſt Du mit ihm, wie weit iſt es mit ſeinen Erklärungen gekommen?

Liſettchen war die Offenheit ſelbſt, geſtand ihre Neigung, indem ſie die gar nicht verwerflichen Gründe zugleich nannte. Keine Andeutung, kein Zeichen, woraus ſie vermuthete, Herr Meier liebe ſie wahr, redlich, und gehe mit dem Vorhaben um, ſie zu heirathen, blieb verſchwiegen. Doch — von einer ganz wörtlich-deutlichen Erklärung hatte ſie auch nichts zu berichten, denn der junge Mann hatte ſie bisher noch nicht gethan. Einleuchtend aber deshalb — fügte ſie hinzu — weil er mit dem Vater ſich darüber noch nicht einigte, wiewohl deſſen letzter Brief — ſo gab er mir ausdrücklich zu verſtehn — keinen Zweifel mehr ließ. Vielleicht erwartet er auf ſein Rückſchreiben eine vollkommen beſtätigende Antwort, denkt erſt dann ſich mir zu offenbaren. Und das iſt redlich, ich muß ihn um ſo mehr achten.

Bei Liſettchen drückten Liebe und Hoffnung mit in die Schaale, darum wogen die aufgezählten Vermuthungen bei der Tante nicht ſo ſchwer; doch warf ſie dieſe — allerdings mit vielem guten Anſchein ausgeſtatteten — Vermuthungen auch nicht weg. Sie erklärte jedoch ihrer Nichte: in jedem Fall ſey nun der Zeitpunkt ſchon da, wo man auf ein beſtimmtes Wort dringen müſſe. Wolle, oder könne Herr Meier es nicht geben, dürfe ihr Umgang mit ihm auch nicht länger beſtehn, ſie müſſe vielmehr gleich wieder zu ihrer Mutter, um ſo zeitig als möglich dem Gerede über die Sache ein Ende zu machen.

Liſettchen erzählte nun: im Augenblick des Scheidens — unter ſichtbar wehmüthigen Empfindungen — habe der junge Mann ſie gebeten, ihr von der Meſſe ein Andenken mitbringen zu dürfen, und hinzugeſetzt: nur die Ausſicht, daß es eine gütige Aufnahme finden werde, könne ihm den Schmerz der abweſenden Entfernung tragen helfen.

Ein Andenken, ſagte die Tante, ein Andenken? Das klingt ja, als wenn er ſich dann auf immer entfernen wollte. —

Ei warum nicht gar, liebe Tante, fiel Liſettchen ein. Er ſiedelt ſich ja in unſre Stadt an, ſprach ja auch oft davon: wie ſehr er wünſche, die Meſſe wäre vorüber, um wieder ſo glückliche Abendſtunden in meiner Geſellſchaft hinbringen zu können. „Abendſtunden — hm, Abendſtunden —“ Liebe Tante, Sie ſind zu beſorgt. Ich muß ihn doch näher kennen, über den Ernſt, die Rechtſchaffenheit in ſeinen Gefühlen und Abſichten, zu Aufſchlüſſen gelangt ſeyn, die mir ſein Inneres kund thun.

Und wie redlich wünſche ich, du mögeſt nicht irren. Bei dem Allen, fehlt unter den Aufſchlüſſen der weſentliche. Und das mitgebrachte Andenken — vielleicht hat er es auch ſo genannt, um das Wort Geſchenk zu vermeiden, obſchon das wieder bei ernſten Abſichten paßte, — nun das Andenken bietet eine Gelegenheit, ihn auf eine unumwundene Erklärung zu führen, und verſäume ſie ja nicht. Ein Theaterbillet, eine Blume und dergleichen, kann ein Mädchen ſchon von Jemanden, der bles das Haus oft beſucht, und ſich als Freund darſtellt, annehmen, indeſſen auch mit Vorſicht, und nicht zu oft. Wäre es hingegen ein Kleidungsſtück, ein Zeug dazu, genug etwas, das man hernach trägt, lange vor den Augen der Leute, würde es zu viel Aufſehn geben, man lehne es höflich ab, denn —

Liebe Tante, fiel die Nichte ihr ins Wort, ich möchte beinah leiſe ahnen — daß es ein Ring ſeyn wird. Bis dahin kömmt ihm vielleicht noch ein Brief vom Vater zu — nein, ich beſinne mich, der Vater wird ſelbſt auf die Meſſe kommen, der Sohn ihn dort ſprechen. —

Nun, hob Jene wieder an, ein Ring trüge ſeine Erklärung ſchon in ſich. Wär es dagegen etwas Anderes, ſo folge meinem Rath. Lehne es ab, mit allem verbindlichen Dank. Er wird ohne Zweifel dann fragen, aus welchen Gründen, und da ziemt es denn ſchon, ſie anzudeuten. Das kann man leicht auf eine zarte Weiſe, indem man dem andern Theil zugleich alle Achtung bezeugt, das Wort Liebe aber ja vermeiden. Denn hegte er nicht die vermuthete Abſicht, würde das Mädchen ſich zu viel vergeben haben; fühlte er unedel, ihm ſelbſt einen ſchadenfrohen Triumph, mit dem er ſogar prahlen könnte, bereiten. Ich überlaſſe das Alles deiner Klugheit.

Liſettchen fand die Urtheile und Weiſungen der Tante umſichtig und gutmüthig, nur immer noch zu viele bedenkliche Sorge darin. Anders, und zweifellos hoch erfreuend, malte ihr die eigne Fantaſie das Künftige. Demungeachtet beſchloß die Nichte, jenem ertheilten Rath pünktlich nachzuleben, wollte ſie doch auch, ſo bald als möglich die unumwundne, die Sachen beſtimmende, ſo angenehm ſich hörende Erklärung, von den Lippen des Getreuen vernehmen.

Sie zählte Tage und Stunden bis zur freudigen Heimkehr, empfand große Langeweile bis dahin. Endlich war dieſe öde Zeit umgelaufen, und Herr Meier blieb nicht aus. Kaum vom Wagen geſtiegen, noch in Reiſekleidern, machte er Liſettchen ſchon ſeine Aufwartung. Unter dem weiten Oberrock trug er das mitgebrachte Andenken, nahm es hervor, und breitete es aus. Ein Ring war es alſo nicht, doch ein Merinoumſchlagetuch, groß, fein, mit einer trefflich gearbeiteten Kante umgeben, von einer ſchönen Farbe, es hatte gewiß funfzig Thaler gekoſtet; und mit verbindlicher Artigkeit übergeben.

Liſettchen warf einen Blick darauf. Ein Geſchenk an Putzwerk lächelt jedes Mädchen an, und noch dazu von lieben Händen. Dies Geſchenk war ohnehin mit Recht zu loben. Gleichwohl dachte Liſettchen an den Rath ihrer Tante, und zauderte auch mit dem ablehnenden Worte, hoffend, ſie würde von Herrn Meier nun etwas hören, das ſie des Ablehnens überheben könne. Als: die beſtimmende Erklärung, die Nachricht, mit dem Vater alles ausgeglichen zu haben; vielleicht folgte der Ring dann noch dem Tuche, ob er gleich ihm paſſender vorangegangen wäre. So durchflogen Ahnungen das gute Mädchen, nur ſchlimm hingegen, daß eine Ahnung ſelten eintrifft. So ging es auch hier. Ungemein höflich, wie immer, mit Achtung und Herzlichkeit wie immer, nur heute mit einem etwas nachdrücklichen Betonen der Rede, welchen Klang die Wiederſehungsfreude beizufügen ſchien, bat der Geber Liſettchen, dies kleine Andenken der Freundſchaft gütig aufnehmen zu wollen, und eilte dann ſchnell darüber hin, um Dank zu vermeiden, erkundigte ſich nach Liſettchens Befinden, während ſeiner Entfernung, nach dem ihrer Tante, und was dem mehr war.

Länger konnte Liſettchen nun doch nicht zaudern. Etwas froſtig unterbrach ſie alle die Höflichkeiten. Das Wort Freundſchaft — wie angenehm unter andern Umſtänden auch — hatte ihr mißfallen, ſie um ſo mehr aufgeregt, als die immer noch gehoffte Steigerung des Gefühls darüber ausblieb. Sie gab ſtatt deſſen nun die Erklärung: wie ſie unmöglich das ſchöne Tuch annehmen könne. Da es nicht in einem Ton geſchah, der zu erwarten gab: die Weigerungen träten nur der Form willen auf, und dürften ſich überwinden laſſen, fragte der junge Mann beſtürzt: Warum Mademoiſelle warum? Ich hatte einigen Grund, mir [illegible]eicheln: Sie würden ein Andenken meiner Freundſchaft nicht abweiſen.

Liſettchen blieb nicht in dem Takt, welchen die Verwandte ihr empfohlen hatte; ihr Blut ward zu heiß. Sie ſollte das Wort Liebe vermeiden, Alles kam jedoch hier auf Liebe an, und ſo drängte ſich das verbotene Wort doch unwillkührlich hervor. Noch mit einigem Hoffen, doch überwiegend mit Unmuth und gekränkter Empfindung, ſagte ſie: Ich darf es nicht annehmen, es wäre denn, — meine Vermuthungen hätten mich nicht getäuſcht — Sie weckten in mir dieſe Vermuthungen — und wirklich muß ich Ihr Betragen ſehr tadeln, wenn ſie nichtig ſind — warum ſoll ich es nicht geſtehn, Sie haben mich zu dem Glauben berechtigt: daß — Sie mich lieben. —

Sie lieben, Mademoiſell? unterbrach ſie Herr Meier; wie durfte ich das! Meine zarte Achtung gegen Sie — die Ihre hohe Liebenswürdigkeit nur zu ſehr erkennt, — verbietet mir ſchon, zu glauben, daß Sie zugeben würden, daß ich Ihnen Liebe geſtände.

Liſettchen konnte den Sinn dieſer Rede nicht faſſen, und entgegnete noch empfindlicher, kalt: So lieben Sie mich alſo nicht?

Der junge Mann trat mit Verwunderung einen Schritt zurück, und ſehr innig antwortete er nach einer kleinen Pauſe: Mademoiſell, beim Himmel, es koſtet mir ſchweren Selbſtkampf genug, wenn ich Ihnen nicht ſage: daß ich Sie liebe. Daß ich aber ſagen ſollte: ich liebte Sie nicht, hieße mir ſelbſt zu viel auflegen; ich ſehe auch nicht ein, wozu ich meine rechtlichen Geſinnungen mit einer ſolchen Lüge beflekken ſollte.

Das klang nun wieder ganz anders, mußte Liſettchens Verwirrung nothwendig erhöhen. Weniger kalt, mehr bewegt, hub ſie wieder an: das iſt doch ungemein räthſelhaft. —

Aber wie ſo, verſetzte er? Nie würde ich die Saite berührt haben, ſicher hätte ich das über mich gewonnen; Sie Mademoiſell, verzeihen Sie mir die Bemerkung, Sie regten die Saite an. Ich mußte ja wohl fühlen, durchſehn, — mein Verhältniß erwägen — genug wiſſen, daß ich von Ihnen nicht Liebe hoffen kann. Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, rechtliche Liebe, hoffe mindeſtens, Sie verkennen mich nicht in einem ſo hohen Grade, daß Sie — kurz Ihre Freundſchaft allein durfte mein Ziel bleiben. Sie — wie ich mir ſchmeichelte — vielleicht erworben zu haben, den Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, war —

Liſettchen fing nun an ärgerlich zu werden, unterbrach ihn mit Hitze: Ich glaubte — komme darauf zurück, daß Sie mich dazu berechtigten, woran Sie, wie ich nun um ſo mehr ſehe, unredlich handelten, als Ihr Betragen mich ſchon in den Mund der Leute brachte. — Ich glaubte, mußte glauben, Sie hätten den Plan entworfen, mich zu heirathen.

Aber wie konnte ich das, Mademoiſell?

Die Frage muß mir doch wieder räthſelhaft genug klingen, da Sie oft auf Unterhandlungen mit dem Vater anſpielten, zuletzt eine völlige Einverſtändigung als nahe ankündigten.

Ueber andre Gegenſtände, Mademoiſell, die meine zu beginnenden eignen Handelsgeſchäfte betrafen. Daß mein Vater über einen gewiſſen Punkt mit Strenge hält, ſagte ich auch, fügte hinzu: daß meine Ueberzeugungen da die Seinigen wären, und ſehe daher nicht ein, wie ich in Ihnen Vermuthungen wecken konnte — ich ſuchte Ihnen vielmehr zeitig zu begegnen. —

„Sagen Sie: mich zu betrügen.“

Gott, welch ein hartes ungerechtes Wort! rief der junge Mann. Aber — welche Vermuthung drängt ſich mir nun — beim Himmel nun erſt auf. Sollten Sie denn vielleicht nicht wiſſen — von Niemand gehört haben — ſollte es Ihnen vielleicht entgangen ſeyn — daß ich ein Jude bin?

Nun trat Liſettchen einen großen Schritt zurück, und verſtummte.

Ich bin doch ſo unbekannt nicht, fing Jener wieder an. Einigemal waren Gäſte hier, mit denen ich Geſchäfte hatte. Und die Chriſten pflegen uns das ſonſt ja immer anzuſehn. Trüge ich denn kein Zeichen — wahrlich verläugnen habe ich das nie wollen.

Liſettchen ſank in großen Schmerz, und ſtammelte die Verſicherung heraus: ſie habe das nie gewußt, nie geahnt, zumal ſeinen Namen auch manche Chriſten führten.

Unglücklicher Irrthum! rief Jener. Freilich darf ich nun auch als Freund — Sie nicht mehr wiederſehn. Das ſchuldlos verurſachte Unrecht will ich gut machen, wie ich kann. Ereignet ſich eine Gelegenheit, wo ich Ihnen thätig zu nützen vermag, ſo ſchicken Sie zu dem entfernten Freund, was in ſeinen Kräften ſteht, wird er leiſten. Und nun leben Sie wohl.

Er mied von der Stunde an das Haus. Liſettchen eilte zu ihrer Mutter. Ein würdiger Jüngling, ein würdiges Mädchen! was zu ihrem Glück fehlte, war eigentlich eine winzige Kleinigkeit.

Des Juden Hirſch Reiſe nach Siberien,

oder

merkwürdigſtes Jahr ſeines Lebens.

Friedrich des Großen furchtbarſte Gegner im ſiebenjährigen Kriege, waren ohne Zweifel die Ruſſen, wegen ihrer ſo überlegenen Zahl ihrer abgehärteten Soldaten, ihrer ſchonungsloſen Behandlung eines feindlichen Landes. Bei dem Allen hätten ſie ihre Vortheile weiter treiben, namentlich ihre Siege bei Jägerndorf und Frankfurt mehr nützen können. Daß es nicht geſchah, hing zum Theil an Urſachen, die nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth kein Geheimniß mehr blieben. Die Monarchin war kränklich, der Thronfolger hatte ein dem itzigen ganz entgegengeſetztes Syſtem. Er bewunderte den König von Preuſſen enthuſiaſtiſch, mißbilligte es höchlich, daß ſo viele Mächte ihn zugleich angegriffen hatten, und barg ſeine Freude ganz und gar nicht, wenn es dem Helden gelang, einen Sieg zu erfechten. Es ließ ſich unbezweifelt vorausſehen, daß er, wenn die Kaiſerin geſtorben wäre, ſogleich mit dem Könige Frieden machen, wohl ſelbſt ein Bündniß knüpfen werde.

Hieraus folgte, daß alle ruſſiſche Generäle, die ein Heer befehligten, nicht ohne Verlegenheit ſeyn konnten. Waren ſie glücklich, fanden ſie Lob und Lohn bei ihrer Kaiſerin; dem Großfürſten mißfielen ſie dagegen, und es ließ wohl aus dem hinfälligen Geſundheitszuſtande der Monarchin ahnen, daß Peter in nicht langer Zeit den Thron beſteigen würde. So erklärt ſich denn manches Schwanken und Zaudern, wo ſie die Maasregeln entſchloſſener hätten durchtreiben können.

Peter durfte es freilich nicht wagen, einem Fermor oder Butturlin anzudeuten, was er wünſchte, indeſſen fehlt es einem Thronerben nicht an Mitteln, doch einiges von ſeinen Abſichten zu erreichen. So war man oft im preußiſchen Heere ziemlich von dem unterrichtet, was die Ruſſen vornehmen würden, und konnte die eignen Bewegungen darnach beſtimmen. Hieraus entſprang immer ſchon ein wichtiger Vortheil, wenn gleich die Feldherren dem ernſten Gebot der Kaiſerin nachlebten.

Sollten aber geheime Winke erfolgen, mußte es auch Perſonen geben, die ſie mittheilten, oder auf andere Weiſe es dahin zu leiten ſuchten, daß nicht die Sachen zu übel für Preuſſen gingen. Von dem General T*** iſt allgemein behauptet worden, er ſey das Organ des Thronfolgers geweſen, und habe vorzüglich den Prinzen Heinrich von Preuſſen mit Nachrichten verſorgt, die ihm erſprieslich ſeyn konnten.

Von dem Allen verlautete nie etwas öffentlich, wie denn auch Unternehmungen ſolcher Art den geheimnißvollſten Schleier bedingen; die Geſchichte eines neumärkiſchen Juden aber kann wenigſtens viel von dem, was man zu muthmaßen hat, beſtätigen.

Der Jude nannte ſich Hirſch, lebte noch lange nach dem ſiebenjährigen Kriege, und erzählte ſeine ſchauderhaften, und theilweiſe romanhaften Begebenheiten ohne Hehl.

Er hatte, ſo vielen ſeiner Glaubensbrüder ähnlich, eine ſehr lebhafte Neigung zum Gewinn. Bei einem kleinen Gefecht der Ruſſen mit den preuſſiſchen Truppen unter dem Grafen Dohna, trieb ſie ihn an, ſich in den Kugelregen zu wagen, um aus erſter Hand, und ehe ihm der Kauf von Anderen verdorben würde, von den Koſacken Uhren, Treſſen und dergleichen, was ſie Gefangenen oder Todten abgenommen, einzuhandeln. Dies mußte eine Perſon von Bedeutung geſehn, und dabei gedacht haben: Dieſer Jude, der ſo dreiſt im Geldgewinn iſt, wird dafür zu mehrerem zu brauchen ſeyn.

Unvermuthet ward ihm der Antrag: als Marketender dem ruſſiſchen Heere zu folgen. Er hatte nicht Baarſchaft genug, um die erſten Einkäufe zu beſtreiten, der Offizier aber, von welchem der Antrag ausgegangen war, verſorgte ihn hinlänglich damit, um ſich Wagen und Pferde, ein Zelt und allerhand zu verkaufende Lebensmittel anzuſchaffen. Hirſch empfing auch einen Paß als Marketender, welcher ihm den Eingang und Ausgang bei ruſſiſchen Lägern und Kantonnirungsquartieren ſicherte.

Nach einiger Zeit erinnerte man ihn, einen Gehülfen anzunehmen, der, wenn er Einkäufe beſorgte, den Verkauf wahrnähme, und es geſchah.

Nun erſchien jener Offizier aber einſt in nächtlicher Weile bei ihm, und muthete ihm zu: eine Reiſe nach Sachſen, ins Hauptquartier des Prinzen Heinrich zu machen. Ihm wurde eine freigebige Belohnung zugeſagt, doch augenblickliche Todesſtrafe angedroht, wenn er nicht das tiefſte Schweigen über den Auftrag beobachten würde.

Der Jude war betroffen und entgegnete: daß es ihm ſchwerlich gelingen würde, in Sachſen durchzukommen. Sogleich händigte ihm der Andere einen preuſſiſchen Paß ein. Er lautete auf ein Marketendergeſchäft, und war ſo urkundlich ausgefertigt, daß Hirſch nicht zweifeln konnte, durch ihn Allenthalben, wo preußiſche Truppen ſtanden, einen offnen Weg zu finden. Daß man ihn warnte, nie einen Ruſſen dies Papier ſehen zu laſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

Hirſch reiſete alſo ab, ſagte bei den letzten Vorpoſten: er wolle Nahrungsmittel für die Soldaten einkaufen, und nahm dann Courierpferde, um deſto eiliger an den Ort ſeiner Beſtimmung zu gelangen. Ihm waren Briefe mitgegeben worden, doch wußte er nicht von wem ſie kamen, noch an wen ſie gerichtet waren, denn ſie hatten keine Aufſchrift. Dagegen war ihm eine Perſon im Hauptquartiere des Prinzen genannt worden, an die er ſich zu wenden und ſeine Depeſchen abzugeben habe.

Er fand eine gute Aufnahme, erhielt ein Geſchenk und Antwortsbriefe, wieder ohne Aufſchrift. Seine Weiſung lautete: ſie demjenigen einzuhändigen, von welchem die überbrachten ihm gegeben wären.

So vollzog nun der Iſraelit mehrere Reiſen von Zeit zu Zeit, und gewann in etlichen Jahren viel Geld, da er an beiden Seiten immer mit Freigebigkeit ſich belohnt ſah.

Endlich kamen ihm Gerichte zu Ohren, die im Lager umliefen. Man fliſterte ſich nehmlich

zu:

zu: Das Kabinet ſey mit dem ſchonenden Betragen des Generals T*** in Berlin unzufrieden, hatte ihn auch in mancherlei ſeltſamen Verdacht, und es hieß: er würde mit nächſtem in Arreſt genommen, und nach St. Petersburg abgeführt werden.

Hirſch fand das ungemein bedenklich, und um ſo mehr, als es ihm ſchien, er würde ſeit einiger Zeit ſcharf beobachtet, wenigſtens ging es bei den Befragungen, wenn er an den Lagerwachen vorüber kam, viel ſchärfer als ſonſt zu. Er hatte den General T*** nie geſprochen, konnte ſich aber leicht einen Zuſammenhang zwiſchen der von ihm behaupteten Sinnesart, und den Aufträgen, die er vollziehen mußte, deuten. Kein Wunder alſo, daß ihm anfing bange zu werden, und dieß um ſo mehr, als er jeßt häufiger als ſonſt verſandt wurde.

Eben war er von einem erſchöpfenden Courierritt zurück gekommen, als der Mann, von dem er ſeine Weiſungen immer empfing, ihm andeutete: er müſſe ſogleich neuerdings ins Hauptquartier des Prinzen. Der Jude ſchüßte ſeine große Ermüdung umſonſt vor. Hierauf ſagte er Jenem unverhohlen, was man ſich ins Ohr raunte, im Fall er es noch nicht wiſſe, und empfahl behutſame Vorſicht. Er ſchien Jenem eben nichts Neues zu ſagen, doch blieb es bei dem

Anſinnen. Es hieß: Hirſch müſſe platterdings gleich ſich wieder auf den Weg machen, da an gegenwärtiger Depeſche, und ihrer eiligſten Beſtellung, ſo viel gelegen ſey; doch möchte er vor der Hand nicht zurück kehren, ſondern im preuſſiſchen Lager bleiben, bis man ihm andere Weiſungen zukommen laſſen würde.

Hirſch mußte ſich fügen, beſtand aber darauf, nur einen, und möglichſt kleinen Brief zu erhalten, weil er immer ſchon fürchtete, bei den Vorpoſten durchſucht zu werden. Dies bewilligte man ihm.

Er kam indeſſen noch glücklich durch die Vorpoſten, und nahm, da ſeine Schenkel durch den letzten Ritt wund waren, Extrapoſt. Der Poſtillon aber empfing doppelte Bezahlung, um nach allen Kräften zu eilen.

Als Hirſch ein wenig ſchlafen wollte, erinnerte er den Poſtillon, ſich fleißig umzuſehn, und dafern er etwa Reuter gewahrte, die nachkämen, ihn ja ſogleich zu wecken. Eine ſchlimme dunkle Ahnung bewog ihn dazu.

Sie hatte ihn nicht getäuſcht, denn bald weckte ihn der Poſtillon und ſagte: hinten fliege eine Staubwolke auf, die näher zu kommen ſchien.

Erſchrocken ſah der Jude zurück, und überzeugte ſich bald, daß Koſacken im vollen Galopp daher ſprengten. Wie ſehr der Wagen eilte, ſo konnte man doch abſehen, daß ſie ihn einholen würden.

Jetzt nahm er ſeinen preuſſiſchen Paß, und ließ ihn ins Rad laufen, ſo daß er bald im Theer verſchwunden, und auch wohl bald zerſtört ſeyn mußte. Den kleinen Brief erbrach er ſchnell, um den Inhalt zu leſen, und, wenn er durchkäme, mündlich beſtellen zu können. Er war jedoch in Chiffern geſchrieben. Hirſch glaubte ihn nicht behalten zu können, und die Augenblicke drängten. Ihn zu zerreiſſen und zu verſtreuen, das ging auch nicht mehr; man hätte die Stücken gefunden. Hirſch zerriß ihn nun, und, um ſich ganz zu ſichern, aß er jedoch die Stücken in der Eile auf. Daß er den Brief in ſeinen Eingeweiden verbarg, war ein großes Glück für den Abſender, gegen den er ſonſt vielleicht hätte ſprechen können.

Nun waren aber die Koſacken auch da, an ihrer Spitze ein Offizier, der zu halten gebot. Er fragte: wohin der Marketender wolle? Nach Stettin, antwortete dieſer, um Weine zu kaufen. Nimmt man dazu Extrapoſt? hieß es wieder. Die Weine fehlen, ein anderer könnte mir zuvor kommen, entgegnete Hirſch, indem er alle mögliche Unbefangenheit anzunehmen ſuchte.

Dies war jedoch vergeblich, man durchſuchte aufs genaueſte den ganzen Wagen, nicht minder jedes Kleidungsſtück des Eingeholten, trennte die Nähte auf, durchſchnitt die Sohlen der Stiefeln, und ob man am Ende gleich nichts Verdächtiges entdeckt hatte, mußte er doch zurück ins ruſſiſche Hauptquartier, wo man ihn nicht zum beſten hielt.

Er wurde ſcharf bewacht, ohne über die Gründe ſeiner Verhaftung irgend ein Weiteres zu erfahren, den anderen Tag aber nach Königsberg, und von da nach Petersburg geſchickt. Er war auf einem Wagen feſtgebunden, Soldaten begleiteten ihn.

In manchen ruſſiſchen Städten ging es ihm übel genug. Der Pöbel ſchrie: Das iſt der Spion, warf mit Steinen, oder mißhandelte ihn ſonſt, ſo, daß die Bedeckung alle Mühe hatte, ihn am Leben zu erhalten, und die Wüthenden nur damit beſänftigte, daß ſie vorſtellte: man bedürfe zuvor ſeiner Ausſagen im Verhör, dann würde er ſeinen Lohn ſchon empfangen, und zu Tode geknutet werden. In der That mußte dieſe Lage ſchrecklich ſeyn.

In St. Petersburg erwartete ihn ein hartes Gefängniß, und ſeine Verhöre begannen. Die an ihn gethanen Fragen hießen immer: in welcher Verbindung er mit dem General T*** geſtanden habe? Hirſch antwortete: er habe nie

Gelegenheit gehabt, auch nur mit demſelben zu ſprechen. Man forſchte: ob ihm der General nicht durch Andere Aufträge ertheilt habe. Der Gefangene läugnete Alles ab, wie oft man auch die Fragen wiederholte, oder wie liſtig und verfänglich man ſie ſtellte.

Nun hieß es: man würde ſeiner Hartnäckigkeit ſchon ein Ziel ſtellen. Hirſch mußte ſeine Stiefeln ablegen, es wurde eine Bank gebracht, und ein Paar Korporale traten mit haſelnen Stöcken ein. Noch ging eine Anmahnung voran, ohne Gewalt die Wahrheit zu bekennen.

Der Iſraelit ſah die furchtbaren Anſtalten zur Peinfrage, überlegte aber doch: wie ein Geſtändniß ihn ohne allen Zweifel dem Tode entgegen führen werde, bei einem ſtandhaften Trotz gegen die Schmerzen, zeigte ſich hingegen noch Möglichkeit, das Leben zu retten. Er entſchloß ſich alſo zum Schweigen um jeden Preis.

So mußte er denn den Platz auf der Marterbank nehmen, und die, von ruſſiſchen Armen geführten Schläge, regneten auf ſeine Fußſohlen. Wenn Hirſch von dieſem merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens erzählte, pflegte er zu ſagen: er habe damals einen unerhörten, gar nicht mit Worten zu nennenden Schmerz empfunden, aber doch ſich dergeſtalt dagegen betäubt, daß er ſeinem Vorhaben nicht treulos geworden ſey. Es wäre ihm dadurch gelungen, daß er immerfort ſich zu ſagen geſucht hätte: es ſey kein Schmerz, es komme ihm nur ſo vor.

Er machte ſich alſo zum Stoiker und Idealiſten, und hielt mehr denn Tauſend Schläge, an den Fußſohlen ſowohl, als an andern Theilen des Körpers aus, ohne daß er ſein beſtimmtes, und auf alle erneute Fragen erneutes Läugnen einen Augenblick gebrochen hätte. Er blieb daneben ſtets bei der nöthigen Geiſtesgegenwart, ſo daß er nie ſich widerſprach, oder in ungleich lautende Ausſagen verwickelte. Von der Handlung, die ihn in eine ſo ſchlimme Lage gebracht hatte, ganz abgeſehn, wird man doch einräumen müſſen, daß nur eine ausgezeichnete Kraft im Gemüth, eine ſolche Aufgabe löſen konnte.

Es haben ſie jüdiſche Verbrecher oft bewieſen; Criminalgeſchichten aus aller Zeit führen oft an, daß ihnen weder Daumſchrauben noch andere Foltern, ein Bekenntniß abgenöthigt haben. Man könnte ſagen: dies gehöre zur Charakterzeichnung der Nation überhaupt, und zwar ohne durch eine ſolche Anmerkung im mindeſten unbillig zu ſeyn. Denn im Allgemeinen hat die Nation den feſteſten Sinn — d. h. im Guten wie im Böſen — und wenn die Staaten Griechenland und Rom untergingen, überlebte der Iſraelitenſtaat ſeine politiſche Auflöſung, lebte in einer theokratiſchen Verbindung fort, und das wahrlich oft unter Umſtänden, welche nicht viel gelinder als Martern waren.

Genug, Hirſch ſagte nichts aus, die Peiniger mochten auch mit ihm anfangen, was ſie wollten. Sie mußten ihm Wundärzte ſchicken, um die Folgen der erbarmenloſen Mißhandlung zu beſeitigen.

Einigermaßen geheilt, wurde er abermals vorgefordert, und ihm eröffnet: General T*** habe ſelbſt bereits Alles eingeſtanden, und wolle es ihm unter die Augen ſagen, weshalb man ihm denſelben gegenüberſtellen würde. Es könne indeſſen ſeine Strafe noch in etwas mindern, wenn er, ohne dem Gericht ſo viele Weitläufigkeiten abzunöthigen, ſich zum Ziele legte.

Es war zum Erſtenmale, daß Hirſch davon hörte: auch der General ſey hieher gebracht; daß er aber eingeſtanden haben ſollte, ſchien dem gewitzten Iſraeliten nicht glaublich, da man ihn wohl verhaften, aber bei ſeinem Range, die Peinfrage nicht anwenden könne. Hirſch urtheilte alſo: man wolle ihm nur abermal eine Falle legen, auch ſey zu muthmaßen, man werde eben ſo den General benachrichtigt haben: er, der Jude, ſey ſchon zum Bekenntniß gebracht. Er hielt es daher für wichtig, daß Jener erführe, dem ſey nicht ſo, und er könne feſt auf ſein Beharren beim Abläugnen bauen.

In der That wurde er nun auch in ein Zimmer geführt, wo ſich der General befand. Ehe noch einer von den Richtern ſprach, deren Abſicht muthmaßlich war, den General durch die Verſtellung des Juden in Verlegenheit zu bringen, wenn man zugleich ſagte: „Hier iſt der Jude, er hat bereits Alles eingeſtanden;“ ehe es noch dahin kam, war Hirſch ſo dreiſt, mit dem angenommenen Ton der Unſchuld auszurufen: „Ew. Excellenz, wie können Sie ſagen, ich hätte jemals Aufträge für Sie ausgerichtet?“

Die Richter verboten ihm unwillig den Mund, er hatte ihn vermuthlich aber nun ſchon genug gebraucht. Stolz und finſter ſah ihn der General an, und entgegnete: „Ich habe euch nie geſehn, nie mit eures gleichen zu thun gehabt.“

Hirſch wurde wieder in ſeinen Kerker geführt. Er war froh, ſowohl dem General einen bedeutenden Wink ertheilt, als auch durch ſeine Worte eingeſehn zu haben: auch er läugne ſtandhaft.

So konnte man denn nichts überweiſen, und die noch angewandten Verſuche, hinter die Wahrheit zu kommen, ſchlugen wie die Früheren fehl. Dies hinderte aber nicht, daß man den Iſraeliten dennoch auf eine Kibitke ſetzte, und tief nach Sibirien brachte.

Hier empfing er, als ein zwar nicht überwieſener, aber doch verdächtiger Spion, zuerſt eine gar üble Begegnung, die eine ſeltſame Zufälligkeit indeſſen bald änderte.

Der Kommandant in dem Bezirk, nach welchem man den Gefangenen verwieſen hatte, ließ ſich ein Wohnhaus bauen, das eben nicht ſonderlich ausfiel, weil es in dieſer entfernten Gegend an geſchickten Arbeitern mangelte. Hirſch ſagte einem Unteroffizier: Wenn der Kommandant etwa die Zimmer in dem neuen Gebäude wollte malen laſſen, könne er, Hirſch, das vollziehn, indem er ein wenig damit umzugehen wiſſe.

Er hatte ſich in frühern Zeiten einmal darauf gelegt, und war ſeine Kunſt an ſich nicht von Belang, war ſie es doch in Sibirien, wo man hundert Meilen wohl keine Stubenmalerei ſah.

Der Kommandant ließ ihn rufen. Seine Gemahlin befand ſich bei Jenem. Als Hirſch dieſe erblickte, gerieth er in eine ſolche Bewegung, daß er eine plötzliche Uebelkeit vorſchützen mußte, um nur hinaus gehn, und ſich erſt wieder ſammeln zu können.

Und das ging ſo zu. Er hatte ſonſt die Meſſen in Leipzig, und dort ein Haus beſucht, in welchem die Frauenzimmer ihre Liebkoſungen um klingenden Lohn ſpendeten. Da hatte er zu einer von dieſen eben nicht züchtigen Schönen eine beſondere Neigung gefaßt, und bei jeder Anweſenheit in Leipzig ihr fleißig zugeſprochen, auch Freigebigkeit bewieſen. Und dieſe nemliche Perſon fand er nun als Gemahlin eines Kommandanten in Sibirien, wenn es gleich keiner vom erſten Rang, ſondern nur ein Unterbefehlshaber war. Eine ſolche Entdeckung mußte ihn wohl wie ein elektriſcher Schlag treffen.

Der Offizier beſprach ſich aber mit ihm über den Gegenſtand, ließ chineſiſche Farben aus Irkutzk holen, und Hirſch fing an zu malen.

Nicht lange, ſo ſuchte des Kommandanten Gemahlin, die ihn auch ſogleich erkannt hatte, Gelegenheit, allein mit ihm zu ſprechen, und erinnerte ihn, ein tiefes Schweigen über die Vergangenheit zu beobachten. Hirſch verſicherte ſie: was das Schweigen anbelange, ſuche er ſeinen Meiſter darin.

Er hörte nun, daß ſeine ehemalige Geliebte den ſchlimmen Aufenthalt in Leipzig verlaſſen habe, und einer Dame als Kammerjungfer nach Rußland gefolgt ſey. Daß ihre Herrſchaft ſie liebgewonnen, mehr als Geſellſchafterin, wie als Kammerjungfer gehalten, wie ihr Mann in Moskau ſich in ſie verliebt habe, und ſie ihm als

Gattin nach Sibirien gefolgt ſey, wo er in ſeinem jetzigen Poſten angeſtellt worden.

Hirſch durfte nun keine Zobel mehr fangen, ſondern malte, leiſtete auch im Hauſe des Kommandanten anderweitige Dienſte, und ſeine Gönnerin ſorgte, daß er in Speiſe und Trank nicht zu kurz kam.

Nach Jahr und Tag ſtarb die Kaiſerin Eliſabeth, und das politiſche Siſtem des ruſſiſchen Hofes änderte ſich, wie man es vorausgeſehen hatte. In St. Petersburg befand ſich der General Werner, und der Oberſt Graf Hordt gefangen, denen Peter III. ſogleich ihre Freiheit gab. Andere preußiſche Gefangene hatte man nach Sibirien geſchickt, wohin nun der Befehl erging, ſie zu ſammeln, und nach der Hauptſtadt zu ſenden, von wo ſie in ihr Vaterland zurückkehren ſollten. Als Hirſch dieſe Veränderungen der Dinge erfahren hatte, ſtellte er dem Kommandanten vor, er ſey als preußiſcher Unterthan, auch als preußiſcher Gefangener zu betrachten, und litte ohnehin rein unſchuldig eine ſo harte Strafe.

Die Gemahlin unterſtützte den alten Bekannten, theils vielleicht aus Erkenntlichkeit, wegen der einſt bewieſenen Zuneigung, theils auch vielleicht, weil man die Zeugen ehemaliger Schwachheiten lieber entfernt, als nahe um ſich ſieht.

Der Kommandant ſtellte den Iſraeliten nun unter die preußiſchen Gefangenen, und ließ ihn nach St. Petersburg bringen, dort machte man jetzt keine Schwierigkeit mehr, ihn weiter in die Heimath ziehen zu laſſen, und ſo langte Hirſch endlich wieder in der Neumark an. Er pries ſich nun, einſt ſo ſtandhaft der Peinfrage getrotzt, und ſo das Leben, aus den ſchlimmſten Gefahren, davon getragen zu haben. Er begann wieder die alten Handelsgeſchäfte an ſeinem Wohnorte, und lebte noch lange. Die erzählte Geſchichte iſt völlig wahr, und es giebt noch Perſonen, welche ihn gekannt haben.

Des Philoſophen Salomon Maimon romantiſche Fahrten.

Salomon Maimon gehörte zu den ſcharfſinnigſten Köpfen ſeiner Zeit. Dieſe traf in jene Periode, wo Kants Philoſophie ſo allgemeines Aufſehn erregte, Anhänger und Bewunderer zu Tauſenden, aber Wenige fand, die im Stande geweſen wären, ſie genügend zu verſtehn, in den Sinn des Lehrers tief einzudringen, und ſeine Meinung ſich klar zu machen. Bei dieſem Maimon war dies nicht allein der Fall, ſondern er beſſerte und meiſterte auch an dem Lehrgebäude, ſetzte durch ſeine ſpitzfündige Einwendungen Kant in Verlegenheit. Ja Maimon erwarb ſich den Namen eines eigenthümlichen, eines ſelbſtgebahnten Weg gehenden Philoſophen, was ſo manchen Profeſſoren, bei aller Anſtrengung, nicht gelingen will, ſo daß ſie immer nur als ein Nachhall fremder Meinung auftreten.

War Maimon nun ein ſeltner Kopf, waren die Umſtände, unter denen er ſich ausbildete, es noch mehr. Er kam als ein polniſcher Betteljude nach Berlin, verſtand kein Wort deutſch, und war nach einigen Jahren demungeachtet fähig, Einwendungen gegen einen Kant aufzuſtellen. Er zeigte, wie leicht das wahre Genie ſich zum Meiſter der Hinderniſſe macht.

Die romantiſchen, d. h. polniſch-jüdiſch-romantiſchen Irrfahrten ſeines Lebens, wollen wir zum Theil aufzeichnen, ſie ſind an ſich merkwürdig genug, und lehren daneben manches wenig Bekannte von den Sitten der Iſraeliten, namentlich der ſeltſamen, in den polniſchen Gegenden, kennen.

Dort blieben ſie, ſchon ſeit Jahrhunderten, nicht allein auf den Handel beſchränkt, trieben vielmehr auch Handwerke und Landbau, pachteten, hielten Wirthshäuſer, und letzteres wahrlich zur großen Bequemlichkeit der Reiſenden, denn nur bei ihnen war in kleinen Städten und Dörfern einiges erträgliche Unterkommen zu finden, die Herbergen der Chriſten ſcheute Jedermann wegen Unſauberkeit und Mangel an Allem, wonach man fragte.

Begegnete ihnen auf einer Seite der Katholiziſmus unduldſam und hart genug, bewilligte er ihnen auf der andern auch Rechte, die ſie in den aufgeklärteſten Staaten lange vergeblich nachſuchen mußten.

Die Juden geringerer Klaſſen hatten aber auch von den Sitten der polniſchen Bürger und Bauern viel angenommen. Die Trunkenheit, ein in Deutſchland ihnen gar nicht vorzuwerfendes Laſter, leitete ſie zu Müſſiggang und Unordnung hin. Dies alles waren aber auch Grundzüge des geſammten polniſchen Nationalcharakters.

Als die Preuſſen im Jahre 1793 nach Polen kamen, trug manches Landgut nicht Fünfhundert Thaler ein, wovon man zehn Jahre ſpäter wohl Zweitauſend Thaler Einkünfte zog, nachdem eine angemeſſene Bewirthſchaftung eingeführt worden. Früherhin gebrach es bald an arbeitenden Händen, bald an Vieh, bald an den nöthigen Auslagen für Ackergeräth, vor allen Dingen an Aufſicht und Ordnung.

Doch litt der Zuſtand im Jahre 1793 wieder gar keinen Vergleich mit dem noch älteren, vorzüglich gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Damals iſt die Landwirthſchaft durch Unwiſſenheit, und nicht zu findendes Recht wider Gewalthaberei aller Art, ſo in Verfall geſunken, daß ein Dorf, welches etwa 1793 Tauſend polniſche Gulden Pacht gab, oft um zehn Gulden einem Juden angeboten worden iſt. Und im Fall der Uebernahme, hat er doch meiſtens weder die

Pacht (1 Rthlr 16 Gr. Preußiſch) abtragen noch leben können.

Da ſind um dieſe Zeit jedoch zwei jüdiſche Brüder aus Gallizien aufgeſtanden, und haben als ſogenannte Derſawzes oder Generalpächter die ſämmtlichen weitläuftigen Güter des Fürſten Radziwil in Pacht genommen, und ſie vereinzelt wieder an Iſraeliten ausgethan. Man hat ihnen zugleich polniſche Verfahrensrechte zugeſtanden, das heißt mit andern Worten, den Gebrauch des Kantſchuhs. Wie auch die Glaubensbrüder ſchreien mochten, ſo erhöhten ſie die Pachtgelder willkührlich, und trieben ſie mit unerbittlicher Strenge ein. Sie reiſeten umher, unterſuchten eines Jeden Wirthſchaft, und gaben die nöthigen Anweiſungen. Trafen ſie aber einen Unterpächter, der ſtatt bei der Feldarbeit zu ſeyn, müſſig war, oder von Branntwein voll, nach polniſcher Sitte, auf dem Ofen lag, ſo tanzte der Kantſchuh ſo lange auf ſeinem Rücken, bis er ſich zu Fleiß und Nüchternheit bequemte. Dieſe Manier erwarb den Brüdern bei ihren Glaubensgenoſſen den Namen der zwei Tirannen, gleichwohl haben ſie ihnen über ihren eignen Vortheil die Augen geöffnet, die Landwirthſchaft iſt ſeitdem mehr emporgekommen, und man hat in andern Gegenden das Verfahren auf den Gütern des Fürſten Radziwil nachgeahmt. Der Kantſchuh war mithin dort, was in der Mark Brandenburg jetzt Herr Thaer iſt.

Maimons Großvater, genannt **Heimann Joſeph**, hatte auch eine Pacht in den Beſitzungen des Fürſten Radzivil, und zwar im polniſchen Litthauen, unweit des Städtchens Mirz. Sie beſtand aus etlichen Dörfern, eins davon, **Sukowiborg**, liegt am Niemen, und war ſein Wohnſitz. Es gehörte eine Art Hafen dazu, und eine Waarenniederlage, weil die Schifffahrt auf dem Niemen ziemlich lebhaft iſt, eben ſo eine Waſſermühle. Er hatte ein Wirthshaus, eine Bier- Branntwein- und Methbrauerei, und eine Menge Vieh. Tauſend polniſche Gulden (zu vier Ggr.) mußte er für Alles Pacht erlegen, und hätte gar wohl dabei reich werden können.

Dies geſchah aber keinesweges. Denn obſchon die Verbeſſerung und Veredlung des Landbaues, vom Kantſchuh jener Brüder einſt ausgegangen, hier ſich offenbarte, muß man ſich eine altpolniſche doch nicht vorſtellen, wie eine engliſche auf den Gütern eines Arundal oder Bridgewater. Heimann Joſeph hatte die übrigen Dörfer ſeinen Brüdern wieder in Unterpacht gegeben. Dieſe hielten ſich meiſtens bei ihm auf, unter dem Vorwand der Hülfeleiſtung, eigentlich aber um zu eſſen und Branntwein zu trinken. Sollten ſie zahlen, vermochten ſie es nicht, denn ſie hatten ihre Aecker unbeſtellt gelaſſen. Heimann Joſeph ſprach demungeachtet viel von guter Oeconomie, und hielt im Hausweſen auf ſtrenge Sparſamkeit. Die Seinigen mußten gar ſchlecht gekleidet gehn, und meiſtens von elender Koſt leben. Aus guter Wirthſchaft brannte man keine Talglichte oder Lampe, ſondern zündete ſchmale Streifen Kienholz an, die man in die Ritzen der Wände ſteckte. Dies veranlaßte jedoch einigemal Feuerſchäden, wofür ſich auf zehn Jahre hätte Lichte kaufen laſſen.

Ging es für die Hausgenoſſen mit Trank und Speiſe knapp zu, wollte Heimann Joſeph dagegen bei ſeinen Glaubensbrüdern patriarchaliſch gaſtfrei gelten. Für ſolche blieb der Tiſch den ganzen Tag gedeckt; man bot Jedem mit einer Hand den Schalam, (Gruß) und mit der anderen ein Glas Branntwein, worauf man ihn unentgeltlich mit Speiſen bewirthete. Das Haus lag an einer lebhaft beſuchten großen Straße, mithin war dieſer Aufwand nicht unbedeutend.

An jedem Gemach Fenſter, Fenſterladen, Schlöſſer und dergl. zu halten, dazu konnte dieſer gute Wirth ſich nicht entſchließen. Die Kammer, worin Bier, Meth und Branntwein verwahrt lagen, hatte nur Oeffnungen, um das Tageslicht einzulaſſen. Sie waren demungeachtet groß genug für Knechte und Fuhrleute, wenn dieſe Luſt fühlten, ſich ohne Zahlung zu betrinken; dieß geſchah oft, und nicht ſelten vergaßen ſie, die Zapfen wieder in die Tonnen zu ſtecken. Man wehklagte dann viel über den gelittenen Schaden, dachte aber zu wirthſchaftlich, um die Kammer beſſer zu verwahren. Eben ſo holte ſich aus den offnen Scheunen Getraide, wer deſſen bedurfte, und die fetten Kühe brachten von der herrlichen Weide oft leere Euter nach Hauſe, was man aber auf ihnen angethane Zauberei ſchob. Bei dem Allen hieß dieſe Landwirthſchaft eine verbeſſerte und veredelte, man kann ſich alſo vorſtellen, wie es in dieſem Betracht geſtanden haben mag, ehe die großen Kantſchuhreformatoren aufgetreten ſind.

Man ſieht hier auch, daß, wenn man gewöhnlich den Iſraeliten gute Talente der Rechenkunſt beizumeſſen pflegt, die Regel doch ihre Ausnahme hat.

Maimons Jugendgeſchichte zählt auch manche Beiſpiele von dem ſeltſamen Ergehen dieſes Volks im alten Polen auf, und wie es zum Recht ſich verhielt.

Eine Brücke gehörte auch in den Bezirk der genannten Pachtung. Laut Vertrag ſollte der Fürſt ſie unterhalten, und nicht der Pächter. Lange war ſie ſchon baufällig, Heimann Joſeph erinnerte die Adminiſtratoren an die nöthigen

Reparaturen; aus Leichtſinn und Unordnung achteten ſie aber nicht darauf. Dies ſetzte endlich die Reiſenden in Gefahr, es brach oft ein Theil der Brücke unter den Wagen ein.

Widerfuhr dies einem vornehmen polniſchen Herrn, ſo glaubte er den Pächter derb ausprügeln zu müſſen, wo denn alle Verantwortung umſonſt blieb. Nachdem Heimann Joſeph einige ſolche Erfahrungen gemacht hatte, beſtellte er einen Menſchen, welcher an der Brücke nach Kutſchen ausſehn mußte. Nahte eine, gab er dem Pächter einen ſchnellen Wink, der nun mit den Seinigen eilig in den Wald floh. Dann wollten die Vornehmen prügeln, ſahen jedoch Niemand. Um doch auf eine Weiſe ihr Müthchen zu kühlen, ließen ſie durch ihre Bedienten alles Geräth im Hauſe zerſchlagen.

Dies war denn übel genug, der Pachter hatte aber doch ſeinen Willen, und dieſer beſtand darin: platterdings nicht die Brücke ausbeſſern zu laſſen, weil er das, laut Vertrag, nicht nöthig hatte. Zwar koſtete der Wächter mehr, und noch weit mehr ein Unheil eben erzählter Art. Holz war in Ueberfluß vorhanden, mit wenigen Thalern Arbeitslohn jährlich, wäre alles gethan geweſen; beſtanden aber die polniſchen Herren auf ihren Kopf, that es Heimann Joſeph auch.

Der Fürſt hatte einmal zu vielen Ungarwein genoſſen, und kam in eine Stadt, die ihm gehörte. Er beſuchte die Kirche, und indem er nicht wußte wo er ſich befand, trat er an den Altar und ſchlug dort, zum Entſetzen der verſammelten andächtigen Gemeine, ſein Waſſer ab. Den andern Morgen ließ ihm die Geiſtlichkeit Vorſtellungen machen, und der jetzt nüchterne Fürſt befahl: die Judenſchaft des Ortes ſollte, zur Sühne der Entheiligung, funfzig Stein Wachs an die Kirche liefern, was denn auch geſchehn mußte.

Heimann Joſephs Sohn wollte mit dem Landbau ſich nicht abgeben, ſondern ein Gelehrter ſeyn, obgleich er nicht viel über den Willen hinausdrang. Der Sohn deſſelben, unſer Salomon Maimon, hatte eine gleiche Neigung, die ſich indeſſen anders offenbarte und entwickelte.

Salomon wurde im Hauſe ſeines Großvaters, wo der Vater auch lebte, durch dieſen in der hebräiſchen Sprache unterrichtet, und zum Leſen des Talmud angehalten. Weil Salomons Gedächtniß und Trieb nach Wiſſenſchaft nun gleich bedeutend, und ungemein zeitig zu einer ſeltenen Fähigkeit herangeblüht waren, begab es ſich, daß im neunten Jahr der Sohn mehr wußte, als ſein gelehrter Vater, und ihn beim Diſputiren über den Talmud wacker in die Enge trieb.

Maimon fand unter deſſen Büchern auch eine aſtronomiſche Schrift, von einem Rabbi, David Gans, der zu Tichos Zeiten in Prag gelebt hatte, und mit dieſem auch bekannt geweſen war. Gleich warf ſich der Knabe mit ungeſtümer Emſigkeit auf das Studium derſelben, und machte ſich von geflochtenen Ruthen eine Art Sphaera armillaris, womit er ſeine Berechnungen anſtellte. Dies deutete ein nicht unerhebliches Genie zur Mathematik an, das ſich in der Folge auch genug bewährte. Der Großvater wurde aber aus ſeiner Pachtung vertrieben, und die ganze Familie mußte lange im Elend umherirren, ehe ſie einen neuen Wohnplatz gewann. Endlich ließ man ſich in einem Dorfe unweit Mirz nieder, wohin Maimon in die jüdiſche Schule ging, und trotz ihrer Schlechtigkeit, bald ſolche Fortſchritte da machte, daß es unter allen Iſraeliten der Gegend Aufſehn erregen mußte.

Bald wählte man indeſſen wieder einen neuen Aufenthalt. Hier ſchlich Maimon, damals elf Jahr alt, einſt den Frauenzimmern nach, die, zufolge der Landesgewohnheit, das Bad beſuchten. Er ſah ein junges Mädchen aus dem Schwitzbade in den Fluß ſpringen, fühlte ein wunderbares Entzücken, und von der Zeit an ſich immer gar unruhig. Obſchon in den Geheimniſſen der Liebe noch ganz fremd, wandelte ihn nun die

Luſt zum Heirathen an, und dieſe erwachte Neigung traf auch mit den Gebräuchen der Iſraeliten in Polen zuſammen, nach welchen man ſchon Kinder von elf bis zwölf Jahren, ſelbſt wohl noch früher, in den Eheſtand treten läßt.

Ein Nachbar hatte zwei Söhne und drei Töchter. Die älteſte, Debora, war ſchon verheirathet, die zweite, Peſſel, gefiel dem Maimon, wie er auch dem Mädchen. Die jüngſte, Rachel, traf das Unglück, in einen Keller zu fallen, und das Bein zu brechen, wonach ſie hinkte. Ihr Vater wollte nun, Maimon ſollte die Rachel heirathen, und verſprach eine gute Ausſtattung. Sein Vater drang hingegen auf die gradbeinige Peſſel, für die auch Maimon eingenommen war, aber alles zerſchlug ſich.

Ein gelehrter Iſraelit aus Schmilowitz hatte viel von Maimons zeitigem Fleiß, und ſchon geſammelter Wiſſenſchaft, die einen künftigen großen Rabbinen andeuteten, erfahren. Dieſer Ruf hatte ihn ſo bezaubert, daß er jenen, ohne ihn einmal zu ſehn, zu ſeinem Eidam erkieſen wollte. Er ſchrieb darüber an Maimons Vater, und überließ ihm die Bedingungen. Dieſer antwortete in einem erhabnen, aus altteſtamentlichen und talmudiſchen Stellen zuſammengeſetzten Styl: „Die tauſend Gulden ſind für dich Salomo! und die Zweihundert für die, welche ſeine Früchte bewahren.“ Er meinte Zweihundert für ſich, wodurch er den genialiſchen Sohn gleichſam verkaufte.

Alles ward zugeſtanden. Der Vater reiſete, ohne den Sohn mitzunehmen, nach Schmillowitz, und brachte den Vertrag in Richtigkeit. Maimon empfing eine ſchwarzſammetne Kappe mit goldnen Spitzen, und eine mit Silber beſchlagene Bibel zum kleinen Geſchenk, und die Weiſung: eine Disputation auszuarbeiten, die er am Hochzeittage, der in zwei Monaten erfolgen ſollte, halten müſſe.

Er ſchickte ſich darauf an, ohne ſeine Braut geſehn zu haben. Sie ſtarb jedoch an den Blattern noch vor der Hochzeit, und Maimon freute ſich, doch Bibel und Kappe behalten zu können.

Späterhin legte Maimons Vater in der Reſidenz des Fürſten R*** eine eigne Schule an, wobei ihm der Sohn als Gehülfe zur Seite ſtehen ſollte. In der Vorſtadt hielt eine Wittwe, Namens Riſſia, ein Wirthshaus. Sie hatte eine Tochter, Sara. Kaum hattte Jene von Maimon gehört, als ſie ihn zum Schwiegerſohn haben wollte. Diesmal kam ihm die Beſtimmte zu Geſicht. Die Mutter lud ihn ein, liebkoſete ihm, ſtellte Sara ihm vor, und fragte, wie ſie ihm gefiele. Sein Vater lehnte ſich aber gegen den Vorſchlag auf, da ihm die Wittwe nicht Vermögen genug zu beſitzen ſchien.

Sie ließ ihn aber eines Tages rufen, unterhandelte eifrig, und unerwartet traten der Oberrabbiner, der Prediger und die Aelteſten der Judenſchaft des Ortes ein. Sie waren zu einem Beſchneidungsfeſt geweſen, und Riſſia hatte ſie darnach zum Verlobungsmahl bei ſich einladen laſſen. Halb betrunken erſchienen ſie, und glaubten, der Ehekontrakt ſey ſchon ſo gut wie aufs Reine gebracht. Maimons Vater beſtritt das, wollte von keiner Heirath des Sohnes wiſſen, und ſo entſtand ein großer Zank. Endlich ließ er ſich doch überreden, indem Riſſia ihm funfzig Thaler, und nach ihrem Tode ihr Haus der Tochter verſprach. Zudem wollte ſie das neue Paar ſechs Jahre in ihrem Hauſe frei unterhalten, und dem Eidam das ganze Werk des Talmuds — das auf ein Paar Hundert Thaler zu ſtehen kömmt — ſchenken. Nun war man einig, ſchmauſ'te, und ſorgte durch Branntwein, daß jene halbe Trunkenheit des jüdiſchen Klerus, zur ganzen wurde.

Indeſſen erfüllte Riſſia ihr Verſprechen nicht, den Maimon, — welchem es Noth that — neu zu kleiden, und ſein Vater ſchöpfte Mißtrauen. Ein reicher Arendant, **Herſch Dukor**, bekam auch Luſt, dem jungen Gelehrten ſeine Tochter zuzufreien. Seine Abſicht deſto eher zu erreichen, bot er dem Vater zwei große Kufen Branntwein auf Borg an, erwartend, er werde ſeine Schuld nicht tilgen können. Der Alte war froh über den Kredit, trank luſtig, hatte aber, wie der Gläubiger ſich einfand, kein Geld. Nun ſagte Herſch Duker: Gieb meiner Tochter deinen Sohn zum Mann, und wir ſind quitt. Er machte anderweitige Verſprechungen, Maimons Vater war deſſen zufrieden, und Jener zerriß den Schuldſchein über das gebrannte Waſſer.

Bald erfuhr die Wittwe aber, was man gethan hatte, und lud den Alten vor Gericht. Er verlor den Prozeß, und ſah ſich verurtheilt, laut Ehekontrakt ſeinen Sohn der Riſſia zum Tochtermann auszuhändigen.

Dies hörte nun der Arendant wieder, kam bei Nacht mit einem Wagen, holte den Maimon, welcher auf einem Tiſche ſchlief, und fuhr mit ihm zum Thore hinaus. Die Hausleute waren aber von dem Geräuſch erwacht, eilten hinterdrein, und jagten ihm die Beute wieder ab.

Nun ging die Hochzeit mit Sara vor ſich. Nicht Maimons Vater, nicht der Bräutigam, wollten den erſten Tag ſich einfinden, erſchienen auch in der That nicht; die Brautmutter ließ die Feierlichkeit aber dennoch ihren Gang gehn. Auch den andern Tag blieb der Vater aus, und Maimon wollte eben ſo wenig kommen. Man drohte, ihn mit Soldaten zur Trauung zu führen. Endlich am Abend beſann Jener ſich, verfügte mit dem Bräutigam ſich an Ort und Stelle, und die Trauung wurde vollzogen.

Maimon hatte in einem hebräiſchen Buch geleſen, daß man, wenn man ſeiner Braut während der Trauung auf den Fuß träte, im Eheleben die Oberherrſchaft gewänne. Er wollte die Vorſchrift ausüben, ehe er aber noch mit dem Entſchluß zu Stande kam, fühlte er ſchon den Pantoffel ſeiner Braut, — die eine ähnliche Meinung hegte, — ſchon ſtark auf dem Seinigen. Ihm hing noch Aberglauben genug an, um nun zu glauben: es ſey beim Geſchick unwiderruflich beſchloſſen worden, daß er unter dem Pantoffel ſeiner Ehefrau ſtehen ſollte, und wenn ſich das in der Folge wirklich ſo verhielt, trug ſein Glaube ohne Zweifel manches dazu bei.

Unter Hundert Ehemännern finden neunundneunzig ſich in ihren Hoffnungen nach der Hochzeit betrogen, und ganz vorzüglich widerfuhr dies unſerm Maimon. Es fand ſich, daß ſeiner Schwiegermutter Haus, ſeiner Frau einſt als Erbe zugeſagt, tief verſchuldet war, Riſſia und Sara zankten um die Wette mit dem neuen Gliede der Familie. Jene, ſein elfjähriges Alter und ſeine Muthloſigkeit betrachtend, fing bald auch an, ihn zu prügeln, wenn er nicht ihren

Wünſchen nachgelebt hatte. Dies war ihm doch zu arg, er raffte ſeine jugendliche Kraft zuſammen, und prügelte ſeine Schwiegermutter wieder. Selten verging eine Mahlzeit, wo ſie einander nicht Teller und Löffel an den Kopf warfen. Einſt war ihr Eidam zu einem Milchtopf gegangen. Sie verlangte, er ſollte den Rahm zuvor abnehmen, dieſer mundete ihm jedoch vorzüglich, und er ſpeiß'te fort. Nun ſtieß Jene ihn mit Fäuſten, und er ſchlug ihr das Gefäß auf dem Kopfe entzwei.

Ihr wo möglich einen andern Sinn zu erziehn, kroch Maimon eines Abends ungeſehn unter ihr Bett, und ſprach um Mitternacht in einem mitgenommenen irdenen Topf: „Riſſia! Gottloſe! Warum thuſt du ſo übel an meinem geliebten Sohn? Beſſere dich, ſonſt iſt dein Ende nah, und in alle Ewigkeit biſt du verdammt. Dann machte er ſich hervor, und fing ſie grauſam an zu kneipen. Endlich ſchlich er davon.

Am folgenden Morgen ſtand ſie Schreckensbleich auf, erzählte ihrer Tochter: Maimons Mutter wäre ihr im Traum erſchienen, und habe ſeinetwillen ſie bedroht: und fürchterlich gekneipt. Zur Beſtätigung wieß ſie die blauen Flecken. Sie eilte auch nach dem jüdiſchen Begräbnißplatz, warf ſich mit Thränen auf das Grab der Todten, und bat ſie um Verſöhnung.

Sie ließ das Grab ausmeſſen, und ſchenkte ein Wachslicht dieſer Länge in die Synagoge. Nicht weniger faſtete ſie einen Tag, und begegnete dem Eidam auf einige Zeit liebreich. Dann aber vergaß ſie die nächtliche Grauenerſcheinung, und zankte und prügelte wie zuvor.

Elf Jahre alt hatte Maimon ein Weib genommen, in den erſten Zeiten dieſer Ehe wurden Hymen und Amor noch nicht vertraut, doch als der Gatte vierzehn Jahr zählte, gebar ihm Sara den älteſten Sohn, welchen der Knabe vom Vater David nannte. Vermuthlich würde das zarte Ehepaar noch lange ohne Sprößlinge geblieben ſeyn, wenn Riſſia, die gern Enkel ſehen wollte, den Eidam nicht zu einer alten ſogenannten Hexe gebracht hätte. Dieſe ſprach allerhand Formeln über ihn, und verſtand es daneben aber auch, ſeine Einbildungskraft rege zu machen, daß er wenigſtens ahnte, was ihm bis dahin unbekannt geblieben war.

Bei dem allen eine ungewöhnliche zeitige Reife in nördlichen Gegenden. Es ſcheint aber, daß, wenn man viele Geſchlechter hindurch, ſo frühe Ehen verordnet, es die Conſtitution nach und nach ändere. So ſagt der drollige Lichtenberg: Haut man einem Hunde den Schwanz ab, dem Sohne wieder, und deſſen Sohn abermal, merkt die Natur es ſich endlich, und läßt den Schwanz weg.

Weil die wortbrüchige Schwiegermutter ſtatt ſechsjähriger Koſt und Kleidung den Eidam kaum ein halbes Jahr unterſtützte, ſah er ſich hierauf genöthigt, durch Schulmeiſterei Frau und Kind zu ernähren, wobei es knapp genug zuging. Indeſſen verlor er ſeine gelehrten Beſchäftigungen nicht aus den Augen, ſchon ſah man ihn, trotz ſeiner Jugend, als einen vollkommenen Rabbiner an; er ſtudirte mit Eifer demnächſt die Kabbala — eine rabbiniſche weitläuftige Wiſſenſchaft — und das große theologiſch-philoſophiſche Werk des Maimonides: More Nevochim genannt. Es iſt für gemeine Köpfe ungenießbar, dem aber, deß Geiſtesſchwingen ſich regen, öffnet es die Augen über den eigentlichen Sinn religiöſer Geheimniſſe, und weckt in ihm ein mächtiges Streben nach Erkenntniſſen der Wahrheit. Daß z. B. Moſes auf dem Berge mit Gott geredet habe, wird von Maimonides ſo erklärt: Moſes dachte auf dem Berge einſam und tief über die Erſcheinungen der Natur nach, da leuchtete ihm der Gedanke ein: ſie müſſe einen einzigen großen Urheber haben. Das iſt alſo nach ihm die Offenbarung, und eine Erklärung dieſer Art muß denkende Köpfe zur ſpekulativen Philoſophie leiten. Indem Maimon ſich das nun merken ließ, wurde er auch bald von ſeinen Glaubensbrüdern über Unglauben und Ketzerei angeklagt.

Dazu konnte ein Jude in Polen damals leicht gelangen, denn es gab manche Sekten, unter andern die der Chaſidien, oder Frommen, die es nicht allein mit dem blinden Glauben ungemein ſtrenge nahmen, ſondern auch harte Bußübungen gar ſeltſamer Art auflegten. Maimon erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte davon einige merkwürdige Beiſpiele.

So gab es in ſeiner Gegend einen jüdiſchen frommen Gelehrten, Simon aus Lubtſch, der ſchon die Thſchubath hakana (die Buſſe des Kana) ausgeübt hatte, welche darin beſteht, daß er ſechs Jahre den ganzen Tag faſtete, und am Abend nichts von Allem genoß, das von einem lebendigen Weſen herkömmt, als Fleiſch, Milch, Honig u. ſ. w. Daneben hatte er die Golath gehalten, das iſt eine beſtändige Wanderung, wo man nicht zwei Tage an einem Orte bleiben darf; einen härnen Sack auf dem bloßen Leibe getragen, und doch glaubte er noch zur Befriedigung ſeines Gewiſſens nicht genug gethan zu haben, wenn er nicht auch noch die Tſchubath hmiſchkal (Buſſe des Abwägens) ausübte. Sie will jede Sünde insbeſondere noch abthun. Weil Simon nach einer angeſtellten

Berechnung, aber zu finden glaubte: die Anzahl ſeiner Sünden wäre viel zu groß, als daß irgend eine Buſſe ſie würde tilgen können, ließ er ſichs einfallen, ſich zu Tode zu hungern. Er kam auf ſeiner Wanderung nach dem Orte, wo Maimons Vater wohnte, und ging, ohne daß Jemand es wahrnahm, in die Scheune, wo er ohnmächtig zu Boden fiel. Zufällig kam Jener in die Scheune und fand ihn, mit einer Sohar (dem Hauptbuch der Kabbaliſten) in der Hand.

Da er ſchon ſeinen Mann kannte, ließ er ihm gleich allerhand Erfriſchungen reichen, Simon wollte jedoch keinen Gebrauch davon machen. Er ſchlich davon, und man fand ihn hernach todt auf dem Felde. Die Sache wurde allenthalben unter den Juden dort bekannt, und Simon ein Heiliger.

Ein Anderer, Joſſel aus Klezk, nahm ſich nichts geringeres vor, als die Ankunft des Meſſias zu beſchleunigen. Zu dem Ende faſtete er, wälzte ſich im Schnee, durchwachte betend Nächte und dergleichen mehr. Mit jeder Art ſolcher Anſtrengungen glaubte er die Niederlage einer Legion böſer Geiſter, welche den Meſſias bewachten, und ſeine Ankunft hinderten, bewerkſtelligen zu können. Dazu kamen viele Räuchereien, Beſchwörungen und ähnliche Alfanzerei, bis Joſſel darüber in Wahnwitz fiel, Geiſter mit offenen

offenen Augen zu ſehen meinte, jeden mit Namen nannte, um ſich warf, Fenſter und Oefen zerſchlug, glaubend, dies wären die Feinde, welche er tödten müſſe u. ſ. w.

Als Maimon noch dem Aberglauben zugethan war, konnte er es in ſolchen frommen Uebungen doch nicht weiter, als zu einem dreitägigen Faſten bringen. Er entſchloß ſich zwar auch einmal zur Thiſchubath hakana, die Ausführung unterblieb jedoch, über dem Leſen des Maimonides, welcher ſich als keinen Freund ſolcher andächtigen Schwärmerei zeigt. Auch wollte er in der Zeit, wo er ſonſt den rabbiniſchen Grundſätzen noch genau folgte, doch gewiſſe Ceremonien, die ihm einen komiſchen Anſtrich zu haben ſchienen, durchaus nicht beobachten.

Von dieſer Art war z. B. das Malkethſchlagen vor dem großen Verſöhnungstage, wo jeder Jude ſich in der Synagoge auf den Bauch legt, und ein anderer ihm mit einem ſchmalen Streifen Leder neununddreißig Schläge giebt. Maimon pflegte dann zu ſagen: er habe ſchon in einer andern Synagoge das verrichtet.

Sein Leben daheim in einer freudenloſen Ehe, und zunehmend drückender Armuth, ward ihm nach und nach ſo unerträglich, wie andererſeits ſein Drang anwuchs, den wiſſendurſtigen Geiſt weiter auszubilden, als es in Polen geſchehen konnte. Er nahm ſich alſo vor, die Heimath zu verlaſſen, und nach Königsberg zu gehn, um dort ſich auf die Arzneikunde zu legen.

Er entwich im Stillen, ohne Geld, ohne der deutſchen Sprache mächtig zu ſeyn, dem Schickſal ſich überlaſſend. Ein jüdiſcher Handelsmann, der auch nach Königsberg reiſ'te, nahm ihn auf ſeinen Wagen, und gab ihm unterwegs Zehrung.

In Königsberg ging Maimon zu einem jüdiſchen Arzt, ihn von ſeinem Vorhaben zu unterrichten. Dieſer hatte keine Zeit, ſich lange mit ihm zu beſprechen, ſondern verwies ihn an einige Studenten, die in ſeinem Hauſe wohnten.

Als er ſich ihnen zeigte, brachen ſie in ein helles Lachen aus. Maimon trug eine zerriſſene ſchmutzige, polniſch-litthauiſch-jüdiſche Kleidung; ſeine Sprache war ein Gemenge von hebräiſchen, polniſchen, ruſſiſchen und etlichen jüdiſch-deutſchen Wörtern, und ſie klang ſo poſſierlich, als er ſich umſonſt dadurch verſtändlich zu machen ſuchte. Die jungen Leute trieben alſo Scherz und Unfug mit ihm, als ſie hörten, er habe vor, wie ſie, Student ſeyn.

Maimon konnte in deutſcher Sprache ſich nicht ausdrücken, wohl aber hatte er deutſche Bücher geleſen, und ein ungemeines Talent überhaupt, eine ihm fremde Sprache durch Leſen, bald verſtehen zu lernen. Nun hatten die Studenten grade Mendelſohns Phädon auf dem Tiſche liegen, und wieſen ihm das Buch vor. Maimon las eine Stelle, überſetzte ſie ins Hebräiſche, und redete in der nemlichen Sprache dann über den Inhalt und Sinn, wodurch er zeigte, er ſey vollkommen eingedrungen und ein ſcharfdenkender Kopf. Nun änderten jene ihre Meinung über ihn, legten zuſammen, um ihm eine beſſere Kleidung und Unterhalt zu verſchaffen, gaben daneben ihm aber den Rath, nach Berlin zu gehen, und dort ſein Glück zu verſuchen, weil er in Königsberg ſeine Abſicht ſchwerlich erreichen dürfte. Sie empfahlen ihm die Seereiſe nach Stettin, von wo er nicht mehr weit hätte.

Maimon ging zu Schiffe. Was ihm die Freigebigkeit der Studenten mitgetheilt hatte, reichte eben zu, ſich einige Heringe, Zwieback und etwas Branntwein mitzunehmen. Widrige Winde hielten die Reiſe fünf Wochen auf, und es gab harten Kampf mit Seekrankheit und Mangel genug.

In Stettin angelangt, beſaß Maimon nicht die geringſte Baarſchaft mehr, kannte weder das Land noch gehörig die Landesſprache, und war nahe daran, vor Hunger umzukommen. Er wallfahrtete indeſſen von Stadt zu Stadt, und wo ſich Juden fanden, erhielt er einige karge

Unterſtützung. Einſt lud ihn ein wohlhabender Iſraelit am Sabbath zum Abendeſſen. Seine Tochter gewahrte aber auf Maimons, in ſieben Wochen nicht gewechſelten Kleidern, eine gewiſſe polniſche Lebendigkeit, und wandte ſich mit Abſcheu von ihm.

Endlich kam er doch nach Berlin, und mußte in das jüdiſche Armenhaus am Roſenthaler Thore ziehn. Die Aelteſten, beauftragt, der fremden Ankömmlinge Abſichten und Gewerb zu unterſuchen, kamen, und fragten: was er in Berlin wolle? die Antwort lautete: Medizin ſtudiren, und ſonſt in Wiſſenſchaften ſich ausbilden. Sogleich gaben ſie ihm einen ſchmalen Zehrpfennig, und verwieſen ihm die Stadt. Er mußte zur Stelle wieder hinaus, blieb jedoch vor Schrecken über getäuſchte Hoffnung vor dem Roſenthaler Thore ohnmächtig liegen, und ſank in eine Art von hitzigem Fieber. Die Wachen meldeten das im Armenhauſe, man ſchaffte ihn wieder herein, doch blieb es, nach ſeiner in etlichen Tagen erfolgten Geneſung bei dem alten Spruch: Er mußte zur Stadt hinaus.

Wohin? das galt nun die Frage. Er überließ ſich verzweifelnd dem Zufall, ging weiter, ohne daran zu denken auf welchem Wege, und in welcher Richtung er ſich befände. Nur, daß er im Elend werde untergehn müſſen, leuchtete ihm ein.

Da begegnete ihm ein lüderlicher verworfener Betteljude von Profeſſion, redete ihn an, und fragte um die Urſache des nur zu ſichtbaren Unmuths. Maimon hehlte ſie nicht. Jener ſprach ihm — nach ſeiner Art — Troſt ein, und ſagte: Maimon ſollte nur Kameradſchaft mit ihm machen, ſie wollten zuſammen im Lande umher betteln, das ſey ein ganz luſtiges Leben. Er würde ihn ſchon unterrichten, wie man es anzufangen habe, daß man den Leuten Allmoſen abpreßte.

Für Maimon blieb nur die Wahl, ob er vor Hunger verſchmachten, oder in das Anerbieten eingehn wollte. Liebe zum Leben gab den Ausſchlag, und ſo bettelte der künftige berühmte Philoſoph, länger als ein halbes Jahr, mit ſeinen zerlumpten Gefährten. Sie übernachteten in Dorfſchenken, auch wohl im freien Felde, von warmer Speiſe war die Rede nicht, die übrigen Mühſeligkeiten eines ſolchen Treibens kann man ſich leicht vorſtellen, auch, daß ein Paar abgeriſſene Betteljuden nirgend eine angenehme Erſcheinung ſind.

Die Geſellſchaft eines ſo rohen, allen Begriffen von Moralität, Anſtand und Schicklichkeit entfremdeten Kerls, mußte ihm auf die Länge unerträglich werden. Als ſie daher auf ihren

Irrfahrten nach Poſen kamen, beſchloß Maimon, es möchte auch gehn, wie es wolle, ſich von ihm und der Bettelei zu trennen, ob ihn der Gefährte ſchon dringend anlag, ſie fortzuſetzen. Maimon ging zu dem daſigen Oberrabbiner, und entdeckte ihm ſeine ganze Lage, die größtentheils auch ſein Aeuſſeres nicht verſchwieg.

Er fand einen menſchlich fühlenden, und in den talmudiſchen Wiſſenſchaften ſehr unterrichteten Mann. Das Bettelkleid hinderte ihn nicht, in Maimons Geiſt zu ſehn. Auf eigne Koſten ließ er jenes von ihm entfernen, und ihm einen ſchwarzen Rabbineranzug machen. Sodann empfahl er ihn der Judenſchaft in Poſen, als einen Gelehrten, der zum Jugendunterricht ſich vorzüglich eigne.

Ein reicher Iſraelit nahm ihn nun als Hofmeiſter bei ſeinen Söhnen an. Wohnung und Koſt fielen gut aus, und mußten den um ſo mehr erfreuen, der ein halbes Jahr betteln gegangen war. Daneben beſtimmte ſein Patron ihm einen ſo anſehnlichen Gehalt, daß Maimon in den zwei Jahren, welche er in dieſem Hauſe verlebte, über zwanzig Dukaten erſparen konnte.

Auf die letzt verdarb er es aber doch mit den Juden in Poſen, wozu ihr lächerlicher Aberglauben Gelegenheit gab. Es hatte nehmlich Einer einen Karpfen geſchlachtet, und dabei war ihm vorgekommen, als gäbe der Fiſch einen Laut von ſich. Auf die Frage bei einem iſraelitiſchen Geiſtlichen, was unter dieſen Umſtänden zu thun wäre, urtheilte dieſer: Den Karpfen habe ein Geiſt bewohnt, man müſſe den heiligen Ueberreſt in ein Leichentuch hüllen, und feierlich begraben. Dies geſchah auch; Maimon aber, davon hörend, ſagte: hätte man ihn mir lieber geſchickt, ich würde verſucht haben, wie ſo ein begeiſterter Fiſch ſchmecke. Man deutete eine ſolche Aeuſſerung ihm höchſt übel.

Am Gemeinhauſe befand ſich ein, ſeit langen Zeiten angenageltes, Hirſchgeweih, von welchem man einen böſen Zauber behauptete. Wer es berührte, hieß es, müſſe auf dem Fleck ſterben, wovon man auch Beiſpiele nannte. Maimon, der einſt vorüber ging, faßte es ohne Umſtände an, und rief: Seht ihr Poſener Narren, ich ſterbe nicht. Nun galt er für einen Entweiher des Heiligthums, und ward um ſo mehr verfolgt, als man ihn ſchon des nicht regelmäßigen Beſuchs der Synagoge halber, lange als einen Ketzer betrachtet hatte.

Maimon ward deſſen müde, und weil er ohnehin die alten Entwürfe noch immer feſthielt, ſo gab er ſeine Hofmeiſterſtelle auf, um abermals nach Berlin zu reiſen.

Jetzt langte er auf der Poſt und mit Kleidung beſſer verſehn, hier an, durfte auch nicht in das Judenarmenhaus am Thore einkehren. Demungeachtet wollten ihn die Vorſteher entfernt ſehn.

Einige wohlhabende Leute verwandten ſich dagegen für ihn, ſelbſt Mendelſohn, zu dem er ging, empfahl ihn in angeſehenen Häuſern, man brachte eine monatliche Unterſtützung auf, die ihm Wohnung und Koſt zuſicherte.

Aus dem Studium der Arzneikunde ward doch nichts, weil ſeine Neigung dazu erkaltet war, ſtatt deſſen wollte er ein Apotheker werden, trat auch als Lehrling ein, gab es jedoch ſpäterhin ebenfalls wieder auf. Mit einem ungeheuren Fleiß, der auch in Rieſenſchritten Fortgang gewann, warf Maimon ſich dagegen auf die deutſche, lateiniſche und griechiſche Sprache, trieb nicht weniger emſig mathematiſche Wiſſenſchaften, und machte ſich aufs innigſte mit den Syſtemen-Philoſophen, mit Locke, Leibnitz, Wolf u. ſ. w. bekannt; dies geſchah in unglaublich kurzer Zeit, und meiſtens unter auffallenden Nebenumſtänden, die ſeine ungemein rüſtige Geiſteskraft zu erkennen gaben.

So fand er z. B. anfänglich, Wolfs Metaphyſik in einem Butterkeller, wo er ſie um zwei Groſchen einhandelte, und nun daheim ſich bekannt mit dem Innhalt machte. Wolf beweiſt hier das Daſeyn Gottes a posteriori folgendergeſtalt, nach dem Satz des zureichenden Grundes: daß nehmlich jeder Gegenſtand aus der Erfahrung, in einem andern Gegenſtande der Erfahrung ſeinen Grund haben müſſe, wo der letzte Gott ſey. Dies fand Maimon unrichtig, indem er einwarf: Gott ſey ein Gegenſtand außer aller Erfahrung, man könne ihn daher nicht aus Erfahrungen beweiſen wollen. Er ſetzte ſeine Zweifel an dem Wolfiſchen Syſtem in hebräiſcher Sprache auf, und ſchickte ſie Mendelſohn, der über den darin entwickelten Scharfſinn und Tiefſinn erſtaunte. Es gab die Veranlaſſung, daß er mit Jenem bekannt wurde. Mendelſohn ließ ihn zu ſich rufen. Maimon, bis dahin aber meiſtens nur an polniſche Hütten gewöhnt, erſchrack ſo über den artigen Hausrath in Mendelſohns Zimmer, daß er entfliehen wollte, und nur mit Mühe zurückgeholt werden konnte.

Ein Andermal fand er Lockens Schriften in einem jüdiſchen Hauſe; er blickte hinein, erſah gleich den Werth, und that dem Hofmeiſter bei den daſigen Kindern den Vorſchlag, ihm Unterricht in Lockens Philoſophie zu geben. Dieſer lachte gar ſehr, ließ es ſich jedoch aus Spaß gefallen, um ſich über Maimon und ſeine Weiſe, luſtig zu machen. Aus dem Spaß wurde nichtsdeſtoweniger Ernſt. Der Hofmeiſter mußte, weil Maimon ſo elend deutſch las, immer die Sätze verleſen, worauf ſie Maimon ihm dergeſtalt erklärte, daß kein Zweifel blieb, er ſey augenblicklich tiefer in ihren Sinn eingedrungen, als der Hofmeiſter bei allem ſeinen früheren Leſen. Auch fehlte es nicht an Einwendungen, die Maimon gegen Locke machte, wie denn Lernen und Selbſtdenken über das eben Begriffene, immer bei ihm Hand in Hand gingen.

Um in der deutſchen Sprache mehr Fortſchritte zu machen, erbot ſich Maimon, einen jungen Menſchen ſeiner Nation darin zu unterweiſen. Auch dieſer ging es, aus Scherz, ein. Er mußte nun den Adelung ſtückweiſe verleſen, und Jener erläuterte, wobei er aber auch manche Gloſſe hinzufügte, unter andern Adlungs Erklärung der Partes orationis in manchem Betracht mißbilligte.

Er las auch den Spinoza, erwärmte ſich lebhaft für deſſen Syſtem, und ſprach in einer Geſellſchaft davon. Ein Anweſender beſtritt ihn. Nach Spinoza ſind alle Dinge bloße Akzidenzen (Zukömmlichkeiten) einer einzigen Subſtanz. (Grund- oder Urſtoff.) Wie kann das ſeyn, entgegnete er; ſind nicht Sie und ich verſchiedene Menſchen, hat nicht jeder von uns ſeine eigene Exiſtenz? Macht die Fenſterladen zu, rief nun Maimon. Der Andere wußte nicht, was er damit ſagen wollte. Seine Meinung war aber, daß man das Sonnenlicht durch viereckige oder runde, kleine und große Oeffnungen ins Zimmer fallen laſſen könne, daß es aber ſtets das nehmliche Sonnenlicht bliebe.

Als er mit Helvetius ſich bekannt gemacht hatte, gab er ſeinem Syſtem der Eigenliebe allen Beifall. Ein unterrichteter Mann, bei welchem er ſich grade befand, war nicht dieſer Meinung, und ſagte: Wir lieben nicht blos uns, ſondern auch wohl andere Menſchen. So liebe ich, zum Beiſpiel, meine Frau. (Er gab ihr in dem Augenblick einen Kuß, und ſie war ſchön, es folglich werth.) Das beweiſ't nichts gegen mich, ſagte Maimon, warum küßt ihr denn eure Frau, als weil ihr Vergnügen daran habt?

Wie ſchnelle Fortſchritte er aber auch machte, wie vielerlei Kenntniſſe — wozu auch Phyſik und Chemie gehörten — er in kurzer Zeit umfaßte, befing er ſich anderweitig auch in manche tadelhafte Dinge, handelte nicht ſelten unklug, und ſeinem Vortheil ganz entgegen.

Schlimm, daß es die Männer von großem Genie — oft, wo nicht gar ſtets — ſo treiben. Könnten ſie denn nicht von großem Genie, und daneben auch fein vorſichtig, beſcheiden, artig, verbindlich, dem Herkommen gehorſam, und wer weiß was noch Alles ſeyn? Es ſcheint demungeachtet, dies wolle ſich nicht immer ſo thun laſſen.

Die Kur wäre vielleicht, daß man einem Mann von großem Genie, ein Ehrenamt mit recht hoch tönendem Titel, und ein halb Dutzend Ordens-Kreutze gäbe. Brächte man es dahin, daß er Gefallen an ſolchen Dingen fände, würde er vermuthlich bald ſo gehorſam, beſcheiden, artig, geſcheut, vorſichtig u. ſ. w. ſeyn, wie andere Staatsehrenbeamte mit Titeln und Kreutzen, aber ſich auch das Genie abgewöhnen. Und irgend einen Grund muß es doch auch haben, daß man bei gewiſſen Leuten, wie groß ihre Zahl auch iſt, nimmer Genie findet.

Maimon beging dreierlei Inkonſequenzen. Einmal ließ er ſich eine weltgetriebene Aufrichtigkeit zu Schulden kommen. Mendelſohn war ſein thätiger Gönner, verſchaffte ihm durch Freunde eine nicht unbedeutende Unterſtützung. Als Maimon aber erſt recht bekannt mit den verſchiedenen philoſophiſchen Syſtemen, und zum Selbſtanbau dieſes Feldes geeignet wurde, äußerte er ſich ohne Rückſicht gegen Mendelſohn, beſtritt ſeine Sätze, wollte als ſein Lehrer auftreten. Mendelſohn hatte das Verdienſt, das Leibnitz-Wolfiſche Syſtem hie und da noch vervollkommnet, ihm ein anmuthiges Gewand gegeben zu haben; auch waren ſeine philoſophiſche Moral, ſeine ſocratiſchen Ideen über die Unſterblichkeit der Seele, ungemein edel und erhaben. Dagegen floh er gewiſſe Abſtrakte; wollte auch — vielleicht ſchon zu alt damals — auf Kant nicht eingehn, den er nur den Alleszermalmenden nannte. Endlich hielt er feſt an den theologiſchen Grundſätzen ſeiner Väter, und Lavaters Aufforderungen, dem Judenthum zu entſagen, waren umſonſt geweſen. Vieles von dem ſtand der friſchen — auch weiter reichenden — Geiſteskraft Maimons nicht an. Und in ſofern Jener ſeinen Gegenſätzen nicht wich, glaubte Maimon, dies könne nicht aus Ueberzeugung, ſondern nur aus Rückſichten auf ſeine bürgerliche Lage herfließen. Er ſagte alſo ſeinen Bekannten: Mendelſohn wäre nichts, als ein philoſophiſcher Heuchler. Ueber Andere, die auch ſich weiſe dünkten, aber leicht zu durchſchauen waren, fällte er denn auch mehr richtige, als verbindliche Urtheile, nannte ſie oberflächliche Schwätzer, ſeichte Köpfe und dergleichen. Indem ſie es oft erfuhren, konnte es ſie nicht zu Maimons Vortheil ſtimmen.

Ferner dachte er auf keinen feſten Lebensplan. In der That hatten es die reichen Iſraeliten in Berlin mild und gutthätig mit ihm vor, wollten ihm zu einem guten Fortkommen behülflich ſeyn. Daher kam die Erlernung der Apothekerkunſt auf die Bahn, und ſechszig Thaler Lehrgeld wurden für ihn wirklich, in einer Apotheke bezahlt. Maimon fand ſich auch gehörig ein, und nahm an den chemiſchen Prozeſſen großen theoretiſchen Antheil. Das heißt, er ſuchte ſich über die hier obwaltenden Naturgeſetze zu unterrichten, darüber zu räſonniren, neue ausfindig zu machen, Alles mit ſeinem gewohnten Scharfſinn; ein praktiſcher Apotheker wurde dagegen aus ihm ganz und gar nicht; zu dem Alltäglichen und Handwerklichen dabei, hatte er weder Luſt noch Geduld. So war mithin jene Summe vergeblich aufgewandt.

Endlich gerieth Maimon auch mit etlichen jungen Leuten, von eben nicht ſtrengen Grundſätzen der Sittenlehre, zuſammen. Sie wollten dies und jenes von ihm lernen, lehrten ihn aber dies und jenes dafür. Sie nahmen ihn zu allerhand Luſtgelagen mit, auch wohl zu ſolchen, die das Licht ſcheuen. Maimon, der ſich mit allen Syſtemen vertraut gemacht hatte, zeigte hier, daß er auch dem epikuriſchen nachleben könne.

Von dem Allen hörten denn ſeine Gönner, und Mendelſohn, der an ihrer Spitze ſtand, ließ ihn, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Berlin, zu einer ernſten Erörterung zu ſich beſcheiden. Hier klagte er über Maimon, eröffnete ihm, daß ſeine Freunde, deren Erwartungen unerfüllt blieben, in ihrem Eifer für ihn zu ermüden begännen, und was dem mehr war. Maimon hätte durch Geſchmeidigkeit vermuthlich wieder einlenken, und das alte gute Verſtändniß erneuern können. Statt deſſen antwortete er aber mit Leichtſinn, ſogar mit einigem Trotz, und fügte hinzu: er ſähe wohl, daß er von Berlin weg müſſe, er werde ſein Glück alſo an einem andern Orte verſuchen. Mendelſohn gab ihm demungeachtet vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungen auf die Reiſe.

Mit geiſtiger Ausbildung zwar nun hoch bereichert, doch wieder dürftig genug, und mit Plan und Zweck wenig auf dem Reinen, ging Maimon nach Hamburg. Dort empfing er wenig mehr, als den wohlgemeinten Rath, ſich nach Holland zu begeben. Er befolgte ihn, reiſete nach Amſterdam, von dort nach Haag, wo er ſich neun Monate aufhielt, während deren ein wohlhabender Iſraelit ihm den Tiſch gab. Auſſerdem befand er ſich hier übel. Eine Wittwe verliebte ſich in ihn, und wollte ihn heirathen. Da ſie ihm aber nicht gefiel, er zudem auch in Polen eine Frau hatte, lehnte er den Vorſchlag ab. Endlich wollte er ſich in einen Kanal ſtürzen, um ſeinem unfreudigen Leben ein Ende zu machen. Am Geländer beſann er ſich doch eines anderen, und beſchloß abermals nach Hamburg zu gehn.

Er machte ſich über Hannover auf den Weg. In dieſer Stadt verfügte er ſich zu einem reichen jüdiſchen Wechsler, und übergab ihm das von Mendelſohn erhaltene Zeugniß, das von ſeinen Talenten und Wiſſenſchaften ſprach, und ihm der werkthätigen Unterſtützung ſeiner Glaubensgenoſſen empfahl. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm der Wechsler die Feder, und ſchrieb unter Mendelſohns Zeilen: „Auch ich bezeuge hiemit, „daß das, was Herr Mendelſohn zum Lobe des „Herrn Salomon ſchreibt, ſeine völlige Richtigkeit habe,“ und ließ ihn damit gehn.

Er kam wieder zu Hamburg an, und in den betrübteſten Vermögensumſtänden. Sie zu verbeſſern, gerieth er auf den Einfall, zum Chriſtenthum überzutreten. Er begab ſich zu einem angeſehenen Geiſtlichen. Dieſer fragte nach den Gründen, welche ſeinen Entſchluß beſtimmt hätten. Maimon ſprach hier wieder zu aufrichtig, als daß der Prediger nicht hätte einſehen ſollen, die Kirche würde eben keinen gläubigen Proſeliten an ihm gewinnen. Ein Rath, den Vorſatz aufzugeben, machte dieſer Unterhandlung ein Ende.

Dagegen fand er einen wohlthätigen Mann, der ihn ſchon in Berlin gekannt hatte, und ſeiner ſich annahm. Er meinte ſehr richtig, daß, bei allen philoſophiſchen und andern Studien, worauf ſich Maimon zeither mit ſo gutem Erfolg gelegt habe, ihm doch manches noch fehle, das im bürgerlichen Leben allein ein ſicheres Fortkommen begründe. Deshalb rieth er ihm an, das Gymnaſium in Altona einige Zeit zu beſuchen, um mit Eifer das Verſäumte nachzuholen. Er wollte die Koſten tragen.

Maimon willigte ein, erhielt eine Matrikel, und ward Gymnaſiaſt in Altona, ungeachtet er damal ſchon beinahe dreißig Jahre zählte.

War der Beſuch der Klaſſen gleich nicht immer regelmäßig, nützte er ſeinen hieſigen Aufenthalt doch gut, und befand ſich zwei Jahre lang ſorgenfrei. Nur einige Verdrießlichkeiten mit dem Oberrabbiner trafen ihn, theils weil Maimon ſich nicht zu den Religionsübungen einfand, theils, weil ſeine Frau ſeinen jetzigen Wohnort ausgemittelt hatte, und durch den Oberrabbiner ihm zumuthen ließ, ſogleich wieder nach Polen zu kommen, oder ihr einen Scheidebrief zu ſenden. Er mochte weder das Eine, noch das Andere. Dies entrüſtete den hebräiſchen Geiſtlichen, der zürnend ausrief: Schoffer, Schoffer! So heißt nämlich das Horn, worin, als Ermahnung zur Buße, am Neujahrstag in der Synagoge geblaſen wird, und deſſen Ton die sataniſchen Geiſter ſehr fürchten ſollen. Er zeigte zugleich auf den im Zimmer befindlichen Schoffer, und fragte: ob Maimon wiſſe, was das ſey? Die ſer entgegnete: O ja, es iſt ein Horn von einem Bock.

Bei dieſem Worte fiel der Oberrabbiner in ſeinen Stuhl zurück, und hob an, die ewig verlorne Seele zu beklagen, während deſſen Maimon ſich empfahl.

Freilich ſind manche leichtſinnige Handlungen ſeines Lebens, am wenigſten aber das Betragen gegen ſeine Gattin, nie zu rechtfertigen.

Nach zwei Jahren unterwarf er ſich einem Examen, und erbat ſich hierauf ein Zeugniß von dem damaligen Direktor Duſch. Es lautete unter andern wörtlich:

„Seine Talente überhaupt zur Erlernung alles Schönen, Guten und Nützlichen, vorzüglich „ſolcher Wiſſenſchaften, welche ſtarke Anſtrengung „der Geiſteskräfte, abſtraktes und tiefes Denken „erfordern, ſind, ich möchte beinah ſagen, außerordentlich. Jedes Wiſſen, was den meiſten Aufwand von eigner Thätigkeit erfordert, iſt ihm „das angenehmſte, und Beſchäftigung der Denkkräfte ſcheint ſein größtes, wo nicht einziges Vergnügen zu ſeyn. Sein liebſtes Studium iſt bisher Philoſophie und Mathematik geweſen, worin er Fortſchritte, zu meinem Erſtaunen gemacht „hat.“

Dieſe Fortſchritte hatte er indeſſen früher als auf dem Gymnaſium zu Altona gemacht.

Wohin nun? hieß abermal die Frage. Weil es ihm aber in Berlin noch am beſten ergangen war, glaubte er wohl zu thun, wenn er dahin zurückkehrte.

Gleichwohl fand er jetzt manche Hinderniſſe, obſchon ſeine älteren Freunde zum Theil ihn wieder begünſtigten. Er hatte den Plan, hebräiſche Schriften, zum Nutzen der ſo wenig unterrichteten Juden in Polen herauszugeben. Er fand Beifall, aber nicht die gehoffte Unterſtützung, gerieth daher ins Stocken. Maimon begab ſich nach Deſſau, um hier mit aller Muße an die genannte Arbeit zu gehen, verließ dieſe Stadt jedoch nach einiger Zeit wieder, und trat eine Reiſe nach Breslau an.

Hier entflohen ihm abermal einige, bald erheiterte, bald mißliche, Jahre. Sein Handeln in dieſer Zeit war oft zu loben, oft auch nicht. Den rühmlichen Vorſatz, hebräiſche Lehrbücher für die unwiſſenden polniſchen Iſraeliten ans Licht zu ſtellen, hatte er nicht aufgegeben. Mendelſohns Morgenſtunden in jene Sprache überſetzt, eine Naturlehre nach Newtons Prinzipien darin geſchrieben, ein Lehrbuch der Mathematik und manches andere, woran er ſowohl in Deſſau, als in Breslau thätig war. Die Schriften fanden jedoch keine Verleger, weil dieſe keinen Abſatz davon hofften. Ein Entwurf, ſie auf Unterzeichnung drucken zu laſſen, ſcheiterte auch, und die Werke blieben Handſchrift.

Garve und einige andere chriſtliche Gelehrte wandten ihm einige Vortheile zu, ſeine Glaubensbrüder ſchienen dagegen mehr wider, als für ihn eingenommen, und behaupteten: er verbreite ſchädliche Meinungen. Doch bekam er eine Hofmeiſterſtelle in dem Hauſe eines Bankiers, wovon er leben konnte.

Nur behagte ihm auch der mühſelige Kinderunterricht wenig mehr. So viel er ſich alſo davon losmachen konnte, oder wenigſtens nach beendeten Lehrſtunden, trieb er ſich denn mit luſtigen Brüdern in Kneipen herum.

Auch ſtattete ihm ſeine Frau hier einen nicht erfreulichen Beſuch ab. Mit Amazonenmuth ging ſie auf ihn ein, hielt ihm ſeine bösliche Verlaſſung vor, und begehrte: er ſolle mit ihr wieder nach Polen ziehn.

Dazu hatte er kein Ohr, doch begegnete er ihr nach Möglichkeit freundlich und galant, führte ſie zu Luſtbarkeiten, und ſchaffte ihr Vergnügungen. Auch gab er ihr alles Geld, was er damal beſaß, und etwas über funfzig Thaler betrug.

Da er bei dem Allen nicht heimkehren mochte, klagte ſie bei den jüdiſchen Gerichten auf eine Eheſcheidung. In dieſe ward er auch verurtheilt. Der aus dem Geſetzbuch auf ihn bezogene Grund lautete nicht verbindlich. Er heißt: Ein Vagabund, der ſeine Frau viele Jahre verläßt, ihr nicht ſchreibt, und kein Geld ſchickt, ſoll, wenn er aufgefunden wird, zur Eheſcheidung gerichtlich gezwungen werden.

So hatte es Maimon freilich verdient, und ſich ohne Zweifel hier mit einer ſchweren Unrechtlichkeit befleckt.

Die Hofmeiſterſtelle ging auch zu Ende, weil ſeine Zöglinge einer anderen Beſtimmung folgten. Nun ſah er ſich genöthigt, in verſchiedenen Häuſern Unterricht zu geben. Es warf ihm Geringes ab, und noch geringer war ſeine Neigung dazu. Indem man dies wahrnahm, verſiegten endlich auch dieſe Hülfsquellen, und es ging ihm wieder äußerſt ſchlimm.

Zum viertenmale reiſ'te er wieder nach Berlin. Mendelſohn war nun todt, die übrigen Freunde wollten nichts von ihm wiſſen. Doch veranſtaltete Herr Bendavid, der von ſeiner Noth gehört hatte, eine Sammlung von etwa dreißig Thalern für ihn, die er ihm einhändigte.

Maimons ganzer Sinn war nun ſo angethan, daß, wenn er dreißig Thaler in der Taſche hatte, er einen unverſieglichen Reichthum zu beſitzen meinte, und nun wohlgemuthet und froh wieder auf ſeinem Lebenswege fortging. Auch war ihm eine ſolche Summe mehr als vielen Andern, er konnte, wenn es ſeyn mußte, ſich höchſt eng beſchränken, und nach alter polniſcher Art zehren.

Jetzt miethete er ſich bei einer alten Frau, in eine ſogenannte Schlafſtelle, ein. So ein Aufenthalt iſt noch ärger, als die Dachſtuben der Poeten, wovon ſo viel geſprochen wird. Denn ſie bewohnen ſie doch allein, Maimon hauſete aber mit dem alten Weibe in Einem Gemach.

Wer hätte demungeachtet denken ſollen, daß in dieſer Schlafſtelle Dinge vorgenommen wurden, die in der damaligen philoſophiſchen Literatur ein ungemeines Aufſehen machten, und die erſten Köpfe Deutſchlands nicht allein beſchäftigten, ſondern auch belehrten, oder betreten machten. Denn Maimon gab ſich jetzt ausſchließlich mit Kants Vernunftkritiken ab, und wollte, ob dieſe gleich keinem Syſteme mehr Raum zu laſſen ſchienen, dennoch ein eignes zu Tage fördern. Er gerieth auf ein Coalitionsſyſtem, das alle ältere mit Kants ſyſtemzerſtörenden Lehrbegriffen vereinen ſollte. Er bearbeitete das ſo, daß er Spinoza's und Leibnitzens Ideenverwandtſchaft zu Kant darthat, übrigens dem Humeſchen Skeptizismus ein weites Feld zu Angriffen auf Kant öffnete. Nur genaue Sachkenner vermögen den Umfang eines ſo kühnen Unternehmens zu beurtheilen.

Auf dieſe Weiſe entſtand Maimons Transzendentalphiloſophie, welche das Coalitionsſyſtem enthielt. Als die Handſchrift fertig war, zeigte er ſie einem Schüler Kants, welcher den Ruf für ſich hatte, ſeinen Lehrer mehr wie Andere begriffen zu haben. Dieſer las, wagte aber kein Urtheil, ſondern rieth, das Manuſcript gradezu an Kant ſelbſt zu überſchicken, und verſprach, es mit einem Schreiben an den großen Philoſophen zu begleiten. Auch Maimon legte einen Brief bei.

Kants merkwürdige Antwort an Jenen hieß:

„Aber wo denken Sie hin, liebſter Freund, „mir einen großen Pack der ſubtilſten Nachfor„ſchungen, zum Durchleſen nicht allein, ſondern „auch zum Durchdenken zu überſchicken, mir, der „ich in meinem 66ſten Jahre noch mit einer weit„läuftigen Arbeit, meinen Plan zu vollenden, „(theils in Lieferung des letzten Theils der Kritik, „nämlich den der Urtheilskraft, welcher bald her„auskommen ſoll, theils in Ausarbeitung meines „Syſtems der Metaphyſik der Natur ſowohl, als „der Sitten jenen kritiſchen Forderungen gemäß) „beladen bin. Der ich überdem durch viele Briefe, „welche ſpecielle Erklärungen über gewiſſe Punkte „verlangen, unaufhörlich in Athem gehalten werde,

„und obendrein von wankender Geſundheit bin. „Ich war ſchon halb entſchloſſen, das Manuſcript „ſofort mit der vorerwähnten ſo gegründeten Ent„ſchuldigung zurück zu ſchicken. Allein ein Blick, „den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüg„lichkeit deſſelben zu erkennen, und daß nicht allein „niemand von meinen Gegnern mich und die Haupt„frage ſo wohl verſtanden, ſondern daß auch nur „Wenige zu dergleichen tiefen Unterſuchungen ſo „viel Scharfſinn beſitzen möchten, als Herr Mai„mon, und dies bewog mich u. ſ. w."

An Maimon ſchrieb er:

„Ew. Wohledelgeboren Verlangen habe ich „ſo viel, als für mich thunlich war, zu willfahren „geſucht, und wenn es nicht durch eine Beurthei„lung Ihrer ganzen Abhandlung hat geſchehen „können, ſo werden Sie die Urſache dieſer Un„terlaſſung aus dem Briefe an Herrn *** ver„nehmen. Gewiß iſt es nicht Verachtung, die ich „gegen keine ernſtliche Beſtrebung in vernünftigen, „die Menſchheit intereſſirenden Nachforſchungen, „am wenigſten aber gegen eine ſolche, wie die „Ihrige iſt, bei mir hege, die in der That kein „gemeines Talent zu tiefſinnigen Wiſſenſchaften „verräth u. ſ. w.

Waren Kants Lobſprüche für Maimon ſehr ſchmeichelhaft, konnte das gewiſſermaßen noch mehr von der ſittlichen Verlegenheit gelten, die ſein Schreiben kund gab. Sie ließ ſich auch wohl erklären. Nur an unbedingte Verehrer und Bewunderer hatte er ſich gewöhnt, und ſeine bis dahin aufgeſtandnen Gegner — von Fichte war die Rede noch damal nicht — wußten ihn ſelten zu faſſen, und hatten daher nichts zu bedeuten. Ein Anderes dagegen mit genannter Schrift. Von Ideenverwandtſchaften hörte Kant, der ein nie da geweſenes Original ſeyn wollte, vermuthlich ungern, da es den Gedanken von Ideenentlehnungen wecken konnte. Und noch weniger von Blößen, die er dem Skeptizimus (dem Angriffe durch Zweifel, welche die Beweiſe nicht überzeugten) ſollte gegeben haben.

Maimon ließ nun ſeine Transzendentalphiloſophie drucken. Sie ward ungemein geleſen, obſchon nicht von Jedermann verſtanden. Ein Exemplar war an die allgemeine Litteraturzeitung in Jena übermacht worden. Da nun in geraumer Zeit keine Beurtheilung erfolgte, ſchrieb Maimon, geſpannt darauf, ſelbſt an die Herausgeber. Man antwortete ihm: „er wiſſe ſelbſt, wie gering die Anzahl derjenigen ſey, die geſchickt dazu wären, philoſophiſche Werke richtig zu faſſen, und zu rezenſiren; drei der ſpekulativſten Denker hätten die Anzeige ſeines Werks abgelehnt, weil ſie nicht vermögend wären, mit ihm in die Tiefen ſeiner Unterſuchungen einzudringen. Der Antrag ſey einem vierten geſchehn, von dem man eine befriedigende Antwort hoffe.“

Eine ſolche Erklärung der allgemeinen Litteraturzeitung gehört zu den Seltenheiten, und macht zugleich das Buch dazu.

Erſt im Gange mit deutſcher Schriftſtellerei, fuhr Maimon wacker fort, lieferte eine Menge von Aufſätzen in die deutſche Monatsſchrift, in das Journal für Aufklärung, und manchen andern damaligen Zeitſchriften. Er ſchrieb auch ein philoſophiſches Wörterbuch, und verband ſich mit dem Profeſſor Moritz zur Herausgabe der Erfahrungsſeelenkunde.

Er arbeitete ungemein ſchnell, empfing gute Honorare, und konnte mithin bequem leben, auch wohl dann und wann luſtig. Bisweilen hielt er ſich damal — von 1790 etwa und mehrere folgende Jahre — in Berlin, auch zu Potsdam in einer Lederfabrik, und beim Sommer auch wohl in dem nahe vor Berlin liegenden Dorfe Weiſſenſee auf.

Seine Außenſeite verſprach wenig, ſeine Kleidung, obgleich nun deutſch, trug eben nicht das Gepräge der Eleganz, demungeachtet ſahen ihn viele Berliner ſehr gern, und bemühten ſich, an öffentlichen Oertern mit ihm zuſammen zu treffen. Denn ſeine Unterhaltung war ſo anziehend, als vielſeitig. Er war jetzt der deutſchen Sprache mächtig, nur daß man ihm die Herkunft aus Polen freilich anhörte.

Man konnte ihn über die meiſten Gegenſtände alter und neuer Literatur fragen, und empfing Antworten, die nicht allein von einer ungeheuren Beleſenheit zeugten, ſondern auch immer ein eigenthümliches Nachdenken über den Gegenſtand, eine ſich neu geöffnete Anſicht deſſelben, kund thaten. Und dies galt nicht allein von abſtracten und polemiſchen Werken, ſondern auch von ſolchen, von denen man hätte glauben ſollen: es wäre ihm, bei ſeinen zeitherigen Lebensverhältniſſen, unmöglich geweſen, ihren Sinn zu würdigen.

Um nur ein Beiſpiel zu nennen, gehörten die bekannten Sätze des Rochefoucault dahin. Sie kann man als den raffinirteſten Abhub derjenigen tiefen Menſchenkunde betrachten, die nur in der Pariſer Welt, und am Hofe zu Verſailles, ſich gewinnen ließ. Sie gelten darum auch bei den Franzoſen, als eine Art Catechismus der Höflinge. Maimon war in einem elenden polniſchen Dorfe geboren und erzogen, hatte bis zum Mannesalter in dortigen kleinen Städten gelebt, und auch ſpäterhin ſelten Gelegenheit gefunden, Kreiſe von Leuten zu ſehn, die auf ſogenannte conventionelle Bildung Anſpruch machen, oder — was noch mehr hierher gehört —

auf die feinſte Liſt und Verſchlagenheit. So wäre zu vermuthen geweſen: Rochefoucaults Schrift müſſe ihm, als eine Fremdheit, wo nicht zuwider, doch gleichgültig geweſen ſeyn. Nichtsdeſtoweniger fand er großes Behagen daran, und mochte in Geſellſchaft einen oder den andern Satz gern erläutern, gleichſam ihn zum Text einer Predigt machen. Es war zum Erſtaunen, wie ſcharf und richtig er über den Satz ſprach, und ſeine Wahrheit denen einleuchtend machte, welche bis dahin ſich eben nicht im Stande gefühlt hatten, dem feinen Pariſer Characterzeichner, zum Beſchauen der innern Phiſiognomie des Herzens zu folgen.

So hatte er denn bald wieder viele Freunde, und bedurfte der eigentlichen Gönner nicht mehr.

Von Allen, ſchloß ſich vielleicht C. P. Moritz am feſteſten an ihn. Hatte dieſer Maimons Talente grade nicht *), ſo glichen beide einander viel in ihrer Denkweiſe, und ihrer ganzen Art, das Leben auf die leichte Schulter zu nehmen. Auch Moritz konnte von früheren bunten Lebenswanderungen erzählen. Er war einſt Hutma-

---

*) D. h. philoſophiſche, anderweitige dagegen wohl; ſo half er auch Maimons Styl nach, weil dieſer zu ſpät an die deutſche Sprache gelangt war, um allenthalben dem beſſern Geſchmack genügen zu können.

cherlehrling, dann Schauſpieler, und weit umher zu ſchweifen, ohne eben den Zuſtand ſeiner Börſe ängſtlich zu berathen, ſeine Hauptneigung geweſen. Uebrigens ſtrebte er Allenthalben auch nach Eigenthümlichkeiten, und ſo paßten dieſe beiden Männer ſchon zuſammen. Nach Moritz Beiſpiel ſchrieb Maimon auch ſeine Lebensgeſchichte, und Moritz gab ſie, mit einer Vorrede begleitet, heraus.

Einigen, die Maimons Umgang ſuchten, ward er nützlich, denn von ſeinen Lippen ſtrömten gleichſam die Leitfaden und Markſprüche. Das bedeutende durchdringende Auge, die ſcharfen Züge im Geſicht, die einen ächten Beruf zum Lehrthum ankündigten, und die einfache, antike Haltung der ganzen Geſtalt dazu, und man wurde verſucht, an jene Philoſophen in Athen zu denken, um die ſich verſammelte, was Unterricht ſchöpfen wollte.

Und es war dabei ſo merkwürdig, daß man jeden Gedanken Maimons, als das zweifelloſe Kind ſeines eigenen Geiſtes, anſehen konnte, denn nie machte er den Nachhall des ſchon Gedachten, war ſtets der reine Urheber jedes ausgeſprochenen Wortes. In der That würde man jetzt eine ſolche Erſcheinung in Berlin umſonſt ſuchen, obgleich eine Univerſität die Zahl der Gelehrten nicht wenig gemehrt hat. Einmal hört men von Niemanden, dem Lernbegierige auch im gemeinen Leben nachſtellen, um ſich gelegentlicher Spenden von Weisheit zu erfreuen, und zweitens iſt heut zu Tage auch nichts ſeltner geworden, als Originalität. Alles ſpricht im Geiſt einer Schule, und die Antwort, welche auf dieſe und jene Frage zu hoffen ſteht, läßt ſich meiſtens ſchon vorempfinden.

Einem wurde indeſſen Maimon auch verderblich, obgleich nicht durch ſeine Schuld. Dies war ein gewiſſer Profeſſor Grätſch, von der Malerakademie; ein ſonſt ziemlich unterrichteter Mann, der einige Zeit in Rom gelebt hatte, aber grade ſein Hauptſach, vernachläſſigte, um ſich mit ſpeculativer Philoſophie zu befaſſen. Maimon galt nun ſein Orakel, er wollte ſich ihm aber auch nachſchwingen, eben ſo frei, kräftig und eigenthümlich über die Erſcheinungen urtheilen, wozu ihm gleichwohl die Gaben verſagt waren. Maimons Skeptizismus, der jedoch immer ſich mit Feinheit und Klarheit darſtellte, hatte ihn beſonders angezogen, und nun machte er überall den Zweifler. Es geſchah roh und abſprechend, ohne alle Gründlichkeit und Schärfe indeſſen auch nicht immer. Er gewöhnte ſich die Redensart an: „'s iſt alles dummes Zeug," und gefiel ſich damit: Jeden, der irgend etwas, als wahr und edel pries, mit ſeinem Kraftwort aus dem Felde zu ſchlagen, den ſchönen Traum ſeiner Meinung zu zerſtören, und ihm beredt nachzuweiſen, warum das eben Behauptete dummes Zeug ſey. Religiöſe, politiſche, äſthetiſche Sätze, genug, was es ſeyn mochte, der Profeſſor blieb dabei: 's iſt alles dummes Zeug!

Das hätte als redekünſtliche Gymnaſtik hingehn mögen, allein indem ſich nun der Mann für und für übte, an den Dingen nur die Schattenſeite, das Unvollkommne, Verächtliche, Lächerliche aufzuſuchen, blieb es nicht bei dieſer Verſtandesoperation, er ließ ſie auch in ſein Gemüth übergehn. Daraus folgte am Ende, daß er auch ſich ſelbſt nicht mehr achtete, und ein Witzling entgegnete ihm einſt mit Recht auf ſeinen Lieblingsſpruch: Sie folglich auch. Der Profeſſor vernachläſſigte ſein Betragen ungemein, ergab ſich dem Trunk, ſeine Geiſteskräfte ſchienen in Unordnung gerathen, und man fand ihn zuletzt in der Stralower Vorſtadt in einem Graben todt. Er mochte vielleicht, bei nächtlicher Weile, und nach zu viel eingenommenen Flüſſigkeiten, hineingefallen und ein Opfer der Kälte geworden ſeyn. Doch wieder zu Maimon.

Es verſteht ſich, daß wenn er nun auch, indem er die hebräiſche Schriftſtellerei mit der einheimiſchen vertauſcht hatte, leben konnte, und allenfalls beſſer, als je zuvor, er doch nichts vor ſich brachte. Einnahme und Ausgabe hoben ſich vielmehr auf, und Maimons Blicke in die Zukunft waren eben nicht geeignet, ihn zu erheitern, auch nahten die Jahre ſchon, welche an Ernſt mahnen.

Es hielt ſich aber ein wohlbegüterter Graf aus Schleſien in Berlin auf; ein gelehrter, ſinniger und menſchenfreundlicher Mann. Er ſchätzte die Schriften, wie die perſönliche Unterhaltung des Philoſophen, und erbot ſich, ihm auf ſeinen Gütern lebelang eine ſorgenfreie Ruheſtätte zuzuſichern, wenn er ihm dahin folgen wollte.

Maimon ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und, weil der Graf feſten Wortes und Charakters war, konnte er ſich in den Hafen eingelaufen betrachten. Die Beſitzung, wo ſein edler Gönner ſich gewöhnlich aufhielt, lag in einer ausgezeichnet ſchönen Gegend, ein anmuthiger Garten am Schloß, an einem guten Tiſch, und einer bequemen Wohnung fehlte es dem Philoſophen nicht. Was konnte er noch wünſchen.

Es pflegt aber hienieden der Aufenthalt in einem Hafen der Ruhe nicht lange zu dauern, und das Schickſal ihn denjenigen am wenigſten zu gönnen, die es zeither viel auf unruhigen Wogen umher getrieben hat. Entweder es reißt ſie wieder hinaus in den Sturm, oder macht das Lebensſchiff bald am Ankerthau leck. So

entflo-

entflohen unſerm Maimon nur wenige Jahre in dem ländlichen Sorgenfrei, dann wies ihm der Tod einen Aufenthalt an, wo alle Sorgen, aber auch alle Freuden, zu Ende ſind.

Wo aber dieſer Aufenthalt eigentlich ſeyn ſollte, darüber erhob ſich noch an Maimons Sarg eine Frage. Der Geiſtliche im Orte dachte nicht, wie Jener im Haag, welcher dem Iſraeliten Spinoza ohne Weiteres eine Stelle auf dem Begräbnißplatz der Chriſten gönnte. Der nächſte Ort, wo ſich Juden befanden, war Glogau in Niederſchleſien. Man ſchrieb dahin, ihre Gemeindevorſteher erklärten jedoch: daß ſie Maimons Leichnam nicht aufnehmen würden, indem er ſich ſchon lange den Gebräuchen ihrer Religion entzogen gehabt habe. Nun meldete der Graf den Vorfall an die damalige Kammer in Glogau, und ſetzte hinzu: er würde, dafern es geſtattet ſey, gern den Todten in ſeinem Garten beerdigen laſſen. Die Kammer erließ nun aber einen gemeſſenen Befehl an die Judenſchaft, nach dem ſie unweigerlich Maimons Leiche beſtatten ſollte.

Dem Befehl konnte ſie ſich nicht entziehn, doch wurde mindeſtens der Todte auf einem ſchlechten Wagen, mit Einem Pferde abgeholt, und auf eine Weiſe ins Grab gelegt, die ihn als einen jüdiſchen Ketzer und Apoſtaten bezeichnete.

Daraus würde er ſich, wenn er noch bei ſeinem Leben das Loos ſeines Staubes hätte vorausſehn können, freilich wenig gemacht haben.

So hatte dies jüdiſche, wahrhafte Kraftgenie, denn ſeine Wallfahrten im Ideenreich, und ſeine romantiſchen Züge durch das wirkliche — ihm aber oft ſehr proſaiſche — Leben, beſchloſſen. Die mitgetheilten Nachrichten über ihn, nahm der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, zum Theil aus Maimons — den er genau kannte — eignem Munde, zum Theil, aus ſeiner vor vierundzwanzig Jahren erſchienenen und vergeſſenen Lebensbeſchreibung, die aber hauptſächlich Maimonides und anderer iſraelitiſchen Schriftſteller Lehrgebäude auseinander ſetzt.

Die vielen Aehnlichkeiten zwiſchen Spinoza und Maimon, wird Niemand verkennen.

Jüdiſche Scene,

geſpielt

im Saale bei Kämpfer.

Perſonen:

Mamſell Spritzchen,
Herr Gimpertz und
Profeſſor Schwulſt.

Spritz. Schaffen Sie mir Thee, mir iſt ſo ſchlimm.

Gimpertz. Eine Portion Thee und zwei Taſſen. Sie eſſen doch nichts?

Spr. Ich mag nicht. (ſie ſetzet ſich und ſeufzt.)

Gimp. Nun! was wollen Sie, ſetzen Sie ſich.

Spr. Man läuft ſich die Beine ab, ehe man hieher kömmt bei Kämpfers.

Gimpertz. Ich meine, man läuft ſich ab die Schuhſohlen.

Spr. Gehen Sie mit Ihrem Witz.

Gimp. Gott, ſehn Sie, da kömmt der Profeſſor Schwulſt.

(Schwulſt tritt auf.)

Spr. Sie kommen wie gerufen, das iſt mir erſtaunend lieb, daß Sie wieder hier ſind, Sie waren ein ganz Weilchen entfernt.

Schwulſt. Entfernt? Nur gemeine Naturen kann die Entfernung entfernen, mir iſt die wirkliche Gegenwart mehrentheils zu gegenwärtig. (lacht.)

Gimp. Verzeih'n Sie, Herr Profeſſor, Sie ſind doch geweſen in Weimar?

Schw. Da war ich, im ganzen Sinn der Phraſe.

Gimp. Sagen Sie, haben Sie ihn geſehen, den Göthe, was macht er, was ſchreibt er?

Spr. Haben Sie ſehen geben ſein neues Stück, ſeinen Götz von Berlichingen?

Gimp. Sie ſollen doch ſpielen mit Masken in Weimar, ſagen Sie, iſt es wahr? ſpielt der Göthe mit?

Spr. Gott! was reden Sie; verzeihen Sie, haben Sie geſehen aufführen ſeinen Götz zu Weimar, er ſoll doch ſpielen bis Mitternacht, göttlich!

Schw. Der mehrſten Menſchen Thun und

Treiben und vermeintlicher Genuß iſt eingeſchloſſen zwiſchen den Zeigern des Zifferblatts, vermag ein Geiſt wie Er ſich rein auszuſprechen, in dem Zeitraum, den die Erbärmlichkeit beſtimmt?

Spr. Göttlich geſagt? bei Gott! Verzeih'n Sie, Herr Profeſſor, meine Frage: Ob man hier ſchon mag haben das Manuſcript?

Gimp. Ich weiß es, es iſt ganz gewiß hier, der Schummel der is doch Burſche bei dem Jacob, der is bei der Controlle, der hat mir geſagt: wir ſtudiren's ſchon ein.

Spr. Es würde mir erſtaunend lieb ſeyn, wenn ich es könnte kriegen zu leſen.

Schw. Ich werde es begehren laſſen.

Spr. Gehn Sie, Gimperts, und holen Sie uns doch eine Taſſe, der Herr Profeſſor nehmen doch ein Täßchen Thee?

Gimp. (im Abgehn.) Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, Sie werden das Manuſcript ſchwerlich bekommen.

Schw. Arroganz drückt die Convenienz platt, ganz platt, und was vermag dieſe Convenienz gegen ein gleich einem Igel vollendetes Wollen und Begehren. (lacht.)

Spr. Wie freu' ich mich, wenn ichs bekomme, raſend; aber ſagen Sie, wer wird den Götz machen? mein Fleck iſt hin, auch Iffland tandt.

Schw. Wahrſcheinlich der Deſrienne, der eine Ahnung von der Darſtellung hat.

Simp. (im Zurückkommen.) der Deſrienne, göttlich! haben Sie geſehen ſeine Drillinge? bei Gott, es iſt doch ſchön! und die Maas, die is doch einzig — einzig.

Schw. Was dieſe Race von ſogenannten Schauſpielern auf eine liebenswürdige Art karakteriſirt, iſt: daß ſie in ihrem treuherzigen Eifer von der Freiheit zur Kühnheit übergehen, und ſo ungeſchickterweiſe in die Frechheit hineinplumpen.

Spr. Ja man ennuyirt ſich ſchrecklich in der Comödie.

Simp. Die Stücke von Schiller werden doch gegeben recht ſchön!

Schw. Ja wenn Sie annehmen, daß es Stücke ſind, ſo geb ich es zu.

Simp. Nennen Sie den Wallenſtein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die Braut von Meſſina nicht Stücke?

Schw. Zuweilen hat der Schiller eine Ahnung von Poeſie. Gleich einem Schwein verzehrte er die Genoveſa von Tieck, und nachdem er ſolche verdaut hatte, gab er uns die Jungfrau von Orleans, und aus dem Alarcos machte er ſeine Braut von Meſſina, ſo entſtanden nach jenen göttlich draſtiſchen Urbildern dieſe unſerm erbärmlichen Zeitalter angepaßte Erzeugniſſe.

Spr. Nun Gimpert, was ſagte ich Ihnen?

Gimp. Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ich habe bei Gott gemeint, es wäre das Schönſte, was man ſehen kann.

Schw. Einige Hoffnung müſſen die Schlegel und Tieck gehabt haben, daß, nachdem ſie ihre Aufſchlüſſe über das Weſen der Poeſie gegeben hatten, Schiller es faſſen würde, ſo wie Göthe ſichtbar gethan hat, und gewiß hoffen ſie noch, ſonſt hätten ſie ihn ſchon platt gedrückt, vernichtet und annihilirt, wie geſchehen iſt mit Wieland und Conſorten.

Gimp. Was ſagen Sie, der Wieland iſt vernichtet?

Schw. Gewiſſermaßen nicht, denn er hat nie gelebt.

Spr. Wörtlich geſagt, haben Sie ein Bleiſtift Gimperß, geben Sie her. (Sie zieht eine Brieftaſche hervor.)

Gimp. Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, haben Sie ſchon geſehn die Ausſtellung bei Caſpar Weiß unter den Linden? ich möchte gern wiſſen ihr Urtheil.

Schw. Dem Künſtler fehlt die Ahnung der Kunſt, außer der Madonna von Raphael und dem Judas, erblickte ich nichts, als das tölpelhafte Tappen des proſaiſchen Zeitgeiſtes, des Erbärmlichen.

Gimp. Haben Sie geſehn die Nonne, es iſt doch ein ſchönes Geſicht.

Spr. Gehn Sie mit Ihrer Nonne, ſo gemein.

Schw. All dieſen Leuten fehlt der Grundſtein der Kunſt, der ſo nothwendige Sinn der Frechheit.

Gimp. Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ich möchte bitten um eine Erklärung.

Schw. Ich muß Sie zwingen, mich zu verſtehen; die höchſte artiſtiſche Bosheit iſt der ächte Typus der Religioſität, Religion iſt der ächte Sinn der Wolluſt; Ausgelaſſenheit und Religion müſſen ſich im Geiſte des Künſtlers umarmen, aus ihnen entſpringt die Ruchloſigkeit, welche das Salz der Darſtellung iſt.

Spr. Göttliche Theorie.

Gimp. Ich habe Mühe zu verſtehen. Sagen Sie, Herr Profeſſor, wie finden Sie die Bildhauerei?

Schw. Die Bildhauerei iſt eine erfrorne Muſik, allen fehlten die Töne, und das Regſame, und das Leben.

Spr. Haben Sie nicht geſehn, es waren doch einige Büſten von Rauch darunter.

Schw. Von Rauch? (ſchlägt ſich vor die Stirn.) ſie müſſen ſo verſteckt geſtanden haben. — Sie meine Glückliche! ſollten ſich nun, da ich mich an

Ihnen müde geſehn habe, portraitiren oder en Buste machen laſſen.

Spr. Ein ſchönes Compliment, in der That!

Schw. Es liegt in der Natur des Mannes, ein gewiſſer tölpelhafter Enthuſiasmus, der bis zur Grobheit göttlich.

Gimp. Sagen Sie, wie geht es zu, Herr Profeſſor, warum is keen Schakeſpear mehr, warum is keen Raphael mehr, warum is mehr keen Rubens, keen Michel Angelo?

Schw. Unſer höchſt erbärmliches Zeitalter hat eine Lähmung an allen Gliedern, das Streben der Wiſſenſchaften und Künſte iſt armſelig, die Philoſophie hat man in Keller und Ställe gelockt, und mit ihr und mit der Poeſie ſucht man überall die Stallfütterung einzuführen. Nichts wird ſo gründlich betrieben als die Wiſſenſchaften vom Miſte.

Gimp. O!

Spr. Ah!

Schw. Wie ſehr bedarf die Welt eines Hercules, um dieſen Univerſal-Stall zu reinigen.

Spr. Und dieſer Hercules könnten Sie ſeyn!

Gimp. Gehn Sie, was wollen Sie ſich damit quälen, da haben Sie gar keine Avantage davon.

Spr. Der Herr Profeſſor haben lange nichts gemacht, und könnten ſtiften ſo vielen Nutzen.

Schw. Der Nutzen iſt eine Nordiſche Unart, nur in der heiligen Stille der ächten Paſſivität kann man ſein eignes Ich erſchauen, und ſich üben in der Gott ähnlichen Kunſt, der Faulheit.

Gimp. Verzeihen Sie! ich weiß der Herr Profeſſor rauchen Cigaro, wollen Sie was recht Delikates, verſuchen Sie dieſen hier, Sie kriegen ihn nicht wieder ſo gut und ſo billig, warum? ich habe ihn laſſen ausſuchen in Hamburg, von wem? von meinem Bruder, der hat eine Naſe wie ein Hühnerhund.

Spr. Gehn Sie, was wollen Sie jetzt mit Ihrem Cigaro.

Gimp. Nun ich weiß doch der Herr Profeſſor rauchen, und was ſoll er koſten, ich nehm doch kein Profit, das ganze Pfund 5 Rthl.

Schw. Gut, ſchicken Sie mir nur ein Pfund — Cigarorauchen gehört zu den Tendenzen des Zeitalters. Portugieſen und Spanier rauchen Cigaro, Cervantes und Camoens ſind jetzt meine Lieblings-Studien.

Spr. Sie ſagten mal bei den Spaniern wär der ächte Geiſt der romantiſchen Poeſie.

Schw. Ohnſtreitig bei ihnen findet man die wahre Muſik des Lebens, die Muſik der Muſik.

Gimp. Verzeihn Sie, haben Sie letztlich

gehört ein Concert, hat der Möſer geſpielt eine Paſſage von Viotti tititi eine göttliche Paſſage, aber wie er in die Flageolett-Töne kam, tititi, war er doch nicht ganz rein.

Spr. Gott! was reden Sie für Plattiduten.

Gimp. Nun, was wollen Sie, es iſt doch wahr.

Schw. Sie verſtehn Muſik im plattſten Sinn des Worts, hier iſt die Rede von der innern Muſik des Lebens, wobei einem Hören und Sehn vergeht.

Gimp. Ah! ich verſtehe, verzeihen Sie.

Spr. Wäre ich nur ſo weit, daß ich an die Spanier kommen könnte, noch immer ſteh ich bei dem Schakeſpear.

Schw. Sie leſen wahrſcheinlich dieſen Ungeheuern in ſeiner Urſprache.

Spr. Jes Sie with facility.

Gimp. Nun was wollen Sie? Sie ſprechen doch gut genug Engliſch, es iſt wahr! bei Gott! letztlich mal geht ſie aus die Comödie, von hinten, ich kannt ſie nicht, ſie ſpricht engliſch mit einer Freundin, ich meine es iſt meine Engländerin, bei Gott!

Spr. Was iſt die Stelle ſchön, beim Schakeſpear, wo die Desdemone mit ihrem Vater ſpricht im Mohren von Venedig: my noble father, es iſt ſublem.

Schw. Göttlich! raſend göttlich, ſo muß es aber auch ausgeſprochen werden.

Gimp. Aber, ſagen Sie, warum vernegligiren Sie ganz Ihr Franzöſiſch, es iſt doch gut, wenn Sie nun wollen reiſen nach Paris.

Spr. C'est une pagatelle petite pour moi, je sais plus d'avantage que vous.

Gimp. Verzeihen Sie, haben Sie ſchon gehört, das ſchöne Epigramm von Chevallier Maupas auf die Masque de fer was ſie geben hier? un prince malheureux n'est pas moin magnanime, quand d'un destin aveuglé il est la victième.

Schw. Der neuerfahrne Eigendünkel der Franzoſen ahnet nicht einmal, daß ihm die Elemente der Poeſie fehlen, von der poetiſchen Poeſie wiſſen ſie gar nichts, und ſo bleiben ſie kalt, flach, platt, vornehmthuend, und über alle Maaſſen wäſſericht. Ha, ha, ha!

Spr. Ueber alle Maaſſen wäſſericht. Ha, ha, ha! Gehn Sie mit Ihrem Chevallier Maupas.

Gimp. Verzeihn Sie Herr Profeſſor, Sie haben es vielleicht nicht ganz verſtanden.

Schw. Quinteſſenzen von bon mots ohne claſſiſche Form ſind für mich Ipecacuanha.

Spr. Bei Gott Ipecacuanha! Gehn Sie,

mir wird ganz ſchlimm, haben Sie denn nichts lieber Profeſſor, daß ich mich wieder erhole?

Schw. Wollen Sie ein neueſtes romantiſches Sonnet hören?

Spr. Wie können Sie fragen! ich ſchwelge in die romantiſche Poeſie.

Schw. Unerträglich vermeſſen ſind die Dichter, die ihre Verſe aufdringen und den Beifall erbetteln.

Spr. Gott! was wollen Sie, Sie ſehn ich ſchmachte.

Schw. (lieſt:) Wie kommt mir doch mein Sinn vor,
Mein Herz ſo glühend wie ein Mohr,
Ein ſüſſes Sehnen mich verlor,
Da klingelt es in meinem Ohr.

Spr. Göttlich, raſend göttlich! Wie klingelt es in meinem Ohr! Sagen Sie, lieber Profeſſor, nein ſagen Sie, haben Sie, der Sie es ſelbſt ſchrieben, haben Sie die ganze Feinheit dieſer Strophe verſtanden?

Schw. Ha ha! Die ich einſt in verliebtes Humor,
Mir als die Liebſte meines Herzens erkohr,
Der ich meine Liebe ſchwor,
Die Holde war verhüllt in Flor.

Spr. Himmliſch ſchön! welche Spannung.

welche Erwartung. Die Holde war verhüllt in Flor. Zum Küſſen, bei Gott!

Schw. Ein portugieſiſcher Major,
Er nannte ſich Don Almanzor,
Entführte ſie mit vielem Rumor
Nach der Küſte von Labrador.
(er ſteckt das Gedicht ein.)

Spr. Man kann nicht mehr, man vergeht, man verliert den Athem, man ſtirbt für Vergnügen,

ein ſüſſes Zittern durchſtrömt mein Ich

Schw. Sie finden es alſo? —

Spr. Göttlich, raſend göttlich, höchſt unerwartet, überraſchend, witzig, Schlag auf Schlag. Sie ſind ein Teufel, ein Gott.

Gimp. Verzeihn Sie, Herr Profeſſor, was bekommen Sie bezahlt für ſo ein Sonnett?

Spr. Gott! wie kann man ſo eine Frage thun? es iſt gar nicht zu bezahlen.

Gimp. Nu hab ich doch vielleicht mahl eins zu beſtellen. Verzeihn Sie, Sie ſind doch ſo ein großes Genie. Warum ſchreiben Sie nicht ein epiſches Gedicht, ein großes?

Schw. Ich bin die Poeſie ſelbſt, und dieſer Sonnett giebt ſo viel als der Inhalt eines ganzen Epos.

Spr. Wahr! bei Gott! Sie müſſen es

mir abſchreiben laſſen, ich muß es auswendig lernen.

Gimp. Verzeihn Sie, es bringt doch nichts ein, was haben Sie vor Avantage davon.

Schw. Sagen Sie uns Gimperz, was die Glocke iſt?

Gimp. Gleich. Bei Gott es iſt 50 Minuten auf 6 Uhr, hab ich gemeint es iſt noch nicht. Muß ich doch gehn in die Comödie, und hören, was ſie werden haben heut viele großen Lärmen ums Verkehr. Nu was ſolls? es kanndoch nicht werden gegeben.

Spr. Unausſtehlich gemein, wiſſen Sie, ich kann, ich mag itzt gar nicht gehen ins Theater. Sehn Sie die vielen gemeinen Naturen ſprechen ſich da aus. Die Bethmann iſt doch auch hin, und mit ihrem Abgang iſt, dem Berliniſchen Theater der Reſt gegeben.

Schw. In der That, gradezu annihilirt, zerdrückt, ein wahrer Bienenſchwarm ohne Königin. Ein Fantom von Darſtellung, Illiberalität, ein Fragment, ein Ueberbleibſel von Bühne, eine holperichte Rückkehr.

Gimp. Nu! werden ſie vielleicht die Preiſe herunterſetzen.

Spr. Gimperz! Sie beſtellen mir meine Loge wieder ab. Hören Sie Herr Profeſſor! wenn Sie ſo wüßten eine Gelegenheit, den Abend auf eine andere Art hinzubringen, wäre mir gar lieb, ſo was Abgeſondertes.

Schw. Ich bin entſchloſſen, in die Carricaturen des häuslichen Lebens einzudringen. Es iſt heute wo ein Polterabend, laſſen Sie uns hineilen, mit Arroganz eindringen, und die verſchiedenen Naturen daſelbſt anlächeln.

Gimp. So was habe ich mir lange gewünſcht, wenn ich ſo was wüßte von Schiller, da wollt ich es declamiren.

Spr. Nun wenn ich das gewußt hätte, würd ich doch eine andere Toilette gemacht haben.

Schw. Der Anſtand und die Präſentation geben die Idealität, man wird Ihre äſthetiſche Natur nicht verkennen, was kommt uns nicht zu, die alltäglichen Convenienzen zu beobachten.
(ſie giebt ihm den Arm) alle drei ab.

Als ſie im Abgehen ſind, hält Gimpern ſie auf.

Gimp. Hören Sie zu! der Markör hier kennt mich von meinem Tate, der hat mirs geſagt, der Polterabend wird ſeyn heut hier. Nu ſa'n doch gekommen ſo viel Leut, vielleicht iſt die Geſchichte ſchon da, können wir doch eppes gratuliren.

Spr. Nun ſo erkundigen Sie ſich.

Gimp. (geht zur Braut) Verzeihen Sie, as Sie mir nicht können ſagen, ob die Braut und der Bräutigam was da machen den Polter-Abend ſchon ſeyn hier?

(erwartet die Antwort)

(geht zurück) Hören Sie Herr Profeſſor! Gott im Himmel, ſie ſeyn da, ſie ſeyn es, die dort ſingen.

Schw. Nun ſo zeigen Sie Ihre geiſtige Kraft. Geben Sie in Tönen von ſich, was Ihr innerſtes Ich mit uns empfindet.

Spr. Flechten Sie aber was ein von Blumen; Sie können doch nehmen meine hier.

Gimp. Verzeihen Sie, wir ſeyn hierher gekommen,
Und haben gelegentlich vernommen,
Es ſey hier eine Polterabend-Geſchichte —
Verherrlichen müßt mer ſie durch ein Gedicht!
Doch iſt dazu die Zeit gar klein,
Drum geben wir unſer Wünſchelein
Beſcheiden und fein.
Hier theile ich Blumen den beiden Getreu'n,
Das heißt, um doch ſinnbildlich zu ſeyn,
Sie mögen einander am Weg ſie ſtreun,
Dann wird die Ehe ein Roſengärtlein.
Nun leben Sie funfzig Jahre in Frieden,
So iſt Ihnen ein reines Glück beſchieden,
Denn kommen die nach uns und freuen ſich laut,
Im Jubelhaar leben noch Bräutigam und Braut!

(Zu Schwulſt.) Nun laſſen Sie uns machen den Chor aus der Braut von Meſſina.

Alle drei. Dann kommen die nach uns und freuen ſich laut,
Im Jubelhaar leben noch Bräutigam und Braut.

Ueber des Schauſpielers Herrn Wurm jüdiſche Deklamation.

Den vormaligen Schauſpieler am Berliniſchen Theater, Herrn Wurm, zeichnen ſeltne komiſche Talente aus, er hat daneben eine gute Tenorſtimme und gewandte Fertigkeit im Singen. Dieſe Künſtlergaben machten ihn zum Liebling der Theaterfreunde, namentlich ſolcher, denen es mehr um Erheiterung durch Lachen zu thun iſt, als daß ſie dem äſthetiſchen Flug eines Tragikers ſich nachſchwingen mögen. Eine werthloſe Operette, das Hausgeſinde, erlebte wohl dreißig beſuchte Vorſtellungen, blos, weil Herr Wurm die Rolle des Bedienten mit einer unnachahmlichen Laune gab. Und mehr noch ſetzte er die Zwerchfelle in Bewegung, wenn er einen Iſraeliten der Gattung darzuſtellen hatte, welche durch eine abweichende Mundart und gewiſſe eigenthümliche Gebehrden ſich zu erkennen giebt. Hier Alles nach dem treuſten Leben zu malen, darin ſucht Herr Wurm ſeinen Meiſter, und man ſieht, daß nur ein ſcharfer Beobachtungsgeiſt, verbunden mit einer eben ſo anhaltenden Uebung, ihn zu derjenigen Höhe leiten konnte, die es ihm einmal gefiel, in dieſer — freilich nicht edel kunſtſinnigen — Manier zu erſteigen.

Man verſtehe indeſſen hier keine gewöhnliche Weiſe. Bei jeder Bühne finden ſich wohl Schauſpieler, die Judenauſſenſeiten nachzuahmen verſtehn, und denen Rollen ſolcher Art zufallen. Häufig gilt davon aber, daß wenn man eine, man alle geſehn hat. Nicht ſo bei Herrn Wurm. Vom altſittigen Trödler an, bis zum reichſten Wechsler, der ſeine Abkunft platterdings in Rede und Thun nicht offenbaren, vielmehr zeigen will, daß jenen Anſtrich verfeinerter Umgang und eigne Bildung rein austilgten, dem aber doch in manchen Augenblicken ein Zeichen davon entflieht, weiß dieſer Mime nicht allein die Endpunkte, ſondern auch die zwiſchen ihnen liegenden Abſtufungen treffend auszudrücken. Weil ihm das Theater jedoch nicht ſo viele Gelegenheiten darbot, als die Mannigfaltigkeit ſeines Talents es wünſchte, zeigte er dieſe wohl auch in Privatgeſellſchaften, und kaum war es einigemal geſchehn, als er auch ſelten eine beſuchte, wo man nicht um eine Probe der erwähnten Kunſtfertigkeit gebeten hätte. So gefällig wie geſellig, ließ er ſich denn nicht oft zweimal bitten. Da gab es nun Handelsſzenen, Gebete und

Ueberbote auf Verſteigerungen, Streite und Zankunterhaltungen über den Papierſtand an der Börſe, andere an Theetiſchen über Kunſt- und Litteraturgegenſtände, immer aus beſondern Klaſſen, und mit verſchiedenen Stimmen und abweichendem Ausdruck vorgetragen, wozu das biegſame Sprachorgan des Herrn Wurm ſich überraſchend eignet.

Nichts übertraf indeſſen ſein jüdiſches Deklamiren, von ihm das *jüdiſche Deklamiren* genannt. Es war einmal Ton in Berlin — zum Theil wohl noch — in Abendgeſellſchaften die Zeit damit zu verkürzen: daß einige ihrer Glieder Poeſien von Schiller, Göthe, Schlegel u. ſ. w. herſagten. Und wer möchte eine ſolche Unterhaltung dem Spieltiſche nicht vorziehn.

Nun mußte Herr Wurm das auch in einem oder dem anderen iſraelitiſchen Hauſe, wo man auf Bildung Anſprüche machte, wahrgenommen haben. Die Momente, wo an den äſthetiſchen Redeton ein Anklang jüdiſcher Mundart ſich geſchmiegt hatte, konnten ſeinem feinen Ohr nicht unbemerkt geblieben ſeyn. Und er gab dann wieder was er vernommen, und ſeine Freunde gern hörten.

Alexis und Dora, die Kraniche des Ibikus, der Gang zum Eiſenhammer und mehr Gedichte dieſer Art, wurden dann in ermeldeter Weiſe aufgetiſcht. Von allen gelang ihm Schillers Taucher am meiſten. Es wurde angenommen: daß eine hebräiſche Dame dieſe Poeſie vortrug, mit behutſamer Vorſicht: von den Sprachgewohnheiten ihrer Nation nichts dabei unterlaufen zu laſſen. Im Anfang geht das ziemlich von Statten, doch nicht lange, und bald hie bald da mengt ſich eine Verrath übende Betonung ein. Je mehr der Affekt ſteigt, je weniger ſind die Zeichen zu vermeiden, und endlich in die Fantaſie und Empfindung des Gedichts fortgezogen, greift die Selbſtvergeſſenheit völlig Platz, und man hört kein Wort mehr, das nicht an eine, im Laden Seidenzeug verhandelnde Jüdin, erinnerte.

Dieſer Taucher wurde nun hochberühmt, man lud Herrn Wurm oft an vornehme Tafeln, um ihn dort von ihm zu hören.

Mag der Kunſtwerth einer ſolchen Aufheiterung dahin geſtellt ſeyn, gewiß iſt aber: daß Herr Wurm mit einer großen Künſtlichkeit dabei zu Werke ging, und dreiſt kann man behaupten, daß in ganz Deutſchland ihm niemand dergleichen nachthun werde, daß auch, wenn er ſtirbt, dieſe Kunſt — wie ſie nun einmal iſt — mit ihm verloren gehen muß.

Es würde, ſo genau man ſie auch beobachtet hätte, ungemein ſchwer ſeyn, nur ſie zu beſchreiben, der Begriff ließe ſich Niemanden, der nicht Herrn Wurm gehört, deutlich machen. Noch mißlicher würde es ſtehn, wenn man eine Anleitung zu dieſer ſeltſamen Kunſt aufzuſetzen verſuchen wollte. Man glaube aber bei dem Allen nur: daß nicht unerhebliche Feinheiten darin verborgen ſind, daß nicht blos der Takt des Genies hier waltet, ſondern auch eine tiefgedrungene Kunſtphiloſophie — dieſer Kunſt, wie ſie nun einmal iſt.

Eine Anleitung zu dieſem Deklamiren hätte, bei dieſem Taucher, zwei Geläufigkeiten, und zwei Affekte (Leidenſchaften) vorzuſchreiben.

Jene beträfen Sprache und Haltung. Der iſraelitiſchen Dame müſſen die Art zu reden, und ſich darzuſtellen, nach den eben üblichen Zeitmoden in der vornehmen Welt, höchſt geläufig ſeyn, denn hiernach ſtrebte die um Bildung Ringende, und jüdiſches Streben iſt ernſt und heiß, gewinnt viel von dem, was es ſich als Ziel verſteckte.

Um nichts weniger fertig und leicht ſollen ihr aber auch gemeinhebräiſche Mundart und Weſen von Statten gehn. Sie hörte und ſah das als Kind von manchen Umgebungen, ſpricht und thut daheim noch mit Dienſtboten ſo, oder mit geringen Glaubensgenoſſen, um nicht ſich auszuzeichnen, oder um deſto verſtändlicher zu machen. Welche Manier alſo auch vorkömmt, immer iſt die geläufigſte Natürlichkeit bedungen.

Affekte, leidenſchaftliches Empfinden, Gemüthsbewegungen, können aber bei Jemand, dem zwei gleich eingeübte Manieren beiwohnen, ſie leicht vermengen. So reden z. B. die Kaufleute in Hamburg und Lübeck, in Geſellſchaften hochdeutſch, mit ihren Arbeitern und Matroſen hingegen platt. Oft aber, wenn ſie in Hitze gerathen, kömmt bald dieſe bald jene Sprache vor.

Zwei Gemüthsbewegungen muß erwähnte Poeſie vortragende Dame nun im Verfolg des Gedichts kund geben. Die eine iſt leidenſchaftliche Neigung für die Schönheiten des Gedichtes an ſich; und wie ſie nun tief und tiefer ſie empfindet, auch zeigen will, daß ſie im Innerſten davon durchdrungen iſt, kann ihr dann leicht eine Vergeſſenheit in Laut und Klang der Worte begegnen.

Die zweite Art von Gemüthsbewegung tritt jedoch hervor, wenn der Inhalt des Gedichtes ihre ohnehin entflammte Einbildungskraft theils noch mehr aufregt, theils Ideen daran vorüber fliehen läßt, die insbeſondere judenthümlich ſie berühren können. So muß es nicht fehlen, daß ſie bei dem goldnen Becher, dem verſprochenen Reichthum lebendiger wird. Gold, Summen, lehrte ihre Erziehung ſie mit Enthuſiasmus betrachten. Bei dem Untertauchen in die Wellen hat ſie Furcht und Graus in ſehr hohem Maas darzuthun, weil man von den Iſraeliten eine ungemeine Scheu vor dem Waſſer, das keine Balken hat, behauptet. In ſolchen Augenblicken iſt es natürlich, wenn die Nationalität im Ausdruck überwiegt, ja endlich die Rednerin gänzlich fortzieht. — Nach einer ſolchen Theorie pflegt Herr Wurm in jüdiſcher Deklamation (poetiſcher Redekunſt) zu verfahren.

Daß er hiedurch eben keine Freunde unter den Iſraeliten zählte, wird Niemand bezweifeln. Sie hörten von ſeinen Vorträgen reden, ja, ſie waren wohl, im Weinhauſe, Zeugen davon, weil der Künſtler nicht berückſichtigte wer, außer ſeinen Bekannten, noch anweſend ſeyn mochte.

Daher geſchah es denn, als Herr Wurm ſpäterhin ein Gefängniß beziehen mußte, daß ihm die Vermuthung aufſtieg: Niemand, als die jüdiſchen Einwohner von Berlin hätten ihm das angezettelt. Auch manche ſeiner guten Freunde theilten dieſe Meinung.

Um deſto mehr beſtritten ſie die im Verdacht Gehaltenen, wenn Jemand mit ihnen davon ſprach. Unſere Kolonie, ſagte Einer von ihnen, iſt zu klug, ſich um die Poſſen zu bekümmern, die Herr Wurm getrieben hat, und zu klug, Geld wegzuwerfen, um ſich dafür zu rächen.

Im Allgemeinen iſt es auch nicht glaublich, dagegen konnte Herrn Wurm eine Muthmaßung dieſer Art nicht verübelt werden, ſie mußte, bei ihm, einigen Schein für ſich haben.

Denn einige Wochen vorher, als das berufene Theaterſtück: Unſer Verkehr, ſollte gegeben werden, empfing Herr Wurm einen ungenannten Brief, der ihn mit harten Verfolgungen bedrohte, wenn er nicht die Gewohnheit einſtellen würde: Judenrollen, mit einem ſtärkeren, als nöthigen, Farbenauftrag zu geben, und außerdem ſich über die Juden luſtig zu machen. Es hieß ſogar: mehr als ein Schreiben dieſer Art, wäre bei ihm eingelaufen.

Er achtete nicht darauf. Im Gegentheil ſpielte er nun, in der erwähnten Poſſe, den jungen iſraelitiſchen Burſchen, recht, was man con amore nennt. Grade hat dieſer auch Luſt und Neigung zum Deklamiren, doch ohne Geſchick und Gedächtniß kund zu thun. Er ſagt Stellen aus der Ballade: Leonore, und folgendermaßen:

Lenore fuhr ums Morgenroth
    Empor aus ſchwerem Saumen,
Biſt untreu Wilhelm oder todt,
    Wie lange willſt du träumen.
Er war mit Konig Friedrichs Schlacht,
    Gezogen in die Prager Macht,
Und hatte nicht geblieben,
    Ob er geſund geſchrieben u. ſ. w.

Daß Herr Wurm noch mehr that, als ſeine Rolle vorzeichnete, läßt ſich ſchon denken; nicht lange jedoch war das Stück auf die Bühne gekommen, als der Künſtler ſich genöthigt ſah, davon abzutreten. Denn ein Frauenzimmer klagte ihres Sohnes willen, eines ſchweren, unnatürlichen Verbrechens ihn an, und er mußte das Gefängniß beziehn. Er läugnete die Anſchuldigung ab, und behauptete: die Lebensweiſe und Einnesart jenes Frauenzimmers gäben zu vermuthen, daß Beſtechungen die Klage hervorgebracht hätten, und der ihm zugeſandte Brief, ließe keinen Zweifel übrig, daß es von Iſraeliten geſchehen ſey. Demungeachtet fiel das erſte Urtheil hart aus, uud verdammte ihn zu einjährigem Zuchthauſe. Nach erfolgter Appellation, und eingeholtem Rechtsgutachten wurde er hingegen ab instantia freigeſprochen, gab noch ein ſogenanntes deklamatoriſches Konzert, worin abermals jüdiſche poetiſche Vorträge Platz fanden, und mied dann Berlin.

Sein Prozeß hatte großes Aufſehn gemacht. Herr Wurm zählte viele Freunde ſeines Talents halber, man konnte ihn etwa mit jenem Jeannot vergleichen, welcher einſt, in ſeiner Art, großen tragiſchen Helden den Rang ſtreitig machte, und von dem ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagte: Le public a le droit de s'amuser à son gré: quand le comediens françois l'ennuient, il fait bien d'aller chez Jeannot que le divertit. So machten auch viele hochgerühmte Trauerſpiele den Berlinern Langeweile, und ſie beſuchten ſie ſpärlich, wogegen das Haus ſich füllte, wenn Herr Wurm eine poſſenhafte Rolle gab. Die Freunde ſeines Talents verabſcheuten das von ihm behauptete Verbrechen.

Der deutſche Beobachter enthielt ſehr feindliche Aufſätze gegen ihn; Herr Wurm vertheidigte ſich dagegen in der Zeitung f. d. e. Welt, und verſprach, eine genaue Darſtellung ſeiner unſchuldig erlittenen Leiden, im Druck zu geben. Dies muß man erwarten.

Er meint in ſeiner Vertheidigung: die Aufſätze im deutſchen Beobachter, wären auch aus jüdiſchen Federn gefloſſen. Dies verhielt ſich beſtimmt nicht ſo, und es iſt, wie ſchon geſagt, nicht glaubwürdig, daß ſeine Anklage durch Iſraeliten ſollte bewirkt worden ſeyn. Wäre demungeachtet Einer von ihnen im Spiele geweſen, hätte er wahrlich nicht wohl daran gethan, neuen Haß wider ſeine Nation aufzuregen. Die Zeit iſt ohnehin ihr wenig günſtig in der Meinung, theils, weil ſo manche Zeichen auf wiederkehrenden Fanatismus deuten, theils, indem man die Summen, welche die Hebräer unter den letzten Kriegen anhäuften, überſchätzt.

Bor 100 km

Sendſchreiben
eines
Brandenburgers
an die
Bewohner Rheinpreußens,
bei Gelegenheit
der S. D. dem Fürſten Staatskanzler
übergebnen Adreſſe.

Herausgegeben
von
Julius von Voß.

Berlin, 1818.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.

Werthe neue Mitbürger am Rhein!

Was Ihr lezthin gethan habt, da Einige von Euch, einen markigen Wohlredner an der Spitze, durch Tauſende von Unterſchriften als Organe öffentlichen Sinnes beglaubigt, S. D. dem Fürſten Staatskanzler genaht waren, theils den Partikularvortheil der Rheingegenden nachzuſuchen, theils Wünſche für die geſamte Monarchie laut zu machen, erregte Befremdung. Am meiſten fiel das Ungewohnte in der Hauptſtadt und in den älteren preußiſchen Landen auf.

Die Urtheile über jene Erſcheinung, die gewählte Form, die laut und mit gewichtigem Nachdruck verkündete Abſicht, floſſen zwar nicht einmüthig zuſammen, doch neigten ſich viele Berliner — unbefangen im Allgemeinen, doch Vaterlands Heil gern an ihr eigenthümliches Maas haltend — zu nachſtehenden Meinungen hin.

Die von unſern neuen rheiniſchen Mitbürgern gewählte Form eignet ſich mehr für andere Staaten, England, Frankreich, Schweden u. ſ. w. als für den unſrigen. Denn unſre Staatsform — wie mannichfaltig auch die Regierung dem was Zeitgeiſt genannt wird, nachgab — hat ſich doch nicht geändert; wir wünſchen das auch nicht, wiſſen wohl warum. Wozu alſo Neuerungen einleiten, deren Folgen man doch im Anfang nicht überſehen kann?

Iſt jene Form nicht als ungeſezlich zu tadeln, dürfen wir ſie doch bedenklich nennen. Wir laſen von einem „Ruf in die dumpfe Stille, einem bewegten Athem in die träge Luft, einem Hauch des Mundes, der ſchnell zu einem Wehn geworden, das vom Rheine hinauf er=

weckend durch die Gebürge bis zu den fernen Gränzen des Landes ging“ u. ſ. w. *) und fragen billig: Wie wenn ein ähnliches Wehen nun auch in Brandenburg, Pommern, Preußen, Schleſien u. ſ. w. ſtürmte, jede Provinz dem eignen Vortheil nachjagte, jede — nach den verſchiednen Kulturgraden — anders ſehend, anders wollend, da könnte die Einheit, auf welcher doch unſre Verfaſſung einmal ruht, unmöglich gewinnen.

Die Abſicht, in der man einen andern als den üblichen Weg betrat, war eine zwiefache. Innigen mitbürgerlichen Antheil nehmen wir an den Klagen über manche ſchwere Heimſuchung, zu welcher die Einwohner der preußiſchen Rheinländer berechtigt ſind, wünſchen lebhaft ihre Abhülfe; wobei ohne allen Zweifel die preußiſche Regierung auch thun wird, was ſie nur kann. Freilich iſt ihre Macht da nothwendig beengt. Keine Provinz, über welche nicht der Kriegsgott hinging und Spuren trauriger Verwüſtung nachließ, keine, wo nicht Handel und Kunſtfleiß in den peinlichen Beziehungen mit England und anderen Staaten, wo man trennende Syſteme befolgt, litten. Den Rheinländern, ſonſt hinter Frankreichs Mauthlinie und bei Napoleons Continentalſperre, in emporblühendem Kunſtfleiß, ſind andere politiſche Verhältniſſe jetzt drückend, wie Schleſiens einſt ſo reger Linnenhandel daniederliegt, weil man in Irland und Nordamerika nun ſeine Fabrikation auch häufig darſtellt. Wie den Einzelnen Günſtiges und Nachtheiliges aus der Zeit fließt, geſchieht es ganzen Klaſſen, die Regierung vermag hier wenig, das Mögliche thut ſie aber wohl gern; und man wiederholt den herzlichen Wunſch, daß ihr in Betracht der Rheingegenden vieles erreichbar ſeyn möge.

Wollen jedoch unſere neue Mitbürger gewiſſe beſondere Einrichtungen, an die ſie gewöhnt ſind, die ih-

---

*) S. die bekannte Schrift: Die Uebergabe der Adreſſe der Stadt Coblenz und der Landſchaft an Se. Majeſtät den König in öffentlicher Audienz bei S. D. dem Fürſten Staatskanzler am 12. Januar 1818 — S. 1. 2.

nen beſſer als die unſrigen dünken, z. B. franzöſiſche Juſtizpflege beibehalten ſehn, frägt ſich doch: ob es angemeſſener ſei, daß Minderzahlen ſich nach der Mehrheit richten oder umgekehrt. Geſetzt, die zu Preußen gewordnen Sachſen, Polen, Schweden hegten auch ähnliche Vorliebe, wollten ihr zeither Beſtandnes gültig machen u. ſ. w. Es ginge nun die älteren Staatsbürger nichts an, wenn die Regierung einem oder mehreren Theilen der neuen ſolche Verlangen bewilligte. Suchte irgend ein Theil aber liebgewonnene Einrichtung über den ganzen Staat verbreitet zu ſehn, dann wären die älteren Mitbürger intereſſirt, und hätten eben ſo gut ein Recht, ihr ſo lange Beſtandnes mit Vorliebe zu vertreten.

In ſofern nun die allgemeinere, und wohl die Hauptabſicht jener Adreſſe, auf eine repräſentative Verfaſſung, auf eine Beſchränkung der zeither ſouveränen Monarchie hindeutet, äußerten ſich einige Berliner hier doch nicht ohne Unmuth, und fragten:

Wie kömmt es, daß unſere Mitbürger am Rhein, die jüngſten Neulinge in der preußiſchen Staatsgemeine, nach einem flüchtigen Blick auf Geſetz und Weiſe bei uns — ohnehin in kaum wieder ruhig gewordnen Zeiten darauf geworfen — am beſten erkennen wollen, was dem Vaterlande ziemt? Daß ſie grade am lauteſten und ungewöhnlichſten auf Verwirklichung ihrer Ideen dringen; wogegen wir Berliner, Märker, Pommern u. ſ. w. doch ruhig der Regierung anheimſtellen, wie ſie neuordnen will, was noch vom Kriege her chaotiſch zuſammengeworfen liegt, und wie ſie den Staatsgeiſt mit dem Zeitgeiſt auszugleichen rathſam finden wird? Und es ſcheint doch: wir, geboren und erzogen im Kern des Staats, vom Knabenalter ſchon vertraut mit unſerm Gemeinthum, näher beobachtend Dynaſtie und Geiſt der Regierung, wir denen im Unglück und Glück das Wirken dieſes Geiſtes nahe vor Augen lag, wir müßten hier klarer zu ſchauen angethan ſeyn, daſern uns die Natur nicht alle moraliſche Sehkraft verſagt hätte.

Noch Einige fragten auch wohl ſchärfer. Wer ſind jene Männer, die beſtimmen möchten, was bei uns geſchehen ſoll, und die im Mittelpunkt des Staates Blödſichſigkeit oder Indolenz zu ahnen ſcheinen, weil ſie ihm ſo raſch vorgreifen? Fünfundzwanzig Jahre ſind erſt entflohn, ſeitdem ſie unter dem Geiſteszwang kirchlicher Regierungen niedergehalten, und in Deutſchland berühmt waren, durch ungemeinen Aberglauben; während man bei uns ſchon funfzigjährige Freiheit der Meinungen und Preſſe, Jahrhunderte zuvor aber das gegen Wahn fehdende Lutherthum kannte. Späterhin gehorchten Jene, im ſchnellen bunten Wechſel, einem demokratiſchen Convent, einem ariſtokratiſchen Direktorium, einem autokratiſchen Bonaparte, ſind nun Preußen; und nach ſolchen Erfahrungen, leicht mehr geeignet politiſche Begriffe zu verwirren, als ſie in ein reineres Licht zu ſtellen, treten ſie gleichſam als Lehrer unſerer Regierung auf, ſcheinen dem älteren und dem geſammten preußiſchen Volk als Beiſpiel voranleuchten zu wollen.

Oder meinen ſie an Geiſteskultur über uns zu ſtehn, weil im Volke dort eine Erinnrung von dem lebt, was der Rhein in Deutſchlands Geſchichte bedeutet; was Trevirer, Auſtraſier, Rheinfranken einſt gethan, und wie Künſte und Geiſtesentwicklung ſchon bei ihnen geblüht, als noch Wenden und Slaven bis zur Elbe in Preußen herrſchten? Hierauf wäre zu antworten: daß Alterthümlichkeit und darauf gebauter Stolz in den verſchiednen älteren Gegenden des älteren Staats gar mannichfach ſind, und mindeſtens eben ſo poetiſch aufgefaßt werden können. Gab es eine frühere Entwicklung am Rhein, hing es auch an keinem anderen Umſtand, als daß hier die Römer ſiegten; guten Theils wenigſtens leben in älteren preußiſchen Provinzen die Nachkommen derer, welche ſie mit Herrmann ſchlugen. Aus Pommern gingen, die Rom unterwarfen, aus anderen Gegenden Longobarden bis Afrika u. ſ. w. Die Geſchichte erzählt von tapfern Wendenfürſten, Brandenburger und Magdeburger halfen unter Heinrich dem Vogelſteller die Ungarn aus Deutſchland jagen, Schleſier verleideten den Tatarn einen weiteren Zug; doch ſo lange ſchon ſind dieſe Begebenheiten verfloſſen, eilen wir zu neuen Jahrhunderten. Da nennen wir Copernikus, Friedrich II, Kant, Landsleute, da zeigen wir einen ſiebenjährigen Krieg vor in ziemlich altrömiſchen Styl, eine bis zum Jahre 1786 ſchnell herauf blühende Bildung u. ſ. w. da können wir feſt genug ſtehn, um nicht fremden Raths zu bedürfen, über das, was in der Heimath geſchehen ſoll.

Und in ſofern ſeit 1786 eine entkräftende Staatskrankheit einſchlich, deren furchtbares Symptom Jena heißt, und unſer Bildungsgang vom eigenthümlichen hochſtrebenden Pfad hinwegirrte, ſind wir es, die mit Urſachen und Wirkungen im nächſten Berühren ſtanden, und die, käme es auf Rath an, wie ähnliche Uebel für die Zukunft ſich abwenden ließen, ihn als Eingeborne füglicher ausſprechen könnten, als daß man in jüngſterworbnen Provinzen, die noch fremd zu uns daſtehn, ein Orakel darüber fragen müßte.

So im Allgemeinen denken gar viele Preußen, man würde vielleicht beglaubigende Unterſchriften zu Hunderttauſenden beyzubringen vermögen.

Nehmlich ſolche Preußen, die entweder einen, durch Studium und Erfahrung gewonnenen, hellen Begriff, oder mindeſtens eine dunkle Ahnung von einem Staatsgeiſt und ſeinem Verhältniß zum Zeitgeiſt in ſich tragen; und die unſeres alten Zeitgeiſtes — wie dem, was davon noch übrig blieb — hohen Werth genug erkennen, um heiß entflammten Herzens zu wünſchen, daß er nicht im Zeitgeiſt untergehn möge, daß ihm vielmehr immerwährende Jugend erhalten bleibe, wobei der Staat am herrlichſten blühn und gedeihen könnte.

Es ſind aber nicht blos ältere Preußen in den älteren Provinzen, die ſo denken und fühlen, auch wohl jüngere in großer Zahl, die ſich unbefangen von Ausländerei und Ideenmodeſucht hielten.

Dagegen aber mag auch viele Jugend neben einer — wiewohl nicht großen und meiſtens nur in der Bücherwelt verkehrenden — Zahl älterer Männer vorhanden ſeyn, wo andere Meinungen und Ueberzeugungen gelten. Man hat ſich bei Aeſthetik und Philoſophie gewöhnt, das Fremde bis zur rückwirkenden tiefen Herabwürdigung des Inländiſchen zu erheben, und hält es nun mit den Ideen über Staatsverfaſſung auch ſo; unbedingte Huldigung des Neuen was draußen irgend eine Autorität ſagt, wäre

Gewohnheit, nur was ſie in hochtönenden Phraſen für Wahrheit ausgiebt, findet Eingang. Solche Preußen verlieren über den Zeitgeiſt unſern Staatsgeiſt aus den Augen, ſehn im Letzteren nur ein Veraltetes, Unbrauchbares, halten wohl gar das für ihn, was unſere rheiniſche Mitbürger neulich das bittre, ſteinerne Preußenthum nannten. Das iſt wohl eine betrübende Erſcheinung. Von ihrem Irrthum werden ſolche Preußen freilich einſt zurückkommen; innig ſey nur gewünſcht, daß es nicht durch üble Erfahrung geſchehe.

In einer Geſellſchaft, wo man über dieſe Gegenſtände ſich unterhielt, ſagte der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift:

Es ſollte ein Märker — oder Pommer u. ſ. w. — ein Sendſchreiben an die Rheinländer drucken laſſen, worin die Anſichten ſolcher Preußen, denen preußiſcher Staatsgeiſt noch heilig blieb, entwickelt ſtehn. Nicht jenen Mitbürgern einen Fehdehandſchuh hinzuwerfen, ſondern unbefangne Ideenausgleichung, freundliche Annäherungen zwiſchen älteren und neuen Mitgliedern deſſelben Staats herbeizuführen. Und ſcheinen ſie in ihrer Schrift die Uebergabe u. ſ. w. zu verlangen, daß wir in ihre Anſicht treten, können wir ſie doch einladen, auch die unſrige zu prüfen.

Man forderte den Verf. auf, ſelbſt ein Sendſchreiben dieſer Art zu fertigen. Er ſagte es im erſten Augenblick zu, beſann ſich doch hernach eines Anderen. In unſrer politiſchen Litteratur iſt ein abſchreckend anmaaßender, leidenſchaftlicher, oft auch bäuriſcher Styl üblich geworden. Andere Meinung gilt als Feindſeligkeit; wer ſich um Wahrheit bemüht, wird darum oft als Finſterling geſcholten, weil er die Wahrheit nicht in Poeſie und Myſtik ſuchen mag; Gründe werden mit Hohn und Invektiven beantwortet. Daran iſt zwar nichts gelegen, weil nur ſich ſelbſt beleidigt, wer ſeinen Mangel an Feinſinnigkeit zur öffentlichen Schau bringt, gleichwohl iſt es nicht anziehend, unter ſolchen Umſtänden mit einer politiſchen Schrift aufzutreten. Und wie nun Bekannte den Verf. an die geleiſtete Zuſage mahnten, erklärte er ihnen ſeinen zurückgenommenen Entſchluß.

Was geſchieht? Es war ein Pommer darunter, welcher dem Verf. Zwang aufzulegen ſucht. Er veranlaßt nehmlich, daß im Hamburger Correſpondenten gedruckt wird: N. N. arbeitet an einer kleinen Schrift, betitelt, Stimme eines Märkers an die Rheinländer.

Freilich war nun der Verf. beinahe gezwungen. Schwieg er, konnte es heiſſen: er habe, nach Ueberlegung, doch wohl gefunden, daß er nichts zu ſagen wiſſe. Die Invektiven konnten nun doch erſcheinen, es ihm gehn, wie jenem Schriftſteller in Paris, gegen den ein Pamphlet erſchien: Refutation du silence de Mr. de Palaprat.

So warf er denn flüchtig das Sendſchreiben hin. Ihr wißt, werthe neue Mitbürger, in *welcher* Preußen Namen es ſpricht. Und ſolche können auch nicht Feindſeligkeit anregen wollen, vielmehr nur herzige Eintracht mit Euch wünſchen.

Was jene Schrift verlangt, und außerdem ſo viele laute Stimmen in Deutſchland, nehmlich eine repräſentative Verfaſſung, werde hier vor Allem abgehandelt.

Herr v. Kotzebue ſagt: ſie wäre in manchen Betracht gut und wünſchenswerth, aber doch bedenklich und nicht der einzige Weg zum Volksglück:

Wir ſind — in Beziehung auf *unſern* Staat — dieſer Meinung *nicht*. Bei uns, ſagen wir, iſt ſie ganz und gar nicht wünſchenswerth, am wenigſten in *dieſer* Zeit, das Volksglück iſt durch Souveränität am meiſten zu begründen.

Das ſuchen wir erweislich zu machen. Wohl giebt es manche Brandenburger und Pommern u. ſ. w., die ganz und gar nicht wünſchen, der König möchte eine darſtellende Verſammlung bilden. Kühle Theilnahme wenden ſie dem Ergehn des Vaterlandes nicht zu, doch eben weil ſie lange und tief, mit heiſſem Gemüth ſowohl als den Gegenſtand von allen Seiten betrachtenden ruhigen Ernſt, über den Zuſtand der Heimath nachgedacht haben, ſind ſie über die leidenſchaftliche Vorſtellungsweiſe hinausgelangt, die am Tempel ſogenannter Volksfreiheit nur die anziehende Säulenordnung der Auſſenſeite prüft, ohne Grundſtein und Wölbung zu beachten.

Sie fragen: Was leiſtet eine Volksdarſtellung im Allgemeinen, nach welchen Zwecken trachtet ſie, und wie läßt ſich geſchichtlich nachweiſen, daß ihre Zwecke — Freiheit, Rechtsgleichheit des Volks, Staatsſicherheit, Sicherſtellung gegen Tirannei von Innen und auch von Auſſen, ächte Volkskraft u. ſ. w. — immer gnügend? — o das nicht einmal, nur meiſtens dergeſtalt umfangen wurden, daß man zweifelloſes Vertrauen dazu ſchöpfen könnte?

Nehmen wir die Freiheit zuerſt ins Auge. Göthens Alba, deſſen That ſo fürchterlich anſchaudert, muß in den Worten doch immer Recht behalten: Was iſt des Freiſten Freiheit? Nach dem Geſetz zu leben. Aber, wird man gleich auch ſagen, im ächten Gemeinweſen giebt das Volk ſich die Geſetze, nicht Willkür.

Zu geſchweigen, daß bei den Lenkern der Volksvertreter, mithin des Volks, immer Willkür iſt, die Beredſamkeit gültig und ſiegend macht, iſt nun hier zu fragen: Hat die Volksdarſtellung, ausgedehnter und enger, in Athen, Sparta, Theben, immer vor innerer Tirannei geſchirmt; konnte man von Freiheit nur der Meinungen da reden, wo bald der Oſtrazismus wüthete, bald ein Sokrates den Giftbecher trank? Konnten in Rom die früheren Curien, dann die Tribus, Comitien, Senat u. ſ. w. ariſtokratiſche Gräuel, endlich den höchſten tiranniſchen Deſpotismus abwehren? Was vermochte der Senat gegen die Nero, Caligula u. ſ. w. wobei denkwürdig iſt, daß kein Tiran doch ſich erkühnte, was einſt der unverſchämte Wüthrich Sulla gethan hatte. Springen wir gleich in die neueren Zeiten hinüber. Englands Parlament verhing über Carl I. zwar die Todesſtrafe, allein das Blutbad, die Erpreſſungen, welche da von Cromwel und Fairfax ausgingen, überboten Carls Anmaaßungen nun weit, und ein etwas ruhiger Zuſtand trat nur ein, wie Cr. ſich viel eigenmächtiger als Carl gemacht hatte, deſſenungeachtet man nach ſeinem Tode das Königsgeſchlecht heimzurufen nöthig fand. Und glaubt man denn, im Ober- und Unterhauſe gäbe es keine zu leitende Willkür? Steht es mit der Freiheit des brittiſchen Volkes in der That ſo ächt und feſt, wie der Anſchein und gewiſſe Formen — bisweilen auch aufgehoben, oder beengt, wie Habeas corpus-Akte und Preßfreiheit — ankündigen? Wie, wenn man ſich nun an den Anſchein gar nicht kehren, und ſagen wollte: England iſt die heilloſeſte Adels- und merkantiliſche Ariſtokratie, von der es in den Weltannalen noch kein Beiſpiel gab. Eine gewiſſe Zahl Lords und Pairs, die Handelscompagnie von Oſtindien, die Stockseigenthümer, eine Zahl Groſſirer und Fabrikherren — mit wankendem Glück — vielleicht in Allem vierzigtauſend Familien, gebieten durch die Macht des Geldes, oder ſtellen ſich behaglich. Sonſt mag der Bürger ſtolz ſeyn, nur durch eine Jury gerichtet zu werden, bisweilen ein wenig trotzen und pochen dürfen — wie ein gegönnt Spielwerk anzuſehn — doch ſicher iſt er nicht, auf der Straße zum Matroſen gepreßt zu werden und in unnützen Kriegen das Leben opfern zu müſſen; und iſt daneben ſo von Abgaben gedrückt, daß man ihn billig als den Knecht und Leibeignen der Stocksinhaber zu betrachten hat, der Tag und Nacht arbeiten muß, Jenen den Zins ihrer Staatsſchuldpapiere zu erfrohnen. Wohin es übrigens mit dem geprieſenen England noch hinausgehn wird, iſt mehr zu ahnen als zu beſtimmen; daß aber dieſen Geiſtesentwicklungen — oft voreilig den Reſultaten der Freiheit zugeſchrieben, da Tendenz zum Handel mehr im Spiel iſt, die auch bei einer einfachern Staatsregierungsmaſchine hätte beſtehn können — daß ihnen, neben allen wichtigen Vortheilen, höchſt ſchauderhafte Begebenheiten folgen werden und nothwendig müſſen, lehrt wohl das Einmaleins ſchon einſehn. In Frankreich trieben National-Verſammlung und Convent allerdings Ungeheures durch, aber hatte Einer von ſeinen Königen ſo abſchlachten laſſen, wie die Robeſpierre, Danton, Collot-d'Herbois, war in Ludwigs XIV. allerdings unbeſonnenen Kriegen ſo viel Blut vergeudet worden, als in denen von 1792 an? Ließ ſich das Unheil, welches einſt der Regent mit ſeinem Law und Miſſiſippiſchwindel angerichtet, mit dem fürchterlichen Aſſignatenbankrott vergleichen? Dem größten Theil der Franzoſen — wenigſtens dem blühendſten, jugendlichſten — war die gewonnene Freiheit eine aufgehalſ'te Muskete, die gewonnene Ruhe vor den Plakkereien des Deſpotismus und der Oligarchie — mit Poſa in Schillers Carlos zu reden — die Ruhe eines Kirchhofs; abgeſehn, daß Oligarchie und Deſpotismus keineswegs ausblieben. Entrichteten die Franzoſen, als noch Adel und Clerus von den öffentlichen Laſten ſich meiſtens befreit ſahn, je ſo viele Abgaben, als deren Napoleon forderte, und jetzt auch — gemüßigt — Ludwig XVIII.? Was vermochte die, unter Napoleon den conſtitutionellen Souverän, gebliebene Volksrepräſentation gegen autokratiſche Willkür? Ohne Zweifel ſahen im Jahre 1812 Millionen Franzoſen das Bedenkliche eines Krieges mit Rußland gar wohl ein, hatten ſchlechte Luſt, Gut und Blut daran zu ſetzen; mußten ſie aber nicht? Ein Staatschef, der auf eigner Kraft ſteht, wird ſeinen Senat, und die Volksdarſteller meiſtens zu handhaben wiſſen, daß er frei wird, ſo wie man auch nie erlebte, daß man in Paris gegen Napoleons eigenmächtige Verbannungen, tiranniſche geheime Polizei, neue Baſtille — die Memoiren über den Hof von St. Cloud reden auch von Oublietten — muthig auftrat.

Als Schirm und Hort innerer Freiheit bewährten ſich mithin die Volksrepräſentationen ſelten genug, doch viel öfter ſtifteten ſie gräuelhaftes Unheil indem ſie im Staatsregierungswerkzeug die Willenseinheit ſpalteten, ſtatt eines Triebrads ihm mehrere, verwirrende gaben, und ſo Faktionen, Partheiwuth und Bürgerkriege herbeiriefen. Bisweilen ging es in anarchiſche Zuſtände über, woraus gemeinhin nur ſklaviſche Unterwerfung rettet, weil dann empfunden wird, daß ein Sprüchwort der Türken — nach Volney — nicht unrecht hat, wenn es behauptet: Anarchie ſtifte in einer Nacht mehr Böſes als Autokratie in einem Jahr. Griechenland, Rom, und neuere Republiken, legen Zeugniſſe genug davon ab.

Doch gegen Eroberung von Auſſen vermag ſo eine Volksvertretung, die Volkheit, Volkskraft erzieht, Gewaltiges. Da kämpft man für den eignen Heerd, da entflammt das heilige Feuer u. ſ. w.

Wären nur die glücklichſten Kriegsführer nicht gemeiniglich Souveräne, oder die Völker in den Kriegen dann unter Kriegsautokratie geſtellt geweſen.

Die Geſchichtſchreiber machen zudem oft Dichter aus ſich, ſehen die Sachen nach ihren Lieblingsideen an. Auch von Numantia iſt es nicht einmal ausgemacht, ob die Beſchreibung ſeines Untergangs kein Roman ſeyn mag. Vegetius ſagt wenigſtens, Scipio habe die Stadt verbrennen laſſen.

Athen konnte ſich nicht gegen Sparta, Sparta nicht gegen Theben vertheidigen, wenn es einmal recht galt, und der Souverän Philipp unterwarf ſich die griechiſchen Freiſtaaten. In Rom mußte gar oft Diktatur aus Nöthen helfen, in welche Mehrwille geſtürzt hatte, und kein Senatus populusque würde ſonſt den Untergang abgewehrt haben. Was in der Schweiz und Nordamerika einſt geſchah, konnte man hauptſächlich der geographiſchen Lage beimeſſen, dennoch war jene neulich ein Spiel der Franzoſen, und ein kleines engliſches Heer verwüſtete Waſhington. Wie manche glaubten nicht, da 1812 Frankreichs Waffenunglück anhob, über ſeine Gränzen würde kein Feind ſchreiten, das Volk ihm einen undurchdringlichen Damm entgegen ſtellen, namentlich die Pariſer unter den Trümmern ihrer Wohnungen ſich begraben laſſen u. ſ. w. Von England ſagt man noch ähnliche Dinge voraus. Hätte nur eine Brücke hinübergeführt, Bonaparte dürfte es trotz ſeiner Magna charta und ſeinem Parlament überwunden haben.

Frägt man aufrichtig: was Völker im Alterthum und ſpäterhin gewaltig machte, treten immer nur zwei Antworten entgegen. Kriegskunſt oder Handel. *)

Jene war es, die Griechenland wider den Perſer vertheidigte, und ſpäterhin den Perſer im Kern eignen Landes überwand. In ſofern auch die Hellenen — für einige Zeit — Kriegsgeiſt und Handelsgeiſt vereinten, wurden ſie um ſo mächtiger. Dem kriegsfähigeren Rom — deſſen wachſende Macht von martialiſcher Tendenz, nicht von Senat, Comitien und derlei ausging, was dieſe Macht oft nur hemmte — wie im Volſcier und Gal-

---

*) Will man das Pabſtthum als eine Ausnahme anführen, ſagen wir: es handelte mit dem Himmel.

lierkrieg — konnten ſie gleichwohl nicht widerſtehn, ſo wenig als das, durch Handel mächtig gewordne, aber die Kriegskunſt vernachläßigende, Carthago.

Hatten etwa die Schwärme, welche Gengis-Chan, Tamerlan, Aureng-Zeb anführten, oder auch die ſiegreichen Araber und Turkomannen, unter langen Zelten auf langen Bänken Weiſe ſitzen, die lange Reden hielten?

Es thaten ihm auch im republikaniſirten Frankreich die Reden der Vergniaux, Barrere, St. Juſt u. ſ. w. nicht, ſondern die eindringende Noth, die kriegeriſch machte.

Aber ſo eine Bank voll Repräſentanten iſt doch gar ehrwürdig, indem ſie die Rechte der Stände, des Volkes vertritt, ſo ächte Volksthümlichkeit bildet, Gehorſam vor dem Geſetz, Einſicht über die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe und das Staatswohl, dann wieder Sitte und Tugend abfließen u. ſ. w.

Die Rechte der Stände? Oft auch Feindſeligkeit und Krieg der Stände gegeneinander, oder auch der Meinungen, wie man es in Polen erlebt hat, das nur Kraft zeigte, wenn es einmal einen König hatte, der durchzudringen verſtand; aber, nachdem unter einer Reihe von ſchwächeren die Repräſentation das Vorwort nahm, erſt in inneren Fehden ſeine Kraft aufrieb, und endlich zertrümmert wurde. Und wo konnte es eine vollkommenere Repräſentation geben, als wo jeder Bürger ſeine Stimme im Gemeinthum, jeder Einzelne freien Widerſpruch hatte? Freilich waren nur das Heer von Edelleuten und demnächſt die Geiſtlichen Bürger, waren aber nicht Athen, Sparta und Rom auch auf Sklaverei baſirt? Die Rechte des Volks, als letzter Stand betrachtet? Nun, wie ſchirmt denn Englands Unterhaus den letzten Stand gegen unerſchwingliche Abgaben und Verarmung? In Dännemark wurde einſt der letzte Stand dargeſtellt, in Schweden geſchieht es noch. Dännemark gab, um nur aus der Verwirrung zu kommen, dem Könige die Alleinmacht freiwillig hin; in Schweden ſah der Reichstag von unternehmenden Herrſchern ſich doch untergeordnet; 1756 entſtand eine Revolution, die Souveränität verlangte, Guſtav III. verſchaffte ſie ſich mit leichter Mühe und das Volk widerſprach nicht, das Gute daran erkennend; was ſeitdem geſchah, bewirkten allerlei Umſtände, und wenn Schweden Finnland verlor, würden auch keine berühmte Bauernredner es verhindert, und eben ſo wenig diejenige Politik gelenkt haben, durch welche Schweden nachher zum Beſitz von Norwegen kam. Hört man nun gar, die Volksvertreter würden auf Sittlichkeit und Tugend Wunder wirken, iſt das Lachen ſchwer niederzuhalten. Denn weshalb ſah man denn bei dem Allen in Athen,*) Rom — im heutigen heiligen noch — Venedig, London, Warſchau u. ſ. w. einen nicht geringeren, oft noch größeren Sittenverderb, als in Babilon, Peking, Madrit, Petersburg, Conſtantinopel?

Der Oberſt von Maſſenbach, ein gewandter kräftiger Schriftſteller, hat einen Aufruf an Alle deutſche Männer geſchrieben. Eine gute Zahl deutſcher Patrioten mag er bezaubert und begeiſtert haben, durch ſeinen hochherzigen blüthenvollen Styl, und die Konſequenz, womit der Verfaſſer ſeine Ideen gegen allen Widerſpruch in Schlachtordnung ſtellt. Er will in allen deutſchen Bundesſtaaten repräſentative Verfaſſungen, die unter einander ſich garantiren, und die Bundesverſammlung in Frankfurt ſich in ein Ober- und Unterhaus verwandelt ſehn. Hiedurch ſoll der Föderalismus ächte Vereinigung gewinnen, das Pfeilbündel ſich in unauflösliche Knoten einengen, der teutſche Rieſe in neugewaltiger Kraft allen Stürmen von Auſſen Trotz bieten, das Gleichgewicht von Europa zurückgerufen ſeyn. Herr von Maſſenbach ſetzt hinzu, und ohne Zweifel mit gewichtigem Nachdruck:

„Durch dieſe einfache Idee eines aus einem Ober- und Unterhauſe beſtehenden Parlaments wird auch die gegenſeitige Garantie der repräſentativen Verfaſſung herbeigeführt. Oder will Preußen in der Folge der Zeiten (Staatsverfaſſungen werden nicht auf perſönliche Freundſchaften berechnet) ſich der Gefahr ausſetzen, ſein Oſt- und Weſtpreußen und Pommern zu verlieren, und über die Oder, ſelbſt über die Elbe gedrückt zu werden? Will Oeſterreich ſein Ludomirien, ſein Gallizien einſt Preis geben, und die Fahnen der Feinde auf den Karpathen wehen ſehn? Wollen die mindermächtigen Könige und Fürſten Deutſchlands, welchen keine 100,000 Bajonnette zu Gebote ſtehen, auch mediatiſirt werden? Wollen die mediatiſirten Fürſten, Grafen und Edelleute verfaſſungs-, das heißt rechtlos bleiben? Wollen jene ſich mit den einigen, das heißt, mit den wenigen Curiat-Stimmen begnügen, die ihnen in der Bundesakte, unter ſehr problematiſchen Vorausſetzungen, verheiſſen worden? Oder wollen ſie die Stellung annehmen, die ihnen nach den hier aufgeſtellten Anſichten in dem Staatenſyſtem Deutſchlands gebührt?“

---

*) Sparta wollte es mit der Sitte recht weit treiben. Dennoch nahm die Zuneigung älterer Bürger zu den Jünglingen ſo überhand, daß man endlich, um Streitigkeiten zu [illegible], ein Geſetz gab, nach welchem Jünglinge ſich den Umarmungen Jener nicht entziehen durften.

Trefflich geſagt, und überhaupt eine hinreiſſende Idee, recht werth, daß Jeder in deſſen Bruſt ein deutſches Herz ſchlägt, ſich mit freudigem, hochfliegenden Gemüth ihr hingebe. Iſt das gleichwohl geſchehn, wird auch ihr Urheber zugeben, daß man in Geſchichte und Erfahrung zurück, und nach den Umſtänden ſeitwärts ſchaue, um daraus zu entnehmen, ob die reizende Theorie haltbare Ausführlichkeit zu ahnen gebe.

Hatte es deutſche Theorie denn nicht ſeit Ludwig des Carolingers Zeiten, mithin ſeit Tauſend Jahren auf kräftigen Schutz und Trutzbund deutſcher Staaten, auf einigen Frieden im Innern angeſehn; und wie viele Momente bietet unſre Geſchichte dar, wo ſich die Abſicht erreicht hätte? Nur, wenn einmal die peinlichſte Noth eindrang und aufreizte, wie unter Heinrich den Vogelſteller, als die Hunnen bis Merſeburg gelangt waren; nur als ein Ludwig XIV. es zu arg machte — dem man bei dem Allen unvollkommen widerſtand — und zuletzt bei Napoleons härteſtem Joch — wo demungeachtet fremde Schaaren mitwirken mußten — kamen deutſch brüderliche Vereine zu Stande; ſonſt redet unſere Geſchichte von nichts als inneren Zwieſpalt, Säumniſſen in dem was die Zeit verlangte, und thörigter Hingebung unter fremden Einfluß; im Mittelalter unter den päbſtlichen Stuhl, ſpäterhin wechſelnd unter Frankreich, England u. ſ. w. wozu noch der Mißgriff kam, daß man deutſchen Fürſten zugab.

fremde Throne zu beſteigen und Staaten in Deutſchland zu behalten. Denn ſtatt uns dadurch geſtärkt zu ſehn, wurde das ohnehin ſo getheilte Intereſſe noch mehr zerſpalten. Und wird denn jetzt Hannovers Stimme für Deutſchlands oder Englands Vortheil lauten? Eine gar ſchwerausdrückende Stimme, denn tritt man ihr entgegen, ſind gleich Deutſchlands Häfen und Meerhandel in Gefahr.

Leider hat Göthe wohl recht, wenn er im Götz von Berlichingen den über Fauſtrecht und Ritterraub Klage führenden Kaufleuten die kaiſerliche Antwort geben läßt: Heiliger Gott, wie gehts zu! Wenn einmal ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man gleich das ganze Reich aufmahnen, gilt es aber, woran Kaiſer und Reich gelegen, kann euch kein Teufel zuſammenbringen. Leider hat auch Jean Paul recht — wenn man die ſatiriſche Uebertreibung davon geſchieden hat — in dem jovialen Ausſpruch: bei uns Deutſchen erfordert es hundert Jahr, einen Mißbrauch zu fühlen, hundert über ihn nachzudenken, und hundert ihn abzuſtellen.

Wärs unpatriotiſch, Saiten dieſer Art zu berühren? Ganz im Gegentheil iſt die Erinnerung wohl gemeint: nicht auf jeden Theorienbau, der ſich glänzend erhebt, das Hoffen zu ſtellen. Man prüfe den Boden worauf er ſteht.

Es konnte in Deutſchland nicht anders, mußte ſeyn, wie es war. Die Vielheit der Anſichten und Willen bei den Regierungen — dem verſchiednen Kraftgefühl entſtammt — erzeugte nothwendig ein ſolches Produkt. Unter ſo vielerlei Staatsformen gedieh auch die Menſchenerziehung abweichend, der Nationalcharakter ward bunt, die Einſicht heller oder umwölkter, je nachdem katholiſche oder proteſtantiſche Fürſten mehr oder weniger Geiſteszwang auflegten, und das weitſchweifige, breite, verwickelte allgemeine Verfaſſungsweſen, brachte über deutſchen Sinn im Allgemeinen etwas pedantiſches, ſchlendrianiſches, das uns beim Ausländer — ſogar beim gebildeten Polen und Ruſſen — in ein lächerliches Licht ſtellte. Solche Uebel gebiert Vielherrſchaft.

Und wären ſie denn nun wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden, nachdem uns einmal wieder Noth Einmüthigkeit aufzwang, lägen die Beweiſe davon darin vor uns, daß unſerer politiſchen Schriftſteller Modethema repräſentative Verfaſſung iſt, oder gar, daß eine Zahl wohlmeinender, aber unerfahrner, Jünglinge ſich auf der Wartburg in hochſinnige Reden ergoß? Es giebt Millionen Deutſche, die von ſolchen Dingen keine Notiz nehmen, nichts davon wiſſen, nur — gehorchen. Und ſo ein Status in statu könnte, bei weiterer Verbreitung, wohl innere Gährungen und Fehden, nicht aber das Gemeinheil bewirken, das an großer Macht, Ueberzahl, uraltem Recht, unüberſteigliche Dämme finden würde.

Es kömmt nur zu viel auf Individualiten an, da wo die Macht wohnt. Was fragte Carl V. nach Papieren und Zeitmeinungen?

Deutſches allgemeines Parlament? Wir fragen: ob nicht die güldne Bulle, Maximilians Landfriede, die Friedens- und Vertragsſatzungen von Paſſau und Weſtphalen auch beabſichtigt haben, was ein ſolches Parlament für die Zukunft ins Auge nehmen würde? Und wie erreichten jene doch ihr Ziel?

War der entſchlafne immerwährende Reichstag von Regensburg nicht auch ein deutſches Parlament? Herr von Maſſenbach würde es verneinen, weil ihn nur die Fürſten, nicht die Völker beſchickten. Die Theorie der weiſen Alten hatte gleichwohl da geſorgt. Ließen die einzelnen Fürſten dort verhandeln, was dem Gemeinwohl, den Reichsſatzungen entgegen lief, konnte ja Stimmenmehrheit wider ſie auftreten. Es gab ein Reichshofgericht, ein Reichskammergericht, Reichsexecutionen, Reichsacht. Nur ſchlimm, daß, wer Bajonnette reden laſſen konnte, ſich wenig um all die Siegelbriefe und Autoritäten bekümmerte, und es iſt doch nicht abzuſehn, daß unſer Parlament in Frankfurt jedem Bajonnett durch ſeine Dekrete würde Schweigen auflegen können.

Beſondere repräſentative Verfaſſungen Ueberall? Nun, es gab deren Ehedem in den meiſten deutſchen Staaten, man ſah es demungeachtet oft wie einen guten Fortſchritt zum Gemeinbeßten an, wenn ſie eingingen. Wahr iſt, daß meiſtens nur Adel und Geiſtlichkeit hier

ſpra-

ſprachen, die Theorie hatte demungeachtet für den letzten Stand geſorgt. Ward ihm Unterdrückung oder andere Unbill, ſtand ihm das Recht zur Klage in Wetzlar offen, er konnte ſich an den Kaiſer wenden. Erregten bei dem Allen die bloßen Ortsnamen Regensburg und Wetzlar endlich Gelächter, ſo geht doch hell und klar daraus hervor: wie ſchwer in einem Föderalismus, deſſen Glieder ſo ungleich an Kräften daſtehn, eine auf das Geſammtwohl berechnete Theorie ſich verwirkliche. Und ſind die Kräfte etwa gleich geworden, ſeitdem man in Wien der Jungfer Europa ein neues geographiſches Kleid zuſchnitt? Der teutoniſche Staatskörper wird deshalb ſich immer nur ſo geſund befinden, wie ein einzeln menſchlicher, der zwar derbe Knochen, friſches Herz, gute Lungen in ſich trägt, wo aber Fehler im Eingeweid ſtecken; was üble Säfte, unordentlichen Blutumlauf, geſchwächte Nerven giebt, die Bruſt oft beklemmt und den Kopf mit Dünſten füllt.

Wie ſo manches Andere haben wir es Napoleon zu danken, daß die deutſche Staatsmaſchine doch um ein Gutes weniger komplizirt iſt, daß unſrer größeren Fürſten und kleineren Kazyken Zahl nicht mehr Legio heißt; würde jene bei dem Allen an Einfachheit gewinnen, oder dem älteren Bocksbeutel ſich wieder nahn, wenn in jedem Staate und Stäätlein eine repräſentative Verfaſſung beſtände? Hilf Himmel, was iſt nicht in Würtemberg geredet und geſchrieben worden, was würde man in all den Natiönchen-Verſammlungen erſt reden und ſchreiben! Traun, da müßte eine Papiermonopollieferung Kröſus verwandt machen.

Wir erklärten uns Oben über die Vertretungen im Allgemeinen, und offen, unbekümmert um die Leſer dieſes, deren Leidenſchaftlichkeit den Stab des Obſcurantismus und der Zwingherrnfrohne über uns brechen wird. Es iſt uns im Allgemeinen um Vernunftanſicht, und als preußiſche Eingeborne um Preußenthum.

Man glaube doch nicht, daß eine Repräſentantenbank die menſchliche Natur ausziehen läßt, zweifle doch nie: daß in jedem Kleinſtaat ein Partikularintereſſe vorgebieten, und auch Stand gegen Stand das ſeinige gültig zu machen ſuchen wird.

Ein Beiſpiel lieferte Mecklenburg in ſeiner ehmaligen ſtändiſchen Verfaſſung. Dort ſoß freilich nur der Adel und fehdete auf den Landtagen von Malchin und Sternberg mit dem Herzog, den Bürgern und Bauern blieben gleichwohl die Oben genannten Remeduren laut Reichsverfaſſung.

Was thaten nun die Stände zum Landeswohl? Sie konnten in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht die Uebel abwenden, womit Reichsexekutionstruppen das Land heimſuchten, und in der zweiten die nicht, welche die eingezognen preußiſchen veranlaßten. Auf den Landtagen wurden ſtets die Privilegien der Gutsherren verfochten, und einem Intereſſe mußte Alles ſich fügen, dem Intereſſe des Getraidehandels.

Trotz dem fetten Boden, der nahen Oſtſee, dem ungehemmteſten Ausfuhrrecht, der mäßigen auf dem Grundeigenthum ruhenden Gaben, war man in früheren Zeiten doch nicht beſonders an Wohlſtand vorgerückt; der Landbau blühte eben in keinem höheren Kunſtfleiß auf, wie in den nachbarlichen preußiſchen Staaten, wo es keinen Landtag gab. Doch als England, in Folge der Zeitumſtände viel Korn nöthig hatte und es theuer bezahlte, regte ſich freilich die agrikultoriſche Verbeſſerung, bekam auch Summen dazu in die Hand. Nun gewannen die Schollen hohen Werth, nun ſah man alte gothiſche, oder mit Stroh gedeckte, Wohnungen, einreiſſen und Palläſtchen dafür entſtehn, mit anmuthigen engliſchen Parken umgeben, nun glänzten die Barone ſtattlich.

Was waren bei dem Allen die Folgen? Wie man ſie auch anderer Orten geſehen hat; unmäßiger Luxus, Mißbrauch des Kredits, ſchwindelnd in die Höhe getriebne Güter, verkauft und gekauft, als ob die Herrlichkeit mit der Korntheurung ſich in alle Ewigkeit hinausdehnen würde; das Geld in wenige Behälter zuſammengehäuft, wenn es in andern fehlte und ſtockte, ſo wie denn auch mancher kaufmänniſche Edelmann damal fehlrechnete und zu Grunde ging. Welchen Anblick gewährte außerdem hingegen das Land? Für Künſte und Wiſſenſchaften war hier nie Erhebliches gethan, die Baumeiſter und was man ſonſt zu den Ritterſitzen bedurfte, kamen aus Hamburg oder Berlin. In den Städten befanden ſich nur Kornhändler und Advokaten wohl, die übrigen Bürger hätten bei der Theurung ſchier verhungern mögen; den Leibeignen half es nicht, daß ihren Herren ſo theuer bezahlt wurde, was ihr Schweis der Erde entlockt hatte, ihr dürftiger Lohn war jedoch jetzt nicht halb mehr ſo viel werth, ihre Hütten ſahen nach wie vor aus, wie die in Polen, und wie man ſie im Brandenburgſchen nicht fand.

Späterhin mußten die Kornpreiſe denn wieder herab, Zeitkalamitäten nahten dazu; nun hatte man ſich überkauft, vermochte den Zins, die nöthig gewordnen hohen Abgaben nicht zu entrichten, eine mäßige Zahl guter Wirthe ausgenommen, befanden die übrigen ſich weit ſchlimmer als zuvor, die Bankrotte der adlichen Kaufleute vom Lande wurden eine nicht ſeltne Erſcheinung. Zum Theil hätte ſie auch ohne den Krieg ſich einſtellen müſſen.

Das vorübergehende Erheben eines Standes gegen den andern war mithin ein Uebel geweſen, deſſen Spuren das folgende Geſchlecht noch erblicken wird. Mit geringen Ausnahmen hatten die Begünſtigten ſelbſt nichts gewonnen, die Uebrigen um ſo mehr verloren, die ins Land gefloſſenen Summen hatte der Luxus wieder über die Gränzen geſandt, die alten Geldverhältniſſe waren aufs Nachtheiligſte erſchüttert. Ueberall beklemmte Schuldner, unbefriedigte Gläubiger, verarmte Handwerker u. ſ. w.

Man hat ähnliche Uebel geſehn, wo es ſouveräne Regierungen giebt; ſind repräſentative jedoch weiſer, nun, weshalb umgingen die meklenburgiſchen Stände ſolche Uebel nicht? Zudem giebt es unter den Edelleuten dort viele geſcheute Köpfe, die Erziehung und Reiſen ausbildeten.

Nun eben das Partikularintereſſe that es ihm, wird man ſagen, betäubte gegen das Gemeinwohl. Wären die Bürger und Bauern dargeſtellt geweſen, hätte der Adel ein Gegengewicht geſehn, man würde eine Modifikation der Ausfuhr eingeleitet haben, wobei Alle zu beſtehn vermocht.

Das verneinen wir! Repräſentirte geringe Landleute ſetzen auch andere bäuerliche Zuſtände, genügten

Frohndienſt, Eigenthum, Erbpacht voraus. Dann wären ſie bei dem unbedingten Getraidehandel intereſſirt geweſen, auf die Seite des Adels getreten, hätten die ſtädtiſchen Einwohner überſtimmt. Man würde letzteren phiſiokratiſche Weisheit gepredigt haben: Was wollt Ihr? Strömt viel Geld ins Land, iſt es ja Euer Vortheil mit, verdient wacker vom Landmann u. ſ. w. Die Floskeln hätten ihnen nur den Magen nicht gefüllt.

So ein inneres Uebel aber, wo der einen Klaſſe Heil bedroht iſt — was auch immer die Geſammtheit erſchüttert — kann ein Souverän, der Aller Vortheil ins Auge nimmt, leichter abwenden, als eine Verſammlung von Berathern. Denn hiebei kann es ſcheinen, der einen Klaſſe geſchähe zu viel; da werden nun ihre Landboten ſchreien, und mit Sophismen Alles verſuchen, bis ihr Vortheil gelingt. Friedrich II. oder Joſeph II. hätten mißbräuchlichen wuchernden Getraidehandel — gemeinhin mit Kunſttheurung verwandt — nimmer entſtehn laſſen.

Entſtanden ſie bei anderen ſouveränen Regierungen irrten die Fürſten, oder die Miniſter, welche ihnen riethen, und die vielleicht auch ein Partikularintereſſe dabei hatten. Dies war ſchlimm genug. Ob denn aber nicht auch Landboten irren, falſche Maasregeln empfehlen, oder Beredtheit und Einfluß ſich abkaufen laſſen konnten? Darüber mag die Geſchichte der polniſchen Reichstage und Conföderationen Licht geben. Da offenbarte ſich, wie der Staat nie zum richtigen Gebrauch ſeiner Kraft gelangen konnte, weil ſo vielerlei Wille die Art verſchieden beſtimmte; wie aus kleineren Staatsübeln ſich immer größere entfalten, wenn Einer auf dieſe, der Andere auf jene Weiſe ſie abtreiben will, und der Staat in die Lage eines Kranken verſetzt wird, der von einem halben Dutzend uneiniger Aerzte Heilmittel nimmt. Nicht das ganze Heer ſtimmfähiger Landboten — und genievolle Männer waren darunter — vermochte zu rathen, durchzutreiben, was zeitig des Staates Untergang abwenden konnte. Und es hätte nur vielleicht einer Reihe von mittelmäßigen Köpfen mit ſouveräner Macht bedurft, ſo iſt nicht denkbar, warum ein Reich von ſo weitem Umfang, ſo vieler geſunden Kraft, einer bewundernswürdig heiſſen Vaterlandsliebe — nicht blos durch die Conſtitution den Freien erzogen, ſondern auch an Sklaven ſichtbar — nicht ſeine Fortdauer und Ausgleichung mit der Zeit hätte bewirken ſollen.

Berathende, geſetzgebende Körper, wie ſie auch genannt ſind, können, wie Tirannei üben, auch irren, und beides in hohem Maas. Als man im Jahre 1792 das Schwert gegen Frankreich zog, irrten und mißgriffen die Könige, es war die unrichtigſte Politik, ſich in des Nachbars innre Händel zu mengen, und ein zahlreiches Volk ſo weit zu treiben, daß es den Eingebungen der Verzweiflung folgen mußte. Nun den Irrthum — den ſchweren und furchtbar hart beſtraften — begingen Könige, vielleicht auf oligarchiſchen Rath, gleichviel. Weshalb verwickelte ſich denn aber auch das brittiſche Parlament darin, wurde vielmehr ein Hauptorgan deſſelben? Es war die ſchreiendſte Unbill an einem Staat, der ſeit Jahrhunderten mit Freiheit und geheiligtem Menſchenrechte — auch wohl mit Nationalgroßmuth — prahlte, einem andern das Verharren in Sklaverei mit den Waffen zu gebieten. Doch wenn auch neben Volkseigenſucht Alles ſchweigen ſoll, was ſonſt der Menſch edel nennt, und Politik alles Unedle und Verruchte geſtatten darf — wie Diplomatiker wohl meinen — ſo war es abermal eine ſchielende, grundfalſche Rechnungen anlegende, Politik, welche England mit dem in Noth gerathnen Frankreich anbinden ließ. Eben dieſe Noth konnte ja Englands Handel um ſo mehr bewegen; ohne Millionen zu Flottenausrüſtungen und Subſidien aufzubieten, winkten ihm dieſe Vortheile. England konnte damal nicht voraus ſehn, daß Holland, gegen alle Schuld, in dem Kampf befangen ſeyn, und England im Stande ſeyn würde, ihm die beſſeren Colonien abzunehmen, weil Frankreich keine bedeutende hatte. Wie könnten aber Trinidad, Ceylon, der Hoffnungscap als Erſatz für eine ſo ungeheuer angehäufte Staatsſchuld zu zählen ſeyn. Auch hat Ehedem wohl die Oppoſition das Unrecht und die Inkonſequenz eines Krieges mit Frankreich erwieſen, gleichwohl nicht Eingang finden können, wenn hingegen William Pitt, der ſich bei ſeinen Ideen ſchon Anhang und Stimmenmehrheit zu verſchaffen wußte, ſo daß er eigentlich Autokrat war, mächtig durchdrang. Bei dem Allen iſt zweifelhaft, ob nicht Pitt weniger die beabſichtete Meerdeſpotie im Auge hielt, als er dem Königshauſe, deſſen Stolz Frankreichs Revolution beleidigte, zu Liebe handelte; was in darſtellenden Verfaſſungen auch nicht ſelten geſchieht, wenn der Hof Redner und Partheimacher zu lenken weiß. England zählt aber auch Beiſpiele, wo es Pluralität aus Wahn gegen die Stimme der Vernunft durchſetzte. So mißbilligte einſt Chatam das Verfahren gegen die nordamerikaniſchen Anſiedler höchlich, ſagte die üblen Folgen voraus, doch unbeachtet.

Sind nun allerdings — was hätte nicht zwei Seiten — auch manche Geſchichtsbeiſpiele anzuziehn, wo Vertretungen wichtigen Nutzen ſtifteten, wird doch keineswegs ein reiner Ausſchlag für ſie herauszumitteln ſtehn, oder ſie gar — wie poetiſch politiſcher Deklamationspathos verkündet — gleich die Heimath in ein Land der Lotophagen verwandeln.

Dies Alles ſei übrigens nicht abſolute Gegenrede, nur hellere Beleuchtung, ruhigeres Würdigen, als es dem Ungeſtüm des ſogenannten Zeitgeiſts beliebt, ſie den Urtheilen über das Wichtige beizugeſellen. Und einen deutſchen Bund an ſich, den uralt beſtimmten, ſo nöthigen bei Deutſchlands nachbarlichen Umgebungen, könnte nur Wahnſinn tadeln. Man biete jedes Mittel auf, ihn ſo eng, ſo unzertrennlich zu geſtalten, als es nur möglich iſt. Erſinne deutſche Genialität hier eine noch nie vorhanden geweſene Maasregel, die jene pia desideria der güldnen Bulle oder des Reichstags endlich verwirkliche, gelingen laſſe, was auch der Amphyktionenrath im weiſen Griechenland nicht auf die Länge durchtrieb. Und ſchwingt ſich Erfindungsgeiſt nicht zu einer ſolchen Höhe hinan, nun gut, ſo ſtifte Deutſchland in Frankfurt eine Art Parlament mit Beſchickung aller Staaten, verſuche ob es ihm gelingen mag, den ſo geſpalteten, durchkreuzten, verwickelten und verkünſtelten Vortheil der Einzelnen, in einen gemeinſamen Fokus zu bannen und darin feſtzuhalten. In den Säälen dieſes Parlaments laſſet alle Wände mit abſchreckenden Gemälden ehmaliger Veruneinigungen Deutſchlands und ihrer Folgen bedeckt ſeyn, das ſkythiſche Pfeilbündel liege vor dem Präſidentenſtuhl, prange Allenthalben als Emblem, ſey im Wappen geführt, um von allen Seiten zu erinnern, zu den Sinnen von dem was Noth thut zu reden; geſchehe dies Alles und mehr, denn es wird noch immer zu wenig ſeyn.

Aber mit den repräſentativen Verfaſſungen einzelner Staaten iſt es doch ein Anderes, und ein jeder muß empfinden und erachten, was für ſeine Individualität paßt.

Der Verfaſſer gegenwärtigen Schriftchens meint die Individualität Preuſſens doch ein wenig zu kennen. Er iſt im Herzen des Landes geboren, und das thut ein nicht Unerhebliches. In der Kindheit nehmen wir die lebhafteſten, dauerhafteſten Eindrücke auf, im Jünglingsalter lernen wir lieben. Jede Liebe — folglich auch die zum Vaterlande — welche nicht in dieſem empfänglichen Zeitraum entflammt wird, glüht und lodert ſchwerlich hell. Der Eingeborne kann empfinden, was ſeinem Gemeinthum fromme oder nicht, und es iſt dabei ganz und gar nicht nöthig, daß er mit lang und breitem Schmuck von Wohlredenheit es auch zu entwickeln vermag; oft ſind grade unausgeſprochene Gefühle die tiefſten. Dies dunkle Empfinden des Rechten kann ſich der zu uns kommende Ausländer auch mit dem redlichſten Willen nicht einpflanzen, und möge er ſonſt auch pythagoräiſche und ſoloniſche Weisheit mitbringen, das Eine, Unerſetzliche, fehlt ihm dennoch. Griechen und Römer nahmen auch Fremdlinge bei ſich auf, nützten ihr Wiſſen, ihre Talente, aber was in Hellas oder an der Tiber geſchehn ſollte, ließen ſie Fremdlinge nicht beſtimmen. Daher iſt es ein großes Unglück für den preußiſchen Staat, daß man hier ſeit dreißig Jahren die Ideenpräponderanz vorzüglich, oft ausſchließlich, den Ausländern hinzugeben gewöhnt iſt. Wir erlebten indeß auch unſelige Folgen genug; daß unſere originelle, einſt Preußen ſo hoch zu Gewicht und Ruhm emporbringende Staatstendenz meiſtens verloren ging, war das Werk der Ausländer.

Genug, der Verfaſſer iſt ein Brandenburger, und die Umſtände machten, daß er durch einen Veteran des ſiebenjährigen Krieges zu einer beſonders heiſſen und idealiſchen Vaterlandsliebe erzogen wurde. Er ſah noch Friedrich II. und die Reſultate ſeines Schaffens und Wirkens, war noch einige Jahre des großen Königs Offizier. Späterhin ſah er die ſtufenweiſe Degeneration des Heers, welche den Tag von Jena vorbereitete, und in der Hauptſtadt lebend, konnten ſeiner Aufmerkſamkeit die Urſachen auch wenig entgehn. Er ſah hernach auf Reiſen auch andere Länder, die er mit der Heimath vergleichen konnte, und befand ſich denn bei den Hauptepochen des Staatsunglücks und der wieder günſtigeren Ereigniſſe entweder in der Reſidenz, oder auch auf anderen Punkten, wo vieles zu ſehen war.

Indem er nun oft haarſcharf vorempfunden hatte, was geſchehn würde, oft, lange vor 1806, gewarnt, oft — wenn gleich nie von den Behörden gehört — Abwendungsmittel gegen das herandrohende Ungewitter vorgeſchlagen, für die hernach die Ereigniſſe deutlich ſprachen, bewog ihn dies Alles doch einigermaaßen an den nicht ganz unrichtigen Takt ſeines Empfindens über den preußiſchen Staat zu glauben.

Und es veranlaßte ihn vor zwei Jahren ſeine — hernach auf der Wartburg verbrannten — Ideen über das Preußenthum niederzuſchreiben. Es geſchah aus reinem Antheil des Patriotismus, doch nur flüchtig, denn Beachtung ſeiner patriotiſchen Idee konnte er wenig hoffen, ſo wie die Cenſur denn auch weidlich darin ſtrich. Das Ganze war übrigens auch aus zwei Gründen niedergeſchrieben, einmal, weil ja Niemand anders mehr eigentlich im vaterländiſchen Sinn ſchrieb, ſondern Allenthalben Carnot, oder Adam Smith, oder jenaiſche Doktrin aller Art, ſelbſt wiener Manier und Weiſe hervorguckten, ſo daß es ſchien: man ziele recht darauf hin, auch die letzten ehrwürdigen Trümmer unſerer alten Herrlichkeit noch einzureiſſen, und gäbe völlig den Glauben auf, bei uns könne auch Eigenthümliches gedacht werden, und wir müßten platterdings nur Vorgebilde über den Gränzen drauſſen ſuchen, und ſklaviſch nachahmen. Zweitens noch auf die — wenn ſchon nicht zu vermuthende — Möglichkeit: daß irgend ein Mann von Einfluß am Throne die Schrift leſen, und vielleicht den Monarchen erinnern könne, daß ſeine Beamten die Staatsoriginalität je länger je mehr austilgten.

Die Schrift an ſich meint: wenn man denn ſo viel von einem Deutſchthum rede, könne doch auch ein Preußenthum auftreten, nicht als ein Getrenntes vom germaniſchen Staatenverein, doch ein um ſo kraftvolleres Einzelorgan deſſelben, indem es — ſeine alte Tendenz aufnehmend und mit dem Zeitgeiſt ausgleichend — dann ungefähr in Deutſchland daſtehen würde: wie Sparta und Athen, wenn ſie ſich hätten vereinigen und durchdringen können, zum Griechenföderalismus ſich würden verhalten haben. Ferner: daß ein Staat von einiger Bedeutung um einen gewiſſen inneren, ſeiner Lage entſprechenden, Geiſt und Charakter bemüht ſeyn müſſe, wo die Rechnung nicht auf Jahre oder Jahrzehnde, wo möglich auf Jahrhunderte anzulegen nöthig ſei; wodurch ja auch die hervorleuchtenden Völker im Alterthum gediehen, und gefallen ſeyn würden, ſo bald ſie eine ſolche Richtung aufgegeben, oder nur vernachläßigt hätten. Daß vollend einem Staat, dem ſchon von hoher Genialität her eine ſolche Tendenz geworden — wie dem preußiſchen — wodurch er allein dem halben Europa einſt widerſtanden, nicht genug daran liegen könne, ſie feſt zu halten, und wenn ſie entſchlüpft ſei, ja noch wieder zu ergreifen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier kein Stehnbleiben an jedem Alten — was uns ſchlimme Folgen genug auflud — gemeint war, aber auch nicht das Weglöſchen eines Zuges nach dem anderen aus dieſem Staatscharakter, wenn die Stimme der Zeit ruft: Das Alte taugt nicht, weg damit, das Neue her. Denn unſer Unglück hing nur eines Theils daran, daß wir verwittertem Alten noch anhingen, andern Theils aber, daß Neues zu uns hereingebracht wurde, das unſerm Staatszuſtand nicht anpaßte und ſeine Harmonie ſtörte. *) Und was man Zeitgeiſt nennt, das

---

*) Nicht blos vor 1806. Wichtig unter andern 1813, indem man ſogenannte Landwehren und ſogenannten Landſturm bildete, und ſogenannte Freiwillige aufrief. Wohl iſt gern einzuräumen, daß in jener Zeit die Umſtände zu ſchnell andrangen, um ſich recht beſinnen zu können; demungeachtet war dies Alles gegen den preußiſchen Staatscharakter, wo der Soldat, als ſolcher, einmal gelten und ausſchließliches Vertrauen [illegible] muß. In dieſem Betracht empfehlen ſich Rekrutirungen für die Regimenter, vermehrte Kopfzahl, vermehrte Bataillone derſelben,

bringt immer Weiſes und Thörigtes, Gutes und Schlechtes; das Thörigte und Schlechte jedoch meiſtens gefällig verlarvt und ſchon im Reiz der Neuheit anziehend; weh aber den Fehlgriffen! Was jedoch Preußens Staatstendenz geweſen ſei, wie ſie neuergriffen werden, das Gute vom Zeitalter ſich aneignen, und herein verpflanzt noch veredeln, Trug und Wahn aber von ſich fern halten könne, davon handelt die Schrift.

Hievon iſt nun der Verfaſſer jetzt noch aufs hellſte

---

bis auf den jetzt erreichten Etat, weit mehr. Wozu Freiwillige rufen? Jeder Waffenfähige muß den Staat vertheidigen. Wozu republikaniſch lautende Reden ans Volk? Der Staat iſt einmal keine Republik, wird er gleich freier und milder regiert, wie Republiken. Das verſchiebt die Begriffe ſo, wie es in einer Republik geſchehen würde, dafern ſie, von Noth getrieben einen Diktator wählte, und ihm Königstitel und königliche Ehren beilegte. Wir ſehen nun die Folgen. Iſt es der Menge von Bürgern die gefochten, oder der Jünglinge, die auf den Ruf gekommen, auch nicht eingefallen, ſo haben ſich doch Schreier gefunden, die ſie erinnern zu fragen: warum ſie gefochten, und ihre Anſprüche deshalb zu ſteigern. Jene Combattanten, die einſt bei Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau ſiegten, empfingen alle fünf Tage acht Groſchen nach wie vor, es fiel ihnen gar nicht bei, weil ſie Ehre erworben — die ihnen ſchon genügen mußte — nun mit dem Staat zu rechten; was übrigens auch die damaligen Bürger nicht durften, die unbeſoldet ins Feld ziehn, und ſich der härteſten Kriegszucht unterwerfen mußten; wogegen man bei uns an Erlaß von militäriſcher Strenge, an Sorge für des Kriegers Unterhalt und Bequemlichkeit, aufs Freigebigſte ausgetheilten Ehrenzeichen, und anderen Rückſichten, Auszeichnungen und Vergnügungen that, was die Kräfte des Staates nur immer erlaubten. Aber jene amphibiſche Civil-Miliz, jene Erweckung republikaniſcher Ideen haben gemacht, daß es immer noch nicht genug ſcheint, und die hochfahrenden Wortführer von nicht erfüllten Zuſagen reden. Und was die Regierung außerdem gethan hat, was zum Theil mehr als republikaniſch iſt, heißt noch immer nicht genug. Dem preußiſchen Adel ſind die alten Privilegien dergeſtalt entrückt, daß Roms Patrizier, ja die Patrizier in den alten deutſchen Reichsſtädten, deren viel erheblichere beſaßen. Die bäuerlichen Verhältniſſe ſind ſo frei gemacht, wie es nur die Umſtände zugelaſſen haben, die Preſſe iſt ungemein frei u. ſ. w. u. ſ. w. aber jenen Wortführern immer noch nicht genug. Sie dringen noch auf eine gänzliche Preßfreiheit — wie werden ſie ſie denn brauchen? — ſie wollen auf Repräſentantenbänken ſitzen — was werden ſie denn dort reden? Was nicht noch Alles verlangen? Der Verf. dieſes Schriftchens ſchreibt eben nicht beklommen, allein was er hierüber ahnt, wagt er doch nicht zu ſagen, und da muß es arg ſeyn. Doch ſtehe getroſt hier: die Dynaſtie Hohenzollern möge ſich vorſehn! Alle die Uebel entſtammen jenen überzeugt, trotz jenem Auto da fe, ja, ſeit dieſem Ereigniß noch mehr, denn es machte ihm noch recht klar, was gewiſſe Anreger unſerer Jugend wollen, und auch, daß man mit dem Heiland über ſie zu beten habe: Vater vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Was ſie wollen, wiſſen ſie zwar nicht immer ſelbſt, und das Wollen divergirt auch ziemlich, dennoch aber möchte eine überwiegende Stimme Alles in Deutſchland nach einerlei Zuſchnitt gemodelt ſehn, Religioſität, Geſetz, Kriegsweſen, Finanz, genug Alles.

Maaßregeln von 1812. Wollte man einwenden: ohne ſie würde nicht mit dem Geiſt gefochten ſeyn, wäre es ein hohles Modegeſchwätz. Haben Landwehren u. ſ. w. eben ſo tapfer gefochten, wie Linienſoldaten, ſo iſt zu fragen: was *letztere* denn ſo inſpirirt hat? Im Pulverkrieg kann der ſogenannte Geiſt nicht mehr wirken wie im Alterthum. Strategie, Kriegstechnik, Ordnung ſind die Hauptmittel, und oft beſiegten ſchlechtere Truppen durch ſie beſſere; wie auch Napoleon bei Regensberg mit einer Minderzahl ihm nur gezwungen folgender Rheinbündner das große öſterreichiſche Heer ſchlug, und einſt bei Rawka die Preußen Koſciuszkos durch alle mögliche republikaniſche und religiöſe — Crucifixe wurden ſtatt der Fahnen vorangetragen — Begeiſterungen angefeuerte Volk. Am innigſten und lebhafteſten war jener Geiſt von 1813 wohl bei Görſchen und Bautzen, wo demungeachtet wenig gelang. Hernach beſſerte ſich die Strategie und man ſiegte. Gern wiederholt man: daß im Jahre 1813 die Gewalt der Umſtände zu heftig eindrang, um vielem Beſinnen Raum zu geben; ſie trafen bei uns aber auch einen Zuſtand der Dinge, wo man ſich bereits gewöhnt hatte, nach Fremdheit zu modeln, und von der alten Staatstendenz ſich zu entfernen, die auf Beſſeres in der Heimath drang, als es im Auslande zu finden war. 1812 ahmte man Oeſterreichs Einrichtungen von 1809 nach, das gleichwohl damals keine Erfolge davon ſah, weil es nicht ſo viele Verbündete zählte, als Preußen 1813. Oeſterreich konnte übrigens ſolche Maaßregeln wohl ergreifen, duo si faciunt idem non est idem. Das Heer ſtand dort in einem anderen Verhältniß zum Gemeinweſen, das Volk auf einer anderen Stafel der Cultur, wo es nicht ſo zum Reflektiren und Raiſonniren angeregt iſt. Wollte man doch auf alle Ideenverwirrung achten, die uns Ausländerei ſchon in die Heimath zog, auch ja auf den Umſtand, daß jene Schreier und Wortführer ſelten geborne Preußen aus den *alten* Provinzen ſind. Am ſeltenſten bemengten ſich Märker und Pommern damit, ausgenommen, wenn ſie die Fremdheitsſucht ergriffen hat, und ſie meinen: nur in dem, was auf Jenas Lehrſtühlen geſagt, oder in fremden Blättern gedruckt, ſei Heil zu finden. Aber die Beyſpiele, daß nicht galt, was Märker und Pommern Eigenthümliches vorſchlugen, wohl aber die Stimmen von draußen, riefen das Uebel auf.

Das iſt mit Feder und Druckpreſſe nicht zu erreichen, und Gewalt — da Gott vor ſei — dürfte ſich noch fruchtloſer bemühn. Zu verſchieden wirkten Tradition von Jahrhunderten, und näher liegende Einflüſſe abweichender Regierungsgrundſätze, auf die bunte Menge ein, und weit mehr thut hier noch das ſchon berührte ungleiche Kraftgefühl der einzelnen Regierungen. So wenig man die Pfeile in unſerm Bündel alle gleich lang und ſcharf machen kann, iſt es auch thunlich, alle Staaten und Stäätlein Deutſchlands zu vermögen, die Ausſprüche der neuen Zeit für jede andere Ueberzeugung einzutauſchen. Und was hätte es denn auch mit dieſen Ausſprüchen auf ſich, welchen man den Stempel päbſtlicher Unfehlbarkeit ſo gern aufprägen möchte? Die politiſchen Schwärmer unſrer Tage ſind noch viel zu ſehr im Wonnetaumel über die letzten Erfahrungen begriffen, als daß ſie auch ältere und hieher gehörige mit Ruhe und Beſonnenheit vergleichen könnten. Und da ſie immer durch eine gefärbte Brille ſahn, wurden ihnen jene häufig zu Trug- und Wahnerfahrungen. Taugte unbedingt alles Neue, weshalb fühlte man ſich denn oft dadurch beläſtigt, nothgedrungen, es wieder abzuſtellen? Wozu auch in Deutſchland Alles in einerlei Form ſchmiegen wollen, wenn die ungleichartigen Elemente einmal widerſtreben? Es war in Griechenland ja nicht ſo, und des freien Nordamerikas Verfaſſung giebt nach, daß ſich jeder Einzelſtaat nach ſeinem Verhältniß conſtituire. Preußen aber hat ſich vor Allem zu hüten, nicht voreilig zu ſeyn. Willigt es darin: *nur dazuſtehn wie Alle*, ſo iſt auch jene alte glorreiche Tendenz, durch welche es *höher ſtand wie Alle*, für immer aufgegeben. Wohl handelt es ſtaatsklug, ſich an Deutſchland innig zu ketten — wobei es jedoch auf gewiſſe Formen und Auſſendinge nicht ankömmt — es ſo treu mit Deutſchland zu meinen, als Deutſchland treu zu ihm halten wird; und deſto ſchlimmer für Deutſchland, wenn es ſeine Sache einſt von der preußiſchen trennte. Das Wiederergreifen jener alten glorreichen Tendenz könnte Preußen jedoch ſchirmen und retten, falls es in Deutſchland wieder einmal herginge nach voriger Weiſe, die Pfeile aus dem Bündel ſich verzettelten. Es wäre ſeltſam, dafern etwa Weimar, Baden, Naſſau u. ſ. w. zürnen ſollten, daß Preußen um eine eigenthümliche kräftige Haltung bemüht ſei, die Staaten von geringem Umfang ſich freilich nicht zulegen können. Da mögen ſie noch größeren Unmuth fühlen, daß Oeſterreich, neben ſeiner alten Macht, noch ſo bedeutende Vergrößerungen in Italien erwarb. Freuen müßten ſich kleinere deutſche, namentlich auch proteſtantiſche, Staaten, wenn Preußen wieder in einem ſo kräftigen Verhältniß zu den übrigen daſtände, wie im Jahre 1756. Ob es wieder dahin gelangen wird — oder auch gänzlich kann — bleibe hier unerörtert; daß jedoch eine repräſentative Verfaſſung kein Mittel zu dieſem Zweck ſeyn würde, denkt man hernach zu beleuchten.

Repräſentative Verfaſſungen ſollen es hauptſächlich ſeyn, die alle Deutſche zu einem Geſetz, Sitte und Sinn zurückführen, in der Hoffnung, die Landboten werden ſodann ſich vom Geiſt der neuſten politiſchen, ſtatiſtiſchen, religiöſen, volklichen Schriften leiten und beſtimmen laſſen. Einmal iſt das keineswegs denkbar, in ſofern gar manche dieſer Landboten eignes Licht — hellere Fackel oder trüberes Lämplein — werden leuchten laſſen wollen, und zweitens iſt auch der Geiſt benannter Schriften ungleich genug, und was darin ſtätig ſeyn ſoll, pflegt nur zu oft die nächſte Büchermeſſe zu verwerfen.

O über die einigen deutſchen Schriftſteller! Da ſieht Einer in wieder geheiligtem Adel und Feudalweſen ächte Stützen für das Gemeinthum, ein Anderer ſpricht: Nein, freie Bauern, dargeſtellte Bauern, daraus werden gediegne Landesvertheidiger hervorgehn. Es giebt Miniſter, die Stöße von Denkſchriften für die Handelsfreiheit zu liegen haben, bis an die Zimmerdecke reichend, und eben ſo hohe gegen ſie. Mancher dringt auf eine geiſtige Ausbildung der Jugend, die man nicht weit genug treiben könne, Mancher ſchmäht das Wiſſen, verlangt das Gemüth nur erwärmt und in Leibesübungen phyſiſche Kraft erzogen. Hier wollen Proteſtanten Meßglöcklein und wunderthätige Marienbilder, dort rufen Katholiken um mehr Aufklärung. Jetzt ſteht — nachdem man mit anderen Nachahmungen herumgekommen iſt —

das deutſche Mittelalter vorbildlich da; ging das aber auch vorüber — und in Deutſchland bleibt keine Meinungsmode lange ſtehn — was wird man dann zur Nachahmung empfehlen? Chineſen? Malabaren?

Mit dem Mittelalter iſt es gleichwohl meiſtens poetiſcher- und Garderobenſpaß, ernſter und tiefer mag wohl hie und da Nachahmungsſucht anderer Art ſtecken; nennen wir es im Zeitgeſchmack Franzoſenthum. Und da treffen wir abermal auf eine der ſchreienden und ſeltſamen Widerſprüchlichkeiten, wozu man leider auch bei uns aufgelegt iſt. Neben manchem Wüthen, ſo bald nur Jemand ein eingebürgertes franzöſiſches Wort braucht, neben allem tobend empfohlnen ewigen Franzoſenhaß — der zugleich komiſch neben dem frommen Chriſtenthum ſteht, das doch Liebe gebietet — neben Kaſake und Kragen, die altdeutſch ſeyn ſollen, wenn ſies auch nicht ſind — mag es doch in manchem Kopf — laut reden Zeichen davon *) — ſehr ſpücken, und eine Höhe, wie jene von den Jakobinern Berg genannte, ihm die am liebſten beſtiegne Höhe des Zeitalters ſeyn. Dafür gäb er denn doch das poetiſch und romantiſch erſchaute funfzehnte Jahrhundert mit lieblich freundlicher Kindlichkeit, hin, oder den ſtarken Niebelungenhelden, welcher des Schmid Mimer Amboß tief in die Erde ſchlug.

Verweilen wir einen Augenblick daran: was geſchehn könnte, wenn Männer ſolcher Art ihren geheimen Sinn durchzutreiben vermöchten. Jetzt freilich kann davon noch die Rede nicht ſeyn, aber ſpäterhin, wenn man die Jugend genügend vorbereitet hätte — wozu häufig erneute Warteburgfeſtlichkeiten und was dahin gehört, das ihre thun könnten — wenn dieſe Jugend einſt von dem hochſinnigen Vorſatz entflammt wäre, Hermanns Enkel unter einen Freiheitshut zu bringen.

Wie man in Frankreich die Verfaſſung umwandelte, beſtand doch Eins, was bei uns nicht vorhanden iſt oder ſeyn kann, nehmlich ziemliche Einheit der Anſichten, ziemlich ähnliche Richtung der Geiſter. Einerlei Regierung,

---

*) Auch manche Schriften nicht eben leiſe.

Hauptſtadt, Nationallitteratur — ſelbſt die lange Bearbeitung der Köpfe durch den Deſpotismus — begründeten das.

Es gab auch im Allgemeinen doch mehr Moralität in Frankreich, als in Deutſchland; a priori ſchon einzuſehn, wenn man die Wirkung ſo vieler Hofhaltungen bei uns gegen die eine in Frankreich, und das deutſche Univerſitäten- und Schulweſen — ſelbſt deutſches Militär — gegen franzöſiſches hält. Wer in Frankreich war, und ſehn konnte, muß geſehn haben, daß, Paris ausgenommen — und 700,000 Menſchen auf einem Punkt würden in Deutſchland eine artige Demoraliſation herausbilden — man in Frankreich weit ſittlicher iſt, als bei uns, und daß es zu den abgeſchmackteſten Lächerlichkeiten gehört, wenn man ſagt, aus Frankreich wäre Unzucht und derlei erſt zu uns gekommen. Die war lange bei uns, war aus Rom gekommen, bei Pfaffen wie bei lüderlichen Fauſtrechtsrittern zu finden; und ſpäterhin thaten die vielen Höfe, Univerſitäten, Handelsſtädte u. ſ. w. das ihrige. Die kleine Zugabe aus Frankreich noch kam nicht mehr in Betracht, und mit unſrer jetzigen Tugend — obwohl die Noth in etwas beten lehrte — iſts ſo weit her als mit dem Modechriſtenthum.

Sonnenklar, daß bei ſolchen Umſtänden eine — hier einmal vorausgeſetzte — Revolution den Gräuel der Verwüſtung in Frankreich noch um eine weite Strecke hinter ſich laſſen müßte. Dort währte es nicht lange mit den Streiten zwiſchen Briſſotinern, Dantoniſten u. ſ. w. in Deutſchland würden hundert Meinungsſyſteme hundert Faktionen bilden, und dieſe gegen einander wüthen. Und daneben unſre unaustilgbare Schulfüchſerei, die erſt in neuen Zeiten ſich recht neu verherrlichte; bei den Purismuspoſſen, Neualterthumspoſſen, und anderen. Robeſpierres Comite du salut public wäre ein Friedensgericht gegen das, was bei uns in dieſer Art entſtehn würde, unſre Fouquiers verklagten ſchon auf den Tod um ein Buchſtäblein.

Blutiger Innenkrieg der roheſten Art bliebe unvermeidlich, weil der zahlreichen Fürſten Anhang, und Andersgeſinnte nicht wie in Frankreich auswandern könnten. Ganz Deutſchland würde eine Vendee.

Die mächtigen Nachbarn würden nun das mit ſtaatskluger Ruhe anſehn, bis man einander tüchtig aufgerieben hätte; wobei Oeſterreich auch wie eine nachbarliche Macht daſteht, weil ſeine meiſten Beſitzungen außerdeutſche ſind, und in ſeinen deutſchen zu viele Regierungsenergie wohnt, als daß ſich der Unitarier Schwindel auch dort hinein verpflanzen könnte. Zu ſeiner Zeit griffen die Mächtigen dann zu, wie einſt bei Polen, und gäb es einen deutſchen Kosziusko, möchte er dann Finis Germaniae rufen.

Nach dieſen — nicht unnöthigen — Abſchweifungen ſehen wir auf Preußen zurück. Aus welchem Grunde ſollte der König ſeine Souveränität hingeben, aus welchem das Volk es wünſchen?

Für Jenen wär es ein bedenklicher Schritt; wie als Vater und Dynaſt liegt es am Tage, er wär es aber auch für den Vater des Volks. Ohne Noth ändert man nicht gern die Regierungsform, und dieſe Noth iſt nicht da. Hundert Beiſpiele zählt die Geſchichte, wo ſolchen Aenderungen manches Unheil folgte. Es frägt ſich doch ernſt: wird den Preußen eine komplicirtere Staatsform auch nützlich ſeyn, werden ſie bei der einfachen nicht beſſer ſich befinden? Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft; wer mag wiſſen, ob nicht einſt Kriſen eintreten, wo die Regierung mit unbedingter Macht helfen könnte, mit gebundnen Händen aber nicht. Auch ſcheint ziemlich klar, daß ein Parlament, oder etwas Aehnliches, während unſerer Periode der Glorie eine Hemmkette geweſen ſeyn würde, ſie vielleicht gar nicht hätte entſtehn laſſen. Von einem Geiſt wie Friedrich II. iſt wohl zu vermuthen, daß er ſein Parlament geleitet haben dürfte, doch früherhin könnte durch Einreden und zurückgehaltene Verwilligungen die Organiſation des Heers, der Grundſtein unſerer nachmaligen Kraft, und mithin die Eroberung von Schleſien, unterblieben ſeyn. Es giebt fromme, weiche, züchtige, beſcheidene Politiker, die über die Eitelkeit des alten Ruhms hinaus ſind, und hiebei ſagen würden: Gut; hätten wir denn Schleſien nicht erobert, wäre auch der gräuelhafte Krieg von ſieben Jahren unterblieben, Deutſchlands verlockertes Band hätte Feſtigkeit behalten. Letzte-

res

res ſteht gar ſehr dahin, und ein Kopf, wie er auf Joſeph II. Schultern ſaß, hätte auch, ohne eine Oppoſition wie von Berlin aus, ſtatt er ſeinem Erobererdrang gegen die Ottomannen Luft machen wollte, ihn gegen Deutſchland richten können. Weil auch ſolche beſcheidne Politiker zuweilen gar unbeſcheiden und grob ſagen: es ſei ſchlecht und ſchändlich nicht ſo deutſch zu empfinden, wie ſie es wollen; kann man ihnen die Injurien doch — wenn man ſich mit derlei befaßt — zurückgeben, weil ſie als Preußen nicht warmherzig für preußiſchen Ruhm fühlen. Doch iſt freilich aller Streit über Vergangnes und Conjunctives eitel.

Der preußiſche Staatskanzler hat den Rheinländern treffend gezeigt: wie unähnlich die Einwohner der verſchiednen Provinzen unſerer Staatsgemeine ſind, und wie ſchwer ſich da auf einerlei Blick, Meinung, Sinn zählen laſſe. Ohne allen Zweifel werden Lithauer, Poſner, Berliner, preußiſche Sachſen, Transrhenaner u. ſ. w. verſchieden ſehn, und bedenkt man noch, wie vielerlei fremde Regierungsſchulexercitia mit dieſen und jenen durchgemacht ſind, alt- und neupolniſche, ſächſiſche, ſchwediſche, weſtphäliſche, franzöſiſche mehrerer Formen, geiſtlich fürſtliche u. ſ. w. wovon doch leicht ein buntes Vorſtellungsweſen hängen bleibe, muß man vermuthen: unter aus ihnen zuſammengeſtellten Volksvertretern werde mehr Hinneigung zur baldigen Zwietracht als zum Einklang beſtehn. Und in der That iſt eine ächte Nationalverſammlung auch nur in einer eigentlichen Nation denkbar. Hätte alſo die preußiſche Regierung auch im Drang ihrer gewohnten Milde und Nachgiebigkeit, bei gehörten Wünſchen, Repräſentation verſprochen, und fände bei genauerer Prüfung, ſie eigne ſich doch nicht für dies Völker-Volk, das gleichſam in ſarmatiſcher Mütze, wendiſchem Mantel, ſaſſiſchem Wamms und bataviſchen oder fränkiſchen Schuhen einhergeht, ſo müßten wir es ihr ja herzlich danken, wenn eine Zuſage, die zu nichts Gutem führen zu können ſcheint, unerfüllt bliebe. Gar oft hat auch das engliſche Parlament Entſchlüſſe zurückgenommen, und die Vertreter der — großen — franzöſiſchen Nation verſprachen einſt Einlöſung der Aſſignaten.

Wenn das preußiſche Volk von dieſer Regierung veränderte Staatsform verlangt, begeht es doch Unverſchämtheit. Nachgewieſner Mißbrauch der Souveränität könnte allein es rechtfertigen.*) Hat die preußiſche Regierung dem ſogenannten Geiſt der Zeit nicht auch nur zu ſehr ſchon nachgegeben, daß in dieſem Betracht eine Verſammlung von Darſtellern nicht mehr hätte vorſchlagen können, die Sachen aber leicht noch mehr verwirrt haben dürfte, als ſie es — man will es nicht läugnen — durch Nachgeben ermeldeten Geiſtes ſchon ſind.

Warum ſollen die Preußen denn eine veränderte Staatsform wünſchen? Antwortet nicht mit Gründen aus dem Alterthum, oder aus England und Frankreich entlehnt, ſondern mit ſolchen die uns bewegen und drängen können; ſchreibt ſie in keinem Alphabeth tauſendmal gehörter römiſcher Deklamationen nieder, ſchreibt ſie auf ein Kartenblatt, das ſehr viel Wahres aufnehmen kann; am Ende alle eigentliche Wahrheit ſamt und ſonders, welche das erleuchtete Zeitalter ausgemittelt hat.

Soll die erleuchtete Verſammlung den Staat vor künftiger — möglichen — Tirannei ſchirmen?

Dies wäre in der That eine wichtige Beſtimmung, doch — zu geſchweigen, daß eigentliche Tirannei in einem ſich immer mehr entwickelnden Zeitalter wenig zu fürchten iſt — lehrt uns auch die Geſchichte, daß ein Tirann mit Kraft, ſeinen Willen gegen eine ſolche Verſammlung auf Wegen der Liſt, Beſtechung, Gewalt leicht durchſetzt.

---

*) Einige meinen: wenn ein Volk eine gewiſſe Bildungsſtufe erreicht habe, trete die Tendenz zur [illegible] Verfaſſung von ſelbſt hervor. Das iſt geſchichtlich gar nicht richtig, vielmehr iſt dieſe Tendenz im Jugendalter der Nationen mehr da, und [illegible] ſie mit zunehmender Einſicht ihr Verwaltungswerkzeug. Gab doch Frankreich, nachdem es in der Geſchwindigkeit mehrere Verfaſſungsproben durchgemacht hatte, welche das Maximum aller [illegible] [illegible] [illegible], die Autokratie in Napoleons Hand. Denn daß [illegible], was neben ihm noch einen conſtitutionellen Willen haben ſollte, [illegible], läugnet doch wohl Niemand. Und als das Unglück über Frankreich einbrach, und die ſogenannte Volksgewalt zurückgenommen wurde, hatten ſich nicht Pairskammer noch Deputirtenkammer nicht [illegible] mehr. Konnte eins noch helfen, würde es Napoleons Diktatorat geweſen ſeyn.

Mithin wäre es hier mindeſtens nicht ausgemacht, daß ſie eine ſolche Beſtimmung erfüllen würde.

Die Geſchichte lehrt aber auch, daß ſolche Verſammlungen leicht ſelbſt Tirannei üben, und unerhörte, oder daß ſie durch blutigen Partheienkampf, den heiſſe Köpfe in ihrer Mitte aufregen, vielfach entſtehen kann. Man ſage nur nicht, daß ſo was nicht geſchehn könne, wo ein geſetzſanktionirender König über dem berathenden und geſetzgebenden Körper ſteht; man vermag nicht zu berechnen, wie weit letzterer einſt um ſich greifen werde, kann hingegen aus Englands und Polens Geſchichte — auch jener des conſtitutionellen Ludwig XVI. — erſehn, wie eng eines Königs Macht iſt, wenn der Faktionsgeiſt die ſeinige auszudehnen verſteht. Seitdem die Hohenzollern in unſerm Lande ſind, hat man nichts darin von Partheikämpfen gewußt, wenn Liguen, ſogenannte Hüte und Mützen, Conföderationen u. ſ. w. um uns Bürgerblut verſtrömten. Was ſollen wir alſo den Teufel noch an die Wand malen. Haben daher Rheinländer — und auch andere Preußen — Gründe, zum König zu ſprechen:

Geruhen Ew. Majeſtät Höchſtihre Souveränität aufzugeben, damit uns eine Vertretung gegen die Tirannen ſchirme, die einſt aus der Dynaſtie Hohenzollern geboren werden können; ſo giebt es wieder andere Preußen, namentlich in den alten Provinzen, die Gründe haben, alſo zu ſprechen:

Geruhen Ew. Majeſtät Höchſtihre Souveränität zu bewahren, damit uns die Zweige der Hohenzollern gegen Tirannei, oder wilde Bürgerfehden ſchirmen, die aus einer Volksvertretung hervorgehn können;

und wir haben doch eben ſo viel Recht zu reden als Ihr!

Soll benannte erleuchtete Verſammlung ſorgen, daß unſer Staat unauflöslich feſt an Deutſchland geſchloſſen bleibe, das ganze teutoniſche Pfeilbündel zuſammen erhalten?

Traun, dies kann eine ſouveräne Regierung ſo gut, als eine beſchränkte, wird, muß es thun, ſo lange es nur immer angehn will. Da gleichwohl die Feſtigkeit ermeldeten Pfeilbündels gar ſehr auf dem Umſtand beruht, daß künftig in Wien kein Monarch von dem Sinn eines Carl V. oder Mathias, oder Ferdinand I. oder Joſeph II. throne, wird ſich doch jede preußiſche Volksdarſtellung noch vor ihrer Geburt beſcheiden, daß ſie keinen Einfluß darauf haben kann, mit welchen Talenten oder Leidenſchaften die Natur künftige Zweige des Stammes Oeſterreich-Lothringen ausſtatten will.

Sollen die gemeinten redeluſtigen Männer die Rechte des Volks bei uns feſtſtellen, halten und tragen?

Nun, iſt denn nicht vor der Hand darin Alles geſchehn, was man nur verlangen konnte und ſich thun ließ? Kann der Bürgerſtand ſich noch über Privilegien des Adels beſchweren? Dome und Johanniterkomthureien verſchwanden, der Adel iſt verhältnißmäßig beſteuert wie Jedermann, der Sohn eines Tagelöhners kann ſo gut zum Feldmarſchall aufſteigen, wie der Schuſterſohn Iphikrates in Athen, wenn ihm Genie und That dazu beiwohnen. Blos ſein Geburtsprädikat behielt der Adel übrig; es kann nur nützen, indem es ihn ehrenvoll zu handeln ſpornt, ſchaden nirgend. Die Bauern ſind ſo frei geworden, als man ſie, ohne die ſchreiendſte Ungerechtigkeit gegen andere Staatsbürger, ſtellen konnte, und die Regierung iſt auf dem Wege, zeigt den reinſten Willen, nach den Umſtänden hier immer noch mehr zu thun. Was könnten denn hier Vertreter noch ergänzen? Etwa Voreiligkeiten empfehlen; wie es eine ſeyn würde, dafern man unſern Landleuten ſchon ſolche eigentliche Vertretung anzubilden ſuchte, wie in Schweden, wo das ſeit Jahrhunderten Beſtandne auf ihre Kultur ſeinen Einfluß übte. Bauern, die ſelbſt als Redner auftreten könnten, würde man in Nieder-Schleſien, preußiſch Sachſen und am Rhein — obwohl immer noch ſpärlich — finden, in Kaſſuben, Preußen, Poſen und allenthalben ſonſt, würde es ihnen eine unlösbare Aufgabe ſeyn. Das lieferte mithin nur Ungleichheit und Verwirrung, muß folglich der Zeit noch anheim ſtehn. Ueberhaupt Vertretung und immer Vertretung, als ob die Stände bei uns unvertreten wären. Der geringſte Koſſät hat Schöffen und Schulz, demnächſt Landrath und Gericht, und das Regierungscollegium ſeiner Provinz vor ſich, wo er ſeine

Beſchwerden anbringen kann. Verſäumen die Obrigkeiten in ihrer Abhülfe die Pflicht, ſteht ihnen noch der Weg zum Thron offen. *)

Aber es giebt ſo manche innere Angelegenheit noch, mit der wir ganz und gar nicht auf dem Reinen ſtehn; dahin möchte das Abgabenſyſtem, das durch Zeitläufte und Zeittheorien gar verwickelte, gehören, und die immer noch nicht befriedigend beantwortete Frage: ob unbedingte Handelsfreiheit für unſern vielzackigen Staat beſſer ſei, oder Einrichtungen, denen ähnlich, die einſt Friedrich II. traf? Dies könnte wohl eine Tummelbahn für öffentliche, unbefangne, wahrheitliebende, herzhafte und tiefgelehrte ſtaatsökonomiſche Redner in der Repräſentantenverſammlung ſeyn.

Doch — abgeſehn, daß Jeder auch drucken laſſen kann, was er davon beſſer weiß als die Andern — ſteht es auch dahin: ob hier Vielheit der Anſichten, die ſich geltend machen dürfte, das Wahre und Rechte ausmitteln würde. Was einmal doch verwickelt genug iſt, ſcheint auf einfache Weiſe immer eher noch zu entwirren, als wenn ſich viele Hände daran legen. Dieſe Zeit des Zeitgeiſtes **) iſt überhaupt eine wunderliche Zeit. Einem Theoretiker hat das letztgeleſene Buch recht, er ſchwört auf die Worte des Meiſters darin, bis ihm ein neueres den Kopf erwärmt, und er nun über jenes den Stab bricht; mancher will wieder platterdings England oder Weimar zum Typus; England iſt uns aber zu groß und das Großherzogthum Weimar zu klein dazu. So könnten auch gar leicht Irrthum, Mißgriffe und Uebereilungen eintreten.

---

*) Und ſo war es ja ſchon bei Friedrich II. den man jetzt wie einen harten Deſpoten verſchreit. Er war ſo leidenſchaftlich dem Recht des Volks hingegeben, daß er ſich wohl übernahm, und nicht in dem Handel des Arnold Müller allein. Im Jahre 1776 wohnte in der Stadt Alt-Brandenburg ein Töpfer, namens Kleinert, ein unruhiger Kopf, der allerhand Streitigkeiten mit dem Magiſtrat hatte, und dann friſch nach Potsdam ging, den König anzutreten, der auch jedesmal ſeiner ſich annahm. Einſt wollte der [illegible] [illegible] in des Töpfers Haus legen, verlangte Abänderungen, [illegible] hernach aber eine andere Wohnung, und Jener litt Schaden. Gleich karrte er wieder am [illegible] auf den König, um ſich zu beklagen. Friedrich gebot nicht allein den [illegible] zu befriedigen, ſondern ließ in ſeinem Zorn — auch das unſchuldige Regiment des Generals ſechs Wochen zur Strafe exerciren.

**) Und warum ſoll dieſer Zeitgeiſt platterdings in Allem Recht haben?

Wahnſinn könnte nur behaupten, daß ſouveräne Regierungen nicht auch deren unterworfen wären; durch ganz Europa wimmeln die Beiſpiele. In neueren Zeiten mag auch wohl die Zünfteaufhebung bei uns zu dem Voreiligen gehört haben. Gleichwohl iſt es ein Anderes, wenn einer ſouveränen Regierung einmal das Errare humanum est anheimfällt. Gegen ihre Autorität ſchweigen die Beeinträchtigten ehrerbietig, und tragen ihre Klage ruhig auf geſetzlichem Wege vor. Volksrepräſentanten müſſen lange Zeit und große Zufriedenheit für ſich gewonnen haben, eh die allgemeine Achtung laut für ſie ſpricht. Veranlaſſen ſie, was irgend einer Klaſſe nachtheilig iſt, wird dieſe gegen ihre Vertreter aufgebracht, nicht ſelten unruhig, wie man es in London, in den Republiken Genf, Venedig, Genua u. ſ. w. erlebt hat. Die Landesſchulden könnten unſere Repräſentanten nicht wegzahlen, die Staatsausgaben würden ſie noch — durch ihre Beſoldung — mehren; wollten ihre Eiferer für Adam Smith die unbedingte Handelsfreiheit — ohne Zweifel von manchen Seiten lebhaft zu wünſchen, von anderen aber auch nicht — durchtreiben, kämen dadurch Tauſende arbeitender Familien an den Bettelſtab — wozu den Teufel an die Wand malen? Beſſer die gegenwärtigen Staatsbeamten — ohne Zweifel auch Darſteller — die ja, wie es ihre Pflicht iſt, bemüht ſind, das noch Chaotiſche allmählig zu ordnen, werden in dieſer nöthigen Arbeit nicht durch neue Kreuz- und Queer-Ideen geſtört, auf daß ſothane nöthige Arbeit deſto zeitiger und reifer gute Frucht ans Licht bringe.

Entdeckt ſich nun — vernünftigerweiſe, und was ſoll uns das Fantaſtiſche — gar kein recht offner Spielraum für ſo eine Art Parlament, gar kein Stoff, worüber ein tüchtiger Demoſthenes, Mirabeau, Fox, Hokanſen recht nach Herzensluſt ſich ausſprechen könnte, was ſollen wir denn mit einem ſo überflüſſigen Ding von Parlament; zumal es ſchon einen Staatsrath und berathenden Körper in den Provinzen giebt, was eher zu viel als zu wenig Verwicklung ſeyn dürfte. Was will uns das Parlament denn noch befehlen? Etwa, daß wir Alle glauben ſollen, das Blut des heiligen Januarius in Neapel fließe wirklich? Oder daß wir Alle ſolch Deutſch ſchreiben ſollen wie das im Heldenbuch? Oder wenn die Mode des poetiſchen Katholizismus vorüber ging, und ein junger Profeſſor in Jena bringt poetiſch-ideales Judenthum auf, daß ſich alle Männer beſchneiden laſſen?

Der gute Genius Preußens bewahre ganz vorzüglich den König, daß er in dieſer Zeit der Meinungsverwirrungen, dieſer Ideenkriſe, nicht eine Art National-Verſammlung beruft. Da würden Zeitthorheiten und Zeitunſinn gar ſtattlich auftreten. Tauſenden gelten dermalen Eigenſucht, Trotz, Rohheit, Unverſchämtheit, deutſche Kraft. Wer beſcheidne Meinung über vaterländiſche Gegenſtände ſagt, hat nicht Widerlegung durch Gründe zu befahren; der Profeſſor Oken ſtellt ihm aber einen Eſelskopf bei ſeinem Namen, man belegt ihn mit Fiſchmarktstiteln, oder redet ungezogne Bürſchlein auf, ihm die Fenſter einzuwerfen. Welche Verhandlungsbeſonnenheit wäre nun vorauszuſehn, wenn das Parlament guten Theils aus ſolchen einſeitigen Glut- und Wuthköpfen beſtände; und das könnte leicht der Fall ſeyn, da man vornehmlich deutſchthümelnde und zugleich mit Anglomanie behaftete Theorienhelden, ſtaatswirthſchaftliche Sturmläufer und derlei Männlein erkieſen, vernünftige, aufgeklärte, erfahrne Patrioten — ſintemal nichts ſo in Verruf proſaiſcher Gemeinheit kam als Vernunft, Aufklärung, Erfahrung — in der Wahl übergehen würde. Mindeſtens wäre es ſo zeitgemäß.

Gewählte Verſammlungen ſolcher Art waren ſich übrigens auch im Allgemeinen ziemlich ähnlich, ſo wird es bleiben. Die Mehrzahl beſteht aus gewöhnlicher Hausmannskoſt von Gehirnen (fruges consumere nati) denn wo ſollen alle Genialitäten herkommen? Mancher ſieht auch vor den Augen ſeiner beſchränkten Wähler aus wie eine Kraftnatur, und wenn er hintritt, wo es Kraft zu entwickeln gilt, iſt die Nuß taub. Das ſind die Naſen die man zieht, wohin man will, der Zunder, den jede Fackel glimmen macht, da ſind die Stimmen zu fangen wie

Karpfen im Teich, wenn nur der Köder mundet. Es verſteht ſich, daß aus ſolcher Geſellen Berufung dem Vaterlande kein Heil erwächſt, leicht hingegen Uebel, wenn ſie zu Abentheuerei, Unſinn, Verſchrobenheit ſich fortbewegen laſſen, und das Stimmengewicht durch ſie auf die Schaale drückt. Bei der Minderzahl ſind dann freilich manche löbliche Talente, und auch verſtändiger, redlicher Sinn zu finden; Allenthalben wird man doch nicht fehlgreifen. Meiſtens könnten ſie jedoch auf anderen Standpunkten eben ſo, vielleicht auch mehr noch frommen, z. B. als Staatsbeamte in dem Fach, das ſie vorzüglich kennen; und es iſt dann um ſo mehr zu beklagen, daß ſie nicht dahin geriethen, als man unter den Wohlbeſtallten ihrer Fächer nicht immer löbliche Talente u. ſ. w. ſiehe. Unter dieſer Minderzahl giebts endlich eine neue Minderzahl, die Elite.

Sie giebt den Ausſchlag, man ſoll aber noch erfahren, wie. Es kann neben großem Talent auch ein unruhig Gemüth, ein verderbnes Herz, eitle egoiſtiſche Glanzſucht, Charakterloſigkeit wohnen; das große Talent auch käuflich ſeyn, ſich für und wider hingeben, wie jener Erzbiſchof von Paris die Fortdauer der Seele, und ein andermal ihre Vernichtung gleich hinreiſſend beweiſen konnte. Hinter ſcheinbar großem Talent ſteckt auch bisweilen nur ein verbranntes Gehirn, das im beredten Schmuck täuſchte. Große Talente können in der freieren Entwicklung, die ein ſolches Verhältniß zugiebt, ſich verbeſſern und auch verſchlimmern, nachdem es fällt, man ſieht nun oft ganz andere Leute, wie man vorher ſie kannte; Marat und Robeſpierre ſahen zuvor nicht aus, wie ſpäterhin. Seyn wir aber auch nicht ungerecht; allerdings kann Volksvertreter auch der rechtſchaffenſte Wille, ein edler Ehrgeiz entflammen, und ſie können mehr Heil ins Leben rufen, als man geahnt hätte.

Demungeachtet iſt für uns Preußen hier wenig zu hoffen, und viel zu fürchten. Jenes, da im Gewohnten keine Tummelbahn für ein Parlament oder etwas Aehnliches vorhanden iſt, es ſich alſo im Gebiet des Ungewohnten erſt eine öffnen müßte, und wir haben des Ungewohnten und Neuen ſchon ein ſo vollgerüttelt und geſchüttelt Maaß, daß uns nach mehr nicht verlangen kann. Zweitens flößen jene Ideenverwirrung unſerer Zeit, jener unter den lauten Worthabern übliche böotiſche Styl und Gelüſt nach Anhang, ernſthafte Beſorgniſſe ein. Die Wahrheit kömmt dann nicht auf, verſuchts nicht einmal, la verité fuit les factions, ſagt ein franzöſiſches Sprüchwort treffend. Spricht da Einer für den Preußenſtaat wahr, heißts von ihm: er ſei ein ſchlechter Deutſcher, ein Wicht u. ſ. w. So wird Niemand wahr ſprechen wollen, mithin die Lüge thronen.

Der gute Genius Preußens füge auch, daß ja der König bedenken möge: wie doch allerdings im Kern des Landes wohnen, die am meiſten vertraut ſind mit unſern heimathlichen Dingen, wie bei ihnen nothwendig die meiſte noch übrige Tradition altächten Preußenthums zu finden ſei, wie ja Berliner und Märker König und Königsgeſchlecht am meiſten ſahen, mit dem ganzen Leben der Verfaſſung am innigſten verwachſen ſind. Aus denen von ihnen, welche noch nicht verausländert ſind, kann die treuſte und erfahrenſte Stimme für das eigentliche Staatswohl erklingen; aber es ſind ihrer zu wenige, ſie werden überſtimmt. Und Halbheit und Fremdheit werden ein Uebergewicht davon tragen.

Solche Ausſichten öffnet ein preußiſches Parlament.

Wahrlich, es ſoll hier kein Optimismus des Vorhandnen auftreten, der Verfaſſer will nicht Großen, nicht Staatsbeamten ſchmeicheln. Nie hat er das Großen gethan; dies iſt das fünfundſiebenzigſte Werk, das er in Druck giebt, und taugen ſie alle zuſamt nicht, ſoll man ihm doch nur eine feige Schmeichelei nachweiſen. Und was die Staatsbeamten — wenigſtens in einer großen Zahl — betrifft, würde er mehr Luſt fühlen, ſie in einer heftigen Schrift wegen ihres Entpreußens anzugreifen, als hier Lob zu verſchwenden.

O es iſt bei uns nur zu viel zu wünſchen übrig! Das iſt zwar Allenthalben ſo auf dieſem ungerathnen Planeten, doch bei uns noch gar inſonders. Allein von irgend einem Profeſſor ode. Baccalaureus, der ſich auf unſre Repräſentantenbank ſetzte, läßt ſich kein Erfüllen des zu Wünſchenden hoffen. Auch von unſern adlichen Poeten, die — wie in einer neuen Schrift ſteht — reine Maid auf frommes Herzeleid reimen, und etwa im Oberhauſe oder der Pairskammer zu glänzen ſuchen würden, nicht.

Zu wünſchen iſt vor Allem:

> der Staat möge wieder ſeine alte Höhe glorreicher und genialiſcher Herrlichkeit beſteigen. Bei den Preußen wohnte einſt die am meiſten vorausgeflogne Kriegkunſt, die am meiſten vorausgeflogne Intelligenz. Sie waren originell, Bildung eigner Nationalität zwar im Werden noch begriffen, doch ſchon weit genug, daß man den Preußen über der Gränze erkannte.

Iſt es aber auch möglich? Beſtehn noch Verhältniſſe um uns, wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts?

Letzteres freilich nicht, und zum Theil durch ſchwere Schuld unſrer Säumniß. An jener Möglichkeit iſt gleichwohl nicht ganz zu verzweifeln. Denn altpreußiſches Weſen beſtand darin, Intelligenz aufs Höchſte, über allen Trug und Wahn hinaus zu bilden, ſtets das Beſſere und Beſte aller Staatseinrichtungen hier zu erſtreben, den Stempel der Originalität und Genialität ihnen aufzuprägen. Indem man jedoch rund um uns — was Zeitgeiſt genannt wird — nur nachahmt und die Züge der Originalität verwiſcht, indem man rund um uns — auch Zeitgeiſt — wieder in allerhand Wahn, Barbarei, Finſterniß, abergläubigen Unſinn zurückſchreitet, ſo ſteht uns allerdings die Bahn zur Originalität und Genialität wieder offen; man muß jedoch wiſſen, was Staatsoriginalität und Staatsgenialität iſt. Von manchen Individuen, die zu Volksrepräſentanten gewählt, vermuthlich als Zeitredner ſich laut machen würden, iſt das nicht zu ahnen. Dieſer und Jener würde nach dem Ruf, den er jetzt ſich erſchrie, erkieſ't ſeyn, und zu ſchreien fortfahren. Da würde aber das Empfehlen des Nachäffens erſt recht angehn, und die Kammer, worin dieſe Geſellen ſäßen, möchte nur gleich einen Ourang-Outang im Wappen führen.

Sagt man: Preußens vorzeitliche Größe hing an dem Individuum Friedrich, ſo iſt das vollkommen wahr. Doch ſuchen wir das Prinzip auf, wonach er handelte, ſtellen es ſo zur Gegenwart wie es zur Vorzeit ſtand, iſt ja das Individuum erſetzt.

Grade keine leichte Operation; immer jedoch beſſer wieder zum Berg hinanzugehn, und erſtiege man die höchſte Zinne auch nicht, als immer tiefer thalein zu ſchreiten.

Hier müßte jedoch Alles von der Souveränität ausgehn, von den Repräſentanten ließe ſich in dieſer Zeit nichts hoffen. Denn Ausländer oder verausländerte Staatsbürger würden gewählt werden, mindeſtens in der überſchreitenden Mehrheit daſtehn. Bei ihnen iſt jedoch Zeitgeiſt, Friedrich II. neben deſſen Namen wir ein Divus ſtellen ſollten, auf alle Weiſe herabzuwürdigen. Man muß in ihn einen verruchten Unchriſten, einen römiſchen Franzoſen, einen harten Autokraten, einen engherzigen, blödſichtigen Staatswirthſchafter ſehn, dann iſt man von gutem Zeitgeiſt beſeelt? Wie ſchlecht dürften nun ſolche Beſeelte an Auflöſung der Frage ſtümpern:

Wie würde Friedrich zum Jahr 1818 ſich geſtellt haben?

Die ſouveräne Regierung kann ſie dagegen gelöſ't ſehn, dafern ſie will.

Für jenen hohen Zweck müßte vor allen Dingen preußiſche Kriegskunſt wieder hinan zur vorausfliegenden, Alles Nebenſtehende übertreffenden, Originalität. Darauf käme freilich Alles an.

Wie könnten wir die vielen guten neuen Einrichtungen im Heer verkennen wollen; das Gepräge der Originalität tragen ſie demungeachtet nicht an ſich, ſie ſind Nachahmung, man findet ſie andrer Orten auch, wenn auch — zufolge einiger noch durchgeretteten Tradition aus der Glanzaera — das preußiſche Heer andere übertrifft; was gleichwohl um viel mehr geſchehn muß, und ſehr viel durch Originalität. Wie ſollten wir nicht freudig anerkennen, was bei Beeren, Dennewitz, Liegnitz, Leipzig bis Waterloo geſchehen iſt, und uns nicht am höchſten erfreuen, daß Preußen — wie unter andern bei Waterloo — die wichtigſten Ausſchläge gaben. Demungeachtet wird der Tapferſte unter den Tapfern in jenen Kämpfen, und hat er an ſeinem Theil auch eben ſo viel Wackres, Braves, Kühnes, Herrliches gethan, wie der Tapferſte unter den Tapfern bei Prag oder Leuthen, wenn er nicht aller Unbefangenheit den Scheidebrief gab, eingeſtehn: daß Beziehung und Ergebniß von 1756 — 1763 doch ein ganz Anderes waren als von 1813 — 1815. Ein ganz Anderes, wenn das eine Preußen, mit weniger Beihülfe gegen Rußland, Oeſterreich, Frankreich, Schweden, Süddeutſchland ſich vertheidigte, als wenn das geſammte übrige Europa, auch viel Kraft noch aus Aſien dazu entboten, über das eine, ſchon halb ohnmächtige, Frankreich herfiel. Dort aber that es ihm, neben gleich hochfliegender Gemüthlichkeit, eine, Andere weit überfliegende, Kriegsintelligenz und Kriegstechnik. Dahin muß es wieder kommen, Ramlers Geſang ſich wahr machen:

Wir fechten noch den alten Streit,
Ein Mann ſteht gegen vier;
Wir fragen nicht wie ſtark der Feind,
Wo ſtehn ſie fragen wir.

Mit der Nationalität iſt jedoch jener Erfindungsgeiſt von uns gewichen, wodurch wir hervorbrachten, was bei Anderen noch nicht da war, und das aus der Fremde zu uns herein Verpflanzte veredelten, vervollkommneten, mit Originalität gatteten.

Aber kann nun die ſouveräne Regierung unendlich viel thun, und wird Erfindungsgeiſt herausblühen ſehn, dafern ſie nur ihn will, und die Erfinder Aufmunterung, nicht Demüthigung vor ſich ſehn.

Was vermöchte aber hier wohl ein preußiſches Parlament, in dieſer Zeit, aus dieſen erleuchtenden Zeitgeiſtlern zuſammengeſtellt? Wie man den Gedanken nur faßt, muß man zugleich lachen und erſchrecken.

Wenn ſothanes Parlament ſich mit militäriſchen Angelegenheiten bemengte, was würde doch da allerhand Poſſierliches zum Vorſchein kommen. Risum teneatis amici. Da würde man vor Allem debattiren, daß jeder fremde Ausdruck aus der Dienſtſprache verbannt würde, ungeachtet man doch nicht läugnen kann, daß wir ältere und neue Kriegskunſt von den Franzoſen nahmen, obwohl mit dem Unterſchied, daß einſt die Väter Puyſegurs Taktik um ein Großes verbeſſerten und Preußenthum hineinmengten. Da würde denn irgend ein Baccalaureus ein Exercier-Reglement (Waffelei-Satzung) fertigen, worin es hieße: Nur ſtatt Präſentirt das Gewehr befehligt Daare den Schnapphahn, und ihr freßt die Feinde wie Gargantua die Pilger im Sallat.

Das iſt die lächerliche Seite, die traurige folgt nun. Sothane Zeitgeiſtler würden in unſeren Tagen ungemein geneigt ſeyn, zu Verminderung der Abgaben, und — nach ihrem Wahnglauben — zu Vermehrung der Kraft, das ſtehende Heer abzuſchaffen, auf daß in Fehden der Zukunft herrlich das ganze Volk ſich in eine Streitermaſſe umwandeln könne.

Mit der Abgabenminderung wär es ſchon ein luſtig Nichts. Denn man müßte Bürger und Landleute dann eine gute Zeit im Jahre in den Waffen üben, dieſe ginge ihnen an Arbeitserwerb verloren, und dieſes würde ſo viel, und mehr betragen, als ſie an Steuern zu Erhaltung des Heeres entrichten.

Die gemeinten Weiſen [illegible] eine Logik zu Tage, worin die atqui ſo falſch ſtehen [illegible] ergo. Weil neuerlich die Landwehrtruppen eben ſo gut fochten, heißt es, wie die regelmäßigen, ſind letztere unnöthig.

Streng erwieſen iſt uns die Hauptſache immer noch keineswegs. Die Landwehrtruppen waren mit den übrigen untermengt, viele dienſterfahrne Offiziere bei ihnen angeſtellt. Geben wir ihnen aber auch — wir wollen es gern — gleichen Muth zu, ſo iſt es doch mit gleicher taktiſchen Geſchicklichkeit ein Anderes, und Tauſendmal ſchon errang dieſe den Sieg. [illegible] 1813 bis 1815 that es jedoch um Kriegsgeſchick weniger Noth als ſonſt, theils weil man neben den Landwehrtruppen noch regelmäßige in guter Zahl hatte, theils weil Napoleon auch eine Menge von ſchnell zuſammengeleſenen Neulingen brachte, vor Allem aber, weil es die für uns ſo glücklichen Umſtände — die ſo bald nicht wieder ſich ereignen können — es ſo fügten, daß unſer Feind meiſtens ſtrategiſch zu [illegible] war, was freilich dem taktiſchen Obſiegen die Bahn ebnet. Bei Leipzig durften nur die verſchiednen Armeen aus den Punkten, worauf ſie ſtanden, konzentriſch vorgehn; ein Anderes wenn Napoleon ſich nicht ſo gefährlich bloßgeſtellt, eine ſeiten- und rückenfreie Poſition bei Erfurt bezogen, oder, was noch klüger geweſen, einem Corps nach dem anderen auf den Hals gefallen wäre, um es durch Uebermacht zu erdrücken, und dann in Böhmen dem Schwiegervater Frieden und Bund aufzunöthigen. Bei la belle alliance machte er wieder einen ungeheuern Fehler.*) Er freilich, könnten wir darauf zählen, daß wir in den Schlachten, die wir einſt zu liefern haben, immer Feldherrn gegenüber ſehn werden, denen man ſo in Rücken und Flanke zu gehen vermag, wie die Corps Bülow und Ziethen dort, hätten wir nicht nöthig, unſre Truppen mit großer Sorge zu üben.

Könnten Volksmengen Träume ſolcher Art lebendig machen, weshalb ſah denn Oeſterreich im Jahr 1809, wo es 600,000 Köpfe Landwehr und Landſturm auf den Beinen hatte, den Feind nach einem Monat in Wien?

Jene Volksbewaffner thun, als ob es nie ein Mazedonien gegeben hätte, das mit ſeinen hervorſtechend kriegeriſchen Phalangen, gar bald mit den — übrigens nicht unkriegeriſchen — Bürgern der Hellenenfreiſtaaten Garaus ſpielte; keinen Alexander, mit 32,000 Fußſoldaten und 5000 Reutern halb Südaſien bezwingend, keine römiſche Legionen, genug keine Schlacht, worin auffallend wenig kunſtgeübte, wohlgeführte Streiter Mengen überwunden.

Man erſchrickt in der Verſtellung: daß einſt die Nationen ihre ganze Bevölkerung gegen einander aufbieten könnten. Je kleiner die Heere, je weniger Verwüſtung begleitet auch den Krieg. Wie, wenn Preußen einſt wieder einen von ſieben Jahren beſtehn müßte? Da endeten zuletzt Landbau, Handwerke, Abgaben, der Staat löſ'te ſich auf. Andern Staaten würde es auch nicht beſſer gehn. Dies wär ſo ein Mittel die europäiſche Kultur einſt zu untergraben; die alten Sarazenen in Nordafrika ſind nicht ohne regen Geiſt, nähmen wohl ihren

---

*) Die letzten Szenen in Napoleons Heldenleben geben Aufſchluß über ſeine Würdigung. Er war der erſte Heerführer ſeit Cäſar für Genie und Glück, für Defenſive und Unglück übertraf ihn Friedrich II. bei Weitem; dem Kollin, Hochkirch, Kunersdorf nicht die Beſonnenheit verlieren ließen.

Zeitpunkt wahr, um wieder nach Spanien überzuſetzen; die Türken, zu denen ſich leicht ſinnverwandte Tatarvölker geſellen würden, wenn ſie ſtehende Heereskraft nicht mehr zügelte, fingen ihr altes Spiel wieder an u. ſ. w. Grade aus überreizter Kraft würden Nationalohnmachten hervorgehn können; ſtehende Heere beugen dem Uebel vor.

Schaffte Preußen das ſeinige ab, lägen auch die letzten Säulen von dem majeſtätiſchen Bau in Trümmern, den einſt der kräftige Friedrich Wilhelm I. der genievolle Friedrich II. herrlich aufführten. Allerdings müſſen wir für den Nothfall bereit ſtehn mit jedem Hülfsmittel, doch ja nicht ohne ihn das Mark des Staates aufs Spiel ſetzen wollen. Ein Ideal, im Geiſt unſerer Staatstendenz, iſt: daß 200,000 Soldaten durch kunſtgeübte Trefflichkeit ſo ſtark ſeyn müſſen, wie die ganze wehrhafte Volksmenge; war doch Preußen einſt ſtärker wie ganz Deutſchland.

Soll dieſe glorreiche Tendenz neuergriffen werden, muß die Fackel der Wahrheit dreiſt auf die Urſachen unſeres Herabgleitens von alter Höhe hinleuchten. Als eine der vorzüglichſten wird ſich der Hang darſtellen: Ausländern die Ideenangabe bei den Staatsverwaltungsangelegenheiten zu übertragen, während man die Ideen der Eingebornen mißtrauend zurückwies. Dann ſehn auch die Eingebornen immer mehr auf die Fremde hin, es giebt endlich keine eigenthümliche, auf das Vaterland bezogne, Ideen mehr, auch die Kunſt geht verloren, gutes Fremde auf eine ſolche Weiſe der Heimath anzueignen, daß es ſich gehörig mit dem Vorhandnen durchdringe und eine, daß ein Beſſeres wie das Nachgeahmte entſtehe. Inländiſche Idee muß da ſeyn, es wird ſonſt ein Staatskörper mit fremder Seele. Was ſoll man es läugnen, daß für unſere inländiſchen Ideen meiſtens die Begebenheiten ſprachen. Biſchofswerder leitete von 1786 an lange unſere Politik. Der Pommer Herzberg ſtand mit ihm in ewiger Oppoſition. Hätte man Letztern gehört, würde Preußen die 1790 ihm ſo vortheilhaften politiſchen Umſtände genützt haben, der ſo folgenreiche Krieg von 1792 würde vermuthlich gar nicht entſtanden ſeyn, und ein Polen als Deutſchlands Außenwerk gegen Nordoſt daſtehn.

In wiefern auch Biſchofswerder durch ſeinen Einfluß auf das Heer ſchadete — wo man Einrichtungen traf, welche zu dieſem Heer nicht paßten — das können auch die gelehrteſten Profeſſoren nicht wiſſen, man muß in dieſem Heer gedient, und empfunden haben, wie von jener Zeit an der alte Geiſt allmählich wich, und der Tag von Jena ſich unvermerkt vorbereitete. Man will hier das Andenken Biſchofswerders nicht ſchmähn, in ſofern er es gut und redlich meinen mochte, und manche der neuen Heereseinrichtungen ein vernünftiges Anſehn hatten, auch ein Humanes, wie die gar löbliche Invalidenverſorgung. Dagegen wurden zwei Grundfeſten des Heers erſchüttert. Eine war die Beförderung nach Dienſtalter, ſtolzen Kriegergeiſtes Erzieherin. Die — welche den Klang aber nicht die Wahrheit für ſich hat — nach Verdienſt kam mehr und mehr auf, ſelbſt im Frieden; nun aber übten auch Nepotismus, Gunſtbuhlerei auf graden und ſchiefen Wegen, Kabale, Intrigue ihr heilloſes Spiel, und der üble Umſtand trat auch ein: daß die Regierung, wenn ſie den Einen, welchen ſie zwanzig älteren Offizieren voranſtellte, ſich verband, die zwanzig Beleidigten verdrießlich und abgeneigt machte.*) Die zweite Grundfeſte war eine energiſche Mannszucht vom General bis zum Trommelſchläger hinab. Bei den Revuen, welche Friedrich II. hielt, ſahen wir Männer zittern, welchen der ſchwarze Adlerſtern am Buſen glänzte. Dies Zittern war nützlich, es hielt den Pflichteneifer warm; und in der That gehn die Krieger am kühnſten in die Schlacht, die irgend etwas noch mehr zu fürchten haben, als Feindes Schwert.

Sie

---

*) Den Verfaſſer unterrichtete eigne Erfahrung hierüber. Ihn beſeelte die glühendſte Neigung zum Kriegerleben, und er würde ſeinen Rang als preußiſcher Lieutenant nicht mit dem eines Oberſten in fremdem Dienſt vertauſcht haben. Nachdem man ihm jedoch Unrecht gethan, ließ dieſe Spannkraft nach; er gehorchte Leuten, denen er billig hätte befehlen ſollen mit Unmuth, und indem einige darunter waren, deren leuchtendes Verdienſt auch kein Commandirender entdecken wollte, die nicht im Kriege geweſen waren, und kaum den werthen Namen zu ſchreiben vermochten; hielt er es nicht aus und forderte ſeine Entlaſſung.

Sie laſſen auch haarſcharfe Strenge ſich gefallen, gewöhnen ſich daran, wenn ſie auf der anderen Seite ihre Rechte heilig geachtet, und ihrem Eigenwerthsgefühl geſchmeichelt ſehn; wovon der verſtorbene General von Scholten und Herr von Bährenhorſt viel Treffendes geſagt haben, und wo auch die römiſchen Legionen als Beiſpiel daſtehn. Wird hingegen da und dort nachgegeben, verziehn, dem Soldaten es bequemer und bequemer gemacht im Frieden, lockern die Bande ſich nach und nach, und ein kühler Eifer tritt im nächſten Kriege auf. In ſofern es dagegen, vom Jahre 1786 an, gar ſehr Noth that, mehr Wiſſenſchaftlichkeit ins Heer zu bringen, anderen Heeren, die während Preußen geruht, Kriege geführt und das Wiſſenſchaftliche derſelben mit neuen Theorien und Erfahrungen bereichert hatten, keinen Vorausflug zu laſſen, vielmehr ſie zu überholen, wurde geſäumt. Das was noch geſchah, war nicht viel mehr als Säumniß; und es war um ſo lauter ernſte Eile bedungen, als ſelbſt Friedrich im hohen Alter geſäumt, und hinter ſeinen Karyatiden zu Sanssouci an ganz andere Dinge, als Fortſchritte mit der Zeit gedacht hatte; wie es auch Bährenhorſt längſt bemerkte. Späterhin kam der Märker Bülow, ein höchſt genialer Kopf, und trug ſeine Theorien, hinſichtlich einer Heerumwandlung im Geiſt der Zeit an. Die Art, wie man ihn behandelte, reizte ihn leidenſchaftlich zu ſchreiben, und der Juſtiz Blößen zu geben. Warum nicht Gehör, ſtatt jenem Reiz? Damal hatten auf die eigentliche Wiſſenſchaftlichkeit im Heere wieder meiſtens Ausländer Einwirkung, die v. von Geuſau, Phull, Maſſenbach, Scharnhorſt. Gelehrte Soldaten ohne allen Zweifel, Männer zu verdient, als daß man den treuſten beſten Willen nur einen Augenblick an ihnen bezweifeln konnte. Indem ſie aber nicht bei uns geboren und gezogen waren, kam das Empfinden des Rechten nicht zum Wiſſen. Sie kannten manches kleinliche Nebenwerk im Heere nicht, das auch behandelt ſeyn will. Und wenn ſie, vielleicht Unterminungen anrathend, Widerſtand bei alten Veteranen fanden — denen auch neue Wiſſenſchaftlichkeit unnöthig ſchien, weil ſie deren einſt nicht bedurft — hätte es wohl oft nur mehr Vertrauen mit nebendinglicher Weiſe und

Denkart gekoſtet, um jenen Widerſtand zu überwinden. Dem ſei wie ihm wolle; als nach dem großen Staatsunglück nun eilig dem Heere eine andere Geſtalt ertheilt wurde, ſah man in ſeiner neuen Organiſation eine Menge bülowſcher Ideen befolgt. Doch um ſechs Jahre früher hatte er ſie bereits empfohlen. Hätte man ihn gehört, würde 1806 das Heer ſo mobil in Thüringen geſtanden haben, als es dermalen iſt. Bei dem ſo leichtſinnigen Defilement der Franzoſen damal, hätten raſcher Bewegungen fähige Truppen, die vorzüglichſte Gelegenheit zu einem concentriſchen Angriff nach Bülows Syſtem gefunden, der den Feind dort vernichten können. Und ſelbſt im Fall des Mißlingens wäre ein excentriſcher Rückzug, halb nach Magdeburg, halb nach Dresden — mit Beziehung feſter Läger dort, während die Reſerve den Elbübergang hinderte bis die oſtpreußiſchen und ruſſiſchen Truppen herankamen — das Angemeſſenſte geweſen. Wie oft hernach bei Beeren, Culm, Leipzig, Waterloo — hier recht ſonnenklar — und vieler anderen Orten das Syſtem Bülows ſich gerechtfertigt hat, wiſſen die Kenner, auch — wenn ſie es nicht eingeſtehn zu wollen für gut finden. Daß es übrigens auch — wie alles Menſchenwerk — ſeine Lücken und Mängel habe, verſteht ſich von ſelbſt, aber das Gute daran hätte dem Staat überſchwänglichen Vortheil wuchern können. Und der Urheber dieſes Syſtems war doch ein Brandenburger. Man nenne uns einen Fremdling im preußiſchen Staat, in dem Genialität genug gewohnt hätte, ein ſolches Syſtem der Kriegstheorie zu bauen. Selbſt auch anderswo.

Dergleichen Wahrheit muß nicht geſcheut, ſondern erkannt werden; damit die Einländer wieder an ſich glauben, wieder eigenthümlich denken und ſtreben lernen, ohne ewig hinauszuſehn nach Jenas oder Heidelbergs Lehrſtühlen, Tübingens oder Hamburgs Zeitſchriften. Auch unſere anderweitige geſammte Wiſſenſchaftlichkeit ſtörten und hemmten Ausländer in ihrem Gang. Ohne eine Nationallitteratur läßt ſich in gebildeten Zeiten ſchwerlich Nationalität erziehn. Haben wir etwas davon? Aber einſt wohl, es ging bereits ziemlich ſchnell damit zur Höhe; denn Friedrich II., trotz ſeiner — im Anfang ſeiner Regierung wenigſtens auch nicht ganz unbegründeten — Abneigung gegen deutſche Litteratur, gab dem wiſſenſchaftlichen Verkehr mehr freie Bewegung als er damal irgendwo hatte, verlieh ihm dadurch Achtung, daß er ſelbſt damit beſchäftigt war. Es trug zeitige Früchte; wir hatten bald tiefforſchende Gelehrte, Dichter — wovon Kleiſt, Ramler und Gleim ächt preußiſche Nationaldichter heißen konnten, und von anderen Deutſchen durch gewonnene Eigenthümlichkeit und Richtung auf das Vaterland ſich unterſchieden — Philoſophen u. ſ. w.

Doch Biſchofswerder, der vielgültige Vertraute, trug Allerhand Neigung zu Schwärmerei und Myſtik in ſich; man hatte Gründe, ſolche Neigung auch anderwärts zu wecken oder zu befeſtigen; man ſetzte ſie mit Religioſität in Verbindung, und aus dem Standpunkt einer ſolchen Religioſität geſehn, mußte das Streben nach Licht und Wahrheit mißfallen. Nun konnte ein Wöllner ſchalten, nun wurden die Kant und Nicolai — zwei wackre Träger jener — verfolgt, die Nichtachtung eignen Strebens begann; ſtatt wir ſonſt ein Orakel der Wahrheit in Berlin geſehn hatten, fragten wir nun im Auslande darum; wo ſich zwar manches entwickelte, das ſich gleichwohl im preußiſchen Staat auch, und beſſer, ihm angemeſſener, hätte entwickeln können. Die Einländer gewöhnten ſich, darüber zu lachen, wenn die Göthe und Fichte unſeres wiſſenſchaftlichen Zuſtandes ſpotteten. Endlich kam Fichte ins Land und zur neuen Univerſität in Berlin; Fichte, der in den Hintergrund ſeiner paradoxen ſpitzfindigen Philoſophie ein Kapuzinerkloſter ſtellte; und auch auf anderen Wegen ward uns — unter dem Vorwand der Religioſität, die neben dem höchſten Geiſtesſtreben gar wohl beſtehen kann — vom Auslande her allerhand Wahn, Köhlerglaube, erbarmenswerther Geſchmack an myſtiſcher Philoſophie und poetiſchen Schatzkäſtlein, Spukhiſtörchen und anderen Sächelchen der Art, zugebracht. Es heißt nicht klug mit dem Zeitalter fortgehn, wenn man nach Allem was es darbringt greift, wie Kinder nach buntem Spielwerk. Ein Takt muß vorhanden ſeyn, nach dem man auswählt, was dem Zuſtand des Gemeinweſens anpaßt. Wählen jedoch nur Ausländer, iſt dieſer Takt an ihnen ſchwerlich zu vermuthen. Nach unſerer einmal genommenen Geiſtesrichtung — wobei uns Europa einſt anſtaunte — mußten wir über Alles was Wahn heißt hoch hinaus ſchweben bleiben; was uns an ſonſtigen Staatshülfsmitteln abging, Wahrheit, rein entwickelte Geiſteskraft, aufgemunterte Genialität im Vaterlande erſetzen. Unter welcher Geſtalt auch der Wahn nahte, wie man ihn auch anderer Orten aufnahm, die Preußen mußten ſich ihm verſagen, damit nicht unvermerkt die Geiſter — die wir hell bedürfen — ſich umnebeln, der Nationalgeiſt — dem Feſtigkeit und Streben zur Größe Noth thun — wankend und kleinlich ſei u. ſ. w.

Will Preußen ſeine alte hohe Staatstendenz wieder aufnehmen, gehört dazu Nationalität, eigne; es kann folglich mit dem übrigen Deutſchland, dem ſo bunten, nicht an Geiſteskultur und Gemüthlichkeitsrichtung zuſammenfließen wollen. Stellte ſich Athen doch auch nach eigner Weiſe. Nationalität bedingt Nationallitteratur und Aufſicht über die Erziehung, damit ſie ſo viel als möglich national ſei.

Wenn wir nun aber nie um Eignes ſtreben, und gar — o Himmel! — die meiſte, die wichtigſte Jugendbildung Ausländern vertraun!!

Uns thut eine Haupthochſchule im Lande Noth, bei welcher es Geſetz werden muß, daß nur Eingeborne die Lehrſtühle bekleiden. Man iſt weit genug zu einem ſolchen Geſetz vorgerückt. Hätten wir — in ſofern das heimathliche Streben auf manche Weiſe niedergehalten wurde — auch nicht ſo talententwickelte und gelehrte Männer, als ſie drüben über der Gränze — ob mit Recht iſt auch nicht immer ausgemacht — berühmt ſind, erſetzt der vaterländiſche Sinn gar viel, und dieſe Maasregel würde bald Männer erziehn, welche jene überträfen; und an der Zufälligkeit, daß an einem anderen Orte ein mehr äſthetiſcher Kopf lebte, wäre nichts gelegen; es kömmt im Staate auf weſentlichere Dinge als Aeſthetik an.

Die Academie der Wiſſenſchaften müßte Nationallitteratur befördern, und auch die Schriftſteller, welchen man Aufmunterung angedeihen laſſen will, nicht ſie zu erwarten haben, wenn ſie einem nachgeahmten ausländiſchen Vorbild mit Erfolg nachſtrebten, ſondern wenn ſie Eigenthümliches hervorbrächten, das in der Fremde als nachahmenswürdiges Muſter gelten kann, und mehr dieſer Art, das hier aufzuſtellen zu weitläuftig ſeyn würde.

Alſo nur Zurückrufung unſrer Eigenthümlichkeit, jenes hohen alten Staatscharakters, dem Weiſen und Guten des Zeitalters angeeignet, mit Tendenz zum Uebertreffen — das nur, und alles Uebrige wird ſchon ſich von ſelbſt finden.

Wollte man nun auch hoffend und freundlich glauben, die uns vertretenden Repräſentanten würden insgeſammt nur den Fahnen des Weiſen und Guten ſchwören, und allen Wahns, Irrthums, verborgnen Giftes, Narrenweſens, die ſich ins Zeitalter verliefen, abgeſagte Feinde ſeyn, könnten ſie immer wenig zu jener Heimrufung beitragen, indem nicht Viele die alte Herrlichkeit noch ſahen, und die Gewählten aus dem Kern des Staates, von ihren, andere Meinungen davon hegenden, Mitbürgern bei Weitem ſich überſtimmt ſehn würden.

Die ſouveräne Regierung hingegen kann, was hier möglich bleibt, ohne Hinderniß, dafern ſie will.

Seht, liebe neue Mitbürger am Rhein, das ſind unſere Anſichten; und es iſt nicht zu bezweifeln, man würde Tauſende preußiſcher Staatsbürger in den alten Provinzen finden, die gleiche Meinung erklärten, wenn man ſich auf Sammlung von Unterſchriften einlaſſen wollte; ein aber in dieſen Gegenden nicht üblicher Brauch.

Ihr habt im Druck Eure Wünſche kund gegeben, ſo vermeinten wir das Aehnliche auch thun zu dürfen. Freilich ſind wir nicht Einen Sinnes mit Euch, und das könnte bei denen, welche nicht geneigt ſind, tief nachzudenken, ſondern lieber friſchweg abzuſprechen in tönenden Modephraſen, die Behauptung hervorrufen:

Die Männer, deren Ideen man auf dieſen Blättern entfaltete, hinkten dem erleuchteten Zeitalter nach, glühten nicht von heißem Antheil am Gemeinweſen, wären — auch eine übliche Zeitphraſe — faulen Geiſtes u. ſ. w.

Sinnt nur recht nach, ob das Zeitalter ſo erleuchtet ſei, als es ſich geben will, und ob wir uns nicht redlich und emſig mühten, ihm, namentlich in Beziehung auf unſere Staatsindividualität — voranzudenken. Auch wünſchen wir ja etwas Beſſeres als Ihr, liebe Mitbürger! Prüft das nur beſonnen.

Ihr wünſcht eine beſchränkte Monarchie, wir eine unbeſchränkte, weil ſie geſchichtlich als beſſer nachzuweiſen iſt.

Ihr wünſcht Heerbann, wir ein kunſtgeübtes, jedes andere übertreffende Heer; jenen zum Nothfall allein, wo freilich jeder Staatsbürger die Waffen zu ergreifen bereit ſtehen muß. Daß es ſo beſſer ſei, lehrten die Erfahrungen der Zeiten.

Ihr wünſcht das Alte und Eigenthümliche aus unſerer Verfaſſung weg, Alles ſoll neu und nachgeahmt daſtehn. Wir können um ſo mehr Alles alte Gute feſtgehalten — und das etwa voreilig beſeitigte neuergriffen — wünſchen, ſintemal das ſchlechte Alte meiſtens weggeworfen iſt. Schlechtes, oder auf unſern Staatszuſtand nicht anwendliches, Neue wünſchen wir aus vollem Gemüth nicht aufgenommen zu ſehn. Und Eigenthümlichkeit, gute, die uns anders macht wie Andere, d. h. beſſer, wünſchen wir eben ſo.

Ihr wünſcht noch immer weitergetriebene Dankbarkeit der Regierung für das was 1813 — 1815 geſchehen iſt, von Kriegern und Nichtkriegern, an Tapferkeit im Kampf, und Gaben. Wir hingegen wünſchen ungemein ernſt: die Regierung möge auch nicht einen Schritt weiter in dieſer Angelegenheit thun, da im billigen Ehrenlohn der Tapfern, billiger Verſorgung der Invaliden doch geſchehn iſt, was des Staates Kraft nur vermochte, und das billig fortgeſetzt wird; da ferner auch den Nichtſoldaten in Ehrenzeichen und anderen achtenden Anerkennungen Freigebiges widerfahren iſt, und noch täglich widerfährt. Ja leiſte die Regierung nicht mehr. Denn läßt ſie diesmal ſich eine repräſentative Verfaſſung als Lohn für das abdringen — was Staatsbürgerpflicht war, und worin die Einzelnen auch um den eignen Vortheil handelten — könnte nach einer neuen ähnlichen Begebenheit, eine, von Demagogen anderer Ueberzeugung geleitete, Parthei nun den Kampf mit reiner Demokratie vergolten ſehn wollen.

Kömmt man immer wieder darauf zurück: die Regierung habe doch einmal hier angelobt, ſo iſt jenes Verſprechen noch keineswegs ruhig, und aus dem Geſichtspunkt Aller geſehn, beleuchtet worden. Die Zuſage entſprang offenbarlich mehr aus Gefühlen denn aus Ueberzeugungen. In gewohntem liberalen Sinn wollte die Regierung dem Volke darthun, wie gern ſie Dank und Lohn für das Geſchehene ſpende, wie weit ſie darin zu gehen fähig ſei.

Kühn behaupten wir demungeachtet: Sie war nicht überzeugt, ob ein ſolcher Dank allgemein gewünſcht, ob eine Repräſentative auch ein wirklicher Lohn für das Volk ſeyn dürfte.

In jener Wallung konnte man nur zu leicht — was oft geſchieht — die Stimme einiger Schriftſteller mit der volklichen verwechſelt ſehn, ſo wie den Zeitgeiſt — den wandelbaren, der nach einigen Oſtermeſſen ſich in einer ganz veränderten Geſtalt zeigen kann — mit dem Staatsgeiſt — der Jahrhunderten ſtehn ſollte.

Früherhin, als ſich ein großer Theil des Volks noch mit Recht über manche ältere, zu den Fortſchritten der Bildung nicht mehr paſſende, Einrichtungen zu beklagen hatte, z. B. auf ihn drückende Privilegien des Adels, da hätte dieſer Theil wohl eine Repräſentative wünſchen mögen, hoffend, ſie würde ihm billiger geſtellte Rechte vermitteln. Wozu aber nun, da es ohnehin geſchehn iſt? Das Verliehene ihm zu erhalten? Daß bei dieſer Regierung nichts davon zu beſorgen iſt, weiß Jedermann; und ſo einſichtslos iſt ſelten Jemand, um nicht zu begreifen: daß, je mehr die Bildung im Fortgang der Zeiten ſich erhöht, je unthunlicher, ja unmöglicher es ſeyn wird, dies einmal Gegebne wieder zu nehmen.

Auf der anderen Seite giebt es aber viele Preußen, die ſich keine geſchichtliche Ueberzeugung aneignen können: repräſentative Verfaſſungen ſtifteten wirklich den jetzt ſo laut von ihnen behaupteten Nutzen; die, nach unſerer Staatslage, und am meiſten in dieſer ideenverwirrten, wenig im Meinungsgebiete ruhig geſtimmten, Zeit, vielmehr innig überzeugt ſind: eine ſolche würde in der preußiſchen Monarchie keine Vortheile darbringen, vielmehr leicht bedeutend ſchaden können durch aufgeregten Faktionsgeiſt, Wegtilgung der noch übrigen Staatseigenthümlichkeit u.

ſ. w.; nicht minder überzeugt: man könne gar wohl große Maſſen von Streitkräften in der unbeſchränkten Monarchie entwickeln, (wie Preußen 1756 und 1813) und eine darſtellende Verſammlung mehre hier nichts, könne leicht aber die Geſammtſtärke ſchwächen, *) durch uneinige Anwendung, eben ſo: daß in unſrer Monarchie freie Ent-

---

*) Außer dem hier immer ſo viel beweiſenden Polen, liefert Schweden ein denkwürdiges Beiſpiel. Unter Guſtav Adolph, Carl XI. und XII. hatte es eine viel größere Kraft gezeigt, als ſeine Macht ſie erklärte. Nach Carl XII. — dem das Glück unrecht gab — Tode richtete man eine ſtändiſche Verfaſſung ein. Weit darüber hinaus, daß man die ſüdlichen Provinzen verloren hatte, offenbarte nun dieſer Staat Schwäche. In dem Kriege mit Rußland im Jahre 1742 gingen die Sachen höchſt elend, das Heer kapitulirte in Finnland, ohne beinah eine Kanone losgebrannt zu haben, und man ließ einige Generale enthaupten. Späterhin wurden die Preußen des ſiebenjährigen Krieges mit keinem Feinde ſo wohlfeilen Kaufs fertig, als mit den einſt ſo gefürchteten Schweden. Man wundert ſich nicht darüber, wenn man lieſt, welche Uneinigkeit und Intriguen damal herrſchten. Der Graf Hordt ſagt davon in ſeinen Denkwürdigkeiten unter andern: „Die Geiſtlichkeit, der Adel, der Bürger, die Bauern ſogar“ — von denen einſt 10,000 im Aufruhr nach Stockholm kamen, durch einige Schüſſe aber gleich zerſtreut wurden — „alle wollten den Staat nach ihren Einfällen regieren. Sie tobten Einer gegen den Andern, und verfolgten ſich ohne Schonung. Die Parthei des Senats glaubte ſich von dem ſchrecklichſten Despotismus bedroht, und die des Hofes eben ſo von der fürchterlichſten tyranniſchen Ariſtokratie, da jedoch erſtere von den Franzoſen unterſtützt ward, war ſie die herrſchende. Auch ermangelte ſie nicht, alle ihre Vortheile zu benutzen, überließ ſich ganz ihrer Wuth und ihrer Rache gegen den Hof und alle, die nicht blind ihren Abſichten folgten. — Ich war erbittert, wenn ich das geringe Verdienſt derer anſah, welche man zu den höchſten Ehrenämtern erhob, und wie man auf eine empörende Art bei jeder Gelegenheit Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Geſetze und Mißbräuche, Freiheit und Zügelloſigkeit u. ſ. w. vermengte.“

Hordt gehörte zu denen, welche 1756 die Staatsform aus Guſtav Adolphs Zeiten wieder einzuführen ſuchten. Der Plan wurde entdeckt, Hordt entkam fliehend, Graf Brahe und Freiherr Horn mußten dagegen ihre Köpfe hergeben. Nachdem Guſtav III. 1772 ſich wenigſtens beinahe — ſouverain gemacht hatte, ſpielte auch Schweden gleich wieder eine bedeutendere politiſche Rolle. Man führe nicht Englands Parlament zum Gegenbeweis an, oder Frankreichs Convent. Beider Staaten Kraft fließt aus anderen Quellen, und doch war Frankreich unter Napoleon am ſtärkſten. Eine ſolche Spannung aber, wie ſie einſt der — auch autokratiſche — Robespierre durch Guillotine und Aſſignatenpreſſe erzwang, möge ein gnädig Geſchick auf immer vom preußiſchen Staate abwenden.

wicklung des Talents, und ſein Befördern zu der Stelle wohin es paßt, eben ſo thunlich ſei, als wenn eine Pairskammer und Deputirtenkammer vorhanden wären, und daß es im letzten Fall ſich leichter verbilden oder überbilden könne — nun dieſe Preußen haben doch einen eben ſo gültigen Anſpruch auf Dank und Lohn für das Geſchehene — wenn die Regierung durchaus noch mehr geben will — und dürfen Beachtungen hoffen, wenn ſie bitten: in der Art ihn zu ertheilen, daß unſere Regierung ihre wohlthätige Einheit bewahre, und uns die voreiligen Neuerungen, die bedenklichen Proben, den, allem Vermuthen nach, auflebenden heftigen Partheigeiſt abwende, die uns, nach ſo vielen anderen Heimſuchungen noch treffen würden, dafern man die Staatsform änderte, namentlich in dieſen Tagen ſeltſamen Ideentaumels. Es wäre da mindeſtens billig, im ganzen Lande Stimmen zu ſammeln.

Jetzt ſollte wahrlich Niemand die Regierung mit Zumuthungen angehn, die ihre Plane durchkreutzen. Ruhe iſt nicht für ſie da. Fleht die Noth vom Rheinland her, leiden auch die Fabrikanten in Schleſiens Gebirgsgegenden, im preußiſchen Sachſen unüberſehlich, und es iſt allgemein eine ſchwierig verwickelte Aufgabe, wie dem Handel aufzuhelfen ſei. Das unſre Staatsſchuld ſo nahe berührende polniſche Hypothekenweſen blieb noch ungeordnet, einen Schaden von vier Millionen brachte im Norden ein Orkan, und ſo viele andere Zuſtände rufen von allen Seiten um Verbeſſerung. Aus Willenseinheit kann ſie nach und nach am füglichſten hervorgehn.

Und nun lebt wohl, neue Preußen am Rhein, ſeht in dem Geſagten nur den Wunſch, uns mitbürgerlich mit Euch zu befreunden.

Ende.

Erſte Note.

Das beſte Vertheidigungsſyſtem in einer monarchiſchen Verfaſſung — eine republikaniſche haben wir nicht, mögen ſie nicht — wird immer in einem viel kunſtgeübten (mazedoniſchen, altpreußiſchen, bonapartiſchen) Heer beſtehn: das mittelſt ſich von den Gränzen entfernender Offenſiven eine genügende mittelbare Defenſive bildet. Ein ſolches Heer wird ſich jedoch nur erzielen laſſen, wenn man auf dem Wege gewollter Erfindung, Originalität und wahrem Voranflug die Kunſt neuergreift. In ſofern demungeachtet wohl das Kriegsglück wankt, die weitläufigen preußiſchen Gränzen meiſtens offne Zugänge darbieten, und leider die meiſten europäiſchen Staaten eine Xerxeswuth ergriffen hat, die es von den Mengen hofft, wird man auch leider nicht auf alle Bürgermiliz verzichten können. Man beſtimme ſie jedoch zur Wehrkraft im eigentlicheren Sinn, laſſe ſie hauptſächlich nur Gränzen vertheidigen. Dabei unterſtütze ſie aber vielfach die Kunſt, ſo bedarf es im Frieden weniger gewerbeſtörender Uebungen. Kunſt meint hier Feſtungen, viele, und an den rechten Orten; doch nicht in Vaubans und Montalemberts koſtſpieligen Manieren, ſondern einfach und ohne Außenwerke gebaut, die, wenn das Glacis die Breſchenlegung hindert, wenigſtens beinahe eben ſo vielen Widerſtand leiſten können, als die mathematiſch überklügelten: und die man auch während eines Krieges ſchnell zu bauen vermag. Noch mehr, feſte Nothläger, in welche die Einwohner ganzer Gegenden mit Vieh, Lebensmitteln und anderer beweglichen Habe ſich flüchten können, was dem Feinde ein tiefes Eindringen — aus Mangel an Subſiſtenz — erſchweren würde. Lokalitäten dazu finden ſich genug. Ferner, daß man, namentlich wo das Land offen iſt, die Einfaſſung der Aecker — wie in Holſtein und Ditmarſen — mit lebendigen Hecken möglichſt fördere. Einzelnen leichten Haufen, ja ſchon Partheigängern von einiger Bedeutung, ſind darin wichtige Hinderniſſe gelegt, wenn man zugleich die gangbaren Straßen durch weggenommene Brücken, Verhaue, kleine Schanzen und derlei ſchwierigt. Wenige

Schützen, und eine leicht gebildete Reuterei von Landleuten, können unter ſolchen Umſtänden noch gar viel thun. Herr Görres ſpricht vom Wehr- Lehr- und Nährſtand. Nun ja, in Friedrich II. Tagen wehrte ſich der erſte, die beiden übrigen lehrten und nährten im Kriege fort. Tritt dieſe Beſtimmung nicht wieder ein, ergiebt es vor der Hand kleine Rückſchritte zur Barbarei, die zu mächtigen werden, wenn man einſt jahrelange Kriege zu führen hat. Es iſt hier wohl der Ort an Friedrichs Rekrutirungsſyſtem zu erinnern, nach welchem man die Hälfte der Soldaten im Auslande warb. Dienten in jeder Compagnie ſechzig Fremdlinge, konnten dafür ſechzig Eingeborne bei Pflug und Handwerk bleiben, und dies war ein Großes in einem Lande, das im Allgemeinen doch nur ſpärlich bevölkert iſt. Es zeigte ſich beſonders wohlthätig in den erſten ſchleſiſchen Kriegen und in dem von 1778, denn im ſiebenjährigen, wo man es mit unüberſehlichen Feinden zu thun hatte, mußte freilich über Gewohnheit und Exemptionen hinaus eingeſtellt werden. Es ſind hohle Worte, und nur geſprochen, weil man ſich gewöhnte, lieber Fremde nachzuahmen, als ſorgſam zu prüfen, was von den Einrichtungen aus unſerer Glanzperiode füglich beizubehalten ſei, wenn es heißt: jene Ausländer hätten als Vagabundengeſindel manchen Sittenverderb geſtiftet und im Kriege keine Treue bewieſen. Sittenverderb macht ſich im Lande auch wohl, und aus gar verſchiednen Urſachen; und will man jenen Umſtand nicht abläugnen, ſo gab es einmal eine gute Disziplin, welche dem Unfug begegnete, und dann zog er ſich auf, indem auch nützliche Menſchen hereinkamen, ſich verheiratheten und die Bevölkerung mehrten. Hiedurch wurden ſie zum Theil auch treu. Mochte aber auch Deſertion beſtehn, war dies Uebel ſo groß nicht. Einer lief davon, ein Anderer kam wieder. Im ſiebenjährigen Kriege entflohen die Sachſen zu ganzen Compagnien und Bataillonen, es that in der Hauptſache doch keinen Abbruch, und Friedrich ſchlug ſeine Feinde mit einem Heer, das zuletzt wohl zwei Drittheile Ausländer enthielt. Aus den eigenen, ihm übrig gebliebnen Provinzen hätte er unmöglich die nöthige Streiterzahl ſchöpfen können. Einſt brauchte man fremde Arme den Staat zu vertheidigen – was übrigens auch Griechen und Römer thaten –, jetzt will man ſie nicht mehr, Alles ruft hingegen um fremde Ideen, ſie mögen der Staatseigenthümlichkeit und monarchiſchen Verfaſſung zuſagen oder nicht.

Zweite Note.

Es iſt nicht genug zu bedauern, daß ein Mann von Herrn Görres Verdienſt, der ſo oft lichtvoll und überzeugend redet, an anderen Stellen ſich wieder einer Sprache bedient, worin myſtiſche Phraſen, poetiſcher Aufflug und leidenſchaftliche Bitterkeit ein wunderliches Gemenge durcheinander werfen. Indem Alles dieſer Art nicht der Wahrheit ziemt, iſt der Göttin Thron in ſolchen Stellen auch am meiſten umgangen. Da leſen wir S. 54.

„Ein Theil der abſteigenden Generation hat ſich an das alte ſtarre Stockpreußenthum geheftet, das ihre Jugend ſonnenklar durchleuchtet; ſie haben häufig den Vortheil der Stellung, die Macht der Gewohnheit, die Sophiſterei der eigenſüchtigen Triebe, das Gefühl der Unzulänglichkeit für die Anſprüche der Gegenwart, und das geheime Grauen vor der verhüllten Zukunft auf ihrer Seite."

Soll die niederſteigende Generation, die, wenn ſie abtritt, ihre Kinder im Gemeinweſen läßt, und ihm daher ſchon bis zum Grabe nicht heiße Theilnahme verſagen kann, ungehört bleiben? Geſchlechter ſind hier Einzelnen ähnlich, die am beſten ihre Wohlfarth gründen, wenn ſie auf der Väter Lehre achten. Doch höhnt die jetzt aufſteigende Generation die ältere, mag ſie es auch als billig verſchuldet hinnehmen, wenn eine neuere Jugend einſt daſſelbe thut; hat ſie den Brauch doch geordnet. Ein geſundes und langes Staatsleben iſt aber nicht zu ahnen, wo jedes Geſchlecht ſich vom Vorhandnen losmacht. Im Staatsleben müſſen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft innig verwandt bleiben, das wußten die Völker im Alterthum wohl, und das von ihnen, bei dem es am meiſten Satzung iſt, daß Jugend die Väter ehre, hat ſeinen politiſchen Staat bereits achtzehn Jahrhunderte überdauert.

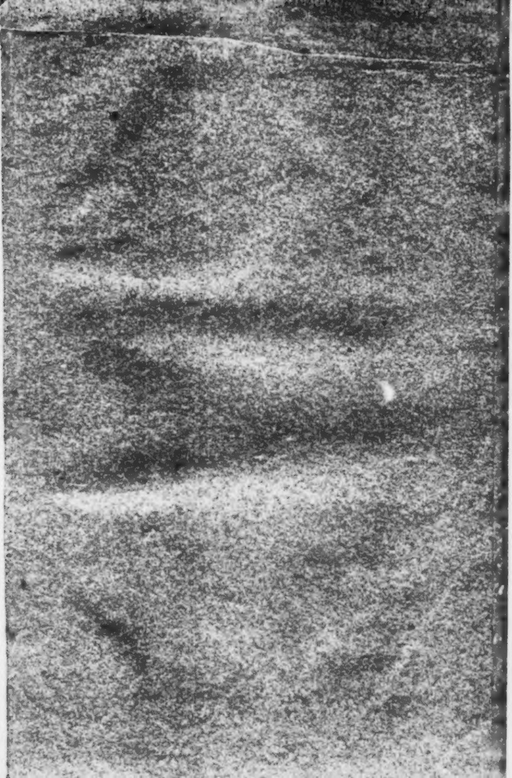
Was iſt das: „altes ſtarres Stockpreußenthum?" Wird ein verſtändiger Patriot Unbill aus den alten Tagen zurückwünſchen, etwa Spießruthen, Liſt- und Gewaltwerbungen, Domſtifte für proteſtantiſchen Adel wo man katholiſche Hora ſang? Leicht wird gleichwohl manches dort als Unbill angeſehn, das nur geſcheuter als Heutiges iſt, und deshalb unſern verwöhnten Blicken nicht gefällt. Denn ein gar eignes Ding iſt's um Geſcheutheit. Wie Einzelne, die nur hundert Bücher laſen, geſcheuter ſeyn konnen, als Andere, welche deren Zehntauſend verſchlangen, geht das auch bei einer früheren Generation wohl an, der eine beleſenere folgt; die aber auch leicht verwirrte Begriffe aus den widerſprüchlichen Schriften ſchöpft, die Ideen als unfehlbar preiſt, für die ein — vielleicht zufälliger — Ausgang ſprach, und nicht ſelten als neue Entwicklung giebt, was längſt vor ihr da geweſen. Wie paradox es klingen möchte, würde doch getroſt zu behaupten ſeyn: die alten Preußen wären geſcheuter geweſen als die neuen. Jene wußten doch was ſie wollten, in Heer und Staatsform, Religion, Handel, Steuerſyſtem u. ſ. w., erreichten daneben was ſie wollten. Wir ſind über dies Alles weitgetrennter Meinung, und eben dies Uebel läßt wenig Hoffnung zum Erreichen beſtehn. Weiter S. 55.

„Es iſt eine ſorgenvolle Stellung, und ein ſchwerer Beruf für einen Fürſten, alſo an der Scheide zweier im Grunde entgegengeſetzter Zeiten zu ſtehen, und mitten im Geſchrei der Partheien, von Gründen und Gegengründen angerufen, von dem Gezüchte heimtückiſcher Zuliſpelungen umkrochen, dann wieder früherer Erhebungen gedenkend, bald angezogen, bald abgeſtoßen, die ſchwere folgenreiche Wahl zu treffen, wie, nachdem die Welt aus ihren Fugen gewichen, ſie wieder einzurichten ergeben ſoll.“

Mit dem zweien Zeiten und der aus ihren Fugen gewichenen Welt iſt es nun poetiſches Bildwerk, nicht dahin gehörend, wo man um Wahrheit bemüht iſt. Warum die Partheien? Wo ſchreien ſie? Was man eigentlich Parthei nennen kann, wo man die Unterſchriften zu Tauſenden ſammelte, haben wir nur in den Rheingegenden erſt geſehn. Der Himmel verhüte, daß ſie nicht in Brandenburg, Preußen, Schleſien u. ſ. w. als Beiſpiel diene; denn indem Allenthalben andere Anſicht und Wunſch durchgetrieben werden ſollten, müßte die Regierung, bei ihrem ohnehin ſo ſchwierigen Geſchäft allgemeinen Ausgleichens, noch weit mehr ſich geſtört ſehn, und würde es nimmer doch Allen recht machen können. An ein Gezücht heimtückiſcher Zuliſpelungen iſt im preußiſchen Staat nicht zu glauben. Es würde am Thron und beim Premierminiſter kein Gehör finden; und was gäbe es denn heimtückiſches zuzuliſpeln? Angenommen, es warnte hie und da ein Beamter vor Uebereilungen, bedenklichen Probeverſuchen u. ſ. w., könnte er da leicht Recht haben, und verdiente Achtung. Er verdiente ſie auch, wenn er irrte, in ſofern er nach Pflichtgefühl geredet hätte. S. 58 ſteht:

„Haſſen wir was haſſenswerth iſt.“ (?) „die unreinen Geiſter, die, aus der Verweſung der letzten Zeiten ausgegangen, alles Gute mit einem aufrichtigen inſtinktartigen Haſſe anfeinden: die witternden, kniffigen Spürhunde, wie man ſie zu geheimen Polizeien nöthig hat; die feigen Lügner und all das Gezücht, das die Fürſten umſchleicht, und ſchwarzen Argwohn ihnen in die Ohren bläſt, die man überall, aber zum Glücke überall nur ſparſam findet. Mag ſich immerhin der Spott über jede Dummheit und Philiſterei ergießen, die lahm und ſtolpernd ihm begegnet, und auf knarrenden Wägen die abgelegten Haderlumpen vergangner Tage mit ſich ſchleppt."

Eine Sprache dieſes Styls war im preußiſchen Staat ſonſt nie üblich, ſie iſt vom Ausland hereingekommen, man will ſie immer mehr beliebt, und als deutſche Kraft gültig machen. Doch eben darum iſt auch von einer Repräſentative dermalen ſo viel Unheil zu beſorgen. Man denke ſich nur eine Deputirtenkammer, zuſammengetreten, ehe dieſe Modeberedtheit vorübergegangen iſt. Da wird man gleich eine heißleidenſchaftliche, aufs Höchſte eigenſüchtige Parthei ſehn, die jede Meinung, welche ſie nicht hegt, Dummheit nennt, ihren Anhang zum Haß gegen alle ruhige Erörterung entflammt. Wer was ſie das Gute nennt, doch erſt prüfen will, iſt ein unreiner Geiſt aus der Zeitenverweſung, wer an unſere hohe Vorzeit mahnt, bringt Haderlumpen vergangner Tage geſchleppt. Friedrichs II. Haderlumpen auch? Nun freilich. Würde nun auf den preußiſchen Deputirtenbänken eine ſolche Sprache üblich, welche Folgen ließen ſich daraus für die Wahrheit abſehn?



P. o. germ.
1538 bd

Voſs

Geſchichte
des
Miniſters
Grafen Sternthal,
der
mit einem franzöſiſchen Haarbeutel anfing
und
mit einem altdeutſchen Barrett endete.

Herausgegeben
von
Julius von Voß.

Berlin, 1818.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.

[illegible]

[illegible]A
[illegible]
[illegible]SIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Abſchnitt.

Vom Herzogthum im Allgemeinen.

Das Herzogthum Weiſenland liegt im ohnehin ſo weiſen Deutſchland; indem nun unſere kernhaften Alten die Namen mit Sinn beilegten, ſo daß Deutſchland auch ein Deutland heißen könnte, beliebe der geneigte Leſer einmal auf die Vortrefflichkeit des Herzogthums zu ſchließen.

Und iſt die Vortrefflichkeit einmal wo eingekehrt, wie ſollte ſie denn wieder ausziehn können; ſo leicht gehts wenigſtens nicht. Herr Benzenberg ſtellt zwar ins Licht: daß aus den trefflich runden Waden der Mantſchu-Tatarn in China eitel Zilinderbeinchen entartet ſeyen; das hing jedoch an dem Verſetzen nordiſcher Kraft unter den weichlichen Himmel. In dem genannten Herzogthum blieb dagegen das Klima wie es war, und es kam nicht ſowohl auf Waden an, wie auf Köpfe. Und wie es mit dieſen im Allgemeinen beſchaffen ſeyn ſoll, geht, wie Einige ſagen, von den Regierungen aus.

Wo hätte es aber auch ſolche Regierungen gegeben, als hier. Die Geſchichtſchreiber in Weiſenland verſichern: daß eine ſo leuchtende und ſtrahlende Herzogenfolge, vom erſten Stammahnen her — als den Etliche Odoacer, Andere Theodorich nennen — in der ganzen Weltgeſchichte nicht vorkäme. Der jetzige war immer noch beſſer als der vorige, und ward nur vom nächſtfolgenden übertroffen. Das muß auch ſo ſeyn, dafür haben wir eine Nothwendigkeit. Und Herrn Benzenbergs Freund, Herr Friedrich Buchholz, hat bewieſen: daß eine ſouveräne Fürſtenrace platterdings, und geometriſch unfehlbar, ſich immer mehr veredeln und an Weisheit ausbilden müſſe. Es iſt nach ihm klar und natürlich, ſintemal der um funfzig Jahre ſpäter geborne, auch eine funfzig Jahr ältere Weltausbildung, und in specie daheim eine ſothane Staatsgeiſtentwicklung vor ſich hat. Und er darf ja nur zugreifen.

Es wäre freilich möglich, daß er nicht zugriffe; aus Geſchmacksabweichung, oder auch etwa: indem ihm das Ambroſiamahl der Zeit nicht eben zu Geſicht käme. Dazu muß man aber Conſtitutionen machen, ſagen die es verſtehn. So eine Conſtitution deſtillirt und raffinirt ihm gleichſam den Zeitgeiſt noch einmal, und präſentirt ihm (o weh, welche undeutſche Worte laufen uns da mitunter!) das Alkohol auf einem Teller aus dem goldnen Service.

Nun hat ers doch, und was will er mehr, was der Staat?

In Weiſenland gab es freilich keine Verfaſſung, aber einen Premierminiſter. Und iſt der vortrefflich, muß er Pairskammer und Gemeinenkammer allein vertreten können; ja, im Fall der Noth, auch den Fürſten ſelbſt. Es geht an, ſo wie man wieder in unſerm Herzogthum Beiſpiele zählte, daß ein Fürſt die Stelle eines vortrefflichen Premierminiſters vertrat.

Als endlich aber noch der Herzog Innozentius den Thron in Weiſenland ſchmückte, war des Vortrefflichen nun vollend nicht Maas und Ziel mehr zu finden. Er ſetzte ſich auf den Thron, und die Dichter in Verlegenheit, die Geſchichtſchreiber dazu, und in eine üble. Jene wollten doch etwas beſingen, dieſe etwas beſchreiben, und wußten nicht was. Zwar kamen ſie ſpäterhin wohl in den Zug, und nannten ihn einen Titus; wie denn Titus immer herhalten muß, wenn man einen römiſchen Kaiſer zum Vergleich braucht, und Cäſer, Auguſt, Marcus Aurelius nicht paſſen wollen; allein dieſe Poeten zeigten nur ihre Verſtandesunordnung, ohne welche es überhaupt ſelten bei den Poeten abgeht. Titus paßte hier nun gar wie die Fauſt aufs Auge; denn er jagte die Juden aus Canaan, und aus Weiſenland durften ſich die Juden ein neues Canaan machen. Doch als ſpäterhin die Ahner und Begreifer in der Geſchichte aufkamen, kam es bei den Poeten ab.

Den Fürſten Innozenz mußte man geahnt haben können, um ihn zu begreifen, dann erfuhr man: daß er ſo vortrefflich war, als ob ihn Herr Friedrich Buchholz eigens bei der Geſchichte beſtellt hätte; und Herr Adam Müller, der edle Römerfeind, dazu, auch Herr Arndt, der edle Altdeutſchenfreund. Wer das bewieſen verlangt, leſe nur weiter.

Doch nur als Menſch zuvor beſehn, [illegible] ſichtlos auf den Purpurmantel, war Innozenz ein Wunder zu nennen, und das in jedem Fall. Er hatte nicht eine Leidenſchaft, nicht eine, keine volle wenigſtens, und von einer gewiſſen halben, die eine Art Anſehn davon hat, will man hernach reden.

Ob das ein Glück ſey für den Erdenſohn an ſich, ſteht dahin. Wir könnten behaupten: Neun Zehntheile unſeres Unheils auf Erden, wüchſen lediglich aus den leidigen Leidenſchaften hervor. Davon weiß eines jeden Jugend zu erzählen. Und das Schlimmſte noch, daß — wie ſchon Voltaire bemerkte — werden wir alt, nichts uns ſo verdrießt, als daß wie unſre Leidenſchaften verlieren. Sie ſtiften alſo immer Unheil, mögen ſie da ſeyn oder nicht.

Auf der anderen Seite könnte man freilich auch fragen: Wo gäbe es denn in dieſem bettelarmen Leben noch ein Glück, welches dieſen Namen zu führen verdiente, wenn es uns nicht aus den Leidenſchaften herflöſſe? Es müßte ja ohne ſie proſaiſcher ſeyn, wie die ungepflaſterte Linienſtraße in Berlin nach einem Winterregen. Daraus wird man alſo nicht klug.

Ohne allen Zweifel ſcheint es jedoch

ein wahres Quaternenglück für ein Land, wenn ſein Fürſt keine Leidenſchaften hat. Und gar ſinnig hatte Zeus den erſten König ausgedacht, welchen er den Fröſchen auf ihre Bitte gab. Die Einfältigen wollten einen andern; der hatte Leidenſchaften, und den Unterthanen ging es nun auch danach. Kein Haar anders bei vernunftbegabten Weſen. Hat ein Fürſt ſie nach gewöhnlichem Zuſchnitt, d. h. eine Tendenz zu Spiel, Wein, Mädchen und anderm Trallalla, zücken die Rendanten der Landeskaſſen die Achſeln. Wohnen ſie im großen Styl in ihm, etwa im plutarchiſchen; hilf Himmel, dann will er berühmt ſeyn, und es geht über die Köpfe der Landeskinder her. Es darf mithin keine Frage hier ſeyn, was das Beßte iſt.

Da nun gleichwohl — natürlich — alle Erdenſöhne mit Leidenſchaft geboren werden, ſo kann **eine Ausnahme von der Regel** mit allem Fug ein Wunder genannt werden; da was nicht natürlich wunderbar iſt. Das gilt von dem einen Fall.

Es giebt aber noch einen andern, den wir an dem Herzog von Weiſenland lieber vorausſetzen möchten; und das Einmal aus dem heiſſen Trieb, den wir empfinden Fürſten Weihrauch zu ſtreun, und Zweitens aus Nächſtenliebe, indem wir jenem geſalbten Haupte den Himmel wünſchen, und nicht einſehn: wie ihn Jemand ohne Leidenſchaften erwerben und verdienen kann. Darum ſagt auch Herr von Kotzebue: die Gattung von Engeln, welche nur aus Kopf und Flügeln beſtånde, den Magen und noch was ermangelnd, håtte gut tugendhaft ſeyn.

Wir fragen alſo: Wie, wenn der gemeinte Fürſt dennoch geboren wåre, wie Alle, und håtte, durch einen heimlichen moraliſchen Kampf der alten Schlange morſch den Kopf zertreten? Wer kanns uns verbieten, uns ſelbſt die Frage mit einem lauten Ja zu beantworten? Nun in dieſem Fall wåre er auch ein Wunder.

Ohne Leidenſchaften hat man denn auch ihre Verwandten, die Laſter, nicht. Wie ſtand es aber um die Tugenden bei dem Herzog? So könnte man fragen.

Wer es aber thåte, würde auch zeigen, daß er mit den Forderungen des Zeitgeiſts und Zeitſinns an einen Regierer nicht bekannt ſey. Nach ihnen muß er ſich, ſo viel als möglich, von aller Tugend rein halten; ſie ſind ja ſeine

Beſtimmung nicht; und viel weniger noch Talent und Genie.

Die Tugend Barmherzigkeit z. B. verleitet einen Regierer nur zu überflüßigem Aufwand, und läßt ihn wohl Sentimentalität in den Criminal-Codex bringen. Schon genug, wenn er nicht unbarmherzig iſt, wie Phalaris. Das Geſetz muß ſeinen juriſtiſchen Weg gehn, nicht rechts nicht links davon, ſo bleibt auch die bürgerliche Moral der Staatsmaſchine in der beßten Ordnung. Mit Offenbarung von allerhand Talenten, von Genie — um ſo mehr ausübenden — trit er nur von ſeiner Piramidenſpitze, vergiebt die hohe Würde, greift in ein Nebenrad, das zu drehen ſeines Amts nicht iſt. Ehedem hat man das nicht gewußt, nun ſind wir dagegen weiter gekommen, begreifen. So wie ein Fürſt keine Domänen beſitzen muß, damit er nicht Landedelleuten und Bauern in ihren eigenthümlichen Kreis trete, eben ſo ziemt es auch nicht, daß er wie Marcus Aurelius moraliſche Betrachtungen ſchreibe, da es Profeſſoren giebt, welche davon, den Bogen zu einem Luidor, genug liefern; oder Commentarien wie Cäſar, indem ja an Bülletinſchreibern kein Mangel vorhanden iſt. Und nun vollend poeſiren, Flöte blaſen und derlei. Dazu muß er zu ernſt ſeyn, unangeſehn, daß man doch für Geld wohl Versmacher und Kammermuſiker haben kann, ſo viel man deren bedarf.

Ehedem — in den ſo unentwickelten Tagen — meinten die Völker wohl auch: der Fürſt ſolle in der ſogenannten Kriegskunſt wohlbeſchlagen ſeyn, um, wenn Noth an Mann ginge, das Heer in Perſon zu führen, vermöge dieſer ſeiner Perſon Allenthalben Muth einzuflößen, und aus dieſer ſeiner Perſon Genie hinauszublitzen auf die Leitung, auch auf andere ehrliche Leute, welchen der Artikel mangele, es inſpiriren. Auch hat Schiller, um darzuthun, wie myſtiſch und dynamiſch die Gegenwart eines Erdengottes im Kampf wirke, einen rechten Trumpf in den Worten darauf geſetzt:

kein König, der
Es wirklich war, iſt je von andern noch
Als Seinesgleichen überwunden worden.

Eben ſo meinten ſonſt Unkundige: Ein allzu friedfertig und friedliebend Gemüth dürfe ein Fürſt nicht bergen; die Louvois, Görz, Alberoni, oder Pitts, Talleyrands, würden ihn ſonſt mit ihren Intriguen — wie man es nennt — überrennen; und was könne auch ein zwanzigjähriger Friede helfen, wenns endlich doch gekriegt ſeyn müſſe, und der unkriegeriſche Geiſt dann in einem Vierteljahre ſechsfach verſpiele, was man in den zwanzig vom Oehlzweig beſchatteten Jahren an Kunſtblüthen, Wiſſenſchaftsblüthen, Landeskulturblüthen und aufgehäuften Schatzkäſtlein gewonnen habe.

All dieſe Vernünftelei iſt gleichwohl unwahr. Die Zeit weiß das ſchon 1817 beſſer, und was wird ſie nicht erſt 1827 entwickelt haben. Schon jetzt läßt ſie wenig mehr die Vernunft ſich irre machen; dann erſt hat ſie rein und chriſtlich ſie gefangen genommen unterm Glauben, wie ſichs gebührt. Mit aller Kriegskunſt iſt es nur ein Sogenanntes, ganz andere Mittel ſind zum Sieg anzuwenden, dies hat man gelernt. Half es oft großen Völkern, wie z. B. den Ruſſen, Oeſterreichern, Preußen u. ſ. w. nicht, wenn ihre heldenmüthigen Fürſten an Heeresſpitze ſtanden, was könnte es den Meiſenländern frommen, die nur ein klein Völklein ſind? Und was nützte am Ende ſogar den Franzoſen ihr überheroiſcher Napoleon mit all ſeinem Genie, das ihn nach St. Helena brachte; obſchon recht Kluge verſichern, er habe kein Fünklein Genie. Was Schillers Behauptung anlangt, iſt ſie ja hiſtoriſch thatſächlich unwahr. Ohne auf die römiſchen Bürgerfeldherrn zurück zu ſehn, denen wohl die Pyrrhus, Mythridates, Jugurtha weichen mußten, fragen wir: ob Daun und Laudon Könige waren, die Friedrich II. doch in einigen Schlachten überwanden? Und war nicht Murat ein König, dem Bianchi und Nugent bei Tolentino und Sulmona ſo ſchnell das Garaus machten? Nein, es taugt nicht, wenn ein geſalbtes Haupt mit ins rauhe Schlachtfeld zieht, und welch ein Verluſt gar, wenn es dem rohen kalten Schickſal dort aufgeopfert wird, wie Uladislaus von Ungarn bei Mohatz, Guſtav Adolph von Schweden bei Lützen. Man wird, was man dieſe Stunde hievon nicht beſſer kennt, unfehlbar noch beſſer kennen lernen. Die Geſchichte greife hier ſich aber nicht vor, ſie wird ſchon zu den trefflichen Kriegsmaximen gelangen, die man endlich in Weiſenland feſtſtellte, nachdem der große Lehrer Schaden gnügende Vorleſungen gehalten.

Man ſoll auch erfahren, wie der vortreffliche Herzog von Weiſenland immer ſich ſelbſt weiter entwickelte, denn auf einen Schlag kann nicht Alles geſchehn.

Erwarte man übrigens keine geographiſche, topographiſche ſtatiſtiſche Nachricht vom Herzogthum Weiſenland. Sein Umfang will nicht eben viel ſagen, iſt aber auch nicht ganz unbedeutend. Es enthält guten und ſchlechten Boden, Gebirgland und Ebene, Ströme und Waldungen; man kann dort angenehm und unangenehm leben, je nachdem man Geld hat, oder nicht. Die Einwohner ſind ſtreitbar, wenn man ſie tüchtig anführt, laufen aber auch davon, wenn der Feind ſtreitbarer iſt als ſie. Die politiſche Lage iſt ſo angethan: daß, wenn man im heiligen römiſchen Reiche einander in den Haaren lag, es doch nicht ohne Gewicht blieb, an welcher Seite Weiſenland mitraufte; ja, es hätte oft wohl eine Art Ausſchlag geben können, wenn es gewollt hätte, was es konnte, oder auch gewußt, was es nicht wußte.

Man denke ſich übrigens Weiſenland nicht ſo klein wie manche deutſche Großherzogthümchen, aber auch nicht ſo groß wie das Marggrafthum Brandenburg mit Zubehör; der Verfaſſer wünſcht, ſeine geneigten Leſer hätten einen gewiſſen Takt, nach welchem ſie das ſich rhytmiſch dächten.

Mancher könnte da jedoch, ſeinen Fabri und Setzmann zur Hand, ungeduldig ausrufen: Aber ich finde ja das Herzogthum nirgend, es muß ein Fabelland ſeyn!

Darüber könnte man dies und das ſagen. Unter andern: Geſetzt dem wäre ſo, was ſchadete es der Sache?

„Dann iſt das Büchlein aber nur ein Roman."

Man läugnet das weder, noch geſteht man es zu. Um Roman zu ſeyn, iſt es doch zu erhabnen Inhalts; mag es erhabne Romane geben, oder nicht. Könnte man nicht von einem Epos in ungebundner Rede reden?

Da liegt eben ein Buch vor uns, genannt: der Todeschor. Darin ſteht S. 86: „das hiſtoriſch Wahre liefert an und für ſich meiſt nur einſilbige oft trügliche Ausdeutungen des wirklich Wahren, der Uebereinſtimmung der Kraft nehmlich mit ſeinen Wirkungen. Iſt dieſe nicht verletzt, ſo kann es uns gleichviel ſeyn, ob einer Darſtellung in der Wirklichkeit etwas entſpricht oder nicht."

Zweiter Abſchnitt.

Des Fürſten Innozenz Thronbeſteigung.

Es war im Jahre Chriſti 1787, als der alte Herzog, bei aller Geſchicklichkeit ſeines berühmten Leibarztes, zu ſterben geruhte. Bei ſolchen Gelegenheiten ſind die Unterthanen übel daran, weil es rein unmöglich wird das Schickliche zu thun, wenn man kein Janus bifrons iſt, um mit einem Geſichte weinen, und mit dem andern ſich freuen zu können. Doch helfen die Poeten und Kanzelredner die Etiquette aus der Noth, indem ſie gegen die Endſtrophen der Klagoden, und gegen das Vaterunſer der Trauerpredigten, des Landes Jammerthränen gebührend in Freudenthränen auflöſen. Der König Friedrich Wilhelm I. v. Pr. ordnete ſogar im Teſtamente das Weinen und Lachen ſelbſt an. Mit langen Flohren, gedämpften Trommeln und die Kolben der Flinten hoch, ſollte die Leibgarde dem Sarg vorangehn, Tritt haltend zu dem Liede Jeſus meine Zuverſicht u. ſ. w. Nach der Einſenkung hingegen ſollten die Paniere unterm luſtigen Fahnenmarſch dahin gebracht werden, wohin es die neue Sonne befehlen würde;

und das beſte Stückfaß Rheinwein aus dem Schloßkeller aufs Wohl dieſer neuen Sonne verzehrt.

Alles nach Weiſenlands Art Gehörige that man denn auch ziemend ab. Herzog nannte man nun den Thronerben; er konnte jetzt regieren, und ſo berühmt ſich bei der Nachwelt machen, als er nur immer wollte. Es iſt ſehr natürlich, daß ein Erbprinz Tauſendmal mit Sehnſucht den hohen entzückenden Tag träumt, der ihn in das glorreiche Regiſter der regierenden Herren eintragen wird. Es iſt ſo natürlich, wie das: Alle Jungfern auf der Erden, wollen gerne Frauen werden.

Doch wenn ſie Frauen, die Flitterwochen nun entwichen, die mancherlei Formen des Hauskreuzes hingegen da ſind, o dann denken ſie oft: Ach, wie ich noch Jungfer war! Und ſo ein Herzog: Ach, wie ich noch Erbprinz war!

Denn es giebt auch Burg- und Pallaſtkreuz genug, und eine Regierung hat auch ihre Flitterwochen. Sie beſtehn aus den ſüßen Huldigungen des Volks, den verbindlichen Glückwünſchungen der fremden Geſandten, welche die ſchmeichelhaften Briefe, von ihren

Höfen eingetroffen, abgeben, aus dem an jedem Morgen erneuten Selbſtgefühl, dem reitzenden, erhebenden, mit Freudetrunkenheit füllenden, womit der neue Herr ſich ſagen kann: Nun gebiet ich! Ich darf nur winken, und man gehorcht. Glücklich preiſet ſich, wer nur meinen leiſeſten Wunſch ausmitteln kann, um gleich ihn zu erfüllen.

In dem Allen wohnt viel, und noch beſonders: wenn etwa der junge Landesvater vom älteren bisweilen Verweiſe über ſein Verhalten empfangen hat, ſollten ſie auch nur in anmerkenden Geſichtzügen, oder einem redenden Schweigen beſtanden haben. Denn bei dem ſcharfen Zartgefühl eines Thronerben leuchtet ein, daß ihn ein kaum wahrnehmbares Kopfſchütteln mehr verdrießen muß, als wenn ein Edelmann den Sohn bereits tüchtig mit Worten ſchüttele, und ein Bürger den ſeinigen an den Ohren. Es kömmt auch wohl ſelbſt bei fürſtlichen Perſonen in der Aufwallung vor: daß mehr geſchieht, als der Graf Froulai in Jean Pauls Titan, der mit Blicken und kurzen Worten meiſterhaft verwunden konnte, zu thun pflegte. Habe es jedoch mit dem Erbprinzen da geſtanden, wie es wolle; auf den

Thron geſtiegen, kann er ſagen: Nun will ich den ſehn, der ſich unterſtehn ſoll, nicht Alles zu bewundern, was ich mache.

Der Thronerbe Innozenz hatte in der That aber ſeines durchlauchtigen Vaters Unmuth nimmer angeregt. Er war ein gediegnes Muſter von einem Thronerben geweſen, mindeſtens in gar vielem Betracht. Von ſo manchen Klagen über jugendlichen Muthwillen an Prinzen im Knaben- und Jünglingsalter, wovon es, wenn auch draußen weniger, doch in der Stille des Pallaſts, und bei den unterrichteten Hofbedienten verlautet war bei dieſem Muſter nie die Rede. Manche Prinzen haben ſich den Wiſſenſchaften ergeben, und das hat auch nicht vielen Segen gebracht. Denn ſie ſind über den Umgang mit den Muſen bisweilen furchtbar witzig geworden, daß Oberhofmeiſterin und Kammerherren: vor ihren Satyren und Epigrammen gezittert haben. Und es ſtach und neckte um deſto empfindlicher, als Niemand ſich unterſtehn durfte, mit Gegenwitz aufzuwarten. Oder gelehrte Prinzen haben die Hofprediger mit einer Gattung Philoſophie verfolgt, welche eben nicht wie die fichtiſche an den Glauben verwies. Oder auch der Kunſtſinn iſt dergeſtalt [illegible] gefahren daß ſie um das ſchwerſte Gold ſich Kopien für ächte Titiane und Correggios aufheften ließen, nagelneue Antiken und derlei. Oder ſie ließen ſich von Geigern, Flötenbläſern und Sängerinnen die Beutel ſo rein fegen, daß bequem die Sonne hinein ſcheinen konnte. Oder ſie wollten bei Zwanzigtauſend Thaler Appanage Parke anlegen wie Bedford, und Luſtſchlößchen bauen, die Caſerta und Schönbrunn überflogen. Als welches Alles oft auch für die geſcheuteſten Wuchrer ein betrübt Ende nahm.

Man führt hier beiläufig an, was Prinzen Alles thun können, wenn es ihnen beliebt, damit es deſto heller leuchte, in ſofern dem Thronerben von Weiſenland nichts von dem Allen beliebte. Er war ſchon als Knabe ſtill und ſanft, als Jüngling keuſch und züchtig, ohne Gleichen bei ſeines Gleichen. Es lebte Niemand am Erdenrund, den er je durch einen witzigen Einfall gekränkt hätte. Eben ſo wenig bekämpfte er irgend einen Glaubensartikel durch Philoſophie. Ohne Kunſtſinn war er nicht, doch offenbarte er ihn auf eine ganz unkoſtſpielige Weiſe. Er hörte nehmlich gern Fanfaren auf dem Jagdhorn blaſen, wie denn Jagd es war, was bei ihm noch den Anſchein einer etwa halben Leidenſchaft hatte. Demungeachtet brauchten die Fanfarvirtuoſen nicht ausgezeichnet zu ſeyn, nur gewöhnliche Jäger, welche der Muſik halber keine Zulagen empfingen. Ihn beſeelte ein ſo guter Geiſt der Wirthlichkeit, daß er alljährlich von den erbprinzlichen Einkünften ein Namhaftes ſparte, auf ſichern Zins that, und ſich dann herzlich freute, wenn die vier vom Hundert ſeinen Capitalbeſtand gemehrt hatten. Seiner Gemahlin, die man ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre ihm beigelegt hatte, hielt er die am Altar gelobte Treue redlich. Und es ließ ſich doch nicht redlich behaupten: daß ſie ſchön geweſen ſey. Man hatte ſie zwar nach dem Porträt gewählt, der Maler jedoch nicht eins von ihren ungemein zahlreichen Pockengrübchen darauf vermerkt gehabt, dagegen wohl ein helles Gelb der Wangen in ein helles Roth, und ein dunkles Grau der Augen in ein dunkles Blau verwandelt. Um ſo mehr Tugend gleichwohl am Prinzen, da es wenig Tugend iſt, einer Helena oder Periböa treu zu ſeyn, welchen ein Theſeus demungeachtet es nicht einmal blieb.

Wie nun Prinz Innozenz an die Regierung gelangte, fand er das Herzogthum —

die Unordnungen abgerechnet, welche ſich hie und' da eingeſchlichen hatten — in einer recht guten Ordnung. Die Akziſe und die Zölle brachten hohe Einkünfte, wenn ſchon die Erhebungskoſten auch hoch anliefen, und Einländer wie Fremde ſich beſchwerten, daß ſie an den Thoren die Taſchen von nicht appetitlichen Händen mußten durchwühlen laſſen. Der dritte Stand konnte nicht an der Geiſtlichkeit beneiden, ſie gäbe nichts. Man hatte meiſtens nur eine proteſtantiſche in Weiſenland, und die — einige Conſiſtorialräthe und Superintendenten ausgenommen — erhielt ſo wenig, daß ſie unmöglich noch etwas abgeben konnte. Von den Edelleuten hatte es ſeine Richtigkeit, daß ſie nichts gaben, aber ſie trugen doch ſchwere Laſten, indem man ſie die Stützen des Herzogthums nannte, und was ſtützt trägt doch. Der Cameralprinzipien gab es manche und abweichende, jeder einzelne Rath wußte aber die ſeinige wohl zu vertheidigen. Mit der Juſtiz gings auch noch an. Oft hieß es wohl bei ihr: Eile mit Weile, ſie wußte ſich aber auch zu fördern, dies machte, der vorige Herzog pflegte bisweilen ſie anzutreiben, wenn er gleich nicht ſo kurzen Prozeß mit den Richtern machte, wie einſt Dietrich von Bern mit jenen, die ihre Prozeſſe zu lang ausſpannen. Hie und da wurde freilich ein Urtheil geſprochen, das ſich mit der geſunden Vernunft, mit dem natürlichen Rechtsgefühl, das Jeder im Buſen trägt, nicht reimen wollte; das Collegium wies in ſolchen Fällen aber ſtrikte die Paragraphen nach, an die man ſich gehalten; und man konnte dann wohl außer Dienſt einen Apellations- oder Criminalrath ſagen hören: Als Menſch hätte ich dem N. N Recht gegeben, als Juriſt aber gings nicht. Fragte man etwa trocken: Seyd Ihr Herren Juriſten denn keine Menſchen? entgegnete er lächelnd: Freund, Sie kennen die Inſtitutionen, die Pandekten, die Speziallandesverordnungen, Edikte, Hof- und Juſtizminiſteriellen Skripte und Reſkripte nicht. Dann ſchwieg man gern. Im Allgemeinen hatte es aber im vollen Ernſt eine gute Bewandniß um die Rechtspflege. Einzelne Fehlerchen liefen mit unter, nun ja; wer hat gleichwohl auf Erden noch ein ſchönes Mädchen geſehn, das an keinem Theile des Leibes irgend ein Wärzchen, einen Leberfleck, oder ſonſt eine kleine Verunſtaltung getragen hätte? — Die Theologie in Weiſenland ließ ſich im Jahre 1787 auch grade nicht verachten, ob man eine ſolche in der Zeit, wo dies Büchlein gedruckt iſt — das Titelblatt giebt ſie an — ſchon mit Feuer und Schwert zu vertilgen Luſt haben würde. Unduldung, Zeloteneifer, proteſtantiſcher Janſenismus und Molinismus waren unerhört; man blieb eben ſo weit von Jakob Böhmiſchen und Schwedenborgſchen Viſionen, als von einem Syſtem, wie es einige Jahre danach Hebert in Frankreich erbaute. Man wollte den Glauben und die Vernunft, die kirchliche Moral und die bürgerliche annähern, ausgleichen, einen, hoffend, das müſſe und würde ſchon gehn; nach Maasgabe des eignen Gangs der Vernunft im Menſchengeſchlecht, dem man weder vorauseilen, noch ihn anhalten oder verwirren dürfe. Hie und da ſchrie wohl ein zweiter Götz — nicht von Berlichingen, von Hamburg — unwillig dazwiſchen, oder es trug ein ſcharfſinniger Kopf ſeiner Gemeine Sätze vor, die zu faſſen ſie zu ſehr aus ſtumpfſinnigen Köpfen beſtand; doch beides ſchadete im Allgemeinen nicht. Und war dagegen von ungemeinem Nutzen im Herzogthum, daß, wenn gleich die Mehrheit dem evangeliſchen Bekenntniß angehörte, doch alle übrige, ſo viel es deren in Europa nur gab, vorhanden, geduldet, beſchirmt, und vor dem Geſetz gleich geachtet waren, ſo daß ſie gegenſeitig wieder ſich achteten. Voltaire ſagt mit Recht von England: gäb es nur eine Religion dort, würde ſie bald einen ungeheuren Prieſterdeſpotismus ausüben. Zählte man deren zweie, lägen ſie unfehlbar alle Augenblicke einander in den Haaren. Doch zwanzig leben in Fried' und Eintracht zuſammen. Auch lieſ't man ſchon im ehrlichen Pufendorf, wo von Hollands weitgetriebner Kultusfreiheit die Rede iſt: die Religion ſtifte zwar andrer Orten mehr Nutzen, in Holland richte ſie aber den wenigſten Schaden an. Obſchon es ihm ſauer hätte werden mögen, darzuthun: in welchem Lande ſie denn — poſitiv- alleinig- alleinherrſchend — großen Nutzen ſtifte, oder geſtiftet habe. Die Spanier machte ſie weder barmherzig noch fleißig, im Kirchenſtaat pflegte man in einem Monate mehr Verbrechen zu zählen, als im Herzogthum Weiſenland in Jahren. Dies aber hing auch guten, oder meiſten Theils daran: daß man möglichſt auf Beſchäftigung und Erwerb bei den mittleren und niederen Ständen hielt; ſo öffnete ſich die große Quelle der Verbrechen, Mangel, nur wenig. Es geſchah nicht durch Gewaltmittel, ſondern durch Aufmunterung, durch bereitete Gelegenheit zum arbeiten, für Alle, die thätig ſeyn wollten. Neuere Statiſtiker werden ſchon hier naſenrümpfend entgegnen: Aha wir ahnen ſchon! Man hat ſich in Colberts Träumereien vertieft, ſeinen Mißgriffen gehuldigt, Fabriken mit ſchweren Koſten zum Nachtheil des Landbaus befördert, durch Geſchenke, Vorſchüſſe, Einfuhrverbote und dergleichen, was ſpäterhin ohne Zweifel die falſch gezogne Rechnung dargethan haben wird. Wir läugnen nicht, daß man in Weiſenland Manufakturen förderte, und den einheimiſchen Arbeitern Vorzüge gegen die fremden einräumte. Der verſtorbne Herzog war eben kein ausſchweifend großer Geiſt, doch ein Mann von geſundem Verſtandestakt. Und er ſah gern — ob er gleich ſonſt das Nachahmen wenig liebte — nach dem preußiſchen Staat hin, und meinte: was dem großen Friedrich heilſam bedünkt, möchte doch eben wohl kein Luftgebäude ſeyn; wenn er allerdings auch ſo gut wie Andere auf Sand bauen könne, namentlich in der ſandigen Mark. Was gleichwohl die ausgemittelten falſch gezognen Rechnungen betrifft, ſo läßt man hier gleich vorangehn: daß ſie ſpäterhin, auch in den Zeiten der höchſten Weisheit, wovon wir melden wollen, nicht eben erſchienen, klar einleuchtend mindeſtens nicht, und möchten auch manche Menſchenalter entfliehn, ehe man dahin gelangt. Denn Beredſamkeit einſeitiger Theorien, die wieder noch keine Erfahrungen für ſich haben, und bei den älteren nicht Reinheit der Urſachen noch der Wirkungen aufſtellt, ſondern Alles mengt wie im Lottorad, und ſo wie es den ausgeſprochenen Meinungen zuſagt, eine ſolche Beredſamkeit überzeugt nur Unwiſſende und Gedankenloſe. Man geſteht: daß in Weiſenland manche Fabriken den Erwartungen nur unvollkommen entſprachen, einige wohl gar nicht. Demungeachtet ſchafften ſie im Allgemeinen viel Gutes für die allmählige Erhöhung der Geiſteskultur, für das negative Befördern der Moral, indem Beſchäftigung und Erwerb die niedern Stände vor Mangel ſchirmten, für einen gewiſſen gleichmäßigen Geldumlauf durch alle Adern des Staatskörpers, ſo, daß nicht leicht in einem Organ Ueberanhäufung, und in anderen Stockung oder Entleerung entſtanden. Daß bei dem Fabrikſyſtem der Landbau gelitten haben ſollte, ließ ſich, mit geſunden Augen wenigſtens, nicht ſehn. Es war immer Getraide um niedrigen Preis da, ſelbſt beim Mißwachs, dafür hatte man in Zeiten der Fruchtbarkeit geſorgt. Dieſer niedrige Preis war ungemein vortheilhaft den niedrig beſoldeten Staatsdienern, wie allen Bürgern, die ihren Erwerb nicht hoch treiben konnten. Und über ihn hatte ſich auch der Landmann nicht im mindeſten zu beklagen, ſintemal er, was er vom Städter bedurfte, wieder für einen Preis einhandelte, welcher zum Kornpreis — oder dem geſammten Zuſtand des Werths der Dinge — angemeſſen blieb. Mit andern Worten: das Geld hatte einen hohen Werth. Getraide, und den Boden worauf es gezeugt wird, dachte man in jener Zeit, im Preis herauf bringen, heißt das Geld herabſetzen, und kann dem Gemeinweſen hiemit nicht gedient ſeyn. Wenn dermalen Zehn Millionen Thaler im Herzogthume vorhanden ſind, und umlaufen, und der Scheffel Roggen gilt einen Thaler, ſo lehrte uns die Erfahrung: daß männiglich wohl beſtehen kann. Angenommen, wir ziehen uns durch allerhand Finanzkünſte Fünf Millionen mehr ins Land und in den Verkehr, und der Scheffel Roggen muß hiedurch nothwendig auf zwei Thaler ſteigen, ſo wird das Gemeinweſen eigentlich um 25 Prozent ärmer ſeyn, und ein großer Theil der Staatsbürger kann nicht mehr wohl beſtehn. Zudem wird bei dem Gewinn der Fünf Millionen noch Irrthum und Fehlrechnung ſtatt haben, da man wohl in Anſchlag bringt, daß jetzt mehr Geld aus der Fremde einſtrömt, nicht aber daß auch — indem bei ſolchen Umſtänden ſich das Geld mehr in einzelnen Behältern anhäuft, oder mehr Einzelne reich werden — nun weit mehr für Luxusartikel ins Ausland flieht und nicht wiederkehrt. — Mit den Wiſſenſchaften und Künſten (den höheren, feineren) ſtand es in Weiſenland ſo, daß ſie grünen und blühen mochten, ſo viel ſie wollten — und konnten. An manchem Zweig gings freilich (nach Hagedorn) nicht „wie beim edlen Gartenklee, der zeitig aufwärts ſteiget,“ ſondern, „wie bei der trägen Aloe, die ſpäte Blüthen zeiget.“ Es konnte nicht wohl anders ſeyn. Die Preßfreiheit, und der Umſtand, daß man gern helle Köpfe beförderte, machten, daß auch mancher helle Kopf ſich hervorthat. Und dies kann für ein

Ländchen erſprießlicher ſeyn, als wenn es eine Akademie der Wiſſenſchaften unterhält, hie und da Schöngeiſtern Penſionen auswirft, eine eigne Literaturzeitung ſtiftet, zu den wichtigſten Aemtern gern dunkle Köpfe ruft. — Vom Heer in Weiſenland auch noch ein Wörtlein. Hier galt die Vorausſetzung: es werde im Frieden vom Bürger bezahlt, damit es im Kriege das Vaterland vertheidige, und Jener bei den anderweitigen nöthigen Verrichtungen bleibe. Hätte Jemand damal behauptet: der Bürger müſſe auch Soldat ſeyn, würden ihn alle denkende Weiſenländer gefragt haben: Kann er das, nachdem ja das Kriegführen eine Kunſt geworden, die für ſich mühſam zu erlernen iſt? Oder ſind wir denn Schweitzer, die ein Harniſch von Felſen umgiebt, wo es auf die Kunſt weniger ankömmt? Oder ein Huronenvolk ohne Landbau und Handwerke? Oder vierzig Jahre durch Wüſten ziehende Iſraeliten? Hätte da Jemand im profetiſchen Geiſte ihnen die Weisheit entgegnet, welche nach dreißig Jahren über den Gegenſtand verlauten ſollte, würden ſie unüberzeugt geblieben ſeyn, mindeſtens erwiedert haben: Nun ſo ſchaff: das Heer ab; unbillig, einen

Tagelöhner zu bezahlen, und ſeine Arbeit dennoch ſelbſt thun zu müſſen. Hinſichtlich der Einrichtungen bei dem Heer in Weiſenland pflegte der alte Fürſt ſich ganz beſonders hier nach Friedrich II. zu richten. Ich bin nicht Soldat, ſagte er, Friedrich muß aber wohl verſtehn, was zum Ausbilden tüchtiger Krieger gehört, darum ſollen meine den Preuſſen ähnlich ſeyn. Es galt alſo viele Waffenübung, ſtrenge Mannszucht, ſo ſtreng, daß im Kampfe der gemeine Soldat den Offizier noch mehr fürchten mußte, denn Feindes Schwert. Zu den Offizierſtellen wurden — in der Regel — nur die Edelleute berufen. Erinnerte man den Herzog: das heiße wohl den Bürgerſtand kränkend zurückſetzen, fragte er: Iſts nicht der uralt ritterliche Beruf, Andere in die Schlacht zu führen, ihnen voran zu gehn mit tapfern Beiſpiel? Was könnte den Adel noch wirklich edel erhalten, wie ſolche Beſtimmung? Und wozu ließe man noch einen Adel beſtehn? Etwa zum Figuriren am Hof? Das würden Operntänzer noch beſſer können? Uebe der Bürger ritterliche That, ſo wird er Ritter und Offizier. Ferner ſtieg in dem Heere Niemand anders empor, als nach ſeinem Dienſtalter; ganz beſonders vorleuchtende, und von Hundert Augen bezeugte, Kriegsthat ausgenommen. Sogenannte Verdienſte, die Oheime an ihren Neffen, Schwiegerväter an ihren Eidamen prieſen, galten gar nichts. Man ſtellte einmal dem Herzog vor: auf dieſe Weiſe könne das Heer nur ſchon altgewordne Generale an ſeiner Spitze ſehn; mit denen es im Frieden ſich wohl thue, die hingegen auf dem Schlachtfelde wenig Feuer und raſche Thätigkeit zeigen, und mit dem, was die Kriegswiſſenſchaften in ihrer Zeit Neues errungen hätten, nicht gehörig fortgeſchritten ſeyn würden. Auf dieſe gar nicht üblen Bemerkungen entgegnete damal der alte Herr: Wie? Alexander, ſelbſt jung, wollte keinen Offizier unter ſechzig Jahren, und ſchlug mit der Handvoll Menſchen, womit er über den Helleſpont ging, den Darius, Porus, Sophites; nahm Tyrus, Babylon, Perſepolis ein. Glaubt mir, es ſind gute Heere, wo man nach Verdienſt erhöht, vortreffliche aber, wo jeder Offizier Verdienſt zeigen muß, hätte er es auch nur der Zeit und Erfahrung abgewonnen. Mit jenen Heeren ſiegt man bequem, wenn man dem Feind überlegen iſt; mit einem, wie ich es meine, überwältigt man den doppelten und dreifach ſtarken Gegner; einen Feldherrn vorausgeſetzt, wie ihn ſolche Truppen freilich auch noch bedingen. — Der Herzog meinte nun einmal ſo; daß jetzt ein Unterlieutenant es ſchon beſſer weiß, verſteht ſich.

Dieſen flüchtigen Ueberblick der ganzen Lage der Sachen im Herzogthum Weiſenland hat man voranſenden wollen. Man lobt dieſen Zuſtand nicht unbedingt, geſteht Mängel und Unvollkommenheiten zu, woran die folgende Zeit Spielraum genug zum Erſetzen und Beſſern fand. Man vergißt auch den Gemeinſpruch nicht: Hienieden iſt einmel nichts vollkommen.

Wie nun aber die nächſte Zeit, darunter begreift man hier den dreißigjährigen Zeitraum von 1787 bis 1817, das Unkraut ausjätete, die Keime zu Blüthen, die Blüthen zu Früchten erzog, Alles ſo veredelte, zum Vortrefflichen, und von da zum Vortrefflichſten führte, daß es Blicken der Bewunderung und des Erſtaunens ſchier dünkte: jenſeit der Gränze einer ſolchen Vollkommenheit läge nur das blanke baare Nichts, weiter könne man nicht mehr, werde, indem Stillſtand unmöglich, nun zurück müſſen; dies Alles will das Büchlein erzählen. Insbeſondere jedoch, wie all die Erdenwunder von dem hochgeſtiegnen, vielbeſungnen vielberühmten Premierminiſter in Weiſenland hervorgebracht worden, ſo, daß gleichſam Zauberſchlag auf Zauberſchlag folgte. Die geneigten Leſer ſollen in den Stand geſetzt werden: das Jahr 1817 mit dem von 1787 zu vergleichen, und zu erwägen, was ein einziger großer Geiſt vermag. Und wenn am Ende gleichwohl der große Geiſt, deſſen Buſen wie ein geſtirnter Himmel funkelt, und deſſen ehrwürdig Greiſenhaupt faſt tief gebeugt geht unter all den Lorbeer- Eichen- Bürger- Mauer- Freiherrn- Grafenkronen, wenn er gleichwohl in edelſinniger liebwürdiger Beſcheidenheit auch das Gemeinſprüchlein ſagt: Nichts iſt vollkommen unterm Mond; als will man denn auch die Unvollkommenheiten 1817 gegen die 1787 halten, auf daß männichlich ihre Dimenſionen an ſich, und ihre Verhältniſſe geometriſch zu meſſen belieben könne. Die Erzählung wird anheben, wenn man zuvor noch berichtet hat: wie es kam, daß ſich der milde, ſanfte, gute, holde, liebe Herzog Innozenz einen Premierminiſter, oder Großvezier, Großmandarin,

mandarin, Vize-Herzog, an die Seite zu ſtellen geruht. Man läßt das um ſo weniger aus, als zu glauben ſteht: es werde Kenner von Hof- und Regierungsumſtänden ſchon unterhalten, und vielleicht beſſer wie Romane, worin man Lindwürmer todtſticht, und Feuermeere durchwatet.

Dritter Abſchnitt.

Wie der Herzog die erſte Ahnung von ſich gab, er begreife, wie ein guter Fürſt regieren müſſe.

Jetzt, da es einen hanſeatiſchen Beobachter giebt, kann es freilich jeder Fürſt begreifen. Hält er den, und das Buchholziſche Journal — beide werden ungefähr ſechszehn Thaler jährlich koſten — weiß er Alles. Doch im Jahre 1787 wollte, was man zu erzählen hat, viel ſagen. Schier ſollte man vermuthen: es wäre ohne Genie, mindeſtens ohne einen erheblichen Grad von Talent, nicht möglich geweſen. Demungeachtet hat man ſchon bemerkt: daß von dieſen Gaben, die eigentlich nur auch für Privatbeziehungen taugen, Fürſt Innozenz nichts eben kund gethan. Doch nicht kund thun, nicht einmal leiſe ſchimmern laſſen, macht noch nicht klar, daß man nicht beſitze, namentlich an Höfen, wo es nur zu oft üblich und nöthig iſt, manches Licht hell vor der Welt leuchten zu laſſen, das bei fremden ſtrahlenden Naturen geborgt iſt, wie der Mondſchein, und wiederum manches andere, das wohl flackern und lodern könnte, vorſichtig hehlend, unter einen Scheffel zu ſtellen. Man führt da nur vom Erbprinzen, der bisweilen die Höflinge durch eine ſeltne Offenheit überraſcht hatte, ein Beiſpiel an. Wir ſind alle Menſchen, die Nachricht von einem großen Glück, dem man ohnehin lange mit heiſſen Wünſchen entgegen ſah, trifft und ergreift wohl. Und an Höfen ſind wir, in manchem Betracht, ſo zu ſagen, nicht ſo recht Menſchen, das heißt: die Bande des Bluts ſind nicht ſo eng gezogen und geſchlungen, wie bei anderen menſchlichen Naturen, können es nicht ſeyn. Es zeigt ſich ſchon auf tieferen Stufen. Ein Sohn, der Hunderttauſend Thaler von ſeinem Vater zu erben hat, bebt immer nicht ſo vor deſſen Tod, wie einer der nichts erhält. Mit einem Herzogthume ſteht es noch viel anders. Und ein gekröntes Haupt mag den Sohn wieder noch ſo zärtlich lieben; iſt er ſchon erwachſen, und geht es mit der eignen Lebenskraft auf die Neige, denkt das gekrönte Haupt, Jenen erſehend, heimlich: der lauert auch auf meinen Tod. Dies ſpannt die Liebesſaiten herunter; man wird es drüben inne, ein gegenſeitig Mißtrauen entſteht, gedeiht. Beide große Herren ſehen einander weniger, oft nicht öfter, als es die Etiquette empfielt, und ſo nimmt die Liebe allmählich die Art Flammen an, die in dem weſenloſen Schatten Etiquette genannt — der gleichwohl viel Weſen macht — glühn. Es iſt ſo natürlich. Der alte Fürſt und der junge hatten einander ſeit Jahren auffallend wenig geſehn, und ſo ein Sehn bei der großen Neujahrscour, den Couren an hohen Geburtsfeſten, im Theater, wo Beider Logen weit von einander lagen, bei Parforze-Jagden, wo jeder Theil ſeinen Strich ritt, beſagte nicht viel. Die Herren ſchienen nicht recht für einander geſchaffen, keiner von Beiden ſagte warum. Indem auch der Vater lange an einer abzehrenden Krankheit litt, die keinen Hoffnungen auf Geneſen Raum gab, hatte ſich auch Innozenz mit dem Gedanken an einen tödtlichen Hintritt um ſo vertrauter machen, und gegen eine zu tiefe Beſtürzung, einen zu namenloſen Jammer ſtandhaft waffnen können. Nun iſt es mit dem Benachrichtigen über ſchlimme Ereigniſſe an Höfen ſeltſam. Niemand will der Bringer einer Hiobsmeldung ſeyn, und mancher Fürſt war ſchon Meilen weit mit dem Heere auf der Flucht, als die Adjutanten ihm noch immer zum Siege Glück wünſchten, den die jetzige, von den Generalen aus Kriegsliſt angeordnete, retrograde Bewegung erſt recht vollkommen machen ſollte. Doch mit dem Schlimmſten unter dem Schlimmen gehts nicht alſo zu. Was kann ſchlimmer ſeyn, als wenn das ganze Land den Tod des Landesvaters erlebt, und der Thronerbe leidet zugleich als Sohn und Unterthan. Demungeachtet ſieht man in dieſem Fall einen ungemeinen Eifer dieſe ſchlimmſte aller Botſchaften zu melden. Wie Catharina II. ein Schlagfluß getroffen hatte, wimmelten die Couriere, welche dem Großfürſten die zermalmende Trauerpoſt zuerſt bringen wollten; Subow ſandte den eignen Bruder. Man weiß auch Fälle, wo es Ungnaden auflud, daß ſolche betrübte Nachricht falſch war. So hatte z. B. Carl von Anjou, unterrichtet, daß ihn Ludwig XIV.

auf den ſpaniſchen Thron ſetzen wollte, in Madrit ſeine Achtgeber auf Carls II. Krankheit, mit dem Wink, gleich durch Eilboten den Wink ihm zuzufertigen. Er hatte aber auch einen alten Bedienten, der als Verſorgung ein Amt wünſchte, deſſen Beſitzer ſchwer krank lag. Dieſer bat den Herzog, ſich im Fall der Erledigung für ihn zu verwenden, ehe noch ein Anderer das Amt erhaſche, und Philipp ſagte es zu. Eines Morgens ſtürzt der Bediente mit dem Freudenruf ins Zimmer: Monſeigneur, er iſt todt! Philipp iſt außer ſich, will ihn mit Gnaden überſchütten, frägt was der Bote wünſche? Beſcheiden verſetzt dieſer: Nichts, gnädiger Herr, als daß ich ihm ſuccediren kann. Jähling runzelt ſich drüben die Stirn. Ihr ihm ſuccediren, Ihr Lump, dem König von Spanien? Der ſeltſame Mißverſtand hellt ſich auf; nun mußte ſich der arme Teufel auf ewig aus den Augen des Herzogs machen. Doch war Philipp nicht Carls II. Sohn. Was thut demungeachtet ein Seyn oder Nichtſeyn, wenn nicht da iſt, was ſonſt zu ſeyn pflegt. Der Thronerbe Innozenz befand ſich an dem Abend, wo der alte Herzog ſtarb, in ſeinem Palais, das etwa Tauſend

Schritt vom Reſidenzſchloſſe lag. Daß es um den hohen tödlich Kranken ſchlimm ſtände, wußte er, und erfuhr von halbe Stunde zu halbe Stunde mehr davon. Plötzlich kamen drei Karoſſen daher geflogen. In einer der Leibarzt, in der andern der dienſtthuende Kammerherr, in der dritten der Hofmarſchall. Zu Fuß aber kamen gelaufen des Erbprinzen Sekretär, ſein Kammerdiener, und ſein Leibjäger, die Alle, auf eigne Hand, im großen Pallaſt gewartet hatten, das Schlimmſte unter dem Schlimmen zuerſt zu hören, zuerſt weiter zu fördern. Alles flog zugleich in des Erbprinzen Gemach, und diesmal ungemeldet, um nur deſto ſchneller melden zu können. Die Erbprinzeſſin, auch gegenwärtig, nahm ſchon ahnend ihr Tuch heraus, ehe noch die Eilenden recht zu den betrübten Worten kommen konnten; die Einer dem Andern, und mit neidiſchen Seitenblicken aus dem Mund nahm. Zum Unglück hatte der Erbprinz eben keins in der Taſche. Er rief: Ein Tuch, ein Tuch! Es lag auf dem Sopha; der Hofmarſchall und der Kammerherr ſprangen zugleich hin, es zu holen, und brachten es, Jeder an einen Zipfel faſſend. Nun hielt es der Erbprinz gebührend vor die Augen. Doch warum erzählt man dies Thatſächlein? Nun, man will beweiſen, daß Innozenz, geſetzt, ihn hätte auch eine unſchuldige Freude über die Succeſſion angewandelt, doch zu thun verſtand, was ſich ziemte, und das mit Geiſtesgegenwart. Und konnte er auf eine Weiſe ſich hehlen, weshalb nicht auch in einer anderen? Wir kommen auf den Punkt des Talentes und des Genies zurück; auch darauf, daß man an dieſem ſeltnen Fürſtenſohn keine Leidenſchaften gewahrte, eine halbe höchſtens. Doch in ſofern man ſchon die Vermuthung aufſtellte: er hätte nur das in ihm Wohnende mit erhabner Selbſtherrſchaft niedergehalten, gehn wir leicht auch zu der über: Innozenz mochte wohl heimlich mit Talent und Genie im Ueberfluß verſehen ſeyn, doch ließ er davon ſich nichts merken, weil er die Zeit ahnend begriff, und wohl ſah: dergleichen Eigenheiten ziemten nur Unterthanen, führten bei Herrſchern leicht zum Uebel. Und das iſt auch gewißlich wahr. Mit ſolchen leidigen Eigenheiten ſieht man gar leicht nach den Griechen und Römern ſich um. Wie das Römerthum Adam Müller an Friedrich II. tadelt, leſe man in ſeinen Elementen der Staatskunſt nach; und auch Friedrichs Griechenthum fand bei einem ſcharfſinnigen Kenner der Kriegskunſt Tadel, der wieder Lloyd und Bährenhorſt tadelte, daß ſie den Anordnungen jenes königlichen Feldherrn zur Schlacht von Leuthen mit Lob huldigen konnten. Der ſcharfſinnige Tadler ſagt: Friedrich dachte: „Die Alten ſind unſre Meiſter. Epaminondas wählte bei Mantinea den ſchrägen Angriff, alſo muß man ihn nachahmen.” Allein der ſchräge Angriff taugt nicht. Daß mit ihm jene Schlacht gewonnen wurde, thut es ihm nicht; es kömmt auf eine richtige Theorie an. Nun ja; und wer wird Griechen auch nachahmen. Weg Römerthum und Griechenthum, Deutſchthum her, Mittelalter, Niebelungenalter! Hehlte alſo Innozenz das Innre, drückte ſeinen poetiſchen Ideenflug herab, hatte er zur Stelle gleich manches Gute davon, und endlich das hiſtoriſch bedeutende: daß ihm die wahren und klaren Schriftſteller dieſer Zeit weder Griechenthum noch Römerthum vorwerfen konnten.

Die erſten Tage der neuangetretnen Regierung gab es nun ſo viel Geſchäfte, daß Innozenz darüber unmöglich zu Regierungsgeſchäften gelangen konnte. Die Beileid bezeugenden und Glück wünſchenden Behörden riſſen im Palais gar nicht ab; Alles beeiferte ſich dabei, die Mollakkorde der Condolenz möglichſt zart antönen zu laſſen, und hienächſt von dem Doloroso con esspressione gewandt in die Melodie eines heitern Allegretto überzugehn, worin das Schmeichelhafte und Angenehme faſt betäubte. Die ehrerbietigen Anfragen der Landesſtühle um Verhaltungsbefehle konnte man nur dahin beantworten: daß vor der Hand Alles beim Alten bleiben ſolle.

Der neue Regent bezog gleich das große Schloß, und behielt die Kanzlei des entſchlaſenen bei, um raſch das Nöthige verfügen zu laſſen. Welche Menge ausgefertigter Schreiben an die auswärtigen Höfe, und an die Unterobrigkeiten im Lande hatte Innozenz anzuhören und dann zu zeichnen. Mit der vergnügteſten Miene las ſodann der Hofmarſchall das entworfene Trauerreglement vor, und fragte: wie man die beiden vorſtehenden großen Feſte anordnen ſollte, das hohe Begräbnißfeſt, und das Huldigungsfeſt. Die wirkliche Beiſetzung mußte der Scheinbeiſetzung auch noch vorangehn. Innozenz befahl Alles zu ordnen, wie vordem; doch einigermaßen den zu großen Aufwand daran zu beſchränken, den er nicht liebte. Der Hofmarſchall ließ nun aus dem Archiv die älteren Anordnungen hergeben, las ſie Seiner Durchlaucht vor, und trug in Unterthänigkeit darauf an: durch Geſchmack zu erſetzen, was Ihre Durchlaucht an Aufwand beſeitigt wiſſen wollten. Es wurde ſo genehmigt, und die Reſidenz fand abſonderlich den Geſchmack beim hohen Begräbnißfeſte außerordentlich.

Die im Schloße neubezognen Appartements gefielen der Herzogin wenig, der Hausrath darin war reich und ſtattlich, doch alt. Es machte dem Herzog Vergnügen, da ſelbſt Anordnungen zu treffen, und die Zeichnungen zu prüfen, welche der Hofmarſchall von Architekten, Kunſttiſchlern, Tapezierern, Silberſchmieden fertigen ließ, auch die Büſten, Vaſen, Gemälde, Porzellanaufſätze, Stoffe, welche Künſtler und Kaufleute zur Auszierung der neuen Appartements antrugen. Man fand die Zeit kaum, Alles zu beſichtigen und zu erleſen.

Daneben forderte das alte Püppchen, womit der Herzog als Erbprinz doch gern geſpielt hatte, ſein Recht; nehmlich die Jagd.

Man wollte ſie am Hofe auf einen glänzenderen Fuß einrichten als ſonſt. Der Chef vom Forſtdepartement wurde zu vielen Audienzen gerufen, erhielt das Prädikat Excellenz, und einen höhern Gehalt, als ihn ſonſt der weiſenländiſche Hof zu geben pflegte. Es machte dem Herzog Vergnügen, hier auch die kleinſten Details anzugeben; als welche Uniform die Jagdjunker, Hofjäger, Meutführer, Heegemeiſter, und demnächſt auch alle Ober- und Unterbediente im Forſtdepartement tragen ſollten. Dem bisher nur an ſeine Perſon gefeſſelten Jagdjunker, welcher ſich die Miene eines Lieblings gab, und ein artiger feiner Cavalier war, gab er den Titel Hofjägermeiſter und vortragender Rath in Forſtſachen. Dies Alles nahm auch viele Zeit hin, machte jedoch Freude.

Hingegen wunderte ſich der Herzog, daß ſo ungemein viele Bittſchriften einliefen, die ſo manche Klage enthielten, ſo manchen Wunſch ausdrückten, ſo viele Anſprüche auf die herzogliche Gnade gültig machen wollten. Sie wurden im Schloſſe angenommen, des Herzogs ehmaliger Kammerdiener — ihm ſtets lieb, weil er ſo unbefangen dreiſt ſagte, was er dachte — war zum Oberkämmerier ernannt worden, und mußte ſie empfangen. Kaum ließ ſich Zeit finden Alle zu leſen. Der Herzog, nicht ungutmüthig, bewilligte im Anfang viel. Da ſagte der Kämmerier jedoch redlich dreiſt: Wenn Ihre Durchlaucht ſo das Geld weggeben, wird von dem Schatz, den der höchſtſelige Herr Vater nachgelaſſen haben, bald wenig übrig ſeyn.

Das gefiel dem Herzog nicht; er wollte dieſen Schatz mehren. Wie hat es denn mein Vater gemacht? fragte er. Die Antwort hieß: Seine in Gott ruhende Durchlaucht ließen erſt unterſuchen, ob auch wahr ſey, was die Bittſteller ſchrieben.

Nun, das will ich auch thun, ſagte der Herzog, wenn ich die Regierungsgeſchäfte erſt angetreten habe.

Dies ſollte nach dem Huldigungsfeſte geſchehn, ehe ſah ſich keine Zeit dazu ab; es ſollte aber auch mit allem Ernſt geſchehn, denn ſeit es eine Geſchichte von Weiſenland gab, hatten ſeine Herzoge ſelbſt regiert, und Innozenz wollte von einer ſo rühmlichen Sitte der Ahnen nicht weichen.

Und auch bis zum Huldigungsfeſte hin, beſuchte Innozenz zuweilen die Landesſtühle in der Hauptſtadt, wohnte den Verhandlungen bei, und ließ ſich vortragen, was Räthe und Beiſitzer eben Neues unter den Händen hatten. Doch gab er nicht viel darauf, wie ſcharf Jene ſchon lauſchten, was er ſagen würde, um ſeine Meinung von den Dingen, ſeinen Willen zu erfahren. Man urtheilte: der junge Fürſt ſey noch in dem Taumel der neuen Würde zu zerſtreut, oder wolle ſich noch — im Stillen ſeine Plane überdenkend, und zur Reife bringend — nicht erklären.

Das Huldigungsfeſt nahte endlich mit all ſeiner Pracht und Luſt, all den feinen und zierlich vorgetragenen Schmeicheleien der Feinen und Zierlichen, und allem Jubelruf und den erleuchteten Fenſtern der Menge. Die eingelaufenen Glückwünſchungsſchreiben aus den Kreiſen, und die Poeſien der Dichter aus der Reſidenz und aus der Provinz, füllten allein ein großes Spinde in der geheimen Kabinets-Regiſtratur. Sie wurden beantwortet, ohne geleſen zu ſeyn.

Vierter Abſchnitt.

Unendlich ernſter Antritt der Regierungsverrichtungen.

Was nun die erſte Ahnung belangte, welche in der Rubrik des vorigen Abſchnitts eine Stelle fand, ſo hat man ſie im Abſchnitt ſelbſt nicht deutlich bezeichnen wollen, aus lauter Achtung vor den geneigten Leſern, von denen man billig anzunehmen hat, daß ſie einigermaaßen Zeichendeuter ſind. Tadelte doch Göthe ſchon längſt die Autoren, welche Alles ſo treuherzig ausſagen, auch das, was ſich der Leſer denkt, in ſofern nehmlich denken ſeine Sache iſt.

Genug, die erſten, nächſten, wichtigen Verrichtungen waren abgethan; das Empfangen von Beileid und Beiwonne, die Courtoiſie mit Geſandten und fremden Höfen, die Anordnungen von Mobiliar- und Uniformweſen, der Spaß am Begräbniß- und Huldigungsfeſte, und mehr dergleichen. Nun ſollte es aber ans Regieren gehn, und man denke nicht etwa, wie in Ifflands Figaro; freilich könnten Automate und Pagoden auch ſo regieren; nein, es ſollte geſchehn, wie es in Weiſenland üblich war, wo es nur einer Wortverſchiebung bedurfte, um zu ſagen Land der Weiſen.

In Peter I. Zeiten ſagte Einer zu Einem: Meinſt Du denn, der Kaiſer ſey der Weiſeſte unter Allen? Das nicht, verſetzte Dieſer Jenem, allein er ſteht höher als die Weiſeſten, kann das Meiſte von Allen überſehn. Nun dies galt doch auch vom Herzog Innozenz.

Ihm waren ſchon als Erbprinz allerhand Winke zugekommen, und er hatte ſie nicht allein hinter die Ohren geſchrieben, auch wohl bisweilen ins Taſchenbuch. Es beſtand allgemeine Klage im Lande. Und indem man ihm in den Beileid- und Glückwünſchungsadreſſen, in den Trauer- und Freudenpredigten, in den vielen Gedichten, welche zugleich Requiem, Nänie, Elegie, God shave the king, Jubelhymnne, und luſtiger Studentenlandesvater waren, immerfort geſagt hatte: er ſey die Hoffnung des Landes, der neuaufgegangne Phöbos, von deſſen Strahlenwärme Alles Erquickung hoffe, der Thränentrockner, der Glücklichmacher, der Heimrufer Aſträens, der neue Saturn des goldnen Alters, ſo mußte er doch ſchon darauf ſinnen, die Miniſter, Prediger und Poeten nicht Lügen zu ſtrafen. Scharfſichtig ſah er bei dem Allen ein: daß nicht Alles auf Einmal gelingen könne, daß man wohl thun würde, das Univerſal-Glücklichmachen und das Alter von Dukatengold noch hinauszuſchieben, und vor der Hand ſich mit dem Klagenſtillen und Thränentrocknen abzugeben.

Innozenz fragte den Hofjägermeiſter beim Pirſchen, und den Kämmerier über dem Anziehen: wie denn wohl anzufangen ſey, was man beginnen wolle?

Beide, gar nicht ohne Kopf, äußerten dieſelbe Meinung: Seine Durchlaucht könnten geruhn, mit den Miniſtern zu reden.

Dies fand man höchſten Ortes nicht übel, und die Miniſter wurden, laut immediaten Kabinetsbefehl, an einem gewiſſen Tag aufs Schloß beſchieden.

Wie aber der gewiſſe Tag nahte, ſchien der Herzog in einiger Verlegenheit zu ſchweben. Es iſt leicht vom Reden zu reden, das Reden ſelbſt aber nicht. Er ließ das gegen den Baron Trapp, ſeinen Hofjägermeiſter, verlauten. Dieſer entgegnete in tiefſter Demuth: wenn Seine Durchlaucht es beföhlen, und nicht Höchſtſelbſt ſich zu inkommodiren geruhen wollten, ſtände er unterthänig zu Befehl, um eine Rede aufzuſetzen, wie ſie für den Anlaß ſich eigne. Die vornehmſten Kaiſer und Könige in Europa hielten ihre Reden nicht aus dem Stegreif, damit ſie nichts vergäßen, und — und —

Er ſchloß die Phraſe nicht, machte jedoch eine Verbeugung, wobei ſein Lächeln zu ſagen ſchien: Sonſt — wenn Ihr Durchlaucht zu wollen geruhten, was wären Demoſthenes und Cicero.

Der Fürſt nickte mit dem Kopfe; dies war eine Abbreviatur, deren er ſich oft bediente, einer weitläuftigen bejahenden Formel auszuweichen. Eben ſo half ihm oft ein Kopfſchütteln von einer mühſamen Verneinung, mit daran gehängten Gründen, los.

Baron Trapp ließ einen Profeſſor vom Pagen-Gymnaſium kommen, ſagte ihm die contenta, auch vier Dukaten und gelegentliche Protektion, aber auch Uebles zu, wenn er es über die Lippen ſpringen ließe, die Rede gemacht zu haben.

Der Profeſſor lieferte etwas, das ſich hören ließ, und der Herzog lernte es von Wort zu Wort auswendig. Den Anfang ausgenommen, wo er einigemal ſtockte, und in den Hut ſah, in deſſen Kopfhöhlung er die Abſchrift auf einen Nothfall gelegt hatte, ſprach er fortan mit Fluß und Betonung. Die Miniſter thaten wie bezaubert, und als ob ſie zuvor Steine geweſen, die nun erſt der Orpheus Innozenz ins Leben gerufen. Das gefiel dem Herzog. Man ſoll wiſſen, daß ungefähr die Rede ſagte: Zwar ließen Unſeres nun in Gott ruhenden Vaters Durchlaucht ſich immer angelegen ſeyn, die Staatsverwaltung nach ſolchen Grundſätzen zu leiten, welche das Heil und Wohl Ihrer geliebten Unterthanen mit wahrhaft landesväterlichem Eifer ins Auge nahmen, was auch die Nachwelt billig anerkennen und vom Geſchlecht zu Geſchecht rühmen wird; demungeachtet kann auch die höchſte Weisheit nicht Alles ſehn, manche noch übrige Unvollkommenheiten, manche eingeſchlichene Irrthümer und Mißbräuche werden ſich ihrem Scharfblick entziehn. Auch bringt es ſchon die Natur aller menſchlichen Einrichtungen mit ſich, daß im Laufe der Zeit etwas daran gleichſam baufällig wird, ſo wie an jeder Maſchine die Räder ſich allmählig abnutzen. Bei der Staatsverwaltung, die man immer als eine ſehr komplizirte Maſchine anſehen kann, muß ein gewiſſes Veralten und Verwittern um ſo mehr eintreten, indem, während ſie ihren Gang auf der heimathlichen engen Bahn verfolgt, Allenthalben Theorie und Erfahrung weiter dringen. Schon alſo, um hier nicht gegen das Zeitalter zurückzubleiben, meine Herren, und auch, indem Mir ſchon als Erbprinz mannichfaltige Klagen zu Ohren gedrungen ſind, wird man auf eine genaue Reviſion aller einzelnen Geſchäftszweige ſowohl, als der obern Prinzipien, welche vom Stamm auf dieſe Zweige hinfloſſen, eingehn müſſen. Es wird Noth thun, auszubeſſern, was ſich ſchadhaft zeigt; die Lücken zu ergänzen; zu erfriſchen, neu zu beleben, wo uns Trägheit und Abſpannung zu Geſicht kommen. Alle Uebel müſſen aber von Grund aus Heilung finden, Palliative frommen nicht; ſollte zu viel an dem morſchen Staatsgebäude den Einſturz drohn, dann ja keine luftigen Stützen angebracht, lieber muthig und thätig von Grund aus neu gebaut. Ich werde, nach dem Beiſpiel Meiner glorreichen Ahnen, Mich den Regierungsgeſchäften mit allem Ernſt, aller Liebe zu Meinem guten Volk unterziehn, und hege zu Meinen

Miniſtern das Vertrauen: ſie werden mit jener Treue und Umſicht, welche ſie zeither löblich erprobt haben, Mich unterſtützen.

Der älteſte von den Miniſtern nahm hierauf das Wort, dankte dem ſo weiſen und huldreichen Landesvater in den ehrerbietigſten Ausdrücken, und ſchilderte in ſeinem und ſeiner Kollegen Namen: mit welchem Gehorſam, und Fleiß ſie ſtreben wollten, Seiner Durchlaucht Befehle zu vollziehn, und Höchſtihnen die nehmliche Treue zu Füßen zu legen, welche ſie des nun in Gott ruhenden, höchſtſeligen Herzogs Durchlaucht zu Füßen gelegt hätten.

Dies war abgethan; die Reden erſchienen in der Hofzeitung, und die Journalherausgeber im Lande bewunderten ſie gebührend.

Im Schloſſe hingegen nahm das eigentliche Regieren, das ſelbſtſtändige, das nicht allein der Verfaſſung, ſondern auch der Ideen nach ſouveräne, das autokratiſche, wiewohl nach beſtehenden Geſetzen, und aus Weisheit und Liebe zum Volk geſchöpften Prinzipien, ſeinen Anfang. Was wollte die Staatsgemeine mehr?

Der alte Fürſt hatte einen Kabinetsrath, namens Baumann; jetzt nicht mehr jung, denn er hatte ſeinem Amte bereits über zwanzig Jahre vorgeſtanden. Wie den Fiſchen das Waſſer, konnte man ſagen: dieſes Kabinetsrathes Element iſt das Papier. Denn ſtets war er davon umgeben, ſelbſt im Bette noch, weil er ſich Briefe und Berichte mit dahin nahm, um vor dem Einſchlafen noch dies und das zu leſen. Seine Frau bekam ihn oft in einem Monat nicht zu ſehn; denn er ließ meiſtens ſich das Eſſen in ſein Arbeitsgemach bringen, und nahm es ſchnell zu ſich, während er einem Schreiber in die Feder diktirte. So hatte er ſich gleichſam zu einer lebendigen Staatsregiſtratur gemacht; ihn konnte man nur fragen, über die Einnahmen und Ausgaben im Lande, über die abgethanen und ſchwebenden Verhandlungen aller Art, er wußte Beſcheid. Freunde hatte er jedoch nicht, denn er fuhr die Leute oft an, auch wohl vornehme. Und auch ſeine Frau war höchſt unzufrieden mit ihm, und in mehr als einem Betracht. Aß er einmal in ihrer Geſellſchaft, machte ſie ihm Vorwürfe, daß es ſo ſelten der Fall ſey. Dann pflegte er zu ſagen: Gott hat mich einmal zu einem Packeſel gemacht, und was Gott thut, das iſt wohlgethan. Gott thuts nicht, entgegnete ſie dann bisweilen, Du ſelbſt; weil Du Alles Dir ſelbſt ſchwer machſt, was Andere ſich leicht machen, Du, mit Deiner übertriebnen, ausſchweifenden Gewiſſenhaftigkeit. Er antwortete darauf nicht mehr, weil er einmal ihr ſchon ſagte: Gewiſſenhaftigkeit ließe Uebertreibung und Ausſchweifung zu, es ſchiene ihm beinah, ſie könne ſonſt nicht recht beſtehn. Oft wiederholte ſie ihm auch: Sage mir doch, was Du und ich von dem Glück haben, das Du gemacht haſt? Alle Welt beneidet uns. Du ſtehſt näher am Herzog, wie ein Miniſter, und haſt Du keinen ſolchen Titel, weiß man, daß Du mehr Einfluß haſt, wie irgend eine von den Excellenzen. Auf Deinen Vortrag kömmt es an, was im Lande geſchehen ſoll, oder nicht. Und was nützt es Dir und mir? Dein Gehalt iſt mäßig, wir kommen ſo eben damit aus, ob wir gleichwohl gar nicht ſo leben, wie es Deinen Verhältniſſen zuſtändig wäre. Hatte er Luſt zu antworten, geſchah es in der Frage: Aber gilt das nichts, auszukommen? Giebt es nicht ſo viel Tauſend brave Männer im Lande, welche mit allem Fleiß doch von Nahrungsſorgen gepeinigt ſind? Die Frau Kabinetsräthin ſchwieg dann gewöhnlich nicht, und hob wieder an: Ein Paar Rittergüter könnten wir haben, und doch neben Deiner vollſten Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Oft ſagte ſie das Letztre doch bei dem Allen nicht. Denn ſie ahnte immer ſchon, was erfolgen würde. Baumann klingelte, und wenn der Bediente erſchien, hieß es: Johann, die Bibel. Er wollte ſeiner Gattin den Vers im Buch Hiob aufſchlagen: Du redeſt wie die närriſchen Weiber reden. Zuweilen fing ſie dagegen an: Nicht einmal Kinder haben wir, und — wie kann es auch anders ſeyn. Mir ſchon recht, ſagte Dieſer. Pfui, das iſt unnatürlich, Jene. Und Dieſer wieder: Denn hätte ich Kinder, wer weiß, ob mich der Teufel nicht bethörte — nein, ich glaube, es würde nicht geſchehn — doch beſſer iſt beſſer. Und was verlangſt Du noch? Ich habe Dich in die Wittwenanſtalt gekauft. Und denke an die Ehre, die wir genießen. Genießen könnten, pflegte ſie einzufallen, aber Du Eigenſinniger willſt ja nicht. Im Anfang machte uns Alles den Hof, Prinzen und Miniſter, jetzt thun es wenige noch, ich möchte ſagen, nur einfältige Menſchen.

„Aha, die Klugen, die Klugen wiſſen ſchon, daß es ihnen nichts hilft. Eine Ehre doch.“

Man ſpricht im Publikum gar nicht vortheilhaft über Dich. Es heißt: der Kabinetsrath lebt am Hofe, und iſt doch nichts weniger als ein Hofmann.

„Ehre Numero zwei.“

Feinde haſt Du, und mächtige. Die Miniſter und Räthe nennen Dich einen alten Kräckler, einen Chicaneur.

„Alle thun es gewiß nicht, und die, von welchen es geſchieht, berechtigen mich zu ſagen: Ehre Numero drei.“

Auch behauptet man: Du ſeyſt den Wiſſenſchaften gar nicht hold, ſeyſt ein proſaiſcher Alltagskopf. Selbſt ladeſt Du ſolche Mißurtheile auf. Denn will ein Schriftſteller Dir ein Buch widmen, lehnſt Du ſeine Zueignung ab; fertigen Dichter Poeſien an Dich, ſendeſt Du ſie zurück, und wohl mit einer ſchnöden Antwort.

„Weil ich von dedizirenden Schriftſtellern und dedizirten Büchern nichts halte, und von Reimſchmieden nicht gelobt ſeyn mag;

die auch den Böſewicht und den Einfaltspinſel loben, wenn ihnen ein Vortheil winkt.“

Ei nun — ſo lobt Dich aber Niemand, auch der Herzog nicht. Man ſagt: er wäre oft unzufrieden mit Dir, weil Du ſeine Meinungen oft beſtritteſt.

Sagt man das wirklich? Ehre Numero vier. Doch nein, hier iſt die Ehre auf meines gnädigen Herrn Seite, weil er ſich Meinungen beſtreiten läßt. —

Einmal wollte ſich des Kabinetsraths Gattin von ihm ſcheiden laſſen. Theils weil ſie dachte: So ein Mann oder keiner, theils weil ſie ſtets vergeblich in ihn drang: ſich den Titel Geheimer Kabinetsrath geben zu laſſen, damit er wenigſtens Hochwohlgeborner, und nicht Wohlgeborner Herr, in Briefen genannt würde. Im Anfang hatte Baumann geſagt: das Prädikat Geheim zähle ich zu den Lächerlichkeiten im Gemeinweſen, weil der meiſten Beamten Verrichtungen öffentlich ſind, und wehe ihnen, dafern ſie irgend etwas geheim zu halten hätten. Weil Jene aber mit ihren Anregungen nicht endete, und ihm bitter vorhielt: es ſey doch zu arg, ſeiner Frau, die ohnehin genug entbehren müſſe, in ſo einer

Kleinigkeit nicht einmal gefällig zu ſeyn; die ihm, wie ſie gar wohl wiſſe, nur ein Wort koſte, ſo führte das ſpäterhin ein gar ſeltſames Ereigniß herbei.

Der vorige Herzog war einmal bei ungemein guter Laune, und ſagte: Hör er, Baumann, er dient Mir ſchon ſo lange treu und redlich, und doch bittet er nie etwas für ſich; meint er denn, Ich würde nicht auch in billigen Dingen auf ihn Rückſicht zu nehmen geneigt ſeyn?

Mein Gott, Ihr Durchlaucht, entgegnete der Kabinetsrath, wie könnte ich gar noch etwas bitten wollen, da Niemand ſo weiß, wie viele Bitten täglich am Thron einlaufen! Zudem habe ich meinen Gehalt, und mehr kömmt mir nicht zu.

Die Gegenrede hieß: Er iſt zu beſcheiden. Und es thut Mir leid, ihn nie froh und heiter zu ſehn.

„Ei, ich bitte demüthig um Verzeihung! Ich wars noch geſtern gar ſehr.“

Worüber?

„Ihr Durchlaucht fragten: wie Sie die im vorigen Jahre aus den Chatullengeldern erſparten Fünftauſend Thaler am beßten an=

wenden könnten. Ich ſprach von dem Schaden, welchen die Ueberſchwemmungen gethan, und Ihr Durchlaucht —"

Nun, dies waren Geſchäfte; Ich rede von ihm, möchte wirklich einmal was für ihn thun. Iſt ſeine häusliche Lage etwa bedrängt? Hat er etwa Schulden?

„Warum nicht gar, Ihr Durchlaucht! Mein Gehalt iſt ja —"

Ich will ihm Zulage geben.

„Danke unterthänig. Die Schullehrer im Lande ſind höchſt kümmerlich bezahlt, und es iſt doch kein Rath für ſie zu ſchaffen. Da müßte ich mich ja ſchämen, wenn ich über die Gebühr empfinge."

Sehr uneigennützig. Mit einem Titel darf Ich ihm auch nicht kommen, bot ihm ſchon einigemal das Prädikat Geheim an.

„Gnädigſter Herr, ein Staatsbeamter muß auf tüchtige Geſchäftsführung eitel ſeyn, nicht auf Worte."

Kurz, Ich ſehe doch, es fehlt ihm etwas.

„Wahrlich nicht, Ihr Durchlaucht!"

Der Hofmarſchall ſagte neulich: Baumann hat in zehn Jahren nicht gelacht.

„Das wird man vom Hofmarſchall nicht

ſagen, und es würde auch zu ſeinem Amt nicht paſſen. Zum meinigen aber wohl. Denn ich weiß, wie viele Thränen im Lande fließen, die ſein Beherrſcher auch bei dem edelmüthigſten Willen nicht zu trocknen vermag."

Da hat er recht, guter Baumann! Mir iſt aber noch geſagt worden: ſeine Ehe iſt nicht die glücklichſte. Es thut mir leid.

„Ei nun — bin ich ſonſt kein Sokrates, bin ichs doch von einer Seite, und es hat bei dem Allen ſein Gutes. Doch gehört das nicht hieher; verzeihen Ihr Durchlaucht!"

Ich regte die Saite ja ſelbſt an. Alſo plagt ihn die Hausehre bisweilen. Giebts denn kein Mittel, ſie zufrieden zu ſtellen?

„Hm —"

Nun?

„Ja, wenn Ihr Durchlaucht — nein, das ziemt ſich nicht zu bitten."

Eben, weil er doch etwas zu bitten hätte, ſoll er nun bitten. Ich will es ausdrücklich.

„Dem Befehl muß ich nachleben. Wollen Ihr Durchlaucht mir alſo eine Gnade erzeigen, ſo ernennen Sie meine Frau zur Geheimen-Kabinetsräthin; ich bleibe aber Kabinetsrath ſchlechtweg."

Der Herzog lachte, und ließ noch an dem Morgen ein Patent der erbetenen Art ausfertigen.

Baumann brachte es mit nach Hauſe, und rief: Da, nun werd ich doch einige Zeit Ruhe genießen!

Die Ernannte aber, ſtatt ſich des Patentes zu freuen, ſah nur Hohn und ſatiriſch beſpöttelte Eitelkeit darin; um ſo mehr, als man bald in der Hauptſtadt von dem ſeltſamen Ereigniß ſprach, und darüber lachte. Jetzt fuhr ſie zu einem Advokaten, und erſuchte ihn, eine Eheſcheidungsklage für ſie einzureichen.

Nun gab Baumann gute Worte. Liebes Kind, ſagte er, die Eheſcheidungen nehmen ohnehin ſo überhand; der Kabinetsrath des Fürſten darf hier kein übles Beiſpiel geben. Ich bitte Dich, ändre Deinen Entſchluß! Denn ich fühle auch wohl, daß ich Dich nicht gut miſſen kann. Aus manchen Gründen. Du ſchmeichelſt mir wenigſtens nicht, wie ſo Viele; was mich doch verderben könnte, wenn keine andre Stimme mir Wahrheit zurief; und mag es bisweilen eine Donnerſtimme ſeyn, immerhin!

Madame Baumann erwiederte: So?

Und wenn ich Dir Wahrheit zurufe, geſchieht denn was ich wünſche, richte ich etwas aus?

Ei, meine Gute, fing er wieder an, ich habe auch nicht geſagt, daß Alles Wahrheit iſt, was von Deinen Lippen tönt. Selten wohl nur, aber auch dann zu nützen. Genug, laß uns ferner Hand in Hand durchs Leben gehn; ich will auch Alles thun, Alles, was ſich nur mit meinen Pflichten verträgt.

Allerdings, lieber Mann, hieß es nun drüben, muß ich Dich achten und ehren, wie Du gegen Fürſten und Vaterland Deine Pflichten erfüllſt. Doch — unter uns — haſt Du nicht als Ehemann auch Pflichten? Die erfüllſt Du — zum Theil wenigſtens — ſchlecht genug.

Baumann rief: Sieh, das iſt einmal Wahrheit, volle Wahrheit!

„Ha ha ha, ich ſagte Dirs oft ſchon, und ſprach immer nur in den Wind. Es hieß: Du pflegteſt Wahrheit zu nützen; geſchah es hier? Hand in Hand durchs Leben, ha ha ha! Und ſehe meinen Herrn Gemahl oft wochenlang nicht.“

Du frägſt, wie ich dieſe Wahrheit nütze? Sie läßt mich überlegen: wie ſchwer, wie unmöglich es oft dem Menſchen wird, jede von ſeinen Pflichten zu thun. Allerdings ſollte ich um Dein Vergnügen mehr bemüht ſeyn. Du wünſchteſt, daß ich nach Schauſpielen und Spaziergängen Dich begleitete, oder daheim Dir oft Geſellſchaft bäte; biſt obenein ſo gütig, mir zu ſagen: in meiner Gegenwart freue Dich jede Zerſtreuung doppelt. Allerdings übernahm ich die Pflicht, das Leben Dir angenehm zu machen, und kann ſie doch wenig vollziehn. Weihte ich Dir täglich drei, vier Stunden, gingen ſie den Geſchäften verloren, und meine Geſchäfte gehören dem ganzen Herzogthum an. Habe ich nun mit dem Fürſten von Unterthanen zu reden, die man verletzter Pflichten willen anklagt, wird die Betrachtung, daß ich ja auch den meinigen nicht genügen könne, ihren Nutzen nicht verfehlen.

„In der That biſt Du ein ausgezeichnet rechtſchaffener Mann; nur Deine Frau hat es übel.“

Sagte ich Dir nicht oft: Denke bei dem was Du entbehrſt, es ſey vielleicht Hunderten Gewinn, und mit Zufriedenheit, mit Stolz wirſt Du entbehren.

„O Du beredter Moraliſt! Nur ſchlimm,

daß bei dem Allen die Welt in ihrem Urtheil über Dich es Dir wenig lohnt."

Das thut auch nicht Noth. Und der Satz: Volkesſtimme Gottesſtimme hat ſeine Beſchränkungen. Oft ſchwatzt die Menge elend Zeug in den Tag, und es iſt mir genug, wenn ſie nur keinen gerechten Anlaß findet, mich zu tadeln; ihr Lob verlange ich nicht. Du aber haſt vorhin mich einen rechtſchaffenen Mann genannt. Ganz ohne Eitelkeit bin ich denn doch nicht; aus Deinem Munde hat es mich ſehr gefreut. Einmal, weil Du wiſſen kannſt, ob ich es bin, und Zweitens, weil ich Dich liebe —

„Und giebſt mir ſo wenige Beweiſe davon?"

Wozu ſoll ich wiederholen, was ich eben ſagte. Meine Zeit drängt. Genug, Du nannteſt mich einen rechtſchaffenen Mann, und von einem ſolchen wird keine rechtſchaffene Frau ſich ſcheiden laſſen. Dies wäre alſo abgemacht.

„Noch geb ich mein Vorhaben nicht auf. Aendern muß ſich Dein Betragen dennoch, Deines und meines Rufs halber. Denn — es thut mir leid, Dich mit einer ſo gehäßigen Nachricht zu verwunden — denn man behauptet ſogar: der Kabinetsrath Baumann wäre ein Hahnrei.“

Der Teufel!

„Urtheile, wie es mich empören muß.“

Dann mußt Du Anlaß gegeben haben, davon bin ich überzeugt.

„Nein Du gabſt ihn, durch eine bis zur Biſarrerie getriebne Aufopferung für den Geſchäftskreis. Man ſieht, wie ich darüber vernachläßigt bin, und glaubt nicht, eine ſo junge und rüſtige Frau wie ich, würde es duldend tragen. Um ſo mehr in einem Verhältniß, wo Hundert junge ſchöne Männer ſich zu mir drängen würden, dafern — und der Himmel weiß, wie unſträflich ich demungeachtet bin.“

Nun wenn das iſt, ſo laß ſie verläumden — nein, es iſt doch ärgerlich —

„Und warum iſt es Dir ärgerlich?“

Weil — ich immer dachte, ein tüchtiger Mann könne nie zu Hörnern gelangen; ſchon weil er keine Frau wählen wird, die fähig iſt ihn zu krönen; zwar — iſt es doch wohl möglich, ſich da zu vergreifen.

„Meinſt Du?“

Hm — verdammt! Was ſoll ich aber thun?

„Das will ich Dir ſagen. Selbſt Jemanden zum Hahnrei machen."

Dies habe ich nie gewollt; dazu paſſe ich nicht.

„Ich meine den Kabinetsrath Baumann. Den zeitherigen nehmlich. Den mache zum Hahnrei."

Ach, ſo verſtehſt Du das.

„Nur bisweilen. Thue etwas vor den Leuten. Wenn ich Theegeſellſchaft bei mir habe, ſo komm einen Augenblick herein, wende Dich wie ein freundlicher Mann zu mir."

Einen Augenblick? Nun ja, es ſoll geſchehn.

„Hie und da werden ſich doch auch ein Paar Stunden abmüßigen, mit mir ſpazieren zu fahren, oder ein Abend fürs Schauſpiel —"

Stunden, Abende — unmöglich, meine Gute! Doch höre mich an. Vermuthlich — o wie ſchlimm! — lebt unſer Herzog nicht lange mehr. Dann werd ich zum Henker gejagt.

„Du? Wie kannſt Du das fürchten?"

Ohne allen Zweifel. Ich paſſe nur für einen Fürſten wie der jetzige, und — er für mich. Genug, die Hofkabale treibt mich dann weg; nicht gern werd ich gehn, des Landes willen — Dir kann ich das wohl ſagen, Anderen nicht — wenn ich aber einmal gegangen bin, dann wollen wir draußen ein Bauergütchen pachten, uns ſelbſt leben, anfangen des Lebens uns zu freun.

„Reitzende Ausſicht! Du erwägſt nie, daß ich zwölf Jahre jünger bin als Du, und —"

Ei, in den Wintermonaten gehn wir nach der Stadt zurück. Sie werden mir doch eine Penſion geben, müſſens Schande halber; ich kann ſie mit Ehren nehmen, fordern. Dann gehe ich mit Dir nach Komödie und Konzert, mache noch den galant homme.

„Wird Dir ſonderbar ſtehn. Nun wohlan, wir bleiben zuſammen. Wenn nur die leidige Ehrfurcht nicht wäre, die Du mich zwingſt, vor Dir zu empfinden. Sie iſt das Uebel meiner Ehe, doch iſt es einmal nicht anders."

Nun waren die Gatten verſöhnt.

So ſtand es um Baumanns Hausweſen. Mit dem alten Herzog blieb aber die Sache auch beim Alten bis zu ſeinem Tod. Er pflegte zu ſagen: Baumann iſt meine rechte Hand; zwar zanken wir bisweilen mit einander, doch möchte ich um Alles in der Welt keinen Rath, der ſtets das Echo meiner Meinung wäre, ſeine Beſtimmung iſt ja zu rathen. Es traf ſich auch wohl, daß er ganz erhitzt aus der Vortragsſtunde kam, und ausrief: Der Baumann iſt doch ein verteufelter Kerl; kann ich wohl gegen ihn etwas durchſetzen. Dann meinten die Höflinge: nun ſey es um den Kabinetsrath gethan, ſie irrten gleichwohl. —

Als nun der neue Herzog mit ſeinem entzündeten Flammenwillen ſich aufs Regieren warf, arbeitete er anfänglich mit ſeinem bisherigen Sekretär, denn Baumanns Geſicht trug dem jugendlichen Herrn zu viele Runzeln; ſchon als Erbprinz hatte er nicht eben es gern ſehen mögen. Zu gutmüthig aber, einen alten Diener verſtoßen zu wollen, behielt er ihn noch bei, ohne ihm gleichwohl den alten Geſchäftskreis zu laſſen. Baron Trapp ſchlug vor: Baumann möge in ſofern noch bleiben, als er, wo es Noth thäte, dem Sekretär des Herzogs — dem man vor der Hand den Titel Geheimer-Kabinetsſekretär beilegte — Nachweiſungen ertheilen könne. Hätte Dieſer jedoch das Mechaniſche des Geſchäftsganges erſt weg, dürfte Baumann mit einem

Gnadengehalt zu entlaſſen, und der Andere zum Geheimen=Kabinetsrath zu ernennen ſeyn. Es war ein junger feiner Mann, mit allerhand ſchönwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, und ſprach gern von Genie. Er lächelte, wenn Baumanns Nachweiſungen in Rede ſtanden, und wollte zeigen, daß er keineswegs deren bedürfe. Er meinte auch: was gewöhnlicher Köpfe Erfahrung in zwanzig Jahren zuſammentrüge, müſſe der eminente Kopf ſchon a priori wiſſen. Und weiter Umblick, ſchnelltiefes Eindringen, helles Auffaſſen, leichtes Arbeiten, bezeichneten einen ſolchen Kopf.

Es war ihm auch nicht zu verargen, wenn er ſich dafür hielt, denn was ihn nur umgab, verſicherte es.

Baumann ſaß denn im Regiſtraturzimmer des Kabinets, ohne vierzehn Tage lang ſich gerufen zu ſehn.. Nun aber geſchah es dennoch. Er mußte in das Arbeitsgemach des Fürſten kommen, wo er Dieſen unmuthig fand, daß es mit den Geſchäften ſo langſam von der Stelle ging; auch daß ihm die Miniſter ſo manche Fragen um Erörterungen, wohl gar auch Einwendungen gegen Kabinetsbefehle ſchickten.

Hören ſie Baumann, ſagte der Herzog — er nannte ſie, was ſein Vater er genannt — wie ich weiß, hat mein Vater ſich jeden Morgen etwa zwei Stunden vortragen laſſen, und Nachmittag eine halbe unterſchrieben; nicht wahr?

Baumann verſetzte: Oft währte auch der Vortrag kaum eine Stunde, und das Unterzeichnen war in zehn Minuten abgethan.

Wie ging das aber zu? hieß es drüben wieder. Ich fange um ſechs Uhr Morgens an; oft iſt um zwei Uhr noch wenig geſchehn, ſeit meinem Regierungsantritt liegen ſo viele Sachen noch da, die nicht expedirt ſind, täglich laufen neue dazu ein, wie ſoll das gehn —

Herr Flinker — ſo hieß der junge Mann von Genie — ſah dabei ein wenig verſtört aus.

Bei Ihr Durchlaucht hochſeligen Herrn Vater that es das Prinzip, ſagte Baumann, und weil es ſo einfach war, machte ſich auch die Arbeit kurz ab. Wollen Ihr Durchlaucht in des Hochſeligen Geiſt regieren?

Auf die ſonderbare Frage ſchien der Herzog nicht antworten zu können oder zu wollen, ſah auf Flinker.

Und dieſer, mit einer Miene, welche ſie als unziemend mißbilligte, nahm das Wort; Ihre hochſelige Durchlaucht waren ein durch Weisheit berühmter Fürſt; in Ihrem Geiſt aber zu regieren, haben unſer jetziger gnädiger Herr in ſofern nicht ſich vorgenommen, als der Geiſt der Zeit ſich geändert hat, und ein anderes Prinzip bedingt.

Baumann entgegnete: Das was Sie den Geiſt der Zeit nennen, junger Mann, mag beſſer oder ſchlimmer geworden ſeyn, immer wird das Prinzip dazu paſſen, im letzten Fall wird es um ſo mehr Noth thun.

Und wie hieß das Prinzip? fragte nun der Fürſt.

Gnädigſter Herr, ſagte Baumann, es könnte unziemend ſcheinen, wenn ich darüber ſo gradehin rede. Ehedem kam es in dieſem Zimmer jedoch nie auf den Schein, ſondern auf die Sache an; darum bitte ich, daß Sie huldreich verzeihn, wenn ich bei der vorigen Gewohnheit ſtehn bleibe. Zudem iſt es eines alten treuen Knechtes Pflicht, ſeinen neuen Gebieter über das angetretene wichtige Amt ſo genau ins Klare zu ſetzen, als er es nach ſeinen Erfahrungen nur vermag. Seine hoch=

ſelige Durchlaucht hatten das Prinzip ergriffen, ein gerechter Fürſt zu ſeyn.

Der junge Herzog trat einen Schritt zurück, mit einer etwas verlegenen unmuthigen Miene:

Herr Flinker ſchlug aber die Hände zuſammen, und rief empört: Als ob Seine jetztregierende Durchlaucht das nicht auch ſeyn wollten! Sie wollen aber noch mehr, auch ein guter Fürſt ſeyn —

Baumann unterbrach ihn: Ein guter Fürſt oder ein gerechter, ſind nicht zweierlei. Doch iſt das Wort gerecht vorzuziehn, das Wort gut kann zum gutmüthigen hinleiten, und meiſtens kann der Fürſt nur der einen Seite Gutmüthigkeit zuwenden, in dem Maaß er auf einer anderen zu viele Härte übt, was die Gerechtigkeit folglich beeinträchtigen muß. Das wiſſen Sie noch nicht, junger Mann!

Daß Uebertreibungen zu meiden ſind, verſteht ſich wohl von ſelbſt, entgegnete Dieſer mit einem ſogenannten air hautain, und der Schatten Samuels brauchte nicht erſt gerufen zu werden, eine ſo alltägliche Weisheitslehre auszuſprechen. Der hochſelige Herr waren — eben vielleicht, weil es die entflo=

hene Zeit oft ſo auflegte — ſtrenge, ſo ſtrenge nehmlich, wie es eine Zeit, die ſanftere Milde zugiebt, fordert, nicht wohl mehr billigen kann. Seine jetztregierende Durchlaucht ſind nach Ihrem menſchenfreundlichen Sinn geneigt, ihr dieſe Milde zu gewähren. Ehedem blieben viele Klagen ungehört, die jetzt um ſo lauter zum Thron rufen, als man ihre Abſtellung nun hoffen zu dürfen, ſich berechtigt glaubt. Denn es iſt bekannt, daß Seine Durchlaucht allen billigen Wünſchen Ihrer Unterthanen huldreich entgegen zu treten geneigt ſind.

Ja, das will ich, ſagte der Herzog, ſo viel es ſeyn kann.

Der Wille ehrt Ihr Durchlaucht Herz hoch, ſagte Baumann, doch empfehle ich gleich in Unterthänigkeit: nur Höchſtſich darauf anzuſchicken, daß beim Regierungsamte viele Wünſche Ihres edelfühlenden Herzens werden unerfüllt bleiben müſſen. Denn giebt es einen Planeten, wo Pandora ihre leidige Urne nicht ausgegoſſen hat, ſo liegt Ihr Durchlaucht Gebiet nicht darauf, ſondern auf dieſem, wo es einmal geſchah. Uebrigens möchte ich wohl von dieſem jungen Mann erfahren:

wo der hochſelige Herr, nach ſeiner Meinung, zu ſtrenge geweſen ſind. Ich habe mir wenigſtens einigemal Seiner Durchlaucht Unwillen aufgeladen, wenn ich aus Patriotismus vorſtellen zu müſſen glaubte: in einigem Betracht walte zu wenig Strenge. Auch möchte ich hören zu dürfen bitten: welche billige Klagen ſo laut zum Thron drängen? Denn auf unbillige können Ihr Durchlaucht Sich freilich jeden Tag gefaßt machen.

Flinker, reden ſie! ſprach der Fürſt.

Flinker redete:

Der güterbeſitzende Adel hat ſchon lange über eine empfindliche Strenge geklagt, weil man in wenig geſegneten Jahren Kornſperren verfügte. Hiedurch wurde ihm der Ertrag von ſeinen Ländereien geſchmälert, ihr Kapitalwerth herabgeſetzt. Ob ſo eine Beeinträchtigung neben einem gerechten Regierungsprinzip beſtehn könne, will ich nicht fragen. Indeſſen gingen ſolche Verordnungen ohne Zweifel von einem allgemeinen guten Willen aus, und waren den Anſichten einer Zeit gemäß, die über freien Handel, Geldumlauf und ächten Nationalwohlſtand ſo wenig noch zu reinen Begriffen gelangt war. Seine Durchlaucht haben nun in dieſer, nicht in jener Zeit zu regieren. Eben ſo klagt das ganze Land, klagen alle Fremde, die zu uns kommen, oder es durchreiſen, und mancher Rückſicht werth ſind, über unſre Akziſe- und Zollverfaſſung, mit allen ihren weitläuftigen, läſtigen, mit Recht gehaßten Formen. Seine Durchlaucht wollen dieſe Art Abgaben zu erheben, eingeſtellt ſehn, und erſetzt durch eine mehr einfache, ſchonende, und auch geringere; weil die Verwaltungskoſten einen ſo bedeutenden Theil dieſer Abgaben hinnehmen.

Und da beſtürmen mich nun die Miniſter mit ſo unerhört weitläuftigen Einwendungen, ſagte der Herzog. Wollte ich mir alle die überſandten Memoiren vortragen laſſen, ſie allein würden einen Monat fordern. Und das ärgſte iſt noch, daß mir von mehreren Seiten ganze Papierſtöße gegen meine Meinung da liegen, und wieder eben ſo viele dafür. Die letzten meiſtens von Sternthal.

Flinker ſagte: Der Finanzpräſident Sternthal iſt auch ein Mann, der ſich nicht allein um gründliche vorzeitliche Kenntniß bemüht hat, ſondern auch davon auf die fortgegangne Zeit bezieht.

Baumann ſagte: Ihr Durchlaucht, wenn Sie den Wünſchen der Güterbeſitzer nachgeben, werden die übrigen Stände ſeufzen.

Das weiß man nun beſſer, rief der junge Weiſe.

Und der alte hob wieder an: Eben wurden Seine hochſelige Durchlaucht einigemal ungnädig auf mich, weil ich vorſtellte: der güterbeſitzende Adel ſey ſteuerfrei, und dies Privilegium verkürze der Bürger und Bauern Rechte.

Dieſen Adel kann man gleichwohl als eine Stütze des Thrones anſehn, rief Jener.

Man kann, wenn man will, nahm der Kabinetsrath das Wort, will man dagegen nicht, wird man nicht um Gründe verlegen ſeyn, warum.

Den Adel muß man nicht grade protegiren, ſagte der Fürſt, aber doch conſerviren.

Bewundernswürdig treffend, wenn ich über einen Ausſpruch von Ihr Durchlaucht zu urtheilen wagen darf; Weisheit und Gnade auf das vollkommenſte vereint. Der Adel würde aber dem Bankrott entgegen eilen, wenn man nicht allein weiterhin die Getraideausfuhr unterſagte, ſondern ihn noch gar beſteuern wollte, rief Flinker.

Baumann ſagte: Ich habe immer profezeit, daß man einſt genöthigt ſeyn wird, ihn dennoch zu beſteuern. Und je mehr Vorzüge man ihm in guten Tagen einräumt, je mehr ſeiner Mitglieder werden in ſchlimmen zu Grunde gehn. Dies ſage ich noch heute voraus. Und Seiner Durchlaucht Wille, den Adel zu conſerviren, kann unmöglich dann ſo in Erfüllung gehn, wenn nur einige Reiche bleiben, deren Luxus dem Gemeinweſen ſogar wenig frommt, weil er meiſtens Bedürfniſſe vom Auslande nimmt; als wenn die Mehrheit wirthlich, und in einem billigen Verhältniß zu den übrigen Unterthanen, daſteht und beſteht. Von der Akziſe ſage ich nur: daß man viele Jahre umſonſt nachgedacht hat, welche Abgabenerhebung noch kleinere Uebel neben dem Guten im Gefolge haben dürfte. Das Gute iſt immer, daß meiſtens am meiſten giebt, wer am meiſten hat, was keine Einkommen- oder Kopfſteuer ſo ſcharf beſtimmen würde. Ferner, daß, weil einmal auch die Armuth zu den Staatsbedürfniſſen beitragen muß, ſie es hier auf die unmerklichſte Weiſe thut, ſo wie der Staat hier auch für den Verſchwender ſpart, und vom Fremden hebt, ſo lange er ſich bei uns aufhält. Ich zweifle, daß es im Herzogthum Weiſenland, nach ſeiner Lage und ſeinen Bedürfniſſen, angehn wird, die Akziſe abzuſchaffen, wenn ſie gleich in anderen Ländern nicht nothwendig iſt. Will man hier Grundſätze feſtſtellen, welche unſern Beziehungen einmal fremd ſind, ſo glaube ich: es wird nach zwanzig oder dreißig Jahren dahin gekommen ſeyn, daß man eine Menge anderer Auflagen wird eingeführt haben, und neben ihnen die Akziſe dennoch ſtehn bleiben muß. Denn mit den neuen Grundſätzen, Verſuchen und Proben, werden neue Bedürfniſſe in Menge anwachſen. Ein ſolches Uebel ahne ich beſonders, wenn früh oder ſpät, wie es doch einmal vorauszuſehn iſt, ſchlimme Zeiten, Krieg, gänzlicher Mißwachs, oder ähnliche Landplagen entſtehn ſollten. Eine Staatsgemeine, bei der Rechte und Pflichten möglichſt gleich vertheilt ſind, kann viel tragen, doch je weniger das der Fall iſt, je weniger vermag ſie auch in dieſem Betracht —

Wem ſoll man nun da glauben, rief der Fürſt unmuthig; Einer redet ſo, der Andere ſo.

Verzeihen Ihr Durchlaucht, ſagte der junge Kabinetsbeamte, daß ich gegen meinen Willen zu einem Meinungsſtreite in Höchſtihrer Gegenwart Anlaß gab. Die Erfahrungen des Alters achte ich nach Gebühr, doch ließen ſchon die Berufsarbeiten des Kabinetsraths Baumann nicht zu, daß er ſich mit allen neueren Schriften über die Staatswiſſenſchaften hinlänglich bekannt machte, um zu erfahren: was die beßten Köpfe der Zeit, auch immer geſtützt auf einheimiſche und fremde Erfahrungen, hier Wahres und Gutes ausmittelten. Wahrlich, ich dachte keinen Streit zu erheben.

Verdrießlich ſagte der junge Herzog: Es führt auch zu nichts, wie ich ſchon oft wahrnahm. Zugleich ſah er mit einiger Ungedult auf die Uhr, denn er wollte ſpazierenreiten.

Baumann nahm das Wort: Muß ich ihn enden, weil Ihr Durchlaucht ihn nicht gern hören, ſo geruhen Sie deshalb nicht zu glauben, daß ich widerlegt bin. Was wär ich, der ich zwanzig fleißige Jahre als Staatsmann arbeitete, wenn jede Büchertheorie eines Jünglings meine Ueberzeugungen ſchon über den Haufen werfen könnte —

Seine Durchlaucht, unterbrach ihn Flinker, haben Sie auch nicht rufen laſſen, dieſe Ueberzeugungen zu vernehmen, ſondern Ihre Meinung: wie der Kabinetsgeſchäftsgang an ſich wohl auf eine zweckmäßige Art abzukürzen ſeyn dürfte. Zweckmäßig nenne ich, daß nichts Nöthiges demungeachtet verſäumt wird. Ich habe ſelbſt Seine Durchlaucht unterthänigſt darum gebeten, denn ich bekenne: daß mir das Mechaniſche daran ſelbſt noch neu iſt, wie die Sache überhaupt wohl zu denen gehören mag, die nur in langer Uebung Fertigkeit erziehn. Um alſo Zeit zu ſparen, werden Sie gefragt, Herr Kabinetsrath: wie die ältere Manipulation ſich eigentlich verhielt, daß ein ſchneller Ueberblick des, ſeiner ganzen Natur nach Weitläuftigen, ſich darbot?

Baumann richtete das Wort an den Fürſten, und ſagte: Geruhen Ihr Durchlaucht zu befehlen, daß ich mit Höchſtihnen einige Zeit arbeite, und laſſen Sie den jetzigen Kabinetsſekretär dabei ſeyn.

Wohl, rief der Herzog, von Morgen an. Adieu, Meſſieurs!

Er ging, die zwei Beamten blieben. Der ältere wünſchte nun vom jüngeren Nachweiſungen

ſungen über das was zeither im Kabinet verhandelt und ausgefertigt ſey. O Himmel, welch eine unſägliche Verwirrung! Nicht konnte es befremden, wenn der Herzog und ſein Geheimſchreiber da noch weder aus noch ein wußten. Im erſten gutmüthigen Herzensdrang, und auf Empfehlungen von allen Seiten, hatte der Herzog eine Menge von Penſionen, Gratifikationen, Gehaltzulagen, Gabenerlaſſungen bewilligt, auch für ſein Lieblingsthum, das Jagdweſen einen ziemlich anſehnlichen ſogenannten Etat ausgeworfen. Auf die Anfragen der Behörden, woher das gezahlt werden ſollte, da ihre Fonds nicht allein überſtiegen, ſondern noch durch manche Erlaſſungen verkürzt wären, hatte man vom Kabinet her ſie befehligt, andere Fonds auszumitteln, und da ſie die Unmöglichkeit vorgeſtellt, war man nun an dieſer Seite in eigne Berathungen oder anderweitige Verordnungen eingegangen, die freilich nicht wenige Zeit hinweggenommen, und gleichwohl gar wenig zu Ende gebracht. Eben ſo hatte man erledigte Aemter zweien Bittſtellern, und in ähnlicher Confuſion Anwartſchaften ertheilt, wo bereits ältere hafteten. Späterhin hatte man doch erwogen, dies könne auf die Länge nicht gehn, auch der gutmüthige Herzensdrang ſich mit den erſten Freudengefühlen auf dem neuen Throne um ein Gutes gelegt, und nun waren auf anderen Seiten Erſparungen geboten worden. Dieſe hielt der Fürſt um ſo leichter zu bewerkſtelligen, als er ſelbſt dazu geneigt war, und als Erbprinz ein Vergnügen daran gefunden hatte, Rollen blanker Goldſtücke zu ſammeln. Gleichwohl ſollte man nun da auch ſparen, wo es ohne anderweitigen Nachtheil oder ohne lautſchreiende Ungerechtigkeit nicht möglich blieb. Die Sache mit der abzuſchaffenden Akziſe und den Binnenzöllen war in ein heilloſes pro und contra verſunken, deſſen auch der Fürſt gegen Baumann ſchon erwähnt hatte, ob es ihm nach ſeinem ganzen Umfang gleich noch lange nicht bekannt war.

Baumann ſchüttelte den Kopf. Arg hab ichs freilich geahnt, ſagte er, doch ſo nicht. Mein Herr Geheimer-Kabinetsſekretär, üben Sie ja erſt das Hergebrachte ein, ehe Sie Neuerungen empfehlen. Nun, wenn Sie ein vier bis fünf Monate recht fleißig Acht geben, und überhaupt zu den ſo ſchwierigen Staatsgeſchäften Talent haben, was ich noch freilich nicht wiſſen kann, wird es allmählig ſchon gehn. Doch ſage ich Ihnen auch: an Bälle und andere Luſtpartien kann der nächſte Rath eines Fürſten nicht denken. Er muß an Fleiß und Ausdauer einem Taglöhner, an Entſagung einem Mönch ähnlich ſeyn; und wie verdiente er da Platz zu nehmen, wo geherrſcht wird, hätte er nicht einmal Selbſtbeherrſchung erlernt. Meint er ſie nicht über ſich zu gewinnen, verſündigt er ſich ſchwer am ganzen Vaterlande, wenn er nicht bei Zeiten um ſeinen Abſchied anhält. Und nicht genug iſt es ihm, nur redlich zu ſeyn; es ſoll noch Muth in ihm flammen, Muth gegen die Kabalen der Höflinge, Muth gegen die Syrenenſtimmen der Schmeichelei, Muth gegen ſeines Herrn Ungnade, und ja auch gegen deſſen Gnade und Huld, damit ihn ehrgeiziger Wahn nicht verlocke. Bliebe er nicht gegen Andere unbeſtechlich, wär er der allgemeinen Verachtung werth; er muß ſich aber auch hüten, daß ſein eigner Fürſt ihn nicht beſteche, und dies iſt vielleicht die ſchwerſte Kunſt, die er auszuüben hat. Und einen ſolchen Muth geben nur das fleckenreinſte Gewiſſen und die männlichſte Philoſophie. Merken Sie das, junger Mann!

Das Genie hatte einigemal über die beſchwerliche Moralpredigt mit dem Fuße geſtampft, und dankte nun dem Himmel, daß ſie zu Ende ging.

Baumann ſagte nun: Dies Chaos zu ordnen, werde ich einige Wochen nöthig haben, und ſehe gar nicht ab, wie der Herzog ſein Wort halten ſoll; es wäre denn, er ginge in meinen Vorſchlag ein. Uebrigens nur an Briefen und Berichten her, was Morgen zum Vortrag kommen muß.

Man händigte ihm es ein, und er ſaß bis tief in die Nacht, um Alles vorzubereiten.

Am nächſten Tag erwartete Baumann den Fürſten um ſieben Uhr im Kabinet. Es währte eine Stunde ſpäter, ehe Dieſer ſich einfand. Er war noch jung, hatte eine junge Gemahlin, frühſtückte gern an ihrer Seite, und ſie ſtand nicht gern früh auf.

Der alte Kabinetsrath fing nun an: Gnädigſter Herr, weil es das Erſtemal iſt, daß ich ſo glücklich bin, Ihr Durchlaucht vorzutragen, ſo flehe ich, daß Sie gnädigſt einige Einleitungsworte nachſehn.

Die Regierungskunſt, wie leicht ſie ſchon ein Fürſt ſich machen kann, iſt darum keine leichte, vielmehr wohl, ſoll es zur ruhmwürdigen Meiſterſchaft darin kommen, die ſchwerſte der Welt.

Im Allgemeinen wird dem Volk in dem Maas ſein Daſeyn ſchwer als der Fürſt ſich das Regieren leicht macht.

Gutes viel dem Volke thun zu können, darf er nicht hoffen; es ſteht nicht in ſeiner Gewalt, des Böſen aber kann er viel abwenden, ein Schirm und Hort dem Volke daſtehn. Dies herrliche Fürſtenverdienſt ſchmückt allein die Meiſter der Regierungskunſt, die übrigen nicht. Und allemal wenden Unglück dem Volke zu, die herrſchen laſſen, ſtatt ſelbſt zu herrſchen; am meiſten die noch ſich ſelbſt beherrſchen laſſen. Es widerfährt denen am meiſten, die im Fürſtenberuf nur einen Genuß, nicht Amt und Pflicht ſehn.

Seinen Lohn kann er nicht bei den Zeitgenoſſen, bei der Geſchichte nur ſuchen; muß jedoch an eine Veredlung der Geſchichte glauben, und ſelbſt dazu beitragen: indem er ein vollkommeneres Muſter für künftige Fürſten darſtellt, als ſie deren zeither beſaß; und in der That iſt ſie noch gar arm an würdigen Vorbildern.

Der Fürſt kann billig von Niemanden ſeine Pflicht fordern, wenn er die ſeinige nicht auch vollzieht, dem Ideal ſeiner Beſtimmung ſo nahe als möglich zu treten ſucht. Will er das, kann er nie vergeſſen, daß eigentlich der Beßte aus dem Volke herrſchen ſollte. Haben manche Staatsgemeinen, der ſchwierigen Wahl zu entgehn, den Thron an die Geburt geknüpft, richtet ſich auch an den Thronenden die Aufforderung, der Beßte zu ſeyn. Strebt er darum nicht, erinnert er das Volk die alten Rechte zu vindiziren. Die Geſchichte lehrt, wie oft es bei den Säumenden, oder auch ,erſt an ihren Enkeln geſchah. Immer ſtraft er auch ſich ſelbſt, weil er ſich um den Ruhm bringt, von welchem umſtrahlt er in der Geſchichte leben könnte.

Herr Flinker, anweſend, ſtand von ſeinem Stuhle auf, mit einem Geſicht voll Empörung, daß man ſich erfrechen könne, alſo zu einem Fürſten zu reden.

Herzog Innozentius hatte auch nimmer alſo mit ſich reden hören, und es ſetzte ihn in einige Verlegenheit, die ſich namentlich durch ein leichtes Erröthen offenbarte, als er Flinkers Bewegung ſah. Doch lächelte er zugleich mild, indem er wohl dachte: Uebel meints der alte Baumann nicht.

Weil ihn aber die Rede auch ſchon langweilte, unterbrach er ſie mit einem:

Gut, gut; nur an die Geſchäfte.

Der Kabinetsrath wies nun die mitgebrachten Papiere vor.

Hier, gnädigſter Herr, ſagte er, iſt der gedrängte Auszug aller in den letzten Tagen eingelaufenen Briefe und Berichte. Nach ihm trage ich Ihnen vor; nebenbei liegen aber auch alle Originale, damit Sie gleich davon ſehen können, was Sie befehlen. Gehorſamſt und dringend rathe ich, daß Ihr Durchlaucht bei jedem Vortrag einige durchſehn und mit den Auszügen vergleichen. Und ja nicht in einer gewohnten Ordnung. Bald die erſten, bald die letzten, bald aus der Mitte, oder bunt hin. Thun Ihr Durchlaucht es nicht, können Sie Ihren Kabinetsrath, wo nicht zur Unredlichkeit, doch zur Nachläßigkeit verleiten, und Weſentliches dürfte bald umgangen ſeyn.

Ihr Durchlaucht werden auf dem Papier, welches die Auszüge enthält, bei jeder Nummer ein Zeichen ſehn, welches mir deutet, was ich zu antworten habe, wenn Höchſtdieſelben fragen: ob das vorliegende Geſuch Bewilligung finden kann oder nicht; oder auch, ob darüber noch ein Departementsbericht einzufordern. ſey?

Der Kabinetsrath muß da jedesmal mit einem Ja, Nein, oder Nach Bericht antwerten können, dazu ſich vorbereitet haben. Er darf es jedoch nimmer nach flüchtiger Privatmeinung, oder einer Anſicht, die ihm irgend ein Syſtem gab, für das er etwa eine Vorliebe ergriff, am wenigſten aber nach einer gemüthlichen Wallung, oder gar nach perſönlichen Rückſichten. Er muß die Antwort nach dem Staatsprinzip ertheilen, welches zeither bei uns immer Gerechtigkeit hieß, und ich erinnre hier gleich treugehorſamſt, daß man im Allgemeinen ſich ſchon zur Gerechtigkeit verſehen darf, ſie werde von ſelbſt die Weisheit einſchließen; ſtatt man ausſchließlich der Weisheit entgegen ſtrebend, oft und leicht die Gerechtigkeit hintenan ſetzen könnte. Dieſer Grundſatz kann Ausnahmen leiden, doch ſind ſie ſelten, und fordern eine beſonders ernſte Erwägung.

Der Kabinetsrath muß — ſo gebietet ſein Amt — wiſſen: ob das vorliegende Geſuch nach dem Staatsprinzip ſtatt finden kann, ob nicht in der Begünſtigung des einen Bürgers, oder des einen Standes, ein anderer beeinträchtigt würde, auch, ob ein eingelaufener Vorſchlag, oder ein Gutachten dieſes oder jenes Departements, dem Prinzip entſprechen. So nützt er dem Gedächtniß ſeines Herrn, das iſt ſeine Beſtimmung; keineswegs aber ſoll er ſich unterfangen, durch lichten oder dunkeln Farbenanſtrich auf das Urtheil deſſelben einzuwirken. Des Souveräns Urtheil iſt das Hauptrad in der Staatsmaſchine, es muß in ſeiner höchſten Freiheit beſtehn. Nach den ihm zugeführten Ideen über des Landes Wohl, wird der Souverän ſchon ſehn, welchen Gebrauch er von dieſer Freiheit machen, wie er die Zügel der vollziehenden Macht, die in ſeinen Händen vereint ſind, dergeſtalt lenken kann, damit des Geſetzes Herr dem Geſetz — ſo unterthan bleibe, wie der Wille des einzelnen Menſchen ſeiner Vernunft es bleiben muß, ſollen die Stürme der Leidenſchaften nicht ſeine Wohlfarth zertrümmern. Die Antonine und Alfred ſuchten ihren höchſten Ruhm darin, was ich ehrerbietigſt zu bemerken wage.

Damit nichts vorgehen könne, was ich —

ſollte ſchon der Ausdruck auffallend tönen — Beſlechungen des fürſtlichen Urtheils nennen muß, iſt des Kabinetsrathes einfaches Nein oder Ja nothwendig.

Wie es aber ſeine heilige Pflicht iſt, nach genau erforſchten Gründen allein auszuſprechen, ſo muß er die Rechenſchaftslegung, oder die niedergeſchriebnen Gründe ſelbſt, auch zur Stelle gebracht haben.

Geruhen Ihr Durchlaucht nun dies zweite Papier zu ſehn, welches ſie nach den Nummern der Auszüge enthält. Des Kabinetsraths Vorbereitung zur Vortragsſtunde beſteht in den eben genannten Erforſchungen. Damit er ſie genau zu leiſten vermöge, beſitzt er nicht allein das Journal über die zeither verhandelten Geſchäfte, ſondern auch die Sammlung aller im Lande üblichen Geſetze. Nicht weniger aller ergangnen allgemeinen Verordnungen und einzelnen Dienſtvorſchriften. Die Topographie und Statiſtik des Herzogthums. Die Einnahmen- und Ausgaben-Ueberſichten der Landesſtühle. Er darf anfragen, wo es nöthig iſt, ihm ſtehn die Regiſtraturen offen. Wohl leuchtet ein, daß, je fleißiger er bemüht war, den Zuſtand des Gemeinweſens ſeinem Gedächtniß einzuprägen, je mehr er in langer Dienſtzeit Erfahrungen ſammelte, je beſſer auch er ſeinem Amte wird vorſtehn können.

Die Gründe müſſen einfach, gedrängt, klar, und ohne den mindeſten beredten Schmuck aufgezeichnet ſeyn. Nicht Worte für oder gegen die Sache, ſie ſelbſt mag reden. Auch muß der Kabinetsrath dieſe Gründe wieder aus den Verhältniſſen rechtfertigen, und die Nachweiſungen bemerkt haben. So wie Ihr Durchlaucht zum Vortheil Ihres Ruhms handeln werden, dafern Sie bei jedem Vortrag etliche der eingelaufenen Papiere Höchſtſelbſt nachſehn, eben ſo wird es von wichtigen Nutzen ſeyn, wenn Sie keinen Tag entfliehn laſſen, wo Sie nicht einige von jenen Nachweiſungen prüften, auch die Dokumente, worauf man ſich bezieht, zur Stelle ſchaffen ließen. Dieſe Gewohnheit zwingt den Kabinetsrath genau zu ſeyn, und ſetzt Ihr Durchlaucht immer mehr in eigne Kenntniß von Land und Unterthanen.

Es wird eine Zeit kommen, wo ſolche Darlegungen von Gründen, in ſofern meiſtens unnöthig ſcheinen werden, als dann Ihr Durchlaucht in langer Uebung des Regierungsamtes

Geläufigkeit, und mannichfache Kenntniß der verſchiednen Zuſtände im Herzogthum, ihrer Beziehungen auf einander, ihrer Verwandſchaft, ihres Zuſammenfließens, werden erlangt, ſich geübt haben, das Viele im Licht der Einheit anzuſehn; ohne die Einzelheit gleichwohl zu vernachläßigen, oder ihr entziehn zu wollen, was ihr gebührt, da immer der beßtmögliche Zuſtand der Einzelheiten die vollkommenſte Einheit hervorbilden wird. Indem ſich der hochſelige durchlauchtigſte Herr Vater hier Theorie und Erfahrung angeeignet, ſich zum Meiſterthum in der ſchweren Kunſt zu gebieten emporgeſchwungen hatten, konnten Sie das tägliche Staatsleitungsgeſchäft auch in einer ſo kurzen Friſt gnügend abthun. Klar und hell überſahen Sie den Ausfluß der verſchiednen untergeordneten Prinzipien, glichen ſie eben ſo mit dem oberen, bleibenden, feſten aus, gaben ihnen den Einfluß deſſelben zurück; ungefähr wie wir die Natur, die hohe göttliche Lehrerin, bei ihren organiſchen Bildungen walten ſehn, wo das Eine und das Unzählbare dennoch Eins ſind."

Sagte ich jedoch: eine Darlegung von Gründen werde einſt unnöthig ſcheinen, meinte ich damit keineswegs, ſie werde es in der That auch ſeyn. Auf das Dringendſte empfehle ich vielmehr: für Höchſtihre ganze Regierung den Gebrauch feſtzuhalten, daß ſich der Kabinetsrath auf die genannte Weiſe zum Vortrag vorbereiten, und die Gründe nach denen Sie — wenn Einzelheiten Ihnen entfallen, oder noch unbekannt wären — fragen könnten, niedergeſchrieben zur Hand haben muß. Daß einige Fragen, einige anbefohlne Erläuterungen, ſtets auch von gutem Nutzen ſeyn werden, habe ich ſchon berührt. Oft aber auch können die aus Einzelheiten entwickelten Gründe für oder gegen einen Vorwurf anders daſtehn, als Ihr Durchlaucht, wenn gleich nach dem Oberprinzip, vorgefaßte Höchſteigne Meinung. Treugehorſamſt muß ich rathen: in ſolchem Fall dem Kabinetsrath huldreich zu geſtatten, daß er auch unaufgefordert die Urſachen nennen, mindeſtens an ihr Vorhandenſeyn unterwürfig erinnern mag. Der nun verewigte Fürſt hatte es mir von Anfang her zugeſtanden, vielmehr geboten. Thun Sie es auch, gnädigſter Herr, und iſt Ihr Kabinetsrath hier ſo gehorſam als er muß, wird es unter andern noch die heilſame Folge haben, daß er —

nie Höchſtihr Günſtling wird; und ja ſtrebe er nimmer danach, wohl aber, daß Ihr Durchlaucht ihn nicht ſo leicht entbehren zu können vermeinen.

Allerdings gehört es auch zur Abkürzung der regierungsamtlichen Geſchäfte, daß nicht Nebenſachen, die Unterbehörden ſchlichten können und ſollen, zum Thron gelangen. Dieſe Geſchäfte würden nicht zu überſehn, nimmer zu vollenden ſeyn, wenn alle Bürger, was ſie vom Staat zu ſuchen hätten, unmittelbar vor den Regenten bringen wollten. In der Ordnung alſo, daß Bittſchriften ſolcher Art an die Landesſtühle verwieſen werden, vor die ſie eigentlich gehören.

Bei dem Allen jedoch, und aus nicht unwichtigen Gründen, empfehle ich unterthänigſt: ſolche Bittſchriften weder zu ſtrenge zu verbieten, noch grade Alles, was ſich zum Kreis des Kabinets nicht eignen mag, den Landesſtühlen anheimzugeben. Vertrauen der Unterthanen zum Fürſten iſt ſo heilſam, daß ſelbſt einige Uebertreibung daran eher wünſchenswerth bleibt, als nicht. Und kürzen vornehmlich Ihr Durchlaucht im Anfang Höchſtihrer Regierung die Kabinetsgeſchäfte gar ſehr ab, wird Ihnen auch manche Gelegenheit zur Kenntniß der verſchiednen Zuſtände im Lande entgehn. Auch kann die Gewohnheit dann leicht Platz greifen, faſt Alles die Unterbehörden entſcheiden zu laſſen. Daraus wird dann eine Art Miniſterialariſtokratie, welche ſchon der Form nach mit einer ſouveränen Regierung im Widerſpruch ſteht, und die Nachtheile noch im Gefolge hat: vielerlei Einſicht und Meinung, ſelbſt Partikularintereſſe, in der Staatsverwaltung auftreten zu ſehn.

Darum iſt der Satz Minima non curat praetor richtig, will jedoch nicht zu weit ausgedehnt ſeyn. Geruhn Ihr Durchlaucht ſich ein Heer zu denken, bei welchem der Feldherr nur immer ſagte: Dies gehört vor den General der Reiterei, das vor den Chef der Artillerie, jenes vor einen oder den anderen Brigadier, und ſo weiter. Auch die Entwürfe zu den einzelnen Bewegungen des Ganzen fielen Offizieren des Generalſtabs anheim. Der Feldherr würde am Ende nur noch das Zeichen des Oberbefehls ſeyn, ohne in der That ihn zu führen; und ohne allen Zweifel würde man über lang oder kurz ein ſolches Heer geſchla=

gen und aufgerieben ſehn. Allerdings kann ſich der Feldherr nicht damit bemengen wollen, die einzelnen Reiter anzuweiſen, wie ſie zu Pferde ſteigen müſſen, nicht den Zuſtand jeder Flinte, jeder Kanonenlaffette unterſuchen. Nichtsdeſtoweniger wird dasjenige Heer der Vollkommenheit am nächſten ſtehn, wo der Oberführer am genauſten weiß, wie jeder Unterführer auch den letzten Soldaten zu ſeiner Pflicht anzuhalten habe. Uebt Jener einmal wirklich eine einzelne Compagnie in den Waffen, ſieht bisweilen geringfügige Vorwürfe der Armatur, Verpflegung, oder was es ſey, nach, werden die Unterbefehlshaber inne, wie ſcharf ſie beobachtet ſind. Jeder wird Säumniß und Nachläßigkeit fliehn, eine Autorität auf die andere dergeſtalt wirken, daß Alles ſich zur Ordnung und Harmonie eint; und in ſofern der Chef weiß, wie Alles Einzelne beſchaffen ſeyn ſoll, wird es dieſer Beſtimmung um ſo mehr entſprechen. Dies Wiſſen ſetzt ihn dann auch in den beßten Stand, dem Höheren zu genügen, den Oberbefehl auf eine ſolche Weiſe zu ertheilen, daß er der Beſchaffenheit des Heeres und der vorhandnen Umſtände angemeſſen iſt; was denn in allen Zeiten am erſten zum Sieg geführt

geführt hat. Was vom Heere, gilt auch von der Regierung eines Landes, mein gnädigſter Fürſt!

Dies Alles habe ich nach treuer Amtspflicht geglaubt, den Regierungsgeſchäften, zu welchen Ihr Durchlaucht mich heute als Höchſtdero Knecht zu berufen geruht haben, als eine kleine Einleitung ehrfurchtsvoll vorangehn laſſen zu müſſen.

Der junge Herzog hatte, während Baumann ſprach, eben keine überdrüßige Miene blicken laſſen, doch gegähnt, auf die Uhr geſehn. Herr Flinker hatte nach einiger Zeit die Arme verſchränkt, bald das Haupt ſinnend gewiegt, bald ein wenig geſchüttelt, bald mit einiger Satire den alten Kabinetsrath ins Auge gefaßt, als hätte er ſagen mögen: Aber wie iſts möglich, einen Fürſten mit einer ſo langweiligen, pedantiſchen Salbaderei zu ermüden?

Innozenz athmete leicht auf, wie Baumann endlich die Vorrede geſchloſſen hatte. Gut, gut, ſagte er, jetzt zum Vortrag.

Er ſchien geſpannt auf Baumanns Kunſtgriff, das bei Flinker ſo Weitläuftige und Langſame eng und im Fluge abzuthun. Dieſe Erwartung ſah demungeachtet ſo widerſprechend

BIBLIOTHECA
REGIA

ſich befriedigt, daß heute der Vortrag noch länger dauerte, als bei Herrn Flinker. Denn Baumann ſagte nicht blos die ganze Reihe der Memorialauszüge hindurch, ob die Geſuche oder Vorſchläge— dem feſtgeſtellten Obergrundſatz der Regierungsgerechtigkeit nach — zur Gewährung oder Annahme ſich eigneten oder nicht, ſondern er fügte noch alle, das Ja oder Nein erhärtende Urſachen hinzu, welche auf dem zweiten Papiere verzeichnet ſtanden; und ſodann wieder Belege und Nachweiſungen, die jeden Zweifel darüber hoben, ſo viel das nach den Umſtänden möglich war. Baumann verfuhr noch weitläuftiger, als der junge Arbeiter, der zeither ſeine Stelle verſahn; doch mit dem Unterſchied, daß hier aus Gründlichkeit geſchah, was dort Confuſion gedehnt und verwirrt hatte.

Im Anfang beachtete ihn der Fürſt mit Aufmerkſamkeit, und wachſendem Antheil ſogar. Es ſchien ihm einleuchtend, folgerecht, wohlgeordnet, was ihm Baumann vortrug. Auch ließ ihn Dieſer zugleich erkennen: daß, wenn er die Regierungsgeſchäfte dergeſtalt verwaltete, daß er nichts geböte, als was ausführbar und dem ganzen Zuſammenhang des Gemeinweſens angeeignet ſey, er auch einer Menge von Gegendarſtellungen, neuen Anfragen, nothwendigen Erläuterungen, und — oft gar nicht thunlichen — Ausmittelungen der Möglichkeit deſſen was einmal doch befohlen ſey, ausweichen, und die Geſchäfte in der That ſo verkürzen würde. Nachdem aber die Sache bereits einige Stunden gewährt, ſchien dem jungen Herrn, der lange und ausdauernd ſeine Aufmerkſamkeit zu ſpannen ſich nie gewöhnt hatte, es doch wieder ziemlich ermüdend. Er ſchweifte mit den Gedanken von den Gegenſtänden weg, nach Jagdpartheien, Spazierritten; dies konnte man ihm anſehn. Er hatte die Parade ſeiner Garde heute beſuchen wollen, die neue Uniform zu ſehn, welche ſie erhalten. Die Zeit nahte; er ſagte nichts, ließ ſie vorübergehn. Endlich war es zwei Uhr, der Vortrag immer noch nicht aus. Nun unterbrach er ihn mit einem ungeduldigen Auffahren. „Ich muß noch ausreiten, hernach zur Tafel.“ Baumann ſagte: Ihr Durchlaucht ſind eine Stunde ſpäter gekommen, ſonſt wären Sie jeßt zu Ende. „Das Uebrige Morgen.“ Ganz wohl, Ihr Durchlaucht!

Jener eilte von dannen, warf ſich aufs

Pferd. Er hatte der Garde es nicht abſagen laſſen, ſie ſtand noch auf dem Platz. Es war ihm verdrießlich, dort nicht zur rechten Zeit ſich eingefunden zu haben. Er kam hernach verdrießlich zur Tafel, und ſagte: der Baumann iſt unerhört langweilig.

Baron Trapp, der ſich auch an der Tafel befand, hörte das gern, und wollte eben etwas dazu ſagen, das ſeinen Abſichten angeeignet ſchien; da hob der Fürſt jedoch mit einigem Nachdenken wieder an: Er meints aber gut — und Recht mag er wohl haben.

Am nächſten Morgen eilte der Fürſt zeitig genug ins Vortragzimmer. Das geſtern rückſtändig Gebliebne mußte nachgeholt werden, das Heutige war nicht kürzer. Er wollte demungeachtet zu Ende. Die Herzogin wartete; ſchon eine halbe Stunde über die Zeit, wo die Tafel anzuheben pflegte, war es bereits, als der Herzog erſchien.

So ging es jetzt manchen Tag; hätte man es ſchon nicht glauben mögen, ſo hatte es nichts deſtoweniger das Anſehn: der Fürſt gewinne den Regierungsarbeiten Geſchmack ab. Er begann auch vorzuempfinden, was ginge oder nicht, wenn etwas im Kabinet zur Sprache kam. Baumann engte deshalb die Erörterungen noch nicht ein; und gab dem Fürſten zu erkennen: nur durch ein langes Fortſetzen einer gründlichen Behandlung der Kabinetsarbeiten werde er ſich über die Natur derſelben, und des ganzen Landes Bedürfniß, gnügend zu unterrichten vermögen. Der Fürſt ſah es ein, lobte Baumann öfter bei der Tafel, wo die Herzogin dagegen anfing, etwas ſpitze Bemerkungen drein zu geben, doch in einem ſcherzhaften Ton.

Denn ſie hatte ſich daran gewöhnt, viel, und in häuslicher Innigkeit mit dem Gemahl zu leben. Ehedem blieben ſie beim Frühſtück wohl ſtundenlang zuſammen, fuhren dann bei gutem Wetter oft mit einander ſpatzieren, und bei manchen Jagdergötzungen pflegte die Fürſtin auch zugegen zu ſeyn. Nach der Tafel blieb das hohe Ehepaar meiſtens auch ſich gegenüber bis zum Theater, oder zur Cour, zum Ball, wenn es deren am Hofe gab. Nun entwand ſich der Gemahl ihr ſo zeitig, und ſie bekam ihn den ganzen Morgen nicht weiter zu ſehn. Nach der Tafel eilte er abermal ins Kabinetszimmer, die ausgefertigten Befehle oder Antworten zu unterzeichnen. Auch dabei hielt ihn Baumann noch zuweilen ſo lange auf, daß Jener das Schauſpiel, oder ein angeordnetes Hoffeſt zur Hälfte verſäumte. Denn hatte der alte Kabinetsrath ihm für die ganze Regierung empfohlen: jedesmal wenigſtens einige der vorgelegten Papiere genau zu leſen, ſuchte er für jetzt ihn zu vermögen, daß es wo nicht mit allen, doch mit den meiſten, vorzüglich den wichtigeren Antworten geſchähe. Kam nun der Fürſt am Abend endlich zu ſeiner Gemahlin, war er nicht ſelten abgeſpannt, mißlaunig, zerſtreut; indem er wohl jetzt noch einem Geſchäftsvorwurf nachdachte, welchen er am Arbeitstiſch nicht recht hatte faſſen können. Indem ihm auch Baumann empfohlen hatte, mehrere Werke über Geſchichte und Staatskunſt zu leſen, ging er oft noch bis in die ſpäte Nacht an ſolche Bücher. Dies konnte einer noch ſo jugendlichen Gemahlin überhaupt nicht erfreulich ſeyn, und noch weniger gefiel es dieſer Fürſtin, daß, wenn ſie für Jemanden um etwas bat, oder irgend eine Anordnung wünſchte, ihr Gemahl, ſtatt ſeiner bisherigen freundlichen Zuſagen, nun anhob, mit einem kurzen Es geht nicht ſie zu beſcheiden.

Sie hatte den Baron Trapp einigemal ihre Verwunderung, ihre wenige Zufriedenheit mit dem neuen Wechſel der Dinge, zu ahnen gegeben. Rede war ohnehin dabei nicht nöthig, die Scharfſicht eines gewandten Höflings bemerkte dennoch, was in dem Herzen der Fürſtin vorging. Bei einer paſſenden Gelegenheit wagte aber nun der Baron zu ſprechen. Er wußte lange durch Flinker, was im Kabinet ſich ereignet hatte, und erfuhr täglich, was neuerdings geſchah. Flinker ſagte auch: Dieſer Pedant macht dem Herzog die Arbeitſtunden zu mühſeligen, oft unnöthigen, ja nicht ſelten zu ſchädlichen Quälereien. Wie er daneben auch von unbedingter Freiheit des ſouveränen Willens ſpricht, iſt er es grade, welcher ihn dem Regenten Allenthalben befängt und umgränzt. Er legt ihm das Ja und Nein ſo in den Mund, daß kaum ſich noch ihm ausweichen läßt. Nach Baumanns Meinungen und Anſichten nehmlich; denn könnte ich die meinigen gültig machen, würde es ſchon anders gehn. Allein der Herzog, dem als Erbprinz das alte Bocksbeutelantlitz gar nicht behagte, ſcheint jetzt dafür täglich mehr eingenommen; ich hingegen werde kühl angeſehn, darf nicht einreden. Und wo ſoll das hinaus? Die verwitterte Regierungsmaſchine bleibt im vorigen Gang, nicht einmal das Schadhafte wird daran ausgebeſſert. Allen grauen Wahn, allen Irrthum, den längſt die Zeit beleuchtete und erkannte, bringt man in die neue Ordnung mit hinüber. Da wird an kein Fortgehn mit dem Jahrhundert, an keine liberale Ideen zu denken ſeyn, wie laut ſchon die mehr herangereifte Kultur, das mehr tagende Licht der Aufklärung, die mehr entwickelten bürgerlichen Verhältniſſe darum rufen. All des Guten Stelle, was geſchehn könnte, geſchehn ſollte, vertritt ein aufs Neue geheiligter Schlendrian. Des Fürſten gegebnes Wort, die Klagen und Wünſche des Volks zu hören, den alten Mißbräuchen zu ſteuern, wo bleibt es? Baumann wird ihn um die Liebe des Volks bringen, wenn die Hoffnungen, welche ſie entflammten, untergehn. Denn ſicher wird man ihn nun behalten, ſtatt wir ſeine Entfernung hofften.

Baron Trapp hatte ſich das wohl hinters Ohr geſchrieben. Auch ihm war Baumann von Herzen zuwider. Jener ſchien des Fürſten Günſtling nach den Zeichen, ob man dies ſo eigentlich ſchon nicht ſagen konnte, denn — ſeine Gemahlin und Kinder ausgenommen — war eine beſondere Zuneigung des Herzogs Sache eben ſo wenig, als er irgend Jemand zu haſſen pflegte. Baron Trapp wollte demungeachtet dafür angeſehen ſeyn, als ſolcher ſich gültig machen. Im Anfang gelang ihm das auch ziemlich, er proteggirte mit Erfolg, und die Vornehmen ehrten und ſchmeichelten ihm nach Wunſch. Jetzt hingegen vermochte er gar nichts mehr; das ſchienen die Vornehmen zu bemerken, wurden lau. Es verdroß, verwundete ihn. Er ſagte zu Flinker: Baumann ſoll fort, oder ich will ſelbſt gehn.

Jenes wird ſchwer halten, lautete Flinkers Gegenrede. Der Fürſt iſt bei dem Allen eigenwillig und eigenſinnig. Eine gewiſſe Art von Beredſamkeit findet bei ihm keinen Zugang, er glaubt ſo leicht nichts Böſes, das ihm von Jemanden geſagt wird, und —

Laſſen Sie nur, fiel der Freiherr ein. Wir haben den Präſidenten Sternthal auf unſerer Seite, früh oder ſpät muß er das Hauptwerkzeug unſerer Plane ſeyn, und eignet ſich auch vollkommen dazu. Auch der Kämmerier, mit ſeiner Dummdreiſtigkeit, vermag unſern Abſichten zu dienen. Ich ahne aber auch ſchon, daß ſelbſt die Herzogin in unſern Bund treten wird.

Bei der Gelegenheit, wovon man ſchon redete, ſagte er nun der Herzogin: Verzeihen Ihro Durchlaucht, wenn ich aus treuer Unterthanenpflicht, und noch aus beſonderer dankbaren Anhänglichkeit, mich zu bemerken erkühne: wie ſich wahrlich der gnädigſte Herr den Geſchäften auf eine ſo eifrige Weiſe hingeben, daß Höchſtſie um allen frohen Lebensgenuß dadurch kommen dürften, und Seiner Durchlaucht, dem ganzen Lande ſo theure, Geſundheit am Ende noch darunter leiden wird. Und was mich noch tief ſchmerzt, iſt, daß manche unterrichtete, redliche Patrioten der Meinung ſind: es dürfte vielleicht noch in Zweifel ſtehn, ob Seine Durchlaucht auf dieſem Wege Ihren huldreich landesväterlichen Geſinnungen — doch ich wage zu viel.

Die Herzogin verlangte demungeachtet, er möchte weiter reden, und nun erfuhr ſie vom Baron Alles, was Dieſem von Herrn Flinker mitgetheilt worden.

Sie ſchwieg, weil ihr Zartſinn auch den leiſeſten Schein vermeiden wollte, als könne ſie des Herzogs Verfahren in irgend einem Betracht nicht billigen.

Bei Tafel hingegen ſpitzten nun ihre Anmerkungen ein wenig mehr ſich zu, wenn man am Herzog Mißlaune gewahrte. Sie ſprach von ſchwerem Amt, Geſchäftsmienen; fragte auch wohl: ob die umlaufende Sage gegründet ſey, er habe heute eine Allianz mit China unterzeichnet, oder Weiſenland ſey von der Republik St. Marino mit Krieg bedroht. Er nahm es denn als Scherz auf, und lachte; als die Herzogin aber einſt — unter vier Augen — weiter ging, und indem ſie erſt that, als wolle ſie für Jemand bitten, dann ſich unterbrach und ſagte: Ach, ich beſinne mich, da habe ich mich wohl an den Kabinetsrath Baumann zu wenden, es heißt ja: er regiere das Land, ſtutzte der Herzog, und redete in dreien Tagen mit ſeiner Gemahlin nicht. Und dann hieß das erſte Wort: er werde gewiſſe Anmerkungen, auch — Einmengungen verbitten.

Dieſer Umſtand hatte ſowohl in das Kabinet, wie in die Häuslichkeit des Fürſten, allerhand Störungen gebracht. Dort hörte er nicht mehr ſo auf Baumanns Gründe, ſon=

dern befahl autokratiſch drein, was geſchehn ſollte, zeigte auch dem Alten die vorige unbewölkte Stirn nicht mehr. Und die Herzogin, ihrerſeits empfindlich gemacht, nahm ein ungemein feierliches Betragen gegen ihn an, war in einſamen Stunden ſelbſt noch feierlich, und gegen ſeine innigen Annähungen kühl — verſagend.

Da fuhren dem Menſchen zuweilen allerhand Worte heraus, welche der Fürſt beſſer gethan hätte, in ſich gefangen zu behalten. Als etwa: Das verdammte Regieren! — Freute mich ſo darauf als Erbprinz, und bin lange nicht mehr ſo vergnügt.

Er ſah nach einiger Zeit vom Aerger ein wenig blaß aus. Der Kämmerier ſagte beim Ankleiden: Ihr Durchlaucht ſind krank, wie kann es auch anders ſeyn, Sie machen Sich die gewohnten Bewegungen nicht mehr.

Freilich, und jene Bewegungen hatten ſo manches Vergnügen im Gefolge.

Der Leibarzt erſchien, war gerufen, ohne daß es der Fürſt befohlen hatte. Baron Trapp hatte es veranſtaltet. Jener ſagte es Seiner Durchlaucht auf den Kopf zu: daß Höchſtſie Sich nicht wohl befänden, auch einer ſchweren

Krankheit entgegen eilen würden, dafern Sie nicht fleißig ausritten, und auf die Jagd führen. Zugleich verſchrieb er eine Mixtur, welche der Herzog nicht genießen wollte; die Gemahlin aber, nun höchſt zärtlich beſorgt, hielt mit liebevollen Bitten nicht ein, bis er jede Stunde einen Eßlöffel davon nahm. Die Mixtur ſchmeckte ziemlich übel.

Dennoch hielt er an ſeinen Arbeiten feſt; nicht weil er ſie in der That liebgewonnen, ſondern weil er ſich einen Imperativ gegeben hatte, der da hieß: Ich fordre von Jedem ſeine Pflicht, muß ſie auch thun. Die Gemahlin, der Leibarzt, der Kämmerier bekamen den Imperativ auf ihre Vorſtellungen zu hören. Baron Trapp ſagte: Um Gotteswillen nur das nicht weiter ausgebreitet, damit es kein Journaliſt drucken läßt. Läſen es Ihr Durchlaucht, arbeiteten Sie noch einmal ſo viel.

Nach zwei Monaten hatte Baumann den Antrag gemacht: nur vier Tage wöchentlich die Kabinetsarbeiten vorzunehmen, die er nun um ſo viel einengen zu können meinte, daß ſie in den vier Tagen abzuthun wären. An den beiden übrigen Tagen empfahl er dagegen dem Herzog: abwechſelnd den Sitzungen der Landesſtühle beizuwohnen; theils um auch von dem dortigen Geſchäftsgang und allen darauf bezognen Umſtänden ſich anſchaulich zu unterrichten, theils um Vorſitzer und Räthe dort eben ſo in geſpannter Thätigkeit zu erhalten, wie es bei der vorigen Regierung ſtatt gehabt; wo kein Dicaſterium einen Augenblick ſicher war, einen Beſuch vom Regenten zu empfangen. Der Herzog fand Baumanns Rath zweckmäßig, befolgte ihn.

Bei dieſen Sitzungen langweilte ihm manches noch weit mehr als je, weil er einen völlig müſſigen Zuſchauer abgab. Das Juſtizcollegium namentlich war ihm bald ſehr zuwider. Die vielen lateiniſchen Worte — er hatte an den lateiniſchen Unterrichtsſtunden einſt gar wenig Luſt gefunden, und eben ſo wenig davon im Gedächtniß aufbewahrt. Es gab in Weiſenland ein Departement der indirekten Steuern. Man hatte ihm einſt ſo viel dagegen geſagt, ihn verſichert, es brächte allgemeine Unzufriedenheit im Lande hervor; Baumann ihn gleichwohl ziemlich überzeugt: Akziſe und Binnenzölle wären vor der Hand nicht abzuſchaffen. Allein der alten vorgefaßten Meinung willen, hörte er doch mit vieler Abneigung an, was man dort verhandelte, ja, es zog ihn ein wenig zum vorigen Begriff davon hinüber, wenn er von den Tauſend und Tauſend Zettelchen hörte, wodurch man die Geldeinnahmen hier beitrieb, von geſtraften Defraudanten und derlei. Gleichwohl gefielen ihm die nomhaften Ueberſchüſſe. Auf dem geiſtlichen Departement behagte es ihm auch nicht. Denn Vorſitzer und Conſiſtorialräthe brachten abſichtlich Gegenſtände zur Verhandlung, bei welchen der Fürſt von den mangelhaften Schulanſtalten, wegen ſchlechter Beſoldung der Lehrer, hören mußte, brachten auch wohl unmittelbar demüthige Bitten an, ſelbſt ſchon aus dem Kabinet zurückgewieſene wiederholend, um Kirchenbaue da und dort, aus landesväterlicher Milde, zu Gottes Ehre. Nicht weniger beklagten ſie ſich über den ſo zunehmenden Geiſt der Irreligioſität im Volk, und was dem mehr war. Gradehin an ihn gerichtete mündliche Bitten verdroſſen den Herzog insgemein. Aus Gutmüthigkeit ſchlug er nicht gern ab, fühlte ſich deshalb verlegen, hatte überhaupt erlebt, wie ſehr er im Anfang ſeiner Regierung mit Zuſagen ſich übereilt; und je willfähriger er ſich bewieſen, je mehr nur mit Gnadengeſuchen beſtürmt worden, ſo daß, wo er ſich nur gezeigt, auch Bittſteller mit Suppliken ihn erwartet. Der Uebelſtand hatte ſich nachher mit den Abweiſungen gemindert, und lag ihn noch Jemand mündlich an, ſein Herz wollte dem Nein, ſein Kopf dem Aufzählen der Gründe entfliehn, ſagte er — auf Baumanns Rath —: man ſolle ſchriftlich einkommen. Die geiſtlichen Herren aber, ſchon wiſſend: dem Einkommen würde kein befriedigendes Herauskommen folgen, glaubten, bei dem heiligen Grunde worauf ihre Sache ſtehe, könnten ſie ſo dreiſt und freimüthig ſeyn, wie das gute Gewiſſen ſelbſt. In dieſem Styl, obwohl mit nicht ermangelter tiefſter Demuth, ſtellten ſie dem Landesherrn vor: ſie hätten bereits, durch pflichtſchuldigſt fromme Wünſche angetrieben, die Stimme ihres Flehns unterwürfigſt am Thron erhoben, jedennoch nimmer Gnade funden; obwohl ſie nicht ſich entbrechen könnten, die ehrfurchtathmende Meinung zu hegen: nicht aus ihres gnädigſten Fürſten und Herrn milden, erhabner Gottſeligkeit zugewandtem, Herzen ſeyen die verneinenden Antworten gefloſſen, man habe vielmehr einen anderen

anderen Quell da zu vermuthen; ſintemal die Mächtigen der Erde wohl den Rath ihrer Getreuen hörten, wie auch David und Salomo gethan; nichts deſto weniger —

Das Erſtemal hatte Innozenz einen ſolchen Kraftredner mit einem auf die Uhr ſehn unterbrochen, und ſagend: er müſſe noch zu einem anderen Departement, ſich davon gemacht. Erſchien er gleichwohl in dieſem abermal, ertönten auch abermal ähnliche Reden, und man gab darin noch gnügend deutlich zu verſtehn, daß man keineswegs geſonnen, lieblos vom Nächſten zu argwohnen, deſſen Allem ungeachtet aber dennoch ſchier vermeine: der, übrigens ſo fleißige, rechtſchaffene, und ſeinem Fürſten treuergebne, Kabinetsrath Baumann gehöre nicht eben zu denen, die der Kirche und ihren Dienern wohl wollten.

Darüber ſtutzte der Herzog nun wieder. Er ſagte daheim zu ſeiner Gemahlin: Ich weiß, Baumann hat Feinde, viel Feinde, ich kehre mich aber nicht daran, weil er ehrlich iſt; hat er denn aber keine Religion?

Man ſieht ihn wenigſtens nie in der Hofkirche, entgegnete die Herzogin.

Ihr Gemahl beſuchte aber die Hofkirche,

und deshalb gefiel ihm doch nicht, was er eben vernahm. Er ſagte indeſſen nichts weiter dazu, wohl aber: Das verdammte Regieren! Gebe mir nun ſo viele Mühe; und macht mans Einem recht, iſt der Andere wieder nicht zufrieden.

Ich darf mich nicht einmengen, gab ſie darauf, ſonſt —

Auch recht, ſagte der Fürſt wieder; Damen müſſen nicht regieren, ausgenommen wo ſie regieren.

Ihre Gegenrede hieß: Wie man es in England, Rußland, Oeſterreich erlebt hat, nicht wahr? Ich habe mir zuweilen gedacht: Wenn mich der Himmel zu einer Selbſtherrſcherin berufen hätte, würde ich vor allen Dingen mir das Regieren nicht ſo ſchwer gemacht haben. Und zwar, weil ich überzeugt bin: je ſchwerer man es auf dem Thron nimmt, je ſchwerer trägt das Volk; je leichter dort, je leichter hier.

Das verſteh ich nicht, ſagte der Herzog, und fing nach einigen Augenblicken wieder an:

Die Geiſtlichen klagen, wollen haben. Es geht doch nicht, kein Fond da.

O es könnte zu manchem Nöthigen Fond

da ſeyn, erwiederte ſeine Gemahlin, ſo wie beim Regieren ſparen oft verſchwenden heißt.

Das verſtehen Damen nicht, merkte Innozenz wieder an.

Jene hatte bereits vor einiger Zeit eine kleine Janusbüſte von Weegwood auf ein Tiſchchen in ihrem Gemach ſtellen laſſen, und ihr eine, zu ihrer Abſicht dienliche, Zubereitung gegeben, auf den Fall, wenn ein Geſpräch dieſer Art ſich einmal anknüpfen ſollte. Nun ging die Herzogin an dem Tiſchchen hin, und that, als ob ſie die Büſte aus Unvorſichtigkeit berührt hätte. Sie fiel zu Boden, das vordere Antlitz war abgebrochen.

Ha ha ha! ſchlug jetzt die Fürſtin ein Gelächter auf, und witzelte dann: Ein Simbol der Regierung in Weiſenland!

Ihr Gemahl fragte befremdet: Wie ſo?

Ah, ich darf mich ja nicht einmengen, Damen verſtehn das nicht, ſagte Jene.

Und Dieſer nun: Das iſt auch recht. Aber Simbol — wie ſo?

Ja, hieß es drüben wieder: Befehlen vom durchlauchtigen Gemahl müſſen nichtregierende Damen freilich gehorchen. So muß ich denn ſchon meinen Text auslegen, ſo gut ichs verſtehe. Die Alten haben den Janus mit zwei Geſichten dargeſtellt, wovon das eine graubärtige in die Vergangenheit, das jugendliche in die Zukunft blickt; eine Deutung wie — man regieren ſoll. In ſofern nun in Weiſenland das Eine nur geſchieht, Alles beim Alten bleibt — doch, ich ſage zu viel —

Der Herzog nahm es übel, mied das Zimmer ſeiner Gemahlin und ſprach einige Tage kein Wort mit ihr; wie er in ähnlichen Fällen es ſich angewöhnt hatte.

Das heute Vernommene wurmte ihn gleichwohl tief, machte, daß er, mehr als er ſich es angewöhnt, diesmal über ſeine ganze Situation nachdachte:

Regierender Herr zu ſeyn, dies war ſehr angenehm, ſehr artig, kurz — nichts dagegen zu ſagen — ja, man irrte ſich — viel dagegen zu ſagen. Hm — könnte man regierender Herr ſeyn, und hätte nicht nöthig zu regieren, dies wäre charmant, brillant. (Er dachte in ſolchen Worten, weil die Reindeutſchheit noch damal auf Tauſend Meilen von den Höfen lag.) Aber die Pflicht! Man forderte ſie ja, mithin — was kam denn aus all den Regierungsmühen, bei denen man es ſich ſo ſauer hatte werden laſſen, noch heraus? War das eine Departement zufrieden, klagte das andere. Sprach Baumann von den Antoninen, Alfred, unſterblichen Ruhm, ſagte die Gemahlin Bonmots, verdrießlich pikante Bonmots — und wie ehrlich ſchon Baumann war, ein grämlich altfränkiſches Geſicht hatte er doch, war auch ein wenig gauche — die Gemahlin ſo ſchön, aber nicht mehr ſo — wohl noch ſo ſchön, aber ſonſt nicht mehr ſo wie als Erbprinzeſſin. Freilich, ſie wär mit dieſem und jenem nicht zufrieden, verſtände es zwar nicht, Damen müßten ſich zwar in einem Staat, wo ſie nicht ſukzediren könnten, nicht ins Regieren mengen, bei dem Allen doch beſſer, wenn ſie noch wäre, wie als Erbprinzeſſin.

Ach, jene holden Tage! Wirklich dachte und ſchaute im Gemüth ihre Erinnerung Innozenz dann im lieblichſten Roſenlicht, wenn er ſonſt gleich kein Liebhaber der Poeſie war. Ungefähr wie Jean Paul ſeinen Haſteldorn ein Idyll auf das Hofleben zu dichten giebt, tönte eine innre Lyra im Gemüth des Herzogs eine Elegie auf das entflohene Erbprinzenleben. Ach jene holden Tage! Da weckte mich kein Kammerdiener, wartete kein finſtrer

Baumann hinter einem Berg von Papieren auf mich, brauchte ich in keine Conferenz der langweiligen Miniſter zu gehn, in keinem Departement einer unendlich trocknen und gedehnten — im Forſtdepartement und bei Sternthal ausgenommen — Sitzung beizuwohnen. Ein Paarmal verlangte es wohl der hochſelige Vater; ich hörte damal aber nicht auf das, was die Schulfüchſe ſprachen, nun muß ich leider! O ſchweres Amt! Ach, jene holden Tage! Ich konnte ſchlafen bis tief in ſo einen holden Tag. Die Chokolade im Bett trinken; bei übeln Wetter bis zwölfe wohl, und, damal die Erbprinzeſſin. — Bei gutem Wetter ſtanden wir doch zeitig auf, fuhren ſpazieren, oder eine Jagdparthie; Niemand lauerte mit den verdammten Supliken auf — hin iſt die ſchöne, trauliche, goldne Zeit; nun das bleierne Alter da, wovon der Profeſſor der Mythologie ſprach. Könnt ich die holden Tage aber nicht zurückrufen, hab ich nicht zu befehlen, müſſen ſie nicht thun, was ich will? Es geht aber nicht an — die Pflicht, der Ruhm — bei dem Allen möchte ich doch wiſſen, was ich davon haben werde, wenn ich da — hu, denn es iſt ja doch für Millionen Dukaten kein Leibarzt zu finden, der jede Krankheit heilt — wenn ich da in meinen drei Särgen im Souterrai der Hofkirche liegen werde; ich möchte wiſſe was ich, wenn ich doch nichts mehr weiß, davon haben ſoll, wenn mich die Nachwelt lobt. Wüßt ichs, es würde mir ſogar verdrießlic ſeyn, denn jetzt wenigſtens iſt mirs fatal, wenn ſie mich loben, weil man das immer und immer hört, ſo daß es wohl ennuyant werden muß. Und ich bin dazu beſcheiden, ſehr beſcheiden, es iſt ſo meine Art. Den Fall angenommen, die Autoren, die die Geſchichtsbücher ſchreiben, wie Monsieur Rollin, nennen mich Innozenz den Großen; was Teufel hab ich davon, wenn ich im Himmel bin? In den Himmel denk ich doch wohl zu kommen; ich thue ja nichts böſes, machs nicht wie Nero, pfui, nein; habe noch Geſtern einen Spitzbuben, dem das Rad von Oben zuerkannt war, auf Spezialbefehl es von unten moderirt. Thue auch Gutes, habe vor Acht Tagen dem Armenfond Dreihundert Thaler auf die Hofſtaatskaſſe angewieſen, auf die Hofſtaatskaſſe! Aber das geiſtliche Departement iſt demungeachtet nicht zufrieden, meint auch wohl, der Herzog iſt zu tolerant, das iſt Sünde. Der

Hofprediger ſagt wieder: es iſt keine Sünde, eine Tugend. Man wird aus den Kerls nicht klug — wie aus dem ganzen Regieren. Und die holden Tage als Erbprinz —

Demungeachtet ſchloß er ſeine Elegie wieder mit dem erſten Imperativ ab, denn er hatte Feſtigkeit.

Zu dem aber, was ſeine Gemahlin flüchtig hingeworfen, und wovon er den ihm dunkeln Sinn noch ſich nicht aufgehellt hatte, fand er ſtets einen Commentar, und eine Exegeſe, wenn er die Sitzung des Finanzdepartements beſuchte. Nächſt dem Forſtdepartement, wo ſich der Herzog gern befand, weil man dort ſein Lieblingsthum verhandelte, wohnte er jenen Sitzungen am liebſten bei. Es ging dort am allerwenigſten kleinlich und peinlich zu; in einem halben Stündchen war Alles abgethan. Der Präſident, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, hatte eine ungemein vortheilhafte, lange, edle Geſtalt, eine überaus einnehmende Phyſiognomie, und ein ſo leichtes, glattes Betragen, wie nur je ein Höfling Ludwigs XV. Seine Redegabe entſprach jenem Talent, ſich dem Anblick bezaubernd darzuſtellen, die Worte lächelten gleichſam. Mochte ſchon der Herzog eben keinen leidenſchaftlichen Sinn — überhaupt nicht ihm eigen — für die, ſonſt in jener Zeit faſt Allenthalben beliebte und geprieſene, Franzöſirung hegen, ſo blieb er doch auch nicht unempfindlich dabei, ſah lieber runde als eckige Formen, lieber eine gewandte, als eine ſteife, holprige Darſtellung. Er hatte einmal den Hofmarſchall von einem angenommenen Weſen dieſer Art ſagen hören: cela adoucit les traits, sans les gâter, und der Fürſt wiederholte dieſe Worte gelegentlich.

Und aus dem Grunde war er auch Herrn von Sternthal bereits als Erbprinz gewogen.

Wider den üblichen Hergang bei der alten Regierung, wo die Beamten meiſtens nach der Dienſtzeit nur ſtiegen, und erſt bei ziemlich vorgerücktem Alter eine bedeutende Stufe einzunehmen pflegten, war dieſer junge Mann ungewöhnlich früh zum Finanzrath ernannt; und hatte ſich nach zwei Jahren ſchon zum Präſidenten des Collegiums befördert geſehn. Die Präſidenten waren aber im Herzogthum Weiſenland Miniſter, und hießen im Allgemeinen ſo, wenn ſie ſchon einzeln dieſen Titel nicht führten, ſondern etlichen nur das Prädikat Excellenz beigelegt war. Man hatte gemeint, das Herzogthum ſey von zu mittelmäßigen Umfang, um mit hohen Titeln darin verſchwendend umgehn zu können, und — hatte auch nicht zu hohe Gehalte ſpenden mögen.

Sternthal hatte mehrere deutſche Univerſitäten beſucht, dann ſich ein Jahr in Paris aufgehalten, und von dort mehrere Empfehlungen, von vornehmen Händen, an den verſtorbnen Landesherrn mitgebracht. Dieſe beſtachen ihn zwar nie, machten ihn ſogar leicht mißtrauiſch, doch — von Paris her war es gleichwohl ein Anderes. Zudem überreichte ihm Sternthal eine, von ihm ſelbſt über innere Staatsverwaltung aufgeſetzte, Schrift, worin der Herzog vielen Geiſt, viele Beleſenheit, gute kameraliſtiſche Ideen, fand. Auch die Außenſeite des jungen Mannes, und ſeine leichte Redegabe, ſprachen ihn an. So wurde ihm der Weg, den er ſonſt vom Referendarius zum Beiſitzer und weiter erſt hätte zurückzulegen gehabt, erlaſſen, und Sternthal empfing das eben ledige Amt eines Finanzraths.

Baumann ſchüttelte etwas den Kopf dazu, und hielt es für ſeine Pflicht, den verſtorbnen Herzog damal leiſe zu mahnen: daß er ſein Prinzip umginge, und den jüngeren Männern an dieſem Landesſtuhl nicht widerführe, was Ihr Durchlaucht ſonſt der tadelloſen Dienſtverwaltung zugeſtänden.

Der alte Fürſt ſagte gleichwohl: Dieſer Sternthal zeigt doch ſo viele Talente, wir wollen es einmal mit einer zeitigen Beförderung verſuchen; ſie muntert ihn vielleicht um ſo mehr auf, und man erzieht ſich einen Staatsbeamten von Auszeichnung.

Aber auch den Kabinetsrath hatte der junge Mann für ſich eingenommen. Er hatte, mit Baumann redend, eine — gar nicht heuchelnd, ſondern tiefempfunden erſcheinende — Achtung ihm bewieſen, von der es das Anſehn gehabt, ſie gelte nicht dem Amte des Kabinetsraths, ſondern ſeiner Gelehrſamkeit, ſeiner Erfahrung; Sternthal hatte gar nicht mit eingeſammelter Kenntniß prunken, oder, nach gereiſ'ter Jugend Art, das Fremderſchaute gen Himmel tragen, das Ausland auf Koſten der Heimath erheben wollen, vielmehr aufmerkend wie von einem lehrenden Weiſen dageſtanden. Und der ſonſt für jede Schmeichelei unbeſtechliche, mit ſeinem Scharfblick tief in den Kern dringende Baumann hatte diesmal dennoch eine Vorliebe gewonnen, die bei ihm eine gar ſeltne Erſcheinung war.

Späterhin — wenn gleich Sternthal ſein Betragen nicht änderte — hätte man aber doch glauben mögen, Baumann habe ſeine Meinung zum Theil zurückgenommen; es kam in ſeinen vertraulichen Aeußerungen — die auch dann bisweilen etwas rauh klangen — über Sternthal Einiges von Wind, Oberfläche, Seichtigkeit vor. Einmal ſagte er derbhin: Es gilt von ihm das ex omnibus aliquid, ex toto nihil, fügte aber doch hinzu: Da er bei dem Allen noch jung iſt, und Fleiß zeigt, kann wohl noch etwas Tüchtiges daraus werden.

Der neue Finanzrath ſah in zwei Jahren die Vorderleute reiſſend abgehn. Er hatte das Glück — eine ihm überhaupt geneigte Macht — daß zweie davon kurz nacheinander ſtarben. Einer nahm ſeinen Abſchied — man ſagte aus Verdruß über manche Aenderung im Geſchäftsgang des Collegiums, die ihm nicht gefiel — noch Einer ward unfähig erklärt, in den Ruheſtand verſetzt — man wußte nicht warum — endlich ging der Präſident auch freiwillig ab. Er hatte, obſchon alt, noch eine Heirath mit einer reichen betagten Wittwe gemacht, und wollte ſich nun lieber auf die, angenehm belegnen, Güter ſeiner Frau zurückziehn, als ſich länger mit Papierkram plagen. Es hieß: Sternthal habe ihm den Gedanken dieſer Heirath aufgeregt, und das Freiwerberamt dabei übernommen.

Nun ſtand die Reihe, Präſident zu werden, an dem älteſten Finanzrath, und dies war Herr von Sternthal. Demungeachtet trug der Herzog viel Bedenken, das wichtigſte Departement im Lande einem noch ſo jungen Mann zu vertrauen. Die Stelle blieb einige Monate offen, weil Jener ſich noch immer nicht entſchließen konnte, diesmal die ſogenannte Anciennetät gelten zu laſſen; und doch wieder Herrn von Sternthal ſo wenig einen Nachſtehenden von dem Collegium voranſetzen wollte, als ihm bei einem anderen ein hervorſtechend würdiges Verdienſt bekannt war, dem man das offne Amt getroſt hätte verleihen mögen.

Je länger es indeſſen mit dem genommenen Anſtand währte, je mehr Empfehlungen und Fürbitten, Sternthals halber, liefen auf graden und geſchweiften Wegen ein. Sogar auch der Erbprinz, wenn er ſonſt gleich nie etwas Aehnliches unternahm, und ſich dann auch keines freundlichen Empfangs beim alten Herrn zu verſehn hatte, erſchien diesmal; ſeine Gemahlin hatte nicht ehe nachgegeben. Der Fürſt mußte von allen Seiten hören: einen mehr zu dem Amt geeigneten Kandidaten fände er doch im ganzen Lande einmal nicht; auch ſey ja Sternthal, von ſeinem Eintritt bei dem Collegium an, der Seele deſſelben nach, Präſident geweſen, habe geordnet und gelenkt, für die übrigen Mittelmäßigen und Schwachen gedacht und gearbeitet. Baumann hegte dieſe Meinung eben nicht; allein der Fürſt, ſchon kränkelnd und verdroſſen, wurde endlich der Sache müde, und Sternthal Präſident.

Es konnte überhaupt nicht leicht einen jungen Mann geben, den man ſo viel, und von ſo ganz verſchiednen Stimmen, hätte loben hören, als ihn. Den Vorgeſetzten war die ehrerbietige, feine Aufmerkſamkeit, welche ihnen Sternthal bewies, nicht gleichgültig; die mit ihm auf der nehmlichen Linie ſtanden, zeigten ſich mit ſeinem freundlichen, gefälligen Sinn zufrieden; die Untergebnen prieſen die leutſelige Güte, welche ſie von ihm erfuhren. Auſſer dem Geſchäftskreis waren jedoch alle junge Männer in der Hauptſtadt, die auf guten Ton und Eleganz Anſpruch machten, für ihn gleichſam entbrannt; Sternthal war das leuchtende Vorbild, zu dem ſie Alle hinanſahn. Er hatte die Uhrketten à la Figaro zuerſt aus Paris hieher gebracht, und gleich ein ſpekulativer Modehändler eine Fabrik davon angelegt. Wie er beim Reverenz den einen Fuß hinter den andern zog, that es Jeder, wenn er ſich ſchon vergeblich mühte, ſeine Grazie dabei nachzuahmen. Nur den Schneidern gelang es, ihre Kunden zu vergnügen, die Fraks und Gillets genau ſo wiedergaben, wie Sternthal ſie trug; und ging er über die Straße, ſtanden die ihm begegnenden Haarkräusler gewiß ſtill, um abzuſehn, worin das Eigenthümliche, noch immer unerreicht Gebliebene, an ſeinem Lockenbau und — nach damaliger Terminologie — Kakadu beſtände. Nicht weniger auch ſuchte man die Mengung ſeines weiſſen und rothen Puders auszumitteln, die ihm das blonde, ovale, heitre Antlitz gleichſam mit einem Lichtſchein umfing, daß die Poeten von Helios Strahlen hätten reden mögen. Am meiſten jedoch leitete — wenn Sternthal den Hof, oder eine feſtliche Geſellſchaft beſuchte — ſein Haarbeutel alle Augen, alle Prüfung, alle bewundernden Kennerblicke, auf ſich; und Niemand vermochte demungeachtet zu ſagen: was die unbeſchreibliche, nur zu empfindende, Anmuth und einnehmende Kraft dieſes Haarbeutels eigentlich begründe. Einige urtheilten: am Schnitt, den einmal keine Sueven-Katten-Angiolfinger-Wendenhand ſo darbilde, als die Germanenenkel an der Seine, hänge die Wirkung; Andere: ſie gehe von dem kunſtreichen Griff aus, mit dem er an das wallende Haar gebunden ſey, daß bei jeder Bewegung des Kopfs, eine andere hogarthſche Wellenlinie ſchöne Form zeuge, und leichte Puderwölkchen dem Weihrauch um ſo ähnlicher aufſtäubten, als ſie zugleich einen holden Duft ausathmeten. Die Helden von Troja konnten nicht eifriger nachthun, wie Ajax Telamonius die Wurfſcheibe handhabte, als hier die edleren Jünglinge auch die ſeidne Scheibe, welche Sternthals Nacken zierte, von ähnlicher Geſtalt zu tragen, und mit ähnlicher, die Frauen beſiegender, Anmuth, am Rücken hin und her zu werfen ſuchten. Rouſſeau behauptet:

tet: den Werth der Tugend, Unſchuld, Freiheit, kennten nur die, welche ſie beſäßen, wer ſie nimmer gehabt, oder verloren, nicht. Dagegen nennen Manche einen Vorzug ihr Eigenthum, ohne den Werth deſſelben zu empfinden, ohne im mindeſten ſtolz darauf zu ſeyn; wie es die Inhaber von Tugend, Unſchuld oder Freiheit doch wohl pflegen. Sternthal ſchien gar nicht zu ahnen, welch ein Reitz in ſeinem Haarbeutel enthalten ſey. Er wollte ihn auch keineswegs allein ſo vollkommen tragen, zeigte nicht Eigenſucht und Neid damit, wie Feldherrn und Dichter bei den Lorbeern; nein, er händigte Allen, die ihn darum baten, ein papiernes Schema von dieſem Haarbeutel ein, unterrichtete ſie noch gefällig über den Abſtand, in welchem er vom Kopf ſchweben müſſe, und hielt auch mit dem Rezept ſeiner Pudermengung, die, einfacher als man es vermuthet hatte, nur mit ein klein wenig Biſam und Roſenöhl verſetzt war, nicht hinter dem Berge. So konnten endlich Alle — Herr Profeſſor Gubitz in Berlin würde ſich ausdrücken: mit Entzücken den Rücken ſchmücken. Allein Skanderbeg empfing wohl den Säbel des Starken, nicht aber die Kraft, welche einſt mit ihm ein Ochſenhaupt vom Rumpf trennte. So widerfuhr es jenen Nachſtrebenden. Sie trugen dieſelben Haarbeutel, dufteten von denſelben Aromen; am Ende mußte gleichwohl Jeder von ihnen ſeufzend anerkennen: Duo si faciunt idem, non est idem.

Aber auch der leichtzierliche Degen in weiſſer Scheide, die Juweelen ähnlich funkelnden Stahlknöpfe jener Zeit, am einfachen Rock von ſchokoladebraunen oder flaſchengrünen Drap de vigogne, die Schoosweſte von Goldtuch oder Silbermoor, der ſchwarzgefiederte Armhut, und mehr dieſer Gattung, ſetzten damal in jener Hauptſtadt den nachahmenden Flug in Bewegung; und Sternthal beklagte ſich nicht darüber, wie es einſt Horaz bei den Oden gethan, die er allein nur dichten wollte.

Viel heiſſer glühte aber noch der Antheil, welchen alte und junge Damen aus der vornehmen Welt Herrn von Sternthal in der Nähe bewieſen, wenn die aus der geringeren ihm nur fern aus den Fenſtern nachſahen, ging er vorüber. Wo hätten denn auch längſt abgeblühte Schönheiten einen intereſſanten jungen Cavalier gefunden, der ſie nach einiger froſtigen Höflichkeit nicht überſehn und gemieden, um zu den noch im Maiflor prangenden hinzuflattern. Nicht ſo Sternthal. Er machte, wenn man es verlangte, gern ſeine Parthie Whiſt oder Triſet mit der Frau Kammerherrin ohne Buſen und der Frau Präſidentin ohne Zähne, erzählte ihnen dabei vom Lever des Königs in Verſailles, gab ihnen über die Halsbandgeſchichte des Cardinals von Rohan und der La Motte, die ganz Europa damal beſchäftigte, Licht, ſtand der Klugen mit Witz, der Einfältigen mit Tagesneuigkeiten zu Dienſt. Aber die Folge war auch, daß ihn Kammerherrinnen und Präſidentinnen, kluge und einfältige Matronen, gegen männiglich prieſen.

Keineswegs ließ jedoch Sternthal die jüngere weibliche Welt umſonſt nach ſeinen Unterhaltungen, ſeinen Huldigungen ſchmachten. Ihre Zeit fand ſich auch. Wer hätte getanzt wie er, und dabei Touren aus Paris im eleganten Taſchenbuch geführt, ſie hingegeben, angewieſen, unterrichtet darin, und für jede Terpſychore auf eine ſo anziehende Weiſe. Von wem konnten die Geſangluſtigen ſolche hier neue Chanſons von D'Alleyrac oder Mehul erhalten, und Winke daneben über ihren ächten Vortrag? Mit wem konnte die Romanhafte ſo über franzöſiſche — und auch deutſche — gefühlathmende Poeſien und Liebesgemälde reden, und des Sinnigen, Belehrenden davon ſo manches hören; wer ſtand auch mit Sympathie ſo gefällig zu Befehl? Er ſagte Allen Verbindliches, doch fein, gedrängt, mit Geiſt, entfernt von jenem breiten Wind, jenen luſtigen, faden Tändeleien, die man zwanzig bis dreißig Jahre früher aus Paris nach Deutſchland geholt hatte; nicht aber jetzt, wo das Reich der ſogenannten Petitmaitres untergegangen war, die Sonne der Eleganz nun tagte, die Männlichkeit zeigte, und tiefes Gefühl, von Kunſt und Wiſſenſchaft ſprach, ſelbſt von den Göttern der Freude umgaukelt, einen gewiſſen anmuthigen Ernſt feſthalten konnte. Doch gleichviel, ob Bedeutendes oder Geringſcheinendes in Rede ſtand; ihre Univerſalität, ihre Genialität mußte zu Allem aufgelegt ſeyn, über jeden Vorwurf Auskunft zu geben vermögen. So zogen Damen Herrn von Sternthal oft über ihre Kleidung zu Rath, oder auch er gab ihn ungebeten, und mit einer Sachkunde, die eine Modehändlerin aus dem Palais-Royal würde gelobt haben.

Die Polſter, welche mehr als zwanzig Jahre hernach elegante Krieger nach dem Buſen verſetzten, trug damal die ſchöne Weiblichkeit an einem anderen Ort. Nicht lange zuvor hatte dieſe Mode in Weiſenland ſich erſt angeſiedelt, doch konnte man noch den rechten Takt darin nicht finden, eine Dame erhöhte ſich zu ſehr zum Berg, die andere blieb zu ſehr Thal. Der holde Finanzrath ſtiftete hier, was Noth that. Er hatte kaum da und dort mit ſeiner Lorgnette geprüft, geurtheilt, beſtimmt, ſo kam auch Allenthalben die mittlere, ziemende, domartige Wölbung zum Vorſchein.

Wenig Unterrichtete hätten meinen können: einige der eben genannten Charakterzüge würden Herrn von Sternthal bei deutſchen Männern nicht in das vortheilhafteſte Licht geſtellt haben. O des Irrthums, wobei man noch davon ſchweigen darf, daß ja ſo viele deutſche Frauen und Fräulein ihn gegen deutſche Väter, Oheime, Brüder und Freunde prieſen. Unſer Finanzrath, wenn er die halbe Nacht auf einem Ball geglänzt, und unterwieſen hatte, wie man dort glänzen müſſe, fand am nächſten Morgen ſich dennoch pünktlich auf dem Collegium ein, war ſo geſammelt, trug mit einem ſolchen Geſchäftsernſt vor, daß er ſeinem Präſidenten nichts zu wünſchen übrig ließ. Was konnte ihm der Amtseifer da anhaben? Man ſah ihn wohl den Nachmittag einſam auf dem Spaziergang, im ſchlichten Ueberrock, der leichten Welt ausweichend, Kants Kritik der Vernunft, oder eine gelehrte Zeitſchrift in der Taſche, womit er ſich auf eine abgelegne Bank ſetzte, und ſo vertieft las, daß er nichts beachtete, was vorüberging. Das konnten nun die ſteifſten Gelehrten der Reſidenz erſehn, und ſie mußten es billigen. Er gab aber auch ſolchen, im Verein mancher betagten fürſtlichen Räthe, die ſich darauf verſtanden, was dem Gaumen frommt, bisweilen kleine Abendtafeln bei ſich, wo es an Auſtern und Rüdesheimer nicht fehlte. Konnte es da noch befremden, wenn manches Journal ſein Lob ausſprach, und keiner von jenen Räthen ihn tadelte?

Der Erbprinz lud ihn bisweilen zu ſeinen Jagdparthien. Welche geſchmackvolle Jagduniform trug da Sternthal, welche Solofänger brachte er mit. Einen ausgezeichneten verehrte er einmal dem Prinzen, der lebelang ſein Leibhund blieb.

Man denke ſich die Wirkung von dem Allen zuſammengefaßt, und Ruhm aller Art mußte Herrn von Sternthal zu Theil werden, auch jener, der einſt dem verſtorbnen Regenten zu Ohren drang: Sternthal habe für das ganze Collegium gearbeitet.

Nun giebt es aber einen lauten Ruhm, und einen leiſen Ruf, die an derſelben Perſon haften, und ganz verſchieden, oft rein widerſprüchlich tönen können. So hatte ſich Penelope durch ihre keuſche Treue berühmt gemacht, mit der ſie gegen funfzig lüſterne Freier ſich waffnete. Ein leiſer Ruf ſchlich daneben aber durch Ithaka: ſie habe während Ulyſſes Entfernung heimlich ein Söhnlein geboren, das man witzig Pan genannt, weil Pan in griechiſcher Zunge All heißt, und alle Liebhaber gleichen Anſpruch darauf machten. Nun was ſchadete dieſer Ruf denn dem Ruhm der Königin? Wenn jener nur leiſe und dieſer laut bleibt, hat es damit nichts zu ſagen.

So raunte man ſich ins Ohr: Sternthal arbeite ſo gut als gar nicht, habe ein Paar Schreiber aufgetrieben, die wohl in Büchern und Akten bis Mitternacht wühlen, doch am Tage ihr Licht nicht leuchten laſſen könnten;

dieſe ſchwitzten für ihn, er eigne ſich das Alkohol ihrer Mühen dann zu. Auch hieß es: Sternthal pflege eine junge artige Schauſpielerin oft ſpät Abends zu beſuchen, und erſt mit Tagesanbruch wegzugehn. Imgleichen: Er zähle mehr Schulden wie Haar auf dem Kopf u. ſ. w.

Und was lag daran, wenn man ſich das leis ſagte? Der Menſch iſt gut, entſchuldigt das Leisgeſagte gern, weil er bei ſich auch immer ſo viel der Art zu entſchuldigen hat.

Uebrigens iſt ja auch in dem, was man von Sternthal ſagte, nicht allein das leicht Entſchuldigung Findende begriffen, man wird ſelbſt viel Lob daraus zu entwickeln vermögen. Sich des Lebens Mühen und Bürden leicht und bequem machen iſt immer Weisheit, und Klugheit gehört dazu, eine ſolche Abſicht dergeſtalt zu erreichen, daß man nicht darüber mit den Beziehungen zerfällt. Andere für ſich arbeiten laſſen, und aus den Blumen, welche ſie pflanzten, ſich den Honig zueignen, bedingt immer ein gewiſſes dirigirendes und extrahirendes Talent, das nicht Jeder hat. Und wird die nöthige Arbeit gethan, ſo kann es ja dem Staat vollkommen gleichgültig ſeyn, aus weſſen emſigen Händen ſie hervorgegangen. Und warum ſoll auch ein junger ſchöner Mann nicht eine junge ſchöne Künſtlerin ſehn? Legt er da nicht einen feinen Geſchmack an den Tag; was viele, oft ſonſt geehrte und ehrwürdig genannte Männer keineswegs thun, ſo daß man vielmehr den kützlichen Punkt ihrer geheimen Liebſchaften ja nicht anregen darf, ſollen ſie den Nimbus nicht verlieren, der ſo ſtrahlend ſie umgiebt. Was endlich die Schuldenlaſt betrifft, welche Sternthal aufgeladen haben ſollte, läßt Shakeſpear ſchon ſeinen Baſſanio, in jenem kindlichen Bilde von den zwei Pfeilen, beweiſen, daß es eine ſehr unſchuldige Schuld geben kann. Hätte Baſſanio nicht Summen aufgenommen, würde nicht die ſchöne reiche Portia ſeine Gattin geworden ſeyn. Oft iſt das einzige Mittel, wenige Schulden zu bezahlen, daß man deren viele macht, um nun durch wirkenden Glanz, durch gewonnene mächtige Freunde, oder was es ſey, endlich das Füllhorn zu erlangen, aus dem ſie alle zu tilgen ſind. Daneben genoß Sternthal die aufgenommenen Summen wahrlich nicht allein, wie denn überhaupt, nach dem Statiſtiker Krug, Jeder nur eine Portion verzehren, der Reiche jedoch über viele diſponiren kann. Aus dergleichen Summen iſt ungemein viel Gutes und Erfreuliches Anderen hinzuwenden, ſo wie der ewigborgende Mond uns mit einem ſo holden fremden Lichte beſchenkt. Sternthal aber ſpendete den Freunden ſeine Schüſſeln und ſeine Weine; überhob jene dramatiſche Künſtlerin aller Nahrungsſorgen und Putzſorgen; munterte den Kunſtfleiß auf, Juwelier, Mobilienhändler, Wagenmacher, Roßtäuſcher, Schneider u. ſ. w. verdienten bei ihm ein ſchönes Geld. Und wie Bonaparte einſt ſagte: Auch meine Zeit wird kommen, trug Sternthal gewiß eine ähnliche Tendenz zu einer Zeit in ſich, wo er all die mäßigen iſraelitiſchen, und unmäßigen chriſtlichen Wucherer von ſich würde entfernen können. Zu machen, daß bis dahin jeder von dieſen Bären zahm ſchwieg, dazu gehörte auch ein Talent, das nicht Jeder hat.

Präſident geworden, ließ er, ſo lange noch der alte Herzog lebte, in ſeinem Departement ziemlich Alles nach voriger Gewohnheit beſtehn; die Neuerungen, welche man zeither, auf ſein Anrathen, gemacht, waren immer auch eben nicht bedeutend geweſen.

Wie dagegen Herzog Innozenz die Regierung übernommen hatte, ſandte Sternthal gleich manche Vorſchläge wichtiger Abänderungen in der Staatsverwaltung ein. Sie waren ſo, daß ſie den Ideen, welche man dem Herzog bereits als Erbprinz empfohlen, und jetzt um ſo lauter anpries, entſprachen. Dahin gehörte die Abſchaffung der Akziſe und Binnenzölle, und mehr dieſer Art. So lange Flinker mit dem Herzog arbeitete, waren, wie man bereits erzählt hat, Verwirrungen auf Verwirrungen entſtanden; nachdem man aber Baumann zu Hülfe rief, ging es an ein Auflöſen derſelben, und der Herzog wies die Vorſchläge des Präſidenten Sternthal zurück. Dieſer ſchwieg, fügte ſich; und redete er mit Baumann von dieſen Angelegenheiten, trat er deſſen Meinung bei, gab ſich überzeugt von ihrer Richtigkeit.

Doch wie der Herzog ſpäterhin die Landesſtühle beſuchte, nahm Sternthal immer dieſe Gelegenheit wahr, von jenen Vorſchlägen wieder zu reden, und ſuchte ihren Nutzen, ihre Ausführlichkeit einleuchtend zu machen. Nie tadelte er den alten Kabinetsrath dabei, machte vielmehr ſeinen warmen Lobredner, obwohl mit irgend einer Klauſel, einer Beifügung, als etwa: Baumanns Ideen waren die gründlichſten, durchdachteſten von der Welt, nur ſey ihre Zeit freilich meiſtens entflohen, für die laufende eigneten ſie nicht ganz ſich mehr.

Unter dem Finanzdepartement ſtanden, nach damaliger Einrichtung in Weiſenland, die fürſtlichen Domänen oder Hausgüter, ferner auch die unmittelbaren Steuern und Gaben, ſo wie die ſtädtiſchen und ritterſchaftlichen Beziehungen darauf. Die mittelbaren, die aus der Akziſe und den Zöllen floſſen, hatten ihre eigne Verwaltung, doch hingen ſie von dem Haupt-Finanzdepartement ab.

Sternthal äußerte nun dem Fürſten: man würde leicht den Ertrag der Domänen um ein Anſehnliches erhöhen, und auf demſelben Wege zugleich den Zuſtand des Landadels verbeſſern können, was denn Geld in das Herzogthum ziehen, und auf den raſchen Umlauf deſſelben manchen wohlthätigen Einfluß haben müßte. Wohlhabender, könne der Bürger in den Städten dann leicht noch einige Gaben mehr zahlen, dafür ihm aber die ſo plagende der Akziſe und Binnenzölle abzunehmen, und ſo der laute Wunſch aller Unterthanen zu erfüllen ſeyn.

Sternthal redete aber bei ſolchen Gelegenheiten auch von andern Verwaltungszweigen, und den nöthigen und glücklichen Reformen, deren ſie fähig wären. Dem Herzog ſchien dann beſtätigt, was ihm ſeine Gemahlin und Baron Trapp oft ſchon ſagten: Sternthal ſey nehmlich ein Univerſalkopf. War er zuvor bereits für ihn eingenommen, ſtieg ſeine Zuneigung um ſo mehr, und gab in dieſem Maaße den ihm oft geweckten Zweifeln Raum: daß Baumanns Anſichten die beſſeren wären.

Baumann ſtand gegen die heranziehenden Ungewitter bei dem Allen noch feſt; zum Theil auf den Charakter ſeines Fürſten, wie dieſer einmal angethan war, zum Theil auf eigner guten Kraft. In ſofern der Herzog, während ſeiner angeſtrengten Mühen, und fortgeſetzt den Geſchäften zugewandten Aufmerkſamkeit, doch manche helle Umſicht erlangt, hatte ſich auch wieder ſeine Ueberzeugung gemehrt: der alte Kabinetsrath verſtehe die Sache denn doch auch, und eine Meinung, die einmal ſich bei ihm angeſiedelt hatte, war ſo leicht nicht auszutilgen. Freilich galt dies aber daneben auch von jener, Sternthal betreffenden.

Für Baumann ſprach noch, daß der Herzog mit jenen, nach eigenſinniger Willkühr ertheilten, Befehlen, die Erfahrung gemacht: daß ſie manchen ſchwierigen Hinderniſſen, die Abänderungen, wohl ſelbſt Widerruf aufgenöthigt, begegnet waren. Und in ſofern Dieſer, ſeine Regierung antretend, und noch nicht geübt, ſich gegen die flutend zuſtrömenden Bitten und Empfehlungen zu waffnen, mehr an Gehaltzulagen, Penſionen, und anderen Vergünſtigungen bewilligt, als die Staatseinnahmen in ihrem richtigen Verhältniß zu den Ausgaben ertrugen, hatte Baumann endlich doch Rath ausgemittelt. Denn es gehörte zu ſeinen Grundſätzen: des Fürſten Wort müſſe heilig daſtehn; aus dieſem Grunde aber auch bei den Zuſagen die nöthige Vorſicht walten, damit ſie in keinen Streit mit dem Heilſamen und Möglichen geriethen. In dem hier vorliegenden Fall hatte er theils einige Beſchränkungen, die ſich ohne anderweitigen Nachtheil ausführen ließen, theils eine wenig merkliche Akziſeerhöhung auf Luxusartikel vorgeſchlagen, und der Fürſt das genehmigt.

Eine Angelegenheit aber lag noch unentſchieden vor. Man hat bereits Oben von jener Lieblingsneigung des Herzogs, der Jagd nehmlich, geſprochen. Welche ein Fürſt auch hegen mag, ſie wird ihm noch durch ſolche Diener, welche ſich vorzüglich beliebt zu machen ſtreben, und hier ein vorzügliches Mittel dazu ſehn, ohne Zweifel noch vermehrt werden. Eben ſo hatte der Baron Trapp dieſer Neigung von Anfang her möglichſt geſchmeichelt. Und immer noch hatte er neue Einfälle, nach welchen das Hofjagdweſen in einem erhöhten Glanz auftreten könne. Bald wurde noch ein Hofhegemeiſter, bald ein Hofmeutmeiſter, bald ein Hofnetzmeiſter angeſtellt; engliſche Jagdrenner und Windhunde hatte man bereits in guter Zahl verſchrieben, und was dem mehr war.

Baumanns Urtheil im Stillen lautete darüber: Warum ſoll nicht auch der Fürſt ein Steckenpferdchen lieben, da wohl der geringſte Bürger, ſo weit es angeht, das ſeinige gern hält. Und beſſer wohl immer noch einige überflüßige Jagdausdehnung, als wenn der Herzog Hunderttauſende mit Mätreſſen verſchwendete. Eben ſo hatte ſich der Kabinetsrath im Stillen herzig gefreut: daß bei dem Allen ſein Gebieter das Lieblingsthum den Geſchäften unterzuordnen vermochte, ja, daß er ſeit mancher Zeit ihm deshalb gar nicht oblag.

Kam er hingegen mit dem Fürſten ſelbſt über die Sache zu reden, hütete ſich Baumann eben ſo vor Abmahnungen und gelegten Hinderniſſen, als er nicht dem Steckenpferde noch ſchmeichelte.

Indem es jedoch immer bedeutender in die herzogliche Kaſſe griff, ein eigenthümlicher Fond dazu auch ſich noch nicht hatte auswerfen laſſen, trug der Kabinetsrath auf eine mäßige Grundſteuer an, welche ſowohl zu dieſem Behuf, als um anderweitig vermehrte Ausgaben zu decken, der Ländereien beſitzende Adel erlegen ſollte. Er ſagte bei dieſer Gelegenheit:

Ihr Durchlaucht edles Streben iſt ja, die Staatsverwaltung zu verbeſſern, und, wie Alles in der Welt, iſt dieſe auch immer zunehmender Verbeſſerungen fähig. Nach meinem gehorſamſten Erachten würde es eine ſeyn, wenn der Adel, der zeither, gegen die übrigen Stände gehalten, von den Staatslaſten

ſten zu wenige trug, hier in ein billigeres Verhältniß zu den übrigen Staatsbürgern geſtellt würde. Es leuchtet zudem als Verbeſſerung ein, was bei manchen Neuerungen, die Ihr Durchlaucht empfohlen werden, ganz und-gar nicht der Fall iſt; weil ſie im Erfolg ſich noch nicht bewährten.

Da hatte der Kabinetsrath nun viele laute Stimmen gegen ſich, und das um ſo mehr, als man ihn oft ſchon einen Widerſacher des Adels genannt hatte. Der Präſident von Sternthal trat bei dieſem Anlaß, gegen den ſonſt üblichen Brauch, mit offnen Gegenvorſtellungen ein. Es hieß: Die Steuerfreiheit des begüterten Adels ruhe auf der Grundlage alter Privilegien, welche der Herzog zu achten ſich verpflichtet habe. Dieſer Adel habe wohl manchen billigen Anſpruch auf Berückſichtigungen. Dahin gehöre im Alterthum das Verdienſt der Vorfahren um den Staat, und in neuen Zeiten der Umſtand: daß ihm während der vorigen Regierung häufig ſeine Einkünfte geſchmälert worden; denn bei unergiebigen Ernten habe man ſtets Kornſperren verfügt; wie es ſchon billig ſey, daß ſich der Landmann, wenn er wenig Getraide gewinne, an einem höhern Preis entſchädige. Um ſo härter würde es ſeyn, dieſen Adel durch eine, ohnehin gegen die Verfaſſung ſtreitende, Auflage zu drücken.

Baumann entgegnete: Kein Privilegium muß, oder kann auf ewige Zeiten gültig ſeyn. Bei den älteren iſt zu fragen: was ihnen ihr Daſeyn gab? Der Adel genoß einſt Steuerfreiheit, mußte aber auch bei Fehden mit ſeinen Reiſigen aufſitzen. Er darf es nicht mehr, ſeit es ſtehende Heere giebt. Dieſe bedingen aber vermehrte Landeseinkünfte. Nicht billig, wenn ſie zeither der Bürger nur unterhielt; und um ſo billiger, wenn abermalige Erweiterung der Einkünfte Noth thut, den Adel, der anderweitig ſo viel gegen den Bürger im Vortheil ſteht, auch dazu beitragen zu laſſen. Was Kornſperren anlangt, ſind ſie eine hausväterliche Maasregel, welche beabſichtigt: die ſchlimmen Folgen eines Mißjahrs gleichmäßig zu tragen, nicht aber in der Theurung einen Theil der Kinder verhungern zu ſehn. Uebrigens wiederhole ich meine Vorausſagung: Je mehr man jetzt noch dieſen Adel ſchont und begünſtigt, es ſey mit Auflagen oder Getreideausfuhr, je mehr wird man doch einſt genöthigt ſeyn, ihn zu beſteuern; und nur zu leicht dürfte man noch die Erfahrung machen: daß ſein Wohlſtand namhaft ſinken wird, einige Bereicherte ausgenommen, die auf den Trümmern der Mehrheit emporſteigen zu ſehn, dem Staate nicht erwünſcht ſeyn kann.

Innozenz wollte diesmal nicht laut Meinung des Kabinetsraths entſcheiden, weil ſo viele andere Stimmen — unter denen er auf manche doch Werth legte — ſich dagegen erhoben; und wieder nicht für dieſe Stimmen, weil ihm Baumann immer auch nicht unrecht zu haben ſchien.

Einmal, in einem Augenblick des Unmuths ſowohl über die getrennten Anſichten, als einer beſonderen Vertraulichkeit, äußerte er ſich umſtändlicher und inniger, als er es zu thun pflegte, gegen Baumann über die ſchwierige Lage eines Regenten, wenn ihm der eine Beamte etwas anriethe, und der andere grade das Gegentheil davon. Wem ſoll man da nun glauben, fügte er treuherzig hinzu; und am Schlimmſten noch, wenn es ein Anſehn hat, als hätten beide Theile recht. So iſt es nun hier bei der Angelegenheit des Adels. Ich will gerecht ſeyn. Es ſcheint aber gerecht was Sternthal ſagt, und auch was Sie einwenden. O verdammt peinigend doch, wenn man das Beßte will, und nicht einſieht, wie es erreicht werden kann!

Mein gnädigſter Herr, entgegnete Baumann: allem Irrthum zu entfliehn, durfte noch kein Fürſt hoffen. Und noch keiner vermochte in ſeine Berechnungen aufzunehmen, was die Zukunft an nicht geahnten Umſtänden herbeiführen würde. Gleichwohl — meine ich ehrerbietigſt: daß es manchen Kernſpruch, manche Geſchichtserinnerungen giebt, die einem gekrönten Haupt wohl zum Pharus dienen können, wo es durch Nacht und unruhige Wogen zu ſteuern gilt.

Meinen Sie? fragte Jener.

Allerdings Ihr Durchlaucht, verſetzte Baumann, doch wieder auch nur bedingt. Immer könnte ſich noch am Pharus ſelbſt das Schickſal feindlich einmengen. Vor dem eignen Gewiſſen aber, und — wahrlich auch vor den Stimmen des Ruhms und der Nachwelt, würde ein gekröntes Haupt den Lauf verantworten können, wenn er nach einem Pharus gelenkt worden, von dem nicht zu ahnen geweſen ſey, er werde betrügen.

Der Fürſt ließ wahrnehmen: daß ihm ein Merkzeichen oder Denkmal ſolcher Art nicht unlieb ſeyn würde, und ſagte noch mit vieler Güte: Wenn Sie einmal nicht mehr da ſind, Baumann, zur Erinnrung.

Dies war ein ſinnig Wort vom Herzog. Möchte er es bewahrt haben.

Freilich, entgegnete Baumann raſch, werden Ihr Durchlaucht dann nicht mehr ſo viele Wahrheit hören.

Das fiel Jenem wieder auf; er nahm es nicht, wie er es — zu ſeinem großen Vortheil — hätte nehmen können.

Baumann ſann währenddem einen Augenblick nach. Hierauf ſagte er: Ihr Durchlaucht haben ja befohlen, ein anderes Kabinetszimmer einzurichten. Ja, erwiederte Innozenz, das meinen Wohnappartements näher liegt. Muß ſo weit über den Corridor gehn.

Der alte Rath hob wieder an: Wollen Ihr Durchlaucht geruhn zu erlauben, daß — ich die Verzierungen darin angeben darf?

Gut, erwiederte ihm der Herzog, arrangiren ſie das.

Acht Tage darauf ſtand das neue Zim=

mer fertig, Baumann erwartete den Herzog zum Erſtenmal darin.

Erſcheinend verwunderte er ſich, und fuhr im Umblick auch ein wenig zuſammen. Der Kabinetsrath hatte auf die Wände verſchiedne geſchichtliche und allegoriſche Darſtellungen bilden laſſen, zeigte ſie nun vor, und deutete ihren Sinn und Zweck.

Zur erſten Wand gerichtet, fing er an: Ihr Durchlaucht ſehen hier den im Jahre 1035 verſtorbnen König Canut von England am Meerufer. Die Schmeichler hatten ſeine Macht wie die einer Gottheit erhoben. Er ließ ſeinen Thron an die See ſtellen, wie ſie, eben vom Sturm bewegt, ſchäumende Wellen ans Land trieb, und gebot ihr laut: ihn nicht zu beſprützen. Sie gehorchte nicht, König und Thron waren nach einigen Minuten benetzt. Da wandte ſich Canut zu ſeinen Höflingen, und ſprach: Seht ihr da, wie wenig die Erdengötter vermögen?

Unterthänigſt wage ich da zu bemerken: daß jedem Regenten, und herrſchte er über eine Univerſalmonarchie, eine tägliche Erinnrung an jenes gewichtige Wort ungemein nützlich ſeyn würde. Und nicht allein bei den Zumuthungen, die von Tauſend flehenden Stimmen täglich an ihn ergehn, ſondern auch bei dem, was er ſelbſt — von edlem Wohlwollen, oder von hohen begeiſternden Ideen aufgeregt — ſich anſinnt.

Wahr, rief Innozenz, wer kann Alle befriedigen, wer ein ganzes Volk glücklich machen! — Iſt ein Fürſt es doch ſo wenig ſelbſt.

Fürſten ſind Menſchen, gnädigſter Herr, ſagte Baumann.

Wohl ſah und empfand der junge Herzog des Gemäldes bedeutenden Inhalt, er hatte ihm auch durch Anerkennung ſeiner Wahrheit gehuldigt — bei dem Allen — es ließ ſich nicht recht ſagen warum — bei dem Allen ſchien es ihm doch nicht zu gefallen, daß man ſein Arbeitzimmer damit dekorirt hatte. Nicht war er Schmeichlern hold, in der That nicht, allein er wußte ſich doch etwas mit ſeiner Herrſcherwürde; eine ſie doch herabſetzende Darſtellung fing ihn an zu wurmen; er hörte ziemlich kalt zu, wie Baumann das zweite Wandbild erklärte.

Da war Kodrus zu ſehn, für ſein Volk ſich dem Tode weihend.

So viel kann aber auch ein Fürſt thun,

ſagte Baumann hier kurz; eben ſo wie er jedes Unterthanen Leben, des Gemeinbeßten willen, fordern darf.

Das hieß viel ſagen, und auf eine ſehr durchdringende Weiſe einem Fürſten ſagen: er ſey des Staates erſter Diener.

Innozenz würde, an ſeiner Truppen Spitze, tapfer in die Schlacht gezogen ſeyn, den Tod nicht gefürchtet haben; es gab ſchon Beweiſe, daß es ihm an perſönlichen Muth gar nicht fehle.

Erobrungsgeiſt würde hingegen Innozenz — auch wenn er auf einem Monarchenthron geſeſſen hätte — nie gezeigt haben. Es war bei ihm von jenem Schwung der Einbildungskraft nicht die Rede, aus dem ſich die welterſchütternde Ruhmſucht entfaltet. Heil — von einer Seite angeſehn — dem Volke, deſſen Oberhaupt fern von dieſer eitlen blutigen Sucht bleibt; und hätte uns die Geſchichte von lauter ſolchen Ehrenmännern zu erzählen, wie Alexander u. ſ. w. u. ſ. w. würde es Niemanden mehr geben der zuhören könnte. Doch giebt es hier noch eine andere Seite. Iſt das Oberhaupt ohne Kriegsgeiſt, wie ſoll es denn um die Vertheidigung des Landes ſtehn, wenn es ungerecht angegriffen wird?

Das gilt aber nur in größeren Reichen, könnte man ſagen, und dann — läge überhaupt auch die Folgerung nahe: daß kleine nichts taugen.

Kann ſeyn; wo ſie jedoch einmal beſtehn — und ihre Hinwegräumung doch unter ſolchen Umſtänden nur denkbar iſt, wie jene altengliſche Heptarchie ſie zeigte, deren kleine Machthaber Weſtſex endlich alle verſchlang — da gilt allerdings von jedem größeren oder kleineren Landesvater: er muß auch kriegeriſch ſeyn.

Sonſt dürfte jene Hinwegräumung unter anderen Umſtänden — von Auſſen her — ſich denken laſſen.

Traun, wenn aber viel kleinere Heere zuſammenſtießen, an eines jeden Spitze ein gekrönter Heerführer, mit dem Sinn eines Kodrus — ſo ein Deutſchland würde von einem Frankreich doch nicht viel zu beſorgen haben.

So ein Sinn iſt doch ein anderer, als wenn man nur einem möglichen Tod kühn entgegen zieht; der wahre kriegeriſche iſt er gleichwohl noch darum nicht, könnte er ſchon die erhabenſten gemüthlichen Wirkungen — an ſich und beiſpielgebend — zeugen. Denn auch einen Kopf beſitzt der Krieger, es giebt eine Kunſt im blutigen Streit, womit die Alten Wunderähnliches thaten, wenn gleich Neue meinen: es käme nur auf gewappnete Heerden an, die der Hirt mit Reden, Verslein, Bändlein, anhetzte, oder auch mit Rum zum Ruhm führte. Geſcheuter erzählte ſich Griechenland die Fabel: Pallas Athene habe vor Troja den Mars überwunden.

Baumann wollte jedoch ein Aeußerſtes am Fürſtenherzen dargeſtellt ſehn; ward es verſtanden, begriff hernach ſich wohl mehr.

Man ſah den Herzog gleichwohl die Naſe rümpfen und dem Gemälde bald ſeinen Blick entziehn. In der That waren mordende Krieger und blutige Wunden ſchauderhaft anzuſehn, des ſterbenden Königs Antlitz dem Künſtler jedoch unvergleichlich gerathen; dieſe ſtill hochſinnigen Züge, dieſer heiſſe Wille neben einer kalten Ergebung darin, hätten ein langes Anſchaun, ein fortgeſetztes Studium verdient.

Man würde haben ſagen können: Entweder brachte Innozenz nicht Empfänglichkeit genug in Baumanns Schule, oder er hatte ſie eine zu kurze Friſt erſt beſucht, als an dieſen Wänden die wunderliche Malerei entſtand. Baumann hatte ſich wohl damit übereilt.

Die Zeit war es, mit deren Bildniß man die dritte Wand verziert ſah. Eine namhafte poetiſche oder artiſtiſche Freiheit fiel daran auf. Man erblickte eine Göttin, doch zugleich mit Fittigen und Ketten an den Füßen, wie die Alten Kronos oder Saturn malten, wenn er die Zeit verſinnlichen ſollte. Sie trug eine ſtrahlende Herrſcherkrone, und darunter — launiger Einfall — eine Narrenkappe. Eben ſo, neben ihrer Sichel, in der anderen, gebietend erhobnen, Hand einen Szepter und ein lächerliches Pritſchholz. Das Geſicht war kunſtreich in zwei Hälften unterſchiednen phyſiognomiſchen Ausdrucks getheilt. An einer zeigte ſich Schönes, Edles, Heiliges, kurz Inbegriff hohen Strebens nach dem Vollkommnen, dem Göttlichen; an der zweiten jedoch ein zugleich abſchreckendes und zum Lachen reitzendes Gemenge böſer und tollen Züge. Am Boden lagen Himmelskugel, Sehrohr, treffliche Geiſteswerke, Heilandskreutz, Lyra, Lorbeern, Dolch, Giftbecher, Würfelſpiel, und manche Gaukelei noch, bunt durcheinander. Ein zahlreiches Gefolge wimmelte der Hauptgeſtalt nach. Urania und Polihymnia, Weisheit und Tugend Liebe und Treue, aber auch Erinnen und Harpyen, Dummheit, Haß, Falſchheit, und allerhand Gecken- und Schandbubengeſindel.

Mein Fürſt, commentirte nun Baumann, es wird heutigen Tages üblich, gar viel vom Fortgehn mit der Zeit zu reden. Wie aber, gilt die Frage, und man hört ſie eben nicht befriedigend löſen. Die Fälle wo es nöthig ſcheint, ihren Fittig, und die wo man weiſer thut, ihren gefeſſelten Tritt zum Simbol zu nehmen, erkennen und ſondern auch nicht ſich leicht. Die Zeit bringt ein Mancherlei im Gefolge, das immer bunter und zahlreicher erſcheint, je länger ihr Strom rinnt. Wo iſt der Weiſe, der einleuchtend mich unterrichten kann: das Gute häufe, das Böſe mindere ſich im Fortſchreiten der Menſchheit? Ich will kniend ihm danken für eine ſo ſchöne Ueberzeugung. Doch was ich in einem nicht kurzen, und aufmerkſamen Leben beobachtete und erfuhr, läßt mir keinen Zweifel übrig: beides bleibe in gleichem Verhältniß, wie Tag und

Nacht das Jahr hindurch. Es gilt nun die Wahl des Guten der Zeit. Ich ſage nicht, daß ſie leicht iſt; auch die Vernunft wird oft getäuſcht, naht dem Ahriman, wenn ſie zu Oromazes ſich hinzuwenden dachte, glaubt nach Aſträens Wäge zu greifen, und Pandorens Urne fällt ihr in die Hand. Geruhn auch Ihr Durchlaucht hier an dem Wandgemälde dieſen Mann zu ſehn, der eine Sokratesmaske vor dem Geſicht hält. Der bunte Lappenmantel bezeichnet aber, was er in der That iſt. Das Frauenzimmer daneben iſt in Veſtalentracht gekleidet, ahmt die Haltung der Unſchuld nach, demungeachtet blicken die Züge einer laſterhaften Buhlerin durch. Jener Krieger dort ſtrotzt mit einem gewaltigen Helm, den ihm die blinde Glücksgöttin ſogar mit einem Lorbeer umwunden hat. Dennoch kann ihm der Helm ſeine Midasohren nicht ganz bedecken. Ich ließ das abſichtlich ſo darſtellen, weil es Fürſten am ſchwerſten wird, Gutes und Schlimmes, Weiſes und Thörigtes zu erkennen, da Alles vor ihnen mit Larven und Hüllen erſcheint, nichts auch die Throne mehr flieht, als die Wahrheit. Darum gehört Kunſt zur rechten Wahl, mein gnädigſter Herr! Und bei dem Allen iſt jede Kunſt lang, jedes Leben beengt. Oft hatte ich ſchon die Ehre, in Demuth Ihr Durchlaucht zu ſagen: daß Höchſtihr verewigter Herr Vater es zu einem bewundernswürdigen Meiſterthum in der Regierungskunſt brachte; gleichwohl lernt auch kein Meiſter hienieden aus, das Vollkommnere unterſcheidet nur, und dem emſigſten Streben dahin windet Unſterblichkeit den herrlichſten Kranz. Ich denke übrigens: Ihr Durchlaucht werden — auch wenn ich lange ſchon todt bin — dies Gemälde anblickend, oft Höchſtſich erinnert ſehn: das Fortgehn mit der Zeit ſey gar viel bedungen, und dem glänzenden Schein am Neuen nicht ſtets zu traun.

Die Malerei war dem Herzog zu weitſchweifig, zu ſonderbar, das Ende in Baumanns Rede mißfiel ihm; das zeigten ſeine Mienen. Kann ſeyn, daß Baumann irrig gewähnt hatte: ſein Gebieter habe ſchon genügende Reife zum Genuß einer ſolchen Allegorie erlangt. Ja nun, wer griffe nicht auch fehl; dies hatte ja Baumann oft ſelbſt geſagt.

Den Herzog ermüdeten ſchon die Geſtalten und Auslegungen; überdrüßig nahm er das Wort: Aber der Pharus?

Dieſer befand ſich über der Thüre, dem Arbeitstiſch des Fürſten gegenüber. Doch ſahe man dort keinen gemalten Leuchtthurm, ſondern allein die Inſchrift: Salus populi suprema lex est.

Der Kabinetsrath vermeinte: Wenn Alles Uebrige in dem Gemach berückſichtigt wäre, könnten zuletzt dieſe Kernworte eines Regenten Pharus ſeyn; auch zunächſt gleich ergeben, was man in dem Streit über die Beſteurung des Adels zu thun habe.

Doch ließ ihn ſein Herr zu keiner Auslegung, ſah auf die Uhr, und ſagte kurz: Schön; will aber heute mir nicht vortragen laſſen, nur Morgen Alles zuſammen. Adieu!

Er entfernte ſich. Baumann ging nach Hauſe, rief ſeine Gattin, und ſagte: Nun wirds ans Kohlpflanzen gehn, ſieh Dich nur nach einem Gütchen um; die Höflinge kriegen mich unter.

O Gott! rief ſie beſorgt.

Und warum, entgegnete er; kann es Dir und mir nicht lieb ſeyn? Ruhe und ſtiller Lebensgenuß winken endlich. Zwar — um das Gemeinweſen traure ich, darf es; dieſe Trauer iſt mein Lohn, mein Sieg, wenn die Sternthal und Trapp es ſonſt über mich gewinnen. Dieſe Trauer wird einſt ihnen nicht, dies weiſſage ich ganz beſtimmt. Auch der Fürſt thut mir leid. Noch einige Monate ernſte Anſtrengung, und er würde nicht allein immer mehr Geläufigkeit, er würde endlich auch lieb gewinnen, was ihm jetzt noch Zwang aufnöthigt, und mehr Zwang als ich — ſtets an Arbeit gewöhnt — zuerſt freilich hoffte.

Die Gattin war ſo bekümmert, als ſie Baumanns Rede in Verwunderung ſetzte. Nie hatte er daheim von ſeinen Amtsbeziehungen herzergießend geſprochen. Das Innre mußte ihm überlaufend voll ſeyn, konnte ſie urtheilen, weil es heute geſchah.

Er fuhr, halb vor ſich redend, noch fort: Ohne Zweifel wird Ihnen Niemand ſolche Gemälde aufſtellen, mein gnädigſter Herr, Niemand aber auch um Ihren Ruhm bei der Nachwelt ſo beſorgt ſeyn. Er iſt bei dem Allen nicht ſo leicht errungen; bei den Zeitgenoſſen hingegen kaufen ihn Fürſten wohlfeil; im eignen Lande wenigſtens dampfen die Rauchpfannen immer hell. Man wird Sie allen Zwangs erledigen, Ihnen vom Regieren nur den Genuß, kaum noch andere Mühen als ein

ein Paar Namenszeichnungen täglich übrig laſſen; demungeachtet wird da Ihnen der edelſte, erhabenſte Genuß verkümmert: ſelbſtſtändig mit Geiſt und Kraft auf dem Throne zu wirken. Sie wären dahin gelangt, den unſchätzbaren Vortheil daran zu begreifen: wenn der eingeborne Fürſt — am höchſten ſtehend, folglich geeignet das Meiſte zu überſehn, und daneben am herzlichſten zum Vaterlande hingezogen, weil er von Allen die meiſte Vermuthung hegt: ſeine Nachkommenſchaft werde Jahrhunderte lang darin bleiben — wenn er das Herrſcheramt ſelbſt verwaltet. Sie wären dahin gelangt, einzuſehn: was dieſem Lande vom Neuen der Zeit taugt und was nicht; ſelbſt wohl zu der heilſamen Kunſt, das Alte jung zu erhalten, und vom Throne den Impuls zu derjenigen neublühenden Ideenentwicklung zu geben, welche der Heimath am treffendſten ſich aneignet; und welchen glorreichen Lohn würde am Lebensabend Ihr Bewußtſeyn Ihnen zuerkannt haben. Sie wären dazu gelangt, wenn Sie — daß ichs wahr nenne — durch Anſtrengung erſetzt hätten, was Ihnen die Natur einmal an Genie verſagt hat. Jene vermag es bis zu einen bedeutenden Grad;

und es thut auch nicht immer auf den Thronen um ſogenannte große Geiſter Noth, die oft auch daneben großen Verirrungen entgegen gehn, und Leidenſchaften fröhnen, deren Reitz Ihnen — zum Glück des Volks — mit dem Genie auch fern geblieben iſt. Sie würden erlernt haben, gute Köpfe zu ſich zu rufen, ſie zu trefflichen Werkzeugen Ihres gerechten und liebreichen Willens zu machen, ohne ſich durch allerhand noch unbewährt gebliebne Meinungen, und theoretiſche Wagniſſe fortziehn zu laſſen. Nun freilich wird ſich dies Alles anders geſtalten. Lieblinge werden für ihren Herrn denken, und, zu bequem, ſich wieder bei Lieblingen Raths erholen; dieſe endlich, vermögen ſie nicht ſelbſt unreife Hirngeburten auszuhecken, aus Modebüchlein ſchöpfen, welch verbrannt Gehirn ſie auch zeugte. Da wirds denn luſtig an ein Verſuchen gehn; gelingt das Eine nicht, das Andere her. Etwa wie in öffentlichen Krankenanſtalten, wo man umſonſt heilt, ſich aber auch das Recht vorbehält, Proben mit Arzneien zu machen auf gut Glück. Man wird Neues genug in die Regierungsmaſchine bringen, doch mit welcher Wahl, und wie manchen trefflich gangbaren

Rädern zum Verderben, ſteht dahin. Man wird dem Zeitgeiſt rüſtig huldigen; ob man aber auch den Staatsgeiſt — der in jedem Lande vorhanden ſeyn muß — feſthalten wird, iſt eine andere Frage. Einſt an ſpäten Erntetagen kann ſich nur ausmitteln, ob die Saat gut beſtellt war; beim erſten Keimen und freundlichen Wetter täuſchen oft blendend Grün und üppige Halmenfülle. Aber ſie muß auch Froſt und Stürmen Trotz bieten, einſt ſegnend Müh und Arbeit lohnen, ſonſt hat ſie für den Himmelſtrich nicht getaugt.

Die Kabinetsräthin verſtand wenig von dem Geſagten, ihr Ehewirth murmelte es größtentheils in den Bart hin; vielleicht weil ihm beifiel: er ſündige wider ſeine Gewohnheit, derlei hier abzuhandeln.

Wir mögen nicht Alles in ſeiner Rede unbedingt loben. Der geneigte Leſer wird es ohnehin ſchon empfunden, und Baumann darum getadelt haben: daß er zu ſehr Laudator temporis acti, zu wenig mit ſeinen Ideen von der Stelle zu bringen war. Man räumt das ein, iſt hingegen weit entfernt, beſtimmen zu wollen: *um wie viel* er jenes zu ſehr, *um wie viel* er dies zu wenig war.

Denn iſt die Gränze, bis an welche ſich das Genie aufſchwingen darf, ohne ins luftige Traumgebiet zu irren, ſchwer zu beſtimmen, gilt das Nehmliche von der Gränze, welche Erfahrung ihrer Vorliebe zum Erprobten widmen ſoll.

Das Alter hat zudem Schwächen, die ihm Jugend mit Recht vorwirft. Doch umgekehrt die Jugend auch, und — an welcher Seite liegen die meiſten?

Hier iſts ſchwer, zu bemeſſen. Wißt Ihr den Radius eines Zirkels, greift wieder ein anderer hinein, und noch einer; Ihr entdeckt deren immer mehr, habt zuletzt eine unüberſehliche Rotation vor Augen.

Sollte Regieren in der That ſo ſchwer ſeyn, wie Baumann ſagte, und dabei ſo nothwendig, daß es der dazu Berufne ſelbſt vollzieht? Sogar für ſeinen Nachruhm; denn ohne Zweifel preiſ't uns die lügenhafte Geſchichte manchen Fürſten hoch, der nichts weniger gethan hat als regieren. Wär es denn ſo ſchwer; hat nicht der ärmſte Tagelöhner ein weit läſtigeres Amt, ſollen Weib und Kind nicht verhungern? Kann nicht auch ein träger, unwiſſender Schiffscapitän ſein Fahrzeug durch Wind und Wogen bringen, dafern er einen geſchickten Steuermann, tüchtige Matroſen hat? Sie dürfen nicht einmal beſonders geſchickt und tüchtig ſeyn, wenn ihm nur der Himmel gut Wetter ſendet. Ei, es mögen auch Orkane wüthen, füge das Glück nur: daß Kiel und Bohlen an den Klippen noch vorüber gleiten, ſo preiſ't man im Hafen den wackern Seemann, wie die Argonauten ihren Typhis. Dagegen klügelt und klügelt mancher Fürſt, und erlebt dennoch kein erfreulich Regierungsreſultat; wie mancher Pilot die Navigationsſchule mit Talent und Fleiß beſucht hat, und nichtsdeſtoweniger ſcheitert.

So iſt es aber ſchon einmal im Leben; zum Gewißſeyn bringt es der Menſch nicht; ja ihn ſollen oft auf Strebens Bahnen die grellſten Gegenſätze verwirren. Man iſt bisweilen krank, ruft einen Arzt, noch einen geſchickteren, endlich den berühmteſten der Stadt, und wird nur elender. In einem Anfall ärgerlichen Unglaubens an die Kunſt wirft man nun die Pulver und Latwergen zum Fenſter hinaus, ſpeiſ't, trinkt darauf los, und — die Geneſung erfolgt. Da tritt wohl ein Feldherr mit ſchon verherrlichtem Namen, und einem, in manchem Sieg bewährten, krieggeübten Heere auf. Er ſoll — o pfui — gegen zuſammengetriebne Schneider, Schuhmacher und Bauern kämpfen. Und ſiehe da, ſie ſchlagen ihn aufs Haupt; wie es einſt auch dem Hamilkar in Iberien erging. Da will ein tiefwiſſenſchaftlicher Gelehrter, dem auch dichtender Genius nicht abzuſprechen iſt, in einer dramatiſchen ausgezeichneten Schöpfung glänzen, ſich von dem feinſinnigen Publikum in Berlin, Leipzig, oder Weimar gehuldigt ſehn. O er kennt ſeine Theorie und Muſterſtudien. Es hat ihm Schweistropfen genug gekoſtet, Sophokles und Aeſchylus verſtehn zu lernen, Shakespear kennt er auswendig, und weiß ſo gut wie A. W. Schlegel zu ſagen: daß nicht nur die tiefe Menſchenkunde und fantaſiereiche Sprache an dieſem genialen Britten ſo bewundernswürdig ſind, daß er auch in Handhabung der Sprache, im Versbau dem glatten Pope ſo überlegen ſey, wie Alles dem gar nichts. Wohlan, unſer Dichter nimmt ſich vor, wie Sophokles, Aeſchylus und Shakeſpear zu ſchreiben. Doch ihm noch nicht genug, das Beßte jener drei tragiſchen Helden als Vorbild zu wählen, er ahmt auch Züge aus des trefflichen Cervantes Numantia nach, macht ſich mit den Kindlichkeiten, Herzigkeiten, metriſchen Künſten der Spanier, Italiener, Provenzalen, Minneſinger, bis zu den Niebelungen, bekannt; aus all den Blumen will er eine Honiglеckerei zuſammentragen, wie ſie noch keine Tafel am Pindus geſchmückt hat. Nach Jahren und manchen peinlichen Nachtwachen hat er nun die große Normaltragödie fertig, woran künftige Jahrhunderte wieder ſich ſpiegeln ſollen. Das hohe Kunſtwerk gelangt auf die Bühne, allein — man gähnt, murrt, läſtert wohl; es erlebt keine zweite Aufführung mehr, und nun mag es auch kein Buchhändler. Dagegen ſchreibt — ſchmiert eigentlicher — ſo ein ehrliches Naturkind, wie z. B. der Schauſpieler Stegmayer in Wien, der kaum weiß, daß Einer gelebt hat, der Ariſtoteles hieß, in vierzehn Tagen einen Rochus zuſammen, und er lockt das feinſinnige Publikum in Berlin, Leipzig, Weimar u. ſ. w. zwanzigmal herbei.

So gehts, und überall, und nicht ſelten. Sind darum gleichwohl Regierungskunſt, Schiffarthkunſt u. ſ. w. zu entbehren, weil Unfehlbarkeit ihr Antheil nicht iſt? Nur zu ſehr gehörte das auch zu Baumanns Erfahrungen.

Die Gattin fragte ihn: was ihn eigentlich aber ſo beſtürzt gemacht?

Beſtürzt, entgegnete er, beſtürzt? Siehſt Du mich nicht ruhig?

„Ich ſehe nur eine ziemlich unruhige Ruhe.“

Siehſt Du mich nicht ſelbſt froh?

„Es iſt eine ſchmerzliche Freude.“

Noch einmal: ruhig und froh bin ich meinetwillen. Genug, wir pflanzen bald Kohl; tröſte Dich aber, wenn Deine Luſt dazu noch eben nicht ſich regt. Auf dem Lande wird ſie ſchon ſich einfinden. Und wie geſagt: zum Winter, zum Karneval gehts in die Reſidenz. Darf ich doch nicht, wie manche in Ungnade Geſunkne, lichtſcheu mich verkriechen.

Jene meinte, nach dem was ihr Baumann vom Vorgegangenen ſagen zu dürfen glaubte: hier ſey ja immer noch von keinen Zeichen der Ungnade die Rede. Da verſetzte er: Du kennſt die Fürſten nicht. Nur ein geringes Mißfallen an Jemand, die Uebrigen machens ſchon groß. —

Herzog Innozenz war, nachdem er das

neudekorirte Kabinetsgemach verlaſſen hatte, zu ſeiner Gemahlin gegangen.

Sie bemerkte Unwillen auf ſeiner Stirn, und fragte um den Grund.

Hm — fing er nun an — es gefällt mir nicht, iſt dummes Zeug.

Auf eine zweite Frage hörte Jene von der neuen Malerei.

Es war ihr ungemein lieb, ihren Gemahl eine Anordnung Baumanns endlich tadeln zu hören.

Warum aber, könnte man fragen, wär dieſe Fürſtin gegen den Alten ſo eingenommen?

Zum Theil iſt davon ſchon die Rede geweſen. Den Hauptgrund aber durfte man an der Gattin achten und loben; die Fürſtin dagegen hätte beſſer gethan, ſich damit nicht zu bemengen.

Sie liebte den Gemahl, hatte an häuslich frohe Stunden ſich mehr wie viele andere Fürſtinnen gewöhnt; Baumann entführte ihn, ſie ſtellte es auf des Kabinetsraths Rechnung: daß Innozenz weniger aufgeheitert und mittheilend ſich zeigte, als ſonſt. Und ſein Ernſt, ſeine Zerſtreuung, nahmen mehr zu als ab. Auch wurde aus dem verhießnen Abkürzen der Geſchäfte immer noch nichts. Denn arbeitete der Herzog ſchon weniger im Kabinet, nahmen ſeine Beſuche der Landesſtühle die gewonnene Zeit wieder hin.

Sie hatte ſeit kurzem gegen den Baron Trapp ſich vertraulicher als Ehedem über den Gegenſtand ihres Unmuths geäußert, und Dieſer ſtets wiederholt: Geruhn Ihro Durchlaucht mir gnädigſt zu glauben, daß dies Alles nicht nur unnöthig iſt, daß es ſogar dem Gemeinweſen noch manchen Schaden bringt. Des regierenden Herrn Beruf kann nimmer kleinliches Detail ſeyn; das Befehlen iſt es. Alle vierzehn Tage eine große Staatsconferenz von einigen Stunden, wöchentlich dreimal Kabinetsvortrag von einer halben Stunde; damit könnten Seine Durchlaucht überflüſſig Alles abthun, und in der anderen Zeit Höchſtihrer erhabnen Familie leben.

Das gefiel der Herzogin, und ſah ſie noch eben nicht ein, wie man es dürfte anzulegen haben, ihren Gemahl ähnlichen Sinnes zu machen, beſchloß ſie doch: eifrig eine ſich dazu etwa darbietende Gelegenheit zu ergreifen.

Sie wäre da — vielleicht — ſelbſt als

Landesmutter zu entſchuldigen geweſen. In ſofern ſie nehmlich — weil man es ihr oft leiſe zu hören gab — meinte: Viel in der Landesverwaltung könnte beſſer gehn, als es dermalen ginge. Und — vielleicht dachte ſie noch tiefgeheim: Mein Gemahl iſt ein vortrefflicher Gatte und Vater, er liebt ſein Volk, iſt gütig, gerecht, genug zählt eine Menge von herrlichen Eigenſchaften — die aber, viel mit Papieren zu verkehren, wohl nicht. Kein Mangel an Fähigkeit, doch eine gewiſſe Abneigung, und — genug ich fürchte: er wird ſich umſonſt abmühn, vielerlei Anſichten des Regierungsgeſchäfts in ſich aufzunehmen, und wozu auch? Iſt der Wille von Oben hinab gut, gerecht, ſo mögen geübte Diener ihn dann vollbringen. Mißbrauch dürfen ſie nicht wagen, wo Gerechtigkeit thront.

Gar kein übles Frauenurtheil; nach dem Mannesurtheil des Kabinetsraths kam jedoch auf die Selbſtheit beim Herrſchen ungemein viel an. Wer hatte recht?

Der Letzte meinte auch — und hielt feſt daran —: fortgeſetzte angeſtrengte Uebung würde aus dem Herzog endlich einen tüchtigen Selbſtregierer geſchaffen haben. Die Gemahlin hegte im Stillen eine andere Meinung. Wer hatte recht? Baumann hatte auf ſeinem vielüberblickenden Standpunkt kein geringes Maas tiefer Menſchenkunde geſammelt, aber dieſe Fürſtin mußte auch ihren Gemahl kennen. Bleibe dieſer Umſtand unentſchieden; es thut unſerer Geſchichte weiter keinen Abbruch.

Die getadelte Malerei war mithin erwünſcht. Jene bat, ſie doch auch ſehn zu dürfen. Ihr Gemahl bot ihr den Arm. Sie wollte jedoch erſt eine Chenille überwerfen, auch hinſenden, um zu ſehn, ob Baumann auch nicht mehr im Kabinetszimmer wäre, ging deshalb in ein anderes Appartement. Von dort ließ ſie aber auch ſchnell den Baron Trapp rufen; ahnend, ſeine Gegenwart heute dürfte erſprießlich ſeyn.

Nach einigem abſichtlichen Verzögern trat man den Gang an. Kaum dort eingetreten, erſchien auch der Baron, und die Herzogin fand leicht einen Vorwand, um deſſentwillen er gerufen ſey. Damit er jedoch bliebe, forderte ſie eine Auslegung der Allegorien von ihm.

Er hatte die Malerei ſchon heimlich geſehn, ließ aber nichts davon ſich merken, ſo konnte er um ſo mehr verwundert thun.

Nachdem er die Szene aus Canuts Leben auf dieſe Weiſe prüfend angeblickt, ſchien es anfänglich: er könne vor Staunen nicht zu Wort gelangen, dann liſpelte er eine halb nur vollendete Bitte: ihn gnädigſt mit einer Deutung zu verſchonen, die nicht ziemen würde; ſchnitt hierauf aber den Faden wieder mit dem Vorwand ab: er ſey nicht gnügend mit der Geſchichte vertraut, welche der Pinſel hier eigentlich darſtellen wollen.

Dies hatte nach der vorangehenden Aeußerung keine Wahrſcheinlichkeit, und die Fürſtin drang aufs Neue mit jener Zumuthung in den Baron.

Nachdem er tief unterwürfigſt um Verzeihung gebeten, und ſonſt über dem Einleiten noch gezögert hatte — gleichſam als könne er gar nicht ausſinnen, wie von dem unzarten Gebilde zart ſich reden ließe — ging er endlich daran, fügte jedoch hinzu: Dieſer König grauer Vorwelt ſcheint bei dem Allen irgend eine, nicht bekannte, Abſicht gehegt zu haben, den Gegenſtand nur von einer Seite anzuſehn. Unmittelbar ließ dem rohen Element ſich freilich wohl nicht gebieten, doch mittelbar um deſto mehr. Denn mußte es nicht Canuts

Flotten tragen, wohin er es befahl, mußte es nicht die Schätze ſeines tiefſten Abgrunds, Perlen und Korallen, Auſtern und Muſcheln, als Tribut darbringen? Fielen ſeine Ungeheuer nicht unter den Harpunen? Und immer konnte der Ozean ſeinen Schaum nur ans Ufer ſprützen, wo es ihm der König erlaubte. Sonſt galt es nur einen Wink, und Dämme thürmten ſich den Fluten entgegen. Canut hatte folglich Macht genug über die See, bezwang ſie Allenthalben; und ſo hinkt alſo das Gleichniß, ſagt nicht was es ſollte. Und was es ſollte, konnte ihm wohl ein König zu ſagen aufgeben, doch — ein Unterthan — ich begreife die — ſeltſame Erdreiſtung nicht; will gleichwohl mich auch nicht erdreiſten, gegen den Kabinetsrath Baumann zu reden; er ſteht zu ſehr bei Ihr Durchlaucht in Gnaden.

Ei nun, entgegnete der Herzog, bös hat es Baumann auch nicht gemeint —

O das glaub ich auch nicht, Ihr Durchlaucht, verſetzte der Baron; er empfindet nur das Schickliche wenig, Alter iſt vergeſſen —

Drüben, fiel die Herzogin ein, ſieht man wohl den Kodrus — hu, wie ſchauderhaft!

Der Baron that, als wolle er die Hände

über dem Kopf zuſammenſchlagen, hielt aber die Bewegung demungeachtet noch zurück, und verſtummte.

Als Erzählung, nahm die Fürſtin abermal das Wort, eines Prinzenhofmeiſters an junge Eleven paßte dies ſchon — aber —

Ich würde es auch da nicht einmal wagen, fiel Trapp ein: Für ſeinen König ſoll das Volk ſich opfern, ſagt der Dichter.

Innozenz ſagte: Nein, mag das nicht ſehn — Blut — pfui!

Auf die nächſte Wand blickend, ſchlug die Herzogin ein Gelächter auf: Was in aller Welt ſoll das ſeyn?

Wie es ſcheint, antwortete der Baron, die Zeitgottheit. Doch nicht mythologiſch richtig — und — und —

Er ſchwieg, als erſtarrten ihm die Lippen vor Befremdung.

Hanswürſte, fing der Herzog wieder an, das iſt nicht hübſch — weg!

Ah, rief nun der Baron, als ob es ihm ſo herausführe: jetzt leuchtet mir ein, daß ich bei meiner Vertheidigung des Kabinetsraths auf Wahrheit kam, ungeachtet ich nur zu fingiren meinte.

Die Herzogin fragte: Bei welcher Vertheidigung?

Jener that wieder, als reue ihn, davon angefangen zu haben, und wich aus.

Reden ſie, hob die Fürſtin wieder an.

Wenn Ihr Durchlaucht es ausdrücklich zu befehlen geruhn, entgegnete Trapp, die Achſeln hebend, muß ich unterthänig darſtellen: daß vor einigen Wochen, in einer auswärtigen Zeitſchrift ein gewiſſer Aufſatz — aber ich ſollte das nicht mich zu ſagen erkühnen —

Ich kenne ihn, ſeufzte die Fürſtin, mochte ſeiner jedoch nicht erwähnen; ich dürfte von unbefugter Einmengung gehört haben, wo doch nur mein Herz, meine Sorge um —

Sie hielt auch inne, und ihr Gemahl fragte: Was iſt denn das für ein Aufſatz, Trapp?

Dieſer entgegnete: Ihr Durchlaucht, er enthielt nachtheilige Schilderungen des Kabinetsraths; wie denn unverſchämte Journaliſten ſind, die Alles ohne Prüfung aufnehmen. Es verdroß mich, ich ſchrieb an dieſen, verlangte, mir den Einſender zu nennen, damit er verantwortlich gemacht werden könnte. Wie es denn nun geht, es hieß: der Aufſatz ſey anonym eingetroffen, und da ſchien mir nichts übrig zu bleiben, als den öffentlich Angegriffnen auch öffentlich zu vertheidigen; einmal, weil er in Ihr Durchlaucht Gnade ſteht, dann auch, weil ihm hartes Unrecht widerfuhr, und — und —

Etwas mußte freilich in der Sache geſchehn, merkte die Herzogin an.

Jener fuhr fort: Es war ſo unanſtändig wie unrichtig in dem Aufſatz geſagt worden: des Kabinetsraths Anmaaßungen und ſein Mißbrauch der höchſten fürſtlichen Gnade, erreichten, und zur wachſenden Unzufriedenheit des ganzen Landes, eine immer höhere Stufe, und was des lügenhaften Unſinns mehr war. Ich machte nun einen Gegenaufſatz, worin ich der Wahrheit nach ſchrieb: Ihr Durchlaucht hätten gnädigſt geruht, den Baumann wieder ins Kabinet zu rufen, weil er ein erfahrner Praktiker, und überhaupt ein tüchtiger fleißiger Arbeiter ſey; und wenn er ſich etwa zuweilen auffallend benehmen ſollte, müſſe man das billig auf ſeine Alterſchwäche und Grämlichkeit ſchieben, und daß er dieſe Zeit ſamt ihren Forderungen nicht mehr kenne. Ihr Durchlaucht erhabne huldreiche Milde würde auch dem Manne, des vielen Guten an ihm halber, es ſogar verzeihen, wenn dieſe Altersſchwäche bis zu Rückfällen in die Kindheit ausarten ſollte — es ziemte ſchon nicht anders, gnädigſter Herr, ich mußte weit gehn, der meine Darſtellung abnöthigende Aufſatz hatte zu anſtößig gelautet — nun aber muß ich doch treugehorſamſt bekennen: daß mir das Fingirte beinahe wahr ſcheint. Denn wer ein ſolches Gemälde in ſeines gnädigſten Herrn Kabinetszimmer zu bringen fähig iſt, muß an Rückfällen in die Kindheit leiden; es iſt nicht anders denkbar.

Man erinnert ſich, wie ehr es dem Fürſten ſchon einmal wurmte: daß auf Baumanns Gewalt über ihn gedeutet worden, nun trat dieſer Fall noch weit mehr ein. Er ſagte demungeachtet: Bös meint ers aber nicht, bös nicht, er hat nur keinen Takt.

Dies eben ſagte ich auch gegen die verläumdende Beſchuldigung noch: „er ſey platt, gemein." Ich erwiederte: Den Takt eines ſogenannten Hofmanns beſaß er nie, dagegen iſt er ein Biedermann, im ganzen Umfang des Worts.

Das iſt er auch, ſagte der Herzog, nur

ſpricht er bisweilen zu dreiſt, zu unbedachtſam. Meinen Vater nennt er immer einen Meiſter im Regieren, ſagte geſtern aber noch: Kein Meiſter lernt aus —

Unanſtändig, fiel die Herzogin ein.

Ihr Gemahl hob wieder an: Und da tadelte er doch meinen Vater. Bös gemeint oder nicht, es ſchickt ſich nicht. Weg das — und auch die lateiniſche Deviſe da Oben. Meine Appartements ſind keine Schulen.

Jetzt las der Baron. Hilf Himmel, rief er aus, der Mann muß platterdings an Abſenzen leiden. Salus populi suprema lex est, Hilf Himmel!

Wie heißt es zu deutſch? fragte die Herzogin.

Der Baron gab zu Antwort: Ihro Durchlaucht, es iſt ein republikaniſcher Wahlſpruch, folglich gar nicht geeignet hier zu ſtehn. Er heißt. Volkes Wohlfarth iſt das höchſte Geſetz. Des Fürſten Wohlfarth kann es nur in unſerm Staat lauten. Sein Glück, daß Ihr Durchlaucht ſo gnädig ſind. Einem anderen Souverän könnte vielleicht einfallen, Demagogenſinn hier zu ſehn, und ihn hart zu ſtrafen —

Nicht ſtrafen, nicht ſtrafen, unterbrach ihn der Fürſt; wie einſt Carl V. ſagte: Nicht Kopf ab, nicht Kopf ab!

Tiefunterthänigſt bitte ich, rief der Baron, mich nicht mißzuverſtehn, Ihr Durchlaucht! Weit entfernt bin ich, dem Kabinetsrath eine ſchlimme Abſicht unterlegen zu wollen. Ich nenne es nicht einmal Unbedachtſamkeit, es ſind Abſenzen, mein Leben verwette ich darauf, Abſenzen.

Gott, rief nun die Herzogin, keinen Morgen werde ich da mehr Ruhe haben, ſo lange mein Gemahl bei dem unglücklichen Menſchen iſt! Und nur heute dies Alles weg; von den neuen Hautelíſſentapeten darüber, heute noch eh es Jemand erfährt; ſonſt lieſ't man wieder in fremden Journalen davon.

Las ſchon der Fürſt ſelten Zeitſchriften, gerieth er doch in eine Art Spannung, wenn ſie zur Sprache kamen. Er wollte nicht darin gelobt ſeyn, das Gegentheil aber freilich noch weniger. Nachdem er befohlen hatte, ihm die Journalhefte zu bringen, worin die genannten Aufſätze ſtänden, ging er verdrießlich zur Thür hinaus, und warf ſich eben ſo verdrießlich aufs Pferd.

Was er auf dem einſamen Spazierritt

denken mochte, blieb ein Geheimniß; aufgeheitert hatte er ihn aber nicht, denn er ließ den Kämmerier mit ſehr unſanften Worten an, als er heimgekehrt wieder in ſein Wohnzimmer trat, und ihm Dieſer die befohlnen Journale brachte. Packt euch zum Teufel, hieß es.

In nicht froherer Stimmung nahm er die Zeitſchriften in die Hand, und wüthete dergeſtalt gegen den erſten Aufſatz: daß er das ihn enthaltende Heft in Stücke riß und mit Füßen trat. Er fand Alles weit ärger, als ihm der Baron geſagt hatte. Beinahe mit dürren Worten ſtand hier: Baumann allein regiere das Land, der Herzog müſſe thun, was nur Jenem beliebe. Daß übrigens beide Aufſätze nur einen Verfaſſer hatten, und wer es war, iſt dem Leſer ohne Zweifel ſchon eingefallen.

Einſt hatte der Fürſt den Baumann ungern geſehn — theils aus jugendlicher Abneigung gegen das Altförmige, theils weil die, welche den Erbprinzen umgaben, ihm keine vortheilhafte Meinung von dem Kabinetsrath eingeflößt — ſpäterhin dagegen ſich an ihn gewöhnt, ſeine Begriffe über des Mannes

Werth mit jedem Tage mehr erweitert; ſo daß, trotz dem anhaltenden Arbeiten — deſſen Urſache Baumann war, das immer noch dem Herzog eben kein Vergnügen bereitete, deſſen Nutzen er hingegen doch immer heller einſah — und trotz aller Höflingsverſuche, den Alten vom Sattel zu heben, er immer noch feſt darin geblieben; nun aber verhielt ſich das nicht mehr ſo. Das Journal an ſich dürfte den ſonſt nicht leicht wankenden Eigenwillen am Fürſten nicht erſchüttert haben; die Gemälde allein, die Mißfallen erregenden und ſo nachtheilig ausgelegten, auch nicht. Beide Stürme zugleich thaten aber die gehoffte Wirkung. Indem man hier von Kindheit und Geiſtesabweſenheit geſprochen hatte, verſtärkte es den empfindlichen Aerger, dort ins Publikum geſchrieben zu ſehn: Baumann regiere das Herzogthum.

Indem hier ſich empfahl: durch eine ſchnelle Entlaſſung Baumanns die Welt zu unterrichten, das Journal habe gelogen, kam noch die Betrachtung hinzu: daß es doppelt empfindlich ſey, von dem entſcheidenden Einfluß eines Mannes zu leſen, der anderweitig als bereits kindiſch geworden erachtet ſey, und das Peinliche, mit Jemand ſich allein zu befinden, dem man Geiſtesabweſenheiten zutraue, ſtellte ſich auch mit einem doppelt geſchärften Nachdruck dar. So griff denn Eins ins Andere, und weckte des Herzogs Entſchluß: Baumann zu verabſchieden.

Allein es verdroß ihn auch gewaltig, daß — nun die Anderen ihren Willen haben ſollten, er aber nicht. Deshalb ſprach er heute kein Wort an der Tafel, und am Abend bei der Cour auch nicht. Weil indeß der Präſident von Sternthal auch ſich dort befand, erinnerte bei ſeinem Anblick der Fürſt ſich lebhaft der gefälligen, anziehenden — vor allen Dingen kurzen — Darſtellungen über das Staatsgeſchäftsweſen; ihm fiel daneben auch wieder, und ihn erbitternd, ein: daß in dem leidigen Aufſatz von Unzufriedenheit des Landes geſtanden hatte. Dies hat man davon, dachte er knirſchend, vor ſich; ſo viele Kabinetsarbeit, und ſind doch nicht zufrieden; ſinds nicht werth.

Dies brachte neue Gährung in ſeinem Innern zuwege. Am nächſten Morgen ergriff ihn der Verdruß abermal, doch ſo, daß er ſchon mehr nachdachte, was denn zu thun ſey. Den Baron Trapp wollte er nicht ſehn, war böſe auf ihn, der widrigen Meldungen von Geſtern halber; war auch böſe auf die Herzogin, die ſo ihn in die Preſſe genommen. Doch Baumann wollte er auch nicht mehr ſehn, dies hätte ſich bei dem Fürſten entſchieden. Um die Vortragsſtunde gebot er mit rauhem Ton ſeinem Kämmerier: Den Vortrag abgeſagt! Bin krank!

Der Kämmerier hatte auf dieſen Befehl mit Spannung gewartet. Der rauhe Ton entzückte ihn, er hätte mit Freuden einen Fußſtoß hingenommen.

Baumann ſaß da; hatte ſchon geſehn, daß ſeine Malerei verſchwunden, und Hautelißentapeten an ihre Stelle gekommen waren.

Der Kämmerier, der vor Baumann, ſeitdem er galt, ſich gar ſehr geſchmiegt hatte, trat nun mit erhobnen Kinn ein, zog in der Thüre die goldne Doſe heraus, nahm allein Taback, und ſagte gravitätiſch: Ihr Durchlaucht werden ſich nicht vortragen laſſen, ſind unpaß. Gut, ſagte Baumann, und ging.

Der Andere flog zum Baron, der im Palais war, und gab ihm einen Wink von dem Ereigniß.

Mürriſch hatte ſich der Herzog ans Fenſter geſtellt, als der Kämmerier zurückkam, und meldete: es ſey beſtellt.

Jener wandte ſich um. „Was ſagte der Kabinetsrath?“

Nichts als Gut, hieß die Antwort. Der Gefragte legte eine möglichſt trotzige Betonung auf das Gut.

Düſter kehrte ſich der Fürſt wieder zum Fenſter hin.

Ihr Durchlaucht — hob nun der Kämmerier mit bebender und weinerlicher Stimme an. Er hatte ſich erbötig gemacht, ein Wagniß auf ſich zu nehmen.

Jener rief: Das Maul gehalten! Fort!

Behend warf ſich der Kämmerier auf beide Knie hin, und ſagte, von Schluchzen unterbrochen: Durchlauchtigſter Fürſt, ſtoßen Sie mich, jagen Sie mich fort, aber laſſen Sie einen treuen Knecht nur ein Wort reden. Das Herz zerſpringt mir ſonſt —

Der Herzog ſtampfte mit dem Fuß. „Ihr ſeyd ein dummdreiſter Schlingel! Wißt, ich kann das nicht leiden, und —“

Kühn unterbrach ihn der treue Knecht: Das Herz zerſpringt mir, wenn ich ſehe, daß

Ihr Durchlaucht nicht vergnügt ſind, daß Sie bei den Geſchäften Ihre unſchätzbare Geſundheit noch ganz ruiniren werden, und daß es doch nicht erkannt wird, daß man Allenthalben doch murrt und ſeufzt. Setzen doch Ihr Durchlaucht den alten Baumann auf Penſion, nehmen Sie einen Miniſter wie Richelieu, wie Mazarin, wie Pitt, übergeben Sie dem die Generalia, laſſen Sie Sich daraus die Woche einigemal vortragen, und nichts ins Kabinet als was dahin gehört, mit Thränen fleh ich Ihr Durchlaucht darum an! So werden Ihr Durchlaucht des Lebens froh, und den Unterthanen iſt doch beſſer geholfen, denn —

Sich umwendend und beide Arme in die Seite ſteifend, unterbrach ihn der Fürſt: Aber was unterſteht ihr euch? Hab ich euch nicht verboten, nur ein Wort von Geſchäften zu reden? Der Teufel ſoll euch ja auf den Kopf fahren, Halunk!

Aber Ihr Durchlaucht wiſſen, hob Jener kläglich wieder an, daß ich mich Tauſendmal für Sie in Krautſtücke hauen ließe, und ſo —

Na, hieß es drüben wieder, ihr meints

gut, weiß. Nur auf! Das verfluchte Knien! Den Jagdwagen angeſpannt, iſt ſchön Wetter.

Der Kämmerier ſprang auf, und fragte: Befehlen Ihr Durchlaucht daß der Baron Trapp gerufen wird?

Nein, ſagte der Herzog, nein! Hm — ſchickt zu Sternthal, der ſoll mitfahren.

Wie Merkur flog Jener, und Sternthal war auch ſo ſchnell im Palais, daß man hätte glauben mögen: er ſey in der That geflogen.

Er ſtieg zum Herzog in den Wagen, der zu Anfang ſtumm und übelgelaunt daſaß, draußen in freier Luft aber ein wenig aufthaute und ſich erheiterte. Was ihm der Kämmerier geſagt, hätte Niemand ſonſt gradehin ſich unterfangen dürfen; nun war es gleichwohl geſagt, und — die Saat auf keinen ſteinigen Boden gefallen. Daß jenem Redner übrigens ſeine Rolle einſtudirt worden, ergiebt ſich wohl von ſelbſt; was hätte der ſonſt von Richelieu, Mazarin, Pitt gewußt.

Die Unterhaltung im Wagen lenkte ſich bald zu den Staatsgeſchäften hin, und der Fürſt ergoß ſich in einige Klagen über ihre Undankbarkeit, ließ daneben ein Wörtlein von einem

Miniſter und einer ihm vertrauten Oberleitung fliegen.

Sternthal ließ es aber nicht in den Wind hin, hielt es zeitig feſt, und ſpann den Gedanken auf die lächelndſte Weiſe aus. Er nannte einige von den älteren Präſidenten, die, ſeinem demüthigſt unmaasgeblichen Dafürhalten nach, zur Stelle eines ſolchen wirklichen oder Ober-Miniſters ſich eignen dürften; nannte jedoch ſolche, von denen er wußte, daß ihnen der Herzog wenig zugethan war. Uebrigens ließ er aber nicht unangemerkt: daß Seine Durchlaucht Höchſtihren Vortheil am wenigſten finden dürften, wenn Sie nicht geruhten, einen noch rüſtigen Mann, der nicht verſteiften Formen anhinge, und den Geiſt der Zeit kenne, zu wählen.

Hm — entgegnete der Fürſt — und wenn ichs nun auch ſo machte, ſie würden doch nicht zufrieden ſeyn. Baumann ſagt: ein regierender Herr kann nicht Alles zufrieden ſtellen, und da hat er ganz recht; ich ſehe das, erfuhrs.

Sein Begleiter nahm das Wort: Vollkommen wahr, Ihr Durchlaucht; ſo wahr als daß nichts unterm Mond vollkommen iſt.

Doch ein Annähern zum Möglichſten giebt es, und einem huldreichen Souverän gelingt es leicht, die Mehrheit, eine immer wachſende Mehrheit der Unterthanen zufrieden und dankglühend zu ſehn.

Ja nun, rief Jener, wie fängt man das an? Einer ſagt ſo, der Andre ſo, eben mein Aerger.

Der Präſident ließ ſich nun über das ganz einfache Mittel aus. Er meinte: wenn das Piedeſtal der Staatspiramide dauerhaft ſey, halte ſich das Uebrige leicht in gutem Stand, und baue ſich höher. Das Piedeſtal wäre natürlich der Ackerbau. Lenke man die Hauptaufmerkſamkeit dahin, mehrten ſich die herzoglichen Einkünfte, der Adel ſey zufrieden, der Bürger gewinne im vermehrten Geldumlauf, die läſtige Akziſe wäre zu entfernen; und wer hätte ſodann noch eine billige Urſache, unzufrieden zu ſeyn? Er fügte noch hinzu: Ich habe von einem Wahlſpruch Baumanns gehört: Salus populi suprema lex est. Uebelwollend könnte man ihn mißdeuten, ſicher hat der gute Alte aber nur im Namen des mildgütigen Herzens unſeres erhabenen Landesvaters reden wollen. So genommen iſt der

Wahlſpruch auch, richtig, kann als Pharus leuchten; doch wußte Baumann nur die Theorie, nicht die Ausführung, weil er über ſeinen herkömmlichen Geſchäftsformen ein wenig gegen die Zeit zurückgeblieben iſt. Kennt man dagegen ihre weiſe, eigentlich ſchon uralte, nur über Prinzipien à la Colbert vergeſſene, Lehre vom Grund alles Staatswohls, kann man auch aus den Darbringungen der neuen Zeit unmöglich fehlgreifen.

Der Herzog ſchwieg, doch mit vergnügtem Geſicht. Die Rede hatte ihm eingeleuchtet, und ihn freute daneben: doch Baumann Gerechtigkeit widerfahren zu ſehn. Fürſten hören die nicht gern zu viel tadeln, welchen ſie einſt Vertrauen geſchenkt haben, indem es zugleich auf ihre Wahl reflektirt. Und Beweiſe eines guten Herzens — wie jetzt an Sternthal — gefielen dieſem Fürſten, weil er auch ein gutes Herz im Buſen trug.

Man fuhr nach dem Jagdſchloß, eine halbe Meile von der Hauptſtadt. Dem Herzog ward ſo frei und wohl dort, wie lange nicht mehr. Es war noch früh, er beſchloß, den ganzen Tag da zu bleiben. Ein Jäger ſollte in die Stadt ſprengen, den Küchenwagen zu beſtellen. Dann rief ihm ſein Gebieter noch nach: er ließe die Herzogin erſuchen, auch heraus zu kommen. Es that ihm, bei dem jetzigen Frohſinn weh, Geſtern ſtumm gegen ſie geweſen zu ſeyn.

Während deſſen beſchloß er, ein Paar Haſen oder Füchſe mit Sternthal zu jagen; Renner und Windhunde befanden ſich auf dem Schloß. Ueber ſeine Lieblingsbeſchäftigung heiterte er ſich nun vollend auf, um ſo mehr, als ſie heute ungemein glücklich war. Baron Trapp hatte jedoch auf den Fall, daß zum Erſtenmale der Herzog wieder hier einer Parforzejagd obliegen würde, ein zehn bis zwölf lebendig eingefangne Stücke Wildprett bereit halten laſſen, die man auf eine geſchickte Weiſe nun vor ſeinem Wege laufen ließ.

Nach dem Schloſſe zurückgekehrt, fand er die Herzogin ſamt den Kindern bereits dort, und ſchloß Alle zärtlich in die Arme. An der Confidenztafel amüſirte Sternthal die hohen Herrſchaften mit Scherz und Witz; in vielen Monaten war man nicht ſo vergnügt geweſen. Und der Herzog — gegen ſeine Gewohnheit — trank ſich ſogar ein halbes Champagnerräuſchchen.

Davon begeiſtert, ging er nach der Tafel mit ſeiner Gemahlin Hand in Hand im Park umher, ſo redſelig, als innig; und ſie war ſo gerührt darüber, daß eine Thräne in ihrem ſchönen Auge glänzte. Der Gemahl nahm es wahr, und ſagte bewegt: Vielleicht werden wir uns künftig wieder mehr ſehn.

Das gebe Gott! rief ſie ſüß und liebevoll.

Nach einer kleinen Pauſe fragte er ſie: Wen ſie denn — im Fall er eine Art Premierminiſter ernennen wollte — meine, den er wohl dazu wählen könne?

Dies ſage ich nicht, entgegnete die Herzogin, es könnte wieder heiſſen, ich mengte mich ein, und da habe ich feſt beſchloſſen: auch den leiſeſten Schein zu meiden.

Jener fing abermal an: Sternthal iſt doch wohl zu jung?

Ich ſage nichts über den Punkt, wiederholte Dieſe:

Der Gemahl lachte, und man redete nicht weiter davon.

Am Abend in der Stadt hingegen, ließ der Fürſt den Baron Trapp rufen, erzählte ihm erſt von der guten Jagd, die er gehalten,

ten, und richtete dann eine ähnliche Frage an ihn.

Trapp warf ſich ins Nachſinnen, zeigte eine gewiſſe Art wichtiger Verlegenheit, und ſchlug hierauf den Juſtizpräſidenten vor. Einen Augenblick hernach wies er ſich aber zurecht, und fügte hinzu: Scheint ſich doch aber wohl nur ausſchließlich auf Rechtsgelehrſamkeit zu verſtehn. Dann fiel ihm der Chef des Poſtweſens bei; die nehmliche Nebenbemerkung aber auch. Nachdem er noch den Vorſitzer des Conſiſtoriums genannt, aber auch den Kopf wieder geſchüttelt hatte, zückte er die Achſeln und rief: Ihr Durchlaucht — das weiß ich nicht — ich fühle mich zu ſchwach, hier einen tiefgehorſamſten Rath zu wagen.

Der Herzog forſchte auch weiter nicht, ſondern ging vergnügt zur Abendtafel, und eben ſo vergnügt ins Schlafzimmer ſeiner Gemahlin.

Als ihn der Kämmerier am nächſten Morgen angekleidet hatte, und hinausgehn wollte, ſagte der Fürſt in lachendem Muth: Komm er einmal her, Schlingel! Wen meint er denn wohl, den ich zum Richelieu mache? Ich hatte die Idee lange ſchon.

Der Befragte gab zu Antwort: Nun, wen werden Ihr Durchlaucht nehmen? Den der Ihnen gefällt und damit holla. Um Gotteswillen laſſen Sie ſich nur keinen vorſchlagen, ſonſt ſagt der Hanſen, der Petern, und ſie treffens doch nicht ſo gut, wie Sie ſelbſt. Und wer iſt Herr? Sie!

Innozenz hatte eine ziemlich ernſte Gemüthsſtimmung, dennoch konnte er auch recht von Herzen lachen, wenn der Kämmerier in einem ſolchen Ton ſprach; und Dieſem galt es wieder eine Loſung ihn anzunehmen, wenn ſein Gebieter das in Mißlaune übliche ihr in ein er umwandelt hatte.

Dem jetzigen Lachen folgte der Befehl: den Präſidenten Sternthal rufen zu laſſen. Der Bote flog.

Vielleicht meinte der Fürſt: ſeine Umgebung werde ſich wundern, gar nicht erwarten, was geſchehn ſollte; dieſe hatte es gleichwohl ſo eingerichtet, daß er ihren Willen für den ſeinigen hielt.

Sternthal erſchien. Ihm tönten die Worte entgegen: Ich mache ſie zum wirklichen Miniſter und General-Direktor.

Jener that betroffen, erſtaunt, verwirrt.

ſchwieg einige Zeit, als müſſe er ſich erſt vom Schrecken ſammeln. Dann ſtotterte er etwas von zu hoher Gnade, von ſich zu ſchwach fühlen, die zu gnädigen Erwartungen —

Der Fürſt unterbrach ihn da ſchon mit einem Imperativ: gleich heute an die Geſchäfte zu gehn, und Alles zu arrangiren. Er fügte hinzu: ſein Wille ſey gerecht zu ſeyn, und er liebe das Volk, zähle alſo auf den Miniſter, daß er in dieſem Sinn verfahren würde. Auch ſprach er noch ſeinen Willen rückſichtlich Baumanns aus, wenn dieſer alle Geſchäfte übergeben haben würde.

Sternthal flog, um die erſten nöthigen Deklarationen abzufaſſen, und dann zum Unterzeichnen vorzulegen. Es war noch früh, und Alles ging ſo ſchnell, daß Baumann, wie er um die gewöhnliche Zeit im Kabinetszimmer anlangte, ſchon ein an ihn gerichtetes herzogliches Schreiben vorfand. Es lautete:

Mein lieber Kabinetsrath Baumann. Ich danke euch für eure bisherigen treugeleiſteten Dienſte, ſetze euch in den Ruheſtand, und bewillige euch eine lebenslängliche jährliche Penſion von 2000 Rthlr. als euer gnädiger Herzog u. ſ. w.

Baumann ſchrieb zur Stelle zurück: Ew. Herzoglichen Durchlaucht mir gnädigſt ertheilte Entlaſſung giebt in dem Ausdruck Ruheſtand zu verſtehen: daß Höchſtdieſelben mich meines herannahenden Alters willen unfähig zu weiteren Arbeiten zu halten geruhn. Hierauf muß ich pflichtſchuldigſt bemerken: wie ich meine Kräfte noch hinlänglich rüſtig fühle, um in dem zeither bekleideten Amte Ew. Herzoglichen Durchlaucht wohl noch zehn Jahre meine unterthänigſten Dienſte zu Füßen legen zu können. Aendert das Höchſtihre Befehle jedoch nicht ab, bitte ich treugehorſamſt, von den mir huldreich zugewilligten 2000 Thalern nur die Hälfte mit unterwürfigſtem Dank empfangen zu dürfen. Der Staat hat ohnehin der Ausgaben viele, und eine Penſion von 1000 Thalern würde ſowohl meinen etwaigen Anſprüchen, als meinen Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn. In aller Ehrfurcht erſterbend u. ſ. w.

Der Kämmerier brachte den Brief, als Sternthal noch beim Herzoge war, um ihn noch andere Verfügungen unterzeichnen zu laſſen, und weitere Abreden zu nehmen. Der Fürſt öffnete den Brief, und gab ihn hernach dem Miniſter auch zu leſen. Dieſer ſagte gerührt: Doch ein ehrlicher Mann!

Freilich, rief Jener, habs ja immer geſagt; er muß aber die ganze Penſion nehmen. Reden ſie mit ihm.

Sternthal ging, Baumann war noch dort. Der Miniſter umarmte ihn ſehr freundlich und herzig. Lieber Baumann, ſagte er, ich habe den Auftrag: Sie von den ſo rühmlich verwalteten Geſchäften zu dechargiren. Ihr Durchlaucht beſtehn aber darauf, daß Sie die volle Penſion annehmen, und da Sie eine weit höhere verdienen, würde Ihre beſcheidne Weigerung eine Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt ſeyn.

Ich habe keine Kinder, und an Tauſend Thalern mehr als genug, verſetzte der Emeritus. Sternthal drang umſonſt in ihn, er blieb feſt auf ſeinem Worte ſtehn. Nun fing Jener wieder an: Ich hörte Sie einmal aber Neigung zum Landleben äußern. Da ſind neulich zwei Domänenämter vereint worden, ein artig Wohnhaus ſteht ledig, mit Garten und Zubehör. Wenn Ihnen der Herzog das nun ad dies vitae giebt.

Nach einigem Sinnen entgegnete der Andere: Gut, das nehm ich an.

Er lieferte nun an Sternthal und Flinker ſeine Papiere ab, ertheilte noch alle verlangte Auskunft, und beurlaubte ſich noch perſönlich beim Herzog und der Herzogin, wo er zur Tafel bleiben mußte. Nachmittag kam er heim; ſeine Gattin wußte ſchon Alles, auch hatte ihr das Gerücht die Ablehnung der Tauſend Thaler bereits hinterbracht. Sie tadelte ſie heftig. Du biſt mit Fünfhundert Thalern längſt in die Wittwenanſtalt gekauft, ſagte ihr Mann; ſey froh über die Freiheit.

Acht Tage hernach zogen beide ſchon aufs Land.

Und auf Sternthals Schultern — mit Fiesko zu reden — wiegte ſich nun das durchlauchtige Weiſenland. Der Herzog war ſeiner Familie zurückgegeben, wo nun holde Eintracht, ſüßinnige Häuslichkeit ſo anziehend walteten, daß man, vom Throne her, allen Ehen im Herzogthum mit einem muſterhaften Beiſpiel voranleuchtete.

Sternthal hingegen umfing die ganze Oberleitung aller Staatsgeſchäfte. Alle Departements waren auf ihn angewieſen. Was er dem Regenten in der wöchentlichen, oder in einer außerordentlichen Conferenz vorſchlug, gewöhnte ſich Dieſer, in dem Maas als ſein Vertrauen zu dem Miniſter wuchs, auch immer mehr ohne Weiteres zu genehmigen. Von den im Kabinet einlaufenden Schreiben gab Flinker, dreimal wöchentlich, nur eine Notiz, die kaum zehn Minuten hinnahm, dann wurden ſie zur näheren Verfügung dem neuen Richelieu geſandt. Einmal in der Woche unterzeichnete der Fürſt das Nöthige, was ſich auch bald abthat. Familienſachen und Jagdweſen ausgenommen, zählte man es immer mehr zu den Seltenheiten, wenn er einmal etwas ſelbſt entſchied, und meiſtens waren es doch nur geringfügige Angelegenheiten. Sternthal war Major Domus, und Innozenz beinahe mit jenen letzten fränkiſchen Königen, vom merovingiſchen Stamm, zu vergleichen.

Erſte Regierungsperiode

des Miniſters von Sternthal.

An Höfen weiß man gewöhnlich die Begebenheiten, ehe ſie noch ſich ereignen. So wußte man auch hier ſeit mancher Zeit ſchon: aus Sternthal würde eine Art Großvezier werden; Alles bewarb ſich um ſeine Gunſt, und er ſelbſt traf im Stillen manche Einrichtung darauf. Den Herzog allein konnte man hier ausnehmen; ihm war nichts davon bekannt geworden, bis er den Befehl dazu gab.

Nun ſtand der Major Domus aber auf ſeinem hohen Platz. Er überkam ein großes ſchönes Haus, ſein Büreau dort anzuſiedeln, und es wurde auf herzogliche Koſten mit vielem Geſchmack und Aufwand möblirt. Sein Jahrgehalt betrug Sechstauſend Thaler, wozu aber noch Viertauſend Tafelgelder kamen, um angeſehene Fremde zu bewirthen, womit der Herzog nur in Fällen, denen nicht gut auszuweichen ſtand, ſich beläſtigte. Da der Oberminiſter gleichwohl ſein Finanzdepartement beibehielt, und das alte Präſidentengehalt, ſtiegen ſeine Einkünfte in Allem doch über Zwölftauſend Thaler hinaus. Die ſogenannten Emolumente ließen ſchwer ſich berechnen. Sternthal gab auf keine Weiſe zu vermuthen, er eigne ſich unerlaubte zu, wie man denn Redlichkeit immer als eine bleibende Linie in ſeinem Charakter pries. Ob ihm dagegen erlaubte, und welche, zu Gebot ſtehen mochten, darüber hing ein ziemlich dichtgewebter Schleier. Wahr iſt: daß der Glanz, mit welchem er von nun an ſich umgab, und ſeine Freigebigkeit, die auf ſo manchen Wegen ausſtrömte, unmöglich von jährlich Zwölftauſend Thalern ſich beſtreiten ließen. Wahr iſt: daß nicht lange nach ſeiner Erhebung ſeine Gläubiger im Stillen vorgeladen, und mit ihren Forderungen — die Einige auf Zwanzig- Andere auf Dreißigtauſend Thaler angeben wollten — ſich befriedigt ſahn. Wahr iſt aber auch: daß man wiederum nicht lange nachher, wenn ſchon ſehr leiſe, behaupten wollte: Sternthal ſey dieſem und jenen Wechsler oder reichen Iſraeliten mit nicht unanſehnlichen Summen in Rückſtand. Da hätte man urtheilen mögen — wie das Sprüchlein lautet —: er öffne ein Loch, um das andere zu ſtopfen.

Dem ſey wie ihm wolle, er war nun Premierminiſter. Es ſchien, er habe vor allen Dingen ſich mit Makbeth geſagt: „Das zu ſeyn iſt noch nichts, aber mit Sicherheit es zu ſeyn.“ Oder zu bleiben; darauf kam es zunächſt und fortwährend an.

Hieraus deutet ſich ohne Zweifel: daß

Sternthal denken mochte: Erſt Ich, nachher das Ganze.

Thut dies aber nicht ein Jeder? Iſt es nicht ein unwillkührlich vollzogner Akt menſchlichen Denkvermögens: das Ich in den Mittelpunkt der Dinge hinzuſtellen, von ihm aus alle Contemplationen abzuleiten, und rücklings wieder darauf zu beziehn?

Man könnte freilich ſagen: Baumann habe gedacht: Erſt das Ganze, dann ich.

So hatte es allerdings das Anſehn, der Schein betrügt gleichwohl; und man darf nur an Helvetius ſich erinnern, der ins Gemüth des Sterblichen mit einer gar hellen Fackel leuchtete, um überzeugt zu ſeyn: Jeder von uns iſt ein Egoiſt. Ob mehr oder weniger, darauf kömmt es nicht an; genug, daß aber die Regel auch nicht eine Ausnahme leidet.

Der Egoismus wird bei dem Allen verſchieden gefaßt. Sternthal gehörte zu Denen, welche ihn gern durch fremden Beifall nähren, Baumann hingegen achtete keinen ſo, wie den eignen. Und das hätte man wieder recht weitgetrieben nennen können, wenn der am Miniſter beſcheidner war, und nicht den Stolz hegte: es beſſer zu verſtehn wie die öffentliche

Meinung; mindeſtens auf die einzige innere Stimme mehr Werth zu legen, als auf Tauſend fremde. Baumann zählte auch, von ſich aus, ungefähr ſo: Erſt das Zeugniß in mir: ich thue für das Ganze was ich nur vermag, dann dies Ganze.

Hatte Baumann jedoch ein Talent, dieſem Zeugniß nicht ohne Erfolg nachzuſtreben, und entwickelte er es in langer Uebung immer mehr, konnte man wieder auch dem neuen Miniſter ein ähnliches, für ſeine Abſicht, ganz und gar nicht abſprechen. Nicht weniger bildete er es im Laufe der Zeit aus.

Und wollte Sternthal feſtſtehn, gedeihlich und erfreulich feſtſtehn, ſo hätte er ja nur noch überzeugt ſeyn dürfen: niemand vermöge die Staatsregierung geſchickter zu handhaben, um vor dem zarteſten Gewiſſensurtheil jenes Wollen als ungemein löblich und patriotiſch zu verantworten. Mit Recht konnte er dann auch ſagen: Erſt Ich, dann das Ganze; ſintemal er ja es nur war, von welchem dieſem Ganzen der ſprudelndſte Segnungsquell abzufließen vermochte.

Tauſende lieben aber auch ihr Ich, und ſogar ohne allen Mantel, wiſſen demungeachtet ihm keine thätige Liebe darzuthun. Nicht ſo Sternthal. Er hatte ſeiner kleinen Schauſpielerin oft geſagt:

Je vous aime,
Comme moi même;
Ne comptez pas cela pour rien,
Car, ma foi, je m'aime bien.

Enthielten die beiden erſten Zeilen eine zärtliche Uebertreibung, ſprach die letzte dagegen eine vollkommene Wahrheit aus. Er liebte ſich mit Gemüth und Verſtand zugleich, hätte über eine ſolche Liebe ein neues Büchlein de arte amandi ſchreiben können.

Er war in Paris geweſen, hatte nicht allein den ſo anmuthig erfundnen neuen Haarbeutel von dort mitgebracht; auch in dem Kopf, an welchem er hing, eine Menge von geſcheuten Sentenzen und Notizen über das Leben, in ſeiner höheren, feineren, ſublimirten Region. Selbige damal in das gute Deutſchland verpflanzt, konnten halbe Wunder thun.

Sternthal nannte ſie nicht aus; wozu auch die Myſterien verrathen, oder Andere lehren, was man wohl thut, nur allein zu wiſſen; ſein Handeln dagegen ließ erkennen:

die Theorie ſey ohne Zweifel keine gewöhnliche.

Es mag Fürſten geben, bei denen einem Großmandarin Alles darauf ankömmt, ihren Gemüthston immer ſich rein geſtimmt zu erhalten; und klingt da nur keine Diſſonanz, hat es mit Urtheil und Gunſt der Menge wenig auf ſich. Beſagter Ton kann aber ſich verſtimmen, man weiß gar nicht wodurch, die ſultaniſche Gnade einem Aal zu vergleichen ſeyn, deſſen glatte Haut in Augenblicken entſchlüpft, wo ſie der Großvezier am feſteſten in den Händen zu halten meinte. Mit einem ſo ſchwierigen Erdengott hatte es nun Sternthal keineswegs zu thun. Bei ſeinem Herzog war Gunſt von einigem Belang ſchwer, heiß innige nie zu finden; wer jedoch die von einigem Belang ſich erſt erzielt hatte, durfte ihren Verluſt auch eben nicht leicht beſorgen. Es hätten gar bedeutende Hebel ſeyn müſſen, welchen es gelingen ſollen, dieſen Reichsverweſer von ſeiner Zinne zu entfernen. Es war dem alten Kabinetsrath freilich begegnet, vor den hatte jedoch Sternthal voraus: daß er ſeinem Gebieter das Regieren leicht, ſtatt Jener es ihm ſchwer machte; ferner die jugendliche, einnehmende Auſſenſeite; und ſparte er endlich den ſogenannten esprit de conduite — Baumanns Sache gar wenig — nicht, was konnte er noch fürchten? Des Herzogs nächſte Umgebung gehörte in den Bereich jenes esprit.

Nur aus der öffentlichen Meinung, aus der Stimme des Volks würden namhaft unzufriedne Aeußerungen, laute Klagen über Ungerechtigkeit, es vermocht haben, dem Regenten eine andere, als die einmal umfaßte, Idee von Sternthal einzuflößen, und ihn demſelben allmählich abgeneigt zu machen.

Auf dieſe Meinung, dieſe Stimme kam es hier alſo vorzüglich an. Sternthal wollte indeß nicht blos das Eine thun, ſondern auch das Andere nicht laſſen.

Er ſchien ſelbſt zu meinen: des Guten — für die genannte Abſicht — wäre gar nicht zu viel zu thun, und räthlich: einen auch nicht ſchwierigen Fürſten dennoch auf die vorſichtigſte Weiſe im Auge zu behalten. Oder gleichſam, wie ein Muſikliebhaber von zartfeinem Ohr ſein Pianoforte. Auch wenn ſich gar nichts von Verſtimmung wahrnimmt, hält er es doch nicht überflüſſig, faſt jeden Tag ein:

mal die Töne an ſeiner Stimmgabel zu prüfen, um, wenn irgend eine Saite ein wenig nachgelaſſen hätte, ſie eilig wieder anzuziehn. Wie Sternthal bei Sereniſſimus ſelbſt da zu Werke ging, ſoll man im Fortgang unſerer Geſchichte hören. Zunächſt möge nur flüchtig berührt ſeyn: welche Politik der Großmandarin bei ſeines Khans Umgebung beobachtete, damit auch von ihr aus nur Wohlklänge, nie Diſſonanzen, über den Text Sternthal zu ſeinen Ohren gelangten.

Die Herzogin war eine ungemein vortreffliche Frau; indem ſie jedoch eine Frau war, ging auch daraus nothwendig hervor: daß ſie einige Schwächen haben mußte. Denn eine Schwäche ihrer Urahnin hatte das Menſchengeſchlecht um ſeinen Paradiesgarten gebracht, und in der ganzen Natur läßt Art nie ganz von Art. Daß gleichwohl Evas Töchter auch ſagen dürfen: ihr Stammvater habe aus Schwäche den Apfel mitgenoſſen, und die Folge ziehn, verſteht ſich von ſelbſt. Die vornehme Dame, von welcher man hier redet, mochte der Schwächen etwa zwei oder dreie zählen. Einmal war ſie eben nicht eitel, hatte aber doch gern eine oder die andere

Aufmerkſamkeit der höheren Beamten, der Reſidenz, an ihrem Geburtstage; einen jubelnden Empfang der Menge im Komödienhauſe; irgend eine feine, ſchmeichelhafte Ueberraſchung bei Landparthien, Waſſerparthien, Feuerwerken. Und wenn das ſich ereignete, war ſie auch geneigt, auf ächte Treue und Verehrung der Staatsdiener, auf Zufriedenheit und Liebe des Volks, auf Wohlſtand und Flor des ganzen Landes, günſtig zu ſchließen. Zweitens bedurfte ſie einiger Tauſend Thaler jährlich mehr, als ihr an Chatullen- und Nadelgeldern laut Etat zugetheilt wurden, und mochte um Alles in der Welt ihren Gemahl doch nicht um Summen angehn; vielmehr ihm, nach dem Jahresabſchluß, durch ein vorgezeigtes Erſpartes, ein Lob ihrer Wirthlichkeit abnöthigen. Es ſtanden ſelbſt, aus ihrem Erbprinzeſſinnverhältniß her, noch einige Rechnungen bei Juwelier, Hofſchneider, Modehändlern, Tapezierern, offen. Ihre Neigung zum Wohlthun, ihre Freigebigkeit, und — ihr feiner Geſchmack ließen da ſich als Urſachen nennen. Drittens wollte ſie oft gern, was ſie — laut Weiſung ihres durchlauchtigen Eheherrn — nicht ſollte; nehmlich empfehlen, proteggiren.

Bat

Bat eine ihrer Damen, oder ſonſt Jemand, der ihres Wohlwollens ſich erfreute, die Herzogin um ein Vorwort für einen Mann von Verdienſt, willigte ſie gern ein. Denn ſie hegte kein Mißtrauen, glaubte an das geprieſene Verdienſt, und meinte daher: ſeine Beförderung wäre ja recht und billig. Ueberhaupt konnte ſie aber nicht wohl etwas abſchlagen; ihrem Gemahl hingegen war es ſchon ziemlich leicht.

Jenen Sinn für gewiſſe öffentliche Huldigungszeichen, erwartete glänzende und bezaubernde Nahrung, als der Fürſtin Gemahl den Thron beſtieg. Allmählig aber, in ſofern dieſer Gemahl ſeiner alten Neigung zur Einfachheit treu blieb, und beſonders von dem Zeitpunkt an, wo man den alten Kabinetsrath wieder zu den Geſchäften rief, und es ſchien: der Fürſt wolle im Geiſt ſeines Vaters regieren, hatte es mit jenen ſchmeichelhaften Ereigniſſen abgenommen. Der Landesmutter neulichen Geburtstag hatte man am Hofe zwar feſtlich begangen, in der Stadt dagegen Stille geherrſcht. Still blieb es auch meiſtens, wenn ſie das Schauſpiel beſuchte.

Seitdem aber Sternthal dem Reichsvikariat in Weiſenland oblag, betäubte ſie ſchier das Händeklatſchen, wenn ſie nun in die Hofloge trat. An ihrem nächſten Geburtsfeſte ſah man alle Fenſter in der Reſidenz erleuchtet; an den Thüren der Reichen noch tranſparente Gemälde und glorreiche Inſchriften dazu. Bei kleinen Reiſen gab es bald auf dieſem bald auf jenen Landſitz eines vermögenden Barons, ein Ehrenpförtchen ſamt weiſſer Mädchen mit Blumen und Gedichtchen, ein Feuerwerk mit ſinnreichen Allegorien, und derlei mehr. Außer dem geheimen Vergnügen daran, genoß ſie auch noch die Freude ihres wohlwollenden Herzens, die Unterthanen ſo vergnügt zu ſehn. Es ſchien: das könne man doch offenbarlich auf die Rechnung von Sternthals Miniſterium ſetzen.

Daneben aber wurden — höchſt zart und fein — ihre älteren Schulden getilgt. Nur ihre vertrauteſte Hofdame machte die Vermittlerin, und ſagte Jener von Seiten Sternthals: Ihro Durchlaucht möchten nur befehlen, was Sie noch an Summen brauchten; er würde ſchon um ein Plus in den Staatseinnahmen bemüht ſeyn, wodurch ſie — ohne daß irgend Jemand ſonſt davon erführe

— ſich ausglichen. Die Fürſtin ließ ihm heimlich danken, und die Verſicherung ertheilen: ſie würde von ſeiner Gefälligkeit immer nur einen ſparſamen Gebrauch machen.

In ſofern die Herzogin nun das Proteggiren liebte — oder vielmehr nicht gut abzulehnen vermochte — kam ihr Sternthal mit ſeinen unterthänigſten Anerbietungen zuvor; ſtatt einſt Baumann, auf einige Verſuche, unterthänigſt dargeſtellt hatte: was Ihro Durchlaucht zu befehlen geruhten, dürfte, zufolge der Umſtände, ſchwerlich wohl angehn. Der Premierminiſter hatte ſeine Anerbietungen gleichwohl mit einer gewiſſen Vorſicht gemacht, ſo daß ihn die Herzogin auch nicht in Verlegenheit bringen möchte; ihr nehmlich geſagt: Ihro Durchlaucht nehmen ſich gern empfohlner braver Männer an, obwohl Höchſtſie nicht auf Unterſuchungen eingehn können, ob der verdienſtlich Genannte es auch in der That iſt. Auch treten wohl Fälle ein, wo Höchſtdieſelben aus Gnade und edelmüthiger Huld nicht abſchlagen wollen, ohne daß vielleicht Höchſtihnen eben daran liegt, ob der Protegé ein nachgeſuchtes Amt erhalte oder nicht. Darf ich in ehrerbietigſter Demuth einen Vorſchlag wagen, nach dem Ihro Durchlaucht ſtets Höchſtihrer huldreichen Clemenz folgen können? Geruhn Sie, meine gnädigſte Herzogin, nur auf Bitten dieſer Art zu antworten: Höchſtſie würden dem Miniſter Sernthal befehlen, dem Geſuch zu gnügen, und ſenden einen ſolchen Befehl — der auch durch des Bittſtellers Hände gehen kann — mir dann gnädigſt zu. Sollte es jedoch Ihro Durchlaucht ernſte Willensmeinung nicht ſeyn, geruhn Sie gnädigſt Höchſtihre erhabne Namensunterſchrift mit einem kleinen Häckchen zu verſehn, das mir als Zeichen dient. So haben Ihro Durchlaucht in gewohnter Gnade und Clemenz verfügt, und über mich möge ſich beſchweren, wem einmal doch nicht wohl zu gnügen iſt. Fehlt aber das Häckchen, werde ich auch nach meinen äußerſten Kräften bemüht ſeyn, Ihro Durchlaucht höchſten Willen, ſo ſchnell es nur die Möglichkeit geſtattet, zu vollbringen.

Die Fürſtin hatte ſich ungemein zufrieden darüber gezeigt, und ihm entgegnet: Mißbrauchen werde ich das nie, Herr Miniſter; Sie werden meiſtens Briefe mit Häckchen empfangen. Denn ich folgte oft ſchon dem

Zuge des Herzens, und ſah hernach ein, daß ich beſſer gethan haben würde, mich nicht zu verwenden.

Man ſieht wohl ein, daß, wenn Sternthal ſo mit der Landesmutter ſtand, er von ihr eben nichts Uebles beim Landesvater beſorgen durfte. Gutes können aber hohe Frauen, ohne allen Schein des Einmengens, für die Meinung von Jemanden, dem ſie geneigt ſind, immer ſtiften, und wählen den günſtigen Augenblick und die rechte Form dann feinſinnig.

Die Kinder des Herzogs waren damal noch klein; Sternthal verſäumte demungeachtet nicht, zeitig alle ſich zu verbinden. Da er bei jeder Cour, jedem Hofball, und außerdem gar oft ſich an der Tafel befand, ließ das ſich wohl thun. Auch bei fürſtlichen Knaben heißt es Pueri puerilia etc.; gut, Sternthal ſpielte mit ihnen Blindekuh. Den kleinen Prinzeſſinnen erzählte er Hiſtörchen, worüber ſie ſich halb todt lachen wollten, brachte ihnen Kupferchen von neuen Pariſer Moden, als ſie mehr heranwuchſen u. ſ. w.

Doch Baron Trapp und der Kämmerier, fanden nun die nächſte Rückſicht. Jener war, nachdem ſich der Fürſt ſeinen Jagdvergnügungen wieder fleißig hingab. oft mit ihm allein, und Trapp gehörte eben nicht zu den verſchloſſnen Köpfen. Der Kämmerier wagte bei dem Herzog um ſo mehr, als er ſchon viel hatte wagen dürfen. Ein Schimpfwort, einen Rippenſtoß, oder etwas Aehnliches, hinzunehmen, darauf kam es ihm nicht an; ſtatt deſſen erfuhren auch die Hoflakeien, die unter ihm ſtanden, Grandezza, Uebermuth und Hudeleien genug von ihm. Wer übrigens Jemanden täglich aus- und ankleidet, lernt ihn auch bald im moraliſchen Negligé ſehn, mittelt die Stelle aus, wo der Achill angreiflich blieb. Und hat Rochefoucault in der Behauptung recht: daß gewiſſe Formen vernachläßigter Erziehung am Hofe nie ſich austilgen, ſo gilt das vom ſogenannten Mutterwitz nicht, der ſich dort leicht ſchärft und mehr entwickelt.

Der Baron und der Kämmerier ſchienen — Jeder nach ſeiner Weiſe — nicht umſonſt im Rohre ſitzen, vielmehr ihre Pfeifchen gar klüglich darin ſchneiden zu wollen. Und was ließ da ſich thun. Die Helfer konnten überdem noch Herrn von Sternthal zu erachten geben, was ſeine Erhöhung ihnen danke.

Trapp nahm ſich der Landkavaliere, Domänenpächter, Forſtmänner an, welche bei der Regierung etwas ſuchten; der Kämmerier jagte Monopolen für Kaufleute nach, Hofrathstiteln für bemittelte Müßiggänger, und derlei. So viel es nur anging, lebte ihnen Sternthal zu Willen, lebte jedoch von dieſer Seite her ohne alle Beſorgniß.

Seine Vorſicht blieb hieran nicht ſtehen. Vom Marſchall bis zum letzten Kammermädchen einer Kammerdame, ſollten alle am Hof lebende Perſonen ihm verbindlich, bei ſeiner Machtvollkommenheit intereſſirt ſeyn. Und es gehörte zu Sternthals erſten Schritten auf der neuen Lichtbahn, alle Beſoldungen des Hofſtaats zu erhöhen, wobei noch Ausſichten auf abermalige Vermehrungen, oder beſondere Gratifikationen, offen blieben.

Mit ſolchen Bollwerken hatte der Kluge ſeine Macht am Hofe umgeben, und darin ſchier die älteren Hoſpodaren der Moldau und Wallachei nachgeahmt, die gern zu Conſtantinopel jeden Waſſerträger im Serail zum Freund hatten. Nun aber kam die öffentliche Meinung, die Stimme des Volks in Betracht. Der umſichtige Mann wußte, daß es mit dem was dabei von Unten herauf tönt, wenig, um deſto mehr hingegen mit dem zu ſagen hat, was von den Höhen zur Tiefe hinab dringt, und, durch einen lauten Wiederhall verſtärkt, einen rückgängigen Weg nimmt. Nicht minder auch war ihm bekannt genug, wer die Meinung, die Volksſtimme — nicht immer Gottesſtimme — auszuſprechen pflegt.

Einige der älteren Präſidenten, in dieſem Herzogthum an Geltung langer Dienſtzeit gewöhnt, zeigten Mißvergnügen, unter einem Faktotum von kaum dreißig Jahren zu ſtehn, und ſprachen mancherlei davon, das nicht vortheilhaft klang. Sie empfingen aber Gehaltzulagen, Titelzulagen, wurden durch Achtungsbeweiſe ausgezeichnet, um Rath gefragt, wenn man ihn gleich nicht befolgte, ihren Frauen wurde geſchmeichelt, ihren Kindern mancher Vortheil gegönnt; denen von ihnen wurde auch durch die Finger geſehn, die auf eigne Hand einigen Nepotismus pflegten, und das ſo fort, bis ſie einander zugaben: Sternthal ſey doch ein guter Mann, oder wenigſtens ſchwiegen.

Die Räthe und Beiſitzer an den Landesſtühlen traten insgeſamt aber in einen erfreulicheren Zuſtand. Viele davon wurden auch beſſer bezahlt, und mit klanghafteren Titeln angeredet, Allen ihre Dienſtgeſchäfte nun leichter. Jene ältere Peinlichkeit in ſtrengen Weiſungen und genauen Erforſchungen vom Hofe her, oft als unnöthige, durch Baumann veranlaßte Chikane bezeichnet, endete. Faſt bei jedem Collegium wurde das Perſonal erweitert, oder enthielt überzählige Mitglieder, was die Arbeit theilte. Sternthal hatte ſo vielen Empfehlungen zu gnügen, daß ihm nichts anderes übrig blieb; es ihm aber auch an warmen und beredten Lobrednern unter dieſen Beamten nicht fehlte.

Welchen Einfluß auf einen günſtigen Ruf das ſchöne Geſchlecht übt, und wie es alt und jung Sternthal ſich zu verbinden wußte, berührte man ſchon Oben. Auch war ihm ſowohl der begüterte Adel im Lande — in dem neuen Hochmögenden eine freundliche Stütze ſehend — wie die vermögende Kaufmannſchaft — die Aufhebung der Akziſe und andere Handelsfreiheiten von ihm hoffte — zugethan.

Es gehörte aber auch zu den Forderungen der Zeit — die, wie man ſchon weiß, zu befriedigen Sternthals Syſtem war — Wiſſenſchaften und Künſten unter die ſchwachen Arme zu greifen. Sonſt war es in ſofern nur geſchehn, als man die etwaigen Hinderniſſe weggräumte, auf die bei ihrer Entwicklung zu treffen ſie billig klagen durften, und daß man vom Hofe aus ſie zuweilen nützlich beſchäftigte. Nun ereignete ſich mehr. Einer nicht unbedeutenden Zahl von Dichtern, Proſaikern, Malern, Bildhauern und Kupferſtechern warf man Penſionen aus, der akzeſſible gütige Oberſtaatsmann lud deren oft zur Tafel. Welcher Horaz prieſe nicht ſeinen Mäcenas. Den Erfolg kann man ſchon erachten. Hymnen in gebundner und ungebundner Rede, Gemälde und Gipsbüſten Sternthals in den Zimmern der Vornehmen, ſein Kupferſtich in immer wieder veränderten Styl, bald vom Genius des Vaterlandes mit Eichenlaub, bald von Klio mit Lorbeern geſchmückt, Unſterblichkeitstempel, Geſtirnkränze, oder andere ſchöne Sachen, im Hintergrund.

Auf ſothane Weiſe hatte der neue Staatspilot mithin Segel und Kompaß für ſein Ich geordnet, und die Klippen, welche ſeiner Fahrt begegnen könnten, zuvor unterſucht und weggeräumt. Ohne allen Zweifel wird man ſeiner dabei an den Tag gelegten Konſequenz die vollſte Gerechtigkeit nicht verſagen. Wer möchte überhaupt einer ſolchen Tugend — die Tugend der Tugenden nach Einiger Behauptung — nicht huldigen? Was wäre der Staatsmann, der Hofmann, ohne ſie? Frägt nur Eure Macchiavelli und Grazian.

Freilich könnte man einwenden: in der Oben vom Kabinetsrath Baumann gelieferten Zeichnung habe ſich von dieſer Tugend eben nichts offenbart. Da wäre indeß zu entgegnen: Baumann hatte auch wohl Konſequenz, obgleich in einer anderen Art. Und in ſofern er einmal jenes ex omnibus aliquid ex toto nihil über den damaligen Präſidenten ausgeſprochen, bewies ihm nun der Miniſter, wie unrecht er gehabt, ihm nirgend Ganzheit anerkennen zu wollen. Daß Sternthal mindeſtens in erwähnter Tugend ſie hatte, läugnet nach dem eben Erzählten Niemand wohl mehr ab.

Es verſteht ſich übrigens, daß jenes Erzählte nicht auf einmal — was auch zu ſchwer aufgefallen ſeyn dürfte — ſondern nach und nach geſchah.

Dem Ich folgte nun das Ganze, das

Gemeinweſen, der Staat. Hier ging es auch nach und nach — ſelbſt mehr noch wie dort langſam — mit den zugeſagten Verbeſſerungen in der Staatsökonomie, dem Beglücken einer immer wachſenden Mehrheit von Staatsbürgern, die endlich der Geſamtheit wenigſtens ſehr nahe kommen ſollte. Sternthal lernte zeither einſehn, daß es mit ſo erhabnen Planen in ſchnellen Sprüngen ſich nicht thun will.

Eh man weiter hievon redet, ſoll eine kurze Ueberſicht des Staatszuſtandes vorangehn, als ihn der neue Richelieu in treue Pflege und Obhut genommen hatte.

Beim Abſterben des alten Herzogs ſtanden Einnahme und Ausgabe nicht allein im Gleichgewicht, es blieben auch nach jedem Jahre noch ein Zwei- bis Dreimalhundert Tauſend Thaler übrig. Hievon hatte jener Fürſt anfänglich einige, noch aus früheren Kriegszeiten gebliebne, Staatsſchulden getilgt; dann bedeutende Getraidevorräthe angekauft, um bei Mißjahren den ärmeren Unterthanen damit wohlfeilen Preiſes zu helfen; endlich hatte er auch baare Summen für andere Nothfälle auf die Seite gelegt.

Wie ſein Nachfolger die Regierung antrat, befand ſich etwas über eine halbe klingende Million im Schatze, eben ſo viel mochten die noch übrigen Getraidevorräthe werth ſeyn, und ein Paarmalhunderttauſend Thaler ſtanden noch bei Unterthanen ausgeliehen, zu Länderverbeſſrungen, Manufakturanlagen, die man gern unterſtützte u. ſ. w. Der Verſtorbne urtheilte in ſeinen letzten Regierungszeiten: wenn ein Reichskrieg entſtehen, und ihn nöthigen ſollte, das Truppenkontingent des Herzogthums darin zu unterhalten, würde er aus ſeinem Schatz und den Kornmagazinen es wohl zwei bis drei Jahre vermögen, ohne das Land mit neuen Auflagen heimzuſuchen.

Man hielt aber auch bei allen Staatskaſſen noch auf Ueberſchüſſe; gewöhnlich hatten ſie die Ausgaben eines halben Jahres in baaren Vorrath.

Im Hausweſen des Souveräns fehlte es nicht an Diamanten und anderen Koſtbarkeiten. Bücherſammlung, Bilderſaal und was dahin gehörte, waren mit Seltenheiten und werthvollen Kunſtgegenſtänden artig, doch nicht mit Verſchwendung, verſehn. Das Schloß in der Hauptſtadt, und der fürſtliche Landſitz waren mit angemeſſener Pracht verziert, die Mobilien erinnerten jedoch meiſtens an den vor zwanzig und dreißig Jahren üblichen Geſchmack.

Der alte Fürſt hatte nicht unanſehnliche Domänenländereien geerbt, und deren, während ſeiner Regierung, noch einige zugekauft. Sie warfen einen bedeutenden Theil der Staatseinkünfte ab, indem ſie, unter Aufſicht des Finanzdepartements, verpachtet waren. Den Pachtzins hatte man abſichtlich nicht hoch geſtellt, damit im Lande die Getraidepreiſe niedrig bleiben ſollten; ein Ziel, wonach jener Fürſt bis an ſein Ende ſtrebte, welchen Einwand man auch dagegen erhob. Wollten die Pächter theuer verkaufen, unterſuchte man gar ſtrenge, ob ſie wenig ergiebige Ernten dazu nöthigten; und was von Seiten der Regierung geſchehn konnte, Aecker und Viehſtand auf den Hausgütern zu verbeſſern, dabei geizte man auch nicht. Kann bei dem Allen ſeyn, daß hier Mißbräuche und geheime Einverſtändniſſe walten mochten; auch jener hundertäugige Wächter der Jo, könnte, vom Throne her, wohl nicht allen ſteuern.

Doch eine noch ergiebigere Ausbeute lieferten, wie man bereits geſagt hat, die mittelbaren Steuern. Es iſt wahr, daß bei den Akziſekontrollen und was dahin gehörte, viel läſtige Umſtändlichkeit zu finden war, daß man Defraudanten ungemein hart beſtrafte, und — demungeachtet alle Schmuggelei nicht abzuwehren vermochte. Auch liefen die Erhebungskoſten ziemlich hoch an, und machten eine Erhöhung des Tarifs nothwendig; ſo daß allerdings die Sätze namhafter klangen, wie die Regierung ſie als reine Einkünfte bezog. Dieſen Uebelſtand hatte man nicht zu entfernen gewußt, dagegen aber in Anſchlag gebracht: daß bei dem anſehnlichen Perſonal der indirekten Steuerbeamten viele alte Soldaten, oder auch verarmte Bürger, die ſonſt dem Gemeinweſen zur Laſt fallen würden, ihr Brod fänden.

Unmittelbare Steuern gab es wenig. Der Adel war, bis auf ein Unbedeutendes, gänzlich davon frei. Was man ſonſt davon erhob, nahm die Regierung nicht in Empfang, ſondern es kam den Korporationen welche ſie erlegten, ſelbſt zu Gute. Von den Bürgern floß es in die ſtädtiſchen Kämmereien, Armenanſtalten u. ſ. w. von den Bauern wurden Kirchen, Schulen, Wege u. ſ. w. davon erhalten. Einige Lieferungen an die — beim Frieden nicht zahlreichen — Truppen, Quartierſtand und etliche andere zufällige Laſten, trugen freilich Land und Städte auch noch, und die Regierung hatte dadurch Erſparniſſe.

Was letztere ſonſt noch an Einkünften aus Forſten, Poſtweſen, Stempeln, Salz, den — wenig ergiebigen — Bergwerken u. ſ. w. zog, ergänzt den zu ihren mannichfachen Ausgaben — Militär, Civilliſte, öffentliche Anlagen, Hofhaltung u. ſ. w. — nöthigen Etat, und überſtieg ihn, wie ſchon geſagt.

Die Juſtizverfaſſung in Weiſenland zählte man zu den trefflichſten, die es irgendwo gäbe. Daß ſie jedoch — allein ſich erhaltend — nicht auf Sporteln Verzicht leiſten, und eben ſo wenig jeden Rechtshandel in acht Tagen beenden konnte, leuchtet wohl ein. Peinfragen waren längſt abgeſchafft, nur in ſeltnen Fällen traten Todesſtrafen, und immer ohne Grauſamkeit ein. Man trieb es mit gelinden Ahndungen der Verbrechen aber auch nicht zu weit, namentlich wenn nicht Einfalt, Leidenſchaft, Noth, ſondern Ueberlegung, kalte Abſicht oder Muthwille ſie begingen. Gleichwohl fehlte es hier auch nicht an mehreren ſeltſamen Förmlichkeiten, und einigen Geſetzen, welche nicht dem natürlichen Billigkeitsgefühl, nicht der geſunden Vernunft entſprechen wollten, über deren Austilgung man gleichwohl ſich noch immer nicht hatte einigen können. Wo gäbe es deren aber auch nicht. Im Allgemeinen verdiente immer dieſe Juſtiz hohe Achtung; ſchon, weil ihre Unbeſtechlichkeit, durch terroriſtiſche Warnungen des vorigen Herzogs auf einen ziemlich feſten Grund geſtellt, beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen blieb.

Die Polizei war hingegen damal herzlich ſchlecht. Kaum enthielt ſie die nöthigen Beamten, um auf Reinlichkeit der Straßen, Gewicht und Maas und derlei zu ſehn. Uebel gekleidet und berathen gingen ſie einher, ſchienen Einfaltspinſel, deren Nachforſchungen liſtige Schelme, die heimlich böſes Spiel getrieben, ſich leicht entzogen haben würden. Kamen Londner, Pariſer, Wiener, Berliner, Hamburger u. ſ. w. nach Weiſenland, pflegten ſie nicht begreifen zu können, daß hier, wo ſonſt doch viele muſterhafte Einrichtungen zu entdecken wären, man die Polizei ſo vernachläßige; ja, einige Reiſebeſchreiber zogen mit herben Spott darauf los. Der alte Herzog, nicht unempfindlich gegen die Urtheile über ſeine Regierung, vernahm es, lachte gleichwohl, und dieſer Verwaltungszweig blieb unveredelt.

O man konnte — wie denn unterm ſilbernen Mond einmal nichts vollkommen erſcheint — manches Andere hier noch tadeln. Die Gefängniſſe waren nicht ſo beſtellt, daß ein menſchenfreundlicher Howard ihnen eine Lobrede dürfte gehalten haben, und — wie in der Folge ſich zeigte — nicht in gnügender Zahl vorhanden. Auch die Armenanſtalten ließen dies und das zu wünſchen übrig. Man verſchweigt von dem Allen nichts, um, wenn Einiges an der vorigen Regierung im apologiſchen Ton gemeldet wurde, auch die nöthige partheiloſe Unbefangenheit wieder nicht zu umgehn.

Wir berühren deshalb auch abſichtlich zuletzt, was hier die letzte Beachtung fand, ungeachtet man gar wohl ſagen könnte: ihm hätte die allererſte gebührt, die Religion nehmlich.

Bei allen ſtrenggläubigen Chriſten ſtand der vorige Herzog in üblen Verdacht leichtſinniger Freigeiſterei, und, wenn man wollte, nicht ohne allen Grund.

Zwar konnte man nicht läugnen: daß er ungemein ſtrenge nach einigen Sätzen des Chriſtenthums handelte, z. B: Menſchenliebe und Gerechtigkeit nach allen Umfang ſeiner Kräfte und Beziehungen zu üben, blieb ſein Streben bis an den Tod. Mit Glauben und Brauch ſtand es dagegen nichts weniger als löblich Er pflegte wohl im vertraulichen Geſpräch zu ſagen: Eh eine Sonne da wäre, könne es doch keinen Tag geben, und ein Sohn nicht ſo alt ſeyn wie ſein Vater. Er beſuchte ſogar die Kirche wenig oder gar nicht, und als ihm ein alter Miniſter einmal zu verſtehn gegeben: ein Fürſt müſſe es vor Allen, des Beiſpiels willen thun, hatte er geantwortet: Ich habe Proteſtanten, römiſch Apoſtoliſche, Zinzendorfianer, Ebräer und andere Bekenner zu Unterthanen, liebe Alle gleich, laſſe Alle die nehmliche Duldung genießen. Geh ich nun bei dem einen Theil in die Verſammlungen der Andacht, thut es den übrigen weh, und ich kann doch nicht die Reihe herum machen, bald Meſſe hören, bald mit Lutheranern oder Hernhuthern ſingen, bald in der Judenſynagoge um die Zerſtörung Jeruſalems weinen. Das heilige Abendmahl genoß er vollend gar nicht, denn eben ſo ſeltſam wie ſchreiend anſtößig war die Meinung, welche er über dieſe Kultusform hegte. Er ſagte: „Dieſen wunderlichen Mißverſtand einfältiger Pietiſten in einem rohen Zeitalter, hätte die Vernunft längſt aus dem Chriſtenthume ſcheiden ſollen. Nehme man ihn wie man wolle, er bleibt empörend irreligiös. Bildet man ſich ein, etwas von der Subſtanz Gottes zu verzehren; welche Blasphemie wäre ärger, als dieſe Subſtanz ſo zu entheiligen. Soll es aber auch nur Fleiſch und Blut von einem verſtorbnen hohen Wohlthäter ſeyn, ahmt man wieder Kannibalen nach, denen menſchliche Leichname ein willkommener Genuß ſind." Fern ſey vom Autor des Büchleins, eine ſolche Meinung rechtfertigen zu wollen; er ſchrieb blos geſammelte Nachrichten hin.

Dieſer Fürſt äußerte ſich auch einmal: „Man ſage was man wolle, ich glaube nicht, daß poſitive Religion bürgerliche Moral erzieht; im Allgemeinen wenigſtens nicht, zu laut ſpricht die Erfahrung dagegen. Sonſt hätte das Volk Gottes den Egyptern nicht ihre Gefäße geſtohlen, die heiligen Könige David und Salomo nicht ſo geh — und gebubt. Meine Weiſenländer ſind eben nicht durch Orthodoxie berühmt, entdeckten ſie aber ein neues Indien, bin ich überzeugt: ſie würden nicht ſo erbarmenlos dort hauſen, wie einſt die frommen Spanier. Noch jetzt iſt der Kirchenſtaat nicht von Straßenräubern zu ſäubern, wovon man in meinem Lande nichts hört. Im geweihten Rom kann man für zwanzig Zechinen einen Feind niederſtechen laſſen, hier, glaube ich wenigſtens, thut es Niemand um Zwanzigtauſend. Nein, durch andere Mittel — juriſtiſche nicht ſowohl als vielmehr ſtaatsökonomiſche — können die Regierungen, ſo weit es bei der gebrechlichen Natur angehen will, die bürgerliche Moral wirkſamer fördern. Nehme man auch die Religion noch dazu, immerhin; nur obenan ſteht ſie, laut Geſchichte und nach meinen Erfahrungen, nicht. Daneben ſoll man auch den Geiſt und Sinn immer reiner daraus entfalten; wage man es getroſt mit dem was Aufklärung genannt wird, zu ſehn, ob das Licht der Vernunft denn ſchaden wird. Fürſten regieren zudem über Sterbliche; für ſein Ergehn im unſterblichen Leben mag jeder Einzelne ſorgen — ſo gut er kann. Ich weiß gar wohl: daß mich ſolcher Grundſätze willen Viele einen unchriſtlichen Regenten nennen, demungeachtet bin ich lange nicht ſo unchriſtlich, wie ſchon mancher heilige Vater es war. Sagte nicht Leo X.: O quantum nobis attulit Fabula de Christo? Ich glaube doch hingegen, daß jener Theoſoph gelebt hat, und achte daneben die Sittenlehre, welche man ihm dankt, viel zu hoch, als daß ich auch als wahr annehmen ſollte: er habe einen Schwarm Teufel in eine Heerde Säue fahren laſſen, oder einen Feigenbaum verflucht."

Wollte man ja dergleichen unziemende Reden an dieſem Herzog zu entſchuldigen verſuchen, könnte es immer nur durch eine billige Hinweiſung auf ſein noch unreifes Zeitalter geſchehn; wo Gekrönte noch einen Friedrich II. oder Joſeph II. zum Vorbild zu wählen um ſo ehe verleitet werden konnten, als dieſe unter ihren Zeitgenoſſen berühmt daſtanden; und wo Jedermann noch die Schriften eines Voltaire und Rouſſeau las. Wenn dieſer Herzog in unſern Tagen lebte, würde er, allem Anſchein nach, kaum in ſolche Verirrungen ſinken können, da es nun gottſelige Fürſtenmuſter giebt, und Schriftſteller, welche die Sachen beſſer verſtehn, als jene flache Köpfe, z. B. die Herren Brüder Schlegel, Herr Adam Müller, Herr Arndt, Herr Pr. Jänicke in Berlin, und viele andere.

Aus obigen Deutungen würde man von ſelbſt ſchon vermuthen: wie das geiſtliche Departement hier eben nicht die erſte Rolle geſpielt haben dürfte. Man ſagt aber noch ausdrücklich, die letzte, oder vielmehr noch, gar keine; denn ein eigentliches geiſtliches Departement exiſtirte nicht. Man hatte ein lutheraniſches Conſiſtorium für die Mehrheit, mit einem calviniſchen Beiſitzer für die proteſtantiſche Minderzahl, die römiſch Katholiſchen ſtanden unter einem Biſchof, die Altgläubigen unter einem Rabbiner. Jeder Theil ordnete ſeine Kirchlichkeit ſelbſt, die Regierung verlieh Duldung, geneigt: die alten Rechte und Privilegien nicht allein zu ſchützen, ſondern auch in dem Maas immer noch zu erweitern, als für andere Confeſſionen daraus keine wirkliche — auf eingebildete achtete man nicht — Nachtheile entſtänden.

Im Anfang ſeiner Regierung trat ein:

mal das Conſiſtorium mit Klagen über zu bedenkliche Toleranz auf, und wollte, indem ja die proteſtantiſche Kirche in Weiſenland die herrſchende ſey, die letzthin den Katholiken zugewilligten Freiheiten wieder beengt ſehn. Damal ſchrieb der Fürſt zurück:

„Die Kirche herrſcht nicht, ſondern Ich. Erhebt ihr noch einmal ſolche Querulanzen, ſchick Ich euch ein Paar katholiſche Beiſitzer, am nächſten Frohnleichnamsfeſt ſoll die Prozeſſion durch euren Saal ziehn, und rümpft nur Einer von euch die Naſe darüber, mache ich noch einen Juden zum Conſiſtorialrath, was ohnehin ſo unbillig gar nicht wäre. Dieſe Warnung Ein für Allemal von euerm ſonſt wohlaffectionirten Herzog.“

Nach dieſer Zeit lebten die mancherlei Hirten ſo freundlich neben einander wie Lämmlein; nur als der neue Fürſt den Thron beſtiegen, verſuchte — wie man ſchon erzählt hat — jenes Conſiſtorium einige abermalige Regung, wurde jedoch, laut Antrag des Kabinetsraths Baumann, zur Stille verwieſen.

So weit die flüchtige Ueberſicht. Wie außerdem der alte Herzog zu regieren, wie er von ſeiner Höhe mit eignen Augen rundum zu blicken pflegte, wie ſein Prinzip die höchſte Gerechtigkeit war, hat man ſchon gnügend berührt.

Nachdem jedoch ſein Thronerbe von dem ergriffenen Verſuch des Selbſtregierens wieder abſtand, und das Ruder in die Hände eines Souverän-Vikars gab, war es nun an dieſem Vertrauenbeglückten, den Zuſtand des Herzogthums im hochherzigen Gemüth zu tragen, das Sieche darin zu heilen, Verjüngung, Schönes, Edles, an das goldne Alter Mahnendes, ihm ſo viel herbei zu rufen, daß Zeitgenoſſen und Nachwelt in eitel Wonnetaumel der Bewunderung zu ſchwelgen hätten.

In einem hexametriſchen Gedicht auf Sternthals Ernennung zum Allgewaltigen, hatte ein Poet das von ſeiner Leitung geweiſſagt; und ſo mußte der Beſungne ſchon es zu erfüllen ſtreben.

Wie er das anfing, berichtet man nun auch kurz, wobei man den geneigten Leſer bittet, ſich zu entſinnen: daß Sternthal den Hauptgrundſatz umfangen hatte:

mit der Zeit fortzugehn.

Auf dieſem Gefild ſollte der übrige Segen denn luſtig keimen, wachſen und gedeihn.

In specie aber hatte er dem Fürſten zugeſagt:

1. Deſſen Einkünfte zu vermehren. (Doch auf keine die Unterthanen drükkende, ſondern eine beinah unmerkliche Weiſe.)

2. Den Adel — die ächte, feſte, glänzende Stütze der Thronen — empor zu beſſerem Flor zu bringen.

3. Das Volk — mindeſtens in großer, immer wachſender, Mehrheit — glücklich zu machen. Vornehmlich durch kräftige Förderung des Ackerbaus, von dem wieder auf nicht ihn treibende Stände das Heil abfließen ſollte.

Das Land oder Volk hoffte von ihm: er würde der ſo allgemeinen Unzufriedenheit, den ſo mannichfach gehörten Klagen, abhelfen.

Weil von dieſer Unzufriedenheit, dieſen Klagen, mündlich und gedruckt, ſo viel die Rede war, ſo glaubte nicht allein Jeder daran, ſondern Jeder unterſuchte: ob er denn nicht auch Urſache hätte, unzufrieden zu ſeyn und zu klagen. Da blieb auch Keiner, der nicht dies und das beſſer gewünſcht hätte; vor Allem ſeinen eignen Zuſtand, und männichlich ſpannte die Erwartungen um ſo mehr, als poetiſche und proſaiſche Aufſätze in Journalen, und die eignen milden, freundlichen, in einem ſchier äſthetiſchen Styl abgefaßten Deklarationen des Hochminiſters, dazu berechtigten.

Insbeſondere wollten — Akziſe- und Binnenzoll-Beamte ausgenommen — des Herzogs Unterthanen die quälenden, läſtigen, alle Handelsfreiheit beengenden und verkümmernden indirekten Steuern, und was an Ein- und Ausfuhrverboten daran hing, abgeſchafft ſehn.

Und dies hatte Sternthal ausdrücklich verſprochen.

Sintemal es aber damit nicht ſo gleich ging, ſagte er auch dem Fürſten und dem Lande:

Nach und nach ſind dergleichen Verbeſſerungen nur thunlich.

Allerdings! Man hat Oben erzählt: daß ſich über eine halbe Million beim Abſterben des alten Herzogs baar vorgefunden.

Nach einigen Monaten fand ſich dagegen nichts mehr davon vor; was befremden muß, wenn man an den zur Sparſamkeit ſo geneigten Sinn des Thronerben denkt.

Er fühlte indeß ſich auch geneigt, das

Angemeſſene zu bewilligen, auch dem was man als nothwendig darſtellte, ſich nicht zu widerſetzen.

Man hatte ihm jedoch im Augenblick der Thronbeſteigung und in der nächſtfolgenden Zeit gar Vieles nothwendig und angemeſſen genannt, und er — vor damaliger, zugleich betrübten und frohen Gemüthszerſtreuung — vielleicht nicht auf Alles recht aufmerkſam gehört. Uebrigens war in der That auch manches nothwendig.

Z. B. die Beiſetzung der Leiche des hochſeligen Herzogs. Aber auch angemeſſen, daß es mit fürſtlichem Prachtaufwand geſchähe. Rang, Etikette, ſelbſt kindliche Liebe, empfahlen es ſchon ſo.

Die wirkliche hatte bei dem Allen nur wenig, die Scheinbeiſetzung dagegen über Dreißigtauſend Thaler gekoſtet.

Dem koſtſpieligen Trauertage folgten bald die koſtſpieligen Freudentage der Huldigung. Es war angemeſſen, die Entſendeten aus der Provinz mit Feierlichkeit und Pomp, mit ſplendiden Bewirthungen zu empfangen, dem Volke dabei Glanz zu zeigen, arbeitende Hände in Nahrung zu ſetzen; eine Gelegenheit Liebe zu gewinnen. Funfzig bis Sechzigtauſend Thaler ſchwanden diesmal hin.

Und geht es ſchon im Hauſe eines eben geſtorbnen reichen Bürgers nicht allzu pünktlich her — weshalb Schiller auch in ſeinem Wallenſtein die Bedienten luſtig Koſtbarkeiten wegtragen läßt, wie der Feldherr todt iſt — ſollte denn in ein fürſtliches, mit den Thränen gleich eine beiſpielloſe Gewiſſenhaftigkeit einziehn? Es war da auch manche Kleinodie, manches Geſchirr von edlem Metall, man wußte nicht wohin gekommen. Und all die Anfragen, Rechnungen, Aſſignationen, man wußte auch nicht wohin davor. Da und dort waren Summen gezahlt, die verzweifelten Quitungen verlegt, wollten ſich nicht finden. In der erſten heiſſen Stimmung von Gnade und Milde, deckte, erſetzte man darauf los, wie es anging, und es ging damal viel an. Unterrichtete wollten den auf dieſe Weiſe gelittenen Schaden auf Zwanzigtauſend Thaler achten.

Der neue Thronerbe mußte Geſandte an fremde Höfe abfertigen, die Trauer- und Luſtbotſchaft zu melden. Ihnen die Reiſekoſten zu erſtatten war nöthig; und dabei angemeſſen, daß ſie an jenen Höfen mit einigem Glanz erſchienen. Es kann nur zu einigem damit gehn, wenn ſo ein envoyé extraordinaire Tauſend Stück Dukaten empfängt. Und ſendet man deren etwa zwölfe ab, rechnet ſich leicht aus, wieviel Alle etwa koſteten.

Einige nachbarliche Höfe ſchickten Condolenz- und Gratulationsgeſchäftsträger zurück, andere ließen durch ihre gewöhnlichen Reſidenten der Form gnügen. Es war angemeſſen, bei dieſer Gelegenheit Doſen mit Brillanten, Ringe, Uhren auszutheilen; um Zwölftauſend Thaler kauft man nicht viel dieſer Waare; und es iſt doch ſo nöthig, mit 200,000 Mann rechts, 150,000 Mann links, 50,000 Mann vorn u. ſ. w. gleich in ein gutes freundſchaftliches Vernehmen zu kommen.

Dies Alles blieb jedoch weit gegen die Bauten zurück, welche der neue Herzog unternahm, und gegen die Umwandlung des Hausrathes in den Schlöſſern u. ſ. w.

Einiges davon war nothwendig, das Schloß in der Reſidenz ziemlich verfallen; der alte Herr hatte da wirklich zu ſehr gegeitzt. Bei einem Schloßbau pflegt es aber nicht ſparſam zuzugehn, und die fehlende Hofkirche wurde von Grund auf neu und prächtig aufgeführt. Eben ſo ließ der junge Regent ein neues Jagdſchloß anlegen, zuſamt einem weitläuftigen Park, mit orientaliſchen Kiosks, chineſiſchen Thürmchen, gothiſchen Hällchen, idealiſchen Einſiedeleichen zu funfzig Perſonen. Angemeſſen ſollte alle Möblirung doch ſeyn; das heißt bei vornehmen regierenden Herren, etruriſche Vaſen und Antiken aus Rom, Spiegel aus Venedig, Gobelins aus Paris, Zimmeruhren und Holzgeräth aus London, Porzellan aus Berlin oder Meiſſen, Silbergeſchirr aus Wien, Glas aus Böhmen verſchrieben, und daneben inländiſche Künſtler dennoch beweiſen zu laſſen, daß ſie zu wetteifern im Stande ſind. Der Hofmarſchall, die Architekten u. ſ. w. hatten Geſchmack, wollten davon Zeugniß ablegen, und in jener Stimmung folgte den tiefunterthänigſten Angaben das Fiat meiſtens auf dem Fuße nach. Zumal, da man keineswegs gleich ſagte, wie viel dies und das koſten würde. Späterhin, als Baumann ſeinem gnädigſten Herrn mehr Aufmerkſamkeit für das Rechnungsweſen geweckt hatte, dürfte freilich gar Manches aus jenen Angaben moderirt — oder gar nicht einmal proponirt worden ſeyn. Nun war es aber geſchehn, die

Beſtellungen nah und fern gemacht, die Summen angewieſen.

Faſſen die gütigen Leſer dies Alles mit einiger Sachkunde zuſammen, werden ſie auch dem Büchlein aufs Wort glauben: daß nach einigen Monaten von jener halben Million kein Heller mehr übrig war.

Der Fürſt ſtampfte freilich gewaltig mit dem Fuße, als er das hörte; und ſprach aus Unmuth lange mit dem Hofmarſchall und Baron Trapp — der auch gar viel mit vielem Geſchmack angegeben — kein Wort. Sternthal beruhigte ihn aber allmählich, auf die bald ungemein erhöhten Staatseinkünfte deutend, als welche Alles wieder ausgleichen ſollten. Er ſtellte auch daneben vor: baare Summen anzuhäufen, ſey eine Maasregel, welche die Zeit als unvortheilhaft erkannt habe. Mehr weiſe thue eine Regierung, das eingezogne Geld dem Umlauf zurückzugeben, damit es heilſam belebende Wirkungen übe.

Zunächſt ſollte es an ein höheres Ausbringen der fürſtlichen Domänen gehn; da ſtemmten ſich gleichwohl mächtige Hinderniſſe entgegen. Die meiſten Pächter hatten noch Verträge auf mehrere, zum Theil auf acht bis

zehn

zehn Jahre. Indem nach einiger Zeit etliche Pachtungen offen ſtanden, wollten ſich keine Unternehmer finden, die höheres Gebot wagten; denn leidig niedrig ſtanden immer noch die Kornpreiſe, der Anſchein des Jahres war fruchtbar; und wie man auch neben ſegenvollen Ernten hohen Getraidewerth erzielen könne, verſtand man damal noch im Herzogthume nicht, hatte erſt dunkle Ahnungen davon.

Mußte jedoch ermeldete Melioration einem nach und nach anheimſtehn, ließ auch die gehaßte Akziſeverfaſſung noch ſich nicht aufheben. Denn woher ſonſt einen ähnlich ergiebigen Quell von Einkünften zum Throne hinleiten? Unmittelbare Auflagen den Städtebewohnern aufzubürden, ſchien doch nicht thunlich, wollte Sternthal jene Liebe des Volks nicht erkalten ſehn, die ihn ſo ſchmeichelhaft umloderte. Die Auflagen hätten bedeutend ſeyn müſſen, um einen ſo wichtigen Ausfall zu decken, und auch noch Penſionen für eine Menge von abgedankten Beamten übrig zu laſſen. So lange die Städtebewohner noch das Heil nicht empfanden, das ihnen anderweitig zuſtrömen ſollte, ſchien es doch unbillig, mit ſchwerer Hand auf ſie zu drücken; ſollten ſie in der That auch nicht mehr, ſogar noch weniger, entrichten, als auf den Wegen der Akziſe und Zölle. Denn ſie empfanden es immer dann hart, ſtatt ſie es auf die alte Weiſe kaum merkten; es ließ ſich großer Unzufriedenheit, vielen Rückſtänden entgegen ſehn, die wiederum Härte abnöthigten, und dann neues Mißvergnügen zeugten. Auf der anderen Seite hoffte man doch von den indirekten Steuern ſich entledigt zu ſehn. Uebler Wechſelfall. Doch Alles erwogen, blieb das Beßte: vor der Hand es beim Alten bewenden zu laſſen. Wie geſagt: nach und nach. So wurde es dem Herzoge und dem Volke dargeſtellt.

Durch Sternthals neue Einrichtungen waren die Staatsausgaben inzwiſchen anſehnlich vermehrt worden; indem er ſo viele Gehaltzulagen bewilligt, ſo viele Beamtenanſtellungen verfügt hatte. Noch empfand ſich gleichwohl keine Verlegenheit, weil es den Kaſſen der Landesſtühle nicht an Ueberſchüſſen fehlte, woraus ſich die Mehrausgaben leicht beſtritten. Doch trat hier auch ein nach und nach ein; binnen einem Jahre ſchon umgelaufen wo die Ueberſchüſſe insgeſamt zugeſetzt waren.

Nun galt es neue Quellen zu eröffnen. Und auch anderweitig that eine derbe Geldſumme Noth. Die oft erwähnte kleine Schauſpielerin ſtellte ihrem erhabnen Freunde oft vor: wie klein, winklich und baufällig das Hoftheater, wie wünſchenswerth ein neues ſey. Sternthal ſprach einmal bei der Herzogin davon, welche ſogleich auch ein neues wünſchte. Der Fürſt kam dazu, ſchüttelte den Kopf und ſagte: das würde zu viel Geld koſten. Sternthal kratzte den ſeinigen, und entgegnete: Freilich wohl, Ihr Durchlaucht, gleichwohl dürfte es von ſtatiſtiſchem Nutzen ſeyn. Die Bauten am Schloß, an der neuen Hofkirche, am Jagdpalais gingen ſchon meiſtens zu Ende; hören ſie ganz auf, wird es eine Menge von brotloſen Arbeitern geben, die eine ſo läſtige polizeiliche Erſcheinung ſind. Neubeförderter Geldumlauf dagegen wäre vielfach nützlich, und was Ihr Durchlaucht inländiſchen Arbeitern zuwenden, ſtrömt doch meiſtens wieder auf dem Wege der Akziſe in Höchſtihre Kaſſen. Ich wüßte ſchon einen Fond, woraus ſich ein neues Theater, ein Schmuck Höchſtihrer Reſidenz, bauen ließe, indem man zugleich anſehnliche Summen aus der Fremde ins Land ziehen könnte. Iſt die Bühne groß, faßt ſie auch mehr Zuſchauer, man könnte von den Tageseinnahmen gewiſſe Prozente aufſammeln, bis die Baukoſten wieder eingezogen wären, ſo, daß Ihr Durchlaucht nur geruht hätten, einen Vorſchuß dabei zu leiſten.

Der Fürſt hatte ſich gewöhnt, nach Sternthals Vorträgen anzuheben: So? Das Wörtlein deutete zugleich an, die Sache habe ihm eingeleuchtet, meiſtens folgte ein Nicken mit dem Kopfe, als Zeichen des Fiat; worauf das Vorgeſchlagne ohne Weiteres zur Ausführung gedieh. Kann ſeyn, daß er oft auch nur mit halben Ohr auf die Rede achtete, denn groß war ſein Vertrauen zu Sternthals Kopf und Herz; und wozu hätte er denn einen Richelieu ernannt, wenn er den eignen Kopf mit Ideen zerbrechen, das eigne Herz mit Empfindungen beſtürmen wollen. Bei angenehmen war es indeß ein Anderes, und indem das eigne Herz ſo gutmeinend war, hörte Innozenz doch gern Ausführliches, wenn Ernährung fleißiger Unterthanen, oder anderes Beglücken derſelben zur Sprache kam. In ſofern diesmal auch Geld ins Land gezogen werden ſollte, machte ihn das noch mehr aufmerkſam, und er fragte diesmal nach dem So? welch ein Fond das ſey? Auſſerdem würde ihm genügt haben, wenn Sternthal geſagt hätte: Zum in Rede ſtehenden Behuf wäre ein Fond da.

Sternthal gab zu Antwort: Ihr Durchlaucht beſitzen die vom Höchſtſeligen Herrn Vater angehäuften Getraidevorräthe noch. Ehedem wähnte man in ſolchen Anordnungen Heil; die neueren Staatswirthſchaftslehrer haben dagegen klar bewieſen: daß ſie nur zu nachtheilig ſind, weil ſie alle Induſtrie des Landbaus hemmen. Sicher würden Ihr Durchlaucht Domänen bald ſich vortheilhafter auspachten, wenn man die Magazine nicht fürchtete. Deshalb iſt mein unterthäniges Gutachten: man verkauft die ſchädlichen Vorräthe ins Ausland. So iſt Fond da zum Theaterbau, und manchen anderen unvorhergeſehenen Ausgaben.

So? entgegnete Sereniſſimus, fügte aber doch hinzu: Wenn aber Mißwachs kömmt?

Der ſcharfſinnige Agrippa belehrte ſeinen Auguſt: Er iſt ſchon jetzt nicht mehr zu fürchten, gnädigſter Herr, bei den wichtigen Verbeſſerungen unſerer Agrikultur, mit denen es noch viel weiter gedeihen wird, ſo bald der Landmann nicht mehr durch Magazine, die ihm ſeinen wohlverdienten Lohn entwinden, ſich bedroht ſieht. Der Anbau der Kartoffeln hat zudem ſich dergeſtalt vermehrt, und bietet jeder Witterung ſo die Stirn, daß keinem Mangel für die niedern Volksſtände mehr entgegen zu ſehen iſt. Ohnehin koſtet das Getraide ſo viel Umſchüttegeld, und iſt doch nicht gegen Fäulniß, und einen gewiſſen ſchädlichen Wurm, der in dieſem Jahre ſich angefunden hat, zu bewahren.

Was konnte der Fürſt noch entgegnen? Man beſchrieb dieſe Unterredung ausführlich, um es bei ähnlichen anderen zu erſparen. Denn ungefähr wie hier ging es immer, wenn der Gegenſtand beſprochen wurde; meiſtens blieb er gleichwohl unbeſprochen, dies heißt, das So? ſchloß ihn nach dem Vortrag gleich ab.

Die Reſultate diesmal waren: daß der Hofarchitekt Befehl erhielt, einen Riß zur neuen Schaubühne zu fertigen, woran die Herzogin noch Einiges, der Hofloge willen, änderte, und jene berühmte Künſtlerin die Ankleidezimmer für den weiblichen Theil der Thalienſippſchaft bequemer eingerichtet verlangte.

Item, daß Sternthal nun mit Entrepreneuren unterhandelte, welche beſagtes Getraide in die Fremde ſchaffen, und in klingende Münze verwandeln ſollten.

Die Hoffnungen zum Gewinn davon, erfüllten ſich indeß nicht ganz, nicht einmal halb. Beträchtlich waren die Verladungskoſten an ſich, und um ein Beträchtliches höher wurden ſie noch angeſchlagen, indem ja Ober- und Unterkommiſſionäre leben und leben laſſen wollten. In den Seehäfen, wohin man die Waare ſchaffte, ſtand ſie eben in einem mäßigen Preis, der noch mehr bei gegenwärtiger Ueberfüllung des Marktes ſank. Man zog endlich, nach abgezognen Abzügen, noch gegen Zweimalhunderttauſend Thaler für das, was daheim eine halbe Million werth geachtet wurde. Sternthal hatte jedoch in ſofern recht: daß für den kunſtfleißigen Landbau in dieſer Maasregel eine lebendige Aufmunterung entſtand. Den Güterbeſitzern und Pächtern ſchien ein Licht aufzugehn. Sie verkauften nicht mehr ſo wohlfeil als Ehedem, und lernten unter ſich gemeinnützige Abreden nehmen. Die Ernte in dieſem, und auch im nächſten Jahre, fiel ungemein ergiebig aus; demungeachtet galt der

Scheffel Waizen ſechszehn, der Roggen zwölf Groſchen mehr als ſonſt. Es hatte die natürliche Folge: daß andere Bedürfniſſe allmählich ſich auch vertheuerten, und dies hatte wieder andere natürliche Folgen, von denen weiterhin die Rede ſeyn wird.

Indeſſen war doch Geld zum neuen Theater — mit Funfzigtauſend Thalern veranſchlagt — da, und gegen Hundertundfunfzigtauſend Thaler blieben noch zu anderweitigen Verfügungen übrig.

Sie thaten Noth. Die Zahl der Empfohlnen, welche Sternthal nicht abweiſen zu können meinte, hatte neuerdings ſich gemehrt, und die Verdienſte anpreiſenden Stimmen erhoben ſich fortwährend. Man konnte ſich nicht anders helfen, als indem viele ältere Beamte in den Ruheſtand geſetzt wurden, um jenen Platz zu machen. Das koſtete nun bedeutende Penſionen. Und hatten neulich die Oberen Gehaltzulagen empfangen, ſchrien jetzt die Subalternen auch gar laut darum, und mit Fug; indem ſie auf die überhand nehmende Theurung ſich beriefen, neben welcher es unmöglich ſey, bei dem alten ſchmalen Sold zu beſtehen. Es war billig ſie einigermaaßen zu befriedigen, und auch politiſch. Denn gar Viele murrten leiſe: daß ihre Dienſtjahre nicht wie ſonſt mehr in Beachtung kämen, daß ihnen ſo manche Jünglinge vorangeſtellt würden, deren hohe Talente ſich in der Geſchäftsführung doch nicht immer bekundeten. Es waren in ausländiſchen Zeitblättern auch manche anonyme Aufſätze ans Licht getreten, worin bald gründlicher Tadel, bald Satyre die Staatsverwaltung in Weiſenland angriff. Der Sachkunde willen ſchloß man: daß unzufriedne Beamte die Urheber wären. Alle Mühe, ſie zu entdecken und zur Strafe zu ziehn, blieb vergeblich. Am beßten daher, man beruhigte Alle die etwa unzufrieden ſeyn könnten, möglichſt; ſo wurde jenen mißfälligen Skribenten vermuthlich der loſe Mund auch geſtopft.

Allein das koſtete ſo viel. Nach drei bis vier Jahren hatte ſich der Ausgabenetat im Herzogthum um wohl Hunderttauſend Thaler gemehrt, und die Einnahmen ſich, ob man gleich hie und da kleine Impoſte erhöht, um ein Gutes vermindert. Man konnte gar nicht recht durchſchauen, wie es damit zuginge.

Weil man jedoch Summen zuzuſetzen hatte, der Oberſtaatsmann auch manche Darlehne der vorigen Regierung einzog, deckte ſich Alles, und nach fünf Jahren ſeiner Landpflege konnte Sternthal in manchem Betracht mit Wohlgefallen auf ſein Werk hinablächeln. Denn viele der gehofften edlen Früchte ſtanden bereits in lieblicher Blüthe; mit den anderen — mußte man es nach und nach abſehn.

Wir bemerken noch: daß Sternthal mit Poſt- Salz- Stempelweſen, und anderen Verwaltungszweigen, es vor der Hand beim Alten ließ. Er hatte eingeſehn: welche ſchwierige, weitläuftige Arbeiten weſentliche Veränderungen aufnöthigen, und — zu viel arbeiten konnte man doch auch nicht, würde ja den Lebensgenuß entrathen, die Geſundheit zerſtört haben.

Genug, daß er in der Hauptſache, in Belebung der Seele des Staatsleibs (Ackerbau) viel Rüſtiges that, und alle dabei entgegenkämpfende Hinderniſſe muthig zu überwinden trachtete.

Dem Forſtweſen lieh er daneben auch große Aufmerkſamkeit, und mit Erfolg; indem die jetzige Holznützung mehr als ſonſt abwarf, wo man ſehr haushälteriſch mit Schlagung der Eichen, Buchen u. ſ. w. umgegangen. Die Theorie hatte indeſſen ausgemittelt, daß ſich früher anwachſende Bäume mit Vortheil in den hieſigen Waldungen ziehen ließen. Mithin eine wahre und ächte Einnahme bringende Verbeſſerung. Zwar koſtete die fürſtliche Jagdluſt wieder, was der fürſtliche Holzverkauf mehr einbrachte; dort blieben die Summen jedoch im Lande, und hier ſtrömten ſie aus der Fremde ein.

Die Artikel der Religion, Aufklärung, Cenſurfreiheit behandelte er auch wie die ehmalige Regierung, ja zum Theil mit einer noch weiter getriebnen Liberalität, weil die Stimmen der Zeit daran mahnten. Sternthal fand ſich zwar — wenn er den Herzog dort wußte — oft in den Andachtsverſammlungen ein, war übrigens aber (zeitgemäß) ein Kantianer, und wußte an ſeinen vertraulichen Abendtafeln zu deduziren: Gott ſey weder zu beweiſen noch zu verneinen, ſey ein Apoſtat, ein Heiſchbegriff; eben ſo verhalte es ſich mit der Unſterblichkeit der Seele. War er jovial, und die Rede kam auf poſitive Religion zog er wohl lachend Schillers Worte an:

Schreckfeuer, angeſteckt auf hohen Thürmen,
Die Phantaſie des Träumers zu beſtürmen,
Wo des Geſetzes Fackel dunkel brennt.

Oder auch er wiederholte einige Ausſprüche der Büchlein: Le diner du Comte de Boulainvilliers, Système de la nature u. ſ. w.

Wie ein Idol des Landadels, war er es auch den philoſophiſchen und belletriſtiſchen Schriftſtellern der Hauptſtadt. Denn hatten ihnen die Cenſoren etwas geſtrichen; kamen ſie gleich beim Premierminiſter ein, wo Jene Verweiſe über ihre Illiberalität empfingen; ſo daß keiner zuletzt noch etwas ſtrich, und auch das Leſen ſich ſparen konnte.

Doch mit einem anderen öffentlichen Gegenſtand war unſer Machthaber von Anfang her unzufrieden geweſen, ward es im Laufe der Zeit nur mehr, änderte und beſſerte fortwährend daran, und konnte hier gleichwohl das gewünſchte Ziel nimmer umfangen. Wir meinen die Polizei der Hauptſtadt.

Der Präſident, welchen Sternthal da vorgefunden, war bis dahin zu den Leuten gezählt worden, die man gute ehrliche Deutſche nennt. Sternthal ſagte bald von ihm: er ſey ein unbeholfenes Subjekt, ſpäterhin: ein trockner Pinſel, veraltet, auf ſeiner Stelle gänzlich unbrauchbar. Zeitig ſetzte er ihn auf Penſion, und gab ſein Amt einem jüngeren verſchlagnen Mann, der, neben anderen Weiſungen, auch die erhielt: zu ſeinen Unterbedienten doch geſcheutere Leute zu wählen als ſein Vorgänger. Nach zwei Jahren ſtand er demungeachtet wieder in Ungnade. Es hieß von ihm: er verſtehe keine Winke, errathe nicht, was man wolle, wenn man dies nicht wohl ſagen könne.

Wir könnten dem Leſer hier im Vertrauen ſagen: wie es eigentlich mit den Erleuchtungen an hohen Geburtstagen, oder gewiſſen lauten Bewegungen der Hände im Schauſpielhauſe ſtand, wollen aber nicht. So viel nur: die Polizei hatte ſich da ungeſchickt benommen, man Vertraute, und dieſe wieder Vertraute abfertigen müſſen, das Nöthige an Ueberredung und Beiſpiel zu thun; bis Gewohnheit die Sachen in Gang brächte, und man zur eignen Ergötzung ſie feſt hielt.

Zudem nahmen ſeit einiger Zeit Betrügereien, Diebſtähle und andere Unbill erheblich zu, obſchon die Thäter gar oft unentdeckt blieben. Eben ſo wenig konnte man den Verfertiger eines in Kupfer geſtochenen, Zerrbildes ausmitteln, das hohe Perſonen empörend hämiſch beſpöttelte.

Eines Tages jagte der Herzog, und ſein Chatham begleitete ihn. Sie nahten der Gegend des Dorfes, worin Baumann lebte, der bis jetzt noch keinen Winter in die Hauptſtadt gekommen war; da ſowohl ihm wie ſeiner Gattin das Landleben durch alle Jahrszeiten gefallen hatte. In einer huldreichen und aufgeweckten Laune ſagte der Fürſt:

Woll'n wir den alten Baumann beſuchen?

„Wie Ihr Durchlaucht befehlen."

Man ritt hinein. O da war von keinem alten Baumann die Rede; er ſchien um zehn Jahre ſich verjüngt zu haben, ſo leuchtete das Auge von Munterkeit, brannte die Wange von friſcher Röthe. In der Stadt hatte der aktenvergrabne Dintenklechſer nur Ideen zum Landeswohl zeugen können, hier ſprang dagegen ein Knabe von drei Jahren im Hof, und ein Mädchen ward auf dem Arm getragen.

Es verſteht ſich, daß man nicht wenig ſich durch die hohe Ehre überraſcht fühlte, und nach Möglichkeit Anſtalten traf, Seine

Durchlaucht und Seine Excellenz mit einem Frühſtück zu bedienen.

Der Fürſt war ungemein heiter, ließ ſich von Madame Baumann den Garten zeigen. Sternthal ging mit dem Wirth hinterdrein. Das Geſpräch fiel auf Mancherlei. Hören Sie, lieber Freund, ſagte Jener unter andern: viele der älteren Einrichtungen in unſerm Herzogthume ſind mit Recht zu loben; frommten ihrer Zeit, auch dieſer. Ich habe das erkannt und ſie fortbeſtehn laſſen. Hingegen ſagen Sie mir nur: wie es möglich war, daß man unter der vorigen Regierung die Polizei ſo vernachläßigen konnte. Ich ſage nichts davon, wenn dieſer oder jene Einbruch unentdeckt bleibt, das iſt ein Nebending. Aber die herzoglichen Einnahmen verringern da und dort ſich auffallend. Es iſt nicht anders möglich, viele Beamte müſſen Unterſchleif üben. Das Rechnungsweſen ſtimmt demungeachtet; zu verſchlagen ſind die Betrüger, als daß man ſie da ertappen könnte. Taugte aber die Polizei, würde ſie aufmerken, ſpähn, den heimlichen Gängen der Beamten nachſchleichen. Da würde ſich zeigen: ob dieſe und jene bei ihren Ausgaben im Mißverhältniß zu den Einnahmen ſtänden. Da lieſ't man bald hier bald dort in öffentlichen Blättern ehrfurchtwidrige, lügenhafte Aeußerungen über den Staat. Bei den Herausgebern iſt nichts zu erfahren, die verrathen ihre Geſellen nicht, wollen Alles von unbekannter Hand zugeſendet erhalten haben. Beſtänden aber die Polizeidiener nicht aus Tröpfen, würden ſie verkleidet öffentliche Orte beſuchen, politiſche Unterhaltungen wahrnehmen; aufmerken, wer etwa Grundſätze äußere, wie ſie da und dort gedruckt ſtehn. Doch nichts mit den Unbeholfenen anzufangen. Ich werde genöthigt ſeyn, irgend einen offnen Kopf nach Paris zu ſchicken, damit er das dortige Polizeiweſen ſtudirt, und hört: was ein le Noir, ein Sartine Alles vermochten. Immer begreife ich nicht: daß unſer vorige Herzog, ohne Zweifel ſonſt ein weiſer Regent, den wichtigen Gegenſtand ſo überſah.

Ihr Excellenz, entgegnete Baumann: wenn Sie zu einem Tatarenvolk kämen, und die Aerzte dort ſehr ſchlecht fänden; würden Sie davon nachtheilig oder vortheilhaft auf den Geſundheitszuſtand bei dieſem Volke ſchließen? Wo ſich die Boerhave, Tronchin, Frank ausbilden konnten, ſtand es ohne alle Widerrede

übel

übel damit. Ein reiſender Engländer hatte einmal ſehr ſpöttiſch und verächtlich von unſerer Polizei geſchrieben. Der vorige Herzog las es, zeigte es mir, und fragte lachend: Kann ich mir eine beſſere Lobrede auf meine Regierung wünſchen?

Ja nun, hob der Großvezier wieder an: jene Zeit und dieſe —

Freilich giebt es mancherlei Zeitentwicklungen, fiel der Andere ein, und das Geſpräch drängte ſich vorüber.

Dem ſey wie ihm wolle; Sternthal konnte, nachdem fünf Jahre entflohn waren — die Hälfte ſeiner erſten Regierungsperiode, jede läßt man zehn Jahre umfaſſen — auf manchen glänzenden Erfolg hinweiſen, der ſeinen lebendigen, ſchaffenden Geiſt mit lauter Stimme rühmte.

Die Hauptſtadt prangte mit neuen öffentlichen Gebäuden, und anderweitigen ſchönen und bequemen Anlagen, die man hiebevor nicht dort geſehn. Aber auch manches, im beßten Geſchmack erbaute, Privathaus war auf den Trümmern niedergerißner unanſehnlichen Bürgerwohnungen emporgeſtiegen. Einige Barone vom Lande hatten in dieſer Art ſich um die Reſidenz verdient gemacht. Sie befanden ſich wohler denn Ehedem, die ſchöne Welt athmete mehr Frohſinn hier denn Ehedem; und ſo brachten Jene den Winter gern in der Nähe des Hofes zu. In ſofern auch die höheren Staatsbeamten reichlichere Beſoldung empfingen, konnten ſie auch auf einen angenehmeren Fuß leben, und Fremde gaſtlich bewirthen. Auch ſonſt zeugte manche glänzende Equipage, manche ſchimmernde Livree, von dem ſeit einigen Jahren merklich herangeblühten Wohlſtand. Das erfreute den Herzog ungemein, und zwar aus ſtatiſtiſchen, ihm von Sternthal erörterten, Gründen, wenn er für ſeine Perſon dem Luxus ſchon nicht hingegeben war.

Dieſer vermehrte Wohlſtand ruhte ohne Zweifel auf dem Piedeſtal, welchem nun ausgezeichnete Obhut und Pflege wurde. Es hatte ſich ein ökonomiſcher Verein gebildet, eine eigne Zeitſchrift für den Landbau entſtand. Die veredelte Schaafzucht gedieh bereits allmählig, mit Stallfütterung, Luzernerklee, Raſpe glückten die Verſuche; mit den Säe- und Dreſchmaſchinen zwar noch nicht, doch ſannen Mechaniker auf ihre Vervollkommnung. Wie es Jean Paul vom Quintus Fixlein erzählt, konnten hier ſogar einige Kleinpächter und ſogenannte Freiſchulzen bereits fragen: wo die Kapitalien wohl am ſicherſten ſtänden? Wäre nur der leidige, ſo manchen Fortgang hemmende Krieg nicht eingetreten; wie viel Gutes, das einer ſpäteren Zeit aufbehalten blieb, würde man nicht damal ſchon in Weiſenland erlebt haben.

Allein das Jahr 1792 zog einen üblen Strich durch die Rechnung, machte ſelbſt: daß Sternthals nächſte fünf Verwaltungsjahre den eben entflohenen an Gedeihen weit nachſtanden.

Jene Revolution in Frankreich zog alle Blicke auf ſich. Ihre erſte Tendenz war eine repräſentative monarchiſche Verfaſſung. Das wollte England nicht, ob es ſchon ſeit Jahrhunderten eine ſolche Verfaſſung hat. Das wollte Deutſchland nicht, trotz ſeiner weiland berühmten Regensburger Repräſentation — die freilich danach war. Deutſchland beſonders zeigte ſich damal grimmig gegen Frankreich; das nehmliche Deutſchland, das fünfundzwanzig Jahre ſpäter ſeine Görres, Benzenberg und ein Paar Hundert Andere Verfaſſung predigen hörte, und wo die meiſten der Grundſätze, welche einſt die Mirabeau und Lally-Tolendal aufſtellten, und um welche Deutſchland ausſchlug, galten, nachdem es manchen derben Wiederſchlag empfangen.

Allerdings ſagten auch Tauſend weiſe Deutſche im Jahre 1792: Was geht uns Frankreich an? Wo ſich Mann und Frau prügeln, bleibe der Ruheſtifter nur weg, daß er nicht ſelbſt etwas von Realinjurien davonträgt.

Doch ſagten es nur die einfachen Weiſen, die im Superlativ, oder die Weiſeſten ſprachen anders. Nehmlich: Brennts im Hauſe des Nachbars, löſche ich, damit nicht die Flamme auch das meinige ergreife.

Das ließ ja ſich hören, und dieſen Weiſeſten geſellte auch Herr von Sternthal ſich bei, und zwar mit einem ſo ungewohnten Eifer, daß es ſchien: der ſanft und leichte Sanguinismus in ſeinem Temperament habe jähling in eitel Cholera ſich umwandelt.

Sternthal war bei vielen auswärtigen Höfen ſeiner Liebwürdigkeit willen beliebt. Kann wohl ſeyn, daß, wenn er da und dort von einer blutigen Fehde mit Frankreich abgemahnt hätte, ſie unterblieben wäre. Denn wie oft gab nicht ſchon eine einzelne diplomatiſche Stimme — in rechter Zeit und mit beredtem Nachdruck erhoben — einen wichtigen Ausſchlag. So dachte hingegen der ſonſt friedliche und leutſelige Sternthal nicht. Hätte er das Anſehn eines Fleury gehabt, er würde jetzt eben ſo Europa aufgeregt haben, wie jener Cardinal es bei Gelegenheit der pragmatiſchen Sanktion that; und hätte er einen Fürſten gewußt, der keine Neigung zu dieſem Krieg empfunden, er würde, wie einſt Palamedes bei dem König von Ithaka, mit Ueberredung und Liſt ſeine Abſicht bei ihm durchgetrieben haben.

Man will dieſerhalb den berühmten Staatsmann keineswegs tadeln. Er hielt die Sache der Thronen im Auge, und blieb daneben ſeinem Grundſatze treu: mit der Zeit fortzugehn. Die lauteſten erhabenſten Stimmen der Zeit riefen damal: Krieg gegen Frankreich, nieder mit dem Freiheitsſchwindel!

Sternthal lieferte zugleich einen Beweis: mit welchem Kraftwillen er für einen Grundſatz handeln, mit welcher Entſagung ihm Lieblingsneigung hinopfern könne. Die Leſer haben die Vorliebe geſehn, mit welcher Sternthal an Paris hing. Er hatte nach und nach einen Sekretär aus der Vorſtadt St. Germain, einen Schneider aus der Straße du Mail, einen im Palais Royal ausgelernten Koch und einen Haarkräusler aus Verſailles in Dienſt genommen, an ſeiner Tafel wurde meiſtens in franzöſiſcher Sprache geredet, und auf ſeinem angelegten Liebhabertheater gab man nur franzöſiſche Stücke, woran der Premierminiſter ſelbſt mit einigem Vergnügen Theil nahm; und obenein ſo gut, daß durchreiſende Pariſer verſichert hatten: er gnüge ſeinen Rollen wie ein Preville. Demungeachtet hatte der (vaterländiſche) Zeitgeiſt kaum die Antigallomanie angeregt, als auch der hohe Staatsmann über Hals und Kopf ſeine franzöſiſche Dienerſchaft entließ, ihr ſogar das Land zu räumen gebot. Und nur in Teuts Zunge ward von nun an bei ihm geſprochen.

Er las jetzt auch fleißig die Schriften eines Hoffmann, Schirach, Reichard, und daraus erſehend: daß in Deutſchland ſich eine heimliche demokratiſche Propaganda gebildet habe, an dünnen Fäden aus Paris her gelenkt, bot Sternthal gleich kräftige Mittel auf, daß ſie nicht auch in Weiſenland ſich anſiedeln, überhaupt aller ſchädliche Meinungsgift ſeinen Gränzen fern bleiben möchte. Jetzt empfand ſich die Nothwendigkeit einer guten Polizei doppelt, Sternthal mehrte ihren Etat jährlich um Zehntauſend Thaler, theils ihre gewöhnlichen Unterbeamten zu mehren, theils deren geheime aus verſchiednen Ständen anzunehmen, die auf Fremde und Eingeborne ein wachſames Auge und Ohr richten könnten.

In ſofern jene Dollmetſcher des Zeitgeiſtes auch behaupteten: es ſey allein die Aufklärung, welche den Baſilisk Revolution ausgebrütet, änderte auch da Herr von Sternthal ſeine Anſichten. Jeden Sonntag beſuchte er nun die Kirche, lud die Konſiſtorialräthe und andere Geiſtliche oft an ſeine Tafel, und ſtellte aus den orthodoxeſten Köpfen unter ihnen eine neue Cenſurverwaltung zuſammen. Dieſe ließ nun Bücherverbote ergehn, ſo ſtrenge wie damal nur in München und Kaſſel, und cenſirte daheim kein Buch, worin das Wort Freiheit ſtand, ſelbſt wenn es mit Verwünſchungen begleitet war, um, wo möglich ſie rein vergeſſen zu machen. Ja ſie ging einſt ſo weit, den Schullehrern im Lande zu befehlen: der

Jugend beim geſchichtlichen Unterricht nichts von den Republiken des Alterthums zu erwähnen, und bei der Erdbeſchreibung, Nordamerika, die Schweitz, St Marino, und vor allen Dingen Frankreich mit Stillſchweigen zu übergehn. Ein Gebot, das man ſpäterhin aber in ſo weit änderte: daß vor der Hand jene Vorwürfe nur kürzlich, und mit angemeſſenen Mißbilligungen, berührt werden ſollten. Den philoſophiſchen und politiſchen Schriftſtellern in der Hauptſtadt wurde von Seiten der Regierung im Stillen angedeutet: Philoſophie und Politik wären Materien, womit ſie fortan ſich im mindeſten nicht beliebt machen würden. Einer davon — er zog ein Jahrgeld — ſattelte ſchleunig um, und ſchrieb eine Hauspoſtille für die elegante Welt, die er dem Premierminiſter zueignete, und eine goldne Repetiruhr dafür empfing. Ein anderer hingegen — nicht penſionirt — ſetzte ſeine gewohnten litterariſchen Arbeiten fort. Hier legte die geheime Polizei ſogleich ein Zeugniß von ihrem gemeinnützigen Werth ab, denn ſie mittelte aus: daß verſchiedne Aufſätze in fremden Blättern, die laut der Sache Frankreichs das Wort redeten, von Dieſem herrührten.

Sternthal ließ ihn ſogleich vor ſich kommen, donnerte ihn heftig an, und drohte ihm mit Landesverweiſung. Jetzt weinte der arme Mann, und rief: Ihr Excellenz, ich habe vier Kinder! Ich wollte ja gern wider Philoſophie und Freiheit ſchreiben; das nehmen die Buchhändler nur nicht gern, oder es wird zu ſchlecht bezahlt, als daß ich meine vier Würmchen davon ernähren könnte. Jetzt offenbarte ſich aber auch das gütige Herz des Miniſters; er gab dem geplagten Skribenten eine Anſtellung, doch mit dem Beding: ſeine Autorfeder nur gänzlich in den Ruheſtand zu verſetzen.

Uebrigens hatte man das Truppenkontingent geſtellt, und mußte es im Felde erhalten.*) Dies nöthigte keine geringen Summen ab. Ja hätte man nun jene halbe Million, die vollen Magazine u. ſ. w. noch beſeſſen. Dem war jedoch nicht alſo, und Sternthal hatte dem Fürſten daher in Vorſchlag gebracht, eine halbe Million gegen zinsbare

*) Göthe erinnert in ſeinem Werther: die Leſer möchten ſich nicht bemühn, die genannten Orte in der Karte aufzuſchlagen, man würde ſie nicht finden. Eben das gilt von dieſem Truppenkontingent, wenn man es etwa in Kriegsrelationen ſuchte.

Scheine aufzunehmen. Jener hörte mit Unwillen von einer Landesſchuld, ſein Regierungslieutenant ſtellte ihm jedoch vor: Ihr Durchlaucht, es hat damit gar nichts zu ſagen. Der Krieg wird nicht lange währen. Denn wie können die undiſciplinirten franzöſiſchen Horden, deren alte erfahrne Offiziere ausgewandert ſind, Deutſchlands trefflichen Armeen widerſtehn. Man wird Alles vor ſich her jagen und bald in Paris einziehn. Dort ſchreibt man dann Contributionen aus, und bedingt obenein, wie billig, im Friedenſchluß ſich Kriegskoſtenerſatz. Wenigſtens auf eine Million können Ihr Durchlaucht Anſprüche machen; ſo iſt die Schuld getilgt, und Hundert Prozent ſind noch Gewinn. Die Zinſen der Staatsſcheine würden ſich leicht durch eine geringfügige Erhöhung etlicher Akziſe- und Zollſätze aufbringen. Denn wie nahe ich eben ſchon an ihrer Aufhebung ſtand, ſo iſt freilich nun, da Krieg eintritt, vor der Hand nicht daran zu denken.

Der Fürſt ertheilte ſein Bejahungszeichen, und der beſchloſſene Plan wurde ausgeführt.

So hatte man denn — ſie war leicht bei einheimiſchen Kapitalienbeſitzern gefunden

— eine auſſerordentliche halbe Million, wovon ſich ein Jahr lang bequem zuſetzte; doch nur, indem auch das platte Land noch einige Fruchtlieferungen übernehmen mußte, und man in einige Erſparungen — bei öffentlichen Anlagen, der Ackerbauveredlung hingewandten Summen u. ſ. w. — einging.

Gleichwohl kam es damal zu keinem Siegerzug nach Paris und Gewinn an Brandſchatzungs- und Entſchädigungsſummen. Die Generale haben Fehler begangen, ſagte Sternthal zum Herzog, ſonſt wäre das nicht möglich. Es ward nun für das zweite Jahr nöthig, eine Summe anzuleihen, wobei es ſchien: man werde diesmal nicht mit einer halben Million ausreichen. Sie war im Lande nicht aufzutreiben, indem man, der ungehofften Wendung des Krieges halber, bedenklich, und auch vieles baare Geld dem Heere nach über die Gränze ausgeſtrömt war. Die Agenten aber, welche nun in einem benachbarten Staate die Anleihe vermittelten, erhielten Prozente, die gefundnen Darleiher Proxenete.

Was man gefürchtet hatte, traf noch über Erwartung ein. Schon nach ſechs Monaten war die halbe Million geſchwunden.

Die Lieferanten, welche die Truppen verpflegten, forderten mehr, weil auf dem Kriegsſchauplatz die Bedürfniſſe im Preis ſtiegen. Das Kontingent hatte Artillerie und Wagenzüge verloren, andere Gegenſtände dieſer Art waren ſchadhaft; das koſtete theuern Erſatz, nicht wohlfeile Reparaturen. Und wie es denn ſonſt im Kriege zugeht, wo das Sprüchlein: ehrlich währt am längſten, häufig in der Bedeutung genommen wird, die Rabner in ſeinen Satiren ihm gab, als eine Sache nehmlich, die man nicht viel braucht, und die mithin ſo leicht nicht abgenutzt wird.

Es galt nun, abermal einen Kreditquell zu öffnen, wobei ſich die Einbußen mehrten. Wozu da auch mit einer halben ſchleichen, lieber gleich noch eine ganze Million. Konnte man doch platterdings nicht annehmen: die Feldherrn würden immerfort Mißgriffe thun. Ohne allen Zweifel trieben ſie mit nächſtem die Ohnehoſen zu paaren, dann erzielte ſich reichliche Entſchädigung.

Der Weitläuftigkeit überhoben zu ſeyn, melden wir kurzhin: daß man zwar nach den letzten fünf Jahren dieſer Epoche Friede, aber keinen Erſatz der Kriegsausgaben hatte. Da:

gegen aber wohl unbrauchbare, und zu erneuende, Waffenvorräthe, auch eine nahmhafte Zahl von Invaliden — aus Reindeutſchheit damal Kriegskrüppel genannt — zu ernähren. Und über das Alles hinaus lag die Bürde einer Staatsſchuld von Drei Millionen auf dem Herzogthum.

Sie mußte durchſchnittlich mit fünf vom Hundert verzinſ't werden. Dieſe Hunderttauſend Thaler waren zwar durch mancherlei neuaufgelegte Abgaben — Akziſe- Zoll- Poſtgeld- Stempel- Salzpreis- Erhöhung gedeckt, allein jene, ſchon vor dem Krieg beſtandne, auf allerhand Weiſe, und zuletzt aus dem Kriegsfond geleiſtete, Mehrausgabe von Hunderttauſend Thalern, beſtand nicht allein noch, ſondern hatte ſich durch den neuen Etat der Polizei und Cenſur, durch vergrößerte Zahl der Penſionirten, und manche unvorhergeſehene Zufälligkeiten, noch anſehnlich erhöht. Mit dem, was einigen franzöſiſchen vornehmen Ausgewanderten, die ihre Zuflucht hieher genommen hatten, zu ihrem Lebensunterhalt angewieſen war, reichte ſie nun auch an Hundertundfunfzig Tauſend Thaler. Daneben waren dennoch manche Lieferanten aus dem Kriege unbefriedigt, und alle Kaſſen riefen um Geld, weil es an dieſem Artikel bei ihnen drückend fehlte.

Es blieb nicht bei dieſen, auf den Großmandarin eindringenden, Stürmen. Die Armenverpflegungsbehörde reichte Vorſtellung auf Vorſtellung ein, und ſo amphioniſch beweglich, daß Steine nicht fühllos geblieben ſeyn würden. Während der Kriegszeit hatte die Gelegenheit zum Broterwerb ungemein abgenommen, die Theurung war dagegen noch empfindlich geſtiegen. Nun gab es der verſchämten Nothleidenden, und der unverſchämten Bettler ſo viele, daß die Armenbehörde ſich nicht mehr Rath wußte. Vor zehn Jahren hatte ſie vortrefflich beſtanden, auch in ihren Kaſſen Ueberſchuß geſehn. Späterhin war es ihr jedoch zunehmend peinlich ergangen, beſonders in der letzten Zeit, wo Hunderte von Bürgern, die ſonſt wohlthätige Gaben geſpendet, nun ſelbſt Almoſen verlangten.

Und nicht weniger läſtig trieb die Criminaljuſtiz, wiederholt die unumgängliche Nothwendigkeit darſtellend: das Zuchthaus in der Reſidenz mit einem neuen Flügel zu verſehn, und die Wohnungen der Baugefangnen auf der Feſtung zu vergrößern. Allerdings hatte ſich nun das Polizeiweſen ſchon bedeutend entwickelt; Sternthal hatte ihr auch ſeine Zufriedenheit in huldvollen Ausdrücken oft dargethan. Sie kam den Dieben — namentlich kleinen — zeitig auf die Spur, führte die Vagabunden oft dutzendweis ein. Sie wollten bei dem Allen nicht abnehmen; die Criminaljuſtiz, vor zehn Jahren wenig beſchäftigt, hatte nach und nach ihr Perſonal verdreifacht, und doch immer vollauf zu thun. Beim vorigen Herzog waren die Gefängniſſe und Correktionsörtlichkeiten ,übergroß, nun konnten ſie ihre Einwohner unmöglich mehr faſſen.

Doch gab es neben dieſen Schattenparthien auch eine helle Lichtſeite. Der Getraidepreis hatte in den Kriegsjahren, der guten Nachfrage willen, abermal ſich anſehnlich erhöht, ſo, daß folglich nun auch alles Ländereieneigenthum einen bedeutend höheren Werth erlangte. Auch überbot man ſich eifrig, wenn jetzt offne Domänenpachtungen plus licitandi geſtellt wurden. Ein Theil davon war ſchon neuerdings ausgethan, und gegen Ehedem zwanzig bis dreißig Prozent höher. Da:

her konnte Sternthal auch ſeinem Herrn ächte Meliorationen nachweiſen. Was die ſchwere Landesſchuld betraf, ſagte er: Ihr Durchlaucht, es iſt freilich ein Uebel, doch mehr ſcheinbar und eingebildet, als wirklich. Der Staat iſt da mit keinem Privatmann zu vergleichen, deſſen Hülfsquellen in dem Maas abzunehmen pflegen, als er auf Darlehne eingeht, weil die Zinſen ihm die Einkünfte verringern. Zinſen die ein Staat zahlt, mehren die ſeinigen oft, wie ein Magnet, der viel zu tragen hat, an Kraft gewinnt. Legt man, der Zinſen willen, dem Volke mehr Abgaben auf, iſt es genöthigt, um ſo viel mehr zu arbeiten, ſeinen Kunſtfleiß zu erhöhn. Eigentlich verliert es in den Gaben nichts, da es ſie wieder erwirbt, die Thätigkeit, die allgemeine Produktion im Lande nehmen dagegen zu, wovon der Staat wieder ſo manchen klingenden Vortheil zieht, und in neuer Rückwirkung ſeine Bürger. Ihr Durchlaucht Domänen haben auf der anderen Seite einen ſo erhöhten, und immer noch ſteigenden, Werth empfangen, daß Höchſtdieſelben über einige Staatsſchuld ungemein gleichgültig zu ſeyn geruhn können. Die Zinſen werde ich ſchon auf die mildeſte

Weiſe beibringen, und dann auf einen Tilgungsfond der Kapitalien bedacht ſeyn. In dieſem Augenblick läßt ſich freilich daran nicht gehn, doch nach und nach.

Der Großvezier hatte ſeinem Khan die ausführliche — vielleicht auch nicht ausführliche — Schilderung des neuſten Finanzzuſtandes der Heimath nicht daheim gemacht, ſondern im freundlich grünen Wald, nach einer Hochwildpretjagd, wo einen Vierzehnender das Schickſal ſo geehrt hatte, daß er den Tod aus fürſtlichen Händen empfing. Welcher Miniſter kennte nicht die Gelegenheiten, wo ſich das Eine oder Andere am — zuträglichſten vorträgt. Auch das gehört in den Umfang jener Oben erwähnten Tugend.

Und wäre Herr von Sternthal denn nicht immer konſequent geweſen, ſo als Staats- wie als Privatmann? Hatte er nicht den Winken — den erhabenſten — des Zeitgeiſts nachgelebt? Freilich iſt, wie Schiller in ſeiner Braut von Meſſina ſo poetiſch ſagt: die Zukunft den Sterblichen vermauert. Wer konnte voraus ahnen, daß in Frankreich aus Parlamentsadvokaten, Sprachmeiſtern und derlei, im Nu ſich Generale, und obenein ſogenannte groſſe Generale, erziehen, und die Allons enfans, ça ira, Carmagnolen, und vornehmlich die en avant, mehr thun würden als Lacyſche, Saldernſche, Sobielskiſche, Mauvillonſche, und wer weiß noch wie manche andere Taktik? Man ſchreibt dies Büchlein wahrlich nicht, den Miniſter von Sternthal zu tadeln, ſondern um zu beſchreiben — wie es zugeht.

Er half ſich auch in den peinlichen Geldverlegenheiten mit Konſequenz. Die Impoſte wurden abermal erhöht, doch mit dem Verſprechen: nach und nach ſie wieder zu mäßigen. Sternthal berief Deputirte der Ritterſchaft, und gab ihnen zu erkennen: wie dem Landadel bisher zu erhebliche Vortheile angediehen wären, als daß er den beſtehenden Finanzkalamitäten gleichgültig würde zuſehn wollen. Man hege vielmehr zu ſeiner Vaterlandsliebe das Vertrauen: er würde einen Theil der Verzinſung der Staatsſchulden freiwillig übernehmen. Die Deputirte bezogen ſich zwar auf ihre Privilegien, und die groſſe Dürftigkeit, welche eigentlich im Allgemeinen bei dem Landadel zu finden ſey; doch als man ihnen die Verſicherung gab, ſie hätten unter keinen Umſtänden mehr eine Getraideſperre zu fürchten, ſperrten ſie ſich denn auch nicht mehr, und bewilligten einige Grundſteuer. Einige wieder offne Domänenämter wurden mit dem Beding mäßiger verpachtet, daß man das Quantum auf ſechs Jahre voraus erlege. Dies gab doch baare Summen, der Ebbe in den Kaſſen abzuhelfen. Und wen man demungeachtet nicht bezahlen konnte, den ließ man warten, wie Napoleon einſt dem Maſſena ſchrieb, daß er es machen ſollte.

Allein beengt, gepreßt blieb eine ſolche Lage immer. Wie auch Sternthal grübelte, oder ſeinen Räthen und Geheimſchreibern aufgab zu grübeln, man entdeckte kein Mittel, dem Staatskörper einen freiern Athem zu verſchaffen.

Im nächſten Winter kam Baumann auf einige Monate in die Hauptſtadt. Er hatte ſich und ſeiner Frau das gegebne Wort auf Carnevalsvergnügungen zehn Jahre lang nicht gehalten, weil beide keine Langweile draußen daran mahnte. Nun wollte er jedoch ſeinen neunjährigen Sohn auf die Schule bringen, und bei der Gelegenheit ſich in der heutigen Welt einmal wieder umſehn.

Sternthal lud ihn zur Tafel. Ihn etwa

irgendworin um Rath zu fragen, dazu hegte der Miniſter zu vielen edlen Stolz; man konnte dieſen Stolz wahrhaft edel nennen, weil er ſo angenehm in holde Leutſeligkeit und lächelnde Güte ſich verlief, und dadurch einen ſo edlen Ausdruck gewann. Doch jenes alten Praktikers Meinung über dies und das zu hören, blieb immer ſo unrathſam nicht. Es konnte in dieſer Meinung vielleicht irgend etwas zur Anwendung taugen; und aus fremder Meinung Eigenthum zu machen, verſtehn alle gewandte Miniſter.

Ueber Tiſche kam der Staat nicht zur Unterhaltung, mit Ausnahme einigen Hindeutens auf den ſo herangeblühten Flor des Landbaus, und die ergiebigeren Domänenverpachtungen. Doch nachher, wie Alles ſich bereits entfernte, hielt der freundliche Wirth den Geladnen noch in einer Fenſtervertiefung im Geſpräch zurück, und ließ noch ein Paar grüne Gläſer mit Hochheimer von 1748 bringen.

Dabei ſagte er denn: Ja, ja, mein lieber guter Baumann, Sie erlebten günſtigere Zeitläufe als wir. Damal fand es wenig Schwierigkeit zu regieren. Was meinen Sie aber, daß in den letzten zehn Jahren der vorige

Herzog gethan haben dürfte, wenn er noch gelebt hätte?

Ihr Excellenz, entgegnete Baumann, fragen Sie danach mich lieber nicht. Ich könnte zu offen ſeyn, und Sie das mißdeuten.

Mißdeuten? Und das könnten Sie von Ihrem alten Freund beſorgen? Ei da hätte ich geglaubt, mehr Vertrauen um Sie verdient zu haben.

So fingen Seine Excellenz wieder an, und drängten Jenen ſo lange freundlich, bis er den Riegel vom Mund nahm.

Er ſagte nun: Ihr Excellenz Frage kann ich allein nach meinen Vermuthungen beantworten. Nach dieſen hätte der alte Fürſt ſein ganzes Anſehn in Deutſchland aufgeboten, den Krieg gegen Frankreich zu hindern. Wer mag wiſſen, ob es ihm damit nicht gelungen ſeyn dürfte. Bei ſolcher Gelegenheit kömmt es doch auf die eindringendſten Gründe an, und ich vermuthe vom Geiſt des Herzogs: die ſeinigen würden mehr eingeleuchtet haben, als die Aller, welche damal zur Fehde aufriefen. Er dürfte vielleicht geſagt haben: Iſt die franzöſiſche Regierung nicht geneigt geweſen, endlich zu hören: daß Volkswohl der Geſetze

Geſetz iſt; hat ſie ihm immer noch ein Ritterwohl, ein Prieſterwohl untergeordnet, trage ſie nun die Folgen; und helfe ſich durch Billigkeit ſo gut heraus wie ſie kann. Der Herzog dürfte alle Fürſten an die Gränzen ihrer Macht erinnert haben, auf die Kanut von England einſt ſinnig deutete; mahnend: nur zu wollen was man könne. Wäre die Stimme der Vernunft gleichwohl unbeachtet geblieben, hätte der vorige Regent, nach fünfjähriger längerer ſparſamen Wirthlichkeit, Mittel genug beſeſſen, den Krieg ohne Staatsſchuld und ſchweren Unterthanendruck auszuhalten. Doch vermuthe ich auch, er würde, wäre er einmal auf einen Krieg, den er weder gerecht noch weiſe erkannt, eingegangen, eingegangen Deutſchlands Kraft zu verſtärken, damit um ſo weniger Gefahr das gemeinſame Vaterland bedroht hätte; er würde, ſag ich, dann auch mit hellerer Vorausſicht, mit größerem Nachdruck gehandelt haben, wie Andere. Ein Agamemnon, ein Neſtor wäre er unter die verbündeten germaniſchen Fürſten getreten, ſie auffordernd: daß jeder, wie Kodrus zum ſterben bereit, ſich an die Spitze ſeiner Truppen geſtellt, und Niemand an Frieden gedacht hätte, ehe der Krieg für uns einen glorreichen Ausgang genommen. Und das würde, neben einem ſolchen Verfahren auch geſchehn, mindeſtens auch nicht ein Dorf, das ſonſt zum deutſchen Staatskörper gehört, an Frankreich demüthig abgetreten worden ſeyn, und jener, zu einer etwa ſpäterhin nöthigen neuen Fehde, ſeine ganze Kraft einig zuſammen gehalten haben.

Sternthal leerte das grüne Glas, indem ſeine Flügel der Naſe lächelten und der obere Theil ſich rümpfte. Er konnte ſich des Spruches erinnern: wer viel frägt, erfährt viel.

Die Unterredung endete. Am nächſten Tag kam der Polizeipräſident zum Rapport, und der Miniſter ſagte ihm: Setzen Sie den Exkabinetsrath Baumann auf die deutſche Jakobinerliſte. Ihr Excellenz, er ſteht ſchon lange darauf, verſetzte Jener.

Sothane Jakobinerliſte, die manchen Bogen füllte — wurde geführt, um heimlichen Sinn und Denkweiſe über die Zeitläufe an den Staatsbürgern kennen zu lernen, in ſofern ihnen unvorſichtige Aeuſſerungen entſchlürft waren. Auch dies konnte man damal als zeitgemäß loben.

Indeſſen brachte man die Jakobiner nicht gleich zum Lande hinaus — das würde auch Transporte zu Hunderten gegeben haben — man ſchadete ihnen ſo leicht auch nicht unmittelbar, doch freilich, bei Gelegenheit, empfanden ſie es denn doch wohl, einen Nutzen, welchen ſie ſonſt hoffen dürfen, nicht erlangend. Manchen befremdete auch, mit einer ſchmalen Penſion vom Amt ſich entſetzt, oder bei Beförderungen hintenan geſtellt zu ſehn — ja nun, er prangte auf jener Liſte. Einige empfingen auch ſtill gütige Warnungen; deren die ſpaniſche Inquiſition auch zu ertheilen pflegte, wenn das Oberhaupt nicht von dem hitzigen Eifer eines Torquemada beſeelt war.

Ganz beſonders rühmt es Sternthals nachſichtige Milde: daß jene kleine Schauſpielerin, von der Oben einigemal die Rede geweſen, ſogar auf der Jakobinerliſte ſtand, ohne daß Jener deshalb mit ihr gebrochen hätte.

Demungeachtet war ſie nun ſeit einigen Jahren bereits entfernt. Es hatte manche Urſachen. So ein innig Freundſchaftsband kann doch nicht immerfort dauern, wie Kaſtor und Pollux ununterbrochen am ewigen Himmel daher wandeln. Daneben hatte die Freundin eines Tages ihrem erhabnen Freund geſagt: ſie empfände die nahe Nothwendigkeit einer Badereiſe; er möchte ihr alſo gütigſt einen Urlaub vom Theater bewirken, und ſie demnächſt gütigſt mit Geld zur Reiſe, und zu dem was verfallen würde, verſehn. Man hörte dieſe Kunde drüben nicht gern. Eben daß bisher nie eine ſolche Nothwendigkeit beſtanden, eben dies hatte erwähnte Bande vor einer zeitigeren Auflöſung bewahrt. Und nun hieß es mit verdrießlichem Geſicht: Euch guten Kindern iſt nicht zu trauen, und ich mag nicht etwa ernten, wo ich nicht ſäete. — Ihr Excellenz kränken mich! — „Sage lieber Ihr Excellenz kennen mich. Doch Scherz bei Seite. Kannſt Du Dich nicht verheirathen? Ich will Dir ein Sort machen." — O Himmel, ich kann mich von Ihr Excellenz nicht losreiſſen, es nicht überleben; ehe Gift, ehe Dolch, oder wie Ariadne hinab in die Flut! — „Du wirſt gehört haben, daß ich im Begriff ſtehe, eine Gemahlin zu nehmen."— Gut, Hettore Gonza ſagt wohl, auf Orſina deutend: meine nahe Vermählung mit der Prinzeſſin von Maſſa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel fürs erſte abbreche, doch in Rückſicht auf Emilia ſagt er das nicht. Oder haben Ihr Excellenz eine Emilia? Ich gehe unter, athme das Leben in Gram und Verzweiflung hin! O ich fürchtete lange! Die ſchöne franzöſiſche Emigrantin, zu der Sie oft gehn! — „Das geht Dich nichts an. Uebrigens iſt ſie eine Royaliſtin, Du biſt eine leidige kleine Jakobinerin!“ — Ich komme um. Welch Sort wollen Sie mir denn machen? — „Heirathe einen Schauſpieler, geh mit ihm zu einer fremden Bühne. Ich gebe Euch Empfehlungen mit und ſtatte Dich mit Viertauſend Thalern aus.“ — O Himmel! So ein vornehmer Herr, ſo ein berühmter hoher Staatsmann, und kahle Viertauſend Thaler! — „Es ſind ſchlechte Zeiten.“ — Ihr Excellenz ſind als ſo großmüthig geprieſen, ſind es auch gegen den Staat, gegen Europa, gegen die Welt; nur gegen mich Arme, Unglückliche wollen Sie hart und karg ſeyn? Wenigſtens Zehntauſend! — „O etwas gelinder, Mademoiſell! Sie müſſen auch bedenken, was Sie ſchon Alles empfangen haben.“ — Und Sie! Und Sie! Immer noch geliebter erhabner Treuloſer! O Himmel, meine Unſchuld! — „Trallalla, Trallalla — genug, man ſuche einen Freier. Nimmt er, wohlverſtanden, Gefilde und Saat, daß ich völlig los bin, ſollen Sechstauſend Thaler erfolgen. Und dann auf und davon! Es wird mir leid thun, kleines liebes Weſen, doch kann es nicht anders ſeyn.“ — Nun, ich wills überlegen, gnädiger Herr!

Sie hatte denn überlegt: ob ſie den erſten Tenoriſten oder den Heldenſpieler zu der Parthie einladen ſollte. Die Wahl fiel auf den letzten; man knüpfte das Eheband, empfing die Summe und machte ſich davon.

Letzten Umſtand hat man etwas aushebend erzählt, weil er die Quelle einer romantiſchen Begebenheit iſt, welche die Leſer gegen Ende des Buches mit frohem Staunen erleben werden.

Sternthal heirathete bald darauf. Immer ſchon hatte man das von ihm erwartet, auch manche alte vornehme Dame ſich bemüht, ihn mit einer oder der anderen jungen vornehmen Dame in magnetiſchen Rapport zu ſetzen. Er war jedoch immer entſchlüpft; ſey es, daß er jugendliche Freiheit noch länger athmen wollen, oder auch daß jene deſignirten vornehmen Kandidatinnen zum Gemahlinamt, nicht Schönheit und Reichthum noch, im gewünſchten Maas, neben ihre Ahnenprobe legen konnten. Alles findet nicht leicht ſich beiſammen. Sternthal brauchte Geld, viel Geld. So heirathete er denn endlich die Wittwe eines Grafen aus einem der älteſten Häuſer im Lande, deren Güter man ein Paarmalhunderttauſend Thaler werth achtete; und ſah über die Artikel Jugend und Schönheit dagegen hin.

Mit der belle emigrée, wovon die Künſtlerin gewittert, hatte es übrigens in der That etwas auf ſich. Dieſe ſtammte aus einem der älteſten Häuſer in Frankreich, jetzt war aber ein induſtriöſes daraus geworden. Ihr einer Bruder, der Marquis, fertigte Siegeloblaten in Altona, der zweite, der Chevalier, verſah in Riga Doſen und Uhrgehäuſe mit einem beliebten Lak, ihr voriger Liebhaber, der junge Biſchof, hatte eine kleine Freudenanſtalt in London errichtet, und ſie — nach dem Tode ihres beim Heer des Prinzen von Conde gebliebnen Gemahls — ſah denn auch wie ſie durchkam. Ihr Witz hatte den Miniſter beſonders angezogen, und bei einer ſchier ultraroyaliſtiſchen Ausgewanderten konnte er ſeiner Vorliebe für (das alte) Frankreich immer gnügen. Man wird aber noch ſehn, daß auch ſich annehmen ließ: eigentlich habe Patriotismus das Feuer entzündet.

Zweite Regierungsperiode

des Miniſters von Sternthal.

Die zweite Periode iſt gedrängter zu faſſen, weil man der Einleitungen, die jene abnöthigte, ſich überheben kann.

Wie nun Friede und Ruhe lächelten, und man ſich auf der Staatspiramidenzinne ein wenig der nächſten ungeſtümen Geldnoth erwehrt zu haben glaubte, kam es darauf an: neuerdings einen leitenden Faden zu ſpinnen, mit welchem ſich der Gang in die, mehr als ſonſt labirinthiſch ſich darſtellende, Zukunft, getroſt anträte und verfolgte. Denn freilich, ſo lange Krieg beſteht, wenn gleich außerhalb den Gränzen, pflegen die Siſteme zu wanken; bald durch Stürme der Furcht, bald durch holde Lüftchen roſiger Hoffnung. Nach dem Friedenſchluß erfährt ſich erſt genau, woran man iſt, obwohl nicht ſelten die Hände ſich dabei hinter die Ohren verirren.

Das muß jedoch vorüberfliehn, männliche Kraft die Zügel wieder mit Sicherheit lenken.

Was ſprach denn nun jener Geiſt, auf den unſer Staatsmann ſo gern merkte, den kein Vorwurf empfindlicher zu treffen vermocht hätte, als der: er hinke dem Zeitalter nach. Wohlan, was ſprach der Geiſt?

Ein in libris perdius et pernox kann ein Miniſter nicht ſeyn, wie behielt er ſonſt Stunden für die Arbeit, und die angenehme Erholung davon, übrig. Sternthal ließ ſich gleichwohl die empfohlenſten neuen Werke bringen, oder auch ihren Inhalt ſich von einem Sekretär, dem er das Leſen aufgegeben, mittheilen. Da ſah er nun wohl: es ſtehe nicht mehr hinſichtlich des Urtheils der Meiſten, Klügſten, ſelbſt Vornehmſten, über Frankreich wie Ehedem. Die Hoffmann, Schirach und ihr Anhang hatten ſich mit Lächerlichkeit bedeckt; die Profezeiungen mancher Helden, nach denen man den Feind mit Waſſerſprützen zerſtieben würde, ſich kläglich bewährt. Verachtung hatten die Franzoſen eben nicht aufgeladen; ſelbſt nur Haß gegen ſie zu äußern, ſchien nun für einen Staatsmann bedenklich. Daher empfingen die Buchcenſoren in Weiſenland geänderte Vorſchriften. Sie ſollten nehmlich keine Silbe mehr gegen Frankreich drucken laſſen; für Frankreich immerhin, damit man in Paris freundliche Geſinnungen und Bemühn um dauerndes gutes Vernehmen im Herzogthum vorausſetze. Ueberhaupt — ordnete nun Sternthal an — könne man nachgrade die alten liberalen Grundſätze der Preßfreiheit wieder feſtſtellen, mit Ausnahme aller Infektiven gegen Frankreich, und aller den Glauben bedrohenden Philoſophie. Denn platterdings müſſe die Religion wieder herauf; nie habe man von ſo vielem Sittenverderb unter den niederen Ständen gehört, und das ſey offenbar die Folge heterodoxer Schriften.

Sein Bücherleſer antwortete ihm damal: Wenn Ihr Excellenz mir eine andere Meinung zu Gnaden halten wollen, erkühne ich mich zu bemerken: daß unter den niederen Ständen wohl Niemand ſolche Schriften lieſ't. Was hingegen die Wiederkehr ſtrengdogmatiſchen Glaubens in den höheren Klaſſen anlangt, wirkten da zeither alle von Thronen, und von den Geiſtlichen ausgehende, Verordnungen und Maasregeln nicht, regten noch Geiſt des Widerſpruchs auf. Nun aber winken in dieſem Betracht unfehlbare Hoffnungen; weil die Philoſophen und Schöngeiſter ſich damit abzugeben anfangen, die Orthodoxie zurückzuführen. Ein gewiſſer Profeſſor Fichte in Jena, zwei Brüder Schlegel und Konſorten, gehn rüſtig ans Werk. Nicht übel ausgeſonnen; wer in Deutſchland Aufſehn hervorbringen will, muß das Gegentheil von dem behaupten, was eben herrſchende Meinung iſt. Anfänglich wird es als parador und abſurd verlacht, dann weitläuftig beſtritten, endlich — wenn Jene nur es auszurufen nicht ermüden, und an der nöthigen Unverſchämtheit dabei nicht fehlen laſſen — endlich wird es angenommen und gebietende Mode. Ihr Excellenz werden nach einiger Zeit erleben: daß proteſtantiſche Philoſophen und Schöngeiſter, zu Dutzenden den katholiſchen Glauben annehmen, und nach zwanzig Jahren liegt auf uns ohne Zweifel wieder ein Aberglaube, der mächtigen Schrittes den Rückweg in die finſterſte Barbarei antritt. Auch kann ich von meinem Leben nicht überzeugter ſeyn, als daß man bei uns nach funfzig Jahren ſchon wieder Hexen verbrennen, und Feuerproben gebieten wird. Ich kenne Deutſchland.

Hell lachte Sternthal auf, und ſagte zu ſeinem Leſeſubſtituten: Sie ſind ein Narr!

Dieſer

Dieſer machte zugleich eine Art Buffon — was ſein Herr aus Jovialität liebte — und ſagte jetzt: Wer weiß, was Ihr Excellenz noch ſelbſt thun.

Sie ſind ein Eſel, lautete diesmal die Gegenrede, und man endete das Geſpräch.

An einem anderen Zweige der deutſchen Litteratur erlebte hingegen der Miniſter hohe Freude. Was bisher auf den ſtaatswirthſchaftlichen Lehrſtühlen nur in einzelnen Sätzen, oder als noch dunkel geahnte Wahrheit ausgeſprochen worden, ordnete man in ein immer vollſtändigeres Syſtem zuſammen, und ließ an Klarheit, Evidenz und Beweisfähigkeit, ſchier nichts mehr zu wünſchen übrig. Adam Smiths Theorien wurden jetzt in Deutſchland allgemein bekannt, die Krug, Lüder, Soden, Lotz, Schmalz u. ſ. w. legten ſie aus, erweiterten, vermehrten ſie. Ja, rief nun jeder Staatswirth, nach England, nach England müßt Ihr ſehn, iſts Euch um ein untrüglich Vorbild zu erlangenden Nationalreichthums zu thun.

Wie hätte Sternthal doch eine ſolche Stimme des Zeitgeiſts überhören können. Nationalreichthum nach Weiſenlands Boden zu verpflanzen, welche holdlächelnde Ausſicht für ſeinen Patriotismus, ſeinen Ruhm. Und wie freute es ihn, auch unter die zu gehören, welche längſt dunkel geahnt hatten, was der Zeitgeiſt nun ſo vernehmlich ausſprach. O daß Ackerbau die Grundlage alles Staatswohlſtandes ſey, wußte er ſchon aus ſeinem Raynal; aber wie ihn gegebne Freiheit aller Kräfte, aller anderweitigen Gewerbe, erſt recht zum Gedeihen emporbringen, und die nicht agrikulteriſchen Stände mit in ſeinen goldnen Zeitkreis bannen könne, wurde dem Miniſter nun erſt recht ſonnenhell.

Nationalreichthum ſchien ein zu wichtiges Ding, als daß man bei ſeiner ſchnellmöglichſten Aneignung hätte ſäumen mögen. Dieſe und jene Maasregeln wurden auch zur Stelle ausgeführt, bei anderen ging das freilich abermal nicht ſo gleich. Zu erſteren gehörte: daß man ein Paar junge Männer von Talent nach Großbritannien ſchickte, um — nach zuver geſchöpften neuen Theorien — auch mit eignen Augen noch das dortübliche Auffammeln des Nationalreichthums — ſowohl beim Landbau als beim ſtädtiſchen Betrieb — zu ſehn, um hernach praktiſch angeben zu können, wie man daheim es nachzuahmen habe.

Dennoch wich man noch von Adam Smiths Theorien ab, wie es denn auch in Deutſchland zu gehen pflegt. Auch das Einleuchtendſte wird nicht immer erkannt, bleibt noch mehr oder weniger beſtritten; man zaudert, nimmt ab, thut zu, bis einmal ein tüchtiger Impuls noch von Auſſen her drängt, nöthigt, zum Letzten treibt; dann gehts auch mit den Reformationen verhängten Zügels davon, und der Zeitgeiſt ſelbſt, nicht genug eilend, empfängt in die Rippen noch Sporn auf Sporn. Nach Smiths Theorien nehmlich ſoll die Regierung, wie alles Zwangs, alles Hemmens auch alles Aufmunterns, alles Helfens ſich enthalten, in möglichſter Paſſivität zuſchaun, wie die freigegebne Kraft ſich rege und bereichre. Demungeachtet waren einige von den älteren Räthen in Weiſenland noch ſo zurückgeblieben, daß ſie behaupteten: einiges natürliche Leiten der allgemeinen Induſtrie, einige Unterſtützung, wo die eigne Kraft noch nicht weit reiche, könnten oft wohl nützlich ſeyn. Sie ſteckten den Großbeamten mit ihrer Meinung an, der wieder nach ſeiner Anſichtsweiſe in That und Handeln ſie übergehn ließ.

Bevollmächtigte der Landritterſchaft hatten ihm dargeſtellt: es würde im Landbau doch zu keinen wahrhaften Verbeſſerungen hinangehn, ſo lange nicht für die Güterbeſitzer Kapitalien um geringen Zins zu finden wären, die man in Geräthſchaften aller Art, in Ankauf fremden Viehes, und mehr Nothwendigkeiten zu ſtecken vermöge. Die Regierung möchte alſo dem Landadel — woran auch die herzoglichen Domänenpächter Theil nehmen könnten — durch ihre Verwendung und Garantie, zu einem Fond behülflich ſeyn, woraus jedem Ländereienbeſitzer die ihm nöthige Summe — bis zur Mitte der Höhe, welche er durch reines Eigenthum hipothezieren könne, billig dargeliehen würde. Sternthal war huldreich.

Eine ältere Anſtalt dieſer Art beſtand zwar lange, ſie konnte für das jetzige Bedürfniß gleichwohl nicht ausreichen, und, mit Ausnahme einiger reicheren Glieder, hatten die Landedelleute daraus meiſtens ſchon funfzig Prozent auf ihre Güter empfangen. Der Anſtalt gereichte aber auch zum Vorwurf: daß bei ihr die Grundbeſitzungen nach einem Werth, den ſie vor mehr als funfzig Jahren hatten, geſchätzt waren, obgleich die ſeitdem um mehr als funfzig vom Hundert geſtiegnen Preiſe der Früchte, auch gleichmäßig auf Grund und Boden rückwirkten.

Sternthal entgegnete: man könne von einer ſo landesväterlichen Regierung wie hieſigen Orts wohl überzeugt ſeyn, daß ſie für ihre Ritterſchaft, und des allgemeinen Flors willen einem Anſuchen der Art freudig entgegen treten würde, aber — aber — man habe kein Geld —

Die Herren nahmen abermal das Wort: es käme nicht auf Geld, ſondern auf eine neue — nur billig und angemeſſene — Taxe der liegenden Gründe, und die huldreiche fürſtliche Garantie an; mit dem Gelde würde es ſich dann wohl finden. Einige jüdiſche Bankiers hätten ſchon vorläufige Bereitwilligkeit gezeigt.

Nun zeigte der Miniſter ſie auch. Es kam zur neuen Taxe und Garantie; jetzt fanden ſich Darleiher, und dieſer bedurfte es auch nicht einmal, weil die Ritterſchaft ihre Kapitalpapiere ausgab, die wie baar Geld umließen. Erwähnte Bankiers nützten der Sache nur hauptſächlich, in ſofern ſie das Beiſpiel unweigerlicher Annahme der Papiere zum Nennwerth gaben. Auch ließ ſich nicht bezweifeln, ſie würden damit fortfahren — ſo lange die Zinſen derſelben richtig erfolgten und es Friede bliebe.

Nun war der Ritterſchaft einmal doch namhaft geholfen; was zeither geſchehn, blieb im̃er noch unvollkommen. Sie ſegnete den ächt väterlichen Miniſter.

Weil Dieſer es aber den Edeln auch nicht allein ſeyn, ſondern Knappen wie Ritter, Bürger wie Burgherren beglücken wollte, wo es nur anging, gab er auch einigen Fabrikenunternehmern Gehör, die mit Hülfe der Regierung ihren Kunſtfleiß auf weiter ausgedehnten Zweigen blühen ſehn wollten. Die vorige Regierung hatte bisweilen ſolche Thätigkeit mit nicht geringen Vorſchüſſen unterſtützt, jedoch ſie auch unter Obhut und Aufſicht behalten, damit gewiſſe eingegangne Bedingungen erfüllt würden. Seit Sternthals Epoche hatte man es wieder vernachläſſigt, theils weil die Zeitgrundſätze, theils die Kaſſenzuſtände ſich umwandelten. Man wollte gleichwohl ſpäterhin doch urtheilen: der Mangel an Beſchäftigung der niederen Stände, in der Reſidenz und anderen Städten, könne einigen Antheil bei den ſo überhand nehmenden Sittenexzeſſen haben, und es gab noch andere Gründe, eine neurege Thätigkeit dieſer Art zu wünſchen. Die Gehörerlanger wußten auch zu reden, thaten dar: Adam Smith wolle zwar von ſolchen Begünſtigungen nichts hören, es gäbe aber in Weiſenland auch noch keinen ſo reichlichen und ſchnellen Geldumlauf, wie die brittiſchen Inſeln ihn kennten. Hätte man dieſen erſt — neben dem veredelten Landbau durch Mittel wie die eben angetragenen — erſtrebt, würden auch die Unterthanen ihre volle Induſtrie, ohne den mindeſten Beiſtand der Regierung, zu entwickeln vermögen.

Es waren auch geſcheute Leute, die ſo ſprachen. Einer wünſchte Kapitalien, um Spinnmaſchinen fertigen zu laſſen, Wollvorräthe einzukaufen; der Zweite Gebäude für ſeine Werkzeug- und Waarenniederlagen, noch ein Anderer nur gewiß verbürgte Abnahme ſeiner Artikel in Alleinlieferungen für den Hof, das Jagdweſen, die Truppen u. ſ. w.

Der Miniſter entgegnete ihnen: was ſie ſagten, ließe ſchon ſich hören, und die Regierung dürfte nicht abgeneigt ſeyn, etwas zu thun — vornehmlich, wenn dabei von keinen Monopolen die Rede ginge, ſondern von einer möglichſt zahlreichen Beſchäftigung inländiſcher arbeitſamen Hände, bei dem Allen ginge es dermalen nicht an — weil — weil —

Die geſcheuten Männer empfahlen ſich. Einer von ihnen, ein Iſraelit und nicht der ungeſcheuteſte, blieb noch, und fragte dreiſt: Ihr Excellenz — darf ich mich unterſtehn, etwas zu ſagen? Nur aus Patriotismus, ſoll mir Gott, aus keiner andern Abſicht.

Sternthal war in jüngern Zeiten von manchem Ebräer mit Proxeneten, und was dahin gehört, empfindlich angezapft worden, bei dem Allen hegte er keinen Groll, mochte vielmehr gewiſſe unter ihnen wohl anhören. Er meinte immer: Niemand rede ſo ohne Vorurtheil und Wahn in Geldſachen, o ſelbſt wohl in politiſchen. Nicht ſelten hatte er ſich ihrer auch in pekuniären Staatsangelegenheiten bedient, und da hatte ihm geſchienen: man käme raſcher mit ihnen vom Fleck.

So hatte er auch jetzt nichts dagegen, daß Jener etwas ſagte, forderte ihn vielmehr halb ernſt halb lachend noch dazu auf.

Und nun hob Jener denn wieder nicht blöde an: Ihr Excellenz, ich bin nichts, ich habe nichts, ich verſtehe nichts, ich bin ein ganz unbedeutend Subjekt, aber ſo viel kann ich mir doch wohl vorſtellen, daß der Staat jetzt in einiger — wie ſoll ich ſagen — Schwulität iſt. Halten Sie mir den Ausdruck zu Gnaden, es iſt gut gemeint, ſehr gut! Halten Sie mir aber noch Eins zu Gnaden, ich bitte drum, nehmlich, daß ich Ihr Excellenz frage: warum ſich der Staat nicht mit ſeinem Kredit hilft? Ihr Excellenz können ſagen: das geht mich nichts an, Sie haben recht, ich bin ein unbedeutendes Subjekt, es ſchickt ſich nicht, daß ich mich darin menge; aber ich habe zu viele patriotiſche Geſinnungen, es iſt meine Leidenſchaft. Warum hilft der Staat ſich nicht durch ſeinen Kredit, warum? Thuts der Kaufmann, warum der Staat nicht, warum? Nun reden Sie doch, Ihr Excellenz!

Lachend verſetzte nun Sternthal: Mein leidenſchaftlicher Herr Patriot, das geht nicht. Anleihen, Verzinſungen — nein!

Er wollte die ſogenannten Etatsgeheimniſſe dem Iſraeliten nicht vertrauen; dieſer wußte gleichwohl eben ſo gut wie der Miniſter, wo und was der Staat ſchuldig war. Er nahm abermal das Wort: Ihr Excellenz, wenn ich ſage von Kredit, mein ich nicht Anleihe auf Zins, der Staat kann Geld haben ohne Zins. Daß Sie werden neue Anleihen machen, weiß ich doch; ſchad't nicht, es bleibt unter uns. Aber folgen Sie mir, ſolls der Staat haben ohne einen Kreutzer Intereſſen, Profit ſoll der Staat noch haben, großen Profit. Ich werde die Ehre haben, einen Plan aufzuſchreiben; nein, haben Sie die Gnade und hören Sie zu, ich ſags Ihnen mit drei Worten. Ein Zettelbänkchen, ein Zettelbänkchen etablirt, da haben Sies!

Papiergeld, rief Sternthal, den Teufel auch! Das bringt die Finanzen erſt recht in Unordnung.

Ha ha ha ha! In Ordnung, in Ordnung ſag ich Ihnen! entgegnete der Dreiſte. Ihr Excellenz, ſagte er weiter, müſſens nur recht anfangen. Eine Million vor der Hand, laſſen Sie mich ausreden. Ihr Durchlaucht haben die neue Ritterſchaftskaſſe garantirt, laſſen Sie die Ritterſchaft das Zettelbänkchen wieder garantiren, eine Liebe iſt der andern werth, und es iſt ja nur pro forma. Nun, mit der Million beleben Sie die Induſtrie, Ihr Excellenz. Stecken Sie meinetwegen die Hälfte in Kapitalvorſchüſſe, in neue Bauten zu Fabrikanlagen, wie Sie wollen, der Staat läßt ſich aber fünf Prozent geben. Die andre Hälfte meinetwegen in die fürſtlichen Domainen geſteckt; Meliorationen, Viehkauf, was Sie wollen, da gewinnt der Staat noch mehr. Bin ich klug? Merken Sie, wo ich hinaus will? Reden Sie, Ihr Excellenz!

„Die Papiere würden bald ſinken."

Ich ſchaff ihnen Kredit, ich, ich!

„Man nähme ſie im Auslande nicht."

Braucht nicht, ſie ſollen nur im Lande zirkuliren. Wird bald Jeder ſagen: S'iſt mir doch kommoder wie baares Geld. Aber eine Realiſationskammer muß ſeyn, das verſteht ſich, darin liegt eine Million klingend, das heißt, es klingt ſo, daß ſie daliegt; wenn Sie aber Zwanzigtauſend Thaler da haben, Zehntauſend, iſts auch genug; denn Niemand wird das Papier wollen ausgewechſelt haben, wenns doch Cours hat, al pari ſteht.

„Pfui, das Publikum hintergehn; das muß der Staat nicht."

Was nennen Sie hintergehn, wenn ich mich doch unterfangen darf zu fragen? Tüchtig Geld in Umlauf bringen, Tauſende von arbeitſamen Händen zu nähren? Was? Und ſoll denn die Hälfte von Ihr Durchlaucht Unterthanen ſchreien? Was? Soll ſie verhungern? Sehn Sie, wie ich patriotiſch denke, gnädiger Herr, ſehn Sie! Was wird man ſagen? Ihr Excellenz, der große Herr Miniſter hat geholfen dem Landmann, ſ'iſt gut, recht gut, aber der Landmann hat doch ſchon Hülfe, was vor Hülfe? Die Natur hilft ihm. Iſts wahr oder nicht? Der Stadtmann muß aber doch Alles ſelbſt machen, mit ſeinem Kopf, mit ſeinen Händen, ſo will er auch Hülfe. Darum ſag ich Ihnen, Ihr Excellenz, folgen Sie mir, die Papierchen, die Papierchen! Ob ſie Kredit haben werden? Alle Jahr kriegen Sie ein die fünf Prozent, die laſſen Sie verbrennen mit Eklat, wo's brennt iſt ſo Eklat. Da werden alle Jahr um funfzigtauſend Thaler weniger, in zwanzig Jahren ſind ſie alle weg, aber ſie haben belebt, genährt, der Staat hat noch eine Million Forderungen, oder Gebäude, oder andere Pertinenzien. Was? Nu ich will Ihr Excellenz nicht länger aufhalten, überlegen Sies, einen ſchriftlichen Plan ſollen Sie von mir auch haben, und ich will nichts verdienen dabei, nichts, gar nichts, ich thus doch nur aus Patriotiſmus.

Er ging, und Sternthal ſann betroffen dem Gedanken nach. Freilich, hätten die Papiere Kredit, wärs eine treffliche Sache damit. „Gleich über eine Million diſponiren zu können, das würde hie und da Luft machen, und hernach die vielſeitige Beſchäftigung, die Zufriedenheit im Publikum, endlich nach zwanzig Jahren einen bleibenden Gewinn. Von der Seite hab ich das Papiergeld noch nicht angeſehn. Und recht hat er in ſofern auch wahrlich, daß es billig iſt den Städter aufzumuntern, wenn es beim Landmann geſchieht, dem ohnehin die Natur beiſteht.

Am nächſten Tag wurde jener Projektant bereits wieder zum Miniſter gerufen, und niſtelte ſich hierauf wie eine Art Hofjude ein. Mehr wie irgend ein gelehrter oder geſchmeidiger Chriſt vermag ein ſolcher durchzutreiben. Der Chriſt wagt bei den Vornehmen nie eine ſolche dreiſte Zudringlichkeit, auch würde ſie bald ihm gar übel aufgenommen werden. Nicht ſo beim Anſiedler aus Paläſtina. Seine Zudringlichkeit gilt als etwas bei ihm Gewohntes, das nicht auffällt, nicht beleidigt, ſie enthält zudem eine gewiſſe komiſche Beimengung, und die Großen unſerer Zeit ſind ſelten zu ernſt, um an einiger Buffonerie nicht zuweilen gern ſich zu ergötzen. Und wie Jene auch in großen Städten die Zeichen ihrer Nation, an Rede und Manier austilgen wollen, es gelingt nicht völlig, wäre auch nicht einmal ihr Vortheil.

Wie Jener nun in ſein neues Aemtlein getreten war, kam es mit der Million Papierſummen auch bald in Stand. Manche Verlegenheit konnte Sternthal zunächſt damit beſeitigen, und nebenher ging es denn wacker an erwähnte Aufmunterung für den ſtädtiſchen Kunſtfleiß.

Dies Alles geſchah, wie es von ſelbſt ſich verſteht, nicht auf einmal. Mehr wie Jahr und Tag flohen über die neuen Einrichtungen hin, und nach vier bis fünf Jahren zeigten ſich gar manche befremdliche Erſcheinungen. Es ließ darüber ſich nicht recht ins Klare gelangen: ob man ſie als gute Frucht, oder Unkraut, das auf dem neugepflügten Boden wachſe, erkennen ſollte?

Wer könnte die Ideen an ſich, den guten Willen des berühmten Staatsmanns tadeln? Den Landbau, den ſtädtiſchen Kunſtfleiß emporbringen, Eins iſt ſo trefflich wie das Andere; und an Herrn von Sternthal rühmt ſich noch der billige Sinn, welcher die Stadtwelt nicht vernachläßigte, um ſo mehr, wenn — etwa dem Lande zu viel Gutes widerfahren ſey. In ſofern der Miniſter nach ſeiner Vermählung ſelbſt reicher Gutsbeſitzer war, konnte ſich da etwas von einer Gewiſſensſtimme regen, und Ehre immer dem, welcher ſie hört; und hier geſchah es noch Adam Smith zum Trotz.

Und Papier zum Beßten des Gemeinweſens anlegen, wäre das nicht rühmlich? Die es verwerfen, ſind Einäugigen ähnlich, ſehen nur halb, das heißt hier, wohl den Nachtheil, nicht aber den Gewinn. Sie bedenken nicht, wie mancher Staat ohne Papier ſchon hätte untergehn müſſen; auch nicht, daß, wenn von zweien nachbarlichen Reichen gleicher Macht das eine ſeinen Kredit brauchte, das andere nicht, das letzte ſich von jenem bald würde verſchlungen ſehn.

Allein — der Takt in allen ſolchen Dingen, der Takt. Möchte ein Orcheſter aus eitel Virtuoſen beſtehn, und Jeder ſpielte in einem anderen, man hielte bald die Ohren zu.

Ueberſchauen wir flüchtig, was nach etwa fünf Jahren im Herzogthum ſich ereignet hatte, und noch begab. Wohl Manches glänzte und prangte wie über Erwarten erhöhter Wohlſtand, was den gutmüthigen Fürſten wie ſeinen leutſeligen Miniſter auch hoch erfreute. Einige Barone zeigten in der Hauptſtadt beinahe fürſtlichen Aufwand. Und draußen ſah man ſie Landſchlößchen aufführen, wogegen die Burgen ihrer Ahnen ſich gar ärmlich dürften ausgenommen haben. Es gab Wechsler und Großhändler — von allen Religionspartheien — bei denen man unſtreitig beſſer aß, wie bei einem der römiſchen Könige bis auf Tarquinius; große Häuſer, auch Handels- und Fabrikenſpeicher in der Stadt, Villen in den Vorſtädten, Reſſourcen, Whiskys, Jokeys, Reſtaurationen, Weinhäuſer, B—e mehrten ſich.

Die Sache hatte freilich ihre Nachtſeite, und eine in ihrem Weſen gar nicht recht erkennbare, des — tiefen Dunkels willen.

Man konnte von einer recht exorbitanten Theurung reden. Nun ſagten einige Statiſtiker: Das iſt kein Uebel, nur ein Beweis ungewöhnlicher Geldvermehrung, ſchon viel aufgeſammelten Nationalreichthums. Das Land gewann und die Städte auch; man ſieht es an dem geſtiegnen Werth der Häuſer in der Reſidenz, den ſo geſtiegnen Miethen und anderen Zeichen. Und rückſichtlich Derer, welche in der allgemeinen Bereicherung nicht mitgewannen — der Beamten und Soldaten, deren altes Einkommen zu den neuen Preiſen des zum Leben Nothwendigen in keinem richtigen Bezug ſteht — muß der Staat billig ſeyn."

Dies war bald geſagt, und ſprach ſogar an, mußte endlich wohl, da es von ſo manchen proſaiſchen Schriftſtellern wiederholt wurde, die es an ſyſtematiſchen Beweiſen nicht fehlen ließen; von den Poeten noch abgeſehn, die ſo manchen donnerlauten Hymnus auf den Miniſter anſtimmten. Einer ſang:

Von Joſeph in Egypten an,
Bis Sully, Kaunitz, Schimmelmann,
Was nur an Gaben ſcheinet,
Er auch in ſich vereinet;
Und ſcheint des Aufgangs ächter STERN
In Staates THÜR ſo nah wie fern.

Ein Anderer:

Wer konnte höheren, und doch unblutigen, Ruhm
Erſiegen, nur erſinnen?
Erobert hat der Held ein zweites Herzogthum,
Von Außen nicht, von Innen.

So daß Innozenz, wär er nicht zu kindlich dazu geweſen, auf ſeinen Major Domus ſchier hätte neidiſch werden mögen.

Wer gleichwohl die Talente der Unbefangenheit und Scharfſicht ein wenig vereinte, ſah denn doch bald: die Dinge ſtänden anders, wie es Statiſtiker und Poeten behaupteten.

Allerdings hatte das platte Land gewonnen, dies ſtand in keiner Frage mehr, wohl aber: ob ſo ein Gewinn dem Ganzen — ja ob er den einzelnen Theilen — und welchen am Ende — fromme?

Die Summen, über welche die Ländereienbeſitzer verfügen konnten, nachdem ihnen ſteigende Fruchtpreiſe und neuer Kredit ſo namhaften Vortheil geſtiftet, hatten ſie keineswegs Alle — eigentlich nur eine ſehr geringe Zahl — bewogen: ihre Güter wahrhaft zu verbeſſern, und ſo einen höheren Ernteertrag im Lande zu erzielen; was man doch wollte und hoffte. Es gab zwar manches Gerede und Geſchreibe davon, doch hielten einander oft auch die gelungenen und mißglückten Verſuche die Waage.

Und wozu da auch viel ſinnen und ſtreben? Erhöhten die Einkünfte der Schollen ſich ohnehin nicht genug? Ueberbietende Pächter und Käufer liefen den Beſitzern ins Haus. Im erſten Fall konnten ſie höhere Einkünfte als ſonſt gemächlich ohne alle Anſtrengung verzehren, im zweiten Kapitalien einſtreichen, von denen ſie nie geahnt hätten, einſt noch Eigenthümer zu ſeyn.

In ſofern manche das Letzte wählten, wußten ſie hernach nicht mit den Kapitalien wohin; es blieb am rathſamſten, anderweitige Güter zu kaufen, wozu ſich vortheilhaft ſcheinende Gelegenheiten darboten. Nun kam der Güterhandel recht empor, faſt alles unbewegliche Vermögen wurde beweglich, die Beiſpiele wo Dieſer und Jener in kurzer Zeit, oft in acht Tagen, ſo und ſo viel Tauſende gewonnen, reitzten. Auch die ärmeren legten ſich auf dieſen Schacher, oft auch trug ein Edelmann nur den Namen des Käufers und ein jüdiſcher Kapitaliſt ſtand dagegen hinter dem Vorhang. Einige Spekulanten, welche den günſtigen Augenblick ergriffen, bereicherten ſich in der That zeitig, ſo wie allerhand Mäkler und Kommiſſionäre manchen Gewinn einſtrichen. Nicht wenige Andere aber auch, die leichtſinnig, oder unkundig zu Werk gegangen, oder von Schwindlern betrogen waren, lieſen dem Bankrott in den Arm.

Wohl um das Dreifache, gegen die Zeiten des vorigen Herzogs gehalten, ſtieg bereits der liegenden Gründe Werth. Er konnte ſo nur aus Anſchlägen hergeleitet und bekräftigt werden, die auch ſolchen Fruchtwerth nachwieſen. Dieſen hatte man jetzt nicht allein zu erhalten, ſondern — weil die letzten Käufer wieder mit Profit zu verhandeln ſuchten — noch immer zu erhöhen. Da blieb es nicht mehr bei genommenen Abreden über zweckmäßiges Befahren der Märkte; Geld und Kredit wurden auch in Fonds angelegt, woraus denen, welche ſich gezwungen ſahn, bald feilzubieten, die Nothdurft vorgeliehen wurde, mit dem Beding einzuhalten; oder man ſteckte die leicht gefundnen Summen in aufgeſchüttete Vorräthe. So brachte man es, und in vorzüglich geſegneten Jahren, zu einem Preis von mehr als zwölf Thalern für den Waizen, und nach Maasgabe des übrigen Korns.

Freilich gewannen damal viele Güterbeſitzer anſehnlich, aber es hieß bei gar vielen auch: wie gewonnen, ſo zerronnen. Das luſtige Hochleben begann, und nur wenig zum Nutzen der Betriebſamkeit im Vaterlande; man ließ die Luxusartikel aus der Fremde kommen, verſpielte das Geld in Pyrmont, Spaa, Doberan, und wie das ſonſt zu gehen pflegt. Sachkundige wollten ſchwören: daß auf dieſe Weiſe mindeſtens eben ſo viel Geld über die Gränzen geflohen ſey, als durch den Fruchthandel ins Ausland eingegangen, wo nicht noch mehr, beträchtlich mehr. Und beſtände auch nur jener Fall, hätte der Staat keine beträchtlichere Umlaufsmaſſe, ſondern bei der alten nur höhere Preiſe der Dinge, oder einen um ſo viel ſchlechteren Werth des Geldes erlangt gehabt.

Aber auch viele Staatsbürger des platten Landes gewannen demungeachtet nicht, mit einiger Ausnahme zu Anfang dieſer Periode. Es waren die kleineren Beſitzer, die an ihrem Eigenthum hielten, Erbpächter u. ſ. w. Sie konnten ſagen: Was frommt es mir, dreimal ſo viel für mein Erzeugniß zu empfangen, wenn ich Schuh, Kleider, Schmiedearbeit, oder was ich ſonſt aus der Stadt bedarf, um eben ſo viel theurer bezahlen muß, oder weit ſchlechter doch erhalte, als Ehedem?

So ſtand es auf dem platten Lande, allein die Reſidenz freute ſich jener herzoglichen milden Unterſtützungen auch nur theilweiſe, im Allgemeinen keineswegs. Die begünſtigten Fabrikenſtifter wußten es ſchon einzurichten: daß ihre Taſchen zwar ſich füllten, den Arbeitern hingegen, welche ſie beſchäftigten, kaum Friſtung des Lebens blieb. Manchen Anderen wurde aber die bisher gewonnene Nahrung entzogen, weil die neuen Fabriken nun darſtellten, was ſonſt von ihnen ausging, und über die Spinnmaſchinen erhoben die ärmſten Stände jammernde Klage, weil ihnen nun auch der letzte kleine Erwerb ſchwand. Einige der Manufakturenunternehmer hatten bei dem Allen ſich dennoch verrechnet, es gebrach ihnen an Abſatz, oder ſie konnten nur beſtehen, wenn die Regierung ſie durch Einfuhrverbote ihrer Artikel, Abgabenerlaß u. dergl. fortwährend begünſtigte. Mochten aber auch ein ſechſe oder achte von ihnen richtiger ſpekulirt und lächelnde Ausſicht vor ſich haben, was konnte dem Gemeinweſen daran erfreulich ſeyn, wenn ſo mancherlei Uebel dagegen auf der anderen Wagſchale lag.

Dieſen Flor blühen zu ſehn — aus anderen Urſachen freilich daneben auch — hatte man das Papiergeld ausgeſäet. Zuerſt als die Regierung ſie bei allen Kaſſen angenommen, hatten ſie einen vollgültigen Cours, nur bemerkte man gleich auch ein neues Steigen der Dingepreiſe, welches von den Papieren auszugehen ſchien. Die Verkäufer von Gegenſtänden, welche vom Ausland gekauft wurden, bezogen ſich auf den Umſtand: daß man dort keine Zettel nähme, und in der Heimath das baare Geld nur mit Aufgeld dagegen zu haben ſey. Die Agiotage fing an, ihr Spiel zu treiben. Bei der Regierung kamen nachgrade nichts als Zettel ein; dies ward ihr beſchwerlich, weil ſie ins Ausland Zins- und andere Zahlungen zu entrichten hatte. In Jahr und Tag ordnete ſie daher an: die Abgaben müßten hinfort in klingender Münze eingehn. Dies war das Signal zum Verſchlimmern des Papiers von Börſentag zu Börſentag. Im erſten Jahre hatte man Wort gehalten mit dem zugeſagten Verbrennen, ungeachtet es eine empfindliche Aufopferung gekoſtet; im zweiten geſchah es nicht, um deſto mehr kamen die Papiere in Verruf. Der Hofjude des Miniſters ſtellte dreiſt vor: es ſey ein

Fehler der Regierung geweſen: die Annahme der Papiere einige Zeit verweigert zu haben; nur wenn Jene ihr Wort abermal genau erfülle, könne den Zetteln der Glaube wiederkehren; der augenblicklichen Verlegenheit durch überfüllendes Zuſtrömen ließe ſich auf andere Weiſe ſchon begegnen.

Sternthal meinte: er habe recht, und ließ ein Edikt ausfertigen, nach welchem ſie abermal empfangen werden ſollten. Einige Zeit vorher ſchien aus dem gewöhnlichen Umlauf alles geprägte Metall verſchwunden, man ſahe nur Papier, und kurz vor Erſcheinung des Edikts wurden hingegen die Zettel — welche damal über funfzig vom Hundert verloren — plötzlich rar. Das Edikt half ihnen zwar für einige Zeit auf, allein es entſtand eine abermalige kleine Steigerung in den Preiſen der Bedürfniſſe, und die Regierung wußte ihrer Klemme nicht anders ſich zu entwinden, als daß ſie auf eine neue baare Anleihe von einigen Hunderttauſend Thalern einging.

Die von Einigen geäußerte Vermuthung: der ſogenannte Hofjude habe hier hinter der Decke geſpielt, und mehr als Hunderttauſend Thaler gewonnen, indem er neulich durch ſeine

Helfershelfer das wohlfeile Papier kaufen laſſen, hatte nicht wenig für ſich. Auch andere Agioteure hatten beträchtlich gewonnen, doch auf Koſten der übrigen Staatsbürger, die ſo manchen Verluſt gelitten, und — noch leiden ſollten, indem die Verlegenheit der Regierung doch zuletzt auf das Gemeinweſen ſinkt.

Die Kriſe aber, welche die Städte gegen das platte Land beſtehn mußten, und worin man noch immer ſich begriffen fand, war übrigens furchtbar genug; ſo wenig der Miniſter wohl je daran gedacht hatte, dem Lande Furchtbares zu bereiten. Ehe ſich die Preiſe ſtädtiſcher Leiſtungen und Waaren mit jenen der Feldfrüchte ausglichen — was ohnehin beim Schwanken der letzten nicht genau anging — litten die Handwerker, Kleinhändler, Tagelöhner u. ſ. w. auf der einen Seite empfindlich: indem ihr Erwerb nicht mehr halb ſo viel Werth hatte als ſonſt, und auf der anderen: weil ſo Viele, die von unverändertem Einkommen lebten, der Theurung willen ſich beſchränken mußten, und ſo Jenen der vorige Erwerb noch wohl um die Hälfte entzogen ward. Damal, und auch ſpäterhin, als der Kornwucher die Fruchtpreiſe aufs Höchſte ſteigerte, gab es die für den Menſchenfreund ſo wehmüthige Erfahrung: daß — was ſonſt hier ohne Beiſpiel geweſen — die Mortalitätsliſten einen Ueberſchuß von zwanzig bis dreißig vom Hundert gegen die Gebornen, daß unter den niederen Ständen auch anſteckende Krankheiten ſich zeigten, wo die traurige Vermuthung ihres Grundes nahe genug lag. Und was half es auch dem Hauseigenthümer ſagen zu können: Mein Grundſtück iſt mehr werth, wenn die Exiſtenz um ſo viel theurer geworden und er es deshalb mit Schulden hatte überladen müſſen, wie es zu häufig nur der Fall war. Und mit den ſchwankenden Verhältniſſen des Eigenthums, und dem theils baar, theils in Papier, der Reſidenz für einige Zeit in der That viel zuſtrömenden Gelde, hatte auch der ſpekulative Wuchergeiſt Mittel empfangen, ein weiteres Spiel als ſonſt zu treiben. Der einigermaaßen bemittelte Einwohner fand in augenblicklichen Geldverlegenheiten bei ihm wohl Hülfe, wohin das gleichwohl ſpäterhin führte, läßt ſich ſchon denken. Und wie auf dem Lande bei den Gütern, begann in der Reſidenz ein Schacher mit den Häuſern; Einer gewann beim Abſchwatzen und Aufſchwatzen, der Andere verler, Mäkler und Kommiſſionäre regten ſich flink, die Gewinner ließen ebenfalls auch wieder zerrinnen, was zum Theil auch die Exiſtenz neuer Weinhäuſer u. dergl. mit begründen half, die Enderſcheinung von dem Allen — wie ſie etwa nach fünf, ſechs, oder acht Jahren dieſer Periode ſich überblicken ließ — war betrübt genug.

Unter der vorigen Regierung hatte es in der Hauptſtadt nur wenige eigentlich Arme, d. h. ſolche, die ihr Brot nicht durch Arbeit verdienen können, gegeben, und dieſe das Gemeinweſen leicht übertragen. Doch auf dem anderen Ende auch wenige Reiche nur; ſolche nehmlich, die ganz ohne Arbeit leben, und dabei ſelbſt ſchwelgeriſchem Hochleben fröhnen können. Dagegen hatte man einen weitausgedehnten Mittelſtand geſehn, von denen unten an, die mit Arbeit bequem das tägliche Brot gewannen, bis zu denen höher hinauf, die ſchuldenfreie Häuſer, oder kleine erſparte Kapitale beſaßen, dabei aber immer noch gemeinnützige Thätigkeit übten. Dieſer — damal erfreulich anzuſehende — Mittelſtand ſchien nun ſich nach und nach gänzlich verlieren zu wollen. Zwei Drittheile davon waren der Armuth, die nichts mehr verdienen konnte, oder doch der Nothdurft, die kaum halb was ſie brauchte erwarb, zugefallen. Das übrige Drittheil hingegen ſtrebte zwar rüſtig, in den Zuſtand der Reichen überzugehen, die ohne Arbeit, oder wenigſtens doch bei allerhand bequemen Spekulationen — auch wohl Schwindel und Wucher — leben konnten, demungeachtet ſtolperten die Meiſten auf dieſer betretenen Bahn, nur die verſchlagenſten und glücklichſten — deren Zahl jedoch immer enger zuſammenſchrumpfte — erreichten ſo etwas von einem gekrönten Ziel. Es gab der Bürger, denen zehn oder zwölf Häuſer gehörten, und die ließen ſich dann auch etwas ſehn. Bei Hunderten von andern war jedoch an dem einen Hauſe kein Ziegel auf dem Dache mehr ihr Eigenthum, und die Wuchrer waren beſchäftigt, das letzte noch übrige Mark ihnen auszuſaugen.

So ſtand es in der Reſidenz. In den Provinzialſtädten gaben die, zwiſchen den Pflaſterſteinen grünende, Viehweide und manche unbewohnte Häuſer, Zeichen und Deutung. Viel nahmen die Auswanderungen zu; theils nach der Hauptſtadt, wo Milch und Honig fließen ſollte, theils in die Fremde.

Und die Statiſtiker prieſen doch Weiſenlands Theurung als Glück, und fügten hinzu: der Staat müſſe billig ſeyn.

Hilf Himmel, was forderte aber jetzt nicht Alles von ihm! In Sternthals Hotel wimmelte es von Bittſtellern. Da half kein Verläugnenlaſſen; ſie warteten, bis er ausfuhr, oder heimkam, ihn mit ungeſtümen Klagen und Flehn zu beſtürmen. Wache mußte ſteuern, er ließ Hintertreppen und Hinterthüren anlegen, um zu entſchlüpfen, oder unbemerkt anzulangen.

Wie gerecht war die Bitte aller Staatsdiener um Gehalterhöhung. Bei den vornehmen war früherhin manches geſchehn, ſie befanden ſich nun dennoch ſchlimmer als unter der vorigen Regierung. Den Subalternen hatte man nach und nach ein Drittheil zugelegt, dies ſtand jedoch in keinem billigen Verhältniß zur Theurung; ſie hätten zwei bis dreimal ſo viel erhalten müſſen. Dies war man nicht zu reichen im Stande. Um ſo weniger, als, je höher man die Impoſte hinauf trieb, je mehr Verringerungen der hierauf kalkulirten Einkünfte auch erfolgten. Es hing theils an Beſchränkungen, theils an Unterſchleif. Sonſt hatte man ihn nur von den Beamten geahnt; jetzt lag es hell genug am Tage, zu Dutzenden wurden ſie über Kaſſendefekte, Beſtechungen, Einverſtändniſſe mit Defraudanten und andern Betrügern des Staates ertappt. Ihre ewige Entſchuldigung blieb: daß ſie von ihrem Sold nicht hätten leben können. Beiſpiele durch harte Strafen, geſchärfte Geſetze halfen nicht; kamen die Züchtlinge vom Feſtungsbau zurück, mußte man ſie nur wieder anſtellen, damit ſie nicht auf Straßenraub ausgingen.

Aber immer größeres Defizit beim Staat. Nach fünf Jahren mußte abermal eine halbe Million Papier in Umlauf geſetzt werden; im Anfang wohlthätig, die Nachwirkungen ſchlimmer als vorhin.

Da zeigte ſichs alſo: Wer den Landbau fördern will, habe Takt, auch wer die ſtädtiſche Indüſtrie zu begünſtigen, oder durch Staatskredit dem Gemeinweſen zu nützen denkt.

Sternthal hatte es redlich und gut gemeint, allein Baumanns altes Wort zeigte ſich dennoch bewährt. Der Fürſt muß ſelbſt regieren, ſagte Baumann, mit eignen Augen ſehn. Er wird den Grundſatz: Volkswohl das höchſte Geſetz, am feſteſten zu halten vermögen.

Ein Edelmann hingegen, der regierender Miniſter wird, iſt geneigt, es mit dem Adel gut zu meinen. Es wird leicht ein beſonders gut daraus.

Er kömmt dann wohl auf den Gedanken: es ſey zu gut geweſen, und thut wie ein Vater, der einem Kinde ein etwas bedeutendes Geſchenk reichte, es dem andern auch giebt, wenn es zu ſehr ſchreit. Am Ende kann beiden ihr Geſchenk nicht frommen, und der Vater ſich auch dadurch zu ſehr erſchöpft haben.

Sternthal ſah übrigens wohl, er habe Fehlrechnungen gezogen; lange aber hegte er auch eine Erwartung, die glänzend vor ihm lag, und allen Schaden vielfach einzuholen verhieß.

Einige Jahre nach dem Frieden von Campo Formio kam es abermal zu einem Kriege mit Frankreich. Die deutſche Macht, welche ihn beſtehn wollte, lud den Herzog von Weiſenland zum Beitritt ein, Sternthal vermochte ihn jedoch zur Neutralität, auf welche — der jetzige Zeitgeiſt deutete.

Damal regte ſich der alte Baumann draußen. Er ſchrieb herein an den Herzog: Iſt Deutſchland keine Republik, kein Föderalismus wenigſtens mehr? Wäre kein Mennejus Agrippa darin zu finden, der beredt ſeine Glieder mahnte, ſich nicht zu trennen? O ſeyn Ew. Durchlaucht dieſer Mennejus Agrippa, ſenden Sie Ihren gewandten Miniſter an die Höfe zu ***, ***, ***, u. ſ. w. Kein Krieg, oder Alle für Einen Mann, daß nicht ein deutſches Reichsglied nach dem anderen verſchlungen werde.

Er empfing eine Antwort, ungefähr wie der Graf v. H*** an einem gewiſſen anderen Hofe, als er eine gewiſſe Theilung widerrathen hatte.

Sternthal aber fuhr noch gütig zu ihm hinaus. Thun Sie das nicht wieder, alter Freund, ſagte er zu ihm, Sie kennen die Zeit nicht mehr, und die jetzt nöthige Politik. Einem verſchwiegnen Patrioten kann ichs ſchon vertrauen. Weiſenland bleibt nicht umſonſt neutral, Frankreich hat ihm dafür Ländervergrößerung

größerung zugeſagt, Indemniſation noch aus dem vorigen Krieg.

Weh über ſolchen Gewinn, rief der Alte; kein Mennejus Agrippa mehr!

Dieſe geheime Angelegenheit hatte in Paris jene belle emigrée, von der Oben die Rede war, geleitet. Sie hatte — doch mit ſchweren, von Sternthal vorgeliehenen, Koſten — Erlaubniß dazu, und Heimkehr nach Frankreich bewirkt, und war dort als geheime Unterhändlerin für Weiſenland aufgetreten. Dies war im Geiſt damaliger Zeit.

Weil Alles ſo geheim ſich machte, können wir nur wenig davon ſagen. Es koſtete aber, wie verſchiedne Wechsler ſagten, ungeheures Geld in Paris an Madame *** Madame *** den Miniſter *** den Miniſter *** u. ſ. w. Man darf inzwiſchen nur die geheime Geſchichte des Hofes von St. Cloud leſen, um überzeugt zu ſeyn, daß es ungeheures Geld wird gekoſtet haben.

Doch nicht lange nach dem Frieden von Lüneville genoß Sternthal auch einen glänzenden Triumph. Denn Weiſenland empfing nun wirklich eine Erweiterung ſeines Gränzenumfangs. Eine Abtei mit vielen Dörfern, ein ehemaliges Reichsſtädtchen und drei Reichsbaronien, aus den alten Hohenſtaufenſchen Zeiten her immediat, und nun mediatiſirt, wurden ihm zugewilligt. Freilich hatte Sternthal mehr gehofft, freilich waren die überkommnen Beſitzungen ausgeſogen; indeß war es doch vor der Hand etwas, und die belle emigrée ſchrieb: mit der Zeit könne zu noch Mehrerem Rath werden.

So hatte er mithin aus Patriotiſmus geliebt, und man kann noch betheuern: daß Sternthal bei den geheimen Ausgaben in Paris Tauſende von eignen Mitteln zugeſetzt, um nur etwas in Stand zu bringen. Hätte es überhaupt nicht einen politiſchen Einfluß gezeigt, würde man die kleine Neigung zur liebwürdigen Franzöſin unerwähnt gelaſſen haben; denn eigentlich haben wir es nur mit Sternthal dem hohen Staatsmann zu thun, nicht mit ſeinen kleinen Liebſchaften. Wir mußten aber auch jener mit der holden Künſtlerin gedenken; am Ende finden die Leſer den Grund.

Uebrigens hob die Gränzenerweiterung den Staatskredit doch ein wenig, zumal da wieder Frieden blühte, ſelbſt England ſich endlich dazu verſtand, und man nun meinte: der Janustempel würde nimmer geöffnet werden. Sternthal konnte neuerdings ein halbes Millionchen Papiergeld fertigen; es that ſo Noth, ſchaffte viele Luft. Rühmlich für ſein Herz, und erfahrungsklug daneben, war es, daß ſowohl dieſe als die vorige halbe Million, größtentheils in rückſtändigen Staatszinſen, bedeutenderen Gehaltserhöhungen — wobei auch Kriegerſold — in wichtiger Verbeſſerung der Armenanſtalten u. ſ. w. Anwendung fanden.

Aber im Jahre 1805 erneute ſich der Krieg. Nun forderte Frankreich Weiſenlands Allianz. Was konnte man thun? Was ſprach der Zeitgeiſt?

Ja nun, man hatte neues Gebiet empfangen, wollte mehr, und dazu gab es von Paris her die beßten Hoffnungen. Daß Frankreich ſiegen würde, verſicherte der Zeitgeiſt mit einleuchtenden Gründen; er hatte über Frankreich urtheilen gelernt.

Der Fürſt widerſprach diesmal ſeinem Miniſter ſehr beſtimmt, als er ihm die Zuwilligung des von Paris aus Verlangten empfahl. Lieber keine neue Länder, ſagte er, als daß ſich meine Unterthanen für den *** ſollen todtſchießen laſſen. Die Herzogin, eben zugegen, weinte. Neutral bleiben, neutral! hies es drüben wieder feſt.

Doch eine Art von kleinem Envoyé extraordinaire, aus Paris angelangt, nicht wie jene unter Ludwig XV. aalglatt, im Haarbeutel, auf den Fußſpitzen gehend, ſondern mit gewaltigem Backenbart und gar feſt auftretend, ſagte mit kurzem Ernſt: es thue ihm leid, erklären zu müſſen, daß man Neutralität wie Hoſtilität anſehn werde.

Da blieb nun freilich keine Wahl mehr; es ging an ein Notenunterzeichnen und Truppenſtellen, und in ſofern zeither Alles in Sternthals prachtvollem Hausweſen, wie ſeine ganze perſönliche Haltung, auf engliſchen Fuß gebracht worden, änderte ſich das nun, und der neufranzöſiſche, mit ſeiner ſchnellen, eintönigen, oft ein wenig derben, Sprache, und ſonſtigen Eigenthümlichkeiten, zog ein. Die belle emigrée ſandte auch einen Koch, der bewies: wie regſam der Zeitgeiſt auch ſeit einigen Jahren in ſeinem Gebiet nach höheren Entwicklungen geſtrebt habe. Andere gingen ſpäterhin auf den Staat über; man führte den Code Napoleon ein, allerhand veränderte Abtheilungen und Benennungen bei den Landesſtühlen und dem Geſchäftsgang u. ſ. w.

Uebrigens hielt Frankreich, nachdem es einmal zugegriffen, das Herzogthum auch feſt. Es blieb nicht bei der erſten Truppenſtellung; man genoß die Ehre: in einigen Bülletins von den weiſenländiſchen Kriegern erzählt zu ſehn, ſie hätten ſich mit Ruhm bedeckt. Und kein Wunder, wenn die franzöſiſchen Marſchälle Verlangen nach mehr ſolchen tapfern und wohlgeübten Soldaten trugen, zumal der alte Stamm in den mancherlei Gefechten größtentheils auf dem Bette der Ehre ſich unſterblich gemacht hatte. Da wußte man freilich nicht, woher man noch Rekruten nehmen ſollte; und eben ſo wenig, woher noch Geld, Fourage, und Tauſend andere Nothwendigkeiten.

Seitdem Sternthal am Ruder ſaß, hatte ihm die Lenkung deſſelben nicht ſo vielen Schweis gekoſtet, als jetzt. Und der hohe Verbündete ſandte nicht allein Durchmarſch auf Durchmarſch, legte auch mancherlei Depots zu ſeiner Bequemlichkeit in dem Ländchen an.

Dieſe reitzten den Feind bei einer günſtigen Gelegenheit, zu einem Einfall. Er bewies ſich nicht freundlich. Terrem tette bazom a lelket, fluchten die Huſaren, und tränkten es den Wirthen ein, daß ſie, wie man gehört, die Franzoſen ſo gut bewirthet hätten. Von bedeutendern Lippen tönten die Worte: Seyds holter Deutſche und gegen uns? Sollts auch 'ne räſonnable Contribution erlegen. Der Hof floh, Sternthal mit ihm.

Doch ließen die Verbündeten den Feind nicht lange hauſen, ſandten zeitig ein fliegend Corps.

Da gab es denn Scharmützelchen, Poſtengefechte und mehr intereſſante Schauſpiele im Herzogthum. Wenn dabei Plünderungen und Einäſcherungen ſich ereigneten, man hier einen wohlgebauten Landſitz halb zerſtört, dort einen anmuthigen Park zu Biwachtfeuern verbraucht, im Allgemeinen aber Ställe und Scheunen ziemlich leer ſah, konnte das nicht befremden, weil der Krieg einmal ſolche Erſcheinungen ins Leben ruft; die übrigens doch immer für Geſchichte, Poeſie und Malerei brauchbar ſind. Allerdings gefallen ſie dem einen Theile nicht, wie etwa der Sturm von Oczakow den Einwohnern. Wie zufrieden waren hingegen Alle, die einſt dort Lorbeern fanden und Caſanovas Gemälde davon iſt eins der berühmteſten Kunſtwerke neuerer Zeit.

Wirklich ſäuberten endlich die Verbündeten das Land vom Feinde; und die Entflohenen kehrten zurück.

Das Nehmliche geſchah mit dem Frieden. Jene ließen demungeachtet aber noch einige Brigaden und Feldſpitäler im Herzogthum. Sternthal ſchrieb an die belle emigrée. Bürger und Landleute, ohnehin ausgeſogen, könnten nichts mehr herbeiſchaffen, und das Nervenfieber griffe um ſich. Sie antwortete: wie ſie dabei nichts vermöge, ſchickte dem Miniſter jedoch einen Räucherapparat von Guyton-Morveau, um ſich dadurch vor der Seuche zu präſerviren.

Sternthal wollte nun immer ans Chaosordnen gehn, es blieb gleichwohl unmöglich, ſo lange die fremden Gäſte im Lande blieben. Denn ſie verfügten ſo gut als die Landesobrigkeit; wie man auch zu rechnen beginnen wollte, ihre Forderungen zogen immer Striche hindurch, da war und blieb ſtatiſtiſches Chaos.

Und in ſofern armſelig wenig Einkünfte bezogen wurden, der Ausgaben Ende hingegen nimmer abzuſehn war, was blieb da zu machen übrig — als Papier? Es erſchien auch in den verſchiedenſten großen und kleinen Formen; nicht allein die Regierung, jeder Landkreis, jede Stadt gaben Papiere au porteur aus; da gleichwohl der porteur am Termin keine Zahlung empfangen konnte, auch Zinſen nicht, wo deren verſprochen waren, ſanken ſie freilich von Börſentag zu Börſentag.

Sternthal fand bei dem Allen aber doch: es ſey ein Glück, die immer verſchrieenen und verwünſchten indirekten Steuern noch beibehalten zu haben. Nur Akziſe und Zölle brachten jetzt noch ihren alten Ertrag. So viel man hingegen auch direkte Abgaben angeordnet hatte, ſo wenig kam nun davon ein. Ueberall Exekutionen, und dennoch ſelten eine Beitreibung.

Man hoffte zwar einem großen Commodum für das gewaltige Incommodum noch immer vergeblich entgegen, doch wuchs die Hoffnung an ſich im nächſten Jahre; wo der neue Krieg ausbrach, und man von Paris her neuerdings Bund und Hülfstruppen verlangte. Der jetzt hier auftretende Geſchäftsführer ſprach nicht allein von neuem Länderumfang, auch von einem neuen, gar erhaben klingenden, Titel für den Herzog. In der Audienz, welche er empfing, ſagte Jener mit edelm landesväterlichen Gefühl: Ich will keinen andern Titel, leiſte auf allen Vortheil Verzicht: nur Neutralität, Friede, Ruhe für meine Unterthanen, damit ſie ſich erholen können.

Der Franzoſe hob bedeutend die Achſeln: Son Altesse sérenissime würden nicht wollen, daß man das Herzogthum feindlich behandle.

Vor einem ſolchen Worte mußte man billig erſchrecken, ſintemal die freundliche Behandlung ſchon genug feindliche Spuren nachließ. Was blieb noch als gute Miene zum böſen Spiel machen? Die Miene war freilich eben nicht gut. Sternthal ſagte: man wolle zwar ſich verbünden, und noch einige Mannſchaft zu ſtellen ſuchen; bei weitem zu erſchöpft wäre das Herzogthum aber, um noch Requiſitionen, oder auch nur Durchmärſchen gnügen zu können.

Der Entſendete gab darauf: In ſolchen Fällen ſey Irrthum leicht. Man glaube nicht, wie viel ſich aus einem bereits erſchöpft ſcheinenden Lande immer noch ſchöpfen laſſe.

Er that übrigens Meldung von den

Schwierigkeiten, die man erhoben, und dem Anſchein, man wiſſe nicht mit nöthiger Geſchicklichkeit die Sache anzugreifen. Da ſetzten die neuen Römer einen Pontius Pilatus nach Weiſenland. Dieſer regierte einſtweilen, Sternthal hatte ſo gut das Zuſehn wie ſein Fürſt; und reiſ'te nach Bädern, oder wohnte auf den Landgütern ſeiner Gemahlin.

Der Pontius Pilatus hielt übrigens mehr als Wort. Nicht allein wurde noch zwei Jahre lang aus allen Lebensröhren des Staatskörpers, zum Behuf durchziehender und in Beſatzung bleibenden Soldaten, gepumpt, ſondern Jener und ſeine Gehülfen konnten auch den lieben Ihrigen noch ein Paar Millionen erübrigte Franken nach Frankreich mitbringen.

Man ſprach damal im Herzogthum von allgemeinem Elend. Wörtlich konnte es doch nicht als wahr gelten. Freilich ſchritten manche der letzthin Reichgewordenen in die mittelmäßig wohlhabende, oder gar nothleidende Kathegorie zurück, doch eine Elite in der Elite ward fetter als je. Sie bewies: der Landpfleger habe es mit den Deutſchen — auch, wenn man will, mit den Canaanitern in dem Lande, wo für ihn wirklich Honig und Milch floß — nicht übel gemeint, dafern ſie es auch zu ihm gut vorgehabt. Dieſe auserwählte Schaar beſtand zum Theil in den von ihm angenommenen Lieferanten und anderen Beſchaffern, (vorzüglich wieder aus ſolchen umſichtigen und brauchbaren Männern erkieſ't, die ihm nachzuweiſen vermochten, wie und wo das Pumpen am zweckmäßigſten zu handhaben ſey,) zum Theil aber in ſolchen nicht minder klugen, die richtig berechneten, wie man gegenwärtig das Agiotiren, Discontiren, Börſencoursreguliren, und was dahin gehört, treiben müſſe. O ſie merkten auch auf den Geiſt der Zeit; Enkel und Urenkel werden das vielleicht nach Jahrhunderten noch ihren Ahnen nachrühmen. Sind dann viele davon in den Adelſtand getreten, wird die Nachwelt auf Kriegsthaten ſchließen, die ihre Altvorderen auf die Ehrenſtaffel erhoben, und — Kriegsthaten waren es immer auch.

Doch gehört das eigentlich nicht in Sternthals Geſchichte.

Dritte Regierungsperiode

des Miniſters von Sternthal.

Eine gute Zeit nach dem wiedergekehrten Frieden blieben noch Landpfleger und Truppen des hohen Verbündeten im Herzogthum. Der Fürſt empfand Ungeduld, berief Herrn von Sternthal von den Gütern zu ſich, und gab ihm auf, in Paris anzufragen: ob man nicht endlich das Land räumen wolle? Auf mehrere Schreiben erfolgte keine Antwort. Die belle emigrée mußte endlich wieder zu dem Duc, jetzigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, zu dringen ſuchen. Sie ertheilte den Beſcheid: Der Duc und Pair ſey fürchterlich zornig geweſen, und habe ſie angedonnert: ob die kleinen Fürſten in Deutſchland meinten: man habe in Paris nichts wichtigeres zu thun, als nur ſie zu hören? Gleichwohl fügte die Berichterſtattende hinzu: wenn man Anſtalt zu etwa Zweimalhunderttauſend Franken träfe, da und dorthin klug gebraucht, damit die rechten Augenblicke, wo der Duc und Pair bei guter Laune ſey, könnten wahrgenommen — nun, wie das Weitere ſich verſieht.

Es hielt ſchwer, die verlangte Anſtalt zu treffen. Leider hatte man einen großen Theil der herzoglichen Kleinodien verpfändet; zum Bedürfniß des Hofes und Bedürfniß des landesväterlichen Herzens, das im Stillen manche Thräne getrocknet, ſo wie die Fürſtin insbeſondere den ins Elend geſunknen adlichen Familien beigeſtanden. Gleichwohl mußte Rath geſchafft werden, um endlich die beſchwerlichen Gäſte los zu ſeyn.

Wer kann genau ſagen, ob die übermachten Summen an die rechte, und an welche, Stelle gekommen, ob ſie den Erfolg bewirkt, oder ob man ihn ohnehin würde erlebt haben? So viel iſt aber gewiß, daß nun die Landesräumung ſich bald vollzog, wiewohl auf die Bedingung eines nach Spanien zu ſtellenden Truppenkontingents. Auch da ließ ſich nicht mehr einreden. Es ging manchen Fürſten ſo, welche die Ruthen ſelbſt binden mußten, womit ſie der Univerſalmonarch hernach zu züchtigen dachte. Gleichwohl hieß es bei jedem: George Dandin, tu l'as voulu.

Nun, die Truppen wurden abgeſandt, der Landpfleger empfahl ſich, für die gute Bewirthung dankend, und zog mit ſeinem Gefolge ab. Ein Lieferant ſagte ihm noch beim Abſchied offen: Hätt ich für jeden Fluch, jede Verwünſchung die Sie über die Gränze begleiten werden, einen Dukaten, wär ich noch reicher als Sie. Lachend entgegnete er: Je m'en * * *.

Sternthal nahm das Ruder nun wieder in ſeine Hand. An dieſem Abend war die Hauptſtadt trefflich erleuchtet, und an vielen Hausthüren las man ungemein patriotiſch-herzige Epigraphe. Einige Kenner wollten behaupten: grade meiſtens an den Thüren ſolcher, welche das Vaterland rüſtig plündern geholfen. Nun da vermochten ſie wenigſtens auch die Koſten leicht zu tragen.

Hilf Himmel, welch ein Zuſtand der Dinge nunmehr! Jenes ältere Chaos zu ordnen, hätte man ein erfreulich Geſchäft nennen mögen, gegen das Alles, was es nun zu vollbringen galt. Zunächſt mußte das Staatsruder gleichſam an eine Arche befeſtigt ſeyn, in der man über die entgegenwogende Papierſündflut ſteuerte. Einige Poeten, nach langem Verſtummen wieder in die Lyra greifend, weil ſie hofften, die zeither nicht mehr bezahlten Penſionen würden nun wieder erfolgen, meinten zwar: einem Sternthal ſey das nur ein leicht Spiel, dem war jedoch nicht ſo. Verdrießlicher, mürriſcher, ſelbſt proſaiſcher, hatte man ihn nie erblickt, denn er ſagte ſelbſt einem Muſenſohn, der eine Hymne überbrachte: I ad graecum pi; ein Imperativ, den er gleichwohl bei kälterem Blut milderte.

Inzwiſchen konnte man nun thun — was thunlich blieb. Dahin gehörte: daß der Staat, was er zu bezahlen übernommen, vor der Hand nicht zahlte, und auch den übrigen Corporationen darin nachſah, daß ſie die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten hinausſchoben. Es konnte nicht anders ſeyn, an zu vielen Stellen hieß es: wo nichts iſt, hat der Kaiſer u. ſ. w.

Baumann hatte einſt profezeit: Je mehr man den Landadel jetzt begünſtigt, je härter wird man ihn einſt drücken müſſen. Jetzt ſchlug die Stunde der Erfüllung. Der Staat brauchte auch Allenthalben Geld, wenn er ſchon weder Kapitalien noch Zinſen ſeiner Papiere abführte. Die nach Spanien wandernden Truppen bedurften es, die Beamten — ohnehin in manchen Rückſtand — mußten bezahlt werden. Wo ſollte man heben, als vom platten Lande und den Bürgern?

Neun Zehntheile der Güterbeſitzer waren aber ſo gut als bankrott, was ſie ohne jene Begünſtigungen nicht hätten werden können. Es galt einmal von allen Käufern mit — wenigſtens zum Theil — fremden Kapitalien, und auch von ſolchen, die ihr altes Eigenthum behalten, aber es doch vergrößert, oder auch nur zum Vergrößern ihres Wohllebens, leicht zu findende und, bei den hohen Kornpreiſen, leicht verzinsliche, Summen darauf eingetragen hatten. Wer nichts, oder ſehr wenig, auf einem Landgute ſchuldig iſt, kann immerhin ſchon eine Jahresernte, oder ſeinen Viehſtand u. dergl. verlieren; Grund und Boden bleiben ihm, und dann findet ſich für das Uebrige Rath. Nun hingegen waren die hohen Kaufpreiſe längſt wieder auf ein Drittheil und mehr davon hinabgeſunken, und eben ſo der Ländereien Werth. Hiezu die Lieferungen, die Verluſte. So gehörte bei der genannten Zahl Grund und Boden nicht mehr dem Eigner, ſondern den Darleihern der Kapitalien, die auch ſich übel genug befanden, weil ſie keine Zinſen erhielten. Und doch mußte man von dieſem ausgeſogenen Adel Gaben fordern, die ihn jetzt um ſo mehr drückten. Das übrige

Zehn-

Zehntheil beſtand aus wenigen in der That reichen Baronen, und mehreren mittelmäßig wohlhabenden, die ihr Eigenthum behalten, und nicht mit Schuld beladen hatten. Letztere mußten nun ſehn, wie ſie nach und nach ihre Kriegswunden heilten; Erſtere verhielten ſich ruhig, hehlten ihren Reichthum, damit ſie nicht zu ſtark angezogen würden, kamen auch nicht in die Hauptſtadt, um dort Geld in Umlauf zu ſetzen.

Hier ſah es übrigens öde genug aus. Die ſonſt theuern Häuſer waren wohlfeil genug, manche ſtanden leer, die Obrigkeit mußte ſie in Verwaltung nehmen.

Sentimental konnte der Staat gleichwohl nicht ſeyn; Geld, Geld lautete die preſſende Forderung der Zeit. Es verſteht ſich, daß jetzt am wenigſten auf die Konſumtionsſteuern, und was daran hing, Verzicht zu leiſten war, viel zu wenig ging aber auf dieſem Wege ein.

Es galt den Zeitgeiſt zu fragen: wie man in ſolchen Fällen ſich helfen könne; die Blicke nach England und Frankreich zu wenden, um ſich an Beiſpielen zu unterrichten.

Sternthal verſuchte es zunächſt mit einer Fenſterſteuer. Sie ſchien eine erhebliche Ausbeute zu verſprechen. Sogleich ſahe man Allenthalben Maurer beſchäftigt, die irgend nur überflüſſigen Fenſter in blinde zu umwandeln. Es verdroß den Herzog, der befürchtete, ſeine Reſidenz zu ſehr verunglimpft zu ſehn. Auch liefen Tauſend Bittſchriften armer Handwerker ein, vorſtellend: ſie könnten ihre Fenſter zur Nahrung nicht entbehren, und doch ſtehe es um dieſe Nahrung dermalen ſo ſchlecht, daß ſich die Taxe nicht davon entrichten laſſe. Auch erheben die Glaſer wimmernde Klagen. Dies Alles einte ſich zum Beweggrund, das Fenſterlicht wieder frei zu geben.

Eine Pracht- und Aufwandſteuer ſollte mehr wirken. Es beſtand davon eben nicht viel mehr, die neuen Reichen waren zum Theil Geizhälſe, hielten das Erworbne um ſo feſter, als ſie an Anderen geſehn hatten, wie leicht es ſchwinden könne. Und was an Pracht und Aufwand noch vorhanden war, zog ſich jähling in wirthliche Beſchränkung zuſammen, als man es einer Steuer unterwarf. Hier wurden Kutſche und Pferde abgeſchafft, dort die Bedientenlivreen, oder man ließ — wie es unter ähnlichen Umſtänden in mancher deutſchen Stadt ſich ereignete — den Bedienten die Treſſe an den Hut malen, weil ſie dann unverſteuert blieb.

Die Erfahrung eines Jahres zeigte einen, dem anfänglichen Hoffen gar wenig entſprechenden Ertrag. Hiezu das Geſchrei der Wagenmacher, Gold- und Silberarbeiter u. ſ. w. auch die Vorſtellung der Akziſe- und Zollbehörden: wenn dieſe und dieſe und jene Artikel nicht verbraucht würden, gingen auch keine Gefälle dafür ein; und man entſchloß ſich, auch dieſe Abgabe wieder aufzuheben.

Nun kam eine andere an die Reihe, drollig lautend genannt: Kleinere Vergnügenthierſteuer. Sie betraf Hunde, weder zur Jagd noch zur häuslichen Sicherheit dienend, Schooßkätzchen, Vögel in Käfichten, weiſſe Mäuſe und Goldfiſche in Gläſern. Der Beamte, welcher ſie dem Miniſter vorſchlug, ſagte: wer ſolche Thiere halten kann, hat noch Ueberfluß und mag dem Vaterlande davon geben. Aber die Abneigung zu geben überwog häufig die Neigung zu den Lieblingen. Manche Wittwe oder alte Jungfer lieferte ihren Mops, wenn ſchon mit Thränen, an des Scharfrichters Gefolge ab; man behauptete: etliche Bürger hätten ihre Kanarienvögel und Nachtigallen als Leckerbiſſen verzehrt, wie Heliogabalus die Pfauenzungen. Wenig kam nur ein, und die Erhebungskoſten nahmen etwas davon wieder hin.

Derſelbe erfinderiſche Staatsdiener — aus Bedrängniß vom Richelieu gehört — trug auch noch auf eine Beſteurung der Tonkunſt an, die genehmigt wurde. Sie iſt reiner, unnöthiger, entbehrlicher Luxus, hieß es, kann billig erlegen. So wurden Pianoforte, Harfen, Geigen, Flöten u. ſ. w. nun impoſtirt, und feſtgeſtellt: daß auf allen Bällen, und öffentlichen bürgerlichen Tanzverſammlungen ein Gewiſſes von einem Engliſchen, einem Polniſchen, einem Walzer, einem Hopſer und wie die üblichen Tänze hießen, entrichtet werden ſollte. Bei Konzerten hatten wieder Synphonien, Arien, Variazionen und derlei ihren Satz.

Allein der Gabenpatriotismus äußerte ſich ſo wenig ſtark, daß man bald die Trödelladen mit Inſtrumenten überfüllt ſah. Vornehme gaben keine Bälle mehr, des unmanierlichen Polizeioffiziaanten überhoben zu ſeyn, welcher die Tänze kontrolliren ſollte; und auf den Tanzböden erſann man Sprungweiſen, die in der Verordnung nicht genannt waren, und wich ſo der Abgabe aus.

Man ſah höheren Ortes, die Verordnung habe einen Mißgriff gethan, und änderte ſie nun in ſofern: daß Allenthalben wo Tanzmuſik erklinge, eine namhafte Abgabe im Allgemeinen davon zu erlegen ſey. Nun verſtummte ſie jedoch in den meiſten bürgerlichen Wirthshäuſern und Dorfſchenken. Jetzt vermochten die Wirthe und Muſikanten die ohnehin ihnen aufgelegte Nahrungsſteuer länger nicht abzuführen, und die Akziſe- und Zollbehörde ſtellte abermal vor: grade beim Tanz würden Bier und Branntwein am reichlichſten verzehrt, ſo daß man nun empfindlichen Ausfällen entgegen ſehen dürfe.

Auch dieſe Staatsſpekulation bewährte ſich alſo nicht, und man gab deshalb auch ſie wieder auf. Und ſammelte hienächſt die Erfahrung:

daß, wenn man es einmal dahin kommen ließ, daß ſich das Geld im Staatskörper in wenigen einzelnen Organen häufte, die meiſten übrigen dagegen mied, ein ſolcher Staatskörper ſchwere Heimſuchungen der Zeit viel weniger leicht zu tragen vermag, als es geſchehn ſeyn würde, hätte der Geldumlauf — mit dem Blutumlauf hier ähnlich — möglichſt gleichmäßig alle Glieder in lebendiger Kraft erhalten.

Eben ſo: daß ein dergeſtalt krankhafter Staatskörper in böſen Tagen ſeine Krankheit nur noch zunehmen ſieht; und man ihm dennoch weit mehr Gaben aufnöthigen muß, als es ſonſt erforderlich geweſen ſeyn würde.

Ferner: daß es äußerſt ſchwierig wird, in Zeiten der Noth aus einem ſothanen Staatskörper ungewöhnlich ſtarke Abgaben zu ſchöpfen, weil die große verarmte Menge nichts geben kann, (vielmehr zum Theil noch empfangen will,) und die kleine Zahl der Reichen ſchon Mittel findet, ſich möglichſt dem Geben zu entziehn.

Endlich: daß in einem ſolchen Staatskörper wohl Scheinpatriotismus, doch kümmerlich wenig ächter zu finden ſey. Denn die Reichen lernten ihren Mammon über Alles achten, und wiſſen, daß ſie mit demſelben allenfalls in jedem anderen Lande willkommen ſind; und die Armen, die vom Staate nichts haben als die Luft, welche er obenein noch immer theurer bezahlt verlangt, meinen auch:

das fänden ſie wohl Ueberall. Der beſſere, wahre — ſo viel wahr als möglich — Patriotismus wird und kann ſich meiſtens nur bei vielem mäßigen Grundbeſitz, und vielem bequemen Auskommen durch Arbeit finden, neben der Ueberzeugung: im Vaterlande genieße das mehr Schutz und Achtung als irgendwo. Auf irgend eine Weiſe muß der Egoismus an den Patriotismus geknüpft ſeyn, oder man fordert das Unmögliche. Eben erwähnte Art iſt jedoch ohne Zweifel die ſolideſte. Und je mehr Edelleute, deren Güter, und Bürger deren Häuſer ſchon mehrere Generationen bei ihren Familien ſind, je beſſer.

Da man nun gleichwohl mit dem was unmittelbare und mittelbare Steuern abwarfen, bei Weitem nicht auslangte, galt es beträchtliche neue Einnahmequellen zu öffnen.

Sternthal zählte jetzt ſchon funfzig Jahre, zählte ſich keineswegs aber zu dem großen Haufen, der um dieſe ernſte, herbſtlich umwehte, Zeit auf einen trägen Ideenſtillſtand eingeht, oder allen neuen Verſuchen mißtrauende Abneigung hinzuwenden pflegt, nur auf die runzliche Matrone Erfahrung ſich berufend. O nein, unſer Miniſter hielt feſt an ſeinem weiterſtrebenden Kopf, und hatte ihn die roſenwangige Jungfrau Theorie gleich nicht ſelten mit ihren Hoffnungsſpenden betrogen, koſ'te er demungeachtet immer noch gern mit ihr, und ſchob das hie und da nicht Gelungene auf einen noch begangenen Mißverſtand der Stimmen des Zeitgeiſts.

Die Räthe und Geheimſchreiber, mit welchen er über die öffentlichen Angelegenheiten konferirte, deuteten da, weckten ſeine Aufmerkſamkeit; und in ſofern neuere angenommen waren, unterließen dieſe nicht, an den Meinungen der älteren die nachtheilige Seite aufzudecken. Es wurde Herrn von Sternthal nun klar gemacht: Adam Smiths Grundſätze wären nicht vollkommen genug umfangen worden, ſonſt hätte es um den ſtädtiſchen Betrieb eine vortheilhaftere Wendung genommen. Eben indem ſich die Regierung damit befaßt, ihm zu nützen, habe ſie ihm geſchadet. Wenn Sternthal einwarf: es ſey doch billig geweſen, da für die Ländereienbeſitzer viel geſchehn; gab man ihm zu erkennen: in jenem Einmengen der Regierung ſey nicht weniger ein Fehlgriff begangen worden. Sie müſſe nur die Vermittlerin der Rechts- und Eigenthumsverhältniſſe im Staat machen, den Intereſſenten völlige Freiheit geben, ihre Kräfte zu regen, nicht aber dabei helfen wollen; ſonſt entſtehe nur da und dort überreitzte Kraft, der ſpäterhin Erſchlaffung folge. Sternthal wandte zwar noch ein: daß, wenn die Regierung früher hohen Getraidepreis begünſtigt, ſie dabei auch ihre Domänen im Auge gehalten habe; und wären nur die Kriegszeiten nicht ſtörend dazwiſchen getreten, würden ſie jetzt alle ſchon ungemein vortheilhaften Ertrag liefern; eben ſo wie bei einem langen Frieden die Regierung von dem, was ſie für den ſtädtiſchen Kunſtfleiß gethan, ohne Zweifel den beabſichteten Nutzen geerntet haben würde. Man entgegnete aber: die Regierung müſſe nicht Landbauerin nicht Theilnehmerin am Bürgererwerb, ſondern reine Vermittlerin der Rechts- und Eigenthumsverhältniſſe ſeyn. Ihre erhabne Beſtimmung vertrage ſich nicht mit dem Gemeinen; dies habe der Zeitgeiſt gnügend dargethan.

Es iſt zudem menſchlich-natürlich, daß Meinungen uns um ſo leichter gewinnen, als ſie dem nahliegenden Bedürfniß entſprechen; und daher trat nun auch wohl der hohe

Staatsmann mit einem Verbeſſerungs-Rigorismus auf, der weiter um ſich griff, als es ſonſt geſchehen ſeyn dürfte.

Man laſſe dabei nicht unbeachtet: daß, welch ein entſchiedner Feind der franzöſiſchen Revolution er einſt — für das Recht der Throne eifernd — ſchon geweſen, er nun doch manche ihrer Tendenzen, z. B. feſtzuſtellende Gleichheit der ſtaatsbürgerlichen Rechte, vollkommen billigte und nachahmte; auch daß, wenn er gleich aus einem alten Geſchlecht ſtammte, bei ſeiner Vermählung die Ahnenprobe nicht überſehn, und überhaupt dem Adel manche Vorliebe zugewandt, er nun doch alle Rückſichtloſigkeit übte, weil der Zeitgeiſt einmal andere Forderungen ausſprach. So was bezeichnet den eminenten Kopf, der ſich aus den Vorurtheilen loszumachen weiß.

Sternthal bot nun alle herzoglichen Domänen zum Verkauf aus. Freilich ſtand der Güterwerth dermalen niedrig genug, doch Alle veräußert, mußte immer eine runde Summe abwerfen, womit ſich die jetzige Noth erleichtern ließ. Zwar gingen dann auch die Einkünfte aus dieſen Ländereien verloren; allein die Pächter zahlten jetzt ohnehin faſt nichts, auf die Kriegsſchäden ſich beziehend; und da man einmal doch mit den Abgaben ſtrenger verfahren mußte wie Ehedem, kam es auch nicht darauf an, jene Pachterträge noch zu decken.

Weil ſich jedoch nicht adlichen Käufern entgegen ſehen ließ — die theils verarmt, theils dem Güterhandel gram geworden — und man das meiſte noch vorhandne baare Geld in den Kiſten der Wechsler und ehmaligen Lieferanten vermuthen durfte, ward das alte — in vielen Gegenden Deutſchlands ſonſt übliche — Geſetz, nach welchem nur Edelleuten der Beſitz von Landgütern zuſtand, aufgehoben. Heimling oder Fremder, Chriſt oder Iſraelit, wer Geld beſaß, mochte Ritterthume zuſammenkaufen, wie er wollte. Indem man zugleich die Leibeigenſchaft, oder was ihr ähnlich ſah, aufhob, hatten dieſe Maasnehmungen ein ächt franzöſiſch-revolutionäres Anſehn; und weil Hermanns Enkel vieler Orten Sothanes beliebten, hätte man nun erſt recht fragen mögen: Aber Deutſchland, warum überzogſt du Frankreich denn einſt mit Krieg?

Auch andere Privilegien ſollten nicht mehr beſtehn, die Zünfte oder Innungen gingen ein, und was dem mehr war und einen Adam Smith ſelbſt hatte zufrieden ſtellen können. Zwar meinten Einige: es ſey darum, weil man irgend eine Einrichtung in Frankreich oder England getroffen, nicht eben nothwendig, daß ſie auch gut ſeyn müſſe; weil auch Frankreich und England manches angeordnet hätten, das nur zu bald als ſchlecht erkannt worden ſey. Und tauge etwas auch dort, könne es leicht wieder nicht den Verhältniſſen in Deutſchland zuſagen; wie denn kleine Staaten auch nicht immer wohl thäten, große nachzuahmen, und der kleine David bei einem Spieß wie Goliath ihn getragen, ſich nicht ſo gut befunden haben würde, als bei ſeinem kleinen Stein. So Redende nannte man jetzt aber Finſterlinge.

Wie alle Domänen, auch die Fabrikengebäude, und was die Regierung ſonſt noch angelegt, um einſt Gewinn davon zu ſehn, verkauft waren; man auch ſtatt jener mißlungnen Steuern, ſolche von Vermögen und Einkommen jeder Art aufgelegt hatte, denen ſo leicht Niemand ſich zu entwinden vermochte, und die rückſichtloſe Strenge eintrieb, klärte es ſich am zeither ſo umnachteten und ſturmwolkigen Himmel der Finanz doch ein wenig auf. Zu dieſer Erheiterung trugen auch die nicht ſpärlich einlaufenden freiwilligen Gaben der Unterthanen bei. Mochte da viele Scheinvaterlandsliebe walten, mochten Hunderte einige Thaler ſenden, um ihre Namen unter den vielgelobten Patrioten im Zeitungsblatt prangen zu ſehn; das Geld ſtrömte doch zu. Nicht als ob man bereits an ein Abzahlen der Staatsſchuldenkapitale zu denken vermocht hätte, aber man konnte jetzt Einiges von den Zinſen der Papiere abtragen.

Das hob ihren Werth anſehnlich, eine Erſcheinung, welche den Staat doch freuen mußte. Sie erfreute aber auch mehrere Staatsdiener, die es wiſſen konnten, wann, und von welchen Papieren man Zinſen entrichten würde. Daß ſie um dieſe Zeit an der Börſe ſteigen würden, ließ mit Gewißheit ſich abſehn, und auch die Zinſen wären ſchon ein mitzunehmender Vortheil geweſen, dafern Jene auch im alten Cours geblieben. Entweder ſolche Beamte ſuchten allein Geld zum Papierkauf anzuſchaffen, oder ſie ſchloſſen Verträge mit induſtriöſen Iſraeliten auf halben Gewinn. Billiger hätte man es freilich nennen mögen, wenn die erſten Beſitzer, die während des kranken Staatskredits ſo viel an dem Pſeudogeld verloren, nun auch ihr nächſtes Anrecht auf die Vortheile der Kreditgeneſung gültig gemacht; dies ſtand bei dem Allen auf keine Weiſe zu bewirken. Die Spekulation ſiegte Allenthalben, wohlbegründet oder luſtig, tadelnswerthe oder löbliche Mittel, gleichviel; ſie war die Göttin des Tages, ihren Fahnen huldigte man, und wem ſie ein vollgerüttelt und geſchüttelt Maas Staatspapiere in den Schooß geworfen, bei dem fragte Niemand: ob mit Recht oder Unrecht? Man zog die Reverenz.

Aufmerkſame Beobachter wollten überhaupt gefunden haben: daß ſeit Sternthals Regiment ſich der Volkscharakter im Herzogthum bezeichnet und beſtimmt umwandelt. Sonſt hatte ſich der allgemeine Grundzug in einem tüchtigen, ehrſamen Sinn für ausdauernden Fleiß, mit kleinem Gewinn zufrieden, weil ihn Spärlichkeit feſthielt und mehrte, dargethan. Etwas Einfalt haftete daran auch; Reiſende aus Paris, London u. ſ. w. hatten es auf den erſten Blick weg, doch gab es auch Leute, die es eine edle Einfalt nennen wollten; ungefähr wie Rouſſeau ſie von guten

Republikanern verlangt. Anfänglich unvermerkt, und ſpäterhin immer mehr vermerkt, ging dieſer Sinn in den Sinn für Spekulation über, die viel gewinnen wollte, gleichviel wie. Es gab nunmehr viele Tauſend Bürger im Lande, die am Morgen nicht wußten, wovon ſie den Tag hindurch leben ſollten, und dennoch lebten. Der ſpekulative Erfindungsgeiſt ſteckte eine Menge neuer kleiner, ſonſt hier nie geſehener, Indůſtriezweige ein; er ſah daneben in ſeiner Nähe ſich um, wovon ſich etwa Gewinn bereiten ließe, von einer hůbſchen Frau, einer hůbſchen Tochter, einer eignen hůbſchen Geſtalt, gleichviel. Jene ältere kleine Portion Ehre, der Ehrlichkeit zuerkannt, wonach die Väter einſt begierig geweſen, ſchien den Söhnen zu unbedeutend, zu unſchmackhaft, um danach viel auszuſehn, und ſich zu geniren. Die Anerkennung: man ſey ein geſcheuter Kerl — eine Bezeichnung, die man, im Vorbeigehn geſagt, auch da wohl brauchte, wo die ungehobelten Väter Schelm und Spitzbube geſagt haben würden — war den Söhnen ſchon lieber. Man ſpekulirte jetzt zwar — wie auf Alles — auch auf Ehre, doch es mußte viel ſeyn, wovon man gleich reden wird.

Jedes Ding hat zwei Seiten, und wir mögen die nachtheilige hier nicht abläugnen. Die vortheilhafte lag gleichwohl auch am Tage. Dieſer ſpekulative, vom Zeitgeiſt entwickelte, Geiſt beim kleinen Volk ſchirmte die Regierung gegen einen zu großen Andrang zu den Armenkaſſen. Es hatte auch da ſich der neuſtatiſtiſche Grundſatz bewährt: man helfe nur nicht, ſo werden ſie ſchon allein ſich helfen. Ferner überhob er die Regierung vieler Galgen. Es iſt Oben erzählt worden: die ſchwere Theurung habe Verbrechen gezeugt, und es ſey um nichts mehr Noth geweſen, als um eine gute Polizei. Jetzt gehörte die Polizei ſchon zu den vortrefflichſten in Europa. Einer von jenen, nach England in die Lehre geſandten, talentvollen Jünglingen hatte, nach ſeiner Heimkunft, in dieſem Betracht ungemein tiefgedachte Rathſchläge gegeben. Ein gewiſſer Ehrenmann, der in einem benachbarten Staate, wegen 105 überwieſner Verbrechen, lebelang zur Karre verdammt worden, ſich aber auf eine höchſt verſchmitzte Weiſe aus Ketten und Banden losgemacht, wurde hier nun zum Polizeipräſidenten ernannt. Man ſagte klüglich: Dem ſollen ſie wohl kein X

für

für ein U machen. Seine Unterbediente wählte er gewöhnlich nach Galls Syſtem, dem er eifrig anhing, weil er es hinter ſeinen Ohren ſo bewährt fand. Und ſo entſchied auch nur ſeine Betaſtung des Schädels, ob er Jemand zum Unterpolizeidiener machen würde oder nicht.

Trotz dem hatte dieſe vortreffliche Polizei nicht ſo viel zu thun, als man wohl hätte glauben mögen; in einer ſolchen Progreſſion, wie die Verarmung zugenommen, ſchien man es von den Verbrechen nicht ſagen zu können. Schien, ſagen wir.

Die bürgerliche Moral im kleinen Volke lautete etwa jetzt: Thue recht, ſonſt kriegt dich der Stadtknecht. Hier kam natürlich Alles darauf an, zu machen, daß man vom Stadtknecht nicht gekriegt wurde. In den Sentenzen wohnt eine bildende Kraft. Auch erziehn Polizeibeamte und Diebe ſich wechſelſeitig; je ſchlauer Jene, je verſchmitzter Dieſe; ſo wie mit geſchickteren Aerzten man immer auch geſchicktere Krankheiten hat.

Diebſtahl und Einbruch mochten den Nothleidenden auch großentheils zu roh zu gefährlich dünken. Wucher im Kleinen, wo man von den noch Aermeren mit wenigen Thalern ſeine Lebensfriſtung erpreßt, kleiner betrüglicher Handel und Bankrott, den man auf die Zeit ſchiebt, kleine Geſchäftsträgerei für leichtſinnige Jugend und Sittenverderb, Spekulation mit allerhand Narrenpoſſen, die von der Lachluſt Gewinn ziehn, Verſuche von Schulden zu leben, die man nimmer bezahlt, Verſuche mit Rechtshändeln gegen Tröpfe, Winkeladvokaturen für Tröpfe anderer Art, und viel mehr dergleichen, nährt wohl ſeinen Mann, ohne daß ihm, wenn er es nur recht anfängt, Polizei oder Juſtiz etwas anzuhaben vermag. Freilich nahm auch der Selbſtmord ungemein überhand, und gab zu erkennen, daß Anton Walls Barbier recht hat, wenn er ſagt: **Es gelingen nicht alle honette Spekulationen, wie würden ſonſt auch die Fußgänger vor allen Kutſchen durchkommen.**

Auf den höheren Stufen hatte der mächtige Chronos dahin es entwickelt: daß alle Leute von Ton Genialität offenbaren wollten. Mithin war nicht mehr blos von Dichter*)- und

---

*) Auch das Heldengenie neigte ſich dem Untergang entgegen. Ei nun, erhob ſich ſo manches andere doch. Alles kann nicht in ewigem Aufflug begriffen ſeyn.

Künſtlergenie die Rede, ja dies konnte man, gegen Ehedem, ein wenig tief geſunken nennen. Die Poeten z. B. traten ſchier in eitel Reminiszenzen und Nachahmungen auf, welche obenein oft ſchlecht geriethen. Die Stanzen, in welchen man jetzt den Premierminiſter lobte, ſuchten zwar Wahlverwandſchaft mit alten frommen Liedern aufzubringen, dennoch fand ſich bei Spener, Porſt und Benjamin Schmolk immer noch kernhaftere Poeſie. Ei nun, darauf kam es auch dieſen neuen Dichtern nicht an. Aber zu machen, daß ſchlechte Verſe demungeachtet in der jenaiſchen Litteraturzeitung hohen Ruhm fanden, zu machen, daß Herr von Sternthal dem Urheber ein Jahrgeld *) auswarf, dies nannte man Genialität der Konſequenz; ein mehr geachtetes Lob, als wie es etwa Philomele in Gellerts Erzählung mit rührenden Tönen erntete. Und ſo ging es Ueberall. Wer zu einem hohen Staatsamte emporgeſtiegen, fragte im mindeſten nicht danach, daß man urtheilen möchte: tiefgründliche Kenntniſſe, erprobte Treue, lan-

---

*) Er verſtand ſich nachgrade wieder dazu. Auch blieb das — in anderen Gegenden ebenfalls übliche — Vicarius-mutus-Amt nicht unbeſetzt.

ge Dienſtzeit — ohnehin nichts mehr geltend — hätten ihn dahin gebracht. Doch ſein Genie des büreaukratiſchen Aufflugs — l'art de parvenir — wollte er anerkannt ſehn. Wer, wie Potemkin, ganze Bücher von Staatspapieren hätte laſſen binden können, würde es nur mit Unmuth gehört haben, wäre die Sage umgelaufen: durch vieljährigen Fleiß, im Schweiß ſeines Angeſichts habe er den Reichthum geſammelt. Beliebter war der Ruf: er hatte Genie, nützte die Zeitumſtände, wußte zu ſpekuliren, durch allerhand Gerüchte die Papiere fallend und ſteigend zu machen, je nachdem er kaufen oder verhandeln wollte. Auch der Name Wucherer — ſonſt geflohen — entehrte im mindeſten nicht mehr. Bedurfte Jemand in ſeiner Handthierung eine Summe, erröthete der Kapitaliſt, bei dem er ſie ſuchte, keineswegs, ihm funfzig Prozent abzufordern. Er ſagte: Adam Smiths Grundſätze gelten, nach ihnen bringt Jeder ſeine Waare ſo hoch als möglich aus, und Geld iſt die meinige. Gewinne der Anleiher Hundert damit, das geht mich wieder nichts an.

Ueberhaupt würden die Väter bei gar Vielem ein Geſicht wie Scharlach und Purnur gezeigt haben, das ihre Söhne ohne allen Farbenwechſel zugeſtanden, oder warum man ſie nicht einmal noch befragte, weil es ſich von ſelbſt verſtand. So hehlten der Poet, welcher die Regierung beſungen, der patriotiſche Hauserleuchter mit dem transparenten Gemälde, es ganz und gar nicht: ſie würden einer anderen Regierung, die etwa das Land überkäme, den nehmlichen Weihrauch zollen. Sprach man von einem Lieferanten, der im letzten Kriege mit einem franzöſiſchen Commissaire-ordonnateur halbpart gemacht, und ſo — auf Koſten des Gemeinthums — Tauſende erworben, hehlte Niemand: er würde an ſeiner Stelle daſſelbe gethan haben u. ſ. w.

Indem Alles Spekulation war, mußte auch die Religion dazu ſich hergeben. Es blieb Oben nicht unberührt: daß Fichte, die Gebrüder Schlegel und Konſorten, früher bereits in Deutſchland etwas daraus gemacht, das man ſonſt Mode oder Ton zu nennen pflegt. Luſtig hatte es ſchon um ſich gefaßt. Manche bauten nun weiter auf dieſem Acker, und machten ihn für ſich tragbar. Zur römiſchen Kirche überzugehn, brachte freilich im Herzogthum Weiſenland nichts ein, dagegen konnten Schriften beliebt machen, worin man bewies: das große Unheil dieſer Tage, alle über Deutſchland gekommene Noth,*) hätten ihren Urſprung allein der Irreligioſität zu danken. Die Hofatheiſten hatte die Mode verbannt, den Fürſten ſchmeichelten und gefielen Winke, wie man am kräftigſten ſich gegen Staatsumwälzungen ſchirme.

Hier trat nun auch ein moraliſcher Statiſtiker auf, der ſolchen Sätzen nicht allein das Wort redete, ſondern auch behauptete und erweiſen zu wollen ſich erdreiſtete: Die Religion habe ihren geheiligten Thron im Herzogthum Weiſenland bereits wieder mächtig erhöht, ein ächt frommer Sinn wohne im Volk. Der gute Mann ſagte nicht einmal Risum teneatis amici dabei.

Das Buch war dem Premierminiſter zugeeignet. Dieſer machte freilich auf ſeinem Zimmer die Bemerkung: Daß man fleißiger in die Kirche geht, iſt Mode, daß man weniger B—e ſieht, macht, daß ſie nicht ſo weit zu gehn brauchen; übrigens iſt beinahe kein ehrlicher Mann mehr in Weiſenland zu finden, und der Narr ſpricht von allgemeiner Frömmigkeit.

---

*) Der alte Baumann blieb noch immer hartnäckig dabei: Deutſchlands Noth habe allein ihren Grund in der falſchen Politik von 1792, und daß auch ſpäterhin kein Menenius Agrippa aufgeſtanden.

Eigentlich war er demungeachtet kein Narr geweſen. Zeither nur ein armer Kandidat der Theologie, wurde er nun jähling Superintendent. Oft erheben die Großen Jemanden öffentlich, der im Stillen ihnen ein Narr gilt. Es heißt auch da: „Wie der Pabſt oft ſelber lacht, über die Heiligen die er macht u. ſ. w.“

Der Staat ſpekulirte aber auch wieder auf die ſpekulationsluſtigen Bürger, und nach den Winken des Zeitgeiſts. Noch gab es in Weiſenland keine Ehrenzeichen; der Fürſt trug den Ritterorden eines auswärtigen Hofes — beſaß deren wohl mehrere — ſein Richelieu, an mehreren Höfen beliebt, hatte deren einige auch verehrt erhalten; ſo auch die Offiziere, welche ſich jetzt in Spanien mit den Guerillas für fremdes Intereſſe herumſchlugen, fremde.

Der gegenwärtige Zeitgeiſt konnte es freilich nicht begreifen, wie doch ein Land von ſolchem Umfang ſo lange Zeit ohne Ehrenzeichen hätte beſtehn können, da ſie in anderen doch ſo nöthig ſchienen, wie die zu athmende Luft. Allein der ehmalige Fürſt hatte ſo ſeine Eigenheiten, wozu die gehörte, daß ihm die Sache lieber war als das Zeichen. Während der jetzigen Regierung hatte man einigemal davon geredet, einen Orden zu ſtiften, hernach ſich gleichwohl an die Frage geſtoßen: wo ſich das Verdienſt finden würde, das er ſchmücken ſollte? So war es denn unterblieben, wobei nicht recht erwogen ſchien: daß man in neuen Zeiten ſtatt Orden Dekoration zu ſagen pflegt, was immer ſpaßhafter klingt, und an ein ernſtes Nehmen mit dem Verdienſt nicht ſo zu erinnern pflegt.

Doch Sternthals Hofjude — beim Major Domus wieder angenommen, nachdem er, während deſſen Abweſenheit, jenem Pontius Pilatus nützlich geweſen — hatte einen trefflichen Einfall. Man war um ein Paarmalhunderttauſend Thaler neuerdings verlegen. Ihr Excellenz, ich ſchaffe ſie, ſagte der Dreiſte. Er ſchaffte zunächſt den Plan einer patriotiſchen Staats-Ehrenzeichen-Lotterie von Zehntauſend Looſen zu Dreißig Thaler. Der höchſte Gewinn beſtand in einer Hochmeiſterdekoration, wobei im Plane ſtand: werth geachtet Dreißigtauſend Thaler. Nun folgten ſechs Ober-Komthur-Kreuze, wie jene an einem fleiſchfarbnen Band über die Schulter getragen, und ein Stern dazu auf der Bruſt; der beim Hochmeiſter jedoch größer war, und auch von Diamanten ſeyn konnte. Nächſtdem zwölf Unter-Komthur-Kreuze, ein wenig kleiner; jene Zehn-, dieſe Sechstauſend werth geachtet. Dann funfzig Komthur-Expektanten-Kreuze am Hals getragen, und werth geachtet Tauſend Thaler. Endlich, zu einer Werthſchätzung von Zweihundertundfunfzig Thalern, Zweihundert Ritter-Kreuze, am fleiſch- oder pfirſichblütenfarbnen Band im Knopfloch hängend. Doch ein Band ohne Kreuz gewannen alle Spieler. Wer mithin auch eine Niete empfing, hatte die Freude noch übrig, lebelang ſich mit einem Ehrenzeichen geſchmückt zu ſehn.

Die Bilanz rechnete 262,000 Thaler Gewinne auf, das Uebrige ward zu Koſten und Abzügen für den Staat angeſchlagen. Auch hatte dieſer Lotto-Orden noch das Eigne und Anziehende: daß nach Abgang eines Vordermanns die Hinterleute nachrückten, ſo lange noch Jemand der Spielenden am Leben ſey.

Wer alſo nur nicht ſtarb, hatte immer die Ausſicht auf ein Zeichen erſten Ranges, ja auf die Hochmeiſterwürde vor ſich. Auch konnten Frauenzimmer gleich Männern ſetzen, und mit dem Gewinn den Buſen zieren.

Eine pomphafte Einladung ging dem Plane voran, doch hatte ſie nicht der Hofjude, ſondern ein anderer Hofmann geſchrieben, der in patriotiſchen Materien einen äuſerſt pikanten Styl ſich zu eigen gemacht. Es hieß darin: der Staat wolle gern das vaterländiſche Verdienſt lohnen und mit ſtrahlendem Ehrenglanz es vor aller Augen herrlich umfangen; da nun aber, wie bekannt, eine bis zu Freudenthränen rührend hohe Zahl ächter, von dem beßten gemüthlichſten Geiſt beſeelter, Patrioten im Vaterlande hauſe, müſſe der Staat auch, wie klar, in wankender und ſchwankender Verlegenheit ſeyn, welch Verdienſt er zuerſt, welches zuletzt krönen ſolle, und wie. Darum möge der Glücksgöttin, oder unheidenthümlicher geſagt, den lieben Engelein, welche das ſogenannte Glück regierten, anheim ſtehn, auf welches Haupt die leuchtendſte Bürgerkrone niederſchweben ſolle. Die Unſchuld — der Waiſenknabe —

werde ziehn die Ehrenlooſe, und dem Gott der Liebe im Alterthum — augenverbunden — ähnlich, werde auch mit Liebe in die Schickſalsurne, Lotterierad genannt, und mit ächt kindlicher Hand greifen. U. ſ. w.

Beinahe ſchien es: nie ſey ein glücklicher berechneter Entwurf ähnlicher Gattung ausgeheckt worden. Nicht drei Wochen, und man hatte im Herzogthum und an den nachbarlichen Gränzen alle Looſe abgeſetzt. Der Hofiſraelit war Generalkollekteur, und gab ſeinen Untereinnehmern auf, männiglich zu ſagen: wer nicht in dieſe Lotterie ſetze, ſchließe offenbar ſich von der Zahl guter Patrioten aus. Das wirkte, neben dem mächtigen Reitz einer ſo ſchönen Dekoration. Eitle Herren und Damen mußten ein Loos an ſich bringen, und hätte darüber einige Zeit das Bette vom Stroh aufs Verſetzamt wandeln ſollen. Auch Geitzhälſe, die nicht idealiſch ſondern rein materiel dachten, nahmen Theil, vorhabend: nicht das Ehrenzeichen, ſondern den Geldwerth dafür zu nehmen. Weil man auch — ob es ſchon nicht im Plane ſtand — ausgeſprengt hatte: Hochmeiſter, Großkreutze und Ritter würden vom Staat noch eine jährliche Dotation empfangen, mehrte es noch den Andrang. Einige wollten ihr Heil mit zwanzig Looſen erſtürmen.

Endlich zog man. Das Hochmeiſterthum fiel einer dicken Schlächterwittwe zu, bei den Großkreuzlooſen begünſtigte das Glück meiſtens Ebräer und Ebräerinnen, unter den Expektanten und Rittern zählte man viele Gerber, Mehlhändler, Bäckermeiſter, Lichtzieher, Brauer, Hebammen, auch einige Freudentöchter erſten Rangs, und allerhand weitere bunte Reihe.

Die Stadt wimmelte nun von Kreutzen und pfirſichblüthnen Bändern. Manche, die ein halbes Dutzend Nieten überkommen, hefteten eben ſo viele Bändchen an die Bruſt; bei Etlichen enthielt der Rock nicht Platz genug dazu.

Ueberfüllter Markt giebt ſchlechten Waarenpreis, das iſt bekannt. Nachdem vielen Dekorirten ihr Schmuck einige Tage Spaß gemacht hatte, machte er ihnen keinen mehr; denn nicht nur trugen ihrer eine ſolche Menge ihn auch, ſondern vornehme Leute in der Stadt — die klüglich nicht geſpielt — ſahen wohl lachend auf die Ritter der Fortuna hinab. Einige kehrten ſich nicht daran, trugen ihr Verdienſtzeichen friſchweg. Andere, namentlich in den höheren Graden, erſchienen beim Generalkollekteur und verlangten das Geld, wobei ſie aber noch um die Ausſtattung fragten. Von der wußte man hier nichts, und äußerte auch Befremden, daß Geld verlangt würde. Der Staat ſehe die Einlagen als patriotiſche Gaben, am Altar des Vaterlandes dargebracht, an, habe ſie mit Dank empfangen, und den guten Bürgern, welche ſie geſpendet, ein ehrenvolles Vergnügen bereitet. Daß man zu den Gewinnen ein Geldwerth geſtellt, ſey geſchehn, um Taxen und Streit zu hindern, wenn Jemand ſeinen Orden verkaufen wolle. Denn allerdings wäre das erlaubt, im Lande und drüben.

Nun wurde freilich auch damit ſpekulirt, ob aber mit gutem Erfolg, iſt dunkel geblieben.

Recht willkommen gingen übrigens die drei Tonnengoldes ein; man lebte eben zu Anfang des verhängnißvollen Jahres 1812. Die tapfern Weiſenländer hatten meiſtens ins ſpaniſche Gras gebiſſen; nun verlangte der erhabne Alliirte wieder Sechstauſend Mann, ſie auf den ruſſiſchen Schneegefilden Lorbeern pflücken zu laſſen. Das koſtete abermal Summen, und die erneuten Durchzüge den Einwohnern Bewirthung. Die Papiere ſtiegen ihre Leiter wieder hinab.

Sternthal hehlte dem nun erſchienenen Negociateur keineswegs: daß man in Weiſenland nicht eben allzu zufrieden ſey. Die verhießnen neuen Provinzen, und das Uebrige — nichts ſey in Erfüllung gegangen.

Der Negociateur entgegnete: Man habe in Paris viel über dieſen Gegenſtand konferirt. Politiſche Urſachen hätten nicht erlaubt, dem Herzogthum abermalige Landvergrößerung zuzutheilen. Und mit dem verſprochenen höheren Titel ſey man auf dem beßten Wege. Zum Großherzog habe der Kaiſer den Herzog nicht machen wollen, weil ſein Land zu groß dazu ſey. Er würde jedoch bald ſich zum König ernannt ſehn, und zwar von einem alten, ins Gehör fallenden, Königreich. So bald man demnach Aſtrachan und Kaſan erobert haben würde, ſolle dem Herzog die Wahl freiſtehn, und er Weiſenland an einen franzöſiſchen Marſchall abtreten. Und was Sie betrifft, Herr Miniſter, fuhr er fort, laſſen Sie ſich doch von Ihrem Fürſten zum Grafen erheben. Er kann es ja, Souverän, und nicht mehr zum deutſchen Reichskörper gehörend. Machen Sie mehr Grafen, Barone, Ritter hier zu Lande, und laſſen Sie die Herren tüchtig bezahlen. Man wird die Erhebungen in Frankreich anerkennen.

Das wurde beliebt, Sternthal Graf und umſonſt. Ein Paar Dutzend außerdem um eine Adelsſtufe höher Erhobne, oder aus dem Lieferanten-Wechsler-Schmugglerſtamm, auch aus den zwölf bibliſchen Stämmen, mit einem Stammbaum Beliehene, mußten bezahlen fürs Vaterland; das Vaterland brauchte Geld, immer, immer.

Doch Fürſt Innozenz hörte mit Schrecken und Betrübniß von dem, was jener Charge d'affaires geſagt hatte. Er ſchickte ihm einen Courier nach, mit einem Schreiben, das ihn bat, die Erhebung abzuwenden. Und als ſpäterhin Moskau eingenommen war, weshalb ganz Weiſenland die Fenſter erleuchten mußte, ſandte er ihm gar eine Doſe mit Brillanten nach, weil er nun das Königreich ſo nahe fürchtete; er wurde nun auch ſchon ein bejahrter Herr, liebte ſeine Unterthanen, wollte nicht mehr nach Aſtrachan oder Kaſan.

Indeſſen ging der Kelch noch an ihm vorüber, wie die ſchöne Doſe an dem Negociateur. Wie man ſagte, hat ſie ein ehrlicher Koſak in Empfang genommen.

Doch als nun die Alliirten mit erfrornen Naſen aus Rußland zurückkamen, da galt es eine feine Naſe, was nun zu thun ſey. Das weiſenländiſche Kontingent, meiſtens im Schnee untergegangen, wurde ergänzt, und der es befehligende General empfing eine verſiegelte und chiffrirte Order, mit Weiſung, nach einer Hauptſchlacht erſt ſie zu öffnen. Und zwar wenn Bonaparte ſie verlöre. Gewänne er ſie, ſollte der General den Befehl ungeleſen verbrennen, und ſchnell einen Eilboten nach Weiſenland abfertigen, damit man ſchnell dem Kaiſer Glück wünſchen könne.

Es ſollte durch eine feierliche Deputation geſchehn, welche um die Zeit der Schlacht von Leipzig Tag und Nacht ſich fertig halten mußte. Doch als ſie für den Korſikaner verloren war, blieb die Deputation, und der General las. Sein Befehl hieß: die alten Alliirten zu verlaſſen und zu ihren Feinden überzugehn. Bei dem Allen verlor Sternthal den Angſtſchweis nicht vom Geſicht, bis er hörte:

die

die neuen Alliirten wären in Paris eingezogen.

Der ruhmbedeckteſte aller Kriege, wovon wir Menſchen in unſerer Geſchichte nur das eine Beiſpiel vorzeigen, wurde nun fortgeſetzt. Indeſſen hatte auch der Zeitgeiſt durchaus neue Arten von Ruhm entwickelt. Die vier größten europäiſchen Staaten, etwa ein halb Dutzend mittlere, und ein Paar Dutzend kleine, ein gutes Theil aſiatiſche phyſiſche, und oſt- und weſtindiſche Geldkraft noch dazu entboten, ſchlugen auf das eine Frankreich drein, das kaum noch ein halbes Frankreich gelten konnte; und jene Alle vermochten ſich demungeachtet noch mit Ruhm zu bedecken. Größere Tapferkeit, Geſchicklichkeit, und was ſonſt dazu gehört, kann auch rein unmöglich in irgend einem anderen Kriege, ſeit Chimära und Bellerophon, verkündet und offenbart worden ſeyn; denn ſeit man einen Kiel ins Dintefaß getaucht hat Geſchichte zu ſchreiben, iſt noch nicht von ſo vielen Erhebungen, Ordensverzierungen, Belobungen in Vers und Proſa, und anderm Lohn die Rede geweſen. Man ſah Oberhelden wiederkehren, die den Tafeln zur Kenntniß des geſtirnten Himmels glichen, und Unterhelden den Muſterkarten eines Baſeler Bandfabrikanten ähnlich. Das hieß einmal Ruhm ſpeiſen.

Glaube Niemand, Sternthal habe bei der großen heiligen Sache ſtill geſeſſen. Er proklamirte und inzitirte das Herzogthum außerordentlich, denn trotz der Vielen über Einen, dachte er mit hoher Weisheit: Das Ding könnte doch noch ſchief gehn. Er bewies abermal, daß er noch im jugendlichſten Trab mit dem Zeitgott fortgegangen ſey, kannte deſſen neueſte Entwicklungen in Bellonens Tempel. Jene erleſene Heere, beſtimmt das Vaterland zu vertheidigen, und durch Genie und Kunſt zu erſetzen, was ihnen an Zahl abginge, waren längſt antiquirt. Die Höhe des Zeitalters verlangte: daß die Bürger ein Heer bezahlten, aber dennoch ſelbſt noch zu Felde gingen, es galt Maſſen und wieder Maſſen, Ueberlegenheit und wieder Ueberlegenheit. Daneben auch Begeiſterung und wieder Begeiſterung. O der dürftigen Mittel, welche die Alten zu dieſer Abſicht angewandt! Sternthal organiſirte ſogleich ein poetiſches Feldbüreau von zwölf Dichtern, ſechs Dichterinnen und einer großen Druckerei, um die weiſenländiſchen Krieger Tag für Tag mit inſpirirenden Verſen zu verſorgen. Daß es an Feldpredigern, Feldbülletinſchreibern u. ſ. w. nicht mangelte, läßt ſich denken; o Sternthal errichtete noch in aller Eil den Orden des Regenbogens, den man an einem Bande von allen Farben trug; ſo ſchien es beinah, ein Ritter deſſelben habe alle europäiſche Ehrenzeichen an ſich, was doch ſpornen mußte. Die Ordensfabrik wurde, einer Feldſuhrküche ähnlich, dem Heere nachgeführt und arbeitete Tag und Nacht. Auch ein Feldmedailleur gehörte zum Train, der auf Jeden noch gleich eine Denkmünze ſchlug, von dem bei der Parole befohlen war: er ſey unſterblich.

Doch während der vorbereitenden Anordnung ſchon, wo man nehmlich die Kleidermacher, Schuſter, Weber, vor Allem abe. die liebe Jugend ſo — cajolirte, kam der alte Baumann unvermuthet in die Stadt, und zum Miniſter. Er zählte nun beinahe achtzig Jahr, die weiſſen Locken ſpielten ins Grünliche, demungeachtet hatten ihm Mäßigkeit und Landluft einen auf eine ſeltne Weiſe noch muntern und beſonnenen Geiſteszuſtand erhalten. Wie bei Shakeſpears Adam glich ſein Greiſenthum einem heitern Wintertag, der kühl aber erquickend umweht. Ihr Excellenz fing er an, ich habe zeither nicht mehr mit irgend einem Rath mich aufdringen wollen, da man einen gutgemeinten einſt empfindlich abwies. Auch dachte ich ſpäterhin: Sey nur der Schaden erſt recht groß, wird Deutſchland ſchon klug werden. Eigentlich iſt es zwar durch fremden es erſt geworden, doch, hilf Himmel, ſey es auch ja wahrhaft klug! Was ſollen dieſe republikaniſchen Formeln in ſouveränen Staaten? Vergaß man die Geſchichte? Wie Cäſar ſeine Truppen Quirites angeredet hatte, ſie aber Milites heiſſen wollten, konnte er über den Rubikon gehn; hätten es die folgenden Imperatoren dahin kommen laſſen, daß ihre Prätorianer den Namen Quirites wieder verlangt, würde ihr Thron bald gefallen ſeyn. Warum hebt man nicht wehrhafte Männer aus und macht ſie zu Soldaten, nach in ſouveränen Verfaſſungen üblicher Art? Wozu dieſe ſchmeichelnden Bitten an die Unterthanen um Gaben? Der Staat iſt in Noth, fordre er. In Frankreich, in den Anfang ſeiner Revolution, paßte was man hier jetzt thut; will man ſich künftig denn noch Schlimmeres aufladen als zeither? Mein Sohn hat Weib und Kind, doch ſtehn ſeine Arme zu Dienſt. Ich ſagte ihm aber: er ſollte nicht freiwillig gehn, warten bis ihn der Staat rufe.

Verdrießlich entgegnete Sternthal: Ich folge dem Zeitgeiſt.

Ei, von dem ließ ich einſt ein Gemälde darſtellen, ſagte Baumann wieder, es lag eine Art Weiſſagung darin.

Der Andere nahm das Wort: Hat nicht auch Oeſterreich freiwillige Opfer begehrt?

Der ehmalige Kabinetsrath erwiederte ihm: Duo si faciunt idem, non est idem. O bei gar Manchem auch, was die Deutſchen von Frankreich und England nachahmen, könnte das gelten; Oeſterreichs Kultur im Volke und die unſrige —

Sternthal fiel ihm ins Wort: Bleiben Sie bei Ihrem Kohl, Alter!

Und Baumann ging, ſtarb auch bald darauf. Friede mit ſeiner Aſche!

Doch als nun die weiſenländiſchen Krieger heimkehrten, waren ſie anders geworden denn zuvor. Man baute ihnen Ehrenpforten und Triumphbögen, ueberall mußten die weißgekleideten Mägdlein mit Verslein und Blümlein ihnen entgegen, es gab Feſt auf Feſt, der Staat leerte die letzten Geldſäcke noch, ihre Anſprüche zu befriedigen, allein ſie waren und blieben anders.

Die Schuhmacher, Weber u. ſ. w. die gekämpft, ſprachen nun: Wenn wir denn doch die Haut zu Markt tragen müſſen, was brauchen wir noch Gaben zu erlegen, Soldaten zu halten? Und die Kaufleute oder Advokaten, die ſie angeführt, ſprachen lauter noch: Weg mit dem Heer! Wir können das auch, habens gezeigt. Am lauteſten wurden jedoch ein Magiſter und ein Baccalaureus, die als Feldpoeten und Bülletinſchreiber mit geweſen, ſie wurden — nach einem Volksausdruck, der vielleicht im Adelung nicht ſtehen mag — aufſtutzig, und machten, daß es die liebe Jugend auch wurde.

Ich hab es gethan, rief der Magiſter, durch meine begeiſternden Liedlein; ich, rief der Baccalaureus, durch meine kern- und markhafte Anreden; wir, rief die liebe Jugend, mit unſern Armen!

Und darum, meinten Alle, könnten ſie nun auch verlangen, wollen, ordnen. Was, darüber waren ſie noch nicht einig. Etliche forderten ein repräſentatives Syſtem, das fein dem Herzog die Hände bände, Andere wollten keinem einzelnen Zwingherrn mehr gehorchen, aus dem vereinten Deutſchland eine Republik gemacht ſehn.

Zwar blieben die Forderungen noch in Druckſchriften und Tiſchreden eingeengt, demungeachtet ward es immer kühner und bedenklicher damit, und dem jetzt ſechzigjährigen Grafen Sternthal dabei nicht allzuwohl zu Muthe, indem er zugleich oft wie Kröſus: O Solon, Solon! rief. Er meinte unterm Solen Baumann.

Gleichwohl trieb man es noch Jahre ſo hin, ergötzte durch Volksfeſte, verſprach eine Konſtitution, und ſann, was weiter zu thun ſey. O die noch weit höher geſtiegnen Geldverlegenheiten klemmten ſchon genug, und nun die Magiſter, Baccalaureen, die liebe Jugend noch. Sehr unangenehm. Einige meinten: Man greife zu, da es noch Zeit iſt; jetzt hat man vielleicht nur eine winzige Fehde mit einigen Schulmonarchen zu beſtehn; in etlichen Jahren dürfte das übler ſeyn.

Allein Sternthal wollte auch ſeine alte Liberalität nicht verläugnen. Was iſt zu thun, ſagte er zu ſeinen Intimen, man muß aufmerken, was der Zeitgeiſt ſagt.

Da trat, im Spätjahre 1817 einſt ein holder Jüngling, der nur etwas barſch ausſah, auf ſein Zimmer. Er nahm das altdeutſche Barrett nicht vom Kopf. Ein Stutzbärtchen kleidete ihn nicht übel. Offen ſtanden Hals und Bruſt, ein breiter geſteppter Kragen legte ſich über das ſchwarze Oberkleid, ungefähr nach dem Schnitt wie es Albert Dürer getragen haben mag. Ein ſilbern Kettlein hing ihm bis zum Gürtel nieder.

Die erſten Worte, die er zum Miniſter ſprach, waren jenen ähnlich, die Herrn von Kotzebue Frau von Krüdner zu hören gab. „Sie müſſen ſich bekehren,“ fing der holde Jüngling an.

Der Graf fuhr zuſammen, wußte nicht warum. Ein ganz hübſcher Junge, dachte er, aber ſo grob. Schade!

Bekehren, fuhr Jener fort, zum katholiſchen Glauben übergehn, und die edlen, ſinnigen, innigen, minnigen Formen des Mittelalters zurückrufen. Ihr Excellenz, vielmehr Ihr Trefflichkeit, ſind geſpannt zu wiſſen, was der Zeitgeiſt ſagt. Ich kann es Ihnen ſagen, komme eben von der Wartburg, dort haben wir Burſchen den neuſten Zeitgeiſt gemacht. Ich werde Sie unterrichten.

Junger Herr, ſagte Sternthal lachend, Einmal entblößt man in meinem Zimmer das Haupt —

Die alten Deutſchen behielten das Barrett auf, fiel Jener ein. Keine wälſche Zierbengelei!

Zweitens, fuhr der Miniſter fort, würde ich es ſeltſam finden, von Studenten mich belehrt zu ſehn. Keine weitere Unart, oder ich — laſſe Sie verhaften.

Ha ha ha, rief der Jüngling, es koſtet mir ein Wort, und Sie liegen gemüthlich in meinem Arm. Ehe ich Sie aber darin aufnehme, müſſen Sie ein altſittig Kleid anlegen, und das deutſche Haupt mit einem Barrett ſchmücken.

Er hatte Beides mitgebracht, eilte hinaus es zu holen. „Legen Sie an, Herr Graf!"

Sternthal dachte: Es wär doch zum Beweinen, wenn der ſchöne Jüngling toll wäre.

Kannten Sie einſt die Schauſpielerin * * *? fragte der Student wieder.

Die Antwort hieß: O ja, eine liebe Künſtlerin, wollt ich ſagen, eine große Künſtlerin.

„Leſen Sie dies Brieflein, von ihr auf dem Sterbebett geſchrieben.”

Sternthal nahm es bebend und las: Den Ueberbringer zeugte ich mit Ew. Excellenz. Im Tode iſt Wahrheit. Julie * * *”

Gott — Sie — Du biſt mir auch ähnlich! rief der Graf. Seine Ehe war kinderlos geblieben, das Neugefühl als Vater entzückte ihn. Komm, ſtammelte er weiter, komm an meine Bruſt!

Der Jüngling entgegnete: Wenn Sie zuvor anlegten. Mein deutſches Herz drücke ich an keinen albernen pariſer Rock. Sie müſſen in mir nicht den Sohn allein, auch den Zeitgeiſt ſehn.

Eh es Sternthal ſich verſah, hatte er ſich mit dem Gewand nach Albert Dürer vereint. Behend wußte der Student das zu machen.

Nun lieber Sohn, lieber Zeitgeiſt, ſo fliege in meinen Arm! Es geſchah.

Was der Graf nun weiter thun wird, ſteht zu erwarten, das Barrett hat er auf dem Kopf.

Wollt Ihr ſeine dreißigjährige Regierungsverwaltung tadeln? Nicht doch; ſeine Güte, ſein Streben den Zeitgeiſt zu hören, blieben ſich gleich.

Wahr iſt, daß wir die Reſultate nicht preiſen können. Die verwünſchte Akziſe hatte man noch immer nicht entfernt, nur in ihren Sätzen mehr als verdoppelt, und zehnmal ſo viel direkte Gaben als ſonſt hatte das Volk zu tragen. Von Adam Smiths Syſtem hatte man zeither eitel Nachtheil geſehn, das Gute ſollte erſt noch kommen. Adel und Bürger waren in der Mehrheit ruinirt, die herzoglichen Domänen verkauft, der ſonſt biedre Nationalcharakter liſtig, heuchleriſch, kriechend, und wieder hart und rauh geworden. Das Land war viel mehr ſchuldig, als ſeine geſammte liegende und fahrende Habe werth geachtet werden konnte; nicht für die Urenkel ließ ſich Befreiung von den Laſten abſehn, die man ihnen zugewälzt hatte. Das jährliche Deficit, wie der — aufgerüttelte ſeltſame Zeitgeiſt erregten Beſorgniſſe genug.

Man hatte indeſſen einſt A geſagt, und dann immer B ſagen müſſen. Baumann blieb freilich bis an ſein Ende dabei: man hätte das A nicht zu ſagen brauchen.

Nun, ziehe ein Alkohol aus dem Büchlein wer da will, es iſt zu

Ende.

Nachſchrift.

Daß ſowohl der hier gezeichnete Staatsmann, wie das Herzogthum, worin er lebte, erträumt ſind, liegt zu hell am Tage, als daß es noch einer Erinnrung bedürfte. Man hat gleichwohl dieſe nicht umgehn mögen, weil es Leſer giebt, die gern Anſpielungen, oder gar Perſönlichkeiten, da vermuthen, wo ſie auch nicht vorhanden ſind. Ausdrücklich betheuert man: daß von beiden hier auch nicht im entfernteſten Sinn die Rede iſt, noch billig ſeyn könne.

Demungeachtet hat man kein Erträumtes geben wollen, deſſen Ereignung außer dem Gebiet des Möglichen läge, ſondern Begebenheiten erzählen, die allerdings wohl ſich zutragen könnten. Daß ſo der Romanſchreiber dichte, daß er bemüht ſey, dem Fabelhaften den Schein der Wahrheit beizugeſellen, hat ihm die ächte Kritik ſtets als Pflicht zuerkannt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Vortrag

oder

ſo gelangt die Wahrheit zum Thron,

1850.

ein Roman
aus der Fürſtenwelt.

Herausgegeben
von
Julius von Voß.

EX [illegible] CURO

A. Stoinsky.

Berlin, 1819.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.

Td 172/160

Erſte Abtheilung.

Spazierritt und Wette.

Ich glaube nun doch, ſagte der Herzog, als ſie in den ſtillen Luſtwald gekommen waren, daß es im Lande erwünſcht zugeht, und die guten Früchte meiner Regierung endlich reifen. Nicht ſei damit geſagt, es wäre ſchon Alles vollkommen, nichts auf Erden iſt ja deſſen fähig; aber was man ſo billig hoffen durfte, wie Menſchen und Dinge einmal ſind, davon — mein ich — ſiehn wir doch bei uns nicht weit mehr entfernt. „Sollten denn auch alle meine Bemühungen vergeblich geblieben ſeyn? Zehnjährige Uebung im Regierungsgeſchäft muß es doch zu etwas Beſſerem entwickeln, muß richtige Erfahrungen liefern, die ich immer auf's ſorgſamſte zu nützen ſtrebe, folglich —

Er hielt ein, und warf einen halben fragenden Blick nach dem Prinzen Stephan hinüber. Lobeserhebungen wollte er nicht, Schmeicheleien vollend waren ihm verhaßt; doch hätte der Vetter hier eine Bejahung ausgeſprochen, allenfalls das Thema noch ein wenig durchgeführt, würde es Jenem doch nicht unlieb geweſen ſeyn.

Prinz Stephan ritt demungeachtet ſtill nebenhin; Gleichgültigkeit ließ ſich eben ihm nicht anſehn, vielmehr ſchien er aufmerkſam zugehört zu haben. Doch ſagte er nichts.

Nach einer Pauſe nahm der Herzog abermal das Wort. Ich weiß in der That auch nicht, was noch geſchehen könnte. Gerechtigkeit iſt mein Hauptgrundſatz. Ich fliehe allen Deſpotismus, laße die Geſetze walten. Die Fälle, wo ich ihre Strenge mildern zu dürfen glaubte, wird man ſpärlich aufzählen; geſchärft, aus Leidenſchaftlichkeit, hab ich ſie nie. Liberal bin ich gern, doch nur in ſo weit es die Umſtände zugeben, und die uns einmal nöthige, wirthliche Staatshaushaltung dabei nicht gefährdet iſt. Und ihre Rückſichten gelten wieder am wenigſten, wo es Verdienſt zu belohnen giebt, denn Reichthum an Verdienſt wäre immer der beßte Schatz, den ein Staat ſammeln könnte. Religioſität wird befördert, ohne irgendwo die Fahne der Intoleranz aufzuſtecken; ächter Aufklärung bahnt vielmehr Preßfreiheit den Weg. Nicht ohne Aufmunterung ſind Wiſſenſchaften und Künſte, dem Handel, den Gewerben iſt auch Freiheit verliehen, daß ſie um ſo mehr gedeihn mögen. Träges Fortſchreiten mit der Zeit iſt uns nicht vorzuwerfen, was gut bei andern Völkern iſt, pflanzen wir zu uns herein, ohne auf das Geſchrei verſteifter Büreaukratie zu hören; doch wieder auch nicht ohne Vorſicht, ohne Prüfung, ob auch das Fremde unſerm Zuſtand der Dinge anpaſſe, ob uns auch nicht Reiz der Neuheit beſteche, blinde Nachahmungsſucht verleite. Hm — ich wüßte doch nicht, ob man andere Regierungsmaximen aufſtellen könnte, die — die —

Der alte Begleiter fiel abermal nicht in den Gedankenſtrich. Er ſaß ruhig auf dem Pferde; mit etwas glänzenden Augen blickte er über die röthliche Naſe in den Wald hinaus. Nur das Haupt wiegte er ein wenig, und vorübergebeugt; zugleich als Zeichen der Achtung, und als Zeichen — er dächte wohl etwas, ſage es aber nicht.

Das Antlitz des regierenden Fürſten begann ſich ein wenig zu umwölken. Es ſchien, daß er ungern fortführe, namentlich, weil er auf ſich ſelbſt kam, dennoch hatte es ein Anſehn, als vermöchte ihn das Schweigen des Prinzen dazu. Und ſo fing er wieder an:

Daß Beiſpiele von Oben auf die Menge wirken, iſt zu bekannt, als daß nicht jede Erwähnung überflüßig ſeyn ſollte. Ein ausſchweifender Fürſt, ein üppiger Hof, erregen Sittenverderb in der Hauptſtadt, und von da dringt das Uebel weiter. Nun, ich halte keine Mätreſſen, lebe häuslich mit meiner Gemahlin, wir beſuchen regelmäßig den öffentlichen Gottesdienſt. Am Hofe geht es anſtändig zu, überflüßige Pracht iſt hingegen verbannt. Wenn meine Kammerherren und Damen ſich in einen unſittlichen Ruf brächten, würden ſie bald vom Hofe entfernt ſeyn, wovon ich Beiſpiele aufſtellte.

Prinz Stephan machte eine ehrerbietige Verbeugung, die zudem ernſt war.

Und zufriedner ließen Seine Durchlaucht ſich weiter vernehmen: Die Wirkungen blieben auch nicht aus. Man beträgt ſich am Hofe löblich. In einer Hauptſtadt, bei dem Zuſammenſtoß einer zahlreichen Bevölkerung, läßt ſich freilich alle Unbill nicht austilgen; große Härte würde auch nur theils Reaktionen zur Folge haben, theils Verheimlichungen, wo das vom Reitz des ſtrengen Verbots nur um ſo mehr angelockte Laſter es deſto ärger triebe; wogegen man Glauben an den Menſchen bewähren muß. Je mehr

Bildung, je mehr iſt zu hoffen, daß man die Schranken geſetzlicher Freiheit erweitern dürfe, und ſo den Menſchen bewegen werde, Selbſtachtung, Liebe zur Moralität anzunehmen, das Nothwendige, die Wohlthätigkeit geſetzlicher Ordnung einzuſehen. Nun, etliche Ausnahmen bei leichtſinniger Jugend, wenige andere noch ungerechnet, ſieht man doch in der Hauptſtadt keinen ärgerlichen Luxus, keine Verſchwendung, wodurch ſich reiche Familien zu Grunde richten, dagegen — was mir lieb iſt und auf einen nützlichen Umlauf des Geldes, auf Regſamkeit in Handel und Gewerbe deutet — ſieht man Wohlſtand. Es wird gebaut, verſchönt, die Einwohner in den höheren Ständen ergötzen ſich mit Geſchmack. Von den niedern iſt das noch nicht zu verlangen, eben ſo wenig, daß alle Geſchäfte der Kriminal-Juſtiz in Stillſtand gerathen, oder die Armenanſtalten ohne Zulauf bleiben ſollten. Verbrechen in den niedern Ständen und Armuth dort, ſind allerdings nahe verwandt; ſollt ich gleichwohl aller Nahrungsloſigkeit — auch aller übeln Erziehung — ſteuern, ſollt ich daneben noch alle uns vom Krieg geſchlagne Wunden plötzlich heilen, da müßt ich ein Wunderthäter ſeyn. Ich komme aber auf mein erſtes Wort zurück: was man billig hoffen durſte, iſt doch — ziemlich wenigſtens — erreicht.

Jetzt löſ'te ſich des Prinzen Stephan Zunge. Ich freue mich, ſagte er mit einer leichten Verbeugung, Ihr Durchlaucht ſo zufrieden mit ihren Regierungsreſultaten zu ſehn.

Nun, das hieß doch ein Wort. Der Prinz war ein Funfzigjähriger, von einer Seitenlinie des regierenden Hauſes. Er hatte eine kleine, eben nicht anſehnliche Geſtalt, unſcheinbare graue, doch lebhafte und bewegliche Augen, die Naſe verunbildeten einige Rubinen; etliche Züge am Mund würden ſchon ein Talent zu Spott und Satyre verrathen haben, wenn er auch am Hofe und in der Stadt nicht als Witzling berufen geweſen wäre. Von Zeit zu Zeit wußte man ſich ein neues Bonmot, eine kleine getriebne Neckerei von ihm zu erzählen. Weiter ſagte man im Publikum eben nichts von ihm, auch etwas Gutes nicht: ältere Staatsbeamte von Rang, und auch jüngere, die ſich mit empfohlnen Neuerungen, von denen ſie großes Heil verſprachen, gültig machen wollten, flohen den Prinzen aber, und ziſchelten ſich ins Ohr: er habe eine gar böſe Zunge.

Es iſt wahr, daß er bei großen Verheißungen, die Andere erwärmten und begeiſterten, oft nur lachte, oder mit einer ſkurriliſchen Miene Toback nahm; auf beſtreitende Abhandlungen ließ er ſich jedoch nicht ein; mit einem Witzwort, das gewöhnlich an dem hochgeehrten Gegenſtand eine lächerliche oder abſurde Blöße aufdeckte, war es genug.

Einmal hatte er des Herzogs Unmuth nicht wenig gereitzt. Man ſchlug die Aufhebung der Handwerkszünfte vor. Einige Räthe ſtellten ihr namhafte Gründe entgegen, andere ſagten: der Zeitgeiſt verlange es ſo, und dies war gleichſam eine Zauberformel geworden, womit man den Widerſtand zu beſchwören pflegte; was auch häufig gelang, indem Manche, ſelbſt bei abweichender Ueberzeugung, doch nicht gerne Finſterlinge heißen wollten. Auch dem Herzoge waren die Verlangen des Zeitgeiſtes ſo oft als billig und nützlich vorgeſtellt worden, daß er, dem Billigen und Nützlichen hold, ſich meiſtens geneigt zeigte, ihnen zu willfahren.

Prinz Stephan mochte aber zu Denen gehören, welche meinten: was für einen Ort ſich eigne, könne an einem andern wieder nicht paßen, und für den Zuſtand der Dinge im Herzogthum dürfte wohl die Fortdauer der Zünfte das Angemeßnere ſeyn. Rath zu geben war ſeine

Sache nicht; vielleicht weil er — wie man es nennt — einigemal ſich den Mund verbrannt hatte. Er befehligte indeß ein Regiment, und übte es in den Waffen, als der Herzog kommen, und es beſehen wollte. Jener hatte angeordnet, daß auf ein Zeichen der Trommel alles, Offiziere und Gemeine, auseinander laufen ſollte, Jeder nach Willkühr, wohin es ihm beliebte. Der Fürſt erſchien, das Zeichen tönte, und nun war das Feld bald mit Einzelnen bedeckt, die vorwärts und rückwärts lieſen, wie eine Heerde Schaafe, die einen Wolf ſieht.

Der Herzog ſtutzte. Aber Ihr Liebden, was iſt das?

Ihr Liebden pflegte er zu ſagen, wenn er nicht gut zu ſprechen war, ſonſt nannte er den Prinzen Vetter.

Ei nun, gab dieſer zur Antwort, ich habe da ein Manöver ausgedacht, wobei jedem Einzelnen der freieſte Gebrauch ſeiner Kräfte zugeſtanden bleibt. Reih und Glied hemmen, und vermindern ihm ſo die Kräfte. Weil man die Ordnung bei den Zünften aufhebt, müſſen, denke ich, die Beweggründe auch hier paßen.

Der Herzog rief: Das Regiment wieder zuſammen, ins Teufels Namen! Dann ritt er weg, und ſprach vier Wochen lang kein Wort mit dem Prinzen.

Dieſem bekam es auch noch auf dem Wege der Publizität übel. Ein junger Rath ließ ungenannt in einer auswärtigen Zeitſchrift eine Erzählung des Vorgangs abdrucken. Der Prinz ward darin als ein Finſterling, der mit dem Zeitgeiſt nicht aus der Stelle wollte, hart mitgenommen, auch ihm mit beredten Zeilen dargethan: wie ſehr ein Vergleich zwiſchen Handwerksgenoſſen und Soldaten hinke. Wäre bei Jenen die freimöglichſte Entwickelung eigenen Wollens und Strebens nöthig, könne es hier dagegen nicht maſchinenhaft genug zugehen. Da hatte es der Prinz.

Doch glich der Herzog ſich wieder mit ihm aus, denn lange konnte er, bei ſeiner gütigen Sinnesart, nicht grollen.

Die Leſer wiſſen jetzt ungefähr, weß Geiſtes Kind Prinz Stephan war, und nun mögen ſie dem weitern Spazierritt der beiden vornehmen Herren zu folgen belieben. Es war dem Herzoge diesmal gemüthlich, noch mehr über ſeine Regierung zu ſprechen, und auch jenes Wort des Prinzen ihm nicht unlieb geweſen. Im Anfang, hob er wieder an, begegnete mir es oft, daß ich in den Einrichtungen, welche ich traf, oder in den Menſchen, welchen ich mein Vertrauen ſchenkte, mißgriff, oder mich täuſchte. Bei den Einrichtungen will ich nicht läugnen, daß es mir ſelbſt noch widerfahren könnte. Frägt man darüber erfahrne Staatsbediente, ſind ſie nicht ſelten auf das Alte verſeſſen, wollen von ihrem Booksbeutel ſich nicht trennen. Jüngere ſind ihnen oft an Talent, an Geiſteskraft überlegen, doch eben ſo oft voll ſchwindelnden Neuerungsgeiſt. Wie man auch alle Theile hört, jede Neuerung prüft und wägt, man kann ſich doch irren, ſollte es auch erſt nach Jahren ſich ausweiſen. Bisweilen forderte ich Gutachten und Berichte von allen Seiten ein, und hatte am Ende die Für und Wider in gleicher Zahl. Die Stimme des Zeitgeiſtes, worin ſich die beſten Köpfe gebildeter Nationen begegnen, iſt dann freilich ein Pilot, dem man das Steuer zu vertrauen wohlthut; bei dem Allen will ich aber nicht in Abrede ſeyn, daß er hie und da nicht alle Klippen vermeiden dürfte. Mit den Menſchen iſt es hingegen ein Anderes, da behaupte ich mit einiger Zuverſicht, mich ſo leicht nicht mehr zu täuſchen. Es iſt mein Hauptſtreben, daß Niemand ein Amt von Belang, oder ſonſt einen namhaften Wirkungskreis erhalte, der ſich dazu nicht durch Redlichkeit und Kenntniſſe eignet, eben ſo wenig irgend eine

Belohnung, ohne erwieſen gerechte Anſprüche darauf. Nicht minder wache ich ſorgſam, daß Niemanden überhaupt Unrecht geſchehe, am wenigſten aber verdienten Leuten. Als ich die Regierung erſt angetreten hatte, mochte es leichter ſeyn, mich zu hintergehn; ich hatte noch keine Erfahrungen geſammelt. Ich ließ Jedermann wiſſen, daß ich alle Schmeichelei haſſe. Man ſchmeichelte nun freilich ſelten platt, doch wußten Einige es fein genug damit anzulegen, ſo — daß ich doch hie und da wohl in ſolchen Fällen gethan haben mag, was ſonſt nicht geſchehen ſeyn dürfte. Auch konnten Empfehlungen in jener Zeit mich leicht beſtimmen; zumal wenn ſie von Männern kamen, denen ich vertraute. Ich glaubte von den Redlichen nicht, ſie könnten auf unwahre vortheilhafte Schilderungen eingehn, und wieder von den Klugen nicht, ſie vermöchten zu irren. Eben ſo hegte ich keinen Zweifel, wenn ein ſolcher von Jemanden Nachtheiliges ſagte, meinte, er würde ſich nicht erkühnen, Privatfeindſchaft in ſein Urtheil zu mengen. Vielen Bitten konnte ich damal auch ſelten widerſtehn, handelte oft nach meinem Gefühl, in der erſten Herzensregung; wodurch manche Begünſtigungen, und mehr als Billigkeit gegen Andere und genaue Staatswirthſchaft immer zugaben, an Leute verſchwendet wurden, die ſich mehr auf die Kunſt etwas zu erlangen verſtanden, als auf die, etwas zu leiſten. Daneben hatte ich es anfangs mir zum Geſetz gemacht, alle eingelaufene Briefe ſogleich zu beantworten; ſchon um das Beiſpiel einer raſchen pünktlichen Geſchäftsordnung zu geben. Hieraus erwuchs bei dem Allen oft der Uebelſtand, daß ich ohne genaue Kenntniß des Vorwurfs entſchied, und zu leicht nur mich übereilte. Doch ſpäterhin ſuchte ich allem Mißbrauchen meines Herzens, aller Leidenſchaftlichkeit, allem Irrthum, worin ich befangen werden könnte, möglichſt zu begegnen, und ich denke, mir ſei viel damit gelungen. Die Schmeichelei nahe auf gradem oder krummen Wege, ſie verfehlt ihr Ziel. Mündliche Bitten höre ich nie an, Jeder muß ſchriftlich einkommen, daß ich beſonnen, und nach vorhergegangener Unterſuchung, zu verfügen im Stande bin. Kein Einzelner, ſogar keiner von meinen Miniſtern, darf mir irgend Jemanden empfehlen; iſt irgend ein Subjekt zu einem Amt, zu einer Erhöhung, einer Auszeichnung, einem Benefiz, was es nun ſei, in Vorſchlag, wird der Bericht des Landeskollegiums, zu deſſen Geſchäftskreis die Sache gehört, eingefordert. So können doch Nepotismus, Erſchleichung, oder gar Beſtechung ihr Spiel nicht treiben, und ſorgſam geführte Conduitenliſten beugen, namentlich bei den Beamten, noch dem Emporkommen des Scheinverdienſtes, dem Verlarven der Untüchtigkeit oder Schlechtigkeit, vor. Am Hofe darf gar nicht die Rede von Einlegungen und Vertretungen ſeyn; die Herzogin ſelbſt mußte ſchon lange mir ihre Hand darauf geben, ſich alles Protegirens enthalten zu wollen. Aus dem Kabinet wird nicht mehr ſchnell geantwortet, aber auch nicht übereilt, und ich denke in den meiſten Fällen angemeſſen. Ich wünſche mir Glück, einen Kabinetsrath gefunden zu haben, wie es der jetzige iſt. Ehe ich ihn annahm, ſchickte ich die ſorgfältigſten Erkundigungen über ſeine Gemüthsweiſe, ſeine Ehrliebe, ſeine Talente, ſeinen Fleiß, ſeine Erfahrungen voraus, und dann noch prüfte ich ſeine Redlichkeit ſcharf. Ich veranlaßte heimlich, daß ihm ein reicher Wechsler Zehntauſend Dukaten ins Haus ſenden mußte, mit der Bedingung, ihm bei mir zu einem wichtigen Monopol zu helfen. Zu meiner Genugthuung beſtand der Kabinetsrath die Probe, wies die Summe gleich ab, äußerte ſeine Meinung gegen das Monopol, als es beim Vortrage zur Sprache kam. Eigentlichen Rath hab ich ihm unterſagt, mir zu geben, ſeine

Anſicht hat er nur auf mein Erfordern darzuthun; und da muß er alle Beredtheit vermeiden, in kurzen, ſchmuckloſen, die Sache am nächſten beſtimmenden, Worten ſagen, was er davon weiß. Gewöhnlich halte ich es mit den Arbeiten im Kabinet ſo: Heute wird mir vorgetragen, was an Nachſuchungen, Vorſtellungen, Meldungen eingelaufen iſt. Ueber nichts wird gleich verfügt, Alles acht Tage in Bedenken genommen. Während dem muß der Kabinetsrath über jeden Gegenſtand bei den Landesſtühlen, oder wo es ſonſt nöthig iſt, Erkundigungen einziehn. Nach acht Tagen — in wichtigen Angelegenheiten wird die Friſt auch noch länger hinausgedehnt — kömmt dieſer Vortrag wieder zur Reihe. Der Kabinetsrath hat einen kurzen Auszug der Notizen gemacht, die Belege aber zur Hand, von denen ich einige immer wirklich durchzuſehn pflege. Nun, da kann ich doch ſo leicht nicht getäuſcht werden. Handelt es ſich um die Beſetzung eines Amtes von Belang, gnügen mir auch kollegialiſche Gutachten und Konduitenliſten nicht, der Kabinetsrath muß noch die öffentliche Stimme über den Mann erforſchen, und die lügt ſelten. Da will ich, zum Beiſpiel, einen Prinzenhofmeiſter anſtellen. An Vorſchlägen hat es nicht gefehlt, doch zaudre ich ſchon

Jahr und Tag, denn nichts Geringes bedingt das Amt. Unter vielen Kandidaten trat endlich Einer hervor, der, allem Anſehen nach, doch keine Zweifel mehr über ſeine Qualification dazu beſtehen läßt. Er iſt Schriftſteller. Ich laße ſeine Werke von Sachkundigen prüfen; aus dem was Jemand geſchrieben hat, läßt ſein Geiſt ſich doch erkennen. Selbſt alle Urtheile, die in kritiſchen Blättern über dieſe Werke gefällt worden ſind, laße ich nachſehn, und endlich von ſeinem Privatleben die unverdächtigſten Nachrichten ſchöpfen. Bei den Erhöhungen meiner Officiere gilt, in der Regel, ihre Dienſtzeit; wenn ſie von unverweislichem Muth im Kriege, und anderweitiger ehrliebenden Aufführung begleitet war. Doch hat die Regel ihre Ausnahmen. Das ausgezeichnete Verdienſt muß auch ein ausgezeichneter Lohn ehren; ohne ſolche Aufmunterung würde kein Nacheifer entſtehn, man würde es am Gewohnten bewenden laßen, in langer Friedenszeit ſich Alles verſteifen, wie man es wohl bei dieſen und jenen Heeren erlebt hat. Da ſucht jetzt ein fremder Offizier Dienſte bei mir nach. Fremde nehme ich nicht leicht an, doch in dem Fall auch gern, wenn die Eingebornen von ihnen lernen können, auch — aus ſtatiſtiſchem Beweggrund — wenn ſie reich ſind, und ihr Vermögen ins Land bringen. Doch würden auch Millionen da keinen Ausſchlag geben, wenn es ein mauvais sujet wäre. Nun, der Offizier von dem ich rede, hat ungemein viel für ſich. Eine anſehnliche, einnehmende Geſtalt iſt das wenigſte, ob man ſchon bei Kriegern darauf zu ſehen pflegt. Er hat indeß vielen Kriegen und Schlachten beigewohnt, und dem Kriegsminiſterium Ausarbeitungen übergeben, die ungemeine theoretiſche Wiſſenſchaft, und genievolle Benutzung der eingeſammelten wichtigen Erfahrungen, außer Zweifel ſtellen. Fünf Ehrenzeichen und mehrere Wunden reden von ſeiner bewieſenen Tapferkeit, über die er auch rühmliche Zeugniſſe eines namhaften auswärtigen Heerführers aufzuweiſen hat. Er iſt zudem reich. Demungeachtet laße ich noch in ſeiner Heimath über ihn forſchen, und ſo wie es hier geſchieht, wo nicht allein die Stimme der Obern, ſondern auch der Kameraden und Untergebnen beachtet wird. Nun, bei ſolchen Maasregeln kann ich denn mich ſelten hintergangen ſehn.

Der Herzog endete, die Bemerkungen des Prinzen erwartend. Da keine erfolgten, blickte er zu ihm hinüber, und des Begleiters Geſicht ſah aus wie eins, das große Mühe hat, ſich des Lachens zu enthalten. Jener verſchwieg ſeine

Be-

Befremdung hierüber nicht. Da neigte der Prinz das Haupt bis auf die Mähne des Pferdes, und ließ ſich vernehmen:

Hoch treffliche Regierungsmaximen, eine ungemein weit getriebene Vorſicht —

Es war aber zu hören, daß er ein *aber* verſchluckte. Mit einigem Unwillen ſagte nun der regierende Fürſt: Ich will kein Lob — meinen Sie aber, Vetter, daß es noch beſſer anzufangen ſei?

O nein, hieß die Antwort, o nein! Hm — fing Jener wieder an, Sie denken bei dem Allen noch etwas. Sagen Sie einmal, was! Ganz offen!

Prinz Stephan entgegnete: Wollen Ihr Durchlaucht es mir auch nicht übel nehmen?

Nein, nur heraus damit!

Jetzt nahm der Andere das Wort: Dieſe Grundſätze, dies Verfahren darf ich auch nicht erſt loben, ſie loben ſich ſelbſt. Gerechtigkeit legen Ihr Durchlaucht ſich ſelbſt auf, und von Anderen fordern Sie vor Allem — ſelbſt noch über alles Talent hinaus — Moralität. Die Nachforſchungen ſind allenthalben aufs Beſte eingeleitet. Was gleichwohl den Umſtand betrifft: daß ein ſo das Rechte wollender, und ſo zum Wahren ſtrebender Fürſt kaum noch hintergangen werden könnte, ſo muß ich, mit der mir anbefohlnen Offenheit, geſtehn: daß ich hier nicht eben gläubig bin. Ja, ich wollte mich anheiſchig machen, einen Monat lang die Regierungsgeſchäfte genau zu beobachten, und am Ende dieſer Friſt nachzuweiſen: daß wenigſtens ſechs Erzſchurken hier währenddem ihr Glück gemacht haben, und wenigſtens ſechs guten, braven, ehrlichen Leuten — ſo gut, brav und ehrlich man ſie im Lande findet — harte Ungerechtigkeit widerfahren iſt. — Sie haben mir Offenheit geboten.

Der Herzog riß den Nationalengländer mit ſo heftigem Unmuth in den Zügel, daß er zu courbettiren anhob, und es einige Zeit währte, bis er wieder in ſeinen ruhigen Gang fiel. Und wohl eine Viertelſtunde lang blieb der vornehme Reuter verſtummt. Dann hingegen brach er aus: Nein zu arg, beim Himmel, zu arg! Erzſchurken würde man doch aus ihrem Ruf beurtheilen, ſelbſt aus ihren Phiſiognomien. Sechsmal in einem Monate ſollte ich ſogar betrogen werden: da müßten es doch meine Miniſter und übrigen Räthe auch ſeyn; und meines Wiſſens iſt ſo wenig ein Lügner als ein Gimpel darunter. Vollend noch ſechs Ungerechtigkeiten in einem Monat. So lange ich regiere, habe ich noch nicht eine vollzogen, ob ich ſchon nicht alle Bitten gewähren kann.

Es verſteht ſich von ſelbſt, rief der Prinz, daß Ihr Durchlaucht Niemandem aus Abſicht unrecht thun werden, allein — es kann ohne Abſicht geſchehn, und dem, der es leidet, dann gleich viel. Uebrigens denken Sie von allen Menſchen gern gut, glauben ungern Schlimmes; das iſt zum Theil auf Ihre Räthe übergegangen, weil des Regenten Beiſpiel dort ſo gewichtigen Einfluß übt, zum Theil ſitzen dieſe Räthe zu tief in Papieren vergraben, um auf recht genaue Nachforſchungen eingehn zu können; endlich — haben ſie von ihrem gütigen Fürſten wenig zu fürchten, wenn ſie aus Nachläßigkeit oberflächlich zu Werke gehn, oder ſich täuſchen laßen, oder — auch wohl ſelbſt täuſchen. Trotz aller Vorſicht, die Ihr Durchlaucht üben, werden die meiſten Begünſtigungen doch nicht auf gradem Wege erlangt, ſondern erheuchelt, erſchmeichelt, erkrochen, erweint, erprahlt, ſelbſt wohl erſtürmt, ertrotzt, und die meiſten gerechten Anſprüche bleiben unbefriedigt. Es käme ja auf einen Verſuch an, ob ich unrecht habe.

Ich wette, rief der Herzog, daß Sie unrecht haben.

Nun, fragte Prinz Stephan, was gilts? Verliere ich, will ich Tauſend Dukaten zur Invalidenkaſſe bezahlen, gewinne ich, ſo verſprechen mir Ihr Durchlaucht die ſechs präſentirten Schurken über die Gränze jagen zu laßen, und das verfügte Unrecht gut zu machen.

Der Herzog rief: O das würde ohnehin geſchehn! Wie hoffen Ihr Liebden aber auszumitteln, was — Sie freilich nicht ausmitteln werden?

Er empfing die Antwort: Einmal denke ich nicht ſo über den Menſchen wie Ihr Durchlaucht, übertreibe vielleicht Mißtrauen und Argwohn; doch iſt das bei dem Geſchäft, dem ich obliegen will, ein paſſender Charakterzug. Zweitens habe ich viel müßige Zeit, und kann da mehr thun, wie ein ganzes Landeskollegium. Endlich ſollen mir auch Werkzeuge dienen, und — ehrliche Leute werde ich grade nicht dazu erkieſen; die taugen für ſolchen Zweck nicht.

Nun topp, ſagte der regierende Fürſt, die Wette gilt. Adieu, Ihr Liebden!

Er ritt etwas verdrießlich nach dem Pallaſt, und Prinz Stephan überlegte, wie er das gegebne Wort löſen könne.

Ehe man erzählt, welche Mittel er zu dieſer Abſicht aufſuchte, wird es dienlich ſeyn, über den Gang der Dinge am Hofe und die Landesverwaltung Einiges zu ſagen.

Im herzoglichen Pallaſt ging es, ausgenommen, wenn vornehme Fremde ſich in der Hauptſtadt befanden, oder in der nicht langen Winterkarnevalszeit, ſtill, einfach und häuslich zu; es mag in Wien und Berlin reiche Wechsler geben, deren Tafel üppiger beſetzt iſt. Pracht blendete im Hausrath eben nicht, doch zeigten ſich allenthalben feine Auswahl, edler Geſchmack, und man wandte inländiſchen Künſtlern und Handwerkern lieber Beſchäftigung zu, als daß man Spiegel aus Venedig, Gobelins aus Paris, und Silbergeräth aus London verſchrieben hätte.

Den Charakter und Sinn des Herzogs erriethen die Leſer wohl ziemlich ſchon aus ſeiner Unterredung mit dem Prinzen, und ſo bleibt wenig mehr davon zu melden übrig. Er zählte einige dreißig Jahre, war hellen Kopfs, durchaus redlichen, gutmeinenden Herzens. Und was noch mehr iſt, ſo hatte er den beſten Willen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, weil er klüglich glaubte, daß man, dies vermögend, um ſo geeigneter ſei, Andern zu gebieten. Ohne Zweifel bildet dieſer Grundſatz — wenn er kein leeres Wort iſt, ſondern ihm nachgelebt wird — eine der höchſten Fürſtentugenden aus; bei dem Allen kann er dennoch zu Mißgriffen leiten, Fehlern ihr Daſeyn geben, und Leſſing erinnert im Nathan mit hohem Recht: daß manche Fehler aus Tugenden entſtehn. Auf einer Seite wurde dem Herzog der Kampf mit ſich eben nicht ſchwer, denn er hatte weder ein choleriſches Temperament, das ihn zu heftigem Zorn, Uebereilung, Rachſucht aufgelegt machte, noch ein ſanguiniſches, dem Leichtſinn und heiße Neigung zu manchen Lüſten ihren Urſprung danken. Eigentlich hatte er nur vieles Gute an ſich zu bekämpfen, nehmlich, daß er nicht des Guten zu viel thäte, und da — wie es denn ſo unendlich ſchwer iſt, immer den richtigen Takt zu treffen — konnte es wohl ſeyn, daß auf der anderen Seite des Guten bisweilen zu wenig geſchah. Sein Herz würde ihn vermocht haben, jeder Bitte zu willfahren, allen Nothleidenden aufs freigebigſte auszuſpenden; in ſofern ihm jedoch ſein Verſtand bewies, das ſei unthunlich, ſtritt er auch gegen die innere Regung hie und da auf eine ſolche Weiſe, daß in einzelnen Fällen wohl ſich von Härte reden ließ. Gute Staatshaushaltung dünkte ihm mit vollem Rechte nothwendig, um ſo mehr als man noch aus den Kriegeszeiten namhafte Landesſchulden zu tilgen hatte, er gab ein Beiſpiel der Wirthlichkeit; zuweilen dürfte es gleichwohl am nicht paſſenden Ort geſchehen ſeyn, und man verſchrie ihn oft als geizig. Wuchſen nichtsdeſtoweniger die Landesſchulden, ſtatt ſich zu vermindern, nur mehr noch an, hatte dies Urſachen, die man weiterhin zu erörtern denkt. Und durchaus gelang ihm ſein Kampf — freilich der ſchwerſte von allen — wieder nicht. Denn ſprach er ſchon viel über geſammelte Erfahrungen und abgezogne Begriffe, hinſichtlich der Menſchenkunde, legte er in der ſo weit getriebnen Sorgſamkeit bei den Nachforſchungen gleich Mißtrauen an den Tag, ſo urtheilte am Ende ſein Herz doch mehr als er es ſelbſt ahnte. Es wurde ihm ſchwer, von irgend Jemanden Böſes zu glauben; er floh ſelbſt nicht ſelten die Ueberzeugung, weil ſie ihm peinlich war, und ſo lange ſie ihm ferne blieb, that es ihm wohl, das Beßte an Jedem vorauszuſetzen; namentlich wo er bereits eine ausgezeichnet gute Meinung geſchöpft hatte. Einen Günſtling beſaß er nicht, unterſagte es ſich aus Grundſatz einen zu wählen; ſein Vertrauen ſchenkte er dagegen Manchen, und wer es einmal gewonnen hatte, büßte auch ſo leicht es nicht wieder ein. Eben darum trete gleichwohl dieſer edelſinnige Fürſt, wenn er meinte, nicht leicht mehr hintergangen zu werden. Wir berührten ſeinen hellen Geiſt. Er offenbarte ſich in manchen richtigen, oft ſelbſt tiefblickenden Urtheilen, auch in einem hohen Grade in dem, was man Bonſens nennt. Auch las der Herzog viel, und nicht ohne Nutzen für ſeinen Geiſt. Das iſt immer ein Wichtiges an Fürſten; Guſtav III. von Schweden ſagte in einer Rede, welche er im Jahre 1774 zum Vortheil der Preßfreiheit hielt: Auf dieſem Wege erfahren Könige Wahrheit, die man ihnen ſo gern und oft mit großem Erfolge verbirgt. Doch wie eine gewiſſe Beſcheidenheit — eine in manchen Fällen übertriebene Tugend — ihn oft vermochte, lieber fremdes Urtheil zu hören als dem eignen unbedingt zu traun, und er überhaupt gern viel fragte, ſo geſchah das auch bei den Büchern. Selten las er eins eher, als er es hatte loben hören, und geſchah auch einmal zufällig das Gegentheil, erkundigte er ſich doch bei Andern um ihre Meinung darüber; und es koſtete dann nur einige einleuchtende Beredheit, und ſeine eigne wich der fremden. Es geſchah ſelbſt darum, weil er den beßten Willen nährte, von allem Wahn und Vorurtheil ſich loszumachen, ſeine Begriffe immer mehr aufzuhellen. Nun kam es gleichwohl ſo, daß er meiſtens nur las, was Andere wünſchten, daß er leſen ſollte; bei manchen Gegenſtänden wurden ihm die Für von allen Seiten hergebracht und ſchienen ſeinem guten natürlichen Verſtande einleuchtend, die Wider blieben ihm dagegen oft unbekannt. Religion, Gerechtigkeit, wirthliche Staatshaushaltung, geſetzliche Freiheit der Unterthanen, ihre Moralität, ihr Wohlſtand, Fortgang mit der Zeit, höhere Entwicklung, dieſe Worte oder Begriffe ſagten ihm ſtets zu, erwärmten ihm das Herz; und ſo war ihm denn ein Buch, das Mittel zu ſolchen Zwecken aufzählte, immer auch lieb. Ob aber die empfohlnen Mittel auch immer die beſten waren, ob Zwecke wie die aufgeſtellten, ſich überhaupt ſo erreichen ließen, wie es Deklamationen beliebter Schriftſteller verſicherten, dies trat nun allerdings nicht klar genug hervor; wie ſchwierig iſt es auch damit? Und ſo traf es ſich oft, daß unſer Herzog, wie fern er auch gemüthliche Uebereilungen durch Selbſtbeherrſchung von ſich hielt, bei den Ideen nicht ſo verfuhr, obſchon er immer ſorgſam prüfte, und viele Gutachten einzog. So wurde manche Einrichtung getroffen, die zwar von den Stimmführern des

Zeitgeiſtes mächtig erhoben, ſpäterhin gleichwohl für die örtlichen Verhältniſſe des Herzogthums nicht geeignet anerkannt wurde; man wollte dann nicht gern auf Rückſchritte eingehn, und das Unpaſſende blieb, wucherte in nachtheiligen Folgen. Gar häufig wurden auch Verbeſſerungen in den Geſchäftsformen beliebt, welche am Lichte beſehn, nur Veränderungen waren, die füglich hätten unterbleiben können, und mindeſtens nun manche läſtige Weitläuftigkeit, manche Durchkreuzung und Verwirrung in den Staatsarbeiten herbeiriefen. Einigemal ſetzte es aber auch die Erfahrung außer allen Zweifel, daß man geſcheuteres Alte verdrängt, und Neuheit von minderem Werth an ſeinen Platz geſtellt hatte. Freilich geſchieht das auch an nur zu vielen Orten, und nicht leicht würde ſich einer auffinden, wo man es immer zu vermeiden gewußt hätte.

Im Allgemeinen war dieſer Herzog übrigens gewiß ein vortrefflicher Menſch und Fürſt, und hatte er in jener Eigenſchaft, wie Alle, Fehler, konnte man ſie edle Fehler nennen. Doch ſchlimm für das Loos der Menſchheit, daß kleine Fehler an einem Fürſten leicht große üble Wirkungen verbreiten; und wenn ſchon im Privatleben edle Fehler ſelten auch edle Folgen bringen, ſo dürfte es mit ſolchen, die von Thronen ausgehn, noch viel bedenklicher ſeyn.

Die Gemahlin des Fürſten war daheim ſtrenge zur Folgſamkeit erzogen, deshalb wurde es ihr auch leicht, nach ihrem Gemahl ſich zu bilden, und ihm binnen weniger Zeit, der ganzen Sinnesweiſe nach, auffallend ähnlich zu werden. Weil beide verlobt waren, ehe ſie einander noch ſahen, konnte Liebe dieſer Ehe nicht vorangehn, ſie entſtand aber und befeſtigte ſich, als die Gatten ſich kennen lernten. Die Herzogin war voll Würde an ihrer Außenſeite, und im Innern ohne allen Stolz. Viele weibliche Vorzüge ſchmückten ſie, auch eine Geſtalt, die erhabene edle Haltung, den phyſiognomiſchen Ausdruck zarter Gemüthlichkeit und wahrhafte Schönheit vereinte. Güte und Neigung zum Wohlthun unterdrückte ſie weniger in ſich, als der männlich feſtere Gemahl, doch hielt ſie auch behutſam den menſchlichen Trieb in angemeſſene Gränzen, damit er ſie nicht zu weit führte. Und weil ihr Gemahl ſich der Wirthlichkeit ſo ergeben zeigte, pflegte ſie auch alljährlich eine von ihrem ſogenañten Etat und Nadelgeld erſparte Summe aufzuweiſen. Nach dem Vorbild anderer Fürſtinnen ſtellte ſich die Herzogin an die Spitze mancher wohlthätigen Anſtalten, der Wittwenverſorgung, des Waiſenhauſes für Mädchen, eines während der letzten Kriegszeiten entſtandenen Vereins zur Pflege ſiecher Krieger, Unterbringung der verſtümmelten, und einiger anderen. Oft beſuchte ſie die Krankenhäuſer in der Hauptſtadt, auf Reiſen ließ ſie allenthalben ähnliche Anordnungen ſich zeigen. Indem ſie durch ihr Beiſpiel ſowohl, als unmittelbares Erinnern, die bemittelten Frauen im Lande zum Mitwirken aufmunterte, konnte ſie dann allerdings viele Wohlthaten üben, ohne daß es ihr bedeutende Ausgaben abgenöthigt hätte, den Hülfsbedürftigen kam es immer jedoch zu Gute. Ungemein ernſt hielt dieſe Fürſtin auch bei allen weiblichen Hofbedienten auf ſittſame Zucht; wo nur ein Verdacht, eine leiſe Nachrede tadelte, war Entfernung in eiliger Stille die Folge. Es mochte wohl an ihrer eigenen ſtrengen Erziehung hängen, daß ſie in ſolchen Fällen mit einiger Hitze verfuhr und keine Entſchuldigungen hörte; wogegen der Herzog genauer prüfte, und auch wohl zu größerer Nachſicht mit Schwachheiten aufgelegt war. Auch glaubte Jene leichter, wenn er hingegen eine Anſchuldigung beſtritt, bis man ihn überzeugt hatte; was freilich nicht immer ſo leicht anging. Man ſah hier ſelten ſchöne Hofdamen: es war der Fürſtin Grundſatz, nur Mittelgut aufzunehmen. Es leuchtet aus ihrem Charakter ein, warum, dennoch wurde ſie gemißdeutet, wie es die nimmer vermeiden können, welche auf einem hohen Standpunkt viel wahrgenommen und beurtheilt ſind. Einige flüſterten ſich ins Ohr: die Herzogin wolle nur zum eignen Lichte Schatten und Kontraſte ſtellen, Andere: ſie müſſe doch mehr vom Gemahl fürchten, als man wohl vermeine. Nur letzthin war, als Ausnahme von der Regel, die ungemein ſchöne Tochter eines im Felde gebliebnen Oberſten als Hofdame angeſtellt worden, von der man ſpäterhin viel zu reden haben wird.

Das Sprichwort: wie der Herr ſo der Knecht, lügt oftmal, doch an Höfen ſeltener; dem Anſchein nach richtet man dort ſich wenigſtens genau nach dem Wollen und den Winken von Oben. Und man wird auch ſchon bei ſolchem Geſind der Privatleute, das lange in dem nehmlichen Dienſt bleibt, bemerken, daß es kläglich den gemachten Forderungen nachlebte, und dadurch ſich erhielt. Verſieht man ſich auf eine Klugheit dieſer Art an Höfen am vollkommenſten, darf es wohl nicht befremden.

In der That ſah hier Alles einfach, offen, bieder, kurz treu, redlich, ohne Falſch aus. Wer eine luſtige Vorſtellung vom Hofweſen gehegt hatte, ſagte, dieſe Männer und Frauen erblickend: Hier wird das alte Vorurtheil ſiegend widerlegt. Und wer den Herzog und die Herzogin etwas näher kannte, glaubte den Höflingen ihre anſpruchloſe, redliche, ungeſuchte Darſtellung oft um ſo mehr. Was ſollte ihnen auch aller Intriguengeiſt, ſagte man oft; bei dem fürſtlichen Paar erreichten ſie doch keine Abſicht damit, würden nur ſeine Gunſt verſcherzen.

Der ſchon etwas betagte Hofmarſchall hatte das Anſehn eines Landedelmanns, ſprach wenig und meiſtens nur hingeworfen; beſonders zeichnete ihn aus, daß er nicht immer den Meinungen des Fürſten huldigend beitrat, ſondern bisweilen unbefangen und freimüthig ſeinen Zweifel dagegen vortrug. Dennoch war er auf die ſeinigen auch nicht verſeſſen, ließ ſich belehren, eines andern überzeugen. Jenem war dies ſchon recht, und er nannte ihn ſeinen ehrlichen Hofmarſchall; ein Prädikat, welches muthwillige Dichter ſelten den Hofmarſchällen in Komödien und Romanen beilegen.

Leute, die für ſcharfblickend gelten wollten, ſagten einander freilich ins Ohr: der alte Hofmarſchall wiſſe ſchon, was er thäte und ſage. Eine Manier wie die ſeinige erhielte bei dieſem Hof am ſicherſten. Er beſtritte oft, wovon er nur beabſichtige, des Herzogs vielleicht noch wankende Meinung möchte ſich um deſto feſter ſtellen. Er bringe hauptſächlich zur Sprache, was dieſer und jener Miniſter auf eine gewiſſe Weiſe, und zu einem gewiſſen Ueberzeugungsreſultat führend, abgehandelt wünſche, und hielt namentlich mit dem Freiherrn Haſſler, dem Miniſter des Innern, geheimnißvolle Zuſammenkünfte. Man zerbrach ſich auch die Köpfe über den Umſtand, daß er, obgleich arm an den Hof gekommen, nunmehr ziemlich reich ſeyn ſollte.

Zwei Kammerherren, den am Hofe gewöhnlichen Dienſt verſehend, waren auch nicht mehr jung, und laute Widerſprüche der geſchwätzigen, gezierten, luſtigen und duftigen, treu und ſcheuloſen Gemälde, die man ſonſt von Würdenträgern dieſer Art wohl fertigte. Ihre Kleidung war ſchlecht und recht, ihr Betragen männlich und natürlich. Sie beſuchten pünktlich den Gottesdienſt, laſen fleißig neue Schriften und Journale, und ſprachen ſinnig über ihren Inhalt, ſtatt ältere Kammerherren mit Anekdoten und Witzeleien ihren Verkehr trieben, und manche wohl neue Trauerſpiele dichten. Mit dem Hofmarſchall waren ſie oft uneins über Ideen, den Werth irgend einer Schrift, und derlei. Die Meinungskämpfe hatten oft Intereſſe, es leuchteten Geiſtesblitze daraus hervor. Nicht ſelten hörte ihnen der Herzog mit Vergnügen zu, gab auch wohl den Ausſchlag. Gegen alles Frauenzimmer waren dieſe Kammerherren gewandt verbindlich, doch nur in ſo weit ſich das mit deutſcher Männlichkeit einen ließ', allem Franzoſenthum ſchienen ſie ewigen Haß gelobt zu haben. Sie waren unverheirathet, doch von keinem verlautete irgend eine Liebelei. Daher pflegte auch ihr Gebieter zu ſagen: Meine ſoliden Kammerherren.

Trotz dem Allen gab es Leute, die in den litterariſchen Geſprächen Plane vermutheten, welche der Hofmarſchall lenke. Auch die behauptete Solidität ließen ſie nicht zweifelsfrei. Von dem einen Kammerherrn ſagten ſie: er habe vor einigen Jahren ein ſehr hübſches Stubenmädchen an ſeinen Bedienten verheirathet, damit — und was ſie nicht Alles ſagten; von dem Andern: er hielte einen artigen Jokei, — und was ſie nicht Alles ſagten. Doch ſagten ſie es nur unter Freunden, weithin drang es nicht, kam am wenigſten zu den Ohren des Herzogs, der auch von den ſoliden Männern nimmer Empörendes geglaubt haben dürfte.

Des Hofmarſchalls Ehehälfte verſah auch das Amt einer Oberhofmeiſterin. Nicht allein ſchien ſie einfach, ſie war es auch in der That, konnte nicht einmal das Boſtonſpiel recht begreifen, und verwarf ſich immer dabei. Auch gegen die Ceremonialgeſetze, wenn ſie an Feſt- und Sonntagen Anwendung fanden, machte ſie bisweilen einen Verſtoß, und man lachte viel, als ſie einſt, in der Zeitung leſend: in Conſtantinopel wäre eine der Sultaninnen geſtorben, fragte: Wie lange werden wir denn nun Hoftrauer haben? Ihre Juwelen liebte ſie mit einer Art zärtlichen Sorgfalt, und hatte daheim ein Bürſtchen aus feinen Haaren, womit ſie täglich die Kleinode putzte, auch ſie wohl auf eigene Hand anlegte, und damit vor den Spiegel trat. So hatte die Herzogin, bei einem unverhofften Beſuch, einmal ſie überraſcht, nehmlich im tiefſten Nachtanzug; Haare, Buſen, und Finger jedoch voll Diamanten, und die Erſcheinung hatte Jene weidlich ergötzt. Die Oberhofmeiſterin war indeß, ihres aufrichtigen Einnes halber, am Hofe wohlgelitten; man nannte ſie die Kindliche, und ſcherzte oft gutmüthig mit ihr.

Von den zwei übrigen Hofdamen gewann die ältere ihrer Herrin Zufriedenheit ungemein. Schön war ſie auch im Frühling ihres Lebens nicht geweſen, um ſo weniger, da es nun bereits mit ihrem Sommer auf die Neige ging. Aber ſie verſtand den leiſeſten Wink, und vollzog ihn pfeilſchnell. Kein Buſen am Hofe war ſo tief verhüllt als der ihrige, was freilich mehr als einen Grund zählen mochte. Zweideutigkeiten wurden hier nicht geſagt; kam aber auch nur etwas von unſchuldiger Liebe zur Sprache, erröthete dieſe Hofdame ſchon, was ſich leicht bemerkte, denn es war nicht geſtattet, Roth aufzulegen. In der Kirche zeigte ſie inbrünſtige Andacht, und enthielt des Hofpredigers Vortrag rührende Stellen, tröpfelten ihr die Zähren reichlich auf die Fraiſe nieder. Ihre Beiträge zu den Armenkaſſen waren anſehnlich, und lieſen Unterzeichnungspapiere für Hülfsvereine um, verpflichtete ſie ſich zu ſo bedeutenden Leiſtungen, daß ſie einigemal die Herzogin mahnte: des Guten nicht zu viel zu thun, und es nach ihren Vermögensumſtänden zu bemeſſen. Uebrigens begegnete ihr die Herzogin mit Auszeichnung und Werthhaltung.

Leiſe aber ſchlich die Sage: das fromme Fräulein habe viele heimliche Schulden, und Niemand ahne, wohin das viele Geld aus den frommen Händen wandre. Freilich lag auch die Vermuthung nahe: zu verſchämten Nothleidenden, Wittwen, Waiſen; doch nicht alle, welche über den Umſtand ſprachen, wollten auf dieſe Vermuthung eingehn.

Die jüngere Hofdame war — bereits iſt davon Meldung gethan — eine ausgezeichnete Schönheit. Man konnte ſchwerlich in der Hauptſtadt einen edleren, feineren Wuchs auffinden, eben ſo wenig ein Antlitz, auf dem zarte Blüthe, Einklang aller wohlgeformten Einzelheiten, Ausdruck ſanfter Güte und lebhaften Geiſtes, zugleich ſo wetteiferten. Ein gewiſſer melancholiſcher Zug um den lieblichen Purpurmund, eine gewiſſe Trübe in dem großen, ſonſt feuerſtrahlenden blauen Auge, eine leiſe Wehmuth, die ihr ſonſt himmelſvolles Lächeln gleichſam ein wenig bewölkte, machte die holde Erſcheinung nur um ſo anziehender.

Juliane von Wangenfeld hieß das liebwürdige Mädchen. Die Fürſtin hatte freie Wahl bei ihren Damen, in den letzten Kriegszeiten ihr Gemahl aber den Wunſch geäußert: ſie möchte vorzüglich Töchter ſolcher Offiziere berufen, die auf dem Bette der Ehre geſtorben wären; nehmlich wenn auch die Töchter ſich durch Erziehung und Bildung zu Hoffräulein eigneten, und einen völlig untadelhaften Ruf hätten. Der Juliane Vater war Oberſt, eine tödtliche Verwundung hatte ihn in einem Scharmützel getroffen; er wandte die letzte Kraft zu einem Briefe an den Herzog an, worin er ihm ſeine Hinterbleibenden empfahl.

Man hatte ſonſt einen ziemlich anſehnlichen Penſionsfond, ihn aber in den letzten Zeiten aus wirthlichem Staatshaushalt ſehr beſchränkt, und dafür eine allgemeine Wittwenverſorgungseinrichtung getroffen, in die jeder Civil- oder Militärbeamte entweder ſeine Gattin kaufen, oder dieſe im Unterbleibungsfall auch gehalten ſeyn ſollte, den Staat mit keinen Bitten um ein Jahrgeld anzugehn. Der Oberſt hatte jenes nicht gethan, man vermuthete, weil er ein Landgut beſaß. Der Herzog wollte aber des Sterbenden Bitte nicht unerfüllt laßen, und weil er hörte, es ſei eine Tochter von dem Oberſten da, erſuchte er ſeine Gemahlin, ihr die eben ledige Stelle einer Hofdame zuzutheilen.

Die Herzogin widerſtrebte nicht; indeß hatte Juliane ihren Beifall wenig, denn eine Aufſehn erregende Geſtalt widerſprach den Grundſätzen, wonach man ſonſt ähnliche Wahlen zu treffen pflegte. Die ſoliden Kammerherren hüteten ſich wohl, an der gewöhnlichen Tafel, oder bei den kleinen Abendzirkeln, ſich mit Julianen zu unterhalten, richteten das Wort lieber an das, keineswegs durch Schönheit blendende, Fräulein. War hingegen große Galla, Ball, wo die Geſandten, die reichere Jugend des Adels in der Hauptſtadt, die Offiziere der Beſatzung, auch vorgeſtellte Fremde erſchienen, dann trafen auch gar viele Blicke die Tochter des Oberſten; man umringte ſie, drängte ſich zu ihrem Geſpräch, ihrem Tanz; genug der Schönheit widerfuhren Auszeichnungen und Huldigungen in Menge, ja oft um ſo mehr, als ſie darob betreten wurde, und ihnen auszuweichen ſtrebte.

Die Herzogin liebte nun einmal Auftritte ſolcher Art nicht; es könnte ſogar möglich ſeyn — daß ſie beſorgt hatte, ihres Gemahls Blicke möchten auch Julianen zu viel treffen.

Eins kam zum andern. Man wollte finden: Juliane, wenn ſchon ſorgſam erzogen und gebildet, eigne ſich doch nicht recht für den Hof, und ſie hatte das ſelbſt oft geſagt, ſchien ungern ihn betreten zu haben. In den Gallaroben ſchritt ſie etwas unbeholfen einher, und an ihrer gewöhnlichen Kleidung ſchmückte und veränderte ſie ſo wenig, daß man ſelbſt an dieſem einfachen Hofe bemerkte: die Wangenfeld ginge doch zu ärmlich. Ihr Geſpräch zeugte von Herz und Verſtand, demungeachtet gab ſie Gefühl und Geiſt anders, als ſie es hier geben ſollte, vergriff es. Einfachheit, Empfindung, Biederſinn am Hofe bleiben immer noch Hofeinfachheit, Hofempfindung, Hofbiederſinn. Es kömmt da auf Manieren und Weiſen an. So vergoß die fromme Hofdame kirchliche Thränen, gelegentlich auch andere, als Trauerſpielthränen, Hülfsvereinthränen, doch mit einer gewiſſen Haltung, daß männiglich daran zu loben fand; äußerte Juliane aber Gefühl, tönte und verſah es auf eine ſolche Art ſich, daß es mindeſtens befremdete. Der ehrliche Hofmarſchall konnte ſeinem Herrn Aufrichtigkeit und Streit in einem Maaße darbringen, daß es auffiel, aber doch nimmer mißfiel, ſo limitirt und arrondirt war es, und gleichſam eine unterthänigſt zu Füßen gelegte Aufrichtigkeit; urtheilte aber Juliane einmal unbefangen, ſtutzte Alles, ſchielte ſich an, ſchüttelte leiſe den Kopf. Fänden unſre Leſer es ſeltſam, daß die Schönheit, an der ſonſt alles zu gefallen pflegt, hier — im engeren Kreiſe nehmlich — doch nicht gefiel, ſo haben ſie auch zu bedenken, daß ihr Nichtgefallen von höhern Orten her zum Ton gemacht wurde. *) Und Ton bleibt dennoch an Höfen das erſte Geſetz, auch am päbſtlichen. Regiert ein Clemens XIV, müßen alle ſeine Glieder Verwünſchungen über die Jeſuiten ausſtoßen, ſchmückt die Tiare einen Pius VII, haben ſie den wahren Hort der Kirche und Menſchheit in Loyolas Schülern zu ſehn.

Juliane lud aber auch dieſe und jene Schuld noch auf. Galt es wohlthätige Unterzeichnungen, ſchrieb ſie ein ganz wenig Bedeutendes hin,

---

*) Und nicht allein die Herzogin gab Mißfallen an der neuen Hofdame kund, auch ihr Gemahl. Er äußerte ſelbſt eines Tages — und mit ſichtbarer Unruhe — den Wunſch, ſie entfernt zu ſehn. Vielleicht aus dem nehmlichen ehrenvollen Grunde, der Friedrich Wilhelm I von Preußen einſt bewog, eine ſchöne junge Hofdame zu verbannen. Geh ſie, rief er, ich mag ſie nicht mehr ſehn, will ſie nicht mehr ſehn! — Der Herzog war indeß minder heftig.

ja, etlichemal ließ ſie die Papiere ohne alle Theilnahme vorübergehn. Der milde Eifer jenes Fräuleins ſtellte die auffallende Kargheit um ſo mehr in ein nachtheiliges Licht. Sie läßt den Putz ſich doch ungemein wenig koſten, hieß es oft, muß daher von ihrem Einkommen zu ſparen vermögen, und demungeachtet zeigt ſie Härte, wo Andere das Beiſpiel erbarmenden Mitleids geben. Wer erſt beſprochen iſt, wird auch um ſo mehr beobachtet. Man wollte ihrer gleichgültigen Haltung beim öffentlichen Gottesdienſt Kühle gegen die Religion abſehn. Es war eine verläumderiſche Bemerkung; Juliane fühlte heiße Andacht in der Kirche, doch im Gemüth; ſie auf ihrer Außenſeite abzuſpiegeln, fiel ihr nicht ein, deſtomehr ſtand ſie aber auch gegen die ältere Hofdame im Schatten. Genug, es hatte wenigſtens immer das Anſehn, als lüde ſie mancherlei Schuld auf, und die Huld der Fürſtin gewann ſie um ſo weniger, als ſie kein reges Bemühn darum zeigte.

So entfloh etwa ein halbes Jahr, und nun wollte ſelbſt verlauten: Juliane unterhalte eine Liebſchaft, wechſele Brieſchen mit einem Offizier. Das hies vollend die verwundbare Stelle der Herzogin treffen. Sie äußerte ſich zwar, es nicht zu glauben, ertheilte jedoch Winke, auf jeden Tritt und Schritt des Fräuleins zu ſpähn, und ſagte im voraus: dafern an der Sage etwas Begründetes ſei, müſſe Juliane zur Stelle den Hof meiden. Und darin war ſie von dem Gemahl unterſchieden, daß ſie nicht, wie er, ſich geneigt bewies, Entſchuldigungen zu hören, oder auf ein ſorgſames Prüfen einzugehn. Was unter ihrem unmittelbaren Gebot ſtand, mußte ihr ſogleich aus den Augen, wenn es ihr Mißfallen verwirkt hatte; und dies namentlich in Fällen, wie der eben genannte. Ihre ſtrenge Erziehung hatte ihr auch ſtrenge Grundſätze in dieſem Betracht eingeflößt, und der Herzog empfand zu zart gegen die Gemahlin, um das freie Walten in ihrem Bereich zu ſtören.

Das Regiment.

Es würde unbegreiflich geweſen ſeyn, dafern man in dieſem Herzogthum, wo das Modewörtlein ſo gut Zeitgeiſt hies als anderer Orten, nicht öfter die Staatsverwaltungsmaſchine hätte verbeſſern ſollen, wenigſtens daran abändern. Wie könnte man das Alte da ſtehn laßen, wo man ſich doch im höhern Entwickeln, im lichten

Streben nach Vollkommenheit begreiſt. O nein, auch hier waren die Blicke, wie es ziemt, auf Frankreich und England gerichtet, wurden aber auch nicht den erleuchteten Köpfen im deutſchen Vaterlande entzogen; ſogar nicht einmal denen im Herzogthum, dafern ſie nur ſich nach dem erleuchteten Ausland bildeten. Und das ſind ohne Zweifel die beſten Mittel, Verwitterungen und heimathlicher Bootsbeutelei zu entfliehn. Genug, man prüfte fremde neue Einrichtungen, las treffliche neue politiſche und ſtatiſtiſche Schriften, und rief große Talente über die Grenze herein, das Neue gediegen zu ordnen.

Seit zehn Jahren mochte erwähnte Maſchine ein halb Dutzendmal etwa verändert worden ſeyn, in den Haupt- Trieb- und Nebenrädern, ſie wurde indeß noch immer nicht hinlänglich gediegen erfunden; da ſprang, wie Minerva aus Jupiters Hirn, die neueſte der neuen Verfaſſungen aus dem Kopf des umſichtigen Kabinetsraths. Der Mann war ſo gelehrt als fleißig, ſo redlich als gutmeinend, ſo einfach als unermüdet; wir erfuhren bereits Oben, in welchem hohen Maaße er das Vertrauen des Herzogs gewonnen hatte. Seine konſtituirende Theorie fand außerdem aber noch ungemeinen Beifall, und wurde zur Ausübung gefördert, um ſtehn zu bleiben, bis man auf etwas noch Vollkommneres gerathen würde. Auch dazu öffnete ſich eine Ausſicht, indem man, nach fremdem rühmlichen Beiſpiel, eine ſtändiſche Repräſentation zu bilden vorhatte; es gleichwohl, aus dieſen und jenen Urſachen, noch aufſchob.

Bis dahin blieb nun die Verfaſſung, von der man eben redete. Uns dünkt, ſie wäre ſo übel nicht erſonnen geweſen, man habe wohl unvollkommnere geſehn. Damit unſre Leſer hierüber zu urtheilen vermögen, müſſen wir ihnen dieſe Regierungsform kürzlich beſchreiben.

Man dachte ſich den Staat wie eine Pyramide, vielmehr wie einen Unten breiten, Oben ſpitzen Thurm mit verſchiedenen Stockwerken. Im tiefſten ſtellte man ſich die arbeitenden Klaſſen wohnend vor, dann ſtieg man zum Adel, zu den Künſten und Wiſſenſchaften — im Bezug auf das Gemeinweſen gedacht — hinan. Das dritte Stockwerk enthielt die unteren Beamten des Staats, das Heer eingeſchloſſen, im vierten ließen ſich die höheren finden, die Regierer aus zweiter Hand, ganz Oben, zunächſt unter ihm die Helfer beim Regieren aus erſter Hand, der Souverän. Er machte die Zinne oder Spitze.

Die nächſten Helfer beſtanden in zwei Räthen, wovon der älteſte, Herr Brav, jedoch nur unmittelbar mit dem Fürſten zu thun hatte, dem jüngeren lag der Beiſtand in den einzelnen Ausarbeitungen nur ob.

Das Miniſterium, welches an den Herzog berichtete, wie er daran verfügte, theilte ſich in vier Hauptkammern, und es ließ ſich da einige Abweichung von andern Geſchäftsmanipulationen entdecken.

Man hatte nehmlich beſtellt, einen Miniſter des Obern, einen des Untern, einen des Aeußern, und einen des Innern.

Ein Rang beſtand hier weiter nicht, mochte auch, dem Klange nach, die Kammer des Obern als die erſte bezeichnet ſcheinen. Die Klänge paßten überhaupt nicht ſo ganz genau; dies hatte der Urheber ſelbſt eingeräumt, aber auch bemerkt: Einmal gebe es nichts rein Vollkommenes, und Zweitens paßten die Namen der Aeſte und Zweige am Verwaltungsbaum ander Orten auch nicht ſo ganz genau.

Eigentlich hätte ſich die Kammer des Innern als die wichtigſte betrachten laßen, denn ſie hatte den weiteſten Geſchäftsumkreis; alle Einnahme und Ausgabe, folglich das Geld, zu verwalten, und was iſt wichtiger? Freilich das Seelenheil, dies ſtand unter der Kammer des Obern; jene mußte aber auch das Seelenheil ſelbſt bezahlen.

Genug, die Kammer des Innern hatte viele Unterbehörden, ein Finanzkollegium, dem die Verwaltung der Herzoglichen Domänen oblag, ein Handels- ein Forſt- ein Poſtdepartement, ein anderes der direkten und indirekten Gefälle, eine Rechnungskontrolle, u. ſ. w.

Die Kammer des Aeußern umfaßte das Kriegsdepartement und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Man ſieht, der Erfinder wollte dem beliebten Innern ein Aeußeres zur Seite ſtellen, und dachte zugleich: der Krieg wirkt nach Außen; die auswärtigen Angelegenheiten ziemen aber ſchon etymologiſch hieher, zu geſchweigen, daß ſie den Krieg machen oder enden. Mochten hier alſo zwei etwas unähnliche Elemente ſich treffen, man verband ſie.

Die Kammer des Obern leitete wieder mannichfachere Geſchäfte. Der Cultus hatte ſein Conſiſtorium, der öffentliche Unterricht ein Schul- und Erziehungsdepartement; ſo benannt, weil man Geiſt und Leib hier abtheilte, die

Seelenkräfte mit Wiſſenſchaften, die Leibeskräfte ringend, ſpringend, klimmend, ſchwimmend u. ſ. w. geſtählt ſehn wollte.

Die lieben Wiſſenſchaften und Künſte hatten übrigens eine eigne Akademie, wenn ſchon nicht von großem Umfang. Cenſur und Preßfreiheit — zwei Oppoſitionen, die man nirgend völlig auszugleichen weiß — wurden hier auch gepflegt und berathen.

Selbſt das Hoftheater, als Kunſtanſtalt, wurde vom Miniſter des Obern befehligt, wenn ſchon durch einen eignen Direktor geleitet. Anderer Orten würde man Kirche und Bühne nicht wohl unter einem Chef vereinbar ſich gedacht haben, allein letztere ſollte hier zu einer moraliſchen Volksbildungsanſtalt emporgedeihen, und ſo ging das ſchon an.

Die Kammer des Untern hies vielleicht ſo, weil man eine des Obern hatte, und die Juſtiz ſollte es anfänglich ſehr übel genommen haben, ihren Platz hier zu finden. Es war gleichwohl ſo. Das Ober-Juſtizkollegium, unter dem alle gerichtliche Landesbehörden ſtanden, und ein Ober-Polizeiamt, deſſen Obhut ſich auf das ganze Herzogthum erſtreckte, hinſichtlich des bürgerlichen Sittenweſens, der öffentlichen Sicherheit, Wegebeſſerung, auch Correktionshäuſer und Armenanſtalten und dergl. m. gehorchten dem Miniſter des Unteren.

Man zählte daher vier ſolcher Hochbeamten, und es muß jedem ſchönen Gemüth anſprechen, daß bei jeder Kammer vom Souverän eine Idealität und eine Realität empfohlen war. Jene hatte das Wandelbare, den Fortgang zum Vollkommneren, im Auge, dieſe das Stätige, das zu Erhaltende.

Die vier Miniſter, welche dermalen an den vier Unterſpitzen ſtanden, waren ſo erkieſt, daß ihr Souverän eine große Freude daran hegte; ſeit dem Antritt ſeiner Regierung hatte er, in dieſem Betracht, nicht ſo viele Zufriedenheit empfunden. Er nannte ſie insgemein alle viere gute Menſchen, erkannte aber an jedem noch eine beſondere Güte heraus, die ſeinem Standpunkt einmal, und wieder in Wechſelwirkung dem Gemeinweſen trefflich fromme. Er meinte weislich: bei einer Kammer, oder dieſem und jenen ſeiner Reſſorts, ſtehe ein Vorſchwung der Idealität, auf einem anderen Punkt hingegen das ernſtere Halten auf Realität an der rechten Stelle. Und berief er die Miniſter zu einem Staatsrath, war es ihm bei gemeinſamen Verhandlungen ſchon recht, wenn A den Flug des Zeitgeiſtes etwas ſtark poetiſch zur Höhe lenkte, daß B mit einigen proſaiſchen Erfahrungsdiffikultäten dazwiſchen trat. Das gäbe wohlthätige Hemmungen, ſagte er, damit nicht ſich die Gegenſtände zu ſehr ins Wandelbare verliefen, und das Stätige auch ſein Recht behaupte. Lauter ideale Miniſter würden den Staat dem Zeitgeiſt voran bringen, ins Irrige, Gefährliche; nur reale hingegen ihn an den alten Fleck ketten, oder ihn gar dem Zeitalter auf einem Krebs nachreiten laſſen. Wie es aber jetzt ſtände, ſtänd es gut.

Man eilt nun, die vier Miniſter zu nennen, und ein flüchtig Gemälde von Jedem zu entwerfen.

Alle viere waren vom Auslande her. Es könnte Leute geben, die ſo eine Maasregel nicht weiſe fänden, aber ſie war klug. Würde Jemand ſagen: Eingeborne ſcheinen doch am beſten erkennen zu müſſen, was der Heimath tauge oder nicht, und auch das kleinſte Land hätte eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, einen örtlichen Bedarf, die Fremdlingen und Neulingen doch nicht ſo einleuchteten, wie lange beobachtender Erfahrung; oder: es ſei bei Landeskindern voraus zu ſetzen, das Herz werde ihnen auch für die Gegend ſchla-

gen,

gen, wo ſie als Knaben ſpielten, als Jünglinge lieben und haſſen lernten, ſo klänge das wohl nicht ganz falſch; bei dem Allen hat es kein Gewicht. Des Büchleins Verfaſſer hat ſelbſt einmal in einem andern Büchlein geſagt: Wenn man die Sprüche daheim gelten läßt: der Profet gilt nicht im Vaterlande, und: der Heller gilt nirgend mehr als wo er geſchlagen iſt, ſo wird man auch nur eitel Heller ſehn, weil Niemand den Muth faßen wird, zum Profeten ſich aufzuſchwingen. Allein er hat dies vor Jahren ſo vermeint, wurde ſeitdem eines Andern belehrt, und es müßte doch übel ſeyn, wenn es aus den vielen Quellen, aus welchen der Zeitgeiſt erhabne Lehren ſprudelt, nicht auch einige Tröpflein genoſſen hätte. Jetzt ſpricht er ſo: Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier, und ſo gewöhnt er ſich im Vaterlande allmählig an die Gewohnheit, und das regt nicht, entwickelt nicht. Die Ausländer bringen einen friſchen Blick, und das iſt ein unterſcheidender, darauf kömmt viel an. Denn wer könnte läugnen, daß Jemand, der eine Frau ſieben Jahre hat, am Ende nicht zu ſagen weiß, ob ſie ſchön oder häßlich ſei. Die Nachbarn oder alten Bekannten werden ſelbſt darüber eine unvollſtändige Auskunft geben. Nahe jedoch Einer, der ſie nimmer ſah, und wir haben gleich einen treffenden Ausſpruch. Ferner wird man auch im eignen Lande ſchwerlich große Talente erziehn. Wären deren ſogar vorhanden, wird es ſo viele Leute geben, welche das Gegentheil von ihnen behaupten, daß man ſicherlich irre daran wird. Mit einem Lobe hingegen, das von funfzig oder achtzig Meilen hertönt, iſt es ein Anderes, man vernimmt keinen ſolchen Widerſpruch. Auch iſt der Menſch eine Waare, die auf dem Transport gewinnt, manchen Bieren ähnlich. Ja, der ſpaniſche Jeſuit Gracian merkte ſelbſt an: eine Stecknadel, nach einem Lande über dem Meer gebracht, könne dort vielleicht mehr Werth empfangen, als ein Diamant. Endlich iſt zu betrachten, daß Eingeborne, wenn ſie zu einem hohen Amt emporſteigen, von ihrem Anhang nicht leicht ſich trennen, und der leidige Nepotismus treibt dann ſein Spiel. Fremde kennen aber Niemanden, und zögen ſie auch hie und da einen Vetter, Schwager, Univerſitätsfreund herein, thut es immer ſo viel nicht zur Sache. Dieſe Gründe laßen insgeſammt doch ſich hören.

Uebrigens konnte Niemand den Souverän hier mißbilligen. Hohe Talente wollte er an hohen Stellen ſehn, und dies war ohne Zweifel ein hoher Wille. Empfahl ihn jedoch keiner von ſeinen Räthen ein Landeskind als ein ſolches, vermochte er auch keins zu befördern. Daneben aber blieben ihnen doch kleine Bedienungen in großer Zahl.

Auch bleibe nicht verſchwiegen, daß Eingeborne es doch bis zu einer gewiſſen Höhe, z. B. als Chef einer Unterbehörde, und außerdem wohl ſich zu Anſehn und Einwirkung bringen konnten, wenn ſie nur den Ideen der Fremdlinge ziemend huldigten. Die Konſequenz gegen die Excellenzen und ihre excellirenden Ideen verſteht ſich am Rande; außerdem mußte aber z. B. ein Kameraliſt ſeinen Adam Smith auswendig können, redend und ſchreibend die Sätze des Schotten einmengen; dies galt, nur mit eignen Ideen durften Eingeborne nicht wohl erſcheinen. Das ging auch natürlich zu. Die Ausländer ſagten: in dem Herzogthum wären eminente Köpfe nicht zu finden, das läge an Boden und Himmelſtrich; und wenn ſie auch in der That es ſo geglaubt hätten, würde es natürlich zugegangen ſeyn. Mußten ſie nicht ſchließen: Weil man uns herruft, die beſten Aemter uns vertraut, müſſen die Eingebornen doch nicht zu was Geſcheutem taugen. Und Letztere vermeinten nach und nach es auch ſo. Lies Einer von ihnen etwa eine Schrift drucken, worin er ſeinen eignen Weg ging, fanden ſich gleich etliche landsmänniſche Rezenſenten, die ihm — und nicht ſanft — bewieſen: das zieme nicht, er müſſe einen fremden gehn.

Doch endlich zu den Individuen ſelbſt, Excellenzen genannt.

Als Miniſter des Innern grüßte man dermalen den Freiherrn von Haßler, aus dem Schwäbiſchen gebürtig. Er befand ſich eine gute Zeit ſchon im Herzogthum, hatte erſt in kleineren Bedienungen geſtanden, ſich aber ſtets durch eine ungemein rege Thätigkeit, und Mengen neuer Vorſchläge ausgezeichnet. Dies hatte die Aufmerkſamkeit der Regierung immer mehr auf ihn gezogen; er hüpfte gleichſam von Stufe zu Stufe, bis er die jetzige einnahm. Da zeigte er nun aber auch in dem weitgeöffneten Spielraum, wie mächtig er vom beßten Zeitgeiſt beſeelt ſei. Dies war noch eine Idealität, die aller ſtätigen Verwitterung den Krieg ankündigte; er wußte jedem grauen Wahn unter die Augen zu leuchten, das Neue, und immer das Neue zu ſchaffen.

Der Fürſt hörte mit Staunen, Haßler ſäße bereits Morgens um drei Uhr am Schreibetiſch, und man fände ihn oft um Mitternacht noch daran. Einigemal ließ er ihn gütig erinnern, ſeine Geſundheit nicht zu untergraben; denn nicht gern wollte er einen ſo dienſteifrigen, ſo umſichtigen, das höhere Entwicklungsgeſchäft ſo rüſtig leitenden Arbeiter verlieren. Mußte er ihn nicht auch wichtig anſehn? Haſtker wollte zugleich die Einkünfte der Regierung, und den Wohlſtand aller Bürger mehren; eine Aufgabe, von der er es einleuchtend machte, daß ſie dem Zeitgeiſt nur ein Spiel zu löſen ſei. Allerdings wünſchte der Fürſt erhöhte Einkünfte, auch thaten ſie Noth, die Landesſchulden zu tilgen; auf der anderen Seite mochte er das Volk nicht durch Abgaben niedergedrückt ſehn, meinte, es ſei ohnehin ſchon zu weit damit gekommen, auf Erleichterungen hätte man zu ſinnen. Wenn nun aber, in Folge des Krieges, die Staatserforderniſſe ſo groß waren, daß ſie das Staatseinkommen nicht einmal deckte, blieben auch unmittelbare Erleichterungen rein unthunlich. Mittelbare hingegen führten ſich herbei, wenn man den Bürger und Landmann in den Stand ſetzte, bequem die Gaben zu tragen. Man konnte dann bequem noch mehr fordern, und er zahlte doch eigentlich weniger. Denn iſt nicht klar, daß, wenn mir der Staat mein Privateinkommen um funfzig, oder Hundert vom Hundert mehrt, er auch getroſt zehn oder zwanzig vom Hundert mehr Steuern begehren darf; billig, daß ich den mir zugewandten Vortheil ihm vergüte? Und ich bin dennoch gegen ſonſt um ein Namhaftes erleichtert.

Sollte nun aber des Freiherrn wohlthätiges, ſegenreiches Vorhaben Bethätigung erringen, mußte er auch zeitiger am Pult zu finden ſeyn, als die Sonne ſelbſt im Junius; auch ehrte es ihn ohne Zweifel, daß man ihn weder auf Bällen noch an Schmauſetafeln ſah, und war er einmal bei Hofe eingeladen, zeigte er auch dort ſich zerſtreut; man las ein neues Problem an ſeiner Stirn, und zugleich die Angſt über den Zeitverluſt, die Sehnſucht, wieder zu ſeinen Papieren fliegen zu können. Selbſtarbeiten bezeichnen auch die wahre Tüchtigkeit, der Genius läßt ſich einmal nicht übertragen. Dagegen ſoll ein Miniſter nicht Kleinliches arbeiten, das minima non curat praetor gilt auch im Bureau; und dies war dem Freiherrn gar wohl bekannt. Wie ein Rubens wollte er nur die Hauptfiguren zeichnen und mit Colorit verſehn, die Ausmalung der Nebendinge ſeinen Unterbeamten hingeben. Recht, ſo ziemte es. Allein Rubens hielt es nur in ſeiner ſpäteren Zeit ſo, und nachdem er tüchtige Schüler für ſeine Manier angelehrt hatte; zuerſt machte er alles ſelbſt. Beinahe ſo ging es unſerm Miniſter des Innern anfänglich; er ſtieß allenthalben auf Schüler der alten Schulen, auf ſolche, die ſeine großen Ideenſtämme verzweigen konnten, ſpärlich genug. Da mußte folglich die eigne Hand angelegt ſeyn, und er zeigte ſich auch ſo unverdroſſen dabei, daß er allenfalls einen Supernumerär-Vize-Titulär-Sekretär, zu deutſch überzähligen Nenngeheimſchreibers-Eintrittling ſelbſt würde abgerichtet haben.

Dies Alles that aber auch Noth. Schier unglaublich, mit welchen Hinderniſſen und Widerſprüchen der geniale Mann zu kämpfen hatte. Oft nannte er ſich im Unmuth einen Säuberer des Augiasſtalles, oft kam er ſich wie ein Märtirer vor, den man mit Querulanz und Petulanz, Schlendrian und praeterita perfecta zu Tode peinigen wollte. Aber ſeine kräftige Natur widerſtand.

Von dem Augenblicke, wo er ſich an die Spitze ſeiner neugebauten Kammer geſtellt hatte, war auch in jedem ihr zugetheilten Kämmerlein eine ſo rege Bewegung aufgelebt, daß ſich kein Staatsdiener, der ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum ſchon gefeiert hatte, etwas Aehnliches erinnern konnte. Namentlich verwünſchten die Regiſtratoren den neuen Miniſter heimlich, ſintemal ihnen die Arme ſchier erlahmten, von all dem Herausgeben und Hineinſtellen der Papiere mit und ohne Staub.

Doch öffentlich nahmen auch Direktoren, Räthe und Aſſeſſoren keinen Anſtand, den Freiherrn von Haſſler mit Einwendungen und Schwierigungen zu bedienen. Man hatte vor ihm zwar ſchon dies und das geneuert, doch ſein langſam, mit Bedacht, mit Ueberlegung, hatte auch wohl einen alten erfahrnen Diener gehört, wenn er auf zwanzig Bogen zu erweiſen geſucht: in dem Vorhaben quaestionis würde nur geſcheutes, erfahrungsbewährtes Alte durch unerprobtes, etwas luſtig ſcheinendes Neue verdrängt werden. Bei dem neuen Miniſter ging das nun nicht ſo. Er wollte das Neue, wußte a priori, daß es beſſer war, und das a priori iſt jederzeit der Leitſtern des Genies geweſen, wenn Mittelmäßigkeit an den Erfahrungskrücken daherhinkte. Der geniale Miniſter konnte gleichwohl ſeine Meinung auch von rückwärts belegen, ließ ſich oft-dazu herab und rief: Frankreich! England! Demungeachtet kam doch wohl ein Olim, und meinte: Frankreich habe überall revolutionirt, wovor der Himmel das Herzogthum bewahren möge. Englands Inſellage, Colonien und Verfaſſung ließen einen ganz eigenthümlichen Staatszuſtand hervortreten, mit welchem der hieſige keinen Vergleich litte, was folglich die Nachahmungen bedenklich mache; und wenn man irgendwo anordne, was dahin nicht paſſe, hätte das Aehnlichkeit mit einem zu engen oder weiten Rock, wo es nicht befremden dürfte, wenn er kneipe oder ſchlottre. Es war denn ein mühſelig Geſchäft, ſo einen armen empiriſchen Teufel zu bekehren, auch nur zu oft blieb er verſtockt.

Der Fürſt beſaß ziemlich anſehnliche Domänen. Haſtler rief: Weg damit! Es ziemt nicht, daß, wer regiert, zugleich Landmann ſei. Gleich erhoben ſich viele Stimmen für ihre Beibehaltung, weil ſie dem Throne und dem Volke zugleich gehörten, man ihren Ertrag nicht dem Volke aufzulaſſen brauche, und ihr Verkauf etwa die zwanzigjährigen Einkünfte derſelben antizipiren hieße, nach welcher Zeit nicht Kapitalwerth, nicht Zins mehr davon übrig ſei. Der Miniſter blieb jedoch auf den Saz des Unziemenden ſtehn, und ſie wurden in Bauſch und Bogen losgeſchlagen. Um hohe Summen freilich nicht, denn es gab wenige Käufer und der ausgebotnen Waare zu viel auf einmal. Demungeachtet konnte man einen Theil der Landesſchulden tilgen, und der Fürſt war das Unziemende los.

Noch immer hatte man, wie es auch ſeit Jahren der Zeitgeiſt ſchon tadelte, die indirekten Steuern im Herzogthum feſtgehalten, einen bedeutenden Theil der öffentlichen Einnahme aus ihnen geſchöpft. Haſſler kündigte ſich gleich als ihren entſchiedenen Feind an, und machte ſich bereit, mit Stumpf und Stiel ſie auszurotten. Die Regierung, ſagte er, muß nicht als Quälerin des Volks auftreten; und ſie wird es durch jenes Heer kleiner Beamten, die an den Thoren, und bei der ganzen Conſumptionsſteuer, mit einem unendlichen Zettelkram ihr Weſen treiben. Fort all die Laſt und Chikane! Offen dem Volk geſagt, was die Regierung bedarf; es zahle die Summe unmittelbar, ſei aber dann auch aller Vexation entübrigt. Auch ſeine Moralität wird gewinnen, endet der Reiz, durch Schmuggelei den Staat zu hintergehn. Demungeachtet ſtanden warme Vertheidiger des zeither befolgten Syſtems auf.

Ihre Gründe können die Leſer ſchon ahnen. Es war das alte Lied vom unmerklichen Zahlen, vom Sparen für den üblen Wirth, den Saumſeligen, den Unvermögenden, der Billigkeit, womit eine Zehrſteuer dem viel Aufwendenden auch viel, dem Armen hingegen wenig auflege, daß auch die Menge bereits an dieſe Formen gewöhnt ſei u. ſ. w. Haſler war jedoch kein Mann der auf ein altes Lied hörte; er griff durch, ließ Grundſteuern, und manche andere noch, die läſtigen indirekten vertreten. Zwar fanden bei ihrer Erhebung ſich auch Schwierigkeiten in Menge, das Volk klagte dennoch laut genug: wann hätte man es aber noch zufrieden ſtellen können? Der Zettelkram, die kleinlichen Vexationen waren doch verſchwunden. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich nach Ablauf eines Jahres der neuen Ordnung ein bedeutender Ausfall zeigte, weil man den Ertrag der unmittelbaren Steuern weit höher angeſchlagen hatte, als ſie wirklich einliefen; daß man auch, trotz der rückſichtsloſen Strenge, womit ſie beigetrieben werden ſollten, da nichts zu nehmen vermochte, wo nichts war. Und jetzt ſagten die Altgläubigen freilich: Da ſieht man es nun. Auch der Aermſte kann in Pfennigen, die er unbewußt bei ſeinem Verbrauch giebt, in Jahr und Tag einen Thaler erlegen, ſoll er ihn aber auf einmal entrichten, iſt alle Exekution fruchtlos. Es war ihnen jedoch zu entgegnen: daß nur die allgemeine Wohlhabenheit, die entſtehen ſollte, und um ſo zeitiger entſtehen konnte, wenn die hinderlichen Vexationen aufhörten, noch nicht entſtanden ſei; auch jene beabſichtete ſtaatsbürgerliche Moralität ſich erſt noch im Werden befände; weshalb ſo Viele nicht für die Gaben ſparten, ihnen ſich wohl ſelbſt unter nichtigen Vorwänden zu entziehen ſuchten, einſt werde dies alles anders ſeyn, das erhöhte Vermögen, die klare Einſicht und Anerkennung des Beſſern, der moraliſche Wille würden ihre ſegenvolle Wirkung dann ſchon zeigen.

Auch iſt wahr, daß man zeither im Herzogthum dem auswärtigen Handel ungemeine Feſſeln anlegte, weil man von dem Grundſatz ausging: der innere würde ſo um deſto mehr Lebendigkeit gewinnen. Das leidige Fabrikenſyſtem hatte lange in den Köpfen geſpukt; man wollte, ſo viel als möglich, die Bedürfniſſe des Landes im Lande ſelbſt darſtellen, um viele Hände zu beſchäftigen, das Geld nicht über die Gränzen weichen zu ſehn, die Bevölkerung zu mehren. Da gab es denn Einfuhrverbote in Menge, und was noch herein durfte, war mit gewaltigen Impoſten belegt. Recht in Colberts Sinn wollte man denn auch die erſten Lebensnothwendigkeiten in einem niedrigen Preiſe erhalten: daher Kornſperren, die kaum in den fruchtbarſten Jahren eine Ausnahme litten. Hierauf zürnte der neue Miniſter am heftigſten. Anfangern, rief er, in den ſtaatsökonomiſchen Wiſſenſchaften ſpringt es heutigen Tages bereits in die Augen, daß nur die unbedingteſte Concurrenz, die vollkommenſte Handelsfreiheit erſprießlich ſind, und den ächten Flor des Landes aufblühen zu ſehn hoffen dürfen. Sollen die übrigen Staatsbürger eine Handvoll ernähren, der Landmann ſein Erzeugniß nicht ſo hoch ausbringen dürfen, als er es vermag, damit nur in dieſer und jener Stadt etliche Dutzend Weberſtühle klappen, die bei dem Allen theures und ſchlechtes Machwerk liefern, wenn ſie das Element nicht auf dem erſten Wege beziehen können, wie in England oder Frankreich? Gewinnt der Staat an einer Bevölkerung von Bettlern? Laßt was nichts mehr zu weben hat den Acker bauen; dabei wirds geſundere Kinder zeugen als jetzt. Es fehlte aber auch hier nicht an Einwürfen. Das vorige Syſtem, hieß es, ſtrebte zuerſt die Landeskinder ernährt zu ſehn, und überſah auch die Wirkungen auf die Geiſteskultur nicht, wenn in den Städten eine rege Betriebſamkeit lebt. Man ſollte doch behutſam verfahren, wo es, eine ſo löbliche Tendenz zu erſchüttern gilt. Religion befiehlt Nächſtenliebe, Britten und Franzoſen ſind unſre Nächſten allerdings, aber die nächſten Nächſten immer doch unſre Landeskinder. Eine gute Zahl von ihnen an den Bettelſtab gerathen zu ſehn, damit Fabrikherren in London, Birmingham, Lion, Genf, noch mehr Reichthum ſammeln können, als ſie ſchon beſitzen, ſcheint doch ſo rathſam nicht. Uebrigens gab es im ehemaligen Polen die unbedingteſte Concurrenz, die vollkommenſte Handelsfreiheit, und die ſegenvollen Wirkungen hat man doch weder in den Städten noch auf dem platten Lande entdeckt. Es verſteht ſich, daß ein Haſtler auf derlei Alltagsgeſchwätz nicht achtete. Die Concurrenz und Freiheit drängten alle Einreden weg, und ſchlugen ihren Wohnſitz im Herzogthume auf. Freilich wollten die Blüthen nicht gleich ſich duftend entfalten, noch minder bereits goldene Früchte winken. Die inländiſchen Manufakturen geriethen in Stillſtand; auch bei ſo manchen anderen Gewerben kamen, nach aufgehobnen Zünften, manche ältere Bürger um ihre Nahrung, und das ſich zudrängende Heer von Neulingen konnte ſie meiſtens auch nicht finden. Die wohlthätigen Anſtalten reichten nicht zu, nur einen geringen Theil der Hülfeſuchenden zu befriedigen. Die brotloſen Handwerker vermochten auch nicht das Land zu bauen, waren nicht geeignet dazu, konnten mit ihren Familien nicht leicht ſich dahin verſetzen, ſahen auch kein Unterkommen, wo man ſie nicht verlangte. Dies gab läſtige Erſcheinungen für die Polizei, die Criminaljuſtiz, ſah ihre Geſchäfte zunehmen, auch die Armenärzte hatten viel zu thun, und die Art von Leuten, mit welchen ſich Hamlet auf dem Kirchhofe unterhält. Denn waren gleich voreilige Ehen in Menge geſchloſſen, überwog die Sterblichkeit dennoch die Geburtenzahl namhaft. Die freie Kornausfuhr zog eben keine Summen ins Herzogthum, weil es an Nachfrage über den Gränzen mangelte, doch lieh ſie einen Vorwand, die Getraidepreiſe innerhalb der Gränzen weidlich zu erhöhen. Wohl konnte man es dem Landmann gönnen, ſeinen Fleiß reichlich belohnt zu ſehn; welche Arbeit wäre mühevoller als die ſeinige? Und ihm thaten ohnehin bedeutende Preiſe Noth, ſollte er nicht von Acker und Vieh laufen. Denn nicht allein, daß ihn der Krieg Ehedem ſo ſchwer heimſuchte, und noch in vielen Nachwehen auf ihn drückte; der Friede nahm ihn auch in nicht geringen Anſpruch. Denn weil man die gehäſſigen indirekten Steuern mit direkten vertauſcht hatte, mußte nun der Landmann mehr als das dreifache gegen ſonſt von ſeinen Hufen entrichten; auch war ihm letzthin noch eine anſehnliche Viehſteuer aufgebürdet worden. Allerdings ſah er nun ſich genöthigt, die Leiſtungen am hohen Preiſe der Felderzeugniſſe zu erſchwingen. Doch bei dem Allen gelang es ihm nicht. Denn auch im Lande hatte ſich — bei ermeldeten hohen Preiſen — der Abſatz an Getraide auffallend vermindert, was den, ziemlich unſeligen, Schluß herbeileitete: es müſſe in den niedern Ständen viele Mägen geben, die nicht einmal ſatt Brot hätten. Es war jedoch bewundernswürdig, mit welcher Feſtigkeit der Miniſter an ſeinem Zeitgeiſt hielt, wenn man etwa von Zeichen der Zeit redete, die eben nicht erfreuen konnten. Nur Geduld, rief er dann, unvermeidlich blieb die erſte Erſchütterung des Augenblicks; ſtoßet an eine Wage und ſie muß ſchwanken, wird aber gewiß ins Gleichgewicht treten, ſind die Schalen an Inhalt gleich.

Es hatte von Anfang her auch Männer gegeben, die gegen das Neue keineswegs eiferten, aber es doch zuvor hell und ſorgſam beleuchtet wollten, und eine nicht weniger ſcharfe Prüfung des Alten anriethen, wovon doch viel taugen müſſe, weil es ſo lange ſich bewährt habe. Auch meinten ſie wohl: es ſei nach einem Kriege, der ohnehin ſo manche Erſchütterung des Gemeinweſens herbeigeführt, nicht eben der günſtigſte Zeitpunkt, abermalige Erſchütterungen folgen zu laßen. Aber die nach und nach, die allmählig, das lange Prüfen und Wägen ſind Nothbehelfe der Mittelmäßigkeit, und wovon wäre das Genie ein abgeſagterer Feind, als eben von aller Mittelmäßigkeit. Haßler wußte ſich auch der Einwendungen zu entübrigen. Solche Beamten, die ſchon ihr Jubiläum gefeiert hatten, oder ihm entgegen ſchritten, wurden in wohlverdienten Ruheſtand geſetzt, und anderen, die auch nicht den recht empfänglichen Sinn und Aufſchwung zeigten, ein Wirkungskreis beſchieden, wo ſie nicht in den Zeitgeiſt zu reden hatten; ungefähr, wie einſt Bonaparte dem Carnot bei der neuen Akademie die franzöſiſche Grammatik zu ordnen gab, damit er nicht mehr ſich um den Krieg bekümmerte. Haßler fand denn auch wohl junge rüſtige Männer, die nicht am Verwitterten hingen, ihren Adam Smith auswendig konnten, und lehrte ſie immer mehr in ſeinem Geiſt an. Da ſchritt ſein

Werk denn auch um ſo mächtiger fort, ſein Adlerblick durchdrang jede noch übrige Finſterniß, regelte Chaos auf Chaos, kein gordiſcher Knoten blieb, den nicht ſeine mächtige Fauſt zerhauen hätte.

Nun ſo ein Miniſter wird doch Jedem, welcher den Zeitgeiſt begreift und ihm gebührend huldigt, gefallen. Auch gefiel er dem Herzog ungemein in dem beiſpielloſen Thätigkeitseifer und ſeiner hurtigen Kraft. Das einfache Privatleben des Miniſters ſprach in ſeinen Augen auch für ihn, ſo wie ſeine helle kurze Redegabe, voll Sinn und Bedeutung. Er verhielt dem Souverän keineswegs, wie manche Schwierigkeiten ihm in den Weg träten; nannte indeß auch Mittel, ſie zu beſeitigen, und den Fortgang, den man ſchon erlebe. Daß er nicht alle Nebendinge zur Sprache brachte, verſteht ſich; welcher Miniſter behelligt gern den Thron mit kleinlichem Detail. Er zeigte aber auch, wie nöthig ein raſches Verfahren, nach langer Säumniß, mit ächten Fortſchritten im Geiſt der Zeit wäre, und daß, wenn man abermal ſäumte, nur die Schwierigkeiten ſich mehren, das Nothwendige um deſto peinlichern Widerſtand finden müſſe.

Dem Herzog leuchtete das ein; er hatte ſo viel von dem in Rede ſtehenden Geiſt gehört und geleſen, daß er ihm auch von ganzer Seele zugethan ſchien, ihn gar oft nannte, und ſich überzeugt hielt, Niemand könne den Forderungen deſſelben löblicher gnügen, als ſein Miniſter des Innern.

Bei ſeinem Nachforſchen, und ſelbſt auch durch an den Thron gebrachte Klagen, blieb ihm jedoch nicht fremd, daß Haſler ziemlich heftig und hitzig zu walten pflegte, ihn das choleriſche Temperament auch wohl dahin brächte, dieſem und jenen Beamten hart zu begegnen. (Eigentlich nannten ihn freilich manche Beamte grob, doch unzufriedne allein, die zufriednen nicht, und Alle könnte nur ein Gott zufrieden ſtellen.) Nicht billigte des Herzogs ſanfte Sinnesweiſe das, und Jener empfing bisweilen darüber einen leiſen Wink. Demungeachtet verfuhr der Miniſter ja nur aus heißem Dienſteifer ſo, und Energie nöthigte ihm ſchon das ganze Verhältniß ab. Dachte auch der Fürſt wohl einmal: es könne wohl ſeyn, daß Jener hie und da ein wenig zu ſchnell ändere und das Neue ſchaffe, ſo wußte er auch, wie ſäumig man zeither das Alte hatte ſtehn laßen, und wie verdroſſen jetzt noch manche Beamte ſich aus der Stelle bewegten, ſo daß es an Hemmungen keineswegs fehlte.

Kurz, der Freiherr galt ihm erſt ein guter

Menſch — des Fürſten gewöhnlicher Ausdruck, wenn er mit den Eigenſchaften eines Staatsdieners Zufriedenheit empfand — und zweitens hatte er Energie, um die es bei Allem was man ihm untergeordnet hatte, Noth that.

Die Beſchreibung des zweiten Miniſters dürfen wir gedrängter liefern. Es war der General von der Trägau, ebenfalls aus dem ſüdlichen Deutſchland, doch weder aus Schwaben noch Baiern, wo man ſich Zeitvertreib genug mit Conſtitutionen macht, und munter dabei tummelt.

Das Tummeln war dieſes Mannes Sache nicht. Wie ſchon erwähnt, ſtanden als Miniſter des Aeußern, das Kriegsdepartement und die auswärtigen Angelegenheiten unter ihm; er ließ jedoch ihre Triebwerke fein behutſam und bedächtig gehn. Einſt war das, nicht zahlreiche, Heer zu den Verbündeten geſtoßen, und da hatte man denn auch zeitgeiſtig das Uniformweſen, die Taktik u. ſ. w. umgewandelt, doch nachahmend allein, erfunden hatte man nicht. Es gab ein Corps de genie, doch ließ es ſich keine geniale Einfälle zu Schulden kommen. Nach dem Frieden, meinte der Kriegsminiſter, müſſe nun Alles ſich wieder ſetzen, das hieß in einen feſtgeordneten Gang zurücktreten. Der Herzog glaubte auch, daß er hierin nicht Unrecht habe. Indem Herr von der Trägau zugleich möglichſt auf Erſparungen einging, frommte es allerdings dem Gemeinweſen, zumal da Haſtler bei Neuerungen viel aufwandte, und manche Einnahmen weſentlich verringerte; obgleich um, wie man ſchon hörte, künftig zugleich den Wohlſtand der Regierung mit dem der Regierten in einen deſto blühenderen Flor zu bringen.

Beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten wurde nichts an Courtoiſie verſäumt, und es gab einen alten Rath, der aufs Beſte mit allen Titulaturen, Convenienzen, Gratulationen u. ſ. w. Beſcheid wußte, und auch vom Miniſter öftere Erinnerungen empfing, ja nirgend wider die Form zu verſtoßen. Denn um das beſte Vernehmen mit den übrigen europäiſchen Mächten war es ihm dringend zu thun, er wachte mit Vorſicht, daß nichts geſchähe, was irgend ein Hof mißdeuten könnte; eine Beſchwerde aus der Fremde, und wäre ſie von Tunis oder Marokko eingegangen, würde ihn in Verzweiflung geſetzt haben.

Auch das billigte des Herzogs friedfertige gütige Sinnesart vollkommen. In vorigen Zeiten hatte ſich die Neutralität, trotz allem Streben danach, nicht immer behaupten laßen; nun aber mußte es ſchon angehn. Wäre Haßler an Trägaus Stelle geweſen, und es hätte ſich eine Gelegenheit dargeboten, mit einer oder der andern großen Macht eine Offenſivallianz zu ſchließen, einen Eroberungskrieg zu theilen, er würde, nach ſeinem raſch choleriſchen Temperament, ohne Zweifel ſolchen Schritt mächtig empfohlen haben; doch in Trägau wohnte in dem Maas Phlegma. Friede ernährt, Unfriede verzehrt, ſo klang Trägaus Looſungswort, und es widerhallte im edlen Herzen des Fürſten.

Von übertriebnem Beläſtigen mit Arbeit war in ſeinen Departements die Rede nicht, eben ſo wenig von Abdankungen alter Beamten; eben die graulockigen waren ihm die liebſten, weil Erfahrung, Behutſamkeit, Bedächtigkeit ſich da finden ließen.

Dem Herzoge war er daneben lieb und werth, ſeines Rufs der unbeſtechlichen Redlichkeit, und ſeiner treuherzigen Offenheit willen. Es konnte wohl nicht vermuthet werden, jener Ruf löge, denn Trägau war arm, ob er ſich in den Kriegszeiten ſchon leicht hätte bereichern können, ſofern er gewollt wie die Lieferanten. Doch eben mit dieſen handelte er am geitzigſten;

ſie ſchrien Ach und Weh über ihn, klagten — nach ihrem Ausdruck — er zöge ihnen das Fell über die Ohren. Von anderen Klaſſen würde der Fürſt ſolche Beſchwerden mit Unwillen vernommen haben, doch bei den Lieferanten, meinte er, ginge es ſchon an; es hieße da wohl: ira malorum sunt laudes justitiae, und offenbare ſich zugleich, mit welcher Treue der Kriegsminiſter den Vortheil des Staats nachſuche, und wie uneigennützig der wackre Mann ſei.

Auch hatte er zwei Töchter, die bereits zehn Jahre mannbar, und demungeachtet noch unvermählt waren, was ſich bei Miniſtertöchtern ſo leicht nicht ereignet. Allein keiner von beiden würde Paris den goldnen Apfel ertheilt haben, und von einer goldnen Ausſteuer verlautete auch nichts. So lag die mißmüthige Ausſicht denn vor ihnen, die Jungfraunkränze bis ans Grab tragen zu müſſen. Dann waren es aber zugleich Ehrenkränze für den Vater. Es hätte nur bei ihm geſtanden, Jeder ein Funfzigtauſend Gulden Mitgift zu erſchwingen, und dann wären ſie — uns eines abgedroſchnen Wortes zu bedienen — gegangen wie warme Semmel.

Die Wahrheit — ſagte man — ſage er dem Fürſten ſtets, und ohne Umhüllung, ſelbſt wenn ſich fürchten ließ, ſie könne ihm mißfallen. Wirklich eine ſeltne und treffliche Eigenheit an einem Miniſter. Man könnte vielleicht einſchränken: was ihm Wahrheit dünkte, denn freilich mag es wohl ſeyn, daß ihm die Göttin ſich nicht immer entſchleierte. Welchen Sterblichen thäte die Spröde aber das auch gern? Tauſende meinen ſie ohne alles Gewand zu erblicken, und ſind getäuſcht, es iſt eine nur um ſo dichtere Hülle von — couleur de chair. Genug aber, daß Trägau ſprach wie es ihm ums Herz und vor den Augen war; nicht ſelten hörte man auch den Fürſten ſagen: Ich frage meinen alten ehrlichen Trägau, der ſagt mir gewiß die Wahrheit.

So verhielt er ſich auch, handelte man im Staatsrath Gemeinſames ab. Haſller erfuhr manchen Widerſpruch von ihm, es ging ihm Alles zu raſch; er gehörte zu denen, die Bedächtigkeit, Ueberlegung, Hinausberaumen, Bewendenlaßen verlangten. Wahr iſt aber auch, daß Jener auf ihn nicht achtete, ja ſeine Realität oft mit ſiegend beredter Kraft ad absurdum führte. Es fehlte nun bei dem Allen aber nicht an einer Hemmung, an einem Gegenſatz des Stätigen zum Wandelbaren, deren Nutzen der Fürſt mit weiſem Blick erkannte.

Deßhalb blieb auch der General in der neuen Dingeordnung, ob einige ſchon riethen, ihn in einen ehrenvollen Ruheſtand zu verſetzen, und Haßler einmal ſagte: Trägau hinge ſich wie ein Bleiklumpen an den geflügelten Wagen des Zeitgeiſtes. Der Fürſt wußte ſchon was er that.

Zum Miniſter des Obern hatte man den Grafen von Hohlburg ernannt. Es war ein noch ziemlich junger Mann aus Berlin; wenigſtens hatte er die meiſte Jugendzeit dort verlebt, wenn auch ſein Geſchlecht dort nicht anſäßig ſeyn mochte. Auf Empfehlung mehrerer Konſiſtorialbeamten und akademiſchen Mitglieder hatte man den Grafen aus Berlin verſchrieben, indeß war er auch mit Trägaus Gemahlin verwandt. Es wäre lieblos, urtheilen zu wollen, dieſer Umſtand möchte dabei von Gewicht geweſen ſeyn, wenn ſchon nicht zu läugnen iſt, daß Trägau, als der, gern auf allen Wegen forſchende, Herzog auch bei ihm ſich um den Grafen erkundigte, ſein Lob mit Wärme ausſprach. Ihm die Verwandſchaft zum Fehl anzurechnen würde doch auch ungerecht geweſen ſeyn, und ein Vetter vermag den anderen beſſer doch zu kennen als Fremde. Uebrigens war Hohlburg, ſeinem Geiſt und Sinn nach, aus ſeinen religiöſen poetiſchen und äſthetiſchen Schriften bereits erkannt und zu ſeinem hohen Vortheil.

Es war ſeltſam genug — aber auch vielleicht nicht ganz unangemeſſen — daß ſich in den vier Miniſtern des Herzogthums die vier Temperamente darſtellten. Der Graf von Hohlburg war ein melancholiſches Talent, oder Genie, wenn man will. Seine Religioſität ein trübſinnig tief myſtiſcher Pietismus. Vor dreißig Jahren würde es Niemanden beigefallen ſeyn, Melancholiker, Myſtiker und Pietiſten aus Berlin kommen zu laßen, allein die Zeiten ändern ſich, und das neue Berlin ſieht dem alten ſo ähnlich wie der Januar dem Auguſt. Vor Zeiten hätte man auch nicht geglaubt, Religion, Poeſie und Aeſthetik ließen gut ſich vereinbaren. O des Irrthums! Wäre Jeſaias kein Poet?

Waren Raphael und Correggio nicht Aeſthetiker, als ſie Roms Kirchen mit heiligen Gemälden ſchmückten, oder Davied, als er die Harfe zu ſeinen frommen Geſängen ſchlug?

Der Graf hatte es demungeachtet bei ſeinem äſthetiſchen Leben an der Spree noch weiter getrieben. Sonntags hörte er wechſelnd die Predigten der Herren Schleiermacher, Eylert, Hermes, Hanſtein, Theremin, Jänicke — mit Vorliebe die des Letztern — ſchrieb daraus nieder, faßte Urtheile darüber ab, die jeden leiſeſten

Wink von Heterodoxie mit Strenge rügten, und den Abend des Sonntags brachte er in einer Geſellſchaft frommer Böhmen in der Wilhelmsſtraße mit Andachtsübungen zu. In der Woche hingegen — er müßte denn Maler und Kupferſtecher beſucht haben, ihre Arbeiten zu prüfen, oder in einen oder den andern Buchladen gegangen ſeyn, — beſchäftigte ihn das Theater. Jeden Abend zeigte er ſich dort, und war einer von den ſchärfſten, gemüthlichſten Kunſtrichtern; jeden Morgen fertigte er Kritiken über die geſtrige Darſtellung, um ſie dieſen und jenen Zeitſchriften zuzuſenden. Noch einmal ſei gefragt: wer hätte ſonſt wohl vermeint, es könne auch fromme Theaterkritiken geben? Und doch übertraf Hohlburg den jetzigen Rezenſenten der Haude- und Spenerſchen Zeitung noch weit daran. Die Leſer ahnen wohl bereits, daß er im Theater eine moraliſche Volksbildungsanſtalt ſehn wollte. Nun das beabſichtigte allenfalls Leſſing auch, ſelbſt Moliere, doch auf andere Weiſe. Graf Hohlburg ſagte dagegen: Die Kirche muß auf die Bühne; und zwar nicht etwa wie bei den Griechen die Religion, ſintemal ihre Religion zu viel Deutung der Symbole, zu viel Vernünftelei enthielt, weshalb auch die Kirche, recht eigentlich genommen, von dem Namen Religion ſich trennen ſollte, ſondern es muß die Kirche als Glaube hinauf. Da wird die ächte Kindlichkeit im Volke entſtehn. Leider gab es — kaum Werner, Kettenburg und die Verfaſſer des Moſes und Simſon ausgenommen — noch keine Dichter in dieſem Sinn, der Graf hatte indeß ſelbſt einige bibliſche Dramen gefertigt, die als Typus gelten konnten. Dem Luſtſpiel war er ein abgeſagter Feind, und ſchimpfte deshalb — jedoch im frommen Eifer nur, und da iſt es Nächſtenliebe; der Exjeſuit Beauregard ſagte einſt in Paris auf der Kanzel: On nous accuse d'intolérance; eh! ne sait-on pas, que la charité a ses fureurs? — noch ärger auf den poſſenreiſſenden Kotzebue, als ermeldeter Rezenſent. Aber auch Ifflands ernſten Schauſpielen zeigte er ſich abhold, weil ſie Freigeiſterei der Sitten, leidige Vernünftelei darbrächten.

Außerdem beſchäftigte ſich Graf Hohlburg viel mit Erläuterung des Nibelungengedichts, überhaupt mit altdeutſcher Poeſie, weil hier der fromme Sinn lauter und rein anzutreffen wäre.

Einmal hatte er bereits nahe daran geſtanden, zum Katholizismus überzugehn, die dreitägige Feier am letzten dreihundertjährigen Jubiläum der Reformation ihn aber ſo tief bewegt, daß er ihr treu zu bleiben gelobte. Demungeachtet warf er Luthern doch vor, zu viel aufgeklärt, und manches aus dem Kultus hinausgewieſen zu haben, das nothwendig zum kindlichen Gemüth reden müſſe.

Wie er ſein Amt angetreten, hatten es die Prediger im Herzogthum übel. Sie empfingen ernſte Weiſungen, auf den Glauben, nur auf den Glauben zu halten, und Einige, die eine Art philoſophirender Moral einzumengen fortfuhren, wurden Knall und Fall entſetzt.

Dem Conſiſtorium ſtrebte er übrigens die Form der ehemaligen Sorbonne zu geben, indem ſie, wie er nachwies, einſt unüberſehlichen Nutzen geſtiftet, und ihre Zurückſetzung eigentlich Frankreichs Revolution herbeigeführt hätte. Ja, wäre nicht der Herzog ihm da entgegen getreten, hätte der Miniſter des Obern ihm wohl ſelbſt einige ſpaniſch-inquiſitoriſche Formen zugelegt. Vielleicht hoffte er ſeines Herrn Einwilligung mit der Zeit doch.

Bei der kleinen Akademie regelte er das wiſſenſchaftliche Fach ſo, daß es vorzüglich hebräiſche und chaldäiſche Sprachkunde und Altdeutſchthum, der Geſchichte und Dichtung nach, pflegen ſollte. In philoſophiſcher Hinſicht empfahl er eben keine Regſamkeit, und übrigens da Grohmanns Konkordat zur Richtſchnur. Zum alljährlichen Preis ſollte unverändert die beſte äſthetiſche Ausarbeitung eines Stoffes der heiligen Schrift gelangen. Die Künſte ſollten vor Allem die Kirche bedienen, in Gemälden, Oratorien u. ſ. w.

Ueber den Punkt der Preßfreiheit beſtand er manche Fehde mit dem Miniſter des Innern, der hier auch drein reden wollte. Freilich würde Hohlburg eine ſo ſtrenge Cenſur gewünſcht haben, wie ſie nur ein Leo X. oder Paul I. anordneten, Haßler meinte dagegen, ſie hemme die Entwicklung; Freiheit müſſe beſtehn, wie in den Gewerben, ſo im Ideenverkehr, Freiheit wäre eine Looſung des Zeitgeiſtes. Mit nichten, ſprach der Graf dann; ſelbſt die Zünfte hätte man nicht verbannen ſollen, ſie könnten über die Moralität der Glieder wachen, die Altmeiſter aufſchreiben, was von den übrigen, und den Geſellen, die Kirche nicht regelmäßig beſuche. Freie Preſſe würde übrigens nur der, ſchon leider zu ſehr eingezognen, Freidenkerei die Wege offen laßen. Vom Kabinet hatte man in dieſem Streit entſchieden: es ſolle eine vernünftige Cenſur beſtehn, die keinen Geiſteszwang auflege, aber auch nichts dulde, was gegen Religion, Staat, oder gute Sitte gerichtet ſei, auch nichts, was im mindeſten fremde Regierungen beleidigen könne.

Dieſe allerdings vernünftige Beſtimmung hatte denn ihr Schwankendes immer noch; ſo wie man letzthin auch in dem preßfreien England erlebte, daß ein Buchhändler Newgate beziehen mußte, weil er Paines Age of reason (Zeitalter der Vernunft) in ſeinem Laden feilbot. Es gab nun im Herzogthum Preßfreiheit und Streichfreiheit zugleich, die Meinung der Cenſoren über den Geiſt des Geſetzes hatte einen gar willkührlichen Spielraum. Man ſahe wohl, daß arge Perſönlichkeiten, Injurien, liebloſe und falſche Beſchuldigungen im Druck erſchienen; die Cenſoren meinten das nicht ſtreichen zu dürfen, um keinen Geiſteszwang zu fördern. Es kam gleichwohl darauf an, gegen wen ſich die Inferktive richtete. War es ein unbedeutendes, oder gar ein den höhern Beamten mißfälliges Individuum, o dann immerhin; ſchrieb jedoch ein patriotiſcher Mann etwas über dieſe und jene Einrichtung im Lande, wie ſie unvollkommen ſei, verbeſſert werden könnte, da hieß es wider den Staat, und das Imprimatur erfolgte nicht. Und ſo ging es in manchen ähnlichen Fällen.

Das Erziehungsweſen nahm der Graf auch ſcharf ins Auge. Den geiſtlichen Unterricht wollte er mehr als verdoppelt, den geiſtigen beſchränkt ſehn, wie er denn überhaupt vor Mißbräuchen der Kultur warnte. Leibesübungen, Gemüthsübungen voran, ſagte er, der gekräftigte Geiſt entwickelt ſich dann von ſelbſt.

Dem Theaterdirektor lag er nicht wenig auf dem Halſe, den Kotzebue von der Bühne zu jagen, auch alle komiſche, oder vielmehr läppiſche Opern, und bis die wahren Dichter aufgeſtanden wären, Calderons Prinzen, den Julianus Apoſtata, die Weihe der Kraft, auch allenfalls Schillers Maria Stuart und Jungfrau, die doch einige Religioſität enthielten, zu geben. Auch ließ er an die Tänzerinnen eine ſcharfe Weiſung ergehn, jede Bewegung mit frommer Zucht — wobei die Anmuth offenbar gewänne — zu vollziehn. Die Herzogin war damit ungemein zufrieden, denn ſie hatte oft hier ein kleines Aergerniß genommen. Auch ließ er den Balletmeiſter befragen: ob er bibliſche Quellen bei ſeinen Erfindungen nützen könne? Als er ſich unbeholfen zeigte, ſagte der Graf: Ob ich ſchon alles Dekorationsweſen haſſe, gäbe es doch religiöſe Stoffe in Menge, wobei es, zuſammt dem leidigen Maſchinenmeiſter, recht glän-

glänzen könnte. Fertigt ein Ballet die Sündfluth, da könnt Ihr Wogen thürmen, und wie Nereiden und Tritonen darauf tanzen. In einem andern, die Mauern von Jericho, läßt eine Stadt ſich darbilden, und von Kriegern nach der Trompete erſtürmen. Sodoms Untergang weckte nur abſcheuwerthe Nebenbegriffe, ſonſt hätte die Feuerwerkskunſt doch ein offnes Feld damit.

Er ſtieß jedoch — wie andrer Orten auch — beim Theater auf manchen Widerſtand. Der Direktor ſprach von der Kaſſe. Da ließ nun ſich wohl entgegnen: daß es proſaiſch geſprochen ſei. Allein er ließ auch nicht unerwogen, daß — Seine Durchlaucht gern heitre Luſtſpiele ſähen, und Ihro Durchlaucht, wie auch die jungen Prinzen, gern komiſche Opern. Hier mußte der Graf nun ſchweigen. Doch ſann er darauf, den alten Direktor abzulohnen, und einen herzuberufen, der nach und nach den hohen Herrſchaften Sinn für religiös-poetiſch-myſtiſch-dramatiſche Kunſtwerke weckte. Noch hatte er aber keinen tauglichen Mann dazu gefunden.

Der Fürſt hielt ſeinen Miniſter des Obern ungemein werth, ſo auch die Herzogin, am ganzen Hofe wurde immer aufs vortheilhafteſte von ihm geredet. Die Religioſität, die Begriffe über

Sittlichkeit, welche das fürſtliche Paar hegte, erwarben dem Grafen ſeine Zuneigung. Daß er zu einem alten, berühmten Hauſe gehörte, ſollte ihm zwar da, wo man über Geburtsvorurtheile ſich hinausſchwang, nicht genützt haben: indeß erwähnte man dieſes Umſtandes doch auch wohl, zur Freude des Hofmarſchalls und der Kammerherren. Außerdem entging es bei dem Allen dem Herzoge nicht, daß Hohlburg ſeinen Eifer nicht ſelten übertreiben dürfte. Es fragte ſich aber auch wieder: kann man in Religioſität und Moralität übertreiben, und giebt es nicht da auch Hemmungen und Gegenſätze in Menge?

Er galt ihm nun ein guter Menſch und demnächſt ein ächter Chriſt.

Demungeachtet hätte der Graf beinahe den Herzog einmal an der Tafel erzürnt. Er ſprach von einem Friedrich den Kleinen. Wer iſt das, fragte Jener, ich entſinne mich nicht aus der Geſchichte, daß irgend ein Fürſt den Beinamen geführt hat.

Der Graf entgegnete: Ich meine Friedrich den Zweiten von Preußen.

Unwillig ſtutzte der Herzog, und bemerkte: alle Welt nenne ihn den Großen. Wie kömmt es, Miniſter, fügte er hinzu, daß Sie eine Abänderung belieben?

Seufzend, und die Augen andächtig zur Höhe gewandt, indem er zugleich das Haupt ſanft neigte, erwiederte Hohlburg: Ihr Durchlaucht, es thut mir leid, tief unterthänig erörtern zu müſſen: daß Friedrich nur groß im Kleinen, im Kleinen hingegen größ war. Das Heilige und Erhabene, das Sittliche und Schöne, ich meine Religion und Tugend, ließ er unbeachtet, verſpottete es wohl mit ſeinem Voltaire. Zöllner, Fabrikanten und Grenadiere wußte er hingegen trefflich abzurichten *).

Das iſt zum Theil nicht wahr, rief der Fürſt, zum Theil lieblos übertrieben, und ſo muß kein wackrer Mann von Friedrich urtheilen.

Er ſprach einige Wochen nicht viel mit dem Miniſter, doch legte die Herzogin ſich für ihn ein; und weil langer Unmuth des biedern Fürſten Sache einmal nicht war, ſo kam denn Alles bald wieder ins alte Geleis.

In der Stadt gab es freilich Leute, die nicht allzuvortheilhaft über den Grafen urtheilten, ja ſelbſt Einige, die über ihn lachten. Es

---

*) Man ſieht, wie der Miniſter mit Arndts Kalb gepflügt hatte.

drang jedoch nicht bis zum Hof, und ſtand daneben in Rede, was das für Leute waren. Er pflegte, wenn er ſich außer dem Hauſe befand, wie Andere gekleidet zu gehn, nur höchſt einfach und immer ſchwarz; daheim aber trug er ſtets einen altdeutſchen Rock mit ausgenähtem Muſſelinkragen. Das wollten nun Einige verſpotten; liegt aber nicht in dem altdeutſchen Kleide ein ehrwürdig tiefer Sinn, taugt die Witzelei, von einer Schneiderdeutſchheit zu reden? Ferner hingen in ſeinem Arbeitszimmer zwei Gemälde in Lebensgröße; zwei Schuſter, mit Pfriem und Drath und Leiſten vorſtellend. Das fiel nun auf, man hätte paſſender gehofft, einen Ximenes, Chatam, Hardenberg u. ſ. w. hier zu finden. Was waren es aber auch für Schuſter? Und nicht bloß umgaben ſie Leiſten, Drath und Pfrieme, auch das Evangelium, und Dintefaß, und Oben zur Werkſtatt guckten Engellein herein. Es waren Böhm, der Görlitzer, und Fox, welchem die Quaker ihr Daſeyn verdanken. Darin wohnte ein tief heiliger Sinn.

Im Vorbeigehn ſei bemerkt: daß jene ältere Hofdame, von dem Augenblicke wo der Graf von Hohlburg in den herzoglichen Dienſt getreten war, und nun, wie es ſich von ſelbſt verſteht, alle Sonntage in der Schloßkirche die Predigten hörte, gegen ſonſt eine doppelte Zahl von Thränen vergoß. Entweder kam es daher, daß auch den Wangen des Grafen deren entſanken, oder auch Letzterer wurde von dem Beiſpiel der Heiligen am Hofe zu den ſeinigen angeregt. Aufmerkſame Zuſchauer fingen jedoch an, von Thränen der Sympathie zu reden, weil beide Quellen jetzt immer zugleich ſich zu öffnen und zu ſtrömen pflegten. Und weil es unter ſolchen Zuſchauern auch Anmerker giebt, ſo wollten Einige deuteln: jener Dame Zähren hätten zweierlei Tendenz, einmal als fromme nach Oben, und dann zum Vorſtand des Obern; auch hatte ſie ihn wirklich, gegen Vertraute, einen himmliſchen Miniſter genannt. Das konnte nun freilich einen ganz und gar nicht irdiſchen Sinn ausſprechen, weil dem Miniſter ja die Sache des Himmels oblag. Doch blieb auch möglich: daß ihre Augen — mindeſtens zur Hälfte — dem Grafen eine Liebeserklärung weinten, und ſogar, daß aus den ſeinigen der Gegenliebe holdes Bekenntniß hervorperlte; Einige entzifferten wenigſtens die feuchten Hieroglyphen ſo. Es ließ ſich dem Fräulein nicht eben verübeln, der Graf zählte kaum dreißig Jahre, und war ein ganz hübſcher Mann, bis auf ſehr dünne Beine, über welche ſich Mancher den Kopf zerbrach, fragend: wie er bei ſeinem tugendhaften Wandel, dazu gelangt ſeyn könne? Ihm durfte man es hingegen verübeln; das Fräulein war nicht mehr jung, und ſchön vollends nie geweſen. Doch giebt Eros einmal keine Rechenſchaft von ſeinen Flammen.

Wir kommen auf den vierten Hochbeamten, den Sanguiniker im Miniſterium, die Kammer des Untern leitend. Er ſtammte aus Leipzig, wo ihm ſein Vater, ein bemittelter Kaufmann, durch einen frühen Tod ein Erbe von Dreißig bis Vierzigtauſend Speziesthalern zugewandt hatte. Er beſaß freilich nach einigen Jahren nicht ſo viel Speziespfennige mehr, und es galt von ihm: was ein fleißiger Vater addirt, ein luſtiger Sohn ſubtrahirt. Demungeachtet will man geſtehn, daß, wenn er den Vergnügungen ſeine Habe opferte, unter dieſen Vergnügungen auch ſolche waren, die man billig loben durfte. Rechtsbefliſſener in Leipzig, als ſein Vater ſtarb, wollte er ſich um kein Amt bewerben, erſt die Welt ſehn, und machte die ſogenannte große Tour in Europa. Er traf häufig mit reiſenden Polen, Engländern, Ruſſen zuſammen, und lernte von ihnen fröhlich leben.

Doch hätte er auch kein Leipziger ſeyn müßen, wenn ihm bei ſo einer Reiſe die Finger nicht gejückt hätten; wir meinen, wenn er nicht eine Reiſebeſchreibung hätte wollen drucken laßen. Sollte dies aber geſchehn, mußte er doch in London, Paris, Italien u. ſ. w. um ſich blicken, auch mit Genauigkeit, um hie und da noch etwas Unbeſprochenes zu finden, oder beſprochene Gegenſtände noch mehr zu erſchöpfen, weil der Name bereits vorhandner Reiſebeſchreibungen Legio heißt. Allerdings machen die es aber den Nachfolgern auch leicht, und die Reiſen auf dem Zimmer ſind deshalb ſo thunlich, als nicht ungewöhnlich. Kurz, er wollte ein Büchlein über ſeine Wanderungen ans Licht ſtellen, doch nicht über ſeine Ergötzlichkeiten mit den Polen, Engländern und Ruſſen, denn nicht wohl vertragen dieſe immer das Licht.

Als er heimkehrte, war ſeine Volljährigkeit vorüber, aber auch die Zeit des vollen Beutels. Mag es, dachte er, jetzt werde ich auf einen Lebensplan ſinnen, und auf keinen, dem man zu große Beſcheidenheit vorwerfen darf. Allenthalben gilt der Menſch das, wozu er ſich ſelbſt macht, und ich habe nicht Luſt, mich zu etwas Erbärmlichen zu machen. In meinem Vaterlande würde ich immer wohl nur einen Schneckengang zum kleinſtädtiſchen Bürgermeiſter vor mir ſehn; es giebt indeß Orte, wo der Ausländer und der weitgereiſete Mann Vorzüge hoffen dürfen. Was hindert mich, nach einem ſolchen mich zu wenden, und nicht dort mich etwa linkiſch zu benehmen.

Ihm fiel das Herzogthum ein, welches in dem Ruf ſtand, daß Fremde leicht dort ihr Glück fänden. Er ſuchte nähere Erkundigungen über das dortige moraliſche Klima einzuziehn, und erfuhr mit Vergnügen, daß Haſler dort als Rath angeſtellt wäre. Er hatte mit ihm zuſammen ſtudirt, ſie waren Jugendfreunde und luſtige Kumpane geweſen. Wohl entſann er ſich, daß Haſler ein Charakter ſei, der etwas durchzuſetzen vermöge, und in ſofern ihm auch geſagt worden, er ſtehe beim Fürſten in Gunſt, hieß es im Selbſtgeſpräch: Der ſoll mir eine glänzende Laufbahn öffnen.

Vorerſt wurden nun die Tagebücher geordnet, daneben andere Werke doch auch genützt, und in der nächſten Oſtermeſſe erſchien ſeine Reiſebeſchreibung auf artigem Papier, und mit noch artigeren Kupfern geſchmückt.

Ein Prachtexemplar auf Velin ſandte er dem Herzoge, auch anderen Staatsmännern dort, und vor allem dem Jugendfreund, welchem er daneben ſchrieb: er denke nun eine Reiſe in die Theile von Deutſchland zu machen, die er noch nicht geſehn, würde bei der Gelegenheit nach *** kommen, und das Vergnügen haben, ihn zu beſuchen.

Dem Herzoge wurden manche Bücher zugeſchickt, die er ſelten las; hier trat jedoch eine Ausnahme ein. Die artigen Kupfer, wovon er ein Freund war, erregten ſeine Aufmerkſamkeit, und leiteten ihn dann auch zum Inhalt des Buches, den er intereſſant genug fand. In einer Unterredung mit Haßler beſtätigte Dieſer ſein Urtheil vollkommen, und der — oft zu beſcheidne — Fürſt glaubte dann immer erſt recht dem eignen. Haßler ſprach manches von den treffenden, zum Theil ganz neuen, Bemerkungen über die engliſche Juſtizpflege, namentlich das Geſchwornengericht, welche das Buch enthielt, und den genaueren, als bisher gekannten, Nachrichten über das Polizeiweſen in Paris, fügte auch hinzu: daß ſich in dieſem und anderem Betracht viel praktiſcher Nutzen aus dem Werke ſchöpfen ließe. Uebrigens ſei ihm der Verfaſſer bekannt, er wäre der Sohn eines reichen Kaufmanns in Leipzig, habe ſich früh gebildet, und ſeine Talente, die man zu den ſeltneren zählen dürfe, auf Reiſen um ſo mehr entwickelt.

Das Buch widerſprach einer ſolchen Schilderung des Verfaſſers nicht, und ſo faßte der Herzog eine günſtige Meinung von ihm.

Der Leipziger empfing eine verbindliche Antwort vom Herzoge, und eine innige von dem alten Univerſitätsfreund; die ihm zugleich eine baldige Erfüllung des Verſprechens, nach * * * zu kommen, ans Herz legte.

Er kam, flog in Haßlers Arme, und ſagte ihm: nur das, durch ſeinen Brief doppelt aufgeregte Verlangen nach einem Wiederſehn, habe ihn beſtimmt, auf der neuen Reiſe hieher zu kommen, und ihren Antritt zu beſchleunigen. Welche Abſichten eigentlich im Hintergrunde ſtanden, verſchwieg er durchaus.

Doch hatte er die letzten Reſte ſeines Vermögens, wie einigen noch gefundenen Kredit, aufgewandt, nicht unſcheinbar hieſigen Orts anzulangen. Er fuhr in einem netten Reiſewagen ein, von einem Jäger in artiger Livree begleitet, und miethete gleich noch einen Lohnlakeien. Seine Kleidung war nicht geſucht, aber höchſt ſauber; gewöhnlich trug er einen farbigen Stein am Finger, und eine kleine Lyra von Diamanten im Buſenkreis; in vornehmer Geſellſchaft blitzte hingegen dort ein Solitair, und hier ein Lichtkranz vom erſten Waſſer. Er dachte: wie man auftritt, ſo klingts, und in der That mag es auch irgendwo noch ſo einfach und ernſt zugehn; wer das Anſehn hat, als befehlige er mindeſtens eine halbe Tonnegoldes, erlangt mehr Achtung, wie das große Talent im kümmerlichen Aufzug. Steht aber neben dem äußern noch der Talentglanz, ſo wird Letzteres erſt im vornehmen Kreis recht einheimiſch gemacht, wo es ſonſt doch nur wie ein Fremdling ſtände. Und die Brillanten! Es iſt ſeltſam, daß auch die Weiſen ſie gern ſehn, und die Weiſen, dafern ſie zu Reichthum gelangen, ſelten Verzicht darauf thun. Sage man immer: es iſt ja eine Spielerei großer Kinder, was hat man denn von dem Flimmern des Karfunkels? Es iſt zu antworten: So reden nur die Füchſe welchen die Trauben zu hoch hängen; wer hinauf kann, genießt; wer Juwelen zu kaufen vermag, läßt ſie an ſich ſtrahlen. Er wird auch ein ganz anderer Mann dadurch. Es iſt kein Geringes, wenn die alten Damen — überall von Einfluß durch ihre geläufigen Zungen — nach den Fingern geſchielt haben, und reiche, oder ſonſt bedeutende Männer, ſich einen Ring, eine Doſe,

u. ſ. w. zeigen ließen, um als Kenner darüber zu urtheilen; Jene reden mit erhöhtem Intereſſe von dem Leuchtenden, dieſe ehren ihn durch vertraulichere Annäherung. Man ſollte nicht glauben, daß ſie auf Fürſten ſogar, welche des Krams doch genug beſitzen, Eindruck hervorbringen, und dennoch iſt dem ſo. Der berühmte Sänger Italiens, Marcheſi, hatte einen Rock, woran die Knöpfe von Diamanten zuſammengeſtellt waren. Dieſen trug er, wenn er auf ſeinen Kunſtreiſen ſich großen Herren vorſtellen ließ, und ſie durch ſeinen hellwirbelnden Sopran bezauberte. Wer möchte zweifeln, daß nun die Geſchenke für den Zauber anſehnlicher ausfielen, als wenn der Rock geſponnene Knöpfe vorgezeigt hätte. Einem mit Diamanten überſäeten Künſtler ließ ſich doch keine andere als eine auch glänzende Gabe reichen, und folglich macht, wovon wir reden, auch auf Fürſten Eindruck. Es iſt einmal ſo. Diamanten ziehen das Gemüth an, und es ließe wohl eine poetiſche Erklärung zu. Vielleicht ahnt das Gemüth den lichten Urſtoff, und die künftige Lichtgeſtalt, in der es einſt verklärt einherziehen ſoll.

Genug, der Leipziger verſtand ſich auf die Menſchen, und deshalb feierten ſie ihn gleichſam in der Hauptſtadt des Herzogthums. Haſler führte ihn in die beſten Geſellſchaften, und er machte ſich zur Seele derſelben. Wirklich redete er mehrere Sprachen, wirklich wußte er von ſeinen Reiſen gar viel zu erzählen, ſo daß ihn ſchon darum anſtaunte, was wenig hinter dem Ofen weggekommen war. Doch erzählte er auch ſo, daß er Jeden nach ſeinem Sinn vergnügte, den Hofmann, den Archäologen, den Antiquar, den Künſtler, die gebildete Schöne, die gern von den Luſtwäldchen im Lande, wo die Citronen blühn, hörte, den gebildeten Wanſt, dem nach Kunde verlangte, wie man in London das ächte Roſtbeef, die weltberühmte Schildkrötenſuppe, in Paris den crême à fromage bereite.

War er nicht eingeladen, zeigte er ſich bei den Reſtaurateuren und im Weinhauſe wie ein recht liebwürdiger Lebemann. Dies war eben nicht nach Haßlers Geſchmack, der ihn überhaupt nur ſelten begleitete, weil er ſchon damal ſich meiſtens an den Arbeitstiſch gefeſſelt hielt. Sein Freund wußte indeß ſchon was er that, wußte, daß bei den Reſtaurateuren und in den Weinzimmern die Herzen einander zufliegen; es war übrigens auch ſein Geſchmack, gern in guter Geſellſchaft gut zu ſpeiſen und zu trinken. Ihn konnte er nimmer wohl verbergen, wenn es ihm andrerſeits ſchon gelang, durch Masken nach Jedermanns Belieben zu täuſchen.

Haßler wurde übrigens auch nach dem ſeinigen aufs Beſte bedient. Der Fremde hatte es gleich weg, daß ſein Steckenpferd der liebe Zeitgeiſt war, ſetzte ſich mit darauf, und half es ihm wacker tummeln. Dies erneute, entflammte die alte Wechſelneigung um ſo mehr. Du ſollteſt bei uns bleiben, rief Haßler, Dich hier um ein Amt bemühn, was Deinen Talenten nicht fehlen könnte! Jener zeigte hohe Befremdung über den Antrag. Ich habe Vermögen genug, mir ſelbſt zu leben, ſagte er, und dahin ſtrebt auch meine Hauptneigung. Der Kaiſer von Rußland, von dem ich meine Tabatiere mit Brillanten empfing, ließ mich durch meine Freunde, den Fürſten * * * oi und den Grafen * * * v, die mich ihm empfohlen hatten, nach St. Petersburg berufen, doch lehnte ich es ab. Denn ein anderer Vorſchlag hatte größern Reiz für mich, obſchon ich noch immer wanke, und mich nicht recht entſchließen kann, Deutſchland wieder zu verlaßen. Mein Freund in England nehmlich, Lord * * * hat mir angetragen, auf Koſten der afrikaniſchen Geſellſchaft eine Reiſe zu den Quellen des Niger und Nil zu machen. Meine Wißbegierde könnte ich dabei allerdings ungemein nähren, und die Bedingungen ſind mit ächt brittiſcher Freigebigkeit geſtellt, ſo daß am Ende noch ein anſehnlicher Gewinn bleiben müßte: ein zugeſagtes bedeutendes Jahrgeld auf Lebelang ungerechnet. Doch wohnt einmal, ſeit meiner Heimkehr, ein vaterländiſcher Sinn in mir, der mich wie an Banden hält, und ferner iſt auch zu bedenken, daß Afrikas Himmel nicht zu den freundlichen gehört, die Bruce, Mungo Park, Hornemann konnten Zeugniß davon ablegen.

Der Pylades ſagte hier dem Oreſt eben keine Wahrheiten. Er hatte mit dem Fürſten, dem Grafen und dem Lord allerdings in Mailand und Florenz, in Rom und Neapel, an Wirthstafeln geſpeiſt, in Theatern die Loge getheilt, auch Spazierfahrten gemacht und ſowohl Kunſt- als — Naturſchönheiten zuſammen beſucht. Es pflegen das wohl Reiſende, wenn ſie hie und da einander treffen: hat ſie gleichwohl das Schickſal erſt wieder nach Oſt und Weſt entführt, denken Vornehme ihrer Bekannten geringeren Standes wenig mehr, ob dieſe ſchon Jene oft im Munde führen. So war es auch hier geſchehn, und weder von Briefen aus London, noch aus St. Petersburg die Rede. Eine Tabatiere aus letzterm Ort hatte der Verfaſſer jener Reiſebeſchreibung zwar gehofft, und dem Fürſten * * *oi in der That, ihm zugleich das Buch überſendend, einen leiſen Wunſch zu erkennen gegeben: er möchte ihm höchſten Ortes ſie erwirken; doch hatte dieſer entweder es nicht gekonnt, oder nicht gewollt, denn eine Doſe auf Borg von einem Juwelier, der ihn noch vermögend hielt, wurde zum kaiſerlichen Geſchenk erhoben.

Nun, dies Alles importirte, und kann man damit ſchon bei fremden Leuten viel ausrichten, was muß nicht erſt da geſchehn, wo bereits Freundesgefühle in des Andern Bruſt für uns lodern. Il ne faut pas montrer le doigt malade à ses amis, heißt ein bewährtes franzöſiſches Sprüchwort, und will ſagen: Laß es Deinen Freunden ja nicht merken, wenn Du kein Geld haſt, oder eine Abſicht hegſt, welche durchzuführen ſie große Mühe anwenden ſollen. Allerdings muß der Charakter des Jahrhunderts hier betrachtet ſeyn, der wieder den Leidenſchaften ihren Charakter giebt. Ehedem hatte ja Theſeus wohl Luſt, für ſeinen Pirithous in die Hölle hinabzuſteigen, im Jahre 1819 würde er ſich

ſchön

ſchön dafür bedanken. Doch in ſofern man bereits wieder eine Hölle glaubt, könnte es auch wohl mit dem Rückgang noch wieder bis zu jener ſtarken Freundſchaft gedeihen: die Hölle ſelbſt wieder entſtehn, damit ſie daran ſich erprobte. Heutigen Tages iſt aber die Regel: Trit reich vor Deine Freunde, zeige ihnen, daß Du ſie gar nicht brauchſt, weil Du noch viel mächtigere haſt: dann werden ſie geneigt ſeyn, etwas für Dich zu thun, auch Mühen zu vollbringen; nur darf auch kein Cerberus ihnen entgegen bellen, ſonſt kehren ſie wieder um.

Univerſitätsfreundſchaften ſind, wie man weiß, zwar, in jenen holden Tagen der Jugend, noch immer ziemlich heiß; doch laßet den Athem von fünf oder ſechs Jahren darüber hinwehn, ſo hat er ſie meiſtens auch ziemlich abgekühlt. Es gilt beſonders von ſolchen, die zwiſchen einem Baron und einem Studirenden bürgerlichen Herkommens geknüpft ſind. Erſcheint Letzterer nach einem guten Zeitraume vor Jenem (auf ſeinen Gütern, oder wenn er ein anſehnliches Amt bekleidet,) in unanſehnlicher Geſtalt, wird es dem Baron leicht nicht eben erfreulich ſeyn, den Jonathan der Vorzeit umarmen zu können; ja, es iſt nicht unmöglich, daß er es nun vergeſſen hat, einſt ihn Herr Bruder genannt zu haben, und daß er ihn nun mit großen Höflichkeiten abſpeiſt.

So hätte es dem Leipziger auch gehn können, wäre er im kahlen Ueberrock bei ſeinem David erſchienen, ſagend: Herr Bruder, ich habe mein Vermögen durchgebracht, nun hilf mir zu einem Amte. Doch weil erſt das Buch ihm vorausgegangen, ein Buch, in welchem ohnehin viel Waſſer auf Haßlers Mühle floß, ein Buch, wovon er ſo löblich mit dem Herzoge reden konnte; weil der alte Freund in ſo ſtattlichem Aufzuge anlangte, und den Beſitz einer halben Tonne Goldes ahnen ließ; weil Alles ſeine gefällige Darſtellung, ſeine ſchöngeiſtige Unterhaltung mit Beifall überhäufte; weil Fürſten, Grafen und Lords ſeine Freunde waren, da hätte der Baron doch mit einem ihn lächerlich machenden Vorurtheil umnebelt ſein müſſen, wenn er gegen einen ſolchen Freund comme il faut die alten Beziehungen nicht fortgeſetzt, nicht jene Bande mehr noch verengt hätte. Der berühmte Schriftſteller, der ſchier ganz Europa geſehn, der hochgebildete liebwürdige Geſellſchafter, der vermögende Mann, ehrte ihn ja. Und indem der angeſehene, daneben ernſte, Haßler mit ihm auf Du und Du, auf Oreſt und Pylades umging, reflektirte das wieder auf den Leipziger ein neues Licht.

Uebrigens ſchien er jenem erſt weit von ſich gewieſenen Einfall nachzuſinnen, und erklärte etliche Tage darauf: wie er doch, weil Haſler hier lebe, und es ſo anziehend für ihn ſeyn müſſe, künftig denſelben Aufenthalt mit ihm zu theilen, ſich vielleicht entſchließen konnte, in des Herzogs Dienſte zu treten. Freundſchaft würde ihm die Stelle eines ruſſiſchen Kollegienraths, den Weg zum ruſſiſchen Miniſter vergüten können. Es gefiele ihm darum auch ſo im Herzogthume, gern würde er hier gemeinnützig ſeyn, nur — fühle er auch allerdings ſich zu ſehr, um ſich zu einem zu untergeordneten Amte zu bequemen.

Das wird man Dir auch nicht anbieten, entgegnete Haſler; Du mußt wenigſtens Rath ſeyn; von da geht es bald zum Departementsdirektor, oder Präſidenten, wenn man ſich des Herzogs Wohlwollen erhält. Und invalide Amtskrüppel giebt es in Menge bei den Kollegien, der Tod ſchafft Vakanzen, auch ſind zur Penſionirung gar Viele überreif. Gleichwohl finden auch ſich manche Schwierigkeiten. Der Herzog zeichnet Fremde gern aus, zieht gern Talente auch Vermögen ins Land, will aber ungern Eingebornen Unrecht thun: in der Regel ſollen Dienſtjahre zugerechnet ſeyn, nur wahrhaft hervorleuchtende Verdienſte Ausnahmen begründen. Auch iſt er ein wenig mißtrauiſch; Empfehlungen müſſen auf vielen Wegen zuſtrömen. Doch erfüllſt Du ja auch die meiſten dieſer Bedingungen. Das übrige muß ſich finden. Nur allenthalben konſequent.

Wohl verſtand ſich, daß es der Freund war. Er hatte ſchon Allenthalben um ſich geblickt, das Terrän — wie man es nennt — fleißig erkundet. Und es daneben auch zum Ausſtreuen verſchiedenen Saamens benutzt. Dem alten Juſtizminiſter hieß er ein gründlicher Rechtsgelehrter, denn er hütete ſich wohl, gegen ihn Jury und mündliche Verhandlungen zu loben; auf ſeinen Böhmer hielt er vielmehr da, auf ſchriftliches Referiren und Correferiren. Den Höflingen galt er ein Mann, der Allenthalben wichtige Verbindungen hätte, zu brauchen ſeyn dürfte, gäbe es an fremden Thronen etwas zu wirken. Manche Beamte, deren Töchtern er Artiges geſagt, hielten dafür, er müſſe gar kein zu verachtender Eidam ſeyn. Und wie die Zacken eines Quirls zum Mittelpunkt laufen, ſo wimmelten auch Lob und Rühmen des talentvollen Fremdlings aus vielen Richtungen dem Herzoge zu. Er war ihm bereits vorgeſtellt worden; gefällige Darſtellung, Freimüthigkeit, ſinnige Antworten hatten Jenen für ihn eingenommen; auch ſah er jeden Sonntag ihn in der Kirche, hörte gar oft an der Tafel ihn preiſen. Auch der Kabinetsrath hatte vom Juſtizminiſter, von dieſen und jenen Beamten, ähnliche Urtheile vernommen, des Leipzigers Unterhaltung dann geſucht, und bewährt gefunden, was die öffentliche Stimme ſagte.

Hiezu Haſlers oft wiederholter Rath, einen Mann, um den Rußland und England ſich bemühten, nicht von dannen zu laßen, und es mußte wohl dahin kommen, daß ihm die Regierung ſelbſt Dienſte anbot.

Ein Invalider beim Juſtizkollegium ward in den Ruheſtand verſetzt, und Jener trat in ſeine Stelle, welche die nächſte zum Präſidenten war. Die gekränkten Hinterleute ſchrien zwar, allein dies half ihnen nicht. Sie wollten auch, ſeine Arbeit prüfend, vermeinen: der Vorgezogne ſei nichts weniger als ein tüchtiger Juriſt, habe nur eine zuverſichtliche, imponirende Redegabe, welche ſich praktiſch nicht bewähre. Vielleicht irrten ſie iedoch. Wahr iſt, daß er ziemlich flüchtig und lückenhaft arbeitete, auch nach alter Weiſe gar nicht mit Luſt zu arbeiten ſchien: dies konnte inzwiſchen aus der Urſache auch geſchehn, daß ſie ihm als verwittert nicht behagte: denn kaum als Rath bei dem Juſtizkollegium eingetreten, übergab er auch einen Vorſchlag um den andern zu Neuerungen. Jetzt wollte er Geſchworne, plaidirende Advokaten, Tribunen mit Zuhörern gefüllt. Er mißfiel dem alten Miniſter, der ſo was bei ihm nicht vermuthet hätte, dadurch nicht wenig. Dem Kabinetsrath hingegen, der bereits mit ſeiner neuen Verwaltungsorganiſation, die Allenthalben ein raſches Entwickeln herbeileiten ſollte, ſchwanger ging, mochten Ideen ſolcher Art ganz willkommen ſeyn, und die Beſchwerden ienes Miniſters über den neuen Rath wurden dieſem ein Lob.

Es kam gleichwohl zwiſchen Beiden zu ſo vielen Zwiſt, daß man darauf zu denken hatte, ſie zu trennen.

Eben dies wollte auch der Sachſe. Das Amtsgehalt entſprach ſeinen Bedürfniſſen nicht; er wünſchte einen freiern, willkührlichern, Geſchäftskreis, wünſchte auch, daß bedeutende Summen durch ſeine Hände gingen. Es that Noth, ſeine bereits ziemlich laut mahnende Gläubiger zu befriedigen, wie geſchickt er auch ſich hier neuen Kredit zu öffnen verſtand.

Den Polizeidirektor in der Hauptſtadt hatte jedoch eine Waſſerſucht befallen, von der ſich kein Geneſen abſehen ließ. Auf ſein Amt richtete Jener zeitig die Blicke, und reichte noch mehr Vorſchläge zur Verbeſſerung des hieſigen Polizeiweſens, als der Juſtiz ein, bewies auch ihre Nothwendigkeit mit triftigen Gründen. Daneben unterhielt er mit ſeinem ehemaligen Wirth in Paris einen Briefwechſel, der ihm allerhand Neuigkeiten melden mußte. An dem hieſigen Hof war man in jener Zeit immer gar ſehr darauf geſpannt, liebte es, die Ereigniſſe zeitig zu erfahren, und ſo machte der Rath ſich nicht allein beliebter durch Anzeigen, ſondern gewann auch mehr Gültigkeit. Etliche Fremde gab er als Spione aus Paris an, und rieth, ſie ſcharf zu beobachten, oder zu entfernen. Auch wandte er unter der Hand Geld auf, durch liſtige Späher verübte Diebſtähle und Betrügereien auszumitteln; was ihm auch in einigen, nicht unbedeutender, Fällen glückte.

Als nun die Waſſerſucht den Polizeidirektor zum letheiſchen Waſſer abgerufen hatte, wo ſollte man nun einen würdigeren Stellvertreter gefunden haben, als den Mann, der ſo einleuchtend nützliche Vorſchläge zu den nothwendigen Verbeſſerungen in ſeinem Bereich übergab, und anderweitig noch zeigte, wie ungemein er durch vielſeitige Umſicht, Gewandtheit, Kenntniß des Auslandes und Verbindungen dorthin, ſich dazu eignete? Wie ſchnell er ſich übrigens auch vom Innlande zu unterrichten gewußt, bewies ſich an manchem Erforſchen deſſen, was der Verſtorbene nimmer hatte an den Tag bringen können.

So empfing er nun dies Amt, und es, an ſich, durch ſeine Vorſchläge, einen höheren Belang, eine weitere Ausdehnung, indem man polizeilich das ganze Herzogthum unter die Behörde in der Reſidenz ſtellte. Da gebot nun der neue Chef vielen öffentlichen und nicht öffentlichen Polizeibeamten, ſelbſt einer kleinen Marechauſſee; ihm wurden namhafte Summen zu geheimen Ausgaben überwieſen; er leitete Bauten, an Kunſtſtraßen, Gefängnißen, öffentlichen Verſorgungshäuſern. Einige wollten zwar meinen: er baue ziemlich theuer, indeß waren die Preiſe der Ziegel, des Holzes, des Kalkes auch geſtiegen. Andere wollten behaupten: von all dem Aufwand ſei mancher unnöthig geweſen, allein dem Herzoge war ſeine dringende Nothwendigkeit einleuchtend dargeſtellt; und er freute ſich hernach ſowohl über die hübſchen Anlagen, als den Umſtand, daß man in nahrungsloſen Zeiten ſo viele Hände beſchäftigte.

Dem ſei wie ihm wolle, hatte man einſt dem Fürſten damit eine Lüge hinterbracht, daß unſer Mann wohl eine halbe Tonnegolds befehlige, ſo war ſie nach einigen Jahren mehr als doppelt vergütet. Und eine vielgelobte Anwendung machte er von dem Erſchwungnen. Sein Haus war die Gaſtfreiheit ſelbſt, nirgend aßen die Erzeſſer mundender. Man rühmte ſeine Erbsrotage in der Paſtete, ſeinen Sardellenkompot, ſeine Maccaroni mit eingepökelten Leipziger Lerchen, ſeine ganz eigne Auſterſauze über den Faſan, ſeine Meerſpinnen und Meerkrebſe, auch daß zu jeder Schüſſel ein beſonderes, im Geſchmack dazu wohlberechnetes Getränk dargereicht würde, wo einander meiſtens Madeira, dickes Porterbier mit Zucker, Chateau la Fite, Burgunder, Rüdesheimer, Mousseux von Epernai, Tokaier, und endlich auf den Kaffee noch, Baſeler Kirſchwaſſer oder Aniſette folgten. Die Punſche bei den ſybaritiſchen Abendgelagen übertrafen die Erwartung noch mehr, in ihrer feurigen und ſinnigen Mengung, ja, die näher Unterrichteten ſagten einander etwas von geheimen Orgien, worin man nur die vertrauteſten der Freunde weihe, wo ſie mit noch anderen als todten Genüßen bedient würden, und wo man auch kleine dramatiſche Liebhabervorſtellungen erblicke, gewiſſen heimlichen in Paris ähnlich.

Doch übertreibt die Fama leicht, wie bekannt. Sie thut es jedoch nicht Allenthalben, erwägt das Ohr, zu dem ſie dringt, nach ſeinen Neigungen für das Piano oder Forte. Und ſo kam zum Ohr des Herzoges nur: man äße gut bei dem Polizeidirektor, er liebe heitere Geſelligkeit. Nun Jener tadelte wohl Saus und Braus, verlangte aber auch nicht, daß ſeine Diener ſpartaniſche Suppen äßen. Und hatte der Sachſe neben ſeinem Gehalt doch eignes Vermögen; weshalb ſollte er auf vollbrachte mühſelige Arbeit nicht des Lebens davon genießen? Auch nützlich, wenn das Geld umlief.

Eines Tages hatte indeß ermeldete Zeitungsbringerin der älteren Hofdame etwas zugeraunt, wovon Dieſe im Beiſeyn der regierenden Fürſtin Einiges hinwarf; und das hätte Jenem ſchon nachtheiliger ſeyn können.

Es hieß: der Polizeidirektor liebe das andere

Geſchlecht ungemein; ſogar ohne Dezenz. Man ſahe ihn Abends zu übel berüchtigten Frauenzimmern ſchleichen, die er, von Amtswegen, vielmehr zur Stadt hinausjagen ſollte.

Die zartfühlende Herzogin war empört, und ſagte ihrem Gemahl, was ſie vernommen hatte. Dieſer ſtutzte unwillig, zweifelte jedoch, weil er nicht gern Schlimmes von ſeinen Beamten glaubte, am wenigſten da, wo er bereits ſeine gute Meinung befeſtigt hatte. Demungeachtet erkundigte er ſich beim Freiherrn von Haſtler, ob das Gerücht wahr ſeyn möchte. Dieſem mußte der Neid laßen, daß er jetzt treulich an ſeiner Freundſchaft hielt: es würde auch ſeinen Stolz beleidigt haben, dafern Jemand, den er ſo dringend empfohlen, Mißfallen aufgeladen hatte. Deshalb ſagte er: Gnädigſter Herr, beim Polizeiweſen muß ſchon Einiges der bekannten jeſuitiſchen Regel gelten, nach welcher ein löblicher Zweck auch die Mittel lobt. Ganz wird es nimmer gelingen, unzüchtige Dirnen auszutilgen, und man wählt, in ihrer Duldung, nur von zwei Uebeln das kleinſte. Dieſe Geſchöpfe ſind aber auch oft in London, Paris, Rom, Madrit und anderer Orten, zu wichtigen Abſichten genützt worden, haben nicht ſelten ausgeforſcht, was ſonſt verborgen geblieben wäre. Nun, es iſt weſentlich, genauer wie es die unſichern Zeitungen geben, zu erfahren, wie die Sachen in Paris, wie ſie bei Napoleons Heeren ſtehn. Der franzöſiſche Charge-d'affaires hat mehrere junge Leute um ſich, manche Offiziere kommen durch, und wie die ſittenverderbten Franzoſen einmal ſind, das beſucht denn feile Dirnen. Einige der verſchmitzten unter ihnen ſind jedoch beauftragt, um dies und das zu fragen, der ſtarken Getränke ſich zu bedienen, um den Franzoſen im Rauſch abzulocken, was ſie nüchternen Sinnes auszuplaudern ſich wohl hüten dürften. Allerdings ſind die Zeitläufte kritiſch, gar viel hängt oft an einer frühern oder ſpätern, einer wahren oder falſchen Benachrichtigung. Des Polizeidirektors Eifer für Ihr Durchlaucht höchſten Dienſt kennt keine Gränzen, ſeinen Unterbeamten mag er das Wichtige nicht anheim ſtellen, und ſo verſchmäht er es nicht, dergleichen Geſchöpfe ſelbſt anzuweiſen und abzuhören.

Der Fürſt war ungemein zufrieden, eines Andern belehrt zu ſeyn, und nun dem Sachſen um ſo gewogner.

Aus dieſem Allen geht hervor, daß ihm die Glücksgöttin lächelte, und will die nur, findet man — wo Tauſende Unheil finden — Heil; iſt Jene doch ſelbſt eine Metze. Es war in dem bedeutenden Jahre 1812. Ein franzöſiſcher Eilbote kam durch, nützte aber die zehn Minuten, während man auf der Poſt andere Pferde ſattelte und zäumte, doch einer alten Bekannten hier einen Eilbeſuch abzulegen. Er ſah nicht mehr ſo vergnügt aus, wie Ehedem; ſie fragte warum. Ihm entfiel ein Wörtlein: daß auf Moskowiens Schneegefilden die große Armee in gänzlicher Deroute ſei. Bald danach erſchien der Polizeidirektor, hörte was die gute Freundin gehört. Er flog nach dem herzoglichen Pallaſt, ließ ſich eine außergewöhnliche Audienz ausbitten, und that Meldung. Der Korſe nannte damal noch den Herzog ſeinen treuen Alliirten; der treue Alliirte freute ſich indeß ungemein, daß es dem Korſen ſo ſchlecht ginge. Doch äußerte er auch Beſorgniſſe, der Zukunft willen, die große Verlegenheiten herbeiführen könne. Der Leipziger rieth demüthigſt unmaasgeblich: dem Schein nach vor der Hand ein treuer Alliirter zu bleiben, doch ſich dergeſtalt einzurichten, daß man nach der Hand abſpringen könne. Vielleicht nahe der günſtige Augenblick.

Fortan wurde er mit gerufen, wenn der Herzog die politiſchen Bedenken im Stillen konferirte. Es ſollten Kontingentsergänzungen geſtellt werden. Der Sachſe empfahl Zaudern, Säumen, Rückhalten. Der Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten war ängſtlich, warnte: um Alles in der Welt nichts zu thun, was die Franzoſen erbittern könne, und ſie wären haarfein, blickten weit. Jener meinte dagegen: auch den Franzoſen ließe wohl ſich ein X für ein U machen; er riethe tiefunterthänigſt, Ihr Durchlaucht möchten nur den Chargé-d'affaires oft nach Hofe einladen, und unmaasgeblich zu reden geruhn, wie es zu wünſchen ſei, daß er es ſeinem Herrn berichte. Uebrigens könne füglich ſo gehandelt werden, daß man des Siegers Zufriedenheit gewänne, möchte es ſeyn, wer es wolle. Vermuthen ließe ſich aber aus triftigen Gründen, daß Napoleons Glücksſonne ausgeſchienen habe; er, der Sachſe, wiſſe aus Paris, daß ſeine Gegenparthei wachſe, die Bourbons an der Garonne einen Anhang bildeten, man in den weſtlichen Departements die Conſcription ſchwierige, und mehr. Dem Herzoge dünkte des beredten Polizeidirektors Anſicht die richtigere, und neigte ſein Verfahren zu ihr hin.

Freilich runzelte man bei Hofe nach den

Schlachten von Görſchen und Bautzen die Stirn, der Polizeidirektor wurde nicht eben freundlich angeſehn; es hieß bereits in der Stadt: er ſei in Ungnade gefallen. Und der Chef des auswärtigen Departements murmelte: Aha — es wird ſich zeigen wer Recht hatte. Allein die Schlacht bei Leipzig gab dem Leipziger Recht, und nun war er, wie man zu ſagen pflegt, Oben drauf. Wie der ruſſiſche Schnee Manche in den Tempel des Ruhms geführt hat, die ſonſt nie ſeinen Vorhof betreten haben würden, ſo brachte nun auch die Schlacht von Leipzig den Leipziger zu wichtigen Verdienſten um das Herzogthum. Sie waren nicht abzuläugnen. Daß man nach ſeinen Ideen verfuhr, rettete vielleicht einige Tauſend Landskinder, die ſonſt noch zu Napoleons Verfügung geſtellt wären, und beugte ſchweren Mißhelligkeiten vor, in die man, bei einem zu feſten Halten an dem alten erhabnen Freund, mit ſeinen erhabnen Feinden hätte gerathen können. Ein anderer Ausgang der Schlacht von Leipzig konnte freilich dem Leipziger, wie dem Herzogthum, einen gewaltigen Strich durch die Rechnung ziehn, allein dem war nicht ſo.

Wie hätte ein ſo edler Fürſt, der ſchon geringes Verdienſt gern belohnte, gegen ein wichſtiges unempfindlich bleiben ſollen. Sein Dank beſtand in drei Worten, und Dreitauſend Thalern Gehaltsvermehrung. Jene Worte hießen Geheimer-Ober, welche dem Polizeidirektor voran geſtellt wurden, und einem von, das nun folgte. Der Fürſt bewirkte ſeinen Adel um ſo lieber, weil er jetzt ſchon die Abſicht faßte, einen in ſo vielem Betracht ausgezeichneten, um den Staat wohlverdienten, Mann künftig zum Miniſter zu befördern; und Miniſter bürgerlichen Standes ernannte er doch nicht gern. Den neuen Namen wählte der Emporkömmling ſelbſt, hieß nun der Geheime-Ober-Polizeidirektor von Leichtſtädt. Es paßte, denn er nahm Alles leicht, auch das Ernſte und Schwere, das aber oft dann am meiſten gelingt, vorzüglich wenn es die Glücksgöttin ſo für gut findet.

Nach dem allgemeinen Frieden ſprach nun der Zeitgeiſt, dem bisher die Worte doch nicht immer hatten fließen wollen, dem auch bisweilen der Mund zugehalten worden, ungemein laut und beredt. Es gnügte nicht mehr, von einem blos guten Geiſt beſeelt zu ſeyn, der Zeitgeiſt mußte beſeelen; und er fuhr auch bis in die Gymnaſiaſten, bis in die Frauenzimmer. Es iſt ſchon von den öfteren Veränderungen im Regiment

ment geredet worden; nun folgten mehrere, die neueſte Verwaltungsorganiſation, mit deren Theorie lange ſchon der Kabinetsrath — mit Zuziehung des Freiherrn von Haſsler und des Herrn von Leichtſtädt — beſchäftigt geweſen, kam erſt etliche Jahre darauf zu Stande, wo man den Grafen von Hohlburg auch aus Berlin verſchrieb.

Der alte Juſtizminiſter ſtarb a tempo, Leichtſtädt wurde nun Miniſter des Innern, hatte die Juſtiz und die Polizei als Chef zu leiten.

Beinahe ſchien es, als wäre ein philoſophiſcher, Rang und Titel gering achtender, Geiſt über ihn gekommen, denn er ſuchte anfänglich der Excellenz auszuweichen, wollte mit dem Geheimen-Ober-Polizeidirektoramt ſich begnügen. Doch wie das Straßen- und andere Bauweſen unmittelbar ihm anheimgeſtellt bleiben, und die Reſidenz einen einfachen Direktor, deſſen Bereich ſich nur bis an die Stadtgränze erſtreckte, zugetheilt erhalten ſollte, ließ er ſich die glänzende Erhebung gefallen.

Er wurde nun von allen Miniſtern der acceſſibelſte, was ſich im Deutſchen nicht wohl ſagen läßt. Den alten regen Neuerungsſinn gewahrte man nicht mehr an ihm; er trug bisweilen auf einen zeitgeiſtgemäßen Formenwechſel an, fand er jedoch Widerſtand, ließ es der Miniſter getroſt beim Alten, ſo wie auch die Jury und der mündliche Prozeß bei der Rechtspflege, noch uneingeführt blieben. Ohne allen Streit war keiner von den übrigen Miniſtern ſo geliebt von den Unterbeamten als Leichtſtädt, denn keiner lud ſie ſo oft an ſeine Tafel, ging ſo ohne alle Grandezza mit ihnen um, erſchwerte ihnen die Arbeit ſo wenig.

Einige meinten: Dies geſchähe vielleicht, weil Seine Excellenz ſelbſt nicht Luſt hätten, ſich viele Arbeit aufzuhalſen, vielmehr, nachdem ſchwere Arbeit gethan ſei, nun ruhig genießen wollten. Dieſelben blickten auch wohl darum Anderen nicht zu ſcharf auf die Finger, weil die eignen Schääfchen ins Trockne gebracht wären, und Sie gutmüthig nun lebten und leben ließen. Sie machten auch nicht, wie der Graf von Hohlburg, den ſtrengen Cato, weil Sie auch nicht wünſchten, daß ſittenrichterliche Blicke bis zu Ihren Orgien und filles entretenues drängen. Und am Ende möchten Seine Excellenz wohl heimlich denken: Was ſoll ich viel mich plagen? Ein anſehnliches Vermögen iſt mein. Das Schlimmſte wäre ein Abſchied, dem immer noch ein namhaftes Jahrgeld beigefügt werden müßte, wo die einmal angebundne Excellenz doch an mir hängen bliebe, und nun keine

Arbeit meine Tafelfreuden, meine Jagdparthien, und andere Vergnügungen ſtörte.

Dies waren bei dem Allen nur Vermuthungen, und es drang nicht zum Ohr des Fürſten, daß ſie Jemand hege. Um ſo öfter dagegen hörte er die ungemeine Liebe erwähnen, die Leichtſtädt bei ſeinen Untergebnen fände.

Aber auch mit ſeinen Kollegen ſtand er trefflich. Wenn Haſtler und der Graf, wie es nicht ſelten geſchah, mit einander ſich veruneinigt hatten, ſo war es Jener meiſtens, der ſie — bis zum nächſten Streit verſöhnte. Legte Trägau Hinderniſſe, machte Leichtſtädt, daß ein Theil etwas zugab, der andere etwas nachließ. Oft war der Herzog im Staatsrath Zeuge, mit welcher gefällig beredten Anmuth er über das Schwierige hinging, das Streitige ausglich, die Gemüther in Einklang brachte, und Jenem dünkte — mit Recht — dies ſei an einem Miniſter kein übles Talent. Auch brachte Leichtſtädt ſeinen guten Humor ſelbſt mit in den Staatsrath, machte ihn lebendiger, heiterer; hatte witzige Einfälle, über welche der ernſte Fürſt, ſogar der Melancholiker Hohlburg, lachen mußte.

So ſtand es alſo um das Miniſterium in dem Herzogthum, und wir meinen, es ſtand ſo übel nicht. Man hatte zwei oder dreimal Genie; es giebt Miniſterien von zwölf Perſonen, wo es nicht Einmal zu finden iſt. Es fehlte aber auch nicht an Stabilität, und gewiſſermaaßen konnte man ſie auch bei den, Herrn von Leichtſtädt untergeordneten, Departements finden. Auch gut! Bei der Juſtiz kann man nur langſam bedächtig ändern wollen, bei der Polizei that es, nachdem Frieden geſchloſſen war, um keine zu hitzige Regſamkeit Noth. Uebrigens gab es zwei ächt ſtrebende Tendenzen, wo ſie der Zeitgeiſt am lauteſten gebot. Der Miniſter des Innern rang alle Hydern zu Boden, welche ſich der möglichſten freien Entwickelung, dem Nationalreichthum, wie ihn Adam Smith erzielt verlangt, entgegen ſtellten, der Miniſter des Obern ſpannte alle Segel auf, das Volk in den Hafen wahrer Religioſität und Moralität zu führen. General von der Trägau war auf das beſte Vernehmen mit auswärtigen Mächten bedacht, und ließ im Heere ungern Neuerungen entſtehn. Auch gut! Denn nach manchen Projektmachern hätte man längſt das geſammte Heer abdanken, und allein ehrliche Bürgerkompagnien in den Waffen üben müſſen. Haben die ehrlichen Bürger indeß nicht andere Geſchäfte? Könnten nicht Zeiten nahn, wo man der Soldaten vom Handwerk bedarf, ſintemal die leztvergangnen nicht als Beiſpiel für noch kommende gelten können? Möchte nicht Eins aus dem Andern entſtehn: aus Bürgermiliz Bürgerſinn, Sehnſucht nach allerhand politiſchen Bürgerfreuden, bald mit Ständen, bald mit Tribunen, Conſuln, Archonten, Theſmotheten, bis ein Auguſt oder Bonaparte dem — mit Blut bezahlten — Zeitvertreib ein Ende macht? Wohl ſah der Fürſt das ein, und war deshalb mit dem General ſo zufrieden, als er ſich des ganzen Miniſteriums halber pries.

Vortrag.

Erſte Woche.

Prinz Stephan ſchickte nun ſich an, das gegebne Wort zu erfüllen. Den Leſern wird nicht entfallen ſeyn, daß er zugeſagt hatte:

Binnen Monatsfriſt ſechs Erzſchurken nachzuweiſen, die währenddem ihr Glück im Herzogthume gemacht, und ſechs redliche Leute, denen ſchreiende Ungerechtigkeit widerfahren ſei.

Alle ihm zu dieſer Abſicht gutdünkende Maaßregeln hatte er getroffen, Späher angenommen, die geeignet ſchienen, ihm die Göttin Wahrheit einmal nackt zu haſchen, damit er ſie — mirabile dictu — in ſolcher Geſtalt zum Thron führen könne.

Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, jede Woche an einem Morgen dem Vortrage im herzoglichen Kabinet beiwohnen zu dürfen. Das, meinte er, ſei hinlänglich für ſeinen Zweck, in ſofern er ja nur ſechs Fälle jeder Art ausmitteln wolle. Er bat jedoch zugleich, immer an demſelben Tage in jeder Woche ſich einfinden zu dürfen, weil man die Berichte über das heute Verhandelte — Wichtigere — nach acht Tagen abzuſtatten pflegte.

Und nur aus dem Wichtigeren nahm ſich der Prinz eine Auswahl vor, unerheblichen Gegenſtänden wollte er keine Beachtung leihn.

Es verſieht ſich, daß er bei Allem zu ſchweigen, und vor ſich nur in ſeine Schreibetafel zu vermerken beſchloß, was ihn mit näherer Ausmittelung beſchäftigen ſollte.

Die erſte Vortragſtunde hob an; der Herzog nahm an dem Arbeitstiſche Platz, ſein erſter Kabinetsrath ihm gegenüber; nach einem Winkel verfügte ſich Prinz Stephan, Blei und Pergament in der Hand.

Viele Bittſchriften, Vorſtellungen, Dankadreſſen, Berichte, ließ er vorübergehn, dann feſſelte ein Brief der Herzogin ſeine Aufmerkſamkeit.

Ihr Gemahl hatte ihn ſelbſt empfangen, bereits durchgeſehn, aber dennoch befohlen, ſeinen Inhalt im Kabinet ihm vorzutragen.

Rath. Der regierenden Herzogin Durchlaucht zeigen an, daß Höchſtſie Ihre Hofdame Juljane von Wundenfeld entlaßen haben.

Herzog. (ein wenig finſter.) Weiß! Warum meldet ſie mir das? Stehts ihr nicht anheim, Damen zu entlaßen oder zu wählen?

Rath. Ihro Durchlaucht ſchreiben: Weil Dieſe Höchſtihnen —

Herzog. Von mir empfohlen ſei, glaubte ſie mir anzeigen zu müſſen, und die Gründe zu nennen; weiß! Nun was ſind die Gründe? Ich las nur flüchtig.

Rath. Die Wundenfeld habe im Allgemeinen für den Hof ſich nicht geeignet.

Herzog. Hm — nicht unwahr!

Rath. Sich nicht wohlthätig gezeigt, und es doch vermocht.

Herzog. Bemerkte ich auch.

Rath. Wenig Andacht beim öffentlichen Gottesdienſt —

Herzog. (einfallend.) Der Hof muß ein Beiſpiel an Religioſität geben.

Rath. Es habe von Liebesintriguen verlautet.

Herzog. Ja keine Obſcönität am Hofe!

Rath. Ihro Durchlaucht hätten deshalb der Wundenfeld Zimmer nach Papieren durchſuchen laßen.

Herzog. (halb laut, vor ſich.) Das gefällt mir nicht ganz.

Rath. Ein Briefchen habe ſich gefunden.

Herzog. Iſt das auch nicht Verlaumdung?

Rath. Es liegt im Original bei.

Herzog. Ich will es ſehn.

Rath. (übergiebt.)

Herzog. (lieſt.) „Theure Juliane, ich hoffe dem Ziel meiner Liebe bald zu nahn" — Doch was ſoll ich mich damit abgeben, Liebesbriefchen zu leſen. — Bei dem Allen, wenn das Mädchen einen Bräutigam hätte — wär es natürlich, und nicht ſtrafbar.

Rath. Ihro Durchlaucht bemerken: daß Karl S*** unter dem Briefe ſteht, er nicht einmal von einem Edelmann zu kommen ſchiene, folglich keine Heirath —

Herzog. (einfallend.) Ei, ei!

Rath. Die Wundenfeld ſcheine überhaupt mehr als eine Intrigue zu unterhalten.

Herzog. Iſts möglich!

Rath. Man habe ſie beobachtet.

Herzog. Unter den Umſtänden recht!

Rath. Sie ſei neulich ſpät am Abend, tief verhüllt, in den Schloßhof hinabgegangen; dort habe ſie ein junger Offizier erwartet. So viel man im Dunkel wahrnehmen können, von den Leibdragonern.

Herzog. (hitzig.) Den Leibdragoneroffizieren wird derlei viel nachgeſagt. Vom Hofe ſollen ſie mir wenigſtens damit bleiben, oder ich verſetze das Regiment. — Iſt das aber auch wahr?

Rath. Der Hofmarſchall, die ältere Hofdame, und eine Kammerfrau bezeugen es, ſind zum Eid bereit.

Herzog. (vor ſich.) Nicht eben anſtändig dies Lauſchen — doch wenn's ihnen die Herzogin befohlen hat — und recht bei den Umſtänden. (laut.) Weiter!

Rath. Aufſehn zu vermeiden —

Herzog. Ja keine Aergerniß! Urſachen genug; ich billige die Entlaſſung.

Rath. Der Herzogin Durchlaucht melden,

wie Höchſtſie geſonnen ſind, der Tugendreich von Schmatz die ledige Stelle zu ertheilen.

Herzog. (verdrießlich.) Wozu melden? Nehme ſie, unterſuche ſie die Qualification. Ich will mich nicht mehr um die Hofdamen bekümmern, durchaus nicht.

Rath. Ihro Durchlaucht fügen eine Bitte bei, hinſichtlich der Mutter —

Herzog. (vor ſich.) Hab ich ſie nicht gebeten, mit Bitten mich zu verſchonen — (laut.) Wer iſt das?

Rath. Wittwe des verſtorbenen Kammerdirektors.

Herzog. War ein verdienter Mann. Habe auch von der Wittwe Gutes gehört.

Rath. Ihro Durchlaucht haben ſie zur zweiten Vorſteherin des Hülfsvereins ernannt.

Herzog. Aha! Während des Krieges hat ſie der Bleſſirten ſich menſchlich angenommen. Auch die Tochter, hörte ich. Mag einer von den Gründen ſeyn, daß meine Gemahlin ſie zur Hofdame will. Eigentlich meine ich aber, die Mädchen hätten aus den Spitälern wegbleiben können. Und was ſucht ſie für die Mutter?

Rath. Das Frauenkreuz —

Herzog. Hat ſie ja ſelbſt zu vertheilen. Frage ſie um Anſpruch und Verdienſt nach.

Rath. Auch wünſchen Ihro Durchlaucht eine Penſion —

Herzog. So viel? Ich ließ eine Beamtenwittwenanſtalt ordnen.

Rath. Es war noch nicht geſchehn, als der Kammerdirektor ſtarb.

Herzog. Sollte er kein Vermögen nachgelaſſen haben?

Rath. Wie Ihro Durchlaucht zu ſchreiben geruhen, ſehr wenig; und das nahmen theils Kriegsunfälle hin —

Herzog. O konnte ich Allen helfen, die im Kriege litten! Aber ich bin nicht mit Schach Nadir in Dehli geweſen.

Rath. Theils hat die Schmatz aus Mitleid und Vaterlandsliebe ſo viel auf die Spitäler gewandt, daß ſie darüber in Armuth —

Herzog. Iſt das auch wahr?

Rath. Ihro Durchlaucht bemerken: daß Sie bereits genaue Unterſuchung haben anſtellen laſſen.

Herzog. Mitleid iſt edel, ſich darüber ganz zu vergeſſen, unklug. Es iſt kein Etat da, woraus man jede Unklugheit vergüten könnte. Der Penſionsfond iſt klein, Alles vergeben.

Rath. Ihro Durchlaucht wünſchen nur für die nächſte Erledigung —

Herzog. Reſolvire noch nicht. Es ſoll mir erſt über die Schmatz berichtet werden. Ueber ihre wirkliche Dürftigkeit — Moralität — Verhalten, Alles genau, vollkommen glaubwürdig. Weiter!

Nach einigen unbedeutenden Vorwürfen kam ein Schreiben des Miniſters des Aeußern an die Reihe, worin er eigentlich als Kriegsminiſter auftrat. Er meldete: wie der Rittmeiſter Sollner von den Leibdragonern zweier Vergehungen willen verhaftet ſei, und fragte, ob ein Kriegsgericht gehalten werden ſollte?

Herzog. Ein Kriegsgericht? Sind die Vergehungen ſo ſchwer?

Rath. Laut Bericht hat er den Grafen Saviaski zum Duell gefordert.

Herzog. Meine Offiziere ſollen nicht ohne Ehrgefühl, unnütze Händelmacher aber auch nicht ungeſtraft ſeyn.

Rath. Ferner ſich gegen den General von der Trägau vergangen.

Herzog. Inſubordination? Sie verdient Ahndung nach dem Geſetz. — Wie hat er ſich vergangen?

Rath. Mit harten, ehrfurchtwidrigen Worten, ganz unſchicklichen Ausdrücken.

Herzog. Ei! Geſetzliche Strafe! Wie kömmt der Sollner dazu? Mir iſt geſagt, es wär ein guter Menſch, unterrichtet, hätte Ideen — ich weiß nicht einmal: hat er das Ehrenzeichen?

Rath. Nein!

Herzog. Schade! Könnte ihm ſonſt die Strafe mildern, wenns etwa jugendliche Uebereilung wäre. Hm — ein Kriegsgericht urtheilt leicht auf Caſſation, und da es doch ein unterrichteter Offizier ſeyn ſoll, möcht ich ihn nicht gern verlieren; es giebt eben keinen Ueberfluß daran. Freilich muß auch die Subordination aufrecht erhalten werden, und dem General ziemt Genugthuung. Iſt ihnen nichts weiter von dem Sollner bekannt?

Rath. Er hat die Rechte ſtudirt, iſt aber im letzten Kriege freiwillig als Dragoner eingetreten.

Herzog. So?

Rath. Der Regimentsbefehlshaber empfahl ihn Ihr Durchlaucht zum Offizier und nahm ihn zum Adjutanten. Gegen Ende des Kriegs ward er, bewieſner Tapferkeit und Umſicht willen, zu den Leibdragonern als Rittmeiſter verſetzt.

Herzog. Das ſpricht doch für ihn.

Rath. Im vorigen Jahre reichte er Ihr

Durchlaucht Vorſchläge zu Verbeſſerungen bei der Reuterei ein, wollte manches erfunden haben —

Herzog. Ah, ich ließ Alles durch das corps de genie unterſuchen. Wie fiel der Bericht aus?

Rath. Alles wurde als untauglich verworfen.

Herzog. Spricht nicht für ihn. Luſtige Projektanten machen unnütze Arbeit, ſtören die Büreaus in den nöthigern. Mir dünkt, es wurde auch damal noch eine Klage über ihn geführt —

Rath. Er hatte den Ausſpruch der unterſuchenden Commiſſion beſtritten.

Herzog. Wollte das Ei klüger ſeyn als die Henne?

Rath. Dieſen Ausſpruch gradehin unzulänglich genannt, wie die ganze Unterſuchung als oberflächlich, und mit üblem Willen geführt, getadelt.

Herzog. Waren doch rechtliche, geſcheute Männer, Staabsoffiziere darunter, ſeine Vorgeſetzten. So muß es doch ein unruhiger Menſch ſeyn.

Rath. General Trägau hatte ihn damal ſchon in die Wache geſetzt; Ihro Durchlaucht geruhten aber ihn zu begnadigen.

Herzog. Beſinne mich. Weil er doch Talent und Fleiß gezeigt hätte. Doch was nützt

Befleißigung auf Chimären. Ein junger Mann lerne den vorhandenen Dienſt erſt genau, da wird er einen weiten Spielraum für ſeine Talente ſehn: ältere, welche Studium und Erfahrung bereits über das Vorhandne hinausführten, mögen dann mir anzeigen, wo ſie Verbeſſerungen und Fortſchritte nöthig finden; ſie ſind befugt und geeignet dazu. Ich weiß zwar, wie laut der Zeitgeiſt allen Stillſtand tadelt, auch daß ungemeines Genie an einem jungen Mann Ausnahmen begründen könnte; das muß der Sollner gleichwohl nicht bewieſen haben, da ſeine Ideen alle verworfen ſind. Der General, in ſeiner treuherzigen Sprache, ſagte mir damal ſelbſt: es wäre lauter dummes Zeug damit. — Sind denn bereits Verhöre über die Exceſſe eingeleitet?

Rath. Bereits geſchloſſen.

Herzog. Sollen mir eingeſandt werden. — Der General iſt ein ehrlicher Mann, wird nichts als ſtrenge Wahrheit ausſagen; doch — weil ſeine Perſönlichkeit im Spiele iſt, Leidenſchaftlichkeit herbeigeführt haben könnte, will ich noch mehrſeitige Unterſuchung, eh das Kriegsgericht verhängt wird. Das corps de genie ſoll mir noch einmal berichten, welche Bewandniß es mit den Vorſchlägen des Sollner hatte. Der Brigadier, unter welchem ſein Regiment im Kriege ſtand, ſoll Anzeige über Sollners Verhalten im Kampf thun. Selbſt die Offiziere der Leibdragoner ſollen ein Urtheil über ſeinen Dienſteifer, ſeine Moralität im Privatleben abgeben. Alles zu den Akten, und beim Kriegsgericht in Erwägung genommen.

Hier blickte der Fürſt ein wenig nach dem Prinzen Stephan um, der jetzt beſonders emſig in ſein Taſchenbuch notirte. Jenes Umblicken ſchien zu fragen: ob man im Kabinette mit flüchtiger Eil walte, und nicht ernſt bemüht ſei, Ungerechtigkeit zu verhüten?

Es ſei hier bemerkt: daß in jeder Vortragſtunde zwar der Herzog mit aller genauen Aufmerkſamkeit, mit reiner Liebe zum Rechten, Guten, Billigen verfuhr, daß aber ihn heute des Prinzen Gegenwart doch vielleicht bewog, die Vorwürfe noch etwas umſtändlicher als ſonſt zu erörtern.

Prinz Stephan ließ ſeine Schreibetafel ruhen, bis ein zweites Schreiben deſſelben Miniſters zum Vortrag kam. Es ſchlug Seiner Durchlaucht vor: dem Grafen Sapiaski, der bereits als Major im Heere aggreirt ſei, die eben erle-

digte

digte Eſkadron im Leibdragonerregiment zu verleihen.

Herzog. Sapiaski? Ich habe ihn neulich aggreirt, weil die Empfehlungen von allen Seiten herwimmelten, und was ich unterſuchen ließ, ihnen entſprach. Doch nun auch die Eſkadron noch? Ungern will ich, daß meine Offiziere ſich beſchweren, Andern würden Vorzüge, ihr Dienſtalter gelte nicht — zwar ſoll Verdienſt mehr bedeuten, als langer Dienſt; ſo will es, und billig, der Zeitgeiſt; das Heer würde zurückbleiben gegen andere, verwittern, ſtellte man den löblichen Grundſatz nicht auf. Des deutſchen Bundes Sinn und Zweck verlangen auch, daß jedes Mitglied ſeine Streitkräfte aufs Beſte geordnet erhalte, vielmehr ſie einer höhern Vollkommenheit entgegen leite. Alles Gründe für die Annahme des Grafen, die ich neulich auch erwog, zugleich nicht überſah, daß er Vermögen ins Land bringt; und es iſt zeither viel Geld über die Gränzen entflohn. General Trägau, nach ſeiner etwas altmodiſchen Weiſe ſich auszudrücken, ſagte mir letzthin mündlich: die Armee würde eine brillante Aquiſition an dem Sapiaski machen. Nun die macht ſich nicht alle Tage, und der General iſt ein ehrlicher Mann, ſagt immer die Wahrheit, giebt ſich auch die nöthige Mühe, zuvor Allenthalben ſelbſt wahr unterrichtet zu ſeyn. Auf der anderen Seite fochten die Leibdragoner ausgezeichnet tapfer; weshalb ſollt ich ihre Offiziere durch Voranſtellung eines Fremden kränken? Den Sapiaski habe ich aggreirt, er könnte ja in dem Verhältniß bleiben. Welche Gründe zählt der Miniſter für ſeinen Antrag auf?

Rath. Weil dem Grafen auf die Kaſſe des Kriegsdepartements ein Gehalt überwieſen ſei, würde es erſpart, wenn man ihn einſtellte.

Herzog. Sparſamkeit thut Allenthalben freilich Noth. Doch in mein Leibdragonerregiment —

Rath. Der General führt an: eben in dieſem Regiment wären zeither manche Unregelmäßigkeiten vorgegangen.

Herzog. Wahr; die Intrigue mit der Hofdame, und der Sollner —

Rath. So könnte dem Regiment eine Einrangirung gleichſam als Strafe, und andern zum warnenden Beiſpiel dienen. Genau erwogen ſei es übrigens keine. Die Reihe zur Eskadron hätte an den Rittmeiſter Sollner geſtanden, den wahrſcheinlich das Kriegsgericht aus dem Dienſt entfernen würde —

Herzog. Sollte mir leid thun; doch fiat justitia et pereat mundus.

Rath. So bliebe den Hinterleuten das Hinaufrücken um eine Stufe dennoch.

Herzog. Hm — da fällt mir ein: den Sapiaski hat ja der Rittmeiſter gefordert. Weshalb mag es denn geſchehen ſeyn? Vermuthlich Entzweiung bei Trunk oder Spiel, wie das ſo geht —

Rath. Laut Verhör ſind ſie einander auf der Straße begegnet, der Rittmeiſter hat den Grafen mit ungeſtümen harten Worten beleidigt, und endlich zum Zweikampf beſchieden.

Herzog. Doppelt unrecht; der Graf war Major, Jener ihm Achtung ſchuldig. Aber wie kam es denn an den Tag? Hätte der Graf ſich nicht geſtellt? Da kann ich ihn unmöglich ins Leibdragonerregiment aufnehmen, die Offiziere würden ſchwierig ſeyn. Ein kitzlicher Punkt, man will keine Duelle, aber — aber —

Rath. Der Graf hat ſich geſtellt, die Piſtolen waren ſchon geladen; da kam der General Trägau, und hinderte das Duell noch.

Herzog. Hm — wie aber wußte der General davon? Ich weiß nicht, welcher franzöſiſche Schriftſteller ſagt: l'on augure fort mal de ceux, qui se laissent prévenir —

Rath. Ein Spazierritt brachte den General zufällig an den Ort, wo man ſich beſchieden hatte. Der Graf — wie es in den Verhören aufgezeichnet ſteht — wollte durchaus ſeinen Zweikampf nicht einſtellen, ſagte: die Ehre gebiete ihn zu vollziehn. Der General wandte ihm ein: Ihre Ehre bewährte ſich an den Wunden und Orden, die Sie an ſich tragen, an den Zeugniſſen rühmlicher Tapferkeit, die ein großer Feldherr Ihnen ausſtellte. Demungeachtet widerſetzte er ſich dem Befehl noch; der General ließ ihn deshalb verhaften, doch bald wieder los, da er keineswegs die Händel angefangen, dazu gezwungen war.

Herzog. Ah ſo? Ein anderes. — Und der Rittmeiſter?

Rath. Lachte dem General ins Geſicht, ließ unehrerbietige Ausdrücke fallen. Darum blieb er in Haft, und ihm wurde zur Stelle der Prozeß gemacht.

Herzog. Nicht mehr als gerecht, das leuchtet ein. Doch will ich über die Eskadron mir die Entſcheidung noch vorbehalten. Ich befahl, man ſollte ſelbſt noch in die Heimath des Grafen ſchreiben, und dort genaue Erkundigungen über ihn einziehn. Iſt es geſchehn?

Rath. Von Seiten des Generals, aber noch keine Nachricht eingetroffen.

Herzog. Anſtand bis dahin. Weiter!

Rath. Der Miniſter des Obern ſendet neuere Beweiſe für die Tüchtigkeit des Schulrath Heilger ein, welchen er Ihr Durchlaucht zum Prinzenhofmeiſter empfohlen hat.

Herzog. Will ſie mit auf mein Zimmer nehmen und leſen. Der Gegenſtand iſt wichtig.

Rath. Auch ſchlägt er vor, den bisherigen Direktor des Hoftheaters zu penſioniren, und ſtatt ſeiner dem wohlverdienten Profeſſor Greif dies Amt gnädigſt —

Herzog. Graf Hohlburg iſt ein Mann, der auf Religioſität und Moralität hält, mit dem ich ungemein zufrieden bin, und ſeine Vorſchläge deshalb gern beachte. Ich weiß aber auch nicht, weshalb ich mit dem jetzigen Theaterdirektor unzufrieden ſeyn ſollte. Schon öfter war die Rede von dem Gegenſtand. Der Graf ſagte mir neulich: das Publikum tadle ſeine Verwaltung, ſein Repertoir; ja nun, das Publikum iſt ein vielköpfig Ungethüm, wer kann es jedem Sinn recht machen. Auch hieß es: die Rezenſenten ſchreiben ſo viel gegen mein Hoftheater, was ſchreiben die bei dem Allen nicht in den Tag? — Der Graf ſoll mir zunächſt alle Klagen aufſetzen, die ihm wider Jenen triftig und begründet ſcheinen, aber auch das Erweisliche daran nicht ſchuldig bleiben. Tragen ſie mir das künftige Woche vor.

Rath. Sehr wohl, Ihr Durchlaucht!

Herzog. Was iſt es für ein Mann, der Profeſſor Greif? Er hat mir ja wohl neulich eine Schrift zugeſandt?

Rath. Ueber den Verein des Kultus und der Bühne.

Herzog. Der ſcheint mir nun wenig thunlich. Ich blätterte in dem Buch: manches ſchien mir ſo fantaſtiſch, daß ich es hinwarf. Doch mag ich in ſolchen Fällen mein Urtheil nicht allein hören, auch fremdes.

Rath. Die neulich aufgeführte Tragödie Sankt Nepomuk iſt auch von dem Greif.

Herzog. Hohlburg meint, das ſei ein ächter Stoff für die Bühne, ich kann mich deſſen nicht überreden. Auch gefiel mir — die Wahrheit zu ſagen — das Stück nicht einmal: ungeachtet Parterre und Logen vielen Beifall klatſchten.

Rath. Manche Urtheile über Ihr Durchlaucht Hoftheater, in dieſen und jenen Zeitſchriften, ſollen von dem Profeſſor ſeyn; doch weiß ich es nicht gewiß.

Herzog. Ich las einige, die ziemlich abentheuerlich klangen. Ei nun — kann wohl ſeyn, daß Zeitgeiſt und höhere Entwickelung manches am Theaterweſen verbeſſert, oder vielleicht gänzlich umgewandelt verlangen. Bin ich da überzeugt, widerſetzte ich mich nie. Was iſt ihnen ſonſt von dem Mann bekannt?

Rath. Ich fand ſeine Schriften in den Litteraturzeitungen und andern Blättern ungemein erhoben.

Herzog. Spricht allerdings für ihn. Und ſeine Moralität?

Rath. Darüber weiß ich nichts.

Herzog. Ziehen ſie Erkundigungen ein. Zwar wird Hohlburg das gethan haben; indeß gnügt mir Lob von einer Seite nicht; es iſt leicht auf Nebenwegen erzielt, ſogar bei den redlichſten Männern, die Menſchen bleiben. Künftige Woche mehr davon. Weiter!

Prinz Stephan hatte nicht verſäumt, bei den letzten Verhandlungen ſich Fragen zu notiren, um deren Beantwortung er ſich mühen wollte: und nachdem wieder Einiges vorübergegangen war, das ihm des Bemerkens unwerth ſchien, erneute ſeine Spannung ſich bei folgendem Gegenſtand.

Rath. Von Seiten der Juſtiz hat Miniſter Leichtſtädt den Aufſatz eingeſandt, um welchen der Schriftſteller Warner im Kriminalgefängniß ſitzt.

Herzog. Ich will ihn mit der größten Aufmerkſamkeit leſen, weil er mich ſelbſt betrifft.

Rath. Verzeihen Ihr Durchlaucht — das iſt nicht, kann nicht ſeyn —

Herzog. Weshalb weichen Sie aus? Fordre ich nicht Wahrheit von ihnen, und in jedem Fall?

Rath. Die Saite — iſt —

Herzog. Zart oder nicht, ich will ſie berührt; doch wahr, wahr!

Rath. Es läßt ſich nicht glauben, ein Schriftſteller könnte —

Herzog. O von Schriftſtellern iſt viel zu glauben.

Rath. Man hat nur gedeutet — ohne Zweifel falſch — und Warner iſt darüber noch nicht abgehört —

Herzog. Man hat gedeutet, ſein Aufſatz wäre gegen mich gerichtet, ich ſei in einem erdichteten Fürſten des alten Amerika gemeint. Er zeigte mir Graf Hohlburg das Ereigniß an; ich ſchätze die offene Redlichkeit, womit er es wagte; Fürſten hören ja ſelten nur Wahrheit.

Rath. (ſchmerzlich.) Ach Ihr Durchlaucht — auch die welche ſie zum Thron bringen ſollen —

Herzog. Hören ſie nicht ſtets; ich weiß das. Genug, wenn ſie nach allen Kräften ſich darum bemühn. Aber es gefällt mir nicht an ihnen, Rath, daß ſie bei dieſem Handel ſo peinlich verlegen ſind. Heraus, was Ihnen Wahrheit dünkt; ich befehle es!

Rath. Gott, Ihr Durchlaucht, beim Dünken iſt leicht zu irren —

Herzog. Und das menſchlich. Werd ich ſolchem Irren dann zürnen?

Rath. Ihr Durchlaucht haben mir indeß geboten, einfach den Inhalt der Papiere vorzutragen, einfach was ich zu ſeinem näheren Erforſchen ausmitteln konnte, zu ſagen, und mich aller Nebenbemerkungen zu enthalten. Mein Dünken zu äußern, wäre ſchon mehr als Nebenbemerkung —

Herzog. Immer iſt es nicht zu umgehn, daß ich noch ihre Privatmeinung fordre. Dann iſt mithin jener Befehl ſuspendirt. Und grade hier will ich hören, was Ihnen dünkt. Hieß es vorhin doch: es läßt ſich nicht glauben, ein Schriftſteller könnte — ſollte es ein Verſuch, dieſen zu entſchuldigen ſeyn, war es ſchon eine Uebertretung —

Rath. Ihr Durchlaucht, ich bitte tief unterthänig um Verzeihung, keineswegs meinte ich das, nur die — die —

Herzog. Die Zartheit des Gegenſtandes, ich verſtehe. Darüber ſollen ſie aber rein hingehn, und ich frage ſie nett und rund: Dünkt ihnen, der Schriftſteller Warner habe mich in dem Aufſatz gemeint?

Rath. (ſchweigt beſtürzt.)

Herzog. Keine Antwort? Fürchten ſie etwa, es könne ſcheinen: Sie hegten einen ähnlichen Sinn, wie er in dem Aufſatz ausgeſprochen wird, wenn ſie Ja antworteten?

Rath. Ihr Durchlaucht, ich kann mich nicht erdreiſten, den Warner zu entſchuldigen, aber auch nicht zu beſchuldigen. Graf Hohlburg ſagte: man deutet — dies kann ich beſtätigen, denn ich hörte ſolche Deutung auch zu meinem größten Unmuth. Deutungen können aber falſch ſeyn.

Herzog. Was deuten ſie aber, ſie?

Rath. Ihr Durchlaucht — wollen ja den Aufſatz Höchſtſelbſt zu leſen geruhn.

Herzog. Keine Antwort — ja doch eine, ſie meinen, ich ſoll ſelbſt prüfen, ob man treffend oder falſch gedeutet habe. So übel nicht;

es könnte auch ein leiſer Wink daraus hervorgehn — wenn etwa von einem Fehler an mir darin die Rede wäre — und ſo weiter. O ich denke wahrlich nicht ohne Fehler zu ſeyn, und habe den beſten Willen ſie abzulegen. Nur — ob es denn an ſo einem Schriftſteller iſt, ſie mir zu ſagen, und gedruckt vor aller Welt — hm — iſt doch eine andere Frage. Demungeachtet ſoll mich Egoismus hier wahrlich nicht beſtechen. Joſeph II. und Friedrich der Große machten, daß auf ſie gefertigte Pasquille noch recht geleſen wurden, und ich wäre deſſen auch fähig. Genug für heute.

Man liefert hier den Aufſatz, um den es ſich handelte, als erſte Epiſode.

Der Kazik von Libahu.

Vor Atalibas Zeiten noch, gab es ein Ländchen in Südamerika, deſſen Kaziken man lobte, ſeiner Güte, Milde und einfachen Sitte halber. Doch hatte er die Eigenthümlichkeit, in allen wichtigen Fällen lieber Ausländer als Eingeborne um Rath zu fragen, und nach ihren Meinungen zu handeln. Ausländer wurden auch vorzüglich in ſolchen Aemtern beſtellt, wo es auf Nachdenken über das Beßte des Kazikenthums ankam; ſie empfahlen dann wieder Verwandte und Bekannte aus der Fremde, ſo daß nach und nach der bedeutenden Stellen, die Einländer bekleidet hatten, immer weniger vorhanden blieben. Unweſentliche, in denen ſie nur den Geboten der Fremdlinge nachzuleben hatten, überkamen ſie allein, und fand man hier bisweilen eine Ausnahme, konnten die Eingebornen nur in dem Maas einer höheren Beförderung entgegenſehn, als ſie Jener Wollen und Thun ſich aneigneten, und in ihrem Geiſt walteten.

Hieraus entſtand jedoch ein ungemein fremdartiges Walten. Libahu war in älteren Zeiten durch ſeine Dämme an den Meerküſten berühmt; ſeine tiefe Lage machte deren ſehr feſte nöthig. Man erſann auch in Libahu ſelbſt, was hieher ziemte, beſſerte emſig daran. Nicht leicht wurde irgend eine fremde Einrichtung nachgeahmt, und zwar aus dem guten Grunde, weil man ſie daheim vollkommener zu beſitzen meinte; geſchah es aber — bei ſehr einleuchtendem Vortheil — einmal, ward das Hereingerufene dem innern Zuſtand doch ſorgfältig noch, durch gewiſſe Veränderungen, entſprechend eingerichtet, und dieſe

Veränderungen konnten meiſtens als Verbeſſerungen gelten; denn man verſtand ſich in Libahu darauf.

Als der Kazik jedoch einen Fremdling um den anderen in wichtigen Aemtern beſtellte, ſchlugen dieſe auch eine ausländiſche Einrichtung um die andere vor; und ſie wurden verwirklicht, ohne viel zu bedenken, ob ſie auch in Libahu an ihrem rechten Platze ſtänden.

Die Zahl dieſer neuen Einrichtungen war im Anfang nicht groß, den älteren wurde jedoch ein ſchwerer Nachtheil damit zugefügt. Man wandte ihnen geringe Sorgfalt zu, die Verbeſſerungen, um welche es bei ihnen im Lauf der Zeit allerdings Noth that, blieben verſäumt. So erblickte man ſie, nach einer Reihe von Jahren, in einer ziemlich verwitterten Geſtalt, es ließ ſich befürchten, ſie würden bei einem heftigen Sturm vom Ozean her, durchbrochen werden. Etliche Eingeborne konnten ſich aus Vaterlandsliebe nicht enthalten, Erinnerungen und ſolche Vorſchläge zu machen, nach welchen jene ihren Abſichten gemäß zu verbeſſern wären. Nun gab es da inzwiſchen ältere Beamte, die zum Theil noch einen Stolz aus früheren Zeiten auf jene Dämme hegten, zum Theil gewohnt waren, nichts daran geändert zu ſehn. Der letzte Umſtand hatte denn einen trägen Sinn bei ihnen angeſiedelt, der mit jenem Stolz ſich gattete, und den Neuerungen mit doppeltem Widerſtand entgegen trat. Manchen dieſer Alten fehlte es in der That auch an hurtigen Verſtandeskräften, ſie konnten nicht einſehn, daß jene Einrichtungen bei ihrem Stillſtand ſich verſchlimmerten, und wie Noth da und dort eine ſchnelle Reſtauration that. Mit hochmüthiger Verachtung ließen ſie jene Männer an; es wurde ſelbſt gefährlich, etwas zum Nutzen des Vaterlandes vorzuſchlagen.

Hiezu kam auch, daß Eingeborne von ihren eignen Mitbürgern Spott und Geringſchätzung ernteten, wenn ſie vor Nachtheil warnten, und anriethen, ihm vorzubeugen. Denn weil die Menge ſah, daß ſich der Kazik gern des Raths der Fremdlinge bediente, kam die Vermuthung auf: der Eingebornen Geiſt müſſe doch zu leicht erfunden ſeyn. Das eigne Mißtrauen der Eingebornen zu ſich war damit verwandt, und gar ſehr vom Uebel.

In gewiſſen Beziehungen und Berichtigungen mit einem nachbarlichen Ynka, gerieth Libahu bald darauf nahe an den Rand des Untergangs. Die Unvollkommenheit ſeiner inneren Verfaſſung bewirkte das Uebel: es würde zu weitſchweifig ſeyn, alle Umſtände zu erzählen. Nur ſo viel: es traf genau zu, was jene denkende Eingeborne geweiſſagt hatten.

Man hätte ſchier glauben ſollen, der Kazik würde nun ſolche Eingeborne hören, denn Leute, welche treffend in die Zukunft ſahn, bewieſen doch keinen verächtlichen Geiſt. Eigentlich wurden ſie zwar in ſofern gehört, daß eine Menge von den Einrichtungen, die ſie vorlängſt empfohlen hatten, nun ins Daſeyn traten; doch gaben nun Andere vor, ſie erſonnen zu haben. Jene blieben verhaßt, wurden es noch mehr als zuvor, weil die Umſtände ihre und nicht die Meinung der vornehmen Diener des Kaziken rechtfertigten; der Kazik ſelbſt erfuhr nichts von ihnen, oder ſeine nächſten Vertrauten ſchilderten ſie ihm als unruhige Köpfe, unbrauchbare Abentheurer, ja wohl gar als dem mächtigen Ynka in der Nachbarſchaft ergebne Verräther. Es war ein Glück für ſie, daß in dem Kazikey ein edelmüthiger Sinn wohnte, und daß er nicht leicht den Stimmen des Leumunds glaubte, ſonſt hätte man Jene für ihre Vaterlandsliebe und erworbne Einſicht an Pfählen geröſtet; eine vor alten Zeiten in Südamerika übliche Todesſtrafe.

Es gelang endlich, durch entſchloſſenes Aufraffen, und über alle Erwartung glückliche Zufälligkeiten, die mächtig halfen, ſich der ſchlimmen Lage zu entwinden, in die man bei den Zwiſten mit dem ſchon erwähnten Ynka gerathen war. Empfindliche Folgen blieben freilich nach.

Jetzt ſchien es Zeit, ernſtlich nachzudenken, was einſt das Unheil hervorgerufen hatte, und nun Dämme, Schleuſen, kurz die geſammten Waſſerbauten ſo anzuordnen, daß man — ſo weit menſchliche Vorausſicht reichte — keinen neuen Durchbruch der wilden Seefluten beſorgen durfte.

Es geſchah nun auch, wiewohl in der Art, daß man einen Ausländer um den andern verſchrieb, es zu ordnen; auch fanden ſich deren ungerufen ein, indem ſie wußten, daß Fremdlinge in dem Kazikenthum leicht ihr Glück machten.

Der Ober-Ausländer wollte — oder ſchien zu wollen — daß alle Dämme, Schleuſen u. ſ. w. eingeriſſen, und von Grund auf neu, und nach einer anderen Weiſe gebaut würden. Nun fanden ſich denn Waſſerbaumeiſter in Menge ein, aus dem Lande Kati, dem Lande Thmel, dem Lande Open u. ſ. w. Einer wollte die Dämme, ſtatt lang am Ufer hin, queer gebaut, Ein anderer nicht aus Stein und Erde, ſondern aus Ma-

ha-

hagoniholz, noch einer die Schleuſen mit elaſtiſchem Harz überzogen, und was dem mehr war.

Etliche Eingeborne ſagten: Ein Umbau von Grund aus thut nicht Noth; er wird übermäßig viel koſten, und das Land erfuhr ohnehin ſo drückenden Schaden von den Ueberſchwemmungen. Unſere Väter kannten wohl die rechten Stellen, wohin Dämme ziemen; manche ſind ſchier noch unverſehrt, andere bedürfen einer tüchtigen Ausbeſſerung. In ſo fern man beim Schleuſenbau neue Vortheile erſonnen hat, iſt es rathſam, die zu benutzen, wohl aber auch, genau zu prüfen, ob es in der That auch Vortheile ſind, oder ob ſie in der Einbildung nur ihren Wohnſitz haben. Einige leuchten ein, andere wieder nicht. Das erlebte böſe Schickſal hing übrigens nicht daran, daß unſere Dämme und Schleuſen nicht getaugt hätten, ſondern daß Nachläßigkeit ſie theilweiſe verfallen ließ. Und wenn es nun herzuſtellen, zu beſſern, und mitunter auch dies und das neu zu bauen gilt, weshalb ruft man dazu ſtets Meiſter aus der Fremde her? Libahu iſt ein Niederland, wo man ſeit grauen Zeiten über den Waſſerbau nachgedacht und Erfahrungen geſammelt, ja einſt noch ſchlimmeren Stürmen abgewehrt hat, als der war, durch welchen neulich unſere Ebenen einem Ozean glichen. Da kommen nun Ausländer von Landen her, die gar nicht am Seeufer liegen; wohl von hohen Gebirgen: woher ſollten die es denn beſſer verſtehn? Werden die Einwohner von Libahu ohne Hirn in den Köpfen geboren? Wärs nicht auch billig, daß ſie, welche die Koſten zu ihren Dämmen mittelſt Abgaben herbeiſchaffen, auch, wenn das Meer überzutreten droht, ihr Leben in Gefahr ſetzen müſſen, eher wie Ausländer bei den Bauten, oder anderen Einrichtungen Erwerb fänden; namentlich wenn ſie Kenntniſſe für ſolche Abſichten darthun?

Gegen ſolche Anſichten kämpften die Ausländer nun um ſo heftiger, als ſie auf den guten Rückhalt ſich ſtützen konnten. Jeden Eingebornen, der nur meinte, irgend etwas von den alten Dämmen hätte getaugt, und nicht die neuen Entwürfe der Fremdlinge ohne Einſchränkung aus vollen Backen pries, nannten ſie einen Nine Pelu, was im Deutſchen etwa ein Nachtmann heißen würde, auch wohl einen Nu, oder Dibo, (ſo viel als Tropf und Einfaltspinſel.) Sie höhnten ihn auch als irreligiös, denn ſie hatten dem alten Glauben des Landes an Sonne Mond und Sterne eine neue Gottheitsperſon beigefügt, welche Kuzmuß hieß. Da Kuz in der Sprache von Libahu die Zeit, und Muz einen Geiſt, Dämon, Kobolt bedeutet, ſo würde man das Wort allenfalls durch Zeitgeiſt geben können. Dieſem Kuzmuß bauten ſie nun, auf Landes Koſten, einen weitläuftigen Prachttempel, ließen ſein Bild täglich in Prozeſſionen umher tragen, und ein Gebot im Lande bekannt machen: daß Alles mit dem Kuzmuß gehen ſollte, und wer es unterließe, auch kein Zeugniß von den Prieſtern des neuen Gottes beizubringen vermöchte, daß er auf alle Lehren geſchworen, welche ſie im Namen deſſelben ſchon verkündet hätten und noch verkünden würden, ſollte nie in Libahu ein Amt empfangen, oder ſonſt irgend eine Begünſtigung hoffen dürfen.

Viele Einwohner ſcheuten es denn, Nine Pelu u. ſ. w. zu heißen, liefen in den Tempel, ſchwuren, fanden ſich täglich bei den Prozeſſionen ein, und nannten ihre Landsleute, die es nicht thaten, jetzt voll Wuth und Grimm Nine Pelu. Es half, ſie konnten nun Aemter erlangen, obwohl den entſchiedenen Einfluß der Fremden nie.

Etliche Eingeborne blieben demungeachtet verſtockt; namentlich ſolche, die früherhin bereits die große Ueberſchwemmung geahnt, und ſolche Mittel angegeben hatten, die wohl ſie hätten abwehren können.

Sie lachten über den neuen Tempeldienſt, und ſagten: was man bei dem Kurmuß Gutes hört, war uns längſt bekannt, eine Menge Albernheiten predigt man gleichwohl da auch, und bald wird die alte tüchtige Waſſerbaukunſt in Libahu untergehn, man Dämme und Schleuſen erblicken, die ſich wohl für das Land Paha, das Land Milmel, das Land Giga eignen; doch nicht für Libahu. Sie machten auch wohl Vorſchläge, wie man die neuen Anlagen dergeſtalt ordnen könne, daß ſie der Oertlichkeit anpaßten, der weiſe Geiſt der Alten und die Erfahrungen ſeitdem genützt würden; ja ſie dachten wohl dem Kurmuß in neuen Erfindungen weit voran. Wären ſie nur Fremdlinge geweſen, hätten ſie ohne Zweifel Gehör erlangt, dagegen waren ſie Landskinder, und Rine Pelu obenein, ſo konnte es ihnen nicht freundlich ergehn.

Billig zu ſeyn, hat man aber doch zu bemerken, daß der Kurmuß etwas Gutes geſtiftet hatte. Denn hätten einſt die Oberwaſſerbeamten gern die an Pfählen röſten laßen, welche Verbeſſerungsvorſchläge einreichten, ſo war man dagegen nun zum Verzeihen geneigt. Der Oberausländer — ein gütlicher, ſtattlicher, einnehmender Mann — hörte die eingebornen Erfinder ohne Zorn, und begnügte ſich, ſtatt aller Strafe, damit, ihnen nicht zu antworten. Das auch noch zu erwarten, wäre zu viel geweſen, denn er war auch ein ſehr eifriger Anbeter des Kuzmuß und ſchritt bei den Prozeſſionen mit ihm fort, daß ihm der Athem hätte vergehn mögen. Es gab indeß Beiſpiele ſo weit getriebner Milde, daß er zu ſolchen Nine Pelu ſagte: Kommt täglich zu der Tafel, wo man die Ausländer und Nicht-Nine-Pelu mit Glanz ſpeiſt; es ſoll Euch vergönnt ſeyn, die Broſamen aufzuleſen, die von ihrem Tiſch fallen.

Nun der Kazik ſtarb endlich, und weil er ſeines löblichen Regierens halber ſo geliebt worden, mühte ſich der Nachfolger in ſeine Fußtapfen zu treten, ja ihn, wo möglich, an Güte, Milde und Sorge für die Waſſerbauten zu übertreffen. Er hielt wieder einen Oberausländer, und ſtiftete einen ganzen Rath von Unterausländern.

In ſofern jedoch bei einem Sturme die See abermal verwüſtend übertrat, wurde man inne, daß hie und da jener älteren Ausländer

Anlagen nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht hätten. Was wollte man aber; der wird hienieden ja nirgend erreicht. Es mittelte ſich inzwiſchen noch aus, daß, trotz aller Vorſicht, keine Eingeborne zu wichtigen Aemtern gelangen zu laßen, doch unter dem vorigen Kaziken hie und da welche noch ſich eingeſchlichen hatten. An ihnen lags, ſagte man, vermuthlich heuchelten ſie nur dem Kurmuß Anbetung, ohne vom Glauben an ihn durchdrungen zu ſeyn. Es bleibt nichts übrig, als noch mehr Weiſe aus der Fremde kommen zu laßen, damit jedes Amt, von nur irgend einem Belang, durch ſie bekleidet werde.

Es geſchah; Ober- und Unterausländer riefen Weiſe auf Weiſe herbei, die ſie auch in ihren Vettern, Schwägern, ehemaligen guten Freunden, Buffons, oder unbezahlten Gläubigern fanden.

Nun half es den Eingebornen von Libahu auch nichts mehr, wenn ſie täglich den Kurmuß anbeteten; denn wo hätte für ſie noch ein offnes Amt oder irgend eine Begünſtigung übrig bleiben ſollen, da man ſo viele Weiſe unterzubringen, aufzumuntern, liebzukoſen hatte? Nur die niedrigſten, von den Weiſen billig verſchmähten, Stellen durften ſie einnehmen; und weil dazu eben keine göttliche Erleuchtung Noth that, unterließen ſie nach und nach jenen Kultus, kamen aber auch dadurch bei den gebietenden Ausländern um ſo mehr in Verruf.

Der Menſch iſt einmal gewohnt zu ſchließen, dabei giebts denn ein Weil und ein So. Lange ſchon hatte man in den nachbarlichen Ynkathümern und Kazikenthümern geſagt: Weil man in Libahu doch immer Fremdlinge ruft, und ihnen das Land zu verwalten giebt, ſo müſſen die Einwohner doch Tröpfe ſeyn.

Der Menſch glaubt aber auch endlich, was ihm oft wiederholt wird. Die Eingebornen hörten von jenen Sagen, ihre Fürſten bekräftigten ihre Ueberzeugung der Wahrheit durch ihr Handeln, ſo zweifelten Jene zuletzt auch nicht mehr und ſprachen: Wir ſind Tröpfe.

Der nunmehrige Kazike ſtarb auch, und weil er ſo löblich regiert hatte, ſuchte der Nachfolger abermal in ſeine Fußtapfen zu treten. Die Liebe zum Ausland blieb folglich immer ſo im Zunehmen, als die Verachtung der Eingebornen.

Hin und wieder ſagten doch Einige der Letzten: Sind wir dumm, ſo ſchuf uns nicht die Natur ſo, unſere Fürſten haben uns dazu gemacht.

Andere meinten: der Kazik dürfe bei dem Allen wohl thun, wenn er ſeine Landeskinder hörte. Könnten ſie nicht ſolcher Weisheit ſich rühmen, wie die Ausländer — mit der es gleichwohl bisweilen auch nur ſo ſo ſtände — trügen ſie dagegen ein Herz in der Bruſt, für die Heimath, worin ſie geboren, für den Fürſten, mit dem ſie aufgewachſen wären; und ſo ein Herz ſei auch wohl ſo viel werth, als eine nicht ſonderliche Weisheit. Man könne nicht wiſſen, ob nicht einmal Zeiten nahten, wo die Noth um Herzen rief, und der Kazik nicht deren finden würde.

Man lachte über das einfältige Geſchwätz. Uebrigens war auch nur eine ſehr geringe Zahl noch fähig dazu; längſt konnte die Menge nichts mehr, als die Aufzüge der Fremdlinge ſtaunend angaffen, und wenn neue eintreffen ſollten, ihnen jubelnd entgegen zu eilen, und mit Ehrenbezeugungen ſie einzuholen.

Endlich ereigneten ſich indeß gar ſeltſame Dinge. Eine gute Zeit hatten die Kaziken von Libahu mit den nachbarlichen Fürſten in zärtlicher Freundſchaft gelebt, denn ſie waren zärtlichen Gemüths. Sie ſtarben jedoch, und neue beſtiegen die Throne, welche ihre eignen Geſinnungen hegen, nicht die ihrer Väter annehmen wollten. Nun war es freilich um die alte Zärtlichkeit gethan.

Und da gab es einen mächtigen Ynka, dem Libahu gefiel, er meinte, es könne ihm ſeine Lande fein runden. Er beſchloß, es jenen einzuverleiben. Auf eine kurze Weiſe den Zweck zu erreichen, trat er mit dem Ausländerrath in Libahu in heimliche Unterhandlung. Er verhieß jedem Gliede nicht allein den fortdauernden Beſitz ſeiner Stelle, ſondern auch noch artige bunte Federn auf der Mütze, und Halsgehänge von Korallen und Muſcheln. Dagegen ſollten ſie bewirken, daß ihn das Volk in Libahu zu ſeinem Kaziken ausriefe. Zu ihrer Unterſtützung wollte er eine Zahl Steinwerfer und Keulenſchlager ſenden.

Die Männlein erwogen, daß große Reiche zu den Entwicklungen des Kuxmuß gehörten, daß Jeder, den nicht der Name Nine Pelu ſchänden ſollte, rüſtig mit dem Kuxmuß fortzuſchreiten habe. Sie bereiteten alſo die Menge nach und nach vor, und ſehr natürlich war es, daß da, wo alles Ausländiſche immerfort geprieſen wurde, auch die Ausſicht, einen ausländiſchen Kaziken zu erhalten, nichts Abſchreckendes mit ſich führen konnte.

Die Steinwerfer und Keulenſchläger langten an. Jene befahlen dem Volk, den Ynka auszurufen, und es geſchah.

Nun eilte der Kazik beſtürzt unter das Volk und hielt eine bewegliche Anrede, forderte es auf ſich zu waffnen, die fremden Söldner zum Lande hinauszuſchlagen. Es war umſonſt.

Ein gebückter Greis trat endlich aus der Menge und ſprach: Guter Kazik, Du haſt die Ausländer ja über Dein Volk geſetzt, daß ſie ihm geböten, und das Volk gehorche. Wundre auch Dich nicht, wenn es nun einen Herrſcher aus der Fremde begehrt, da ihm ſolche Neigung zum Fremden eingeprägt worden. Schon wie Dein Großvater noch lebte, ſagte ich: Geht das mit den Ausländern ſo fort, wird es kein gut Ende nehmen. Denn wenn ein Vater ſeine Kinder — —

Hier ging der Makulaturbogen zu Ende, auf welchem man vorſtehende Geſchichte bis hierher las.

Warner.

Dieſen Aufſatz hatte Warner in eine auswärtige Zeitſchrift rücken laßen, und noch kühn mit ſeinem Namen unterzeichnet.

Zweite Woche.

Am nehmlichen Tag der zweiten Woche nahm Alles wie zuvor ſeinen Platz. Man überhebt es ſich, fortan noch der kleineren Kabinetsartikel, an zugewilligten und verneinend beſchiednen Anſuchungen, genehmigten miniſteriellen Verordnungen, unterſchriftlichen Sanktionen neuer Edicte und Patente, beigelegten Titel u. ſ. w. Erwähnung zu thun, zählt nur auf, was den Prinzen Stephan zugleich beſchäftigte.

Rath. Befohlne Ausmittelungen über die Wittwe des Kammerdirektor von Schmatz —

Herzog Meine Gemahlin hat die Tochter als Hofdame beſtätigt. Nun das Mädchen iſt von guter Geburt, nicht ohne ſeine Bildung, Zeugniſſe über tadellos ſittlichen Wandel, eben ſo über einen geſtifteten deutſchen Jungfrauenverein zur Pflege verwundeter Soldaten und Invaliden ſind beigebracht. Was verlautet über die Mutter?

Rath. Ihre Dürftigkeit atteſtirt der General Trägau, dem ſie bei ihren Mühen um die Feldſpitäler bekannt wurde. Ein Empfangſchein des Lazarethdirektors über dreihundert und zwanzig Portionen eingeſandter Rumfordſchen Suppe, wie acht und zwanzig Pfund Charpie liegt bei; auch ein anderer vom Befehlshaber des gelben Huſarenregiments, über hundert Stück wollene Bauchbinden. Das collegium medicum hat auch ein vortheilhaftes Gutachten über die Heilſamkeit jener Bauchbinden, auf Verlangen, ausgefertigt.

Herzog. Ha, ha, ha! — Doch guter Sinn und Wille allerdings, und nicht patriotiſche Worte allein, That. Leicht hat die Frau ſich dabei über ihr Vermögen angegriffen. Und ihre ſonſtige Moralität?

Rath. Ein Zeugniß vom Hofprediger, nach welchem ſie alle drei Monate das heilige Abendmahl empfing, und er nimmer Unchriſtliches von ihr hörte; ein zweites vom Miniſter des Obern, daß ſie zur neu geſtifteten Bibelgeſellſchaft zwölf Canſteiniſche Exemplare ſchenkte; noch eins vom Armendirektorium, daß ſie ein Findelkind aufgenommen, und es bereits fünf Jahre auf alleinige Koſten erzieht —

Herzog. Ah — muß doch eine würdige Frau ſeyn. Anwartſchaft auf die nächſt ledige Penſion.

Rath. Eben iſt eine von Sechshundert Gulden erledigt.

Herzog. Der Schmatz! Und meiner Gemahlin geſchrieben; es würde mir angenehm ſeyn, wenn ſie auch das Frauenkreuz ihr ertheilte.

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Nähere Berichte über den Rittmeiſter Sollner. General Trägau bittet, ihn mit einem neuen Gutachten über den Rittmeiſter gnädigſt zu verſchonen, weil, dafern es unvortheilhaft klänge, es den Anſchein haben würde, als ſei der General perſönlich wider ihn eingenommen.

Herzog. Gut!

Rath. Er bäte vielmehr, dem Rittmeiſter ſo viel Gnade widerfahren zu laßen, als die Umſtände zugäben —

Herzog. Brav!

Rath. Vom corps de genie —

Herzog. Mir das wörtlich vorgeleſen.

Rath. (lieſt von einem Papier:) Auf höchſten Befehl Seiner Herzoglichen Durchlaucht, bezeugen wir unterſchriebne, zur Unterſuchungs-Commiſſion ernannt geweſene, Offiziere, nach Pflicht und Gewiſſen: daß von den eingereichten Verbeſſerungen und ſogenannten Erfindungen des Rittmeiſters Sollner im Leibdragonerregiment, nichts anwendbar und tauglich anerkannt worden, müſſen auch hinzufügen: daß ſich erwähnter Rittmeiſter bei den Unterſuchungen anmaaßend betragen, die Ausſprüche praktiſch erfahrner Sachkundigen nicht gebührend geehrt, vielmehr ſie hartnäckig zu beſtreiten fortgefahren hat. Des zu Urkund —

Herzog. (ſieht ins Blatt.) Unterſchrieben vom Jngenieuroberſten, einem Hauptmann, zwei Lieutenanten — ei, ei! Sollten die es nicht verſtehn, den jungen Mann nicht an Einſicht übertreffen? Feindlicher Wille läßt ſich doch nicht denken, zumal bei allen Vieren — ei, ei!

Rath. Vom Brigadier —

Herzog. Auch vorgeleſen.

Rath. (lieſ't.) Mir Unterzeichnetem iſt während dem Kriege nicht bekannt geworden, daß der Rittmeiſter Sollner ſeinen Dienſt ſollte vernachläſſigt, oder nicht tapfer gefochten haben. Mir iſt nur zu Ohren gekommen: daß er des Oberſten von Wundenfeld beſonderer Günſtling war, und durch ſeine Empfehlung —

Herzog. Günſtlingsſchaften waren mir ſtets verhaßt. Darum alſo verwandte ſich der Oberſt ſo — befremdet mich — war ſonſt ein wackrer Mann. Hm — von Auszeichnungen alſo nicht die Rede; leiſtete der Rittmeiſter ſeinen

Dienſt und war muthig vor dem Feind, that er nur ſeine Schuldigkeit. Und was urtheilen die Kameraden?

Rath. (lieſ't.) Wir unterzeichnete ſämmtliche Offiziere der herzoglichen Leibdragoner, erklären einmüthig: wie der Rittmeiſter Sollner eine zu kurze Zeit noch im Regimente ſtand, als daß wir über ſeine Fähigkeiten und Moralität ein gnügendes Zeugniß ablegen könnten. Zudem pflegte er ein abgeſondertes Leben zu führen, ſo daß ihn, außer dem Dienſt, ſeine Kameraden wenig ſahen."

Herzog. Klingt doch nirgend vortheilhaft. Abgeſondertes Leben — wie iſt das gemeint? Verſchweigt man etwa noch? Fehlende Liebe der Kameraden bleibt immer doch kein Zeichen, das — das —

Hier nieſ'te Prinz Stephan in ſeinem Winkel, hatte zu vielen ſpaniſchen Tobacl genommen. Der regierende Fürſt drehte ſich um, und fragte: Wollten Ihr Liebden etwas ſagen?

Bitte um Verzeihung, antwortete der Prinz; Ihr Durchlaucht haben mir Schweigen aufgelegt, und ich mir auch ſelbſt.

Herzog. Machen wir eine Ausnahme. Sie ſind General. Wie ſcheint Ihnen das Urtheil der Offiziere? Nicht auch räthſelhaft?

Prinz. Allerdings; die Löſung könnte gleichwohl vortheilhaft ſeyn. Ein Kamerad iſt nicht beliebt, wenn er ſich von den luſtigen Zirkeln der Uebrigen abſondert. Wie, wenn er die müßige Zeit lieber mit Studien auf ſeinem Zimmer hinbrächte?

Herzog. So ließe es ſich wohl deuten, mein guter Prinz, doch trügt auch der Schein oft. Und alte wie junge Offiziere haben unterzeichnet.

Prinz. Das Leibdragonerregiment hatte zeither nur adliche Offiziere; Sollner iſt der erſte hier eingeſtellte bürgerliche —

Herzog. Ei, ich kann nicht vermuthen, daß Alle noch ſo weit zurück wären — überdem fragte ich geſtern noch den Oberſten des Regiments um Sollner, die Antwort hieß: er iſt ganz brauchbar, doch geſtattet er ſich bisweilen vorlaute Bemerkungen. Auch iſt zu glauben, daß er heimlichen Ausſchweifungen nachhängt, denn er hat Schulden, iſt neulich darum bei mir verklagt. Dieſen Umſtand bemerkt auch die Conduitenliſte, welche ich nachſah.

Prinz. Ich ſchweige.

Herzog. Nein, es ſpricht zu viel gegen ihn.

ihn. Das Kriegsgericht ſoll befehligt werden; doch von einem andern Regiment, damit Alles unpartheiiſch zugeht. Die unvortheilhaften Zeugniſſe nicht zu den Akten; wären ſie günſtig geweſen, hätten ſie dazu geſollt, um einen Offizier, der nach Kenntniſſen ſtrebt, möglichſt zu vertreten. Weiter!

Rath. Zeugniſſe über den Grafen Saviaski.

Herzog. Die von Trägau, und dem commandirenden General im * * *ſchen Dienſt las ich ſchon.

Rath. Vom corps de genie, einer Eingabe willen, betitelt: Memoiren über meine ſiebenjährigen Feldzüge.

Herzog. Iſt eine Commiſſion ernannt?

Rath. Auf Betrieb des Miniſters, aus zwei Ingeniör- und zwei Reuteroffizieren.

Herzog. Iſt das Gutachten kurz?

Rath. Wenige Worte.

Herzog. Geleſen!

Rath. (lieſt.) „Wir — “

Herzog. Gleich zur Sache!

Rath. „Nach Pflicht und Wahrheit, daß aus des v. Saviaski Denkſchrift ein heller Kopf, der zuvor mit vielen theoretiſchen Kenntniſſen gerüſtet, die wichtigen praktiſchen Erfahrungen langer Feldzüge, in denen er ſo manchen Schlachten, Scharmützeln, Vorpoſtengefechten beiwohnte — "

Herzog. Doch zu weitläuftig. Das Ende.

Rath. „Eben ſo ſcheinen uns die eingeſtreuten Bemerkungen über Verbeſſerung des Cavalleriedienſtes ungemein richtig und anwendbar, deshalb einer näheren Prüfung werth, und —"

Herzog. Genug! Doch nicht zu vermuthen, ſie hätten das nur aus Freundſchaft geſchrieben. Er war nicht lange hier, konnte nicht Freunde erwerben.

Rath. Vom * * * ſchen Geſandten an Ihr Durchlaucht Hofe —

Herzog. Laßen ſie hören!

Rath. (lieſ't.) „Ich bezeuge, daß im *** ſchen die Familie der Grafen Sapiaski angeſiedelt, und unter die angeſehenern und reichern gezählt iſt. Der Herr Major iſt mir dagegen von Perſon nicht bekannt."

Herzog. Doch alſo eine gute Familie, eine reiche Familie. Erziehung verräth auch ſein Aeußeres.

Rath. Von Ihr Durchlaucht Geſandten am * * * ſchen Hofe, an den geſchrieben worden.

Herzog. Nun?

Rath. (lieſt.) „Was ich über den Grafen Saviaski, ſonſt Adjutant des verſtorbenen Generals * * * in Erfahrung bringen konnte, gereicht zu deſſen ausnehmenden Lobe."

Herzog. Schon daß ihn der General * * * zum Adjutanten wählte. Nichts mehr; ich kann bei einem Gegenſtand mich ſo lange nicht aufhalten.

Rath. Sonſt iſt auch noch ein rühmliches Zeugniß der Offiziere des * * *ſchen Regiments da, bei dem er früher diente.

Herzog. Sogar die Offiziere des Leibdragonerregiments ſind ſchon für ihn eingenommen; der Oberſt bezeugte es. Im Anfang fiel es mir auf, daß Trägau mit ſo großer Wärme ſich für ihn einlegte; von allen Seiten geht aber doch Beſtätigung ein, und da hat der General recht, dem Heer ein gutes Subjekt nachzuweiſen. Saviaski hat die Eskadron, das Patent ſoll ausgefertigt werden.

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Belege über des Schulrath Heilger Fähigkeiten und ſittlichen Wandel. Erſtens von allen vier Miniſtern.

Herzog. Allen? Er ſtreift doch nicht in jeden Bereich.

Rath. Hat eine Schrift über Geblütung und Gemüthung deutſcher Fürſtenbuben allen Miniſtern gegeben, ihre Meinung zu hören, ehe er ſie Ihr Durchlaucht unterthänigſt einreichte.

Herzog. Das klingt ja — was heißt das?

Rath. Der Heilger gehört zu unſern Sprachreinigern und Verbeſſerern. Nach ihm ſoll Bube ein älteres und löblicheres Wort ſeyn, als Knabe —

Herzog. So? Sonſt hätt ich gefragt: warum der Grobian nicht Fürſtenſöhne ſchrieb. Aber Geblütung, Gemüthung, wie ſoll ich das verſtehn?

Rath. Hier iſt die Schrift. Aus dem Motto auf dem Titelblatt geht die Meinung einigermaaßen hervor —

Herzog. Nun?

Rath. Turnen macht Blut gut,
Gut Blut's dem Muth thut,
Saft, Kraft und Gemüthe,
Schafft Bübleins Güte,
Kühre die Turn,
Wirſt Siegfried von Hurn,
Daß was ihr Geiſt heißt,

Wohl auf dem Tien kreiſ't;
Daß ihr es wißt.
Gelobt ſei Herr Chriſt!

Herzog. Zum Letzten Amen, ſonſt hätt ich Luſt zu ſagen, der Schulrath wäre ein Narr. Doch was urtheilen die Miniſter?

Rath. Miniſter Haßler ſchreibt: ob er gleich im eigentlichen Erziehungsweſen keine Stimme habe, ſcheine ihm die Schrift nur ſich von jenem ältern Schulzunftzwang loszumachen, und ſie einer freieren, zeitgemäßen Entwicklung die Bahnen zu öffnen.

Herzog. Alſo doch da[illegible]

Rath. Am Formellen, ſetzt er hinzu, dürfe ſich Niemand dabei ſtoßen; das Ungewöhnliche ſei im Anfang nimmer beliebt, allem Ungewöhnlichen bereite Philiſterſinn Hinderniſſe, deutſche Kraft aber werde ſchon wie ein Simſon ſich hindurchſchlagen, und der Zeitgeiſt ihr Waffen leihn.

Herzog. Klingt auch ſeltſam: als ob der Zeitgeiſt mit Eſelskinnbacken waffne. Doch Haßler iſt ein Mann von durchdringendem Verſtand, ſeinem Urtheil gebührt Achtung.

Rath. General [illegible] bezeugt, daß Leibesübungen allerdings jungen Prinzen eine paſſende Vorbereitung zum Kriegsleben wären, nur müſſe auch das Dienſtreglement darüber nicht verſäumt bleiben.

Herzog. Haben die Prinzen nicht ohnehin Leibesübungen? Sie lernen fechten, tanzen, reiten, empfangen jetzt ſogar im ſchwimmen Unterricht. Was ſollen ſie noch auf Maſtbäume klettern?

Rath. Die Schrift hält beſonders darüber, behauptet, es erzeuge einen ſtrebenden Höhenſinn, mit Religion nahe verwandt.

Herzog. Nein, das ſollen ſie nicht. Meine Gemahlin gab es auch nicht zu, fürchtete, die Prinzen brächen den Hals. Können ohne Maſtbaum religiös ſeyn.

Rath. Graf Hohlburg iſt am meiſten für den Erziehungsplan erwärmt, nur tadelt er —

Herzog. Tadelt er doch etwas? Zu mir hat er immer mit einem faſt ſchwärmenden Enthuſiasmus von dem Schulrath geſprochen.

Rath. Den Ausdruck — Fürſtenbuben.

Herzog. Ihn tadle ich auch.

Rath. Verzeihen Ihr Durchlaucht, daß ich vortragen muß, wie —

Herzog. Verſteht ſich ja von ſelbſt. Nur fort!

Rath. Graf Hohlburg will an ſeiner Stelle

Fürſtenjungen. Junge wäre ein mehr freundlich Wort, mahne lieblich an Jugend. Der Schulrath hat jedoch in ſeiner Schrift bemerkt: das Wort Jugend müſſe aus teutſcher Zunge hinausgebannt ſeyn, weil es von juventas ure.

Herzog. So reindeutſcht ihr und — doch weiter!

Rath. Miniſter Leichtſtädt ſchreibt: Wenn man ächt altdeutſche Prinzen erziehen wolle, ſchienen ihm ächte Mittel zu dieſem Zweck hier aufgezählt.

Herzog. Ja — was heißt ächt altdeutſch? Ganz das Ideal zu erreichen — kann man nicht wollen; der Zeitgeiſt ruft bei dem Allen ſo laut darum. Die Miniſter insgeſamt alſo — mir gnügt aber nicht an Individuen, ich will Corporationen, die nach Eid und Dienſtpflicht reden.

Rath. Der Heilger hat ſeine Schrift auch dem Conſiſtorium, und der, vom Miniſter Hohlburg niedergeſetzten, Schulcommiſſion eingeſandt.

Herzog. Feſtigkeit zeigt er wirklich, muß doch überzeugt ſeyn, daß ſeine Ideen — nun, was verlautet da?

Rath. Das Conſiſtorium rühmt den frommen, tiefgemüthlichen Sinn, der auf jedem Blatte hier athme.

Herzog. In der Schloßkirche ſah ich den Schulrath auch jeden Sonntag.

Rath. Die Commiſſion ſagt: Wenn man Prinzen nach ſolchen Entwürfen ausbildete, würden auch einmal Teuts Gauen wahre Fürſten ſeyn, wahre deutſche Helden, und Volksväter, Herrmanns und Theodorichs Seelen würden aus ihrer Lichtwelt freudig niederblicken, alle ſchmähliche ſchändliche Franzoſenthümlei, oder Verwälliſchung enden, von der lange Zeit teutſche Fürſten Unglimpf und Sittenverderb auf den Thronen ausgegangen ſei.

Herzog. Hm — ich empfing auch einſt von einem franzöſiſchen Gelehrten Unterricht, kann doch nicht ſagen, er habe mich zur Sittenloſigkeit verlockt — ſo viel bleibt wahr: der Zeitgeiſt iſt bisweilen ein ziemlich grober Geſell, und im gepredigten Haß kann ich auch eben ſein ächtes Chriſtenthum nicht entdecken. Ich weiß zwar: es ſoll auf einer Seite Kraft, offnen Biederſinn, redliche Einfalt andeuten, aber — ſie übernehmen, vergreifen ſich gar oft darin. (zu Prinz Stephan gewandt.) Ich wette, Ihr Liebden haben bei dem letzten Vortrag im Stillen gelacht.

Prinz. Ich kann es nicht läugnen.

Herzog. Sie wollen aber auch nicht mit dem Zeitgeiſt fort. Und was iſt am Ende beſſer, dem Guten zu viel oder zu wenig thun? Zurückbleiben taugt nun gar nicht, und Haßler ſagt mit Recht, daß man ſich an Formen nicht ſtoßen, ſich mit dem Ungewöhnlichen vertrauen müſſe. Sonſt kann Neues und Gutes nicht werden. Ich läugnte auch nicht, daß ich Mühe fand, das Lachen zu bergen, als mir Hohlburg den Schulrath Heilger vorſtellte. Die ſchwarze Kaſake, der bloße gelbe Hals, der Kragen mit ſeinen Zipfeln, das lange, übelgeordnete Haar fielen mir außerordentlich auf; doch ſeit ich jeden Sonntag ihn in der Kirche ſah, gewöhnte ich nach und nach mich an den ſeltſamen Anblick. Kräftig, bieder, offen erſcheint der Mann doch wirklich; und ſollen wir die Tracht der Väter nicht in Ehren halten? Solche Dinge haben mehr Seiten, und tönt nun von allen Seiten ihr Lob her, ſo — doch wir haben erſt die Schrift beſprochen, die ich auch mit aller Aufmerkſamkeit leſen werde; aber des Heilger Moralität, ſein bisheriges Privatleben — darüber will ich die unverdächtigſten Beweiſe; es gilt meine Kinder.

Rath. Der verſtorbene Conſiſtorialrath

Gern, welcher den Heilger bei ſeinen Kindern als Erzieher angenommen, hat ein Zeugniß hinterlaßen, das ſeinen frommen Wandel erhebt.

Herzog. Hör ich von dem Gern, ſchaudre ich noch, der Tochter halber.

Rath. Miniſter Trägau erweiſet: daß, obſchon kein Eingeborner, der Schulrath bei dem heiligen Kampfe gegen Frankreich, Ihr Durchlaucht Truppen freiwillig gefolgt ſei.

Herzog. Brav!

Rath. Graf Hohlburg nennt ihn als den, welcher ihm den erſten Gedanken der neugeſtifteten Bibelverbindung erweckt habe. Eigens gründete Heilger aber die reinteutſche Geſellſchaft, welche ihm eine, von allen Mitgliedern unterzeichnete, Beſcheinigung über ſeine Ehrbarkeit, Ehrſamkeit, Ehrenfeſtigkeit, löbliche Zucht und treue Einfalt ausſtellt. Ferner nennt ihn die Anſtalt der vorzeitlichen Liebesmahle ihren Urheber —

Herzog. Die Hohlburg ſo rühmt? Ich mag ſolche Geſellſchaften nicht verbieten, ſehe aber ihren erheblichen Nutzen auch nicht ein.

Rath. Die Anſtalt legte ihm die Namen des barmherzigen Samariters und demüthigen Fußwäſchers bei.

Herzog. Was heut zu Tage nicht Alles aufkömmt.

Rath. Endlich haben auch alle Knaben der, mit Leibesübungen verbundnen, Schule, an deren Spitze er ſteht, ihrem tugendbelobten Meiſter ein Dankbrieflein übermacht, welches Graf Hohlburg zu den übrigen Papieren legte. Die älteren grüßen ihn darin ihren Schmid Mimers Geſellen, als welcher lehrt, den Amboß in die Erde ſchlagen, und mit Recken- und Lindwurmblut harniſchen, ihren Gutsmuths für Leib und Seel; die jüngſten ihren Heiland, welcher ſpricht: Laßet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.

Herzog. Oho, nicht allzuviel! Nun — ich werde noch die Schrift leſen, und in künftiger Woche reſolviren. Zwar iſt kaum noch zu widerſtehn, bei all dem Lob, Preis und Ehr, ich mag indeß auch hier platterdings nichts übereilen. Weiter!

Rath. Miniſter Haſtler führt neuerdings Beſchwerden über den Finanzrath Reinert, ſchlägt vor ihn zu penſioniren. Es iſt aber auch eine Eingabe des Reinert da, worin er bittet, im Amte gelaßen zu werden, da er noch bei guten

Kräften ſei, und von dem ſchmalen Jahrgeld nicht ſieben Kinder würde erziehen können.

Herzog Ueber den Reinert war ſo oft ſchon Klage, und ich bleibe noch immer geneigt, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten. Und Haſſlers neue Beſchwerden?

Rath. Der Rath widerſetzt ſich allen Neuerungen —

Herzog. Allen? Das iſt Booksbeutelei. Bei dieſen und jenen iſt wohl ernſte Erörterung nöthig, und darum mir ſchon lieb, wenn der etwa zu hoch fliegenden Kraft eine hemmende zur Seite bleibt.

Rath. Der Miniſter ſchreibt: Reinert lähme durch ſeine nichtigen leeren Einwendungen allen Fortgang —

Herzog. Allen? Das wäre zu arg!

Rath. Ueber den Wortſchwall, mit dem er, gewöhnlich als laudator temporis acti auftretend, neue Ideen bekämpfe, gingen manche Vormittage hin, ohne daß die nöthigſten Geſchäfte darüber aus der Stelle rückten. Auch dürfe nicht befremden, wenn er mit immer falſchen Anſichten und Meinungen erſchiene, indem ja die Finanzwiſſenſchaft nicht ſein Fach, er vielmehr ein Rechtsgelehrter ſei.

Herzog. Hm — das gefällt mir doch nicht; das Für und Wider ſoll geprüft, die zeitgeiſtige Entwicklung aber nie gelähmt werden. Reinert ſtand erſt beim Juſtizkollegium. Weshalb kam er um ſein Amt?

Rath. Ein heftiger Streit mit dem verſtorbenen Juſtizminiſter —

Herzog. Nun beſinn ich mich. Der Baron Wildfeld hatte ſeinen Bedienten erſchoſſen. Es hieß: auf der Jagd, von ungefähr. Ihm wurde für die Unvorſichtigkeit ein Jahr Feſtungsſtrafe zuerkannt. Reinert opponirte, ſtellte vor: der Baron ſei als ein heftiger, unmoraliſcher, ſeine Untergebenen tiranniſch mißhandelnder Mann bekannt; und ſo ließe aus um ſo triftigern Gründen ſich auf einen vorſätzlichen Mord im Jähzorn ſchließen, als nicht wahrſcheinlich ſei, daß ihn der Bediente — ein Jäger war es nicht — auf der Jagd begleitet habe. Wäre dem ſo, müſſe der Baron als Todtſchläger ſterben, da es ſich jedoch nicht durch Zeugen ausmittle, wenigſtens lebelang zum Gefängniß verurtheilt ſeyn. Das ſchien nun freilich zu hart, wenn der Baron dennoch unverſehens den Bedienten getödtet hätte, was doch, trotz ſeiner anderweitigen Gemüthsart, möglich blieb. Der Reinert handelte ſo gegen die Unterordnung, daß er dem Miniſter in voller Seſſion ſagte: er verträte den Baron nur darum ſo eifrig, weil es ſein Vetter ſei. Nun kam er um ſeine Stelle; weil ich jedoch urtheilte: Reinert möge wohl nicht ganz unrichtig vermuthen, auch ſein ernſtes Halten auf Gerechtigkeit mir nicht mißfiel, machte ich ihn zum Poſtmeiſter in der Hauptſtadt, damit er doch zu leben hätte. Bald gerieth er aber auch hier in Zwiſte mit Leichtſtädt, damal Polizeidirektor. Leichtſtädt verlangte, der Poſtmeiſter ſollte ihm alle Briefe heimlich aushändigen, die von Paris kämen und dorthin gingen, auch wohl andere noch; er hatte ein Werkzeug, womit ſie ohne Verletzung des Siegels zu öffnen waren. Nun — Leichtſtädts Zweck — aber freilich das Mittel nicht — konnte man billigen. Reinert widerſetzte ſich, behauptete: was der Poſt anvertraut wäre, müße heilig ſeyn, und er würde jenem Verlangen nicht anders nachleben, als wenn der Herzog ihm es ausdrücklich geböte. Allerdings konnte ich ſo was nicht befehlen, zürnte auf Reinert, urtheilte: er conſervire doch ſich nirgend. Und nun ward er mir ſo viel als ein ſchlechter Deutſcher, ein franzöſiſch Geſinnter bezeichnet, daß ich ihn endlich abſetzte. Da trat er mich ſelbſt an. Das offen redliche Auge, die männliche Haltung nahmen mich wieder für ihn ein. Er ſagte freimüthig: Jetzt iſt Alles zum Glück Deutſchlands ausgeſchlagen, und ich preiſe die Fügung; gleichwohl hätte es ſich anders ereignen, Napoleon die Oberhand behalten können. Wäre ihm dann hinterbracht — und ſolche Dinge werden leicht entdeckt — was hier geſchehen ſei, während Ihr Durchlaucht mit ihm verbündet waren, hätte es ſchwere Folgen nach ſich ziehen können, und dazu mochte ich als ein treuer Diener meines Fürſten nicht die Hand bieten. Ja — dies fand ich auch nun wahr und recht, mochte zudem einen Hausvater mit ſieben Kindern nicht dem Hunger preisgeben. So befahl ich, er ſollte beim Finanzkollegium angeſtellt werden, hoffte zugleich, ein gelehrter Mann, ein Mann von Geiſt, eigne ſich leicht einen neuen Wirkungskreis an. Gleichwohl iſt möglich, daß er nicht dorthin paßt, und ich muß ſchon die Bürde dem Miniſter abnehmen. Darben ſoll mir hingegen Reinert nicht, und brauchbar iſt er, das weiß ich, nur den rechten Platz für ihn ausgemittelt. Iſt denn eben keine Vakanz?

Rath. Der Polizeidirektor, nach dem Miniſter Leichtſtädt ernannt, iſt geſtorben.

Herzog. Leichtſtädt ſchlug einen Hofrath Fell geſtern dazu vor. Ich habe noch nicht verfügt. Iſt der Hofrath ein Ausländer oder Eingeborner?

Rath. Aus Leipzig.

Herzog. Leichtſtädts Landsmann. Vielleicht rühmt er ihn darum ſo. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Allenthalben die Ausländer vorziehe. Reinert ſei Polizeidirektor, ſo behält er Brot und Haſtler iſt zufrieden geſtellt. Ausgefertigt!

Rath. Wohl!

Herzog. Es wird bereits ſpät. Was giebts noch?

Rath. Sattler Still bittet, ihm ſeine Forderungen auszahlen zu laßen.

Herzog. Alles zum Kabinet. Warum geht er die Behörde ſchon wieder vorbei? Hat mir ſchon ſelbſt ein Memorial übergeben. Der Miniſter des Innern verfügt die Zahlungen.

Rath. Der Bittſteller ſchreibt: er empfinge entweder keine Antwort vom Miniſter, oder ſie lautete: es wäre kein Geld da.

Herzog. Haſtler iſt der arbeitſamſte von meinen Miniſtern, läßt ſicher nichts liegen. Will der Menſch etwa gar ihn bei mir verläumden? Daß überall in den Kaſſen das Geld fehlt,

iſt

iſt wahr, und ich habe keine Potoſi, kein Mexico. Der Sattler muß Geduld haben. Er war im Kriege Lieferant für die Reuterei, und dieſe Art von Leuten hat ſich wohl vorgeſehn, daß ſie nicht zu kurz kam. Es giebt nöthigere Befriedigungen. Uebrigens die Supplik an Haßler remittirt.

Rath. Wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Der Bankier Schmuggel bittet um ein Monopol auf Seidenwaaren für ſechs Jahre, und ihre Einfuhr ſo lange verboten.

Herzog. Ha! ha! ha! Monopol, Einfuhrſperre; das liefe ja den beſſern Grundſätzen rein entgegen, welche der Zeitgeiſt über unbedingte Handelsfreiheit aufſtellte. Ha! ha! ha! Dem Miniſter des Innern remittirt, er wird den Herrn Schmuggel beſcheiden, daß er ſich wundert. — Ich dachte heute noch über den Warner zu verfügen, las aber, vor angehäuften Geſchäften, den Aufſatz noch nicht, blickte nur flüchtig hinein. Die Sache geht mich an — wohl nicht zu genau kann ich da verfahren — haben ſie um den Warner anderweitige Erkundigungen eingezogen?

Rath. Wo es nur möglich war, da Ihr Durchlaucht es ſo geboten.

Herzog. Was iſt es für ein Menſch, was ſagt der öffentliche Ruf von ihm?

Rath. Gutes und Schlimmes; manche Stimmen loben, viele tadeln ihn.

Herzog. Viele tadeln ihn alſo?

Rath. Bitte um Verzeihung, gnädigſter Herr, ich wollte kein Gewicht auf die Mehrzahl legen; es kann auch zufällig ſeyn, wenn mir das Nachtheilige öfter zu Ohren drang.

Herzog. Was treibt er, wovon lebt er?

Rath. Er iſt ein privatiſirender Schriftſteller.

Herzog. Hm — denen ſagt man nicht oft Gutes nach — doch waren nicht auch Rouſſeau und Voltaire privatiſirende Schriftſteller? Die gelten freilich nicht mehr — und ich weiß auch nicht recht warum. Mir iſt bei dem Allen, als hätte ich von dem Warner gehört: er ſei nicht ohne Kenntniß, nicht ohne Talent. Nun weshalb ſuchte er kein Amt nach?

Rath. Er hat es gethan, iſt jedoch bei den Behörden abgewieſen.

Herzog. So? da müſſen ſeine Gaben und ſein Erlerntes doch unzulänglich erfunden ſeyn.

Wie kann ich anders ſchließen; ob ich ſchon gern glaube, daß viele meiner Beamten mit unzulänglichen Gaben und Erlerntem daſtehn. Wie kann ich da gleichwohl anders verfahren, als daß ich meiner Behörden Prüfung und Zeugniß achte? Oder ſollt ich Jeden, bis zum Thorſchreiber hinab, ſelbſt examiniren?

Kann ſeyn, daß Seine Durchlaucht die letzten Bemerkungen hinzufügten, weil Prinz Stephan eben in ſeinem Winkel mit dem Stuhl gerückt, und fleißig in die Schreibtafel notirt hatte, als der regierende Fürſt ſich nach ihm umgeſehn. Letzterer fuhr fort:

Was ſchreibt der Warner denn?

Rath. Es iſt ein ſogenannter Belletriſt.

Herzog. Aha die Belletriſten! Verslein in Muſenalmanachen, ſchlüpfrige, den Sitten nachtheilige, Romane, boshafte Satyren und Epigramme, derlei geht von ihnen aus. — Daß ich aber auch nicht ungerecht bin; gute Poeſie kann wohl das Gemüth veredeln, und Graf Hohlburg ſagte neulich: Das Lebensmahl tiſcht uns der ſchmalen und magern proſaiſchen Bißlein genug auf, wir müſſen, ſo oft es ſeyn kann, uns an die Tafel der göttlichen Koſt ſetzen. Auch der Romanenſchreiber vermag zu nützen, wenn er einem moraliſchen Ziele nachſtrebt. Sogar der Satyriker, wenn er den Laſtern und Thorheiten die Spitze bietet.

Rath. Warner gab indeß auch politiſche und ſtatiſtiſche Werke heraus.

Herzog. Die Politiker und Statiſtiker reden oft vom Heil der Staaten wie der Blinde von den Farben; ſind ſie hingegen über das, was ſie abhandeln, gründlich unterrichtet, iſt es freilich ein Anderes. — Was urtheilen die Kunſtrichter von Warners Schriften?

Rath. Ungemein verſchieden. In den Litteraturzeitungen ſind mehrere gelobt, in andern kritiſchen Blättern werden ſie um ſo heftiger getadelt und verſpottet. Den ſchöngeiſtigen Werken macht man Frivolität, nüchternen Sinn, namentlich aber ſeiner Satyre den Vorwurf: daß ſie unvaterländiſchen Geiſt athme, über die neuere Deutſchheit ſich luſtig mache.

Herzog. Ich geſtehe — daß ich im Anfang auch viele Luſt hatte, es zu thun, doch bin ich davon zurückgekommen.

Rath. Von den übrigen Werken hat man behauptet: er träte darin zum Theil als ein unvolklicher Mann, zum Theil als ein blödſichtiger Finſterling auf, welcher den Zeitgeiſt nicht begreife, und deshalb mit ihm nicht aus der Stelle wolle.

Herzog. Die ſo urtheilen, müſſen doch Gründe für ihre Meinung beigebracht haben, und den Finſterling zu machen, iſt heutigen Tages ein ſehr undankbares Geſchäft.

Rath. Indeß erklärt ſich auch der Warner in einer Schrift: man thäte recht, am Zeitgeiſt das Kluge und Gute, das er bringe, zu achten, nicht aber das Thörichte und Böſe.

Herzog. Wer könnte den Satz ſchmähn. Aber die rechte Wahl zu treffen, darum thut es Noth, und die nachzuweiſen dürfte Herrn Warner ziemlich ſchwer ſeyn. — Es wurde ja auch im vorigen Jahre ein Stück von ihm auf meinem Theater gegeben. Ein bürgerliches Drama, mit einigen launigen Zwiſchenſzenen. Mir — aufrichtig geſagt — fing es ſchon an zu gefallen, doch hörte man vor dem Pochen und Ziſchen, und dem Gegenlärmen, in den letzten Akten wenig, und das Stück wurde nicht zu Ende geſpielt. Mir fiel Ludwig XV Wort ein: Wär ich Polizeilieutenant, verböt ich die Kabriolets. Wär ich damal Polizeidirektor geweſen, ich hätte die Ruheſtörer verhaften und das Stück zu Ende pielen laßen. Ich fand hernach aber in einem öffentlichen Blatte eine äußerſt harte Kritik deſſelben, ſo mochte es doch wohl nicht getaugt haben. Uebrigens, Rath, gab ich nur vor, ich hätte den Aufſatz des Warner, den man auf mich deuten will, nur flüchtig angeſehn. Ich habe ihn vielmehr ungemein aufmerkſam geleſen; wollte aber von dem Autor mich noch ausführlich unterrichten. Das Meiſte was ich hörte, klang doch nachtheilig, und mir ſchon lieb; je unbedeutender der Skribler iſt, je weniger konnte er mich beleidigen. Und er kann mich ja auch nicht gemeint haben; es paßt ja ſo wenig, oder es paßt auf Hundert Fürſten.

Rath. Darüber — doch —

Herzog. Was verſchluckten Sie da? Heraus damit!

Rath. Ihr Durchlaucht — vom Juſtizkollegium iſt nun das Verhör über des Autors Meinung eingeſandt —

Herzog. Haben ſie es da? Laßen ſie den Punkt hören.

Rath. Auf die Frage: welchen Fürſten er mit dem Kaziken von Libahu habe bezeichnen wollen, hat er geantwortet: Keinen, die ganze Erzählung iſt erträumt.

Herzog. Nun ja — zudem Alles ſo übertrieben, ſo ans Unwahrſcheinliche gränzend —

Rath. Der Inquirent hat ihm entgegnet: man pflege in Allegorien und Fabeln doch gern von Thatſachen auszugehn, die man umhülle; allenfalls um eine ſogenannte Moral daraus zu entfalten. Hierauf iſt nachſtehende Erklärung des Warner niedergeſchrieben:

(Lieſ't von einem Papier.) „Will man irgendwo eine Nutzanwendung daraus ſchöpfen, habe ich nichts dagegen, es wird mir noch lieb ſeyn, wenn mein kleiner Roman frommt. Meiner innigen Ueberzeugung, meinen Wahrnehmungen, und ſelbſt meinem patriotiſchen Gefühl nach, ſchadet eine Regierung ſich und dem Volke weſentlich, dafern ſie meiſtens Ausländer zu den bedeutenden Stellen ruft. Sie können Talent und Wiſſenſchaft herbringen, allein das Herz ſchlägt ihnen nicht für das Gemeinweſen wie dem Eingebornen; auch iſt ſelten zu glauben, die Fremde werde ihr Gold, ihre Edelſteine unter den Köpfen anderswohin ſenden, dieſe Artikel behält man aller Orten gern ſelbſt. Die Ausländer verpflanzen denn oft herein, was wohl in ihrer Heimath taugte, an ihrem jetzigen Aufenthalt dagegen nicht, und den Landskindern wird der Muth zum Streben gehemmt, da es ihnen doch wenig nützt, und ihnen die Fremdlinge ſtets vorantreten. Sei ein Staat noch ſo klein, er hat eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, gewiſſe Erfahrungstraditionen von den Vätern, die in der Gegenwart bleiben, in die Zukunft hinüber getragen werden ſollen. Der Patriotismus hängt viel an ſolchen heimathlichen Eigenthümlichkeiten, ſeine Bande werden in dem Maas lockerer als man ſie auslöſcht, und einen bunten Theorienwechſel, ein blindes Nachahmungsſyſtem an ihre Stelle treten läßt —"

Herzog. (unmuthig) Genug! Welch ein Schwall von Worten! Ja, der Menſch iſt ein Finſterling — den mag ich aber nicht geſtraft ſehn; er iſt es ſchon dadurch, daß ihm helle Blicke, treffende Einſicht fehlen. Und er hat meine Regierung nicht bezeichnen wollen, ich wiederhole es! — Schreibt das Juſtizkollegium etwas darüber?

Rath. Es urtheilt — —: Beklagter habe ſich verfangen — von Wahrnehmungen geſprochen. Wo könne er die geſammelt haben wollen, als daheim, in ſofern er keine Reiſen gemacht?

Herzog. Reiſen bilden am meiſten, darum nehme ich gern Fremde — thue den Eingebornen aber gewiß nicht unrecht!

Rath. Weil er ſelbſt das patriotiſche Gefühl zur Sprache bringe, gebe auch genug hervor — daß er das Herzogthum im Sinn hatte —

Herzog. (zornig aufſtehend.) Wer auf einem hohen Piedeſtal ſteht, iſt viel geſehn, viel beurtheilt; aller Fürſten unausweichlich Loos. Und da es ſo viele unbillige und unwiſſende Menſchen giebt, kann es nicht in Verwunderung ſetzen, wenn unter dem, was über die Fürſten geſagt wird, viele unbillige und erbärmlich ſchiefe Meinungen in Umlauf ſind. Daß ich aber ſelbſt da getadelt bin, wo ich nach dem ſorgſamſten Umblick handelte, und wo ich die glücklichſten Wahlen, ſeit ich regiere, getroffen zu haben überzeugt ſeyn darf; nein, das empört mich doch ungemein! Man ſoll alſo keine große Talente ins Land ziehn, die im Stande ſind, den Impuls eines regen Strebens zum Ideal des Vollkommnen zu geben, lieber daheim Alles im gewohnten, faulen Schlendrian vermürben ſehn? O Unſinn! Meine Miniſter ſind Fremdlinge, aber doch wohl nicht Kieſel vom Ausland. Ich preiſe mich um ſie, frage kühn: wo man in Europa vier ſolche Männer nebeneinander ſtehen ſieht; Genialität, eiſerner Fleiß, Treue, Rechtlichkeit, von allen dieſen Eigenſchaften legen meine Miniſter die unverdächtigſten Proben an den Tag, und hat Einer und der Andere — wie alle Sterbliche — ſeine Schwächen, ſind ſie mindeſtens dem Gemeinweſen unſchädlich. Der elende Autor iſt wohl neidiſch, daß er nicht Miniſter ward? Ha ha ha! Dazu würde er auch ſich eignen, auf ſeinem Dachzimmer alle Weisheit erbeutet haben. Was wollen meine Unterthanen? Ich vermeide nach aller Sorgfalt, Einem davon unrecht zu thun. Doch an die erſten Stellen — ich habe leider mißlungne Proben gemacht — an die erſten Stellen gehört das größere Talent. Und im Lande — ſchlimm daß es ſo iſt, es iſt jedoch einmal ſo — findet man es nicht. Es mag wohl hier ſo gut geboren werden als anderswo, allein es kömmt nicht zur rechten Entwicklung damit; der Himmel mag wiſſen, woran das eigentlich liegt.

Unter dem Herumgehn nahte er dem Prinzen Stephan, und richtete die Frage an ihn:

Was ſagen Ihr Liebden dazu, daß mich ein Federheld ſo zu verunglimpfen wagte?

Prinz. Ihr Durchlaucht — ich ſollte und wollte ſchweigen.

Herzog. Wir machten bereits eine Ausnahme, folge ihr die zweite. Sagen Sie einmal ſelbſt: fehlt es nicht im Lande an ausgezeichneten, entwickelten Talenten?

Prinz. Ich weiß das nicht; ſo was kömmt Unſer Einem ſelten zu Geſicht, da verſieht man ſich nicht darauf.

Herzog. Kein Bonmot, Ihre ernſte Meinung!

Prinz. Nun — es könnte deren wohl geben, ſie würden Ihr Durchlaucht aber nicht empfohlen, wovon ich die Urſache nicht in Oſtindien ſuchen würde. Ein zweiter möglicher Fall wäre, daß ſie wohl die Natur auch bei uns aufgewickelt hätte, es fehlte dagegen an Aufmunterung zum Entwickeln.

Herzog. Beides wenig ins Ziel getroffen, mein Prinz! Die Miniſter empfehlen auch Eingeborne, und oft — oft —

Prinz. Zu den Broſamen, die von der Ausländer Tiſch fallen?

Herzog. Ei — zum Henker!

Prinz. Ich empfing den Befehl zu reden.

Herzog. Wollte noch ſagen — hm — daß es an Aufmuntrung doch wahrlich nicht fehlt.

Die guten Köpfe haben Preßfreiheit, da können ſie wohl ſich offenbaren.

Prinz. Wenn ſie aber ſich unterſtänden, wahr zu ſchreiben?

Herzog. Wonach ſtrebe ich denn ſelbſt mehr als nach Wahrheit? Was iſt aber Wahrheit? Da ſteckts eben; wer kennt ſie auf der großen, eleganten, ſchimmernden Lügenmaskerade heraus?

Prinz. Auch zu indezent wäre ſie; vornehmlich in unſern züchtigen Tagen, leidet man ſie nicht im Saal.

Herzog. O ſie erſcheine nur, ſoll offne Arme finden!

Prinz. Etwa die Arme des Galgens? Verzeihung, dies war unartig, und auch nicht wahr. Ihr Durchlaucht ſind zu gnädig, würden es bei Feſtung oder Tollhaus bewenden laßen.

Herzog. Prinz — Ihre Art zu reden —

Prinz. Ich ſollte reden, und meine Art iſt einmal ſo. Da ſchweig ich wieder.

Herzog. Auch ziemlich das Beßte. (zum Rath.) Nun ich enthalte mich aller Machtſprüche, im Guten wie im Schlimmen, laße dem Geſetz ſeinen gerechten Lauf; demungeachtet will ich einmal die Regel umgehn, wo meine Perſonlichkeit im Spiele iſt. Dem Warner keinen Prozeß, er ſei zur Stelle frei. Der Skribier iſt mir zu verächtlich, zu tief unter meiner Rache. Den Befehl ausgefertigt!

Rath. Wohl, gnädigſter Herr!

Prinz. (zieht eine tiefe Reverenz.)

Herzog. Ich wollte mir heute noch vortragen laſſen, was Hohlburg zum Vortheil des Profeſſor Greif eingeſandt hat; es iſt aber zu ſpät, ich mag auch nicht mehr arbeiten. Künftige Woche das. Genug diesmal! Adieu Prinz! Sie ſehen übrigens, wie genau es hier zugeht, und dürften Ihre Wette verlieren. (ab.)

Prinz. (ihm halblaut nach.) O ich habe ſchon etliche Rekruten für meine kleine Schurkenarmee, und mir iſt nicht bange, die fehlenden auch zu werben. –

Hiemit endete die zweite kontrollirte Vortragſtunde. Nicht wahr, die geneigten Leſer bewundern die Ausführlichkeit, womit der gute Herzog allerdings zu Werke ging? In einem Lande von nicht groſſem Umfang ließ das ſich gleichwohl thun, einem Könige oder Kaiſer hingegen, bei dem viel weitläuftigern Geſchäftsumkreis, würde ein ſolches Verfahren unmöglich.

Als zweite Epiſode giebt man die ſeltſamen Streite um das Theaterweſen in der Hauptſtadt des Herzogthums.

Die Streite.

So lange es Krieg gab, hatte die Aeſthetik in * * * ziemlich geruht, Napoleon ſie ausgetrieben. Man hörte wenig mehr von jenen einſt beſtandnen kunſtſinnigen Thees, wo es immer geheißen: Schlegel ſagt — Tiek ſagt — und im Theater empfand und urtheilte man ſo ziemlich wieder nach eignem Geſchmack. Doch einige Jahre nach dem Frieden, als es nichts mehr von Schlachten zu reden gab, die Kupfer und Spottlieder auf Napoleon, auch die Hymnen auf Deutſchlands große Thaten, ihren Reiz verloren hatten, ſelbſt der Congreß zu Achen vorüber war, beſannen ſich etliche ältliche Herren auf die ſchönen Tage ihrer Jugend, wo man die kunſtſinnigen Schlegel-ſagt-Tiek-ſagt-Thees gehalten hatte, und dachten ſie wieder in die Mode zu bringen. Der Profeſſor Greif erbot ſich zur Mitwirkung, indem er ſich anheiſchig machte, eine fortlaufende Kritik über das Hoftheater des Herzogs zu ſchreiben, und den Rezenſenten der Spenerſchen Zeitung in Berlin als Vorbild zu wählen. Die ältlichen Herren waren entzückt, ſagten ihm fleißige Ideenbeiträge nach Schlegel und Tiek zu, und verſchworen ſich, wie einſt Stauffacher, Melchthal u. ſ. w. gegen die öſtreichiſchen Landvögte, gegen das Unweſen gemeiner Naturen, die nicht ſagten, was Schlegel und Tiek ſagt.

Die Rezenſionen erſchienen, und geboten: Niemand ſolle künftig noch ſich unterſtehn, im Theater gerührt zu ſeyn, oder zu lachen, wenn er nicht erſt nachgeſchlagen hatte: ob es Schlegel und Tiek auch erlaubten. Bei dem Miniſter, Grafen Hohlburg, dem er ſchon anderweitig ſich empfohlen hatte, machten die Rezenſionen ihren Verfaſſer beliebter als ꝛc.

Im Publikum gab es freilich Tadler, Achſelzücker, Spötter genug, aber die ältlichen Herren lobten den Rezenſenten Allenthalben. Der ſchon genannte Schriftſteller Warner ſetzte in einem andern Blatte ſich der Clique indeß entgegen, und ſchrieb: es ſei doch ziemlich arg, daß man, wo alle Welt von Gewerbfreiheit rede, keine Geſchmacksfreiheit dulden, eine Urtheilerzunft errichten, Zwingherren des Verſtandes und Gefühls ernennen wolle. Nun kamen jedoch die ältlichen Herren dem Rezenſenten zu Hülfe und bewirtheten den proſaiſchen Philiſter mit Epigrammen. Er blieb ihnen aber die Antwort nicht ſchuldig. Ein auf den Kunſtrichter bezognes Verslein hieß:

Nicht nach Schlegel und Tiek, nach Burmann.

Ach Junge, Junge, bringſt Du mir
Nicht manche Thräne in die Augen,
Es wird doch gar kein Kerl aus Dir,
Du wirſt zu nichts als nur zum rezenſiren taugen. *)

Ein anderes:

Fragen und Antworten.

A. Womit vergleichſt Du, die in unſern Tagen,
Doch nimmer etwas Eignes ſagen,
Nur was längſt Andre ſchrieen ſchrein?
B. Mit abgelernten Dompfäfflein.

A.

---

*) Eine kleine Veranderung, bei Burmann zum ſtudiren.

A. Wie findeſt Du, die grob, recht wie ein Sack,
Mit Schimpf ſo gern Verdienſt beflecken,
Nur ihrer Meiſter Speichel lecken,
Der ihnen auch thut lieblich ſchmecken?
B. Ei nun, die haben viel Geſchmack.

Als der Rezenſent vorgeſchlagen hatte, ſtatt der üblichen Dekorationen nur drei graue Wände einzuführen, ſchrieb der leidige Warner:

Ueber die Vorſtellungen mit drei grauen Wänden.

Wahr iſt, nicht ziemet es, die Täuſchung weit zu treiben,
Nicht ſollen Licht und Nacht, Gemähld und Kleid beſchreiben,
Unregſam hinkte wohl die Fantaſie,
Die nicht Athen und Rom auch kahlen Oeden lieb;
Wort, Poeſie thuns ihm, ſie mag der Kunſtgeiſt ſchmecken,
Nicht leidge Szenerei ihn da mit Störung necken —
Doch hört, Geweihete! Das Wort ſteht in dem Buch,

Anziehend denken auch ſich die Geſtalten,
Bei Cäſar, Taſſo, Lear kann Bildens Götterflug
Der innre Malerſinn, der üppige, entfalten,
Wie Winkelmann am Torſo, ſchaffend walten;
Und darum rathen wir mit keinem üblen Fug:
Verbannt die Mimen noch als überflüßge Weſen,
Zerſtört das Nebending, das Schauſpielhaus,
Könnt ja, bei höherm Traum, Gemüthes frömmern Schmaus,
Die edle Poeſie auf Euern Stuben leſen.

Indeß fuhr die Clique rüſtig fort, lobte in einem weg Shakespear und ſchmähte das luſtige Luſtſpiel. Hierauf erſchien:

An die Clique.

Shakespear hört man Euch immer rufen,
Und wir ſeufzen, um die Manen klagend:
Ach, daß Ihr den Göttlichen doch lobt.
Dabei aber tadelt Ihr die Wahrheit,
Die im Hamlet er ſo laut geboten;

Boileau wills nicht ſo, und Batteux, Geoffroi;
O Ihr Leutchen habt ja die Franzoſen
An Euch, und Ihr wißt es nicht einmal.

An Einen der Clique.

Mit fremden Kälbern nur ziehſt Du zum pflügen aus,
Man ſieht Dich aus den — Kälbern nicht heraus,
Nur bunte Lappen ſind an Dir zu ſehn,
Und willſt — unbillig — den Hanswurſt doch ſchmähn.

Nachdem ihn die Gegner mit einem Epigramm geantwortet hatten, ſchrieb Warner:

An gewiſſe Witzjäger.

1.

Vermögt Ihr einen Witz zu kreiſen,
Spitz oder ſtumpf; Ihr zählt Euch zu den Weiſen;

Und doch iſt die gemeine Witzlerzunft,
Wie engen Herzens, enge an Vernunft;
Weil ſie nichts Kluges weiß zu ſagen,
Pflegt ſie Sarkasmen vorzutragen.

2.

Wo gäbe es ein Ding, woran
Man nichts zu lachen finden kann,
Sobald man will? Uebt Ihr das Suchen viel,
Wird auch das Finden leichtes Spiel;
Doch hängt, womit man umgeht, an,
Und darum wird, glaubt ſicherlich,
Der Witzbold ſelbſt am meiſten lächerlich.

3.

Es heißt: des Witzlings Herz ſei immer ſchlecht;
Zu hart, drum acht' ichs nicht für recht;
Doch ſage ich mit unverletzter Pflicht:
Wer guten Herzens, witzelt nicht.

4.

Nun Witz bei trefflichem Verſtand,
Bleibt immer wohl ein Diamant,
Da wird auch aber ſonnenklar,
Weshalb nie ächt der Eure war.

Einmal hatte der Rezenſent Herrn von Kotzebue unerhört geſchmäht; darauf folgte:

Geſpräch.

A. Die Kotzebue'n ſo ſchmähn mit giftger Feder,
Von ihnen ſchrieb, ich leiſte die Gewähr,
Doch keiner wohl ein Stück wie er.
B. Wie er? O nicht wie Schikaneder.

Das verdammte gute Herz.

Ihr wollt den Kotzebue nicht ſchonen,
Daß gute Herzen er doch konnte weihn,
Und ſchlagt darein mit krit'ſchen Hieben.
Doch immer traf es auch nicht ein,
Denkt an die Expektorationen,
Und an das nord'ſche Eſelein,
Da hat er Eure Herzen ja beſchrieben.

Warner ſagte auch: Was uns doch jene Privatentzweiung zwiſchen Herrn von Göthe und Herrn von Kotzebue anginge, von welcher einſt ſich der giftige Tadel des letztern — Herrn v. G. zu Gefallen — angeſponnen habe, und ob der Geſchmack deshalb eine andere Richtung nehmen ſollte, als ſie Geiſt und Empfindung vorſchrieben?

Einmal hatte der Rezenſent, der überall plagiirte, eine ganze Beurtheilung der Minna von Barnhelm, ſeinem Liebling aus der Speneriſchen Zeitung nachgeſchrieben. Darüber äußerte ſich Warner:

Auf die Widerſprüche eines Theaterkritikers.

Galle rückte er vor den Luſtſpieldichtern in Deutſchland,
Und die Aepflein woraus ſeine Dinte man kocht
Sind noch Honig fürwahr gegen den tückiſchen Wermuth,
Den er reichet, und Gift, Nattern und Vipern gleich, ſprüht.
Minna von Barnhelm hat er zum edleren Muſter empfohlen,
Denn nicht Handlung bedarfs, ſpricht er, Charakter allein;
Und doch meint er daneben: den Hauptcharakter, den Tellheim,
Habe Leſſing vergriffen; Werner, Franziska und Juſt,
Auch der Wirth, ſind, nach ihm, niederländſche Gemälde;

Hört es, junge Dichter, ſo fertiget Luſtſpiele denn
Ohne Handlung, vergreift die Hauptgeſtalt darin gänzlich,
Zeichnet die übrigen platt, und Ihr gewannet den Preis.
Zieglern ſchmähte er jüngſt: er habe Poſſen geriſſen,
Nachgeahmt dazu, will Feines, Eigenes nur;
Doch hört man ihn zugleich plebejas fistulas loqui,
Spaßte mit Kotze und boue — ſchmeck ihm der ekele Witz —
Und nicht eigen einmal, vom ſchmutzgen Geſellen erborget,
Der vor manchem Jahr ſchon die Zote erſann.
Züchtig und fromm will er, gar chriſtlich thuend, die Bühne,
Und das eine Gebot » rede vom Nächſten nicht falſch,
Schon das eine bricht er ſo gröblich, boshaft, verläumdend,
Daß ihm die Hölle verdient iegliche Rezenſion.
Von Vollkommenheit ſpricht ein Langes er und ein Breites,
Und doch ſoll daran rückwärts die Bühne ihm gehn;
Das verübelt ihm nicht, er wähnt auf dem Flugroß zu ſitzen,

Und es kriecht nur ein Krebs jämmerlich unter ihm her.
Auf die Anatomie wollt' Hundert Autoren er ſenden,
Einige ſagten darum ins Bedlam gehöre der Kauz;
Aber ich ſtreit's; nicht gehöret er hin, bewohnt es ſchon lange,
Wo **er** hauſet, da wird auch das Gemäuer dazu.

Allein Warner weckte ſich Feinde, und die ältlichen Herren brachten aus, weil er einen ſo tollen Geſchmack offenbare, müſſe er rein toll ſeyn.

Dritte Woche.

Diesmal fing der Herzog, auf deſſen Geſicht einige üble Laune und Ungewißheit zu leſen waren, bereits an über die Geſchäfte zu reden, ehe er noch ſeinen Stuhl eingenommen hatte. Er vergaß darüber ſelbſt, den ſich verbeugenden Prinzen zu grüßen. In ſeiner Hand trug er ein Zeitungsblatt, warf es zum Tiſch, und ſagte im Eifer:

Da hab ich nun den Erziehungsplan des Schulraths von Anfang bis zum Ende geleſen.

Einiges darin — ich bezeuge es, weiche auch ſo gern vorgefaßten Meinungen aus — Einiges iſt gut, ſinnig, zweckmäßig; bei vielen andern Stellen hingegen dachte ich — nun, ich wills verſchweigen, was ich dachte. Meine Söhne, heißt es, ſollen in keiner andern Kleidung, als der aus dem ſechzehnten Jahrhundert einhergehn, damit vom Throne dem Volk ein löblich Beiſpiel vorwinke. Mein Gott, leben wir denn im ſechzehnten oder im neunzehnten Jahrhundert, macht der Rock allein ächte Deutſchheit — von der ich übrigens noch immer genau erfahren ſoll, worin ſie beſtehe. Nun, mag dies bei dem Alten ſeyn, ich gebe die Geſundheit, Bequemlichkeit, Ehrbarkeit an dieſer Kleidung zu. Demnächſt ſollen die Prinzen durchaus nicht die franzöſiſche Sprache erlernen, und einſt, bei ihrer Confirmation, am Altar der Schloßkirche ewigen Franzoſenhaß ſchwören, wie Hannibal den Römern. Ich liebe wahrlich die Franzoſen nicht, zu empfindlichen Nachtheil brachten ſie meinem Lande; indeß wird doch in dem Erziehungsplan — wo ich auch meinen ganzen Beifall ſchenke — ſo ernſt auf Religion gehalten; und befahl denn Chriſtus je, man ſolle haſſen? In welchen Widerſpruch gerathen da meine

Söhne mit den eingeprägten Grundſätzen? Und gäb es einmal wieder mit Frankreich einen Krieg, ſeine Heere — was doch möglich bleibt — kämen hieher, es wäre bekannt, daß unſre Prinzen ſo einen Eid abgelegt hätten, könnten nicht arge Verwüſtungen die Folge ſeyn? Auf welchem rechtlichen oder vernünftigen Grunde kann ſo ein Haß ruhn? Sollen die zugefügten Kriegsübel ihn darſtellen? Kein Heer, wahrlich auch kein deutſches, brachte Segen, wo es ein Land feindlich überzog. Oder die Eroberungsſucht, mit der Frankreich in den letzten Zeiten auftrat? Ich ſchweige davon, wie manche Veranlaſſung Deutſchland ſelbſt dazu gab, theils durch ſeine Uneinigkeit, theils indem es Englands Politik mehr willfahrtete, als ſich unſere Nachkommen deſſen zu erfreuen haben dürften: allein ich bemerke: daß es wohl keine eroberungsſüchtigere Völkerſchaften gegeben hat, als die alten Deutſchen. Gingen ſie denn nicht bis Africa, nachdem Frankreich, Italien, England, Spanien ihre Raubgier, ihre Verheerungen empfunden hatten. Je mehr wir nun auf die Altvordern uns beziehn, je weniger dürften wir einen ewigen Haß um Eroberungsſucht rechtfertigen können. Allerdings kam viel Unſitte aus Frankreich nach Deutſchland — ob es gleich unſern Vätern daran auch nicht mangelte, unter andern das berüchtigte Fauſtrecht und der Straßenraub des Adels nirgend ſo wie bei uns üblich waren — haben wir aber den Nachbarn nicht vielen nützlichen Unterricht zu danken, kamen nicht unſere Künſte und Wiſſenſchaften meiſtens dorther? Auch ſehr natürlich. Gallien war ſchon Jahrhunderte eine römiſche Provinz, mit römiſcher Kultur, als es im größten Theile von Deutſchland noch keine Städte, kaum Dörfer gab, man hier keine viel höhere Stufe der Bildung einnahm, als jetzt Nadoweſſier und Kaffern. Auch breitete ſich um Jahrhunderte früher das Chriſtenthum dort aus; manche Umſtände, welche in Spanien und Italien die Entwickelung aufhielten, begünſtigten ſie in Frankreich, und ſo darf es nicht in Verwunderung ſetzen, wenn man dort in manchem Betracht voraus blieb; ob ich ſchon das fleißige, und in den letzten Zeiten mehr noch ausgebreitete, tiefer dringende, Streben Deutſchlands weder läugnen, noch ihm meine hohe Achtung verſagen will. Doch — wozu ſolchen Wahrheiten, die in die Augen ſpringen, die Augen verſchließen? — zu den Gegenſtänden, worin es ſeit

Karl dem Großen uns voran ging, gehört ohne Zweifel die Kriegskunſt, leider die wichtigſte für die Erhaltung der Staaten. Platterdings hat Deutſchland keine Puyſegur, Folard, Vauban aufzuweiſen; hat man bei uns das Schießpulver erfunden, wurden neuere Kriegstechnik, Taktik, Kriegsbaukunſt, hauptſächlich in Frankreich ausgebildet. Sattſam erfuhren wir auch gegen die Moreau und Bonaparte, daß über Frankreich nur dann erſt zu ſiegen war, als man ſeine Manier, den Sieg zu bewirken, nachgeahmt hatte. Aus dem gepredigten Haß würde nun Entfremdung hervorgehn, wir aufs Neue, und weiter als je, zurückbleiben, wenn man drüben abermalige Fortſchritte machte. Was können wir in Fehden der Zukunft dann Frankreich entgegen ſtellen? Maſſen, antworten unſre Journaliſten, die es heutigen Tags beſſer verſtehen wollen, als erfahrne Krieger. Maſſen brachte Perſien auch, ſie thaten es ihm aber bei Marathon wie an vielen anderen Orten nicht, und die Perſer hatten eine gar ſehr auf Leibesübung und Gemüthlichkeit berechnete Nationalerziehung. Geiſt, ächt deutſcher Geiſt, antworten ſie ferner. Die Franzoſen haben gleichwohl bewieſen, daß ſie ihre Reihen auch gar wohl mit Geiſt zu ſchwängern verſtehn; auch können ſie, bei ihrer zahlreichen Bevölkerung, ebenfalls Maſſen bringen, und ein ſolches Glück wie neulich, wo das ganze übrige Europa uns wider Frankreich beiſtand, dürfte uns ſo bald nicht mehr lächeln. Auch verdient ſo eine Kriegskunſt, die es darauf anlegt, mit kleinen Menſchenzahlen großen Zwecken entgegen zu gehn, das Intereſſe der geſammten kultivirten Menſchheit. Denn wollen künftig ganze Völker einander in den Haaren liegen, müſſen Hungersnoth und allgemeine Seuchen entſtehn, die finſterſte Barbarei wird endlich zurückkehren. Genug ich ſehe in dem ſo laut empfohlnen Haß eine gefährliche Thorheit, eine rein unchriſtliche dazu. So denke, ſo fühle ich, mag es jedoch nicht äußern, am wenigſten im Dekreten und Kabinetsſchreiben; es würde ja heißen, ich wäre kein deutſcher Fürſt, wie er ſeyn ſollte. Nach jenem Erziehungsplan gilt es ferner bei meinen Söhnen nichts angelegner als Turnen und wieder Turnen. Bei dem großen Haufen ſoll es geübt werden, auf daß meine — Buben mit den Buben der Staatsbürger, die künftig Staatsbürger ſind, zeitig ſich befreunden, Volksthümlichkeit athmen. Das ließe wohl ſich hören.

Wenn ſie nun aber in dem Haufen roh verwildern, Unſitte lernen, vor die es geſcheuter ſeyn dürfte, ſie zu bewahren? O manches Paradoxe, manches ſchier unſinnig Lautende iſt noch in dem Aufſatz, und ich möchte Niemanden weniger als Erzieher meiner Kinder anſtellen, als dieſen Schulrath! Was ſoll ich bei dem Allen thun? Die Herzogin iſt für ihn eingenommen, und doch billig, daß hier die Mutter eine Stimme habe. Hofmarſchall, Kammerherren, Damen laſſen mich nichts als ſein Lob hören. Dies ſagte freilich eben nicht viel; ſie loben, weil ſie den Modeton hören laßen zu müſſen glauben. Doch meine vier Miniſter, Conſiſtorium, Schulkommiſſion, die Hofgeiſtlichkeit, Alles ſpricht für den Mann. Wem ſoll ich denn vertrauen, als meinen Miniſtern, meinen Landeskollegien? Fehlt es denn hier an guten, urtheilsfähigen Köpfen, an Treue und Ergebenheit, am beſten Willen in einer ſo wichtigen Angelegenheit? Ich kann das nicht vorausſehen, es wäre kläglich, wenn ich es müßte; und glaube ich mit Recht erprobten Männern, kann ich meine individuelle, abweichende Meinung dem Gutachten ſo Vieler nicht füglich entgegen ſtellen. Es würde den Schein ſonderbaren Eigenſinns, des Handelns ohne Grund, einer Neigung zur deſpotiſchen Willkühr, die ich am meiſten zu offenbaren mich hüte, auf mich laden. O der Prinz in Emilia Galotti hat wohl recht: die traurigen Geſchäfte; und man beneidet uns noch! Hm — da bin ich wirklich in eine Art von Aufwallung gerathen, ſonſt meine Sache nicht. Guten Morgen, Ihr Liebden, nehmen Sies nicht übel — das Deutſchthum hat mich ein wenig erhitzt — es würde Ihnen auch ſo gehn, käme es auf das Wohl Ihrer Kinder an. Was meinen Sie?

Prinz. (legt mit einer Verbeugung den Finger auf den Mund.)

Herzog. Reden Sie einmal. Immerhin noch eine Ausnahme.

Prinz. Fürſt — ich bewundre den Scharfſinn, mit welchem Sie über den neuen Altdeutſchen reden.

Herzog. Schmeicheln Sie mir nicht; Sie wiſſen, ich liebe das nicht.

Prinz. Wahrlich keine Schmeichelei. Ich glaube faſt — ich würde auch den Heilger bei meinen Söhnen anſtellen.

Herzog. Auch Sie vertreten ihn? Das hätt ich nicht vermuthet.

Prinz. Doch aus einem Grunde, den auch

Ihr Durchlaucht nicht vermuthen werden. Menſchen ſind keine Bäume, die man beliebig pfropft und an Spaliere bindet. Ich nahm häufig wahr, daß Erziehungskunſt grade von dem das Gegentheil hervorbringt, was ſie hervorbringen wollte. In der Hoffnung nun, bei meinen Kindern würde es auch geſchehn, ſollte mir der Schulrath ganz willkommen ſeyn —

Herzog. Nun wieder zu viel geſagt. Sie würden bei Religion und Tugend den Gegenſatz doch nicht hoffen?

Prinz. (legt abermal ſeinen Finger an den Mund und verbeugt ſich.)

Herzog. Und trotz dem Allen, hätt ich ihn doch nicht genommen, weil mir — nun auch einmal derb deutſch zu reden — der Kerl wie ein Stocknarr vorkömmt — allein da wird mir noch dies Zeitungsblatt gebracht. Leſen ſie einmal den Artikel von hier, Rath!

Rath. (lieſ't.) „Endlich hofft man die Wünſche des ganzen Volks erfüllt zu ſehn, weil immer glaubwürdiger verlautet: Seine Durchlaucht werden nächſtens den in ganz Deutſchland gefeierten, ächt deutſchen Mann, den biedern, markigen, ſinnigen Schulrath und Doktor der Philoſophie —"

Herzog. (einfallend) Da kommen doch zwei nicht ächt deutſche Worte vor.

Rath. (fortfahrend:) „Herrn Lebrecht Heilger zum Erzieher der Prinzen ernennen. Eine tückiſche Kabale, von elenden Finſterlingen geleitet, die auf knarrenden Wagen noch abgetragnes franzöſiſches Lappenwerk daher führen möchten, trat dem redlichen Herrlichen zwar in den Weg —"

Herzog. Was die Zeitungsſchreiber nicht Alles wiſſen. Ich habe doch nichts von einer Kabale geſehn, würde mich auch keineswegs dadurch zum Handeln beſtimmen laſſen, am wenigſten wenn tückiſche Finſterlinge damit herſchlichen. Weiter.

Rath. (fortfahrend:) „Doch ſcheint ſie beſiegt, nachdem ihr das Miniſterium, im Bund mit den edelſinnigſten Patrioten, kräftig die Spitze geboten, und unſer Herzog iſt zu gerecht, zu ſehr Vater des Vaterlandes, um nicht die Wünſche ſeines Volkes da zu hören, wo es mehr als Wünſche, mit allem Fug eine gewichtige Stimme hat."

Herzog. Das läugne ich nicht; es kann dem Volke nicht gleichgültig ſeyn, ob man den künftigen Herrſcher übel oder gut erzieht. Gern will ich ihm da eine Stimme zugeſtehn. Fahren ſie fort!

Rath. „Und Volkesſtimme Gottesſtimme, ein uralt Wort!“

Herzog. Auch uralte Sätze leiden oft Beſchränkungen.

Rath. „Wie ruhig übrigens, wie den Geſetzen treu gehorſam das Volk in * * * auch in allen Zeiten ſich bewährt hat; müßte der treffliche Heilger einer ſchändlichen boshaften Rotte weichen, könnte man doch nicht einſehn —“. Der Aufſatz endet mit einem Gedankenſtrich.

Herzog. Gar eine leiſe Drohung mit Revolution. Das hätte nun wohl nichts auf ſich, und es werden Unterthanen in Menge vorhanden ſeyn, die auch nicht die geringſte Notiz von meinem Prinzenhofmeiſter nehmen. Wenn nun aber auch ein Theil nur — der denkende — ſo wünſcht, die öffentliche Stimme, neben Miniſterium, Landesſtühlen, Hof, dergeſtalt ſich ausſpricht, kann ich da noch widerſtehn? Soll ich mir nachſagen laſſen, ich handelte den Wünſchen des Volkes entgegen, wollte im Erbprinzen ihm einen künftigen Zwingherrn, einen Tirannen erziehn? Kann ich noch widerſtehn? Ich ſage Nein! — Ihr Liebden ſagen gern ein Bonmot, auch bei den ernſteſten Gegenſtänden. Fällt Ihnen auch hier eins bei? Reden Sie!

Prinz. Mir nicht, aber dem launigen Schriftſteller Jean Paul iſt vorlängſt eins beigefallen, woran ich eben dachte.

Herzog. Und wie heißt es?

Prinz. Ihr Durchlaucht mögen aber das Citat nicht ungütig aufnehmen —

Herzog. Nein! Heraus damit!

Prinz. Er ſpricht von regierenden und regierten Fürſten.

Herzog. Der geniale Herr Jean Paul iſt ziemlich naſeweis. Und wenn er ſelbſt regierte, würde er ſchon empfinden, daß es unmöglich bleibt, allem fremden Einfluß zu entgehn.

Prinz. Ohne allen Zweifel; es ginge mir gewiß auch ſo.

Herzog. Aber ich weiß ſchon was ich thue. Anſtellen will ich den Heilaer, weil denn alle Welt darum ſchreit. Doch auf Bedingungen, in die mir nun wieder Niemand reden ſoll, wer es auch ſei. Die Prinzen lernen die franzöſiſche Sprache, worin ſie ohnehin bereits gute Fortſchritte machten. Sie ſollen ſpäterhin reiſen, man kömmt durch ganz Europa damit; Geſandte, Fremde die meinen Hof beſuchen — kurz es ſoll nicht anders ſeyn. Aus dem Hannibalsſchwur, dem abentheuerlichen, wird nichts, und man ſoll ihnen überhaupt die Religion nach den Grundſätzen einprägen, welche in Chriſti Bergpredigt enthalten ſind. Das Turnen finde ich rein überflüßig, weil ſie bereits fechten, tanzen, ſchwimmen, reiten. Mögen ſie auch noch voltigiren, nur auf Maſtbäume ſollen ſie nicht klimmen, weil ihre Beſtimmung ja nicht das Matroſenhandwerk iſt. Der Heilger hat ſich zu erklären, einen Dienſteid darauf zu leiſten, daß er meinen Bedingungen, vielmehr Befehlen, pünktlich nachleben will. Dann ſoll ihm die Beſtallung ausgefertigt werden, ſonſt nicht. Notiren ſie das gleich.

Rath. Wohl!

Herzog. Anders weiß ich nicht zu handeln, mehr weiß ich nicht zu thun. Sagen ſie ſelbſt, Rath, ich erlaube ihnen ein freimüthiges Urtheil, will es: ſind ſie da nicht einverſtanden?

Rath. Vollkommen, Ihr Durchlaucht!

Herzog. Keinen Rückhalt! Wie gefällt ihnen der Schulrath?

Rath. Ich habe pflichtmäßig vorgetragen, was —

Herzog. Ihre Privatmeinung! Offen!

Rath. Sie befehlen es, gnädigſter Herr! Mir gefiel er nie. Doch was iſt eine Meinung gegen ſo viele?

Herzog. Nicht wahr, gegen den Strom ſchwimmt ſichs nicht leicht? Aber meine Bedingungen finden ſie doch auch zweckmäßig?

Rath. Es freute mich ungemein, ſie zu hören.

Herzog. Nun das Uebrige! Wie viele Zeit iſt ſchon vergangen. Kurz Alles, ſonſt bleiben uns Sachen liegen.

Rath. Zeugniſſe über den, zum Theaterdirektor empfohlnen —

Herzog. Greif; nur vom Miniſter nichts, das weiß ich auswendig.

Rath. Die Akademie der Wiſſenſchaften ſtellte im vorigen Jahr eine Preisaufgabe über die vortheilhafteſte Einrichtung einer, wahrhaft zur Höhe ſtrebenden, Bühne auf. Unter den eingegangenen Antworten iſt nun die des Profeſſors gekrönt.

Herzog. So? Meine Akademie wird doch nicht ohne Grund Preiſe zuerkennen.

Rath. Sechs verſchiedne Blätter haben ſeine Tragödie, und andere ſeiner Schriften ungemein erhoben, eins ihn der Deutſchen Sophokles, eins den Calderon, eins den Shakeſpear unſerer Nation genannt.

Herzog. Und mir wollte die Tragödie nicht gefallen.

Rath. Freilich haben andere Blätter die Meinung beſtritten, verſpottet.

Herzog. Die Farbe war auch ziemlich ſtark aufgetragen. Ohne Talent kann er gleichwohl nicht ſeyn, wenn ſo viele öffentliche Stimmen für ihn reden.

Rath. Eine Geſellſchaft von Damen und Herren, für die er nach Auguſt Wilhelm Schlegel und Tiek dramatiſche Vorleſungen hielt, bezeugt ihm: daß Niemand ſo tief in den Geiſt der kritiſchen Heroen und edel gegen das Niedre, Gemeine, Sittenfreigeiſteriſche kämpfenden, Dioskuren gedrungen, und von ihm durchdrungen ſei, als Herr Greif.

Herzog. Schlegel und Tiek hör ich oft loben — ſie haben aber auch viel Stimmen gegen ſich. — Welche hat recht? Doch keine Unterſuchung für mein Kabinet.

Rath. Des Greif Vorleſungen, wie ſeine über Ihr Durchlaucht Hoftheater geſchriebne Kritiken ſind aber auch heftig angegriffen, unter andern von dem Schriftſteller Warner.

Herzog. Warner — hm — muß doch verzweifelt ſtreitſüchtig ſeyn. Was gehn mich aber die Autorenhändel an? Wie iſt des Greif Moralität?

Rath. Die Bibelgeſellſchaft —

Herzog. O da folgt die Anſtalt der Liebesmahle auch; und urtheilen ſie einmal, geſchieht es auch mit ungemein chriſtlicher Nächſtenliebe. Soll man bei dem Allen ſo löblichen Verbindungen mißtrauen? Und doch wär es übel genug, wenn Cliquen daraus hervorgingen, die blos untereinander ſich prieſen, zu poußiren ſuchten — apropos, was iſt der Greif für ein Landsmann?

Rath. Ein Berliner.

Herzog. Hm — wie der Miniſter. Es iſt gleichwohl billig anzunehmen, daß Leute, die von Berlin her ſind — zwar will man nicht eben alle Berliner loben — doch eine ſo große, längſt berühmte, wiſſenſchaftlich gebildete Stadt, die letzthin noch eine Hochſchule empfing — nicht wahr, Prinz, das verdient immer doch — brechen Sie nur das Schweigen zuweilen, wir brachen den erſten Vertrag immer ſchon.

Prinz. Um Vergebung, Ihr Durchlaucht, die Univerſität in Berlin iſt keine berliniſche.

Herzog. Wie ſo?

Prinz. Eine ausländiſche. Wie ihre Stiftung begann, wurde nach den fremden deutſchen geſandt, Profeſſoren zu werben. Ein Paar Ausnahmen ſind ſo gut als keine. Die Einländer, welche auf den Kathedern ſitzen, müſſen nach der Ausländer Pfeife tanzen, wollen ſie gelten.

Herzog. Hm — man ſollte doch vorausſetzen, in den weitläuftigen preußiſchen Staaten wäre eine hinlängliche Zahl guter Köpfe zu den Profeſſorſtellen in der Hauptſtadt zu finden geweſen. In meinem beſchränkten Gebiet iſt das freilich ein Anderes.

Prinz. Man wollte dort große Talente ins Land ziehn.

Herzog. Nun ja, löblich — obſchon ich beinahe glauben möchte, es ſei auch kein übles Talent, wenn eingeborne Lehrer zu eingeborner Jugend väterlich zu reden wiſſen. Doch was geht mich die Hochſchule in Berlin an. Woher iſt denn der Schulrath Heilger? Ich fragte noch nicht.

Rath. Aus Berlin.

Herzog. Auch? Doch auffallend. — Der Greif wird nicht Theaterdirektor. Ich will doch nicht grade immer thun, was meinen Miniſtern vorzuſchlagen beliebt, und wenn ſie auch die Empfehlungen auf Laſtwagen herbeiführten. Der alte Direktor bleibt. Weiter!

Rath. Miniſter Haßler ſendet ein Gutachten über des Bankier Schmuggel Nachſuchung ein.

Herzog. Wozu noch; er wird ihn ja abſchläglich beſchieden haben.

Rath. Bitt um Verzeihung! Das Gutachten redet ihm das Wort.

Herzog. Mein Himmel, es giebt doch keinen wärmern Vertheidiger aller unbedingten Handelsfreiheit; ſo kann er doch nicht ein Monopol in Schutz nehmen.

Rath. Er ſchreibt: jede Regel litte unter Umſtänden, welche dem Gemeinweſen Vortheile zuſagten, Ausnahmen.

Herzog. Das verſteht ſich ohnehin, und einen Satz auch unter ſolchen Umſtänden hartnäckig behaupten, wäre Pedanterei. Man ſoll aber auch nicht ſagen, daß man hier nicht wiſſe, was man wolle, die Geſchäfte verwirre, heute eine Maxime aufſtelle, und ſie morgen umſtoße. — Welche Gründe führt Haßler an?

Rath. In England gäbe es auch Monopole, Patente, Einfuhrverbote. Es würde allerdings nützlich ſeyn, wenn der Schmuggel in ſeiner Fabrik viele Hände beſchäftigte, und —

Herzog. So? Und erſt drang man im Namen des Zeitgeiſtes doch ſo darauf, viele Hände unbeſchäftigt zu machen. Der Schmuggel iſt ein getaufter Jude, nicht wahr?

Rath. Zu Befehl!

Herzog. Ein Mongole oder Afgane, der ſeinem Glauben treu bleibt, iſt mir lieber als ein Proſelit — oder ſage ich da wohl zu viel; konnte nicht Ueberzeugung ihn zur göttlichen Lehre rufen? Doch was gehört das hieher? Der Schmuggel war Lieferant?

Rath. Hat ein Zeugniß vom General Trägau, die Zufriedenheit der Soldaten mit dem Empfangnen in hohem Maaß gewonnen zu haben, und mit einer ſolchen Uneigennützigkeit verfahren zu ſeyn, daß er nachzuweiſenden, empfindlichen Schaden gelitten —

Herzog. Hm — doch Trägau iſt ein ehrlicher Mann, lügt nicht. Ich pflege den Lieferanten eben keine Großmuth beizumeſſen — Vorurtheil ſoll man demungeachtet auch nicht hegen; es giebt auf jedem Standpunkt brave Menſchen. Und wirklich hörte ich von dem Bankier ſchon viel Gutes. Er hat während der ſchlimmen

Zeiten viele Arme beſchäftigt und ſo genährt, immer bei den mitleidigen Vereinen reichlich beigeſteuert; auch ein Haus gebaut, das meine Reſidenz in der That verſchönt. Was ſtand doch neulich von dieſem Hauſe in der Zeitung?

Rath. Er pflegt es an Ihr Durchlaucht hohen Geburtsfeſten immer ausgezeichnet zu erleuchten. Letzthin war zu dieſem Behuf über dem Dache eine anſehnliche Rotunde von Holz aufgerichtet, und die Stadt ſah im Kleinen die Erleuchtung der Peterskuppel in Rom —

Herzog. Davon ſprach man auch am Hofe ſo viel. Aber es iſt ja Verſchwendung. Er muß doch bedeutend reich ſeyn. Wie gelangte er zu dem Vermögen?

Rath. Theils iſt es Erbe von ſeinem Vater, der ein induſtriöſer Mann war, theils ſpekulirte der Sohn klug und glücklich mit einländiſchen und ausländiſchen Papieren. Seine Wechſelgeſchäfte ſind auch anſehnlich, und ſein feſter Kredit eignet ihn, viel zu unternehmen.

Herzog. Er zog mithin Summen ins Land. Der verſtändige Kaufmann iſt zu achten, reiche Männer nützen im Staat. — Aber ich mag keinen Widerſpruch in den Maasregeln. Andere würden ſich darauf berufen. Abgeſchlagen!

Rath. Wohl! — Sattler Still —

Herzog. Der ſchon wieder beim Kabinet?

Rath Schreibt: der Miniſter des Innern habe ihm endlich Zahlung angeboten, doch in Papieren, nach einem Cours, daß er, nähme er ſie, den Bettelſtab würde ergreifen müſſen, und doch könne er die nicht warten laßen, die an ihm zu fordern hätten.

Herzog. So ſprechen ungeſtüme Querulanten oft. Trägau ſagte mir: er habe ſchlecht geliefert, und einmal nicht Wort gehalten, wodurch meine Cavallerie in große Verlegenheit gerathen ſei. Was iſt ihnen von dem Menſchen bekannt?

Rath. Ich hörte, er ſei einer von den reichſten Bürgersleuten, hätte drei Häuſer.

Herzog. Aha! Mit Nichtsliefern und Zahlung empfangen ſind Häuſer zu gewinnen. Die Kaſſen ſind erſchöpft. Der Still nehme Papier, oder warte günſtige Zeiten ab. Weiter!

Rath. Miniſter Leichtſtädt führt Beſchwerde über die Amtsführung des Reinert, ſtellt vor, er ſei zu dem gnädigſt ihm verliehenen Amte untüchtig.

Herzog. Reinert iſt kaum acht Tage Polizeidirektor. O mein Herr Miniſter, ſind wohl empfindlich, daß ich gegen ihre Meinung verfügte? Sie haben Verdienſte um den Staat, Beſcheidenheit iſt aber auch löblich. Was hat er gegen Reinert?

Rath. Es wären ſeit etlichen Tagen mehrere Diebſtähle und Einbrüche geſchehn, aber unentdeckt geblieben.

Herzog. Dies geſchah oft. Allwiſſende Polizei iſt ein pium desiderium.

Rath. Es hätte den Anſchein, als wäre der Pöbel jähling zügelloſer geworden, weil der Reinert ohne Energie ſei, Niemand ihn fürchte.

Herzog. Das verlange ich bewieſen.

Rath. Nicht allein hätten viele blutige Raufereien in Schenken und Spielhäuſern das kund gethan, ſondern auch vor zwei Tagen ſich ausgelaſſene Menſchen Abends vor dem Hauſe des Miniſter Haſiler verſammelt, um verminderten Brotpreis geſchrien, und mit Aufruhr gedroht. Nicht Polizeibeamte, nicht Wachen hätten ſich gezeigt, dem Unfug zu ſteuern, und als ſie endlich erſchienen, wären die Strafbaren bereits entflohn geweſen.

Herzog. Ei — Reinert iſt freilich ſchon bei Jahren.

Rath. In der vorigen Nacht hätte man gar ein Schmählibell an Ihr Durchlaucht Pallaſt geſchlagen.

Herzog. Ich hörte es auch ſchon. Mittelten ſich nirgend die Thäter aus, wär es doch auffallend. Es ſcheint beinahe, als hätte ich mit denen kein Glück, die ich proteggire.

Rath. Es wolle von einem Complott verlauten, das einen ernſten Aufſtand bereits heimlich anſpinne.

Herzog. Ich glaube das nicht.

Rath. Reinert hat indeß auch eine Vertheidigungsſchrift eingeſandt, weil er des Miniſters Anklage muthmaaßen durfte.

Herzog. Und was ſtellt er darin auf?

Rath. Es ſei nicht zu verwundern, daß in den unteren Klaſſen manche Exceſſe ſich ereigneten; nie habe es in den letzten Zeiten daran gefehlt, man nur Ihr Durchlaucht nicht davon ſo in Kenntniß geſetzt, wie nun —

Herzog. Ein tadelnder Seitenblick auf den Miniſter. Ziemt einem Unterbeamten nicht.

Rath. Die Nahrungsloſigkeit hätte zu plötzlich überhand genommen, und er, noch Finanzrath und beim Handelsausſchuß angeſtellt, üble Erſcheinungen vorausgeſagt; aber auch empfohlen: wenn man England in einem Betracht nachahme, es auch in dem andern zu thun. Man hätte mit der Gränzöffnung noch vorſichtig Anſtand nehmen, ſtatt unſere Fabriken zu Grunde zu richten, ſie lieber nach und nach aufs Land verlegen ſollen, wo ſich wohlfeile Arbeit und mögliche Concurrenz mit dem Ausland erzielt haben würden.

Herzog. Wer weiß, hätte man ſich da nicht auch betrogen. Haſlers Ideen, nach Adam Smith, laßen ſich wahrlich auch hören. Die Regierung muß nicht künſteln, ſich gar nicht in Handel und Induſtrie mengen, ſo gedeihen ſie bei einem freien Spielraum am beſten. Auch legt der Zeitgeiſt auf, nichts halb zu wollen, das Gute nicht ſpät hinauszuberaumen, auf Nebenerſcheinungen, die bald wieder verſchwinden, nicht zu achten. — Doch wäre auf einmal ein zu großer Haufe um ſeinen Erwerb gekommen, hätte Schmuggels Plan doch Einiges für ſich. Wie man mir bei Tafel ſagte, wollte er ja mehrere Hundert Stuhlarbeiter beſchäftigen. Freilich beſſer, man giebt ihnen Brot, als daß ſie zum Rauben und Stehlen gereizt ſind, oder gar an Aufruhr denken. Gleichwohl können ſie ja aufs Land gehn, und das Feld bauen. Und es muß doch nicht ſo arg um die behauptete Nahrungsloſigkeit ſtehn, weil die Schenken und Spielhäuſer nicht über Mangel an Zuſpruch klagen, ſich in den letzten Zeiten auffallend mehrten. Haßler ſagt: dies wäre ein Zeichen höher aufblühenden Wohlſtands. Weiter!

Rath. Der Brotpreis ſtehe demnächſt auch in keinem billigen Verhältniß zum möglichen Erwerb des geringen Volkes. Die Phyſiokraten hätten ihre Stimme zur gültigſten gemacht, der Verkehr mit Getraide würde gegen den ſtädtiſchen zu ſehr begünſtigt.

Herzog. Singt er auch das alte Lied? Iſt nicht der Ackerbau alles Gemeinwohls erſte, wichtigſte Grundlage? Mühten ſich die Pflüger nicht bereits ſtundenlang im Schweis des Angeſichts, wenn der Handwerker noch gemächlich ſchnarcht? Sind nicht, wenn es gilt, die ehrlichen Bauern ſtets die kräftigſten willigſten Vertheidiger des Vaterlands? Und man ſoll ihnen abhold ſeyn, damit ſichs die Städter fein bequem bei leichter Arbeit, oder gar Müſſiggang, machen können? Nein, Gerechtigkeit walte; und geſelle ſich doch zu den Pflügern, was meint, ſie würden ſo ausnehmend begünſtigt; der Landbau kann noch viele Arme brauchen. Ich glaube, der Reinert, wenn es nach ihm ginge, riefe Colberts

berts Syſtem wieder ins Leben. Es ſchadete in Frankreich genug, half endlich die Revolution befördern. Weiter!

Rath. Ueber die zunehmenden Trinkhäuſer und das verderbliche Spiel des kleinen Bürgers läßt ſich auch Reinert aus.

Herzog. Ich wollte oft das Spiel verbieten laßen, dann hieß es aber: der Kartenſtempel werfe ein Bedeutendes ab. Und Einnahmen bedarf der Staat. Immer Alternativen.

Rath. Die noch einigermaaßen bemittelten Handwerker, ſagt er, oder auch die Taglöhner, wenn ſie Erwerb fänden, hätten Sonntags oder an den Feierabenden, keine andere Erholung, als daß ſie Kneipen und Tanzböden fröhnten, was auf viele Weiſe der Moralität ſchade.

Herzog. Darum läßt es ſich Hohlburg auch ſo angelegen ſeyn, die Moralität aufzumuntern.

Rath. In Frankreich und Italien wäre es nicht ſo, der gemeine Mann beſuche dort lieber die Theater, die wohlfeil und ſeinem Geſchmack angeeignet wären, zum Vortheil ſeiner Geſundheit und Bildung. Denn man könne immer nicht läugnen, daß gemeine Franzoſen und Italiener verſtändiger als gemeine Deutſche ſich zeigten, deren Geiſteskräfte häufig die gebrannten Waſſer zerrütteten. Und das alte panem et circenses, das ridentur et corriguntur mores hätten manches für ſich.

Herzog. Hm — Einige wollen behaupten: es ſei ein leerer Wahn, daß die Bühne einen ſittenverbeſſernden Einfluß habe, das äſthetiſche Gefühl hingegen ſchärfe ſie, wecke Sinn für reinen Kunſtgenuß. Hohlburg muß aber an das corriguntur mores auch glauben, in ſofern er die Religion hinaufbringen will. Ich — die Wahrheit zu ſagen — halte es nicht für angemeſſen, mag aber auch nirgend in den Weg treten, wo man nur die Religion fördern zu können meint. Und warum beſucht der gemeine Mann hier das Theater ſo wenig? Muß ihm doch keinen Geſchmack abgewinnen.

Rath. Das ſei auch nicht zu hoffen, fährt Reinert fort, weil die auf der hieſigen Bühne gegebnen Vorſtellungen der Menge immer weniger anſprächen, und man nur mittelſt ausſchweifender Dekorationspracht ein gefülltes Haus erlangen könne.

Herzog. Die Bildung muß von der Bühne zum Publikum hingehn, ſich ihr Publikum erziehn, und nicht umgekehrt, ſagen die Aeſt thetiker. Mit unſerm Dekorationsaufwand ſoll es übrigens zu Ende gehn, will Hohlburg. Drei einfache Wände, ſagt er, ſage Schlegel, ziemten nur, damit unnütze Nebendinge nicht den Kunſtgenuß ſtörten. Allein da wird Niemand mehr kommen, als ein Dutzend Aeſthetiker, von denen noch die Hälfte mit Freibilletten erſcheint.

Rath. Reinert meint eben: die Bühne müſſe nicht für wenige Aeſthetiker, ſondern für die Menge handeln.

Herzog. Freilich erhält ſie die Menge, und Jeder hat für ſein Eintrittsgeld billigen Anſpruch.

Rath. Die unverſtändlichen, ſchwülſtigen Schickſalstragödien ſagten freilich der Menge nicht zu —

Herzog. Aufrichtig, mir eben auch nicht.

Rath. Von den Luſtſpielen hoffe ſie Erluſtigung; fände ſie aber die neueren kunſtſinnig dürr, bliebe ſie weg.

Herzog. Mein Himmel, der Kotzebue taugt ja nicht, ſagt der Miniſter des Obern, ſage Schlegel. Mir gefallen keine Luſtſpiele beſſer als die ſeinigen, aber da rede ich nicht ein.

Rath. Auch ſolche Stücke, wo man auf dem Theater bete und das Abendmahl reiche, behagten der Menge nicht, ſie nenne es wohl eine Entweihung des Heiligen.

Herzog. Sie muß ſich daran gewöhnen, ſagt Hohlburg, ſage Schlegel — ha ha ha — wie in Griechenland. Und das ächt altdeutſche Theater hätte auch ſeine Stoffe aus der Bibel entlehnt.

Rath. Deshalb würde eine ſolche Einrichtung gar nicht unangemeſſen ſeyn, nach welcher mindeſtens die Hälfte der Theatervorſtellungen auf die Menge berechnet würde, und auch die vornehme Welt dürfte ſie mitunter recht gern ſehn.

Herzog. Meint er? Ha ha ha! Prinz Stephan, beſuchten Sie auch wohl erzkomiſche Poſſen?

Prinz. Die hohen Schickſalstragödien beſuche ich nicht.

Herzog. Weiter!

Rath. Dazu müßten aber eigens noch Stücke gefertigt werden, die unſerm Volk, unſerer Oertlichkeit anpaßten. Es gäbe ſolche nicht, ſchriebe deren auch ein eingeborner Dichter, müſſe er dem Geſchmack der Ausländer huldigen, ſonſt nähme man ſie nicht auf; oder die ausländiſchen, oder einheimiſch verausländerten Rezenſenten mißhandelten ſie gröblich.

Herzog. Nun radotirt der gute Mann.

Soll die Regierung ſich gar in Rezenſentenhändel miſchen? Wer mißhandelt iſt, vertheidige ſich, die Preſſe iſt an wenigen Orten ſo frei als hier. Und was unterſteht ſich der Reinert doch, auf den Vorzug der Ausländer anzuſpielen? Iſt er nicht ein Eingeborner? Und hat ſo anſehnliche Stellen bekleidet — nur ſich nirgend conſervirt.

Rath. Es wäre doch kein übler Zweck, den gemeinen Mann von den Laſtern des Trunkes und Spiels nach und nach zu entfernen, ihn verſtändiger zu machen.

Herzog. Gewiß nicht; nur möchte das vorgeſchlagne Mittel wenig ausreichen.

Rath. Es ließe ſich dabei noch einem anderen wichtigen Zweck entgegen ſtreben. Die Modethorheiten — worunter bedenkliche und gefährliche — zögen ungehinderter bei uns ein, als in vielen anderen Hauptſtädten, ſiedelten feſter ſich an, weil nichts ſie bekämpfe. Vor Allem wäre das komiſche Theater dazu geeignet, und ſchon im Alterthum von den Menander und Ariſtophanes, den Plautus und Terentius dazu benutzt worden.

Herzog. Modethorheiten nennt der Eine, was dem Andern löbliche Sitte dünkt. Die altdeutſche Tracht iſt eine Mode unſerer Tage;

übertriebe man ſie auch, ſo ſtände es doch um Leib und Seele beſſer dabei, wie an den parfumirten Petitmätern vor vierzig Jahren. Wollte man doch nicht ungerecht ſeyn. Ich dürfte nur den — wie heißt er doch? — Warner zum Hoftheaterdichter ernennen; was gilts, er ſchriebe auch bald ein Stück: die Ausländer in * * *. Ha ha ha! Nein, zu inneren Anfeindungen ſoll die Bühne keine Gelegenheit darbieten. Lieber äſthetiſire ſie fort.

Rath. Am zweckdienlichſten würde bei dem Allen eine wohlfeile Nebenbühne ſeyn, nach Art der Boulevardstheater in Paris, und der kleineren zu Wien.

Herzog. Dies habe ich auch ſchon geſagt, man hatte ja ſo viele Einwendungen. Das Hoftheater könnte die höhere Kunſt ins Auge faſſen, das kleine ergötzen. Ich — erſchiene auch dann und wann.

Rath. Sollte ſie jedoch eine wahre örtliche Tendenz oder Nationalität gewinnen, dürfte nöthig ſeyn, daß nur ein Landskind an der Spitze ſtände, Eingeborne, die unſern ganzen bürgerlichen Zuſtand genau kennen, als Dramaturgen oder Dichter dabei beſchäftigt würden.

Herzog. Will ſich denn eine Verſchwörung gegen meine Ausländer bilden? Faſt werd ich ſie noch eigens in Schutz nehmen müſſen.

Rath. Auch ließe ſich wünſchen, daß das Theaterweſen nicht unter der geiſtlichen Behörde, ſondern unter der Polizei ſtände.

Herzog. Da bäte Hohlburg um ſeinen Abſchied, und ihn kann ich nicht miſſen; er fördert Religion, Moralität. Von dem was Reinert ſagt, iſt manches nicht unrichtig; ich behauptete immer und bleibe dabei: er iſt ein Mann von vielſeitigen Kenntniſſen, ein Denker. Allein er iſt auch gewaltig vorlaut, und egoiſtiſch, nur ſeine Meinung hält er bewährt.

Rath. Uebrigens ſagt er noch von dem Schmählibell: ſicher hätte keiner von Jhr Durchlaucht Unterthanen es an den Pallaſt geheftet; es käme ein fremder Provinzialismus darin vor.

Herzog. (aufgebracht.) Auch da einen Ausländer in Verdacht? Der Brotpreis, von dem im Libell die Rede iſt, wird meine ausländiſche Beamte, die gut beſoldeten, doch nicht in Verlegenheit ſetzen. Dem Reinert geſchrieben: ich hoffe von ſeiner Vigilanz eine baldige Ausmittelung der Schelme, welche neulich Raub und Diebſtahl begangen. Um das, was nicht in ſeinen Amtskreis gehörte, möchte er ſich nicht kümmern, und mich auch nicht öfter mit ſolchen Vorſchlägen behelligen.

Rath. Sehr wohl! — Von Seiten der Juſtiz wird über den Treumann berichtet, wie Ihr Durchlaucht geboten.

Herzog. Ah der Kandidat. Vor etlichen Monaten wollte Hohlburg die von ihm geſtiftete Erziehungsanſtalt aufgehoben.

Rath. Der Treumann nennt ſie deutſch-vernünftige Erziehungsanſtalt, und ging in einem Programm von dem Satz aus: nichts kleide uns Deutſche beſſer als Vernunft.

Herzog. Wo läge hier die Sträflichkeit?

Rath. Des Programms willen hat ihn der Schulrath Heilger injuriarum belangt. Denn es heißt darin: man wolle künftige ruhige Bürger ziehn, nicht Jünglingen, oder ſelbſt Knaben ſchon, den Kopf mit politiſchem Schwindel erhitzen, über den wohl graue Männer noch ſtraucheln könnten. Der Jugend Fantaſie wäre leicht berückt; ſie müſſe zuvor Alter und Erfahrung achten lernen, ehe ſie es ſich beikommen ließe, Regierungsformen zu meiſtern. Leibesübungen ſollten im Treumanniſchen Inſtitut getrieben werden, doch mäßig, von Gemüthsübungen dagegen Alles entfernt ſeyn, was Neigung zum Partheigeiſt, wovon es leicht zur Partheiwuth hinginge, entflammen könne. Heilger klagte über handgreifliche Anſpielung, und den gegen ihn erregten Verdacht, als wolle er künftige Empörer und Aufruhrſtifter bilden. Die Vertheidigung des Treumann lautete ſchwankend, und er iſt zum halbjährigen Arreſt um ſo mehr verurtheilt, als auch Graf Hohlburg, als Chef des Schulweſens, ſich beleidigt erklärte.

Herzog. Da trete ich für den Heilger ein. Ich beſuchte die Leibesübungen, hörte Reden von ihm, worin er mit Wärme Liebe zum angeſtammten Fürſten empfahl. Die Zöglinge riefen mir auch jedesmal ein Hurrah, daß mir die Ohren gellten. Schon recht, daß man hämiſche Anſchuldigungen ſtraft.

Rath. Graf Hohlburg findet auch manche im Programm befindliche Ausdrücke hinſichtlich der Religion tadelhaft. Es heißt da: weil die Vernunft des Deutſchen Nationalzeichen ſei, müſſe er ſie auch bei der Religion einführen.

Herzog. Aha! Wenn gleichwohl leidige Vernünftelei daraus wird, und den Glauben untergräbt.

Rath. Die Erziehungsanſtalt ſcheine vielen Zulauf zu gewinnen, um ſo mehr wäre ihr

Aufheben zu wünſchen: man würde in Irreligion und Undeutſchheit dort unterrichten.

Herzog. Das klingt nun zu hart, und weshalb ſollen nicht mehr Schulen nebeneinander beſtehn? In Athen gab es viele, von entgegengeſtellten Grundſätzen, in Jeruſalem einmal auf Dreihundert. Die Meinungsfreiheit ſoll doch auch nicht beeinträchtigt werden — freilich aber auch nicht Irreligion und Undeutſchheit gelehrt. Wie beweiſ't man das?

Rath. Der Treumann hat keine Pfarre erlangen können, ſeiner heterodoxen Probepredigten halber, und ſich als ein ſchlechter Patriot bewieſen, nicht mit in den heiligen Krieg ziehn wollen.

Herzog. Hm — vielleicht wegen Kränklichkeit.

Rath. Er hat ſich erklärt: ein Theolog dürfe nicht Blut vergießen wollen.

Herzog. Und wie viele Theologen zogen mit in den Kampf. Die Geiſtlichen in Spanien — wahr bleibt: genau den Sinn des Chriſtenthums erwogen, hatte der Kandidat nicht unrecht, ein ſchlechter Patriot bleibt er dagegen. — Dem Miniſter geſchrieben: ich ſtellte es ihm anheim, ob er die Anſtalt aufheben wolle oder nicht. — Genug für heute!

Man liefert eine dritte Epiſode — ungern, allein ſie gehört zum Ganzen.

Das geheime Liebesmahl.

Eine Anekdote aus den geheimen Memoiren über den Hof zu ***.

Daß Heilige auch Menſchen ſind, verſteht ſich mehr noch wie von ſelbſt; was könnte überflüſſiger ſeyn, als es zu bemerken. Das Menſchenthum ſoll jedoch im Heiligthum ſo untergehn, daß man es nicht mehr ſieht. Was unterging, von dem iſt gleichwohl nicht zu behaupten, daß es nicht mehr vorhanden ſei, wo die Abendſonne ein Beiſpiel liefert. Den Schein aber meiden, hierauf kömmt es an, Phöbus meidet ihn auch jede Nacht für Europa; was er dann in Amerika thut, geht uns nichts an, ſehen wir davon doch nichts. Die Willef, Huß, Zwingli, Luther würden mit keiner Silbe zu religiöſen Revolutionen angemahnt haben, alles Blut, was in den Glaubenskriegen floß, in ſeinen Adern geblieben ſeyn, wenn die apoſtoliſchen Heiligenſcheine den eingewebten Menſchenſtrahken das Leuchten nur da geſtattet hätten, wo Niemand ſie erſah, oder vielmehr nur höchſtens vier Augen. Doch jene ungeiſtliche Obergeiſtliche, wie Alexander VI. u. ſ. w., jene Cardinäle mit ihren Suppliken um verſtattete S—e, denen ein Fiat ut petitur zum Beſcheid ward, jene Abteien, worin es luſtiger zuging, als auf des Marſchall Richelieus kleinen nächtlichen Feſten, luden ſich ja Proteſtantismus und Reformation recht muthwillig auf den Hals; des markigen Luther Ausdruck babiloniſche *** konnte nicht mehr in Verwunderung ſetzen. Darum ſagten auch die weiſeren Schüler Loyolas: Thut was ihr wollt, nur daß es Niemand erfährt.

Weil man nun an dem Hofe zu *** durch Religioſität und Moralität ſein Glück machte, ſo leuchtet ein, daß männiglich, was hier gedeihen und emporkommen wollte, ſich der Religioſität und Moralität befleißigte. Und da, wie Allenthalben, man hier die Glückſuchenden in bedeutender Zahl vorfand, mußte ganz natürlich eine bedeutende Summe von Religioſität und Moralität ſich anhäufen. Daß gleichwohl Allenthalben das Menſchenthum im Heiligthum untergegangen ſei, wollten die Statiſtiker nicht glauben, wenn ſie jährlich die Sterbe- und

Geburtstabellen laſen. Denn nach wie vor erblickte das ſiebente Kind auf unehlichem Wege das Licht der Welt, ja in den letzten Zeiten beinahe das ſechste, wo man ſonſt kaum von dem ſiebenten zu reden hatte. Und in ſofern das Collegium medicum ſehr nützliche Krankheitsliſten in Druck gab, welchen eine jährliche Nachweiſung über die verbrauchten Arzeneien angehängt war, ließ bei jenen ſich der Kopf ſchütteln, und bei dieſer ſich wundern, daß an merc. dulc., merc. nitros., nux juglans, der Heilkunde Bedürfniß ſo ſtieg. Es war jedoch einmal ſo.

Dagegen mußte auch der Neid ſelbſt beſchwören — wie Schiller ſagt — daß der Ehedem in der That ärgerlich helle Schein mindeſtens zum Dämmerlicht herabgeſunken war, und namentlich die vornehmen Heiligen, wenigſtens der Mehrzahl nach, den Menſchen wie eine Nachtſonne verbargen. Und feindete man gleich die Franzoſen mit allem nur aufzubringenden deutſchen Zeitgeiſt an, wurde ihres Moralſprüchleins, il faut sauver les apparences, dennoch gedacht. Es wird auch behauptet: daß weder Deutſche noch Teutſche jenes Sprüchlein mißbilligten. *)

---

*) Denn es gab hier eigentlich zwei Partheien,

Es verdient auch um ſo mehr Lob, wenn man erwägt, daß bei Vornehmen die Sache der Menſchheit beredter verhandelt wird, als bei Geringen. Vornehme Tafeln mit ihrem flüchtigen und permanenten Reiz — mit Brown zu reden — was bedarf es noch einer Erörterung; jener Prälaten üppige Tafeln, der Müßiggang dazu, ſtifteten auch das Unheil.

Da wir jedoch in einem ſpekulativen Jahrhundert leben, ſo würde es auffallend geweſen ſeyn, wenn Niemand auf die Moralität in *** ſpekulirt hätte. Die auf den Gegenſatz trugen wenig mehr ein; ſchon weil ihnen der häufig eingeriſſene Dillettantismus empfindlichen Nachtheil brachte. Daß eine Spekulation, wie die

---

Deutſche und Teutſche, die ſich nicht über den Namen einigen konnten, ſchon grimmig zu haſſen begannen, und künftigen blutigen Streit um das D oder T ahnen ließen. Doch hatte es eine komiſche Seite, wenn klar ſich aus der Geſchichte erwies, daß man hieſigen Orts nicht von deutſchen, ſondern ſlaviſchen Völkern ſtammte, und die Franzoſen — der eingewanderten Franken, Schwaben, Allemannen halber — ächtere Deutſche waren, als die Einwohner von *** eben genannte, kluge Berechnung entwerfen mußte, leuchtet ein.

Eine gewiſſe Madame Cenis trat nun wie ſo eine kluge Rechnerin auf, konnte ein großes Talent heißen. Sie kam nach ***, man wußte nicht von wannen, ſie aber wohl, daß große Talente vom Auslande hier offne Arme fanden. Sie gab ſich bei der Polizei als eine — Predigerwittwe an, die von einem Vetter mehrere Tauſend Thaler geerbt habe, und fortan hier zu leben dächte. Nun, einige Tauſend Thaler ſieht man auch gern ins Land ziehn.

Die Matrone kaufte ein kleines Haus, das immer ſorgfältig verſchloſſen gehalten wurde, ſich nur öffnete, wenn die alte Magd Lebensbedarf einholte, die Beſitzerin ſonntägliche und Wochenpredigten beſuchte; demnächſt jeden Sonnabend, wo man hier Almoſen vertheilte. Zur gewöhnlichen Armenkaſſe zahlte die Predigerwittwe ein Scherflein, das man reichlich nennen durfte.

Stets ging ſie im ſchwarzen Kleid, den altdeutſchen Kragen bis ans Kinn herauf gezogen, das Spitzenhäubchen hatte mit ſolchen Aehnlichkeit, welche die Herrenhuterinnen tragen. Sie duldete nicht, daß ſie Jemand Madame anredete, wollte Frau Predigern, oder ſchlechthin

Frau Fromming heißen; denn war ſchon ihr eigentlicher Name Cenis, hatte ſie nun ihn abgelegt, und ſich Fromming getauft.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft bot ſie in einem demüthigen Brieflein an den Hofprediger: in die hieſige Bibelgeſellſchaft aufgenommen zu werden. Der Empfänger des Schreibens beſuchte ſie. Da ſtand ein Cruzifix unter dem Spiegel, an den Wänden hingen Kupfer, die lauter Szenen aus den Evangelien darſtellten, Mathäus, Marcus, Lucas nebſt Kapitel und Vers darunter. Auf dem Tiſche — deſſen gewirkte Decke auch bibliſche Geſchichten enthielt — lagen die heilige Schrift, eine große Poſtille, das güldene Schatzkäſtlein, Porſt und Beniamin Schmolk, alle mit vielen ſchmalen grünen Seidenbändchen verſehn, die als Zeichen der erbaulichſten Stellen dienten. Der Beſuchende wurde auch durch die Wittwe des ſeligen Herrn Confraters nicht wenig erbaut. Sie ſprach wie ein Buch von den Büchern, war auch in den herausgegebenen Schriften berühmter Kanzelredner beleſen, tadelte an Reinhard, daß er zu wenig auf Glauben verwieſe, und derlei mehr. Wie hätte man dieſer Andächtigen den Eintritt in jenen löblichen Kreis verweigern ſollen?

Bald

Bald darauf ſuchte ſie ihn aber auch bei den Liebesmahlen. Höchlich würde ſich in Irrthum befangen, wer dabei an die leiſeſte Zweideutigkeit gedächte. Sie wurden ganz nach dem Vorbilde der chriſtlichen Gemeinen im zweiten Jahrhundert vollzogen, wie es ein Cyprianus beſchreibt. Man verſammelte ſich jede Woche einmal, nach gethaner Arbeit. Eine Andachtsübung ging voran, demnächſt unterhielt man ſich über die Mittel, die noch immer vorhandnen Spuren leidiger Freidenkerei auszutilgen, verirrte Schaafe liebreich wieder zur Heerde zu führen. Jedes Mitglied hatte zu berichten, was ihm, hinſichtlich jener Zwecke, in ſeiner Umgebung zu veranlaſſen möglich geweſen, und was es fortan zu thun denke, wobei die übrigen mit Rath aushalfen. Man las auch Betrachtungen über den Gegenſtand, und allgemeinere, zu Papier gebrachte, Vorſchläge ab. An der Tafel, die nun folgte, durften keine als nur auf jene Abſichten bezogne Geſpräche verlauten. Nach alter Sitte lieferte jedes Mitglied eine einfache Speiſe. Zu Ende wurde für die Armuth geſammelt und nach verrichtetem Gebet trennte man ſich. Den Liebeskuß, als ächt vorzeitlich, hatte der Schulrath Heilger eingeführt ſehn wollen, der Miniſter des Obern ihm jedoch widerſtrebt, um auch da allen Mißdeutungen auszuweichen. Nun wer könnte einen ſolchen Verein tadeln?

Frau Fromming ward denn auch Mitglied, und kam bald zu hohen Ehren in dieſer Geſellſchaft; theils ihres herzigen, altdeutſch ehrſamen Betragens willen, theils weil ihre Vorſchlage zum Seelenheil der weiblichen Jugend ſo gemüthlich wie menſchenkundig tönten, und auch, weil ſie bisweilen kurze Inſpirationspredigten vortrug, deren Salbung den Andachtsgenoſſen ſich ungewöhnlich mittheilte. Sie hieß bald die ächtchriſtlichſte und verſtändigſte unter allen Frauen, welche die Anſtalt zählte. Demüthig beſcheiden lehnte ſie jedoch alles Lob ab.

Hier machte ſie nun Bekanntſchaften mit vornehmen Herren und Damen, mit älteren und jüngeren; es war Ton geworden, die Liebesmahle zu beſuchen, und ihre Frequenz nahm zu, als man in der Stadt von der Predigerwittwe hörte, welche der Verein bald mit Martha und Maria, bald mit der heiligen Cäcilia verglich. Denn wenn ſie ſang, hatte ihr Augenaufſchlag eine Idealität, mit welcher einige Maler die heilige Cäcilia nach dem Himmel blicken laßen, und gab daneben zu vermuthen: ſie müſſe einſt ausnehmend ſchön geweſen ſeyn. Auch die Reſte zogen noch ein wenig an, und es bleibt ſehr natürlich, daß jeder Sterbliche, und mag er auch zu einem Verein der Liebesmahle gehören, einer zurückſtoßenden Außenſeite nicht ſo gewogen iſt, als einer holden.

Führte nun auch Neugier anderweitige Mitglieder herbei, ſo zählte die Fromming um ſo mehr Bekanntſchaften, und dies gab wieder um ſo mehr Annäherungen. Da blieb ihr Häuschen nicht mehr ſo ſtill; oft nahte ein Beſuch, und nicht eben von geringen Leuten. Sie that peinlich darüber, man hätte ſie denn um einen Glaubensartikel, eine Gewißensangelegenheit befragen wollen. In ſolchen Fällen wurden Auskunft und Rath gern ertheilt. Sie beſuchte hingegen Niemand, ſchlug auch jede Einladung aus, es hätte denn eine Kranke ihren Zuſpruch begehrt, oder eine Gelegenheit ſich ereignet, wo ſie Feinde durch ſanftes Ermahnen ausſöhnen, oder zwiſchen veruneinigten Eheleuten Frieden ſtiften konnte. Auch gelang ihr das oft; um ſo vortheilhafter wurde nun ihr Ruf, und mit allem Recht.

Bald gab ſie den von allen Seiten gehörten Bitten nach, eine wöchentliche Verſammlung der

Andächtigen in ihrem Hauſe zuzugeſtehn. Doch ſollten — weil das Haus klein war — nur wenige auf einmal kommen, deshalb wechſeln. Der Grund war hauptſächlich, daß immer Mehrere die heilige Frau zu ſehn, oder zu befragen verlangten, und einzelne Beſuche ſie um alle Zeit gebracht haben würden. Die wöchentliche Verſammlung ſollte eine Gelegenheit darbieten, Alles mit Einem Male abzuthun. Doch wurden bald zwei, zuletzt gar drei Verſammlungen daraus.

Und hier war es denn, wo ſich eine Art Eleuſis ſtiftete, in deſſen Myſterien nur Weihe erlangen konnte, wen man gnügend in niederen Graden ausgeprobt hatte. Die erkennenden Zeichen, die Art, mit welcher die Oberprieſterin erſt ihren Jüngern ins tiefe Gemüth ſchaute, ihnen Muth weckte, ſie zu verſtehn, Vertrauen, das Geheimgehaltenſte ihr muthig zu offenbaren, der Umweg, den ſie zu nehmen hatten, nach den Zwiſchenſtadien, und von da ins Sanctuar zu kommen; dies Alles verlautete nicht, doch läßt ſich von einer Fromming urtheilen, ſie werde kein eben gemeines Verfahren angewandt haben. So viel weiß man, daß Erſtens Viele nimmer zur höhern Weihe gelangten, nicht einmal zum erſten Grad, welchen ſie den aufgeklärt-moraliſchen nannte, wogegen im Vorhof das Wort Aufklärung verpönt war. Der zweite hieß der philoſophiſch-moraliſche, und endlich der letzte geheimnißvolle — der epikuriſch-weiſe. Aber Niemand von den Erleuchteten dritter Inſtanz wußte vom Andern, kein Genoß — oder Genoſſin — wurde ihm auch je kund gethan. Die Meiſten glaubten ſelbſt nur einzig und allein ſich geweiht. Die Aufnahme wurde in einem kleinen Hinterzimmer veranſtaltet, wo Gemälde an den Wänden hingen; doch von einer Compoſition, die von jener, welche die Kupfer in der Wohnſtube zeigten, ungemein verſchieden war. Süß betäubende Gerüche durchwehten hier die Luft, eine Harmonika ertönte lieblich, kleine Votivtafeln mit transparenten Inſchriften waren an die Säulen geheftet, welche des tempelartigen Zimmers bemalte Decke trugen. Man erſah den alten Denkſpruch: Ede, bibe etc. Schillers: Genieße, wer nicht glauben kann, und: Was man von der Minute ausgeſchlagen, giebt keine Ewigkeit zurück. Ein anderes Reimlein hieß: Und wenn nichts nach dem Tode wär, wir hätten nicht genoſſen, es hätte die Vernichtung ſehr, (empfänd ſie noch) verdroſſen. Wieder eins: Und wärs, er kann nicht Strafe weihen, dem heißen Trieb, ſein eigenes Verleihen. Wieder eins: Folgt der Natur, was kann ſie anders wollen, als daß wir ihr gehorchen ſollen; die Kraft genieße, das Alter büße. Und mehr ähnlichen Inhalts. Die Weihende ſchied, ſo bald ſie den Neuling — oder die Neulingin — eingeführt und mit einer dichten Maske ſein Antlitz verhüllt hatte. Er blieb, eine köſtlich beſetzte kleine Tafel, und eine Art Grahamſches Ruhebett ſah er im Gemach, und ein holdes Mägdlein trat zu ihm ein, im andern Fall ein ſchöner Jüngling.

Allein die Aufnahme, und ihre Folgen koſteten viel Geld, weshalb nur reiche Herren und Damen Zutritt fanden. Nur bei einem gewiſſen Schulrath ſollte die Oberprieſterin eine Ausnahme geſtattet haben, weil ſeine derbe Haltung ihr ſelbſt gefiel, und ſie, wenn er im Heiligthum erſchien, zu bleiben pflegte.

Nun konnten Damen, welche nicht verheirathet, oder es mit Unzufriedenheit waren, hier trauliche Stunden verleben, einer letheiſchen Verſchwiegenheit gewiß, und mittelſt der Larve und Dunkelheit, welche beliebig eintrat, völlig unerkannt. Die geheimen Nachrichten ſagen, daß blühende Jünglinge der herzoglichen Leibgarde in Portechaiſen durch Gärten und Hinterthüren an Ort und Stelle gebracht, und wieder entfernt wurden, ohne daß ſie ahnen konnten, wo ſie ſich befunden hätten.

Einen gewiſſen Miniſter ſollte die Weihe entzückt, und er ſich gar oft im Tempel eingefunden haben. Eben ſo war es einer Hofdame ergangen, die in namhafte Schulden verſank, um die Koſten zu beſtreiten. Beide geboten tiefes Dunkel, vollſtändiger Sicherheit willen.

Eines Tages hatte der Miniſter den Tempel auf ein halbes Stündchen für ſich beſtellt, und die Hofdame auch. Letztre hatte ſich in der Zeit geirrt, kam bei Weitem zu früh, und die auch in das Heimliche geweihte Dienerin der Fromming beging zugleich ein Verſehn. Die Hofdame hätte einen Geſellſchafter aus der Garde, und der Miniſter eine Bajadere finden ſollen, und ſie trafen Beide zuſammen; nicht ahnend, wer der andere Theil ſei. In überſtrömender Wonne entfielen dem Miniſter ein Paar leiſe Worte. Jene erkannte die Stimme, es gelang der Weiberzunge nicht, das nöthige Schweigen zu bewahren; ſie fuhr ungeſtüm auf:

Ihr Excellenz, hier find ich Sie? Den Miniſter hätte beinahe ein Schlagfluß, gelähmt.

Doch ſtammelte er: Und ich Sie, meine Gnädige?

Beide hatten einander Liebe und Gegenliebe in frommen Zähren angedeutet, allein nur die Hofdame aufrichtig, Jener nicht. Er ging mit dem Entwurf ſchwanger, alle übrige Miniſter zu verdrängen und ſich zum Major domus, zum Richelieu des Herzogthums zu erheben. Da ſchien es ihm kein ungünſtiges Ereigniß, wenn er einer Hofdame Liebe erregt hatte. Deſto mehr gute Nachrede an der fürſtlichen Tafel. Er ſuchte aus dieſem Grunde ihr Minneflammlein etwas zu nähren, wollte mindeſtens ihrem leiſen Hoffen keinen Strich durch die Rechnung ziehn. Kömmt Zeit, kömmt Rath, dachte er; bin ich nur zuvor Premierminiſter, ſoll es am Strich eben nicht fehlen.

Nun hatte ſie aber ihm einen gezogen, und einen gewaltigen. Denn ſie nützte den Augenblick mit Geiſtesgegenwart, und ſagte: Uns bleibt nichts übrig, als eine ſchnelle Heirath. Weichen Sie aus, übe ich auf meine eigne Koſten Rache und meide den Hof. Den Chef der geiſtlichen Behörde, der ſich in dies Eleuſis weihen ließ, wird man jedoch unfehlbar nicht an ſeiner Stelle laßen.

Der Graf zog ſaure Mienen, biß demungeachtet in den ſauern Apfel, und die Vermählung feierte ſich bald.

Vierte Woche.

Der Fürſt bemerkte heute gleich nach ſeinem Eintritt: wie er ſchon manchen Tag ſich vorgenommen hätte, die Sachen, wie es auch nöthig, kurz zu verhandeln, und dennoch Alles über die Gebühr ſich ausſpänne. Es dürfe heute nicht der Fall ſeyn, ihn erwarteten noch andere Verrichtungen. Ueberhaupt ſchien er nicht am beßten gelaunt.

Allerdings hatte der Vortrag, in den Stunden wo Prinz Stephan ſich zugegen befand, eine ſonſt nicht übliche Weitläuftigkeit erreicht, daneben auch der Fürſt oft nach Jenem ſich umgeſehn, und die Verhandlungen, bei welchen er die Schreibetafel emſig gebraucht, um ſo mehr ausgedehnt, damit es grade am Zulänglichen hier nicht fehle. Diesmal zeigte er hingegen ſich dazu nicht aufgelegt, und mahnte wiederholt an Eil. Kann auch ſeyn, daß Prinz Stephans Gegenwart ihm läſtig zu dünken begann.

Rath. Schulrath Heilger dankt unterthänigſt, und gelobt den Befehlen treu und fromm nachzuleben.

Herzog. Gut! Die Beſtallung!

Rath. Sattler Still —

Herzog. Querulirt er ſchon wieder? Gleich dem Miniſter remittirt. Weiter!

Rath. Kandidat Treumann fleht um Reviſion ſeines Prozeſſes —

Herzog. Kann bei der Juſtiz appelliren.

Rath. Und Nichtaufhebung ſeiner Anſtalt, weil er das ganze Vermögen ſeiner Frau darauf gewandt habe —

Herzog. Darum ſoll das Gemeinweſen leiden? Er iſt ohnehin ein mauvais sujet, es wird von allen Seiten bezeugt; irreligiös, hat das Vaterland nicht wollen vertheidigen helfen. Abgeſchlagen, bleibt bei Hohlburgs Verfügung! Weiter!

Rath. Miniſter Haſtler ſendet den Fabrikenplan des Bankier Schmuggel ein, empfielt ihn abermal unterwürfig —

Herzog. That es auch geſtern im Staatsrath. Und — ein ſeltner Fall — ihm pflichteten alle Miniſter bei. Leichtſtädt ſagte: wenn nicht bald etwas gethan würde, ſo vielen müſſigen Händen Arbeit nachzuweiſen, könne man für Ausbrüche der Verzweiflung nicht einſehn; und in dem Sinn äußerte ſich ja neulich auch Reinert. Trägau ſtellte vor: bei der neuen Fabrikanlage würden manche Invalide, manche Wittwen im Felde gebliebner Soldaten Unterhalt finden. Hohlburg rief aus: Ora et labora — und, das läßt ſich doch Alles hören. Ich will bei dem Allen kein Monopol.

Rath. Der Schmuggel ſucht es nur auf ſechs Jahre nach; bis dahin würden ſich andere Erwerbquellen geöffnet haben —

Herzog. Sind ſie auch für ihn?

Rath. Ich trage nur nach Pflicht vor, was —

Herzog. Und ich mag ſo einem getauften Juden immer nur wenig trauen, obgleich Haßler verſicherte: er habe den Arbeitslohn mit ſolcher Uneigennützigkeit geſtellt, daß man eher Schaden als Vortheil für ihn abſehn dürfe; aus Patriotismus allein handle der Mann — hm, können wir das glauben —

Rath. Der Oberhofprediger bezeugt ihm einen Uebertritt aus —

Herzog. Das hörte ich ſchon.

Rath. Die Bibelgeſellſchaft beſcheinigt den Empfang von Dreihundert Exemplaren.

Herzog. Und nähmen wir an, ſein Chriſtenthum wäre nicht aufrichtig, könnten Dreihundert Exemplare in manchen Herzen doch andächtigen Sinn und Glauben wecken.

Rath. Weil das Lokal für die Anſtalt der Liebesmahle zu eng iſt, will der Bankier in ſeinem Hauſe unentgeldlich ein anderes einräumen.

Herzog. Dies macht es doch glaubwürdig, daß nicht immer Eigennutz ſeine Triebfeder iſt. Bei dem Allen weiß ich noch nicht, was ich thun ſoll. Große Fabrikeigenthümer ſchaden Anderen —

Rath. Niemand würde hier; etwas Aehnliches unternehmen können, weil ihm die Mittel nicht zu Gebot ſtänden.

Herzog. Sie nähren wohl Menſchen, es iſt aber auch danach — zwar meint Haßler — und ein Monopol iſt doch gegen Smiths Maximen, die wir ſonſt befolgen. Nicht wahr?

Rath. Adam Smith hält nur unmittelbares Einmengen der Regierung ſchädlich; es gehört nach ihm zur induſtriöſen Freiheit, daß große Spekulationen Einzelner geſtattet ſind.

Herzog. Die Fabrik des Schmuggel will aber Begünſtigung durch ein Einfuhrverbot, und wir haben die Gränzen unbedingt geöffnet.

Rath. Ihr Durchlaucht, im handelsfreien

England giebt es ungemein viele Sperren und Prämien, zum Vortheil inländiſcher Manufakturen.

Herzog. Wahr! — Sagen ſie mir noch ihre eigne Meinung. Ich will ſie!

Rath. Nach Pflicht und Gewiſſen kann ich nur unterthänigſt bemerken, daß ich den Plan gemeinnützig halte. Denn öffnen Reiche ihre Kaſten und bringen das Geld in Umlauf —

Herzog. Noch Eins! Woher iſt der Schmuggel? Auch aus der Fremde?

Rath. Hier geboren und erzogen.

Herzog. So wird man doch nicht mir nachreden, ich begünſtigte in weſentlichen Dingen Landskinder nie. — Fiat!

Rath. Sehr wohl!

Herzog. Weiter!

Rath. Miniſter Leichtſtädt meldet durch ein Citissime: Hofrath Fell habe das Komplott, welches neulich vor dem Hauſe des Freiherrn Haßler tumultuariſch ſich verſammelt, und einen förmlichen Aufruhr anzetteln wollen, entdeckt. Nur den erſten Urhebern, worunter ſich ohne Zweifel der Anhefter des Libells befunden, ſei ihre Flucht gelungen, weil Reinert keine Vigilanz bewieſen.

Herzog. (betreten.) Doch wirklich Aufruhr gemeint? Und Reinert wußte, ahnte nichts davon, ein Fremder konnte es ausmitteln? Nein, er taugt nicht zum Polizeidirektor. Abgeſetzt, es iſt billig und recht. — Iſt eine Penſion vakant, wird man ja ſehn — wenn er nicht zu ſträfliche Nachläßigkeit ſich zu Schuld kommen ließ. Alles ſoll aufs genauſte unterſucht, und nach den Geſetzen verfügt werden. — Aufruhr alſo, Aufruhr mein Lohn für die Milde, die Liberalität, womit ich regiere, ei, ei! Nach grade glaube ich den ſtrengen Moraliſten die Behauptung: Güte verderbe den Menſchen, Härte bändige ihm den unlautern Trieb. Wie ging es einſt dem gutmüthigen Herzog Ernſt von Gotha; aber in Caſſel, in Caſſel ſieht man Gehorſam. Hm — dieſer Hofrath Fell hat ſich wirklich ein Verdienſt um mich, um den Staat erworben. Leichtſtädt ſagte mir viel über ſeine Wiſſenſchaft, Reiſen, Menſchenkunde. Letztere hat er in der That erprobt. Ich muß dankbar ſeyn, erfahre auch, daß ſich zum Polizeidirektor nur ein gewandter Kopf eigne. Erſt meinte ich, nach dem Frieden thäte es nicht ſo Noth, doch all die Exceſſe, Aufruhr ſogar — nun ich behalte mir die Wiederbeſetzung der Stelle noch vor.

Rath. Wohl! — Von Seiten der Juſtiz

wird gemeldet: daß ſich neue Gravamina wider den Schriftſteller Warner gefunden, und man ihn abermal verhaften müſſen.

Herzog. Doch ein verdammt unruhiger Kopf! Aber ich ſehe, wie man zur Unruhe geneigt iſt. Was that er?

Rath. Das Verbrechen — geht neuerdings —

Herzog. Was ſtocken ſie? Heraus!

Rath. Es geht Ihr Durchlaucht höchſte Perſon an —

Herzog. Nachdem ich ihn begnadigte?

Rath. Er hat — einen Kupferſtich entweder ſelbſt gefertigt, oder fertigen laßen — doch iſt jenes wahrſcheinlicher, und bekannt, daß er zu zeichnen verſteht.

Herzog. Aha — ich merke. Ein ſatiriſches Kupfer, eine Art Karrikatur. Es begegnete ſchon Kaiſern und Päbſten, ſoll mich auch nicht um meine Faßung bringen. Der Inhalt?

Rath. Das Kupfer liegt bei.

Herzog. Nur her!

Rath. (übergiebt in großer Verlegenheit ein Blatt.)

Herzog. (nachdem er es genommen, verächtlich lachend.) Was iſt das für Unſinn, Frazzerei? Eine Geſtalt, halb wie ein ſchöner Genius, halb wie ein abſchreckend Ungethüm, ein Engelsfittig, ein Drachenflügel, um das Haupt an einer Seite ein Heiligenſchein, an der andern — eine Schellenkappe. Sie hat den Rücken gebogen, fliegt, Oben befinde ich mich — was heißt das?

Rath. Nach den Reden, die oft der Warner geführt, worüber man Zeugen abgehört, meint er: in Ihr Durchlaucht Landen bringe der Zeitgeiſt manches Gute, aber auch manchen Unfug. So wird die Geſtalt allem Vermuthen nach den Zeitgeiſt perſonifiziren ſollen.

Herzog. Ei nun — ganz ohne Uebel und Narrheit iſt der Zeitgeiſt auch nicht. Er eilt mit mir davon — nach Roſengebüſchen — nun das ginge an — aber viele Diſteln und Dornen winken daneben, Abgründe auch. Immer konnte nur einem verbrannten Gehirn das einfallen. — Aber wie weiß man, daß Warner des Blattes Urheber ſei? Hat man ihn auch nicht unſchuldig angeklagt?

Rath. Das Blatt zirkulirte in der Hauptſtadt —

Herzog. (ſtampft mit dem Fuß.) Zirkulirte?

Rath. Doch nur in wenigen Abdrücken, die Hofrath Fell — deſſen Miniſter Leichtſtädt ſchon ſich bediente, Unbill auszuſpähn — ſchnell Gelegenheit fand, einzuziehn und der Juſtiz zu überliefern.

Herzog. Der Fell muß doch ein brauchbares Subjekt ſeyn.

Rath. Weil nun die Zeichnung mit des Warner bezeugten Reden, ſelbſt mit einigen Stellen ſeiner Schriften, Analogie zu haben ſchien, wurde ſeine Wohnung, als er nicht daheim ſich befand, durchſucht, und im Koffer die Platte nebſt mehreren hundert Abdrücken gefunden.

Herzog. Mehreren Hundert! Sollten wohl in ganz Deutſchland zirkuliren. Ich habe dem Fell nicht geringe Verbindlichkeit. Die Stelle kann nicht lange unbeſetzt bleiben. Er iſt Polizeidirektor. Das Patent ausgefertigt!

Rath. Wohl!

Herzog. Und wie entſchuldigt ſich der ſaubre Warner?

Rath. Er läugnet um das Blatt zu wiſſen; die Umſtände ſprechen aber zu laut gegen ihn.

Herzog. In der That.

Rath. Der Koffer war ungemein vorſichtig und feſt verſchloſſen; man konnte ihn durch Gewalt nur öffnen.

Herzog. Welche Schurken giebt es doch! Prinz Stephan, Sie machen ja Jagd darauf.

Prinz. Wenn ich mein Schweigen brechen darf, bemerke ich gehorſamſt: daß ich hier einen meiner anſehnlichſten Rekruten zu finden hoffe.

Herzog. Nur daß er ſein Glück nicht machen wird; Sie müßten es denn negativ verſtehn. Denn wird ein ſo frecher Beleidiger ſeines Fürſten nicht gehangen, macht er Glück. Ich — wünſchte bei dem Allen, daß ihn irgend etwas, nur einigermaaßen, entſchuldigen könnte; möchte, wenn es nur anginge, im Sinn meiner vorigen Begnadigung handeln.

Rath. Das Juſtizkollegium hat — im Vorgefühl, daß es Ihr Durchlaucht edelmüthigem Herzen —

Herzog. Gut! Was hat es gethan?

Rath. Noch vor Einleitung des neuen Criminalprozeſſes, der ohne Zweifel lebenslängliche Zuchthausſtrafe zur Folge haben wird —

Herzog. Ich mildere auf jeden Fall daran. Sähe ich nur nicht, wie nöthig doch in dieſer Zeit abſchreckende Beiſpiele ſind, ich thäte mehr.

Rath. Aus vielen ſeltſamen, widerſinnigen Meinungen, aus einem Streit über das Theaterweſen, wo er ſchier aberwitzige Behauptungen aufſtellte, aus dem unerklärlichen Wagniß mit dem Blatte, und ſeinem verſchrobnen Inhalte ſelbſt, ſchien nicht undeutlich hervorzugehn, die Geiſteskräfte des Warner müßten an Zerrüttung leiden. Es kam dazu, daß er im Gefängniß wie raſend ſich gebehrdete, und ausbrechen wollte. Man requirirte das Collegium medicum, welches zwei ſeiner Glieder in den Arreſt des Warner ſandte. Sie bezeugen auf Eid und Pflicht, ſeine Reden wären ihnen mehr als bedenklich vorgekommen; verwilderte Geſichtszüge, ein Puls wie im Typhus, beglaubigten noch mehr —

Herzog. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ihn Verſtandeszerrüttung entſchuldigt. Wohl, man bringe ihn ins Barmherzigkeitsſpital, pflege ihn human, ſuche ihn zu heilen, den Gebrauch ſeiner Vernunft ihm wohlthätig zurückzugeben. Iſt das geſchehn, mag er laufen — doch über die Gränze. Weiter!

Rath. Graf Hohlburg reicht neue Beſchwerden über den Theaterdirektor ein —

Herzog. Abermal? Kurz, kurz; ich habe ſo nicht mehr Luſt zu arbeiten, bin in einige Wallung gerathen.

Rath. Ob ihm der Miniſter gleich empfohlen, die Stücke des Kotzebue vom Repertoir zu tilgen, habe er neulich die ſo irreligiöſe Sonnenjungfrau dargeſtellt, auch Menſchenhaß und Reue, das Ehefrauen zur Untreue aufmuntre, weil ein Paar ſentimentale Thränen Alles ausgleichen, ferner den Rehbock —

Herzog. Genug! Ich habe doch keine Ruhe, bis ich ſeinen Profeſſor Greif anſtelle. So ſei es denn; dem alten Director Penſion! Was noch?

Rath. General Trägau übermacht des Rittmeiſter Sollner Urtheil zur höchſten Genehmigung.

Herzog. Hat lange gedauert.

Rath. Weil Ihr Durchlaucht die vollkommenſte Partheiloſigkeit befahlen, wurden Offiziere aus fremden Garniſonen zum Kriegsgericht berufen.

Herzog. Und was erkannten ſie?

Rath. Caſſation und einjährige Feſtungsſtrafe.

Herzog. Der arme Sollner!

Rath. General Trägau bemerkt: es ſei ein gelinder Ausſpruch, weil die Geſetze eine Herausforderung mit dreijährigem Feſtungsarreſt zu ahnen vorſchrieben.

Herzog. Bei Zweikämpfen pflegt man indeß ſie ein wenig zu umgehn — des Ehrpunktes halber. Und ich glaube, daß Rouſſeau irgendwo ſagt: ein Duellmandat ſtrafe die Braven und begünſtige den Poltron.

Rath. Des Generals Bemerkung ſchließt aber keinen nachtheiligen Wunſch ein; er läßt vielmehr die dringend unterwürfige Bitte folgen: Ihr Durchlaucht möchten aus höchſter Gnade die Strafe des Verurtheilten noch zu mildern geruhn, weil die Beleidigung ihn, den General, getroffen habe.

Herzog. Wacker gedacht! Die Subordination muß bei dem Allen aufrecht erhalten werden. Nun die Caſſation confirmire ich, die Feſtungsſtrafe mag dem Rittmeiſter erlaſſen ſeyn. Genug heute.

Der Fürſt ſagte dem Prinzen Stephan noch: er möchte nun zum Gewinn der Wette ſehn, dafern er es könne. Uebrigens würde ihm nicht entgangen ſeyn, daß man bei den Regierungsgeſchäften nicht auf Blumen wandle.

Prinz Stephan erbat ſich acht Tage, um ſeinen Bericht zu ordnen, und die nöthigen Beläge von nah und fern beizubringen.

Meiſtens waren ſie ſchon da; es hatte dem

Prinzen jedoch einige Tauſend Thaler gekoſtet, und er hatte ſich dabei mit Leuten in Verbindung ſetzen müſſen, die er ſonſt wohl keines Anblicks gewürdigt hätte. Allein der Ehrgeitz, ſeiner Wette ein Genüge zu thun, auch die Hoffnung, viel Gutes damit zu bewirken, hatten ihn weder Mühen, noch Reſignation ſcheuen laßen.

Als die beraumte Friſt umgelaufen war, verfügte ſich Prinz Schoban zum Herzoge, und las ihm nachſtehenden Bericht vor.

Erſter Abſchnitt.

Perſonen, die ſeit vier Wochen ihr Glück im Herzogthum machten.

1. Frau von Schmatz, und ihre Tochter.

Es iſt eine Lüge, daß Frau von Schmatz arm ſei. Ihr Mann, der verſtorbne Kammerdirektor, hat ihr Funfzigtauſend Thaler nachgelaßen, um die er einſt den Staat betrog, als Domänengüter verkauft wurden. Das Geld ſteht in auswärtigen Fonds, die Wittwe ſtellt ſich dürftig, theils damit ihres Mannes Verfahren nicht an den Tag kommen ſoll, theils damit ſie in guten Häuſern ſchmarotzen kann, ohne zu Gegenbewirthungen verpflichtet zu ſeyn, und endlich, damit ihr Geiz am Hofe allerhand Vortheile erzielen möge. Um die erbettelte Penſion hat ſie eigentlich die Oberſtin von Wundenfeld gebracht, der ſie wahrſcheinlich ſonſt zugefallen wäre. Dieſe iſt in bittre Armuth verſunken, wenn man Seiner Herzoglichen Durchlaucht ſchon ſagte, ſie beſäße ein Landgut. Es iſt klein, bereits verſchuldet geerbt, und im Kriege ſo mitgenommen, daß es völlig den Gläubigern gehört.

Wenn die Schmatz patriotiſche Gaben darbrachte, hatte ſie alle eingeſammelt; beſuchte die Spitäler, ſich einen vortheilhaften Ruf, und mittelſt ihm nützliche Verbindungen, auch das Frauenkreutz, zu gewinnen. Von den ihr eingehändigten milden Beiträgen iſt die Hälfte in ihrer Taſche zurückgeblieben. Geläufige Zunge, wie ſchlaue Verſtellung und Heuchelei, ſetzten ſie in den Stand, mächtige, ihren Abſichten willfährige Gönner und Gönnerinnen zu finden. Wer ſollte auch einer Frau ſich abhold zeigen wollen, die alle Welt eine ausgezeichnete Patriotin und mildthätige Chriſtin nennt?

Wenn ſie ein Findelkind aufnahm und liebend erzieht, ſo blieb dabei nur der Umſtand verborgen, daß es ihr Enkel iſt. Denn Fräulein Tugendreich von Schmatz unterhielt mit einem franzöſiſchen Employé, der bei ihrer Mutter im Quartiere lag, ein geheimes Liebesbündniß, und genaß von ihm eines Knäbleins. In ſofern ſie auch mit einem Sänger vom Theater, der ihr Unterricht gab, im vertrauten Umgang lebte, haben mithin der Herzogin Durchlaucht nichts weniger als eine züchtig deutſche Jungfrau zur Hofdame bekommen.

2. Graf Sapiaski.

Er iſt ein Abentheurer und Spieler, die Wunden, die er an ſich trägt, hat er empfangen, als er einſt beim Faro betrog. Das Zeugniß des verſtorbnen commandirenden Generals im * * *ſchen Dienſt, galt eigentlich ſeinem Vetter, der ſpäterhin auf dem Schlachtfelde blieb, und deſſen Ehrenzeichen er ſich bemächtigte. Er fand hiezu Gelegenheit, weil er im Hauptquartiere als Spieler ſich herumtrieb. Er hat zwar einige Zeit gedient, doch einmal nur den Feind geſehn, und iſt dann gleich, bewieſener Verzagtheit willen, ohne Abſchied entlaßen worden. Jene Beſcheinigung der Officiere in ſeinem Regiment, ſchmiedete er ſelbſt, als der Brief vom Geſandten an General Trägau eingelaufen war. Im Hauſe, nahm er ihn in Empfang, öffnete ihn verſchmitzt, und legte das falſche Papier ein. Die vom corps de genie ſo gelobte Denkſchrift iſt ein Auszug fremder Werke, ein geſchickter Artilleriſt fertigte ihm Zeichnungen dazu. Das corps de genie und die Reuteroffiziere lobten, theils dem Kriegsminiſter nach Wunſch zu leben, theils weil die Schrift ihnen weiter keine Mühe auflud: eine Sache, womit das corps de genie eben nicht gern zu thun hat. Uebrigens beſitzt der Sapiaski aber auch ein ſehr geübtes Talent, ſich einzuſchmeicheln und Freunde zu erwerben. Seine Geſtalt kömmt ihm dabei zu Hülfe; ſeine Orden, ſein Grafentitel verſchaffen ihm Anſehn. Letzterer iſt gleichwohl uſurpirt: es giebt wohl eine Grafenlinie dieſes Namens, der Abentheurer gehört aber nicht dazu, und die Vetterſchaft mit dem Gebliebnen war ziemlich weitläuftig. Was ihm indeß hier vor Allem den Eingang öffnete, und die Unterſuchungen über ihn eben nicht zu ſcharf anſtellen ließ, iſt der Umſtand: daß er einer von den verblühten Töchtern des General Trägau den Hof, und ſie zu heirathen Miene machte. Das iſt um ſo nichtswürdiger, als er ſchon eine Gattin hat, und verließ, nachdem er ſie um ihr Vermögen gebracht, deſſen Reſt hier noch einigermaaßen ihn glänzend auftreten ließ. Mit ſeinem Zweikampf verhielt es ſich eigentlich ſo:

Der Rittmeiſter Sollner begegnete ihm, und ſagte: Herr Graf, ich höre, daß Sie um die Eskadron ſich bemühen, die mir zukömmt. Geben Sie den Plan auf; ich werde mir den Vorzug nicht gefallen laſſen. Der Sapiaski, auf Trägaus Zuſage geſtüzt, antwortete ihm mit Hohn und Verachtung. Sollner, ein treffliches Mädchen liebend, und einer Heirath mit dem Empfang der Eskadron entgegen ſehend, war ohnehin auf den Grafen, von dem er manches Schlimme gehört, übel zu ſprechen, duldete um ſo weniger ſeine beleidigenden Aeußerungen, und forderte ihn. Sapiaski wollte nun ausweichen, und entgegnete: er dürfe mit einem bürgerlichen Officier ſich nicht ſchlagen; weil ihn jedoch Andere warnten, ſich in keinen üblen Geruch zu ſetzen, fand er, daß es nöthig ſei, ſich zu ſtellen. Doch ging er vorher zum Fräulein Trägau, und ſagte: Vielleicht muß ich auf ewig von Ihnen Abſchied nehmen, denn ich reite eben vors * * *

Thor, um hinter dem kleinen Buſch ein Paar Kugeln zu wechſeln. Das Fräulein, um den Bräutigam in Verzweiflung, benachrichtigte die Mutter, und dieſe, die viel über den Gemahl vermag, drang in ihn, nachzureiten und den Zweikampf zu ſtören. Sollner, als ein geſcheuter Mann den Zuſammenhang ahnend, lachte freilich als er den General an dem abgelegnen Ort im vollen Galopp erſcheinen ſah, und der Sapiaski noch ſich ſtellte, als wolle er durchaus von dem Duell nicht abſtehn. Trägau, aus andern Gründen ſchon mit Sollner unzufrieden, ließ ihn ſehr hart an: kein Wunder, wenn dieſer in einige Leidenſchaft gerieth, und ihm die Worte herausfuhren: Ich weiß, warum Ihr Excellenz dem Grafen die Eskadron verſchaffen wollen. Deſto hitziger wurde Trägau, ſprach von Caſſation für die Ausforderung. Der Rittmeiſter ſah wohl ein, daß Jener es dahin bringen könne und würde, ſchwieg daher auch nicht, weil ihm dünkte, es ſei nun einerlei, er nun doch in jedem Fall unglücklich.

5. Schulrath Hellger.

Es iſt ein Abentheurer andrer Art, ein litterariſcher; wie es deren in Deutſchland viele giebt. Auf der hohen Schule machte er den Renommiſten, war dann hie und dort auf dem Lande Erzieher, und trieb viel wüſtes tolles Zeug, weshalb er auch kein Predigeramt erlangen konnte. Hörend, bei uns machten Altdeutſchheit, Frommthun und viel Aufſehens von Leibesübungen, die ein ganz neues Rieſengeſchlecht erziehen ſollten, leicht Glück, kam er denn hieher, und bewies alle Conſequenz. Jahns, Arndts, Paſſows Schriften las er fleißig, eignete ſich ihren Styl zu, trieb es noch weiter, und verblüffte gar Viele durch Anmaaßung und grobe Unverſchämtheit. Doch hätte er es wohl nicht zeitig zu ſolchem à plomb gebracht, wäre er nicht in das Haus des verſtorbnen erſten Conſiſtorialraths getreten, deſſen Knaben er unterrichtete, aber auch ſeine ſechszehnjährige Tochter — durch vorgeſpiegelte Ehe — verführte. Als Jener bald darauf ſtarb, wollte Heilger der Tochter ſein Wort nicht halten, weil er ſchon den Entwurf gemacht hatte, durch Unverſchämtheit ſelbſt die Prinzenhofmeiſterſtelle zu erlangen, bei der ihm nöthig dünkte, unverheirathet zu ſeyn. Das unglückliche Mädchen tödtete ihr Kind, wollte aber den Verführer nicht angeben. Ich muß doch ſterben, ſagte ſie ſtandhaft, wozu noch Jemand in mein Verhängniß verflechten; ſei ihm verziehn. Seine Herzogliche Durchlaucht wollten die Sentenz mildern; ſie verlangte indeß Todesſtrafe und empfing ſie. Wie erſt Graf Hohlburg erſchien, kam vollend Heilger bald zu Anſehn und Einfluß. Der Miniſter half auf jede Weiſe ihm die errichtete Schulanſtalt emporbringen, empfahl ihn nicht allein dem Fürſten, mit Enthuſiasmus, ſondern machte auch, daß Andere es thaten, und es recht Ton und Mode ward, den Heilger zu preiſen. Freilich thaten manche vernünftige Männer es kopfſchüttelnd und mit ironiſchem Geſicht; wer aber konnte einem Miniſter widerſtreben, der ſo viel beim Fürſten galt; Niemand mochte auch ein ſchlechter Deutſcher heißen, wenn er nicht für den Erzdeutſchen in die Poſaune ſtieß. Uebrigens iſt vollkommen wahr, daß Heilger ſeinen Zöglingen republikaniſchen Sinn einimpft. Und wenn man doch in einer Republik, mit allem billigen Recht nicht dulden würde, daß ein Fremder daher käme und die Jugend der vorhandnen Staatsform entfremdete: wenn man in England und Frankreich den Ausländer gar nicht freundlich anſehen möchte, der zur neuheranblühenden Generation ſagte: Du ſollſt nicht mehr aus Engländern oder Franzoſen beſtehn, vielmehr das ſeyn, wozu es mir belieben wird, Dich zu machen; wie kömmt es, daß in unſerm Herzogthum Liberalität ſorglos Bedenkliches geſchehen läßt, und tönenden Worten von Deutſchheit, Kraft, frommer Wiedergeburt, noch mit Achtung entgegen tritt, ohne zu erwägen, was dahinter ſich verbergen könne: Wäre ſelbſt auch nur treue gute Meinung im Spiel, ſind die Formen ſo vergriffen, daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Uebles ſich daraus entwickeln muß. Denn man ſondert unſre Jünglinge und Knaben zu einem eigenen iſolirten Stand, was ihnen nicht ziemt, legt ſo den Grund zum Partheiſinn um ſo mehr, als ihnen Haß und Verachtung gegen Andersmeinende eingeflößt werden. Hiezu kömmt, daß es bei der Jugend weit leichter gelingt, Leidenſchaften aufzuregen, als niederzuhalten. Uebrigens ſeufzen unbefangen denkende Männer, wenn ſie die Frage ſich vorlegen: Was wird der grob ungeſchliffne Geſell, der wüſte Querkopf doch aus den Söhnen des Herzogs erziehn? Allein ſie reden nicht, weil es doch überflüßig iſt, und es ihnen nur die Verfolgung der Miniſter aufladen würde. Und trefflich verſtehn unſere Miniſter das, wenn es gleich den Anſchein nicht ſo hat. Mindeſtens werden Einländer, die nicht Haßlers und Hohlburgs Zeitgeiſtkram mit offnem Munde bewundern, oder wohl gar die Meinung hegen, nicht Alles davon paſſe hieher, nie zu etwas gelangen, alle ihre billigen Anſprüche verachtet ſehn? Und reizt ſie etwa die oft erfahrne Ungerechtigkeit — wie den unglücklichen Warner, dem, wenn er ein Amt ſuchte, ſtets hergelaufne Ausländer ohne das mindeſte Verdienſt vorangeſtellt wurden — zu einer lebhaften Aeußerung, fallen Jene mit dem Richterarm über ſie her. —

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß obige Schilderung auf deutſch vaterländiſchen Sinn und die ſo heilſamen jugendlichen Leibesübungen keinen Tadel werfen ſollte. Es giebt ohne Zweifel redliche, Achtung verdienende Männer, die um Beides ſich mühn, oder es lehren; nur die ächte Deutſchheit, womit die unverſchämten Glücksritter unſrer Zeit auftraten, iſt ſehr unächt, weil Biederſinn und Vernunft ihr abgehn, und man kann gar wohl die Jugend ſtärken und ſtählen, ohne ſie daneben in dem zu unterweiſen, was ihr leicht ſchädlich wird, mindeſtens unnütz.

4. Profeſſor Greif.

Ein elend dürftiger Kopf, ohne alles gründliche Wiſſen, ohne alle hervorſtehende Gaben, wir müßten denn Nachäffung, Dünkel und Kriecherei, die freilich in einem hohen Grade ihm eigen ſind, dahin zählen. Wegen Betrügerei entflohner Kaufmannslehrling, zog er einige Zeit mit wandelnden Bühnen umher, mußte ſich aber zum ſoufflиren verſtehn, weil ſein ſchlechtes Mimentalent keinen Beifall erzielte. Doch übte er ſich daneben, hundertmal geſagte Dinge noch einmal zu ſagen, Gedanken zu entlehnen, zu bereimen, ſo gut es gehn wollte. Nun faßte er die Meinung von ſich, ein ſchriftſtelleriſches Talent zu ſeyn, nahm ſich vor den Autor ex professio zu machen, und kam hierher, weil man ihm unſer Land wie der Fremdlinge Eldorado geſchildert hatte. Er meldete von hier den auswärtigen Zeitungen und Journalen Neuigkeiten, und diente unſrer Polizei als geheimer Spion. Wenige Fürſten in Deutſchland, denen er nicht ſeine plagiirten Schreibereien in Reim und Proſa zugeſandt hätte, oder ihnen mit Betteldedikationen läſtig gefallen wäre. Hie und da erlangte ſeine Zudringlichkeit doch wohl ein Geſchenk

ſchenk, mindeſtens ein verbindliches Schreiben, womit er dann ſich brüſtete, um ſich geltend zu machen. Noch mehr imponirte er durch vorgezeigte Rezenſionen ſeiner Schriften, die ausſchweifend löblich klangen. Hiezu bahnte er ſich verſchmitzt die Wege. Er ſandte den Vorſtehern der Litteraturzeitungen, und ihren kritiſchen belletriſtiſchen Mitarbeitern, die er auszuſpähn wußte, Exemplare ſeiner Werke, und ſpendete in den Briefen ihnen Weihrauch im Uebermaaß. Nun ſind, wie Kenner der Sache behaupten, auch die ſchmähſüchtigſten Rezenſenten für Demüthigung, Lob und Bitten empfänglich, thun dann ein Uebriges, laßen zum wenigſten dann eine Schrift, die ſie außerdem mit Galle würden überfluthet haben, mit einem blauen Auge davon. Die Journaliſten aber, denen Greif durch Meldungen nützlich war, ſtießen aus Erkenntlichkeit für ihn in die Poſaune. Auch knüpfte er mit einigen ihm ähnlichen Federhelden einen Schutz- und Trutzbund, nach welchem ſie einander wechſelſeitig zu rühmen ſich verpflichteten, wo das Asinus asinum fricat denn galt. Immer war es noch dem Greif nicht genug. Deshalb bot er ſich noch unter einem erborgten Namen und anderer Handſchrift wohl ſechs fremden Blättern zum Mitarbeiter an, und hatte nun ein offenes Feld, ſeine Schriften durch Selbſtrezenſionen zum Himmel emporzuheben. Dies las man, und weil der Greif daneben unſern Staatsbeamten mit Kriechereien zu nahen ſuchte, ihren Bedienten, ſelbſt bis auf den Hausknecht herab, ſchmeichelte, gewann er immer mehr Platz. Einige patriotiſche Gedichtlein und Leichtſtädts Zeugniß, durch weſentliche Benachrichtigungen genützt zu haben, machten, daß Seine Durchlaucht ihm den Profeſſortitel gaben, ungeachtet Niemand einſah, was der Greif wohl lehren könne, es müßte denn die Kunſt ſeyn, zu ſcheinen was man nicht iſt. Nachdem ein aus erborgten Phraſen zuſammengeſtoppeltes, ſogenanntes Trauerſpiel von ihm Aufſehn erregt hatte, wurde ihm auch eine Penſion; und nun faßte er den Gedanken, unter Graf Hohlburgs Begünſtigung, in deſſen Ideen er einging und ihm frömmelnde, myſtiſche Geburtstags- und Neujahrsgratulationen, wie andere Schmeicheleien ſandte, es noch bis zum Herzoglichen Hoftheaterdirektor zu bringen. Mit jenem Aufſehn verhielt es ſich inzwiſchen ſo, daß Greif einige Dutzend Trinkbrüder frei ins Theater gebracht hatte, die lärmenden Beifall erheben; und jeden laut werdenden Tadel überſchreien und überklatſchen mußten. Sechs ausſchweifende Lobeserhebungen der Tragödie, worin er Sophokles, Calderon, Shakespear genannt wurde, hatte Greif insgeſammt allein verfertigt. Beſorgte er auf dieſe Weiſe nun ſeinen Lorbeer, wälzte er auf Andere eben ſo giftigen hämiſchen Tadel, ja erſann wohl die nichtswürdigſten Verläumdungen über ſie, und ließ ſie drucken. Es geſchah ſolchen Autoren, die in ſeinen, weniger als mittelmäßigen, Fähigkeiten nicht eine ſtrahlende Genialität erkennen wollten. Namentlich haßte er den Warner, ſeinen überlegnen Geiſt fürchtend, und ſuchte ihm hinterrücks zu ſchaden. Die boshaften Urtheile in fremden Zeitſchriften, über Warners Geiſteserzeugniſſe, hat entweder Greif ſelbſt niedergeſchrieben, oder doch angeſtiftet. Als man Warners Drama im Theater ſo mißhandeln ſah, ſtand auch nur der Greif im Hintergrunde, der ſich mit ſeinen Geſellen verbunden hatte, das Stück auszupfeifen. Weil es denn immer viele junge Leute giebt, die am lärmenden Unfug ſich ergötzen, und da einſtimmen, wo eine Parthei anhebt, ſo pflanzt ſich erhobnes Mißfallen auch leicht fort. Warner ahnte dies Alles, und goß dagegen über die unſinnigen Behauptungen in des Greif Rezenſionen ſeinen Spott. Vielleicht hätte er doch es nicht einmal gethan, weil er es billig unter ſeiner Würde halten konnte, den verächtlichen Menſchen nur in Betracht zu ziehn, allein er wollte auch, wo möglich, verhindern helfen, daß unſere Bühne eine unangemeſſene, und höchſt lächerliche Einrichtung empfinge. Deſto mehr wurde nun der Greif ſein Todtfeind. Die Anzeige über die Erzählung: der Kazik von Libahu, mit einer hämiſchen Auslegung, machte er der Juſtiz; ſonſt dürfte Niemand ſie beachtet haben. Wie Seine Durchlaucht bei dem Allen den Warner begnadigt hatten, und Greif, der Alles auszuſpähn ſucht, erfuhr: Reinert habe ſich verlauten laßen, er wolle dem Fürſten eine mehr populäre Anordnung des Theaterweſens, und eingeborne Leiter deſſelben vorſchlagen, ihm auch bekannt war, daß Reinert den Warner ſchätze, fürchtete er hier einen, durch ſeine Rechnung gezognen, Strich. Denn kam Warner auf Reinerts Empfehlung beim Theater zu einigem Einfluß, konnte Greif allerdings für ſein Machwerk beſorgt werden. Und noch übler, wenn die Bühne fortan nicht mehr unter der geiſtlichen Behörde ſtand. So war der Greif nun bei Warners, wie bei Reinerts Entfernung intereſſirt, und indem er ſich, gleich nach Ankunft des Hofrath Fell — gleichſam aus Wahlverwandtſchaft — mit demſelben vertraut und zu gemeinſchaftlichen Zwecken verbündet hatte, ſchmiedeten Beide nun einen Plan, der Jedem von ihnen zum Vortheil gereichen ſollte.

5. Hofrath Fell.

War einſt Advokat; unterſchlagne Pupillengelder nöthigten ihn, aus ſeinem Vaterlande zu entfliehen. Er kam hieher, und ſuchte bei dem Miniſter Leichtſtädt Gunſt, indem er ihm allerhand Botſchaften über das Ausland mittheilte, und einen Aufſatz über die zweckmäßigſte Einrichtung der geheimen Polizei einreichte. Leichtſtädt nahm ihn als Ausſpäher bei dieſer Polizei an, und indem ſich Fell ziemlich tüchtig in dieſem Amte erwies, machte ihm Jener das Verſprechen weiterer guten Beförderung. Indeß wurde nach dem Frieden die geheime Polizei vernachläßigt, man zog, aus Erſparniß, die Gehalte ihrer Mitglieder ein, und als Leichtſtädt erſt Miniſter war, konnte der Fell nichts mehr erlangen, als daß man ihn beim Juſtizdepartement, für ſchmale Diäten, arbeiten ließ. Oft ſollizitirte er ſchriftlich und mündlich um die geleiſtere Zuſage; der Miniſter dachte indeß ſelbſt, an dem Fell wäre nichts, und fertigte ihn mit leeren Vertröſtungen ab. Nun ſann er auf eine nicht gemeine Liſt, ging zu einer Kupplerin, und verlangte, daß ſie ihm ein ſchönes, noch junges und den Wollüſtlingen nicht bekanntes, gleichwohl ſchon verführtes, Mädchen nachwieſe. Es geſchah: Fell prüfte die Gelehrigkeit der Schönen, fand ſie nach ſeinem Wunſch, und richtete ſie nach dem entworfnen Plane ab. Bei einer neuen Anſuchung ſtellte er dem Miniſter vor: ſeine Frau und Tochter wären ihm nachgekommen, und er deshalb in einer um ſo peinlichern Verlegenheit. Er empfing nichts, Leichtſtädt hatte Andere zu proteggiren, und vergaß über ſeinen Erluſtigungen oft in der nächſten Stunde, was er gelobt hatte. Nun ſandte Fell eines Tages jenes Mädchen, als ſeine vorgegebene Tochter, hin. Die Rolle des Flehens für ihren unglücklichen Vater wurde täuſchend geſpielt, das erkünſtelte Weinen machte die feurigen Augen und blühenden Wangen noch reitzender. Leichtſtädt wurde entbrannt, machte Liebesanträge. Erheuchelte Unſchuld verwarf ſie empört. Des Miniſters Wünſche glühten nur höher auf, er that Verheiſſungen. Man ergab ſich endlich auf den Beding, daß für den Vater geſorgt würde. Nun mußte Leichtſtädt ſchon zu ſeinem Worte ſehn; der Hofrath ſchrieb ihm auch nach einiger Zeit: ſeine Tochter befände ſich geſchwängert, er wolle zum Herzog gehn, und Seine Excellenz als ihren Verführer anklagen. Dahin konnte es der Miniſter nicht kommen laſſen, beſchwichtigte Jenen vor der Hand mit einer Gratification aus der Juſtizkaſſe, und empfahl ihn nach dem Tode des Polizeidirektors, zu dem erledigten Amt. Weil indeß Seine Durchlaucht es dem Reinert zutheilten, glaubte nun der Hofrath gegen ihn eine Mine anlegen, und daneben ſich in den Augen des Fürſten Wichtigkeit verſchaffen zu müſſen, damit Leichtſtädts Empfehlung nicht abermal ſcheiterte. Daß er auf ſein Mitwirken zählen durfte, erleichterte das Vorhaben, über das er nun mit Greif — Par nobile fratrum — ſich näher beſprach. Sie hatten Unteragenten aus ihrem ehemaligen Verhältniß bei der geheimen Polizei, verſchmitzte Lohnlakeien, kleine Hauſirer und manches lüderliche Geſindel noch zur Hand, das für Geld und Verſprechungen that was man wollte. Etliche Subjekte darunter hatten eine vorzügliche Brauchbarkeit, indem ſie wohl ſchweigen mußten. Einem war nachzuweiſen, daß er gegen Bezahlung vor Gericht zwei falſche Eide abgelegt, und, ſich durch jene Werkzeuge mühend, einige der verübten Einbruchdiebſtähle auszumitteln, gelang es dem Hofrath. Er ließ jedoch etliche von den Schelmen kommen, und ſagte ihnen: Es ſteht bei mir, euch lebelang in die Karre zu bringen; wollt ihr jedoch mein Verlangen erfüllen, und keine Silbe davon über die Zunge ſpringen laßen, ſoll eure Unthat auch ewig verſchwiegen bleiben. Es leuchtet ein, daß ſie Alles zuwilligen mußten.

Dieſe Kerle empfingen nun den Auftrag, heruntergekommene, leichtſinnige Fabrikanten aufzuwiegeln, und beim Trunk einfältige Tröpfe zu bereden, daß ſie um Arbeit und verminderten Brotpreis vor dem Hauſe des Miniſter Haßler ſchrieen. So war jener abendliche Tumult angeordnet, den meiſtens betrunken Gemachte vollzogen. Die armen Verleiteten kamen hernach in Haft, ihre eigentlichen Aufhetzer mußten dagegen ſich zeitig aus dem Staube machen. Das Schmählibell hatte der Profeſſor Greif geſchrieben, und konnte es um ſo mehr, da er ſeine Handſchrift ungemein zu entſtellen weiß, der Hofrath Fell heftete es dagegen an Seiner Durchlaucht Palais. Hinſichtlich des Warner ließ Greif bei einem armen Kupferſtecher jenes Blatt fertigen, ohne ihm die eigentliche Deutung zu vertraun. Und Fell ſchlich Abends in Warners Behauſung, öffnete mit Dietrichen Thüre und Koffer, und legte Platte und Exemplare an den Ort, wo ihn die Polizeibeamten finden ſollten. Es war ſchon gekartet, daß noch an demſelben Abend die Nachſuchung erfolgte, ehe Warner heimkehrte.

6. Bankier Schmuggel.

Hat man eben zwei ungemein ränkevolle Menſchen entlarvt, ſo iſt dennoch zu bemerken: daß ſie, in weitausſehenden, vielumfaſſenden Entwürfen, der Bankier Schmuggel noch übertrifft; wenn dieſe Entwürfe ſchon nicht ſo boshaft ſeyn mochten, obwohl auch Tauſenden ſchädlich genug. Auch bediente er ſich des Greif und Fell, für ihn zu ſchreiben, zu ſpähn; und beſonders war Jener dienſtwillig, der auch das fremde Zeitungsinſerat, welches dem Heilger beim Fürſten ſo nützte, beſorgt hat. Schmuggel iſt der Sohn eines reichen Mannes, der viele große Entrepriſen an ſich zu bringen, und ſo Hunderttauſende zu gewinnen verſtand. Der Apfel iſt nicht weit vom Stamm gefallen. Es würde zu vielen Raum einnehmen, wenn man alle ſeine höchſt verſchlagene Maasregeln aufzählen wollte, mittelſt derer er alle Miniſter, alle Beamte der Landeskollegien, wo er etwas nachſucht, bis auf die gemeinſten Schreiber hinab, für ſich zu ſtimmen weiß. Er hatte im Kriege alle Nachrichten zuerſt, oft früher als ſie Eilboten brachten, und hing mit Freund und Feind zuſammen. Er wußte hier und anderer Orten zu erfahren, was die Regierungen über die Staatspapiere verfügen wollten, kaufte oder veräußerte danach mit eben ſo vieler Sicherheit, als Andere nun offenbar doch betrogen wurden. Bei ſeinen Lieferungen übertheuerte er unverſchämt an einer Seite, die Unteragenten und Arbeiter ſchrien Ach und Weh über ihn, und dennoch verſtand er es, vortheilhafte Contrakte, mit einem zugemachten Auge durchſehene Rechnungen, und am Ende noch Lob ſeiner Uneigennützigkeit zu erlangen. Dem Miniſter Leichtſtädt giebt er luculliſche Schmauſereien und Jagdparthien, den Grafen Hohlburg blendete er durch ſeinen frommen Uebertritt zum Chriſtenthum. General Trägau iſt in der That unbeſtechlich, aber ſeine Gemahlin hat ein beſondres Wohlgefallen an niedlichem Porzellan und Silbergeräth. Mit Haßlers Uneigennützigkeit ſoll es eben ſo gar lauter nicht ſtehen, doch will er mit Zartgefühl behandelt ſeyn. Bisweilen gewinnt er ſeinen vielen Arbeiten doch ein Erholungsſtündchen ab, dann ſpielt er eine Parthie Piquet mit dem Bankier, ſo wie die Miniſterin ein Boſton, und dergleichen, mit ſeiner Ehehälfte. Seltſam, daß Herr und Frau Schmuggel jederzeit ein ausnehmendes Unglück haben; Jener wettete ſogar neulich mit Haßler über einen Gegenſtand um Hundert Carolinen, und verlor. Auch beſorgt er dem Miniſter Pferde, Wagen, Mobilien, und wirklich um einen billigen Preis.

Zeigt es ſich nun da: oft müſſe der arme Schmuggel gar ſehr bluten, ſo iſt doch wieder nicht zu bezweifeln, daß er ſeinen Schaden wohl einholt, wenn man auch nicht entdeckt, wo und wie. Vielleicht hat er auch bei manchen Geldgeſchäften der Regierung die Hand verborgen im Spiel.

Den feinſten Streich übte er jedoch neulich aus, wie er das große Monopol ſuchte, woran er ohne Zweifel Hunderttauſende gewinnen muß. Trotz allen ſonſt ſchlau gebahnten Wegen, fürchtete er noch den Einſpruch des Kabinetsraths, dem Monopole verhaßt ſind. Dem ehrlichen Mann iſt nicht beizukommen, Schmuggel wußte es, auch daß er platterdings kein Einmengen ſeiner Gattin duldet; ja, wenn ſie doch einmal für Jemand eine Bitte laut macht, Argwohn hegt, und aus überpünktlicher Gewiſſenhaftigkeit grade von dem das Gegentheil thut, was Jene empfahl. So machte ſich der Bankier erſt liſtig die Kabinetsräthin abgeneigt, indem er einen Ball veranſtaltete, wozu er alle elegante Welt einlud, ſie dagegen ausließ. Demnächſt ſchickte er einen andern Wechsler, in deſſen Geſchäften er Summen hat, und der ihm mancherlei Heimliches beſorgt, zur Kabinetsräthin, der ſie angelegentlich bitten mußte, ihm einen Alleinhandel zu bewirken, die Abſicht des Schmuggel jedoch zu hintertreiben. Madame war aigrirt, und that diesmal, was man verlangte. Nun aber ſprach indeß auch ihr Gatte für den Bankier, als Seine Durchlaucht ihn um ſeine Meinung fragten.

Ich glaube den erſten Abſchnitt meiner Wette nicht verloren zu haben. Trägt ein Individuum unter den Sechſen keine Beinkleider, ſchadet es wohl der Zuſage nicht; ich gab dafür noch einen Anhang.

Beim nächſten Abſchnitt darf ich mich kürzer faßen, weil ein Theil meines zweiten wahren Gemäldes im erſten ſchon enthalten iſt.

Zweiter Abſchnitt.

Perſonen, welche ſeit vier Wochen im Herzogthum harte Ungerechtigkeit erfuhren.

1. Fräulein Juliane von Wundenfeld.

Ihr gereichte zum Vorwurf, nicht mildthätig zu ſeyn, und dennoch ihr Verhältniß wenig zu beobachten, da ſie beinahe dürftig gekleidet erſchien.

Sie unterſtützte von ihrem Einkommen die blutarme, neulich vom Schlag getroffene, Mutter. Auch wollte ſie ſo viel erſparen, daß ſie einige Schulden, die ihr Vater noch außer den hypothekariſchen nachgelaßen, bezahlen könnte.

Es hieß: ſie zeige beim Gottesdienſt wenig Andacht und Rührung.

Sie bewahrt ächte Frömmigkeit im Herzen, erhebt dies Herz innig zum höchſten Weſen, iſt aber nicht verſchlagen genug, heuchelnde Thränen zu erkünſteln. Gegen das viel weinende Fräulein Tugendreich von Schmatz, und die ſo oft in Rührung zerfließende ältere Hofdame, iſt Juliane eine Suſanna, eine Lucretia.

Man ſagte ihr nach, Liebſchaften zu unterhalten. Von einer Mehrheit konnte allein die niederträchtigſte Verläumdung reden, doch ſchlug ihr Herz allerdings für einen wackern, trefflichen jungen Mann, mit welchem Juliane ſich zu verheirathen dachte. In ſofern er gleichwohl nicht adlichen Herkommens war, mußte ſie am Hofe das ſchon geheim halten, Mißbilligungen zu entfliehn. Litten einſt die Umſtände ihre Vermählung, wollte ſie die Entlaſſung nachſuchen, und mochten die Höflinge dann urtheilen, wie es ihnen beliebte.

Ihr Vater hatte den jungen Sollner zu ſeinem Adjutanten genommen, gewann ihn um ſo mehr lieb, hatte ihm ſo größere Verbindlichkeiten, als ihm Sollner, bei einem feindlichen nächtlichen Ueberfall, durch ſeinen zeitigen tapfern Beiſtand, das Leben rettete. Einſt ſandte ihn der Oberſt in Regimentsgeſchäften nach der Hauptſtadt, wo er auch Briefe an die Familie übergab. Aus dieſen erſehend, was Jener ihrem Vater gethan, überhäufte ihn Juliane mit gar vielem herzigen Dank, und rührenden Lobſprüchen. Juliane iſt ſchön, Sollner war jung, feurig, es darf nicht befremden, wenn das Mädchen einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Nach ſeiner Rückkunft beim Heer ſchien ſeine Gemüthsweiſe verändert, auf der bleichen Wange zeigte ſich eine ſtille Trauer. Der Oberſt nahm es wahr, forſchte um den Grund; er ward ihm nicht eingeſtanden. In ſofern Jener indeß häufig um ſeine Tochter fragte, der Adjutant dann erröthete, und verwirrte, ſtammelnde Antworten gab, ließ ſchon ſich ahnen, was vorgegangen ſei. Der Oberſt ſagte es nun dem Jüngling auf den Kopf zu, bemerkte aber auch, wie er den Retter ſeines Lebens gern zum Eidam annehmen würde, ſo bald der Friede und die übrigen Verhältniſſe eine Heirath zugäben. Doppelt eifrig betrug ſich nun der Adjutant, ſich deſſen werth zu machen, worin er dem höchſten Glück ſeines Lebens entgegen ſah. Jener ſchrieb auch an ſeine Tochter, und ſagte in dem Briefe: Sollner habe ſelbſt gethan, wobei Andre ſich auf die Ahnen beriefen, ſei ein Edelmann im ächteſten Sinn des Begriffs. Nach ihrer Antwort erlaubte er auch ſeinem Adjutanten an Julianen und ihre Mutter zu ſchreiben; denn es hatte ſich bereits erwieſen, daß er auch dem Mädchen einſt Liebe entflammt. Einige Zeit darauf ward der Oberſt tödlich verwundet, konnte gleichwohl noch einige Briefe fertigen, und empfahl Seiner Durchlaucht ſeine Familie ſowohl, als auch — wie er nach ſtrengſter Pflicht und Wahrheit es durfte — ſeinen Adjutanten. Es hatte den Erfolg, daß Sollner beim Leibdragonerregiment als Rittmeiſter angeſtellt, und Juliane, als ſich eine Erledigung fand, zur Hofdame ernannt wurde. Jenen beſchwur der Oberſt noch auf dem Todtbette, ſeiner unverſorgten Gattin auf alle ihm mögliche Weiſe beizuſtehn. Sollner that es redlich, gerieth darüber indeß um ſo eher in einige Schulden, als ihm die neue Equipirung bei den Leibdragonern anſehnliche Koſten verurſacht hatte.

Bisweilen, doch ſelten nur, ſchrieb er Julianen, und vertraute Niemanden ſeine Beziehung zu ihr. Doch als er einer Eskadron entgegen ſah, meldete er es der Geliebten, unterzeichnete jedoch nur den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens und machte das ganze Verhältniß wenig deutlich, weil es Juliane, die ſich umſtellt hielt, ſo verlangte. Wie er ſich mit dem Saviaski ſchlagen wollte, bat er Julianen indeß dringend, ſie noch einmal ſprechen zu dürfen, weil es das letztemal ſeyn könnte. Nun beſchied ſie ihn am Abend in den Schloßhof. Das und jener, Ihro

Durchlaucht der Herzogin vorgewieſene Brief, machte ihr Unglück. Ich werde noch ſpäterhin des armen Mädchens denken, das nicht allein hinausgeſtoßen wurde, ſondern auch nun durch ſchmähſüchtige Zungen in den nachtheiligſten Ruf kam.

2. Kandidat Treumann.

Es iſt eine Lüge, daß er ſeiner Heterodoxie willen kein Predigtamt erhalten habe; Empfohlne von Conſiſtorialräthen und Kirchenpatronen, vertraten ihm Allenthalben den Weg. Als er jedoch einmal ſich einem ausſchweifenden Trunkenbold nachgeſetzt ſah, deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, die nicht mehr gefallende Beiſchläferin eines vornehmen Mannes heirathen zu wollen; da ſchrieb Jener an das Conſiſtorium, und beſchwerte ſich mit einiger Bitterkeit. Nun hatte er ſich mächtige Feinde geweckt, man verketzerte eine von ihm herausgegebene religiöſe Schrift, ungeachtet ſie ſtrebt, die lauterſte Moral, wie Chriſtus ſie vortrug, gültig zu machen, aber mit lächerlichem Aberglauben ſich nicht bemengt; und Treumann durfte im Herzogthum keine Beförderung mehr hoffen.

Er gründete nun ſeine Erziehungsanſtalt, indem er Gelegenheit fand, ein Mädchen mit einigem Vermögen zu heirathen. Wie er dabei verfolgt wurde, ging bereits aus Heilgers Schilderung hervor.

Mit ſeiner Weigerung, in den Krieg zu ziehn, hatte es folgende Bewandniß. Er ſagte: Ein Theolog darf mit eignen Händen kein Blut vergießen, doch will ich als Feldprediger dem Heere folgen; man ſoll mich nicht feige ſehn, wo es gilt mitten im Kanonendonner die Krieger zu ermuntern, oder Sterbenden in der Schlacht Troſt einzuſprechen. Man wollte ihn aber nicht zum Prediger ernennen, und ſchwärzte ihn als einen ſchlechtgeſinnten Patrioten an.

Die Anſtalt iſt aufgehoben, das Vermögen ſeiner ſchwangern Frau dahin, er ſitzt im Gefängniß.

3. Sattler Still.

Weil im letzten Kriege Schmuggel Riemenzeug lieferte, das in den nächſten Tagen ſchon unbrauchbar ward, leitete es der Oberſt Wundenfeld ein, die Reuterei mindeſtens ſo mit Zäumen und Sätteln zu verſehn, daß man nicht beſorgen durfte, Alles daran würde im Kampf reißen. Der Sattler Still war ihm als ein fleißiger, redlicher Mann bekannt, der auch vermögend genug ſei, die Auslagen bei einer Lieferung zu beſtreiten. Er brachte ihn dem General Trägau in Vorſchlag. Dieſer willigte ein. In ſofern er Allenthalben gern auf Erſparniſſe eingeht, dem Fürſten ſich dadurch beliebt zu machen, wollte er mit dem Sattler keinen andern Vertrag abſchließen, als den vorigen. Er ſagte: um Schmuggels Preis, wobei er doch beſtanden, müſſe Still auch liefern können. Schmuggel hatte jedoch untüchtige Arbeit anfertigen laßen, und die Kunſt verſtanden, für Hundert Sättel Hundertundfunfzig bezahlt zu erhalten. Beredtheit war Stills Sache nicht; es hatte ihm geſchmeichelt ſich berufen zu ſehn, er wollte nichts gewinnen ſelbſt Einiges verlieren, wenn er als treuer Unterthan der allgemeinen Sache durch gute Arbeit nützen könnte. Allein er ſah bald, wie er ſich verrechnet hatte, und litt bei den erſten Ablieferungen einen weit empfindlichern Schaden, als er ſich es vorgeſtellt. Er bat um Erhöhung des Preiſes, und lieferte fort, Summen über Summen aufnehmend; denn wollte er Zahlung, war nimmer Geld in den Kaſſen; liquidirte Schmuggel, fehlte es nie daran. Seine Bitte um Erhöhung ward abgewieſen, man berief ſich auf den Vertrag. Zuletzt ſpielte ihm der Bankier noch einen argen Streich, indem er alles Leder in der Hauptſtadt und Umgegend aufkaufen ließ. Nun konnte Still es nicht mehr um doppelten Preis in gnügender Menge erhalten, und blieb deshalb mit einer zugeſagten Ablieferung im Rückſtand. Gleich nahm man ihm das Geſchäft wieder ab, es kam in Schmuggels Hand zurück; Still mußte ihm ſeine noch übrigen Vorräthe um ein Spottgeld hingeben. Nach dem Kriege lief er Jahrelang um die noch ihm zuſtehenden Forderungen. Sich die Miniſter geneigt, ſich bei Seiner Durchlaucht empfohlen zu machen, verſtand der ſchlichte Bürger nicht. Endlich drängten ihn ſeine Gläubiger zu ſehr; arme Mitmeiſter, die Arbeitslohn an ihn zu fordern hatten, befriedigte er vorlängſt, indem er neue Summen zu dem Ende aufnahm und verzinſte. Deſto größer ſeine Verlegenheit. Miniſter Haßler bot ihm Papiere an, die über dreißig vom Hundert einbüßten, der Fürſt remittirte ſeine Klage; er mußte die Papiere nehmen, und war ein mehr als zu Grunde gerichteter Mann. Denn nicht allein, daß ſeine drei Häuſer in fremde Hand übergegangen ſind, manche nicht befriedigte Gläubiger vermutheten auch noch gehehlte Summen bei ihm, und ließen ihn in den Schuldthurm werfen, wo der redliche Mann nun ſchmachtet, und lange noch ſchmachten wird, dafern es, wie bisher, keine Gerechtigkeit für ihn im Lande giebt.

4. Schriftſteller Warner.

Er iſt aus Greifs Schilderung gnügend charakteriſirt. Ein heller Kopf, fleißig um Erwerb von Kenntniſſen bemüht, einfach, redlich. Seine Vaterlandsliebe iſt ihm doch eher zu glauben als hergelaufenen Fremdlingen; er muß doch einen herzlichen Antheil an unſerm Gemeinweſen nehmen, da er ſo viel über ſeinen Nutzen denkt und ſchreibt, ja, wie ein Märtyrer ſich Verfolgungen preisgiebt. Seine unbeſtechliche Wahrheitsliebe macht ihn zum ewigen Feind alles erborgten Scheins, aller Heuchelei und Schmeichelei, und wenn er gegen Trug und Wahn kämpft, ſcheint er freilich bitter; wen ſollten aber auch nicht ſo liebloſe Angriffe, wie er, oder vielmehr ſeine Göttin, die Wahrheit, ſie von Tartüffen unſerer Zeit, lächerlichen Myſtifern, niederträchtigen Rezenſenten u. ſ. w. zu leiden hatte, erbittern?

Eigenſucht kann ſeine Liebe zum Fürſten und den Mitbürgern doch nicht ſeyn. Ihm ward ja im Gemeinweſen nichts als Zurückſetzung; er hatte nur zu fürchten, nichts zu hoffen.

Seltſam übrigens, daß ihm gar wohl bekannt iſt, wie man die Glücksgöttin ereilen, wie man — wenn der Ausdruck geſtattet iſt — unſern Miniſtern insgeſammt die längſten Naſen drehn, und es dahin bringen kann, daß ſie, mit den von ihnen gelenkten Autoritäten und Corporationen, am Thron empfehlen und loben müſſen, wie man nur will, und demungeachtet ſolche Wege nie einſchlug. Die Wahrheitsgöttin zog er immer noch der Glücksgöttin vor.

Deshalb ſchwur ihm Letztere auch die volle Rache eines beleidigten Weibes. Im Barmherzigkeitsſpital ſitzt nun der Wahrheitliebende, mit ſechs Raſenden zuſammen eingeſperrt. Verſucht er zu entfliehn, legt man ihm Ketten an, oder einen ſogenannten Zwingſack, worin er nicht Arme nicht Beine zu regen vermag. Täglich ſetzt man ihn in eine Wanne, und ſtürzt ihm aus einer Höhe von zwölf Schuh ein Dutzend Eimer kaltes Waſſer über den Kopf. Mag dies zuweilen Tolle heilen, ſo leuchtet auch ein, daß es ziemlich geeignet iſt, Vernünftige toll zu machen.

5. Polizeidirektor Reinert.

Nachdem Hofrath Fell und ſeine Gehülfen beſchrieben ſind, iſt es überflüßig, noch über Reinert etwas zu ſagen.

Mit einer Frau und ſieben Kindern iſt er nun ſo gut wie am Bettelſtab, und für ihn dürfte wohl nie ein Jahrgeld ſich erledigen.

6. Rittmeiſter Sollner.

Dieſer junge Mann von Genie ließ da ſich wenig ſehn, wo man Freunde erwirbt, an Wirthstafeln, bei der Flaſche u. ſ. w. kein Wunder alſo, daß er eben keine Freunde zählte. Bürgerlichen Standes, und bei den Leibdragonern, hätte er unter ſeinen Kameraden, auch danach ſuchend, deren ſo leicht nicht gefunden.

Doch wonach er ſuchte, und was er oft fand, taugte ihm nun gar nicht. Er ſann auf neue Ideen, Verbeſſerungen, Erfindungen. Hätte er ſich umgeſehn, würde ihm nicht entgangen ſeyn, daß von Allen, die im Herzogthume Glück machten, nicht Einer es neuen Ideen zu verdanken hat. Schier iſt nicht eine neue Idee hier ſeit Menſchendenken erſonnen; Alles Nachahmung. Von Genialität reden zwar ſelbſt die Kanzelliſten, und vermeinen davon durchdrungen zu ſeyn, aber ſie beſteht immer in einem Hörenſagen, höchſtens in Noten zu einem Text, oder in einem variirten Thema, das in der Statiſtik etwa heißt: Adam Smith, Thaer, Luden ſagt; in der Politik: Görres, Hornthal, Benzenberg ſagt; in der Aeſthetik: Schlegel ſagt, Tiek ſagt u. ſ. w. Nur im Heere will man keine Verbeſſerungen, ſondern, nachdem genug umwandelt iſt, einmal wieder Stabilität, ja man läßt dort nicht einmal Jemanden etwas ſagen, da man nicht recht weiß, wen, als etwa den General Trägau, der aber nicht viel ſagt.

Trägau iſt in der That ein ehrlicher Mann, doch viele Arbeit nicht ſein Geſchmack. Sind die gewöhnlichen Seſſionsſtunden — in denen es bisweilen zu einem Schläfchen kömmt — vorüber, eilt er gern dem far niente in den Arm. Wer ihm nun außergewöhnliche Arbeit noch auflaſtet, kann ihm unmöglich gefallen. Weil die Unterbehörden gern Eins und das Andere vom Oberhaupt nachahmen, geht es beim corps de genie auf eine ähnliche Weiſe zu.

Das Wort Erfindungen entrüſtet zumal. Sie genau zu unterſuchen, würde gar viele Zeit koſten, man hat deren ſchon ſo viele bei der Arbeit einzubüßen, behält ſo wenige zu den Ergötzlichkeiten übrig. Erfindungen zu prüfen koſtet auch Geld; das mag der Miniſter nicht anweiſen, lieber am Jahresſchluß mit erſparten Summen gefallen. Zudem würde noch das corps de genie eben nicht glänzen, wenn es Erfindungen annähme. Denn man könnte ſagen: zum erfinden gehört Genie; wie kömmt es, daß nicht das corps de genie ſich ſelbſt damit bemüht, und es Andern überläßt?

So mag es denn wenig befremden, wenn man am kürzeſten und räthlichſten findet, derlei gleich abzuweiſen. In ſofern dem Sollner jedoch manche Einwendungen nicht recht einleuchteten, weil ſie ihm ein wenig abſurd vorkamen, mochte es auch nicht befremden, wenn man ihn hier um ſo weniger lobte. Allenfalls zeigte man ja, daß man auch loben könne, z. B. an dem künftigen Schwiegerſohn des Miniſters. Freilich nöthigte deſſen Eingabe auch keine zeitraubende Prüfung ab.

Wie es dem Sollner bei dem Zweikampf erging, habe ich berührt, doch ſei noch angemerkt: daß Trägau zwar redlich handelt, es aber auch nicht unredlich findet, einem künftigen Tochtermann fortzuhelfen, namentlich, wenn es den Anſchein hat, die Armee mache an ihm eine brillante Aquiſition. Die Pflicht kann da zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen.

Ich melde weiter, und mit einigem Schaudern, was ſich ereignete. Die Oberſtin Wundenfeld traf ein zweiter Schlagfluß, vielleicht aus Gram über die Tochter und Sollner. Jene ſtarb, Sollner war kaſſirt, ſeine Heirath unmöglich. Julianen hatte Schmerz der Liebe und nun Schmerz um die Mutter zu Boden geworfen; daneben ihr gekränktes Ehrgefühl, weil man, nach ihrer Verſtoßung vom Hofe, den guten Namen der Sittſamen ſchmählich befleckte. Beiden Liebenden gab Verzweiflung den Gedanken ein: um Mitternacht auf dem Grabe der Mutter ſich zu tödten. Jeder Theil wollte dem andern die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, ſo ſtarb man von geliebter Hand.

Meine Späher hinterbrachten mir ſogar dies Vorhaben. Sie hatten eine Magd im Hauſe der Wundenfeld vermocht, Sollners Briefe zu ſuchen und ihnen zu zeigen.

Ich wickelte mich in den Mantel, folgte um die beraumte Stunde den Unglücklichen, fand ſie am Thor des Kirchhofs, zwei Piſtolen in Sollners Taſche. Zurück, rief ich, vielleicht wird noch Alles gut. Doch wird Ihnen keine neue Anſtellung, Rittmeiſter, gebe ich Ihnen jährlich Tauſend Thaler, und ſtatte Ihre Braut aus.

Mein Bericht iſt zu Ende, und ich denke —

Hier unterbrach ihn der Herzog, auf deſſen Angeſicht über dem Leſen oft die Farbe gewechſelt hatte. Doch ſchien er zugleich ungemein empfindlich. Niemand verliert eine Wette gern; aber hören, wie arg man getäuſcht und hintergangen worden, iſt einem Privatmann ſchon gewaltig verdrießlich, um wie viel mehr einem regierenden Fürſten.

Etwas leiſe, doch ſehr geſpannt und ſchneidend, fiel er dem Prinzen in die Rede: So was läßt ſich hinſchreiben — es giebt ſinnreich erfundene Romane —

Hier ſind die Belege, rief der Prinz, auch ein wenig empfindlich; ſie mögen in Ihr Durchlaucht Händen bleiben; laßen Sie nah und fern aufs Genauſte um ihre Aechtheit und Wahrheit forſchen.

Er empfahl ſich.

Acht Tage lang ſprach der Fürſt kein Wort mit Prinz Stephan, und ſeine Begrüßungen waren ziemlich fremd und kühl. Dann ließ er jedoch unvermuthet den Prinzen rufen, trat ihm mit Offenheit, und das edle Herz im vollen Blick, entgegen. Achſelzückend hob er an: Wie ſind die Menſchen! Aber kann ich genauer, kann ich mehr um Gerechtigkeit bemüht ſeyn?

Ohne Jenen zu Wort zu laßen, fuhr er fort: Ich habe aufgeſetzt, was hier zu thun ſeyn wird. Zu ſehr will ich meine Miniſter nicht komprommittiren; ich müßte ſie verabſchieden; wo nähme ich beſſere her?

Frau von Schmatz und Fräulein Tugendreich packen ſich aus der Stadt.

Saviaski hat den Abſchied. Er verdiente Caſſation, der Verfälſchungen halber; Trägaus willen sei es am Abſchied genug.

Treumann iſt Prinzenhofmeiſter, und hat die Aufſicht über alles Schulweſen in der Reſidenz. Heilger, weil ich ihn doch einmal in jenem Amte angeſtellt hatte, mag ein Jahrgeld beziehn, doch es außerhalb Landes verzehren.

Greif und Fell werden ſogleich über die Gränze gebracht. Ihre empörenden Bubenſtücke hätten Staubbeſen und Karre verdient, allein ich muß Hohlburg und Leichtſtädt ſchonen, deren Verfahren bei einer Unterſuchung in einem zu üblen Licht daſtände.

Der alte Theaterdirektor iſt wieder eingeſetzt, Reinert auch, und empfängt eine Gehaltzulage.

Schmuggels zugeſagtes Monopol bleibt, doch mit dem Beding, daß er dem Sattler Still allen verurſachten Schaden doppelt erſetze. Auch ſoll dieſer nachgezahlt erhalten, was er an den Papieren verlor; auch das bürgerliche Ehrenzeichen werde ihm verliehn. Ich weiß, daß Herr Schmuggel auch verdient hätte, über die Gränze gebracht zu werden, doch – eine Million behält man gern im Lande. Es thut übrigens wirklich Noth, arbeitloſe Menſchen zu nähren. Damit Schmuggel jedoch wirklich nähre, ſei ihm ein Aufſeher geſtellt, der von Zeit zu Zeit in ſeinen Fabriken zum Rechten ſieht. Ich erſuche Ihr Liebden, es zu ſeyn, und einige Untergeordnete ernennen zu wollen.

Nun weiß ich nichts mehr, und danke Ihnen herzlich. – Doch eine Frage noch. Wie würden Sie an meiner Stelle es anfangen, um öfter als zeither die Wahrheit an Ihrem Throne zu ſehn?

Ihr Durchlaucht, entgegnete Prinz Stephan, ich würde oft ſo einen Wahrheitscontrolleur ins Kabinet rufen, und ihn wechſeln. Doch häufig auch ſelbſt forſchen, Leute aus allerlei Ständen um das fragen, was mir zu wiſſen nöthig ſchien. Ich glaube, daß ich ſelbſt den Gebrauch der alten Khalifen von Bagdad zuweilen nachahmen, und verkleidet dieſen und jenen öffentlichen Ort beſuchen würde. Auch ſehe ich nicht ein, daß ich nicht eine Art Hofnarren um mich duldete, und ihn zur offenſten Wahrheit berechtigte. Vor allem aber noch würde ich ſelten mir empfohlne Schriften leſen, doch ſolche, wovon man übel redet, am meiſten verbotne. Das Geſetz: du ſollſt nicht ſtehlen, dehnte ich bei meinen Beamten auch auf gute Namen aus, und einem anderen: du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten, hinge ich noch ein für deinen Nächſten an, und ſtrafte die Uebertreter mit Beiſpiel gebender Strenge.

Läßt ſich Alles hören, ſagte der Herzog; und ich werde es in Bedenken nehmen. Sollte aber nicht eine ſtändiſche Verfaſſung, auch vom Zeitgeiſt ſo laut angeprieſen, eine Führerin ſeyn, an deren Hand die Wahrheit leicht zum Thron käme?

Prinz Stephan erwiederte: Dann wird die Piramide Oben ſtumpf, tiefer Unten verderben viel Köche den Brei. Sophismen und verſchiedene Meinungen laufen ein, entſtellen die Wahrheit auch. Partheien bleiben unausweichlich, und nicht immer iſt ein Menejus Agrippa zur Hand, der ſie friedlich ausſöhnte. Lieber das Weſen der Souveränetät in ſich vervolkommnet, damit ſich der unüberſehbare Vortheil der Einheit erhalte; ſo iſt mein Rath. Der Fürſt drückte ihm die Hand, und Prinz Stephan hob wieder an: Doch — Ihr Durchlaucht haben noch Einige vergeſſen. — Den unglücklichen Warner —

Jener ſchlug ſich an die Stirn. Augenblicklich ſei er aus dem Irrenhauſe entlaßen, rief er, und — ihm ſoll gelegentlich noch eine Penſion werden. Nur iſt der Fond klein, namhaft kann ſie mithin nicht ausfallen.

Immer ungemein viel. Ein Eingeborner, ein privatiſirender Schriftſteller, den man ſogar beſchuldigte, gegen den Fürſten geſchrieben zu haben; wiewohl Niemand eigentlich ſo wahr und treumeinend *für ihn* die Feder ergriff.

Zufrieden empfahl ſich der Prinz und ſagte noch in der Thüre: Sollner und Julianen nehm ich auf mich.

Indem trat die Herzogin aber ein, gefolgt von dem Rittmeiſter und dem Fräulein. Ich that der Ehre dieſes guten Mädchens weh, fing ſie an, eine Mitgift aus meiner Chatulle vergüte es.

Sollner hat die Eskadron, rief der Herzog, und ſei geadelt. Die Hochzeit werde am Hofe gefeiert.

Ende.